# Beilage

zur

# Allgemeinen Zeitung.

Juli, August, September 1901.

München.

Verlag der Allgemeinen Zeitung

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Jahrgang 1901. München, Montag, 1. Juli. Nummer 147.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Die Centenarfeier für Vincenzo Gioberti.

Von Franz Xaver Kraus.

I.

Im verflossenen April hat man in Italien, vorab in Turin, den Tag gefeiert, an welchem zum hundertstenmale Vincenzo Gioberti's Geburtstag uns wiederkehrte. Man kann nicht behaupten, daß die bei diesem Anlaß gehaltenen Konferenzen und akademischen Vereinigungen den Charakter einer großen Nationalfeier gehabt hätten. Wer indessen Zeuge der Gleichgültigkeit und fast eisigen Kälte war, mit der vor zwei Jahren die Erinnerung an den Erlaß des Statuto begangen wurde, konnte sich darüber nicht wundern und mußte sich mit der Theilnahme der nationalgesinnten „besseren“ Stände zufrieden geben.

Und auch diese war nicht ganz allgemein, auch ganz abgesehen von den haßerfüllten Demonstrationen derer, welchen Gioberti's Name selbstverständlich und standesgemäß unverdaulich im Magen liegt.

Allgemein überrascht war man von dem Einspruch, den der alte Francesco Crispi gegen die Gioberti-Feier erhob. Er erklärte in der „Patria“, man dürfe Gioberti nicht als einen Vorkämpfer der Einheit und Freiheit Italiens feiern, denn er selbst sei stets „Autoritarier“ von Natur gewesen und er habe, nach der unglücklichen Schlacht von Novara, Pinelli den Rath gegeben, die konstitutionellen Freiheiten zu suspendiren. Für die Authentizität dieser Rathschläge berief sich Crispi auf das Zeugniß Mazzini's und dasjenige Mauro Macchi's, welcher die Widersprüche in der Politik Gioberti's für immer aufgedeckt habe („Le Contraddizioni di Gioberti“[1]) und „La Politica di Gioberti“). Eine Reihe gewichtiger Stimmen erhob sich gegen diese Beschuldigungen. Der ehrwürdige Professor Alessandro d'Ancona in Pisa protestirte gegen eine Beweisführung, die sich nur auf das Zeugniß der Feinde Gioberti's berufen konnte und welche sich nicht herbeiließ aber nicht imstande war, das belastende Aktenstück, Gioberti's unedirten Brief an Pinelli, vorzulegen.[2]) Sowohl d'Ancona wie der pseudonyme Kritiker in der „Perseveranza“ vom 14. Mai ermangelten nicht, darauf hinzuweisen, daß jedes Wort der Crispi'schen Anklage durch Gioberti's „Primato“ und „Rinnovamento“ widerlegt wird, und man nur annehmen könne, daß Crispi diese Werke niemals gelesen habe.

Diese Stimme Crispi's ist in der That nur das Echo einer längst dahingegangenen Zeit, in welcher der spätere Ministerpräsident Italiens selbst ganz in den Wassern der Mazzini'schen Politik schwamm. Er war natürlich ein Gegner Gioberti's, und es ist ebenso bekannt, daß ihm Cavour ob dieser seiner engen Verbindung mit dem großen Verschwörer niemals sein Vertrauen geschenkt hat. Zur Sache ist übrigens doch zu sagen, daß man kein Feind der Verfassung und der Freiheit zu sein brauchte, um unter Umständen, wie die Schlacht von Novara sie mit sich brachte, eine vorübergehende Suspension der konstitutionellen Garantien zur Rettung des Staates nothwendig zu erachten; ein Mann wie Crispi sollte das einsehen, da er selbst seinerzeit mit den Anarchisten nicht gespaßt hat und es hinlänglich bekannt ist, daß er sich in seinem letzten Ministerium ernstlich mit der Frage einer Beschneidung des fast allgemeinen Stimmrechts beschäftigt hat. Aber die literarisch-kritische Seite war nie die Stärke dieses praktisch so starken und rücksichtslosen Staatsmannes.[3])

Aber auch von einer anderen Seite ist die Centenarfeier für den Turiner Staatsmann und Philosophen bitter verklagt und angegriffen worden. Ein Aufsatz der „Rassegna nazionale“ (1. März 1901, 173 ff.) hatte den höchsten Zorn der „Civiltà cattolica“ erregt. Es war selbstverständlich, daß sie ihn sobald als möglich und so heftig als möglich ausließ („Civiltà cattolica“, 6. April 1901, Quaderno 1219, S. 5 ff.): hat doch der Verfasser des „Gesuita moderno“ ein unverjährbares Recht auf den Haß dieser Gesellschaft.

Es lohnt sich nicht der Mühe, auf die Details dieser Herzensergießungen einzugehen. Die „Civiltà“ bemüht sich darzuthun, daß Gioberti als junger Mann der Giovane Italia (dem Mazzini'schen Bunde) angehörte, als Mitglied des Hofklerus seinen König Carlo Alberto also verrathen; daß er der Meinung war, die Jansenisten hätten in einigen Dingen recht gehabt und die Jesuiten hätten den Geist der Kirche verdorben; daß er in dem „Primato“ als „Dissimulatore profondo“ gehandelt und sogar den Jesuiten geschmeichelt habe; daß er für die Publikation des „Gesuita moderno“ von der sektirischen Consorteria zu Turin mit 14,000 Lire bezahlt worden sei, daß ein abgefallener Kapuziner die Korrekturbogen des Werkes durchgesehen; daß er — wie schrecklich! — für das „Rinnovamento“ sich ein Honorar von 12,000 Lire (angeblich von der „Giovane Italia“) habe zahlen

[1]) Dies thörichte Buch ist, sehr überflüssigerweise, Pol.-Mil. 1901 (Bibl. rara No. 3) wieder aufgelegt worden.

[2]) Der Präsident des Kassationsgerichtshofes, Hr. Pinelli, hat die Erklärung abgegeben, daß ihm von einem derartigen Briefe Gioberti's an seinen Oheim Pierdionigi Pinelli, der zur Zeit der Schlacht von Novara Minister war, nichts bekannt sei, und auch in der Familie sich keinerlei Erinnerung an einen derartigen Rathschlag Gioberti's erhalten habe.

[3]) Soeben sehe ich, daß ungefähr dieselben Gesichtspunkte gegen Crispi in dem sehr verständigen Aufsatz geltend gemacht werden, welchen Hr. Carlo Gioda in der Nuova Antologia (Fasc. 706, 16. Mai, S. 321) veröffentlicht hat.

lassen und diese Summe nicht einmal in Zinsen angelegt habe; daß er 1848 nach Rom gegangen sei, um den Papst zu verrathen; daß er auf Piemont und dessen Celebritäten geschimpft (so nannte er Ratazzi rataccio — Cavour un birbone e mascalzone — Silvio Pellico madamigella — Massimo d'Azeglio asellus — den General Debormida Canonico e Cardinale) und die Verdammung seiner Werke durch den Index (1849) mit Stillschweigen beantwortet habe.[4]) Um es kurz zu sagen: als Bürger hat Gioberti seinem König und seinem Vaterland die Treue gebrochen; als Schriftsteller war er ein Verleumder und Lästerer; als Politiker ein gebrochener Mann — ein idolo rotto; als Katholik ein Ungeheuer, dessen Schriften — entsetzlicherweise — alle auf dem Index der verbotenen Bücher stehen!

Man würde der „Civiltà cattolica" zu viel Ehre anthun, wollte man auf diese „Charakteristik" ernstlich eingehen. Es genügt, zu bemerken, daß dem Schriftsteller, welcher sich hier mit diesem Artikel entehrt hat, jede Fähigkeit und jeder gute Wille gefehlt hat, das Wesen Gioberti's zu verstehen und sich den Mann und seine Zeit einigermaßen zurechtzulegen.

Es kann hier im Rahmen dieser wenigen Spalten nicht daran gedacht werden, eine erschöpfende und abgerundete Darstellung von Vincenzo Gioberti's Leben und Bedeutung für Italien zu geben. Was wir heute beabsichtigen, ist nur eine Fixirung des Punktes, auf welchem in Hinsicht auf ihn das historische Urtheil zur Zeit angelangt ist; wir verbinden damit einen kurzen Ueberblick über die Thätigkeit eines Mannes, von dem trotz seiner Bedeutung wenige Deutsche mehr eine gesicherte Vorstellung haben. Nichts reitet schneller als die Todten. Wir sind schon daran, derjenigen zu vergessen, welche unsre eigene Einheit und Größe geschaffen haben: wie viel weniger weiß die Masse unsrer Gebildeten heute mehr von denjenigen, welche das „Risorgimento" Italiens vorbereitet und herbeigeführt haben! Und doch sollten wir den Blick auf diese Wiederbelebung Italiens geheftet halten, denn sie ging der unsrigen voraus, und es ist fraglich, ob wir die unsrige erlebt hätten, hätte nicht Cavour Bismarck den Weg gezeigt. Wer die Bewegungen des nationalen Geistes in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, d. h. das erste Stück unsrer modernsten eigenen Naturgeschichte, studiren will, darf darum die Männer nicht aus den Augen lassen, auf deren Schultern Camillo di Cavour selbst emporgestiegen ist.

Die Literatur über Gioberti ist nicht besonders reich; ich spreche von derjenigen, welche der Beachtung werth ist und welche für das wissenschaftliche Urtheil in Betracht kommt. Das Hauptwerk über ihn bleibt immer noch die Sammlung seiner Schriften, welche zehn Jahre nach seinem Tode Giuseppe Massari unternahm und der er eine Biographie und eine Sammlung von Briefen beigab.[5]) Massari genoß den Vortheil langjähriger freundschaftlicher Beziehungen zu dem Todten; ähnlich wie bei Cavour, dessen Leben er auch geschrieben hat. Aber er war ein Schriftsteller von sehr mäßiger Qualität: seine Cavour-Biographie ist gänzlich unzulänglich, und sein Gioberti-Werk läßt ebenfalls mehr als billig zu wünschen. So ist in den von ihm Band V—VI zusammengestellten „Pensieri" eine Anthologie gegeben, mit der man absolut nicht zu operiren weiß, weil die undatirten Auszüge den verschiedensten Zeiten und Entwicklungsstadien angehören, sich daher vielfach total widersprechen und gar keine Möglichkeit bieten, von Gioberti's endgültigem Urtheil über Hunderte von philosophischen, religiösen und politischen Problemen ein richtiges Bild zu gewinnen. Das von Massari gebotene Material ist denn einmal durch die allgemeine Literatur des „Risorgimento", besonders durch die Cavour-Literatur vermehrt worden; es kam aber dazu die weitere Sammlung von Briefen, welche Gioberti mit seinem alten Freunde, dem Marchese Giorgio Pallavicino-Trivulzio gewechselt hatte.[6]) Weiteres Briefmaterial erschien in der Studie, welche Domenico Berti dem Heimgegangenen als Reformator und Politiker widmete,[7]) endlich in kleineren Gelegenheitspublikationen, auf die hier nicht im einzelnen eingegangen werden kann. Auch mit ihnen erschöpft sich der Vorrath von Korrespondenzen nicht, der uns aus Gioberti's fleißiger Feder geblieben ist.

Auf die philosophische Literatur, welche sich mit Gioberti beschäftigt hat, ist im Verlauf unsrer kurzen Darlegung zurückzukehren. Nur noch ein Wort über die wichtigeren Publikationen, welche die Centenarfeier bis jetzt hervorgerufen hat.

Der um die Rosminianische Philosophie hochverdiente Professor L. M. Billia hat, in seiner Zeitschrift „Il Nuovo Risorgimento" die Initiative zur Bildung eines Komitees für eine Gioberti-Feier ergriffen, welche bei zahlreichen Männern den besten Ruf Anklang gefunden hat. Die „Rassegna nazionale" vom 1. März dieses Jahres (S. 174 ff.) war bereits in der Lage, die zustimmenden Aeußerungen eines Augusto Conti, eines Giac. Barzellotti, Fedele Lampertico und zahlreicher in- und ausländischer Gelehrten zu veröffentlichen: was dann jenen ganz distinguirten Wuthausbruch der „Civiltà cattolica" bedingte. Außer dem, was Billia in seinem „Nuovo Risorgimento" brachte, und außer einigen weniger bedeutenden Flugschriften[8]) haben dann

[4]) Ueber das Verhalten Gioberti's anläßlich der Zensurirung seiner Schriften durch das übrigens auch in der neuesten Ausgabe des Index wiederaufgenommene von dem S. Uffizio 14. Januar 1852 bestätigte Dekret des Index vom 20. Mai 1849 haben wir einen authentischen Bericht in Gioberti's Schreiben an Vincenzo Salvagnoli (Paris 1849, 4. Dez.; abgedr. von Massari Ricordi biogr. e Carteggio di Vinc. Gioberti III 454, in dessen Opere ined. X, Torino 1862). Es heißt da: „La censura di Gaëta destò qui stomaco e riso. Io mi farei coscienza di occuparmene, e ad un monsignore che mi esortava per lettera ad imitare il laudabiliter se subiecit del Rosmini e del Ventura, risposi che io preferiva il laudabiliter obmutuit. Le palinodie del padre Ventura sono disapprovate da tutti i savi. Un dotto vescovo di qua mi diceva l'altro ieri: come va che voi altri Italiani fate tal caso dell'Indice, che fra noi non ha alcun valore. Il povero Teatino è a Mompellieri, e dicesi che stia attendendo a un' opera sulle Pentecoste (quando fu in disgrazia sotto papa Gregorio scrisse sull' Epifanie). Il Rosmini è un altro uomo, ed è cosa indegna che alla censura de' suoi scritti si aggiungono i mali trattamenti verso la sua persona. Feci scrivere da persona di alto grado in suo favore." Am Schluß des Briefes fügt Gioberti hinzu: „io sto a meraviglia, e ho quasi rimorso della mia buona salute fra tante miserie della patria. Ma che volete? L'interdetto di Gaëta mi fa ingrassare. Mi sento così ardito e vispo, che guai al cardinale Antonelli se mi capitasse tra le mani."

[5]) *Massari Giuseppe*, Opere inedite di Vincenzo Gioberti 10 voll., Tor. 1862. Davon enthalten die Bände VIII, IX, X die Ricordi biografici und den Carteggio, Band V und VI die Pensieri.

[6]) Il Piemonte nel 1850—52. *Lettere di Vinc. Gioberti a Giorgio Pallavicino*, per cura di *B. E. Maineri*. Milano 1875. Diese Briefe sind mit den sie begleitenden Noten wieder abgedruckt in den Memorie di *Giorgio Pallavicino*, pubblicate per cura della Moglie. 2 voll. Tor. 1882—1886.

[7]) *Berti, Dom.*, Di Vinc. Gioberti riformatore politico e ministro. Con sue lettere inedite ecc. Fir. 1881; wieder abgedruckt in Berti's Scritti varii. (Tor. 1892 II, 1 ff.)

[8]) So des Senators *Gio. Faldella* Il Genio politico di Vinc. Gioberti. Armonie della storia nel Centenario Giobertiano. Torino 1901 (eine Vorlesung von 1892).

zwei hervorragende Gelehrte sich über Gioberti vernehmen lassen, Beide in Artikeln, welche zu dem Schätzbarsten zählen, das über den Gegenstand geschrieben wurde: ich meine damit den Aufsatz C a r l o  C i a n ' s in der „Nuova Antologia" (Fasc. 703, 1. April 1901, S. 435 ff.) und denjenigen G i o v a n n i  G e n t i l e ' s in der „Rivista d'Italia" (Anno IV, fasc. 4, April 1901, S. 601 ff.).

2.

Was die äußeren Lebensverhältnisse Gioberti's anlangt, so hat die Gegenwart dem, was seit 40 Jahren bekannt ist, nichts oder nichts wesentliches hinzuzufügen vermocht. Der äußere Lebensgang des Philosophen liegt mit aller wünschenswerthen, aber auch mit aller die Menschheit des 19. Jahrhunderts beschämenden Klarheit vor uns. Nur einzelne Momente sind noch immer nicht ins rechte Licht gesetzt: ich werde sie hier nur kurz andeuten und es einer anderen Gelegenheit überlassen, sie etwas besser zu beleuchten.

Darf ich unterstellen, daß die Hauptdaten des Lebens Vincenzo Gioberti's unsern verehrten Lesern geläufig sind? Vielleicht wäre es zu viel verlangt, und man wird vielleicht gerne eine ganz übersichtliche Zusammenstellung derselben vor sich haben.

Am 5. April 1801, in denselben Tagen, in welchen Vittorio Alfieri aus dieser Welt schied, ward der Mann geboren, welchen Piemont neben diesem und Cavour seinen größten Bürger nennt. Sein Geburtshaus in Turin lag nicht weit von demjenigen Cavours: aber es war kein Palast, sondern die Wohnung einer dürftigen Familie, und frühzeitig hatte der junge Mann das Gefühl der Armuth, die ihm sein ganzes Leben hindurch Genossin sein und bleiben sollte, wie er es 1819 einmal in sein Tagebuch schrieb: „pauper sum ego et in laboribus a iuventute mea." Fast von seiner ganzen Studienzeit besitzen wir tagebuchähnliche Aufzeichnungen, so daß wir seine Ausbildung in den philosophischen und theologischen Studien genau verfolgen können. Am 9. Januar 1823 gewann er die Laurea in der Theologie, 1825 wurde er Priester, und schon im August desselben Jahres bestand er mit Glanz das Examen für den Eintritt ins theologische Lehrfach am Turiner Ateneo. Die Ereignisse von 1830, namentlich der politische Aufstand, erregten Gioberti wie viele seiner jungen Landsleute. Seine Unvorsichtigkeit im Reden und sein ganzes Auftreten hatten ihn bei der damals ebenso despotischen wie engherzigen Regierung schon in Verdacht gebracht; war er doch 1828 schon so unvorsichtig gewesen, Manzoni in Mailand und Leopardi in Florenz aufzusuchen. Ein fanatischer Geistlicher klagte ihn 1832 des Atheismus und allerlei Ansichten an, die sich für einen Hofkaplan — Gioberti war Cappellano di Corte — nicht paßten, daraufhin ward er verhaftet, und nach viermonatiger Einsperrung durch einen Gendarmen unter den denkbar größten Entbehrungen über die französische Grenze gebracht (30. September 1833), über die er erst 17 Jahre später, als designirter Minister, wieder in seine Heimath zurückkehrte. Es ist gesagt worden, und es wird vielfach noch jetzt behauptet, Gioberti sei bereits vor 1833 in Turin Mitglied jener geheimen revolutionären Gesellschaft gewesen, welche Mazzini unter dem Namen der „Giovane Italia" begründet hatte und deren Absichten auf einen gewaltsamen Umsturz gingen. Man kann für diese Annahme seine Beziehungen zu Mazzini im allgemeinen und seine literarische Betheiligung an dem Journal „La Giovane Italia", auch Mazzini's Aufforderung an Gioberti, einen republikanischen Katechismus zu schreiben (1834), anführen. Indessen sind diese Beweise nicht ausreichend. Einmal waren die eigentlichen Absichten und der wahre Charakter der Mazzini'schen Bewegungen vor 1833 noch gar nicht so hervorgetreten, daß das Verbrecherische in ihnen so ohne weiteres einleuchtend erscheinen mußte; dann aber hat sich Gioberti schon gegen Ende 1834 entschieden gegen Mazzini's Methode ausgesprochen und die erste von diesem ins Werk gesetzte revolutionäre Unternehmung (die sogenannte impresa di Savoia) getadelt.[9])

Gioberti hatte zuerst seine Schritte nach Paris gewandt, wo er Freunde (so Cousin und Libri), aber nicht hinreichende Existenzmittel fand, so daß er den Antrag eines italienischen Ingenieurs Gaggia annahm, der ihn an sein in Brüssel gegründetes Lehrinstitut zog (Dezember 1834). In dieser bescheidenen Stellung verblieb er bis 1845: zehn Jahre der Sammlung, welche hinreichten, um ihn zum ersten Schriftsteller des damaligen Italien zu machen. In jener kleinen Zelle, die der Flüchtling dort auf der Place Faubourg-Namur bewohnte und die uns der Graf Arrivabene in seinen „Memorie" beschrieb, entstanden von philosophischen Schriften die „Teorica del sovrannaturale" (1838), welche zuerst seinen Namen durch ganz Italien trug; die „Introduzione allo studio della filosofia" (1839 bis 1840), „Il Bello" (1841) und „Il Buono" (1843), das Werk gegen die Philosophie A. Rosmini's (1841 bis 1843), welches dem 1843 bis 1846 in Brüssel als Legaten weilenden Msgr. Pecci, dem heutigen Papste, so wohl gefiel; fraglich ist, ob auch noch die unvollendet gelassenen, später von Massari als Fragmente herausgegebenen Werke „La Protologia", „la Filosofia della Rivelazione" und von theologischen, die „Riforma cattolica", zu dieser Zeit begonnen sind. Vor allem aber schuf er hier das Hauptwerk seiner ersten oder, wenn man will, seiner zweiten Aera, den „Primato morale e civile degl' Italiani" (1843), welchem er 1845 die fast noch wichtigeren „Prolegomeni al Primato" nachsandte. Das war das Buch, aus welchem die liberale Aera Pius IX. hervorging und welches seinem Verfasser 1848 die Rückkehr in die Heimath erzwang. Am 30. April 1848, morgens um 9 Uhr, betrat er Turin wieder, wo ihn die städtischen und staatlichen Behörden als die Hoffnung des Vaterlandes begrüßten. Der König stand mit der Armee im Felde gegen Oesterreich, wo, am 11. Mai, Gioberti ihm in Somma Campagna seine Aufwartung machte, nachdem er, um Mitglied der Abgeordnetenkammer zu sein, die Ernennung zum Senator abgelehnt hatte. Aus der Lombardei ging er über Ligurien nach Toscana und Rom, um die Einleitungen zu einer Konföderation der ober- und mittelitalienischen Staaten zu treffen. Unendlicher Jubel empfing ihn in Rom, wo inzwischen Pius IX. ein Stück friedlicher Revolution durchgeführt hatte. Dreimal empfing ihn Pius IX., und Gioberti war von der Persönlichkeit dieses Papstes so entzückt, daß er ihn in seiner Ansprache ans römische Volk als den Papa angelico pries, den Italien seit Jahrhunderten erwartete, und von dem er sich die Erfüllung all' jener Träume versprach, von denen der „Primato" geschwärmt hatte. Nichts charak-

9) So schreibt er 25. September 1834 an Giuseppe Mazzini: non è già che le mie opinione si accordino da ogni parte colle vostre. Ma io convengo con esso voi nel più delle cose e ritorno all' oggetto principale, che sono le dottrine. (Cart. I, 343). Bekanntlich hat auch Mazzini, der von Hause aus durchaus nicht irreligiös war, mancherlei Wandel in seinen Ansichten durchgemacht.

terisirt das Ueberschwängliche und Ueberschäumende in Gioberti's Wesen besser als die Kenntniß dieser „Allocutionen", die unser Philosoph von den Fenstern des Albergo d'Inghitterro herab an die Römer ausgehen ließ: vielleicht hat Massari gerode deßhalb eine derselben von seiner Sammlung der Werke Vincenzo Gioberti's ausgeschlossen.[10])

Ueber den römischen Aufenthalt Gioberti's und seine Audienzen bei Pio IX. wäre vieles zu sogen, was bisher unbekonnt geblieben ist. Wir verzichten heute darouf, um noch seines Besuches in Umbrien und den Marken zu gedenken. Von Rom war er om 8. Juni nach Perugia abgereist, wo damols Gioacchino Pecci, sein olter Bekounter von Brüssel her, als Erzbischof waltete. Der Besuch, welchen Gioberti im erzbischöflichen Palaste dieser Stadt machte, beantwortete der heutige Papst mit folgendem Anschreiben vom 14. Juni 1848: „Sehr geehrter Herr Abate Gioberti, ich möchte Ihnen mit Gegenwärtigem meinen unsogbaren Dank für die Ehre Ihres Besuches ousdrücken. Diesen Margen kam der Mogistrat von Perugia in corpore zu mir, um mir seine Genugthuung über die Ehre auszusprechen, welche Sie dieser Stadt erwiesen haben. Ich übermittle Ihnen den Dank desselben, do er Ihnen mehr als mir zukommt. Die Worte, welche Sie an die Einwohner von Perugia richten werden, können diesen nur höchst erwünscht kommen und werden mit Ungeduld von denselben erwortet. Ich bezweifle nicht, daß diese Ihre Worte ouch fruchtbringend und mächtig sein werden, um die Nothwendigkeit darzuthun, doß eine blühende Religion und Moral dem bürgerlichen Fortschritt vorongehe und nicht nochhinke (prepari e non sussiegua i civili avanzamenti) und daß nichts dem gemeinen Wohl mehr schodet, ols der innere Zwist, der Streit unter städtischen Verwaltungen, und das Jagen noch exotischen Formen der Verfassung. Einige Bemerkungen über die Nothwendigkeit einer Verbesserung des Erziehungswesens und der Zucht unter der Jugend wären m. E. eine willkommene Ergänzung der notionalen Mission, welche Ihnen in Perugio obliegt. Wenn ich mir diesen Roth erloube, so gloube ich mich ouf meine Kenntniß dessen, worouf es onkommt, und auf die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen berufen zu dürfen."[11])

Pecci hot den Brief an den Mann, den er zwei Jahre zuvor in Brüssel als einen armen Exilirten verlassen und der jetzt mit dem Rong eines piemontesischen Ministers vor ihm erschien, ols „devotissimo ed obedientissimo servo affezionatissimo" gezeichnet. Es ist mir ous guter Quelle bekannt, daß er während seines Aufentholtes in Brüssel den Ausspruch gethan, er finde in den Schriften Gioberti's nichts zu todeln — wozu bemerkt werden muß, daß schon 1845 (Pecci war Nuntius in Belgien 1843—1846), die „Prolegomeni al Primato" erschienen woren, welche zwar noch nicht die schorfe, so weit über die Grenzen der Billigkeit hinousgehende Polemik gegen die Jesuiten wie der „Gesuita moderno" von 1847 zeigen, aber doch die Aufhebung des Ordens durch Popst Clemens XIV. als gerecht und zeitgemäß vertheidigen, den Jesuiten vor allem vorwerfen, doß sie die olte Disciplin und die hierarchische Ordnung der Kirche zerstörten und die Geister völlig irre führen (S. 148, 224 ff., Ed. Capolago, 1846).

Dos Alles hot nicht verhindert, doß Pius IX. schon om 1. Oktober 1848 dem König Korl Albert die künftige Verdommung des „Gesuita moderno" anzeigte: mon weiß, daß dieser schwoche und unzuverlässige Chorokter, wie er sich selbst ausdrückte, sich steis zwischen dem Dolche der Mozzinisten und der Cioccolata der Jesuiten wußte; er hatte letzteren den Gefallen gethan, sich in einem Briefe vom 10. September 1848 bei dem Popste über Gioberti's Angriff gegen die Jesuiten zu beschweren.[12]) Am 29. Mai 1849 wurden, wie schon erwähnt, alle Werke Gioberti's zensurirt, welches Verdikt die Inquisition am 14. Januar 1852 bestätigte und welches auch die neueste leoninische Ausgabe des Index von 1901 wiederholt hat. Wie man sieht, war Pecci nicht imstonde oder nicht gewillt, diese Zensur zu verhindern. Es ging ihm, wie Pius IX. selbst, der auch im Sommer 1848 Antonio Rosmini seine hohe Bewunderung der beiden Schriften über die „Fünf Wunden der heiligen Kirche" und über die „Konstitution Italiens" aussprach, und wenige Monote später diese selben Schriften auf den Index setzen ließ. Habent sua fata libelli.

Noch seinem Besuche in den Marken und der Romogna trat Vincenzo Gioberti (om 29. Juli) ols Minister des öffentlichen Unterrichts in das Ministerium Casoti ein; ein Schritt, der wesentlich von Cavour und Pinelli empfohlen worden wor. Die Niederloge von Custozza bestimmte aber schon zu Anfang August das Ministerium Casoti zum Rücktritt. In diese Zeit fällt (19. August) der von Gioberti gegebene Rath, Antonio Rosmini zur Betreibung der Konföderationspolitik als königlichen Gesandten noch Rom zu entsenden: ein Vorschlog, der bekanntlich angenommen wurde und der zur ersten Begegnung dieser beiden olten Gegner im Palazzo Covour zu Turin führte. Die philosophische Kontroverse verschwond vor den großen Interessen des Vaterlandes, und zwei der edelsten Geister gaben der Welt einen erhobenen Beweis von Selbstlosigkeit und Edelmuth. Gioberti war inzwischen durch eine Neuwahl ins Parlament zurückgekehrt, wo er sofort in die Opposition eintrat. Der König hatte om 19. August ein neues Ministerium gebildet, dessen Präsidium der Marchese Cesare Alfieri di Sostegno übernohm, und dessen namhafteste Mitglieder Perrone di San Martino, Pinelli, de Revel, Sontaroso, Boncampagni, Torelli und Lamarmora waren: man nannte es damols ein Opportunitätsministerium, weil es das Prinzip aufstellte, den Krieg (gegen Oesterreich) wieder zu beginnen, sobald es opportun erscheinen könne. Gioberti hätte nach Moßgabe der allgemeinen Lage erwarten können und er hotte in der That erwortet, mit der Bildung dieses Ministeriums beauftragt zu werden. Daß er nicht einmal in demselben einen Platz fond, erbitterte ihn und bildete den Hauptgrund der Schwäche, an der dos Ministerium Alfieri in wenigen Monaten zugrunde ging. Am 4. Dezember reichte es seine Entlassung ein und om 12. übertrug Karl Albert dem Abote Gioberti mit der Ministerpräsidentschaft den Auftrag zur Bildung einer neuen

[10]) Er gab eine der Reden in den Operette politiche raccolte da *G. Massari*, Capolago 1851, II 85—94. Der in den Opere ined. X 133 mitgetheilte Auszug entstammt der am 27. Mai 1848 gehaltenen Rede „V. Gioberti ai Romani", beginnend: „Quando altri viene" ecc. (8 pp. 8⁰). Der mir vorliegende Separatabdruck trägt das Datum ai 27 di maggio, Vincenzo Gioberti, dem in meinem Exemplar Gioberti selbst das Jahr 1848 beigesetzt hat. Es gibt aber noch eine andere Rede „Discorso di un filosofo cattolico a Pio IX P. O. M. Roma 1847" (beg. „I sensi destati" ecc. 15 pp. 8⁰), und gezeichnet Vincenzo Gioberti. Da Letzterer 1847 nicht in Rom war, ist das Datum jedenfalls fiktiv, wenn nicht die ganze Rede; doch stimmt diese zu der Anrede an die Römer vom Jahre 1848.

[11]) Op. ined. racc. da *Massari*, X 137.

[12]) Man vergleiche für diese Vorgänge die interessanten Indiskretionen der Civ. catt. vom 7. Juni 1879, ser. X 531. 534.

Regierung, welcher u. A. Cinco, Urbano Ratazzi, Vincenzo Ricci, Cadorna, Sommez, Tecchio angehörten. Die Aufgabe des neuen Ministeriums war nicht leicht in einem Augenblick, wo ganz Italien in Flammen stand und die gesammte Zukunft der Halbinsel in Frage kam. Gioberti war, wie in Florenz Gino Capponi, wie in Rom Pellegrino Rossi, bis dahin Anhänger der Konföderationspolitik, welche auch Antonio Rosmini in seinem berühmten Entwurf einer italienischen Verfassung vertreten hatte. Von diesem Gesichtspunkte aus konnte er den Umsturz der legitimen Regierungen Toscana's und des Kirchenstaates nicht billigen; als Beide gefallen, entschloß er sich zu einer bewaffneten Intervention, um in Florenz den Großherzog, in Rom den Papst wieder einzusetzen. Er versprach sich mit dieser Politik einmal die Fernhaltung der fremden (österreichischen und französischen) Intervention, dann aber den völligen Bruch mit der mazzinischen Revolutionspartei und die Bewahrung der italienischen Unions- und Freiheitsbewegung vor der Infektion durch die demagogischen und revolutionären Tendenzen, deren zunehmende Herrschaft das übrige konservative Europa erschreckte und Piemont auf eine verhängnißvolle Bahn trieb.

In dieser Politik sah sich Gioberti durch seine Kollegen in der Regierung verlassen, durch die Mehrheit der Kammer nicht gestützt, durch den schwachen und unentschlossenen König nicht gehalten. Am 20. Februar trat er von der Regierung zurück. Am 23. März verlor Piemont die Schlacht bei Novara und Carlo Alberto entsagte dem Thron, den Victor Emmanuel einnahm. Pinelli, der sich bereit finden ließ, unter so unglücklichen Verhältnissen an die Spitze der Regierung zu treten, bestimmte den König, Gioberti als außerordentlichen Gesandten nach Paris zu schicken, um durch Vermittlung Frankreichs auf Oesterreich einzuwirken. Er sollte zugleich der Regierung als Minister ohne Portefeuille angehören, und man sprach auch bald wieder von seiner Rückkehr in die Präsidentschaft. Aber die sich zwischen ihm und dem General de Launay erhebenden Schwierigkeiten veranlaßten ihn bald, auf seine Mission zu verzichten und sich ins Privatleben zurückzuziehen, welcher Entschluß der Kammer am 14. August 1849 mitgetheilt wurde.

In dieser Zurückgezogenheit[13]) hat Gioberti nur wenige Jahre mehr gelebt; sie waren ganz seinen literarischen Arbeiten gewidmet. Die zu jener Zeit vielgenannte „helvetische Druckerei" zu Capolago druckte jetzt ein neues Proemio Gioberti's zu seiner „Teorica del sovrannaturale" und die von Massari gesammelten „Operette politiche" (1851), welche die in den Jahren 1847 und 1848 entstandenen Abhandlungen und die Reden politischen Inhaltes enthielten. Aber schon zur selben Zeit konnte Gioberti die baldige Publikation eines neuen größeren Werkes ankündigen, welche das Testament dieses Politikers und zugleich die größte schriftstellerische Thätigkeit desselben darstellen sollte. Gegen Ende 1851 konnten bei Bocca in Turin die beiden umfangreichen Bände des „Rinnovamento civile d'Italia" ausgehen, welche das monumentale Zeugniß für den Umschwung ist, der sich in drei Jahren (1848—1851) nicht bloß in dem Geiste des Verfassers, sondern in der gesammten geistigen Verfassung und politischen Denkart seines Vaterlandes vollzogen hatte. Die Polemik, welche das Buch hervorrief, und zahlreiche Korrespondenzen füllten die letzten Monate von Gioberti's Leben. Die äußerst scharfe Gegenschrift, welche er seinen jüngsten politischen Gegnern gewidmet hatte („L'ultima replica ai municipali") unterdrückte er, als ihm Pinelli's schwere Erkrankung bekannt wurde; am 7. Juni 1852 mußte Massari auf Grund der Verfügungen Gioberti's die ganze Auflage, in der Villa Bocca zu Turin verbrennen. Mittlerweile beschäftigte sich Vincenzo Gioberti mit der Materialiensammlung für die „Protologia", der Redaktion der „Riforma cattolica" und der „Filosofia della Rivelazione". Auch dachte er an ein Handbuch seiner Philosophie, „Elementi di filosofia", wie er es seinerzeit französisch in Brüssel entworfen hatte.

Im September 1852 empfing Gioberti in Paris noch den Besuch Camillo Cavours: es war das letzte politische Gespräch, welches er auf Erden führte, und es ist merkwürdig genug, daß er es mit dem Staatsmann führte, dessen kommende Größe er soeben in seinem „Rinnovamento" prophezeit hatte.

Gioberti war von jeher zu Gehirnkongestionen geneigt; das Uebermaß geistiger Anstrengungen und die Aufregungen der letzten Jahre hatten diese Disposition selbstverständlich verschlimmert. Seit einiger Zeit fühlte er sich durch Nieren- und Kopfschmerzen beschwert. In der Nacht zwischen 25. und 26. Oktober befand er sich offenbar sehr übel und erhob sich vom Bett, um nach Hülfe zu rufen. In diesem Augenblick traf ihn ein Schlagfluß, der seinem Leben ein Ziel setzte. Man fand ihn am Boden, auf den Knien; auf dem Bette lagen die Promessi sposi Manzoni's und die „Nachfolge Christi". Wir besitzen einen Bericht Giorgio Pallavicino's, der seinen Freund noch am Tage zuvor gesehen hatte, ferner denjenigen Emanuele d'Azeglio's, welcher eine der wenigen Personen war, die zu der Leiche gerufen wurden.[14]) Einige interessante Umstände über die letzten Tage und den Ausgang Gioberti's werde ich seinerzeit aus einer anderen Quelle mittheilen.

3.

Wir haben in raschem Flug Gioberti's Leben an uns vorüber ziehen gesehen. Was war nun das Ergebniß dieser einst so glänzenden, nun fast vergessenen Existenz und welches war und ist Gioberti's Stellung in der Geschichte seines Volkes und in derjenigen des menschlichen Geistes?

Sprechen wir zuerst und sehr kurz von seiner Philosophie, über welche ziemlich unklare Vorstellungen verbreitet sind und für deren zuverlässige Vermittelung und Beurtheilung eigentlich nur zwei Darstellungen in Betracht kommen: diejenige Louis Ferri's und diejenige G. Gentile's.[15]) Von allen Anderen

[13]) Es waren nur wenige Menschen, welche Gioberti's Einsamkeit trösteten: aber es waren keine geringen. Er sah Lammenais, Msgr. Sibours, den Erzbischof von Paris, den Grafen Alexis de Tocqueville, den Abbé Deguerry, damals Pfarrer der Madelaine, den die Communards 1871 erschossen, Daniele Manin, den General Guglielmo Pepe; am häufigsten und intimsten die Craven, Mr. Craven und seine Gemahlin, geb. de la Ferronays, die Verfasserin des „Récit d'une Soeur".

[14]) Die andere, der amico inglese, von dem Azeglio's Brief an seinen Oheim Massimo spricht (Lettere inedite di *Massimo d'Azeglio* al Marchese Emanuele d'Azeglio per cura di *Nic. Bianchi*, Tor. 1883, pag. 210), war Mr. Craven.

[15]) Louis Ferri (starb vor einigen Jahren als Professor der Philosophie an der römischen Universität) in seinem Essai sur l'histoire de la Philosophie en Italie au 19e siècle, Par 1859, 2 voll. — einem immer sehr geschätzten und unentbehrlichen Werke. — G. Gentile in f. Rosmini e Gioberti, Pisa 1898 und jüngst in Riv. d'Italia, 1901, Apr. 15, 691 f. — Hier mögen auch die Arbeiten Karl Werners (Die Italienische Philosophie des 19. Jahrhunderts, Wien 1884 f.) und R. Seydels (Zeitschr. f. Phil. Bd. 34 und 35. 1859; Ersch u. Gruber. Bd. 67) erwähnt werden; auch Labanca Della mente di V. G., Fir. 1871.

kann man im allgemeinen sagen, daß sie den Gegenstand nur nach ihrem eigenen Parteistandpunkt beurtheilen oder ihn überhaupt nur sehr oberflächlich kennen, bezw. zur Anschauung bringen.[9])

Der Hauptmangel, welcher den meisten Darstellungen von Gioberti's philosophischen Lehren anhaftet, ist der Umstand, daß den in dem Lebensgange und dem Temperament des Philosophen gegebenen außerordentlichen Wandlungen nicht hinreichend Rechnung getragen und daher meist übersehen wird, daß Gioberti's Philosophie wie seine ganze Weltanschauung bedeutenden Veränderungen unterworfen war, daß insbesondere von seinem „spekulativen Lehrsystem" nicht sollte gesprochen werden, insofern ein solches einheitliches Lehrsystem bei ihm nicht nachzuweisen ist, vielmehr, wie bei Schelling und Lammenais, zwei in vielen Punkten fast total sich widersprechende Systeme platzgreifen.

Kein anderer Beruf verlangt von seinem Jünger größere Sammlung und Ruhe als der philosophische. Spinoza und Kant repräsentiren im höchsten Grade die dem Philosophen standesgemäße Abgeschiedenheit. Die turbulente Jugend Gioberti's war nicht angethan, um das in ihm kochende Feuer zur Ruhe zu bringen. Der geistige Zustand, in dem er sich in den 30er Jahren herumwarf, verräth sich in den ersten philosophischen Elukubrationen, die von nichts weniger als von Klarheit und Stetigkeit der Ideen zeugen. Seine „Teoria del sovrannaturale" (1837) schreibt dem Menschen ein dreifaches Erkenntnißvermögen zu: die sensibilità, die intelligenza und die sovrintelligenza, denen drei Aktionsvermögen entsprechen: der Instinkt, die Freiheit des Willens und das Verlangen nach Seligkeit. Er zog aus der innigen Verbindung dieser Vermögen den Schluß, daß das sovrnintelligibile nicht geleugnet werden könne, ohne daß man auch das intelligibile zerstöre und dem Skeptizismus anheimfalle. Er selbst war bald schon mit diesem Werke nicht mehr zufrieden und begab sich an die Ausarbeitung seiner „Introduzione".

Von 1837—1847 führte Gioberti Krieg gegen Rosmini, dessen System, wie jetzt immer allgemeiner anerkannt wird, doch sicher das große Ereigniß in der Ideenwelt Italiens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war; ich meine das im selben Sinne wie Gentile, nämlich insoferne von dem Rosminianismus in seinem Gesammtkomplex, als Erneuerung des italienischen Geistes, des Idealismus in der Philosophie, des Romantizismus in der Literatur, des Liberalismus in der Politik die Rede ist. Diesem Rosminianismus aber gehörte im Grunde, ebenso wie Manzoni, auch Gioberti an. Alle diese Denker waren Idealisten, Christen, Liberale, der Unterschied zwischen ihnen ist nur ein quantitativer, kein qualitativer, und im Grunde war eigentlich nichts seltsamer, als daß sich Gioberti für einen Gegner Rosmini's hielt. Der Unterschied in Detailfragen ist freilich handgreiflich. Rosmini ist, da, wo er Philosophie und nicht Theodicee treibt, so entschieden kritischer Richtung (Ferri sagt sogar tellement rationaliste), daß man ihn den Fortsetzer Kants nennen kann. Was er auseinander gehalten, will Gioberti (in dieser Phase seiner Entwicklung) wieder amalgamiren: er mischt die Philosophie mit der Theologie; aber, was noch bedenklicher war, er mischte die Philosophie mit der Politik. Rosmini steigt nicht von der Höhe seiner philosophischen Betrachtung zu den Details der Tagespolitik herab; er bleibt in den Grenzen der Theorie und des Ideals, und das macht eigentlich den Grundunterschied in dem Wesen der beiden Männer aus. Rosmini ist wesentlich theoretischer Denker, Gioberti ist vor allem Politiker und in allem Politiker. Es gibt noch andere Differenzen: so in Hinsicht der Quellen, auf welche beide Autoren vielfach zurückgehen; so vor allem in Hinsicht des Grundprinzips ihrer gesammten Idealogie. Hatte Rosmini in seinem „Nuovo Saggio" als solches die uns angeborene Idee des Seins erkannt, so ging Gioberti, den Spuren Malebranche's und des französischen Ontologismus folgend, viel weiter mit der Behauptung, daß wir die Intuition des Unendlichen wie des Endlichen und ihrer Wechselbeziehungen besitzen, und daß diese Intuition nicht etwas Vages, sondern etwas Bestimmtes sei, daß sie zu einer wirklichen Apperception des schöpferischen Seins (also der Gottheit) wird.

Ferri (I 453) hat die Frage aufgeworfen was bleibt von dieser Phase giobertischer Philosophie? Und er antwortet: aus dem, was zu Lebzeiten Gioberti's publizirt wurde, sehr wenig. Man vermißt, sagte er, in diesen Schriften ebenso Originalität und Geistestiefe, wie Zusammenhang und Strenge der logischen Demonstrationen. Sie liefern entfernt nichts, was sich mit der Tiefe des Gedankens und der Durcharbeitung des „Nuovo Saggio" Rosmini's oder mit der Theorie des Fortschritts, wie Mamiani sie entwickelte, vergleichen läßt. Nur die Lehre vom Schönen hat Gioberti durch einen gewissen Reichthum neuer Ideen und Beobachtungen gefördert, obgleich er sie mehr als einmal durch die Verschmelzung mit theologischen Ausführungen verdorben hat (?). Gioberti selbst hat übrigens in seinen Briefen anerkannt, daß er nur Gedankenblitze gegeben, rapide Ausführungen hingeworfen, und eine in Italien nur zu sehr vernachlässigte Synthese als Ziel der Wissenschaft hingestellt habe. Dabei erkennt aber Ferri an, daß Gioberti doch auch positiv an dem Fortschritt philosophischer Erkenntniß mitgearbeitet habe, und zwar namentlich durch die Anwendung der ästhetischen Seite des Idealismus auf die Moral, Politik, Kultur, und er betont insbesondere das in dem Werke gegen Rosmini stets hochgehaltene direkte Verhältniß unsrer Intelligenz zur Realität des Absoluten, wie sie uns in der Tiefe unsrer Seele durch eine permanente Intuition vermittelt wird.

Die zweite Phase in Gioberti's philosophischer Forschung gehört der Zeit nach 1848 an, sie ist uns nur durch die von Massari veröffentlichten posthumen Schriften bekannt, die, wie schon bemerkt, sämmtlich nur als Bruchstücke auf uns gekommen sind. Man hat dies Studium als einen Uebergang des italienischen Idealismus zum Hegelianismus bezeichnet, und in der

[9]) Vom Standpunkte des Hegelianismus schrieb Gioberti's Freund Spaventa La filosofia di G., Nap. 1863 (vgl. dazu s. Prolusione, Nap. 1862, ferner dessen Scritti filosofici, Nap. 1901, p. 115 und G., in Comba's Nuova Enciclopedia popolare), wogegen Luciani die Identifizierung der Gioberti'schen Lehre mit derjenigen Hegels ablehnte und sie als spezifisch neapolitanische beanspruchte (G. e la fil. nuova ital., 3 voll., Nap. 1866—72), wie dies der Sicilianer V. di Giovanni für Sicilien that (in der Idea, Palermo 1859). Sehr unzulänglich sind die kurzen Angaben, welche Fr. Ueberwegs Grundriß der Gesch. d. Philos. (wenigstens in der 7. Aufl., Berlin 1888) III 531 gibt. Als Gegenschriften gegen G.'s Philosophie sind noch zu erwähnen die schon angeführten Aufsätze der Civiltà cattolica, sowie Zanelli Il Sistema di V. G., Parigi 1848. — Auszüge aus den Schriften Gioberti's, welche eine gewisse Vorstellung seiner Gedankenwelt geben, sind von verschiedenen Seiten veranstaltet worden, zunächst von Massari in den Opere inedite V und VI (Pensieri. Miscellanea, 2 voll. Tor. 1859—1860); dann von Fil. Ugolini Pensieri e Giudizi di V. G., Fir. 1856; neuestens von Enrico Bert Nelle Opere di V. G. Spigolature, Parma 1901.

That verräth namentlich die „Protologia" eine starke Einwirkung des deutschen Philosophen, den Gioberti nicht aus dem Original kennen konnte, da er der deutschen Sprache niemals mächtig war, und für den ihm nicht einmal geeignete Uebersetzungen zu Gebote standen. In nicht geringem Maße läßt sich ein Anschluß an die mystisch-pantheistischen Lehren des Nikolaus Cusanus und des Giordano Bruno feststellen.[17]) Es ist klar, daß er dem Vorwurf des Pantheismus nicht entgehen konnte. Er unifizirt in dem unendlichen Wesen die Vielheit der endlichen Substanzen, glaubt aber den Pantheismus zu vermeiden, indem er den Satz aufstellt: zwischen dem Unendlichen in seinem absoluten Sein oder seiner Selbstbeziehung, und zwischen dem Endlichen gibt es ein Mittleres, d. i. das potentielle Unendliche, die Synthese des Unendlichen und des Endlichen (Protol. I 427).

Für die Geschichte der modernen Philosophie sind, wie das wiederum auch Ferri (II 177) bereitwillig anerkennt, diese Fragmente aus den letzten Lebenstagen Gioberti's sehr interessant. Sie stellen in der That den merkwürdigsten Versuch dar, aus der Hegel'schen Spekulation das, was von bleibendem Werthe sein konnte, herauszuziehen und das Haltbare von dem Unhaltbaren zu scheiden. Ferri (II 185) unterläßt auch nicht, auf den inneren Zusammenhang hinzuweisen, welchen die „Protologie" mit den schon 1846 ausgegebenen „Prolegomeni" zum „Primato" hat. Es ergibt sich daraus die Thatsache, daß die Ideen der „Protologie" einer Fortbildung derjenigen von 1846 sind, daß also nicht von einem brüsken, leidenschaftlichen, durch die äußeren Ereignisse der Revolutionsjahre bedingten Abspringen die Rede sein kann.

Auf den Idealismus, wie ihn im Grunde Galluppi begründet, Rosmini am glanzvollsten ausgebaut, und an dessen Doktrinen auch Gioberti in der ersten Phase seiner philosophischen Forschung und ebenso Mamiani ihren Antheil haben, ist in Italien die Herrschaft des Hegelianismus gefolgt, der in Neapel seinen Hauptsitz hatte, aber auch hier sich bald zwiespältig zeigte. Spaventa nahm Gioberti ganz für den Hegel'schen Pantheismus in Anspruch und nahm in ihm auch die stärksten Einwirkungen Spinoza's an, wofür jeder Beweis fehlt. Mariano hat in seinen jungen Jahren, obgleich vom striktesten Hegelianismus ausgehend, einen anderen Weg als Spaventa eingeschlagen und der gesammten italienischen Metaphysik den Krieg erklärt; jetzt sehe ich ihn längst auch mit Freuden zu sehr viel positiveren Anschauungen zurückkehren. In Vera's philosophischer Arbeit hat die Beschäftigung mit den Ideen Gioberti's noch einen breiten Platz gehabt. Seither hat die total veränderte Richtung in der modernsten Philosophie Vincenzo Gioberti sehr zurückgedrängt. Man würde ihm unrecht thun, wenn man ihn durch die Bezeichnung als eines „Popularphilosophen" auf eine Linie stellte mit Schriftstellern, denen es an methodischer Durchbildung und Originalität des spekulativen Denkens fehlte und die nur auf die Vertreibung bestimmter Tendenzen unter den großen Massen ausgehen konnten. Gioberti steht weit über der Mehrzahl der sogenannten Popularphilosophen des 18. Jahrhunderts. Insofern kann man im besten Sinne die Bezeichnung auf ihn anwenden, als Wenige wie er es verstanden, ein unter schwerem Druck und geistiger Herabwürdigung dahinlebendes Volk durch den Kontakt mit den philosophischen Problemen aufzurütteln und das Interesse für die Verhandlung über diese Fragen und deren Beziehung zu dem ethischen und politischen Leben des Volkes zu erwecken.

[17]) Vgl. Vincenzo Gioberti e Giordano Bruno. Due Lettere inedite, pubbl. da *G. C. Molineri*. Torino 1889.

## Besprechungen.

* Versuche und Ergebnisse der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg. Alfred Janssen. Hamburg 1901. — Das vorliegende Werkchen enthält eine Reihe von Abhandlungen über künstlerische Erziehung aus der Feder hervorragender Kunstpädagogen. Es seien nur genannt Prof. A. Lichtwark, Prof. Brinkmann, Fr. v. Borstel, C. Götze, Dr. Spanier, Otto Ernst. Es zieht ein lebenweckender Frühlingsodem durch das Buch, und daß es da und dort schon sprießt und knospet, wird dem Auge des Sehenden mit Freude kund. Nicht ein neuer Gegenstand soll in den Unterricht eingeführt, sondern dieser soll durch einen neuen Geist beseelt werden; die ästhetische Erziehung — nach Dr. Sallwürk das wahre Stiefkind der Pädagogik — soll mehr gefördert werden als es bisher der Fall war. — Prof. Lichtwark spricht in der Einleitung über die Motive der Bewegung mit den Worten: Wir haben uns darauf besonnen, daß der Mensch nicht nur der denkende Träger eines Gedächtnisses ist, als den ihn die herrschende Praxis der Erziehung überwiegend behandelt, sondern zugleich ein fühlendes Wesen von Fleisch und Blut. Ueber Weg und Ziel der Bewegung äußert er sich also: Verstehen und selbständig untersuchen können, mitzuempfinden und nachzuempfinden vermögen geht über alles mechanische Wissen weit hinaus. Die Fähigkeit zu empfinden ist an einzelnen Gegenständen der Natur und an einzelnen Kunstwerken zu üben. Daß es eine hohe Sache um die ästhetische Erziehung ist, werth, daß Alle, die an der Emporbildung der Jugend arbeiten, ihre Kraft und ihr Können daran wenden, mögen Lichtwarks eigene Worte darthun: Jeder muß sich mitverpflichtet fühlen, an der Vertiefung und Veredelung unseres Volkscharakters mit zu arbeiten. . . . In solchem Boden gepflegt, werden Vaterlandsgefühl, Volksbewußtsein, Patriotismus sich als aufbauende und gestaltende Lebensmächte wirksam erweisen, die nicht nur an seltenen Schicksalstagen fieberhaft aufwallen, sondern auch an allen Werktagen still und stark an der Arbeit sind. — Ich muß mir's leider versagen, aus dem reichen Inhalt des Buches noch mehrere Einzelheiten hieherzusetzen. Es unterrichtet uns über das Was und Wie dessen, was bisher zur künstlerischen Erziehung gethan, aber auch über das Was und Wie dessen, was noch zu thun ist. Und es ist noch viel zu thun übrig, bis alle die Samenkörner, die im Buche ausgestreut werden, Blüthen und Früchte tragen. — Die Ausstattung ist geschmackvoll, der Buchschmuck (Pflanzenmotive) ist von Valesca Rover gezeichnet.

Oskar Strobel.

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Der gemüthvolle Dichter, der seinem Volke eine lange Reihe köstlicher Schöpfungen eines freien und tiefen, immer originalen und immer deutschen Humors geschenkt hat, Wilhelm Raabe, vollendet am kommenden 8. September sein 70. Lebensjahr. Eine Feier dieses Tages der nationalen Bedeutung des großen Humoristen würdig vorzubereiten, hat sich zunächst in seiner Heimathstadt Braunschweig ein Komitee gebildet, dessen Anregung dann überall in deutschen Landen freudige Zustimmung gefunden hat: der Aufruf, der uns vorliegt, trägt ein volles Hundert Unterschriften, darunter eine große Zahl der besten Namen aus allen Gebieten und Richtungen deutscher Kunst und Wissenschaft. Abgesehen von Ehrungen anderer Art, die im Werke sind, hofft man in erster Linie die Mittel zusammenzubringen, um die Hindernisse zu beseitigen, die bisher einer Gesammtausgabe der leider bei verschiedenen Verlegern erschienenen Werke Raabe's entgegenstehen, und ihm damit die Verfügung über sein ganzes Lebenswerk wieder in die Hände zu legen. In richtiger Erkenntniß der Schwierigkeiten aber, mit denen solche Pläne zu rechnen haben, ist von vornherein auch die Möglichkeit einer anderen Verwendung des Ertrages im Sinne der Raabe-Gemeinde ins Auge gefaßt. Es wäre wohl eine schöne Genugthuung, wenn die dankbare Liebe seiner Volksgenossen dem Manne, der uns wie kein andrer das

deutsche Haus bis zur armen Hütte herab in seinem heimlichsten Wesen und Behagen geschildert und mit goldenem Humor verklärt hat, für den Rest seiner Tage ein erstes bescheidenes **eigenes** Heim auf **eigener** Scholle als Ehrengabe darbrächte: wer ein halbes Jahrhundert ohne Rücksicht auf materielle Erfolge im Dienste der besten Güter der Menschheit und des Vaterlandes gestanden und geschaffen hat, der hätte wahrhaftig ein solches Altersnest verdient! Doch — welche Verwendung sich auch ergeben mag, wir hoffen und vertrauen, daß der Aufruf in vielen tausend deutschen Herzen ein Echo wecken wird, bei denen zumal, die sich bewußt sind, wie viel fröhliche nicht bloß, sondern auch tröstende, erhebende und veredelnde Lebensstunden sie ihm verdanken. — Beiträge nehmen von den Unterzeichnern insbesondere die Direktion der Discontogesellschaft Berlin, Siegmund Schall (Deutsche Effekten- und Wechselbank), Frankfurt a. M. und Bankdirektor Paul Walter (Braunschweigisch-Hannoversche Hypothekenbank), Braunschweig, entgegen, Anmeldungen zur Theilnahme an der Feier in Braunschweig Rechtsanwalt und Notar Louis Engelbrecht daselbst.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung** vom 20. Juni. Vorsitzender Sekretär: Hr. **Waldeyer**. 1. Hr. **Engler** las: **Ueber die systematische Gliederung der afrikanischen Anonaceen und neue Gattungen derselben.** Die in Gemeinschaft mit Dr. L. Diels unternommene Bearbeitung der afrikanischen Anonaceen führte zu dem Ergebniß, daß von diesen nur die Monodoreen durch den Bau ihres Gynäceums eine Sonderstellung einnehmen, die übrigen im Bau des Gynäceums sehr variablen Gruppen, die Uvarieen, Milinseen, Xylopieen sich hauptsächlich durch die Form und Konsistenz ihrer Blumenblätter unterscheiden. Es ergaben sich 7 neue Gattungen und 85 neue Arten, welche in der demnächst erscheinenden Monographie der afrikanischen Anonaceen beschrieben sind. — 2. Hr. **Klein** legte vor eine Mittheilung des Prof. Dr. Wilh. **Salomon** (Heidelberg): **„Ueber neue geologische Aufnahmen in der östlichen Hälfte der Adamellogruppe. II."** Der Verfasser zeigt, daß die sogenannten Sabbione-Granite Judicariens jünger sind als die Rendenaschiefer, diese durchbrochen und verändert haben. Er theilt eine Reihe von Beobachtungen über die Entstehung der in den Rendenaschiefern auftretenden Erzlagerstätten mit und zeigt, daß in der Gegend des jetzigen Rendena-Thales eine Insel im permisch-triadischen Meere existirte. Er weist endlich nach, daß die unterirdischen Schmelzflüsse, aus denen der das Adamellogebirge wesentlich zusammensetzende Tonalit entstanden ist, ein Minimalgewicht von 4860 Milliarden Tonnen besessen haben und um wenigstens 5250 m bei ihrer Intrusion gehoben worden sein müssen. — 3. Die **physikalisch-mathematische Klasse** hat bewilligt: Hrn. Oberlehrer Dr. Wilhelm **Halbfaß** in Neuhaldensleben zur Anstellung von Seichesbeobachtungen am Madüsee 1000 Mark; Hrn. Dr. Otto **Kalischer** in Berlin zur Fortsetzung seiner Arbeiten über die Physiologie des Großhirns der Vögel 500 Mark; Hrn. Prof. Dr. Anton **Reichenow** in Berlin zur Herstellung von thiergeographischen Karten zu seinem Werke „Die Vögel Afrika's" 750 Mark. — 4. Die **philosophisch-historische Klasse** hat Hrn. Prof. Dr. Gustav **Knod** in Straßburg i. E. zu einer Reise nach Orleans zum Zwecke von archivalischen Studien über deutsche Studenten in Orleans 500 Mark bewilligt. — Die Akademie hat Hrn. **Henry Sweet** in **Oxford** zum korrespondirenden Mitgliede in der philosophisch-historischen Klasse gewählt.

* Das vorliegende Verzeichniß der **Vorlesungen und Uebungen im Seminar für orientalische Sprachen** in Berlin für das Wintersemester 1901/1902 führt außer den bisher vertretenen Sprachkursen noch Vorlesungen an über Theorie und Praxis der geographisch-astronomischen Ortsbestimmungen (Professor M. **Schnauder** wird auf dem Gebiet des geodätischen Instituts bei Potsdam die praktischen Uebungen leiten, soweit die Witterungsverhältnisse des Winters dies gestatten), über Tropenhygieine, über die wichtigsten tropischen Nutzpflanzen und deren Verwendung, über Landeskunde der deutschen afrikanischen Kolonien, über Kolonien und Kolonialpolitik und über deutsches Kolonial- und Konsularrecht.

K. C. **Ermordung zweier französischer Forscher in Peru.** Aus **Lima** wird unter dem 28. Juni geschrieben, daß die beiden französischen Forscher **Bercaux** und **Lemonier** nebst verschiedenen Dienern in der Nähe von Cuzco in dem dortgelegenen Thale Convencion von den in jener Gegend hausenden Indianern **ermordet** worden sind.

* **Würzburg.** Dem a. o. Professor an der Universität **Göttingen** Dr. Theodor **Des-Coudres** ist die neu errichtete außerordentliche Professur für Physik, insbesondere theoretische Physik übertragen worden.

* **Koblenz.** Dem Archivhülfsarbeiter Dr. phil. Rudolf **Martiny** bei dem hiesigen Staatsarchiv ist der Amtstitel „Archivassistent" beigelegt worden.

* **Hannover.** Der Dozent an der hiesigen Technischen Hochschule Professor **Klein** ist zum etatsmäßigen Professor ernannt worden.

* **Berlin.** In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität haben sich habilitirt: Dr. E. **Philippi**, Assistent am Museum für Naturkunde, für Geologie und Dr. E. **Landau** für Mathematik. — Die medizinische Fakultät der hiesigen Universität hat das **Paderstein-Stipendium** für dieses Jahr dem Privatdozenten der Anatomie Dr. Rudolf **Kranse** zuerkannt. — Dr. Karl Georg **Brandis**, der ehemalige Erzieher des jetzigen Großherzogs von Weimar, ist zum **Bibliothekar** an der hiesigen kgl. Bibliothek ernannt worden. — Den 70. Geburtstag beging am 28. Juni der Präsident der Justizprüfungskommission, Prof. Dr. Adolf **Stölzel**, Wirklicher Geheimrath und Kronsyndikus. Der hochverdiente Jurist, aus Gotha gebürtig, trat im Jahre 1866 in den preußischen Staatsdienst und hat ein reiches wissenschaftliches Lebenswerk hinter sich.

oem. **Breslau.** Der ordentliche Professor in der philosophischen Fakultät Dr. Alois **Schulte** ist zum Ehrenmitglied der **archäologisch-historischen Gesellschaft** des Kantons **Graubünden** ernannt worden.

* **Greifswald.** Der außerordentliche Professor Lic. theol. Wilhelm **Lütgert** ist in gleicher Eigenschaft in die theologische Fakultät der Universität **Halle** a. S. versetzt worden.

wg. **Aus Ungarn.** Die **Akademie der Wissenschaften in Budapest** hat gegenwärtig einen großen Stand von Mitgliedern, zusammen 314. Der Direktionsrath zählt 22, Ehrenmitglieder sind 23, ordentliche 57, korrespondirende 135 und auswärtige 77 Mitglieder.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

*V. Gautier:* La langue, les noms et le droit des anciens Germains. Berlin, Paetel 1901. — **Der siebenjährige Krieg.** 1756 bis 1763. 2. Band: Prag. (Die Kriege Friedrichs des Gr. 3. Theil.) Berlin, Mittler u. Sohn 1901. — **F. Lanles-Uhlemann:** Glaube, Hoffnung, Liebe. Berlin, Apolant 1901. — **L. Passarge:** Sommerfahrten in Norwegen. 2 Bände. 3. Aufl. Leipzig, Elischer Nachf. — **Mittelbachs politische Karte der Erdtheile.** Leipzig, Mittelbach. — **Prof. W. Wick:** Grundriß der Handelswissenschaft. Stuttgart, Strecker u. Schröder 1901. — **G. Obst:** Organisation des Zahlungsverkehrs. 2. Aufl. Ebd. 1901. — **Dr. F. X. Höherl:** Johann Jacob Scheuchzer. (Münchener Geographische Studien. 10. Stück.) München, Ackermann 1901. — **Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.** Lfg. 374. Croatien und Slavonien. 7. Heft. Wien, Hölder. — **Heckert:** Winke für die Leitung des Infanterie-Feuers gegen Infanterie, Kavallerie und Artillerie. 4. Aufl. Berlin, Mittler u. Sohn 1901. — **Blanka v. Wobeser:** Kleine Reitinstruktion für Damen. 3. Aufl. Ebd. 1901. — **Otto Graf Moltke:** Die Entwicklung der deutschen Verkehrsmittel unter der Konkurrenz des Auslandes. Ebd. 1901. — **Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den Deutschen Schutzgebieten.** 14. Band, 2. Heft. Ebd. 1901. — **Dr. B. Goldschmidt:** Ueber Harmonie und Komplikation. Berlin, Springer 1901. — **E. Tappenbeck:** Deutsch-Neu-Guinea. (Süsserotts Kolonialbibliothek, Bd. 1.) Berlin, Süsserott 1901.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.



## Neue Hebbel-Briefe.[1]

Die von Felix Bamberg herausgegebenen zwei Bände des Hebbel'schen Briefwechsels erschlossen die Persönlichkeit des Dichters noch weit unmittelbarer und freier als die meist monologartigen Tagebücher und erweckten in jedem Leser den Wunsch, daß das dort Gebotene recht bald erweitert und vervollständigt würde. Hebbel schreibt zwar am 6. Juni 1846 an Charlotte Rousseau in Ansbach: „Ich weiß nicht, woher es rührt, aber die Kluft zwischen mir und einer Feder ist so groß, als sollte ich sie jedesmal, wo ich sie brauchen will, dem schnellsten Adler erst ausrupfen.... Niemand spricht mehr und schreibt weniger wie ich.“ Es ist auch nicht zu leugnen — das übereinstimmende Zeugniß der Freunde, die intim mit ihm verkehrten, beweist es —, daß er ein Gesprächsvirtuose war, der alles, was in seinem Geiste lebte, Anderen mitzutheilen, seine Ideen sich selbst klarer zu machen verstand, dadurch, daß er sie Anderen entwickelte, so daß es einigermaßen befremden muß, daß zu Eckermanns Gesprächen mit Goethe, zu Adolf Foglars „Grillparzers Ansichten über Literatur, Bücher und Leben“ nicht längst ein drittes Buch erschienen ist, das den im Gespräche sich offenbarenden Hebbel spiegelt; die skizzenhaften Andeutungen in den Aufzeichnungen von Frankl und Kulke wollen nicht allzuviel besagen. Trotzdem steht aber ebenso fest, daß es ihm weit mehr als den meisten anderen Dichtern ebenfalls ein Bedürfniß war, sich brieflich zu entleeren. Dem anscheinend herben und spröden Menschen war es doch unmöglich, sich zu verschließen, in der Rückstrahlung auf Andere entband sich erst die ganze Macht, der innere Kern seines Wesens. In der gesammten Briefliteratur mag es daher kaum interessantere Briefe geben als diejenigen Hebbels, nicht so sehr wegen ihres Reichthums an tiefsinnigen, originalen Gedanken oder bald grandiosen, bald lieblichen Bildern, worin sie hinter seinen übrigen Schriften nicht zurückstehen, vor allem, weil sie von unschätzbarem Werth sind für die Erkenntniß seines oft verkannten, so sehr verschieden beurtheilten Charakters, der allerdings auch in den Werken, den Dramen sowohl wie der Lyrik, aber nicht für Jeden so greifbar hervortritt wie hier. In den Briefen gibt Hebbel sich stets ganz rückhaltlos und offen, und ist deßhalb der beste Interpret seines eigenen Selbst, seiner bisweilen recht komplizirten Persönlichkeit. Allerdings etwas psychologischer Blick, die Fähigkeit, das Zerstreute zu sammeln, die wechselnden Stimmungen zu berücksichtigen, aus denen verschiedene Urtheile über dieselben Menschen und Dinge fließen können, auch wohl etwas Kongenialität und Liebe sind erforderlich, um nicht an einzelnen Disharmonien und Widersprüchen, die jedes Leben enthält, irre zu werden. Aus dem Ganzen strahlt die in ihrer Geschlossenheit imponirende, zugleich aber auch menschlich schöne Physiognomie Hebbels sieghaft hervor; nur wer in hämischer Kurzsichtigkeit an Einzelnes sich klammert, könnte sich versucht fühlen, die edlen Züge zu karikiren.

> Zwölf der Monde bedarf's, so heißt es, die Welt zu umsegeln,
> Zwölf der Jahre jedoch, eh' du den Menschen umgehst.

heißt es in einem seiner Epigramme. Wer diese Forderung erfüllt und sich in den Menschen, seine Denkart, die Triebfedern und Quellen seines Handelns versenkt, wird ihn bald lieben lernen. Ist es ihm doch, nach schwerem Ringen mit sich selbst und den herabziehenden Einflüssen eines harten Schicksals und einer engen, dumpfen Existenz, schließlich gelungen, das zu erreichen, was er schon früh vergeblich erstrebte, „das Leben zum Kunstwerk zu adeln.“ (Tagebücher I, S. 223.) Die Materialien zu einer wahrhaft monumentalen Biographie Hebbels, an der es bis jetzt, trotz Emil Kuh, noch immer fehlt, liegen jetzt nach Veröffentlichung der Tagebücher, vor allem aber des Briefwechsels, für Jedermann zugänglich da. Möchte sich recht bald der Meister finden, der den Menschen Hebbel daraus aufbaut!

Zur Erreichung dieses Zieles hat der Herausgeber der jetzt vorliegenden zweibändigen Nachlese der Hebbel'schen Briefe sehr viel beigesteuert. Die Ausgabe ist, was Sorgfalt und kritische Zuverlässigkeit angeht, musterhaft zu nennen und hebt sich dadurch sehr vortheilhaft vor den Publikationen Bambergs heraus. Gelegentliche Versehen, kaum vermeidlich, wo oft nicht einmal die schwer entzifferbaren Originale, sondern nur Abschriften vorlagen, können in einer späteren Auflage ausgemerzt werden; jeder Kenner des Dichters sollte den Herausgeber durch Einsendung der von ihm entdeckten Irrthümer dabei unterstützen. Sie enthält nur Briefe Hebbels, keine der Adressaten, und ist chronologisch geordnet. Es ist sicherlich zuzugeben, daß dies zweckmäßiger ist als die „künstliche Unordnung“ in Bambergs beiden Bänden. Es wird des Interessanten und Wichtigen hier eigentlich so viel geboten, daß man die bescheidene Bezeichnung als „Nachlese“ schwerlich berechtigt finden wird. Doch gibt auch diese Veröffentlichung noch keinen Abschluß. Als Glieder der Hebbel'schen Korrespondenz, die immer noch fehlen, nennt Werner in der Vorrede die Briefe des Dichters an Amalie Schoppe, Oehlenschläger und Rudolf Kolbenheyer, die verloren zu sein scheinen. Die Briefe an die Verleger J. J. Weber, Heckenast und Cotta sind theils verloren, theils einer besonderen Publikation vorbehalten; auch der Briefwechsel mit Campe ist leider noch immer unvollständig. Den früher veröffentlichten Briefen an Elise Lensing sind hier einige hinzugefügt; diejenigen aus der kritischen Zeit der Lösung des Verhältnisses sind entweder vernichtet oder werden noch immer zurückgehalten, sehr mit Unrecht, da Hebbel durch ihre Veröffentlichung nur gewinnen, nicht verlieren könnte. Die Briefe des Dichters an Kuno Fischer konnte dieser bis jetzt noch nicht auffinden, die Briefe an Marshall sollen — hoffentlich doch nur zunächst — ungedruckt bleiben. Hinzuzufügen wären noch die Briefe an seine Jugendgenossen Gravenhorst, Barbeck, Wacker, Mundt, Janinski, vor allem an den früh verstorbenen Emil Rousseau, von denen wir bisher nur einzelne Bruchstücke in den Tagebüchern besitzen, die aber doch durch einen glücklichen Zufall ans Licht gezogen werden könnten, dann aus der späteren Zeit die

[1] Friedrich Hebbels Briefe. Unter Mitwirkung Fritz Lemmermayers von Richard Maria Werner herausgegebene Nachlese in 2 Bänden. Berlin 1900. B. Behrs Verlag (E. Bock).

Briefe an den Münchener Freund, Regierungsrath Gartner, an Arnold Ruge, an Gärtner, die bis jetzt nur auszugsweise gedruckten, sehr inhaltreichen Briefe an Strodtmann, den Herausgeber des „Orion“, und manches andere, das vielleicht noch einmal, soweit es überhaupt erreichbar ist, zu einem fünften Bande vereinigt werden kann. Zu viele Briefe Hebbels können schwerlich veröffentlicht werden, da er, einem Gesetze seiner Natur folgend, selbst bei geringfügigen Anlässen die volle Wucht seiner Persönlichkeit einsetzte. Es ist eine merkwürdige und traurige Ironie des Schicksals, daß auch die unbedeutenderen Briefe eines Mannes, der während des größten Theiles seines Lebens darben mußte wie kaum ein Zweiter, und an den Folgen dieser Misere früh zugrunde ging, nach seinem Tode eifrig gesucht und theuer bezahlt werden. Dem unermüdlichen Spürtalent der Sammler mag es so gelingen, noch manches jetzt Vergrabene später aufzutreiben. Zunächst gebührt dem Herausgeber der wärmste Dank für das, was sein Fleiß und seine Opferwilligkeit zusammengetragen haben.

Es ist nicht leicht, den Inhalt der beiden Bände einigermaßen erschöpfend zu charakterisiren; ich werde sie im folgenden aus den bereits früher entwickelten Gründen hauptsächlich vom psychologischen Standpunkt aus betrachten. Den breitesten Raum nehmen die Briefe Hebbels an seine Frau ein, die hier vollständig, ohne Streichungen und Lücken, vorliegen, während bis dahin von Bamberg nur kurze, recht willkürlich ausgewählte Bruchstücke aus einzelnen derselben veröffentlicht waren. Mit Recht sagt Werner in der Vorrede, daß diese Briefe „zu den Schreiben an Elise im ersten Bande des Briefwechsels einen erfreulichen, wohlthuenden Gegensatz bilden“. Sie athmen alle den heiteren, ruhigen Frieden, der Hebbel nach dem Abschluß seiner Seelenkämpfe im Bunde mit Christine beglückte, und lassen in die Tiefe seines Gemüthes hineinschauen, das im häuslichen Kreise sich am reichsten und reinsten entfaltete. Wer sich ihn als einen ewig berserkernden rauhen Egoisten vorstellt — und es mag doch noch immer Leute geben, die das thun — wird staunen, wenn er aus diesen Schriftstücken ersieht, wie weich, fast kindlich der gelegentlich so jäh aufwallende Mann, trotz der Bitterkeiten seines Lebens, geblieben ist. Wenn er sich von Weib und Kind getrennt hat und verdammt ist, in der Ferne zu leben, ist seine Seele umsomehr von Sehnsucht gefüllt, je mehr Zerstreuungen ihn umgeben, je mehr Ehren auf ihn gehäuft werden. Besonders charakteristisch in dieser Beziehung sind die schönen Briefe, die er im Februar und März 1852 aus München, wohin ihn Dingelstedt zur ersten Aufführung der „Agnes Bernauer“ gerufen hatte, nach Wien schickte. Da lesen wir in dem Briefe vom 10. März 1852: „Wie ich mich sehne, sobald als irgend möglich, wieder bei Dir zu sein, kann ich Dir gar nicht sagen; mir blutet jetzt das Herz sogar, wenn ich Dir schreibe, was mich sonst immer beruhigt. Nein, ich kann ohne Dich nicht leben; meine Augen werden feucht, wenn ich an Dich denke, und ich sehe Dich immer vor mir, wie Du bald dies thust und bald das. Ich fühle eine schreckliche Oede in mir, obgleich man mich hier wirklich mit Huldigungen der treugemeintesten Art überhäuft; ich bin wie ohne Mund. Ich habe mit mir zu kämpfen, daß ich nicht noch zuguterletzt einen dummen Streich mache und, ohne die Aufführung abzuwarten, in den Reisewagen steige; mir ist oft, als hört' ich durch die weite Ferne Deine Stimme: komm, komm!... O Gott, wie tief erkenn ich's, daß zwei Menschen, die sich lieben, sich nie trennen und sich auch aus der äußeren Misere, die immer wiederkehrt, sei's nun in dieser oder jener Gestalt, nichts machen sollten. Halten wir an diesem Glauben fest!“ Aehnliches findet man in allen anderen Briefen, die er aus Berlin, Hamburg, Dresden, Weimar, Paris, London an die Seinen richtet. Manchen Norddeutschen mag es zunächst nicht ganz sympathisch berühren, wenigstens befremden, daß Hebbel, der doch gewiß im Kerne eine nordische Natur war, in diesen so ernst und tief empfundenen Briefen mit den Beinamen „Nurel“ und „Pinscher“, die er sich und Christinen beilegt, ein harmloses Spiel treibt. Vielleicht war er wirklich von dem österreichischen Wesen, zu dem er sich anfangs so sehr in Gegensatz gestellt hatte, später weit tiefer berührt, als man gewöhnlich glaubt. Doch, wie man auch über diese Spielerei urtheilen möge, wer sollte sich nicht damit aussöhnen, wenn er in einem Brief aus Berlin vom 26. Oktober 1860 folgendes liest?: „Habe ich Dir je die Geschichte meines ersten kleinen Pinschers erzählt, weißt Du, warum ich Dir gerade in den Stunden des Ueberfließens in innigster Liebe und Verehrung seinen Namen beilege? Denke Dir das zierlichste, zarteste aller Hündchen, das mitten im Winter, weil ich es in München nicht zurücklassen wollte, den weiten Weg von München nach Hamburg mit mir machen mußte, und zwar zu Fuß. Es würde das rührendste Idyll geben, wenn ich Dir den Kampf zwischen der angeborenen Reinlichkeitsliebe des Thierchens und seinem Abscheu vor dem Schmutz der Straßen, zwischen seinem in so rauher Zeit wahrlich doppelt gerechtfertigten Bequemlichkeitstrieb und seiner Anhänglichkeit an seinen Herrn schildern wollte. Besonders ein Moment ist mir unvergeßlich. Ich war zu Mittag eingekehrt, hatte selbst ein Glas Bier getrunken und dem kleinen Pinscher eine Suppe geben lassen, und brach wieder auf. Es hatte mittlerweile stark zu schneien angefangen, und das Thierchen wollte nicht fort, es schmeichelte, es trotzte, es verließ das Wirthshaus zwar am Ende, aber es rannte spornstreichs wieder dahin zurück und bellte mir nach. Als es jedoch sah, daß ich mich nicht daran kehrte, sondern weiterging, schied es auch seinerseits von der warmen, gastlichen Stelle und humpelte hinter mir her, aber höchst verdrießlich und für die Liebkosungen, mit denen ich es überhäufte, völlig unempfindlich. Wir kamen auf eine Chaussee, eine Menge Steine lag an der Seite und bildete einen fortlaufenden Damm, der das kaum fußhohe Hündchen vor dem Ungestüm des Wetters schützen konnte, auch trennte es sich von mir und setzte seine Reise hinter dem Damm fort. Aber jeden Augenblick kuckte es mit seinem gelben Köpfchen ängstlich herüber und spähte, ob ich auch noch da sei, und das rührte mich so tief, daß dieser kleine Pinscher von dem Moment an das Symbol der Treue für mich wurde und daß ich das Höchste und Herrlichste, so wunderlich es für den, der die Geschichte nicht kennt, auch klingen mag, mit seinem Namen nenne!“ Gewiß enthalten auch die Tagebücher und die früher veröffentlichten Briefe manche Züge, die von dieser echten Gefühlsweichheit Hebbels Zeugniß ablegen, doch ist sie oft tief versteckt, in diesen Briefen dagegen strömt sie frei aus; man empfindet, daß der ganze Mensch von ihr erwärmt und durchstrahlt wird. — Auch sonst sind gerade die Briefe an Christine von hohem Interesse und sehr werthvoll zur Ergründung der Persönlichkeit des Dichters. Diese intimen Ergüsse über alles, was ihm im letzten Jahrzehnt seines Lebens fern von Wien begegnet, diese scharf umrissenen Portraits zahlreicher zeitgenössischer Berühmtheiten, mit denen er sich berührt, enthalten natürlich viel mehr Individuelles als die „Tagebücher“. Wir sehen den Maurerssohn aus Wesselburen, der nach schwerem Aufstieg endlich auf den Höhen des Lebens wandelt, sicher, selbstbewußt und doch bescheiden den Fürsten und Großen gegenüber, die ihn an sich heranziehen. Dies zeigen uns die Berichte an Christine über seine Audienzen bei König Max und König Ludwig bei Gelegenheit der Bernauer-Aufführung (1852), seine Briefe aus Weimar (1858), vor allem diejenigen aus Wilhelmsthal bei Eisenach, wo er 1862 als Gast des Großherzogs weilte. Ebenso deutlich tritt uns aber der warmherzige Mensch, der die soziale Entwicklung der Zeit, in die damals nur Wenige tiefere Blicke thaten, mit innerem Antheil, mit einer gerade die Niedrigsten und Aermsten umfassenden Sympathie beobachtet, in den Briefen aus London (1862) und vielen anderen entgegen. Den Versuchungen zu leichterem Lebensgenuß, die auch an ihn herantraten, wich er mannhaft aus; stets fuhr er in der dritten Bahnklasse, nicht nur aus unerschütterlicher Sparsamkeit, auch weil er die Berührungen mit dem Volke, mit Bauern und Handwerksburschen, liebte, die ihm mehr boten als die Durchschnittsgebildeten. Wie viele derartige Bilder hascht er im Vorüberfliegen und fixirt sie in diesen Briefen, wobei sein Humor, der in den

Werken seltener hervortritt, sich besonders reich entfaltet! Diese beiden scheinbar widersprechenden Züge muß im Geiste nebeneinander halten, wer ein Bild der ganzen Persönlichkeit haben will. — Einen wehmüthigen Reiz haben Hebbels letzte Briefe an seine Gattin aus Gmunden und aus Baden bei Wien. Freude am Leben im engumfriedeten Kreise, inniges Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Seinigen, abgeklärte und reine Stimmung trotz schmerzhafter Gebresten, heitere Schaffensfreudigkeit, als die Schatten des Abends sich schon tief auf ihn herabsenken — alles das spricht aus ihnen und erweckt die Trauer um den jähen Tod, der ihn so früh hinwegraffte. „Ich bin entschlossen, den Alp der fünfzig Jahre abzuwerfen, und muthig zu versuchen, ob ich der fliehenden Zeit nicht noch einige bleibende Werke abringen kann. Pläne und Materie habe ich für Jahrhunderte und hoffentlich brauche ich noch nicht mit Johann Christian Günther zu singen:

> Jugend, Muth und Lust verrauchen,
> Und, derweil ich klüger bin,
> Meine Kräfte erst zu brauchen,
> Sind sie, wie ein Traum, dahin!

Ein Vers, der mich immer tief erschüttert hat; der Arme schrieb ihn auf dem Sterbebett." So lesen wir am 21. Juni des Jahres, dessen Ende Hebbel nicht mehr erleben sollte.

Der treuen Gefährtin seines Lebens, der es jetzt in hohem Alter die größte Freude ist, mit dem früh Entrissenen im Geiste fortzuleben, kann es nicht leicht geworden sein, diese Schriftstücke, die von so viel Kämpfen, so viel Freud und Leid, so viel Liebe zeugen, der Oeffentlichkeit preiszugeben, aber sie wird sich beruhigen in dem Gefühl, daß aus ihnen das hellste und vollste Licht, vor allem auf den Hebbel der letzten Schaffensperiode, den gereiften und in sich vollendeten Mann, fällt. An psychologischen Aufschlüssen sind sie nicht so reich wie diejenigen aus seinen qualvollen früheren Jahren, die er an die Hamburger Freundin richtete. Dort taucht er unablässig in die Abgründe seines Innern, bäumt sich trotzig auf gegen das Elend eines unerträglichen, erstickenden Lebens und die stumpfe Theilnahmlosigkeit der Welt; jetzt, wo er in bescheidenem Glücke Frieden gefunden hat, hat sich ihm das Leben „zum Kreise gerundet". „Ihnen wird vieles von mir unbekannt geblieben sein," schreibt er am 12. März 1863 an Albert Dulk in Stuttgart, „namentlich die bei Cotta erschienene Gesammtausgabe meiner Gedichte; sonst würden Sie mich schwerlich den Pessimisten beigezählt haben, denn Wenige auf Erden dürften Welt und Leben so rund finden und aus so klaren Augen blicken wie ich." In einer Besprechung von Schillers Briefwechsel mit Koerner sagt Hebbel selbst: „Briefe sind nicht nach ihrem anekdotischen oder Ideenreichthum abzuschätzen, sondern man hat darauf anzusehen, ob sie ringende und kämpfende Individuen vorführen oder fertige und abgeschlossene. Danach bestimmt sich ihr Werth." Legt man diesen Maßstab an, so wird man die Briefe Hebbels an Elisen als die werthvolleren bezeichnen, doch bleibt den Briefen an die Gattin, abgesehen von ihrem sonstigen unschätzbaren Inhalt, jedenfalls das unbestreitbare Verdienst, das beste Bild des in sich geschlossenen, den Kämpfen entrückten Menschen zu geben, das böswillige Beurtheiler entwaffnen, Fernstehende gewinnen wird. Sie rechtfertigen nachträglich auch, falls dies für Tieferblickende überhaupt noch erforderlich sein sollte, den gewaltsamen Schritt, durch den Hebbel sich aus den Wirrnissen seines Lebens befreite. Ein reines und tiefes Glück konnte nie aus einer leichtsinnigen oder gar unmoralischen Handlungsweise hervorgehen. Alles Sträuben hilft nichts; man wird sich daran gewöhnen müssen einzusehen, daß Hebbel in der entschlossenen Lösung aus morsch gewordenen Banden das Rechte that. Man wird sich der Erkenntniß nicht länger verschließen dürfen, daß man es hier mit einem ganz singulären Fall zu thun hat, der nicht nach dogmatischen Grundsätzen der Sittenlehre, sondern nur nach genauester Kenntniß des Individuellen zu beurtheilen ist. Mir scheint es unbestreitbar, daß der Dichter durch jenen Gewaltakt, der dem Bunde mit Christine vorangehen mußte, nicht nur sich und seine Dichtergaben rettete, sondern zugleich das that, was für alle drei am Konflikt betheiligten Personen, auch für Elisen, das Beste war. Er hatte nicht weniger, sondern mehr moralischen Muth als die Pharisäer, die über ihn den Stab gebrochen haben.

Neben diesen Briefen erscheinen die übrigen hier gesammelten als weniger bedeutend, doch tragen sie alle viel dazu bei, den Menschen Hebbel in den verschiedensten Perioden seines Lebens und den mannichfachsten Beziehungen zu seiner Umgebung klarer zu beleuchten. Einige Gruppen mögen kurz charakterisirt werden.

In eine verhältnißmäßig dunkle Phase seiner Entwicklung, die letzten Jahre in Wesselburen und das Jahr in Hamburg, in dem er sich mühsam auf das Universitätsstudium vorbereitete, schauen wir hinein, wenn wir die Briefe an seinen Jugendfreund H. Th. Schacht lesen, die auszugsweise früher bereits in dem „Magazin für Literatur" gedruckt waren. Wir erkennen, wie rein des Jünglings Streben war, wie ungestüm sein Drang nach Befreiung aus der Knechtschaft der Wesselburener Schreiberstube, wie unheimlich scharf er aber auch sofort, trotz seiner Unerfahrenheit, die halben und unwahren Verhältnisse durchschaute, die in Hamburg seiner warteten und ihn bald in noch drückendere Fesseln schlagen sollten. Auch daß sein Herz bei der ersten Anknüpfung des Bundes mit Elise unbetheiligt war, könnten diejenigen, die noch immer nicht glauben wollen, daß diese, die Hebbel um jeden Preis besitzen wollte, den tragischen Knoten selbst geschürzt hat, aus den Briefen an Schacht ersehen. — In den an den Kirchspielschreiber Voß und seine Familie gerichteten zeigt sich, außer der anhänglichen und treuen Dankbarkeit für früh erwiesene Wohlthat, auch ein anderer Zug, der für den jungen Hebbel sehr charakteristisch ist: sein leidenschaftliches Streben, sich über das dürftige Milieu, dem er entstammte und das ihn noch auf langehin umgab, zu erheben. Beinahe ängstlich verbirgt er den Freunden in Wesselburen die Misere seines Studentenlebens in Heidelberg und München, prahlt mit der errungenen Freiheit, kokettirt auch wohl mit akademischen Würden und Ehren, bevor er sie thatsächlich sein eigen nennen darf. Das tiefer blickende Auge wird den Stolz des zu den Höhen emporstrebenden Plebejers, der den Freunden, der Welt überhaupt seine Blöße nicht verrathen mag, der sich zu den höchsten Ehren berechtigt fühlt, aber nicht einmal imstande ist, das Ziel des akademischen Studiums, den Doktorgrad, auf der gewöhnlichen Heerstraße und zur gewöhnlichen Zeit zu erreichen, als das Motiv von Hebbels Brief an Voß vom 25. Juli 1839 unschwer erkennen. (Bd. I, S. 79 ff.) Vielen mag es als kleinliche, ja unverzeihliche Schwäche erscheinen, daß er sich hier, sowie auch bei einzelnen späteren Anlässen den Doktortitel beilegte, bevor er ihn mit Recht beanspruchen konnte. Demjenigen, der Hebbels gesammte Lage in diesen trüben Tagen und zugleich die inneren Triebfedern seines Handelns durchschaut — man möge nicht vergessen, daß er in seinem Demetrius, dem zum Herrschen geborenen Zarensohn, der im Schlosse des Woiwoden von Sendomir als niederer Knecht lebt, nach eigenem Geständniß ein Selbstportrait geben wollte — kann das nur ein mit Wehmuth gepaartes Lächeln entlocken. Uebrigens ist auch sonst Grund vorhanden, in diesem Falle nicht allzu vorschnell zu urtheilen. Gewiß ist, daß Hebbel erst nach seiner Verheirathung in Wien, mit Hülfe des alten Rousseau, sein Doktordiplom in Erlangen einlöste, nachdem er vorher von Paris aus seine Dissertation eingereicht hatte. Dagegen muß es aber auch mindestens als höchst wahrscheinlich gelten, daß er in den Jahren 1839–1841 zu wiederholtenmalen Unterhandlungen zu diesem Zwecke anknüpfte, die nur aus Mangel an Geld resultatlos verliefen.

Ein Aktenstück, das für den zukünftigen Biographen Hebbels unschätzbar sein wird, ist das „Memorial" an Amalie Schoppe vom 5. Mai 1840. Diese furchtbare Abrechnung mit der Vergangenheit wirkt fast verletzend durch ihre rücksichtslose Wahrheit. Doch wird der Unparteiische

weder Hebbel noch seine Wohlthäterin, die ihm die Pforte zum Leben geöffnet hatte, verdammen. Im letzten Grunde ist es ein tragisches Geschick, wenn zwei in den Grundbedingungen ihrer Natur entgegengesetzte Menschen, die sich gegenseitig nicht begreifen können, in einem derartigen Verhältniß zu einander stehen, daß von dem einen Theil ewige Dankbarkeit für längst erwiesene Wohlthaten, auch unter ganz verschobenen Umständen, gefordert wird. Eins spricht allerdings mit grellster Deutlichkeit aus diesem „Memorial": die Leichtverwundbarkeit und gereizte Empfindlichkeit des jungen Hebbel, die durch die Erbärmlichkeiten, die ihn zu ersticken drohten, bis ins Maßlose gesteigert waren. Es war in der That damals unendlich schwer, mit ihm zu leben; die geringfügigsten Vorfälle brachten seine Leidenschaft zum Ueberschäumen. Erst das sonnige Glück, das ihn im Bunde mit Christine erwärmte, versöhnte die chaotisch durcheinander gährenden Elemente seiner Seele zu harmonischer Schönheit. Der vom Leben täglich gefolterte Mann war nicht imstande, sich selbst zu beherrschen, seine Umgebung zu beglücken oder auch nur zu schonen. Viele der im ersten Bande dieser Nachlese veröffentlichten Dokumente beweisen, wie leicht der Sturm in seinem Inneren zu entfachen war und wie heftig er ihn durchtobte. Wegen der mißverständlichen Auffassung eines lateinischen, dem Horaz entnommenen Mottos, das die Redaktion des „Morgenblatt" seinem Aufsatze „Mein Wort über das Drama" vorangestellt hatte, brach er jede Beziehung zu diesem ab, was für ihn in seiner höchst prekären Lage sehr viel bedeutete, und ließ sich erst durch einen Brief des Dr. Hauff wieder versöhnen, nachdem er seinen Irrthum erkannt hatte. (Brief vom 8. Juli 1843, Bd. I, S. 147—151.) Auch die beiden Briefe an den Hamburger Arzt Dr. Krämer, dem er nach dem Tode seines Söhnchens eine rohe Behandlung der Mutter vorwirft, legen Zeugniß ab von dieser rasenden Heftigkeit, allerdings auch von seinem Streben nach Gerechtigkeit und Unparteilichkeit selbst im Wirbel der Leidenschaft, sowie von einer dialektischen Spitzfindigkeit im Analysiren der Beweggründe fremder Personen, die kaum ihresgleichen hat. (Bd. I, S. 156 bis 157; S. 164—169.)

Unbestreitbar ist jedenfalls, daß alle Briefe nach 1846, und zwar schon unmittelbar nach der Befreiung aus den ihn einengenden Ketten, einen weit helleren, sympathischeren Eindruck hinterlassen. Hat der Mensch in Hebbel bis dahin unser tiefstes psychologisches Interesse, unser bisweilen mit einem gewissen Grauen gemischtes Mitleid erweckt: in der Zeit seiner Klärung und Reife wächst unsre Bewunderung seiner geistigen und seelischen Größe, unsre Liebe zu ihm bis ans Ende. Alle späteren Briefe enthüllen den tapferen, unter der Last eines schweren Lebens sich aufrechthaltenden Kämpfer, den unbedingt zuverlässigen, wahrhaften, trotz allen berechtigten Stolzes bescheidenen, menschlich liebenswürdigen Charakter, dem Niemand die unbedingte Hochachtung versagen wird. So sehen wir ihn in seinem Verhältniß zu Freunden, wie Gurlitt, Rötscher, Schöll, Moritz Kolbenheyer, dem Vetter seines römischen Gefährten Robert Kolbenheyer, den Jugendgenossen Theodor Hedde und Eggers, nicht zum wenigsten in den herzlichen und humorvollen Briefen an seinen Verleger Julius Campe, der ebenfalls in ein recht vortheilhaftes Licht gerückt wird. Ein solcher freundschaftlicher, durchaus vertrauensvoller und offener schriftlicher Verkehr zwischen einem Autor und seinem Verleger dürfte immerhin zu den Seltenheiten gehören. So sehen wir ihn auch in den Briefen an den Pfarrer Luck, die, insoweit sie sich über die große religiöse Frage verbreiten, sich den bereits früher von Bamberg veröffentlichten Briefen an Friedrich v. Uechtritz würdig an die Seite stellen, in seinen brieflichen Auseinandersetzungen mit Emil Palleske, die auch dadurch typisch sind, daß sie erkennen lassen, mit welcher inneren Nothwendigkeit warmherzige Bewunderer eines Dichters erkalten, sobald sie durch die große Persönlichkeit versengt werden und in der eigenen Produktion sich gehemmt oder negirt fühlen. Sie geben uns demnach ein Seitenstück zu dem Bruch der jungen Wiener Freunde, Emil Kuh und Karl Debrois van Bruyk, mit dem verehrten Meister und tragen zur psychologischen Erklärung desselben bei. — In mehreren Briefen, die aus der Zeit von 1848 bis 1852 stammen, tritt noch gelegentlich ein gewisser streitbarer Trotz hervor. Der Dichter kämpft gegen die Zeitströmungen, die sein unmittelbares Wirken vernichten möchten, er stemmt sich mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit gegen die Unbilden, die Bühnenleiter und Tagespresse ihm zufügen. Einen eigenartigen Eindruck machen die Briefe an Laube, der als Leiter des Hofburgtheaters den Dichter wie seine Gattin bis aufs Blut peinigte. Man sieht, wie die mühsam erworbene Weltklugheit Hebbels mit seinem Trotz und seiner Wahrheitsliebe im Kampfe liegt. Mit Hintansetzung seiner persönlichen Gefühle macht er immer aufs neue vergebliche Versuche, mit dem Allmächtigen, der ihm die Bühnen Deutschlands verschloß, auf einen erträglichen modus vivendi zu kommen. — In dem letzten Jahrzehnt hört dann auch diese gereizte Stimmung, die in den früheren Briefen noch gelegentlich durchbricht, gänzlich auf. Schillers Ausspruch in dem neunten der „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen", den Hebbel in einem polemischen Aufsatz gegen Karl Gutzkow citirt (1860), war jetzt auch sein Motto geworden: „Wie verwahrt sich der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und dem Bedürfniß. Gleich frei von der eitlen Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit." — Ich wüßte nichts, was Hebbels Stellung zu seiner Zeit in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens treffender kennzeichnen könnte als diese Worte.

Zum Schlusse möchte ich noch auf zwei wichtige Schriftstücke, die Hebbel verfaßt hat, hinweisen, von denen ich das eine, als in diese Nachlese aufgenommen, mit großer Freude begrüße, während ich das andere, als ohne Grund von ihr ausgeschlossen, ebenso schmerzlich vermisse. Nichts kann interessanter und werthvoller sein als die kurze selbstbiographische Skizze, die der Dichter im Jahre 1852 für den Verleger F. A. Brockhaus ausarbeitete. An einem wichtigen Punkte seiner Entwicklung angelangt, blickt er von hoher Warte auf den beschwerlichen Aufstieg, den er jetzt hinter sich hat, mit der Ruhe eines kühlen Beobachters zurück, er ist reif geworden für eine objektive Darstellung der bereits zurückgelegten Stadien der Wanderung. Diese Skizze ist nach Inhalt und Form gleich charakteristisch, und es ist sehr erfreulich, daß der Herausgeber sie, obgleich sie als Brief kaum zu bezeichnen ist, in den ersten Band dieser Veröffentlichung aufgenommen und weiteren Kreisen vermittelt hat. (Bd. I, S. 409—425.) Ebenso bedauerlich ist es aber, daß der Brief Hebbels aus Marienbad vom 15. Juli 1854 an den Kirchspielvogt Mohr auch aus dieser Sammlung ausgeschieden ist. Die Hebbel-Freunde kannten bis jetzt nur einzelne von Kuh im Anhange zum zweiten Bande seiner Biographie abgedruckte Bruchstücke aus demselben, die sehr begierig machen mußten, das Ganze zu lesen. Der Brief stellt sich dem „Memorial" an die Schoppe zur Seite. Hebbel setzt sich hier auf das gründlichste mit seinem früheren juristischen Brotherrn auseinander, der in einem Brief an Kuh sich in verletzend hochmüthiger Weise über ihn ausgelassen hatte. Wir haben ein Recht darauf, die Veröffentlichung dieses Briefes zu fordern, weil immer aufs neue wieder versucht wird, das Verhältniß zwischen Hebbel und Mohr, das von tiefgreifendem Einfluß auf des Dichters Gemüthsleben auf lange Zeit hinaus geblieben ist, verschleiernd und verschönernd, d. h. falsch darzustellen, so noch von Karl Zeiß in seiner biographischen Einleitung

zu der Hebbel-Ausgabe des Bibliographischen Instituts. In der Heimath des Dichters, in Dithmarschen, das selbst jetzt noch so etwas wie eine dem schottischen Klanswesen sehr nahe verwandte Geschlechts- und Familienzusammengehörigkeit kennt, wird in den Kreisen der Gebildeten und Honoratioren die Mythe noch immer eifrig fortgesponnen, daß Hebbel sich eigentlich des schwärzesten Undanks gegen seinen „Wohlthäter" schuldig gemacht habe. Es läßt sich urkundlich feststellen, daß das Gegentheil der Fall ist. Wie schwer Mohr sich aber an dem seiner Obhut anvertrauten Jüngling versündigt hat, geht aus dem Marienbader Brief, dessen Inhalt ich genau kenne, mit Sicherheit hervor. Vielleicht mag Hebbel im Unrecht sein, wenn er später annimmt, daß Mohr ihn so niedrig gestellt, „obgleich er ihn erkannt habe". Trotzdem halte ich meine Darstellung des Verhältnisses zwischen Beiden, die ich, auf genaue Kenntniß des Details gestützt, in der Einleitung zu meiner Hebbel-Ausgabe (Hesse u. Becker, 1900) gab, in vollem Umfange aufrecht: „Der Kirchspielvogt hatte durchaus kein Anrecht auf Hebbels Dankbarkeit, da er nicht nur nichts gethan hat, um ihn geistig zu fördern, ihn vielmehr niedergehalten und seiner leichtverletzten Seele nie ganz vernarbende Wunden geschlagen hat. Er ist ein Typus der in den Vorurtheilen ihres Standes und in dem Hochmuth der akademischen Bildung erstarrten Beamten-, insbesondere Juristenkaste, die gerade in dem freien Dithmarschen jede Fühlung mit dem Volke verloren hatte." Das dürfte eine abschließende Darstellung sein. Der Brief Hebbels aus Marienbad, die angemessene Erwiderung auf eine unziemliche Provokation Mohrs, wird das klar darthun, sobald er der Oeffentlichkeit übergeben ist. Es ist, meines Erachtens, kein stichhaltiger Grund vorhanden, ihn länger zurückzuhalten.

H. Krumm.

---

## Der 13. deutsche Geographentag zu Breslau.

(Vom 28. bis 30. Mai 1901.)

Unter außerordentlich zahlreicher Betheiligung wurde der 13. deutsche Geographentag, der erste im neuen Jahrhundert, während der Pfingstwoche zu Breslau abgehalten. Unter den 478 Theilnehmern befanden sich zahlreiche hervoragende Forscher, deren Namen mit der Entwicklungsgeschichte der Erdkunde aufs innigste verbunden sind, wie z. B. Wirkl. Geh. Admiralitätsrath Neumayer, Direktor der deutschen Seewarte zu Hamburg, Geheimrath Frhr. v. Richthofen (Berlin), Geheimrath Ratzel (Leipzig), Geheimrath Wagner (Göttingen), Prof. Günther (München), Prof. Finsterwalder (München), Prof. Penck (Wien), Prof. Partsch (Breslau), Prof. Hans Meyer (Leipzig), Prof. Lenz (Prag), Prof. Supan (Gotha) u. A. m.

Der Berathungsstoff wurde auf 6 Sitzungen der 3 Verhandlungstage in der Weise vertheilt, daß je eine Sitzung der Südpolarforschung, der Glacialforschung und den deutschen Schutzgebieten eingeräumt wurde, während die Erledigung der wichtigsten, schulgeographischen Fragen allein 2 große Sitzungen und eine spezielle Fachsitzung erforderte. Die Schlußsitzung endlich befaßte sich zunächst mit geschäftlichen Angelegenheiten, woran sich noch einige Vorträge verschiedenen Inhalts anreihten.

Eröffnet wurde der Geographentag am Dienstag, den 28. Mai, mit der Berathung über das erste große Thema der Verhandlungen, die Südpolarforschung. Es ergriff zunächst Geheimrath Neumayer das Wort zu einem Bericht über die Thätigkeit der vom 11. deutschen Geographentag in Bremen ernannten Kommission für Südpolarforschung. Der Redner ging davon aus, wie im Gebiet des nördlichen Eismeeres der geographischen Forschung in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die höchsten Triumphe beschieden worden seien, wie dagegen das antarktische Gebiet bis in das letzte Jahrzehnt hinein in auffallender Weise vernachläßigt geblieben sei. Angesichts dieser Thatsache habe sich im Jahre 1895 auf dem Geographentag zu Bremen eine Kommission für Südpolarforschung unter dem Vorsitz des Redners gebildet, mit der speziellen Aufgabe, die antarktische Forschung so weit als möglich zu fördern.

Aus dem folgenden Vortrag von Dr. E. Philippi (Berlin): „Ueber die geologischen Probleme der deutschen Südpolar-Expedition", heben wir an dieser Stelle nur die wichtigsten Punkte hervor. Der Redner, der selbst als Geologe an der deutschen Expedition theilnehmen wird, schilderte zunächst die geologischen Verhältnisse des antarktischen Gebiets, soweit dies die vorliegenden Untersuchungen gestatten, und ging dann zu einem Vergleich mit den am weitesten nach Süden reichenden Kontinenten Afrika, Südamerika und Australien über. Als geologisches Ziel der Expedition ergab sich dadurch die Lösung der Frage, inwieweit ein jedes Gebiet der Antarktis einem der beiden Haupttypen, dem indo-atlantischen oder indo-pacifischen Habitus zugehört.

Das nächste Thema der Verhandlungen lautete: „Das antarktische Klima", worüber Prof. Supan (Gotha) in vollendeter Rede berichtete. Der berühmte Forscher führte etwa folgendes aus: Durch das Vordringen zahlreicher Forschungs-Expeditionen, sowie durch die Thätigkeit der internationalen Polarstationen von 1882—1883 sind die klimatischen Verhältnisse der arktischen Regionen bereits ziemlich genau bekannt geworden. Anders verhält es sich im Südpolargebiet, aus welchem seither nur wenige zusammenhängende Beobachtungsreihen vorliegen. Erst ganz am Ende des Jahrhunderts haben wir durch zwei Expeditionen, eine belgische „Belgica" unter de Gerlache und eine englische unter Borchgrevink, neue wichtige Aufschlüsse über das Klima der hohen südlichen Breiten erhalten, durch welche unsere früheren Vorstellungen zum Theil wesentlich modifizirt worden sind. Während man nämlich früher dem antarktischen Klima, wohl unter Hinweis auf die Beobachtungen in Süd-Georgien 1882 bis 1883, unter ca. 54 Gr. südl. Br. einen vorwiegend ozeanischen Charakter, also kalte Sommer und verhältnißmäßig milde Winter zugeschrieben hatte, stellten die beiden oben erwähnten Expeditionen für die südliche Breite von 70½ bis 71 Gr. übereinstimmend außerordentlich niedrige Wintertemperaturen fest, Temperaturen, welche mit —17 Gr. bis —24 Gr. noch tiefer liegen dürften, als diejenigen auf dem gleichen Breitengrad im Nordpolgebiet. Es sei noch hinzugefügt, daß am Kap Adare unter 71 Gr. 18" südl. Br., auf Victorialand, dem Ueberwinterungsgebiet der englischen Expedition 1899 bis 1900, der kälteste Monat, der August, ein Mittel von —25.2 Gr., der wärmste, der Januar, ein solches von + 0.5 Gr. aufwies, woraus sich also eine Jahresschwankung von beinahe 26 Gr. ergab. Das Jahresmittel beträgt dort —13.8 Gr., welchem die Jahrestemperatur —8.8 Gr. von Upernivik in Grönland unter 72¾ Gr. nördl. Br. gegenübersteht. Das absolute Minimum der belgischen Expedition betrug —43.1 Gr., dasjenige am Kap Adare —41.7 Grad. Auch über den Luftdruck erhalten wir durch beide Expeditionen sehr wichtige neue Aufschlüsse. Während man nämlich noch vor wenig Jahren im antarktischen Gebiet das Vorherrschen niedrigen Luftdrucks annahm, dessen Zentrum sich nahe dem Südpol befinden sollte, haben die jüngsten Beobachtungen das direkte Gegentheil, nämlich das Vorhandensein einer permanenten Anticyklone mit Bestimmtheit nachgewiesen. Beide Thatsachen, nämlich das Vorherrschen hohen Luftdrucks, sowie das Auftreten einer intensiven Winterkälte, führen zu der Vermuthung, daß die Umgebung des Südpols von einer größeren, zusammenhängenden Ländermasse gebildet wird. Die Beobachtungen über die Windrichtung und Windstärke deuten ferner darauf hin, daß der Ueberwinterungsort der englischen Expedition am Kap Adare erst dem äußersten Rande jenes großen, antarktischen Kontinentes angehört. Der deutschen Südpolar-Expedition ist daher die wichtige Aufgabe vorbehalten, über die Existenz und die Beschaffenheit dieses Kontinentes und seines Klimas weitere Aufklärungen zu liefern.

Im Anschluß an diese mit größtem Beifall aufgenommenen Ausführungen berichtete Geheimrath Neumayer noch in Kürze über die neueren Ergebnisse der erdmagnetischen Forschung innerhalb der Polargebiete, wobei er besonders auf die so überaus wichtigen und mit äußerster Gewissenhaftigkeit vorgenommenen Arbeiten von Stoll-Hansen auf Nansens Dampfer „Fram" hinwies. Geheimrath Neumayer konnte bei dieser Gelegenheit auch die neuesten, von ihm entworfenen erdmagnetischen Karten für das Jahr 1902 bereits vorlegen.

Der nächste große Berathungsgegenstand betraf die Landeskunde der deutschen Schutzgebiete (Mittwoch, den 29. Mai, vormittags). Es sprach zuerst Geheimrath Frhr. v. Richthofen über „China's Binnenverkehr und

*Weltverkehr*". Obwohl dieses Thema, so führte der berühmte Forscher aus, sich nicht vollständig mit dem Gegenstand der heutigen Verhandlung deckt, so wird man gleichwohl China mit einrechnen dürfen, wenn man den Begriff des Schutzgebietes in dem der Interessensphäre erweitert. Da nun der vor Jahresfrist ausgebrochene Aufstand gerade durch die von Europäern angelegten Telegraphenlinien erst seine große Ausdehnung erhielt, lenkt sich unsere Aufmerksamkeit heutzutage ganz besonders auf die Verkehrsverhältnisse dieses riesigen Reiches. In China stehen die Verkehrsmittel noch in innigstem Zusammenhang mit der Gestaltung und Beschaffenheit des Landes. Es ist daher nothwendig, den geographischen Verhältnissen des eigentlichen China zunächst einige Beachtung zu schenken. Dieser gewaltige, zumeist gebirgige Länderkomplex erstreckt sich sowohl von Nord nach Süd wie von Ost nach West über ca. 2000 Kilometer und wird von weit über 400 Millionen Menschen bevölkert. Eine größere zusammenhängende Ebene von der halben Größe des Deutschen Reiches dehnt sich dagegen nur zwischen dem Gelben Fluß (Hoangho) und dem unteren Yangtsekiang aus. In diesem Gebiete wogt das Verkehrsleben wie wohl sonst niegends in der Welt auf und ab. Infolge günstiger klimatischer Verhältnisse erzeugt China alle wichtigen Produkte selbst. Es ist somit nicht auf andere Länder angewiesen, sondern kann vollkommen für sich bestehen. So gewinnt man im Süden vorzugsweise Thee, Seide, Zucker und Reis, im Norden dagegen Getreide, Baumwolle und Mohn. Diese Produkte gelangen nun zunächst vom Lande nach zahlreichen Marktplätzen. Von diesen aber unterscheidet man noch die eigentlichen Verkehrszentren, in denen ein weiterer Austausch der Erzeugnisse bewirkt wird.

Für das Verkehrsleben ist nun die Gliederung des ganzen Reiches nach zwei Richtungen, einer westöstlichen und einer meridionalen, von größter Bedeutung. Von Ost nach West verläuft das Tsinling-Gebirge, ein dritter Wall von 3000—4000 Meter Höhe, der Nord- und Südchina geradezu hermetisch von einander abschließt. Im nördlichen Gebiete geschieht der Verkehr auf Straßen durch Wagen und Packthiere (Pferde, Maulthiere, Kamele), im Süden dagegen fehlt der Wagenverkehr vollständig und es wird alles auf Fußwegen befördert. Die zweite für den Verkehr sehr wichtige Grenzlinie verläuft von Nord nach Süd, etwa von der Beringsstraße bis zum französischen Tongking, und stellt geologisch eine Senkung des Ostens gegen den Westen vor. Hiedurch zerfällt das Land in das küstennahe Vorland und das küstenferne Hinterland. Hier sind nun die drei größten Stromgebiete China's, nämlich des Gelben Flusses oder Hoangho im Norden, des Yangtsekiang in der Mitte und des Westflusses oder Sikiang im Süden von größter Wichtigkeit. Im Norden gestattet die Küste nur an der Mündung des Peiho bei Tientsin eine Annäherung. Alsdann folgen die schroffen Küsten der Halbinsel Schantung, wo jedoch einige Hafenplätze, wie z. B. Tsingtau, vorhanden sind. In der hieran anschließenden großen Ebene zwischen dem unteren Hoangho und dem unteren Yangtsekiang entwickelt sich nun ein äußerst lebhafter Verkehr ohne Beschränkung. Vorherrschend ist im Gebiete des Gelben Flusses der Wagenverkehr mit Lastthieren, während die Wasserwege wegen der Divergenz der Flußläufe nur unvollkommen sind. Eine große Idee war es daher, einen Kanal von 1200 Kilometer Länge zu bauen, der diese Flußläufe quer durchschneidet. Vollständig abgeschlossen von diesem Gebiet am unteren Hoangho ist nun das Gebirgsland des Westens, zu welchem nur an einer Stelle, eben durch den Hoangho, ein Zugang vorhanden ist, eine Thatsache, die auch unsere Truppenführer sehr überraschte.

Ganz im Gegensatz zum Gelben Flusse oder Hoangho besitzt nun der Yangtsekiang zahlreiche große Zuflüsse mit konvergirendem Lauf, daher ist hier der Wasserverkehr bis hinauf in das Quellgebiet dieser Wasseradern sehr stark ausgebildet. An die Wasserwege setzen sich im Hinterland die Landwege an, aber auch dort ist der Verkehr bis in das Kleinste organisirt. Der Redner schloß seine hochinteressanten Ausführungen mit einem Hinweis auf die zukünftige Bedeutung von Tsingtau, welches jedoch zu seiner weiteren Entwicklung unbedingt einer Eisenbahnverbindung mit den großen Eisen- und Kohlendistrikten des Inneren bedürfe.

Nachdem nun zunächst noch Prof. *Kohlschütter* (Berlin) über seine *geodätischen* und *geophysischen Arbeiten* vom Jahre 1879 in *Ostafrika* berichtet hatte, sprach Prof. *Schenck* (Halle) über „*Deutsch-Südwestafrika* im Vergleich zu dem übrigen Südafrika" und führte aus, daß man in Bezug auf den Bergbau keine zu großen Erwartungen in dieses deutsche Schutzgebiet setzen dürfe. Auch Ackerbau könne im Hinblick auf die klimatischen Verhältnisse, sowie auf die Bodenbeschaffenheit nur in beschränktem Maße und unter Anwendung künstlicher Bewässerung betrieben werden. Dagegen seien die Chancen für die weitere Entwicklung der Viehzucht nicht ungünstig, falls es gelinge, den Absatz ihrer Haupterzeugnisse, Wolle und Straußenfedern, zu steigern. Der letzte der angekündigten Kolonialvorträge mußte infolge eines Malaria-Anfalles des Herrn Vortragenden auf den Beginn der nächsten Vormittagssitzung (30. Mai) verschoben werden. Es war dies der Vortrag von Prof. Vollens (Berlin) über die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reise nach den Carolinen und Mariannen.

Wir kommen nun zu einem neuen großen Thema der Verhandlungen, dem *geographischen Schulunterricht*, dem, wie schon erwähnt, zwei Hauptsitzungen, Dienstag, den 28. Mai, und Mittwoch, den 29. Mai, nachmittags, sowie eine Spezialsitzung, Mittwoch mittags, gewidmet waren. Es würde zu weit führen, den Inhalt dieser Berathungen in allen Einzelheiten wiederzugeben, wir beschränken uns vielmehr darauf, die wichtigsten Resultate hier anzugeben. Es war zunächst Geheimrath *Wagner* (Göttingen), der sich über „*Die Lage des geographischen Unterrichtes nach den neueren Lehrplänen*" in längerer Rede verbreitete. Er zeigte vor allem, wie die Geographie in den höheren Schulen unter den übrigen Lehrfächern nach wie vor eine untergeordnete Stellung einnehme und wie häufig man für diesen Unterricht Lehrer heranziehe, die keine oder nur ungenügende geographische Vorbildung besäßen. Diese Thatsache, die man statistisch sehr deutlich nachweisen könne, stehe in scharfem Gegensatz zu dem großen Aufschwung, den das Studium der Geographie an den Universitäten in neuester Zeit genommen habe. Redner hält es ferner für unumgänglich nothwendig, daß der geographische Unterricht auch in den oberen Klassen der höheren Lehranstalten weitergeführt werde, da namentlich die Erfüllung dieser Forderung von bedeutender moralischer Wirkung auf den Vertreter des geographischen Lehrfaches sein werde. Die neuen Lehrpläne in Preußen enthielten zwar manche beachtenswerthe Reform, indeß entsprächen sie doch noch keineswegs den beiden Forderungen: Geographischer Unterricht nur von Fachlehrern und geographischer Unterricht durch sämmtliche Klassen der höheren Lehranstalten. Aufgabe der Geographentage sei es daher, für die Erreichung dieses Zieles mit aller Energie auch weiterhin einzutreten.

In ähnlichem Sinne äußerten sich Direktor *Auler* (Dortmund), der die neuen Lehrpläne als Kompromisse bezeichnete, und Oberlehrer *Fischer* (Berlin). Nach lebhafter Debatte, an der sich u. A. auch der berühmte Alpenforscher Prof. E. *Richter* (Graz) betheiligte, schlug Geheimrath Wagner die Einsetzung einer Zentralkommission für Schulgeographie vor, die als Organ des Geographentages mit der Hebung des geographischen Unterrichtes in den Schulen betraut werden solle. Dieser sehr wichtige Antrag gelangte in der schon erwähnten Spezialsitzung am folgenden Tag und ebenso in der allgemeinen Schlußsitzung des Geographentages einstimmig zur Annahme. In diese Kommission wurden zunächst gewählt: Geheimrath Wagner (Göttingen), Prof. Günther (München), Prof. Kirchhoff (Halle), Direktor Auler (Dortmund) und Oberlehrer Fischer (Berlin. Durch Zuwahl wurde später die Zahl der Kommissionsmitglieder noch erheblich vergrößert.

Die zweite große schulgeographische Sitzung beschäftigte sich mit der „*Methodik des geographischen Unterrichtes*", und zwar war es die Lehrbücherfrage, die in erster Linie erörtert wurde. Zu einer eifrigen Debatte führte die von Prof. Kirchhoff angeregte Frage über „*Die Verknüpfung der physischen mit der politischen Landeskunde im Schulunterricht*". Der ausgezeichnete Redner wies an verschiedenen Beispielen sehr anschaulich nach, wie eine getrennte Behandlung der physischen und politischen Länderkunde den inneren Zusammenhang des geographischen Bildes vielfach unverständlich mache. Früher habe man beispielsweise den Schülern einfach zwei „Deutschlände", ein physisches und ein politisches, überliefert und dabei — allerdings vergeblich — gehofft, daß die Schüler diese beiden Bilder gleichsam „stereoskopisch assimiliren" würden.

Der folgende Redner, Prof. *Langenbeck* (Straßburg) deutete darauf hin, wie weit das neue System der Verknüpfung schon Eingang in den betheiligten Kreisen gefunden habe. Dem

Lehrbuch von Kirchhoff, das zuerst mit dem alten Doppelsystem gebrochen habe, seien zahlreiche andere Lehrbücher gefolgt, doch verhielten sich noch viele Lehrer ablehnend gegen das neue System. Allerdings müsse auch bezweifelt werden, ob in den untern Klassen einer Schule das Verständniß für eine derartige wissenschaftliche Darstellung schon vorhanden sei. Hier sei also die getrennte Behandlung des Lehrstoffes unbedingt vorzuziehen. Dagegen empfehle sich die Verschmelzung von physischer und politischer Landeskunde von der Mittelstufe an, nachdem die Schüler bereits drei Jahre geographischen Unterricht genossen hätten. Nach lebhafter Debatte, in der sich eine große Meinungsverschiedenheit über diesen Punkt geltend machte, erörterte noch Prof. Bludau (Pr. Friedland), inwieweit die Projektionslehre auf der Schule zu behandeln sei. Damit schloß diese inhaltreiche Sitzung.

Für die 5. große Sitzung, Donnerstag, den 30. Mai, vormittags, lautete das Thema „Gletscherkunde und Glacialforschung". Als Einleitung dazu dienten zwei sehr interessante Projektions-Vorträge, welche bereits am Abend zuvor, im Hörsaal des physiologischen Instituts vor vollbesetztem Auditorium von Prof. Hassert (Tübingen) und Dr. Friederichsen (Hamburg) gehalten wurden. Prof. Hassert ist durch seine Forschungsreisen in der Hercegovina, in Bosnien und Montenegro bereits rühmlichst bekannt geworden. Er verstand es, die Zuhörer durch seine Schilderung der montenegrinischen Gebirge in hohem Maße zu fesseln. Insbesondere hatte er sich die Aufgabe gestellt, an der Hand charakteristischer Aufnahmen den Nachweis zu liefern, daß auch dieses Gebiet seine Eiszeit gehabt habe. Dr. Friedrichsen führte dagegen die Zuhörer nach den Vulkan-Landschaften Zentral-Frankreichs, in denen er zwei Vergletscherungen ganz analog den Verhältnissen in den Alpen oder im Riesengebirge nachzuweisen vermochte, so daß die Annahme eines gleichzeitigen Auftretens dieser gleichartigen Erscheinungen gerechtfertigt ist.

In der Vormittagssitzung sprach zunächst Prof. Finsterwalder (München) über „die Erscheinungen, welche einem Gletscher-Vorstoß vorangehen". Der hervorragende Forscher stellt bereits seit 17 Jahren in verschiedenen Gebieten der Alpen sorgfältige Beobachtungen und Messungen der Bewegungen der Gletscher an und ist dadurch zu dem äußerst wichtigen Resultat gelangt, daß einem Vorstoß der Gletscher Veränderungen in ihrer Geschwindigkeit vorangehen, die einen Vorstoß bereits fünf Jahre zuvor ankündigen. Am deutlichsten kommt diese Thatsache zum Ausdruck in der mitgetheilten Beobachtungsreihe für den Vernagt-Ferner.

Nach ihm lieferte Prof. Hans Meyer (Leipzig) einige interessante Beiträge zur alpinen Gletscherkunde aus seinem Forschungsgebiet im äquatorialen Ostafrika. Wir entnehmen daraus folgendes: der höchste Gipfel der Kilimandscharo-Gruppe, der 6010 Meter hohe Kibo, trägt eine Eishaube mit zahlreichen Gletscherzungen. Die untere Grenze dieser Gletscher liegt durchschnittlich in 4700 Meter Höhe und geht nur in einem Falle bis 4000 Meter herab. Dagegen finden sich Ueberreste einer früheren Vergletscherung in Form von Moränen, Rundhöckern u. s. w. noch in einer Höhe von 3800 Meter. Hiedurch ist nachgewiesen, daß die Gletscher der Vorzeit hier um 900 Meter tiefer ins Thal hinab reichten. Ganz übereinstimmend hiemit stellte Mackinder an dem 5250 Meter hohen Kenia die mittlere Grenze der Gletscherzungen in 4520 Meter Höhe fest, während zahlreiche Beweise für eine ehemalige Vergletscherung in Form von Moränen, Rundhöckern und kleinen Seen weit tiefer, nämlich noch in 3600 Meter Höhe aufgefunden wurden.

Hierauf sprach Prof. Günther (München) „über den gegenwärtigen Standpunkt der Lehre von der glacialen Erosion". Der berühmte Gelehrte gab zunächst eine klare Uebersicht über die verschiedenen bisherigen Anschauungen von diesem Problem. Auch heutzutage seien die Meinungen noch nicht vollständig geklärt und es sei nothwendig, die Forschungen sowohl an rezenten Gletschern als auch bezüglich der eiszeitlichen Gletscherspuren fortzusetzen. Er betonte ferner die Wichtigkeit des Experimentes im Laboratorium, durch das man erst zum wahren Verständniß der beobachteten Erscheinungen gelangen werde. Der Redner erörterte weiterhin die verschiedenen Möglichkeiten, wie die Gletscher erodirend wirken könnten. Am meisten Beachtung verdiene die Annahme einer doppelten Wirkung, einer schleifenden und einer splitternden. Zweifellos sei die Erosion dort am intensivsten, wo durch die spaltenden Wirkungen des Frostes schon vorgearbeitet worden sei (selektive Erosion). An diese in meisterhafter Rede vorgetragenen Ausführungen reihte Prof. Penck (Wien) eine kurze Uebersicht über die neueren Ergebnisse der Eiszeitforschung in den Alpen. Dieselben werden demnächst in einem von ihm und Brückner verfaßten Werke im Druck erscheinen.

Als letzter Redner dieser Sitzung sprach noch Prof. Götz (München) über die Wiederholung diluvialer Vereisung in Schwaben.

In der Schlußsitzung am Nachmittag des 30. Mai wurden zunächst die geschäftlichen Angelegenheiten des Geographentages erledigt und die Stadt Köln als nächster Tagungsort gewählt. Alsdann gelangten verschiedene Anträge zur Annahme, u. a. wurde auf Anregung von Oberlehrer Dr. Halbfaß (Neuhaldensleben) beschlossen, der Seenforschung, insbesondere im norddeutschen Flachlande, eine erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken und das staatliche Interesse für diese Aufgabe zu wecken. Es sei noch hinzugefügt, daß Dr. Halbfaß in seinem Vortrag über „Die Bedeutung limnologischer Landesanstalten für die geographische Wissenschaft" die Errichtung einer staatlichen Anstalt für Seenforschung in Preußen empfohlen hatte. Hierauf berichtete Prof. Kirchhoff (Halle) über die Thätigkeit der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland. Unter den zahlreichen von dieser Kommission geschaffenen Bibliographien verdient diejenige der Landeskunde von Schlesien, ins Leben gerufen von Prof. Partsch (Breslau), besonders hervorgehoben zu werden. Der Redner berichtete sodann über eine neue Publikationsreihe, deren erster Band soeben erschienen ist und die Titel von 952 Arbeiten aus den Jahren 1896—1899 nebst kurzer kritischer Inhaltsangabe enthält. Die „monographischen Forschungen auf dem Gebiete der Landes- und Völkerkunde" sind gegenwärtig bis zum 13. Bande fortgeführt worden. Am Schlusse dieser sehr interessanten Darbietungen theilte Prof. Kirchhoff noch das Thema der neuen Preisaufgabe mit; es lautet:

„Welche Stromlauf-Veränderungen hat der Rhein in seinem Laufe zwischen Bonn und Wesel erfahren und welchen Einfluß haben dieselben auf die menschlichen Siedelungen ausgeübt?"

Es folgten nunmehr noch zwei Vorträge, und zwar sprach Prof. Kan (Amsterdam) über „Die neuesten Fortschritte in der Kenntniß von Sumatra"; er entwarf an der Hand einer vorher vertheilten Kartenskizze ein anziehendes Bild von den geographischen Verhältnissen dieser Sunda-Insel und ihrer Kultur.

Endlich erhielt noch Privatdozent Dr. Sapper (Leipzig) das Wort zu einem bedeutsamen Vortrag über „Die geographische Forschung in Mittelamerika im 19. Jahrhundert". Der Redner wies nach einem kurzen Ueberblick über die Forschungen der früheren Zeit nach, daß ein wesentlicher Fortschritt in der Entwicklung unsrer Kenntniß dieses Gebietes erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu verzeichnen sei und daß den Deutschen dabei der Hauptantheil zufalle.

An den beiden folgenden Tagen (31. Mai und 1. Juni) fanden unter sachkundiger Führung gemeinsame Exkursionen, theils in das Riesengebirge, theils in das Oberschlesische Berg- und Hüttenrevier, statt, an denen sich eine große Zahl der Anwesenden betheiligte.

## Besprechungen.

λ. Der schwäbische Schiller-Verein Marbach-Stuttgart hatte in seiner letzten Mitgliederversammlung in Stuttgart ein glückliches Vereinsjahr zu verzeichnen. Am meisten hat die Vereinsleitung die Frage der Erbauung eines Schiller-Museums und Schiller-Archivs in Marbach beschäftigt; es wurde die Erbauung desselben nach dem preisgekrönten Plane der HH. Eisenlohr und Weigle in Stuttgart mit einem Kostenaufwand von ca. 212,000 M. (nur für das Gebäude) in unverbrennbarem Material mit dem Zeitpunkt der Vollendung des Rohbaues im Sommer 1901 und der Vollendung aller Bauarbeiten im Sommer 1902 beschlossen. Es soll ein schönes Denkmal werden für Schiller „den Repräsentanten des deutschen Geistes in seiner höchsten Form und Vollendung", zugleich aber auch ein Denkmal „für die in unserm Volke lebende Dankbarkeit, Opferwilligkeit und vaterländische Gesinnung". Die Schiller-

Bibliothek soll eine in ihrer Vollständigkeit eigenartige Sammlung aller auf Schiller und die anderen schwäbischen Dichter bezüglichen Drucksachen werden. Schon jetzt enthält sie über 1500 Nummern, und es soll allen denen, die sich mit Forschungen über Schiller und die schwäbische Literatur überhaupt beschäftigen und insbesondere denen, die künftig die Schätze des Museums benutzen wollen, jede Art von wissenschaftlichen Hilfsmitteln an die Hand gegeben werden. An die Stelle des verstorbenen verdienten Ausschußmitgliedes Oberbibliothekar Direktor Dr. August v. Wintterlin ist Archivassessor Dr. Rudolf Krauß (Stuttgart) getreten. Die schon jetzt bedeutsame Sammlung von Schiller-Bildnissen verspricht vor allem auch durch die Bemühungen von Rektor Dr. Weizsäcker in Calw immer vollständiger ausgestaltet zu werden. Nach dem neuesten Kassenbericht zählte der Verein 295 Stifter, 978 ordentliche Mitglieder, darunter 266 in Stuttgart, 57 in Marbach. Neu eingetreten sind im letzten Jahre 22 Stifter und 50 ordentliche Mitglieder. Sämmtliche Einnahmen betrugen 22,873 M., sämmtliche Ausgaben 12,738 M. Das Geldvermögen desselben beträgt mit dem Einnahmenüberschuß 225,814 M. Dem neuesten Rechenschaftsbericht ist ein Aufsatz von Rektor Dr. Weizsäcker über „Schiller-Bilder und ein schwäbisches Dichtermuseum“ und ein Vortrag von Professor O. Günther über „Schillers Stellung zum Publikum“ beigefügt.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Berichtigung. Ich bedauere lebhaft, daß die erste von mir herrührende Fußnote zu meinem Artikel „Leo Tolstoi und seine Weltanschauung“ in Nr. 142 der Beilage zur Allgem. Zeitung in der Richtung mißverständlich abgefaßt ist, daß nach derselben angenommen werden konnte, die Veröffentlichung des gekürzten Artikels in Nr. 341 der „Zeit“ vom 13. April 1901 sei ohne mein Vorwissen erfolgt. Diese Behauptung hat mir vollständig ferngelegen. Die Redaktion der „Zeit“ hat den Artikel allerdings ohne mein Vorwissen erheblich gekürzt, die Veröffentlichung des so gekürzten Artikels aber hat mit meinem Vorwissen stattgefunden. Ich habe den von der Redaktion mir übersandten Bürstenabzug, mit meinen eigenhändigen Korrekturen versehen, trotz inneren Widerstrebens, der Redaktion zurückgestellt, welche diesen Vorgang als die Genehmigung zum Abdruck des gekürzten Artikels anzusehen berechtigt war.

Wien, den 1. Juli 1901. Leop. v. Schroeder.

* Das „Dortmund. Tagebl.“ ist in der Lage, einige Ergebnisse der Rechtschreibungskonferenz mittheilen zu können, da, wie das Blatt sagt, den Theilnehmern an der Konferenz kein Stillschweigen auferlegt worden sei. Es ist danach beschlossen worden, das th in allen deutschen Wörtern wegfallen zu lassen. Künftig wird also geschrieben: Tal, Taler, Ton, Tor, Tran, Träne, Atem, Tat, Tür u. s. w. Das th bleibt dagegen in Fremdwörtern griechischen Ursprungs, wie Thermometer, These und Apotheke. Ferner soll fortan gib, gibt, gibst geschrieben werden, da der Konsonant in diesen Worten meist kurz ausgesprochen werde. Das ie in den Endungen bleibt. Das Wort Württemberg behält sein tt.

* Die Berliner Universitätsbibliothek hat in den zehn letzten Jahren ihres Bestehens eine erstaunliche Entwicklung genommen. Vergleicht man den soeben von ihrem Direktor Dr. W. Erman veröffentlichten Bericht im Rechnungsjahr 1900 mit dem des Berichtsjahres 1890, so ergibt sich eine außerordentliche Steigerung in der Benutzung. Die Zahl der erledigten Bestellungen betrug 1900 64,689, gegen 32,943 im Jahre 1890. Die Zahl der studentischen Benutzer ist von 14.3 Proz. aller Studirenden auf 52.7 Proz. gestiegen; die Gesammtzahl der Benutzer betrug im letzten Jahre 6567, der Lesesaal wurde von 47,043 Personen benutzt, während ihn 1890 nur 15,657 besuchten. Dieser steigenden Zunahme der Benutzung entsprach auch die staatliche Fürsorge. Der Anschaffungsfonds, der 1890 nur 10,500 M. für das Jahr betrug, ist unter Prof. Ermans Leitung auf genau das Doppelte, auf 21,000 M. gestiegen. Dazu kamen noch erhebliche staatliche Extrazuschüsse zur Ausfüllung von Lücken, die im letzten Jahre sogar 25,000 M. betrugen.

* Die Gebeine Tycho Brahe's. Aus Prag wird gemeldet: Durch die Untersuchung der Gebeine, die in der vor dem Denkmal Tycho Brahe's in der Teynkirche befindlichen Gruft aufgefunden wurden, wurde nun unzweifelhaft sichergestellt, daß das Skelet dasjenige Tycho Brahe's ist. Dies geht insbesondere daraus hervor, daß das abgehauene Nasenbein am Rande mit einem grünen Patinaüberzug bedeckt ist.

* Internationale wissenschaftliche Ballonfahrt. Am Donnerstag, den 4. Juli, findet, der „Post“ zufolge, in Straßburg in den Morgenstunden eine internationale wissenschaftliche Ballonfahrt statt. Es steigen bemannte und unbemannte Ballons auf in: Trappes, Paris, Straßburg, München, Wien, Krakau, Bath, Berlin, St. Petersburg, Moskau. Der Finder eines jeden unbemannten Ballons erhält eine Belohnung, wenn er der jedem Ballon beigegebenen Instruktion gemäß den Ballon und die Instrumente sorgfältig birgt und an die angegebene Adresse sofort telegraphisch Nachricht sendet. Auf eine vorsichtige Behandlung der Ballons und Instrumente wird besonders aufmerksam gemacht.

-g. **Karlsruhe.** An der hiesigen technischen Hochschule sind kürzlich neue Aufnahmebedingungen eingeführt worden. Danach werden die Besucher eingetheilt in ordentliche und außerordentliche Studirende, Hospitanten und Theilnehmer. Die Bezeichnung „außerordentliche Studirende“ ist für solche eingeführt worden, welche zwar die bisher verlangte Reife für die Unterprima einer neunklassigen höheren Schule nicht nachweisen können, denen jedoch in Anbetracht sachlicher Begabung und einer dienlichen Vorbildung auf einer technischen Mittelschule oder in der Praxis das Studium ermöglicht werden soll. Den außerordentlichen Studirenden ist es gestattet, die akademische Vorprüfung abzulegen, wodurch sie die Berechtigung erhalten, ordentliche Studirende zu werden.

* **Freiburg.** Der Professor des Zivilprozesses und Strafrechts an der hiesigen Universität, Dr. Rich. Schmidt, hat, wie der „Schwäb. Merkur“ erfährt, den an ihn ergangenen Ruf nach Tübingen abgelehnt. Ebenso ist es gelungen, den Professor der staatsrechtlichen und germanistischen Fächer Hofrath Dr. Rosin, der einen Ruf an eine auswärtige Hochschule erhalten hatte, zum Verbleiben an unsrer Hochschule zu bestimmen.

* **Goslar.** Ingenieur Hugo Luther, der Schöpfer der Donau-Regulirung am Eisernen Thor und Begründer der Firma G. Luther, Maschinenfabrik in Braunschweig, ist in der Nacht zum Sonntag hier gestorben.

* **Kiel.** Der wissenschaftliche Ferienkursus an der hiesigen Universität findet vom 8. bis 27. Juli statt. Die Theilnahme am Kursus kostet 20 M. Damen und Herren, die theilnehmen wollen, haben sich bei Lehrer Nissen, Holtenauerstraße Nr. 38, zu melden.

-wg. **Aus der Schweiz.** Der Bundesrath hat dem Professor Ludwig v. Tetmajer die nachgesuchte Enthebung von der Professur der Baustatik am Polytechnikum in Zürich und als Vorstand der eidgenössischen Materialprüfungsanstalt zum 1. Oktober ertheilt. — Ferner hat der Bundesrath die Errichtung einer dritten Professur für Physik (hauptsächlich allgemeine und Experimentalphysik) an dem Polytechnikum in Zürich beschlossen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Aphaia, die Göttin des Tempels von Aegina.

Eine große Ueberraschung für alle Fernerstehenden, für mich zwar weniger dies, aber eine große Freude und die Bestätigung einer schon lange gehegten Vermuthung war es, als am 19. Juni der Telegraph aus Aegina meldete, daß bei den dort im Auftrage Sr. kgl. Hoheit des Prinz-Regenten unternommenen Ausgrabungen eine inschriftliche Urkunde über das alte Heiligthum gefunden sei, die beweise, daß dieses der Göttin Aphaia gehört habe. Wie der mir inzwischen von Dr. H. Thiersch (der mich bei dem gegenwärtig stattfindenden Abschlusse der Ausgrabungen an dem Tempelplatze vertritt) übersandte Abklatsch zeigt, ist in der That die Baurkunde jenes älteren dem 6. Jahrhundert angehörigen Heiligthums gefunden, das später, im Anfang des 5. Jahrhunderts, durch den glänzenden Neubau ersetzt ward, dessen Ruine noch steht. Es heißt da: als der und der Priester war, wurde der Aphaia ihr Haus gebaut (es heißt Haus, οἶκος, nicht ναός, Tempel; doch ist offenbar ein Kultraum gemeint: es gibt Analogien für diese Verwendung des Wortes οἶκος); es wird dann ferner der Altar und „Das Elfenbein", d. h. wohl das elfenbeinerne Kultbild genannt, die beide „hinzu", d. h. zu dem Hause hinzugemacht worden sind. Die Urkunde ist in schönster archaischer Schrift auf Kalkstein geschrieben.

Die Göttin Aphaia dürfte auch manchem nicht ungelehrten Leser zum erstenmale begegnen. Kommt sie ja doch in der ganzen griechischen Literatur nur an drei Stellen und in der lateinischen nur einmal vor.

Und doch war sie den Aegineten eine große und heilige Göttin, deren Kult sie aus den ältesten Zeiten empfangen hatten und den sie erst vernachlässigten, als es mit ihrem Vaterlande überhaupt bergab ging. Allein zur Zeit des Pindar stand die Göttin noch in höchstem Ansehen, wie aus der Nachricht hervorgeht, daß dieser große Dichter ein eigenes Lied auf sie gedichtet habe. Leider ist uns kein einziger Vers aus diesem Gesange erhalten.[1]) Wir können nur jetzt vermuthen, daß der Anlaß zu Pindars Dichtung wohl kein anderer war als die Einweihung des neuen Tempels der Aphaia, eben jenes prächtigen Baues, dessen Säulen noch zum Theile aufrecht stehen und dessen Giebelgruppen unsere Königliche Glyptothek schmücken. Vielleicht hat Pindar in seinem Liede einst auch auf eben diese Giebelgruppen angespielt, welche die von ihm so oft besungenen Heldenthaten der Aiakiden darstellten; gewiß aber hat er die Kultlegende der Göttin Aphaia erzählt. Das ist uns nur wohl unwiederbringlich verloren, wenn nicht etwa ein Papyrusfetzen aus Aegypten uns einmal ein Stück aus dem Liede schenkt.

Später, als die gelehrten Dichter der hellenistischen Zeit nach Legenden abgelegener, lokaler, halb vergessener Kulte stöberten, scheint Nikandros, der Dichter und Gelehrte, die Aphaia in seinem verlorenen Epos über die mythologischen Verwandlungen behandelt zu haben, und aus ihm scheint der in der Zeit der Antonine lebende Schriftsteller Antoninus Liberalis die Geschichte zu haben, die er in seiner Sammlung von „Verwandlungen" (c. 40) bringt. Die äginetische Aphaia wurde mit den kretischen Göttinnen Britomartis und Diktynna identifizirt und die Legenden derselben zur Geschichte einer Person verschmolzen. Britomartis, so wird erzählt, war eine Tochter des Zeus und der Karme. Die floh die Gemeinschaft mit Männern, und wollte immer Jungfrau bleiben. Von Kreta flieht sie vor der Liebe des Königs Minos. Mit einem Fischer kommt sie in einem Bote nach Aegina. Doch auch der Fischer verfolgt sie mit seiner Liebe; sie flieht, springt ans Land und flüchtet sich in einen Hain, in dem sie verschwindet. Von den Aegineten aber ward sie alsbald als Göttin verehrt und ihr auf der Stelle, wo sie verschwunden war, ein Heiligthum gegründet. Der Geschichte liegt eine Volksetymologie zugrunde, die den seltsamen Namen Aphaia erklären wollte und ihn als die Göttin deutete, die ἀφανής, unsichtbar wurde. Vermuthlich ist der Kern der Legende relativ alt und wird schon bei Pindar gestanden haben.

Pausanias, der Verfasser der Periegese durch Griechenland, erwähnt das Heiligthum der Aphaia auf Aegina. Er sagt, es befinde sich auf dem Wege zum Oros, dem höchsten Berge der Insel, auf dessen Spitze der Zeus Panhellenios verehrt wurde. Diese Angabe erweist sich jetzt als nicht ganz korrekt; jedenfalls liegt das Aphaia-Heiligthum nicht auf dem nächsten Wege zum Oros; sein Besuch bedeutet einen beträchtlichen Umweg für den, der von der Stadt zum Oros will. Es wird indeß schon zu Pausanias Zeit ähnlich gewesen sein wie heute: von der Stadt abgesehen, bot die Insel nur zwei Sehenswürdigkeiten: das altberühmte Heiligthum des Zeus Panhellenios auf dem Oros und dann unsern Tempel, den der Aphaia. Wie heute die Fremden von der Stadt zuerst zum Tempel und von da zum Oros gehen, so mag es auch damals gewesen sein.

Auch Pausanias identifizirt die Aphaia mit der kretischen Britomartis und Diktynna, deren Legende er erzählt. Auf die Aphaia selbst geht er leider nicht näher ein und gibt nur die werthvolle Notiz, daß Pindar ein Lied auf sie gedichtet habe.

Die kretischen Göttinnen Britomartis und Diktynna wurden schon zu Euripides' Zeit mit der Artemis identifizirt. Auch die äginetische Aphaia, die von den Aegi-

---

1) Der, den man gewöhnlich darauf zurückführt, hat sicher nichts damit zu thun.

neten anscheinend selbst jenen Kreterinnen gleich gesetzt wurde, hatte besondere Beziehung zur Artemis. In dem Artemis-Heiligthum in der Stadt Aegina war irgend etwas auf die Aphaia Bezügliches; leider befindet sich in dem Texte des Antoninus Liberalis an der Stelle, wo hierüber berichtet war, eine Lücke.

Indeß die Aphaia war, wenn auch eine der Artemis nahestehende, doch eine selbständige Gottheit auf Aegina. Und es kann kein Zweifel sein, daß ihr Kultus auf der waldigen Höhe, wo man weit nach beiden Meeren, nach Norden und nach Süden hinausblickt, in älteste Zeiten, sicher in die Epoche der mykenischen Kultur hinaufgeht. Zu den wichtigsten Resultaten der neuen Ausgrabungen gehört nämlich auch dies, daß wir an der Stelle eine niemals unterbrochene Verehrung von der mykenischen bis in die spätere klassische Epoche hinein durch charakteristische Fundstücke nachweisen können.

Was der Name Aphaia bedeutete, können wir nicht mehr erkennen. Möglicherweise bezeichnet er, wie es bei Götternamen oft der Fall ist, die Gottheit nur als die des Ortes ihrer Verehrung. Allein ihr Wesen ist durch die erhaltene Legende und durch ihre Gleichsetzung mit den großen kretischen Göttinnen Britomartis und Diktynna, die ebenfalls aus der sogenannten mykenischen Epoche stammen und von denen wir etwas mehr wissen, endlich auch durch die gefundenen Votive in ihrem Heiligthum erkennbar. Diese letzteren deuten auf eine Gottheit von ganz allgemein weiblichem Charakter, die den Frauen in all ihren Nöthen hilft und von ihnen besonders verehrt wird. Einige der Idole der mykenischen Epoche stellen die Göttin als Pflegerin der kleinen Kinder mit einem Kinde in den Armen dar. Auf die Identifikation mit der Artemis weist nichts; man würde aus den Funden eher auf eine solche mit Aphrodite schließen können. Allein wir wissen, daß ein solches Wesen auch den alten Kulten der Artemis eigen war. Auch Artemis ist ja eine solche Helferin in allen speziell weiblichen Nöthen, sie steht den Gebärenden bei und sie bewirkt das Gedeihen der kleinen Kinder. Ihr bringen darum die Mädchen vor der Heirath besondere Gaben dar. Unter den äginetischen Fundstücken kommen Beziehungen sowohl zu solchen aus dem Aphrodite-Heiligthum zu Naukratis wie zu solchen aus den ältesten Schichten des Artemis-Tempels von Ephesos vor.

Mit jenem Charakter steht aber der Zug der spröden Jungfräulichkeit keineswegs im Widerspruch, den wir der Aphaia auf Grund ihrer Legende wie ihrer Gleichsetzung mit Britomartis und Diktynna zuschreiben müssen. Es ist eine nicht bei den Griechen allein zu beobachtende häufige mythologische Vorstellung, daß große weibliche, alles Weibliche beschützende Gottheiten jungfräulich und spröde gedacht werden. Sie werden dadurch eben über das Menschliche hinausgehoben, sie unterliegen nicht selbst dem menschlich weiblichen Schicksal, sie bleiben unbezwungen von dem Manne. Diese Vorstellung bildet den Kern der Legenden von der Britomartis, der Diktynna und der Aphaia. Diese Göttinnen sind wie die Artemis, eben weil sie Jungfrauen sind, gestrenge Herrinnen, gefürchtete Gebieterinnen. Bekannt ist der düstere wilde Charakter alter Artemis-Kulte, in denen Menschenopfer lange gebräuchlich waren. Selbst bei Homer ist es ja Artemis, die die Frauen im Tode dahinrafft. Und deßhalb ward sie mit dem Bogen bewaffnet gedacht. Daß diese Vorstellung einer mit dem Bogen rasch dahin eilenden, tödliche Pfeile sendenden Göttin der mykenischen Epoche angehört, beweist eine mykenische Gemme mit eben diesem Bilde. Vielleicht wurde auch die Aphaia so gedacht.

Noch etwas können wir über ihr Wesen erschließen: bei der Britomartis und Diktynna ist es ein wesentlicher Zug, daß sie sich, von dem liebenden Manne verfolgt, durch einen Sprung vom Felsen herab ins Meer stürzt. Die Aphaia kommt nach der Legende freilich nur vom Meere her; doch ist es wahrscheinlich, und wird durch die Lage des Heiligthums, das einen weiten Blick auf zwei Meere hinaus gewährt, bestätigt, daß auch Aphaia engen Bezug zum Meere hatte, wie dies bei den meisten Gottheiten der Fall ist, die der mykenischen Kulturepoche angehörten, welche der Seefahrt so sehr zugethan war. Die Legende vom Sprunge einer Jungfrau ins Meer kehrt bei verschiedenen lokalen alterthümlichen Kulten (wie dem der Hemithea oder der Ino Leukothea) wieder und soll das geglaubte Walten des göttlichen Wesens in den Fluthen des Meeres erklären. Auch die Aphaia ward ursprünglich von einer wesentlich mit Fischen und Seefahrt beschäftigten Bevölkerung verehrt. Der zugehörige männliche Gott war der Apollon Delphinios, der ursprünglich in Delphingestalt gedachte Meeresgott, der auch auf Aegina Kult hatte und ebenfalls in die mykenischen Epoche zurückgeht; er ward vielfach neben der Diktynna verehrt.

Philostratos erzählt am Ende des Lebens des Wunderphilosophen Apollonios von Tyana, derselbe sei nach Einigen auf Kreta in das Heiligthum der Diktynna gegangen. Wilde Hunde wurden hier gehalten, doch dem Apollonios thaten sie durch ein Wunder nichts zuleide. Die Aufseher des Heiligthums warfen ihn darum in Ketten, als einen Zauberer; doch um Mitternacht zersprengt er diese und schreitet in den Tempel, dessen Thor sich ihm von selbst öffnet und hinter ihm sich schließt. Von drinnen ertönt Gesang von Jungfrauen des Inhalts „Komm empor von der Erde zum Himmel“; hier verschwand der Wundermann.

Auch im Heiligthum der Aphaia ertönte einst gewiß Gesang von Jungfrauen, und draußen wohl auch das Gebell von Hunden, die dieser Göttin wahrscheinlich ebenso wie der Diktynna heilig waren. Es sind die Thiere der Todesgöttinnen, wie der Hekate, die von Einigen auch der Britomartis gleichgesetzt wurde. Hekate war auch eine Hauptgöttin auf Aegina.

Daß wir von der Aphaia so wenig mehr wissen, daß sie eine schon im späteren Alterthum verklungene und nur zur Blüthezeit von Aegina in lokaler hoher Geltung stehende Göttin war, dies paßt sehr gut zu dem Befunde ihres Heiligthums nach den Resultaten der neuen Ausgrabungen: diese zeigen, daß von der Zeit an, wo Aegina im Kampfe mit Athen erlag und niederging, die stille Stätte der Aphaia auf der waldigen Höhe nur wenig mehr besucht ward. Die Bevölkerung nahm ab und mit ihr die Verehrer der Göttin, und wie die Gegend um das Heiligthum, so verödete dieses allmählich, bis es in Trümmer fiel, aus denen wir es nun wieder zu beleben suchen.

A. Furtwängler.

---

## Gewerbliche Erziehung.*)

Von Stadtschulrath Dr. Kerschensteiner.

Es ist ein Zeichen des Ernstes unsrer Zeit, daß an diesem Jubelfeste eine Frage zur Erörterung kommen soll, die Frage der gewerblichen Erziehung, deren ernste Be-

*) Festvortrag, gehalten zum 50jährigen Jubiläum des bayer. Kunstgewerbe-Vereins am 3. Juli 1901.

deutung der Staatsmann wie der Bürger, der Gewerbetreibende wie der Industrielle, ja man kann sagen alle Vaterlandsfreunde fühlen. Als der Festausschuß an mich mit dem Ersuchen herantrat, am heutigen Tage über diese Frage zu sprechen, da sagte ich keineswegs leichten Herzens zu. Denn gerade die eingehenden Studien der ganzen Angelegenheit auf meinen Reisen in Deutschland und seinen Nachbarstaaten haben mich zu der Ueberzeugung gebracht, daß keine Erziehungsfrage schwieriger ist als diese. Daß aber anderntheils keine wichtiger ist als sie, weil eine einsichtsvolle Lösung derselben zugleich auch die Lösung der Frage der Erziehung überhaupt für die Massen bedeutet. Die Schwierigkeit der Frage hat schon der berühmte Organisator des österreichischen gewerblichen Erziehungswesens, Baron v. Dumreicher, in seiner Denkschrift „Ueber die Aufgaben der Unterrichtspolitik im Industriestaate Oesterreich" trefflich gekennzeichnet, indem er sagt. „Niemals sind die Staatsmänner den Aufgaben der Unterrichtspolitik mit geringerer Sicherheit des Urtheils gegenübergestanden als heute. Sie haben fast durchwegs mit dem Bedürfniß großer Massen zu rechnen, und Bedürfnisse wie Massen kennen keinen Entwicklungsstillstand; jene vermannichfachen und verändern sich rascher als jemals, diese fluktuiren so ungehemmt in einander wie noch nie. Denn die Demokratisirung der Gesellschaft, die freie Berufswahl, die Zugänglichkeit der Bildungsmittel, die Entfaltung aller Zweige des öffentlichen Dienstes, die Umwälzung im Verkehrswesen, die Wandlungen der industriellen Produktion haben eine unberechenbare Bevölkerungsbewegung im Gefolge, wie frühere Zeiten mit ihren festen sozialen und beruflichen Gliederungen sie nicht ahnen konnten. Kann es da wohl dem Staatspädagogen gerade auf dem erscheinungsreichsten Gebiet der ganzen Unterrichtspolitik: auf dem Gebiete des gewerblichen Bildungswesens gelingen, die allgemeinen wie örtlichen Verhältnisse stets zu überschauen und jede Wirkung seiner Maßnahmen vorherzusehen?"

Die Wirkung unsrer schulischen Maßnahmen erscheint noch unabsehbarer, wenn wir uns bewußt werden, daß rein schulische Erziehungseinrichtungen zwar eine nothwendige aber nicht hinreichende Grundlage der gewerblichen Erziehung bilden, daß vielmehr die Lösung dieser Frage abhängig erscheint nicht nur von der Lösung aller anderen Erziehungsfragen, sondern vor allem auch von der Lösung einer Reihe rein sozialer und wirthschaftlicher Fragen. Unter solchen Erwägungen wird man bescheiden. Man verzichtet darauf, heute schon eine endgültige Lösung zu finden, man begnügt sich mit Näherungswerthen, ja noch mehr, man ist glücklich, Methoden oder Gesichtspunkte angeben zu können, die zu einem brauchbaren System von Näherungswerthen führen. Und dieses Bewußtsein wird nicht getrübt durch den Gedanken, daß vielleicht schon in einem Jahrzehnte neue Gesichtspunkte aufgetaucht sein werden, die unsre heutige Arbeit als verbesserungsbedürftig erscheinen lassen.

Die sechs Gesichtspunkte, die ich heute berühren will und von denen ich mir eine solche geeignete Lösung verspreche, sind rein erziehungstechnischer Art; alle wirthschaftlichen und sozialen Fragen, die so stark mit hereinspielen, lasse ich ebenso beiseite, wie die Einzelfragen über die Organisation der verschiedenen Schulgattungen und Erziehungseinrichtungen.

Wenn wir heute in den deutschen Landen den Ruf nach gewerblicher Erziehung allenthalben immer lauter ertönen hören, so werden wir wundersam berührt bei der Lektüre der Anschauungen Goethe's über Erziehung in Wilhelm Meisters Wanderjahren. Hier legt Goethe dem Alten, dem Wilhelm sein verschlossenes Kästchen vor seinem Eintritt in die pädagogische Provinz überreicht, die Worte in den Mund: „Allem Leben, allem Thun, aller Kunst muß das Handwerk vorangehen, welches nur in der Beschränkung erworben wird. Eines recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung, als Halbheit im Hundertfältigen." Was Goethe hier sagen will, ist uns Alten wohl verständlich. Nur das werkthätige Schaffen bringt uns vorwärts, das sorgfältige, gewissenhafte Arbeiten auf beschränktem Gebiete, das Arbeiten mit der Hand, mit dem Auge, mit unsern fünf Sinnen überhaupt. Nicht ein frühzeitiges Allgemeinwissen frommt unsern Schülern, sondern das gründliche Können auf beschränktem Gebiete und die möglichst gründliche Ausbildung von Auge und Hand.

Betrachten wir aber unsre heutigen Unterrichtsanstalten für die Massen, so weisen sie gerade in dieser Richtung einen Mangel auf. Zwar erträgt der Begabte eine Zeit lang diesen Mangel und zwar um so leichter, je mehr die häuslichen Verhältnisse das ersetzen können, was die Schule nicht bietet. Die weniger begabten Massen aber leiden wirklich Schaden darunter: die schwachen Anlagen verkümmern. Als daher Frankreich im Jahre 1883 sein Schulwesen neu organisirte, da bedeutete es den wichtigsten Schritt vorwärts, daß es fast in allen Schulen, insbesondere aber in den Volksschulen, manuellen Unterricht einführte, und Paris in fast allen Schulhäusern Werkstätten einrichtete für 11—14jährige Kinder. Der ganze Volksschulunterricht erhielt eine praktische Richtung, die unsrer deutschen Volksschule, geschweige denn unsern technischen Mittelschulen, noch vollständig abgeht.

Wenn wir nun aber bedenken, daß in unserm ganzen Gewerbe und vor allem im Kunstgewerbe die Ausbildung von Hand und Auge unsrer Arbeiter das Wichtigste ist, und daß uns zweifellos auf dem gewerblichen und kunstgewerblichen Gebiete jedes Land im wirthschaftlichen Wettkampfe im Laufe der Zeiten schlagen wird, dessen Arbeiter und Bürger eine gründlichere Durchbildung ihres Geschickes, wie ihres Geschmackes aufweisen können; so drängt sich uns einer der ersten Gesichtspunkte für die gewerbliche Erziehung geradezu von selbst auf. Der Mangel jeglicher, auch der bescheidensten technischen Schulung in deutschen, sogenannten gebildeten Kreisen, der hier ungleich größer ist als in Frankreich, England und Nordamerika, und die damit verbundene Urtheilslosigkeit eines großen Theiles unsres gebildeten Publikums macht sich noch weit mehr geltend, als der Mangel an kleinen, erziehlich wirkenden Gewerbemuseen mit periodisch wiederkehrenden Spezialausstellungen und damit verbundenen Vortragscyklen.

Wie in Frankreich, so sehen Sie auch in England in den Schulorganisationen die praktischen Tendenzen mit aller Gewalt durchbrechen. In zahlreichen und gerade in den besten Mittel- und Volksschulen werden Werkstätten und Laboratorien eingerichtet, wo die Schüler an ihren Arbeitstischen zwar langsam, aber auf dem Wege hundertfältiger Erfahrung nicht bloß ihre Kenntnisse, sondern vor allem auch ihr Können fördern, und wie in der pädagogischen Provinz Goethe's ihre spezifischen Neigungen und Fähigkeiten kennen lernen, um ihnen entsprechend später ihre Wege in Gewerbe und Industrie, in Kunst und Wissenschaft einzuschlagen. Dem Beispiele Frankreichs ist die Schweiz gefolgt, während Schweden längst die gleiche Bahn gewandelt ist. Nur wir in Deutschland zögern noch immer, wir können uns von unsern geliebten Büchern nicht trennen.

Wohl sind in den letzten 30 Jahren auch bei uns allenthalben Fachschulen aller Art entstanden, oft glänzend organisirt und mit reichen Mitteln ausgestattet. Aber zum letzten und wichtigsten Schritt haben wir uns noch nicht entschlossen, zur entsprechenden Organisation derjenigen Schulen, welche die Massen treffen, der Volks-, Gewerbe- und Fortbildungsschulen. Die Wichtigkeit dieser Forderung, die schon Pestalozzi betont hat, war bereits in einem Allerhöchsten Erlasse des kgl. bayer. Generalschulendirektoriums vom Jahre 1803 auf das deutlichste betont, wenn auch aus anderen Erwägungen, als den obenerwähnten. „Gewisse technische Fertigkeiten," so sagt er, „sind jedem Menschen mehr oder minder nothwendig." Darum ist es nöthig, daß überall Arbeitsschulen für Knaben und Mädchen angelegt und mit den Lehrschulen in Verbindung gebracht werden. Von diesen Schulen sollen auch jene nicht freigesprochen werden, von denen vorauszusehen ist, daß sie einst nicht nothwendig haben zu arbeiten, um sich zu ernähren; denn abgesehen vom Wechsel des Glückes, wodurch Viele geerbten Reichthum verlieren, so ist es immer gut, daß Jeder lerne, den Vorzug zu schätzen, sich selbst den nöthigen Unterhalt erwerben zu können und Jenen ge-

hörig zu achten, der durch Arbeitsamkeit und Kunstfleiß sich einen Wohlstand zu verschaffen versteht."

Aber die Einsicht war damals der Zeit weit vorausgeeilt. Heute jedoch, wo wir ringsum von Nachbarstaaten umgeben sind, welche unsre eigenen schönen Theorien bereits energisch in Thaten umsetzen, wo unser eigenes Vaterland zu einem gewaltigen Gewerbe- und Industriestaat herangewachsen ist, heute ist es hohe Zeit geworden, daß wir wenigstens in unsern niederen Schulen, also vor allem den Volks- und Gewerbeschulen Rücksicht nehmen auf den Satz: *Die erste Grundforderung aller gewerblichen Erziehung ist die Fürsorge um die Ausbildung von Auge und Hand.* Ich meine hier durchaus nicht das Zeichnen allein. Das werkthätige Schaffen ist es, dem wir in allen diesen Schulen unser Augenmerk zuwenden sollen, um den gewerblichen Nachwuchs einzuführen in eine verständige Behandlung des Materials, um ihn hineinzuleiten zu einer geschickten Führung des Werkzeuges, um ihn zu erziehen zu einem denkenden Beobachten und einem zielbewußten Experimentiren. Daneben braucht das, was wir in diesen Schulen als allgemeine Bildung zu bezeichnen belieben, durchaus nicht vernachlässigt zu werden. Wird auch, wie in England, die Quantität des Wissens etwas geringer, so wird doch auf diesem Wege die Qualität des Könnens um so größer und „Eines recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen".

Die einseitige Betonung der rein technischen, wenn auch möglichst vielseitigen Ausbildung genügt aber für unsre eigentliche gewerbliche Erziehung in keiner Weise mehr. Mehr als je ist heute dem Gewerbe auch ein kaufmännische und wirthschaftliche Einsicht nöthig, mehr als je drängen heute zahlreiche Gewerbegruppen zum genossenschaftlichen Betriebe. Jeder Staatsmann wird, wo er kann, das Zustandekommen solcher Verbände als Rohstoff-, Magazin-, Werk- oder Produktionsgenossenschaften anregen, fördern und materiell unterstützen. Leider sind zahlreiche Versuche bis heute gescheitert. Der gänzliche Mangel an kaufmännischer und wirthschaftlicher Bildung, das Fehlen eines einsichtigen Gemeinsinnes, das breitspurige Auftreten eines kleinlichen Egoismus haben Hunderte von derartigen Unternehmungen, die mit guten und berechtigten Hoffnungen begannen, trotz materieller Unterstützung Schiffbruch leiden lassen. Man will nicht recht begreifen, daß ein aussichtsreicher Kampf mit dem Großbetrieb nur dann möglich gemacht wird, wenn dessen Organisation und Leitung auch im genossenschaftlichen Verbande zum Muster genommen wird. Und wenn man es begreift, so fehlt der Gemeingeist, die Unterordnung, die vernünftige Selbstbescheidung. So, wie die Sachen heute noch vielfach liegen, ist die staatliche pekuniäre Unterstützung so mancher Genossenschaften direkt eine erfolglose Sache.

Das Wichtigste ist hier zunächst eine zweckmäßige Erziehung. Wir müssen sorgen, daß der Nachwuchs kaufmännisch denken lerne, daß seine wirthschaftliche Einsicht sich vergrößere und daß ein gewisser berufsgenossenschaftlicher Gemeingeist Platz greife. So kommen wir zum zweiten Grundsatz: Die Organisation der Erziehung zur gewerblichen Tüchtigkeit muß frühzeitig *nicht bloß die rein technische, sondern auch die kaufmännische und wirthschaftliche Bildung* ins Auge fassen und alle jene Bestrebungen unterstützen, die einen werkthätigen Gemeinsinn zu beleben imstande sind.

Es entsteht nun die Frage, auf welchem Wege diese vielseitige Erziehung angestrebt werden soll. Theoretisch genommen, wären ohne Zweifel wohleingerichtete Lehrwerkstätten mit Internat eine äußerst günstige Einrichtung. Allein auf diesem Wege, so sehr er für die Ausbildung einzelner besonders tüchtiger Arbeiter gefordert werden muß, ist eine Erziehung der Massen unmöglich, einmal deßhalb, weil die Kosten unerschwinglich würden, dann aber auch, weil, wie wir nachher sehen werden, ein ungemein wichtiger Erziehungsfaktor ausgeschaltet würde. Es bleiben also neben der Meisterlehre nur die Innungs- und Genossenschafts-Fachschulen, sowie die elementaren Fortbildungsschulen und gewisse soziale Einrichtungen übrig, auf welch letztere wir übrigens nicht näher eingehen können.

Wie mangelhaft nun heute die Meisterlehre vielfach geworden sein mag, und wie gering auch die Leistungen der Innungsfach- und Fortbildungsschulen angesetzt werden mögen, so kann man doch nicht behaupten, daß sie bei einiger Sorgfalt unsrerseits nicht dennoch erziehungskräftig ausgestaltet werden können, ja man wird sogar für die Ausgestaltung dieser elementaren Erziehungseinrichtungen die allergrößte Sorge aufwenden müssen, weil sie vor allem die Massen treffen. Nun bezweckt aber die Innungsfachschule als Ergänzung der Meisterlehre in der Hauptsache fast nur die praktisch-technische, die gewerbliche Fortbildungsschule fast nur die theoretische Ausbildung. Da erscheint es für unsre Erziehungsaufgaben als äußerst förderlich, eine Elementarorganisation zu schaffen, in welcher die Bestrebungen der Innungsfachschule mit denen der Fortbildungsschule aufs innigste verschmolzen werden, und in welcher sowohl die Gewerbeangehörigen als auch der Staat, bezw. die Gemeinde in das Interesse der gewerblichen Erziehung sich theilen. Wir werden nachher diese höchst wichtige Verschmelzung auch noch aus einem anderen Grunde als nothwendig erkennen. Seit zwei Jahren machen wir in München mit gutem Erfolg diesen neuen Versuch und suchen auf dieser Basis das ganze elementargewerbliche Erziehungswesen auszubauen.

Erklären wir uns nun mit dieser Basis einverstanden, so erhebt sich die weitere Fundamentalfrage: Soll die Einrichtung für die elementargewerbliche Erziehung, welche die Massen des gewerblichen Nachwuchses trifft, obligat oder fakultativ sein? Fast alle Direktoren von jenen *freiwilligen* Gewerbeschulen, die ich in Oesterreich, Schweiz, Preußen, Baden, Württemberg besucht, haben sich aus ganz begreiflichen Gründen mir gegenüber in der schärfsten Form gegen jedes Obligatorium ausgesprochen. Umgekehrt kämpfen die Vorstände von obligaten Schulen mit Wort und Schrift dafür. Blickt man auf Württemberg, so erscheint bei oberflächlicher Betrachtung die Frage direkt zugunsten der Freiwilligkeit gelöst; denn dort trafen bereits im Jahre 1889 auf drei Lehrlinge ungefähr zwei Fortbildungsschüler. Nun darf aber nicht übersehen werden, daß in fast allen Fortbildungsschulen Württembergs der Unterricht auf eine Zeit gelegt ist, die zwar den Meistern taugt, aber für Erziehung und Bildung der Lehrlinge äußerst ungünstig liegt und in der That auch die Leistungen der Elementarabtheilungen der württembergischen Gewerbeschulen stark beeinträchtigt.

Solange daher auf der einen Seite viele Meister sich freiwillig nicht dazu verstehn wollen, einen oder zwei Nachmittage der Woche dem Lehrlinge für seine Fortbildung einzuräumen, solange also nicht jedem tüchtigen Lehrling unsre Bildungseinrichtungen offen stehen, und solange andrerseits Handel und Gewerbe, die öffentlichen Staatseinrichtungen, ja die eigene Existenz des Einzelnen wie des Staates eine hinreichende gewerbliche Ausbildung unbedingt verlangen, solange wird nichts übrig bleiben, als für unsre Organisation als dritten Grundsatz zu fordern: *die elementargewerblichen Erziehungseinrichtungen sind obligatorische Einrichtungen für Alle.*

Der Einwand, daß die Leistungen derselben alsdann sinken werden, ist nicht stichhaltig. Denn zunächst soll die obligate Schule nur für das Allernothwendigste sorgen, genau wie die allgemeine Volksschule auch, welche heute wohl Niemand mehr in eine freiwillige verwandeln möchte, bloß um ihre Leistungen zu heben. Für die Ausbildung der tüchtigsten Schüler stehen uns nachher noch genügend viele Einrichtungen für freiwilligen Besuch zur Verfügung, und wo es angängig ist, kann man selbst in der Elementarabtheilung schon die leistungsfähigen Schüler von den weniger leistungsfähigen trennen. Was aber die Furcht betrifft, daß unsre Bildungsbestrebungen der menschlichen Gesellschaft das für die niedrigen Dienste nothwendige Material raube, so erwidern wir hierauf dreierlei: Erstens wird die obligate Einrichtung für die elementare gewerbliche Erziehung, die ein Produkt derselben Erwägungen ist wie die allgemeine Volksschule, mit ihrem im Interesse der Gesellschaft gestellten Minimalforderungen die Bildungs-

stufe der Arbeiter ebensowenig gleichmäßig machen wie die Volksschule, solange es Fleißige und Faule, Begabte und Unbegabte gibt. Zweitens ermöglicht bei der heute noch großentheils harten Gesinnung unsrer Dienstherren ihren Lehrlingen gegenüber die obligate Schule allein, daß jeder Begabte und Fleißige rechtzeitig jener Erziehung theilhaftig werden kann, die er kraft seiner Begabung und seines Fleißes von uns berechtigt ist zu fordern. Drittens aber haben wir Gebildete in unsern heutigen Staatseinrichtungen dem Volke, dem großen Kinde, einen beträchtlichen Theil der Macht der Regierung in die Hand gegeben. Der faulste und unbegabteste Taglöhner tritt mit dem gleichen Zettel zur Wahlurne wie der feinstgebildete Staatsmann und Philosoph. Da bleibt uns keine Wahl, als dafür zu sorgen, daß wenigstens die Tüchtigen die Bahn zur Einsicht und zum Verständniß ihrer Aufgaben finden.

Wer nun die Bewegungen auf dem Gebiete der gewerblichen Erziehung in Deutschland in den letzten 30 Jahren aufmerksam verfolgt hat, der wird erkennen, daß die bisher angeführten drei Grundsätze in vielen Kongressen, Berichten, Regierungsentschließungen betont wurden, und wenn auch nicht allgemein, so doch in vielen Einzelorganisationen zur Anwendung kamen. Gleichwohl ist der Mangel an tüchtigen, industriellen, und noch mehr an gewerblichen eigentlichen Arbeitern und Werkmeistern immer empfindlicher geworden. Zu einem nicht unbeträchtlichen Theil ist diese Erscheinung die Folge eines Mangels zahlreicher Einrichtungen für gewerbliche Erziehung, den wir leider bis jetzt noch viel zu wenig beachtet haben. Wir sehen, daß einfache Handwerkerschulen oft mehr Bau-, Möbel- und Maschinenzeichner erziehen als eigentliche Arbeiter, daß die Realschulen dem Gewerbestand fast keinen Nachwuchs mehr liefern, daß Staatsgewerbe- und Industrieschulen einen größeren Prozentsatz ihrer Schüler der höheren als der mittleren Technik zuführen, daß selbst Kunstgewerbeschulen fast mehr Künstler als Kunstgewerbler erziehen.

Vor allem können wir Eines stets bemerken: Jede Schule, welche zwei Aufgaben zu erfüllen hat: a) Vorbereitungsschule für einen höheren technischen Beruf zu sein; b) abschließende Schule für einen unteren oder mittleren Beruf, wird fast immer nur der ersten Aufgabe gerecht. Auch ein Zweites können wir beobachten: Jede Schule, in welcher der praktische Unterricht nicht mindestens mit dem gleichen Stundenausmaß bedacht ist wie der theoretische und allgemeine, führt dem praktischen Betrieb nur eine sehr geringe Anzahl von Elementen zu. Und wenn wirklich in beiden Fällen die Schule auch dem niedrigeren Ziele dient und Leute heranbildet, die sich dem rein praktischen Betriebe zuwenden, so wird man zumeist finden, daß es sich um minderleistungsfähige Elemente handelt. Einem solchen Uebelstande können wir dadurch entgegentreten, daß wir in unsern Organisationen als vierten Grundsatz berücksichtigen: *Jede Anstalt für gewerbliche Erziehung muß so eingerichtet sein, daß sie den Tüchtigen wenigstens nicht von selbst über seinen Beruf hinaustreibt.*

So muß z. B. in einer wichtigen, in Deutschland sehr verbreiteten Schulgattung, der Handwerkerschule, schon vom Eintritt des Schülers an bei der Ausführung der zeichnerischen Arbeiten ein grundsätzlicher Unterschied gemacht werden, ob der Schüler zum ausübenden Handwerk sich ausbildet, oder zum Bau-, Möbel- oder Maschinenzeichner. Will eine Handwerkerschule das sein, was sie sich nennt, und doch auch für höhere Aufgaben vorbereiten, so muß sie von vornherein mit zwei getrennten Programmen arbeiten. Es hat mich immer eigenthümlich berührt, wenn ich beim Eintritte in den Lehrsaal einer solchen Schule zahlreiche eigentliche Handwerker mit ihren schwieligen Händen an Arbeiten beschäftigt sah, von denen ich mir sagen mußte, daß dieses einzige Blatt ihnen die halbe Unterrichtszeit des ganzen Semesters koste, und leider habe ich an vielen Schulen an Schreiner- und Schlosser-, Bauhandwerker- und Maschinenzeichenklassen wiederholt solche Beobachtungen machen müssen. Noch größer wird die Gefahr, wenn solche Handwerkerschulen zugleich auch Kunstgewerbeschulen sein wollen und nun Gewerbetreibende, mittlere Techniker, Kunstgewerbler und Künstler heranbilden.

In allen Schulen, welche dem niederen und mittleren Berufe dienen sollen, muß mit Rücksicht auf unsern Grundsatz auch darauf geachtet werden, wie weit die Schule die Freude an der praktischen Bethätigung fördert oder hindert. Sobald einmal die Lust zu theoretischen Erwägungen durch den Unterrichtsbetrieb die angeborenen praktischen Anlagen überwuchert hat, ist es verlorene Liebesmühe, gerade den begabten Schüler der praktischen Berufsausübung erhalten zu wollen. Es sind eben zwei ganz entgegengesetzte Begabungen: Jene, die einem Maxwell, und jene, die einem Edison die Wege wiesen, und jede dieser Begabungen will frühzeitig genährt und befriedigt sein. Der hervorragend veranlagte Praktiker und Künstler ist großen theoretischen Entwicklungen zunächst vielfach abgeneigt; zwingen wir ihn dennoch hiezu, indem wir die praktische Ausbildung vernachlässigen, so erziehen wir nicht selten einen schlechten Theoretiker und schlechten Praktiker zugleich.

Wenn ich nun aber als vierten Grundsatz aller unsrer Organisationsmaßnahmen den Satz aufgestellt habe, daß unsre schulischen Einrichtungen den Schüler nicht von selbst über seinen Beruf hinaustreiben sollen, so will damit in keiner Weise gesagt sein, daß die Organisation den Tüchtigen verhindern soll, so weit zu kommen, als es seine Anlagen und sein Fleiß gestattet. Das gebietet uns schon die Volkswirthschaft; denn ein einziges technisches oder künstlerisches Talent kann der Gesammtheit von unberechenbarem Nutzen sein. Es ist hier leider nicht die Zeit gegeben, auf die Art und Weise tiefer einzugehen, wie diese Forderung mit der vorausgehenden in Einklang gebracht werden kann; aber ich darf Sie auf die neue Organisation des französischen gewerblichen und technischen Schulwesens hinweisen, das unserm vierten Grundsatze gerecht wird, ohne die eben gemachten und im Grunde selbstverständlichen Forderungen zu verletzen.

Bleiben wir uns bei unsern Organisationen bewußt, daß es für das Talent zwei Wege nach aufwärts gibt: den einen, der zunächst mitten durch die Praxis, den anderen, der zunächst durch mehr allgemein bildende Schulen geht, so werden wir von der rechten Bahn nur wenig abirren. Vor allem aber werden wir uns dabei vor dem Irrthume bewahren, daß es zum selbständig schaffenden Kunstgewerbe nur mehr einen Weg gibt, der gleichsam von oben hereinführt, sondern daß es auch einen Weg von unten her gibt, der mitten durch die praktische Arbeit führt, die uns gestattet, dem Materiale seine Geheimnisse abzulauschen, die uns lehrt, das Werkzeug wie einen Zauberstab zu führen, und die den künstlerisch Begabten noch nie gehindert hat, sein schaffendes Talent zu entwickeln.

Bei allen Organisationen für gewerbliche Erziehung müssen wir aber vor allem lernen, uns eine Eigenschaft abzugewöhnen, die uns Deutschen sehr stark anhaftet. Wir sind gewöhnt, alle unsre Erziehungseinrichtungen als Aufgabe des Staates zu betrachten. Während in England noch bis zum Ausgange des letzten Jahrhunderts Einzelne wie ganze Korporationen eifersüchtig über die Ausübung ihres Erziehungsrechtes wachten und fast gar keine Eingriffe des Staates in ihre Unterrichtsfreiheit gestatteten, hören wir in Deutschland überall den Ruf nach Verstaatlichung. Mag man in Bezug auf allgemein bildende Schulen hierüber zweierlei Ansicht sein, so würde ich es für einen Fehler halten, wollte der Staat auch die gesammte gewerbliche Erziehung ausschließlich in seine Hände nehmen. Karl Frhr. v. Stein sagt einmal: „Die Theilnahme an den Angelegenheiten des Ganzen ist der sicherste Weg zur Vollendung der geistigen und sittlichen Entwicklung eines Volkes“, und er ergänzt diesen Gedanken an einer anderen Stelle, wo er meint, „daß man bemüht sein müsse, die ganze Masse der in einer Nation vorhandenen Kräfte auf die Besorgung ihrer Angelegenheiten zu lenken“.

Nun ist doch aber die allergrößte Angelegenheit eines Volkes die Erziehung seines Nachwuchses und demnach die

der zahlreichen gewerbetreibenden Staatsbürger, die ihres gewerblichen Nachwuchses. Wir sehen heute überall wieder das Interesse an dieser Aufgabe erwachen und keinem aufmerksamen und sorgfältigen Organisator wird es entgehen, daß trotz aller Vernachlässigung, die wir uns bei der niederen gewerblichen Erziehung haben zu Schulden kommen lassen, dennoch überall noch geeignete Kräfte zu finden sind, welche dieser Aufgabe nicht nur gewachsen, sondern auch gewillt sind, ihr mit aller Hingebung zu dienen. Wir treffen überall noch einzelne Männer, ja selbst gewerbliche Verbände, deren Blick nicht getrübt ist von Partei- und Erwerbsinteressen und deren opferwillige Energie nur in die rechten Bahnen gewiesen zu werden braucht, um in der Erziehungsarbeit segensvoll zu wirken. Diese herauszufinden, sie über die Aufgaben der Erziehung des gewerblichen Nachwuchses eingehend zu belehren, ihnen die Ziele zu setzen, die einmal gewonnenen Verbände dann mit allen Mitteln in ihren nützlichen Bestrebungen zu unterstützen, sie dann nicht kleinlich regieren, sondern in dem Maße ihrer sittlichen Erstarkung zu immer größerer Selbständigkeit entwickeln zu lassen, das halte ich zwar für eine mühevolle, aber jedenfalls für eine der vornehmsten Aufgaben unsrer kleinen und großen Schulverwaltungsbeamten in Stadt und Staat. Und darin erblicke ich den fünften Grundsatz für die Organisation, den ich kurz dahin präzisire: Die Aufgabe der gewerblichen Erziehung ist nicht nur eine Staats-, sondern vor allem auch eine Berufsangelegenheit. Gelingt es uns hier das Rechte zu treffen, so werden wir bald erkennen, daß die Erfüllung der Erziehungsaufgabe nicht bloß dem zu erziehenden Nachwuchse nützt, sondern ebensosehr dem Erzieher selbst. Denn das ist eine Eigenschaft aller ernsten Erziehungsthätigkeit, daß sie den Zögling wie den Erzieher in gleicher Weise fördert.

Mit diesem Gedanken sind wir aber dem letzten großen Gesichtspunkt nahegetreten, von dem aus alle Erziehungsaufgaben überhaupt betrachtet werden müssen, dem Gesichtspunkte der staatsbürgerlichen Erziehung. Kurz nach Beendigung des französischen Krieges, am 3. Februar 1872, überreichte der spätere Seine-Präfekt Léon Say dem Stadtrathe eine Denkschrift des Hrn. Direktors Gréard über ein Projekt einer Lehrwerkstätte für Metall- und Holzverarbeitungsgewerbe, zu dem er durch die traurigen Zustände der Meisterlehre in Paris veranlaßt wurde. „De l'aveu de tous, heißt es hier, en général, l'atelier qui devait servir à développer toutes les forces de l'enfant, use son corps avant que la nature ait achevé de le former, engourdit son intelligence que l'école avait commencé à éveiller, flétrit son imagination et son coeur, abâtardit en lui l'esprit du métier. Déplorable école de moeurs privées; il déprave l'homme dans l'apprenti, le citoyen dans l'ouvrier et ne forme même pas l'ouvrier."

Nun wissen Sie Alle, wie es um den Zustand der Meisterlehre auch bei uns in Deutschland vielfach bestellt ist. Sie Alle wissen aber auch, daß die neue Gewerbegesetzgebung in einem ihrer Haupttheile Mittel und Wege an die Hand gibt, diesen Zustand zu bessern, und nach meinen Erfahrungen werden wir, wenn wir den Wollenden nur thatkräftig mit geistiger und materieller Unterstützung an die Hand gehen, thatsächlich auch eine wesentliche Besserung zu erwarten haben.

Aber die Allermeisten denken hier zunächst an eine Besserung der rein beruflichen Ausbildung. Die Saite, die wir im letzten Satze von Gréard angeschlagen finden, habe ich in Deutschland noch wenig ertönen hören; im Gegentheil, soweit ich die Organisation unsrer technischen Schulen aller Art in Deutschland kenne, fast überall vermisse ich die klar bewußte Sorge: daß der Mensch nicht im Lehrling, der Staatsbürger nicht im Arbeiter untergehe. Es ist ein charakteristisches Zeichen, daß die beiden größeren Republiken Europa's, Frankreich und Schweiz, welche der autoritativen Kraft unsrer monarchischen Gesinnung entbehren, welche dem Volk noch größere Selbstbestimmungsrechte eingeräumt haben, diesen Mangel in der Erziehung zwar nicht zuerst entdeckt — denn auf ihn haben in Deutschland schon vor einem Jahrhundert unsre großen Philosophen und Staatsmänner hingewiesen —, ihm wohl aber zuerst wenigstens in einer Richtung abzuhelfen gesucht haben. In sehr vielen gewerblichen Schulen Frankreichs finden Sie einen Unterricht eingeführt, der die rein staatsbürgerliche Erziehung unterstützen soll.

Ebenso fand ich an der Kunst- und Handwerkerschule in Bern zahlreiche stark besuchte Unterrichtskurse über Vaterlandskunde eingerichtet, welche Pflichten und Rechte des Bürgers, die Produktionsverhältnisse des Landes, sein Gewerbe, seine Industrie, seine Handelsbeziehungen zum Auslande u. s. w., ja selbst aktuelle Referendums- und Initiativvorlagen behandelten.

Der bloße Unterricht in solchen Dingen spielt ja eine verhältnißmäßig geringe Rolle in der eigentlichen Erziehung, aber richtig betrieben, öffnet er doch wenigstens die Augen. Dabei ist es wenig fruchtbar, die sozialen Gesetze, Gewerbeordnung, Verfassung des Landes und Reiches direkt nach Paragraphen zu behandeln, Dinge, die man auch bei uns vielfach betont und in ihrer ganzen für die hier in Betracht kommenden Schüler langweiligen Abstraktheit bisweilen eingeführt findet. Der Unterricht muß vielmehr in möglichst konkreter, etwa historischer Entwicklung hinweisen auf das, was das Leben im Staate überhaupt möglich macht, er muß das lebhafte Bewußtsein erzeugen, daß und wie die Interessen des einzelnen Menschen und der Berufsgruppe auf das innigste verflochten sind mit den Interessen anderer Menschen und Berufsgruppen, daß und wie die egoistische rücksichtslose Betonung der Eigeninteressen immer zu Krankheiten im Gesammtorganismus führt, die nicht nur die Existenz der Andern, sondern schließlich auch den Egoisten gefährden.

Neben diesem Unterricht müssen wir aber in unsern Organisationen Einrichtungen schaffen, die Gelegenheit bieten, die gewonnene Einsicht auch zu bethätigen, ja diese letzteren sind noch nothwendiger für die staatsbürgerliche Erziehung als der reine Unterricht. Doch ist es unmöglich, auf diese verschiedenartigen Einrichtungen hier näher einzugehen.[1] Nur auf die eine will ich nochmals hinweisen, auf die weitestgehende Heranziehung des Gewerbestandes, seiner Arbeiter und Verbände zur Lösung der Erziehungsfrage. Erziehen heißt Opfer bringen, geistige, körperliche, materielle. Lehren wir die Menschen Opfer bringen für Andere, so führen wir sie auf dem sichersten Wege zu jenen staatsbürgerlichen Tugenden, die das Staatswohl erheischt. Die Erhaltung und Förderung des Staatswohles muß aber das letzte Ziel aller Erziehungspläne sein. Salus publica suprema lex.

---

## Besprechungen.

Grönländische Literatur. Vor einiger Zeit ist in Deutschland ein Buch erschienen, das, wie uns scheint, die ihm gebührende Achtung trotz seiner bemerkenswerthen Eigenthümlichkeit noch nicht gefunden hat. Es nennt sich „Kajakmänner", ist von S. Fischer, Berlin, verlegt und enthält eine Anzahl Erzählungen grönländischer Seehundsfänger. Diese Erzählungen stellen die ersten Proben grönländischer Literatur dar, die uns übermittelt werden. Von Signe Rink, die sie gesammelt hat, sind sie ins Dänische, aus dem Dänischen nun hier ins Deutsche übertragen worden. Die Sammlung ist ebenso in literarischer wie in kultureller Hinsicht interessant. Sie gibt einen guten Einblick in das Gefühlsleben und den Intellekt dieses weltentlegenen Volkes. Sie enthält keine Kunstwerke im höheren Sinne, sondern zunächst Denkmale einer ursprünglichen Volksseele, die als Urquell späterer Kunstwerke anzusehen sind.

Die Grönländer nehmen unter den Völkern des hohen Nordens die niedrigste Bildungsstufe ein. Sie sind noch völlig ein Naturvolk. Von einer Literatur bei ihnen ist man daher nur in sehr bedingter Weise zu sprechen berechtigt. Die Sagen und Märchen leben unter ihnen fast nur in mündlicher Ueberlieferung fort. Aufzeichnungen sind zuerst durch Fremde geschehen. Bis zu den fünf-

---

[1] Vergl. meine demnächst bei Villaret in Erfurt erscheinende, von der kgl. Akademie zu Erfurt preisgekrönte Arbeit über die staatsbürgerliche Erziehung der Jugend.

ziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts gab es an wirklichen Büchern nur religiöse, das Gesangbuch und das Neue Testament. Später wurden durch verdienstvolle Missionäre dänische Lesebücher für die Schule und dann auch Erzählungen (darunter Wielands Oberon!) in das Grönländische übersetzt; aber nur handschriftlich und demzufolge in sehr geringer Verbreitung. Die Exemplare wurden so stark begehrt, „daß sie in einer Reihe von Jahren von Haus zu Haus und von Kolonie zu Kolonie zirkulirten, bis sie zuletzt ganz unleserlich waren und nicht mehr zusammenhalten konnten“. Das Interesse am geschriebenen Wort wuchs somit, und manche von den Eingeborenen gingen daran, einzelne einheimische Sagen aufzuzeichnen. Ein Drang zu litterarischer Bethätigung lag also im Volke begründet. Dies erkannte der damalige Inspektor des südlichen Grönland, Dr. H. Rink (der Gatte der Uebersetzerin), und faßte den vortrefflichen Gedanken, den Grönländern eine eigene Zeitschrift zu schenken, deren Mitarbeiter sie selbst sein sollten. Hiedurch wurde ihrer literarischen Neigung ein Sporn gegeben und ihr Interesse am geschriebenen und gedruckten Wort gefördert.

Im Jahre 1861 wurde so in Grönland die erste Druckerei begründet. Sie besorgte die Herstellung der Zeitschrift „Atuagagdliutit“, aus der die vorliegende Sammlung einen Auszug bildet. Der Unternehmer, von dem Direktorium im Mutterlande in jeder Hinsicht aufs bereitwilligste unterstützt, richtete an die Bevölkerung nach allen Seiten des Landes hin die Aufforderung, ihm Beiträge für das Blatt zu senden, Betrachtungen, Erlebnisse auf Jagden und Reisen oder Erzählungen. Der Plan ging, wie uns Frau Rink erzählt, dahin, „mit den eingehenden Mitteln ein Jahresheft zu schaffen, das im Laufe des Winters gedruckt werde und das fertig gestellt sein solle, wenn im Beginn des Sommers die Schiffahrt zwischen den Kolonien wieder eröffnet würde. Es glückte, und „Atuagagdliutit“ ist noch heute, nach beinahe vierzigjährigem Bestehen, vollkommen lebensfähig. Es wird redigirt, illustrirt, gedruckt, eingebunden und expedirt von ein und demselben Manne, dem Eingeborenen Lars Möller, dessen Name oft in in- und ausländischen Berichten über Grönland genannt wird. Das Heft wird gratis vertheilt durch die verschiedenen Kolonialverwaltungen, die jährlich eine bestimmte Anzahl von Exemplaren zur Vertheilung in den respektiven Distrikten erhalten. Es laufen freiwillige Beiträge aus allen Theilen des Landes ein. Die meisten beginnen mit: „Da es besonders unterhaltend ist, in „Atuagagdliutit“ zu lesen, so will nun auch mit meinen Berichten kommen“ und ähnlichen Formeln.

Die Berichte und Erzählungen sind für unsern Geschmack meist zu weitläufig. Hier hat die Hand der Uebersetzerin eingreifen und an den entsprechenden Stellen Kürzungen eintreten lassen müssen. Auch eine wortgetreue Uebertragung war unmöglich, da sie wegen des von dem europäischen sehr abweichenden Sprachgefühls der Grönländer oft unverständlich hätte werden müssen.

Die Erzählungen geben ein klares Bild von den Anschauungen und Sitten des Volkes. Allen der gebotenen Stücke ist eine rührende Naivetät eigen. Diese, in den Literaturen der zivilisirten Völker von heute so gut wie ausgestorben, bildet ihren höchsten Reiz. Man fühlt sich wieder einmal herrlichster Natürlichkeit gegenüber, und das ist eine Erquickung. Jede Erzählung trägt den aparten Charakter ihres Schreibers, was eine nothwendige Folge der Ungeziertheit ist. Wir sehen den Mann vor uns, der erzählt. Den einen von himmlischer Kinderart, kaum fähig zu schreiben und so gezwungen, sich das Manuskript von seinem Katecheten korrigiren zu lassen. Den andern von unverkennbarer Geriebenheit im Handeln, durch Gefahren gewitzigt. Den Dritten von überquellendem Gemüth und Empfinden. Den Berichten fast allen gemeinsam ist eine große Stille. Die entsetzlichsten Gefahren werden ohne besonderes Aufheben vorgetragen. Die Hoffnungslosigkeit erscheint ihres Grauens ziemlich entkleidet. Diese Leute, die fast täglich durch ihre Lebensführung und durch die Natur, in die sie verschlagen sind, der Gefahr, ihr Leben einzubüßen (und auf welche grausame Art einzubüßen!) ausgesetzt sind, haben sich daran gewöhnt, die Mühen und das Ende ihres Daseins mit einem gewissen Gleichmuth zu betrachten. Nur hier und da bricht eine tiefe Wehmuth durch und muß jeden fühlenden Menschen aufs tiefste ergreifen.

Ich möchte das Buch allen Freunden der Weltliteratur bestens empfehlen. Kunstwerke in höherem Sinne darf man, wie gesagt, nicht darin erwarten. Sein Werth ist in seiner Naturechtheit und vor allem darin begründet, daß es uns die ersten literarischen Regungen eines Volkes vermittelt.

Hans Bethge.

**Aus Bosnien und der Herzegowina.** Unter dem Titel „**Bosnisches Skizzenbuch**“ (Landschafts- und Kulturbilder aus Bosnien und der Herzegowina. Illustrirt von Ludwig Hans Fischer. E. Piersons Verlag, Dresden 1901.) erschien zu Anfang dieses Jahres aus der Feder der **Milena Preindelsberger-Mrazovic** ein Buch, welches uns in anschaulicher Weise Landschafts- und Kulturbilder des österreichischen Reichslandes vor Augen führt. Die Verfasserin, welche vor ihrer Verheirathung mit dem Primarius des Landesspitals in Sarajewo, Dr. Preindelsberger, Jahre hindurch mit Geschick und Energie die „Bosnische Post“, das einzige in Bosnien und der Herzegowina in deutscher Sprache erscheinende politische Journal, leitete und im Jahre 1893 auch mit einem Bande bosnischer Novellen Selam (Berlin 1893) vor das deutsche Lesepublikum getreten war, nennt ihr Werk bescheiden „aneinandergereihte Skizzen aus ihren Tagebüchern, die nicht den Ehrgeiz haben, belehren zu wollen“. Allerdings wird darin nur Selbstgeschautes, Selbstgehörtes und Selbsterlebtes vorgeführt, doch ist der schwungvoll geschriebene Inhalt derart abwechslungsreich, daß auch der Belehrung suchende Leser auf seine Kosten kommen dürfte. Wir müssen die Ausdauer, die Liebe zur Sache bewundern, mit welcher die Dame, keine Schwierigkeiten scheuend, die entlegensten Theile des Landes aufsuchte, um ihre Kenntniß von Land und Leuten zu bereichern. Bosnien und die Herzegowina bieten aber auch dem Beobachter, dem Touristen eine Fülle des Interessanten! „Wohl in keinem Lande sonst,“ bemerkt die Verfasserin im Vorworte, „knüpfte so unvermittelt moderne Kultur an das Mittelalter an, wie in Bosnien und Herzegowina mit dem Beginn der Verwaltung durch die österreichisch-ungarische Monarchie. Die Folge davon ist eine in tiefstem Frieden sich vollziehende Revolution, die aber so gewaltig und unwiderstehlich ist, wie keine der blutigen je vorher, und vor der nichts Bestand hat, was dem Zeitgeiste widerstrebt. Damit ändert sich sowohl Wesen wie Form. Alles wird anders: die Berge und Flüsse, die Sümpfe und Wälder, die Wüsten und Städte. Anders werden die Felder bestellt, anders die Häuser gebaut; die nationale Kleidung weicht; der alte Hausrath wandert auf den Dachboden oder ins Museum; Lied, Spiel und Volksbrauch in die volkskundliche Literatur — denn was hier soll auferstehen, muß im Leben untergehen.“ Aber fast können wir uns eines gewissen Bedauerns nicht erwehren, daß mit der rasch fortschreitenden Kultur, welche kein Mitleid fühlt für Tradition und Gebräuche, bald auch in Bosnien und der Herzegowina das frühere beschauliche und sorglose Leben des Orients verschwinden und das moderne Leben, mit all seiner Unruhe und Hast, wohl mit seinem hohen Fluge, aber auch mit all seinen Sorgen einziehen, kurzum, daß sich der Kampf zwischen Orient und Europa zugunsten des letzteren entscheiden wird. . . . Indem wir schließlich noch der von Ludwig Hans Fischers Meisterhand herrührenden künstlerischen Ausstattung des Werkes Erwähnung thun, sei dasselbe jeder Büchersammlung auf das Beste empfohlen.

M. v. Gy.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

Cr. **Der österreichische Verein für Bibliothekswesen** hat soeben sein fünftes Jahr beschlossen. Als Vereinigungspunkt für die Besprechung wissenschaftlicher Interessen und Standesfragen gegründet, hat der Verein durch zahlreiche Versammlungen, Vorträge und Diskussionen diesen Zweck redlich erfüllt. Keiner seiner Schritte aber war von größerem Erfolge begleitet als die Gründung eines eigenen Vereinsorganes, das dem Mangel einer bibliothekarischen Zwecken dienenden österreichischen Zeitschrift glücklich abhalf: der „Mittheilungen des österreichischen Vereins für Bibliothekswesen“. Eine stets wachsende Zahl von Mitarbeitern — ein Anwachsen, das Hand in Hand mit der Erweiterung des Interessengebietes der Zeitschrift geht — und die geschickte Hand der Herausgeber haben das Blatt aus bescheidenen Anfängen zum Range eines ernst zu nehmenden wissenschaftlichen Fachjournals hinaufzurücken verstanden. Die einleitenden Aufsätze jeder Nummer bilden Arbeiten bibliographischer und bibliothekarischer Natur, denen sich eingehende Untersuchungen über Katalogisirungen, Bibliothekseinrichtungen u. s. w. anschließen. Zur Förderung besonders österreichischer Fachinteressen ins Leben gerufen, beschränkt sich das Blatt

aber durchaus nicht in regionaler Engherzigkeit auf die Besprechung österreichischer Verhältnisse. Die wesentlichen Errungenschaften ausländischer Bibliotheken finden in den Spalten des Blattes ebenso ihre Würdigung, wie die Bibliothekspflege der nichtdeutschen österreichischen Nationen. Die regelmäßigen Berichte aus den zahlreichen bedeutenderen Bibliotheken Oesterreich-Ungarns — eine Neuerung aus der letzten Zeit — geben der Zeitschrift besonderen Werth. Von der regen Theilnahme aller Fachgenossen unterstützt, ist der Verein als Protektor der Zeitschrift berechtigt, einer freundlichen und immer freundlicher sich gestaltenden Zukunft entgegenzusehen.

* Der britische Tuberkulosekongreß, welcher bekanntlich vom 22.—26. Juli in London stattfinden wird, verspricht nach den uns zugehenden Mittheilungen einen ausgezeichneten Verlauf zu nehmen und sich nach dem Inhalt der Verhandlungen seinen Vorgängern, insbesondere dem deutschen Kongreß würdig anzureihen. Der Kongreß tagt unter dem Protektorat des Königs, der Herzog von Cambridge übernimmt auf Ersuchen des Königs das Präsidium und wird den Kongreß eröffnen; die dem Vorbereitungskomitee, dem Präsidium des Kongresses und seiner einzelnen Sektionen angehörenden Fachmänner repräsentiren die hervorragendsten Aerzte und Hygieniker Englands. Die in den einzelnen Ländern gegründeten Nationalkomitees zur Förderung des Kongresses zählen zu ihren Mitgliedern Autoritäten, die sich um die Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit besonders verdient gemacht haben; an der Spitze des deutschen Reichskomitees stehen Geh.-Rath v. Leyden und Geh.-Rath B. Fränkel, den Ehrenvorsitz führen der Herzog von Ratibor, Graf v. Posadowsky-Wehner und der Kultusminister Dr. Studt. — Das wissenschaftliche Programm des Tuberkulosekongresses umfaßt vier Sektionen (die Tuberkulose in Staat und Gemeinde, Klinik der Tuberkulose, Pathologie inclusive Bakteriologie, Tuberkulose der Thiere), von denen jede in verschiedene Unterabtheilungen zerfällt. Mit dem Kongreß ist — wie in Berlin — eine auf die Bekämpfung der Tuberkulose bezügliche Ausstellung verbunden, sie wird enthalten Objekte der Pathologie, Pläne und Modelle von Hospitälern und Sanatorien ꝛc. Die offiziellen Sprachen des Kongresses sind englisch, deutsch, französisch. Ueber sonstige, den wissenschaftlichen Theil des Kongresses betreffende Fragen ertheilt der Schriftführer unseres deutschen Komitees, Oberarzt P. Jacob, Berlin N. W., Reichstagsufer 1, bereitwilligst Auskunft. — Daß auch diejenigen Kongreßbesucher, welche neben der wissenschaftlichen Arbeit auf gesellige Veranstaltungen Werth legen, vollauf befriedigt werden dürften, läßt sich bei der splendiden Gastfreundschaft der Engländer mit Sicherheit annehmen; für die Damen der Mitglieder hat sich ein Damenkomitee unter dem Präsidium der Gräfin Derby konstituirt. Folgende soeben veröffentlichte Einzelheiten des wissenschaftlichen und geselligen Theils des Programms werden Interesse erregen: Am Montag, dem 22. Juli, abends, Empfang in Queens Hall. Am 23. Juli öffentlicher Vortrag von Robert Koch in St. James Hall, abends Empfang beim Lordmayor, Mansion House; am 24. Juli öffentlicher Vortrag von Brouardel, danach Garden Party des Damenkomitees im Botanischen Garten. Am 25. Juli Empfang beim Earl of Derby; an den folgenden Tagen verschiedene Exkursionen. Die Sektionen arbeiten an den Tagen vom 23.—26. Juli vormittags 9½—2 Uhr. — Für die den Tuberkulosekongreß besuchenden Deutschen hat zur Erleichterung der Reise unser Reichskomitee mit Karl Stangens Reisebureau (W., Friedrichstraße 72) ein Uebereinkommen zur Bildung eines Verkehrsbureaus getroffen; dorthin sind auch die Anmeldungen für den Kongreß unter Beifügung des Theilnehmerbeitrages von 20.05 M. zu richten. Ueber Reisevorbereitungen, Wohnung in London, Reisetouren nach London, Fahrpreise gibt das Bureau eingehende Auskunft. Zur größeren Reiseannehmlichkeit wird für die deutschen Mitglieder eine gemeinschaftliche Fahrt auf dem Seewege geplant: Abfahrt von Berlin 19. Juli, Bahnhof Friedrichstraße, 7 Uhr 4 Min. abends, Ankunft in Bremen 19. Juli, 1 Uhr 43 Min. nachts, Abfahrt von Bremen 20. Juli früh.

* Ueber den Aussatz auf Kreta hat, wie der „Voss. Ztg." aus Kopenhagen gemeldet wird, der bekannte Lepraforscher Dr. Ehlers im Auftrag des Prinzen Georg als Leiter einer Kommission auf der Insel eingehende Studien gemacht, worüber jetzt ein Bericht erschienen ist. Schon in allen Zeiten war es dort üblich, die Aussätzigen in eigenen Dörfern vor den größeren Städten, Canea, Rethymno, Kandia und Hierapetra, zu isoliren. Indessen da die Aussätzigen von der türkischen Regierung täglich nur 600 g Brot erhielten, trieben sie Bettelei. Als Eigenthümer der Hütten in den für sie reservirten Dörfern vermietheten sie diese Hütten an gesunde arme Leute, und außerdem standen sie in stetem Handelsverkehr mit der gesunden Bevölkerung. Dr. Ehlers stellte 399 aussätzige Kranke fest und veranschlagt die ganze Zahl auf 600. Im allgemeinen neigt die Seuche in dem schönen Klima Kreta's zu einem milderen Verlauf als im Norden, und da dank der Thatkraft des Prinzen Georg kräftige Maßregeln ergriffen werden — man hat bereits eine Isolationsstätte, die Insel Spinalonga bestimmt, und ein Isolationsgesetz dürfte von der gegenwärtigen kretischen Nationalversammlung angenommen werden — ist in dieser Beziehung eine Besserung zu erwarten.

* **Karlsruhe.** Die hiesige technische Hochschule hat, der „Bad. Landesztg." zufolge, den scheidenden Staatsminister Dr. Nokk zum Ehrendoktor ernannt. — Am 1. d. M. ist von der hiesigen technischen Hochschule die erste Promovirung zum „Dr. Ing." erfolgt. Der Promovirte ist der Diplomingenieur Dr. Engler.

H. **Heidelberg.** Lektor Dr. Francis Curtis an der Universität Wien hat dieselbe doppelte Berufung an die Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt und an die Handels-Hochschule in Köln erhalten, die vor ihm Prof. Johannes Hoops (Heidelberg) und Prof. Max Förster (Bonn) ausgeschlagen hatten. Dr. Curtis hat den Ruf nach Frankfurt angenommen.

* **Hannover.** Am Sonntag, dem 30. v. M., starb hier der Professor der Physik an der technischen Hochschule Dr. Otto Wiedeburg im Alter von erst 34 Jahren. Wiedeburg wurde 1893 als Privatdozent bei der Universität Leipzig zugelassen, wo er 1898 zum außerordentlichen Professor befördert wurde. Im vorigen Jahre erst folgte er einem Rufe an die hiesige technische Hochschule. Die Arbeiten Wiedeburgs sind zumeist in Wiedemanns „Annalen" und in der „Zeitschr. f. physik. Chemie" veröffentlicht.

* **Berlin.** Die „Gräfin Bose-Stiftung" der hiesigen Universität zur Förderung wissenschaftlicher Arbeiten auf dem Gebiete der Medizin und verwandter Disciplinen ist in diesem Jahre an folgende Herren vertheilt worden: Geh. Medizinalrath Brieger, Prof. Löwy, Dr. Neuberg, Assistent am pathologischen Institut, Dr. Pall, Assistent am biologischen Institut, Privatdoz. Dr. Bendix, Privatdoz. Dr. Rathmann, Dr. Wetzel, Dr. Wohlgemuth, Dr. Becker, Dr. Lewandowski, Stadtarzt Dr. Wasilewsky. — Beim Experimentiren mit Röntgen-Strahlen zog sich der durch seine Experimentalvorträge bekannte Physiker Clausen eine Verbrennung der rechten Hand zu, so daß der rechte Arm amputirt werden mußte. Die Operation verlief gut, doch erlag er am 27. Juni einer Lungenlähmung.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

A. Henschel: Dr. Johannes Heß. (Schriften für das deutsche Volk, herausgegeben vom Verein für Reformationsgeschichte.) Halle a. S., Komm. von Niemeyer 1901. — Dr. H. Rocholl: Anna Alexandrine, Herrin zu Rappoltstein. (Do.) Ebenda 1901. — Dr. G. Egelhaaf: Gustav Adolf in Deutschland, 1630—1632. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Nr. 68.) Ebd. 1901. — C. Fr. Arnold: Die Ausrottung des Protestantismus in Salzburg unter Erzbischof Firmian und seinen Nachfolgern. (Do., Nr. 69.) Ebd. 1901. — A. Gutheil: Von einst und jetzt. Verse. Leipzig, Grübel u. Sommerlatte 1901. — W. Frhr. v. Landau: Die Phönizier. (Der alte Orient. 2. Jahrg., Heft 4.) Leipzig, Hinrichs 1901. — M. Thiele: Die neuen Reichszivilgesetze. Lfg. 9 u. 10. Leipzig, Hirschfeld 1901.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Zur Frage der Verbesserung des deutschen Shakespeare-Textes.

Von Christian Eidam (Nürnberg).

Die jüngste Entscheidung des Vorstandes der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft in dieser Frage hat gewiß bei Vielen Verwunderung und Bedauern hervorgerufen, und meine in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (Jahrgang 1901, Nr. 33) geäußerten Bedenken bezüglich der Durchführung des im vorigen Jahre gefaßten Beschlusses der Vorstandschaft haben sich als nur allzu berechtigt erwiesen, indem der diesjährige neue Beschluß sogar dahin geht, in der vorliegenden Sache überhaupt nichts zu thun. Wie konnte es nur in einer für das Ansehen der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft wie für alle Freunde des Dichters so bedeutungsvollen Frage zu dieser überraschenden Entscheidung kommen? Vergegenwärtigen wir uns noch einmal den ganzen Hergang. Ich habe in meiner Programmabhandlung vom Jahre 1898 bei aller Anerkennung Schlegels gesagt: „Ich kann mich nicht davon überzeugen lassen, daß wir wegen des vielen großartig Gelungenen in seinem Werke nun für alle Zeiten auch die thatsächlichen Mängel desselben unangetastet lassen sollen. Wir sind es dem Dichter schuldig, den Sinn seiner Worte, wo er ganz klar vorliegt, nicht zu entstellen; wir sind es der Wissenschaft und der Wahrheit schuldig, was wir als verfehlt erkannt haben, nicht mehr weiter zu verbreiten, und wir sind es schließlich dem gebildeten deutschen Leser schuldig, ihm die Werke des großen Briten in einer Form vorzulegen, die, unbeschadet der Kraft des dichterischen Ausdruckes,[1]) den Anforderungen möglichst entspricht, die wir heute an die Sprache stellen, in einer Form, die nicht nur im ganzen, sondern auch im einzelnen, den Urtext getreu wiedergibt, und die nicht durch sprachliche Sonderbarkeiten und Härten den Genuß der Dichtung stört." Daß sich bei Schlegel-Tieck viele falsche Auffassungen und thatsächliche Uebersetzungsfehler finden, wird von keinem Kenner des englischen Grundtextes geleugnet. Die Härten im deutschen Ausdruck aber wurden auch schon von den Zeitgenossen Schlegels gefühlt. So schrieb Schiller an Goethe:[2]) „Ich habe in den neuen Band von Schlegels Shakespeare hineingesehen und mir däucht, daß er sich viel härter und steifer liest als die ersten Bände." Hart und steif und infolgedessen oft schwerverständlich und dunkel, das ist in der That der Eindruck, den diese Uebersetzung an sehr vielen Stellen macht. Das kann jeder gebildete Leser von einigem Geschmack, wenn er ohne Voreingenommenheit an sie herantritt, immer wieder erfahren. Ich habe diese Beobachtung nicht nur an mir selbst schon vor langer Zeit, sondern wiederholt auch an Anderen gemacht, besonders auch an den Mitgliedern eines Lesekränzchens, dem ich seit zehn Jahren angehöre und in dem wir häufig Shakespeare'sche Dramen mit vertheilten Rollen gelesen haben. Wie oft wurden wir dabei durch den schwerfälligen, holperigen Ausdruck im Genuß gestört! Durch diese unzweifelhaften Uebelstände der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung veranlaßt, stellte ich, wie den Lesern der Beilage bekannt ist, schon voriges Jahr einen förmlichen Antrag an die Shakespeare-Gesellschaft, der dahin ging, eine Neubearbeitung der unter Ulrici's Leitung veröffentlichten großen kritischen Ausgabe zu veranlassen und sodann den auf solche Weise gereinigten und verbesserten Text durch eine Volksausgabe auch der Allgemeinheit der Leser zugänglich zu machen. Hören wir nun, was uns Prof. Brandl, zweiter Vizepräsident der Gesellschaft und Mitherausgeber des Jahrbuchs, in dem eben erschienenen Band XXXVII desselben über die Behandlung meines Antrags berichtet, die uns bei näherem Zusehen gerechten Anlaß zum Staunen geben muß. Der Vorstand sah sich merkwürdigerweise „in einiger Verlegenheit betreffs des Weges, auf dem eine solche abermalige Neubearbeitung einzuleiten wäre" — als ob das nicht ganz einfach auf dieselbe Art geschehen könnte wie damals im Jahre 1867 — und forderte die Redaktion des Jahrbuchs auf „eine Korrektur der Schlegel'schen Uebersetzungen durch berufene Autoritäten vornehmen zu lassen und allmählich im Jahrbuch zu veröffentlichen". Dabei wurde die Berücksichtigung dieser allmählich fortschreitenden Revision der Uebersetzung für die Volksausgabe zu 3 M. ausdrücklich zugesagt. Der Vorstand zeigte also voriges Jahr wenigstens einiges Entgegenkommen. Was führte denn nun zu dem völlig ablehnenden Beschluß dieses Jahres? Brandl fährt fort, er habe „gemäß diesem Auftrage" sich an drei der hervorragendsten deutschen Schriftsteller gewandt, Ludwig Fulda, Paul Heyse und Adolf Wilbrandt, und sie um ihre Ansicht gebeten. Es läßt sich nun doch nicht leugnen, daß er hierin ganz eigenmächtig vorging. Gemäß dem Auftrage, der ihm nach seinem eigenen Bericht ertheilt worden war, hätte er mit geeigneten Männern in Verbindung treten und eine Verbesserung der deutschen Uebersetzung durch sie veranlassen sollen. Denn „daß die Herstellung eines korrekteren Textes wünschenswerth sei", hatte der Vorstand bereits ausdrücklich zugegeben und diese Vorfrage damit erledigt. Statt dessen veranstaltete Brandl eine Umfrage, ob überhaupt eine Verbesserung eintreten solle,

[1]) Diese Worte bitte ich besonders zu beachten. Es ist mir durchaus nicht eingefallen, dem deutschen Volke einen „verwässerten" Shakespeare bieten zu wollen, und der Vergleich Heyse's mit einer „Kopie des Moses von Michelangelo in Alabaster" paßt in keiner Weise zu meinem Vorschlage.

[2]) Vgl. Wetz in den „Englischen Studien" XXVIII, S. 331.

also über einen Punkt, der durch den Beschluß des Vorstandes schon entschieden war, und die Antworten der genannten Dichter, sowie das in der diesjährigen Vorstandssitzung mündlich abgegebene Gutachten v. Possarts, führten darauf — ob mit Recht oder Unrecht, werden wir später sehen — die räthselhafte Umstimmung der Mitglieder des Vorstandes herbei, so daß von Brandl im Jahrbuch und ebenso von Prof. Max Förster in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (Jahrgang 1901, Nr. 100) aufs neue die Unantastbarkeit Schlegels verkündigt werden konnte. Der diesjährige Beschluß lautet: „Der Vorstand der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft sieht die Aufgabe einer sachlichen Nachbesserung von Schlegel-Tiecks Text in der Hauptsache als bereits geleistet an. Um aber eine poetische Ueberbietung dieser klassischen Uebersetzung zu organisiren, deren hoher Gesammtwerth soeben in erfreulicher Weise neu an den Tag gelegt wurde, dazu fühlt er sich außer stande."

Man beachte zunächst den Widerspruch zwischen dem vor- und dem diesjährigen Beschluß. Damals erschien die Herstellung eines besseren Textes wünschenswerth, jetzt wird sie in der Hauptsache als bereits geleistet angesehen. In der Zwischenzeit ist aber gar keine Veränderung vorgenommen worden. Und wenn auch durch die große kritische Ausgabe (12. Aufl., 1876), auf die sich diese Worte beziehen, der Schlegel-Tieck'sche Text vielfach verbessert wurde, so muß doch jeder Sachverständige zugeben, daß auch sie noch manche Mängel aufweist, noch an vielen einzelnen Stellen verbesserungsbedürftig ist, wofür ich in meinem Programm verschiedene Beispiele angeführt habe; *vor allem aber fehlt es an der leichten Zugänglichkeit dieses verbesserten Textes für weitere Kreise*. Im zweiten Satze des neuen Beschlusses wird von der Unmöglichkeit, „eine poetische Ueberbietung dieser klassischen Uebersetzung" zu veranstalten, gesprochen, und Brandl meint, der Vorstand habe es nur abgelehnt, „einen gottbegnadeten Uebersetzer aus dem Boden zu stampfen oder mit der Laterne zu suchen". Damit wird etwas hereingetragen, was gar nicht in meinem dieses Jahr wiederholt eingereichten Antrage enthalten war. Ich habe diese Zumuthung der Gesellschaft gewiß nicht gestellt und habe „den hohen *Gesammtwerth*" der Schlegel'schen Uebersetzung gerne anerkannt. Daß aber *einzelne Stellen* sachlich und in ihrer poetischen Wirkung verbessert werden könnten und sollten, das habe ich allerdings behauptet und eine solche Aenderung habe ich beantragt. Wo Schlegels Uebersetzung wirklich „klassisch und poetisch" und — was eben eine Uebertragung sein muß — zugleich dem Sinne nach möglichst richtig ist, da will auch ich sie erhalten wissen. Wo sie das nicht ist, da sollte sie schonend verbessert werden. Das allein habe ich gewollt, und das wird für Jeden, der sehen will, von der Logik der Thatsachen geradezu gefordert. Welche Gründe bestimmten nun den Vorstand der Shakespeare-Gesellschaft dazu, diesem so natürlichen und selbstverständlichen Verfahren nicht zu folgen? Sehen wir uns die Gutachten der erwähnten Schriftsteller an, so finden wir, daß sie im Grunde für meinen Antrag sprechen und nur dann gegen mich verwerthet werden können, wenn man mir Dinge zuschreibt, die ich gar nicht verlangt habe, oder wenn man den Unterschied zwischen einem Original und einer Uebersetzung übersieht. So spricht sich Fulda gegen *weitgreifende* Aenderungen aus und sagt: „Die geforderte Textrevision kann sich allein und ausschließlich auf die *diskrete Ausmerzung sinnstörender Fehler und Mißverständnisse* einzelner Worte und Ausdrücke erstrecken". Heyse sagt: „Nun versteht es sich von selbst, daß bei einer neuen Ausgabe *die Ergebnisse der neueren und neuesten Textkritik gewissenhaft zu berücksichtigen wären*. Ebenso nothwendig wird die *Berichtigung offenbarer Irrthümer* in Betreff der Wortdeutungen sein." Die Ausführungen dieser Männer sind, ebenso wie das ganze Verhalten des Vorstandes der Shakespeare-Gesellschaft, nicht frei von Widersprüchen. Es stimmt nicht zu den oben angeführten Worten, wenn Heyse andrerseits wieder vor „unbefugtem Hineinpfuschen" warnt, wenn er meint, die Form, welche Schlegel den Dramen gegeben habe, besitze „Stil, den Vorzug, aus einer geschlossenen persönlichen Empfindung hervorgegangen zu sein, der sofort darangegeben wird, wenn aus anderem Sprachgefühl heraus *einzelnes geändert* wird"; wenn Fulda schreibt: „Ein Kunstwerk — und eine Uebersetzung ist ein solches — kann durch ein vollkommeneres Kunstwerk verdrängt, aber nicht *im einzelnen verbessert* werden." Letzteren Satz hebt Förster in seiner Abhandlung besonders hervor, wobei er mit Unrecht behauptet, in diesem obersten Grundsatze stimmten alle Gutachten überein; denn für das Wilbrandts gilt dies erst recht nicht. Dieser glaubt, Brandls Fragen seien „gewissermaßen schon lange beantwortet: durch die von Bodenstedt herausgegebene Sammel-Uebersetzung, . . . deren Absicht und Ziel eben war, die von *Schlegel* verdeutschten Dramen *zu noch höherer Vollendung zu führen*, die *andere* so sehr viel unvollkommeneren gründlich neu zu übersetzen", d. h. also genau dasselbe zu thun, was auch die Shakespeare-Gesellschaft 1867 in ihrer großen Ausgabe bezweckte. Thatsächlich sprechen sich also alle drei Gutachten dafür aus, *einzelnes an dem „Kunstwerk" der Uebersetzung zu verbessern*. In dem allgemeinen Sinn, wie Fulda das thut, kann überhaupt nicht gesagt werden, eine Uebersetzung sei ein Kunstwerk. Die von Dorothea Tieck verfaßten Uebertragungen nennt er ja selbst schwach, und wer weiß nicht, daß auch Schlegel manches nicht gelungen ist! Der Uebersetzer unterscheidet sich sehr wesentlich von dem freischaffenden echten Dichter, an dessen Werk Aenderungen anbringen zu wollen, in der That ein „unbefugtes Hineinpfuschen" genannt werden müßte. Dagegen arbeitet der Uebersetzer besonders bei einem längeren Werke wie einem Drama oder gar bei so vielen Dramen naturgemäß oft mit großer Mühe und Anstrengung, manche Theile kann er ja aus einem Gusse herstellen und dem Original frei nachschaffen, dazwischen werden aber immer wieder einzelne weniger gelungene Stellen vorkommen, und es ist nun gar kein Grund einzusehen, warum man solche Stellen, zumal wenn sie auch noch fehlerhaft sind, nicht möglichst verbessern sollte. Daß der einheitliche poetische Grundton dadurch gestört wird, beruht meist nur auf Einbildung. Wenn Förster behauptet, bei der Nachbesserung Schlegel'scher Stellen hätte ich wohl meist richtiger übersetzt; aber Schlegel sei dafür zehnmal poetischer, so müssen wir doch die Richtigkeit dieser Behauptung an einigen Beispielen prüfen. In Richard II (I, 1, 174 ff.) übersetzt Schlegel:

K. Richard: Der Leu macht Pardel zahm.

Mowbray: Doch färbt er sie nicht um; nehmt meine Scham,
Und willig geb' ich auch mein Pfand dann auf.
Der reinste Schatz in diesem ird'schen Lauf,
Mein theurer Fürst, ist unbefleckte Ehre,
Ohn' die der Mensch *bemalter Leim* nur wäre.

Ein kühner Geist im treuen Busen ist
Ein Kleinod in zehnfach verschloss'ner Kist'.
Ehr' ist des Lebens einziger Gewinn;
Nehmt Ehre weg, so ist mein Leben hin.

Dafür habe ich vargeschlagen (betreffs der näheren Begründung der Abänderungen verweise ich für diese wie für die falgenden Stellen auf mein Pragramm):

K. Richard: Der Leu den Pardel zähmt.
Mowbray: Doch läßt die Flecken ihm; die Schmach mir nehmt,
Und willig geb' ich auch mein Pfand dann auf.
Der reinste Schatz in diesem ird'schen Lauf,
Mein theurer Fürst, ist fleckenlose Ehre,
Ohn' die der Mensch bemalter Thon nur wäre.
Ein Kleinod in zehnfach verwahrtem Schrein
Wird kühner Geist in treuer Brust stets sein.
Ehr' ist mein Leben; eins sind diese zwei,
Nehmt Ehre, mit dem Leben ist's vorbei.

In Julius Caesar sagt Antonius in seiner Leichenrede bei Schlegel (III, 2, 223):

Ich habe weder Schriftliches noch Worte,
Noch Würd' und Vortrag, noch die Macht der Rede ...

Das geradezu sinnlase Wart: „Schriftliches" beruht auf einem Druckfehler des englischen Textes. Die Stelle heißt richtig:

Mir fehlt's an Witz, an Worten und an Werth,
Gebärden, Vortrag, an Gewalt der Rede ...

In der varhergehenden Scene läßt Schlegel Antanius in seiner Klage über den gemardeten Cäsar sprechen (III, 1, 205):

Hier stehen deine Jäger mit dem Zeichen
Des Mordes und von deinem Blut bepurpurt.

Mit Vermeidung der lautlichen Härte am Ende dieser Verse und im näheren Anschluß an den Grundtext habe ich dafür übersetzt:

Hier steh'n die Jäger, mit des Mordes Zeichen,
Purpurn gefärbt in deines Blutes Lethe.

In der Scene im Garten des Brutus am Anfang des zweiten Aufzuges weist Brutus die Auffarderung des Cassius, zu schwären, bei Schlegel mit den Warten zurück:

Nein, keinen Eid! Wenn nicht der Menschen Antlitz,
Das innre Seelenleid, der Zeit Verfall —
Sind diese Gründe schwach, so brecht nur auf ...

Der erste Vers war var mehreren Jahren im Shakespeare-Jahrbuch unter einer Reihe van nach nicht befriedigend erklärten Stellen angeführt; ich glaube, die richtige Deutung gefunden und bewiesen zu haben und sage dafür:

Nein, keinen Eidschwur: wenn wir nicht als Männer —

An all den erwähnten Stellen bin ich überzeugt, das Original richtiger wiedergegeben zu haben — wer anderer Ansicht ist, möge mir das nachweisen — kann nun derjenige, der unbefangen prüfend beide Fassungen vergleicht, wirklich und mit Recht sagen, wie es Förster thut, Schlegels fehlerhafte Uebersetzung sei dach zehnmal paetischer als die van mir vargeschlagene? Das ist doch nur eine gänzlich unbewiesene Behauptung. Wirken der „bemalte Leim", der thatsächliche Unsinn „Schriftliches", der ganz matte und dabei vällig unverständliche Ausdruck „der Menschen Antlitz" in der That poetischer als meine Verbesserungen? Ueber den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten. Ich überlasse ruhig dem Urtheil sachlich prüfender Leser diesen Ausspruch Försters wie auch die van Brandl erwähnte Aeußerung eines Varstandsmitgliedes, „daß an allen Stellen, wa Schlegel nach Wetz von anderen Uebersetzern übertroffen wurde, nach seinem Geschmack vielmehr Schlegel das Bessere biete". Gerade die zuletzt erwähnte Stelle, wa ich das englische if not the face of men ganz frei, aber sinnentsprechend übersetzt habe, zeigt, daß ich sehr wahl weiß, wie nathwendig es ist, nach Heyse „vielfach die Wartreue zu verletzen, um die Treue gegen den Geist des Dichters zu wahren." „Sklavische Treue gegen das Wart des Dichters", var der Heyse mit Recht warnt, finden wir hier gerade in Schlegels Uebersetzung, die weder sachlich richtig, noch paetisch ist. Durch Heyse's Vorwurf „philolagischer Kleinmeisterei" und „schulmeisterlicher Weisheit" fühle ich mich nicht getraffen. Mir ist es überhaupt nie eingefallen, die Nachbesserung der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung „ausschließlich einem Philolagen" übertragen zu wallen. Ich stimme hier Heyse und Fulda vallkammen zu, wenn sie verlangen, man müsse außer dem Philalagen, „der das Recht habe, festzustellen, was falsch ader ungenau sei", var allem auch „einen Dichter, der selbst sich als Uebersetzer bewährt habe", beiziehen. Das ist ja ganz selbstverständlich, und das hat auch die Shakespeare-Gesellschaft bei ihrer großen Ausgabe damals gethan. Wenn nun aber Fulda meint, „gerade ein Dichter ließe sich wahl kaum dazu herbei, an sa einem lebendigen Organismus herumzuschneiden und herumzuflicken; er würde sich schönstens dafür bedanken, da, wa er im großen bewundern muß, im kleinen nachzuhelfen und damit den unausbleiblichen Fluch der Lächerlichkeit auf sich zu laden", sa möchte ich ihm das Beispiel Otta Gildemeisters entgegenhalten, der bekanntlich bei der Sammelausgabe Badenstedts mitgewirkt und unter anderem den Julius Cäsar bearbeitet hat. Seine Worte in der Varrede zu diesem Stück sind für die ganze Frage entscheidend und stehen vallkammen auf meinem Standpunkte. Brandl hätte nicht nur den Anfang citiren sallen, wa van der Unübertrefflichkeit Schlegels die Rede ist, sandern var allem den Satz: „Ich habe es bei Schlegels Wart bewenden lassen, wa nach meinem Urtheil Schlegels Wort das richtige war, und blaß da, wa ich eine Verbesserung für möglich hielt, eine salche versucht." Das ist auch der Kern meines Antrags. Kürzer und schlagtreffender kann man das, warauf es ankammt, nicht ausdrücken, und ein Mann van der Bedeutung Gildemeisters verdiente wahrhaftig Beachtung. Wenn er das, was bei Schlegel wirklich gelungen ist, was er „im graßen bewundern muß", stehen läßt, einzelne varhandene Fehler aber verbessert und so „im kleinen nachhilft", so kann man wahrhaftig nicht sagen, daß er „damit den unausbleiblichen Fluch der Lächerlichkeit auf sich lade", ein Kampliment, für das sich Gildemeister selbst bei seinem Dichterkallegen Fulda bedanken mäge.

Ich habe aben schon die immer wieder gehärte Behauptung berührt, durch solche Verbesserungen im einzelnen werde „die Einheit des Grundtanes" gestört. Fulda versteigt sich sagar zu dem Ausruf: „Wer will sich unterfangen, Texte zu verändern, die allen Deutschen sa, wie sie einmal sind, van Jugend auf in Ohr und Seele klingen." Das ist aber dach gewiß eine starke Uebertreibung! Jeder weiß, daß der Text Shakespeare's im graßen und ganzen durchaus nicht in diesem Grade bei uns verbreitet und bekannt ist. Daß „unzählige einzelne Stellen und Aussprüche dem deutschen

Volk in Fleisch und Blut übergegangen sind", sagt ja Fulda mit Recht. Aber ich habe auch ausdrücklich erklärt, daß solche geflügelte Worte, die thatsächlich in das Gemeingut unsrer Sprache aufgenommen sind, im Texte selbst unverändert bleiben sollen. Abgesehen von diesen wird aber die schonende Verbesserung der Fehler und Sonderbarkeiten den einheitlichen Ton und Stil und wie die Redensarten alle heißen, in keiner Weise stören. Beweis dafür, daß alle Gutachten der drei Dichter sich im Grunde für eine solche Nachbesserung aussprechen, daß sogar Bernays, der doch Schlegels Uebersetzung wie ein Originalwerk vor jedem fremden Eingriff schützen wollte, sich gezwungen sah, an zwei Stellen Schlegels Wortlaut zu ändern, in Heinrich IV., wo er Percy's Wittwe nicht mehr das „Stottern", sondern das „hastige Sprechen" (speaking thick) ihres Gemahls erwähnen läßt, und dann in Romeo, wo er sogar einen ganzen Vers nach Al. Schmidt für Schlegels Worte einsetzte. So wenig wie Bernays wird irgend ein vorurtheilsloser Leser oder Hörer durch diese Aenderungen in seinem poetischen Gefühl, in dem Eindruck des einheitlichen Tons gestört werden. Ja selbst der konservative Brandl hat in seiner 1894 erschienenen Biographie Shakespeare's beim Citiren Schlegel-Tiecks manches geändert, er, dem „diese Gesammtübersetzung wie ein Klassiker bewerthet und bewerthbar scheint". An einem „Klassiker" sollte man doch, meine ich, nichts ändern. Aber wir sehen, die Ansicht von Schlegel als Klassiker in diesem Sinn ist eben nicht durchzuführen, und man kann eben nicht mit Heyse sagen: „Seinen Shakespeare begehrt das Volk zu lesen, wie seinen Schiller."

Ohne Zweifel hat die Shakespeare-Gesellschaft, für die man erst die Einholung von Gutachten für nothwendig hält, schon 1867 mit ihrer neuen Bearbeitung den ganz richtigen Weg eingeschlagen. Was verhindert sie, diesen Weg, wie ich es empfehle, weiter zu verfolgen? Brandl und Förster betonen, man habe mit dieser und den anderen verbesserten Ausgaben keine guten Erfahrungen gemacht, es sei ihnen nicht gelungen, den „Schlegel-Tieck" auch nur in bescheidenem Maße zu verdrängen. Dies ist aber doch ein sonderbarer Trugschluß! Wenn man, wie es früher stets geschehen ist, und wie es auch jetzt wieder, auf jene Gutachten gestützt, Brandl und Förster thun, aller Welt die Unantastbarkeit der klassischen Schlegel-Tieck-Uebersetzung verkündigt, so nimmt das natürlich die große Menge, die in solchen Fragen sehr wenig selbständig urtheilt, gläubig hin und fährt fort, Schlegel-Tieck von den Buchhändlern zu verlangen, und auch diese, die ja in derselben Weise beeinflußt sind, werden, wenn man sie um Rath fragt, zunächst immer wieder Schlegel-Tieck empfehlen. Ist es da zu verwundern, daß diesem gegenüber, der noch dazu billiger zu haben ist, die anderen Ausgaben, deren Vorzüge viel zu wenig bekannt sind, einen schweren Stand haben? Ich kann hier wiederum aus eigener Erfahrung sprechen. Früher, bevor ich imstande war, den englischen Text mit Genuß zu lesen, wurde mir die Freude am Dichter durch die Eigenthümlichkeiten der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung vielfach gestört, und als ich Bodenstedts Ausgabe kennen lernte, überzeugte ich mich bald von ihren großen Vorzügen, die Wilbrandt mit Recht hervorhebt. Da mich einige Freunde, die mir Shakespeare zum Geschenk machen wollten, fragten, welche Ausgabe ich gerne hätte, wählte ich ohne Zögern die von Bodenstedt. Aehnlich würden es gewiß viele Andere auch machen, wenn sie Gelegenheit gehabt hätten, selbst zu vergleichen und zu prüfen. Hätte Oechelhäuser schon damals, wie ich es jetzt anstrebe, den verbesserten Text der großen Ausgabe auch für die billige Volksausgabe zu 3 M. angenommen, so hätte diese ganz sicher keinen geringeren Absatz gefunden, und die Verbreitung vieler offenbarer Fehler wäre eingeschränkt worden. Die Sachverständigen haben die Pflicht, weitere Kreise in solchen Fragen aufzuklären, nicht immer von neuem dadurch irre zu führen, daß sie von der „klassischen" Uebersetzung Schlegel-Tiecks in einem Sinne sprechen, der gar nicht zutreffend ist. Also dieser Grund, die größere Verbreitung von Schlegel-Tieck, ist gewiß nicht stichhaltig, ebenso wenig derjenige, den v. Possart in der Vorstandssitzung mündlich abgab. Nach seiner Erfahrung, sagte er, wollen die Schauspieler nur nach Schlegel spielen und weisen die geänderten Textausgaben zurück. Nun, wer das thut, der ist eben entweder nicht genügend aufgeklärt oder er ist zu bequem, seine Rolle an einzelnen Stellen umzulernen. Bezüglich der „bekannten Schlagworte und Lieblingsstellen", die ich ja auch erhalten wissen will, stimme ich mit v. Possart überein. Betreffs der übrigen Stellen habe ich aber von wirklich strebsamen Schauspielern eine bessere Meinung. Wenn jedoch wirklich ein Schauspieler trotz erhaltener Aufklärung z. B. als Antonius nachdrucksvoll verkündigen will, daß er nichts „Schriftliches" habe, wenn er durchaus auf dem „bemalten Leim" und auf dem gewiß ebenso hochpoetisch klingenden „Kieselbusen" besteht, wenn er als Brutus gedanken- und kraftlos hersagen will: „wenn nicht der Menschen Antlitz" oder als Lear (II, 4, 104) ebenso matt: „Mein Blut und Leben!" — dann, muß ich gestehen, thut er gut daran, „lieber auf seine Rolle zu verzichten"; die Theaterbesucher werden dadurch nicht viel verlieren. Gerade die beiden letzten Stellen und meine Ausführungen darüber in meinem Programm möchte ich Herrn v. Possart, diesem Meister der Darstellungskunst, zu ganz besonderer Beachtung empfehlen: denn hier wirkt die richtige Auffassung nicht nur auf die Worte, sondern vor allem auf den Vortrag und die ganze Art des Spiels.

Ich habe nun die hauptsächlichsten Gründe erwähnt, welche den Vorstand der Shakespeare-Gesellschaft zu seinem ablehnenden Beschluß veranlaßten. Sind sie wirklich überzeugend? Ich glaube kaum, daß sich die Vorstandsmitglieder dadurch hätten überzeugen lassen, wenn nicht das „Kleben am Althergebrachten", wie es v. Possart nennt, schon vorher allzu stark bei ihnen ausgeprägt gewesen wäre. Es handelte sich bei meinem Antrag, wie noch einmal hervorgehoben werden muß, nicht darum, wie Förster sagt, „künstlich erzwingen zu wollen, was nur die Natur in königlicher Schöpferlaune uns schenken kann", nicht um eine vollständige Umgießung und Neuformung der gesammten Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung, wie es Fulda mit dem zu meiner Absicht gar nicht stimmenden Bilde von dem Familienpokal ausdrückt, es handelte sich einzig und allein darum, das zweckentsprechend fortzusetzen, was die Shakespeare-Gesellschaft schon 1867 begonnen hatte, nämlich die Mängel der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung zu verbessern und diejenigen von Schlegels Nachfolgern herrührenden Stücke, die als ganz mißlungen zu betrachten sind, durch neue Bearbeitungen zu ersetzen. Der richtige Weg war der Gesellschaft durch ihr früheres Verfahren schon deutlich gewiesen, es mußte unter sachverständiger Leitung diese Aufgabe einer Reihe von Kennern des Dichters und anerkannt tüchtigen Uebersetzern übertragen werden. So würde man zu einem auf der Höhe der Zeit stehenden, möglichst guten deutschen Shakespeare-Text kommen. Ob uns das 20. Jahrhundert, wie

Förster meint, eine ganz neue deutsche Shakespeare-Uebersetzung bringen wird, das ist doch sehr die Frage. Jedenfalls muß man das ruhig abwarten; denn den hiezu nöthigen „gottbegnadeten Uebersetzer“ kann allerdings die Shakespeare-Gesellschaft nicht „aus dem Boden stampfen“; aber sollen, bis es vielleicht einmal dahin kommt, alle noch vorhandenen Fehler und Mängel des Schlegel-Tieck weitergeschleppt werden, oder soll man, da es an Versuchen Einzelner, verbesserte Ausgaben zu veröffentlichen, nie fehlen wird, die Einheitlichkeit des deutschen Shakespeare immer mehr gefährden lassen? Es wird mir nun zwar geschrieben, der frühere Beschluß sei durch den diesjährigen nicht aufgehoben, und der Vorstand wolle bei Neuauflagen, sowohl der großen wie der Volksausgabe, auf Verbesserungen bedacht sein; allein das hätte in dem neuen Beschlusse zum mindesten erwähnt werden sollen. Die Sache muß viel energischer angepackt und durchgeführt werden; der bisherige Verlauf, sowie der Wortlaut des Beschlusses, lassen eher vermuthen, daß alles beim alten bleiben soll. Ist nun die Mehrzahl der Freunde des Dichters und besonders der Mitglieder der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft hiemit einverstanden? Stimmen die letzteren vor allem damit überein, daß eine so wichtige Angelegenheit nur in einer Vorstandssitzung entschieden wird, während nach § 6 der Satzungen die Generalversammlung über Anträge entscheiden soll? An den Mitgliedern der Gesellschaft ist es jetzt, sich zu rühren und nicht zu dulden, daß es bei dem ablehnenden Beschluß der Vorstandschaft bleibt. Will die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft ihr Ansehen nicht schwer schädigen, so darf sie die Aufgabe, die eine Ehrensache für sie ist, unter Mitwirkung der geeignetsten Männer die bestmögliche deutsche Uebertragung herzustellen und für deren weiteste Verbreitung zu sorgen, unter keinen Umständen aus der Hand geben und Anderen überlassen.

---

## Weimarische Festtage.*)

### I.

Seit mit der Eröffnung der Schätze des Goethe-Hauses, der Gründung der Goethe-Gesellschaft und der Errichtung des Goethe- und Schiller-Archivs Weimar das Mekka der Literaturfreunde und der Literaturforscher Deutschlands geworden ist, pflegt, dem Rufe der Goethe-Gesellschaft folgend, alljährlich um Pfingsten ein Strom von Pilgern sich in ihm einzufinden. Zuweilen aber ist es eine besondere Begebenheit, die den Zuzug von Fremden, von Rittern des Geistes (oder doch der Feder) nach der heiligen Stadt an der Ilm noch steigert und ihrer Zusammenkunft eine vermehrte Bedeutung gibt: so das 100jährige Jubiläum der großherzoglichen Hoftheaters, so die Einweihung des Goethe- und Schiller-Archivs, so die Gedächtnißfeier für die Schöpferin dieses National-instituts, für die im März 1897 verstorbene Großherzogin Sophie von Sachsen. Auch in der Woche nach dem diesjährigen Pfingstfest hat Weimar außerordentlich bewegte und eindrucksvolle Tage erlebt. Denn gleichzeitig hielten diesmal die Deutsche Schiller-Stiftung, die Goethe-Gesellschaft und die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft ihre Versammlungen ab, und im Mittelpunkt der Veranstaltungen, mit denen jede von ihnen ihrer eigenen Aufgabe nachzukommen suchte, stand die Gedächtnißfeier für den am 5. Jan. 1901 verstorbenen Großherzog Karl Alexander, zu der sie Alle sich verbunden hatten, gemeinsam trauernd um den Fürsten, der ihnen nicht nur dem Namen, sondern auch dem Willen und der That nach ein Protektor, ein hochgesinnter, eifriger und treuer Schirmherr gewesen war. Und da zudem auch viele andere gelehrte und literarische Körperschaften, wissenschaftliche Vereine und höhere Schulen, vom gleichen Bedürfniß einer öffentlichen und feierlichen Dankbezeugung getrieben, Vertreter und Abgeordnete geschickt hatten, so mögen es gegen 700 Festgäste gewesen sein, die in der sichtlich wachsenden, aber doch immer noch kleinen Stadt sich zusammendrängten, und die Wogen geistiger Erregung, von den Fremden zu den Einheimischen, von den Einheimischen zu den Fremden sich fortpflanzend, gingen hoch.

Doch erzählen wir hübsch nüchtern und in chronologischer Ordnung! Die Generalkonferenz des Verwaltungsrathes der Deutschen Schiller-Stiftung hat den Anfang der Festwoche gemacht, und so soll von ihr zuerst die Rede sein. Am 29. und 30. Mai hielt sie — im Schiller-Haus — ihre Sitzungen ab. Anwesend waren aus Weimar Staatsminister Dr. Karl Rothe, Geheimer Hofrath v. Bojanowski und Präsident Mirus, aus Wien Dr. Anton Bettelheim, der Biograph Anzengrubers und Auerbachs, aus Stuttgart Archivassessor Rud. Krauß, aus Breslau H. Zeisig, aus München der Verfasser dieser Zeilen. Eine Vertretung Dresdens fehlte, und schmerzlich vermißt wurde der erste Vorsitzende des Verwaltungsrathes, der Enkel Schillers, der Frhr. Ludwig v. Gleichen-Rußwurm, den eine Erkrankung ans Haus gefesselt hielt, wie auch der Generalsekretär der Stiftung, der wegen Krankheit in Urlaub sich befindende Hofrath Dr. Julius Grosse. Nicht zur Konferenz, aber zur Theilnahme an der Gedächtnißfeier hatten die Zweig-Schiller-Stiftungen Köln und Braunschweig Delegirte geschickt, Hrn. Hofrath Dr. Fastenrath und den Intendanten des Braunschweiger Hoftheaters, Baron Wangenheim. Die Sitzungen hatten zum Hauptgegenstand der Berathungen die Finanzlage der Stiftung und eine Reihe von Gesuchen um Gewährung von Pensionen, beziehungsweise Verlängerung derselben. Unter ihnen befand sich zum erstenmal ein Gesuch der neugegründeten Zweigstiftung St. Louis in Amerika. Der von Präsident Mirus erstattete Finanzbericht erwies eine günstige Vermögenslage: die Einnahmen des Jahres hatten 60,000 M. betragen, das Vermögen der Zentralkassa einschließlich der unter unmittelbarer Verwaltung des Vororts Weimar stehenden Nebenstiftungen belief sich am Schlusse des Jahres 1900 auf 337,892 M. 60 Pf. (die im ganzen mehr als anderthalb Millionen betragenden Vermögen der 23 Zweigstiftungen stehen unter deren eigener Verwaltung, haben aber jährliche Abgaben an den Vorort zu leisten). Hatte die Zentralstiftung demnach den dringlichsten Ansprüchen wiederum genügen können, so sieht sie sich doch noch immer zu einer mehr als wünschenswerthen Sparsamkeit genöthigt; nur mit lebhafter Freude konnte sie es also begrüßen, daß sich in Leipzig aus eigener Initiative ein Damenkomitee gebildet hat, das mittelst eines demnächst in der Presse zu erlassenden Aufrufs an die deutsche Frauenwelt der Zentralstiftung größere Mittel zur Verfügung stellen möchte. Eine Zuschrift der Urheberin dieses Unternehmens, der Frau Dr. Brasch, wurde vom Verwaltungsrath mit Dank erwidert. Nachdem die zur Revision der Kassa und des Archivs gewählte Kommission ihren Bericht erstattet und die Entlastung des Vororts hatte aussprechen können, wurden die Sitzungen geschlossen. Am ersten Abend waren die Vertreter der Schiller-Stiftung einer Einladung des Generalintendanten zur Aufführung des „Barbier von Bagdad“ im Hoftheater gefolgt, der Abend des 30. Mai vereinigte sie im Hause des Staatsministers Rothe mit zahlreichen einheimischen und auswärtigen Notabilitäten in glänzender Gesellschaft. Gegen 100 Personen, Herren und Damen, waren zu diesem Rout geladen, bei welchem die jugendliche Gemahlin des Ministers dem aus freier Entschließung erschienenen Großherzog Wilhelm Ernst die fremden Gäste vorstellte.

Auch die Shakespeare-Gesellschaft hatte auf Anregung

*) Die Veröffentlichung dieses Berichtes ist verspätet worden durch eine vorübergehende Erkrankung des Herrn Verfassers. Jedoch wurde Letzterem hiedurch die Möglichkeit geboten, für seine Besprechung der Festrede R. M. Meyers auch die inzwischen erfolgte Ausgabe dieser Rede im Goethe-Jahrbuch zu verwerthen.

Anmerkung der Redaktion.

ihres ersten Vorstandes, des Geheimen Kommerzienrathes Dr. Oechelhäuser, und des Vorsitzenden ihres geschäftsführenden Ausschusses, des Geheimen Hofraths v. Bojanowski, unter Betheiligung vieler hervorragender Persönlichkeiten am 30. Mai eine Sitzung gehalten. Schon am Tage nach ihrer regelmäßigen Generalversammlung, am 24. April, war in einem Kreise von Verehrern des britischen Dichters, die sich auf Einladung des Großherzogs auf der Wartburg zusammengefunden hatten, der Gedanke entstanden, ein Denkmal Shakespeares in Weimar zu errichten. Jetzt galt es die Berathung, die Sicherung dieses Planes. Ein Komitee und ein geschäftsführender Ausschuß wurden gewählt, und für die Verwirklichung des Unternehmens scheint die Grundlage geschaffen zu sein — so wenig sich leugnen lassen wird, daß die Platzfrage Schwierigkeiten hat. Wir verherrlichen Shakespeare als Heros der dramatischen Kunst, als einen Dichter, der auch auf der deutschen Bühne heimisch und eine Großmacht ist, und so scheint es nahe zu liegen, daß seine Statue in der Umgebung des Theaters aufgestellt wird. Aber auf dem Theaterplatz zu Weimar muß die Doppelstatue Goethes und Schillers aus nationalen und künstlerischen Gründen die Alleinherrschaft behaupten.

In engem Zusammenhang mit der Gedächtnißfeier stand die Eröffnung eines Museums, einer Kunstausstellung von eigenartigem und intimem Charakter. Als man in Weimar sich rüstete, den 80. Geburtstag des Großherzogs Karl Alexander, den 24. Juni 1898, festlich zu begehen, regten die Leiter der Kunstschule den Gedanken an, daß alle bedeutenderen Künstler, welche zuvor in Weimar geweilt oder noch heute Aufenthalt haben, sich mit einem selbstgeschaffenen Kunstwerk an einer dem Großherzog zu stiftenden Ehrensammlung betheiligen möchten. Freudigen Herzens bestimmte der Großherzog, daß die Sammlung in einem besonderen kleinen Museum, in den Räumen eines zwischen der Kunstschule und der Belvedere-Allee gelegenen Hauses, dauernde Aufnahme finden solle, damit sich die späteren Zeiten vom weimarischen Kunstschaffen der Gegenwart ein lebendiges und belehrendes Bild zu machen vermöchten. Aber die volle Ausführung dieses Unternehmens hat Karl Alexander nicht mehr erlebt. Jetzt hat sein Enkel und Nachfolger das Geschenk der Künstler entgegengenommen. Am 30. Mai fand in Gegenwart des neuen Landesfürsten, der verwittweten Erbgroßherzogin Pauline, des Kultusministers und Vorsitzenden des Gesammtstaatsministeriums Dr. Rothe, der obersten Hofchargen, der Professoren und der Studirenden der Kunstschule, auch geladener auswärtiger Künstler die Eröffnung des Museums statt, wobei der Direktor der Kunstschule, Graf Görtz, die Begrüßungsrede an die Versammelten sprach. Die Ausstellung vertheilt sich auf drei Säle und zählt bis heute — nur 13 Zusagen sind noch nicht eingelöst — 128 Kunstwerke, fast ausnahmslos Gemälde. Vertreten sind die Namen Donndorf sen. und jun., Hildebrand, R. Begas, Böcklin, Ludwig v. Gleichen-Rußwurm, Graf Kalkreuth, Lenbach, Graf Harrach, Liebermann, Gussow, Hagen, W. Friedrich, Thedy und Andere von gutem Klang.

Der 31. Mai gehörte ausschließlich der Gedächtnißfeier, der Trauer, dem Ernste, der Erhebung. Die Pforten des Hoftheaters, das zur Abhaltung des Festaktes am Vormittag wie der musikalischen Aufführung des Abends bestimmt war, öffnete sich den Festgästen, und nun erst, indem das Haus bis auf den letzten Platz sich füllte, übersah man, wie groß die Anzahl der Geladenen, der Abordnungen, der Vertreter von Körperschaften und Städten war, welche die Wallfahrt nach Weimar angetreten hatten. Eine vollständige Aufzählung wird der Leser dieser Blätter nicht erwarten, während doch ein Verzichten auf alle Namensnennungen eine Veranschaulichung des Umfangs, den die Feier gewann, vermissen ließe. Vertreten waren die Universität Jena durch den Prorektor Professor Dr. Thomä, die Dekane der vier Fakultäten und den Kurator, Staatsrath Dr. Eggeling, die Universität Tübingen durch ihren Rektor Prof. Hermann Fischer, das Freie Deutsche Hochstift in Frankfurt a. M. durch Justizrath Benkardt, der Allgemeine Verein für deutsche Literatur durch A. Paetel-Berlin, der Goethe-Verein Dresden durch Prof. Adolf Stern, der Goethe-Verein Wien durch Ritter A. v. Weilen, der Marbacher Schiller-Verein durch Stadtschultheiß Haffner, die Tiedge-Stiftung Dresden durch Professor Friedr. Preller, der Pegnesische Blumenorden Nürnberg durch Dr. Beckh, der Deutsche Bühnenverein durch den Intendanten des Stuttgarter Hoftheaters v. Putlitz, der Allgemeine Deutsche Musikverein durch Dr. v. Hase-Leipzig und Dr. Leßmann-Charlottenburg, die Deutsche Kunstgenossenschaft durch Prof. Manzel und Maler Schlichting-Berlin; vertreten waren ferner der Deutsche Schriftstellerverband, der Allgemeine Deutsche Journalisten- und Schriftstellerverband, der Verein Thüringer Presse, das Schriftstellerheim Jena, die Akademie der Gemeinnützigen Wissenschaften in Erfurt, die Deutsche Bühnengenossenschaft, die Renten- und Pensionsanstalt für bildende Künstler. Daß die Spitzen der Staatsbehörden und die obersten Hofchargen zugegen waren, daß die Gymnasien und Seminarien des Großherzogthums und benachbarter thüringischer Staaten, die Forstwirthschaftliche Lehranstalt in Eisenach, die Kunstschule, die Musikschule, das Sophienstift und die Bürgerschule in Weimar Abordnungen geschickt hatten, daß ein reicher Damenflor das Gesammtbild farbig machte, braucht kaum gesagt zu werden. Die Goethe-Gesellschaft war vertreten durch ihren Präsidenten, den Direktor des Großherzogl. Museums und des Goethe-National-Museums Geh. Hofrath Dr. Ruland, ihren ersten Vizepräsidenten Professor Erich Schmidt, ihre Vorstandsmitglieder Prof. Martin-Straßburg, den Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs Geh. Hofrath Prof. Suphan und den Kommerzienrath Moritz; die Shakespeare-Gesellschaft durch den Geh. Kommerzienrath Oechelhäuser-Dessau, den weimarischen Generalintendanten v. Vignau, den Generaldirektor v. Oechelhäuser-Dessau, den Prof. v. Oechelhäuser-Karlsruhe, Dr. Pröschold-Friedrichsberg, Prof. Dr. Wagner-Halle, Prof. Dr. Keller-Jena. Von Einzelnen mögen noch genannt sein: die Professoren Geh. Hofrath Otto Liebmann, Eucken, Noack, Michels aus Jena, Dr. Herm. Türck-Jena, die Schriftsteller Frenzel und Rodenberg und der Botschafter der Vereinigten Staaten Andrew White aus Berlin, die Professoren Köster und Elster aus Leipzig, Prof. Haupt-Gießen, Prof. Erdmann-Halle, Prof. Otto Güntter und J. Prölß aus Stuttgart, Geheimrath Hartwig aus Marburg, Gymnasialdirektor Beck aus Koburg, Prof. Heuer aus Frankfurt a. M., der Direktor des Dresdener Körner-Museums Hofrath Peschel und die Schriftstellerinnen Helene Bettelheim-Gabillon aus Wien und Adelheid v. Schorn aus Weimar. Von Dichtern sah ich (soweit ihre Namen nicht schon aufgeführt sind) Ernst v. Wildenbruch und Richard Voß. Einen vermißte die Muse, Einen, dem sie in Weimar die Liebe Vieler und die Hochschätzung und Freundschaft des verewigten Fürsten zugewendet hatte: Paul Heyse. Seine noch nicht völlig gefestete Gesundheit hielt ihn ferne.

Als um 11 Uhr der Großherzog, seine verwittwete Mutter und die Großherzogin von Baden die Hofloge betreten hatten, setzte die Hofkapelle unter Lassens Leitung mit dem Trauermarsch aus der Symphonia Eroica von Beethoven ein. Hierauf hielt Geheimrath Excellenz Kuno Fischer aus Heidelberg die Gedächtnißrede. Den Beschluß der vormittägigen Feier machte der Trauermarsch aus der Götterdämmerung von Richard Wagner.

Zwei majestätische, erschütternde, beseligende Tonstücke und dazwischen eine Rede, die durch Aufbau, Gedankengehalt und Vortrag eine Meisterschöpfung und von hinreißender Wirkung war — man spürte wieder einmal das Wehen des wahren Geistes, man erlebte wieder einmal ein Sichmithinausschwingen über die alltägliche Welt [illegible] schwer und fast widerwillig erfüllt der Chronist seine Pflicht, wenigstens mit einigen skizzirenden Strichen vom Inhalt des Gesprochenen Kenntniß zu geben; denn der monumentale Charakter dieser Rede[1]), in der Glied um Glied zu einem höchstwürdigen und höchst stimmungsvollen Ganzen sich, weise berechnet, zusammenfügte, widerstrebt einer

1) Sie ist soeben im Druck erschienen als Nr. 9 der „Kleinen Schriften" Kuno Fischers, bei C. Winter, 1901.

Zerbröckelung.“ Es muß auch gesagt werden, daß die Persönlichkeit des Redners um gewisser Eigenschaften willen den Eindruck steigerte. Und zwar nicht nur darum, weil man in Kuno Fischer einen der letzten Zeugen und Mitkämpfer der großen literarisch-philosophischen Epoche des 19. Jahrhunderts sah. Geistesfrisch und im Besitze kräftiger Stimmmittel, hielt er seine Zuhörer in ununterbrochenem Bann; aber es war doch ein Siebenundsiebzigjähriger, der die Mühen der ihm gestellten Aufgabe übernommen hatte, und als das letzte Wort der Rede gesprochen war, schien es einen Augenblick, als ob er seiner körperlichen Kraft sich nicht mehr ganz sicher fühle, als ob er nach einem Führer, der ihn vom Podium zurückgeleite, sich umsehe. Und darin lag etwas sehr Rührendes.

Kuno Fischer erinnerte in der Einleitung seiner Rede an Schellings Aeußerung: „Deutschland war nicht verwaist, so lange Goethe lebte.“ Er wendete dieses Wort auf den Großherzog Karl Alexander an, der Goethe gesehen, sich sein Bild in die Seele geprägt habe, der zwischen Goethe und der Nachwelt das lebendigste Band gewesen sei und habe sein wollen. Der 5. Januar 1901 habe ein außerordentlich reiches, bewegtes, dem fürstlichen Dienst der ideallen Pflichten gewidmetes Leben erlöschen sehen. Aber der Tod vernichte nicht bloß, er verewige auch; „was ein guter und bedeutender Mensch aus innerster Hingebung für die großen und wohlthätigen Zwecke der Menschheit gewollt und gewirkt hat, das ist aus dem Geiste geboren udn lebt“, „und der Tod solcher Menschen ist der Eingang auch in die irdische Herrlichkeit, die von allen Schlacken frei ist.“ Darum sei der Tod ein Gegenstand nicht bloß der Klage, sondern der Feier. Worin aber sei für uns, die zur heutigen Trauerfeier Versammelten, der Punkt der Konzentration, der Mittelpunkt des weiten und stetig sich erweiternden Lebenskreises des verewigten Fürsten zu erkennen, welches sei im Sinne der orphischen Urworte Goethes die Form, die er ausgeprägt, das Gesetz, das er „mit der Macht des Instinkts und mit selbstbewußter Klarheit“ erfüllt habe? Eine außerordentliche Fülle von Interessen und Aufgaben habe sich in ihm vereinigt: der Erbe eines kleinen Staates, von dem binnen zwei Menschenaltern, von Wielands Ankunft bis zu Goethes Tod, ein Geistesruhm von unermeßlicher Größe und Bedeutung ausgegangen sei, der Erbe eines Ruhmes, der gleich einem Heiligthum, einem Tempel Dienste gefordert habe, dabei selbst künstlerisch gesinnt, ein verständnißvoller Liebhaber in allen Künsten, in der Zeichenkunst begabt, aber auch erfüllt von patriotischen Gefühlen und Zwecken, von den politischen und religiösen Angelegenheiten des eigenen Landes wie des großen deutschen Vaterlandes bewegt — habe er bei solcher Mannichfaltigkeit der Bestrebungen die Gefahr der Zersplitterung und Zerstreuung nicht zu fürchten gehabt? Aber Karl Alexander sei sich des Mittelpunkts seiner Lebensaufgaben wie eines ihm vorgezeichneten Geschickes sicher gewesen: er habe aus seinen Anlagen, aus dem, was die Geburt ihm geschenkt und in ihm angelegt habe, seine Pflichten machen dürfen und habe dies im vollsten Sinne und Umfang des Wortes gethan. „Glücklich leben heißt seinen Anlagen gemäß leben: darum ist Karl Alexander einer der glücklichsten Menschen gewesen, die je gelebt haben.“ Ihm habe sich das vielbewährte Goethe'sche Wort gewendet in den Jubelruf: „Wohl mir, daß ich ein Enkel bin!“ Der Enkel Karl Augusts, des Busenfreundes Goethes, habe er die mit diesem Wiegengeschenk empfangene Wohlthat nicht nur genießen, sondern durch Thaten bezahlen und verdienen wollen; das sei das Grundthema seiner Lebensführung gewesen. Sollte er aber das Gesetz, „wonach er angetreten“, erfüllen, so habe sich auch das Selbstgefühl seiner großen Herkunft mit aller Deutlichkeit und Stärke in ihm ausprägen müssen. Der Redner warf hier einen kurzen Rückblick auf die Geschichte des Wettin'schen Geschlechts, auf die Vorfahren des verewigten Großherzogs, auf die dynastischen, politischen und geistigen Beziehungen, die ihm aus seiner Abstammung erwachsen waren. Die Mutter Karl Augusts war Anna Amalia, die Nichte Friedrichs des Großen, seine Gemahlin war die Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt: „Diese verhielt sich zu dem Dichter der Messiade wie Anna Amalia zu Wieland, dem Dichter der Musarion und des goldenen Spiegels, den sie zum Erzieher ihres Sohnes nach Weimar berief. Der dichterische Gegensatz zwischen Klopstock und Wieland, vergleichbar dem zwischen Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg, war der gehaltvolle und fruchtbare Kontrast, den der Geist der deutschen Poesie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu entwickeln, zu erleben und zu überwinden hatte, um auf seine Höhe zu gelangen: zu Lessing, Herder, Goethe und Schiller.“ Der Redner erinnerte des Ferneren an die Herkunft des Großherzogs von mütterlicher Seite, an die engen verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Bande, die ihn an den russischen Hof, insbesondere an den Kaiser Alexander II. knüpften: Karl Alexander war der Sohn der Großfürstin Maria Paulowna, die von Schiller, als sie an der Seite ihres jugendlichen Gemahls, des Erbprinzen Karl Friedrich, in Weimar einzog, mit der „Huldigung der Künste“ begrüßt wurde, er war der Enkel Maria Feodorowna's, der nämlichen, die mit ihrem Gemahl, dem damaligen Großfürsten Paul, in jener Septembernacht, welche Schiller zur Flucht aus der Heimath wählte, die prunkenden Festlichkeiten der Solitude gesehen hatte. „Seiner großen Herkunft entsprach seine Erziehung, Bildung und äußere Erscheinung. Wer nicht wußte, daß es der Großherzog von Sachsen war, mußte in ihm doch auf den ersten Blick den Grandseigneur sehen, den großen vornehmen Herrn in seiner hohen, schlanken, noch auf der Höhe des Greisenalters ungebeugten Gestalt, seinen leichten Bewegungen, seiner anmuthigen und würdevollen Art der Begrüßung, Ansprache und Unterredung.“ In dem Hocharistokratischen seiner Natur, setzte Kuno Fischer hinzu, „lag vielleicht etwas, das ihn der Volksart und die Volksart ihm bis zu einem gewissen Grade entfremdet hat, wodurch die Popularität, welche Karl Alexander im besten und vollsten Sinn des Wortes durch seine Gesinnungen und Thaten verdient hat, vielleicht einigen Abbruch erlitt.“ Grundfalsch aber sei es, wenn man ihn darum als hochmüthig oder der Volksart abgünstig genommen habe; vielmehr sei er aus dem Grunde des Herzens gütig, menschenfreundlich und leutselig, in dem Wohlgefühl seiner Weltstellung, seiner Aufgaben und seiner Pflichten heiter, gesprächig, der Menschen und der Geselligkeit bedürftig, hülfreich und der Hülfe Anderer, wo er sie suchte und fand, sich gern und stets dankbar erfreuend gewesen. Mit dem Gefühl seiner großen Herkunft habe sich in ihm unmittelbar das Gefühl seiner großen Verpflichtung verknüpft, das Gefühl einer treuen, tiefen, unwiderruflichen Verpflichtung gegen das Erbe seiner Väter: „die Blüthezeit unsrer deutschen Literatur und die daraus für Deutschland erwachsenen Anregungen und Neugestaltungen immer fruchtbarer weiterzuführen und fortwirken zu lassen zur Bereicherung des geistigen Lebens der Nation in unermüdlicher Arbeit ..., das war sein Stolz, seine höchste Befriedigung, seine pietätsvolle, beharrliche Lebensaufgabe.“ Im folgenden sprach Kuno Fischer vom Erziehungsgange des Fürsten, von seinen Lehrern Fr. Soret, Joh. Peter Eckermann, Heinrich Meyer, von Goethes Einwirkung, der in seinem am 18. Dezember 1818 aufgeführten Maskenzug den damals in der Wiege liegenden Prinzen mit dem prophetischen Worte begrüßt habe:

„Er sei ein Harfner, dem die Musen
Den Psalter wohlgestimmt gereicht!“

R. Weltrich.

(Schluß folgt.)

---

## Besprechungen.

Kant-Studien. Herausgegeben von Prof. Dr. Hans Vaihinger. Band 6, Heft 1. Berlin, Reuther und Reichard, 1901. — Auch dieser Band des verdienstvollen Unternehmens wird mit der Reproduktion eines Kant-Bildes eröffnet. Es ist dieß wahrscheinlich das älteste Oelbild von Kant, war längere Zeit verschollen und ist nach mancherlei Irrfahrten kürzlich durch den

Königsberger Stadtrath Prof. Dr. Walter Simon — für den sehr hohen Preis von 1800 Mark — in die Heimath des Philosophen zurückgekommen. Das Bild ist von Becker um das Jahr 1768 gemalt. Die Gesichtszüge zeigen edle Formen, wie man sie auf den späteren Portraits nicht wiederfindet. Die ideale Haltung, die Energie und Jugendfrische erinnern an das früheste Portrait Goethe's. Das Bild ist eine treffende Illustration zu der berühmten Schilderung, die Herder — welcher 1762 bis 1764 in Königsberg studirte — in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität" von dem großen Philosophen gibt: „Er in seinen blühendsten Jahren hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in sein greisestes Alter begleitet. Seine offene, zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude, die gedankenreichste Rede floß von seinen Lippen; Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebot, und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang." Den Kant-Studien ist es vergönnt, das sehr bemerkenswerthe Becker'sche Bild zum erstenmal zu veröffentlichen. — Die Abhandlungen des Heftes werden durch einen Aufsatz von R. Eucken: „Thomas von Aquino und Kant. Ein Kampf zweier Welten" eröffnet. Er wendet sich gegen die übertriebenen Ansprüche der Neuscholastiker und untersucht, weßhalb für einen, der sich im Thomistischen Gedankenkreise festgelegt hat, ein Verständniß der Kant'schen Philosophie schlechterdings unmöglich ist und weßhalb für Jeden, der von Kantischem Geist berührt ist und der die weltgeschichtliche Arbeit der letzten Jahrhunderte zu würdigen versteht, sich eine Rückkehr zu Thomas verbietet. Von den übrigen Beiträgen sei besonders hingewiesen auf die Arbeit von F. Marschner: „Kants Bedeutung für die Musikästhetik der Gegenwart", sowie auf die ausführliche Besprechung, die F. Medicus dem neu erschienenen Bande der großen Kant-Ausgabe (Briefwechsel Band 1789—1794) zutheil werden läßt.

H. Brömse.

## Mittheilungen und Nachrichten.

A. B. Zu Anlaß der Veröffentlichung der gehaltvollen Festrede beim Jubiläum des Bayerischen Kunstgewerbevereins von Hrn. Stadtschulrath Dr. Kerschensteiner dürfte es nicht unangemessen sein, mit Bezugnahme auf die Anmerkung Seite 6 in unsrer gestrigen Nummer, den Lesern dieser Blätter noch besonders mitzutheilen, daß erst vor wenig Tagen die Königliche Akademie zu Erfurt,[1] welche vor Jahresfrist die Aufgabe gestellt hatte, wie die staatsbürgerliche Erziehung der männlichen Jugend im Alter von 14 bis 20 Jahren zu leiten sei, der Arbeit des Hrn. Dr. Kerschensteiner einstimmig den Preis zuerkannt hat. Und, wie aus einem Privatschreiben eines der Preisrichter hervorgeht, überragte diese Arbeit unter 75 Bewerbern auch die nächststehenden „um ein Erhebliches, indem der Verfasser den Gegenstand von einer höheren Warte aus mit philosophischem Blick behandelt hat, ohne dabei unpraktisch zu werden". Die Preisarbeit wird demnächst in den Schriften der Akademie und zugleich als Sonderabdruck erscheinen und aufs neue den greifbaren Beweis liefern, wie thöricht die neuerlich gegen Hrn. Dr. Kerschensteiner versuchten Angriffe waren, während jeder unparteiische Sachverständige die Stadt München zu dem Besitze dieses hervorragend einsichtigen Pädagogen aufrichtig beglückwünschen wird.

* Die in Nr. 6 (8. Januar d. J.) gebrachte Notiz betreffs der von der Universität Cambridge erworbenen malayischen Bibliothek bedarf einer Berichtigung nach zwei Seiten hin. Erstens hat nur Holland und nicht auch England Besitzungen an der Sunda-Straße, wie ein Blick auf die Karte zeigt. Zweitens aber befindet sich die größte Bibliothek malayischer Schriften, die u. a. auch die von dem bekannten Sprachforscher van der Tuuk in niederländisch Indien gesammelten enthält, in der Universitätsbibliothek in Leiden. Sie ist bedeutender als die gleiche des British Museum in London, ja selbst als die der Batav. Genootschap voor Kunsten en Wetenschappen; ein Katalog derselben, reich an interessanten Einzelheiten von Dr. H. H. Juynboll bearbeitet, erschien 1899 bei E. J. Brill in Leiden.

[1] Die „Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt", die in einer Stiftung aus der Reformationszeit wurzelt und sich durch die Jahrhunderte auch unter dem Kurfürstenthum Mainz erhalten hatte, steht unter dem Protektorat des Königs von Preußen und hat gegenwärtig Prinz Georg von Preußen zum Präsidenten. Die Mehrzahl der Mitglieder sind thüringische Gelehrte und Praktiker. Dies als kurze Notiz für Fernerstehende.

* In Thessalien wurde bei dem Dorfe Dimini, wie der „Berl. Philol. Wochenschr." geschrieben wird, eine vorgeschichtliche Burg zutage gefördert. Auf der Höhe eines Hügels, der vor den Ausgrabungen mit geometrisch bemalten Scherben übersät war und deßhalb vermuthen ließ, daß dort eine Masse Gräber entdeckt werden würde, wurden zwei Grundmauern eines Palastes ausgegraben, die aus größeren Steinen zusammengesetzt sind, daneben auch verschiedene Hausmauern aus kleineren Schiefersteinen. Sehr interessant sind die aus kleineren Schiefersteinen gebauten Befestigungsmauern, von denen große Theile freigelegt worden sind, insbesondere deßwegen, weil sie in der Anlage an die berühmte Galerie in der Ostmauer von Tiryns erinnern. Bei diesen Ausgrabungen sind auch zum erstenmal in Griechenland Steinäxte in größerer Anzahl angetroffen worden. Außerdem fand man Vasenscherben von sogenannten „lydischen" Vasen aus grauem einfarbigen Ton, theils auch aus gelblichem und röthlichem Thon mit aufgemalten geometrischen Verzierungen, die in ihrer ganzen Erscheinung von der geometrischen Ornamentik der anderen griechischen Landschaften beträchtlich abweichen.

* **München.** Der Verfasser des Buches „Aus den Höhenregionen des Kaukasus", Gottfried Merzbacher, ist von der hiesigen Universität zum Ehrendoktor ernannt worden.

* **Jena.** In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. Jul. A. Grober aus Bremen, Assistenzarzt an der medizinischen Klinik, habilitirt.

* **Berlin.** Der Direktor der hiesigen Universitätsbibliothek, Dr. Wilhelm Erman, ist, wie die „Nat.-Ztg." erfährt, zum Direktor der königlichen und Universitätsbibliothek zu Breslau berufen worden. Erman, der einer alten Berliner Gelehrtenfamilie entstammt, steht jetzt im 51. Lebensjahre. Ueber die Fortschritte der hiesigen Bibliothek unter seiner zehnjährigen Leitung haben wir erst in Nr. 148 an dieser Stelle berichtet.

* **Aus England.** Die Londoner Mathematical-Society hat den Dr. Georg Cantor, ordentlichen Professor der Mathematik an der hallischen Hochschule, zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Prof. Dr. F. Rinne: Zwischen Filipinos und Amerikanern auf Luzon. Hannover, Jänecke 1901. — E. Zola: Die vier Evangelien: Arbeit. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt 1901. — Dr. M. Fischer: Wirthschaftliche Zeitfragen auf dem Gebiete der Irrenfürsorge. München, Seitz u. Schauer 1901. — Compte Rendu des travaux de la commission de la dette publique d'Égypte pendant l'année 1900. 25. année. Le Caire 1901. — Chronik der kgl. Akademie der Künste zu Berlin. Oktober 1899 — Oktober 1900.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München

## Uebersicht.



## Der Versuch einer italienischen Schauspielreform unter Cavour.

Von Dr. Maximilian Claar (Rom).

Wer heute vergleichende Betrachtungen über Entwicklung und Stand der nordischen und der italienischen Schaubühne anstellen will, wird von dem tiefgreifenden Gegensatze ausgehen müssen, der zwischen dem nordischen System der stabilen, meist subventionirten Theater und dem italienischen der reisenden Gesellschaft besteht. Es erweckt meist bei dem kunstliebenden Italienfahrer, sofern er noch nichts von den Theaterzuständen des schönen Landes weiß, aufrichtiges Erstaunen, wenn er hört, daß es hier weder Hof- noch Stadttheater gibt, daß Krone, Staat und Munizipien nicht einen Soldo für die Bühne übrig haben. Wie viele Mängel und Fehler, wie manche Rückständigkeit und Dürftigkeit im Ensemblespiel, in Inscenirung und Ausstattung erklären sich daraus; auf der Erkenntniß vom Schaden des Systems beruhen die Reformversuche der letzten Jahre, die nach manchem Mißgeschick Ilam Novelli's Casa di Goldoni geschenkt haben. Da aber sich Niemand mehr in Italien daran erinnert, daß dieses System nicht immer die Alleinherrschaft hatte, so ist es auch in Vergessenheit gerathen, daß kein Anderer und kein Geringerer als Cavour seine Nachtheile erkannt hat und ihnen im engen Rahmen der finanzpolitischen Kräfte Piemonts abzuhelfen suchte. Allein so groß war die Abneigung des jungen subalpinen Parlaments gegen Staatsausgaben für Kunstzwecke, daß der Versuch zur Hebung der italienischen Schaubühne, obwohl der Ministerpräsident damals, 1858, ein Jahr vor dem Beginn der Einigung Italiens auf dem Gipfel seiner Macht stand, an dem einmüthigen Widerstand der Kammer scheiterte. Und doch war es nicht etwa eine unerhörte Neuerung, die Cavour vorschlug, sondern nur die Wiederherstellung von Zuständen, die in dem absolutistischen Piemont 1820—1852 bestanden hatten und deren Beseitigung eine der ersten Thaten des Parlaments bei der Budgetberathung von 1851/52 gewesen war.

Im Jahre 1820 hatte König Victor Emanuel I. auf Anregung seines Ministers Di San Marzano ein kurzes Decret erlassen, das sich mit der Gründung einer königlichen Hofschauspieltruppe in Turin befaßt. Bis dahin hatten dem Namen nach eine königliche Theaterdirektion und ein königliches Theater bestanden. Erstere war aber nur einerseits eine Hofcharge, andrerseits eine Gebäudeverwaltung, der nur noch oblag, mit den Direktoren der reisenden Gesellschaften die Pachtverträge für die im Theatergebäude zu veranstaltenden Vorstellungen abzuschließen und ihre Innehaltung zu überwachen. Das sollte nun nach dem Wunsche des Monarchen anders werden und sein charakteristischer Erlaß sagt darüber: „Da wir der Ansicht sind, daß die dramatische Kunst und ihre Ausübung, wenn gut geregelt und in geeigneter Weise gefördert und geschützt, nicht nur eine ehrenwerthe Unterhaltung für die Bürger der Hauptstadt bietet, sondern auch zur Vervollkommnung der Sitten beitragen kann; da wir ferner den Wunsch hegen, mit den anderen Fürsten Italiens in der Bewahrung der Reinheit unsrer herrlichen Sprache zu wetteifern, sowie auch darin, daß die so illustre und so nutzbringende Schauspielkunst zum höchsten Grade des Glanzes erhoben werde; da endlich gerade in dieser Kunst die Begabung vieler Italiener ihre wahre Bedeutung gezeigt hat, so haben wir uns gerne entschlossen, da die Hebung und Vervollkommnung der dramatischen Kunst am besten auf diesem Wege erfolgt, einen Gesetzentwurf zu billigen, der für Errichtung einer guten königlichen Schauspieltruppe das Nöthige vorschlägt. Damit ferner eine solche Einrichtung ihr Ziel leichter erreicht und länger dauern möge, haben wir für gut befunden, die Kosten auf das königliche Aerar zu übernehmen und die Ausführung unsrer königlichen Theaterdirektion zu übertragen. Um sie besser in den Stand zu setzen, diesem Auftrag nachzukommen, soll sie um fünf Subjekte vermehrt werden, die von uns zu ernennen sind. Zu diesem Zweck wird die genannte Direktion einen Ausführungsvorschlag präsentiren, und die Höhe der aus dem Aerar zu entnehmenden Summe vorschlagen, die 50,000 Lire nicht überschreiten darf."

So geschah es denn auch, die königliche Truppe wurde begründet. Da 50,000 Lire selbst bei den damaligen Verhältnissen der Theater und Gagen nicht eigentlich eine fürstliche Subvention zu nennen war, so wurde sie auch in jedem Jahr in der vom König bewilligten Maximalhöhe verbraucht. Ueber die Leistungen des Turiner Hoftheaters von 1820—1850 ist es nicht leicht, sich ein klares Bild zu machen. Das Wenige, was in dem damaligen Piemont an Presse und Kritik im heutigen Sinne existirte, ist stets ausnahmslos entzückt und die beiden Nachfolger Victor Emanuels I., König Karl Felix mit dem Minister Ragct di Cholex und Karl Albert mit dem Minister Pratarmo haben die Einrichtung ausdrücklich bestätigt. In der Darlegung der Situation des Aerars, die 1849 König Victor Emanuel II. vorgelegt wurde, findet sich auch der Hinweis, daß von 1820—1850 das königliche Hoftheater in Turin den Schatz mit 1.5 Millionen belastet habe. Man kann verstehen, daß diese Ziffer weder dem König noch dem Parlament sehr angenehm in die Ohren klang. Die Finanzlage Piemonts war eine desolate. Man hatte 1848 alle verfügbaren Mittel zur Unterstützung der verschiedenen italienischen Revolutionen verwendet, mit

denen man dem Ideal der Beseitigung der Fremdherrschaft näher zu kommen hoffte, 1849 hatte der Krieg Unsummen verschlungen, und doch nur zur Katastrophe von Novara und der Abdankung Karl Alberts geführt. Die neue Regierung, noch dazu nunmehr in ihren Entschließungen abhängig von der konstitutionellen Mitbestimmung des subalpinen Parlaments, das auf Grund der Verfassung vom 3. März 1848 zusammengetreten war, that nur ihre Pflicht, wenn sie zur äußersten Sparsamkeit rieth. Besonders that das Cavour, der, 1851 zum erstenmale Minister geworden, das Finanzportefeuille im Kabinet d'Azeglio an Stelle des Grafen Nigra übernommen hatte. Inter arma silent Musae! Cavours Sinnen und Trachten war erfüllt von dem Gedanken der Revanche für Novara, der weiteren Schritte, die zu thun wären für die Erreichung des großen Einigungswerkes. So wollte er auch als Finanzminister rückhaltlos die Kräfte konzentriren und schonen für diesen einzigen Zweck, natürlich neben den Grund- und Lebensbedürfnissen des Staates. Daher kam es, daß er, der sich später so ganz anders gesinnt zeigte, bei der Budgetberathung im Dezember 1851 für die Streichung aller Summen eintrat, die für Kunstzwecke ausgegeben wurden. Zuerst hatte er es nur auf die Subventionen der Accademia delle arti, Accademia filodrammatica und Accademia filarmonica abgesehen. Als aber der Abgeordnete Lorenzo Valerio, selbst Chefredakteur und Kritiker der Turiner Zeitung „Concordia“, beantragte, auch die 50,000 Lire für das Hoftheater zu streichen, widersetzte sich Cavour nicht, wurde ihm doch da auf dem Wege, den er nun einmal beschritten hatte, mehr geboten, als er selbst zu fordern gewillt gewesen war. Wohl aber erhob sich gegen den Vorschlag Widerstand aus dem Hause. Verschiedene Abgeordnete, besonders der Hauptstadt selbst, wiesen auf die künstlerische Schädigung hin. Valerio aber bestritt diese und erklärte mit der Autorität des Kritikers und mit der Ueberzeugung des liberalen Theoretikers, der das freie Spiel der Kräfte verehrt, Subvention und Monopol seien Krebsschäden für jede Kunst. Die Leistungen des Turiner Hoftheaters seien stets zurückgegangen, man müsse zerstören, um wieder aufzubauen, nur in der freien Konkurrenz, nicht im Schatten einer Subvention werde sich die heimische Schauspielkunst entwickeln. Diese Rede, die dem Streichungsantrag ein Mäntelchen sachlicher Begründung umzuhängen verstand, die Zustimmung Cavours zu dem Antrag selbst und endlich die Indifferenz der ländlichen Abgeordneten gegenüber dem Schicksal des Turiner Hoftheaters besiegelten dessen Urtheil, die Subvention wurde gestrichen. Wir haben gesehen, daß dieser Entschluß nicht von allen bloß mit der Nothwendigkeit begründet wurde, um jeden Preis zu sparen, sondern daß Valerio und seine Freunde aus der Subventionslosigkeit des Theaters, gewissermaßen aus der Ueberführung in einen reinen Privatbetrieb eine Kraftprobe machen wollten auf das in Frage kommende System. Dasselbe hat sechs Jahre sich frei entwickeln können, diese Zeit liegt zwischen dem Streichungsbeschluß von 1852 und Cavours Versuch, mit ehrlichem Eingeständniß des begangenen Irrthums im Juni 1858 die frühere Subvention wiederherzustellen. Die nächste Folge war 1852 natürlich die Kündigung des Vertrags von Seiten der meisten Künstler an den Impresario, der die bisherigen Gagen nach Fortfall der Subvention nicht mehr zu zahlen vermochte. Die Theaterdirektion wurde wieder um die bewußten fünf „Subjekte“ von 1820 vermindert, in altem die 30jährige Entwicklung der Turiner Schauspielbühne weggewischt. Die Folgen konnten nicht ausbleiben. Zwar fand sich zunächst ein Unternehmer, Righetti, der, wohl verlockt von den schönen Worten und Artikeln Valerio's in der „Concordia“ glaubte, nun müsse erst der Aufschwung beginnen. So lud er die Ristori nach Turin, veranstaltete Festspiele Taddeis und der Fanny Sadowski, die dann der Stern der neapolitanischen Hofschauspieltruppe wurde. Aber das Unternehmen vermochte durchaus nicht zu prosperiren. Ein Impresario nach dem anderen verkrachte, während billige französische Vaudevilletheater ihre Pforten öffneten, dem Publikum die leichteste Pariser Ware zu sehr geringen Preisen vorführten und dem italienischen Theater ernsthafte Konkurrenz bereiteten. Um derselben zu begegnen, begann man auch dort auf dem bisherigen königlichen Theater die Uebersetzungen der französischen Novitäten vorzuziehen; die italienischen Autoren wurden unwillig, Alberto Nota, Carlo Marenco, Silvio Pellico, Davide Bertolotti verschwanden vom Repertoire und reichten ihre neuen Stücke lieber dem Teatro Re in Mailand, dem subventionirten Theater in Parma oder der Hofschauspielertruppe in Neapel ein. Eine rühmliche Ausnahme machten in Turin nur die beiden köstlichen historischen Lustspiele Paolo Ferrari's, die noch heute zu den beliebtesten Repertoirestücken gehören, 1855 Goldoni e le sue 16 commedie nuove, 1856 Satira e Parini. Ersteres wurde 17-, letzteres 11mal gegeben. Freilich spielte da schon wie auch damals bei den Opern Verdi's das patriotische Element eine Rolle. Die Verspottung des österreichisch gesinnten Mailänder Adels in den Figuren der „Satira e Parini“ wurde stürmisch belacht, die poetische Stelle Parini's zum Lobe Italiens bejubelt. Cavour selbst kam mit Ratazzi auf die Bühne, ließ sich Paol Ferrari vorstellen und dankte ihm. Damit zeigte er sein Interesse an der dramatischen Kunst, das zu beweisen er bald Gelegenheit bekam. Auf die beiden Saisons, die unter dem Zeichen Ferrari's gestanden hatten, war 1857/58 ein um so größerer Tiefstand gefolgt. Man spielte wieder nur die Pariser Schwänke und drohte dabei noch der Konkurrenz der Franzosen zu erliegen, die im Teatro Gerbino spielten und die zotigsten Erzeugnisse des napoleonischen Pariser Theaters losließen.

Unter dem Druck der Ueberzeugung, daß das nicht so weiter gehen könne, erbat sich in der Kammersitzung vom 21. Juni 1858, in der man das Budget des Ministeriums des Innern berieth, bei Kategorie 8, Spese diverse pei teatri di Torino, Angelo Brofferio das Wort. Der leidenschaftliche Vertreter der Linken, der aber zu den vertraulichen Rathgebern Karl Alberts in Sachen der Revolutionsvorbereitung gehört hatte, stand der Bühne selbst nicht fern. Noch im Vormärz hatte er das Gothendrama „Witiges“ geschrieben, dessen Aufführung aber dann auf österreichische Vorstellungen von Mailand her unterblieb. Er stellte den Antrag für die 1852 gestrichenen 50,000 Lire nun in Turin eine Truppe zu bilden, die einen Theil des Jahres in der Hauptstadt, den anderen Theil in den anderen Städten des Landes, besonders Genua, auftreten und vorbildlich für eine italienische Schauspielreform wirken solle. Die Rede, mit der er den Antrag begründete, war wirksam und energisch. Er bat allerdings zunächst um Entschuldigung, daß er in Zeiten nothwendiger Sparsamkeit eine namhafte Erhöhung dieser Budgetposition beantrage. Dann aber entwarf er mit Bitterkeit das Bild der Zustände, wie sie sich herausgebildet, seitdem an die Stelle des absolutistischen Piemont ein liberal verwalteter Staat getreten war. Er las dem Hause den oben wiedergegebenen Erlaß von 1820 vor, damit sie daraus lernen kön-

ten. „Selbst im päpstlichen Rom," ruft er aus, „hat man begriffen, daß man sich des Volkes versichert, wenn man die ihm theueren Künste fördert. Ich weiß sehr wohl, daß Italien nicht mit der Musik und den Theatern befreit wird, sondern mit den Waffen, aber solange es so weit noch nicht ist, sollten wir dafür sorgen, daß wir den Italienern nicht als Volk von Vandalen im entscheidenden Moment erscheinen, sondern als Freunde der Freiheit und der Kunst, in der eine Lehrmeisterin zu sehen, uns Alfieri gemahnt hat. Aber wenn Alfieri heute von seinem Grabmonument in Santa Croce herunterstiege, und den Jammer sähe, er risse sich den Lorber vom Kopf." Unmittelbar nach diesem warmen Appell erhob sich der Ministerpräsident Cavour, der von Brofferio vorher über den Antrag verständigt worden war. Er erklärte in seiner kurzen markanten Ansprache, zunächst sich den allgemeinen Motiven Brofferio's durchaus anzuschließen. Dann fährt er fort: „Ich möchte nur vom ökonomischen Standpunkte aus für meine Pflicht halten, der Kammer zu sagen, daß auch meiner Ansicht nach eine Subvention erforderlich ist, wenn man ernstlich will, daß die Schauspielkunst wieder die alten Zeiten des Glanzes erlebt und daß sich eine Truppe bildet, die imstande ist, die großen Werke der Vergangenheit wie der Gegenwart würdig wiederzugeben. Es ist meines Erachtens unmöglich, daß eine solche Schauspielgesellschaft nur durch die Thätigkeit eines Impresario, eines spekulativen Schauspielers oder eines großmüthigen Mäcens geschaffen werden kann. Die Gagen der Schauspieler und die sonstigen Ausgaben der Theater sind derartig gestiegen, daß für die Gewinnspekulation keine Chancen mehr bleiben, es sei denn infolge von Veranstaltung billiger Vorstellungen, die mehr geeignet sind den Geschmack des Publikums zu verderben, als ihn zu bilden, gar nicht zu reden von den hohen Zielen der Kunstpflege und der Volkserziehung. In der That sehen wir ja auch, daß Italiens beste Schauspieler sich von größeren, gewinnreicheren Anerbietungen der anderen europäischen Hauptstädte verlocken lassen, von Italien fortzugehen. Wir sehen Künstler, die von der Natur eine außerordentliche Begabung erhalten haben, gezwungen, mit den Schwierigkeiten zu ringen, die alle italienischen Schauspieltruppen aufweisen; wir sehen sie häufig gezwungen, Kontrakte abzuschließen, die ihnen jede geordnete Entwicklung ihrer Begabung und ihres Könnens unmöglich machen. Nothgedrungen, müssen wir uns also eingestehen, daß wir uns an einem Scheideweg befinden. Entweder sehen wir mit verschränkten Armen dem unaufhaltsamen Verfall der dramatischen Kunst zu oder wir entschließen uns, ihr ein Opfer zu bringen."

Wie man sieht, ist es nur ein stillschweigendes Eingeständniß des 1852 begangenen Fehlers, aber ein in der Sache um so vollständigeres. Cavour fügte noch hinzu, er habe sich bei der noch immer andauernden Finanznoth nicht entschließen können, einen Regierungsantrag zu stellen, die Ausführung des Antrags Brofferio werde er, wenn die Kammer ihn annehme, sich mit Freuden angelegen sein lassen. Die Stimmungen im hohen Hause waren sehr getheilt und die Diskussion gibt ein lebendiges Bild der damals im italienischen Parlament herrschenden Ansichten. Zuerst kam ein ganz modern anmuthender Vertreter agrarischer Interessenpolitik zu Wort, General Quaglia, eine Zierde der Armee, bekannt durch sein dramatisches Ende. Er wurde als Vizepräsident des Hauses 1861 in dem Augenblick von einem tödlichen Schlag betroffen, in dem er auf dem Präsidentenstuhl die Worte sprach: „Die Sitzung ist geschlossen!" Quaglia's Ausführungen entbehren für unsern Standpunkt nicht des Humors. Er meinte nämlich, eine Subvention für ein Turiner Theater bewilligen, das heiße doch eigentlich, die Steuerzahler des ganzen Landes zahlen lassen, damit die Turiner sich amüsiren können. Für ihn steht der moralische Werth des Theaters, das immerhin nur ein Vergnügungsart sei, nicht so hoch wie der der Landwirthschaft. Er wolle also dem Antrag Brofferio nur zustimmen, wenn auch 50,000 Lire mehr für die Landwirthschaft ausgegeben würden. Ein anderer Abgeordneter, der Turiner Strafrechtsprofessor Genina wies logischerweise darauf hin, wie falsch man also nach dem heutigen Eingeständniß Cavours 1852 vorgegangen sei. Man war damals in blindem Vorurtheil gegen alle Privilegien befangen und hat auch darin eines sehen wollen. Man muß die dramatische Kunst, wie Genina ganz feinsinnig hervorhebt, schon deßhalb pflegen, weil sie das Mittel ist, dem Individuum ohne die Form einer an ihn gerichteten Mahnung die richtigen Lebensmaximen zu predigen. Er beklagt auch im Namen der onesti cittadini von Turin, daß sie in den letzten Jahren nicht mehr gewußt hätten, ob sie ihre Frauen und Kinder mit ins Theater nehmen konnten oder nicht. Dieser direkte Angriff auf den Beschluß von 1852 rief den damaligen Antragsteller Valerio persönlich in die Schranken. Er stand noch immer auf dem alten Standpunkt, daß die Subvention schade. Den Verfall seit 1852 erkannte er nicht an und wies einem Zwischenruf Cavours gegenüber auf die Ristori und die großen Erfolge der Ferrari'schen Stücke hin. Alfieri sei von Brofferio sehr zu unrecht angerufen worden, denn der habe dem italienischen Theater ohne Subvention zu Ehre und Blühe verholfen und wenn er von Santa Croce herunterstiege, so würde er auch nichts von königlich italienischem, privilegirtem Theater wissen wollen, sondern nur von freier Kunst. Als Beispiel einer solchen führt Valerio gerade die französischen Vorstellungen in Turin an, die Brofferio so angegriffen hatte! Die Vorstellungen der Stücke von Dumas, Scribe, Molière, die Monsieur Brindeau, Sociétaire du théâtre français, mit seiner Truppe gegeben, seien ausgezeichnet gewesen. Mit diesem Lob fand der begeisterte Anhänger der freien Kunst aber wenig Gegenliebe, einer der Redner, der Budgetreferent Buffa, ein bekannter Journalist und Historiker, der drei Wochen nach dieser Verhandlung jung starb, meinte trocken, er habe als Kind ausgepfiffene Nachmittagsvorstellungen gesehen, an diese und ihre Qualität sei er durch Brindeau erinnert worden. Noch schlimmer ging Brofferio selbst mit Valerio um. Er wies ihm nach, daß Alfieri selbst bitter darüber geklagt hat, kein italienisches, organisirtes Theater zur Verfügung zu haben. Er hat sich lange Jahre zur Aufführung seiner Werke in Rom an Dilettanten wenden müssen, denn damals begann Goldoni eben erst im Kampf gegen die improvisirende Commedia dell' arte seine Schauspielreform. Erst als alter Mann sah Alfieri seinen Saul von der neugebildeten Truppe Marochesi würdig aufführen. — Wenn Valerio noch immer behauptet, die freie Kunst sei vorzuziehen, so erinnert Brofferio an die finanziellen Grenzen der freien Kunst. Nach der Streichung von 1852 hatte gerade auf diese Redensarten hin der Impresario Righetti der Ristori 20,000 Fr. Gage gezahlt. Dann bot ihr aber Paris viel mehr, und Righetti büßte mit dem Bankerott. In die zu Ende gehende Diskussion warf noch der Abgeordnete Marchese Carlo Alfieri, der Enkel des Dichters und 1897 gestorbene Schwiegervater des Ministers Visconti-Venosta, eine gute Idee. Wenn es dem Staat Schwie-

rigkeiten mache, die ganze Summe zu zahlen, so mögen die Städte Turin und Genua, denen eine solche Aufwendung zugute kommt, ihr Scherflein beitragen, wie man sieht, ein Weg zur deutschen Einrichtung der Stadttheater. Cavour verkündete endlich, daß er einen besonderen Gesetzentwurf vorbereiten werde, der an die Stelle des Antrags Brofferio treten solle.

Schon vier Tage später, am 25. Juni, lag dieser Entwurf dem Parlament vor. Ein kurzer Motivenbericht war ihm beigegeben. Cavour rekapitulirt darin die Geschichte von 1820 und 1852 und resumirt die Verhandlung vom 21. Juni. Er sagt dabei u. a.: Die Streichung wurde 1852 aus Sparsamkeit vorgenommen und in der Annahme, daß die private Konkurrenz sich als ausreichend, ja als heilsam, erweisen werde, aber diese Hoffnung trog. Die Zahl der guten Künstler nahm ab, alle Honorar- und sonstigen Forderungen verdoppelten sich, die Mittel der Unternehmer reichten nicht mehr aus, um gute Truppen zu bilden und so sah man nur noch Stars, umgeben von schlechtem Ensemble. So läuft das italienische Schauspiel Gefahr, der Konkurrenz des französischen zu erliegen. — Die Vorschläge Cavours sind in vier kurzen Artikeln zusammengefaßt.

Art. 1. Vom Budget 1859 an werden 50,000 Lire zur Förderung der dramatischen Kunst und der Autoren verwendet.

Art. 2. Mit einem Theil der Summe soll eine Schauspieltruppe von hervorragenden Künstlern gebildet werden.

Art. 3. Eine sieben Mitglieder zählende Kommission beim Ministerium des Innern soll die Sache leiten und beaufsichtigen.

Art. 4. Alles nähere wird nach den Vorschlägen dieser Kommission durch ein königliches Dekret festgesetzt werden.

Cavour hatte mit eigener Hand an die Spitze des Dokuments die Worte gesetzt: Entwurf für Hebung der dramatischen Kunst und Schauspielreform. Die Kammer verwies den Vorschlag an die Abtheilungen, aber er hatte da ein seltsames Schicksal. Während der Diskussion über den Antrag Brofferio in der Sitzung vom 21. Juni war prinzipielle Abneigung nur in sehr geringem Maße bemerkbar gewesen. Nun aber lehnten auf einmal alle Abtheilungen bis auf eine den Entwurf Cavours ab. Dem Bericht über diesen Mißerfolg hatte im Namen der Kommission der Abgeordnete Dr. Bottero, Vertreter für Nizza, und Begründer der noch heute bestehenden Turiner „Gazzetta del Popolo" zu erstatten. Sein Referat bezeichnet leider auch den Abschluß des ganzen Versuchs. Er rekapitulirt darin das Entstehen des Entwurfs aus der Entwicklung von 1820 und 1832. Alle Abtheilungen des Hauses haben Cavours gute Absicht völlig anerkannt, waren aber so verschiedener Meinung, sobald es sich darum handelte, festzustellen, ob die Vorschläge wirklich das Problem lösen, daß schließlich sechs Abtheilungen von sieben sie ablehnten. Die Begründung führt ferner aus: Die Subventionirung ist ein System, das Piemont 32 lange Jahre hindurch gründlich erprobt hat, um so maßgebender erprobt, als das Jahrzehnte des Friedens, ja der Kunstbegeisterung waren. Trotzdem ist die subventionirte Kunst stets zurückgegangen. Hingegen hat man das 1852 gewählte entgegengesetzte System nur 6 Jahre lang erprobt und das waren Jahre voll Unruhe und voll wirthschaftlicher, ja zum Theil auch moralischer Depression, also der Kunst in hohem Maße ungünstig. Nun hört man über die Ergebnisse dieser 6 Jahre dieselben Klagen wie 1852 über die Ergebnisse der vorausgehenden drei Jahrzehnte. Selbst in dem Fall, daß also beide Systeme verfehlt wären, darf man nicht zu einem von ihnen zurückkehren. Man muß wenigstens festgestellt haben, ob nicht andere vom System unabhängige Gründe am Niedergang der italienischen Schaubühne schuld sind. Jedenfalls ist es für Kunst und Künstler ein sehr zweifelhaftes Glück, Regierungskommissionen und akademischen Verfügungen unterworfen zu sein. In England und Spanien hätten Shakespeare und Calderon sich wohl nicht zu ihrer Stellung in der Weltliteratur erheben können, wären sie von höfischen Reglements eingeengt gewesen. Dann hätte man vielleicht ein paar Dramen mehr im Stil Racine's und Corneille's, aber keinen Macbeth. Und auch in Frankreich, dem klassischen Lande der Bevormundung durch die Zentralstelle, sind die großen Dichter vor der Verstaatlichung der Bühne thätig gewesen. Wenn man in Italien klagt, die besten Schauspieler hätten schlechte Truppen, so beruht das auf dem freien Willen der „Stars", die damit zugleich ihren Etat verringern und ihre Person in den Vordergrund stellen wollen, und diesen Willen kann keine Regierung mit ein paar Tausend Lire brechen. Endlich kam für die Mehrheit des Hauses noch der rein finanzielle Gesichtspunkt in Betracht. Cavour selbst hat als Finanzminister 1852 jener Streichung zugestimmt, da man unter den damals obwaltenden Umständen keine Opfer für die dramatische Kunst bringen könne. Jetzt, 1858, ist das noch viel weniger der Fall, da der Staat eben erst eine 40 Millionen-Anleihe hatte aufnehmen müssen.

In diesem die Cavour'schen Pläne begrabenden Dokument ist Wahres und Falsches gemischt. Gegen die Irrthümer Bottero's, Valerio's und ihrer Freunde zu polemisiren, ist nicht nöthig, da die Systeme in Italien und in den anderen Ländern von 1858 bis 1900 genügender erprobt worden sind als in den Bottero zu kurz scheinenden 6 Jahren. Paolo Ferrari empfing einmal von Cavour den Gedanken einer dann sehr gelungenen Figur für das Schauspiel „Prosa". In der Vorrede der 1881 erschienenen Gesammtausgabe seiner Werke erzählt der Dichter zu „Prosa" auch diese Anregung Cavours und fügt hinzu, er habe während des brausenden Beifalls, den das Publikum diesen Scenen spendete, sich gedacht, der große Staatsmann sei doch auch ein großer Theatermann. Jedenfalls hat Cavour, wie wir heute wissen, in seinem Versuch einer italienischen Schauspielreform den richtigen Weg im Rahmen der Finanzkräfte Piemonts beschreiten wollen. Der Krieg 1859, sein Tod 1861, haben ihn verhindert, den 1858 abgelehnten Entwurf aufs neue vorzubringen. Die italienische Schauspielkunst verfiel aber damit zunächst vollständig dem System der reisenden, nomadisirenden Truppen ohne Subvention. So wurde Italien das Land, in dem die Kunst nichts von den konstituirten Gewalten erhält, obwohl sie alle ausnahmslos ihr so unendlich viel verdanken.

---

## Weimarische Festtage.

II. (Schluß.)

Von besonderem Interesse war die Mittheilung, daß Karl Ruland, der Präsident der Goethe-Gesellschaft, den Großherzog vermocht habe, seine persönlichen Erinnerungen an Goethe aufzuzeichnen, und der Nachwelt zu hinterlassen; in seinem 82. Jahre habe Karl Alexander den ersten Theil dieser Erinnerungen auf der Wartburg diktirt, den zweiten aber in Scheveningen eigenhändig

niedergeschrieben. Diese Erinnerungen reichen bis in die erste Jugend zurück, in welcher des Prinzen „liebster Spielgefährte“ der Enkel des Dichters, Walter Goethe, gewesen war, und sie schließen mit den Worten: „Untrennbar von ihm [Goethe] ist und bleibt meine Verehrung für ihn, sie wurde genährt durch alle, besonders durch meine Mutter, die ihn aufs höchste schätzte. Ich war bei ihr ..., als ihr die Nachricht von dem Hinscheiden Goethes gebracht wurde. Ich sah, wie sie in Thränen ausbrach, und sehe es noch.“ Aus den höchst anziehenden Einzelheiten der Aufzeichnungen, mit denen der Redner die Zuhörer bekannt machte, sei hier nur noch die Schilderung der Persönlichkeit Goethes wiedergegeben. „Etwas über Mittelgröße“, schreibt der Großherzog, „schien er größer, als er war, weil er sich sehr gerade hielt. Seine Bewegungen waren gemessen, seine Haltung sehr vornehm, aber nicht steif, die Züge bis ins hohe Alter sehr edel, der Mund sehr schön geschnitten, die Augen merkwürdig groß, die Pupille braun. Sie schienen Blitze zu strahlen, wenn er sprach, nie habe ich bei einem menschlichen Wesen solche Augen wieder gesehen. Sein Organ war höchst angenehm.“ Des weiteren gedachte der Redner der ersten Reisen des Prinzen, seiner Universitätsstudien in Leipzig und Jena, seiner militärischen Dienste im Geleite des Grafen Friedr. Hermann v. Beust, seiner Besuche der Höfe zu Wien, London, St. Petersburg und Paris, seiner Brautfahrt nach dem Haag, seiner Vermählung mit der niederländischen Prinzessin Sophie. „Zwei große, thatenreiche, der germanischen und protestantischen Welt heilbringende Fürstengeschlechter waren in dieser Ehe vereinigt: das Sachsen-Ernestinische und das Oranische.“ Persönlich aber seien die fürstlichen Gatten sich eine schöne Ergänzung gewesen: wenn Karl Alexanders ideale Zwecke und Ziele sich bisweilen ins Unbestimmte und Weite verloren hätten, so sei seine Gemahlin für alle großen Ideen zwar von Grund aus empfänglich und sie zu fördern bereitwillig, aber aller Unbestimmtheit ebenso abgeneigt gewesen; ihr Naturell finde in den Worten niederländisch, oranisch, praktisch seine Bezeichnung. So habe sie die großen Mittel, die ihr zu Gebote gestanden, großartig, weil so zweckmäßig als freigebig, verwendet und dauernde Werke der wohlthätigsten Art geschaffen. Auch in politischen Dingen habe ihr klarer, durch die Geschichte ihres Vaterlandes belehrter Verstand sich bewährt: daß die deutschen Volksbewegungen des Jahres 1848 nicht bloß ein wilder Aufruhr waren, sondern daß gerechte nationale Forderungen langjährige und ungerechte Hemmungszustände durchbrechen wollten, habe sie einsichtsvoll erkannt. Und seine Uebereinstimmung mit ihr bezeugend habe ihr Gemahl einmal die Aeußerung gethan: „Der Enkel Karl Augusts und seine Gattin lieben das freie Wort.“ Und ein andermal: „Ich lasse mich durch zwei Wahlsprüche leiten, durch den meines Hauses und den der Oranier.“ Es sind die Wahlsprüche „Vigilando ascendimus“ und „Je maintiendrai“, oder, wie die treffliche Interpretation Fischers lautete: Wachsam sein und fest sein! Aufwärtsstreben und seine Sache behaupten.

Nachdem die Rede erwähnt hatte, daß Karl Alexander als Erbgroßherzog am deutsch-dänischen Kriege theilgenommen und am 3. Mai 1849 im Treffen bei Viuf und Jütland die Feuertaufe empfangen habe, wofür er vom Könige von Preußen zum Generalleutnant befördert worden sei, wendete sie sich zur Schilderung der mit dem Jahr 1853 beginnenden Regierungszeit Karl Alexanders. „Auch seine politische Laufbahn war dem Großherzog gleichsam an der Wiege gesungen. Zur Taufe seines Enkels hatte Karl August die Landstände und die Vertreter der Jena'schen Studentenschaft geladen, an deren Spitze Heinrich v. Gagern stand, ein Menschenalter später der Präsident der ersten deutschen Nationalversammlung in Frankfurt am Main.“ Karl August hatte im Jahre 1816 als der erste der deutschen Fürsten, der in dieser Sache sein Wort hielt, seinem Lande eine Verfassung gegeben: sie auszubauen, das konstitutionelle Leben des Staates zu entwickeln, war das politische Hauptwerk der Regierung Karl Alexanders. Aber auch in der großen Frage der nationalen Ausgestaltung unsres Gesammtvaterlandes huldigte sie dem Fortschritt; „die Politik der deutschen Einheit entsprach den patriotischen Gesinnungen“ des Großherzogs, und in der Lösung aller Regierungsaufgaben, der äußeren wie der inneren, unterstützte ihn eine Reihe erleuchteter Staatsmänner: die Minister Bernhard v. Watzdorff, Thon, Stichling, v. Groß und Rothe. — Gerne hätte man sich in diesem Zusammenhange der Beziehungen des Fürsten zu Bismarck erinnert, nachdem doch hervorgehoben worden war, daß der Großherzog im deutsch-französischen Kriege durch seine vertraute Korrespondenz mit dem Kaiser Alexander II. der deutschen Sache die wichtigsten Dienste geleistet habe; wie aber die Sinnesart und schöpferische Thätigkeit Karl Alexanders eine überwiegend humanistisch-ideale war, so kehrte nun auch die Gedächtnißrede, die ihm galt, volleren Athems zu der Aufzählung und Lobpreisung der Verdienste zurück, die sich der Großherzog als ein Mäcen der Künste, als ein in den Bahnen der Mediceer wandelnder Fürst erworben hat. Er war „bemüht, die poetischen Talente seiner Zeit an sich zu ziehen und für einen festen oder beweglichen Aufenthalt in Weimar zu gewinnen“: Friedrich Hebbel, Emanuel Geibel, Jos. v. Scheffel, Paul Heyse, Ernst v. Wildenbruch, Richard Voß. Unter seiner Regierung hat das weimarische Hoftheater zuerst von allen Bühnen zwei große künstlerische Aufgaben gelöst: die Aufführung der beiden Theile des Goethe'schen Faust und die Aufführung der Trilogie des Schiller'schen Wallenstein an einem und demselben Tage. Unter ihm ist zur Aufbewahrung und Vermehrung der aus den Zeiten Karl Augusts, Goethes und Friedrich Prellers gesammelten Kunstschätze das Weimarische Museum gegründet worden, ist die Weimarische Kunstschule ins Leben getreten. Auch die Musik — hier ging der Redner mit konzilianter Wendung auf die Glorifikation der Tonkunst durch Schopenhauer und auf die neueste Phase der Musik über — hat die Gunst und Förderung des Großherzogs Karl Alexander erfahren: Franz Liszt, zum „Hofkapellmeister in außerordentlichen Diensten“ ernannt, schuf in Weimar eine Reihe seiner gerühmtesten Tonwerke, er trat dem Fürsten persönlich nahe und wußte es zu bewirken, daß das Weimarische Hoftheater die erste Bühne wurde, auf welcher der Lohengrin Richard Wagners zur Aufführung kam. Im Mittelpunkt wie der Lebens- und Weltanschauung Karl Alexanders, so auch seines Kultes der höchsten geistigen Güter aber stand unverrückbar Goethe. „In Goethe hatten die erhabenen Ueberlieferungen seines Hauses ihren Gipfel erreicht, von dem nach allen Richtungen eine neue, wohlthätige Weltbildung ausstrahlte. Diese zu erhalten und auszubreiten, erschien dem Großherzog als sein höchster Beruf, der ebensosehr von Gottes Gnaden stamme als seine fürstlichen Titel.“ Fürwahr mit Recht erinnerte Kuno Fischer an ein gutes und treffendes Wort, welches Ernst v. Wildenbruch in seinem Nachruf zur bildlichen Charakteristik des Großherzogs gebraucht hat: „Er war wie ein Mensch, der einen heiligen Gral in den Händen trägt, immerfort auf ihn hinblickend, immer nur einen Gedanken in der Seele, daß das heilige Gefäß unbeschädigt bleibe und unbefleckt.“ Wenn man aber den Großherzog mit dem Hüter und Bewahrer eines heiligen Gral verglichen habe, so könne man in diesem Bilde fortfahrend sagen, daß dieser hohe Gralsritter auch eine hohe, in herrlichen Wäldern gelegene Burg hatte, welche die bedeutsamsten und für die Geschichte der Menschheit werthvollsten Erinnerungen in sich barg: dieser sein Mont-Salvage sei die Wartburg gewesen. Nach lange gehegtem Plan hat sie Karl Alexander in ihrer alten Herrlichkeit wiederhergestellt. Mit raschen Strichen, mit der ihm eigenthümlichen Kunst des weitblickenden, den geheimen Zusammenhang der Dinge erkennenden Historikers zeichnete hier Kuno Fischer die Bedeutung der Wartburg für die mittelalterliche Blüthezeit der deutschen Poesie und für die Reformation: ohne Luthers Bibelübersetzung hätten auch Lessing, Goethe und Schiller die Dichter „nicht sein können, welche sie waren“. Das Bild des Zauberers Klingsor aus Ungarn, der den Sängerkrieg auf der Wartburg geschlichtet haben soll, taucht auf, und das Bild der Landgräfin Elisabeth, der ungarischen Königstochter; und

— „wunderbare Sage! Nach mehr als sechs Jahrhunderten kam wieder ein Zauberer aus Ungarn, der die heilige Elisabeth auf die Wartburg zurückgeführt hat", Franz Liszt, dessen Oratorium „Die heilige Elisabeth" zur Feier des 800jährigen Jubiläums der Wartburg durch ihn selbst aufgeführt wurde. Aber auch wiederum mit dem Kultus Goethes hat Karl Alexander die Freude an seiner Lieblings-Bauschöpfung zu verknüpfen gewußt: „wie er stets that, wenn er einen Festtag kreiren sollte", bestimmte er den 28. August, den Geburtstag Goethes, zum Jubiläumstag der Wartburg. Dieses Wartburgfest war das sechste in der Reihe der zwölf bedeutungsvollen Jubel- und Säkularfeste, welche der Großherzog während seiner nahezu 48 Jahre dauernden Regierung begehen durfte; das letzte war das 150jährige Jubiläum der Geburt Goethes. „Wenn man die 100jährige Feier der Geburt Goethes mit der hundertfünfzigsten vergleicht, so darf man sich des großen Fortschritts erfreuen, welchen das deutsche Volk in der Würdigung Goethes gemacht hat: es ist ein Zeichen der fortgeschrittenen Weltbildung, welche Karl Alexander bezweckt und gefördert hat." Zugute kommen der ganzen Nation, der ganzen Menschheit die aus dem Testament Walther v. Goethes hervorgegangenen, von der Großherzogin Sophie ins Leben gerufenen Schöpfungen: die weimarische Goethe-Gesellschaft unter dem Protektorate des Großherzogs Karl Alexander, die Sophienausgabe der Werke Goethes, das Goethe- und Schiller-Archiv, das Goethe-Nationalmuseum. Das Vermächtnißwort der in Scheveningen zu Ende geschriebenen Erinnerungen des Großherzogs aber lautet: „Gott wolle den Geist Goethes fortleben lassen im Großen wie im Kleinen, den Geist der Wahrheit und Schönheit." Dieses Wort bringt vor die Seele die Verse der „Zueignung" Goethes, der aus der Hand der Wahrheit den Schleier der Dichtung empfangen wollte. Und mit ihrer Anführung schloß Kuno Fischer.

Die Rede hatte nahezu zwei Stunden in Anspruch genommen, und sie bildete den Höhepunkt der ganzen Gedächtnißfeier. Nachmittags waren die Vorstände der Goethe- und der Shakespeare-Gesellschaft und die Vertreter der Schiller-Stiftung nebst einigen andern Herren zur Hoftafel ins Schloß geladen. Am Abend aber folgte der zweite Theil der Gedächtnißfeier, eine musikalische Aufführung unter der Leitung des Hofkapellmeisters Krzyzanowsky. Das Programm sollte ein Bild des geschichtlich an Weimar sich knüpfenden musikalischen Schaffens der Neuzeit geben und brachte unter Mitwirkung der Virtuosen und Sänger Reisenauer, Halir, Scheidemantel und Giessen und der Müllerhartung'schen Orchesterschule Kompositionen von Lassen („Beethoven-Ouvertüre"), Franz Liszt (23. Psalm für Tenor und die „Seligpreisungen" aus dem Oratorium Christus), P. Cornelius (die Ouvertüre zum Barbier von Bagdad), H. v. Bronsart, Dräseke und Raff und Lieder von Richard Strauß. Im einzelnen also manches Interessante und Schöne, vermischt mit weniger Ansprechendem und Ermüdendem.

Der folgende Tag, der 1. Juni, stand unter dem Zeichen der Goethe-Gesellschaft. In großer Anzahl waren ihre Mitglieder herbeigeströmt, wobei sich insbesondere aus Berlin ein starker Zuzug jüdischer Literaturfreunde beiderlei Geschlechts bemerkbar machte — ich erwähne das wie eine naturwissenschaftliche Thatsache, nur weil es zur Physiognomie des Ganzen gehört. Die Generalversammlung, der, an den Traditionen seines Hauses festhaltend, der Großherzog beiwohnte, wurde um halb elf Uhr eröffnet. Geh. Hofrath Ruland sprach die Begrüßungsworte, dankte allen Förderern der Gedächtnißfeier und widmete dem der Gesellschaft durch den Tod entrissenen Vorstandsmitglied, dem Frankfurter Professor Veit Valentin, einen Nachruf. Geh. Hofrath v. Bojanowski erstattete hierauf den Jahresbericht, demzufolge der Vorstand beschlossen hat, im Goethe- und Schiller-Archiv zur Seite der Marmorbüste der Großherzogin Sophie eine (von Donndorf jun.) gefertigte gleiche Büste des Großherzogs Karl Alexander aufzustellen, auch die Absicht der Errichtung eines Denkmals für Corona Schröter in Guben zu unterstützen. Für die Pflege der Goethe-Erinnerungen in Sesenheim hat der Vorstand einen Beitrag von 300 Mark bewilligt. Aus den später folgenden geschäftlichen Mittheilungen möge noch folgendes hervorgehoben sein. Die von Finanzrath Nebe abgelegte Jahresrechnung ergab einen günstigen Vermögensstand: die Gesellschaft verfügt über ein Kapital von 82,000 Mark, und nahezu 2000 Mark konnten wieder dem Reservefonds zugewiesen werden. Die Zahl der Mitglieder ist im abgelaufenen Jahr um 114 gestiegen, so daß sie heute im ganzen 2780 beträgt. Ueber das Wachsen der Schätze des Goethe- und Schiller-Archivs berichtete Geh. Hofrath Suphan: als Geschenke sind dem Archiv zugegangen die Sickel'sche Autographensammlung, die Hamann'sche Niederschrift eines Herder'schen Gedichtes aus dem Besitz der Frau Sophie Redlich in Hamburg, eine Sammlung Geibel'scher Briefe aus dem Besitz der Frau Therese Deecke in Lübeck, ein Theil der Handschrift von Grabbes Hermannschlacht aus dem Besitz des Geh. Oberfinanzraths Lewald zu Berlin, die Handschrift von Laubes Drama „Advocat Hamlet" und, als Gabe des Wiener Goethe-Vereins, eine photographische Nachbildung des noch ungedruckten Briefes Goethes an den Fürsten Metternich vom 30. Juli 1817. In Aussicht gestellt sind durch Christine Hebbel, die greise Wittwe des Dichters, dessen Briefe an sie selbst, wie auch einige Briefe an Elise Lensing, so daß das Archiv, das seit Jahren den Gesammtnachlaß der Schriften von Friedrich Hebbel, wie den von Immermann und Otto Ludwig besitzt, von dieser Seite her eine bedeutende Bereicherung zu gewärtigen hat. Sind aus dem Kreise der Mitarbeiter und Förderer der Weimarischen Goethe-Ausgabe durch den Tod Karl Redlich, Veit Valentin, Eugen Joseph und Max Jähns geschieden, so wird das Jahr 1901 doch mindestens vier neue Goethe-Bände bringen, darunter drei zur Briefabtheilung gehörige, von denen insbesondere der von Karl Schüddekopf bearbeitete 22. Band freudigster Aufnahme begegnen dürfte. Auf Suphan folgend gab schließlich Ruland über die neuen Erwerbungen des Goethe-Nationalmuseums Bericht unter Aufführung der vom Großherzog Karl Alexander letztwillig vermachten Schriftstücke und einzelner Geschenke, wie einer Goethe-Maske in Bronze von Bildhauer Hans Busse in München, einer Sepiazeichnung der Frau Thomas, der Stieftochter der Marianne Willemer, und eines von Frhrn. Ludw. v. Gleichen-Rußwurm nach Tischbein gezeichneten Bildnisses Schillers. Alle diese Mittheilungen ließen erkennen, daß in Weimar eine so rege als liebevolle Arbeit andauert und daß die Goethe-Gesellschaft ein starker Bau ist. Seine vier Eckpfeiler aber tragen die Namen Karl Ruland, Erich Schmidt, Bernhard Suphan und Paul v. Bojanowski.

Zwischen den Jahresbericht v. Bojanowkis und die Rechnungsablegung Nebes, von letzterer durch eine Pause getrennt, fiel der etwa einstündige Festvortrag des Berliner Professors Richard M. Meyer über „Goethe als Psycholog". Der Vortrag erntete vielen Beifall und war, vollkommen frei gesprochen, als Gedächtnißprobe ohne Zweifel eine Leistung, obwohl ich bekennen muß, daß ich Goethe'sche Verse niemals seelenloser habe lesen hören als von Prof. Meyer. Den Inhalt der Ausführungen wiederzugeben, verbietet der Raum des Blattes, zumal da dieser Bericht vieles nicht ohne Einwendungen, ohne Kritik zu acceptiren vermöchte. Denn wenn auch gern eingeräumt werden soll, daß die Meyer'sche Rede mit Aufwand von Literaturwissen und von Verstand ausgearbeitet war und eine Reihe zutreffender Bemerkungen brachte, so enthielt sie daneben doch mancherlei Halbwahres, manchen auf die Spitze getriebenen und darum nicht mehr stichhaltigen Satz, manche allzuleichten Herzens aufgestellte oder unachtsam formulirte Behauptung. Daß von vornherein ein schärferer Unterschied zwischen theoretischer Psychologie als einer Disciplin der Philosophie, praktischer Psychologie, wie sie das Leben naiverweise täglich übt, und künstlerischen Zwecken dienender, aus eindringlicher Menschenkenntniß stammender Psychologie hätte gemacht werden sollen, wurde an mehreren Stellen empfunden. Daß die Psychologie „als bewußte Theorie recht jung" sei, läßt sich angesichts

des Aristoteles und auch späterer Philosophen doch nicht so schlechthin sagen; es gilt nur von derjenigen Psychologie, die zur Erklärung des Psychischen den erkenntnißtheoretisch bestimmten Begriff des Subjektiven heranzieht, und von der experimentellen Psychologie. Daß wir, wie Meyer meinte, „aufgehört haben, zu fragen: Was ist der Mensch?", daß wir heute (nur) fragen: „Wie sind die Menschen?", kann doch wohl nur ein ganz unphilosophischer Kopf oder Jemand, der die philosophische Bewegung der Gegenwart nur sehr von ferne wahrnimmt, behaupten, wie es auch zuviel gesagt ist, daß Goethe über die letzten Geheimnisse des Ichs nicht gegrübelt habe. Goethe hat sich in die Metaphysik nicht verloren, die Organisation und die Neigung seines Geistes gingen nicht auf das Abstrakte, aber daß der Dichter des Faust, der „Sprüche" u. s. w. über „Gott und Welt" und also auch über das Verhältniß des Ichs zur Welt, über die „Entelechie" des Individuums u. a. nachgedacht hat, braucht doch kaum erinnert zu werden. Des Ferneren ist das von Häckel „so glänzend verkündete" biogenetische Grundgesetz, daß der Einzelne denselben Plan der Entwicklung in sich allein durchlebe wie die Gesammtheit, der er angehört, im Ganzen, — doch etwas sehr anderes als der auf die sittlich-geistigen Dinge sich beziehende Satz Goethes: „Wenn auch die Welt im Ganzen vorschreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorn anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen." — Der Redner hob mit Recht hervor, daß Goethe die psychologische Dogmatik seiner Zeit überwunden habe, indem er an die Stelle einer an bestimmten, genau zu definirenden und starrgültigen „Eigenschaften" festhaltenden Charakterzeichnung die Beobachtung der lebendigen Individualität und seiner „Idee von der weitgehenden Verwandtschaft aller Charaktere" setzte; wenn er aber schließlich Goethe als den „Bahnbrecher der neueren Psychologie" oder in engerer Definition als den „Begründer der modernen literarischen Psychologie" feierte, so ist das im Hinblick auf den englischen Roman des 18. Jahrhunderts und auf Rousseau und schon im Hinblick auf Shakespeare wiederum zu viel gesagt, und die Rede selbst hatte ja anführen müssen, daß das „große Vorbild dieser neueren literarischen Psychologie" und einer psychologischen Studie, wie sie der Tasso ist, der Shakespeare'sche Hamlet sei. Ueber eine solche historische Unbequemlichkeit hilft man sich nicht mit dem geschraubten und die Zeitfolge wie verrückenden Satze hinweg: „Aber Shakespeares Kunst fand eben in Goethes eigener Psychologie den fruchtbarsten Boden." Merkwürdig war die Scheu des Redners, die Tiefe und Sicherheit der Seelen- und Weltkenntniß Goethes auf eine angeborene Begabung zurückzuführen; er fühlte sich geneigt, die Behauptung Goethes, daß dem Dichter die Kenntniß der Welt angeboren sei und daß er zu ihrer Darstellung keineswegs vieler Erfahrung und einer großen Empirie bedürfe, zu bestreiten. „Ein gewisser Instinkt, der aus einzelnen, freiliegenden Zügen Verborgenes zu erschließen" vermocht habe, wurde beinahe ungern zugegeben, auf „jung geübte und geschärfte Beobachtung" aber doch „fast alle angeblich schon angeborene Kenntniß der Welt" zurückgeführt — womit allerdings die an der Oberfläche der Dinge umhertastende Psychologie Meyers sich selbst kennzeichnete. — Nicht immer glücklich war R. M. Meyer in der Verwerthung dichterischer Stellen oder konkreter dichterischer Gestalten für seine Argumentation. Seine Erklärung der Verszeile: „Es irrt der Mensch, so lang' er strebt" war gewiß unrichtig, da es sich im Zusammenhang der Stelle um die Frage, ob Faust „dem Herrn" oder dem höllischen Geiste angehören werde, handelt, das „Irren" hier also recht eigentlich ein sittliches Irren, ein Abirren vom Guten ist, das „Streben" aber (wie schon die Antwort Mephistos erweist) auf das Ringen des Menschen während seines Erdenlebens geht. Seltsam genug war es auch, daß Euphorion (der doch kaum mehr als ein Schemen ist und sein will) als Beleg, daß dem Dichter ausnahmsweise „eine Eigenschaft zu mächtig aus der Gesammtanlage herausgewachsen" sei, angeführt wurde — „Euphorion wird ganz nervöse Beweglichkeit", hieß es bei Meyer. Endlich muß ich noch eines Punktes gedenken. Der gesprochene Vortrag hat als Beispiel leidenschaftlichen Grübelns über das Ich den „Auch Einer" genannt. Nach der häßlichen persönlichen Verunglimpfung Friedrich Vischers, mit der uns Meyer in seiner Literaturgeschichte überrascht hat, hätte er den Namen oder das Werk des edlen Todten besser nicht in den Mund genommen.[2])

Ein Festessen im Saal der „Erholung", in welchem auch die Generalversammlung stattgefunden hatte, führte am Nachmittag die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft wiederum zusammen. Daß es keine „Erholung" war, ist von scherzenden Lippen dabei wohl oftmals gesagt worden; denn schon mit dem Ende des Maimonats war über Weimar eine geradezu afrikanische Hitze hereingebrochen, und da nun in drangvoller Enge 300 oder 400 Personen zusammentafelten, war dieser Temperaturexzeß nicht mehr schön. Auch pflegt den Weinen der Weimarischen Gasthäuser, die trotz ihrer hohen Preise mehreres zu wünschen übrig lassen, Gott Bacchus nicht sonderlich gnädig zu lächeln. Indessen wo so viel geistige Anregung vorangegangen ist und so viele des Wortes mächtige Zelebritäten der Wissenschaft und Kunst sich begrüßen, versagt die gehobene Stimmung nicht, und die Trinksprüche Erich Schmidts, Suphans, Richard M. Meyers, v. Bojanowskis, Rulands, Dr. Alexander Meyers aus Berlin, Buchhändler Goars aus Frankfurt, wie auch einer Dame, der Frau Lucy Hösch aus Godesberg, veredelten und würzten das Mahl.

Der Abend des 1. Juni vereinigte zum letztenmale die Festgäste: im Hoftheater wurde Goethes „Iphigenie" aufgeführt. Frl. Schiffel spielte in der Titelrolle vortrefflich, und allen Empfänglichen machte sich die erschütternde dramatische Gewalt der herrlichen Dichtung fühlbar. Einen schöneren Ausklang hätten die Weimarischen Festtage nicht haben können.

R. Wellrich.

---

## Besprechungen.

M. Hirschfeld: Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen unter besonderer Berücksichtigung der Homosexualität (herausgegeben im Namen des wissenschaftlich-humanitären Komitees). 3. Jahrg. Verlag: Max Spohr, Leipzig 1901. — Der vorliegende Band ist fast überreich an wissenschaftlichen Studien auf medizinischen, ethnologischen, historischen, kulturhistorischen und forensischen Gebieten, und mit großem Geschick werden die Forschungsergebnisse in den Dienst der berechtigten und humanen Sache des Komitees gestellt. An der Spitze formulirt Krafft-Ebing in einer Studie auf dem Gebiete der Homosexualität drei Sätze. 1. Konträre Sexualempfindung ist eine gänzlich unverschuldete, weil durch Störungen des Waltens empirischer Naturgesetze begründete, Erscheinung. 2. Sie verdient Mitleid, nicht aber Verachtung, gleich jeder anderen Mißbildung oder Funktionsstörung. 3. Ihr Vorhandensein präjudizirt nicht die Annahme einer Ungetrübtheit der seelischen Funktionen, ist mit normaler geistiger Funktion verträglich. — Deutlicher kann allerdings nicht gesprochen werden um die Ungerechtigkeit des § 175 des deutschen Strafgesetzbuches zu markiren. Dieser Gelehrte fällt das Urtheil, daß die deutsche Gesetzgebung und namentlich Rechtsprechung inkonsequent, naiv und von irrthümlicher Voraussetzung ausgehend, den Paragraphen schuf und handhabt. — Aus dem Aufsatze des Herrn Herausgebers entnehme ich den Erfahrungssatz, daß häufiger ärztlicher Ansicht entgegen, Heirath bei Homosexuellen selten hilft. Wohl mit Recht meint Hirschfeld, hat es etwas für sich, wenn auch die Frauenwelt über diese Vorkommnisse in geeigneter Weise unterrichtet werde. Die umfangreiche Studie von Kaesch mit dem emsig zusammengetragenen Literaturnachweis kann als hervorragende Abhandlung bezeichnet werden. Es wurde der Nachweis gebracht, daß Päderastie und Tribadie bei den sogenannten Naturvölkern Gewohnheiten, aber keine Laster und Descendenzerscheinungen sind: man muß die Ausübung als elementare Natürlichkeit ansehen. Ein interessanter Vergleich aus der Thierwelt fand sich im Jahrbuch Nr. 2. (Besprochen in der Beilage am 27. Dezember 1900.) Die Studie über Kaiser Elagabal (Marcus

[2]) Der soeben veröffentlichte 22. Band des Goethe-Jahrbuchs enthält die Meyer'sche Rede, der gedruckte Text stimmt aber an einigen Stellen mit dem gesprochenen Wort nicht ganz überein.

Aurelius Antoninus) verschafft einen tiefen Einblick in eine lasterhafte römische Periode und in das Seelenleben dieses physisch und psychisch abnorm organisirten Cäsars. Die heutige Wissenschaft vermag wohl manche Schuld von ihm, unter psychopathischer Loupe betrachtet, abzuwischen. Viele kleinere Arbeiten werden dem Richter und dem Arzt, dem Psychologen und Menschenfreund Anregendes bringen. Wir finden noch eine reichliche Sammlung von Zeitungsausschnitten, verschiedene Abbildungen, welche die brillante Ausstattung des Buches erhöhen und eine ausgedehnte Bibliographie. Bemerkt sei über den Stand der Bestrebungen des Komitees, daß die geplante Vorlage bisher im Reichstag keine Berücksichtigung fand, daß jedoch bei Revision der Reichsgesetzgebung unter dem Druck der öffentlichen Meinung bei sachverständiger Zusammensetzung der Kommission ein Schritt vorwärts auf diesem Gebiete im Sinne des Komitees vielleicht zu erwarten ist. N.

## Mittheilungen und Nachrichten.

* **Die Preisaufgaben unserer Universitäten.** Für den thatsächlich an manchen Universitäten hervorgetretenen Mißstand, daß die jährlichen Preisaufgaben der Fakultäten nicht mehr die erwünschte Berücksichtigung durch die Studirenden finden, daß es bald an Bearbeitungen völlig fehlt, bald die eingereichten für nicht preiswürdig befunden werden mußten, macht ein lesenswerther Aufsatz im „Recht", von Geheimrath Crönert in Halle, wesentlich zwei Gründe geltend, die alle Beachtung, mindestens Prüfung in denjenigen Kreisen verdienen, die es zunächst angeht. Ob nicht die Preisfragen zuweilen unglücklich gestellt waren? Wenigstens ohne natürliche Anziehungskraft zu besitzen und zu selten im Anschluß an lebendige Streit- oder Zeitfragen, deren es für jede Fakultät genug gibt? Ferner, ob nicht überhaupt an die Bearbeitungen zu hohe Ansprüche gestellt waren, natürlich nicht im Sinne der beliebten Ueberbürdungsmeierei, sondern einer zu verhütenden Vermengung der Anforderungen an eine Doktordissertation mit denen für Preisarbeiten? Lauter Fragen, die gewiß ernster Erwägung werth erscheinen, wenn man der unliebsamen Beobachtung auf den Grund gehen möchte, daß trotz der so gestiegenen Zahl der Studirenden an allen unsern Hochschulen der Wettbewerb um die Preisaufgabe bedenklich nachläßt. Dann aber, wie bescheiden nehmen sich heutzutage die schon sehr bejahrten Geldpreise aus. Nicht mehr als 150 M. (50 Thaler alter Währung) lohnen den Sieger für seine Mühe und Arbeit, seine Ausdauer und nebenbei doch auch für seine Auslagen. Daß hier eine kräftige Erhöhung und Aufbesserung ganz am Platze wäre, läßt sich kaum verkennen. Vorgeschlagen werden 300 M. als Preis, also eine Verdoppelung, die aber nicht gefährlich werden könnte für den preußischen Staatshaushalt, denn sie würde im ganzen jährlich nur 6000 M. ausmachen.

* **Internationaler Austausch von Manuskripten.** Die vor 2 Jahren von der kgl. Akademie zu Berlin ins Leben gerufene internationale Vereinigung wissenschaftlicher Körperschaften hat sofort eine Reihe von wichtigen Aufgaben in Angriff genommen. Neben der Lösung wissenschaftlicher Aufgaben war man aber auch darauf bedacht, die Arbeitsbedingungen der Forschung günstiger zu gestalten, und in diese Gruppe der Bestrebungen gehört die Erleichterung im Austausch der Handschriften. Derselbe ist der „F. Ztg." zufolge bis jetzt auf die Bibliotheken beschränkt, er soll in Zukunft in größerem Maßstabe durch die Vermittelung der Akademien stattfinden. Die entleihende Akademie verpflichtet sich, das betreffende Manuskript in sorgfältigste Verwahrung zu nehmen, vor jeder auch nur möglichen Beschädigung zu behüten, etwa entstehende Verletzungen auf ihre Kosten ausbessern zu lassen und für eine gesicherte Rücksendung Sorge zu tragen. Ausgenommen sind von diesem Austausch nur solche Handschriften, die durch ihren hohen Werth (wie z. B. die Manasse'sche Liederhandschrift in Heidelberg oder der codex aureus in Trier) oder durch ihr Gewicht oder durch ihren schlechten Erhaltungszustand, endlich durch ihren Inhalt eine Entfernung von ihrem Ort nicht zulassen. Die Regierungen werden aufgefordert werden, zur Ausführung dieser Beschlüsse ihre Mithülfe zu gewähren. Die neue Einrichtung wird ganz besonders im Verkehr mit Italien, England und Frankreich nützlich sein, aus welchen Ländern bis jetzt die Handschriften entweder durch Vermittelung des Auswärtigen Amtes oder überhaupt nicht zu erhalten waren.

* **Erlangen.** An der hiesigen Universität hat sich Dr. med. et phil. Richel für Frauenkrankheiten habilitirt.

k. **Freiburg i. B.** Dem Staatsminister a. D. Dr. Nokk ist nunmehr auch von der medizinischen und philosophischen Fakultät der hiesigen Universität die Doktorwürde honoris causa verliehen worden. Die Universität Freiburg verdankt dem hervorragenden Staatsmann, dessen feinsinniges Verständniß für Literatur, Kunst und Wissenschaft im Leben der badischen Hochschulen überall erfreulich hervorgetreten ist, vielfache verständnißvolle Förderung zumal für medizinische und naturwissenschaftliche Institute.

B. **Marburg.** Auf den durch Prof. v. Belows Uebersiedelung nach Tübingen frei gewordenen Lehrstuhl für Geschichte ist Prof. Varrentrapp in Straßburg berufen worden. Er hat den Ruf bereits angenommen.

* **Gießen.** Der Professor an der thierärztlichen Hochschule in Hannover Dr. Adam Olt hat, der „Frkf. Ztg." zufolge, einen Ruf als ordentlicher Professor der Veterinärmedizin an die hiesige Universität erhalten.

* **Göttingen.** Hier starb am Abend des 1. Juli der ordentliche Professor der Astronomie und Direktor der hiesigen Sternwarte Dr. Wilhelm Schur im Alter von nur 55 Jahren. Schur, der vom geodätischen Institut in Berlin zur Astronomie kam, hat unter Prof. Winnecke einen erheblichen Antheil an der Ausrüstung der neuen kaiserlichen Sternwarte in Straßburg (i. E.) gehabt, deren Leitung er nach des Ersteren Abgang übernahm. Nach Klinkerfues' Tode wurde ihm die Leitung der Göttinger Sternwarte übertragen.

γσ. **Berlin,** 4. Juli. In der Leibniz-Sitzung, die heute von der Akademie der Wissenschaften abgehalten wurde, erhielt Dr. phil. Ernst Cassirer (Berlin) das accessit mit 3000 M. für seine Darstellung des Leibnizischen Systems. Der erste Preis gelangte nicht zur Vertheilung: die Preisaufgabe selbst wurde wiederholt. — Aus den Mitteln der Charlotte-Stiftung wurden die beiden Arbeiten über die griechischen Doppelnamen insbesondere in Aegypten prämiirt. Den ersten Preis erhielt Dr. phil. Johannes Schoene, eine Prämie von 1200 M. Dr. phil. Wilhelm Croenert. — Der Preis der Graf Loubat-Stiftung in der Höhe von 3000 M. fiel dem amerikanischen Geschichtsschreiber James Rhodes zu für sein Werk: History of the United States from the compromise of 1850. (3 Bände 1892—1895.) — Aus der Eduard Gerhard-Stiftung wurden dem Prof. Ferdinand Noack (Jena) 2000 M. für die Aufnahme alter Städte in Akarnanien und Aetolien zuerkannt

oem. **Breslau.** An Stelle des aus seinem bisherigen Posten ausgeschiedenen Dr. med. Wilhelm Ercklentz ist der praktische Arzt Dr. med. Paul Krause hierselbst als Oberarzt an die medizinische Klinik und Poliklinik hiesiger Universität berufen worden.

* **Aus der Schweiz.** Der Ordinarius für romanische Philologie an der Universität Zürich, Prof. Dr. Heinrich Mars, hat einen Ruf an die Handelshochschule in Frankfurt a. M. erhalten.

* **Aus Griechenland.** An der Universität Athen hat sich kürzlich zum erstenmal ein Deutscher die Doktorwürde errungen. Es ist dies der 45jährige, in Athen ansässige Buchhändler Wilhelm Barth, Herausgeber des ersten griechischen Konversationslexikons, der seine Mußestunden dem Studium der klassischen Philologie gewidmet und nun in diesem Fach promovirt hat.

* In Dresden wird am 28. und 29. September d. J. der erste Kunsterziehungstag abgehalten werden, zu dem Zweck, die Gegenstände, die der Beschäftigung des Kindes in Haus und Schule dienen, kunstbildend zu gestalten. Von einem Ausschuß berufener Männer, dem u. A. Dr. Peter Jessen (Berlin), Prof. Dr. Alfr. Lichtwark (Hamburg) und Lehrer C. Götze (Hamburg) angehören, ergeht an Schulmänner, Beamte, Künstler, Schriftsteller und sonstige Interessenten eine Einladung, an den Verhandlungen theilzunehmen. Es sind Vorträge über das Kinderzimmer, das Schulgebäude, den Wandschmuck, das Bilderbuch, die Handfertigkeit, über die Anleitung zum Genuß der Kunstwerke angemeldet.

Jahrgang 1901. München, Samstag, 6. Juli. Nummer 152.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Zur Geschichte der schwäbischen Ansiedelungen in Transkaukasien.

Von Dr. Hugo Grothe.

### I.

Das 18. Jahrhundert wie die ersten Decennien des 19. zeichnen sich durch eine vorwaltende Neigung der deutschen Auswanderung nach dem Osten Europa's aus. Starke Kolonistenzüge füllen Ungarn, Galizien, Polen, die Walachei, Rußland und legen den Grund zu dem späteren landwirthschaftlichen Gedeihen dieser Länder. Es wäre verdienstlich, die Geschichte aller dieser Auswandererströme und ihre Schicksale eingehend zu verfolgen. Die einzelnen Monographien würden eine klärende Uebersicht geben über die Beweggründe der Auswanderung, über Bedingungen und Erfolge der Einpflanzungen deutschen Blutes in fremden Gebieten und möchten werthvolle Fingerweise für eine nationale Arbeit liefern, die sich der zielsicheren Leitung unsrer Auswanderung in der Zukunft widmet. Daß eine solche Aufgabe, von Reichs wegen unternommen oder doch wenigstens gefördert, zu einem geradezu brennenden Bedürfniß geworden ist, eröffnet sich der Erkenntniß eines Jeden, der die Thatsache prüft, daß wir noch heute jährlich, wenn auch keine Hunderttausende mehr, so doch immer noch Zehntausende von Seelen dem Auslande abgeben. Am 21. Februar 1856 beantragte bereits der bayerische Gesandte am Bundestag eine gemeinsame Organisation der deutschen Auswanderung, um dieselben nach Gegenden zu lenken, wo die Auswanderer nicht der Spekulation und dem bloßen Zufall preisgegeben würden, sondern Aussicht auf eine sichere Existenz gewännen, wo sie ferner ihre Nationalität bewahren und mit dem Vaterlande in Beziehung bleiben könnten.*) Die Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit des Antrages erkannte der diesbezüglich gewählte Ausschuß wohl an, erklärte jedoch nach länger denn zweijährigen Berathungen, daß „er zur Zeit noch nicht imstande zu sein glaubt, irgend ein Land zu dem Zwecke in Vorschlag zu bringen und daß es demzufolge dermalen noch nicht an der Zeit ist, die Mittel näher ins Auge zu fassen, die zur Erreichung des gedachten Zieles anzuwenden sein dürften". Die Kolonialpolitik des nun ein Menschenalter bestehenden Deutschen Reiches hat sich bisher die Lösung solcher Aufgaben ebenso wenig angelegen sein lassen wie der selige Deutsche Bund!

Soweit mich mein Aufenthalt in den deutschen Niederlassungen Transkaukasiens im Sommer 1900 befähigt, will ich versuchen, auf Grund der allerdings etwas spärlichen Literatur, unter Benutzung von Tagebüchern und Chroniken sowie eigener Erkundigungen eine Skizze der Entwicklung und der Schicksale jener hauptsächlich im Schwabenland sich rekrutirenden Auswanderung zu entwerfen.

Der Untersuchung über die Motive, welche zu einem so phantastischen, für die damaligen Zeiten ja hochgefährlichen Auszug bis hart an die Grenzen Asiens, mitten hinein zwischen sagenhaft hohe Berge und die Sitze rassenfremder, meist noch zügelloser Völkerschaften wie Tscherkessen, Tataren, Armenier, die Emigranten geführt haben, dürfen wir die Niederschrift zweier württembergischer Pastoren voranstellen. Der Eine schreibt in Pliezhausen (Oberamt Tübingen):¹) „Am 31. März 1817 zogen viele Personen von hier ab, wie es heißt, nach Kaukasien, wohin zu ziehen sie theils durch trügerische Versprechungen, theils durch die Noth der Zeit (Mißwachs, Hungersnoth) und auch durch religiöse Schwärmerei verlockt und verleitet wurden. Die Ausgewanderten gehörten meist zu den Armen und wurden zu den Pietisten gezählt. Selbst der Sprecher der hiesigen Pietisten, der Stundenhalter Stephan Schmid, zog von hier ab und mag Vielen Anlaß gegeben haben, den Wanderstab zu ergreifen. Auch der Gänsehirt und der Nachtwächter schlossen sich an. Es scheint, die Obrigkeit habe keine Notiz von der Sache genommen. Es war damals immerhin eine arge Zeit. Kein Wunder also, daß die Leute glaubten, der Untergang der Welt stehe bevor, und nur diejenigen würden gerettet, die im Morgenlande als die Heiligen und Auserwählten Schutz suchen. Ein Ohrenzeuge erinnert sich noch selbst gesehen und gehört zu haben, wie der Stundenhalter Stephan Schmid den Leuchter vom Tisch genommen, denselben unter den Tisch gestellt und gesagt habe: So wird es sein, wenn wir den Ort verlassen haben, da wird mit uns der Leuchter umgestoßen werden und der Untergang im Fluge hereinbrechen." Und ein anderer Seelensorger berichtet aus Schwaikheim: „Schon im Jahre 1813 gab es hier einige Separatisten, denen sich nach und nach mehrere anschlossen. Sie machten den Behörden viel zu schaffen mit ihrem hartnäckigen Widerstand. Sie gingen nicht in die Kirche, hielten ihre Kinder auch davon ab, schickten sie auch nicht mehr in die Schule, damit sie nicht zur Kirche angehalten würden. Ihre Versammlungen hielten sie zur Zeit der öffentlichen Gottesdienste und auch bis tief in die Nacht hinein. Wegen dieser Ungesetzlichkeiten wurden sie oft vor den Kirchen-

*) cf. Oppert, Ueber deutsche Auswanderung mit besonderer Beziehung auf Lycien. Berlin 1861. S. 12.

¹) cf. Saltet: Tagebuch des ersten Oberpastors der transkaukasischen Kolonien. Tiflis 1853.

konvent berufen, von ihm und auch den höheren Behörden oft gestraft mit Geld und Gefängniß, wodurch sie sich aber nicht von ihrem Widerstand abbringen ließen. Es wanderten daher schon 1816 mehrere Familien aus, einige nach Polen, andere nach Südrußland, speziell nach Kaukasien."

Theils in den tief daniederliegenden politischen und sozialen Verhältnissen der deutschen Gaue, theils in psychischen, durch solche äußere Lage verursachten Erregungen sind demgemäß die Ursachen des so lebhaft sich kundgebenden Auswanderungstriebes zu Anfang des 19. Jahrhundert zu suchen.

Die Folgen der napoleonischen Kriege machten sich überall geltend. Hohe Rekrutirungen unter der kräftigen, der arbeitsfähigsten Generation zogen den Niedergang von Gewerbe und Landwirthschaft nach sich und machten die starken Steuerumlagen, die Nachwehen der Kriegskontributionen, doppelt fühlbar. Zugleich traten eigenthümlich heiße Sommer und lange kalte Winter auf. Was Wunder, daß die Gestalt eines Napoleon den Nimbus eines Dämonen erhielt und er als die Verkörperung des Antichrist auf Erden erschien. Napoleanische Soldaten kehrten in ihre Dörfer heim, angesteckt durch die Phantastik der Kriegszüge des Korsen, unlustig zur Arbeit hinter dem Pfluge. Eine gewisse Lockerung sozialer Ordnung hatte platzgegriffen, die Gemüther waren aus dem normalen Gleichgewicht gehoben, für jede Anregung also empfänglicher, für jede absonderliche Handlung leichter entschlossen.

Ein Zweites trug noch in Württenberg zu seelischer Spannung bei. Der Zeitgeist des Rationalismus, durch Ideologen geboren und in der Revolution in wüste Aeußerung getreten, hatte auch hierhin seine Kreise gezogen. Gleich den anderen Kirchenbehörden Deutschlands hatte auch das evangelische Landeskonsistorium Württembergs sich bewogen gefühlt, der nüchternen Zeitstimmung Rechnung zu tragen, und die alten Katechismen, Agenden und Gesangbücher um ihre kernhafte Deutlichkeit, ihre robuste Sprache zu bringen, indem es Umarbeitungen einführte, die auf gläubige Herzen als Fälschungen und Verwässerungen wirkten. Gerade Schwaben und vornehmlich die Gebirgskreise neigten von jeher zu einer tiefinnerlichen konservativen Frömmigkeit, die durch solche Maßnahmen in hohe Aufregung versetzt wurde. Excentrische Naturen weigerten sich, der alten Agenda sich zu entäußern. Und die Landesobrigkeit that das Unklugste, was sich denken ließ. Statt die Erregung sich langsam legen zu lassen, belegte sie diejenigen, welche der Kirche sich fern hielten, mit Geldbußen, ja mit Freiheitsstrafen. So mußte das Gefühl des Märtyrerthums aufschießen, so mußte der Gedanke, die Sehnsucht aufkeimen, einen Ort aufzusuchen, wo das Attentat gegen den Glauben der Väter seine Wirkung verlor, wo man unangefochten die alten Lehrsätze und Gebräuche weiter zu führen vermochte.

Die Stimmung nüchterner und selbstherrlicher Vernunft hatte konsequenterweise wie an anderen Stellen ja auch im Schwabenland ihr Gegenspiel gefunden. Die Schriften eines Prälaten J. A. Bengel, eines Jung Stilling verführten zum Mystizismus, zur Lektüre apokalyptischer Bücher. Die Bedrückungen, welche die ihrer Empfindung nach rein Gläubigen von der kirchlichen Behörden selbst zu erdulden hatten, ließen die Meinung an den Zerfall alles kirchlichen Wesens, an die Herrschaft eines sündhaften Babel aufkommen. So bildeten sich unter Ueberzeugungsverwandten zahlreiche Bruderschaften, die oft unter den absonderlichsten Namen auftraten, so als „Du"-Separatisten, die Jedermann, auch den König, nur mit „Du" anredeten, als Napoleonisten, die an die Antichristsendung in der Person Napoleons glaubten, als „Babelsbuben", welche das Walten des Kirchenregiments als Babelsmacht ansahen. Das naive Selbstvertrauen dieser Separatisten beleuchtet der Hergang eines Verhörs vor dem württembergischen Pfarramt in D . . . Warum sind Sie hieher gekommen? Um Brüder zu besuchen. Worin besteht eure Lehre? Auf dem Grund der Apostel und der Propheten. Gehen Sie auch nicht zum heiligen Abendmahl? Ich gehe weder in die Kirche noch zum heiligen Abendmahl. Wollen Sie sich den obrigkeitlichen Verordnungen fügen? Das kann ich nicht sagen. Wie Gott mich führt — ich bin mein eigener Führer nicht. Wollt ihr eure Andachten auch in Zukunft bis 12 Uhr nachts ausdehnen? Der heilige Geist sagt, wann wir aufhören sollen. Betrachtet ihr euch als Separatisten? Nein, als gläubige Christen.

In Schwaikheim (Oberamt Waiblingen) hatte die Obrigkeit zu besonders harten Maßregeln gegriffen. Friedrich Fuchs, der Leiter der „Erbauungsstunden" unter den Gleichgesinnten, war wegen eigenmächtiger Trennung von der Kirche nach erfolglosen Ermahnungen mit Arrest bestraft und mit Einkerkerung auf dem Hohenasperg bedroht worden. Das brachte den schon keimenden Entschluß des Verlassens des heimathlichen Herdes zur Reife. Friedrich Fuchs und seine Anhänger verkauften ihre Güter und rüsteten sich zum Aufbruch. Nicht nach Nordamerika, wie schon Viele vor ihnen, beschlossen sie, sich zu wenden, sondern nach dem äußersten Osten, den schon Jung Stilling als Zufluchtsstätte wahrer Gläubiger gefeiert hatte. Dort, im Lande des starken Lichts, in der Nähe der Entstehungsorte aller Heilswahrheiten, vermöge die Seele sich zu erhellen und zu läutern und ließe sich die Wiederkunft Christi und die Aufrichtung eines ersehnten tausendjährigen Friedensreiches, wie es Bengel und Oethinger weissagten, in lauterer Frömmigkeit erwarten.

Es war gerade damals bekannt geworden, daß der Kaiser Alexander I. 1815 auf dem Wiener Kongreß dem König von Württemberg seine Geneigtheit kund gethan habe, Bekennern jedweder christlichen Ansicht, die sich als Kolonisten bethätigen wollten, Land in den verschiedensten Provinzen seines Reiches zur Ansiedelung zu überlassen. Diese Zugeständnisse waren weniger die Aeußerungen gütiger Menschenfreundlichkeit als solche politischer Klugheit. Rußland hatte an der Südostecke seines europäischen Reiches eben durch Waffengewalt eine Provinz nach der anderen erworben (1792 das Kuban-Gebiet, 1801 Georgien, 1804 Mingrelien, 1813 Schirtwän mit Baku). Durch Einpflanzung abendländischer Kräfte hoffte man einen schnelleren Aufschwung dieser weit sich dehnenden Strecken zu erzielen. Deutsche Kolonisten, deren Zähigkeit und friedsamer Fleiß in Südrußland zur Genüge sich offenbart hatten, sollten im mörderischen Ringen mit Klima und Boden der russischen Machtausbreitung auch hier ihre Dienste leisten. Eine Anzahl Agenten hatten darum in Württemberg unter Versprechungen von unentgeltlicher Ueberweisung glänzenden jungfräulichen Neulandes ihren Sitz aufgeschlagen. Die Schwaikheimer waren die Ersten, welche diesen Zusagen offenes Ohr liehen. Sie wandten sich also an die russische Gesandtschaft in Stuttgart und ließen durch dieselbe Auswanderungspässe von den Behörden für sich einfordern. 35 Familien brachen dann im September 1816 auf, nahmen den Weg über Budapest, Orsowa, Galatz, Ismail, fanden an letzterem Orte von der griechischen

Kaufmannschaft gastfreie Aufnahme und wandten sich von da nach Ovidiopol am Dnjester. Hier durch deutsche Landsleute empfangen, setzten sie die Fahrt auf deutschen Kolonistenwagen nach Großliebenthal bei Odessa fort, wo sie am Sylvestertag 1816 glücklich eintrafen.

Die Kunde vom Auszuge der Schwaikheimer verbreitete sich schnell über ganz Württemberg und brachte den überall gährenden Wunsch zur Befreiung van dem religiäsen Joch der „Babels“-Kirche zur alsbaldigen schnellen Ausführung. Zwei Brüder mit Namen Koch, wahlbegüterte Männer aus den Ortschaften Marbach und Schluchtern, gaben den Anstoß zur Sammlung aller Gesinnungsgenossen durch einen schriftlichen Aufruf, in dem sie die Bildung von „brüderlichen Auswanderungsharmonien der Kinder Gottes“ vorschlugen. Der jüngere der Brüder Koch, poetisch veranlagt, gab seiner Begeisterung zur Wanderung ins Margenland durch die „Lieder der nach Osten eilenden Zioniden“ kernigen Ausdruck:

**Brüder, heilet Babel nicht,**
**Es ist nichts mit ihr zu machen.**

so begann das erste dieser Gedichte, welches die Abkehr von der verderbten Kirche predigte. In wenigen Wochen hatte sich in der Heimath der Gebrüder Koch eine Reisegesellschaft von 130 Familien zusammengefunden. Echt patriarchalisch war die Organisation des frommen Bundes. Bedingung war, daß kein unbekehrter oder in Sünden wandelnder Mensch, sondern nur anerkannt Gläubige in die Harmonie aufgenommen werden sollten. Daß sich manche räudige Schafe in die framme Herde eingeschlichen hatten, lehrten die Erfahrungen auf der Reise wie in Transkaukasien. 24 durchs Loos erwählte Männer hatten als Aelteste die Verwaltung aller kirchlichen wie bürgerlichen Angelegenheiten (Predigt, Taufen, Trauung, Verwaltung des gemeinsamen Gutes, Schlichtung van Streitigkeiten) in Händen.

Bald entstanden nach dem Vorbilde der Marbacher andere Auswanderungsvereine im Lande. Die gegründeten Harmonien waren 1. die Schwarzwälder, 2. die Nagolder und Freudenstädter, 3. die Weißacher, 4. die Oethlinger, 5. die Walddärfer, 6. die Plattenhardter und Pliezhäuser, 7. die Reutlinger, 8. die Eßlinger. Schon die Gebrüder Koch hatten gewissen kommunistischen Ideen Raum gegeben. Sie hatten verfügt, daß die Wahlhabenden unter ihnen den zehnten Theil des Vermögens an eine Armenkasse abtreten sollten, namentlich damit die Mittel zur Mitnahme unbemittelter Gläubigen vorhanden waren. Mit solchen halben Maßregeln nicht zufrieden, befürworteten zwei Eßlinger Bürger, ein Schneidermeister Johannes Neuer und ein Weingärtner aus Altbach, Namens Georg Frick, eine vollkommene Gütergemeinschaft. Aus einer Gemeinkasse, in die alles Geld einzulegen war, wurden nach ihren Bestimmungen alle Kosten der Reise und des Unterhalts bestritten. Auch mehrere andere Harmonien folgten diesen Anregungen.

An 1400 Familien, also wohl 7000—8000 Seelen waren es, welche sich schließlich zu dem Pilgermarsch nach dem Osten gesammelt hatten. In 14 Kolannen mit je 100 Familien ordneten sich die Auswanderer. Als gemeinschaftlicher Sammelplatz war Ulm bestimmt, von wo die Einschiffung auf der Donau geplant war. Der Abzug von dort begann im April 1817 mit den Weißachern und schloß im August desselben Jahres mit den Reutlingern.

Daß sich die so vereinigte Schaar nicht durch Menschenkenntniß und kluge Vorsicht, wohl aber zeitweise sich durch Starrkäpfigkeit und Wankelmuth auszeichnete, lehrt die Geschichte ihres Auszugs. Statt, wie die russische Gesandtschaft in Wien varschlug, den Landweg durch Galizien einzuschlagen, wählte sie die infolge der heißen Jahreszeit besanders ungünstige Wasserroute, die sie durch die ungesunden Gegenden der unteren Donau führte. Langsame Fahrt, unregelmäßige und ungewohnte Kost, der übermäßige Genuß von Obst wie starker ungarischer und türkischer Weine legten den Keim zu allerlei Krankheiten. So stellten sich bei Vielen frühzeitig Fiebererscheinungen ein, und als sie bei Ismail eine Quarantäne von 40 Tagen durchzumachen hatten, brach eine mörderische Epidemie unter ihnen aus, die über 1100 Personen das Leben gekostet haben soll. Während abermaliger Quarantäne in Odessa wurde ihre Zahl wiederum dezimirt, so daß ganze Familien ausstarben. Schan unterwegs wurden Klagen laut wegen ungerechter Vertheilung der Gemeingelder, ja wegen geheimer Bereicherung aus denselben von Seiten der Vorsteher. Familie über Familie bröckelte sich in Ungarn und in der Walachei ab, wo sie von Landsleuten eingeladen wurden, sich auf ihren Gütern als Pächter oder Aufseher niederzulassen. Während des Winters 1817, wo die Ankömmlinge in die deutschen Kolonien der Umgegend van Odessa vertheilt, sich von den Reisestrapazen ausruhten, folgten an 300 Familien der Einladung des Grafen Insof, des Oberleiters der Ansiedelungen in Südrußland, sich bereits hier eine neue Heimath zu gründen. Theils mehrten dieselben die bestehenden deutschen Dörfer im Bessarabien und im Cherson'schen Gouvernement, theils bildeten sie eine eigene Kolonie, die von Hoffnungsthal.

Die Seele aller Kolonisationsthaten in den neuerworbenen kaukasischen Landtheilen war Generalleutnant v. Jermolof. Er hatte dem Ministerium des Innern in St. Petersburg zahlreiche Vorschläge zur Zivilisation Grusiens gemacht und zur Hebung aller Zweige der tief daniederliegenden Landwirthschaft die Ansiedelung deutscher Ackerbauer empfahlen. Er war es auch, der die 29 in Odessa anlangenden Schwaikheimer Kolonistenfamilien sofort nach Tiflis geleiten ließ, so daß sie die grusinische Hauptstadt in einer Seelenzahl von 178 (81 männliche und 97 weibliche) schon im September 1817 erreicht hatten.

Die russischen Behärden in St. Petersburg brachten anfangs der Idee der Weiterbeförderung der Gesammtschaar der Württemberger nach Grusien wenig Sympathie entgegen. Sie hielten es für angezeigter, dieselben in Südrußland anzusiedeln, indem sie einerseits die hohen Kosten solcher Aufgabe scheuten, andrerseits vor einem ständigen militärischen Schutz der Kolonisten inmitten der stets rebellischen kaukasischen Völkerschaften zurückschreckten. Die Beharrlichsten unter den Auswanderern ließen sich jedoch von der Sehnsucht nach ihrem gelobten Land nicht abtrünnig machen. Eine besondere Abordnung wurde zu dem gerade in Moskau anwesenden Zaren gesandt, welche die endgültige Erlaubniß zum Aufbruch erbitten sollte. Die Hartnäckigkeit der Abgesandten und ihr naives Gottvertrauen, das auf alle Bedenken nur die eine Antwart hatte: „Der Herr ist mit uns und schützt uns“ mußte auf Alexander I. Eindruck gemacht haben. Denn er sagte die umgehende Förderung der Sache der Kalonisten zu und im Frühjahr 1818 traf sein großherrlicher Befehl ein, 500 Familien, sei es von den eben Eingetroffenen, sei es von den früher Eingewanderten, unter allen möglichen Schutzmaßregeln und Gewährung hinreichender Baarmittel nach dem Kaukasus zu führen.

400 Familien der schwäbischen Gottespilger traten alsbald zusammen und 100 Familien schon Ansässiger gesellten sich ihnen zu. Zehn Abtheilungen von je 50 Familien wurden gebildet; drei Vorsteher und ein Regierungskommissär übernahmen die Leitung. Jede Familie erhielt ca. 220 württembergische Gulden zum Ankauf von Pferden und Reisewagen, für die Reise zum Unterhalt der Thiere pro Tag zwei Rubel Papier und zur Verpflegung jede Person täglich 40 Kopeken Kupfer. Die Mühseligkeiten des Zuges über Cherson, Taganrog, Nojtow, Mosdok, Stawropol, Kasbek, waren nicht geringe, namentlich auf der grusinischen Heerstraße. Da der Winter sich recht frühzeitig einstellte, mußten, um den Durchmarsch der letzten Kolonnen hier zu ermöglichen, die Ossetenstämme zur Hinwegräumung der Lawinen und Schneemassen aufgeboten werden. Endlich Ausgangs Oktober 1818 hatten sich alle zehn Kolonnen, im ganzen an 3000 Menschen, in Tiflis eingefunden. Anderthalb Jahre also waren seit dem Verlassen des vaterländischen Bodens verflossen. Ziemlich eine halbe Million Papierrubel (nach damaligem Kurs 1 Rubel Banco = 29 Kop. Silber) hatte der russischen Regierung die Ueberführung der Kolonisten von Odessa nach Tiflis gekostet!

Nicht lange Rast ließ man in Tiflis den Ankömmlingen. Ziemlich schnell entsandte man sie an die Stellen, wo ihre Ansiedelung stattfinden sollte, nachdem vorher gewöhnlich etliche von ihnen das von der Krone bezeichnete Land geprüft hatten. Den ersten Einwanderern aus Schwaikheim war 35 Werst östlich von Tiflis in einer fruchtbaren Ebene an der Jora, einem Nebenfluß des Kur, ein zukünftiger Wohnplatz bestimmt worden. Sie wurden zunächst in den armseligen Hütten eines Grusinerdorfes Markobi, 25 Werst östlich von Tiflis bis Ostern 1818 einquartiert, wo sie sich mit Verfertigung von Bauerngeräthschaften, von Wagen, Pflügen u. s. w. beschäftigten. Dann wandten sie sich weiter nach Osten, nahe dem gesegneten Weinland Kachetien, dem ihnen zugewiesenen Ansiedelungsfeld, zu. Mit Hülfe russischer Soldaten erstanden bald die ersten Wohnhäuser und wurde der Grund zu der Ortschaft „Marienfeld“ gelegt.

(Schluß folgt.)

---

## Richard Schaukal.

### Von Karl Hans Strobl.

Das Gebiet der Lyrik hat in den letzten zwei Jahrzehnten eine ungeheure Erweiterung erfahren. Die Zahl der Lyriker ist ins fabelhafte gestiegen. Aber auch neue Stoffe hat die Lyrik in ihren Bereich gezogen. Die alten starren Grenzen, die die frühere Aesthetik für die einzelnen Gattungen der Dichtung, für Epos, Drama, Lyrik u. s. w. feststellte, sind gefallen. Wir haben lyrische Dramen und lyrische Novellen. Ergibt sich schon aus diesen Verschmelzungen und Uebergängen ein Ergreifen neuer Stoffgebiete durch die Lyrik, so haben wir auch eine bewußte Erneuerung durch die Erfassung und Verwerthung der modernen Ideen auf allen Gebieten. Wir haben eine philosophische Lyrik. Die hatten wir allerdings schon seit Schiller. Nur daß sich diese Art nicht als Lyrik zu bezeichnen wagte, sondern hinter dem Namen und der Form des „Lehrgedichtes“, „philosophischen Gedichtes“ und dergl. versteckte. Dann eine naturwissenschaftliche Lyrik; sogar die Ballade hat die alte strenge Form verlassen, nähert sich immer mehr der eigentlichen Gefühlslyrik. Man sehe sich daraufhin nur Liliencron und seine Nachahmer an. Das Gebiet der Lyrik ist fast unübersehbar geworden. Nicht wenig trägt zu dieser Unübersichtlichkeit die ungeheure Zahl der Lyriker bei. Die Menge der jährlich erscheinenden Gedichtbände ist erstaunlich. Trotz der erklärlichen Abneigung der Verleger gegen Lyriker. Noch erstaunlicher ist die Menge der Talentlosigkeiten und — was ärger ist — literarischen Taktlosigkeiten, die da, trotz aller Abneigung der Verleger, zum Vorschein kommen. Daneben aber zeigt sich im allgemeinen doch eine erfreuliche Zunahme des lyrischen Gefühls. Es mag das vor allem daran liegen, daß die moderne Lyrik mit ihrem erweiterten Stoffgebiet und ihrer knappen, zum zwingendsten Ausdruck der Stimmung drängenden Form, dem nach möglichster Präzision und Kürze ringenden Streben des Modernen entgegenkommt. Die moderne Lyrik — ich fasse immer unter dem Gesammttitel auch alle Abarten, wie lyrische Novelle, Stimmungsbild u. s. w. zusammen — ist die eigentliche dichterische Form der Nervosität. Freilich wird diese tiefinnerliche Nervosität oft mit dem Mantel der formenschönen Ruhe und Harmonie zu verhüllen versucht.

Einer der Lyriker, bei welchem dieser Widerstreit zwischen innerem Leben und Hülle deutlich zutage tritt, zugleich einer der bedeutendsten und feinsten unsrer deutsch-österreichischen Lyriker ist Richard Schaukal. Man horche nur auf das in seinen Zeilen pulsirende Leben und man wird das wilde Auf- und Zusammenzucken seiner nervösen Seele spüren. Aber er will nicht leidenschaftlich und rücksichtslos seine Wildheit und seinen Schmerz in uns ergießen, er sucht den vollendeten Ausdruck, die Harmonie, und bezeichnend genug steht auf dem Titelblatt seines letzten Gedichtbandes „Sehnsucht“ das Motto: „Das Land der Griechen mit der Seele suchend“. An Verlaine und Gautier, den Leisen, Feinen und Tiefinneren, so Heißen und Sinnlichen ist seine Kunst herangereift und jetzt in ihrem ersten Werdegange zur Vollendung zeigt sie Aehnlichkeiten mit der Kunst Rainer Maria Rilkes. Allerdings nur äußerliche Aehnlichkeiten. Die Worte gehen auf ganz weichen Sohlen und meiden den Staub der Straße. Aber die Seele Rainer Maria Rilkes lebt in sich — einsam. In stillen Säulenhallen stehen seine Gedanken wie ernste Statuen hinter Weihrauchwolken. Er liebt die Dämmerung, die Nacht, die blauen Geheimnisse in alten Kirchen und verwahrlosten, stummen Gärten. Er will nicht den Tag, die Sonne, das Licht. Die Seele Schaukals aber sehnt sich hinaus. Er will aus seiner Einsamkeit zum Tag. Wenn draußen nur nicht alles so rauh und schmutzig und laut wäre! Und wenn ihn seine Lichtsehnsucht hinausgetrieben, so kehrt er bald müd und matt und enttäuscht zurück und findet nur Worte und Klänge der Bitterkeit und Verzweiflung. Seine Lieder kommen immer und immer wieder auf dasselbe zurück und variiren das Thema mit immer tieferer Eindringlichkeit — auf den Mangel an Harmonie zwischen dem Einzelnen und der Welt um ihn. Dann zieht er sich in seine vornehmen Heimlichkeiten zurück. Er liebt die weißen Schlösser, wo müde, blasse Frauen auf den Altanen hinausträumen in die Ferne, die schwüle Luft der weltabgeschlossenen orientalischen Prunkgemächer, in die versunkenen Welten des Empire und Rokoko flüchtet er, die raffinirten Vergnügungen und das Liebesgetändel, die mit Galanterie und Geist übertünchte brutale Sinnlichkeit der lebensfrohen Adelsgesellschaft des 18. Jahrhunderts schildert er in farbenprächtigen, satten schweren Bildern. Seine Wünsche gehen nach seltenen Weinen und köstlichen, fremden Düften, nach blonden, juwelengeschmückten, schlanken Frauen, Perserteppichen und kostbaren Silbergeräthen. Er will die heilige Stille der Marmorhallen, den blauen Himmel des Südens, die große Reinheit und Keuschheit. Er schafft sich so seine eigene Welt und ängstlich hütet er seine Gärten....

Was ist mir heulender Beifall, häßlicher Tagtribut!
Wenige nur und Gleiche sollen gern mich grüßen.
Kaum gestatt' ich, daß mir die Schaar an meines Gitters
Goldne Stäbe die Finger legt.

(Das Gartengitter „Meine Gärten“.)

Das kehrt immer wieder, dieses Betonen der Freiheit vom Lärm der Gassen, vom widerlichen Athem der Menge, das Stolzsein auf das Abseits- und Einsamstehen:

Ich habe mich nie zur Zunft bekannt,
Und hab mir immer stolz bewahrt
Eigne Gedanken und eigene Art.
(„Sehnsucht.“)

Diesem Dichter ist sein Beruf ernst und heilig und er wahrt sich als Seher und Priester sein „Pathos der Distanze“ von der Menge. In seinen schönsten Gedichten ist ein weihevolles Schreiten der Worte, als ginge ein ernster Greis die weißen Marmorstufen eines Tempels hinan. Der Kampf des Andersartigen, des Höhenmenschen mit seiner Umgebung, mit der Welt, den Freunden, den Nächsten und Besten ist das Hauptthema im bisherigen Schaffen Richard Schaukals. Ihren charakteristischen Ausdruck findet diese Erkenntniß der ewigen Gegensätzlichkeit in den Gedichten „Die Barbaren“, „Einsame Feier“ („Meine Gärten“), „Euch gewidmet“, („Tage und Träume“). Dann kommt es wieder über ihn wie ein Rausch, wie ein Taumel, ein Sehnen aus seiner stillen, hohen Feierlichkeit hinaus, ins Leben.

Einmal!

Einmal mohnenschöne Leidenschaft,
Schlag mir deine Pranken ins Genick!
Immer dieser artig-leise Blick,
Diese bleiche, müde Seelenhaft.

Immer dieses weiche Hanbegeben,
Immer diese hohen, stillen Worte!
Tret' ich nie denn aus der Gartenpforte
In das heiße, nackte, rothe Leben?

Aber dann fühlt er wieder — bald — daß unter der Herde seines Bleibens nicht sei, er sehnt sich aus dem „nebelkalten Land“ nach den „Gartenlüften“ seiner Einsamkeiten („Ausfahrt“. Tage und Träume.) Der Klang der Waffen, die er zum Kampf mit dem Leben an der Seite trägt, tönt ihm rauh und häßlich. Und er fühlt die tiefe Tragik seiner Schwäche. Leben wollen, voll und mild, und nicht können, weil die Kraft fehlt, das Leben und seine Häßlichkeiten zu tragen. „Feig sind wir, schmähenswürdig!“

„Wer wandelt von uns mit ehernen Sohlen durchs Leben!“ („Kraftlose“. Tage und Träume.) Dann sinkt ihm der Muth und er beginnt an seiner Sendung und seiner Künstlerschaft zu zweifeln. Er sieht im Traume den Carrara-Marmorblock, in dem die Gestalt der heißersehnten Göttin dem Leben entgegenharrt. Er soll dem Steine die Form geben und sie so zum Leben erlösen. Aber kraftlos und verzweifelnd läßt er die Arme sinken, er weiß, daß er nicht kann, er fühlt, „daß die eine große That“ ihn „mit ihrem Flügelschimmer nur gestreift“. („Die Marmorgöttin“. Verse 1892—1896.)

Es ist wahr — zum Theil — was A. v. Hanstein in seinem Buche „Das jüngste Deutschland“ Richard Schaukal zum Vorwurf macht, seine allzu jugendliche Lebensmüdigkeit tritt zu sehr hervor. In seinen ersten Gedichtbänden finden wir viel Spielerei mit Selbstmordgedanken und unreifen Pessimismus, aber in den letzten Büchern verklingen diese Töne mehr und mehr und machen einer ernsten, resignirten Schilderung jener erwähnten Tragik der Gegensätzlichkeit Platz. Als Schaukals bestes und ausgeglichenstes Buch erscheint mir sein im Jahre 1897 erschienener Gedichtband „Meine Gärten“. Sein letztes Werk „Sehnsucht“ weist viele Schwächen auf. Kabinetstücke schwerster, reichster Schaukal'scher Kunst finden sich in dem Abschnitt „Radirungen und Pastelle“, „Die Fürstin“, „Goya“, „Judengasse“, „Musset“, „Portrait eines spanischen Infanten von Diego Velasquez“ u. s. w. Es wehl eine kraftvolle Sinnlichkeit, ein mächtiges Aufbäumen heißer Leidenschaften durch diese nadelzarten, scharfen „Radirungen“, aber auch eine schwüle kranke Gier und das lässige Ermatten gestillter grausamer Lüste. Gleich das erste der diesen Abschnitt eröffnenden Gedichte deutet mit seiner starken, derben Brutalität den Charakter der folgenden an.

Portrait des Marquis de . . . .

Hole mir einer von euch Laffen mein Pferd,
Hole mir einer von euch Lumpen mein Schwert:
Ich ließ es bei einer Dame liegen.

Lasse einer von euch Schurken einen Falken fliegen:
Ich will ihm nachsehen und mich ins Blaue verlieren,
Störe mich keiner von euch Thieren!

Auch der erste Abschnitt „Ich und Sie“, der zum Theil das Verhältniß des Dichters zu seiner Frau erkennen läßt, ist für den Psychologen interessant. Das ganze Buch ist das Buch eines jungen Ehemannes. Halb Liebhaber und halb Gatte, mit den starken Erschütterungen und heißen Erfüllungen einer jungen Ehe, läßt uns der Dichter hier tiefe Einblicke in sein Inneres thun.

Die Sprache Schaukals ist von ausgesuchter Vornehmheit. Knapp und mächtig wirkend durch die Wucht ihrer Plastik. Ich setze hier eines seiner kurzen, stimmungsvollen Gedichte her, die zwingend sind wie die düsterbraunen Gemälde alter Meister:

Chronica.

Sabbioneta kam von fernen Fahrten
Zu seiner Gattin, die mit kühlen, zarten
Verbrecherhänden ihm Willkommen bot.

Er sah in ihre großen, ahnungsbangen
Verbuhlten Augen, und im schwarzen langen
Sammtmantel neben ihr stand schon der Tod.

---

## Besprechungen.

**Moritz v. Egidy. Sein Leben und Wirken.** Unter Mitwirkung der Familie v. Egidy und unter Mitarbeiterschaft von Arthur Mühlberger, sowie einiger Freunde (Frau Amtsrichter R. Deutsch und Hr. Lehrer G. Herter) herausgegeben von Heinrich Driesmans. Dresden und Leipzig (E. Piersons Verlag) 1900. — Einer, der in den 90er Jahren des neunzehnten Jahrhunderts aus dem Auslande nach Berlin übersiedelte in der Hoffnung, dort die deutschen Männer zu finden, wie man sie aus der Geschichte als Vertreter des Idealismus kennt, mochte nach vielen Enttäuschungen, wenn er einem Vortrag des Oberstleutnants v. Egidy beiwohnte, das finden, was er gesucht hatte. Man kann sich vorstellen, wie ein entsprechend tief und warm veranlagtes Gemüth in Egidy den lebenslang gesuchten Führer begrüßen mochte, und als Egidy starb, hatte wohl Jedermann den Eindruck, daß die Welt um eine starke Persönlichkeit ärmer geworden sei. Er war Einer, der den Muth hatte, er selbst zu sein. Diese Persönlichkeit fernerhin wirksam zu erhalten, ist die Absicht des uns vorliegenden Werkes, das auch denjenigen fesseln wird, der der Ansicht ist, daß Egidy, wie so manche gute Menschen, von Religion, Philosophie, Kunst und Politik nichts verstanden habe. Es hält mehr als es verspricht: der erste, 800 Seiten starke Band bringt Reden und sonstige Aeußerungen Egidys und nur der zweite, 160 Seiten starke, eine Biographie und Charakteristik aus der Feder des Herausgebers. — Wir meinen, Egidys Denk- und Sprechweise am besten zu kennzeichnen, indem wir aus der Ansprache, welche er Weihnachten 1894 hielt, eine Probe mittheilen: „Wir haben unserem Glauben eine irrige Richtung gegeben; wir haben nur immer an den Oster-Christus gedacht; wir haben nicht an den Weihnachts-Christus gedacht. Wir sind wohl tausendmal mit Christus gestorben; aber wir haben nicht mit Jesus gelebt. Und wenn wir mit Ihm lebten, haben wir uns nicht der Botschaft erinnert, die sich an einen lebendigen Jesus knüpft; und wenn wir uns der Botschaft erinnerten, haben wir kleingläubig, fast gotteslästerlich gezagt: es wird ja doch nichts — die Menschen sind nun einmal so. Wir haben uns die Botschaft gefallen lassen, wir haben sie bejubelt und besungen, wir haben Jahrhunderte hindurch und bis zur Stunde um das Geheimniß der Botschaft gestritten, aber: wir haben die Botschaft nicht ernst genommen.“ — Im zweiten Bande sucht Driesmans, nachdem er eine lesenswerthe Lebensgeschichte geliefert hat, Egidys inneren Entwicklungsgang darzustellen, der von Christus zum „heiligen Entwicklungsgesetz“, von religiösen Zweifeln zur sozialen und politischen Idee der Abrüstung auf allen Gebieten hinführt, und versucht, das Verhältniß der Richtung Egidys zu verwandten und

gegensätzlichen Richtungen zu charakterisiren, wobei er stets auf Egidys Seite ist und neben manchem Guten Sätze wie die folgenden ausspricht: „Egidy ging dem Uebel bis an die Stelle nach, auf welche Nietzsche (ohne sein Vorwissen!) den Finger gelegt hatte. So ward der Eine die natürliche, nothwendige Ergänzung des Anderen, so reichen sie einander fruchtbar die Hand." Als Quelle für religionsgeschichtliche Darstellungen „den namhaften Religions-Philosophen Heinrich Hart" zu verwenden, ist nicht empfehlenswerth. Interessant ist die Zusammenstellung der auf Egidy bezüglichen Literatur, und die echten Worte, welche Geh. Rath Förster dem Andenken Egidys gewidmet hat, sind gleichfalls wohl am Platze; auch Otto v. Leixners Nachruf, aus dem einzelnes mitgetheilt wird, möchte man im Zusammenhang lesen; hingegen dürfte das, was so und so viele arme Menschen am 29. Dezember 1898 über Egidy zusammenschreiben mußten, ruhig in dem Ozean von Druckerschwärze und Zeitungspapier begraben bleiben. Das dem ersten Bande beigegebene Portrait ergänzt das Bild der liebenswürdigen und ritterlichen Persönlichkeit. P. N. C.

Des Spaniers Galdós Drama „Electra" hat bekanntlich in dem Heimathlande des Verfassers die Gemüther zum Brausen und Ueberschäumen gebracht; aus der Empfindung der Zeit heraus geschrieben, erstand es mit seiner antiklerikalen Tendenz gerade dann auf der Bühne, als rücksichtslose Möncherei und stupide Bigotterie dem Freiheitssinne des Volkes Anlaß zu neuem Zorne gegeben hatten. Jetzt liegt das fünfaktige Schauspiel in einer deutschen Uebersetzung, der einzig autorisirten, vor uns, und wir können mit unserem ruhigeren deutschen Blute und unbeeinflußt von erregenden eigenen Erlebnissen prüfen, wie groß der Werth des Dramas als soziales Zeugniß und als literarisches Kunstwerk ist. — Die Uebersetzung hat Rudolf Beer besorgt; erschienen ist sie im „Wiener Verlag". Man müßte vielleicht Spaniens gesellschaftlichen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen, um ganz gerecht die Schilderung Galdós's zu beurtheilen, und des weiteren das Original im Urtext zu lesen fähig sein, um daran des Uebersetzers Arbeit zu bemessen; diese beiden Voraussetzungen fehlen mir. Im ganzen scheint mir die Uebersetzung geschickt gemacht, obgleich ihr einige verzwickte Redewendungen, die eine ausländische Herkunft verrathen, und daneben Provinzialismen anhaften, die, so gut sie als flüssig machendes Element beabsichtigt sein mögen, doch zu eng gefaßt sind. Aber lösen wir uns los von der Sprache, ob sie nun die Feinheiten des Originals erreiche oder nicht, und lassen wir den Gedanken und den Aufbau des Schauspieles auf uns wirken! Kann es auch uns etwas sagen, die wir nicht so sehr, wie die Spanier, die schmerzlichen Fesseln einer übermächtigen Hierarchie seufzend oder knirschend tragen? Läßt sich der Einzelfall zum Typischen erweitern, das Spanische zum Allgemein-Menschlichen, das zu allen gebildeten Menschenherzen spricht? Diese Frage ist unbedingt zu bejahen; es ist nicht nur ein Kampfdrama, sondern eine Dichtung. Freilich will ich nicht leugnen, daß mich einzelne Scenen als recht ungeschickt berührten, so gleich die ersten, wo die auftretenden Personen sich selbst und das Mädchen Electra zu charakterisiren suchen, so auch einiges in dem beim Lesen wirkungsvollen 3. Akte, der die Vereinigung Electra's mit Maximos bringt. Aber im ganzen fühlen wir uns doch mächtig gepackt, weil wir das tausendfach und auf mancherlei Weise im Leben geschehende Ringen von Finsterniß und Licht vor uns sehen und an uns spüren, weil die Arbeit und der vorläufige Sieg des dunklen Ehrenmannes Don Pantoja nur zu wahr dem gemeinen Leben abgebildet sind. Electra wird schließlich aus den Klostermauern und von dem Betruge, der sie dort hingebracht hat, durch Worte befreit, die der Geist ihrer todten Mutter zu ihr spricht; — das wird nur Wirklichkeitsfanatiker abstoßen, die dem Dichter keine Phantasie gestatten wollen. Und wer weiß, ob nicht die Phantasie nicht nur die Wahrheit, sondern auch die thatsächliche Wirklichkeit richtiger trifft, als die Skepsis? — Man vermißt wohl hier eine Inhaltsangabe des Dramas; aber nicht nur der Raum, auch die Laune verbietet sie mir. Wen es interessirt, der lese es selbst. P. E.

## Mittheilungen und Nachrichten.

**Der gestirnte Himmel im Monat Juli** (gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends). Die Milchstraße steht nunmehr schon hoch am Himmel; als breites, in dunklen Nächten glänzendes Band zieht sie vom südlichen Horizont am Scheitelpunkt östlich vorüber zum nördlichen Horizont. Ganz nahe dem Meridian, nur wenig südlich vom Zenith, steht das reiche Sternbild der Leier mit dem Stern 1. Größe Wega und dem berühmten elliptischen Ringnebel nahe bei dem Stern 2. Größe β Lyrae. Nordöstlich der Leier, inmitten der Milchstraße, glänzt das Sternbild des Schwans mit dem Stern 1. Größe Deneb; südöstlich der Leier und ebenfalls innerhalb der Milchstraße (beim Beginn eines größeren dunklen Flecks in dieser) liegend, erblicken wir das schöne Sternbild des Adlers mit dem Stern 1. Größe Atair (auch Altair), der in 2.5' Abstand einen schwächeren Begleiter hat. Die drei genannten Sterne erster Größe bilden, was zur rascheren Auffindung derselben erwähnt sein mag, ein leicht in die Augen fallendes gleichschenkeliges Dreieck, dessen Spitze mit Atair zusammenfällt. Mi·vene. auf dem gleichen Parallelkreis, nur etwa 10 Grad östlich von ihm, befindet sich im Schwan ein prachtvoller Sternhaufen, dessen einzelne Sterne schon mit kleinen Fernrohren unterschieden werden können und der in dunklen Nächten auch mit bloßem Auge sichtbar ist.

Tief im Süden, ebenfalls theilweise in die Milchstraße hineinragend, stehen die Sternbilder des Schlangenträgers und des Skorpions mit dem rothfunkelnden Stern erster Größe Antares. In gleicher Höhe mit dem Skorpion bemerken wir ferner jenseits (östlich) der Milchstraße das Sternbild des Schützen, dem die gegenwärtig in ihm weilenden beiden Planeten Jupiter und Saturn einen ungewöhnlichen Glanz verleihen. Weiter westlich stehen in geringer Höhe über dem Horizont die Sternbilder der Waage und der Jungfrau; der hellste Stern der letzteren, die Spica (Kornähre) leuchtet noch tief am westlichen Firmament, während der gegenwärtig in der Jungfrau seine Bahn ziehende Planet Mars sich am nordwestlichen Horizont gleichfalls zum Untergang anschickt.

Zwischen dem Zenithpunkt und dem westlichen Horizont erblicken wir verhältnißmäßig nahe beisammen die Sternbilder des Herkules, der nördlichen Krone und des Boates, der mit dem Stern 1. Größe Arkturus etwa in halber Höhe zwischen dem Scheitelpunkt und dem westlichen Horizont steht. Hoch am nordwestlichen Himmel glänzt der Große Bär, etwas tiefer stehen dort die Jagdhunde und der Kleine Bär. Das Sternbild des Großen Löwen mit dem Stern 1. Größe Regulus, dem sich gegen den Schluß des Monats die glänzende Venus bis auf zwei Vollmondsbreiten nähert, geht am nordwestlichen Horizont eben unter.

Oestlich vom Meridian, in der Milchstraße zwischen Schwan und Adler, stehen die kleineren Sternbilder des Fuchses, der Gans und des Delphins. Das Sternbild des Fuchses hat einen schönen Doppelnebel aufzuweisen, dem Lord Rosse den Namen Dumbbell-Nebel (dumbbell = stumme Glocke) gab, weil er in seiner Form an die in England mit diesem Namen bezeichneten Hanteln erinnert. Südlich vom Adler, am Ostrande der Milchstraße, bemerken wir noch das Sternbild des Antinous und östlich von diesem das Sternbild des Steinbocks.

Im äußersten Osten ist das Sternbild des Wassermanns und im Nordosten das Sternbild des Pegasus eben im Aufgang begriffen; die Sternbilder der Andromeda und des Perseus stehen im Nordosten noch ziemlich tief, wogegen wir in größerer Höhe daselbst das charakteristische Sternbild der Cassiopeja bemerken. In ganz geringer Höhe über dem nördlichen Horizont glänzt noch der hellste Stern im Fuhrmann: … Capella. Der neue Stern im Perseus gelangt jetzt bereits vor Mitternacht wieder in etwas größere Hö·,e, so daß er in dunklen Nächten neuerdings beobachtet werden kann.

---

Die Sonne nähert sich nunmehr wieder langsam dem Aequator, ihre Kulminationshöhe beträgt am Ende des Monats jedoch immer noch rund 60 Grad. Am 4. Juli erreicht sie für dieses Jahr ihre größte Entfernung von der Erde (Apogäum) mit 20.5 Millionen Meilen, sie nähert sich dann wieder langsam der Erde, bis zum Schluß des Monats um 40,000 Meilen. Entsprechend dieser Annäherung wächst der scheinbare Sonnendurchmesser im Laufe des Monats von 31' 27.7" auf 31' 32.3" an.

**Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):**

| Juli | Aufgang | Untergang |
|---|---|---|
| 1. | $4^h\,19^m$ früh | $8^h\,15^m$ abends |
| 8. | 4 24 „ | 8 13 „ |
| 15. | 4 30 „ | 8 8 „ |
| 22. | 4 38 „ | 8 1 „ |
| 29. | 4 46 „ | 7 54 „ |
| 31. | 4 49 „ | 7 51 „ |

Die Tageslänge nimmt hienach während des Monats Juli schon wieder um 55 Minuten ab, sie beträgt am Schlusse des Monats nur noch 15 Stunden 2 Minuten. Die Abnahme der Tageslänge vertheilt sich ziemlich gleichmäßig auf die Morgen- und Abendstunden.

Die Phasen und Stellungen des **Mondes** im Monat Juli sind folgende:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 1. | Juli | $12^h$ | nachts | Vollmond |
| 9. | „ | 4 | früh | Letztes Viertel |
| 12. | „ | 1 | nachts | Erdnähe (49,550 Meilen) |
| 15. | „ | 11 | nachts | Neumond |
| 23. | „ | 3 | nachm. | Erstes Viertel |
| 24. | „ | 4 | früh | Erdferne (54,450 Meilen) |
| 31. | „ | 11 | vorm. | Vollmond. |

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

| Juli | Aufgang | | | Untergang | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. | $7^h$ | $40^m$ | abends | $3^h$ | $55^m$ | früh |
| 8. | 11 | 18 | nachts | 11 | 55 | vorm. |
| 15. | 4 | 4 | vorm. | 7 | 29 | abends |
| 22. | 11 | 55 | vorm. | 10 | 42 | nachts |
| 29. | 6 | 18 | abends | 2 | 42 | früh |
| 31. | 7 | 29 | abends | 4 | 52 | früh |

Am 22. Juli wird die Spica, der hellste Stern in der Jungfrau, und am 26. Juli der helle Doppelstern Beta im Skorpion vom Monde bedeckt; doch sind, wie in den Vormonaten, beide Bedeckungen in unsern Breiten nicht sichtbar.

Die großen Planeten befinden sich auch im Monat Juli in recht günstigen Sichtbarkeitsverhältnissen.

Merkur, der Ende Juni im Sternbild des Krebses stationär war, bewegt sich zunächst wieder langsam rückläufig im Sternbild der Zwillinge, wird am 24. Juli dort neuerdings stationär und dann wieder rechtläufig; er beschreibt also scheinbar eine Schleife am Fixsternhimmel. Seine Entfernung von der Erde beträgt am 1. Juli 12.5 Millionen Meilen, sie sinkt bis zum 10. Juli auf 10.5 Millionen Meilen herab und erreicht damit für dieses Jahr ihren kleinsten Werth, am Schluß des Monats ist der Planet bereits wieder 17 Millionen Meilen von uns entfernt. Der scheinbare Durchmesser der durchschnittlich nur zu 15 Proz. beleuchteten Merkurscheibe beträgt am 1. Juli 11", am 10. Juli 12" und am 31. Juli 8". Am 1. Juli ist Merkur im Aphel seiner Bahn, am 13. kommt er in untere Konjunktion mit der Sonne zu stehen, am 21. Juli erreicht er seine größte südliche heliozentrische Breite. Merkur geht anfangs Juli noch etwa eine halbe Stunde nach der Sonne unter, er nähert sich dieser dann rasch und wird zunächst unsichtbar, geht aber schon am 20. Juli $\frac{3}{4}$ Stunden vor der Sonne auf und bleibt für den Rest des Monats als Morgenstern am östlichen Himmel sichtbar.

Venus durcheilt in rascher rechtläufiger Bewegung das Sternbild des Krebses und einen Theil des Großen Löwen; am 28. Juli steht sie mit Regulus, dem hellsten Stern des letzteren, in Konjunktion. Ihr Abstand von der Erde sinkt im Laufe des Monats von 32.9 auf 30.3 Mill. Meilen, der scheinbare Durchmesser ihrer durchschnittlich zu 94 Proz. beleuchteten Scheibe steigt dementsprechend von 10.3" auf 11.2" an. Am 17. Juli erreicht Venus ihre größte nördliche heliozentrische Breite. Sie geht etwa 1 Stunde nach der Sonne unter und ist daher während des ganzen Monats am westlichen Abendhimmel als hellglänzender Abendstern wahrzunehmen.

Mars geht rechtläufig vom Sternbild des Löwen in das der Jungfrau. Seine Entfernung von der Erde steigt im Laufe des Monats von 30.8 auf 34.9 Mill. Meilen an, der scheinbare Durchmesser seiner durchschnittlich nur noch zu 90 Proz. beleuchteten Scheibe sinkt infolgedessen von 6.1" auf 5.4" herab. Mars geht durchschnittlich gegen $10\frac{1}{4}$ Uhr abends unter, er ist also nur noch während der ersten Abendstunden am westlichen Himmel sichtbar. Am 21. Juli kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Jupiter setzt seine langsame rückläufige Bewegung im Sternbild des Schützen auch im Juli fort. Sein Abstand von der Erde erreicht am 1. Juli für dieses Jahr seinen kleinsten Werth mit 84.4 Mill. Meilen, bis zum Schluß des Monats steigt er dann wieder bis auf 87.0 Mill. Meilen an. Der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe beträgt im Monatsdurchschnitt 42.8". Jupiter geht durchschnittlich um 7 Uhr abends auf, er steht bei Einbruch der Dunkelheit also schon leidlich hoch am südöstlichen Himmel und bleibt bis zum frühen Morgen sichtbar, befindet sich also gegenwärtig in dem für seine Beobachtung günstigsten Stadium. — Der beständige Wechsel in der Gruppirung der vier hellsten Jupitersmonde um den Hauptplaneten, ihre Bedeckungen durch den letzteren, ihre Verfinsterungen beim Durchgang durch seinen Kernschatten können ebenso, wie die Vorübergänge dieser Monde vor dem Zentralkörper schon mit mäßigen Fernrohren fast täglich beobachtet werden und bieten besonders dem Laien ein schönes und interessantes Schauspiel dar.

Saturn hat gleichfalls ganz geringe rückläufige Bewegung im Sternbild des Schützen, er folgt dem beträchtlich helleren Jupiter im (östlichen) Abstand von etwa 7 Gr. und ist also stets leicht aufzufinden. Seine Entfernung von der Erde steigt im Laufe des Monats von 182 Mill. Meilen (Minimum für 1901) auf 184 Mill. Meilen an, der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe beträgt durchschnittlich 16.9". Die scheinbaren Dimensionen des ihn umgebenden elliptischen Ringes sind im Monatsdurchschnitt: große Achse 41.4", kleine Achse 17.5", Erhöhungswinkel der Erde über der Ringebene 25.1 Gr. (nördlich). Saturn kommt am 5. Juli in Opposition zur Sonne zu stehen. Er geht durchschnittlich um 7 Uhr abends auf und erst in den frühen Morgenstunden unter, befindet sich also gegenwärtig gleichfalls in der für seine Beobachtung günstigsten Stellung am Himmel.

Uranus setzt seine langsame rückläufige Bewegung im Sternbild des Schlangenträgers fort. Von der Erde ist er im Monatsdurchschnitt 369 Mill. Meilen entfernt, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe beträgt knapp 4". Uranus geht durchschnittlich schon um 5 Uhr nachmittags auf und vor 2 Uhr nachts unter, als Sternchen 6. Größe ist er um 9 Uhr abends nahe dem Meridian tief am östlichen Himmel wahrzunehmen.

Neptun hat geringe rechtläufige Bewegung im Sternbild des Stiers. Seine Entfernung von der Erde beträgt durchschnittlich 620 Mill. Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe rund $2\frac{1}{2}$". Er geht Mitte Juli etwa $2\frac{1}{2}$ Stunden nach Mitternacht auf, kann somit in den frühen Morgenstunden am östlichen Himmel als Sternchen 8. Größe (also nur mit bewaffnetem Auge) wahrgenommen werden.

Sternschnuppen. Im Monat Juli sind zahlreiche Sternschnuppenfälle mit verschiedenen Radiationspunkten zu beobachten. Zu den auch im Juli noch fortdauernden Cepheiden und Cygniden kommen die Pegasiden, die in der Nähe des Sterns $\beta$ Pegasi auszustrahlen scheinen, ferner die Aquariden, die im Wassermann aufleuchten, besonders aber (gegen den Schluß des Monats) die Perseiden, die von dem Stern Eta im Perseus aus nach allen Richtungen ausstrahlen und unter dem Namen „Laurentiusstrom" längst allgemein bekannt sind (Maximum erst im August). —rt—

**Erdbeben im Monat Mai 1901.** a) **Beobachtungen an der Erdbebenwarte in Laibach:** Am 25. Mai gegen $2^h$ bis gegen $4^h$ andauernde Bewegung am Horizontalpendel (Fernbeben über 10,000 km Herddistanz). Am 25. Mai gegen $5^h\,2^m$ sehr schwache seismische Aufzeichnung am Kleinwellenmesser (Beben aus Oberitalien). Am 28. Mai gegen $2^h\,50^m$ schwache seismische Aufzeichnung von nahem Herde. b) **I. In- und ausländische Erdbebenwarten:** Am 13. Mai gegen $9^h\,15^m$ starke seismische Aufzeichnung in Padua, Pavia und Rom. Am 14. Mai gegen $8^h\,15^m$ deßgleichen. Am 15. Mai gegen $23^h\,30^m$ Fernbeben in Padua. Am 16. Mai von $5^h\,34^m\,57^{sec}$ bis $5^h\,36^m$ schwache Aufzeichnung (Nachbeben [Casamicciola]). Am 21. Mai gegen $16^h\,15^m$ schwache seismische Störung in Florenz. Am 21. Mai gegen $22^h$ Fernbeben in Padua und Rom. Am 22. Mai gegen $10^h\,30^m$ Fernbeben in Florenz. Am 25. Mai $1^h\,42^m\,55^{sec}$ Beginn, $1^h\,43^m\,26^{sec}$ stärkere Bewegung, gegen $2^h\,35^m$ langsame Wellen, gegen $3^h\,45^m$ Ende eines Fern-

bebens (Casamicciola). Am 25. Mai von $1^h\,45^m$ bis $3^h\,30^m$ Fernbeben in Catania, Rom und Rocca di Papa. Am 26. Mai $2^h\,30^m$ Fernbeben in Padua, Rocca di Papa und Rom. II. Erschütterungen wurden beobachtet: Am 3. Mai gegen $23^h$ in Palombara Sabina, Cretone, Monterotondo (Rom) Erschütterung IV. Grades. Am 4. Mai gegen $10^h\,40^m$ ebendort wie oben. Am 5. Mai gegen $21^h$ ebendort. Die Erschütterungen wurden gleichzeitig in Rom und Rocca di Papa von den Instrumenten verzeichnet. Am 7. Mai gegen $10^h\,45^m$ ebendort neuerliche Erschütterungen. Am 9. Mai gegen $22^h\,45^m$ registrirten Rom und Rocca di Papa ein Nahebeben. Am 9. Mai gegen $3^h$ in Königstade und Karthaus (Oesterreich) nach einem Gewitter ziemlich starkes wellenförmiges Beben. Am 11. Mai gleich nach Mittag in Nicolosi am Aetna ein sehr starkes Beben, Baulichkeiten wurden beschädigt. Catania registrirte diese Erschütterung. Gegen $19^h\,15^m$ in Nicolosi neuerlich eine sehr starke Erschütterung. Am 8., 9., 10. und 11. Mai in Vogtland (Brambach) eine Reihe von Erdstößen. Am 11. und 12. Mai wiederholten sich die Erschütterungen in Palombara Sabina. Am 14. Mai gegen $3^h\,45^m$ in Nicolosi Erschütterung V. Grades. Am 15. Mai gegen $10^h$ in Nicolosi Erschütterung III. Grades. Am 17. Mai gegen $10^h$ und $17^h\,45^m$ leichte Erschütterungen in Messina. Am 21. Mai gegen $3^h\,36^m$ starker Erdstoß in Florenz. Am 23. Mai gegen $17^h\,30^m$ in Markt Tüffer (Steiermark) eine schwache Erschütterung. Am 23. Mai gegen $22^h\,25^m$ in Otočar (Croatien) sehr starker Erdstoß. Am 25. Mai in Motrie und Granada (Spanien) sehr starkes Erdbeben. Am 25. Mai gegen $5^h$ in Savona Erschütterung IV. Grades, die auch in Turin, Moncalieri, Susa, Cuneo, S. Damiano d'Asti verspürt wurde. Die Instrumente in Rom, Pavia, Padua und Turin verzeichneten gleichfalls diese Erschütterungen. Am 31. Mai in Veliko Popović (Serbien) während eines Gewitters eine starke Erschütterung.

Prof. Albin Belar,
Leiter der Erdbebenwarte in Laibach.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Sitzungen vom 27. Juni. Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär Hr. Diels. 1. Hr. Erman las über die Inschrift des Bezirs Rechmere. Diese unlängst von Newberry veröffentlichte Inschrift aus der Zeit Thutmosis' III. (15. Jahrhundert v. Chr.) stellt die Obliegenheiten und Rechte des höchsten Beamten des ägyptischen Staates zusammen. — 2. Hr. Lenz legte das mit Unterstützung der Akademie bearbeitete Werk vor: Joseph Hansen, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns und der Hexenverfolgung im Mittelalter. Mit einer Untersuchung der Geschichte des Wortes Hexe von Johannes Franck. Bonn, Carl Georgi 1901. — Physikalisch-mathematische Klasse. Vorsitzender Sekretär Hr. Waldeyer. Hr. Waldeyer las: Bemerkungen zur Anatomie der Spermien. Es ist zu empfehlen, an den Spermien allgemein noch ein besonderes „Halsstück“ zu unterscheiden und das bisher so genannte „Mittelstück“ der Urodelenspermien als „Halsstück“ zu bezeichnen. Dem Halsstücke kommen mehrere wichtige Funktionen zu. Die am vorderen Ende der Spermienköpfe befindlichen Durchbohrungsvorrichtungen, Perforatorien, sind entweder bohrende (Spieße Retzius) oder schneidende. — Die von Ballowitz entdeckte Steuermembran hängt wahrscheinlich mit den Nebenfadenbildungen zusammen.

* **Göttingen.** Der außerordentliche Professor der Philosophie Dr. Eduard Rehnisch ist nach kurzer Krankheit gestorben. Er war 1840 zu Olbersdorf bei Zittau geboren, studirte in Göttingen, woselbst er 1873 promovirte und sich in demselben Jahre als Privatdozent der Philosophie habilitirte. 1879 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt. Von 1880 bis 1881 war er Redakteur der „Göttinger Gelehrten-Anzeigen“. Unter seinen zahlreichen literarischen Veröffentlichungen ist die Herausgabe von „Lotze's Vorlesungen nach Diktaten“ die bekannteste. — Der hiesige Oberbibliothekar an der kgl. Universitätsbibliothek Dr. G. Focke ist als Oberbibliothekar und Stellvertreter des Bibliotheksdirektors nach Greifswald versetzt worden. An seine Stelle ist der Bibliothekar Dr. Kerufe aus Berlin getreten.

* **Aachen.** Die hiesige technische Hochschule ernannte den Wirklichen Geheimrath Krupp in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um die Förderung der technischen Wissenschaften zum Doktoringenieur.

* **Berlin.** Professor Dr. Johannes Schmidt, Geh. Regierungsrath und Mitglied der Akademie, ist gestern, am 4. d. M., infolge eines Herzschlages im 58. Jahre gestorben. Noch vor wenigen Tagen konnte der Verblichene sein 25jähriges Jubiläum als Ordinarius der hiesigen Universität begehen. Mit ihm ist der Hauptvertreter der älteren, auf Schleicher fußenden Richtung der indogermanischen Sprachwissenschaft dahingegangen. Außer durch seine Werke (die wichtigsten sind „Zur Geschichte des indogermanischen Vokalismus“ und „Die Pluralbildungen der indogermanischen Neutra“) hat Joh. Schmidt besonders durch seine markante, temperamentvolle Persönlichkeit und seine lebendige mündliche Darstellung auf seine Schüler gewirkt, die den Hauptnachwuchs der jüngeren Vertreter der Indogermanistik bilden. Mit Prof. Kuhn in München gab Schmidt die „Zeitschr. für vergl. Sprachforschung“ heraus. — Den achtzigsten Geburtstag feiert heute, am 6. Juli, Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Friedrich Dieterici, der bekannte Orientalist. Er wurde hier als ältester Sohn des Nationalökonomen Wilhelm Dieterici (gest. 1859) geboren, und kam gleich vielen Anderen erst auf dem Umwege von der Theologie zum Studium der orientalischen Sprachen. Sein Hauptgebiet ist das Arabische. Er besuchte die Universitäten Berlin, Halle und Leipzig; zu den Lehrern, die Einfluß auf ihn übten, gehörten u. A. Friedrich Rückert, damals Professor an der Berliner Universität. 1846 führte sich Dieterici als Privatdozent in Berlin ein. Schon 1850 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt; er ist jetzt der Senior unter den Extraordinarien der hiesigen philosophischen Fakultät und übt noch seine Lehrthätigkeit aus.

* **Breslau.** Der bisherige Hülfsbibliothekar an der hiesigen Königlichen und Universitäts-Bibliothek Dr. Friedrich Kuhn ist zum Bibliothekar an derselben Bibliothek ernannt worden. — Dem zweiten Assistenzarzt an der hiesigen Universitäts-Frauen-Klinik und -Poliklinik, Dr. med. Roland Sticher, ist die venia legendi für Gynäkologie und Geburtshülfe ertheilt worden.

* **Dresden.** Dr. W. Foy, erster Assistent am hiesigen Ethnographisch-anthropologischen Museum ist zum Direktor des neuerrichteten Museums für Völkerkunde in Köln ernannt worden. — Regierungsbaumeister L. Böhm, Garnison-Bauinspektor a. D. ist zum ordentlichen Professor für Hochbau an der hiesigen Technischen Hochschule ernannt worden.

wg. **Aus Oesterreich.** Der ordentliche Professor der slavischen Philologie an der Universität Graz, Hofrath Dr. Gregor Krek, ist in den Ruhestand getreten.

* **London.** Hier ist der Physiker und Mathematiker Peter Tait im 62. Lebensjahre gestorben. In ihm verliert die britische exakte Naturwissenschaft einen ihrer angesehensten Pfleger. Seine Studien betreffen die reine und angewandte Mathematik, die Statistik, die theoretische und die Experimentalphysik, die Wetterkunde. Von seinen physikalischen Untersuchungen sind die über Kapillarität, Thermoelektrizität, zur Lehre von der Wärme, zur Kenntniß der Elektrolyse, über die Physik des Wassers hervorzuheben. Die Zahl der Einzelstudien Taits beläuft sich auf mehr als hundert. Mehrere seiner Werke sind ins Deutsche übersetzt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

F. v. Bodelschwingh: Ein offenes Wort aus Anlaß der Kanalvorlage. Berlin, Walther 1901. — D. Lesueur: Die Entwicklung der Frauenbewegung und ihre wirthschaftlichen Resultate. Uebersetzt von Hulda Foerster. Ebd. 1901. — Dr. phil. v. Olkech: Ueber Zölle und kleine Mittel zur Hebung der Landwirthschaft. Ebd. 1901. — O. Philler: Handausgabe der Deutschen Grundbuchordnung. Berlin, O. Liebmann 1901. — R. Hüner: Der Post- und Telegraphen-Anwärter. 3. Aufl. Berlin, Liebel 1901. — K. Fischer: Großherzog Karl Alexander von Sachsen. Gedächtnißrede. (Kleine Schriften, 9.) Heidelberg, Winter 1901.

Jahrgang 1901. München, Montag, 8. Juli. Nummer 153.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Neue Frauenlyrik.

Von Heinrich Meyer-Benfey.

### I.

Seit mehr als einem Jahr häufen sich bei mir die Gedichtbände von weiblichen Verfassern, über die ich den Lesern dieser Blätter berichten wollte. Und jedesmal, wenn ich glaubte, am Ende zu sein, und das Fazit ziehen zu können, tauchten neue Bändchen vor meinen Augen auf. So ist mir der erstaunliche Umfang der Produktion auf diesem Gebiet auf eine recht nachdrückliche Art zu Gemüthe geführt worden. Freilich imponirt sie nur durch ihre Quantität. Sobald man hingegen auf Qualität und Werth sieht, sobald man diese Dichtung nicht nach der Elle mißt, sondern wiegt, da schrumpft sie bedenklich zusammen. Die Zahl der Sammlungen, die in irgend einem Sinne Beachtung verdienen, ist sehr klein, und auch sie sind meist nur darum beachtenswerth, weil sie über das tiefe Niveau der anderen, der allzuvielen, um ein weniges hervorragen. Eine solche Musterung ist daher nichts weniger als ermuthigend; und hätte ich mich auf die Neuerscheinungen des letzten Jahres beschränken müssen, so würde vermuthlich die Ausbeute für diesen Bericht, wie auch für eine geplante Anthologie, betrübend gering gewesen sein. Wenn einmal diese Masse im Siebe der Geschichte gesichtet wird, ich fürchte, es wird sehr wenig vollwichtiges Korn im Siebe bleiben.

Eine solche Sichtung ist inzwischen mit der gesammten deutschen Frauenlyrik vorgenommen worden. Der erstaunlich rührige und für die Einbürgerung der modernen Dichtung unermüdlich thätige Verlag Schuster u. Loeffler hat uns zu Weihnachten ein Buch geschenkt, das zum erstenmale den Versuch macht, den Entwicklungsgang der deutschen Frauendichtung an der Hand einer sorgfältigen Auslese übersehen zu lassen: das Buch der Sehnsucht von Paul Remer. Es soll auch uns willkommenen Anlaß geben zu einer knappen Gesammtorientirung auf diesem Felde. Ich werde zunächst die Auswahl im ganzen zu charakterisiren suchen, dann in den gröbsten Zügen das darin gespiegelte Stück Literaturgeschichte skizziren und dabei zu den einzelnen Autoren meine Bemerkungen vorbringen; endlich aus den Erscheinungen der jüngsten Zeit, soweit sie mir bekannt geworden sind, das Wichtigste nachtragen.

Beginnen wir mit dem unumwundenen Zugeständniß, daß Remers Anthologie ein gutes, prächtiges Buch ist, an dem jeder Freund deutscher Lyrik seine Freude haben wird. Das war nicht anders zu erwarten. Remer ist uns seit Jahren als Gönner und Kenner der Frauendichtung, als feinsinniger Interpret der Lyrik (Heines und Storms), wie auch als Selbstdichter, als feiner, farbenreicher Stimmungskünstler, bekannt. So war er zu dieser Aufgabe berufen und befähigt wie kaum ein Anderer. — Er vereinigt in seinem Buche 25 Dichterinnen. Von bekannteren Namen wird man keinen vermissen; neben ihnen erscheinen manche halb oder ganz vergessene aus älterer Zeit und noch unbekannte, kaum erblühte Talente aus der jüngsten Generation. Die älteste der vertretenen Dichterinnen ist 1797, die jüngste 1881 geboren. Zwei der verwertheten Gedichtbände sind 1900, eine Dichterin ist überhaupt noch nicht in Buchform erschienen. Von jeder gibt Remer eine mit Umsicht und Geschmack getroffene Auswahl, deren Umfang sich nach der Bedeutung der Dichterin richtet und in den meisten Fällen ausreicht zu einem vollen Eindruck von ihrer künstlerischen Physiognomie. Vor jeder einzelnen steht ein Bild der Verfasserin mit biographischen und bibliographischen Notizen. Aesthetische Charakteristiken enthält die ausführliche Einleitung, die zugleich die einzelnen Gestalten zu einem Gesammtbilde vereinigt. So kann man die Einrichtung des Ganzen einfach mustergültig nennen. Und jedenfalls ist das Buch trefflich geeignet, der Frauendichtung neue Freunde zu gewinnen, Lust und Liebe zu ihr zu erwecken und in weitere Kreise zu tragen. Denn diese taktvolle Auswahl des Besten gibt ein ganz anders erfreuliches und einladendes Bild, als wenn man die ganze ungesonderte Masse des Materials vor sich ausgebreitet sieht.

Aber Remers Buch will mehr sein als eine chronologisch geordnete Gedichtsammlung, ein Textbuch zu einem Ausschnitt der Literaturgeschichte, es gibt sich zugleich als Ausführung einer kulturhistorischen Idee. Schon der Titel des Buches deutet das an. „Das Buch der Sehnsucht." Eine Geschichte wird darin erzählt. Die Geschichte der weiblichen Seele, wie sie anfangs im dumpfen Schlummer der gesellschaftlichen Konvenienz, in äußerer und innerer Unfreiheit gefangen liegt, wie die ersten Regungen des Selbständigkeitsdranges, die ersten Ahnungen eines vollen menschlichen Daseins erwachen, aber das Weib noch nicht den Muth findet, sich zu ihnen zu bekennen, wie die Stimmen lauter und dringender werden, wie es, oft schüchtern, dann entschiedener die neue Forderung, den Anspruch auf Gleichberechtigung geltend macht und endlich in hartem Kampfe mit der Welt und noch mehr mit dem „inneren Feinde" in der eigenen Brust sich das Recht, Mensch zu sein, erringt, ein Recht, das die jüngste Generation bereits als selbstverständlichen Erbbesitz überkommen hat. Kampf und Sieg der Frauenseele um ihr Menschsein — das wäre in knapper Formel der Inhalt der Geschichte, die hier in der Einleitung skizzirt, in der Sammlung in den Dokumenten dargestellt wird.

Ein solcher Nebenzweck und Leitgedanke, der aus einer Menge einzelner, in sich abgeschlossener Stücke eine Art organischer Einheit schafft, ist natürlich überall zulässig, hat aber in diesem Falle doppelte Berechtigung. Denn die Beschränkung der Auswahl auf weibliche Verfasser, soll sie nicht bloß auf äußeren Rücksichten der Bequemlichkeit, der Ordnung u. s. w. beruhen, ist mehr durch einen kulturhistorischen als durch einen ästhetischen Gesichtspunkt gerechtfertigt. Aus ästhetischen Gründen kann man die verschiedenen Dichtungsgattungen, wie etwa Lied, Ballade, Lehrgedicht, absondern, ebenso auch die Dichtungen verschiedener Völker, denn, abgesehen von der äußeren Schranke, die die Sprache schafft, ändern sich mit dem verschiedenen Material auch die Gesetze dichterischen Gestaltens und ist ferner jede Sprache zugleich der Ausdruck einer bestimmten Volksseele, daher schon an sich mit einer eigenen ästhetischen Physiognomie ausgestattet. Dagegen ist Frauendichtung schlechterdings kein ästhetischer Begriff. Denn das Geschlecht des Verfassers gehört nur zu seinen menschlich-bürgerlichen Verhältnissen, ist daher für das Gedicht als Kunstwerk völlig gleichgültig, ebenso gleichgültig wie sein Stand, Alter, Vermögenslage u. s. w. (Man müßte denn zuerst nachweisen, daß es eine spezifisch weibliche Art und Gesetzlichkeit des Dichtens gibt —, ein Beweis, der nicht erbracht ist und nicht erbracht werden kann, da die Behauptung absurd ist.) Vom ästhetischen Standpunkt aus hat daher eine Sammlung von Gedichten weiblicher Autoren nicht mehr Sinn als eine solche von Aerzten oder von Millionären. Aber neben der ästhetischen geht die kulturgeschichtliche Betrachtung her. Denn wenn auch das Gedicht sie nicht verlangt, so kann die Kulturgeschichte das Gedicht nicht entbehren. Es ist unzweifelhaft ein würdiges Problem der Forschung, wie sich das weibliche Seelenleben im Laufe des letzten Jahrhunderts entwickelt hat, und es ist ebenso klar, daß hiefür die von Frauen verfaßten Gedichte ein Material ersten Ranges abgeben, auf das die Forschung nicht verzichten kann. Es muß daher statthaft und nützlich sein, sie unter diesem Gesichtspunkte zu sammeln.

Indessen, so sehr diese Art der Betrachtung ihr gutes Recht hat, ist sie nicht ohne Bedenken. Zunächst liegt die Gefahr nahe, daß der kulturhistorische Gesichtspunkt die ästhetische Beurtheilung verdränge oder störe. Für den Werth eines Gedichtes ist jedoch nur diese entscheidend. Und da Remers Buch eben doch zunächst eine lyrische Anthologie und nicht ein Quellenbuch zur Kulturgeschichte ist, so muß sie auch für ihn in erster Linie stehen. Da nun Remer ein Mann von gutem Geschmack und feinem Urtheil ist, so ist diese Forderung im ganzen erfüllt. Immerhin ist sie in einzelnen Fällen verletzt. So wäre „Sankt Peter und der Blaustrumpf“ von der Ebner-Eschenbach kaum aufzunehmen gewesen, wenn man nur auf den dichterischen Werth, nicht auf den Dokumentenwerth, das inhaltliche Interesse, sieht. (Um so dankbarer ist anzuerkennen, daß Remer der naheliegenden Versuchung, auch die zahlreichen „Naturdichterinnen“ in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen, mannhaft widerstanden hat.) Noch mehr jedoch tritt das in der Einleitung zutage. Hier werden die einzelnen Dichterinnen vornehmlich nach ihrer Stellung im und Theilnahme am Befreiungskampfe des Menschen im Weibe gewürdigt. Fast jede erzählt eine Geschichte von Kampf und Sieg, von Sehnsucht, Auflehnung, Befreiung. Sie erhält dadurch eine Rolle in dem großen Geschichtsdrama, das sich vor uns abspielt, und Remer versteht es meisterlich, der Erzählung Leben und Farbe zu verleihen. Aber die ästhetische Hauptfrage: wie viel wiegt die Dichterin als künstlerische Potenz, wie stark ist die formschaffende Kraft in ihr? erscheint dabei ganz als Nebensache und wird nur gelegentlich und nebenbei gestreift. Daß dennoch die Auswahl auch vom ästhetischen Standpunkte aus gut und das Bild im allgemeinen richtig ist, erscheint daher beinahe zufällig. Aber es hat in Deutschland seine Bedenken, das ästhetische Urtheil hinter der Rücksicht auf den Inhalt zurücktreten zu lassen. Denn wir sind im allgemeinen, und ganz besonders bei der Lyrik, nur allzusehr geneigt, den Inhalt auf uns einwirken zu lassen, darauf unsre Schätzung zu gründen und im übrigen den guten Willen für die That zu nehmen. Und gerade darum ist es um so nothwendiger, immer wieder und mit aller Entschiedenheit zu betonen, daß eine gute und edle Gesinnung, eine starke, gesunde Empfindung zwar für ein Gedicht sehr wünschenswerth und schätzenswerth sind, daß sie aber für sich allein noch kein Gedicht zustande bringen können, sondern daß es hiefür allein auf die Gestaltungskraft ankommt, die Kraft, aus jenem Material ein eigenthümliches, organisches Gebilde zu schaffen, das sein Gesetz und seinen Schwerpunkt in sich hat.

Und ferner, so fruchtbar und zentral der Gesichtspunkt ist, unter dem Remer die Frauendichtung betrachtet, er ist doch nur ein Einzelner und erschöpft auch den kulturhistorischen Werth einer solchen Sammlung nicht. Das Streben nach einem bewußten, vollen Menschenthum, der Muth zur Selbständigkeit ist nicht der einzige Fortschritt, den die Frau im letzten Jahrhundert errungen hat. Sie hat zugleich den Inhalt ihres Seins, den Umfang und Spielraum ihrer Eigenart unendlich erweitert. Ihr Empfinden ist nicht nur freier und selbstsicherer, es ist zugleich unvergleichlich reicher, mannichfaltiger, feiner, differenzirter geworden. Auch dieser Wandel spiegelt sich deutlich in der Frauendichtung. Man vergleiche die ältere und die jüngste Generation bei Remer. Wie eng und geschlossen ist der Kreis, den jene mit ihrem Gefühl ausfüllen, und wie grob, konventionell typisch und monoton ist dieses Gefühl selbst! Wie mannichfach und nüancirt ist es dagegen bei den Jüngsten, wie umfassend im ganzen und wie eigenartig im einzelnen, wie deutlich heben sich hier die Individualitäten voneinander ab! Aber gerade dieser reiche, bunte Inhalt gibt der neu errungenen Freiheit erst ihren vollen Werth und Sinn; denn wahre Freiheit ist nicht das Abwerfen eines Jochs, sondern die Kraft, ein Neues, Eigenes zu schaffen.

Und endlich, die erstarkende Kraft der Formgebung (es ist hier, wie überall, von der Droste abzusehen) ist eine Erscheinung, die auch die Beachtung des Kulturhistorikers verdient. Denn die Fähigkeit, aus sich heraus Kunstwerke zu zeugen, die nun für sich leben und in denen zugleich die Seele des Schaffenden lebt, sie ist ein nicht geringerer Gewinn und Beweis der Reife und Mündigkeit des Weibes, als der siegreiche Wille zur Selbständigkeit und als die Bereicherung ihres Empfindens. Was Anna Ritter über ihre Vorgängerinnen erhebt, ist nicht eine größere Freiheit, der Muth zu einer bisher nicht gewagten Empfindung, noch auch überhaupt eine neue, vor ihr unbekannte Empfindung —, der Inhalt ihrer Gedichte ist im ganzen kein anderer, als was von jeher Inhalt der Weibempfindung und Frauendichtung war —, sondern vielmehr, daß sie es vermocht hat, diesem stets Empfundenen einen in seiner Weise vollendeten künstlerischen Ausdruck zu verleihen. Das scheint wenig und ist in Wahrheit sehr viel. Denn von der wärmsten, lebendigsten Empfindung bis zu ihrer Gestaltung im Kunstwerk ist ein weiter Weg. Diese ist

stets nur das Ergebniß einer langen und allmählichen Entwicklung, die Blüthe am Baume einer voll ausgewachsenen Kultur. Unzählige tastende Versuche müssen den endlichen Sieg vorbereiten. Und daß es jetzt den Frauen gelingt, ihre Seele in die bleibende Form des reinen Kunstwerks zu gießen, nicht mehr als vereinzelte Ausnahme, wie die Droste, sondern in einem Reichthum von individuellen Talenten, der sich vor den männlichen Kollegen nicht zu schämen braucht, das ist uns wiederum ein werthvolles Pfand dafür, daß das Weib reif und mündig geworden ist und als vollwerthiger Theilnehmer in die Kulturarbeit eintritt.

* * *

Die vorstehenden Bemerkungen sollen Remers Sammlung in keiner Weise herabsetzen, sondern nur der Charakteristik dienen. Die Freude an dem Buche werden sie Niemand verderben. Es hat eben auch, wie jeder Mensch und jedes Buch, die Fehler seiner Vorzüge. Wir wollen nun, indem wir uns seiner Führung anvertrauen, eine flüchtige Wanderung durch die Gefilde der Frauendichtung antreten und sehen, welches Bild sich vor uns entfaltet.

Gleich am Eingange des Weges grüßt uns die überragende Gestalt der **Annette v. Droste-Hülshoff** (geb. 1797). Sie ist in jedem Sinne die erste, der Zeit wie dem Range nach. Was vor ihr von deutschen Frauen gedichtet worden ist, liegt jetzt hinter uns in wesenlosem Scheine. Sie selbst aber steht noch heute unübertroffen und unerreicht da. Wie Homer am Anfange der griechischen oder Dante in der italienischen Dichtung. Ich kann es mir ersparen, näher auf sie einzugehen, da hiezu vor wenigen Jahren ihr hundertjähriger Geburtstag in allen Zeitungen Anlaß gegeben hat und sie heute ohnehin jedem Gebildeten bekannt ist. Was Remer über sie sagt, ist im ganzen sehr fein und treffend; doch scheint es mir, als ob das Gesammtbild doch ein wenig konstruirt und zurechtgerückt ist, um in den Zusammenhang zu passen. Ich glaube nicht, daß es gerade Mangel an Muth, Furcht vor sich selbst, bewußtes Niederkämpfen des Selbständigkeitsdranges war, was sie abhielt, dem „freien Weibe" zuzujubeln und ihrem persönlichen Empfinden rückhaltlosen Ausdruck zu geben; ich bin vielmehr geneigt, darin die natürliche Folge ihrer selbständigen Sonderart zu sehen, der eigenthümlich herben Keuschheit und Vornehmheit ihres echt norddeutschen, knorrigen, einsamen, in sich abgeschlossenen Wesens, sowie der ebenso entschiedenen Eigenart ihres künstlerischen Charakters. Remers Auffassung stützt sich etwas zu sehr auf einzelne, zufällig herausgegriffene Gedichte. Aber die „beschränkte Frau" darf man kaum zu solchen Konsequenzen ausnutzen, und aus dem Gedichte „Am Thurm" könnte man gerade so gut das Gegentheil herauslesen. — Richtig ist, daß der Grundzug ihrer Dichtung episch ist, allerdings doch in sehr anderem Sinne als bei ihren Vorgängerinnen und Zeitgenossinnen; ihr unvergleichlich scharfer Sinn für die konkrete Wirklichkeit der äußeren Natur gab ihr zumeist diese Richtung. Man kann es daher bedauern, daß, wie überhaupt in der Sammlung, so auch bei ihr die eigentliche Epik, die Ballade, ausgeschlossen ist. Aber andrerseits hat sie doch rein lyrische Aeußerungen nicht so ängstlich gemieden, wie es nach Remer scheint. Sie hat in manchen Gedichten echt weiblichem Empfinden wunderbar innigen Ausdruck gegeben, und diese sind nicht so ganz vereinzelte Ausnahmen. Außer der „beschränkten Frau" wären z. B. noch „Junge Liebe" und „Brennende Liebe" zu nennen. Dafür würde man gern auf das Gedicht „Noth" verzichtet haben, das trotz einzelner prächtiger Ausdrücke im ganzen doch recht mißlungen, schief herausgekommen und auf dem Wege zur Form stecken geblieben ist. Es ist gerade dadurch ja in gewisser Weise, aber doch nicht im guten Sinne charakteristisch. Ganz kommt also die Dichterin in der allzu beschränkten Auswahl nicht zu ihrem Rechte. — Im Vorbeigehen sei auf das entzückende Bild hingewiesen, das wir hier an Stelle der sonst üblichen abscheulichen Holzschnitte erhalten.

Die Droste ist eine ganz isolirte Erscheinung, die vollständig abseits der allgemeinen Bahn liegt, eine grüne Insel in einer unermeßlichen Sandwüste. Sie schließt sich an keine Vorbilder an; sie ist einsam in ihrer Zeit —, ihre Altersgenossin ist Luise Hensel, die Verfasserin von „Müde bin ich, geh' zur Ruh'" —; sie bleibt auch weiterhin isolirt, ohne Nachfolge, ohne eine von ihr ausgehende Entwicklungslinie. Die nächsten nach ihr sind ganz unbedeutende Erscheinungen und kaum der Erneuerung werth. Remer hat sie vermuthlich hereingenommen, um an einigen Typen den Charakter der Periode zu veranschaulichen und die Lücke zu füllen, aber eigentlich zeigen sie erst recht die Leere der Zeit. Am wenigsten will mir **Sofie Dethleffs** gefallen; auch ihren plattdeutschen Gedichten kann ich nicht viel poetischen Werth zugestehen. (Am ehesten noch dem letzten „Ol Juchen".) Höher steht **Betty Paoli** (geb. 1814), die älteste der hier so stattlich vertretenen Oesterreicherinnen. Zwar haben auch ihre Gedichte wenig Signatur, aber manche sind doch nicht schlecht. Namentlich sind einzelne Liebesgedichte innig empfunden und gut im Ausdruck. In Remers Besprechung dieser Dichterinnen vermißt man besonders die Beachtung der eigentlich ästhetischen Faktoren. Neben ihnen hätte vielleicht auch **Amelie Godin** Berücksichtigung verdient, die durch ihre Geburt (1824) in diese Generation gehört, wenn auch ihre Gedichte erst in den letzten Dezennien im Druck erschienen sind. Zwar sind auch sie nicht besonders originell, aber eine tiefe, vornehme Empfindung spricht aus ihnen und findet oft schlichte, ansprechende Töne.

In eine ganz andere Region führt uns **Marie v. Ebner-Eschenbach** (geb. 1830). Allerdings ist sie noch entschiedener und ausschließlicher als die Droste ein episches Talent, und nur wenige Gedichte sind es, die hier in Betracht kommen, aber auch aus ihnen weht uns der Athem einer großen, weiten Seele und einer starken Künstlerpersönlichkeit entgegen. Es sind durchweg Epigramme. Man mag sie immerhin Gedankendichtung nennen, dagegen scheint mir der Ausdruck „Verstandesdichtung" nicht ganz zutreffend: es ist doch nicht die Reflexion, die sie geschaffen hat, sondern ein intensives Gefühl, das Erleben des Menschenlooses im Gemüth und inniges Mitempfinden mit fremdem Geschick. Und die Kraft und Kunst, mit der dieses Lebensempfinden in ein Bild verdichtet und ein Menschenschicksal in eine knappe lyrische Formel gefaßt ist, macht diese Gedichte — und auch einige, die nicht aufgenommen sind — zu echten kleinen Kunstwerken. Sind sie auch nicht wirkliche Lieder, so wird man sie doch in einer Uebersicht der Frauendichtung nicht missen mögen. Weniger gelungen sind ihre spärlichen längeren Gedichte. Das ganz schwache vom Blaustrumpf wurde schon erwähnt. Bei der „Liebeserklärung" stört die übermäßige Breite; Remer hat nur den Schluß mitgetheilt.

Eine wirkliche Lyrikerin von Gottes Gnaden tritt uns erst wieder in **Ada Christen** (geb. 1844) ent-

gegen. Sie ist fast durch ein halbes Jahrhundert van der Draste getrennt. Mit ihr tritt ein ganz neuer Inhalt in die Frauendichtung ein: der saziale Kampf- und Nathschrei. Das ist ganz etwas anderes als die zahmen, kanventianellen Lieder vam „Arbeitsmann", die van außen gesehenen und sentimental verzeichneten Bilder der Safie Dethleffs. Diese Klänge sind ganz echt, denn sie sind erlebt im vallsten Sinne, und sie lassen merken, daß die bittere Nath selbst ihre Hebamme war. — Die Dichterin begann mit Nachahmung Heine's, in den „Liedern einer Verlorenen" (1868) steht sie ganz in seinem Banne; sie hat sich dann immer mehr van ihm befreit und ihre Individualität entschiedener und kräftiger entfaltet. In ihrer Technik erinnert sie immer etwas an Heine, und nicht zu ihrem Schaden. Sie hat durchweg eine hübsche, einfache, klare Farm; sie beschränkt sich auf das Wesentliche, und gerade diese Kunst der Auswahl gibt ihren Liedern die Geschlossenheit und Einheitlichkeit des echten Kunstwerkes und sticht wahlthuend ab gegen das planlase Zusammenwürfeln der verschiedensten Dinge, wodurch die meisten der Neueren ihren Mangel an Farmsinn verrathen. Geringer ist ihr Talent für die äußere Farm. Ihre Weisen klingen zuweilen leierig und sind nicht frei van Verstäßen. — Ausgezeichnet ist hier die Auswahl. Es ist charakteristisch für die beständig fartschreitende Entwicklung der Dichterin, daß die aufgenammenen Gedichte fast alle aus dem letzten Bande der Dichterin („Aus der Tiefe", 1878) stammen, während die aben erwähnte erste Sammlung gar nicht vertreten ist.

Neben dieser kraftvallen Persönlichkeit erscheinen ihre Zeitgenassinnen dappelt zahm und harmlos. Ein Jahr nach den „Liedern einer Verlarenen" (1868), mit denen die Christen debutirte, erschien das erste Buch der Angelika v. Hörmann. Während jene oft männlich herb erscheint, ist diese durchaus weiblich, sa recht eigentlich mädchenhaft, aber van der wenig differenzirten Weiblichkeit dieser älteren Generation, nirgends originell aber bedeutend. Sie hat hübsche paetische Ideen, aber nicht die Kraft, sie recht herauszubringen; sie sind meistens mehr gestammelt als gestaltet. Immerhin ist ihr einzelnes wahl gelungen. — Im gleichen Jahre wie sie (1843) ist Carmen Sylva gebaren, eine menschlich schöne und achtungswerthe Erscheinung, aber nicht gerade eine hervarragende Dichterin, und eigentlich interessanter unter kulturhistorischem als unter literarischem Gesichtspunkt. Ihre Verse fließen leicht und munter, aber es fehlt ihnen an Innigkeit, und mit Recht wirft ihnen Remer Dilettantismus var. Ihr Eigenstes und Bedeutendstes sind die Lieder, die van Mutterfreuden und Mutterschmerzen erzählen; sie tragen deutlich den Stempel des Selbsterlebten. Auch sanft berührt die Weite des Herzens sympathisch.

* * *

Vor dem Geburtsjahre dieser Beiden weist die Remer'sche Anthalagie eine Lücke van fast 30 Jahren auf. Eine ebensalche entsteht, wenn man anstatt der Geburtsjahre das erste äffentliche Hervartreten der Dichterinnen ins Auge faßt, zwischen den Jahren 1850 (S. Dethleffs) und 1881 (Carmen Sylva). Selbst salche, die ihrer Geburt nach einer früheren Zeit angehören, sind zumeist erst spät mit Gedichtbänden var das Publikum getreten, sa Marie v. Ebner-Eschenbach (geb. 1830) erst 1892, und (die bei Remer nicht vertretene) Amelie Gadin (geb. 1824) 1871 —, unter den Erwähnten die Einzigen, die zwischen 1814 und 1843 gebaren sind. Sonst wird die Leere der Jahre 1850—1880 nur durch das Auftreten der Christen (und der Hörmann) unterbrachen. Die Schilderung dieses Intermezzos bildet den Glanzpunkt van Remers Einleitung. Aber auch die Christen ist in ihrer Zeit isalirt. Der dumpfe Bann, der über der ganzen Literatur der Reaktiansjahre lastet, und den man hier sa stark empfindet, bedrückt auch noch die ersten Jahre des neuen Reiches und wird erst in den literarischen Revalutianen der 80er Jahre durchbrochen. Nach treten sie einzeln heraus: 1881 Carmen Sylva, 1885 Alberta v. Puttkammer, aber das eine Jahr 1888 hat uns nicht weniger als vier Dichterinnen geschenkt: Frieda Part, Hermiane v. Preuschen, Frieda Schanz, Marie Stana; 1889 tritt Isalde Kurz hinzu, und van jetzt an vergeht kaum ein Jahr, ahne die Geschichte der Frauendichtung durch eine beachtenswerthe Erscheinung zu bereichern. Glich unsre Umschau bisher einer Wanderung durch eine dürre Heide, wa nur wenige Bäume einsam über niedriges Gestrüpp aufragen, sa treten wir jetzt in den dichten Wald ein. Wir setzen unsre Wanderung fart, indem wir, wie bisher, im allgemeinen die Falge der Geburtsjahre zur Richtschnur nehmen. Ganz van selbst werden sich dabei gewisse Gruppen, wechselnde Zeitcharaktere und Generatianen ergeben.

Die erste Gruppe, die wir hier treffen, läßt sich vielleicht am kürzesten als „Bildungsdichter" charakterisiren. Sie sind durchweg fein gebildet und in der Literatur aller Välker und Zeiten wahlbewandert. Sie legen viel Gewicht auf eine „edle Farm", d. h. auf sargfältige, gewählte Sprach- und Versbehandlung.[1]) Was ihnen dagegen fehlt, ist ausgeprägte Eigenart, Ursprünglichkeit und Naturfrische. Sie bekunden sich samit als echte Epigonen und Zugehärige der Literaturepache, die durch die Namen Geibel, Heyse, Schack bezeichnet ist. Die älteste unter ihnen ist Alberta v. Puttkammer (geb. 1849). Es thut mir leid, in Bezug auf sie dem sehr anerkennenden Urtheile Remers nicht zustimmen zu können, zumal da ich weiß, daß ich einer weitverbreiteten Meinung damit entgegentrete. Gewiß stehen ihr prächtige, tänende Warte und klangvalle Verse zu Gebate, aber das allein macht dach nach kein Gedicht. Und sehen wir nicht nur auf das äußere Kleid, sa affenbart sich uns gerade bei ihr ein bedenklicher Mangel an Formsinn. Weder sind die einzelnen Züge selbst klar, noch läßt sich in ihrer Zusammenfügung meistens ein anderes Gesetz finden als das Gebat des Reimes. Man lese das Gedicht „Nardischer Frühling". In der ersten Straphe sind wir in einem spärlichen Kiefernlande, eine Mühle am Horizante, in der zweiten taucht auf einmal „tief aus der Heide" ein Schlassesthar auf, in der dritten „brennt der dunkle Tann in hellen Trieben"; und während bisher alles spärlich, müde, dunkel, wehmüthig, ahne Jauchzen und Gluth war, erfahren wir in der Schlußstrophe plätzlich, daß es „leuchtend aus den Büschen bricht und Veilchen alle Schallen überblühen"! Ein salches Kuddelmuddel, wa van vier Straphen jede falgende der varhergehenden ins Gesicht schlägt, kann nur Jemand schreiben, dem beim Dichten das Sichberauschen am Klange der Warte die Hauptsache ist, der es aber nicht für nathwendig hält, das, was er sagt, auch wirklich als Bild zu schauen. Sa schlimm erscheint nun freilich die innere Farmlasigkeit selten, und andere Gedichte sind ganz frei davan, wie das nächstfalgende, „Dorfstille", vielleicht das beste, das ich van ihr kenne. Aber gering

1) Poeta laureatus.
Es sei die Form ein Goldgefäß,
In das man goldnen Inhalt gießt
(Storm.)

und unzulänglich ist die eigentliche Form, die innere Klarheit und Einheit und Nothwendigkeit in den meisten ihrer Gedichte, und das hindert mich, ihr den vergleichsweise hohen Rang einzuräumen, den ihr die gewöhnliche Schätzung zuerkennt.

(Schluß folgt.)

## Die Erhaltung alter Inschriftensteine in Bayern.

Pr. Wer bei seinen Wanderungen auch für unscheinbare Denkmäler vergangener Zeiten ein offenes Auge hat, dem werden auch in Bayern wohl oft in Kirchen und Klöstern oder in ihrer Nähe Inschriftensteine früherer Zeiten aufgefallen sein, die das Grab eines Ritters, eines Seelsorgers oder Kirchenstifters oder anderer vornehmer Personen bezeichnen. Aus dem späteren Mittelalter und der Renaissance stammen viele Hunderte solcher Grabsteine her, die verstreut sind über das ganze Land. Aber mit Bedauern wird jeder, der auf sie zu achten sich gewöhnt hat, bemerken, wie viele derselben unrettbar der Zerstörung anheimfallen. Die Steine zwar, welche innerhalb der Kirchen senkrecht eingemauert sind, sind geschützt; viel weniger die, die an den Außenwänden befestigt sind. Das Wetter hat manchem von ihnen schon übel mitgespielt; doch ist für ihre Erhaltung noch verhältnißmäßig gut gesorgt im Vergleich mit den Platten, die wagrecht im Boden der Kirchen oder Kreuzgänge liegen, oder vor den Gebäuden als Thürschwellen und Stufen dienen. Bei vielen ist schon die Hälfte der Buchstaben unlesbar geworden durch die Abnützung der Oberfläche, andere sind schon völlig glatt, und nur ab und zu deutet der Rest eines Wappens an, daß wir auf einer Grabplatte stehen. In der Klosterkirche zu Baumburg an der Alz sind z. B. frühmittelalterliche Steine im Fußboden der Kirche und gehen allmählich zugrunde; in Laufen an der Salzach sind die Arkaden rings um die Kirche mit gothischen Inschriften gepflastert, von denen ein guter Theil für uns schon verloren ist; aus einem ist in roher Weise eine Ecke ausgemeißelt, damit er den Stufen sich anpaßt. Noch barbarischeres Verfahren zeigt die neben der Kirche stehende Michaelskapelle. Die Unterkirche (Karner) springt etwas über die Oberkirche vor; dieser Vorsprung ist nun mit Inschriftplatten abgedeckt und in diese sind ohne Rücksicht auf die Buchstaben Löcher für die Gitter gemeißelt. Die Beispiele für die Vernichtung solcher Denkmäler ließen sich häufen: in Altötting sah ich sie zu Stufen an Privathäusern verwendet, und gar manche mögen schon in den Kalkofen gewandert oder zerschlagen sein. Sind diese Steine wirklich so werthlos, daß es sich nicht verlohnt, für ihre Erhaltung zu sorgen? In Italien und Griechenland wird jedes Bruchstück, das nur ein paar Buchstaben enthält, sorgfältig aufbewahrt; die kleinsten Orte haben ihre „Museen", wenn es oft auch nur eine Scheune oder ein Schuppen ist, in dem die Denkmäler früherer Zeit aufbewahrt werden. Ich weiß sehr wohl, daß ein Unterschied zwischen der Bedeutung griechischer und römischer Inschriften und denen aus späterer Periode besteht: jene stammen aus einer Zeit, aus der uns sonst fast keine Originalurkunden erhalten sind, außerdem wurde der Stein im Alterthum in weit ausgedehnterem Maße zur Verewigung wichtiger Urkunden benützt, während die Hauptmasse der mittelalterlichen und späteren Inschriften sepulkral ist. Aber trotzdem bieten letztere eine Fülle des Interessanten: sie sind wichtig für Diözesan-, Familien- und Lokalgeschichte, die zahlreichen Wappen, die neben den Inschriften oft der einzige Schmuck der Steine sind, geben der Heraldik Anregung und Stoff. Die Namens- und Dialektforschung, die Palaeographie kann Nutzen aus ihnen ziehen.

In manchen Kirchen, wie z. B. der Kirche in Baumburg, obliegt die Baulast dem Staat; hier könnte also leicht Wandel geschaffen werden. Bei den anderen wäre es vielleicht den Pfarrern möglich, die Kirchenverwaltung zu veranlassen, für Erhaltung der Steine zu sorgen. Es wäre eine dankenswerthe Aufgabe der geistlichen Oberbehörden, ihre Untergebenen auch hierauf aufmerksam zu machen; auch die Geschichtsprofessoren an den Lyceen, an denen die Mehrzahl der Theologen gebildet wird, dürften ihren Schülern die Sorge für diese unscheinbaren Denkmäler ans Herz legen, und — last not least — die historischen Vereine könnten in dieser Hinsicht noch mehr als bisher aufklärend wirken.[1]

Neben der Erhaltung der Inschriftsteine vergangener Jahrhunderte ist die Frage ihrer Inventarisation und Herausgabe der Anregung und Erwägung wohl werth. Durch deutschen Gelehrtenfleiß besitzen wir ein Corpus inscriptionum Graecarum, Latinarum, Etruscarum; aber ein Corpus inscriptionum Germaniae medii et inferioris aevi besitzen wir nicht. Eine solche Sammlung wäre gewiß werth des Interesses der Vereinigung unsrer fünf deutschen Akademien.

Doch wir wollen uns auf Bayern beschränken. Da läge es nun nahe, die Inschriften in das große Werk, das der Inventarisation der Kunstdenkmäler sein Dasein verdankt, aufzunehmen. Ihre Kopie wäre eine kleine Mühe gewesen. Leider hat man im bayerischen Werk im Gegensatz zu dem von Baden, Elsaß-Lothringen, Preußen die Kunstdenkmäler zu ausschließlich berücksichtigt zum Schaden der Alterthumsdenkmäler. Nur in Ausnahmefällen werden Inschriften wörtlich mitgetheilt (s. S. 4 der „Kunstdenkmale Bayerns"). Doch ist ihre Ausschließung nicht so sehr zu bedauern, wenigstens wenn das Werk in demselben Tempo fortschreitet wie bisher. Denn bis zu seiner Vollendung in ca. 100 Jahren[2]) würde die Zerstörung der Inschriftsteine noch weiter vorgeschritten sein. Vielleicht könnten aber ein paar Bände der Monumenta Boica für die Publikation verwendet werden. Wohl sind Inschriften mancher Orte schon publizirt in den Berichten historischer Vereine, in der älteren Serie der Monumenta Boica, auch in Tagesblättern, oder sind für die Zukunft wenigstens geborgen in Handschriften der Bibliotheken und der graphischen Sammlung des Nationalmuseums. Aber das ist nur Stückwerk, noch dazu oft so versteckt, daß es unverwerthet bleibt und bleiben muß. Die Veröffentlichung müßte nach einheitlichem Gesichtspunkt erfolgen, nach einheitlicher kritischer Methode. Fragebogen müßten von einer Zentralstelle an die Bezirksämter und von diesen an die Pfarrämter hinausgehen; die Antworten hätten sich zunächst nur auf die Existenz von Inschriften zu beziehen. Dann müßte ein Stab geschulter Epigraphiker auf Grund dieser Antworten die eigentliche Arbeit übernehmen. Junge Historiker und Philologen, die so wie so an der Universität im Lesen von Handschriften und Inschriften geübt werden, würden sich gewiß finden, um während der Ferien diese Aufgabe zu lösen.

Doch das sind curae posteriores. Wichtig ist vor allem die Erhaltung der Denkmäler, und sie ist leicht möglich, wenn Wille dazu vorhanden ist.

## „Stückwerk."

Von Dr. Hans Bethge.

Von Maria Janitschek ist ein neuer Roman mit dem Titel „Stückwerk"[1]) erschienen. Es ist die Leidensgeschichte einer Frau, die tragische Geschichte der Frau mit Talent. Das Vorbild dieser Frau ist nicht schwer zu erkennen: wir haben es mit dem romanhaft gewendeten Schicksal der Juliane Déry zu thun.

---

[1]) In vielen Fällen ist jedenfalls schon etwas dafür geschehen. So wurden z. B. in der Kirche Hl. Kreuz bei Burghausen die früher vor der Kirche dem Untergang geweihten Inschriften der Stifter kürzlich im Chor eingemauert und sind dadurch gerettet.

Die auf die Denkmäler überhaupt bezüglichen Erlasse des Erzbischofs von Köln sind gesammelt in der Schrift von P. Clemen „Die Denkmalspflege in den Rheinlanden". Diese Broschüre zeigt uns zugleich, wie vortrefflich die Organisation in Preußen ist.

[2]) Im Jahre 1887 begann die Inventarisation; bis jetzt umfaßt die Publikation noch nicht ganz Oberbayern.

[1]) Im Verlag von O. Gracklauer in Leipzig, 1901.

Der Tod der Déry ist noch in der Erinnerung Vieler. Es war das Ende eines unruhigen Lebens, voll lodernder Hoffnung, voll vernichtender Enttäuschungen. Juliane Déry war ein Talent, ein bedeutendes vielleicht, zum mindesten ein interessantes, dem es zum Verderben gereichen mußte, daß es sich nie zu konzentriren wußte. Auch die Heldin dieses Romans, Treska Marek, ist so. Sie ist für vieles begabt, aber sie hält bei nichts aus. Sie tastet nach allen Seiten hin, aufgeregt, sprunghaft. Das überreizt sie. Sie hat einen genialen Funken, aber er wird nicht zur Flamme. Daran geht sie zugrunde, wie die Déry daran zugrunde ging. „Ganz bei einer Sache war sie nie," sagt Maria Janitschek von Treska. „Daher gelang ihr auch nichts gründlich. Sie kreiste fortwährend um die Welt, um sich selbst herum, genoß mehr, litt aber auch mehr als Andere. Dabei konnte sie sanft wie eine Pflanze sein und besaß ein Kinderherz voll Güte. Und doch wieder welche Härten in ihr!" Das sind Worte, die unverändert auch für die Déry Geltung haben.

Auch Treska Marek ist Ungarin. Nervös, mit einem ziellosen Wollen, dem ein geglichenes Können nicht zur Seite steht. Ruhlos, leidend unter ihrem stürmischen Empfinden. Treska ist ein Kind der Pußta, mit bleichem Teint, brennenden Augen und einem nicht zu bändigenden Haar. Wieder sehen wir das Portrait Juliane Déry's vor uns. Sie kommt in die Stadt, nach Pest, und da der Ehrgeiz sie treibt, irgend etwas ganz Großes zu leisten, auf irgendwelche Art weithin zu glänzen, damit die Leute von ihr sprechen, so fängt sie an Musikstunden zu nehmen, um sich als Pianistin einen Namen zu machen. Nicht lange, und sie scheitert auf diesem Wege. Sie hält die ewigen Uebungen nicht aus. Sie will schnell zum Ziel, sie kann nicht warten. Sie nimmt dramaturgischen Unterricht, um Schauspielerin zu werden. Auch hier wird es nichts, es reicht nicht aus. Nun, auf den Rath eines bedenklichen Freundes, Dr. Ilde mit Namen, fängt sie an, Stücke für die Bühne zu schreiben. Es fehlt ihr auch hier an der nöthigen Konzentration. Sie will, will immer wieder, aber es geht nie. Dazu bringt das Leben mit seinen Sensationen zu tief in ihre Tage hinein. Sie kommt aus den aufregenden Momenten nicht heraus; sie zersetzt und zerstückelt ihr Können mehr und mehr. Der Dr. Ilde, dem sie ihr ganzes leidenschaftliches Wesen (und schließlich auch ihr Geld) schenkt, entpuppt sich als Lump. Weniger naive Menschen als Treska wußten längst, daß er das sei. Nun ist die große Müdigkeit am Leben da. Noch einmal aber ein herrliches Hoffen. Das lecke Schiff scheint endlich doch noch in den Hafen zu treiben. Ein Norweger, ein stiller, einfacher Mensch, gibt vor, sie zu lieben, und will sie heirathen. Sie jubelt wie ein Kind, lacht, möchte ihn erdrosseln vor leidenschaftlicher Dankbarkeit. Die Ruhe winkt, die wunderbare Ruhe, an die sie schon kaum mehr glauben wollte. Da erfährt er plötzlich ihr Vorleben, die Geschichte mit dem Ilde und all ihr zerfahrenes Streben. Und ein Philister, der er ist, wendet er sich einfach ab von ihr, kühl, mit brutaler Ruhe und Entschiedenheit. Dies ist das Letzte, was Treska ertragen kann. Sie soll den Frieden nicht haben. Die Welt verwirrt sich vor ihren Augen. Sie stürmt das Haus hinauf, ganz nach oben. Sie schließt die Augen und stürzt sich hinab.

Ich wüßte nicht, wer mehr dazu geeignet gewesen wäre, das Schicksal der Déry dichterisch zu fixiren, als Maria Janitschek. Sie hat ganz das nervöse Wesen, um jene nervöse Frau zu verstehen und zu ergründen. Das Buch ist ein nervöses Buch, prickelnd, beinahe fiberig erregt. Abgehackte, impressionistische Sätze, effektvolle Kombinationen von blitzenden Worten. Manchmal werden Gefühle zergliedert, wie man Menschen in der Anatomie sezirt. Der Dialog ist wundervoll, oft frappirend der Wirklichkeit abgelauscht und immer treffend in seiner plastischen Kürze; hier steht niemals ein Wort zu viel. Ueberhaupt ist die Darstellung überaus plastisch. Alles Verschwimmende, Verschleierte ist der Janitschek fremd. Die Scenen, die sie vor uns hinstellt, sind wie Bühnenscenen und in allem einzelnen zu durchschauen. Auch die Figuren sind so plastisch, und es kommt uns wie ein Zweifel daran, ob sie leben. Neben der Treska prägen sich einige der nur skizzirten Nebenfiguren in unser Gedächtniß: besonders die Mutter Treska's, eine derbe, dumme Pußtabäuerin, die zu ihrem Kinde aufsieht wie zur Sonne, dann eine philiströse Lehrerin und einige andere Bourgeois.

Nach der Seite der Komposition hin ist das Buch gar kein Kunstwerk; vor allem ist es kein Roman. Die Janitschek hat nie einen richtigen Roman schreiben können; so oft sie auch den Willen dazu hatte, es gestaltete sich ihr immer wieder eine Novelle unter den Händen. Auch hier ist es so. Nichts von Verwicklungen oder Lösung eines Knoten. Es werden einfach die Stadien eines Talents beleuchtet, das zugrunde geht. Ja, nicht einmal eine richtige Novelle ist das Buch; am besten bezeichnet man es als eine biographische Skizze. Diese Skizze ist allerdings fesselnd vom Anfang bis zum Schluß. Das macht die flammende Sprache, die hinreißende Beweglichkeit des Ausdrucks, der dramatische Dialog. Nicht zum mindesten freilich die Thatsache, daß sie uns das Geschick einer begabten und interessanten Todten in die Erinnerung zurückruft, der wir unsre ganze Theilnahme schenken; die sich nie zu bändigen wußte und der deßhalb ihr Leben zerrann wie ihr Dichten.

---

## Besprechungen.

S. Die uralaltaische Philologie erfreut sich in der letzten Zeit ganz besonderer Bevorzugung. Nachdem im vorigen Jahre die ungarischen Gelehrten Kúnos und Munkácsi die „Keleti Szemle", eine „Revue orientale pour les études ouralo-altaïques" begründet haben, ist jetzt in Finnland ein schon vor neun Jahren besprochener Plan zur Reife gediehen. Soeben ist das erste Heft der „Finnisch-Ugrischen Forschungen. Zeitschrift für finnisch-ugrische Sprach- und Volkskunde nebst Anzeiger, unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben von E. N. Setälä und K. Krohn" (Helsingfors, Redaktion der Zeitschrift; Leipzig, Harrassowitz. 146 S. 8°.), erschienen; die Herausgeber, Professoren des Faches an der Universität Helsingfors, entwickeln darin die Ziele des neuen Organs, das namentlich auch die Berührungen zwischen den finnisch-ugrischen und den indogermanischen Völkern in Sprache, Volkskunde und Archäologie wissenschaftlich behandeln will. Gegenüber den schon bestehenden Zeitschriften (dem „Journal" und den „Mémoires" der „Société Finno-Ougrienne", der obengenannten Budapester „Revue Orientale" und den ungarischen „Nyelvtudományi Közlemények") erblickt das neue Unternehmen seine Existenzberechtigung einmal in der strikten Beschränkung auf das engere Gebiet, dann aber auch in dem Grundsatz, nur Artikel in den „großen europäischen Kultursprachen" zu veröffentlichen. Praktisch bedeutet dies den Ausschluß der russischen, finnischen und ungarischen Sprache, mit dem der größte Theil des in Betracht kommenden Leserkreises sich aus naheliegenden egoistischen Gründen gern einverstanden erklären wird! (Das vorliegende Heft ist ganz in deutscher Sprache gehalten.) Wenn die „Finnisch-Ugrischen Forschungen" neben selbständigen Aufsätzen durch Uebersetzungen, Referate und bibliographische Nachweise den jeweiligen Stand der Wissenschaft beleuchten wollen, so verdient dies dankbare Anerkennung; die Absicht indeß, jährlich eine Bibliographie der Zeitschriftenliteratur mit kurzen Inhaltsangaben zu liefern, legt dieselben Bedenken nahe, denen Dr. Preuschen in seiner „Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft" kürzlich Ausdruck gegeben hat. Die an sich außerordentlich erklärliche Werthschätzung bibliographischer Hülfsquellen hat nämlich dazu geführt, daß die verschiedensten Zeitschriften Literaturverzeichnisse bringen, die nur zu oft in unnützer Wiederholung derselben entsagungsvollen Arbeit ganz oder theilweise das gleiche Gebiet behandeln, dabei aber alle miteinander die wünschenswerthe Vollständigkeit vermissen lassen; diese kann in den heutzutage erreichbaren Grenzen nur von einem Zentralorgan erfolgreich angestrebt werden, das die bibliographische Materialsammlung zum Mittelpunkt seiner Thätigkeit gemacht hat. Wenn also die Herausgeber der „Finnisch-

Ugrischen Forschungen" zugeben, daß eine Bibliographie für die meisten wichtigeren Erscheinungen auch auf ihrem Gebiete bereits seit langen Jahren vorhanden ist (p. 13), so empfiehlt es sich wohl zweifellos, eben diese Bibliographie durch ergänzende Mittheilungen zu thunlichst erschöpfender Berichterstattung zu befähigen, während der „Anzeiger" der neuen Zeitschrift eine sehr lohnende Aufgabe erfüllen würde, wenn er unter Verwerthung jener Bibliographie für seine Zwecke in kritischen Referaten diejenigen Neuerscheinungen hervorzuheben suchte, welche die Entwicklung der speziellen Fachwissenschaft in entscheidendem Maße beeinflussen. Diesen Vorschlag erlauben wir uns um so eher der Erwägung der Redaktion zu unterbreiten, als diese selbst den Wunsch nach Bemerkungen und Winken über ihr Programm kundgegeben hat (p. 14). — Der Inhalt des ersten Heftes beweist, welch reicher Stoff von dem Kulturkreise der finnisch-ugrischen Sprachen eingeschlossen wird. Setälä behandelt die Transskriptionsfrage; der erste Versuch zu ihrer Lösung ging von dem Dänen Rask (1832) aus. Um die ganz divergirenden Transskriptionssysteme — soweit überhaupt von „Systemen" gesprochen werden konnte — durch ein einheitliches zu ersetzen, traten 1892 mehrere Gelehrte in Helsingfors zusammen, und man einigte sich über eine Methode, die seit 1893 in vielen wichtigen Publikationen befolgt worden ist. Setälä motivirt sie nun sehr eingehend, um eine weitere Diskussion anzuregen und so dem Ziele einer allgemein giltigen Transskription vorzuarbeiten. — Krohn erörtert die Frage der Entstehung der finnischen Zauberlieder. Als Resultat des bisher gedruckten ersten Abschnittes seiner Untersuchung ergibt sich, daß die Zaubersprüche der Wotjaken, Tscheremissen, Mordwinen und Tschuwassen von den Großrussen in christlicher, und zwar sehr später Zeit entlehnt sind und somit nur einen negativen Beweis für die Existenz einer magischen Poesie in der finnisch-ugrischen Urzeit liefern können; auch der finnisch-mordwinischen Periode sind keine gemeinsamen Zauberlieder zuzuweisen, und ebenso haben wir keinen Anhalt für die Annahme urfinnischer Produkte dieser Literaturgattung. — O. Donners Aufsatz über die uralaltaischen Sprachen geht streng genommen über die von der Redaktion der Zeitschrift gezogenen Grenzen (s. oben) schon hinaus, wird aber darum sicher nicht mit geringerem Interesse gelesen werden. Die Einheit der uralaltaischen Familie wurde zuerst betont in einem Werke des schwedischen Offiziers Ph. J. v. Strahlenberg, das unter dem Titel: „Das Nord- u. Oestliche Theil von Europa und Asia, in so weit solches das gantze Russische Reich mit Siberien begreiffet. Nebst einer tabula polyglotta" zu Stockholm im Jahre 1730 erschienen ist. Hinsichtlich der Einzelgruppirung aber blieben phantastische Hypothesen noch lange Jahre im Schwunge: auf Rask ist die Erfindung eines skythischen Sprachstammes zurückzuleiten, dem man u. a. auch die kaukasischen Sprachen, das Baskische und die Drawida-Sprachen Indiens einverleibte. Verwandte Gesichtspunkte bestimmten Max Müller zur Kreirung des „turanischen" Sprachstammes. Mit verhältnißmäßig besser gefügtem Material arbeiteten die Forscher, welche das Japanische den uralaltaischen Sprachen angliederten. Donner will hier die Möglichkeit einer entfernteren Verwandtschaft nicht leugnen, sieht sie aber keinesfalls als erwiesen an, während er die inneren Beziehungen, welche man zwischen dem Sumero-Akkadischen und den uralaltaischen Sprachen entdecken wollte, unbedingt zurückweist. Zum Schlusse bespricht Donner in einem kurzen Ueberblick die bemerkenswerthesten Arbeiten über die sprachlichen Charakteristika der einzelnen zur uralaltaischen Völkerfamilie gehörigen Gruppen von Schott, Böhtlingk, Castrén, Winkler u. A. m. — Ueber die linguistischen Einzelabhandlungen des vorliegenden Heftes müssen wir hier hinweggehen, wollen jedoch nicht unterlassen, auf die auch ethnographisch — wegen der Beziehungen der alten Bulgaren zu den Tschuwassen — belangreiche Erklärung des Städtenamens Kazan (p. 104—108) aufmerksam zu machen, welche der durch seine wotjakischen Studien bekannte Dr. Yrjö Wichmann gibt. — Die Erscheinungstermine für die einzelnen Hefte der „Finnisch-Ugrischen Forschungen" sind vorerst noch nicht bestimmt. Der billige Bezugspreis von 8 M. für den Band von 20—24 Bogen wird der Verbreitung der neuen Zeitschrift, welcher Erfolg und Gedeihen zu wünschen ist, gewiß förderlich sein.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

M. Johnson redivivus: Der berühmteste englische Kritiker des 18. Jahrhunderts hat seine Wiederauferstehung gefeiert. Zweihundertundacht Nummern hat er zwischen 1750 und 1752 von seiner Zeitschrift „The Rambler" (der Bummler; „Bummel" ist übrigens jetzt durch Jerome K. Jerome in die englische Literatursprache eingeführt worden) erscheinen lassen; jetzt beginnt Herbert Vivian einen neuen „Rambler" herauszugeben und fängt mit Nr. 209 an. Johnsons Nachfolger will dem echten Toryismus, den man nur noch vom Hörensagen kenne, huldigen; freie Kritik auch der Idole der Gegenwart soll gestattet sein; die richtige auswärtige Politik, die bisher so stark mißverstanden wurde, wird erklärt werden. Man wird versuchen, Johnsons literarischer Grazie nachzustreben. Stolz und bisher nicht üblicher Weise druckt der Herausgeber des „Rambler" an die Spitze: „Einzelnummern werden nicht verkauft," und fügt erklärend zu: „Ich lehne es ab meine Sache solchen Leuten vorzutragen, die mir nicht auf drei Monate Gehör schenken." — Es ist gut, daß die Leute, deren Idole angegriffen werden, auf drei Monate gebunden sind; und es liegt daher ein tiefer Sinn in dem Verbot des Verkaufs von Einzelnummern.

* Der literarische Nachlaß von Dr. Johann Jacoby war letztwillig seinem Freunde Dr. Guido Weiß zur Verwerthung überlassen worden. Letzterer hat, durch Krankheit verhindert, diesen Wunsch, das Material zu ordnen und zu veröffentlichen, nicht erfüllen können. Nach dem im Jahre 1899 erfolgten Tode des Hrn. Weiß haben dessen Erben die gesammten Schriftstücke, bestehend aus Briefen, Aufzeichnungen ꝛc., wie die „Königsb. Hart. Ztg." mittheilt, der Stadtgemeinde Königsberg geschenkt mit dem Auftrage, den Nachlaß Jacoby's unter Ausscheidung aller persönlichen, kein öffentliches Interesse bietenden Schriftstücke zu ordnen und sodann dem Publikum zugänglich zu machen. Der Magistrat hat beschlossen, dieses Anerbieten anzunehmen. Es steht demnach zu erwarten, daß neue Momente für die Beurtheilung der politischen Ereignisse der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beigebracht und der Geschichtsforschung zugänglich gemacht werden.

K. C. Landesaufnahme in den Vereinigten Staaten. Während der letzten 20 Jahre sind 900,000 Quadratmeilen oder 30 Proz. des Areals der Vereinigten Staaten durch die „Geological Survey" topographisch aufgenommen worden. Die Neu-England-Staaten, die mittleren atlantischen Staaten und kleinere Theile von Wisconsin, Jowa, Louisiana und Californía sind in einem Maßstabe von einem Zoll auf die Meile (1 : 62,500) und mit Höhenkurven von 5 bis 20 Fuß Abstand kartirt, größere Gebiete von Kansas, Missouri, Texas und Virginia im halb so großen Maßstabe (1 : 125,000) und mit Höhenkurven von 20 bis 100 Fuß Abstand. Die Bundesregierung verwendet auf diese Arbeit jährlich etwa 350,000 Doll., doch tragen auch die einzelnen Staaten, manche bis zu 75,000 Doll., jährlich bei, um die Aufnahme zu beschleunigen. Die Kosten betragen für offenes Land 5000 bis 20,000 Doll. per Quadratmeile, für gebirgiges oder waldiges Land die zwei- bis dreifache Summe.

* Frequenz der deutschen Universitäten im Sommersemester 1901 (Schluß aus Nr. 130). Die Frequenz der Universität Tübingen beläuft sich für das laufende Sommersemester auf 1488 immatrikulirte Studirende (im vorigen Sommersemester 1544). Dazu kommen noch 33 nicht immatrikulirte Hörer, so daß sich die Gesammtfrequenz mit 1521 (gegen 1583 im Vorjahr) beziffert. — An der Universität Straßburg sind in diesem Sommer 1118 Studirende immatrikulirt, gegen 1132 und 1145 in den beiden letzten Semestern. Endlich sind noch 52 Hospitanten eingeschrieben. — Die Universität Bonn zählt 2260 Studirende, gegen 2162 im vorigen Sommer. — Die Universität Jena wird in diesem Semester von 772 Studirenden und 37 Hörern besucht (gegen 758 im Sommer 1900). — An der Leipziger Universität sind 3517 Studirende immatrikulirt (1900: 3266). — Die kgl. Akademie Münster zählt im gegenwärtigen Halbjahr 791 (Winterhalbjahr 1900/1901 733) immatrikulirte und 20 nicht immatrikulationsfähige Hörer (W.-H. 1900/1901 ebenfalls 20), so daß die Gesammtzahl 811, gegen 753 im

W.-H. 1900/1901, beträgt, die höchste bisher erreichte Ziffer. — Die Gesammtzahl der an der Universität Kiel in diesem Semester immatrikulirten Studirenden beträgt 1040 (1900: 1056). Zu diesen kommen noch 31 Hörer. — Rostock hat eine Gesammtfrequenz von 549 Studirenden, außerdem 16 Hospitanten (1900: 495). — An der Universität Greifswald sind immatrikulirt 820, gegen 808 im Sommer 1900. — Die Universität Breslau weist im laufenden Semester die bisher größte Frequenz mit 1770 Studirenden auf, gegen 1662 im Sommer 1900. Hiezu kommen noch 134 Hörer, so daß sich die Gesammtzahl der Hörer auf 1904 beläuft. — Königsberg hat eine Frequenz von 923 Studirenden, gegen 881 im vorigen Sommer. — Die Gesammtfrequenz der deutschen Universitäten ergibt danach 35,552 Studirende, gegen 34,385 im Sommer 1900.

* Frequenz der studirenden Frauen an den deutschen Universitäten im Sommer-Semester 1901. — An der Universität München sind im ganzen 26 Hörerinnen zugelassen, in Würzburg sogar 28, in Erlangen 4. — Von den badischen Universitäten, die bekanntlich allein Frauen zur Immatrikulation zulassen, sind in Freiburg 12 Damen immatrikulirt, von denen 10 Medizin studiren, in Heidelberg 8, von denen je 4 Medizin und Philologie und eine Zahnheilkunde studiren, während noch 40 Damen Vorlesungen hören. — In Straßburg hospitiren 20 Frauen, 18 in der philosophischen und 2 in der medizinischen Fakultät. — Tübingen zählt 4 Frauen als Hörerinnen, Gießen 11, Marburg 6, Bonn 78, Göttingen 35, Leipzig 69, Halle 4, Berlin 303, Kiel 9, Breslau 42, Königsberg 21, also im ganzen 726 Frauen. — Von den deutschen Universitäten der Schweiz zählt Bern die meisten Frauen, nämlich 364, darunter 222 Ausländerinnen. — In Zürich sind 131 Frauen, in Basel 5 immatrikulirt.

* In Preußen hat sich eine stärkere Verschiebung in der Besetzung von Bibliothekarstellen vollzogen, an der die Bibliotheken in Berlin, Breslau und Göttingen betheiligt sind. Besonders erwähnt sei, daß der Oberbibliothekar an der königlichen Universitätsbibliothek zu Berlin, Professor Dr. Wilhelm Seelmann, an die königliche Bibliothek zu Berlin versetzt worden ist.

* **Nürnberg.** Der Archivar am Germanischen Museum Dr. Rudolf Schmidt ist krankheithalber in den Ruhestand getreten.

* **Tübingen.** Der Staatsrechtslehrer an der hiesigen Hochschule, ordentlicher Honorarprofessor Ludwig Gaupp ist am 6. d. M. im Alter von 68 Jahren gestorben.

* **Straßburg i. E.** Am Mittwoch, dem 26. Juni, fand im Bezirksarchiv hier unter dem Vorsitz ihres Sekretärs, des Archivdirektors Professor Dr. Wiegand die erste Sitzung der Kommission zur Herausgabe Elsässischer Geschichtsquellen statt, an der sämmtliche acht Mitglieder theilnahmen, Universitätsprofessor Dr. Breßlau, Stadtarchivar Dr. Gény von Schlettstadt, Universitätsprofessor Dr. Martin, Archivdirektor Dr. Pfannenschmid von Colmar, Universitätsprofessor Dr. Varrentrapp, Stadtarchivar Dr. Winckelmann und Archivdirektor Dr. Wolfram von Metz. Aus dem Bericht der über die bereits im Druck oder in der Vorbereitung befindlichen Publikationen der Kommission, welche die Erbschaft der seit 25 Jahren arbeitenden Straßburger Urkundenbuchskommission angetreten hat, erstattet wurde, sei hervorgehoben, daß der dritte und Schlußband der älteren Straßburger Universitätsmatrikeln, von Lycealprofessor Dr. G. Knod bearbeitet, welcher das ausführliche Personen- und Ortsregister bringen wird, wahrscheinlich schon im Herbst, zur Ausgabe gelangt und daß ihm im Winter der sehr umfangreiche, die gesammte innere städtische Entwicklung zur Anschauung bringende Band der Schlettstadter Stadtrechte, der die Elsässischen Stadtrechte eröffnen soll, bearbeitet von Stadtarchivar Dr. Gény, folgen wird. Rüstig voran schreitet die Sammlung der Akten der Confessio Tetrapolitana, welche Universitätsprofessor Dr. Ficker nahezu zum Abschluß gebracht hat, deßgleichen die Materialsammlung für den vierten und letzten Band der Politischen Korrespondenz der Stadt Straßburg im Reformationszeitalter, der, von Dr. Bernays bearbeitet, die bewegte Zeit vom Ausbruch des Schmalkaldischen Kriegs bis zum Augsburger Religionsfrieden schildern soll. Die Fertigstellung dieser beiden Bände ist in den nächsten beiden Jahren zu erwarten, ebenso die Vollendung des ersten Theils der Straßburger reformationsgeschichtlichen Quellen, welche Pfarrer Dr. Hubert in Rummelsburg besorgt, Briefe und Akten bis zum Jahre 1529 umfassend. Das wichtige neue Unternehmen der Kommission, die Regesten der Bischöfe von Straßburg, mit dem zugleich die dringend nothwendige urkundliche Revision der ältesten Geschichte des Elsaß bis zum Jahre 1200 verbunden werden soll, ist in die Hände des Privatdozenten Dr. Bloch gelegt worden. — In Aussicht genommen sind als weitere Publikationen eine Fortsetzung der Elsässer Stadtrechte, welche zunächst die Städte Colmar und Oberehnheim ins Auge fassen soll, eine aktenmäßige Darstellung des Straßburger Armenwesens vornehmlich im Zeitalter der Reformation und die Herausgabe der gesammten auf die Geschichte der Straßburger Akademie im 16. und 17. Jahrhundert bezüglichen Quellen als Ergänzungsband der Universitätsmatrikeln.

* **Berlin.** Der Geh. Regierungsrath Dr. Friedrich Dieterici, der bisher an der Berliner Universität außerordentlicher Professor war, ist anläßlich seines 80. Geburtstags zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt worden. — An der kgl. Landwirthschaftlichen Hochschule hat die Vertheilung der Preise für die im Studienjahr 1900/1901 ausgeschriebenen Preisaufgaben stattgefunden. Es erhielten je einen Preis von 150 M. die Studirenden der Landwirthschaft Jakob Strune aus Kamerland, Bruno Skalweit aus Labiau, der Studirende der Geodäsie und Kulturtechnik Fritz Hartmann aus Bütow und einen solchen von 100 M. die Studirenden der Landwirthschaft Martin Willner aus Wüstewaltersdorf, Walter Richter aus Flensburg. — Für das Studienjahr 1901/02 sind wiederum fünf neue Preisaufgaben für die Studirenden ausgeschrieben worden, und zwar je eine aus dem Gebiete der Landwirthschaft, der Kulturtechnik und der landwirthschaftlich-technischen Wissenschaften und zwei aus dem Gebiete der Naturwissenschaft-Botanik und Thierphysiologie. — Zur Bewerbung um die ausgesetzten Preise von je 150 M. sind nur die als ordentliche Hörer immatrikulirten Studirenden der Landwirthschaftlichen Hochschule berechtigt. Die Arbeiten sind bis zum 1. April 1902 einzusenden.

* **Aus Oesterreich.** Als Privatdozenten an der Universität Wien wurden zugelassen: der Konzipient der niederösterreichischen Finanzprokuratur Dr. Joseph Hupka für römisches Recht an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät, Dr. Heinrich Mache für Physik an der philosophischen Fakultät und Dr. Rudolph Kraus für allgemeine und experimentelle Pathologie an der medizinischen Fakultät.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

R. Ackermann: Lord Byron. Heidelberg, Winter 1901. — G. Krohl: Auf! Gegen die national-polnische Wühlarbeit! Ebd. 1901. — Dr. jur. W. Heinze: Die Belagerung der Pekinger Gesandtschaften. Ebd. 1901. — Quelques lettres inédites *d'Alexandre Vinet* et souvenirs de deux amies badoises. Publiées par le baron *H. de Geymüller.* Baden-Baden, Wild 1901. — Dr. D. Chwolson: Die Blutanklage und sonstige mittelalterliche Beschuldigungen der Juden. Frankfurt a. M., Kauffmann 1901. — Woerls Reisehandbücher: Ausstellung Darmstadt 1901. Leipzig, Woerl. — Dr. Lippmann: Zur Kritik richterlicher Urtheile und der Rechtspflege. (S.-A. aus „Das Recht".) Hannover, Helwing 1901. — C. Mettig: Illustrirter Führer durch Riga. Riga, Jonck u. Poliewsky 1901. — R. Wossidlo: Ein Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhaus. Wismar, Hinstorff 1901. — Prof. Dr. H. Schumacher: Zur Frage der Binnenschifffahrtsabgaben. Berlin, Springer 1901. — Dr. A. Seraphim: Luise Charlotte, eine Schwester des Großen Kurfürsten. (Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hauses Hohenzollern, II. Reihe. I.) Berlin, Duncker 1901. — S. Münz: Moderne Staatsmänner. 2. Aufl. Berlin, Verein für Deutsche Litteratur 1901.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

### Uebersicht.



## Paul Graf v. Hoensbroech im Kampfe gegen Rom.

„Wer wird siegen, innerlich und äußerlich, Rom oder der deutsche Mann, der auf deutschem Grunde seinem Gotte auf seine Weise denkend dienen will? Wird Hoensbroech das lebendige, bahnbrechende Beispiel werden für deutsche Kleinmüthige, Unfreie und Abhängige? Das ist die Frage.“

So schrieb ich diesen Februar in einem größeren Aufsatz,[1]) der den Zweck hatte, einmal das letzte Hoensbroech'sche Buch[2]) zu bewerthen und sodann den Versuch zu machen, die kulturhistorische Erscheinung des Grafen Hoensbroech zu erfassen, soweit dies aus der Ferne und bis zu dem Tage möglich war.

Inzwischen ist einerseits der Kampf Hoensbroechs gegen Rom und der Römlinge gegen Hoensbroech in bemerkenswerther Schärfe fortgeführt worden, andrerseits hat mich die Macht, die uns oft „blindes Ohngefähr nur dünkt“, diesem seltenen Menschen Aug in Aug entgegengeführt. Mein Urtheil über ihn und seine Persönlichkeit ist durch beide Momente wohl bekräftigt, nicht verändert worden.

Das spricht nicht etwa für meinen Scharfblick, sondern für die elementare schriftstellerische Offenbarungsmacht der Hoensbroech'schen Natur.

Der schlanke, etwas über mittelgroße Achtundvierziger, sein kahler, an den Seiten mit ganz kurz geschorenem weißen Haar geschmückter feiner Kopf, die ungezwungene Haltung, die edlen Bewegungen, seine beredten Lippen unter mächtigem weißen Schnurrbart, das scharfe dunkle Auge voll Stolz und Antheilnahme decken sich mit den Zügen des Bildes, das uns seine Schriften bieten.

Im Leben wie im Schreiben prägt sich sein Temperament wie unter einem höheren Gesetze aus. Bewußt geübte und erstrebte Selbstbeherrschung lenken die Gewalt seines leidenschaftlich empfindenden und heftig wollenden Menschen zwar in die Kanäle ruhiger Formen, in diesen aber braust unbezwinglich der Strom der einen gewaltigen Idee, die ihn ganz erfüllt: der Kampf gegen Rom. Entsprungen ist sie aus den Quellen der Menschen- und Vaterlandsliebe, erwachsen aus qualvollen Seelenleiden, tägliche Nahrung bringt ihr die eigene Erinnerung, das Studium der Geschichte und Tagesereignisse. So schwillt sie zu bitterem Haß wider die einstigen Peiniger, in denen Hoensbroech die Verderber der Menschheit sieht. Wen sollte es da wundern, wenn auch Wellen rechthaberischen Trotzes und befehlerischen Unmuthes aufspritzen. Gerade in der Ueberzeugung von sich und seiner guten Sache, gerade in der dynamischen Formgebung seiner Rede und Schrift liegt ja andrerseits Möglichkeit und Sicherheit seiner Wirkung. Was er will, fordert er klar und entschieden, ganz unbekümmert um den, der ihm gegenübersteht; was er klar gesagt hat, macht er eindringlich, was er auffallend wünscht, unterstreicht er, ob der Leser ein Denker ist oder sein soll, das gilt ihm gleich, er verläßt sich nur auf sich. Was er deutlich und auffällig gemacht hat, wiederholt er, was er an einem Orte nicht verschwiegen hat, ruft er gewaltig an anderen Orten aus, es treibt ihn ins Gewühl mit tumultuarischer Gewalt. Ein Mußkämpfer im religiösen Getriebe.

Heißt es schon bei gewöhnlichen Menschen, daß sie sich in den einzelnen Lebensperioden anders wiederfinden, als sie in den vorhergehenden waren, so hat der weltbekannte Werdegang Hoensbroechs augenfällig verschiedenartige Jahresringe um seinen inneren Kern gelegt, auch die kommenden werden den vorigen nicht gleichen. Hoensbroech ist noch nicht am Ende seiner Entwicklung. Wohl aber ist dieser Kern immer derselbe geblieben: das Streben nach Wahrhaftigkeit der Weltanschauung. Jahrzehntelang ist ihm dieses Streben durch die Macht des römischen Herrschsystems geschädigt und irre geleitet worden, noch heute arbeitet er daran, sich von den Nachschwingungen zu entlasten, fürchterliche Qualen, schmähliche verleumderische Verfolgungen hat er erdulden müssen, nachdem er es gewagt hatte, das äußere Joch abzuschütteln, bis an die Gefahr des Wahnsinns trieben ihn die Gegner. Endlich gewann er trotz alledem Wirksamkeit, Freunde, Sicherheit und Liebe und überdies einen heute in seiner Größe nach gar nicht abzusehenden Erfolg. Rom mußte darauf sinnen, diesen Abtrünnigen moralisch und physisch zu verderben. Es that das Seinige; wenn es den vernichtenden Erfolg nicht hatte, ist das nur Hoensbroechs Widerstandskraft zuzuschreiben. Wäre er psychisch oder physisch zusammengebrochen, so würde dies als Zeichen der göttlichen Gerechtigkeit laut tönend gepriesen worden sein. Jetzt muß man sich damit begnügen, den Getreuen das Märchen von des Grafen Schändlichkeit zu erzählen und dabei zuzusehen, wie er durch den langjährigen Kampf nur gestärkt und geschult worden ist, wie er jahraus, jahrein neue Mitkämpfer wirbt, und diesen Waffen schmiedet, um dem römischen Herrschsystem todbringend zuleibe zu gehen. Welche Umkehr der ganzen Stellung innerhalb weniger Jahre!

Im Oktober 1900 gab Hoensbroech einen ca. 700 Seiten starken Band, einen sogenannten „Wälzer“, den „kein Mensch liest“, heraus. Darin machte er die ver-

[1]) Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1901. 20. u. 21. Febr.

[2]) Das Papstthum in seiner sozialkulturellen Wirksamkeit von Graf v. Hoensbroech. I. Band: Inquisition, Aberglaube, Teufelspuk und Hexenwahn. Leipzig, Breitkopf u. Haertel 1900.

verbliche Wirksamkeit des Papstthums in einer Zusammenstellung von anderorts gedruckten, aber wenig bekannten, meist ultramontanen Schriften über Inquisition, Teufelsspuk und Hexenwesen aller Welt auf seine dynamisch eindringliche Art deutlich.

Das Buch kostete 12 Mark ungebunden, es wurde in dem Lande, in dem es den Hauptabsatz erhoffen durfte — in Oesterreich — gerichtlich verboten, und doch ist heute, also nach einem Zeitraum von weniger als acht Monaten, von der ersten und zweiten Auflage kein Exemplar mehr zu haben. So wurde denn die dritte Auflage, das dritte Tausend, in diesen Tagen ausgegeben. Und wieder sind 800 Exemplare im Handumdrehen verkauft worden. Hoensbroech nennt diese Ausgabe eine verbesserte und vermehrte. Die Vermehrung besteht, abgesehen von verschwindenden Anmerkungen und dem Ausbau weniger Stellen lediglich in der Zugabe etlicher Artikel, die Hoensbroech in jüngster Zeit wider ultramontane Kritiker, den österreichischen Staatsanwalt und Herrn Professor Pastor in Tagesblättern und Zeitschriften veröffentlicht hat. So interessant diese für Hoensbroech und seiner Gegner Art sind, so gehören sie doch nicht streng zum Thema seines Buches und sind deßhalb geeignet, die Aufmerksamkeit von diesem auf die Begleitumstände seines Erscheinens abzulenken. Aehnlich verhält es sich mit den Verbesserungen. Hoensbroech hat zwar alle inzwischen erschienenen einschlägigen Veröffentlichungen beachtet und hat nochmals Korrektur seines großen Werkes gelesen, aber die Verbesserungen beschränken sich mit Ausnahme des nunmehr an den gehörigen Stellen eingefügten Anhanges auf Unwesentliches.

Unbegreiflicherweise hat er zu großem Schaden auch die Folgen derjenigen historiographischen Untugend nicht ausgemerzt, die es für erlaubt hält, benutzte Texte willkürlich ohne Kennzeichen zusammenzuziehen, selbst wenn der Sinn im allgemeinen gewahrt bleibt. Gegen dieses Verfahren muß im Interesse der Sache, die Hoensbroech vertritt, und im Interesse seiner zukünftigen Arbeiten aufs entschiedenste Stellung genommen werden. Ich habe natürlich nur Stichproben machen können, bin durch sie aber zur Ansicht gelangt, daß Hoensbroech an dieser völlig unnöthigen Ungenauigkeit wie an einer erlaubten Vereinfachung festhält. Was Einem recht ist, ist dem Anderen billig. Wohin aber die willkürliche Zusammenziehung bei minder aufrichtigen Federn führt, das weiß Jeder. Es handelt sich dabei nicht etwa um eine Schrulle zur Wahrung wissenschaftlicher Methode, sondern um Bekämpfung einer namentlich von der heutigen Journalistik geübten Ungehörigkeit.

Nun sehe ich bei dieser Stelle die Gefahr, daß die ultramontanen Führer mich wiederum, wie nach meiner ersten Kritik des Hoensbroech'schen Werkes, gegen Hoensbroech ausspielen. Damals wie heute stellte ich technische Mängel als ehrlicher Kritiker fest, trat aber im wesentlichen, und darauf kommt es doch in erster Linie an, sehr kräftig für Hoensbroech und sein letztes Werk ein. Ich muß das hier betonen, um der Wiederholung solcher Jesuitenstücklein vorzubeugen, und um nicht in den Augen irgend Jemandes als Eideshelfer der Römlinge zu gelten.

Aber wenn die Römlinge auch zu noch so seltsamen Mitteln greifen werden, um Hoensbroech und seine Werke zu vertilgen oder zu entwerthen, so wird ihnen das nicht mehr viel nützen. Ihr Beginnen wird um so hoffnungsloser werden, je erfahrener und sorgfältiger sich Hoensbroech mit der Ausarbeitung der folgenden Bände befassen wird. Der nächste soll die römische Moral behandeln, um von diesem Gesichtspunkte aus die Ungöttlichkeit des göttlichen Papstthums zu beweisen. Was Graßmann mit seiner thörichten Schrift über Liguori gewollt hat, wird dem besser unterrichteten Hoensbroech hoffentlich gelingen.

München. Dr. Otto Helmut Hopfen.

---

## Neue Frauenlyrik.

Von Heinrich Meyer-Benfey.

II. (Schluß.)

Bedeutender erscheint ihre nächste Verwandte, Isolde Kurz (geb. 1853). Sie ist echter im Empfinden und reiner in der Ausgestaltung. Aber auch bei ihr muß ich von der herkömmlichen Bewerthung ein gut Stück abstreichen. Denn den Charakter des Epigonenthums verleugnet auch ihre Dichtung nicht. Bildung, Belesenheit, Anempfindung und Geschmack haben an ihrem Dichten vielleicht mehr Antheil als ursprüngliche Fruchtbarkeit und inneres Erleben. Aber „ins bekannte Saitenspiel mit Muth und Anmuth einzugreifen", das versteht sie. — Neben ihr hätte vielleicht doch auch die früh verstorbene und vergessene Frieda Port Berücksichtigung verdient. Bei ihr ist die Anlehnung speziell an Paul Heyse, der sie auch in dem Neuen Münchener Dichterbuch in die Literatur eingeführt hat, noch deutlicher. Von ihm hat sie auch wohl den Kultus der „äußeren Form"[2]) übernommen, der ihr durchaus nicht natürlich scheint und meistens nicht glücklich ist. Aber wo sie sich unbefangen ihrem Naturell überläßt, da zeichnet sie eine glückliche Schlichtheit und Einfachheit des Ausdrucks aus, sowie eine Knappheit und weise Oekonomie des Aufbaus, die von entschiedener Begabung für wirkliche Form zeugt.

Neben und nach diesen treten andere, individuellere Erscheinungen auf. Auch eine zweite Meisterin der deutschen Erzählungskunst, Ilse Frapan (geb. 1852), hat mit einer Sammlung Gedichte debütirt. Es ist schwer zu sagen, weßhalb diese keinen tieferen Eindruck machen, denn man kann ihnen viel Gutes nachrühmen. Sie sind überaus mannichfach und beschränken sich durchaus nicht auf das, was an der Heerstraße liegt. Wir finden leidenschaftliche Liebesgedichte, auch Lieder der Freundesliebe, farbenreiche Naturbilder, Scenen aus dem Leben mit und ohne soziale Satire, Sagen- und Märchendichtungen, launige Stücke u. a. m. Und überall eigenartige, kräftige Ausdrücke und Bilder. Und dennoch erscheinen sie nicht besonders glücklich. Denn es fehlt das unnennbare Etwas, was die einzelnen Züge zu einem Bilde vereinigt, es fehlt die beschwingte Leichtigkeit und innere Melodie, die den Zauber des Liedes ausmacht. Vieles klingt nicht überzeugend und scheint mehr beobachtet als gelebt. Ausgenommen ist hievon eine Gruppe „An Emma", woraus Remer den „Winterabend" entnommen hat. Hier fühlt man unmittelbar,

---

[2]) Daß ich unter dem Zentralbegriff „Form" hier etwas ganz anderes verstehe, möge noch ein Beispiel erläutern. In der „Straßenscene" von der Puttkamer (S. 169) sehen wir ein betrunkenes Weib auf der Straße liegen, bewacht von einem zitternden Kinde. Das Ganze in Form einer Stanze. Mir scheint die Wahl dieser prunkhaften Strophe nicht glücklich; denn das Intime, wodurch solche Scene allein wirklich poetisch wirken kann, wird durch sie ausgeschlossen. Wie hat es die moderne „Armeleutemalerei" verstanden, das Elend durch die Weihe der Kunst zu verklären und zu adeln, aber nicht, indem sie dem Bettler einen Purpurmantel umwarf, sondern indem sie ihre Seele ins Gemälde legte!

daß eigenes Erleben einen ebenso schlichten wie innigen Ausdruck gefunden hat.

Eine eigenthümlich wilde, leidenschaftliche Natur ist Hermione v. Preuschen (geb. 1857), von der mir zugleich ein neues Bändchen zur Besprechung vorliegt.[3]) In ihren Gedichten findet sich vieles Unerfreuliche und Unechte. Man hat zuweilen das Gefühl, als ob die Dichterin sich in interessanten Posen gefiele und unnöthig aufbauschte. Aber hinter dem Allem steht ein echter Mensch und ein echter Künstler. Denn unverkennbar echt ist die gewaltige Leidenschaft, die unbändige Gluth, die aus ihren Versen athmet, und ihr ein besonderes, von allen anderen dichterischen Frauen sich scharf abhebendes Gepräge gibt. Und auch das, was als Mache und Pose erscheint, ist vielleicht nur ein Ausfluß der Ausnahme- und Kampfstellung, in die sie der Welt gegenüber gerathen ist. Ebenso naturwüchsig ist ihr Künstlerthum. Sie hat nicht nur eine überaus eindringliche Ausdrucksweise, einen großen Reichthum an Bildern und lebendigem Detail, eine flammende Rhetorik und ein hinreißendes Pathos, sondern auch einen entschiedenen Sinn für künstlerische Form. Fast nie sind ihre Gedichte ein Sammelsurium von zufällig zusammengewehten Einzelheiten, sondern in aller Fülle durchaus einheitlich. Was ihr fehlt, ist ein sicherer Geschmack, der sie vor mißglückten Strichen, Unklarheiten und Maßlosigkeiten schützte, und jene Keuschheit des Künstlers, die nicht stets ihr letztes Wort sagt, und alles, was sie auf dem Herzen hat, herausschreit. Etwas mehr Maß und Schweigsamkeit möchte man ihr wünschen; aber freilich darf man einem so leidenschaftlichen Temperament diesen Mangel nicht allzu hoch anrechnen. Und jedenfalls ist sie mir trotzdem viel interessanter und lieber als manche ihrer ebenso tadellosen wie zahmen und lahmen Schwestern in Apoll. In manchen Gedichten, wo sie es verstanden hat, den Ueberschwang ihres Gefühls einzudämmen und zu voller Klarheit zu bändigen, erreicht sie eben dadurch eine starke, intensive Wirkung.

Leidenschaft ist auch die Signatur der Maria Janitschek (geb. 1859), aber eine Leidenschaft ganz andrer Art, nicht die des überströmenden Gefühls, sondern gewissermaßen eine intellektuelle Leidenschaft des Suchens und Forschens, ein heißes Ringen mit dem Problem des Lebens und mit den vielen Problemen, die in diesem einen beschlossen sind, namentlich mit den Mysterien der Religion und des Geschlechtslebens. Aber ihr Kampf führt nicht zum Siege, ihr Suchen wird nicht im Finden erlöst. Wenn irgendwo, so paßt auf sie dieses bei Remer häufige Bild. Nicht nur, daß sie auf ihre glühenden Fragen selten die Antwort findet; noch viel weniger gelingt es ihr, sie zum Kunstwerk zu verklären. Bei keiner Anderen frappirt den Leser ein so vollständiges Versagen der Gestaltungskraft. Sie hat zuweilen schöne Bilder, voll Kraft und Größe, aber sehr oft mißlingen sie und fast nie werden sie festgehalten und durchgeführt. Von Einheitlichkeit, Kunst der Anlage, von irgend welchem Gefühl für Verswirkung ist vollends keine Rede. Diese extreme Formlosigkeit, das Fehlen fester Konturen, die Verschwommenheit und wirre Undurchsichtigkeit geben ihrem Dichten etwas Mondscheindämmeriges, und bringen zusammen mit der verhaltenen inneren Gluth eine eigenthümliche Stimmungswirkung zustande, die etwas an mondsüchtige oder visionäre Zustände erinnert. Jedenfalls wohnt ihr starker persönlicher Reiz inne. Auch Maria Janitschek ist, trotz aller ästhetischen Mängel, eine ebenso eigenartige wie anziehende Persönlichkeit.

Originell und interessant ist auch Anna Croissant-Rust (geb. 1860), der Janitschek verwandt inhaltlich durch die „schwüle und dabei absichtsvolle Sinnlichkeit" (Remer) und noch mehr durch den gänzlichen Mangel an Form im ganzen. Ihre Prosagedichte, nervöse Bleistiftskizzen, Momentaufnahmen, überladen mit Detail, aber ohne Halt und ohne Klang, durchaus unlyrisch und unkünstlerisch, fallen ganz aus dem Rahmen der übrigen Frauendichtung und stehen weit ab von der Weise des echten Liedes.

Sind die zuletzt besprochenen nicht durchweg starke Künstler, so sind sie doch alle Individualitäten und Charakterköpfe. Sie erscheinen als die ersten Regungen eines Neuen, das werden will, aber noch nicht seine wahre Form findet, als die Pfadsucher und Vorläufer einer besseren Zukunft. Daneben finden wir gerade in dieser Generation eine überraschend große Zahl von Dichterinnen, die ebenso viel tadelloser und glatter wie unpersönlicher und uninteressanter sind, bescheidene Talente und Talentchen, die mit mehr oder weniger Anmuth und Geschick die ausgetretenen Pfade wandeln. Die folgenden gehören ihrer Geburt nach sämmtlich den Jahren 1858—1864 an. Ich nenne nur im Vorbeigehen Anna Ritschke, Anna Klie, M. Herbert (Therese Keiter, geb. Kellner), die bei Remer nicht berücksichtigt sind. Auch die recht interesselose Gertrud Triepel mit ihrer trivialen, redseligen gereimten Moral hätte kaum Aufnahme verdient. (Poetischer ist die letzte der mitgetheilten Proben.) — Wesentlich höher steht die vielberufene Frieda Schanz. Mindestens ist es Remer gelungen, eine Anzahl recht hübscher Stücke von ihr zusammenzubringen, darunter sogar ein vorzügliches, „Der Mond spielt in den Blattgeflechten", ein Gedicht, zwar nicht ganz einheitlich, aber stimmungsvoll und von prächtigem Schwunge getragen. — Nicht sehr bedeutend scheint mir Klara Müller; wo sie Neues, Eigenes zu geben sucht, läßt der Ausdruck ihre Meinung nicht immer klar erkennen. — Hier sei noch flüchtig Ilse Theba (Elisabeth Weißenborn) erwähnt. Auch von ihr hat mir das Berichtsjahr ein Bändchen Gedichte, freilich nicht mehr ihr erstes, auf den Schreibtisch gelegt,[4]) das unter den vielen mir zugegangenen Novitäten immerhin zu den besseren gehört, obwohl ihm weder Originalität noch bedeutendes Talent nachzurühmen ist. Am besten sind ihr einige Naturbilder und -Stimmungen gelungen. („Mittagszauber", S. 10, „Die Abendlüfte geh'n", S. 21, „Der Genfer See", S. 75, „Draußen und drinnen", S. 84.)

Zu diesen Talenten zweiten Ranges muß ich auch zwei Dichterinnen stellen, die Remer anders einreiht, und höher einschätzt, beides Oesterreicherinnen. Da ist zunächst Marie Stona (geb. 1861). Bei ihr liegt die Schuld an dem weniger günstigen Eindruck, den sie mir macht, allerdings zum guten Theil an der auffallend unglücklichen Auswahl. Remer hat von ihr meist Liebesgedichte gewählt, aber gerade diese sind bei ihr nun einmal nicht die starke Seite. Sie sind meistens unfein und durchweg nicht originell. Alles das ist schon sehr oft gedichtet und viel schöner und inniger. Eigener und kräftiger nehmen sich dagegen ihre Lieder der Absage und des Hasses aus, die man hier vergeblich sucht. Auch im Ausdruck lassen manche der aufgenommenen Stücke allerlei zu wünschen übrig. So ist Nr. 9 (S. 275) mir

[3]) Vom Mondberg. Zürich, Cäsar Schmidt 1900. 119 S.

[4]) Namenlose und andere Gedichte. Dresden, E. Pierson 1900. 129 S.

einfoch unverständlich; „Sie" (S. 277) ist unglaublich platt, und besticht nur durch die tugendhofte Gesinnung. Aber keine Gefahr ist für uns Deutsche schlimmer, als ein Gedicht nach der Bravheit des Inhalts, der Moral zu schätzen, und den guten Willen für die That zu nehmen, obwohl bekanntlich ein guter Mensch recht oft ein schlechter Musikant ist und am Ende doch der Ton die Musik macht. Die besten Proben sind die beiden soziolen Bilder am Schlusse, „Die Weber" und „Die Weberinnen". Für diese Art Gedichte hat Morie Stona überhaupt unverkennbare Begobung. — Noch weniger Physiognomie hat Maria Eugenie delle Grazie (geb. 1864). Wie Remer dazu kommt, sie mit der Preuschen zusammenzustellen, ist mir unverständlich; überhaupt scheint mir seine Charakteristik wenig zu passen. Mir scheint ihre Poesie durchaus epigonenhaft und Bildungsdichtung. Sie hot theilweise schöne Stoffe, bringt sie ober nur matt heraus.

* * *

Die Dichterinnen dieser Periode — die Jahre ihres ersten Hervortretens erfüllen etwo das Jahrzehnt 1885 bis 1895 — sind theilweise Nachzügler einer alten, theilweise Vorläufer einer neuen Dichtung. Werthvoller und interessonter sind die letzteren, aber sie sind noch mehr Suchende und Ringende ols Finder und Sieger. Jetzt jedoch ändert sich dos Bild. Auf die trübe Gährung folgt die Klärung, auf die wogende Sturm- und Drangzeit die ruhige Blüthe und Reife, auf die Anfönger die Vollender.

An erster Stelle nenne ich hier Ricarda Huch (geb. 1864). Wiederum ist mir die tiefe Wesensgleichheit, die Remer zwischen ihr und Isolde Kurz entdeckt, unerfindlich, denn Ricarda Huch ist eine ganz eigenortige und durch und durch moderne Erscheinung. Sie ist zunöchst ungewöhnlich vielseitig in ihren Stoffen, und diese sind meist solche, die nicht an der großen Heerstraße liegen. Sie ist selbständig in doppeltem Sinne: sowohl als Künstler in der Stoffwohl und Formgebung, die sich an keine Tradition anlehnt, wie als menschliche Persönlichkeit von wurzelfester bewußter Unabhängigkeit. Ferner zeichnet sie vor den meisten ihrer Kolleginnen ein ausgesprochener Formsinn, auch im äußerlichen, metrischen Verstande, aus. Treffend hat Remer ihre zwei wesentlichsten künstlerischen Vorzüge bezeichnet: sie hat Stil und Humor. Nicht ganz richtig scheint mir dogegen seine inhaltliche Charakteristik: wehmüthig-mitleidiges Lächeln, schmerzlich-lächelnde Lebensverneinung möchte ich ihr nicht zuschreiben, vielmehr scheinen mir starker Lebenssinn und Erdenfestigkeit Grundzüge ihrer Persönlichkeit. So oft der Tod in ihren Gedichten Gostrollen gibt, es spricht daraus keine Lebensmüdigkeit. Es ist vielmehr die überschäumende Gesundheit vollsaftiger Jugend, die ja häufig einen schwermüthigen Anstrich hat und für die auch die Vorstellung des Todes nichts Unheimliches und Schreckendes hat, do er ihr als eine ondere Form, eine Metamorphose des Lebens erscheint. („Grillen", S. 302 ff.) Eine solche kraftvolle Lebensbejahung, die auch den Tod einschließt und ihn dadurch gerade als Vernichtung aufhebt, also gleichsam zur Todesverneinung führt, diese echt moderne Empfindung scheint mir in Ricarda Huchs Dichten zu leben. Für mein Gefühl bedeutet sie doher sowohl künstlerisch wie menschlich einen entschiedenen Sieg.

Den eigentlichen Wendepunkt bezeichnet das Jahr 1898. In ihm erschienen die Gedichte zweier Verfasserinnen, die Beide im Johre 1865 geboren sind und in denen die bisherige moderne Frauenlyrik gipfelt. Blicken wir zurück ouf das Jahr 1888, das erste, das einen reichen Ertrog lieferte, so blicken wir auf eine erstaunlich reiche und schnelle Entwicklung, die sich in dem engen Raum dieses einen Jahrzehnts abrollt.

Unter den lebenden bis jetzt in die Oeffentlichkeit getretenen deutschen Lyrikerinnen erscheint Anna Ritter wie eine Art Klassiker (das Wort relativ verstandent). Da ich über sie bereits früher in dieser Zeitschrift[5]) meine Meinung gesogt und begründet habe, so darf ich mich hier wohl auf wenige Andeutungen beschränken. Inhaltlich und als Persönlichkeit ist sie weniger interessant, weniger originell und weniger reich als manche ihrer Vorgängerinnen. Der Umfang ihrer Inhalte ist nicht sehr groß, und sie hat wenig Neues zu sagen. Es ist in der Hauptsache das alte Lied von der Liebe Leid und Lust; in ihrem zweiten Bande sind Mutterlieder dazugetreten. Selbst Naturgedichte hat sie nur wenige, darunter allerdings sehr werthvolle; und ihre prächtigen Sturmlieder sind jedenfolls eine eigenthümliche Leistung. Aber, ist das, was sie sagt, nicht überroschend, die Art, wie sie sagt, ist ganz eigen und schlechterdings mustergültig. Ihre Lieder sind von einer Vollendung und formellen Durchbildung, wie sie in der modernen Lyrik überhaupt höchst selten ist. Sie häuft nicht die Züge, obwohl ihr manchmal ein großer Reichthum von Detoil zur Verfügung steht, aber sie weiß sie trefflich zu wählen und mit wenigen ein abgerundetes Bild zu geben. Ihre Verse und Strophen sind die denkbar einfochsten, aber sie verwendet sie mit sicherem Takt und feinem Sinn für ihre Wirkung. Und überdies sind ihre Gedichte wirkliche Lieder, sie haben den undefinirbaren Reiz der melodischen Linie, den feinen Duft und Klang, der die Seele echter Lyrik ist. Sie versteht es, äußerst schlicht und vollkommen klar, und zugleich tief und innig zu sein.

Es ist jedenfolls ein erfreuliches Zeichen, daß Lyrik heute nicht nur gedichtet und gedruckt, sondern auch gelesen und gekauft wird, und daß nicht nur Autoren wie Friderike Kemptner ihr Publikum finden. Der erste Band von Anna Ritter hat bereits die 11., der zweite die 6. Aufloge erreicht; damit dürfte sie ihre sämmtlichen Mitbewerberinnen — bis auf die natürlich unerreichbare Johanna Ambrosius — und vermuthlich auch ihre sämmtlichen männlichen Rivalen überholt haben. Auch von den Gedichten der Thekla Lingen liegt bereits die zweite vermehrte Auflage vor.[6]) Wiederum scheint mir Remers Charakteristik nicht recht zutreffend. Sie ist vielseitiger ols Anna Ritter; sie hat einen weiteren Horizont und verräth die freie, gebildete Frau aus der großen Welt. Aber ihr fehlt häufig die künstlerische Vollendung, die Sicherheit des Geschmacks und dos feine Organ für liedhofte Wirkung, das diese so hoch stellt. Ihre Gedichte sind überous ungleich. Zuweilen gelingt ihr ein wirkliches, reines, starkes Kunstwerk; aber daneben fehlt es nicht an matten oder mißlungenen. Auch bei ihr hat Remer nicht eine durchweg glückliche Hand bewiesen. So will mir von den freien Rhythmen — bekanntlich sind diese überhoupt die schwache Seite der modernen Dichter — das Gedicht „Schwestern" (S. 342) nicht recht einleuchten, während dos folgende „Die Alte" durchaus lebensvoll und echt wirkt. Dagegen ist „Ohnmacht" wohl mehr des Inhalts ols des künstlerischen Werths wegen aufgenommen. Am höchsten stehen mir im allgemeinen ihre kurzen strophischen Ge-

5) 1900, Beilage 152.

6) Berlin, Schuster u. Loeffler 1900. 99 S. 2 M.

dichte; sie sind häufig durch eine sehr wirksame klare und knappe Anlage, durch energische Konzentration und intensive Stimmung ausgezeichnet. Von den Gedichten der Ritter unterscheidet sie im allgemeinen der schärfere, kräftigere Strich, die männlichere Tonart. Einzelne wie „Ehe“, „Zur Dämmerstunde war's“, „Mutter“ gehören zu dem Besten, was die moderne Frauendichtung hervorgebracht hat.

* * *

In den wenigen Jahren seit 1898 sind eine ganze Reihe Dichterinnen hervorgetreten. Aber sie sind von den zuletzt besprochenen durch einen Altersunterschied von 10—15 Jahren getrennt und gehören also einer neuen Generation an. Charakteristisch ist für sie zunächst diese Frühreife ihres Talents und das frühe, muthige Hintreten vor die Oeffentlichkeit. Darin zeigt sich die veränderte Situation. Die Dichterinnen der älteren Zeit, auch die großen Erzählerinnen haben diesen Schritt durchweg erst sehr spät gethan. Sie sind langsam von innen heraus gereift und haben zögernd und widerstrebend sich zu dem Entschlusse und Wagniß der Veröffentlichung durchgerungen. Ganz anders diese Jüngsten. Sie haben keine Hindernisse und Vorurtheile zu überwinden, sie brauchen sich nicht mehr einen Weg durch eine Wildniß zu bahnen, sondern finden geebnete, betretene Straßen. Die allgemeine Theilnahme kommt ihnen entgegen, lockt sie heraus, fördert und trägt sie. Daher zeigen sie auch eine ganz andere Physiognomie: Nichts mehr von Schüchternheit, Zurückhaltung, von Kampf mit sich oder mit äußeren Schwierigkeiten; in jugendlichem Wagemuth, voll Vertrauen auf sich und die Zukunft, voll Selbstgefühl, mit großen Ansprüchen und Erwartungen treten sie in die Schranken, frisch, fröhlich und frei, zuweilen sogar frech. Jugendlich unreif und unausgegohren die meisten, aber fast alle verrathen Talent, und lassen Gutes für die Zukunft hoffen. Ueberragende Individuen scheinen nicht unter ihnen zu sein, dafür ist das Niveau im ganzen merklich höher als in früherer Zeit. Auch die Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Begabungen ist größer geworden. Aber neben diesen Lichtseiten fehlen auch die Schatten im Gemälde nicht. Denn in der munteren Strömung, die die Einzelnen trägt und treibt, schwimmt auch allerlei Unechtes und Ungesundes mit. Geziertheit und Affektirtheit, Pose und Mache dringen ein, Anempfindung und Modedichtung machen sich breit. Das Selbstbewußtsein und das anspruchsvolle Auftreten wird nicht immer durch die Leistungen gerechtfertigt, und mancher Wechsel wird auf die Zukunft ausgestellt ohne Garantien für seine Einlösung —, übrigens Fehler, die der Jugend überall anhaften und die man ihr gern nachzusehen bereit ist. Während sich bisher die Frauendichtung von den Abwegen der männlichen Rivalen, der Dekadenzlerei, Wortklingelei und der Neuerungssucht als Selbstzweck rein erhielt, so macht sich jetzt die für mich sehr unerquickliche neueste Phase der deutschen Dichtung, die unklare, nebelhafte, konturlose Sudelei und die pompös aufgebauschte Hohlheit, die sich vielfach mit dem Staatsmantel der Neuromantik drapirt, auch in ihr bemerklich. Typisch ist hiefür das Buch „Vom neuen Weibe und seiner Liebe“ von Elisabeth Dauthendey, eine inhaltlich und ästhetisch gleich wenig erbauliche Leistung. Die Lyrik scheint indessen hievon bis jetzt weniger betroffen zu sein.

Drei solcher Neophyten haben noch in Remers Anthologie Aufnahme gefunden. Die älteste und unbedeutendste ist Margarete Bruns (geb. 1873), die 1900 „Die Lieder des werdenden Weibes“ veröffentlicht hat. Ihr ist mit dieser Aufnahme eigentlich etwas viel Ehre widerfahren. Die ersten beiden Gedichte, die Remer bringt, sind recht mäßig, die anderen besser; wahrhaft Gediegenes und Neues habe ich bei ihr nicht gefunden. — Die nächste, Margarete Beutler (geb. 1876), hat bisher überhaupt nicht in Buchform sondern nur in Zeitschriften (Gesellschaft) veröffentlicht. Auf sie paßt, was oben im allgemeinen gesagt wurde, in besonderem Grade: talentvoll, aber unreif und nicht immer erfreulich. Gedichte wie die auf S. 372 ff. sind recht anmaßlich und posirt, immerhin in der Stoffwahl und Gesinnung beachtenswerth. Wie gewöhnlich gerathen auch ihr die kleinen Stücke am besten (namentlich S. 376); die längeren kommen meistens nicht recht klar und einheitlich heraus; die realistischen Bilder sind stimmungslos und unpoetisch. Und doch spricht aus dem Ganzen eine eigene, weite, freie Seele. Wenn sie sich zu rechtem Ernst, Klärung, zu Vertiefung durcharbeitet, dürfen wir von ihr gewiß noch Schönes erwarten. — Die Jüngste der Drei ist erst 1881 geboren und hat schon 1900 unter dem Decknamen Marie-Madeleine einen Band Gedichte[7]) erscheinen lassen, der es überraschend schnell zu hoher Auflageziffer gebracht hat. Freilich wird dieser sensationelle Erfolg nicht allein ihrer künstlerischen Bedeutung, sondern mindestens ebenso sehr dem pikanten Inhalte zuzuschreiben sein. Denn die junge Baronesse v. Puttkammer, die bereits mit 15 Jahren zu veröffentlichen begonnen hat, zeigt nicht nur als Dichterin eine erstaunliche Frühreife und scheint vom Becher des Lebens nicht nur genippt zu haben. Eine gewisse Frivolität verräth sich auch in der Formgebung: sie liebt lose, lässige Form, wiederholt oft und macht es sich gern bequem. Aber Gluth und Schwung ist in ihren Versen, eine schwüle, sinnliche Gluth. Bei keiner Anderen kommt die Leidenschaft der Sinne so unverhüllt und ungebändigt, so ungestüm und selbstherrlich zu Worte. Und sie versteht sich auf den Gefühlswerth der Worte und Bilder, sie weiß mit ihrem Klange zu wirken und Stimmung zu erzeugen. Die meisten Gedichte bei Remer, der hier sehr geschickt und taktvoll gewählt hat, sind von intensiver und echt lyrischer Wirkung.

Zwei weitere Dichterinnen hat der letzte Göttinger Musenalmanach (auf 1901) aufgenommen; beide sind jetzt auch schon in Buchform erschienen. Die Umgebung, in der sie auftreten, und besonders das Vorbild des bekannten Herausgebers, Börries Frhr. v. Münchhausen, erklärt zur Genüge, daß Beide auch die sonst nicht gerade beliebte Form der Ballade pflegen. In den soeben erschienenen „Gedichten“ von Agnes Miegel[8]) nehmen sie etwa die Hälfte des Raumes ein. Ihre Balladen sind nicht gerade schlecht, aber noch weniger gut zu nennen. Sie sind im allgemeinen matt und lassen die Konzentration, den straffen Bau und die dramatische Zuspitzung vermissen, auf der die Wirkung der Ballade beruht. Selbst wo sie ein dankbares Sujet unter Händen hat, wie in „Peter Harden“, schadet sie sich durch zu große Breite. Auch ihre Lyrik ist nicht (mindestens noch nicht) sehr charakteristisch und vor allem merkwürdig unmodern. Es sind meistens Liebesgedichte, aber ihre Liebe ist die schmachtende, selbstvergessene Backfischliebe, die ganz Hingabe und Zärtlichkeit ist. Der Ausdruck klingt zuweilen recht jugendlich. Dazwischen klingt die Sehnsucht nach dem Kinde durch, in leisen, aber vernehmlichen, theilweise wunderlichen Tönen. Also

7) Auf Kypros. Berlin, Vita. 127 S., geb. M. 3.50.

8) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1901. 128 S., geb. 3 M.

ganz die Weiblichkeit alten Stils in einer heute überaus seltenen Reinkultur. Aber vielleicht ist manches, was uns stört, nur jugendliche Unreife, und bei der großen Jugend der Verfasserin darf man wohl hoffen, daß sie dieses abstreifen und uns mit reiferen Früchten ihres Talentes erfreuen wird. Denn Sinn für liedhafte Wirkung hat sie unverkennbar, und die Sammlung weist schon jetzt eine Reihe Gedichte von schlichter Innigkeit und eigenem Klange auf, wie „Liebe Lüge" (S. 37), „Liebe" (S. 42), „Einer Toten" (S. 46) und besonders „Gebet" (S. 49).

Mehr persönlicher Gehalt findet sich in den Gedichten der Lulu v. Strauß und Torney. Sie ist älter als Agnes Miegel (geb. 1873) und hat bereits 1898 einen Gedichtband erscheinen lassen (bei L. Horstmann, Göttingen), der nicht gerade ein literarisches Ereigniß war, aber immerhin über dem Durchschnitt lyrischer Erstlingsgaben stand. Auch sie hat der Ballade gehuldigt und wenigstens theilweise mit Glück. Sie hat einzelne dankbare, anziehende Stoffe sicher und wirksam gestaltet. Aber deutlicher und günstiger prägt sich ihre Eigenart in der Lyrik aus. Was uns davon hier Neues geboten wird, ist nicht viel, im ganzen nur elf Seiten füllend, aber das Meiste ist schöne, echte Lyrik voll Klang und Stimmung, voll Farbe und Fülle, und gibt Zeugniß von einer starken, inneren Entwicklung. Die Reife des Menschen wie des Künstlers bekundet der kleine Cyklus „Ein Kampf". Unter den „Liedern" hebe ich hervor die „Träume", durch Kraft des Ausdrucks und Durchbildung der Form gleich ausgezeichnet, und namentlich „Lied" und „Lebenssommer", in denen eine jauchzende, überquellende Lebensfreude singt und klingt.

Diese freudige Lebensbejahung, die glückselige Lust am Leben und der muthige Wille zum Leben, ist ein echt modernes Gefühl, vielleicht der tiefste und echteste Grundton im chaotischen Lärm des Tages; es zeigt, wie der Geist Nietzsche's die ganze seelische Atmosphäre, die wir athmen, still und gründlich durchdrungen, geändert und erneuert hat. Auch in der Frauenlyrik ist dieses Gefühl immer kräftiger und entschiedener laut geworden, bisher am deutlichsten aber bei der letztgenannten Dichterin —, ich kenne andere, vielleicht noch tiefere und gediegenere Gestaltungen, die indessen noch ungedruckt sind —, und gewiß steht diesem, jetzt erst so recht aufblühenden Zweige der deutschen Dichtung der Ausdruck jugendlicher Kraft und Gesundheit besonders gut zu Gesichte. Jedoch, daneben erklingen andere dunklere, schwermüthige Weisen.

Eine eigenthümlich melancholische Gestalt ist Lisa Baumfeld, ein Wiener Kind, das ein vorzeitiger Tod schon in seinem 19. Jahre (am 3. Februar 1897) dahingerafft hat. Aus ihrem Nachlasse ist ein Bändchen veröffentlicht,[9]) Gedichte in Versen, in dramatischer Form und in Prosa. Ich gestehe, daß ich sie am meisten in Remers Sammlung vermißt habe, auch weil sie sonst wenig bekannt zu sein scheint. Und doch ist sie nicht nur eines der merkwürdigsten Beispiele dichterischer Frühreife unter den dichtenden Frauen, sondern wirklich eine Gestalt von eigenartigem Reize. Jedenfalls hätte sie im „Buche der Sehnsucht" ein bescheidenes Plätzchen wohl beanspruchen können, denn sie ist die Dichterin der Sehnsucht par excellence. Aber diese drängende, quälende, ungestillte Sehnsucht erhält bei ihr eine besondere düstere Färbung durch das Vorgefühl des nahenden Verhängnisses. Dieses kurze Leben steht von vorn herein unter dem Schatten des Todes. So bildet diese Sängerin der Todesahnung und Todessehnsucht einen seltsamen Kontrast zu der sonnenhellen Lebensfreudigkeit einer Strauß und Torney. Anfangs könnt diese Stimmung zuweilen für literarische Mode gehalten werden; — daß sie in der modernen Lyrik, namentlich den décadents und Symbolisten jeder Richtung wohl bewandert ist, würden ihre Gedichte hinreichend erkennen lassen, auch wenn sie es nicht durch zahlreiche Motti aus Poe, Swinburne, Maeterlinck, Baudelaire u. A. ausdrücklich bezeugte. Aber in Gedichten wie „Fiebernacht", „Opium" steckt nichts Angelerntes und Uebernommenes, sondern lebt die unmittelbarste Wirklichkeit, zuckt die ganze bange Qual solcher Stunden, wo sich das bedrohte Leben krampfhaft gegen die Uebermacht des Todes wehrt. — Lisa Baumfeld ist kein bedeutendes Formtalent, aber sie verfügt über ein vorzügliches dichterisches Material. Ihre Herrschaft über die Sprachmittel, ihr Wort- und Bilderschatz ist erstaunlich. Und mit diesen reichen Ausdrucksmitteln weiß sie zwar nicht einheitliche Bilder von scharfen Umrissen und klarer Anschaulichkeit zu schaffen, aber Farbenstimmungen und Schattenbilder von tiefem, dunklem Kolorit, ein dämmriges ahnungsvolles Halbdunkel, das gut zu dem unklar gährenden und wogenden Chaos der Gefühle stimmt. Ist übrigens die Anordnung der Gedichte chronologisch, — und der deutliche Zusammenhang, der zuweilen zwischen aufeinanderfolgenden Gedichten besteht, sowie die unverkennbare Hindeutung auf die Nähe des Todes in den letzten führen darauf —, so ist auch ein entschiedener Fortschritt in der Formgebung zu beobachten, und manche der späteren Stücke, wie „Nachmittag" (S. 40), „Herbst" (S. 49), „Opium", „Sommer" (S. 59 ff.), lassen uns erkennen, daß die moderne Lyrik an der so früh Geschiedenen einen wirklichen Verlust zu beklagen hat.

Auf einen ähnlichen Ton der Lebensmüdigkeit und einer weichen Schwermuth sind zum guten Theil die kürzlich herausgekommenen Gedichte der Margarete Susman[10]) gestimmt. Sie sind nicht so reich an Detail, aber einheitlicher, klarer und reifer in der Ausgestaltung. Und jene melancholischen Klänge sind bei ihr nur eine Note neben anderen. Auch ihr eigentliches Feld ist die Stimmungslyrik, jedoch hat sie häufig einen eigenthümlichen großen Zug, eine Tendenz zu ruhiger, überschauender Betrachtung und zu allgemeingültiger, symbolischer Verklärung des Einzelnen. Unter den Erscheinungen des laufenden Jahres ist sie jedenfalls die werthvollste.

Anhangsweise will ich kurz noch einige der weniger bedeutenden Gaben des Berichtsjahres erwähnen —, nur einige, denn alle aufzuführen, würde eine unnütze Verschwendung von Raum und Zeit sein. Die Gedichte von Helene Voigt-Diederichs[11]) könnte ebenso gut der Kunstkritiker besprechen; denn wenn der rühmlich bekannte Verlag auf die äußere Ausstattung seiner Veröffentlichungen überhaupt eine nicht genug anzuerkennende Sorgfalt verwendet, so ist hier der Buchschmuck dem Texte etwas bedenklich über den Kopf gewachsen, und, wie es dabei meistens geht, die Illustrationen sind zum Theil anziehender als die Gedichte. Jedenfalls ist die Gesammterscheinung des Buches sehr schön und geschmackvoll. Die Gedichte sind nicht gerade hervorragend, nicht neu im Inhalt und meistens nicht

[9]) Gedichte von Lisa Baumfeld. Mit einem Vorwort von Ferdinand Gross. Wien 1900. 142 S. 3 M.

[10]) Mein Land. Berlin, Schuster u. Löffler 1901. 107 S. 2 M.

[11]) Unterstrom. Gedichte. Mit Buchschmuck von J. V. Cissarz. Leipzig. Eugen Diederichs 1901. 95 S. 4 M.

tief und eigen im Ausdruck, zuweilen etwas leierig; doch sind die kurzen häufig recht hübsch und ansprechend. Im allgemeinen scheint die Dichterin, die ja als Erzählerin bereits bekannt ist, mehr für das lebendige Erfassen der äußeren Natur als für das Lauschen auf die innere Welt der Empfindungen beanlagt zu sein. Daher gelingen ihr farbenreiche Bilder wie „Heimweh“, „Hafenbild“ (S. 26 ff.) am besten. — Nur ganz vereinzelt habe ich Schönes gefunden unter den Gedichten von Hedda Sauer[12]) („Weißt du, was das traurigste war?“, S. 11) und T. Resa[13]) (Pseudonym für Ther. Gröhe. Manches ist unter aller Kritik, anderes hübsch; zum Besten gehören z. B. „Sterbendes Kind“, S. 48, und „Schatten“, S. 72.).

Zum Schlusse sei ein kurzes Wart in eigener Angelegenheit gestattet. Wenn ich auch nach dem Erscheinen von Remers Sammlung die Absicht einer eigenen Blumenlese (die ich übrigens bereits in Nr. 204 des var. Jahrgangs dieser Zeitschrift, also lange ehe ich von Remer wußte, bei Gelegenheit ausgesprochen habe und die auch Remers Verleger bekannt war) nicht einfach fallen lasse, so soll damit nicht gesagt sein, daß ich das „Buch der Sehnsucht“ für schlecht und ungenügend hielte —, ich glaube das Gegentheil deutlich genug gesagt zu haben —, noch auch, daß ich die Arbeit in ganz anderer Weise angreifen würde. Mein Grund ist vielmehr, neben der begreiflichen Unlust, einen seit Jahren gehegten, lieb gewonnenen und vorbereiteten Plan plötzlich aufzugeben, vorwiegend die Fülle neuen Materials, das Remer nicht verwendet hat und zumeist nicht verwenden konnte. Ich denke weniger an Uebersehenes aus älterer Zeit. Was ich da bei Remer vermisse, ist nicht bedeutend, und andrerseits bin ich ebensowenig sicher, daß mir nichts wesentliches entgangen ist. (Für jeden Hinweis auf nicht Beachtetes wie auf unbekanntes Neues wäre ich sehr dankbar, wenn ich mir auch das Recht eigener Entscheidung in jedem Falle varbehalten muß.) Aber schon in der kurzen Spanne Zeit seit dem Erscheinen seiner Sammlung sind mehrere beachtenswerthe Talente an die Oeffentlichkeit getreten, und wer kann sagen, wie viel die nächste Zeit noch bringen wird. Außerdem steht mir sehr werthvolles ungedrucktes Material zur Verfügung. So kann ich mit Sicherheit annehmen, daß meine Anthologie, auch ohne prinzipiell und wesentlich abweichende Auslese, in genügendem Maße Neues bieten wird, um Existenzberechtigung zu haben, und zudem ist das Interesse sowohl an der Lyrik wie an den Leistungen der Frau heute so weit verbreitet, daß auch wohl zwei Sammlungen ähnlicher Art nebeneinander Raum haben werden.

## Besprechungen.

• Edouard Rod kehrt von Zeit zu Zeit in seine waadtländische Heimath zurück und sucht dort die Stoffe seiner Romane, die er sonst im Pariser Leben zu finden pflegt. Er that es mit besonderem Erfolg in den „Roches Blanches“, und daher gibt es keine bessere Empfehlung für „Mademoiselle Annette“, seinen neuesten Roman, als die Bemerkung, daß er genau im gleichen Kreise spielt und die Helden der „Roches Blanches“ hier als Nebenfiguren wiederkehren. Wir erfahren zum Beispiel, daß der junge Pfarrer Trembloz seine unglückliche Neigung zu der Gutsbesitzerin, die er an dem weißen Felsen traf, nicht verschmerzt hat und unvermählt geblieben ist. Frln. Annette theilt dieses Schicksal, denn ihre Verlobung mit einem jungen Arzt geht in die Brüche, weil ihr Vater, ein vom Unglück verfolgter Destillateur, fallirt, und nachher ist sie es, die die Hand des Vaters ihres ehemaligen Verlobten zurückweist. Annettens Fall ist aber damit nicht erschöpft. Diese Liebesgeschichten spielen sogar eine sehr untergeordnete Rolle in dem Roman. Annette ist vor allem eine Heldin der Selbstverleugnung und des thätigen Mitleids. Sie steht einer ganzen Familie von mehr oder minder ausgesprochenen Egoisten gegenüber, und der Verfasser weist überzeugend nach, daß sie als Kindergärtnerin, als Pflegerin eines gelähmten Vaters und eines blödsinnigen Neffen innerlich glücklicher ist als der als Millionär aus Amerika zurückkehrende despotische Onkel und die übrigen Angehörigen. Der Onkel ruft die ausgewiesene Nichte schließlich selbst zurück und bekennt sich als geschlagen. Das spießbürgerliche Treiben in dem am Genfer See liegenden Städtchen Bielle, das schon in den „Roches Blanches“ manchen ergötzlichen Zug lieferte, hat sich auch hier als ergiebig erwiesen und unterbricht recht angenehm hier und da die sehr melancholische Handlung.

*Richard A. Plötz*, M. A., The Travellers Companion. Sprachführer für Deutsche in England. 7. vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1901. F. A. Herbig. Preis 1.30 M., geb. 1.70 M. — Das billige und handliche Büchlein kann Jedem warm empfohlen werden, der sich auf eine Reise nach England vorbereiten will. Unähnlich den meisten anderen Konversationsbüchern und Sprachführern, enthält es nicht Uebersetzungen der deutschen Gespräche, und auch nicht willkürliche Phantasiegespräche, die vom Hundertsten ins Tausendste führen, sondern einfach und klar diejenigen Redensarten und Wendungen, die der Engländer in der angegebenen Situation wirklich gebraucht. Der Sprachgebrauch ist mit großer Feinheit und Genauigkeit beobachtet, und nur selten haben sich Redewendungen eingeschlichen, die durch gebräuchlichere ersetzt werden könnten. Dem Referenten sind von dieser Art nur etwa die folgenden aufgefallen: S. 25 statt Please to talk more slowly einfacher Please speak slower. Die Konstruktion von please mit to und dem Infinitiv ist im colloquial English überhaupt wenig gebräuchlich und sollte auch in den anderen Fällen im Buch (z. B. S. 27) durch please ohne to ersetzt werden. Statt I was asking this question, because I thought einfacher I asked because I thought; S. 27 statt I have been told that he has gone wohl besser ... that he is gone, und S. 29 statt I have a tooth-ache einfach I have tooth-ache. Von besonderem Nutzen werden dem Deutschen die zahlreichen Anmerkungen unter dem Text sein, die ihn mit den vielfach von den kontinentalen abweichenden Sitten, Gebräuchen und Einrichtungen der Engländer bekannt machen.

München. G. Herberich.

## Mittheilungen und Nachrichten.

M. Aus englischen Bibliotheken. Die Universitätsbibliothek von Cambridge erwarb im letzten Jahre 209 Manuskripte und ungefähr 48,000 Bücher und periodische Schriften (natürlich sind nur die Jahrgänge resp. Bände bei letzteren gezählt). Aus dem Berichte der „Literature“ entnehmen wir noch, daß sich unter den Eingängen eine werthvolle Sammlung malayischer Manuskripte und Drucke befand. Die große Taylor-Schechter-Kollektion von Hebraica ist jetzt fast ganz geordnet; es hat sich darunter der Versuch einer Bibelkritik vom rationalistischen Standpunkte vorgefunden, die von einem jüdischen Sektirer des 10. Jahrhunderts herrührt und zweifellos der erste derartige Versuch ist. Die Bodleiana in Oxford hat das letzte Jahr einen Zuwachs von 65,000 Bänden gehabt und der ihr zur Verfügung stehende Raum ist fast erschöpft. Angesichts dieses kolossalen Wachsthums der englischen Bibliotheken, das auch beim British Museum bald die Unmöglichkeit herbeiführen wird, den ganzen Jahreseingang aufzunehmen, hat der amerikanische Gesandte in London, Mr. Choate, jüngst geäußert, dieser ungeheuren Masse von jährlichen Neueingängen müsse das Spezialisirungsprinzip entgegentreten. Von der Dante-Bibliothek der Cornell University, über die an dieser Stelle vor kurzem ausführlich referirt wurde, ausgehend, machte er darauf aufmerksam, daß wie diese Bibliothek sich das Sam-

[12]) Ins Land der Liebe. Prag, J. G. Calve 1900. 64 S.
[13]) Königsberg i. Pr., Thomas u. Oppermann 1900. 160 S., geb. 4 M.

mein von Dante-Werken und -Ausgaben zum Ziele gesetzt habe, so Cambridge z. B. Mathematik und mittelalterliche Geschichte, hauptsächlich aufnehmen solle. Daß das Spezialisiren ein sicheres Mittel gegen das übermäßige Wachsen der Bibliotheken ist, ist sicher. Ihm steht aber außer der Schwierigkeit des Vertheilens der verschiedenen Zweige auf die verschiedenen Bibliotheken in den verschiedenen Ländern auch noch etwas entgegen: der Kostenpunkt. Spezialsammlungen kosten unverhältnißmäßig mehr und in England namentlich, wo die hauptsächlichsten Eingänge (37,000 von den 48,000 in Cambridge), aus der Copyright Acte gratis sind. — Von der Nothwendigkeit für Zeitungs- und Zeitschriften Spezialbibliotheken zu gründen, war übrigens schon auf dem Pariser Journalistenkongreß 1900 die Rede.

* **Eine neue Nordpol-Expedition.** Der nach dem Nordpolfahrer Peary genannte „Peary Arctic Club" in New-York hat seinen Sekretär Herbert **Bridgeman** mit dem Kommando der Nordpolexpedition des Jahres 1901, der vierten Expedition seit Peary's Abfahrt zur Erweiterung des Nordpols, betraut. Bridgeman tritt hiermit seine dritte Fahrt ins arktische Eis an, da er sich bereits 1894 an der Falcon'schen Hülfsexpedition betheiligte und 1899 die sogenannte Diana-Expedition mitmachte. Kapitän und Mannschaft werden sich in St. Johns, Neufundland, einschiffen; Mitte dieses Monats wird von dort aus die Fahrt nordwärts angetreten.

* **Die Ausländer auf den Universitäten Deutschlands.** Im laufenden Sommer sind an den sämmtlichen deutschen Universitäten 2606 Ausländer immatrikulirt, gegen 2698 im Winter und 2322 im Sommer vorigen Jahres; es sind dies gegenwärtig 7.3 Proz. der Gesammtzahl (35,558) gegen 7.8 im Winter und 6.7 im vorjährigen Sommer. Davon entfallen dem Studium nach 646 (gegen 674 im Winter und 592 im vorigen Sommer) auf die Philosophen, Philologen und Historiker, 579 (gegen 582 und 511) auf die Mathematiker und Naturwissenschaftler, 568 (gegen 564 und 511) auf die Mediziner, 313 (gegen 354 und 259) auf die Juristen, 147 (gegen 142 und 111) auf die evangelischen Theologen, 146 (gegen 155 und 137) auf die Studirenden der Staats- und Forstwissenschaft, 138 (gegen 154 und 145) auf die der Landwirthschaft, je 25 auf die katholischen Theologen (gegen 26 und 22) und die Pharmazeuten (gegen 24 und 17), 19 endlich (gegen 23 und 17) auf die Studirenden der Zahnheilkunde. Vor fünf Jahren, im Sommer 1896, zählte man 2192 Ausländer, gleich 7.4 Proz. der damaligen Studentenzahl, vor zehn Jahren, im Sommer 1891, waren es 1913, gleich 6.6 Proz. — Der **Nationalität** nach stehen wie immer die Russen mit 717 an der Spitze, daran schließen sich 507 aus Oesterreich-Ungarn, 256 Schweizer, 157 Engländer, 68 Bulgaren, 50 Niederländer, 47 Franzosen, 46 Griechen, je 44 Italiener und Serben, 38 Luxemburger, 37 Rumänen, 35 Türken, 26 Schweden und Norweger, 22 Belgier, 8 Dänen, 5 Spanier, endlich je 2 Montenegriner und Portugiesen an. Im ganzen sind es 2114 aus europäischen und 492 aus außereuropäischen Ländern; von diesen Letzteren kommen 323 aus Amerika, zum weitaus größten Theil aus den Vereinigten Staaten, 154 aus Asien, fast ausschließlich aus Japan, 12 aus Afrika, zumeist aus den südlichen Kolonien, und schließlich 3 aus Australien.

-n- **Heidelberg.** An Stelle des in Ruhestand getretenen Honorarprofessors Dr. Wilhelm **Ihne** ist Lektor **Strachan** mit der Abhaltung neuenglischer Sprach- und Literaturkurse betraut worden.

* **Tübingen.** Dem verstorbenen Prof. L. **Gaupp** widmet der „Schwäb. Merk." einen warmen Nachruf, dem wir folgende Angaben über sein Leben und Wirken entnehmen: Im Sommersemester 1884 wurde Gaupp an Stelle Mandrys, der sich zu den Arbeiten am Bürgerlichen Gesetzbuch nach Berlin begeben, als Lehrer des württembergischen Privatrechts nach Tübingen berufen. 1897 erhielt er den Titel eines ordentlichen Honorarprofessors. Unvergessen wird dem Verstorbenen sein unerschütterlich festes, überzeugungstreues Eintreten für die Einigung des Vaterlandes bleiben, für die er schon vor 1866 mit seiner ganzen Kraft gearbeitet hat. Seine hervorragende literarische Thätigkeit begann im Jahre 1880 mit dem großen dreibändigen Kommentar zur Zivilprozeßordnung für das Deutsche Reich. Es folgten die Zwangsvollstreckung nebst dem Mahnverfahren, bedeutsame Aufsätze im württembergischen Gerichtsblatt, in der Zeitschrift für freiwillige Gerichtsbarkeit, Anzeigen im Archiv für zivil. Praxis und in den Gött. gelehrten Anzeigen. Im Zentralblatt für Rechtswissenschaft hatte er das Referat für Zivilprozeß und württembergisches Landesrecht. An Marquardsens Handbuch war er Mitarbeiter für das Staatsrecht des Königreichs Württemberg.

* **Göttingen.** Die Universität hat ihren ehemaligen Studirenden Joseph Joachim zum Doktor der Philosophie ernannt.

♃ **Berlin,** 9. Juli. **Tel.** Trotzdem der Ankauf der **Boecklin**'schen „Pest" für die hiesige Nationalgalerie von der Kunstkommission befürwortet worden war, ist er doch, aus bisher nicht aufgeklärten Gründen, unterblieben.

* **Aus der Schweiz.** In **Zürich** ist am 8. d. M. die weitbekannte und beliebte Volks- und Jugendschriftstellerin **Johanna Spyri** im Alter von 72 Jahren gestorben. Die alte allemannische Begabung für die leicht lehrhafte, schlicht volksthümliche Erzählungsart, wie man sie aus Pestalozzi, Hebbel, Gotthelf und Hansjakob kennt und auf deren Linie auch Frau Spyri stand, hat diese besonders für die Jugend nutzbar zu machen verstanden. Einige ihrer Erzählungen, wie „Heimathlos", „Aus Nah und Fern", „Heidi kann brauchen, was es gelernt hat" u. a. erfreuen sich einer weiten Verbreitung. Besonders die Figur der Heidi wird noch auf Jahrzehnte hinaus in der Phantasie unsrer Kinder leben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. E. **Stern**: Tropus und Bedeutungswandel. Selbstverlag. — M. **Conrodi**: Die übertriebene Werthschätzung der Stenographie. Berlin, Liebheit u. Thiesen 1901. — **Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirthschaft.** 2. Jahrg., Heft 18. Berlin, Süßerott. — A. **Trinius**: Durchs Saalthal. Minden i. W., Bruns. — R. **Tambour**: Die Türkenbraut. Schwank. Wien, Tambour 1901. — Dr. W. v. **Walthoffen**: Die Gottesidee in religiöser und spekulativer Richtung. Wien und Leipzig, Braumüller 1901. — **Fliegende Blätter.** Band 116. München, Braun u. Schneider. — **Zeitlexikon.** Mai 1901. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — H. **Hansjakob**: Aus dem Leben eines Glücklichen. Stuttgart und Wien, Roth. — K. Th. **Reinhold**: Der Weg des Geistes in den Gewerben. 1. Band: Arbeit und Werkzeug. Leipzig, Hirschfeld 1901. — Dr. E. **Löbe**: Das deutsche Zollstrafrecht. 3. Aufl. Leipzig, Hirschfeld 1901. — P. **Holzhausen**: Der Urgroßväter Jahrhundertfeier. Leipzig, Avenarius 1901. — Dr. M. **Eichner**: Warum lernen wir die alten Sprachen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing 1901. — M. **Mendheim**: Ludwig Uhland. (Dichter-Biographien, 5. Band.) Leipzig, Reclam 1901. — G. a. **Amyntor**: Lieder eines deutschen Nachtwächters. 2. verm. Aufl. Halle a. S. und Bremen, Müller 1901. — Dr. K. v. **Münster**: „Mit Gott!" Briefe eines Vaters und Arztes an seinen Sohn. Ebd. 1901. — P. O. **Höcker**: Von mir, von Durchlaucht und Anderen. Berlin, Hofmann u. Co. 1901. — **Griebens Reisebücher**: Bd. 11: Baden-Baden. 3. Aufl. Berlin, Goldschmidt 1901. — Da., Bd. 23: Die Schweiz. 20. Aufl. Ebd. 1901. — **Rangliste der kgl. Preußischen Armee und des XIII. (kgl. württembergischen) Armeekorps** für 1901. Berlin, Mittler u. Sohn 1901. — M. **Madeleine**: Die drei Nächte. Liebeslieder. Berlin, Sklarek u. Gutmann. — W. **Haacke** und W. **Kuhnert**: Das Thierleben der Erde. Lfg. 25—28. Berlin, Oldenbourg. — **Meyers Reisebücher**: Deutsche Alpen. I. 7. Aufl. Leipzig und Wien, Bibliograph. Institut 1901. — O. v. **Leitgeb**: Sidera cordis. Ein Roman aus Friaul. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1901. — H. **Hopfen**: Zehn oder elf? (Engelhorns allgem. Romanbibliothek. XVII, 20.) — H. **Schick**: Ist das „Wesen des Christenthums" von Ad. Harnack wirklich das Wesen des Christenthums? 2. Aufl. Regensburg, Wunderling 1901.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Maurice Maeterlinck.

Von A. Ettlinger.

### I.

„C'est un modeste et c'est un sincère", sagte Jules Huret über Maurice Maeterlinck im „Echo de Paris" von 1891, nachdem er dessen persönliche Bekanntschaft gemacht. Huret hatte auf seiner Enquete über die neueste Entwicklung der französischen Literatur[1]) den jungen belgischen Dichter in dessen Vaterstadt Gent aufgesucht, wo er sich damals als Advokat niedergelassen. Seine 1889 und 1890 erschienenen Werke „La Princesse Maleine", „Les Aveugles", „L'Intruse" wiesen auf eine Eigenart von besonderer Bedeutung innerhalb der literarischen Zeitbewegung hin. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß sich in Gegenwart Hurets zwischen Maeterlinck und dem Sozialisten Duc Quercy ein Gespräch entspann, worin sich im kleinen ein Theil des Kampfes abspielte, der in Frankreich während der 80er Jahre begonnen hatte: Der Kampf der sogenannten symbolistischen Schule gegen die Herrschaft des Naturalismus. Duc Quercy forderte von der Dichtung, was ihm als das Spiegelbild des wesentlichsten Zeitinhaltes erschien: eine Darstellung der sozialen Bewegung in naturalistischer Form. Maeterlinck verlangte von dem Dichter, daß er sich über seine Zeit, über die Zufälligkeiten der unmittelbaren Wirklichkeit erhebe und „ewige Gefühle" darstelle. Er berief sich dabei auf Homer, Aeschylos, Shakespeare. Der zuvor Stille, Verschlossene war in eine tiefe Erregung gerathen, und wenn er im Anfang „nichts zu sagen" gehabt, wurde er nun mittheilsam. Als Beide allein waren, brachte Huret das Gespräch auf den Symbolismus. Maeterlinck unterschied zwischen zwei Arten des Symbolisirens, zwischen dem Symbol a priori, das von dem Gedanken ausgeht und dazu erst die lebendige Gestalt sucht, und jener unbewußten höheren Symbolik, die oft wider Willen des Dichters sich vollzieht und fast immer weit über seinen Gedanken hinausgeht. In diesem Sinn sei jede geniale Schöpfung symbolisch. Aeschylos' und Shakespeares Werke sind ihm Beispiele dafür. Nicht ganz mit Recht findet er im zweiten Theil des Faust und in einigen Goethe'schen Erzählungen, vornehmlich in dessen berühmten „Märchen aller Märchen" jene absichtliche Symbolik, die an die Allegorie streife. Er betont mehrfach die tiefere Bedeutung des Unbewußten beim Schaffen. Er ist überzeugt, daß seine eigenen dichterischen Geschöpfe recht behalten, wo sie dem widersprechen, was ihm ursprünglich das Wahre schien, und daß dieser Widerspruch „das geheimnißvolle Kind einer tieferen und wesentlicheren Wahrheit" ist. „Und darum ist es meine Pflicht, zu schweigen, und jenen Boten eines Lebens, das ich noch nicht ganz verstehe, zu lauschen und mich demüthig vor ihnen zu beugen." Das Gleiche gilt ihm von den Bildern, auf welchen die Symbolik beruht. Sie gehorchen, wenn sie organisches Leben haben, den Weltgesetzen strenger als der Gedanke. Ihnen widerstreiten, heißt, gegen Gatt streiten.

Sowohl in Maeterlincks ersten philosophischen als in seinen dichterischen Werken zeigt sich, bei aller durch Zeit, Ort und individuelle Anlage bedingten Verschiedenheit, die innere Verwandtschaft der neuen französischen symbolistischen Richtung mit unsrer deutschen Romantik. Wie einst unsre Romantiker gegen den Nationalismus kämpften, so kämpft dies junge Geschlecht gegen den Positivismus, für den da nichts vorhanden ist, „wohin er mit seiner Fackel nicht leuchten kann". Wie damals, so betont man jetzt wieder das Unbewußte im Seelenleben, erhebt das Gefühlsmäßige über den grübelnden Verstand, das Phantasieleben über die Beobachtung der Wirklichkeit. Wenn sich damals abwechselnd und gleichzeitig der Einfluß von Fichte's subjektivem Idealismus und von Schellings phantastischer Naturphilosophie mit der Einwirkung einer vorzugsweise aus Jakob Böhme geschöpften Mystik verband, so zeigen sich heute wieder ähnliche, wenn auch nicht gleiche Einflüsse philosophischer und mystischer Strömungen.[2]) Maeterlincks Anschauungsweise steht in einem inneren Zusammenhang mit der pessimistischen Philosophie des 19. Jahrhunderts, die sich direkt gegen den Nationalismus wendet. Und Maeterlinck studirt den Neuplatoniker Plotin, übersetzt den mittelalterlichen Mystiker Ruysbroeck aus dem Vlämischen (den pater ecstaticus aus dem II. Theil des Faust), forscht in Jakob Böhme, und es ist wohl eine Art innerer Wesensgemeinschaft, die ihn dazu führte, des Novalis' „Lehrlinge von Saïs" und dessen „Fragmente" zu übersetzen. Beide Dichter suchen, wenn auch auf verschiedenen Wegen, in den Tiefen des Seelenlebens die Geheimnisse des Universums zu erforschen. Beiden ist die Erscheinungswelt das verdunkelte Abbild einer höheren Existenz. Beide finden im einfachen kindlichen Gefühl die Ahnung des Höchsten, das sich dem prüfenden Verstand verschließt. Beide erleben Momente, in welchen sie sich von allen Sinnesschranken loszulösen suchen, „Daß ja das Nichtige Alles verflüchtige", Momente, in welchen sie sich in die Urgründe aller Existenz zu versenken glauben.

[1]) In Buchform Paris 1891.

[2]) Eine grundlegende, tief bedeutsame Darstellung von Maeterlincks philosophischer Entwicklung und deren Beziehungen zu Vergangenheit und Gegenwart gibt Drews in den Preußischen Jahrbüchern Bd. 99. Heft 2.

In den philosophischen Aufsätzen, welche 1896 unter dem Titel „Le Trésor des Humbles“ gesammelt erschienen, spricht Maeterlinck von dem Wiedererwachen der Seele in unsrer Zeit. Sie hat während ganzer Jahrhunderte geschlummert — insbesondere auch während der Epoche der sogenannten klassischen französischen Literatur —, jetzt aber regt sie sich auf allen Gebieten. Dies zeigt sich in der Musik, in der bildenden Kunst, in der Dichtkunst, in den neuen wissenschaftlichen und geheimwissenschaftlichen Ideen, mit welchen auch der Spiritismus zusammenhängt, mehr aber noch darin, daß ganz einfache Menschen die geheimen Beziehungen zwischen Seele und Seele kennen, die zu anderen Zeiten kaum die Denker beschäftigt haben.

Mit solchen Anschauungen hängt es zusammen, wenn die neue symbolistische Bewegung in Frankreich nicht allein gegen den Naturalismus kämpft, sondern auch gegen die leeren Deklamationskünste auf lyrischem Gebiet und gegen die Herrschaft veralteter Regeln aus der Zeit des französischen Klassizismus. Die seelenlos gewordene Lyrik sollte wieder eine Seele bekommen, innere und äußere Melodie — die Form sollte den Inhalt bestimmen, die allzu engen Versgesetze, welche selbst die französische Romantik der 30er Jahre nicht hatte beseitigen können, durch eine freie Gestaltung der Metrik aus dem Geiste der modernen Zeit heraus verdrängt werden. Der „vers libre“ ist u. a. ein Ausdruck dieser Bewegung.

Es sind die verschiedenartigsten Talente, Charaktere, Anschauungen, die sich in diesem gemeinsamen Kampfe zusammengefunden haben.[8]) Viele unter ihnen kennen neben alten einheimischen dichterischen Ueberlieferungen Dante und Goethe, Novalis, T. A. Hoffmann und Heinrich Heine. Viele stehen unter dem Einfluß von Wagners Werken, die in Frankreich mehr und mehr Boden gewinnen. Bemerkenswerth ist es, daß sich bei aller Verschiedenartigkeit der Leistungen in der neuen Schule ähnliche Absonderlichkeiten zeigen wie einst bei unsern Romantikern, und nicht nur in ihr, sondern auch bei den Absenkern, die sie wieder auf deutschen Boden abgegeben hat. Man musizirt in Worten, denkt in Tönen, sucht durch Wortklänge Bilder hervorzurufen, durch Farben Empfindungen auszudrücken. Aeußeres Schauen und innere Empfindung werden in einer so durchaus subjektiven Weise zu charakterisiren gesucht, daß zu einem Verständniß Kommentare nöthig sind. Das Unsagbare soll angedeutet werden.

Maeterlincks Gedichtsammlung „Serres chaudes“, mit welcher er 1889 in die Oeffentlichkeit trat, ist ein charakteristischer Ausdruck sowohl dieser Sturm- und Drangzeit des französischen Symbolismus, als eines innerlichen Stürmens und Drängens in dem 27jährigen Dichter selbst. Ein verschlossenes Treibhaus, durch dessen grünliche Glasscheiben man auf Pflanzen und Blüthen schaut, gibt ihm die Sinnbilder für das, was seine Seele durchzieht: Stürmisch bewegte Vorstellungen, in welchen die Bilder sich förmlich jagen und die Einheit dem suchenden Sinn immer wieder entschlüpft. Und er spricht sie in freien Rhythmen aus oder in melodischen Versstrophen, die sehnsuchtsvoll, tief melancholisch, wie Schemen zerfließen, trotzdem oder vielleicht gerade weil sie von symbolischen Bildern überströmen. — Die Trennung des Schauenden vom Geschauten durch Glaswände ist ein Motiv, das bei Maeterlinck mehrmals wiederkehrt. Es ist wohl nicht ohne tiefere Bedeutung. — In den „Serres chaudes“ aber hat des Dichters feine Unterscheidung zwischen echter und falscher Symbolik seinem Schaffen noch nicht die Wege gewiesen.

Weit einfacher ist die Sprache in den „Douze chansons“, die 1896 mit Illustrationen von Doudelet erschienen sind. Der Dichter hat sie zum Theil auch in manchen seiner Dramen verwendet, und immer in bedeutungsvoller Art. Sie zeigen eine eigenthümliche Vereinigung mystischer Anschauungen mit volksliedartigen Weisen. — Aber auch das im gleichen Jahr wie die „Serres chaudes“ erschienene Märchendrama „la Princesse Maleine“ ist frei von allem Bilderüberschwang und ganz einfach in der Sprache. Eigentlich sind es freie Verse, die, wie Maeterlinck zu Huret sagte, im Druck als Prosa gesetzt wurden.

Der Dichter wollte „ein Stück in der Art Shakespeares für ein Marionettentheater schreiben“. Puppentheater, Märchen, Shakespeare! Das erinnert an die Sturm- und Drangzeit und an die Romantik. Die Volkspoesie und Shakespeare waren Vorbilder für beide Richtungen. Im Märchen aber fanden die Romantiker das eigentlichste Wesen der Poesie.

Das niederdeutsche Volksmärchen von der „Jungfrau Maleen“, von der im Thurm gefangenen Königstochter, das auch in Oberdeutschland im Kinderlied noch heutzutage lebendig ist, liegt, vornehmlich in seiner ersten Hälfte, Maeterlincks Dichtung zugrunde. Er hat die Hauptmotive dramatisch verbunden, indem er die Gestalt der Königin Anne von Jütland hinzu erfand und zur Trägerin der Handlung machte. Die Königin benutzt ihre Macht über den alten König Hjalmar von Holland, um den jungen Hjalmar, den sie selbst liebt, von seiner Braut Maleine zu trennen und mit ihrer eigenen Tochter zu verloben; sie ruft den Krieg hervor, der das Reich von Maleine's Vater zerstört und alles dem Tode weiht, dem Maleine nur durch die Einsperrung in einen zugemauerten Thurm entgeht: sie bringt dem alten Hjalmar ein langsam wirkendes Gift bei und erdrosselt Maleine, als der junge Hjalmar sich dieser wieder zugewendet hat. Bei Entdeckung des Mordes tödtet Hjalmar die Königin und dann sich selbst.

Dies sind die äußeren Umrisse der Handlung. Sie gehören einer Gattung an, die Maeterlinck später nicht mehr gutgeheißen hat. Sie scheint ihm mit einer vergangenen, barbarischen Zeit zusammenzuhängen, während jetzt unser Leben meist weit entfernt von Blut, Geschrei und Degenstößen verlaufe. Die Leiden und Thränen der Menschen sind stiller, innerlicher, geistiger geworden.

Gleichwohl zeigt auch die Prinzessin Maleine schon die für Maeterlincks Dichten charakteristischen Züge. Das Schwergewicht liegt nicht auf jener äußeren Handlung, nicht auf der Leidenschaft, sondern auf der Empfindung und der Stimmung. Maleine ist die Hauptträgerin des stillen, tiefen Seelenlebens, das gleich einer leisen Melodie durch die Handlung zieht. Mehr durch das, was sie nicht sagt, als durch das, was sie sagt, stellt der Dichter die zarte Innerlichkeit ihres Wesens dar, das Scheue, Blumenhafte der Außenwelt gegenüber, bei einer unbeirrbaren Stärke und Sicherheit des Gefühls, das sich unter Leid und Noth aller Art selbst treu bleibt. Es ist bezeichnend, daß Maleine bei der Wiedererkennungsscene im Schloßparke, ungleich der Prinzessin im Märchen, Hjalmar kein Wort davon sagt, was sie um seinetwillen erduldet hat, sondern nur bei den einfachen Worten bleibt: „Ich bin die Prinzessin Maleine.“ Hjal-

8) Vgl. Histoire de la Langue et de la Littérature française, publiée sous la Direction de *L. Petit de Julleville*. Chap. XIII par *F. Brunot*, Paris 1899, und „L'Ecole Symboliste“ par *Georges Beaujon*, Basel 1900.

mar hat, freilich in kleineren Dimensionen, etwas von Hamlets Wesen. Er hat einen tiefen Blick ins Leben gethan, und sein Schauen und Betrachten hindert ihn zunächst am Handeln. Er läßt alles über sich ergehen, weil ihn dünkt, wie man auch handle, die Ergebnisse des Lebens seien die gleichen. Daß seine Liebe zu Maleine so tief ist, kommt ihm erst beim Wiederfinden der todtgeglaubten Braut völlig zum Bewußtsein, und nun greift er in die Handlung ein. Sein Verhalten dabei aber hat der Dichter kaum motivirt. Wenn man sonst in dem Stück auf Schritt und Tritt Maeterlincks Shakespeare-Studien und Shakespeare-Eindrücken begegnet, hier ist er dem großen Meister nicht gefolgt. Es fehlt den Vorgängen an innerer Nothwendigkeit. Man begreift kaum, daß Hjalmar seinen zarten kleinen Vogel im Bannkreis der Schlange läßt. Es gibt keine andere Erklärung dafür als die: Das Schicksal hat es so gewollt. Und in der That, allerlei düstere unheimliche Zeichen und Wunder der mitfühlenden Natur haben von Anfang an das kommende Unheil verkündet; wo die erklärbaren Ursachen aufhören, sind es unerklärbare, welche die Menschen einer schweren Katastrophe entgegentreiben. Freilich entsteht dadurch ein Widerspruch zwischen der anfänglichen Führung der Handlung und der Art der Katastrophe.

Erst die folgenden Dichtungen Maeterlincks haben einen einheitlichen Charakter. Ueber den geistigen Boden aber, dem sie und dem in gewissem Sinn auch die Prinzessin Maleine entwachsen ist, geben die Aufsätze im „Schatz der Armen" Aufschluß. „Von Jahrhundert zu Jahrhundert," sagt Maeterlinck, „durchforscht der tragische Dichter, mit der Fackel der Poesie in der Hand, die Labyrinthe des Schicksals." So entsteht ein Bild des Seelenlebens der Völker, denn es spiegelt sich vielleicht am reinsten in der Idee, welche sie vom Schicksal haben. Als geheimnißvolle, unerforschliche, furchtbare Macht wird es selbst von den Göttern bei den Griechen verehrt, und diese Vorstellung bildete sich während der schönsten Epoche der Menschheit und bei dem glücklichsten der Völker. Zur Zeit der großen Tragiker der neuen Aera, zur Zeit Shakespeare's, Racines und ihrer Nachfolger glaubte man, das Unheil entstehe aus den Leidenschaften des menschlichen Herzens. Der Mensch ist hier Herr und Meister. Heute, möchte man sagen, ist die Idee des Schicksals wieder erwacht. Wir verweilen jedoch nicht mehr, wie die Griechen, bei den Wirkungen des Unglücks. Die Natur des Unglücks selbst ist zum Mittelpunkt der neuesten Dramen geworden. „Es ähnelt noch dem Fatum des Oedipus und ist dennoch etwas anders. Man könnte sagen, es sei das Fatum ab intra geschaut." — Maeterlinck weist auf die besondere Bezeichnung hln (Fey), welche die schottischen Bauern für den Zustand eines Menschen haben, den ein unwiderstehlicher Impuls einer unvermeidlichen Katastrophe zutreibt, trotz aller Gegenanstrengungen, Rathschläge und Hülfeleistungen. „Wer von uns, wenn er sich der Umstände des für sein Leben entscheidendsten Unglücks erinnert, hat sich nicht in solcher Weise besessen gefühlt? Der Mensch, für den die Stunde des Unglücks geschlagen hat, ist von einem Wirbel erfaßt, den man nicht wahrnimmt, und seit Jahren weben geheime Mächte an der Verbindung der unzähligen Vorfälle, die ihn nothwendig auf die Minute zu dem bestimmten Punkt führen, wo die Thränen seiner harren."

Es handelt sich, sagt Maeterlinck an anderer Stelle, gar nicht um den Willen! Wir sind tausend Meilen weit über ihm und in einer Region, wo der Wille selbst die reifste Frucht des Schicksals ist." So scheint ihm denn auch das Tragische weit weniger auf dem Boden der herkömmlichen Kämpfe zu liegen, als in dem Erstaunlichen in der einfachen Thatsache des Lebens, in dem „Auf-sich-selbst-beruhen einer Seele inmitten einer stetig eingreifenden Unendlichkeit", in „der feierlichen, ununterbrochenen Zwiesprache eines Wesens mit seinem Schicksal". Was nur vorübergehend gezeigt worden ist, sollte man vornehmlich darstellen. „Was man in König Lear, in Macbeth, in Hamlet durchhört, den geheimnißvollen Gesang des Unendlichen, das Stillschweigen, welches Seelen und Götter bedroht, die Ewigkeit, die am Horizonte grollt, das Schicksal oder Verhängniß, welches man innerlich wahrnimmt, ohne sagen zu können, an welchen Zeichen man es erkennt, könnte man dies alles nicht durch irgend welche Umwandlung der Figuren uns näher bringen, während man die Schauspieler entfernte?"

Den Einwurf, ein bewegungsloses Leben würde nicht wahrgenommen werden und nur die kleine Anzahl der bisher angewandten Leidenschaften könnten dem Leben mannichfaltige Bewegung geben, sucht Maeterlinck mit dem Hinweis auf das griechische Theater zu entkräften. Die Tragödien des Aeschylos zeigen oft eine fast völlige äußere Unbeweglichkeit bei tiefem inneren Leben. Selbst die unerläßlich erscheinende seelische Handlung, die weit höher steht als die materielle Handlung, ist meist unterdrückt oder in bewunderungswürdiger Weise eingeschränkt, damit kein anderes Interesse bestehe, als das Eine: der Mensch inmitten des Weltalls. Es handelt sich nicht um einen leidenschaftlichen Ausnahmsfall der Existenz, sondern um die Existenz selbst.

Ebenso wenig wie die äußere Handlung erscheint Maeterlinck der äußere Dialog in der Tragödie als das Wesentliche; denn bei allem, was gesagt wird, kommen Dinge ins Spiel, die nicht ausgesprochen werden, Beziehungen zwischen Seele und Seele, „was entstehen kann und was todt ist, geheime Gedanken, Mysterien aller Art".

Einen solchen geheimen Dialog hört Maeterlinck in Ibsens „Baumeister Solneß" in dem Gespräch zwischen Hilde und Solneß. Diese beiden haben ihre Loge im wahren Leben, jenseits des gewöhnlichen Lebens geschaut und erschrecken darüber. Das Einwirken ihres inneren Lebens auf das äußere Leben erscheint Solneß wie Zauberei, aber es ist eine Zauberei, die in uns Allen ist. — Maeterlinck spricht von dem alten Meister Ibsen, der diese und andere Geheimnisse kennt und sie als einer der Ersten dichterisch darstellt, mit tiefer Verehrung. — Wie bezeichnend aber ist es für die neuesten Zeitströmungen, daß sich diese beiden so verschiedenartigen Dichter auf solchem Gebiete begegnen! Ibsen, der strenge, tiefsinnige, realistische Darsteller des individuellsten Lebens, und Maeterlinck, der feine, weiche, idealistische Stimmungs- und Seelenmaler!

Das unsichtbare Leben, der Mensch inmitten der waltenden Mächte des Weltalls, das ist der geistige Hintergrund der dramatischen Dichtungen, die bei Maeterlinck zunächst auf die Prinzeß Maleine folgten. Wenn er einmal sagt: „Es gibt keinen glücklichen Schicksalsstern; das Schicksal erforschen, heißt den menschlichen Jammer erforschen," so ist das im Einklang mit dem, was er hier darstellt. Ihm erscheint hier, wie einem der Lehrlinge von Saïs bei Novalis, die Natur „als eine furchtbare Mühle des Todes, eine unauflösliche Wirbelkette, eine unglücksschwangere Unermeßlichkeit". Wenn man „Les Aveugles", „L'Intruse" (1890 erschienen), „Les sept Princesses" (1891), „Intérieur" und „La mort de Tintagiles" (1894) miteinander vergleicht, so er-

gibt sich als gemeinsames, vielfach variirtes Hauptmotiv: der Tod! Und der Tod steht hier nicht wie bei Novalis „als ein Heiland dem armen Menschengeschlecht zur Seite", nein, er ist einer der qualvollsten Schrecken des Lebens, besonders da, wo gegen seine trennende Macht liebende, sorgende Herzen in furchtbarem Jammer vergeblich ankämpfen.

Die beiden ersten Stücke hat Maeterlinck unter dem gemeinsamen Titel „Die Blinden" veröffentlicht. Man könnte ihn auch über die anderen Stücke setzen.

In den Blinden führt uns der Dichter in einen düsteren, uralten Wald auf einer einsamen nördlichen Insel mitten im Meer. Es ist Nacht. Das Licht des Mondes und der Sterne vermag nur an wenigen Stellen durch die dichte Finsterniß des Laubes zu dringen. Sechs blinde Greise und sechs blinde Frauen, worunter zwei junge, sitzen auf Steinen, Baumstumpfen, welken Blättern einander gegenüber. Durch die Art ihrer Rede unterscheiden sich die Blindgeborenen von den Erblindeten. In ihrer Mitte sitzt ein uralter, weißhaariger Priester, gegen eine riesige hohle Eiche gelehnt. Sein gramdurchfurchtes Antlitz ist von einer wächsernen Fahlheit. Seine Augen schauen nicht mehr „nach der sichtbaren Seite der Ewigkeit". Er ist todt. Die Blinden wissen es nicht. Sie glauben ihn weggegangen, um für eine wahnsinnige Blinde, die ein kleines Kind hat, Wasser zu holen. Sie warten auf ihn. Er hat sie, weil die Sonne schien, aus dem inmitten der Insel gelegenen Blindenhospital herausgeführt. Auch war er unruhig wegen starker Gewitter, die den Fluß angeschwellt hatten, und das Meer steigen machten. Er hatte sie auf alle Merkmale des Weges aufmerksam gemacht, aber sie hatten seiner Worte nicht geachtet. Manche murrten, wollten nicht weiter gehen. Jetzt warten sie vergebens, und ihre Lage wird bang und bänger. Endlich ein Zeichen, daß etwas Lebendes naht! Es ist der Hund des Hospitals, er wird sie führen, retten! Aber er zieht einen der Blinden zu der Leiche hin, und durch Tasten entdeckt dieser den Todten. Der Hund will nicht mehr von der Leich weichen. Wieder nahen Schritte. Das Kind, das einzige sehende Wesen, wird in die Höhe gehoben, und es beginnt zu weinen. Die Schritte sind ganz nahe. Auf bange Fragen erfolgt keine Antwort. Die Antwort hat schon zuvor das immer stärkere Rauschen des Meeres gegeben. Der Tod ist es, der unter die Blinden getreten ist.

Diese Blinden, die wie durch Abgründe voneinander getrennt sind, die so wenig voneinander wissen, die auf einer Insel im Ozean, unkundig der Wege, weilen, die auf ihren Führer nicht hören und zu spät sich seiner Worte zu erinnern suchen, gleichen sie nicht den Menschen überhaupt? Und hat nicht Maeterlincks dramatisches Märchen von den sieben zarten Prinzessinnen eine ähnliche symbolische Bedeutung? Sie verzehren sich in düsterer, sonnenloser Umgebung, sie warten vergeblich auf ein Glück, das nicht kommen will. Der Prinz aber, der in die Welt auszog, kehrt zu spät zurück: die geliebteste der Prinzessinnen, die ihn so heiß ersehnt hat, ist todt.

Die außer dem „Tod des Tintagiles" vielleicht bekanntesten Stücke Maeterlincks, der „Eindringling" und „Interieur" führen uns ins alltägliche Leben. Eine große Gefahr scheint im ersten Stück überstanden zu sein. Es ist Aussicht vorhanden, daß die schwer erkrankte Mutter des Hauses, die einem kleinen schwachen Kinde das Leben gab, wieder genesen wird. Der Oheim, der alles am besten weiß und alles erklären kann, spricht mit Bedauern von dem blinden Großvater, der in einer wachsenden Unruhe und Aufregung ist und sich nicht beruhigen lassen will. „Wie schrecklich ist es, blind zu sein!" „Nicht zu wissen, wo man ist, nicht zu wissen, woher man kommt, nicht zu wissen, wohin man geht." Er weiß nicht, daß diese Worte für ihn selbst und für die meisten der Anderen mehr gelten, als für den alten Mann, der „ohne sie zu begreifen, all die ewigen Gesetze belauscht, die rings um sein Haus walten." „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod", so singt das alte Volkslied. Das Nahen dieses Schnitters fühlt der alte, für seine Tochter bangende Mann, und seine Enkelin Ursula nimmt zuerst die seltsamen Zeichen wahr, die dies Nahen begleiten, und das neugeborene Kind schreit auf, als der Schnitter sein Werk vollbringt. — Greise am Ausgang, Kinder an der Schwelle des Lebens und Frauen stehen bei Maeterlinck der Natur und dem Wesen der Dinge am nächsten. Sie fühlen deren inneren Zusammenhang. „Jeder Stern des Himmels und jede Kraft der Seele ist dabei betheiligt, wenn ein Augenlid zufällt oder ein Gedanke sich bildet."

Die Unsicherheit aller Zustände des menschlichen Lebens und dessen, was man Glück nennt, die so häufig wiederkehrende Erscheinung, daß ein Unheil, das sich lange vorbereitete, den zunächst Betheiligten noch verborgen bleibt — die für den Wissenden furchtbaren Momente, wenn er als der Schicksalsbote kommen soll, der einen stillen Frieden vernichtet, die Wirkung der Botschaft, das anfängliche Nichtverstehen, dann die entsetzliche Klarheit — das alles läßt uns der Dichter in feinen, individuellen Zügen in dem stillen Garten miterleben, von welchem aus man durch die erleuchteten Fenster des Hauses auf die Familie schaut, die friedlich um die Lampe versammelt ist. Noch ahnt sie nicht, daß die älteste Tochter um eines Liebesleides willen sich ertränkt hat.

Ihren Höhepunkt erreicht Maeterlincks Darstellung der erbarmungslosen Macht, die Tod und Trennung verhängt, in dem symbolischen Märchendrama „Der Tod des Tintagiles". Vergebens haben Ygraine und ihre Schwester Bellangère den kleinen Bruder Tintagiles' jenseits des Meeres in Sicherheit geflüchtet. Die dunkle Gewalt der unsichtbaren, auf ihre Macht eifersüchtigen Königin, deren Thurm Todesschatten ins Thal wirft und die stets neue Opfer verlangt, hat das Kind zurückgeführt. Ygraine weiß, was das bedeutet; sie weiß, daß schon der Gedanke an ein mögliches Glück ein Zeichen ist, daß der Glücksstern im Begriff ist, zu erlöschen. Nach einförmiger Stille der eigenen Jugendtage hatte sie plötzlich Leben und Tod in ihrer furchtbaren Bedeutung kennen gelernt. Nun kämpfen sie und ihre Schwester Bellangère um den letzten Schatz, um das Leben des heißgeliebten Kindes. Schon glauben sie es durch ihre wachsame, sorgende Liebe gerettet. Die Botinnen der furchtbaren Königin haben sich zurückgezogen. Aber nur zum Schein. Die erwachende Ygraine findet das Kind nicht mehr in ihren Armen, folgt in wahnsinniger Hast mit wildem Schmerze seinen Spuren und der schwachen, sie um Hülfe anflehenden Stimme — alles umsonst — sie vermag die schwere, eiserne Pforte nicht zu öffnen, hinter der das arme, kleine, angstvolle Wesen der Königin zum Opfer fällt. Ygraine demüthigt sich, fleht um Erbarmen — um dann das erbarmungslose Ungeheuer in wahnsinniger Verzweiflung zu verfluchen. — In Märchengestalt ein allgemein menschlicher Vorfall. Freilich, in den alten Märchen werden die Un-

geheuer schließlich meist besiegt. Aber die Lebensmächte, die sich in solchem Sieg wiederspiegeln, fand Maeterlinck damals noch nicht auf seinem Dichterweg.

(Schluß folgt.)

---

## Neue Untersuchungen über staatenbildende Thiere.

Als vor einigen Jahren A. Bethe, ein junger Physiologe, eine Studie über das angebliche „Seelenleben" der Bienen und Ameisen veröffentlichte, in welcher er vielen hergebrachten Märchen der Thierpsychologie wirkungsvoll entgegentrat, wurde ihm der Vorwurf gemacht, daß er Doktrinen mit Doktrinen bekämpfe; indem er die hohe Begabung der staatenbildenden Insekten bestritt, gerieth er so weit, sie als bloße „Reflexmaschinen" zu bezeichnen. Dazu konnte er nach Ansicht der Erfahrenen auf diesem Gebiet nur kommen, weil er selbst nur geringe Erfahrung im Beobachten der geselligen Hymenopteren besaß, eine Erfahrung, welche nur langjährige Beschäftigung mit dem Gegenstand verschaffen kann. Durch seine kühnen Ideen hat Bethe aber eine Bewegung in der Thierpsychologie angeregt, wie sie seit langer Zeit nicht mehr vorhanden war, und sollten selbst seine sämmtlichen Deutungen sich als Irrthümer herausstellen, so bleibt ihm doch das Verdienst, eine höchst fruchtbringende Kontroverse entfesselt zu haben.

Eine ganze Reihe von Schriften sind in den letzten Jahren erschienen, welche sich zumeist gegen die Bethe'schen Anschauungen wenden, indem sie eine Menge Thatsachen vorbringen, welche sich nach seinem Reflexschema nicht erklären lassen. Von diesen Schriften hat vor allen diejenige des Jesuitenpaters Wasmann, eines der besten Ameisenkenner, die Aufmerksamkeit weiter Kreise erregt. Neuerdings hat auch ein Bienenforscher, H. v. Buttel-Reepen, seine langjährigen Erfahrungen über das Bienenleben zu einer Kritik der Bethe'schen Anschauungen verwandt. Seine Schrift,[1]) welche eine Fülle von Beobachtungen enthält, ist auch für weitere Kreise lesenswerth, und der Referent möchte hiemit die Leser der Beilage auf diese werthvollen Beobachtungen und Ideen eines denkenden und erfahrenen Imkers aufmerksam machen, indem er zugleich einige der interessantesten Beispiele anführt.

Außer dem thierpsychologischen Inhalt bringt das Büchlein eine Menge weiterer Thatsachen aus dem Leben der Honigbiene, indem der Verfasser darauf hinweist, wie viele irrige Anschauungen über das Bienenvolk weit verbreitet sind, und eine Reihe von solchen Irrthümern korrigirt.

Von diesen Angaben will ich nur hervorheben, daß die normale Stärke eines Bienenvolkes 20,000—30,000 Individuen umfaßt, während in Lehrbüchern und populären Schriften vielfach niedrigere Zahlen (10,000) angegeben werden.

Der erste thierpsychologische Abschnitt des Buches handelt von dem „Nestgeruch". v. Buttel versteht darunter den Geruch, welcher den in einem Stock zusammenwohnenden Bienen eigen ist, einerlei ob dieselben von einer Mutter abstammen, oder aus der Descendenz verschiedener Bienenstöcke gemischt sind. Dieser Geruch ist nicht derjenige eines bestimmten Stoffes, sondern setzt sich aus vielen Komponenten zusammen, wie dem Geruch der einzelnen Individuen des Stockes, dem des Wachses, des Honigs, der Brut u. s. w. Durch das Mittel des Nestgeruchs erkennen sich die Bienen des gleichen Stocks; am Nestgeruch werden die Bienen eines fremden Stocks erkannt, und wenn sie als Eindringlinge auftreten, werden sie infolge dieser Erkennung sofort abgestochen.

Gegenüber der Meinung Bethes, daß der Nestgeruch nicht modifizirbar sei, führt v. Buttel einige Beispiele aus der Praxis an, z. B. daß ein Bienenvolk, welches seine Königin verloren hat, oft in seiner Gesammtheit in einen anderen Bienenstock übersiedelt, wo eine Königin vorhanden ist, und daß es dann in der Mehrzahl der Fälle freundlich aufgenommen wird.

Bethe hatte seinen Anschauungen entsprechend nicht von einem Nestgeruch gesprochen, sondern von einem Neststoff, und offenbar die Möglichkeit, daß es sich dabei um so viele verschiedenen Stoffe handeln könne, wie Buttel annimmt, gar nicht in Erwägung gezogen. Nun könnte man ja im Sinne von Bethe immerhin annehmen, daß die vielen verschiedenen Komponenten, welche den Nestgeruch nach Buttel ausmachen, ihren spezifischen Charakter der Beimischung eines bestimmten Stoffes verdankten. Dieser Stoff könnte etwa von der Königin und ihren sämmtlichen Nachkommen erzeugt werden (als Ausdünstung oder Ausschwitzung oder sonstwie) und jederzeit dem Wachs, dem Honig beigemengt sein, an den Wänden des Stocks haften u. s. f. Wenn dem so wäre, so würde die Meinung beider Forscher doch im Prinzip auf dasselbe hinauskommen, der Neststoff wäre eine gesetzmäßige, einfache Erscheinung. Wenn ich aber Buttel recht verstehe, so ist seine Meinung etwas abweichend, indem er die Komponenten des Nestgeruchs zum Theil für zufällige und eventuell wechselnde hält.

Er nimmt allerdings den durch ihre Ausdünstung bedingten Geruch der Königin als den in vielen Fällen ausschlaggebenden Faktor an. Die Königin riecht nämlich für den Menschen deutlich wahrnehmbar stark melissenähnlich. Dieser Geruch muß wohl an einem Stoff haften, welcher eine gewisse Stabilität besitzt, denn die Bienen erkennen noch nach Tagen die Stelle, an welcher ihre Königin zerdrückt worden war. Auch die Bienen vermögen also diesen Stoff irgendwie wahrzunehmen, — es ist allerdings eine Annahme Buttels, daß es derselbe Stoff ist, auf den auch die Bienen reagiren, eine Annahme, welche allerdings durch die Thatsache an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß die Bienen auch durch den Geruch des Melissenkrauts angezogen werden.

Die Bienen aber vermögen nicht nur eine Königin als solche zu erkennen, sie unterscheiden auch die verschiedenen Königinindividuen, d. h. sie erkennen ihre eigene Königin.

Buttel führt aber Beispiele an, welche dafür sprechen, daß der individuelle Geruch der Königin nicht den Nestgeruch vollständig bedingt, wenigstens nicht zu jeder Zeit. Der Nestgeruch behält z. B. seine Wirksamkeit auch wenn die Königin todt oder entfernt ist. Besonders interessant ist die Thatsache, daß der Nestgeruch abnorm wird, wenn in einem Stock ohne Königin alle Arbeiterinnen der Reihe nach anfangen Eier zu legen.

Sehr bemerkenswerthe Mittheilungen macht Buttel ferner in dem Abschnitt über das Mittheilungsvermögen der Bienen. Bethe hatte nämlich behauptet, daß die Bienen sich nur durch den Neststoff erkennen, daß aber sonst keinerlei Mittheilungsvermögen bei ihnen vorhanden sei, weder durch einen Ton, noch durch eine bestimmte Bewegung der Antennen. Buttel weist nun nach, daß Töne, z. B. das „Heulen", welches die Bienen anstimmen, wenn ihnen ihre Königin genommen ist, selbst von etwas entfernten Individuen desselben Stocks sofort nachgeahmt werden können. Das scheint sicherlich nicht anders denkbar, als durch die Annahme einer Perzeption der Töne.

Eine der auffallendsten Erscheinungen im Bienenleben, welche von jeher bemerkt worden war, und auf welche sich viele Regeln für den praktischen Bienenzüchter gründen, ist das sogenannte „Ortsgedächtniß" der Arbeiterinnen. Während man früher für die Schnelligkeit der Orientirung und die Promptheit, mit welcher die Bienen den Weg nachhause, d. h. zu ihrem Stock finden, als Erklärung ein auf der Sehfähigkeit beruhendes ungewöhnlich hoch ausgebildetes Ortsgedächtniß annahm, glaubte Bethe nach einer Reihe von Experimenten dies leugnen zu müssen, und sah in dem Agens, welches die Bienen zu ihrem Stock zurückführt, eine ganz rätselhafte und unbekannte Kraft, welche die Bienen zu ihrem Stock zurückzwingt gleich einem Magneten.

Buttel bestreitet nun die Beweiskraft der Bethe'schen Experimente und bringt eine große Menge von Erfahrun-

[1]) Sind die Bienen Reflexmaschinen? Experimentelle Beiträge zur Biologie der Honigbienen. Von H. v. Buttel-Reepen. Leipzig. Arthur Georgi 1900.

gen bei, um zu zeigen, daß diese mysteriöse Kraft nichts anderes sei, als die Erinnerung an Sinneseindrücke, welche mittelst der Augen perzipirt waren, also nichts anderes als Ortsgedächtniß.

Zunächst weist er darauf hin, daß die Fähigkeit, den Stock wiederzufinden durch Narkotisiren der Bienen völlig ausgelöscht werden kann; sie orientiren sich aber in einiger Zeit von neuem, wenn sie z. B. in einen anderen Stock an einem anderen Ort gebracht werden. Eine ähnliche Wirkung hat starke Abkühlung und Durchnässung.

Buttel folgert daraus, daß die Bienen vergessen und lernen können, also Gedächtniß haben müssen.

Jede Biene muß nach den Erfahrungen Buttels, welche mit den alten Imkererfahrungen harmonirt, ehe sie aus einer weiteren Entfernung ihre Wohnung wiederfinden kann, kurze Ausflüge in der Nähe derselben unternommen haben, ob es sich nun um eine junge Biene bei ihrem ersten Ausflug handelt, oder um eine alte Biene, deren Stock in eine ihr noch unbekannte Umgebung versetzt worden ist. Sie fliegen bei solchen Orientirungsausflügen, indem sie den Kopf dem Stocke zugekehrt haben. Es sind also Erinnerungsbilder, welche sie zum Stock zurückführen.

Bethe hatte nur die Frage ausführlicher erörtert, wie die Bienen den Weg nachhause finden; findet Buttel schon die Annahme einer rätselhaften zwingenden Kraft gänzlich unzulänglich, so versagt sie vollkommen bei der Erklärung der Thatsache, daß Bienen auch andere Orte wiederfinden, als ihren Stock: Orte, wo sie einmal Futter erhielten, von wo sie aufgeflogen waren, den Futterplatz im Stock u. s. w. Manche Beispiele von Gedächtniß bei den Bienen grenzen direkt an assoziative Thätigkeit, wenn sie z. B. nachdem sie an einem Fenster Futter erhielten, alle anderen Fenster in der Umgebung absuchen.

Als auf ein schlagendes Beispiel für Ortsgedächtniß der Bienen weist Buttel auf die sogenannten Spurbienen hin, welche vor dem Auszug eines Schwarmes einige Tage lang auf der Suche nach einem passenden Unterschlupf sind und dann den Schwarm zu demselben führen.

Wenn also auch Buttel ein Orientiren der Bienen durch Erinnerung an Gesichtswahrnehmungen annimmt, so ist er doch weit entfernt, dabei zu anthropomorphisiren. Er macht im Gegentheil darauf aufmerksam, daß die Bienen ihr eigenartiges Orientirungsvermögen besitzen, wobei die relative Lage des Ortes, den sie anfliegen, das ausschlaggebende Moment ist. Also z. B. wenn man einen Bienenstock um so viel höher stellt, daß sich das Flugloch 30 cm höher befindet als vorher, so werden die Bienen zunächst bei der Heimkehr 30 cm zu tief anfliegen. Es vergehen Stunden und oft Tage, bis sie wieder ihren Anflug auf den neuen Ort des Fluglochs eingestellt haben.

Wie wir sehen, zeigen alle diese Thatsachen, welche v. Buttel beibringt, ebenso wie es Wasmann für die Ameisen zeigte, daß die Probleme, welche das Bienenleben uns bietet, nicht so einfach zu lösen sind wie Bethe annahm. Die anregende Arbeit Buttels, welche noch zahlreiche sehr bemerkenswerthe Beobachtungen und Folgerungen enthält, ist als ein sehr begrüßenswerthes weiteres Resultat des Vorstoßes zu bezeichnen, welchen Bethe gegen die anthropomorphisirende Thierpsychologie unternommen hatte. Die umfassende „Allgemeine Biologie der Honigbiene“, welche v. Buttel für später in Aussicht stellt, darf sicher auf allgemeines Interesse rechnen; die Darstellungsweise Buttels erscheint so objektiv und von Kritik durchdrungen, daß die Forscher aller Richtungen in jenem Werk ein Thatsachenmaterial von unschätzbarem Werth erwarten dürfen. Schon das kleine, hier besprochene Büchlein beweist, wie erfahren man sein muß, um gewisse Erscheinungen im Leben der Bienen richtig zu deuten.

Nach der anderen Seite kann aber nicht genug hervorgehoben werden, wie wenig alle Erfahrung nützt, wenn sich mit ihr nicht eine tiefgehende naturwissenschaftliche und philosophische Bildung verbindet. Ohne diese verfällt der Beobachter immer in den Fehler, daß er den Thätigkeiten der Thiere menschliche Beweggründe unterschiebt. So haben es ja alle die Thierpsychologen der alten Schule gemacht; ich nenne nur den sonst so verdienstvollen Brehm. Gegenüber den Anthropomorphismen dieser älteren Autoren, wenn auch vielleicht etwas zu radikal aufgetreten zu sein, bleibt das Verdienst Bethes. Durch sein Auftreten haben für weitere Kreise Bücher über Thierleben an Interesse verloren, welche noch vor wenigen Jahren allgemein begrüßt worden wären; durch dieselben Ursachen erscheinen Arbeiten, wie diejenige v. Buttels, jetzt so werthvoll.

In die andere Kategorie gehört eigentlich ein Buch, welches mir ebenfalls zur Besprechung vorliegt, die Thierstaaten von Girod-Marshall.[2]) In demselben werden die sämmtlichen Gesellschaftsbildungen im Thierreich, von der Paarung und Pflege der Nachkommenschaft bis zu den Staaten der sozialen Hymenopteren behandelt, außerdem auch die verschiedenen Stufen des Schmarotzerthums und die Kolonienbildungen der niederen Thiere. An sich war es ja ein sehr dankenswerthes Unternehmen, eine derartige Zusammenstellung zu geben. Marshall hat von dem Buche Girods eine sehr gute Uebersetzung geliefert, aber nach der Ansicht des Referenten hätte er lieber ein ganz neues Buch schreiben sollen. Denn in der vorliegenden Form stellt es keine wesentliche Bereicherung unsrer populären Literatur dar. Das Thierpsychologische in dem Girod'schen Buch ist veraltet; es sind besonders in dem Abschnitt über Wirbelthiere eine Menge alter Beobachtungen und mehr oder weniger beglaubigter Anekdoten zusammengetragen, Kritik ist sehr wenig angewandt und von vorsichtig angestellten Experimenten ist kaum die Rede. Der Verfasser zeigt auch keine besondere Scheu vor stark anthropomorphisirenden Ausdrücken und Vorstellungen. Weniger drängt sich das in dem Theil über die staatenbildenden Insekten, außer etwa bei den Ameisen und Termiten, vor; aber auch da fällt mir ein bedeutender Mangel auf: die Darstellung steht durchaus nicht auf der Höhe unsres gegenwärtigen Wissens. Marshall hat zwar diesen Mangel, hier und bei anderen Abschnitten, durch Anmerkungen, die dem Buche angehängt sind, etwas zu heben gesucht; auch hat er in diesen Anmerkungen falsche Angaben Girods richtig gestellt. — Die Ausdrucksweise ist zwar recht gut und gewandt, es fehlt aber ein großer Zug, von Ideenreichthum ist keine Rede.

Ist das Buch also auch für den Zoologen und den Thierpsychologen von geringem Werth, so ist es doch immerhin wegen seiner fesselnden und klaren Darstellungsweise demjenigen zu empfehlen, welcher in unterhaltender Form etwas über das Leben der Thiere zu erfahren wünscht. Wer sich aber ernsthaft belehren will, wer die Probleme kennen lernen will, welche die „Thierstaaten“ der Wissenschaft bieten, der lese lieber die geistvollen Schriften von Bethe, Wasmann und v. Buttel; diese drei Autoren schreiben auch in einer Form, welche dem Laien recht wohl zugänglich ist, dabei klar und interessant.

F. Doflein.

## Besprechungen.

**Dr. E. Klöti: Die Proportionalwahl in der Schweiz.** Bern, Schmid u. Francke, 1901, VII und 480 S. Preis 6 M. — Daß der Städter im Deutschen Reich weniger Wahlrecht hat als der Wähler auf dem Land, ist bekannt; in welch' erheblichem Maße aber die Wähler in den Städten und industriellen Zentren zugunsten der schwächer bevölkerten ländlichen Bezirke benachtheiligt sind, zeigt ziffernmäßig ein Blick in die Statistik des Kaiserlich Statistischen Amts über die Reichstagswahlen von 1898 (Ergänzungsheft zu den Vierteljahrsheften zur Statistik des Deutschen Reichs 1899, I). Vorausgeschickt sei, daß sich die Durchschnittsziffer der Wahlberechtigten per Wahlkreis des Deutschen Reichs auf 28,000 berechnet. In Wirklichkeit zählten nun aber z. B. im Durchschnitt die Wahlkreise des Regierungsbezirkes

| | | | |
|---|---|---|---|
| Liegnitz . . . . . | 23,000, | Gumbinnen . . . | 22,000, |
| Stralsund . . . . . | 23,000, | Köslin . . . . . . | 22,000, |
| Königsberg . . . | 22,000, | Posen . . . . . . | 21,000. |

[2]) Thierstaaten und Thiergesellschaften (Les sociétés chez les animaux) von Dr. Paul Girod. Aus dem Französischen übersetzt von Prof. Dr. William Marshall. Leipzig. H. Seemann Nachf. 1901.

Hingegen zählte durchschnittlich ein Wahlkreis folgende Wahlberechtigte:

| | | |
|---|---|---|
| Regierungsbezirk | Wiesbaden | 33,000 |
| " | Köln | 34,000 |
| Kreis | Oberbayern | 34,000 |
| Königreich | Sachsen | 35,000 |
| Herzogthum | Sachsen-Altenburg | 40,000 |
| Regierungsbezirk | Potsdam | 40,000 |
| " | Düsseldorf | 41,000 |
| Stadt | Arnsberg | 45,000 |
| " | Hamburg | 61,000 |
| " | Berlin | 66,000 |

Auch das sind immer noch Durchschnittsziffern, in denen die größten Gegensätze verwischt sind. Im einzelnen umfaßte, um abermals nur Beispiele herauszugreifen, der 5., 6. und 8. Wahlkreis des Regierungs-Bezirkes Marienwerder, der 6. und 8. des Regierungs-Bezirkes Posen je zwischen 12,000 und 16,000 Wahlberechtigte, die Wahlkreise West-Priegnitz und Ost-Priegnitz und Oberbarnim (des Regierungs-Bezirkes Potsdam) je zwischen 16,000 und 20,000 Wahlberechtigte. Diesen und vielen anderen ebenso dünn bevölkerten ländlichen Bezirken stehen gegenüber:

Altenburg, Breslau-West, Aschersleben-Kalbe, Zwickau, Mannheim, Liegnitz 9, Merseburg 4 (Halle a. S.), Köln-Land, Braunschweig, Schleswig-Holstein 8 (Altona), Stuttgart und Bremen mit zwischen 40,000 and 45,000 Wahlberechtigten;

Hamburg 4, Düsseldorf 1, Königreich Sachsen 5 (Dresden), Hamburg-West, Königreich Sachsen 4 (Dresden), Schleswig-Holstein 7 (Kiel) mit 45,000 bis 50,000 Wahlberechtigten;

Stadt Köln, Königreich Sachsen 6 (Dresden), Oppeln 6 (Laurahütte), Oppeln 5 (Königshütte), Nürnberg, Chemnitz, Düsseldorf 2 (Elberfeld-Barmen), Düsseldorf 4 (Düsseldorf), Wiesbaden 6 (Frankfurt a. M.) mit 50,000 bis 60,000 Wahlberechtigten;

Niederbarnim (Vororte von Berlin), Hannover 8, Düsseldorf 6 (Duisburg-Mülheim a. Rh.) mit 60,000 bis 70,000 Wahlberechtigten;

Arnsberg 6 (Dortmund), Düsseldorf 5 (Essen), Berlin 2, Leipzig mit 70,000 bis 80,000 Wahlberechtigten.

Dazu kommen noch München II mit 80,000, Hamburg 3 mit 96,000, Arnsberg 5 (Bochum-Gelsenkirchen) mit 108,000, Berlin 5 mit 131,000, Potsdam 10 (Teltow-Charlottenburg) mit 134,000 und Berlin 6 mit 142,000 Wahlberechtigten.

Diese Ziffern besagen also, daß der Wähler eines dicht bevölkerten Wahlkreises sehr häufig nur die Hälfte, ein Drittel, Viertel, ja bis zu einem Elftel desjenigen Wahlrechts hat, das dem Bewohner eines dünn bevölkerten Wahlkreises zusteht. Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Wahlkreiseintheilung, die in ausgeprägter Weise einzelne Berufsgruppen und Parteien vor anderen begünstigt, die nächsten heftigeren inneren Parteikämpfe überdauert. Es kommt noch in Betracht, daß die gewaltige Bevölkerungsverschiebung, durch die hauptsächlich die geschilderte Ungleichheit hervorgerufen worden ist, noch immer andauert und sich in ihren Wirkungen verstärkt. Aus letzterem Grunde ist es auch fraglich, ob und inwieweit man bei einer Neuabgrenzung der Wahlkreise bei dem System der Einerwahlkreise, d. h. von Wahlkreisen, in denen nur je ein Abgeordneter gewählt wird, überhaupt bleiben wird. Denn bei so kleinen Wahlkreisen entstehen und wachsen sehr schnell wieder neue Größenunterschiede; viel länger bleiben sich die Bevölkerungsziffern großer Wahlkreise, die eine Mehrzahl von Abgeordneten entsenden, gleich, da sich hier die Unterschiede in der Bevölkerungszunahme einzelner Gegenden zum Theil wenigstens im eigenen Gebiet des Wahlkreises selbst wieder ausgleichen. Kommt es aber einmal wieder zu neuen erheblicheren Größenunterschieden und damit zur Nothwendigkeit einer neuen Ausgleichung, so läßt sich diese bei großen Wahlkreisen bewerkstelligen durch eine einfache anderweitige Festsetzung der Anzahl von Abgeordneten, die jeder Wahlkreis zu entsenden hat, und man kommt über die Nothwendigkeit, wie sie beim Einerwahlkreissystem bestehen, die territoriale Abgrenzung neuerdings zu ändern, hier hinweg. Große Wahlkreise mit einer Mehrzahl von Abgeordneten behalten also länger ihre Brauchbarkeit, und es begegnet aber auch außerdem ihre Einrichtung nicht solchen gesetzgeberischen Schwierigkeiten, als sie der Umlegung der bestehenden Einerwahlkreise in ebensoviel neue entgegenständen. Wie groß diese letzteren sind, läßt schon die bisherige Geschichte der Wahlkreisabgrenzung erkennen. „Ein Bundesgesetz wird die Abgrenzung der Wahlkreise bestimmen," heißt es im § 6 des Wahlgesetzes für den Deutschen Reichstag vom 31. Mai 1869. Es ist bis jetzt noch nicht ergangen. Immer noch ist diejenige Abgrenzung in Kraft, wie sie auf Grund gesetzlicher Ermächtigung für die ersten Wahlen des Reichstags des Norddeutschen Bundes, bezw. des Deutschen Reichstags von den einzelnen Regierungen getroffen worden war unter Zugrundelegung der letzten Volkszählungen vor dem Jahre 1866. (In dem zitirten Wahlgesetz ist auch bestimmt: „Eine Vermehrung der Abgeordneten infolge der steigenden Bevölkerung wird durch das Gesetz bestimmt", ein Satz, der auch als gesetzgeberisches Programm für obsolet gelten darf, nachdem der Sitzungssaal des Wallot'schen Reichstagsneubaues nur 397 Plätze faßt.) Die Schwierigkeiten einer Neuumlegung liegen vor allem in den zahlreichen Möglichkeiten und Versuchungen, bei der Abgrenzung einzelne Berufsschichten oder Parteien in den verschiedenen Wahlkreisen systematisch in die Mehrheit oder Minderheit zu bringen. Große Wahlkreise setzen einer solchen „Wahlkreisgeometrie" schon das Hinderniß einer geringeren Ausdehnung der Grenzen und einer größeren inneren Mannichfaltigkeit entgegen. Bei ihnen lohnen sich aber auch solche Künste um deßwillen nicht, weil hier die Gesammtsumme derjenigen Abstimmenden, die überhaupt unvertreten bleiben können und denen also durch Wahlkreisabgrenzung künstlich die Vertretung entzogen werden könnte, stets eine bei weitem geringere ist, als sie es auf gleicher Gebietsfläche beim Einerwahlkreissystem ist. Bei diesem letzteren System kann es bekanntlich passiren, daß die unterliegende Minderheit, die also unvertreten bleibt, 49 Proz. aller Stimmen auf sich vereinigt hatte. In Baden ist es 1890 vorgekommen, daß die Nationalliberalen bei den damaligen Reichstagswahlen in allen 14 Kreisen zusammen die meisten Stimmen von allen Parteien erhielten, ohne daß sie jedoch auch nur einen einzigen Vertreter durchgebracht hätten: in jedem einzelnen Kreise waren sie der Koalition der kleineren Parteien unterlegen. Eine so ungeheuerliche Verschwendung von Stimmen, wie sie hier zum Schaden einer Partei und zum ungerechten Vortheil der anderen eingetreten war, wie sie aber in gewissem Maße mit dem Einerwahlkreissystem als solchem nothwendig verknüpft ist, wäre unmöglich, wenn etwa ganz Baden als ein Wahlkreis konstituirt wäre und die Stimmen durch das ganze Land durchgezählt würden. Wohl wäre jetzt die Wahlzahl größer (die Zahl, die ein Kandidat erreichen muß, um gewählt zu werden); da aber durch alle 14 badische Wahlkreise durchgezählt würde, so könnten nur solche Minderheiten unvertreten bleiben, die im ganzen Land nicht einmal eine der Wahlzahl gleichkommende Stimmenzahl aufzubringen vermögen; das sind also verhältnißmäßig unerhebliche Minderheiten. Hiebei ist es als selbstverständlich angenommen worden, daß die Vertheilung der Sitze in großen Wahlkreisen proportional nach dem Stärkeverhältniß erfolgen würde, und daß nicht durch mechanische Uebertragung des Systems der absoluten Stimmenmehrheit die Rechtlosmachung der Minderheiten und die Verbitterung des Wahlkampfes ins Unerträgliche gesteigert wird. Große mehrnamige Wahlkreise führen in der That von selbst zu irgend einem Modus proportionaler Vertheilung der Sitze.

Hienach erscheint es nicht ausgeschlossen, daß schon in absehbarer Zeit auch an uns in Deutschland mit der Frage nach Schaffung sehr großer Wahlkörper auch die Frage nach Einführung eines Systems der Proportionalwahl herantritt. Die Stimmung gegenüber der Proportionalwahl scheint bei uns in den letzten Jahren etwas freundlicher geworden zu sein, und wenigstens die Meinung, daß es sich hier um eine politische Spielerei handle, ist offensichtlich im weichen. Hierauf waren die Erfahrungen in anderen Ländern mit Proportionalwahl nicht ohne Einfluß, dann aber auch der Umstand, daß die heimische Literatur über Proportionalwahl nicht mehr so erschreckend fruchtbar ist an Systemen wie noch vor 10 oder 15 Jahren. Wer an diesen Gegenstand als Dilettant herantritt, wird vielfach zunächst ein neues System „erfinden", das alle bisher bekannten an Vollkommenheit weit übertrifft. Erst wissenschaftliche Vertiefung bringt die Er-

kenntniß, daß auch dieses schon dagewesen und längst überholt ist. Immer mehr gewinnt aber jetzt auch bei uns in Deutschland eine ernsthafte und wissenschaftliche Behandlung der Frage an Boden und drängt den Chorus der dilettirenden und erfindenden Artikelschreiber zurück. Dabei wird Keiner, der die Proportionalwahl-Literatur der letzten Jahre verfolgt hat, verkennen, daß sich auf Grund der auswärts gemachten Erfahrungen allmählich eine communis opinio der namhaftesten Theoretiker herausgebildet hat, welches System für kleinere Wahlkörper (z. B. bei Kommunal-, Gewerbegerichtswahlen) und für große Wahlkreise (bei Reichs- und Landtagswahlen) das geeignetste ist. Einen neuen Beleg hiefür bietet die neueste literarische Erscheinung über Proportionalwahl: Dr. Emil Klöti, Die Proportionalwahl in der Schweiz. In diesem Buche findet man eine ausführliche Geschichte der Wahlreform in den Kantonen der Schweiz und im Bunde und eine durchsichtig geschriebene Darstellung der Theorie und Praxis der Proportionalwahl. Auch Klöti eignet sich den glücklichen Vorschlag der „Verbundenen Listen“ an, wie er zum erstenmal von de Smedt, de Borman und Pirmez im Jahre 1887 an die belgische Kammer gebracht wurde und seitdem von v. Hagenbach-Bischoff, Siegfried und v. Rosseels aufgenommen worden ist. Diese „Verbundenen Listen“ — wodurch den Parteien die freieste Dezentralisation im Innern ermöglicht wird, unbeschadet ihres geschlossenen Auftretens nach außen — völlig logisch aus dem Grundprinzip der Proportionalwahltechnik selbst heraus entwickelt, machen eigentlich erst die Proportionalwahl für deutsche Verhältnisse anwendbar. Formell bedeuten sie eine Vereinfachung der Technik; materiell aber sichern sie nicht nur in erhöhtem Maße die gleiche Wahlkraft aller abgegebenen Stimmen und damit die Proportionalität des Ergebnisses, erweitern sie nicht nur die Entschließungsfreiheit des Wählers und die Bewegungsfreiheit der Parteien, wobei sie eine übermäßige Zentralisation des Parteilebens ebensosehr fernhalten wie verderbliche Zersplitterung, sondern sie bewirken auch, daß gerade darin, wo sonst die eigensten Vorzüge des Einerwahlkreissystems gesucht werden, das Proportionalwahlsystem dieses weit hinter sich läßt: in der Wahrung des persönlichen Zusammenhangs zwischen Wähler und Gewähltem und in der Möglichkeit für einzelne Berufsgruppen und lokale Interessen zu einer Vertretung zu kommen (Vgl. hierüber die Ausführungen meines Aufsatzes: „Die Proportionalwahl“ in der Tübinger „Zeitschr. f. d. ges. Staatswiss.“ 1898 S. 720 fg.; eine Darstellung der Einrichtung der „Verbundenen Listen“ s. auch in meinem Artikel „Ein Votum zur württembergischen Verfassungsreform“ in Nr. 30 vom 8. Februar 1898 dieser Beilage). Freilich können auch die „Verbundenen Listen“ wie überhaupt das ganze Proportionalwahlsystem ihre Wirksamkeit erst dann vollständig äußern, wenn die Wähler damit vertraut geworden sind. Diese erzieherische Wirkung der Praxis scheint mir Klöti nicht ganz gewürdigt zu haben, insbesondere bei seinen Erörterungen über die Wahlkreisfrage.

Das Buch von Klöti ist eine beachtenswerthe Leistung auf dem Gebiete der Wahlrechtsliteratur, und kein Interessent wird es ohne reiche Belehrung aus der Hand legen. Durchweg sucht der Verfasser den Dingen auf den Grund zu gehen, wie dies insbesondere in der lichtvollen Darstellung über die Berechtigung des Prinzips der absoluten Stimmenmehrheit und des Proportionalwahlprinzips und über die Grenzen dieser Berechtigung hervortritt. Daß er überall auf schweizerische Verhältnisse Bezug nimmt, kommt der Darstellung nur zu statten, da eben die Schweiz die meisten Erfahrungen mit dem System gemacht hat, und da Klöti außerdem vielfach auf das Urmaterial (ungedruckte Wahlakten) zurückgegriffen hat. In politischer Hinsicht ist das Buch von anerkennenswerther Unbefangenheit. Schade, daß kein Sachregister beigegeben ist.

Es ist nützlich, derartige neue und gute Bücher auch in Deutschland nicht unbeachtet zu lassen. Wie seinerzeit die Entscheidung über die Einführung der Proportionalwahl zu Reichstags- oder Landtagswahlen fallen wird, weiß heute noch Niemand zu sagen. Sicher ist nur, daß sie um so besser ausfallen wird, je besser wir orientirt sind.

München. Dr. Rf. Elnhauser.

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Deutsche Südpolar-Expedition. Auf Grund der Verhandlungen, welche im Anschluß an die Beschlüsse des internationalen Geographenkongresses zu Berlin im Jahre 1899 zwischen dem dort gewählten deutschen und dem englischen Komitee gepflogen sind, ist je ein erdmagnetisch-meteorologisches Programm für die internationale Kooperation während der nunmehr beginnenden Zeit der Südpolarforschung aufgestellt worden. Diese Programme sollen die Grundlage für die von den fremden Staaten auszuführenden bezüglichen Arbeiten bieten und sind demgemäß den Staaten auf diplomatischem Wege mit dem Ersuchen übermittelt worden, auf den in Betracht kommenden Stationen die wünschenswerthen Beobachtungen vornehmen zu lassen, durch welche die Arbeiten der verschiedenen, demnächst ausgehenden Südpolarexpeditionen wesentlich ergänzt werden würden. Zweck derselben ist die Konstruktion von synoptischen Wetterkarten des noch so wenig bekannten Gebietes der hohen südlichen Breiten für jeden Tag des in folgendem festgesetzten Zeitabschnitts, ein Ziel, das für die Theorie sowohl wie für die Praxis von hervorragender Bedeutung ist. Alle kooperirenden Stationen südlich von 30 Grad s. B., alle Staaten mit ständigen oder temporären meteorologischen Beobachtungsstationen südlich von 30 Grad s. B., alle Staaten und Rhedereien, deren Schiffe in den Gewässern südlich von 30 Grad s. B. während der Dauer der Terminzeit fahren, werden gebeten, zu veranlassen, daß in möglichst weitem Umfang vom 1. Oktober 1901 bis 31. März 1903 jeden Tag um 0 Uhr p. m. mittlerer Greenwich-Zeit meteorologische Beobachtungen über den Luftdruck, die Lufttemperatur, Stärke und Richtung des Windes, Bewölkung nach Art, Stärke und Richtung unter genauer Angabe der Beobachtungszeit (Ortszeit) und des Beobachtungsortes angestellt werden. — Deutschland will für das Jahr der Südpolarforschungen 1902—1903 zwei Stationen errichten, eine Hauptstation im antarktischen Gebiet (Beobachter: Dr. Fr. Bidlingmaier) und eine Zweigstation auf Kerguelen (Beobachter: Dr. K. Luyken). Die Schiffsbeobachtungen bei der Aus- und Heimreise werden in der auch sonst an Bord üblichen Weise mit Berücksichtigung aller Elemente zu jeder Wache einmal angestellt. Außerdem werden Luftdruck, Temperatur und Feuchtigkeit fortlaufend registrirt. Zur Erforschung der höheren atmosphärischen Schichten über dem Meer sollen Drachenaufstiege mit den hiefür üblichen Registrirapparaten von Bord aus versucht werden. Die Beobachtungen an Land, für die eine Reihe sorgfältig ausgesuchter Instrumente zur Verfügung stehen, werden auch noch die Wolkenhöhenmessungen umfassen. Außerdem sollen in Verbindung mit den meteorologischen Arbeiten nach Möglichkeit noch verfolgt werden die luftelektrischen Erscheinungen und die Polarlichter. Die vorzügliche und von einheitlichen Gesichtspunkten ausgehende Organisation dieser Beobachtungsreihen wird gewiß ein reiches wissenschaftliches Material zusammenbringen und der Leiter der nun bald ausfahrenden deutschen Südpolarexpedition, Prof. v. Drygalski, ist zu beglückwünschen, daß er es verstanden hat, eine solche internationale Kooperation ins Leben zu rufen.

* **Freiburg i. B.** Die medizinische Fakultät der hiesigen Universität hat den Khan Bahadur N. H. Choksy, Hospitaldirektor in Bombay, zum Ehrendoktor ernannt.

* **Osnabrück.** Der Leiter des hiesigen kgl. Staatsarchivs, Dr. Max Bär, früher in Koblenz thätig, ist nach Danzig versetzt worden, um die Leitung des dort neubegründeten Staatsarchivs für Westpreußen zu übernehmen.

* **Leipzig.** Der berühmte Leipziger Anatom Professor Dr. Wilhelm His feierte gestern, den 9. Juli, den 70. Geburtstag. Er ist der Senior der medizinischen Fakultät und Direktor des anatomischen Instituts.

* **Aus Oesterreich.** Der Privatdozent Dr. Joseph Ritter Geitler v. Armingen ist zum außerordentlichen Professor der Physik an der deutschen Universität in Prag ernannt worden.

* **Aus Rußland.** Die Kaiserliche geographische Gesellschaft zu St. Petersburg sendet unter der Leitung des Privatdozenten Fedschenko eine Expedition nach Pamir, wo geologische, botanische und zoologische Forschungen angestellt werden sollen. Es wird beabsichtigt, von Andidschan bis zur indischen Grenze hin zu marschiren. Augenblicklich befinden sich die Forscher in Taschkend.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München


### Uebersicht.



## Zur Erinnerung an Rudolf Stähelin.*)

Von Rudolf Eucken.

Das Basler Jahrbuch für 1901 brachte eine gehaltvolle und anziehende Abhandlung von K. Stockmeyer über den am 13. März 1900 verstorbenen Professor der Theologie Rudolf Stähelin, die weit über den engeren Kreis der Freunde hinaus Beachtung verdient. Entrollt sie doch das Leben und schildert sie in zutreffendster Weise und mit großem Geschick die geistige Art eines Mannes, der, hochgeachtet in seiner Wissenschaft und in seinem näheren Wirkungskreise, die geistige Bewegung der Gegenwart mit hervorragender Wahrhaftigkeit und Innerlichkeit miterlebt und durchkämpft hat, der in dem Ganzen seiner Persönlichkeit die mannigfachsten Interessen umfaßte und der zugleich in der Religion einen sicheren Mittelpunkt seines Lebens und Strebens fand. Von Haus aus eine tief innerliche Natur, hatte er zugleich eine volle Empfänglichkeit für die Eindrücke und Aufgaben des modernen Lebens, und hat er unter schwersten äußeren Hemmungen aufs Mannhafteste dafür gestritten, seine Ueberzeugungen wissenschaftlich auszubauen und in der Zeit zur Wirkung zu bringen. Ein großer Ernst ging durch sein ganzes Sein, aber dieser Ernst wurde nie pedantisch und aufdringlich, weil ihm eine große Frische der Empfindung, eine Fröhlichkeit innerster Gesinnung, ein liebenswürdiger Humor die Waage hielten.

Rudolf Stähelin wurde am 22. September 1841 in Basel geboren, als Glied einer angesehenen Kaufmannsfamilie. Daß seine Eltern der Brüdergemeinde angehörten, gab seinem Gemüthsleben von vornherein eine bestimmte Richtung. Geistig früh entwickelt und rasch die Stufen des gelehrten Unterrichtes durchlaufend, entschied er sich aus einer inneren Nothwendigkeit seines Wesens für das Studium der Theologie, hat es aber von Anfang an in dem universellen Sinne getrieben, daß es eine gründliche humanistische, sprachliche, philosophische Bildung in sich schloß. Nach einem kürzeren Studienaufenthalt in Lausanne besuchte er zunächst die Universität seiner Vaterstadt, wo theologisch namentlich Hagenbach auf ihn gewirkt haben dürfte und wo er zugleich philosophisch die bedeutendsten Anregungen von dem geistesmächtigen und edlen Steffensen empfing. „Eine unschätzbare Hülfe in dieser Zeit des Suchens und Kämpfens“, sagt er selbst in Hinblick auf jene Zeit, „waren für mich die Vorträge eines verehrten philosophischen Lehrers, die mir den Inhalt der christlichen Glaubenswahrheit, frei vom Zwang einer veralteten Dogmatik und von den Künsteleien einer sophistischen Apologetik, sozusagen von einer höheren Warte aus zum Verständniß brachten.“

Im Frühling 1862 bezog Stähelin die Universität Berlin, vornehmlich um Dorner zu hören, der denn auch mit besonderer Stärke auf ihn gewirkt hat. Durch ihn gewann er auch ein sehr enges Verhältniß zu Schleiermacher, das durch das ganze Leben anhielt. Auch aus dem Verkehr mit dem greisen Nitzsch empfing Stähelin die wohlthuendsten Eindrücke, während ihm in den allgemeinen Verhältnissen manches durch den Contrast den eigenthümlichen Werth der schweizerischen kirchlichen Zustände zu deutlichem Bewußtsein brachte. Verschiedene Ausflüge zu den Brüdergemeinden nach Herrnhut und Gnadenfrei, nach der Ostsee, wo Rügen durchwandert und in Rostock der eben in Haft befindliche Baumgarten besucht wurde, gaben mannigfachste Anregung. In Berlin aber begann leider schon die Kränklichkeit, die ihn durch sein ganzes Leben begleitet hat. Neben einer männlichen Energie, die ihn nie jammern und klagen ließ, war ihm eine wirksame Waffe dagegen ein nie versagender Humor.

Auf Wunsch seiner Eltern verbrachte Stähelin den Winter 1863—1864 in Tübingen, um namentlich Beck zu hören, zu dem er aber bei aller Anerkennung der hervorragenden Kraft und Persönlichkeit keine nähere Beziehung gewann. Nach einem abschließenden Studienjahr in Basel wurde die theologische Prüfung mit Glanz bestanden. Aus mancher inneren Unruhe und aus einem Schwanken zwischen der praktischen und der akademischen Laufbahn befreite ihn im Herbst 1865 die Berufung in eine Lehrstelle an der bündnerischen Anstalt Schiers; er hatte daselbst an der wenig zahlreichen humanistischen Abtheilung des Seminars im Lateinischen, Griechischen, Deutschen, der Religion zu unterrichten und sogar zwei Klavierstunden zu geben; dazu kam die Theilnahme an der Ueberwachung der etwa 100 Zöglinge. Stähelin ergriff diese bunte Thätigkeit mit großem Ernst und Eifer, und er hat für seine Lebens- und Menschenkenntniß viel daraus gewonnen. Den Winter 1866 wirkte er als Vikar in Stein bei Schaffhausen, dann erhielt er ein selbständiges Pfarramt in dem am Ausgang des Birsthals gelegenen Arlesheim, wo er als Diasporapfarrer 500—600 Glaubensgenossen in 15 bis 20 Dörfern zu bedienen hatte. Bei der großen Pflichttreue und den strengen Anforderungen, die Stähelin an sich selbst stellte, war seine zarte Constitution den physischen Anstrengungen nicht gewachsen, er zog sich einen Lungenkatarrh zu, und als im Sommer 1871 weder Gebirgsluft noch Wasserheilanstalt eine Heilung brachten, mußte er sich zu einstweiliger völliger Aufgabe des

*) Rudolf Stähelin, weil. Professor der Theologie, von K. Stockmeyer. (Separatabdruck aus dem Basler Jahrbuch 1901.) Basel, Verlag von R. Reich (vorm. C. Detloffs Buchhandlung). 4 S

Pfarramtes und zu einem Winteraufenthalt in Italien entschließen; seine physische Kraft ließ ihn im Stich, eben wo es ihn seelisch zur vollen Entfaltung seiner Individualität und zu rastloser Thätigkeit drängte.

Aber in der schweren Prüfung fehlte es nicht an Trost und Hülfe. Vor allem hatte Stähelin eine große Stütze an der jungen Frau, die er 1869 heimgeführt hatte, einer Tochter des edlen und tiefinnerlichen Antistes Stockmeyer; sie begleitete ihn auf jener Reise nach Italien, die zunächst wie eine Art Verbannung erschien. In Italien selbst aber gestaltete sich alles recht glücklich, und in reichen Zügen genoß der von geschichtlichen Interessen erfüllte und mit dem offensten Blick für die Schönheit von Natur und Kunst begabte Mann die Herrlichkeiten jenes Landes. Von der süditalienischen Kirche und Priesterschaft empfing er dagegen die ungünstigsten Eindrücke. „Die Kirche ist alles andere als die sittliche Macht, welche in die Tiefen des Volkslebens und Volksgemüthes das Wort wiederum Fleisch werden läßt. Sie beläßt im Gegentheil dasselbe in seiner natürlichen Roheit, Sinnlichkeit und Trostlosigkeit, damit zufrieden, durch allerlei Magie es mit dem Scheine einer übernatürlichen Begnadigung und Begabung zu überkleiden."

Der geistige Ertrag der Reise war größer als der körperliche Gewinn; mochte sich das Befinden gebessert haben, an eine Wiederaufnahme einer seelsorgerischen Thätigkeit war auch nach der Rückkehr nicht zu denken. Aber diese zuerst äußerst schmerzlich empfundene Hemmung ward Stähelin insofern zum Segen, als sie ihn mit zwingender Nothwendigkeit in die akademische Thätigkeit trieb, die doch seiner geistigen Art besonders angemessen war. Mit einer exegetischen Arbeit erwarb er sich im Frühjahr 1873 die venia docendi und hielt seine Probevorlesung über Erasmus' Stellung zur Reformation; es war das Fach der Kirchengeschichte, speziell der Reformationsgeschichte, dem er seine Arbeit widmete. Der Eindruck seiner Persönlichkeit und der Erfolg seiner Thätigkeit war ein so günstiger, daß er nach dem Tode Hagenbachs (7. Juni 1874) zu seinem Nachfolger erwählt wurde, zuerst als außerordentlicher, bald als ordentlicher Professor. Obwohl Stähelin nicht über glänzende Rednergaben verfügte, so wirkten seine Vorlesungen durch die Gediegenheit und die Fülle des Wissens, durch die Umsicht und Gerechtigkeit des historischen Urtheils, das jede Erscheinung im Rahmen ihrer Zeit zu würdigen verstand, auch durch die Klarheit der Darstellung und die Durchsichtigkeit der Anordnung. Man merkte bald, daß in ihm viel mehr war und aus ihm viel mehr wirkte, als es beim ersten Eindruck scheinen mochte. Ueber die Vorträge hinaus übte er einen starken Einfluß auf die Studirenden durch einen lebhaften persönlichen Verkehr. Wie solche akademische Thätigkeit und die ganze Persönlichkeit Stähelins auch in weiteren Kreisen Anerkennung fand, das zeigt der überaus ehrenvolle und dringliche Ruf, der im Herbst 1888 an ihn erging, als Nachfolger Harnacks die Professur für Kirchengeschichte in Marburg zu übernehmen. So schwer Stähelin die Ablehnung wurde, er glaubte, der Universität seiner Vaterstadt treu bleiben zu sollen.

Bis dahin war von seiner unermüdlichen gelehrten Thätigkeit nur wenig zum Druck befördert. Wohl war er längst mit gründlichsten Vorstudien zu einer umfassenden Zwingli-Biographie beschäftigt, aber größeren Veröffentlichungen wirkte seine Kränklichkeit entgegen, die in mannigfachsten Formen zum Ausdruck kam. Und Anfang 1889 trat als schwerste Hemmung hinzu eine solche Verschlimmerung des Zustandes seiner Augen (in Folge eines Blutergusses), daß von ärztlicher Seite ein Verzicht auf alles Lesen und Schreiben verlangt wurde. Bei solcher Hemmung nicht nur die akademische Thätigkeit weiterzuführen, sondern auch das große, auf mühsame Quellenstudien gegründete Werk über Zwingli zum Abschluß zu bringen, dazu gehörte ein wahrer Heroismus, der wiederum bei aller Willensstärke das Ziel kaum erreicht hätte ohne die aufopfernde Hülfe seiner nächsten Angehörigen, namentlich seiner Frau, und die treue Unterstützung von Freunden und Schülern. So aber wurde das scheinbar Unmögliche zur Verwirklichung gebracht: im Jahre 1895 erschien der erste, zwei Jahre darauf der zweite dem Zürcher Antistes Finsler, einem bewährten Gönner und Freunde, gewidmete Band der Biographie Zwinglis. Dieses Werk ist von den verschiedensten Seiten alsbald als eine der hervorragendsten neueren Leistungen auf dem Gebiet der Kirchengeschichte anerkannt worden. Wesentlich neu war ihm eine glückliche Verbindung der verschiedenen Seiten in Zwinglis Leben, der äußeren geschichtlichen und der inneren Entwicklung des Mannes. Die gründlichste Gelehrsamkeit gibt das Gefühl der vollen Sicherheit, aber es fehlt alles Prunken mit entlegenen Notizen; die Wärme des Biographen für seinen Helden macht ihn keineswegs zum unbedingten Apologeten; das schwierige Verhältniß zu Luther ist ebenso tief erfaßt, gerecht gewürdigt und taktvoll geschildert; die Darstellung wirkt in ihrer schlichten Sachlichkeit und lichtvollen Klarheit weniger unmittelbar fortreißend als nachhaltig fördernd; überall erscheint ein scharfer Blick für das Eigenthümliche der Persönlichkeiten, eine feine Beobachtung auch kleinerer Züge, ein Vermögen der Entwerfung anschaulicher Bilder. Bei der Weite seines geistigen Horizontes vermag das Werk auch nichttheologische Leser zu fesseln, mit packender Energie versetzt es unmittelbar in jene bewegte und folgenreiche Zeit. Daß ein Werk von solchem Gehalt und so gleichmäßiger Durcharbeitung unter so schweren Hemmungen entstehen konnte, und daß es von diesen Hemmungen so gar nichts verspüren läßt, das bildet ein schönes Zeugniß für die Macht eines kräftigen Willens und Geistes.

Mit der wachsenden Anerkennung seiner literarischen und akademischen Stellung wurde Stähelin mehr und mehr in die gemeinnützige Thätigkeit hineingezogen, welche die Stadt Basel in hohem Grade auszeichnet. Auch konnte er sich bei aller Abneigung gegen kirchliches Parteiwesen nicht aller Theilnahme an den kirchenpolitischen Kämpfen entziehen, die Basel in den Siebziger und Achtziger Jahren bewegten. Als Vertreter der Mittelpartei suchte er dabei in der Weise irenisch zu wirken, daß er, allem Zwang in religiösen Dingen abhold, eine möglichst freie Entwicklung der verschiedenen Richtungen befürwortete; die Parteien in der protestantischen Kirche sollten, seiner Meinung nach, angesichts der gemeinsamen Feinde rechts und links, lieber das Einigende als das Trennende hervorheben. So entschieden sein historisches Bewußtsein einem schroffen Bruch mit der Vergangenheit widerstrebte, so unwillig konnte er sich über ein kleinliches Festhalten an werthlos gewordenem Alten äußern.

Eine wesentliche Seite an Stähelin wäre übersehen, wollten wir nicht seines hervorragenden Sinnes für geistvolle Unterhaltung nicht nur, sondern auch für dauernde und innige Freundschaft gedenken. Er hatte bei großer Frische der Empfindung eine ungemein treffende Art des Ausdrucks; die Unterhaltung mit ihm verlief nie ins Leere und Gleichgültige. Den näheren

Freunden aber erschloß er den ganzen Reichthum eines tiefen Gemüths, erwies er die herzlichste Gesinnung und bewährte er eine unwandelbare Treue.

So war es für Viele eine überaus schmerzliche Kunde, als ihn am 13. März 1900 ein wiederholter Schlaganfall abberief. Aber nicht nur den näheren Freunden wie dem Kreise seiner Umgebung wird er unvergeßlich sein, sein großes literarisches Lebenswerk sichert ihm eine bleibende Wirkung im Gebiet der Wissenschaft und bewahrt hier dauernd das Bild eines Mannes, der in schlichter Form einen großen geistigen Inhalt barg, der mit tiefster Frömmigkeit eine volle geistige Freiheit zu verbinden wußte, und dessen ganzes Leben und Sein getragen war von der Gesinnung der Tapferkeit, Treue, Wahrhaftigkeit.

---

## Maurice Maeterlinck.

Von A. Ettlinger.

II. (Schluß.)

Der Tod des Tintagiles, Interieur und Alladine und Palomides erschienen 1894 mit der Bezeichnung „drei kleine Dramen für Marionetten“. Im Grund ist hier bei Maeterlinck das Schicksal der große Marionettenspieler, an dessen unsichtbaren Drähten die Menschen tanzen.

Alladine und Palomides ist dem Inhalt nach eine Art Gegenstück zu dem zwei Jahre zuvor erschienenen Liebesdrama „Pelleas et Mélisande“. Die Namen in diesen Stücken scheinen sowohl auf den Einfluß der altfranzösischen ritterlichen Dichtung hinzuweisen, als auf einheimische Ueberlieferungen; die örtliche Umgebung, diese weitläufigen Schlösser, die über unterirdischen Gewässern sich erheben, deutet auf Eindrücke aus des Dichters Heimath. Aber diese äußere Welt gewinnt eine innere Bedeutung, wenn wir den Dichter sagen hören: „Die vom Kuß des Schweigens im Unglück Geküßten wissen, auf welchen stummen und tiefen Gewässern die dünne Rinde des täglichen Lebens ruht.“ — In den beiden Liebesdramen stellt Maeterlinck eine Liebe dar, die vorausbestimmt und unwiderstehlich ist. Ihre eigentlichste Sprache ist das Schweigen. Im Schweigen erkennen sich die Seelen der Liebenden. Es ist, als ob eine Erinnerung an die gemeinsame geistige Urheimat in ihnen lebendig werde. — Das Schweigen ist bei Maeterlinck nicht eine passive, sondern eine aktive Erscheinung; es ist die Offenbarung einer höheren Existenz hinter dem materiellen Leben. Sobald wir sprechen, sagt uns irgend etwas, „daß göttliche Thüren sich irgendwo schließen“. In Pelleas und Mélisande und in Alladine und Palomides sind die Liebenden „die vom Kuß des Schweigens im Unglück Geküßten“. Mélisande ist eine traumverlorene, innige, märchenhafte Mädchengestalt, die mit ihren langen Haaren an Bilder von Burne Jones gemahnt, für den Maeterlinck eine besondere Vorliebe hat. Sie ist noch ein halbes Kind, als der alternde Fürst Golaud sie im Wald an einem Brunnen findet — und sie wendet sich scheu von ihm ab. Er ist einer jener Menschen, die das Unausgesprochene nicht verstehen, die „das Schweigen tödten“ und die alles in der Weise ihres eigenen materiellen Empfindens deuten. Er macht sie zu seinem Weib, und was kommen mußte, kommt. Sein junger Bruder Pelleas hatte fortziehen wollen, ehe Golaud Mélisande brachte, er will gehen, als sie da ist. Aber der alte Großvater Arkel, der sanft so weise ist, thut alles, um ihn zum Bleiben zu bestimmen und führt so selbst das Schicksal herbei, das sein Haus zerstört. Pelleas liebt Mélisande und wird wiedergeliebt. Das ist kein Wollen, das ist ein Müssen, das Beide zu einander zieht. Pelleas kämpft in bewußter, Mélisande in unbewußter Weise dagegen an. Aber als sie des Abends spät an einem Thurmfenster ein Lied singt, während sie ihre langen, weichen, goldenen Haare kämmt, und nun Pelleas auf dem Rundenweg kommt und unter ihr Fenster tritt, da klingen die einfachen Worte, die sie wechseln, wie zarte Liebkosungen. Beim Hinausbeugen fallen Mélisandes lange Haare hernieder und umfluthen Pelleas, und er will sie nicht mehr freigeben. „Du thust mir weh,“ sagt sie — und plötzlich fliegen ihre Tauben aus dem Thurm, umkreisen Beide und fliegen davon. „Sie kommen nicht wieder,“ sagt Mélisande — und sie erschrickt, denn Golaud hat die Scene belauscht. Wie er sich zuerst beherrscht, sie Kinder nennt, wie er Pelleas von dem gefahrbringenden unterirdischen Wasser zurückzieht, an das er ihn erst selbst geführt, wie er in wachsender, qualvoller Eifersucht seinen Knaben, das Kind aus erster Ehe über jene Beiden ausfrägt und aus dessen naiven, unschuldigen und doch so vielsagenden Worten hört, daß sie schweigen und weinen, wenn sie allein sind, und daß Mélisande den Knaben nicht von sich lassen will — wie er gegenwärtig ist, als Mélisande zu Pelleas, der immer wieder vom Gehen spricht, des Nachts in den Park kommt, wie er Pelleas tödtet, Mélisande verwundet, das ist in den feinsten, leisesten Nuancen und zugleich mit einer wachsenden Gewalt dargestellt. Mélisande stirbt nicht an der kleinen Wunde, die er ihr beigebracht, nicht daran, daß sie ihm vor der Zeit ein kleines Töchterchen geboren — sie stirbt am Leben. Er will vor ihrem Tode die Wahrheit wissen: Hat sie seinen Bruder geliebt? Waren sie schuldig? Ja, sie hat Pelleas geliebt. Nein, sie waren nicht schuldig. Er glaubt ihr nicht, will Wahrheit, sagt ihr, daß sie sterben muß. „Die Wahrheit, die Wahrheit“ wiederholt sie. Sie ist schon so weit weg. Was für sie Wahrheit ist, das versteht er so gar nicht. — Und ihr Kind! Auch das Kind wird weinen! Mélisandes Seele weint beim letzten Abschied. — Das alte Francesca da Rimini-Motiv in neuer, umgewandelter Gestalt; an Stelle einer Tragödie der Leidenschaft eine Seelentragödie.

In der äußeren Form ist das Drama weder der Historienform Shakespeares so verwandt, wie die Prinzessin Maleine, noch ein so einfaches Situationsbild, wie die darauffolgenden Dramen. Der Dichter gibt hier eine einheitliche innere Handlung in einer Reihe von lyrischen und dramatischen Scenen, und das Gleiche gilt von dem freilich mehr skizzenhaft gehaltenen kleinen Drama Alladine und Palomides. Der alte König Ablamore hatte in seiner Jugend Freunde, deren Gegenwart Abenteuer, Lust und Leid herantockte. Aber sobald er mit ihnen auszog, kamen sie mit leeren Händen zurück. Früher hatte er sich etwas darauf zugute gethan. Man nannte ihn den weisen König, und man lebte sicher unter seiner Regierung. Aber jetzt in seinem Alter dünkt ihn, daß es ein thätigeres, höheres Leben geben könne, und auch er will zeigen, daß er die Kraft habe, „das scheinbar todte Wasser in den großen Behältern der Zukunft zu bewegen“. Er will die Ereignisse herbeirufen, die sich am Horizonte verborgen hatten. Er zürnt der Ruhe, die doch, wie seine einzige, ihm gebliebene Tochter Astolaine sagt, „die mindest gefährliche Form des Glückes“ ist. Und die Ereignisse kommen früher und zahlreicher, als er sie erwartet hatte. Er will die junge, schöne griechische Sklavin Alladine für sich gewinnen, und die Entdeckung, daß sie und Palomides, der Verlobte seiner

Tochter, sich lieben, treibt ihn in Wahnsinn und Raserei und bringt den Liebenden den Tod. Vergebens suchte Astolaine's milde, tröstende Seele, die weiß, „daß man nicht thut, was man will, sondern was man muß", sie zu retten. Ehe sie durch den Sturz in die unterirdischen Gewässer sterben, in welchen zuvor Alladine's Lämmchen den Tod fand, ist ihnen schon der Lebensglanz erblaßt.

Noch zeigt sich hier das Schicksal mächtiger als alles menschliche Wollen. Aber da, wo Maeterlinck im „Schatz der Armen" davon spricht, daß es kein Schicksal fröhlicher Art gebe, finden sich doch auch die Worte: „Es ist vielleicht wahr, daß unsre Seele, in dem Maße, in welchem sie sich erhebt, das Geschick läutert". Sie enthalten den Kern der neuen Weltanschauung, die Maeterlinck in der philosophischen Schrift: „La Sagesse et la Destinée" (1898) niedergelegt hat. Und auch sonst zeigen sich im „Schatz der Armen" vorbereitende Züge. Maeterlinck spricht von der inneren Güte, die ihm gleichbedeutend mit Schönheit ist. „Es bedarf so wenig, um die schlafenden Engel zu wecken. Müßte man nicht eine Kraftanstrengung machen, um beim Anblick des Meeres oder im Angesicht der Nacht an gewöhnliche Dinge zu denken? Und welche Seele weiß nicht, daß sie immer angesichts des Meeres und in Gegenwart einer ewigen Nacht ist? Was schön ist, kann nicht sterben, ohne etwas geläutert zu haben. Aber wir werden das Göttliche in den Andern nur finden, nachdem wir ihnen zuerst das Göttliche in uns selbst gezeigt."

Schöne Seelen in diesem Sinn, deren Wesen nicht mehr ganz machtlos dem Geschick unterworfen ist, die eine gewisse Kraft der Selbstbestimmung haben, die halb bewußt, halb unbewußt das Geschick zu läutern suchen, führt uns Maeterlinck in dem Drama „Aglavaine und Selysette" (1896) vor. Vielleicht zu schöne Seelen! Die Dichtung leidet unter der Einförmigkeit der Motive und der Einförmigkeit der tugendhaften Reden. Unwillkürlich denkt man dabei der Idealgestalten Jean Pauls, den Maeterlinck kennt und hochhält. Freilich, wenn die schöne Aglavaine meint, Meleander und sie könnten sich lieben, und Selysette, Meleanders junge Gattin, werde sich mit ihnen so hoch erheben, daß ein gemeinsames Glück möglich sei, so irrt sie sich zum Glück für die Dichtung darin. Selysette's einfache, kindliche Natur, die sich schamhaft vor dem eigenen Gatten verbirgt, bis es zu spät ist, findet eine andere Lösung: Sie stürzt sich von dem hohen, alten Leuchtthurm herab, den die Anderen nicht mit ihr zu besteigen wagen. Nur ihr kleines Schwesterchen, das schon oft mit ihr oben war, nimmt sie mit, damit das Kind bezeugen könne, ein Zufall habe ihren Tod herbeigeführt. Diese Thurmscenen, der Glanzpunkt der Dichtung, sind von einem tiefen, poetischen Zauber umzogen, und es ist von erschütternder Wahrheit, wie Selysette dem Kind einprägen will, daß sie sehr heiter ist, während es unschuldsvoll frägt, warum denn ihre Augen thun, als ob sie weinen, — wie sie davon spricht, daß auch morgen die Herden heimkehren werden wie jetzt, und die Vögel singen werden und die Blumen blühen — wie sie sich plötzlich frägt — warum muß es die Jüngste sein! — Maeterlinck versteht die Sprache der kindlichen Herzen und der Kinder. —

Zur Zeit der fast unbestrittenen Herrschaft des Naturalismus hatte Zola verkündet, der früher so beliebte epheuumwachsene Thurm aus der Epoche der Romantik sei veraltet; die neue Zeit könne seiner entrathen. Aber er ist nicht nur nicht zusammengefallen, er zieht wieder aufs neue die Augen auf sich, und bei Maeterlinck hat er eine symbolische Bedeutung erlangt, die in „Aglavaine und Selysette" mit der des neuerbauten Thurmes von Baumeister Solneß wetteifert. Auch die Art, wie äußere Gewalten den inneren zu Hülfe kommen, wie z. B. Selysette den Schlüssel zu dem alten Leuchtthurm in Besitz nimmt, gerade in dem Moment, da Meleander von Aglavaines Brief tief erregt ist, erinnert an Züge aus dem sonst so grundverschiedenen Ibsen'schen Stück.

„Die Bildsäule des Schicksals", sagt Maeterlinck in Weisheit und Schicksal (1898), „wirft einen ungeheuren Schatten auf das Thal, das sie mit Finsterniß zu überfluthen scheint. Aber auch das strengste Schicksal kann nicht verhindern, daß das Unglück im Herzen eine Quelle der Klarheit erschließt." Die Gewalt des Schicksals ist ihm keine ganz unbedingte mehr. Er unterscheidet zwischen einem unvermeidlichen Schicksal, wie es z. B. der Tod geliebter Wesen ist, und vermeidlichen, von der Selbstbestimmung der Menschen abhängigen Schicksalen: „Jedes Wesen, das in sich die blinde Gewalt des Instinktes zu verringern weiß, vermindert die Macht des Schicksals um sich her." Und auch jenes unvermeidliche Schicksal ist ein anderes bei Sokrates, ein anderes bei Thersites. Glück und Unglück läutern sich an der Thüre des Weisen. Hamlet denkt viel, aber er ist keineswegs weise, und die Greuel von Helsingör könnten unter Weisen überhaupt nicht stattfinden. — Das Schicksal steigt nicht in einem bestimmten Augenblick aus einem unerbittlichen, unzugänglichen, unergründlichen Abgrund hervor. Es bildet sich aus der Thatkraft, den Wünschen, Gedanken, Leiden und Leidenschaften unsrer Brüder, und wir sollten diese Leidenschaften kennen, denn sie sind den unsern gleich. Was wir Schicksal nennen, ist eine Gewalt, an der wir selbst theilhaben. Maeterlinck betont jetzt die Bedeutung der Thatkraft, die auch widerstrebende Mächte bezwingt. „Man hat uns das Leben gegeben, wir wissen nicht warum, aber das scheint klar, nicht um es zu schwächen oder es zu verlieren." Daß wir im Schoße einer großen Ungerechtigkeit leben, ist ihm jetzt die Grundbedingung echter Tugend. Was wäre sie, wenn sie Lohn erwartete! Ihr Grundprinzip aber ist nicht das Andere herabdrückende Mitleid, sondern die liebende Gerechtigkeit, die sich in Anderen ehrt. Je mehr die Weisheit sich erhebt, je mehr nähert sie sich der Liebe. Die Liebe aber ist die göttlichste Gestalt des Unendlichen, und man könnte die Weisheit, die weit höher steht als die Vernunft, und die im Unbewußten wurzelt, den Sieg der göttlichen Vernunft über die menschliche Vernunft nennen. „Und sie ist keine unbewegliche Göttin, die ewig auf ihrem Thron sitzt. Es ist Minerva, die uns begleitet, mit uns bergauf und bergab steigt, mit uns weint und lacht."

In Maeterlincks dramatischer Dichtung „Blaubart und Ariane"[4]) haben diese und ähnliche Ideen poetische Gestalt gewonnen. Ariane ist das sechste Weib des Blaubart. Sie ist die einzige von allen, der seine rohe Leidenschaft, die blind wüthende Macht seiner Instinkte nichts dauernd Schlimmes zuzufügen vermögen. Sie ist ebenso weise als schön und gut und liebevoll, und ihre freie, hohe Seele vermag selbst über seinen brutalen Willen zu herrschen. Nicht so seine früheren Frauen: Selysette, Mélisande, Ygraine, Bellangère, Alladine. Wir kennen diese der Macht ihres Schicksals verfallenen Gestalten aus Maeterlincks früheren Dramen. Blaubart hält sie in den unterirdischen Gewölben seines Schlosses gefangen; sie sind auch geistig ganz in seinen Banden, und sie haben den Glauben an die Möglichkeit einer Be-

[4]) Zuerst in deutscher Uebersetzung von **Oppeln-Bronikowski**, Wiener Rundschau, 1899, erschienen.

freiung verloren. Aber Ariane bringt in ihren Kerker: „Lebt ihr immer so im Schrecken? . . . Wollt ihr denn nicht an die frohe Botschaft glauben? Seht ihr denn nicht das Licht und die Thüre weit offen, und die Treppe, die zu weiten, grünen Gärten hinausführt, die draußen blühen?“ Sie zerschlägt die Fenster, und nun dringt so blendendes Licht in die frühere Dunkelheit, daß sie wie trunken davon ist — und die Frauen schauen mit ihr in den Lichtglanz und hören mit ihr das Brausen des Meeres, das Flüstern des Windes in den Gräsern, das Zwitschern der Vögel in den Bäumen und den Glockenklang einer fern in der Landschaft vorbeiziehenden Herde. Sie führt sie in die Marmorsäulenhalle Blaubarts, wo die Schätze verschiedener Zeiten und Völker aufgespeichert sind, und heißt sie sich schmücken und fordert von ihnen Schönheit und Lebensfreude. Die Bauern, der Unthaten Blaubarts müde, bringen ihn gefesselt. Aber Ariane zerschneidet seine Bande; sie fürchtet ihn nicht. Und sie fordert die Frauen auf, ihr zu folgen, als sie sich zum Gehen wendet. — Vergeblich! Ihnen fehlt dazu die Kraft. Sie können sich von Blaubart nicht trennen; ihr ganzes Wesen ist zu eng mit ihrem bisherigen Schicksal verflochten. Sie vermögen sich nicht in die Region Arianens zu erheben.

Dies symbolische Märchen von der Lichtbringerin, welche über die düsteren, blind wüthenden Lebensmächte die Herrschaft zu erlangen vermag, nähert sich zuweilen der Allegorie. Wenn die Befreiungsscene ein zwingendes Leben athmet, der Schluß der Dichtung lebt weniger um seiner selbst willen, mehr um dessentwillen, was er bedeutet. Es ist das eine Erscheinung, die sich in verschiedenen Variationen auch in denjenigen unsrer Romantiker zeigt, so bei Novalis, Tieck, Arnim, Brentano u. A. — Novalis blieb nicht bei der lichten Symbolik seines Märchens vom Jüngling Hyacinth, der auf weiten Wegen das letzte Geheimniß der Welt, die Mutter der Dinge, die verschleierte Jungfrau sucht und dem beim Heben ihres Schleiers Rosenblüthchen, das geliebte Mädchen, in die Arme sinkt. In seinem so lebensvoll begonnenen, unvollendeten Roman Heinrich v. Ofterdingen wollte er zuletzt das Weltgeheimniß in allegorischen Gestalten als Ureinheit von Schönheit, Liebe, Poesie offenbaren. Die Versuche dazu aber haben kein selbständiges Leben gewonnen. Viel weniger noch ist es Tieck gelungen, einzelnen Gestalten und Scenen in seinem dramatischen Märchen vom Blaubart eine symbolische und allegorische Bedeutung zu geben. Bei einem großen Aufwand von ganz verschiedenartigen Mitteln, die, unter anderen Einflüssen, besonders den Einfluß Shakespeare's verrathen, kommen nur einzelne treffliche Scenen zustande. Das Ganze aber ist stillos und ungenießbar. In Maeterlincks viel einfacherem Märchen dagegen ist alles aus einem Gusse und trägt den Stempel der feinen und tiefen Eigenart des Dichters.

Diese Eigenart tritt um so heller ins Licht, wenn man Maeterlincks symbolische Märchendichtung an dichterische Erscheinungen auf gleichem Gebiete aus unsrer eigenen Zeit mißt. Die naturalistische Richtung, der Gerhart Hauptmanns Dichtung entwuchs, hat seinen Märchengebilden Erdgeruch gegeben. Die mythischen Fabelgeschöpfe, von welchen Jakob Grimm in seiner deutschen Mythologie erzählt, haben bei ihm ein so individuelles Leben gewonnen, daß man Böcklin'sche Gestalten zu sehen glaubt, seine Menschen aber entstammen der Wirklichkeit und erheben sich zu typischer Bedeutung. Die neuesten der Maeterlinck'schen Gestalten dagegen erscheinen wie losgelöst von allen gewöhnlichen Bedingungen des wirklichen Lebens, sie wohnen in einer idealen Sphäre und schauen uns zuweilen an, als ob ein Schleier nach dem anderen von tiefen, seelischen Geheimnissen sich lüfte.

In seiner neuesten dramatischen Dichtung bewegt sich der Dichter auf dem Boden der Legende. Seine „Schwester Beatrix“[5]) beruht auf dem gleichen Legendenstoff, den Gottfried Keller unter dem Titel „Die Jungfrau und die Nonne“ erzählt. Die heilige Jungfrau versieht den Dienst für eine Nonne, die aus dem Kloster entweicht, während fünfundzwanzig Jahren bis zu deren Rückkehr. — Aber wie verschieden von Kellers Humor behandelt Maeterlincks Ernst diesen Stoff! Nicht eine glückliche Gattin und Mutter kehrt wie bei Keller ins Kloster zurück und bringt der heiligen Jungfrau ihre acht Söhne als schönstes Dankgeschenk dar. — Maeterlincks Schwester Beatrix, die nach schweren Kämpfen aus Liebe zu dem Prinzen Bellidor mit diesem entflieht, muß einen kurzen Glücksrausch mit langen Qualen, mit Sünde, Schmach und Schande, bezahlen. Eine Unglückliche, vom Leben Gebrochene, kommt sie wieder, will den Schwestern ihre Sünden bekennen, sieht sich aber gleich einer Heiligen verehrt. Denn die Jungfrau, in Beatrix' Gestalt, that im Kloster die demüthigsten Dienste und vollbrachte die holdesten Wunder. — Die himmlische Liebe weiß alles, versteht alles, verzeiht alles. Sie entwaffnet die Strafen, welche die Kirche verhängen will, und in sanfter, erlösender Gestalt naht der Tod der Schwester Beatrix.

Der Dichter hat an ein Zusammengehen seiner Dichtung mit Musik gedacht. Die Romantik hatte von jeher einen Zug zur Musik, die der geeignetste Ausdruck für die Welt des Wunderbaren ist und die eigentlichste Sprache der Seele. Bei rein innerlichen Vorgängen auf der Bühne wird nur durch die allerfeinste Wiedergabe das Wort in ähnlicher Weise wirken. Maeterlincks Dichtungen sind ein Beispiel dafür.

Der Dichter hat sich bisher innerhalb bestimmter, selbsterzogener Grenzen bewegt. Nun ist er auf einem neuen Wege begriffen, dessen dichterische Ergebnisse noch abzuwarten sind. Nicht umsonst hat Ariane den im Schicksalskerker Gefangenen die Thüre aufgethan und sie auf Natur und Leben hingewiesen.

In den Bruchstücken, die der Uebersetzer und feine Kenner Maeterlinck'scher Werke, Oppeln-Bronikowski, aus der noch nicht vollständig erschienenen Schrift: „Le Mystère de la Justice“ veröffentlicht hat,[6]) findet sich, an Worte Mark Aurels anknüpfend, folgende Stelle: „Heute handelt es sich um mehr, als um die Ordnung der Seele, oder besser, es handelt sich darum, alle Dinge darin zu ordnen, die sich in Mark Aurels Tagen noch nicht in ihr befanden — d. h. drei Viertel des menschlichen Unglücks, und die aus unantastbaren, unerforschlichen, unbeweglichen Schicksalsschlägen zu wirklichen, erklärlichen Menschenfragen geworden sind.“ Es sind die sozialen Fragen, die Maeterlinck mächtig bewegen. Er erörtert an geschichtlichen Beispielen das eigenthümliche Verhältniß erkannter Wahrheiten zu ihrer praktischen Durchführung. Gleich Tolstoi betont er die Bedeutung der Unbewußtheit der Massen bei dem Widerstreit zwischen neuen Gedanken und alten Einrichtungen und die Nothwendigkeit, diesem unbewußten Geist zu lauschen, der sicherer das für Alle Zweckmäßige fühlt als die allzu rasch weiterschreitenden führenden Geister. Und gleich Tolstoi zieht er in der allgemein wachsenden Er-

5) Zuerst in deutscher Uebersetzung von Oppeln-Bronikowski, Insel, März 19[illegible], erschienen.

6) Neue deutsche Rundschau, November 1900.

kenntniß der sozialen Ungerechtigkeit den Weg zur Gerechtigkeit.

Oppeln-Bronikowski berichtete vor kurzem, Maeterlinck habe das „Mysterium der Gerechtigkeit" mit einem Blick auf den Bienenstaat schließen wollen. Der Stoff aber habe sich zu einem selbständigen Werk erweitert. Das daraus veröffentlichte Bruchstück[1]) enthält die Worte: „Hier findet sich eine Parallelerscheinung für den unentzifferbarsten Theil unsres Wesens, eine Ablagerung von Schicksalen, die wir von einem höheren Standpunkt aus überschauen, als wir es für die Geschichte der Menschheit je vermöchten. Hier finden sich mit einem Worte die großen, einfachen Linien, die wir in unserm eigenen, unverhältnißmäßig größeren Wirkungskreis weder aufdecken, noch zu Ende verfolgen können." Maeterlinck geht hier einen ähnlichen Weg, wie ihn einst Goethe ging, als er seinen Faust in dem Monolog „Erhabener Geist" die Worte sagen ließ: „Du führst die Reihen der Lebendigen Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen."

---

## Besprechungen.

Ꝛ Von Th. Kutschmanns „Geschichte der Deutschen Illustration" (Goslar u. Berlin, bei Franz Jäger), deren Umsicht, Tüchtigkeit und musterhafte, reichliche und höchst lehrreiche Ausstattung schon beim Erscheinen der ersten Hefte dieses trefflichen Werkes freudig anerkannt und gerühmt wurde (vergl. Beilage 288 Allgem. Ztg. vom 17. Dzbr. 1900) erübrigt uns noch eine weitere Uebersicht der drei letzten Lieferungen, wodurch das ganze Unternehmen in rühmenswerthester Weise zum Abschlusse gelangt. Der X. Abschnitt behandelt die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, welche durch das Aufkommen der Leipziger „Illustrirten Zeitung" und die Münchener „Fliegenden Blätter" sattsam dominirt wird. Als besondere Pflegestätten haben sich Berlin, Leipzig, Dresden, München und Stuttgart hervorgethan. Eine hervorragende Thätigkeit entwickelten in Norddeutschland Theodor Hosemann, Ludwig Pietsch, Karl Koch, Plockhorst, Paul Thumann und A. v. Werner; dabei kommen auch (S. 309 ff.) die Illustrationen von Goethe's Faust zur eingehenden Würdigung, also außer den früher genannten Schöpfungen des Peter Cornelius die cyklischen neueren Arbeiten von J. H. Ramberg, Karl Harnisch, Engelb. Seibertz, W. Kaulbach, Kreling, Liezen-Mayer, Gabriel Max, P. Konewka, A. Zick, H. Looschen, [wozu auch Franz Sinn und die Umrisse von Moriz Schwind zu Bechsteins epischem Balladen-Cyklus „Faustus" (Leipzig 1833) nachzutragen wären. — Mit den vielseitigsten Schöpfungen auf allen Gebieten traten in die von Ludwig Richter gebahnten Wege: Oskar Pletsch, Hendschel und H. Vogel von Plauen, ferner in den Tonschnitt fördernden Leistungen von P. Meyerheim, Woldemar Friedrich, Paul Klette, Koch, Röchling, Knötel, Klinger, W. Diez, Knackfuß, Skarbina u. s. w. In Süddeutschland bildet der „gar nicht hoch genug anzuschlagende Verlag von Braun und Schneider" einen mächtigen Knotenpunkt: Die „Fliegenden Blätter" (deren erste Nummer am 7. November 1844 erschien), die weltberühmt gewordenen „Bilderbogen" (seit 1849) und die leider damals zu wenig beachtete „Hauschronik" (1851, 1852) kultivirten anfangs den „Facsimile-Schnitt", welcher später von dem malerisch wirkenden Tonschnitt überflügelt wurde. In diese Methode lenkten nach Gustave Doré's Vorgang: Adolf Closs, W. Hecht, Kaesing, R. Bong, J. J. Weber u. A. Die Photographie auf Holz kultivirte zuerst die „Gartenlaube" (im 20. Heft 1865). Das führt zur Schilderung des mechanischen Vervielfältigungsverfahrens in Photozinkographie, Autotypie (Meisenbach), Licht- und Dreifarben-Druck. Die folgenden Abschnitte sind der Künstler-Lithographie und den neuesten, in überraschender Wechselfülle zutage tretenden Erscheinungen gewidmet. Dabei spricht der Herr Verfasser sehr wahre Worte der Anerkennung und des Tadels, ebenso wie Geheimrath Wilhelm Bode, der berühmte Galeriedirektor und gefeierte Bilderkenner, dessen Abhandlung „Beim Eintritt in das neue Jahrhundert" (1900) sehr freimüthige und beherzenswerthe Fingerzeige und gewiß wohlgemeinte pia desideria enthält. — Kutschmanns Werk wird in den sicher folgenden weiteren Auflagen noch mehrfache Erweiterungen und Zusätze erfahren; so vermissen wir den Nördlinger Kupferstecher und Illustrator Johann Michael Voltz,[1]) den großartigen Komponisten Alexander Strähuber,[2]) die lustigen Karikaturisten Karl Reinhardt[3]) und Herbert König,[4]) den fleißigen C. E. Döpler, dessen Selbstbiographie („Fünfundsiebenzig Jahre Leben, Schaffen, Streben". Berlin 1900 bei Schuster u. Löffler) neuestens diesen interessanten, überaus thätigen, in Frankreich, Amerika und Deutschland wirksamen Künstler zur verdienten Erinnerung bringt.

↑ Geh. Rath v. Ziemssens „Annalen der städtischen Allgemeinen Krankenhäuser in München". Im Verein mit nachbenannten Aerzten der hiesigen Krankenhäuser hat Geheimrath v. Ziemssen den 12. Band seiner „Annalen der Münchener Krankenhäuser" soeben erscheinen lassen. — Das 526 Seiten starke Werk, mit 19 Abbildungen im Texte, behandelt die Jahrgänge 1898 bis 1899 und enthält u. a. einen „Allgemeinen Bericht über die städtischen Krankenhäuser in München (links und rechts der Isar und Schwabing), den Verwaltungsbericht und die tabellarische Darstellung der Morbiditäts- und Mortalitätsverhältnisse im Krankenhaus l. d. J. pro 1898/99. — Ueber abnorme Fälle in der I. Medizinischen Abtheilung und Klinik (Oberarzt: v. Ziemssen) berichten die Aerzte: Dr. J. Voith, Dr. Max Maier, Dr. F. Bock, Dr. A. Wiedemann, Dr. Kurt Pelz und Dr. Ludwig Noll — über solche in der II. Medizinischen Abtheilung und Klinik (des Oberarztes Prof. Dr. Joseph Bauer) die Herren: Dr. Karl Fischer und Dr. Fritz Ott. — Im Laufe des Frühjahres 1900 kam auf der III. Medizinischen Abtheilung und Klinik für Syphilis und Hautkrankheiten (Oberarzt: Prof. Dr. Posselt) ein Fall von „Mediastinaltumor" zur Beobachtung, welcher in dem neuen wissenschaftlichen Werke durch Dr. Karl Welsch in eingehender Weise erörtert wird — auch Dr. Oberreit berichtet über eine in dieser Abtheilung vorgekommene seltene Krankheitserscheinung. Dr. Rud. Grashey schildert „Verbrennungsfälle", die in der Chirurgischen Klinik (Oberarzt: Prof. Dr. Angerer) behandelt wurden; diese Arbeit in den „Annalen" hat den Zweck, einen wenn auch gedrängten Ueberblick über die Ergebnisse der umfangreichen neueren „Literatur der Verbrennungen" und daran anschließend in knapper Form Erfahrungen niederzulegen, welche die Münchener Chirurgische Klinik in einem Zeitraum von acht Jahren (1891 bis 1898) an 453 Fällen von Verbrennung gemacht hat. Ueber einen ebenfalls in dieser Anstalt behandelten Fall von „Verätzung der Speiseröhre u. s. w." berichtet Dr. W. Höfer, über andere wichtige Krankheitserscheinungen Dr. Gr. Gebele, Dr. Hans Wies und Dr. J. Rosenbaum. — Den statistischen Bericht für die Jahre 1896 bis 1898 über die „Gynäkologische Klinik" des Allgemeinen Krankenhauses l. J. (die Leitung derselben war bis zum 1. November 1898 dem kgl. Hofrath Prof. Dr. Joseph Amann anvertraut — durch den hiesigen Stadtmagistrat wurde sie dessen Sohn Dr. J. A. Amann übertragen) erstatten in dem neuen Band der „Annalen" die HH. Dr. Sauter und Dr. Hamm; einen interessanten Beitrag liefert auch Dr. Sebastian Schmid. — Den hochwichtigen Bericht über die Leichenöffnungen im kgl. Pathologischen Institut während der Jahre 1897—1898 hatte Prof. Dr. Bollinger die Güte, dem Herausgeber der „Annalen" zum Abdruck zur Verfügung zu stellen. — Allgemeine Beachtung verdienen auch der Verwaltungsbericht des städtischen Krankenhauses r. d. J. und dessen Filiale in Schwabing und die Schilderung der daselbst während der Jahre 1898 bis 1899 behandelten Krankheitsformen; der ärztliche Bericht über das Krankenhaus r. d. J. stammt aus der Feder der Oberärzte dieser Anstalt: Hofrath Dr.

---

[1]) Frankfurter Zeitung, 27. März 1901.

[1]) Joh. Mich. Voltz 1784—1858, vergl. Allgem. Deutsche Biographie 1896. XL, 280.
[2]) Ebendaselbst 1893. XXXVI, 490.
[3]) Ebendaselbst 1889. XXXVIII, 68.
[4]) Ebendaselbst 1882. XVI, 514.

Brunner und Dr. Joubzer, jener über drei Fälle von Fistula bimucosa bei Carcinom von Prosektor Dr. Albrecht. — Privatdozent Dr. Dürck schildert die Thätigkeit im Leichenhause des städtischen Krankenhauses r. d. J., während Dr. Böhm und Prosektor Dr. Albrecht verschiedene Krankheitsformen beschreiben. Dr. Boilhenleitner erstattet Bericht über das Schwabinger Krankenhaus, Dr. Bez und Dr. Werner über die in dieser Anstalt zur Behandlung gekommenen Internen, Dr. Kornblum und Dr. Ulrich über die externen Krankheitsfälle.

## Mittheilungen und Nachrichten.

C. Unseren Mittheilungen über den am 24. Dezember 1900 zu Frankfurt a. M. verstorbenen Prof. Veit Valentin in Nr. 295 der vorjährigen Beilage ist jetzt folgendes nachzutragen: Zwei größere Werke haben sich im Nachlasse Valentins vorgefunden; das eine, über die Klassische Walpurgisnacht, ist vollendet und wird demnächst erscheinen; das andere, des Verfassers Lebenswerk, eine Aesthetik, blieb leider unvollendet, jedoch ist durch den Antheil, welchen namhafte Gelehrte an dem Werke nehmen, die Herausgabe auch dieser Arbeit gesichert. Von kürzeren Abhandlungen ist eine über die Sixtinische Madonna nach des Verfassers Tod in den „Preußischen Jahrbüchern“ erschienen und eben jetzt eine andere „Goethe's Freimaurerei in seinen nicht freimaurerischen Dichtungen. Ein Beitrag zur Motiventwicklung bei Goethe“ im neuen Band des Goethe-Jahrbuchs gedruckt worden; es ist eine tiefdurchdachte und ungemein klare Arbeit; was uns daran nicht richtig zu sein scheint, die Auffassung, daß Faust „durch seine eigene Kraft das höchste Ziel erreicht“, daß nun („nur“ ist wohl ein Druckfehler) nach Erreichung dieses Zieles die Gnade ihm entgegenkommt, das ist eine so verbreitete Auffassung, daß es uns nicht als angemessen erscheinen würde, in diesem Zusammenhang gegen sie vorzugehen. Das neue Goethe-Jahrbuch enthält außerdem einen feinsinnigen Nachruf auf Valentin aus der Feder von Julius Ziehen; ein bereits vor einigen Monaten als Broschüre veröffentlichter von Prof. Schneidewin konnte, trotz vieler treffender Einzelheiten, als Ganzes nicht befriedigen. Wenn aber gar in dem letzten Hefte der „Gesellschaft“, in welchem er für eine Volksuniversität [1]) für Frankfurt a. M. plaidirt, Dr. Theodor Poppe von Valentin sagt, „daß der leidenschaftsfremde oder besser temperamentsschwache Geist des gebildeten Bürgerthums, identisch mit der Mitgliedermasse (nämlich des Freien Deutschen Hochstifts) in ihm eine typische Verkörperung fand“, so dürfte der Verfasser über die thatsächlichen Verhältnisse doch nicht genügend unterrichtet sein; was die einzelne Persönlichkeit Valentins an ideellen Werthen repräsentirte, das wird man, und auch Dr. Poppe, wohl erst mit der Zeit gewahr werden.

γ. Zur Feier des 70. Geburtstages und des 40. Jahrestages der Lehrthätigkeit des italienischen Sprachforschers Graziadio Ascoli haben unlängst eine stattliche Anzahl von Gelehrten der indogermanischen Sprachwissenschaft eine Festschrift erscheinen lassen: Miscellanea linguistica in onore di Graziadio Ascoli. Darin ist die deutsche Wissenschaft unter allen nichtitalienischen am stärksten vertreten. Es lieferten Beiträge die Professoren Rudolf Thurneysen in Freiburg (über altirische Adverbien), Hermann Suchier in Halle (kleinere Beiträge zur romanischen Sprachgeschichte), G. Gröber (eine Tendenz der französischen Sprache), W. Meyer-Lübke (Etymologisches) und K. Brugmann (Zum Haingesetz von Luceria CILIX 782), endlich Dr. John Schmitt in Leipzig (Risiko). Dieser letzte Aufsatz hat auch für weitere Kreise einige Bedeutung, da er ein sehr merkwürdiges Beispiel aus der Wortgeschichte enthält. Es handelt sich um die Frage nach der Herkunft des Wortes Risiko. Man hat es bislang von dem italienischen risico (rischio) abgeleitet. Dr. John Schmitt, dessen Hauptgebiet die mittelgriechische Sprache ist, zeigt nun, daß das Wort vielmehr auf das Griechische zurückgehe. „Wurzel“ hieß bei den späteren Griechen auch die unter der Meeresfläche verborgen liegende Klippe, und so wurde τὸ ῥιζικόν die nicht vorauszusehende Gefahr des Schiffers, sein Schicksal, und weiter das Schicksal überhaupt. Der Begriff „Schicksal“ setzt sich dann bei den Mittelgriechen so sehr fest, daß nun τὸ ῥιζικόν auch die beim Aberglauben verwendeten Schicksalsorakel (σημάδια) bezeichnete. Mit einer großen Anzahl anderer Wörter wanderte dann das in Rede stehende im 11. oder 12. Jahrhundert in die lateinischen Länder, indem es hier die ursprünglichere Bedeutung „Gefahr“ beibehielt. Solcher Untersuchungen können noch viele andere angestellt werden, und es läßt sich noch manches überraschende Ergebniß erwarten, wie denn überhaupt der Einfluß des Mittelgriechischen auf die abendländischen Sprachen bis jetzt erst in wenigen Einzelheiten genauer bekannt ist. (In diesem Zusammenhang sei noch darauf hingewiesen, daß in dem letzten Doppelheft von Krumbachers „Byzant. Ztschr.“ Jannaris den griechischen Ursprung eines anderen, bisher als romanisch geltenden Wortes nachzuweisen sucht. Es ist dies capetano, der von Jannaris auf mittelgriechisch κατεπάνω, d. h. der ganz oben, an der Spitze Befindliche. Anm. d. Red.)

yσ. Berlin, 4. Juli. Die Akademie der Wissenschaften beging heute in altgewohnter Weise ihren Leibniztag durch eine Festsitzung, bei der der „ständige Sekretar“ der philosophisch-historischen Klasse, Geheimrath Johannes Vahlen, die Festrede hielt. Im Eingange seiner Darlegungen sprach er die Hoffnung aus, es möge den vereinten Kräften der Akademien von Paris, London und Berlin gelingen, eine Gesammtausgabe von Leibnizens Schriften, wie sie beschlossen sei, in Bälde herzustellen und suchte die Stellung Leibnizens zu den bedeutendsten Vertretern der Alterthumswissenschaft seiner Zeit an der Hand von dessen Korrespondenz mit diesen Persönlichkeiten, sowie Leibnizens eigene Antheilnahme an der Alterthumswissenschaft ins Licht zu setzen. Es schien, daß Leibniz selbst sich als philologischer Editor an der Herausgabe der griechischen und römischen Schriftsteller betheiligen wollte, die auf Anregung des Duc de Montpensier für Ludwigs XIV. Thronerben „in usum Delphini“ geschaffen werden sollten und die Leibnizens Korrespondenten, der spätere Bischof Huet und der Abbé Claude Nicaise, seit 1673 leiteten. Er hat, wie aus seinen Briefen an Huet erhellt, eine Probe für die Ausgabe des Martianus Capella geliefert, die verloren ist, er hat aber die Ausgabe dieses Autors für die Sammlung nicht zustande gebracht. Aus seinen Briefen von 1692 bis 1714 erwächst uns über Leibnizens rege Antheilnahme an allen Erscheinungen auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft ein Bild. Was die „Republik der Geister“ des ausgehenden 17. und des beginnenden 18. Jahrhunderts hinsichtlich der Kenntniß griechischer und römischer Dinge erregte, kommt in diesen Briefen zu lebhafter Erörterung. Außer mit dem Abbé Nicaise stand Leibniz in Briefwechsel mit den Schweizern Morel und Ezechiel Spanheim, zwei bedeutenden Alterthumsforschern ihrer Zeit. Morel ist der gelehrte Kenner antiker Münzen und Vorsteher des Arnstadter Münzkabinets und Ezechiel Spanheim, Diplomat und feingebildeter Humanist, ein Typus des ausgehenden 17. Jahrhunderts, ist Vertreter Kurfürst Friedrichs III. von Brandenburg und hat fein beobachtete Schilderungen von den Zuständen am Hofe von Versailles und am Hofe der Königin Anna hinterlassen. Daneben ist er ein feinfühliger Kenner antiker Münzen und der Herausgeber der Schriften und Reden Kaiser Julians und empfängt die fruchtbarsten Anregungen durch Leibniz, der insbesondere den Werth der Inschriften wie der Sprachreste untergegangener Völker, wie der Punier, Phönizier, Etrusker für die volle Erkenntniß des Alterthums schon früh hervorgehoben hat. Durch den Schotten Burnett, den Leibniz in Hannover kennen lernte, tritt er mit John Locke, mit Newton und mit Bentley, dem großen Cambridger Philologen des ausgehenden 17. Jahrhunderts, in Korrespondenz. Insbesondere interessiren uns die Beziehungen Leibnizens zu diesem feinen Kopfe, der ein umfassender Kenner des antiken Schriftthums, schon den Plan hegte, die Lexikographen zu sammeln und kritisch zu ordnen. Leibniz rühmt an Bentley neben der érudition dessen solidité und stimmt zum Theil mit dessen metaphysischen Anschauungen überein. Mit lebhaftem Interesse verfolgt Leibniz jenen berühmten literarischen Streit über die Echtheit der Briefe des sicilischen Tyrannen Phalaris. Der geistvolle Diplomat und Schriftsteller, Sir William Temple hatte die Fabeln des Aesop und die Briefe des Phalaris als die ältesten und besten Schriften der griechischen

[1]) Diese soll zugleich die von Wilhelm Bölsche geforderte Journalisten-Universität werden; der Zweck einer solchen ist uns nicht klar: ein Journalist, der etwas Tüchtiges lernen will, hat dazu an den bestehenden Hochschulen Gelegenheit in Hülle und Fülle; sollte es sich um die Verbreitung der Kunst handeln, für den Druck zu schreiben, ohne etwas Tüchtiges gelernt zu haben?

Literatur empfohlen; die Folge davon war eine sehr lebhafte Nachfrage des eleganten englischen Lesepublikums nach Ausgaben der Phalarisbriefe. Bentley wies nun scharfsinnig nach, daß die Phalarisbriefe unmöglich nach Form und Sprache ein Produkt des 7. oder 6. vorchristlichen Jahrhunderts sein könnten, sondern ein sophistisches Machwerk etwa der Zeit des Lucians seien; und als nun von Oxford aus ein zum Theil zugespitzter Angriff gegen den großen Philologen eröffnet ward, da schrieb er 1699 seine berühmte Widerlegung, die ein Eckstein für die Methode kritisch-historischer Forschung geworden ist. Leibniz nahm schon darum Antheil an diesem Streite, weil er selbst seiner Promotionsschrift 1663 die These über die Unechtheit der Phalarisbriefe angefügt hatte und steht zu Bentley; und als später der berühmte Horazkenner mit seinen Fellows vom Trinity College in Cambridge in Streit gerieth, wünscht Leibniz die friedliche Beilegung der Differenzen. Wie hätte Leibniz das Scheitern von Bentleys Ausgabe des „Neuen Testaments“ beklagt, er, dem die Alterthumswissenschaft die Hülfsmittel bieten sollte zur Belebung der philologischen Kritik, von deren vornehmsten Zwecken er einen in der Reinerhaltung der Urkunden des Christenthums sah! So ist auch auf den Bahnen der Alterthumswissenschaft der Begründer der Berliner Akademie ein helldenkender Wegweiser und ein Genius der Forschung gewesen. — Die neu gewählten Mitglieder, der Elektrophysiker und Elektrotechniker Hefner-Alteneck und der Brückeningenieur und Mathematiker Müller (Breslau) hielten darauf ihre Einführungsreden, auf die Geheimrath Auwers erwiderte. Die Verdienste Hefner-Altenecks liegen auf dem Gebiete der Benutzung des elektrischen Starkstroms; die Begründung der elektrischen Lichteinheit ist sein wissenschaftliches Verdienst, wogegen Müller (Breslau), der anerkannte Meister in der Statik der Baukonstruktion eiserner Brücken und der Finder neuer Methoden der Festigkeitslehre, dem Ingenieur die Handhabung der analytischen wie der graphischen Methoden bei der Konstruktion von Bogen- und Kettenbrücken wesentlich erleichtert hat. Ueber die von der Akademie vertheilten Preise und Stipendien aus ihren Stiftungen haben wir an dieser Stelle schon berichtet.

* **München.** Wie das „Luzerner Tagblatt“ mittheilt, hat Professor Wilhelm v. Zehender seine bedeutende ophthalmologische Bibliothek der Augenklinik der Universität Bern zum Geschenk gemacht.

* **Halle.** Hier promovirten nach bestandener Doktorprüfung die beiden ersten in Deutschland ordnungsgemäß vorgebildeten Medizinerinnen, Frl. Irma Klausner und Frl. Else van der Leyen. Die beiden Damen haben in Berlin die Reifeprüfung, in Halle die ärztliche Vorprüfung und jetzt die Staatsprüfung bestanden, sind also genau so vorgebildet, wie ihre männlichen Kollegen.

* **Potsdam.** Am 12. d. M. vollendet der als Dagobert v. Amyntor wohlbekannte Dichter Major a. D. v. Gerhardt sein 70. Lebensjahr. Erst Mitte der 70er Jahre trat er als Schriftsteller vor die Oeffentlichkeit, und zwar mit den „Hypochondrischen Plaudereien“, die seinen Namen am bekanntesten gemacht haben. Außerdem hat er zahlreiche Romane und Novellen verfaßt.

* **Breslau.** Professor Ladenburg ist zum auswärtigen Mitgliede der Académie de Médecine in Paris gewählt worden.

* **Aus Oesterreich.** Wie die „N. Fr. Pr.“ berichtet, ist Dr. Wilhelm Knöpfelmacher, bisheriger Assistent am Karolinen-Kinderspital, an Stelle des zurückgetretenen Dr. v. Hüttenbrenner zum dirigirenden Primararzt dieser Anstalt ernannt worden.

wg. **Aus Ungarn.** Der Raaber Advokat Dr. Franz Rafjay hat sich für ungarisches Privatrecht an der Universität Klausenburg habilitirt.

* **Aus Schweden.** Für die schwedische Südpolexpedition, die Ende September unter Leitung des Dozenten Otto Nordenskiöld ihre Reise antritt, ist, wie der „Voss. Ztg.“ mitgetheilt wird, nunmehr der größte Theil der wissenschaftlichen Theilnehmer verpflichtet worden. Es sind dies der Zoolog Dozent A. Ohlin, der Mitte der 90er Jahre eine Expedition zur Baffinsbai ausführte, um auf der Carey-Insel nach der verschollenen Polarexpedition der Schweden Björling und Kallstenius zu forschen, ferner der Zoolog K. A. Anderson, Lic. G. Bodman als Hydrograph und Meteorolog und Dr. E. Ekelöf als Schiffsarzt. Die Kosten der Nordenskiöld'schen Südpolexpedition sind zwar noch nicht ganz gedeckt, aber es laufen fortwährend Beiträge ein.

* **Aus Norwegen.** An Stelle des verstorbenen Oberst Haffner hat, wie wir einer Meldung der „Voss. Ztg.“ entnehmen, die norwegische Regierung den Oberst Per Nissen zum Mitglied der internationalen Gradmessungskommission ernannt. Aus diesem Anlaß erinnert die Christianiaer „Aftenpost“ daran, wie 1861 der preußische General Dr. J. J. Baeyer (Präsident des Geodätischen Instituts in Berlin) eine Anregung zum Zusammenschluß der mitteleuropäischen Staaten gab, um eine Bearbeitung und Vergleichung des mit Hülfe der Gradmessung in den verschiedenen Ländern gewonnenen Materials zu ermöglichen. Diese Anregung führte 1862 zur „mitteleuropäischen Gradmessung“, deren Grenzen durch liberale Linien, die man sich durch Christiania und Palermo gelegt dachte, sowie durch die Meridianen durch Bonn und Elbing gebildet wurden. Im Jahre 1867 erweiterte sich diese Institution, nachdem sich ihr die meisten Staaten Europa's angeschlossen hatten, zu einer „europäischen Gradmessung“, aus der schließlich in 1886 eine „internationale Erdmessung“ wurde, die ihr Zentralbureau in Potsdam hat, das aus Geldbeiträgen aller theilnehmenden Länder unterhalten wird.

* **Aus Amerika.** Zu Gloucester, im Staate Massachusetts, starb John Fiske, einer der hervorragendsten Philosophen und Historiker in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Fiske hat sich um die Ausbildung der evolutionistischen Lehren ein hervorragendes Verdienst erworben. An ihm ist mit am besten zu erkennen, welchen starken Einfluß Darwin auf die amerikanische Philosophie ausgeübt hat. Die philosophischen Hauptwerke Fiskes sind die „Grundzüge einer kosmischen Philosophie auf Grundlage der Entwicklungslehre“, „Die Bestimmung des Menschen“, „Darwin und Anderes“. Fiske hält an der teleologischen Auslegung der Natur fest. Er findet jedoch im Kosmos die Gründe der intelligenten, ästhetischen und moralischen Natur des Menschen. Aus der langjährigen Thätigkeit als historischer Bibliothekar schöpfte Fiske die Anregung zu geschichtlichen Studien. Insbesondere pflegte er die heimische Geschichte. Sein historisches Hauptwerk hat die Anfänge Neu-Englands zum Vorwurfe.

* Der auf dem 19. Balneologen-Kongreß gefaßte Beschluß, dem Begründer der Lungenschwindsuchtsheilung, Dr. Brehmer, ein Denkmal zu errichten, soll jetzt zur Ausführung gelangen. Zu diesem Zweck wird ein von dem Vorstand der balneologischen Gesellschaft und des Tuberkulose-Kongresses sowie von dem Denkmalkomitee unterzeichneter Aufruf zur Einsendung von Beiträgen (an Hrn. Bankier Eugen Landau, Berlin, Wilhelmstraße 71) erlassen. Dem Komitee gehören außer sämmtlichen Autoritäten auf dem Gebiete der Lungentuberkulose u. A. an der Geh. Ober-Regierungsrath Althoff in Berlin, der österreichische Kultusminister Dr. v. Hartel, Oberbürgermeister Kirschner, Geh. Ober-Regierungsrath Naumann u. s. w.

Für den In[illegible]theil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1901. München, Freitag, 12. Juli. Nummer 157.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München

## Uebersicht.



## Ein Vorschlag zur Förderung der graphischen Künste.

Von Verlagsbuchhändler Max Schorß.

Unter diesem Titel wurde im April des Jahres 1899 in der Zeitschrift des bayerischen Kunstgewerbevereins unter eingehender Begründung eine Akademie für die graphischen Künste gefordert. Der Artikel ging damals in alle besseren Fachblätter über oder wurde von ihnen eingehend und meist zustimmend besprochen. Ebenso reagirte das kgl. sächsische Ministerium seinerzeit sofort auf die Anregung, und bereits am 14. Mai des kommenden Jahres wurde die Kunstgewerbeschule in Leipzig in eine kgl. Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe umgewandelt.

Aber auch andere Kunstschulen wandten diesem Gebiete nun ihr Interesse in erhöhtem Maße zu, so die Karlsruher, Stuttgarter u. a. mehr, und neuerdings sucht auch die Kunstgewerbeschule in Magdeburg erfreulicherweise einen Fachlehrer für Buchdrucker und Lithographen.

Da nun die neue Sächsische Akademie zunächst nur dazu beitragen kann, die an und für sich schon recht fühlbare Konkurrenz der Leipziger Reproduktionsanstalten für diese heimischen Betriebe noch zu verschärfen, ist im April dieses Jahres eine Gruppe von Interessenten in München zusammengetreten, um gemeinsam die Errichtung eines ähnlichen Institutes für Bayern als ein entsprechendes Gegengewicht anzustreben. Ueber den Verlauf der Verhandlungen ist bis jetzt leider sehr wenig an die Oeffentlichkeit gedrungen.

Es sei daher dem Verfasser des eingangs erwähnten Artikels gestattet, jetzt an dieser Stelle darzulegen, wie er sich die damals geforderte Akademie ungefähr gedacht hat. Einzelne seiner Gedanken sind möglicherweise doch noch praktisch zu verwerthen, wenn auch vielleicht nicht alles sofort erreichbar sein wird.

* * *

Die geschäftliche Thätigkeit des Verlegers bringt es mit sich, daß er mit den Hauptfaktoren, mit denen die graphische Industrie zu rechnen hat, fast ununterbrochen in enger Fühlung bleibt.

Von den Künstlern, also den eigentlichen Produzenten, erwirbt er das Reproduktionsrecht ihrer Schöpfungen, die er dann, je nach ihrer Beschaffenheit, der einen oder anderen Reproduktionsanstalt zur Vervielfältigung übergibt, um deren Erzeugnisse schließlich direkt oder mit Hülfe des Zwischenhandels in die Hände der Konsumenten, des Publikums, gelangen zu lassen.

Er nimmt also gewissermaßen einen neutralen, zugleich aber auch vermittelnden Standpunkt ein, von dem aus er die Leistungsfähigkeit der beiden ersten für die Produktion in Betracht kommenden Gruppen, der Künstler und der Reproduzenten, um so besser gegeneinander abwägen kann, als ihm die Praxis bei der Beurtheilung derselben mit zwei sehr empfindlichen Gradmessern an die Hand geht: nämlich mit der Kritik der Presse und der Kauflust des Publikums.

Während für die erstere gewöhnlich nur das Resultat in seiner Gesammtwirkung in Betracht kommt, kann letztere sehr zu seinen Ungunsten beeinflußt werden, wenn über dem Zweck von der einen oder anderen Seite die gegebenen Mittel aus dem Auge gelassen und die Reproduktionen dadurch vertheuert oder verschlechtert worden sind.

Der Verleger steht also mit seiner geschäftlichen Thätigkeit auch wiederum in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß zu der graphischen Industrie, und es liegt daher nahe, daß er den Bedingungen, unter denen dieselbe arbeitet, seine ganze Aufmerksamkeit zuwendet und in geeigneter Form auf die Mängel hinweist, die ihm dabei auffallen. Und das soll hier geschehen.

Wenn man die bayerischen und speziell die Münchener Verhältnisse von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, und bedenkt, daß die graphischen Künste ihrer ganzen Veranlagung und Entwicklung nach auf eine erfolgreiche Verbindung zwischen Künstlern und Gewerbetreibenden angewiesen sind, dann wird sich kein unbefangener Beobachter der Wahrnehmung verschließen können, daß es unsern heimischen Betrieben im Vergleich zu der Leipziger Konkurrenz durchschnittlich noch nicht gelungen ist, die Fühlung mit der Künstlerschaft zu gewinnen, die nicht nur im Bereiche der Möglichkeit liegt, sondern auch unerläßlich ist, um all die künstlerischen Kräfte, die hier, wie wohl in keinem zweiten Lande der Welt infolge einer weisen staatlichen Fürsorge vorhanden sind, zu sammeln und in die richtigen Bahnen zu leiten.

Wenn man nun hiefür nach einer Erklärung sucht, und dabei von allen persönlichen Verfehlungen, die naturgemäß auf beiden Seiten nicht zu vermeiden sind, absieht, so wird man den größten Theil der Schuld an dieser bedauerlichen Erscheinung der Verschiedenheit der Lebensanschauungen zuschreiben müssen, die überall störend zutage tritt, wo sich die Sphären zweier Interessentengruppen berühren, die, wenn auch wesentlich verschieden, doch auf ein inniges Zusammenwirken angewiesen sind.

Dem genial veranlagten jungen Akademiker, der mit seinen Gedanken viel im Reiche der Phantasie verweilt und den Weg zum Ruhme und zum Glück zunächst nur in der Verfolgung von Idealen und hochgesteckten Zielen zu erblicken pflegt, wird der nüchterne Geschäftsmann, der durch den Kampf um Existenz und Dasein

gezwungen ist, mehr mit der Alltäglichkeit des Lebens und mit Thatsachen zu rechnen, nur zu oft engherzig und kleinlich erscheinen; seine wohlgemeinten Rathschläge werden ihn verletzen, und die ihm gebotenen Honorare im Vergleich zu Preisen, die einzelne Künstler bisweilen für ihre Schöpfungen erzielt haben sollen, viel zu niedrig erscheinen.

Und wenn dann noch zum Ueberfluß die Techniken, für die er gelegentlich einmal arbeiten möchte, gebieterisch Forderungen an sein Schaffen stellen, die er nicht versteht, und deßwegen lediglich als unwürdige Fesseln empfindet, in die man sein Talent schlagen will, dann wird er nur zu oft in gänzlicher Verkennung der Dinge enttäuscht und verstimmt einem so dankbaren Arbeitsfelde den Rücken kehren, auf dem der Einzelne allerdings seinen künstlerischen Neigungen und Launen nicht immer nachgehen darf, das dafür aber auch allen denjenigen ein sicheres Brot und eine gute Ausbeute bietet, die sich die Mühe nehmen, es mit Ernst zu erforschen und mit Liebe zu bestellen.

Wenn nun auch nicht geleugnet werden soll, daß sich diese Erkenntniß in Künstlerkreisen immer mehr Bahn bricht, so fehlt uns bis jetzt doch thatsächlich noch ein Mittel, das dem Künstler den Sprung in die rauhe Praxis erleichtert; und dieses Mittel kann nach den auf beiden Seiten gemachten Erfahrungen lediglich in einer Art Hochschule, einer Akademie für die graphischen Künste bestehen, in deren Räumen dem Künstler Gelegenheit geboten wird, sich über die vielseitigen Anforderungen, die die einzelnen Techniken an ihn stellen, zu informiren, und sich so vor Fehlgriffen zu bewahren, die um so ernüchternder und abschreckender wirken müssen, als sie gewöhnlich mit ganz erheblichen Opfern an Zeit und an Geld verknüpft sind.

So gut wie gar kein Verständniß für die Vortheile, die ein solches Institut der Künstlerschaft im allgemeinen bietet, wird man allerdings bei den meisten jungen Kunstakademikern voraussetzen dürfen, denn mit diesen kann man über eine so profane Berufsthätigkeit, wie sie die Ausübung einer graphischen Kunstsparte ihrer Ansicht nach nun einmal ist, ebensowenig reden, wie etwa mit einem Kadetten über die Vorzüge der Zivilversorgungsberechtigung: Der angehende Offizier will wenigstens General, und der junge Künstler mindestens Lenbach werden.

Aber auch die reiferen Künstler, denen es gelungen ist, sich in ihrem Beruf eine auskömmliche Existenz zu schaffen, werden zunächst für die graphischen Künste wenig in Betracht kommen. Wenn der eine oder andere von ihnen auch einmal lithograpiren oder radiren sollte, so ist das erfreulich, weil es vorbildlich wirken kann; die Industrie als solche wird aber keine wesentlichen Vortheile davon verspüren.

Zwischen diesen beiden Gruppen, also den jungen Kunstakademikern und den gereiften Künstlern, steht aber eine große Anzahl von oft sehr talentvollen Leuten, welche zum Theil durch Noth und Entbehrungen gründlich darüber belehrt worden sind, daß man vom Bildermalen allein nur in den allerseltensten Fällen leben kann, und welche daher vor die bittere Nothwendigkeit gestellt sind, umzusatteln und sich nach einem anderen Broterwerb umzusehen.

Und diese Leute sind es, welche mit ihrer Fertigkeit im Entwerfen und Zeichnen, mit ihrem Farbensinn u. s. w. ein ganz vorzügliches Rekrutenmaterial für unsre graphischen Betriebe, namentlich die lithographischen und chemigraphischen Kunstanstalten, abgeben würden; und wenn die neue Akademie diese Künstler an sich ziehen und sie unterweisen wollte, wie sie ihr Talent auch auf dem Gebiete der graphischen Künste bethätigen können, dann erfüllte sie eine ihrer ersten und zugleich auch schönsten Aufgaben.

Denn einen sehr großen Prozentsatz sämmtlicher Zöglinge unsrer Kunstakademien und Kunstgewerbeschulen kann man schon einige Jahre nach Beginn ihrer Studien wieder in ganz anderen Berufszweigen wirken sehen, die oft absolut nichts mit der Kunst zu thun haben, und daher den doch mehr oder weniger künstlerisch veranlagten und ausgebildeten Menschen auch keine Befriedigung gewähren können. Eine Menge von Enttäuschung und Erbitterung über verlorene Zeit und Mühe könnte also nebenbei durch die Akademie aus der Welt geschafft werden.

Für die Schaffung einer solchen Zentralstelle ist nun auch bei uns in Bayern die Bedürfnißfrage bereits festgestellt und dann die Unterstützung des kgl. Staatsministeriums erbeten worden. Auf ein wohlwollendes Entgegenkommen desselben konnte man in diesem Falle um so eher rechnen, als es sich hiebei nicht, wie gewöhnlich, darum handelt, divergirende Interessen auszugleichen, sondern lediglich eine vielseitige Interessengemeinschaft zu fördern, die für unser ganzes Kulturleben von so eminenter Wichtigkeit ist.

Allein schon durch seine Existenz würde ein solches Institut Nutzen stiften und ganz wesentlich zur Stärkung der graphischen Industrie beitragen, weil dadurch nicht nur das Interesse der Künstler, sondern der gebildeten Stände überhaupt für diesen so unendlich Vielen noch gänzlich unbekannten Wirkungskreis erweckt würde.

Theilnahmslos und ohne jedes Verständniß steht aus Mangel an Anregung im allgemeinen das große Publikum noch immer der interessanten Thätigkeit dieser Erwerbszweige gegenüber, trotzdem sie kein Kulturvolk mehr entbehren kann. Zeitungen und illustrirte Journale werden in die Hand genommen, ohne daß sich die Wenigsten darüber Gedanken machen, wie sie entstehen.

Der Autor und der Illustrator kommen allenfalls noch zu ihrem Recht; nach denjenigen aber, welche es mit unendlichem Fleiß und Scharfsinn ermöglicht haben, daß auch der Aermste heute seine geistige Anregung haben kann, fragt gewöhnlich Niemand.

Und hier soll nun die Wirksamkeit der Anstalt einsetzen, indem sie zunächst einmal der graphischen Industrie in der Oeffentlichkeit zu dem Ansehen verhilft, das sie jetzt unbedingt haben muß, um über ausreichende Arbeitskräfte verfügen zu können. Denn sowie sie die ihr gebührende Stellung auch nach außen hin einnimmt, werden sich sicher auch bald die besseren Stände dazu verstehen, ihre mit einer höheren Schulbildung ausgestatteten Söhne diesem Berufe zuzuführen.

Nichts wäre aber verkehrter, als hiedurch eine Beeinflussung der derzeitigen Lohnverhältnisse zu Ungunsten des Arbeiters zu befürchten oder zu erhoffen.

Nur diejenige Industrie kann als gesund gelten, die nicht mit der Nothlage ihrer Angestellten zu rechnen braucht, sondern auch in der Lage ist, angemessene Löhne zu zahlen.

Allein schon der bloße Versuch, eine Herabsetzung derselben auf diesem Wege herbeizuführen, würde nicht nur den Erfolg aller in dieser Richtung beabsichtigten Schritte von vornherein illusorisch machen, sondern auch direkt schweren Schaden stiften, weil er lediglich eine Vermehrung des unzufriedenen und darum gefährlichen Arbeiterproletariats in den Heimstätten der graphischen Industrie unmittelbar und unausbleiblich zur Folge haben müßte.

Alfa nicht das Angebot von Arbeitskräften fall durch diese Zufuhr besserer Elemente gehoben werden, sondern nur die Qualität derselben.

Eine zweckmäßigere Ausnützung der kostspieligen maschinellen Einrichtungen wäre dann möglich, die unter den derzeitigen Verhältnissen nur zu oft hähere Ansprüche an die Intelligenz des Einzelnen stellen, als er bei seiner ungenügenden Vorbildung durchschnittlich zu erfüllen vermag.

Es würde alfo die Leistungsfähigkeit des Personals in Zukunft nicht mehr den Fortschritten der Technik nachzuhinken brauchen, und auch dem Genie des Erfinders wäre damit freiere Bahn geschaffen. Denn weil bekanntlich jede auf die Praxis gerichtete geistige Thätigkeit nur zu bald ihre Grenze an der Ausbildung des technischen Persanals findet, würde auch hier die Akademie indirekt viel Segen stiften, indem sie diese Grenze im Interesse der graphischen Industrie weiter hinaussteckt.

Aber selbst wenn man zunächst noch ganz van diesen mehr indirekten Vortheilen absieht, und nach der Gelegenheit fragt, wo denn diese Akademie nun unmittelbar fördernd in die Praxis eingreifen kann, wird man bei näherem Zusehen überrascht sein von der Fülle von Aufgaben, die ihrer harren, und die sie bei einer zweckmäßigen Organisation und Leitung gleich von vornherein zu läsen imstande sein wird.

Da sie nämlich nicht nur als Lehranstalt, sandern gleichzeitig auch als Versuchsstatian, alfo im wahren Sinne des Wartes als eine Pflegestätte der graphischen Künste gedacht ist, würde ihr in erster Linie die Aufgabe zufallen, alle Erfindungen des In- und Auslandes auf diesem Gebiete zu verfolgen, zu prüfen, und diejenigen, welche sich bewähren, in der Weisa für die heimische Kunst und Industrie auch außerhalb Münchens nutzbar zu machen, daß je nach Bedarf erprobte Lehrkräfte nach anderen Orten Bayerns entsendet werden, die in Fachversammlungen und Vereinen darüber Vorträge zu halten und letztere thunlichst an praktischen Beispielen zu erläutern hätten

Mit diesen Varträgen könnten dann van dieser Akademie aus auch in geeigneten Lakalen Jedermann zugängliche Wanderausstellungen für das Publikum verknüpft sein, in denen demselben an mustergültigen Drucken die Verschiedenheit der Wirkung der einzelnen Reproduktionsverfahren var Augen geführt werden.

Es müßten alfa beispielsweise Reproduktionen ein und desselben Originals in Autotypie, Zinkographie, Lichtdruck, Gravüre, und Lithographie mit erklärenden Unterschriften versehen, nebeneinander aufgestellt werden; auch die Zerlegung einer Aquarelle oder eines Oelgemäldes in die einzelnen Farben, welche für die Reproduktion in Chromolithagraphie oder auch den neuen Drei- oder Vierfarbendrucken auf der Buchdruckpresse in Betracht kommen, müßten auf dieselbe Weise demonstrirt werden.

Sicher würde diese Gelegenheit auch van vielen ortsangesessenen Firmen gern dazu benutzt werden, ihre typagraphischen Erzeugnisse mitauszustellen, um dadurch auch nach dieser Richtung hin untereinander vor dem Publikum in Konkurrenz zu treten, was das lokale Interesse an den damit zusammenhängenden Vorträgen nur erhöhen könnte.

Die Fachleute, welche in letzteren den Eindruck gewinnen, daß sich die empfohlenen, technischen Neuerungen für ihre Zwecke eignen könnten, sind dann in der Lage, fich bei der Akademie selbst weitere Informationen zu halen, oder auch Angestellte für einige Zeit nach München zu schicken, um sie daselbst in den neuen Verfahren ausbilden zu lassen.

Die von der Akademie angestellten Wanderlehrer, die allerdings ein Navum in der Praxis der Hochschulen bedeuten, würden gleichzeitig ähnlich fa wie Reisende im Geschäftsleben wirken, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht, wie diese, materiellen Vartheilen nachjagen, sondern Aufklärung verbreiten; sie würden nur nach nebenbei den praktischen Nutzen stiften, daß sie durch ihr Erscheinen an anderen Orten die Frequenz der Studirenden an ihrem Stammhause erhöhen.

In den Räumen der Akademie wäre ferner eine permanente Fachausstellung gedacht, in der außer den bereits erwähnten Musterdrucken alles nach Gruppen geardnet zu finden sein müßte, was irgendwie mit den graphischen Gewerben zusammenhängt, aber als brauchbares Material für sie in Betracht kommt. Eine Besichtigung derselben würde gerade für den kleinen Meister aus der Provinz van ganz erheblichem Vortheil sein.

Auf der Jagd nach Arbeit fehlt ihm gewähnlich die Zeit und vor allen Dingen auch die Gelegenheit, sich über die Fartschritte der Technik zu informiren, so daß sich die großen Betriebe dieselben gewähnlich schan lange zunutze gemacht haben, bevor er überhaupt von ihnen härt.

Er wird sich daher aus Unkenntniß aft noch mit veralteten Mitteln behelfen, aber auch aus lieber Gewohnheit, aus der er jetzt durch keine neuen Eindrücke gerissen wird, an alten Einrichtungen kleben, die ihn in seiner Kankurrenzfähigkeit gegenüber den modernen Graßbetrieben nur noch mehr zurückbringen müssen.

In einem salchen Musterlager dagegen, das aus naheliegenden Gründen von allen Lieferanten selbst bei einer entsprechenden Platzmiethe auf das reichhaltigste und beste ausgestattet werden würde, könnte er alles sehen und auf seine Zweckmäßigkeit hin prüfen, was in sein Fach schlägt oder ihm Staff zum Nachdenken liefert.

Die kleineren Buchdrucker, um hier ein zeitgemäßes Beispiel anzuführen, die noch immer in ihrer überwiegenden Mehrheit die Setzmaschine nur dem Namen nach kennen, hätten dann nicht nur Gelegenheit, die verschiedenen Systeme derselben gleich nebeneinander in Thätigkeit zu sehen und zu vergleichen, sondern es könnten sich auch diejenigen von ihnen, welche zur Aufstellung einer salchen schreiten müssen, jederzeit Rath in der Akademie halen, der gegenüber den Anpreisungen der Fabrikanten und Reisenden den unschätzbaren Varzug voraus hätte, daß er durch keine Sonderinteressen beeinflußt ist.

Aber auch den Lehrlingen und der großen Zahl van Gehülfen, welche in einer kleinen Druckerei ausgebildet sind, in denen häufig nur eine oder zwei Pressen laufen, wäre Gelegenheit geboten, die Maschinen anderer Fabriken mit ihren aft gänzlich verschiedenen Varrichtungen kennen zu lernen, aber sich auch über den Werdegang eines Clichés zu informiren, das hier ebenfalls in allen seinen Entwicklungsstadien in Natura zu verfalgen sein müßte.

Ebenso hätte man gerade jetzt eine gute Gelegenheit, dem Lithagraphen bei seinem Besuch geistige Anregung mit auf den Weg zu geben, indem man ihm in diesen Ausstellungsräumen die Vorzüge des Platindruckes, der Algraphie, praktisch var Augen führt.

Die leichtere Behandlung des Materials, fawie die gewaltige Ersparniß an Kraft und Zeit, die dadurch erreicht wird, daß man den schweren Stein mit seiner gewaltigen horizontalen Schleuderbewegung durch einen gleichmäßig ratirenden Zylinder ersetzt, eräffnen dieser neuen Erfindung auch bei uns eine Zukunft. Wer aber

zu alt oder zu schwerfällig geworden ist, um solche Neuerungen noch mitzumachen, auch der soll in diesen Räumen alles finden, was ihm im Laufe der Jahre ans Herz gewachsen ist: Die Steine aller Brüche der Welt sollen thunlichst vertreten sein, und zwar vom kleinsten bis zum größten, in ihren verschiedenen Körnungen; alle Walzenmassen soll er vorfinden, alle seine Farben, und sie mit denen der Buch- und Lichtdrucker auf ihren Preis und andere Eigenschaften hin vergleichen können; kurz alles, was, bei der Schnellpresse angefangen bis zum Stein- und Ueberdruckpapier nebst Tusche und Kreide, dazu gehört, um eine gute Lithographie herzustellen.

Wenn dann in der gleichen Weise auch für den Reproduktionsphotographen, den Buch-, Licht- und Kupferdrucker, sowie den Chemigraphen und Buchbinder gesorgt wird, dann wird wohl Niemand darüber im Zweifel sein, wie anziehend und lehrreich eine solche Sammlung sein muß.

Und gerade so, wie alle diese Vorkehrungen nach den gegebenen Erfahrungen lediglich den Erfordernissen der Praxis angepaßt sind, soll sich auch die Lehrthätigkeit der Anstalt ausschließlich auf die Vervollkommnung der praktischen Ausbildung des Personals erstrecken, die nur zu häufig eine ungenügende und einseitige ist, weil ihr von Seiten der Arbeitgeber trotz der besten Absichten nicht immer die nöthige Förderung zutheil werden kann. In den kleineren Betrieben wird, wie bereits gesagt, der Ausbildung gewöhnlich eine unzulängliche Einrichtung oder auch ein empfindlicher Mangel an besseren, und damit lehrreichen Arbeiten im Wege stehen, während andrerseits bei einem größeren Personalbestande eine Arbeitseintheilung und eine Disciplin unvermeidlich sind, durch die der Gesichtskreis des Einzelnen im Laufe der Zeit womöglich noch mehr eingeengt wird.

Und hier, wo also in Wirklichkeit die Erziehung durch die Praxis nothgedrungen aufhören muß, da soll das in Rede stehende Institut fördernd eingreifen.

Sein Wirkungskreis käme also gewissermaßen dem einer Hochschule gleich, die den Elementarunterricht Anderen überläßt und von vornherein ganz bestimmte Forderungen an das Können ihrer Schüler stellt.

In diesem Falle hätte dasselbe also zunächst in der vollständigen Beherrschung aller mechanischen Handgriffe, sowie in einer genauen Kenntniß des landläufigen Materials zu bestehen, also in einem Wissen, das sich jeder mit einer gewissen Schulbildung versehene Fachmann in seinen Lehrjahren aneignen kann.

Also nur diejenigen, welche diesen Befähigungsnachweis durch Ablegung einer Prüfung erbracht haben, könnten als ordentliche Schüler in die Anstalt aufgenommen werden, um sich daselbst weiter in ihrem Spezialfach ausbilden zu lassen.

Bei diesem Unterricht müßte ein Hauptgewicht auch auf ein gewisses Quantum von positivem Wissen gelegt werden, das sich der betreffende Zögling anderswo nicht selbst aneignen kann, das ihn aber zum Weiterdenken anregt und auch ganz entschieden dazu gehört, um dem Gewerbetreibenden Interesse an seinem Beruf beizubringen. Nur dadurch kann man ihn davor bewahren, daß er mit der Zeit auf das Niveau des gewöhnlichen Taglöhners herabsinkt, der seiner Arbeit mechanisch und damit oft unzufrieden nachgeht.

Dem Buchdrucker beispielsweise, gleichviel ob Setzer oder Maschinenmeister, müßte also eine spezielle Uebersicht über das gesammte Gebiet der Typographie gegeben werden, und zwar möglichst an der Hand von Beispielen. Also auch dem Setzer wären die verschiedensten Systeme der Schnellpressen in Thätigkeit vorzuführen und zu erklären, und zwar bei der kleinsten Tiegeldruckpresse angefangen herauf bis zur größten Rotationsmaschine, wobei er ebenso wie der Maschinenmeister über das Wesen der Zurichtung, sowie über die verschiedenen Arten derselben eingehend instruirt werden müßte.

Umgekehrt müßte wieder der Maschinenmeister, der in den großen Druckereien nur mit seinen Maschinen und den fertigen Formen zu hantiren hat, die ihm die Setzerei liefert, über die Regeln, die bei der Zusammenstellung derselben, sowie für den Accidenzsatz maßgebend sind, unterrichtet werden.

Auf diese Weise wäre für zwei durch den Fabrikbetrieb auseinander gerissene und doch wieder so ganz aufeinander angewiesene Arbeitsleistungen eine Verbindung hergestellt, die beiden zu statten käme.

Andrerseits würde während eines solchen Unterrichts gewiß auch häufig ein wohlthuender Austausch der Kräfte zwischen der Setzerei und dem Maschinensaal erfolgen können, da gewiß Mancher, der zufällig zum Setzer ausgebildet ist, bei diesem Unterricht den Eindruck gewinnt, daß er seiner Veranlagung und seinen Neigungen nach doch eigentlich besser zum Maschinenmeister paßt; und viele Maschinenmeister, z. B. solche, die in ihrer Berufsthätigkeit durch ein körperliches Gebrechen, wie z. B. die Kurzsichtigkeit, behindert sind, würden dabei gewiß oft den Reizen des Accidenzsatzes so viel Geschmack abgewinnen, daß sie zu diesem Berufszweige übergehen, und darin dann auch Ersprießliches leisten, weil nicht der Zufall, sondern die Liebe zur Sache sie dieser Thätigkeit zugeführt hat. Und speziell auf den Accidenzsatz sollte durch Vorträge über Stillehre, soweit sie hiefür in Betracht kommt, sowie durch praktische Uebungen ein ganz besonderes Augenmerk gerichtet werden. Es könnten also beispielsweise Aufgaben gestellt werden, deren Lösung darin zu bestehen hätte, mit möglichst geringen Mitteln, also einer beschränkten Anzahl von Typen und Zierleisten, durch eine geschickte Zusammenstellung derselben einen möglichst großen Effekt zu erzielen, oder umgekehrt über ein großes, aber absichtlich zusammengewürfeltes Material so zu disponiren, daß dabei alle Verstöße gegen die Regeln des guten Geschmackes thunlichst vermieden bleiben.

Welchen Reiz diese Art des Unterrichts, die ja in der Praxis undenkbar ist, für jeden strebsamen Buchdrucker haben muß, und welche reiche Gelegenheit er auch gleichzeitig dem Dozenten geben würde, an die gemachten Fehler mit seinen Belehrungen anzuknüpfen, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden. Auch Schülerkonkurrenzen wären hier sehr am Platze.

Also vor allen Dingen das Denken und damit das Streben des Fachmannes soll befruchtet werden; er soll nachher, wenn ihn die Akademie der Praxis zurückgibt, in der Lage sein, auf der Grundlage, die sie für sein Können gelegt hat, selbst weiterzubauen und zwar in der Richtung, die seinen Neigungen und Fähigkeiten am meisten entspricht.

In derselben Weise sollen dann auch alle übrigen Fächer der graphischen Industrie bedacht werden, von denen namentlich die Lithographie für die Künstler, um auf diese noch einmal zurückzukommen, in Betracht käme, weil sie darin alle ihre Kenntnisse, die sie vorher auf einer Akademie oder Kunstschule erworben haben, am besten verwerthen könnten.

Wenn das nun auch kaum in einem der anderen Fächer so direkt der Fall wird sein können, so werden doch die Künstler allein schon durch das häufige Ver-

weilen in dieser Heimstätte der Arbeit unwillkürlich Achtung vor dem Gewerbefleiße ihrer Mitmenschen bekommen; dem Einflusse des in der schaffenden Maschine gebundenen industriellen Geistes werden auch sie sich auf die Dauer nicht entziehen können, und es wird bei Vielen von ihnen sehr bald der Wunsch rege werden, auch von ihrem Standpunkte aus mit zur Vervollkommnung dieser maschinellen Erzeugnisse beizutragen; und damit wäre dann sehr viel gewonnen.

Denn dann würden wir in absehbarer Zeit vielleicht auch einmal dahin gelangen, daß ein und derselbe Künstler nicht nur die Illustrationen, sowie die Entwürfe für die Deckelpressung und das Vorsatzpapier für gewisse Bücher liefert, sondern auch gleichzeitig die Erfindung einer neuen lesbaren Druckschrift für dieselben übernimmt.

Und damit wäre dann einzelnen Erzeugnissen unsres Büchermarktes nicht nur ein ganz bestimmter individueller Charakter aufgedrückt, sondern es würde uns auch das Erscheinen der ersehnten deutschen Idealtype ganz wesentlich näher gerückt.

Weil sich nun aber keine echte künstlerische Thätigkeit mit Erfolg durch bloße Vorschriften oder momentane Lockmittel, wie Honorare u. s. w., auf dieses Ziel hinlenken läßt, sondern es hiezu einer theilweisen Umgestaltung des inneren Menschen bedarf, die nur allmählich durch solche äußere Eindrücke bewirkt werden kann, läge allein schon aus diesem Grunde die Errichtung einer solchen Akademie in dieser Form im allgemeinen Interesse.

Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß Tausenden von fleißigen und intelligenten Arbeitern, welche bei der heute unvermeidlichen Schablonisirung der Arbeit Gefahr laufen, die ihnen zugewiesenen Obliegenheiten schließlich nur noch mechanisch zu verrichten, und in der Tretmühle des alltäglichen Lebens mit der Zeit zur Maschine herabzusinken, dieses Institut durch Abendkurse und fachliche Vorträge viel geistige Anregung bieten und ihnen dadurch die Ausübung ihres schweren Berufes ganz wesentlich erleichtern könnte, in welchem die Leistungsfähigkeit des Einzelnen bekanntlich seiner geistigen Verfassung entspricht, da in den graphischen Betrieben die Hand mit dem Kopfe schaffen muß.

---

## Mutterschaft und geistige Arbeit.*)

Es ist ein in unsrer Zeit besonders naheliegendes und wichtiges Thema, welches zwei geistreiche Frauen in einem Buche, das den obenstehenden Titel trägt, erörtern. Der Untertitel der kleinen Schrift ist bezeichnend für den Charakter des darin behandelten Problems: „Eine psychologische und soziologische Studie. Auf Grundlage einer internationalen Erhebung mit Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung." Ein Problem, das der Einschachtelung in den abgegrenzten Kreis eines bestimmten Fachstudiums seiner Natur nach widerstrebt, ein Problem, das Psychologie und Physiologie, Geschichte und Nationalökonomie nahe berührt, mit anderen Worten, das eine allgemein menschliche Frage ist. Aber diese birgt so viel des Besonderen in sich, daß der Referent es für angezeigt hält, den Ausgangspunkt seiner Besprechung kurz darzulegen. Er tritt an das Buch vom Standpunkt des Volkswirthschaftlers heran, und auf nationalökonomischem Gebiet dürfte wohl die Frage der Vereinbarkeit von Mutterschaft und geistiger Arbeit hauptsächlich ihre Basis haben. Aber dieser Standpunkt brachte es mit sich, daß Referent selbst aus dem Material, das die Verfasserinnen zusammengetragen haben, viel Neues erfuhr. Er gesteht freimüthig ein, daß viele der geschichtlichen Namen ihm bisher fremd waren, und bekennt offen, daß ihm von den namentlich aufgeführten 413 berühmten Frauen kaum 50 mehr als dem Namen nach bekannt sind. Auch erinnerte die Empfindung, unter der er diese Zeiten niederschrieb, ihn lebhaft an das Gefühl, mit dem er als Gymnasiast einem Aufsatzthema gegenüberstand, dessen Thema lautete: Sempronia liberis satis fortunata fuit.

Den richtigen Maßstab für die Beurtheilung dessen, was die beiden Verfasserinnen erreicht haben, gewinnt man, wenn man erwägt, welche Klippen sie bei ihrer Arbeit vermeiden und mit welchem Stoff sie arbeiten mußten. Zweierlei Material haben sie herangezogen: einmal alles, was ihnen über die Thätigkeit des Weibes und insbesondere der Mutter aus der Geschichte der Kulturwelt erreichbar war; ferner die Ergebnisse einer bei den bedeutenden Frauen der Gegenwart veranstalteten Umfrage. Diese beiden so wesensverschiedenen Quellen zu einem wohlgerundeten Ganzen zu verweben, war die nächstliegende Aufgabe, und sie ist mit großem Geschmack gelöst. Aber die Hauptschwierigkeiten lagen tiefer. Das geschichtliche Material, zu dessen Erfassung es einer ungemein reichhaltigen Literatur bedurfte, mußte nothwendig bedeutende Lücken lassen, besonders für entlegenere Zeiträume. Ferner aber boten sich zur Beurtheilung der Wesenheit und der Leistungen jener Frauen der Vergangenheit fast nur mit diesen ungefähr gleichzeitige Zeugen (es sind sehr viel weibliche Biographen darunter), und im Urtheil dieser Zeitgenossen, denen die betreffende geistig bedeutende Frau unmittelbar nahestand, mußte dieselbe eine größere Bedeutung beanspruchen als ihr das historische Urtheil späterer Zeiten eingeräumt hat. Schon hier tritt das psychische Moment, das dem Problem hauptsächlich seine eigenartige Schwierigkeit verleiht, in den Vordergrund. Es ist begreiflich, daß über die Mutterschaft der historischen Frauengestalten, nur sehr beschränkte Quellen (Briefe, Tagebücher u. s. w.) von nicht durchweg zuverlässigem Charakter Auskunft geben können.

Was dann die von den Verfasserinnen veranstaltete Enquete anbelangt, so könnte man von vornherein zweifeln, ob es richtig war, auch unverheirathete Experten heranzuziehen. Thatsächlich hatte man gerade bei der idealen Auffassung der Mutterschaft, die bei den Verfasserinnen überall zutage tritt, vermuthen dürfen, daß sie sich über den relativ geringen Werth der Zuschriften unverheiratheter Experten von vornherein klar waren. Diese haben sich denn vorwiegend in Ausführungen darüber ergangen, wie sich die geistige Arbeit mit ihrer weiblichen Konstitution vertrage. Gerade die Vermengung der Frage „Weib und geistige Arbeit" mit jener, die das Thema des Buches enthält, bildete eine sehr naheliegende Gefahr; jedenfalls fallen die zahlreichen Ausführungen der Experten, z. B. über die Wirkung der Menstruation auf die geistige Arbeit, nicht in den strengen Rahmen des Themas. Ein anderes, noch größeres Hinderniß lag in der Aufgabe, der die Experten sich bei Ausfüllung des Fragebogens gegenüberstanden. Soweit es sich um Angabe von Thatsachen handelte, sollten die intimsten Ereignisse des Familienlebens (illegitime Verbindung, Fehlgeburten u. s. w.) mitgetheilt werden, auf die Gefahr hin, daß diese Thatsachen in einem Buch aller Welt mit Namennennung zugänglich gemacht würden (verschiedene Experten sind deßhalb auch ungenannt geblieben). Hier zeigt das Ergebniß der Erhebung von einer anerkennenswerthen Offenheit der Betheiligten. Soweit es aber auf Meinungsäußerungen über das behandelte Problem ankommt, liegt es auf der Hand, daß diese äußerst subjektiv gefärbt sein müssen. Welche Frau wäre imstande, völlig objektiv zu beurtheilen, ob sie alle Pflichten einer Mutter erfülle, welche könnte den Werth ihrer geistigen Thätigkeit im Verhältniß zum Werth ihrer Familienwirksamkeit objektiv bemessen? Je nachdem bei der einen oder anderen die „Mütterlichkeit" als Charakteranlage mehr oder weniger ausgeprägt ist, wird sie auch den Pflichtenkreis der „Mutterschaft" vor ihrem eigenen

---

*) „Mutterschaft und geistige Arbeit." Von Adele Gerhard und Helene Simon. Berlin bei Georg Reimer. 1901.

Gewissen weiter oder enger fassen. Diese verschiedene Auffassung muß sich aber dann auch in dem Urtheil ausdrücken, das diese Frauen über die Frage der Vereinbarkeit der Mutterschaft mit geistiger Arbeit abgegeben haben.

In der That prägt sich in den Auslassungen der Experten, soweit sie in dem Buch wörtlich reproduzirt werden, die außerordentlich verschiedene Auffassung van den Pflichten des Mutterberufs aus. Die Einen, welche kurz nach der Geburt eines Kindes sich wochen- oder monatelang, ihrem Beruf folgend, von ihm trennen, oder aus Mangel an Zeit Pflege und erste Erziehung Dritten überlassen, kommen zu der Anschauung, daß Mutterschaft und geistige Arbeit sehr wohl vereinbar sind. Die Anderen wieder — sie sind nicht vereinzelt — äußern ihr Empfinden, daß dem Kind eine gewisse Zeit nach der Geburt jede Stunde und jeder Gedanke der Mutter gewidmet sein solle. Bei diesen Naturen, welchen eine tiefer gehende Weiblichkeit innezuwohnen scheint, zeigt sich denn auch sofort der tragische Zug, der das Problem durchgehends kennzeichnet. Geben diese Frauen ihrem mütterlichen Empfinden nach, so bringen sie das Opfer ihres geistigen Schaffens- und Thatendranges, der unbestreitbar eine elementare Macht sein kann; stellen sie aber ihre geistige Thätigkeit über ihre Mutterpflichten, sa muß auch dieses Opfer tief und schmerzlich empfunden werden. — Aber auch in jenen Fällen, wo der Beruf (Schriftstellerin, Schauspielerin, Sängerin) über die engen Schranken des Familienlebens hinausführt, und das oft als Nothwendigkeit auftretende Verlangen nach dem bedingt, was man wohl „sich ausleben“ heißt, wo dann die Mutterschaft vielleicht als eine nebensächliche Erscheinung in den Beziehungen zum anderen Geschlecht zutage tritt, — auch in diesen Fällen gestaltet sich der Lebensgang von tiefer angelegten Frauen zu einem tragischen, und man meint dann, eine Art Vergeltung zu erblicken, welche die vernachlässigte Mutterschaft an solch heiß- ader leichtblütigen Naturen übt.

Liegt das tragische Moment bei nicht wenigen der geistig hervorragenden Frauen in dem ihrem Wesen innewohnenden Schaffensdrang, der den Konflikt zwischen Mutterschaft und geistiger Arbeit hervorbringt, sa bildet in vielen Fällen doch auch die ökonomische Lage das treibende Moment und die äußere Veranlassung zur Ergreifung eines geistige Arbeit erfordernden Berufes. Hieher gehören Persönlichkeiten, nach deren Leistungen man vielmehr den inneren Drang als wirthschaftliche Erwägungen vermuthen sollte: z. B. George Sand, von der die Verfasserinnen bemerken: „Man sollte annehmen, ein so ursprüngliches Talent wie George Sand ... habe (beim Versuch, die Mittel zum Haushalt zu vergrößern) zunächst zur Feder gegriffen; sie kam indessen hiezu erst, als ihr Bemühen, zu portraitiren und zu malen, sich als wenig einträglich erwies.“ Die Häufigkeit, in welcher die wirthschaftliche Nothlage als treibendes Moment zur geistigen Berufsthätigkeit führt, dünkt den Referenten ein nicht zu übersehendes Moment, und man kann annehmen, daß der innere Schaffensdrang und das hohe Talent nicht immer Hand in Hand gehen. Aber alle die letzterwähnten Fälle bilden den Uebergang zu dem Problem der arbeitenden Proletarierin, die neben ihren Mutterpflichten arbeitet, weil sie muß, und die unter der Last dieser doppelten Verpflichtungen seufzt. Und wenn auch die Arbeit der Proletarier-Mutter das Thema des Buches nicht berührt, so zeigen doch gerade die Aussagen der geistigen Arbeiterinnen aus wirthschaftlicher Noth eine Verwandtschaft mit den dumpfen Gefühlen der ersteren, die nach Befreiung von der Arbeit sich sehnt, um ihrer Mutterschaft ungestörter Rechnung tragen zu können.

Man wird zugeben müssen, daß diese Thatsachen, welche zum Theil sich als Ergebnisse der Untersuchungen der beiden Verfasserinnen darstellen, neue Erkenntnisse nicht aufweisen. In dem letzteren ist wohl auch nicht der Hauptwerth des Buches zu erblicken. Wenn die historische Untersuchung und die Verarbeitung der Enquete ergeben hat, daß die Pflichten der Mutterschaft sich am besten noch bei der schaffenden Kunst und theoretischen Wissenschaft, schlechter bei der angewandten Wissenschaft, dem Essayismus und der Schriftstellerei, am schlechtesten bei der reproduktiven Kunst und der Agitation mit der betreffenden geistigen Berufsthätigkeit vereinigen lassen, so wird an diesem Ergebniß von vornherein Niemand Zweifel gehegt haben. Es ist begreiflich, daß eine Malerin viel eher in ihrem Atelier während der Kunstausübung sich mit ihren Kindern abgeben kann, als eine Schriftstellerin von ihrem Schreibtisch aus, oder daß die Schwangerschaft und Geburt viel tiefgreifender bei der Thätigkeit einer Schauspielerin wirken als bei einer rein wissenschaftlich thätigen Frau. Also nicht in dem, was die Verfasserinnen aus ihrem Stoff geschöpft haben, erblicken wir den Hauptwerth des Buches, als vielmehr in der Art, wie sie das Material, dessen unhandliche Qualität ja oben berührt ist, gemeistert, und in der Thatsache, daß sie nach strengem Maßstab und rückhaltloser Offenheit ihre Resultate kundgegeben haben. Es war keine leichte Aufgabe, aus diesem vielfältigen Wirrwarr ein Buch zu bilden, das derart den Eindruck eines wohlgerundeten Ganzen macht. Ein tiefer Ernst und eine sehr sympathische Anschauung der Grundfragen spricht sich aus; und an manchen Stellen hat die Darstellung einen fast poetischen Schwung.

Zunächst haben die Verfasserinnen zweifellos mit Recht betont, daß „für die geistig und seelisch hochstehende Frau betreffs der Erfüllung der Mutterpflichten nur der Maßstab in Betracht kommen kann, der einer gereiften Einsicht und entwickeltem ethischen Empfinden entspricht“; und ihr Maßstab ist demgemäß sehr streng. Andrerseits berührt es wohlthuend, daß sie auch, wo sie eigentlich verurtheilen, Fehler und Schwächen als entschuldbar und begreiflich zu erklären sich bemühen. Eine bedingungslose Verwerfung erfährt eine in der Frauenbewegung der neuesten Zeit zutage getretene Richtung, welche sich in dem Losungswort „Ein Kind und Arbeit!“ ausdrückt, und welche in dem (zeitweiligen) Zusammenleben mit einem Mann lediglich ein Mittel zum Zweck der Mutterschaft erblickt. „Wir vermögen in der Losung: ein Kind und Arbeit nur einen verhängnißvollen Irrthum zu erkennen“.... Das höchste Ideal der Menschheit ist und wird bleiben die treue, heiße, rastlose Hingabe von Mann und Weib als Grundlage der Mutterschaft.... Aus dem Gesicht des Kindes blickt der Mutter unleugbar der entgegen, der sie zur Mutter gemacht hat — und jede Loslösung ist ein Auflehnen gegen die letzten Gesetze alles Seins, die, indem sie das Kind aus dem Bunde von Mann und Weib werden ließen, diesem Bund seine Weihen liehen und seinen untilgbaren Ewigkeitsstempel ausdrückten.“ (S. 193 ff.)

Die sympathische Mäßigung, welche sich in den Urtheilen der Verfasserinnen hier ausspricht, bedingt auch anderwärts ihre Stellungnahme zu radikalen Tendenzen, die in der modernen Frauenwelt sich geltend gemacht haben. Von den weitgehenden Forderungen des linken Flügels findet sich nur eine einzige vertreten, nämlich das politische Wahlrecht, und wenn man darin auch nicht folgen kann, so wird man doch das Motiv, das die Verfasserinnen hiebei leitete, anerkennen müssen.

Wenn nun das Endresultat des Buches die Erkenntniß bildet, daß „in der Mehrzahl der Berufe zwischen geistigem und künstlerischem Schaffen und dem erfüllten Frauenleben ein Konflikt unvermeidlich ist“ (S. 321), so ist, wie bereits erwähnt, nicht diese Erkenntniß die Hauptsache, sondern die Thatsache, daß sie offen und unumwunden von Frauen ausgesprochen wird und in dieser kaum zu bestreitenden Begründung als ernste Mahnung an die Frauenwelt hinaus in die Oeffentlichkeit gelangt. Darüber, ob „Mutterschaft“ ader „geistige Arbeit“, entscheidet nach Ansicht der Verfasserinnen „der Maßstab des unersetzlichen Kulturwerthes, der an die geistige Arbeit der Mutter angelegt werden muß“, d. h. das Urtheil ist der Nachwelt überlassen. Die Entscheidung im Leben des einzelnen Individuums aber wird und soll immer in dem klaren Bewußtsein von der Nathwendigkeit jenes inneren Konflikts erfolgen. Wo bei einem beruflich thätigen Weibe die Mutterschaft aus physischen oder wirthschaftlichen Gründen außer Betracht bleibt, entfällt der innere Zwiespalt, es entfällt aber auch die höchste Stufe der Entfaltung der Weiblichkeit,

die von den Verfasserinnen mit Recht in der Mutterschaft erblickt wird. Wo aber der innere geistige Schaffensdrang sich ungeachtet vorhandener Mütterlichkeit durchsetzt, wird ihm stets das tragische Moment des inneren Zwiespaltes innewohnen.

Lassen wir zum Schluß den Endzweck des Buches völlig außer Betracht, so wird der Leser auch ohne denselben Manches aus dem Inhalt mit Interesse aufnehmen. Die Art der verarbeiteten Quellen, als intime Selbstäußerungen oder Bemerkungen nahestehender Dritter, gewährt reizvolle Einblicke in das Geistes- und Gemüthsleben der verschiedensten Frauencharaktere: es tönen Saiten, die sonst in der Oeffentlichkeit nicht berührt werden; es eröffnet sich eine Vorstellungswelt, die sonst nicht leicht zugänglich ist. Abgesehen davon hat die Kunst der Verfasserinnen mitunter kurze Charakterbilder entworfen, die an sich schon werthvoll sind. Neben der rührend-sympathischen Gestalt Jenny Linds seien nur George Eliot (Mary-Ann Evans) und George Sand genannt; das Beste sind die Worte über Annette v. Droste (S. 150 ff.): „Immer, wenn wir Annettens gedenken, steigt ein einsames Dünenbild vor uns auf, der weiß-gelbe Sand ist so einförmig, die Vegetation spärlich, ohne Farbenkraft — in weiter Ferne dehnt sich der endlose Meeresstrand. So still ist es, so reglos still! Und doch blickt uns eine Welt voll Größe aus dieser stummen, gluthlosen Landschaft entgegen — und eine Welt wird in uns aufgewühlt."

Alles in allem ein gutes Buch! Es wäre zu wünschen, daß ein ähnlicher Geist auch aus den anderen Frauenschriften zu uns spräche!

Dr. P. Hermann.

## Besprechungen.

**Albert Thumb: Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus.** Straßburg, Trübner 1901. — Wenn sich das vorliegende Werk auch nicht an einen weiteren Kreis von gebildeten Laien wendet, so doch auch nicht an den engeren Kreis der Sprachforscher und Alt-Philologen, wie man nach dem Titel vermuthen könnte. Da vielmehr die Erforschung der griechischen Gemeinsprache auch für den Historiker und Theologen von großer Bedeutung ist, insofern eine enge Fühlung besteht „zwischen Problemen der hellenistischen Sprachgeschichte einerseits und der hellenistischen Literatur- und Kulturgeschichte sowie der Bibelforschung andrerseits," so wird ein orientirender Hinweis auch in einem nicht fachwissenschaftlichen Blatt wohl am Platze sein, umsomehr, als es dem Verf. gelungen ist, soweit es bei dem jetzigen Stande der Forschung möglich ist, ein klares und anziehendes Bild von dieser bis vor kurzem noch von so verschwommenen Vorstellungen beherrschten Periode der griechischen Sprache zu zeichnen. Dazu kommt, daß der neuerdings unternommene, wenn auch noch vielfach mit Mißtrauen aufgenommene Versuch, der griechischen Gemeinsprache eine festere Stellung im Gymnasialunterricht einzuräumen, dem Buche auch ein gewisses aktuelles Interesse gibt.

Es kann sich also hier nur darum handeln, aus dem reichen Inhalt des Werkes alles das herauszuheben, was nicht nur für den Sprachforscher Werth hat und was als feststehendes Ergebniß gelten darf. In dieser Hinsicht wird aus den sechs Kapiteln des Buches besonders anzuführen sein die Definition des Begriffes κοινή (Kap. I) als der gesammten Entwicklung der griechischen Gemein- und Verkehrssprache seit Alexander d. Gr. bis zum Ausgang des Alterthums, d. h. „die gesammte Kulturepoche, in der das Griechenthum zur Weltkultur wurde und war." Höchst lehrreich ist auch das zweite Kapitel, der Untergang der alten Dialekte und das allmähliche Vordringen der κοινή-Formen seit dem 4. Jahrh., das Thumb sehr sinnreich in Form einer graphischen Darstellung auf Grund von sieben Erscheinungen demonstrirt (S. 49). Das dritte Kapitel (über die Reste der alten Dialekte in der κοινή) wird besonders den Altphilologen interessiren, während die beiden folgenden, besonders das fünfte, sich vorwiegend mit der Frage nach dem Wesen der biblischen Gräcität, den angeblichen fremden Einflüssen (Semitismen) auf sie, (S. 120 ff.), dem sog. alexandrinischen Dialekt (S. 170), der „judengriechischen" Mundart und anderen auch für den Theologen wichtigen Fragen auseinandersetzt. Der Literar- und Kulturhistoriker wird in dem letzten Kapitel über Ursprung und Wesen der κοινή reiche Anregung finden, so in dem Abschnitte, der über die literargeschichtliche Bedeutung der „poetischen" und hellenistischen Wörter bei den κοινή-Schriftstellern handelt (S. 224 f.). Auch die ästhetische Beurtheilung der κοινή (S. 249) verdient Beachtung, ganz besonders aber die Darstellung der geschichtlichen Bedingungen zur Entstehung einer allgemeinen Verkehrssprache (S. 233 bis 247). — So bietet Thumbs Buch eine die neuesten Quellen erschöpfende, wissenschaftlich gründliche und doch abgerundete und angenehm lesbare Darstellung der κοινή und ihrer Geschichte, und es wird für deren Erforschung dieselbe Bedeutung gewinnen wie Hatzidakis' Einleitung in die neugriechische Grammatik für das Neugriechische selbst, das natürlich auch in Thumbs Werk seinen gebührenden Antheil erhält. K. D.

**Unter den Frauenthürmen.** Ein Roman aus dem Münchener Leben von **Maximilian Krauß.** Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1901. — Gegen die Bezeichnung als Roman läßt sich hier vielleicht manches einwenden. Denn mit der straffen Führung der Handlung hat es sich der Verfasser nicht allzuschwer gemacht. Die heiße Leidenschaft des Schriftstellers Emanuel Geiger für Leonie, die berückend schöne verführerische Frau des Antiquitätenhändlers Hubmaier, bildet das Hauptmotiv Er liebt sie, er ist von verzehrender Gluth für sie befallen, und er empfindet es gar nicht als Unrecht, wenn er sie besitzen will. Wohl aber erscheint sie ihm niedrig und verächtlich, wenn sie Anderen zulächelt. Leonie ist eine leichtlebige, aber doch nicht oberflächliche Natur. Sie will sich freuen, will das Leben genießen, schreckt aber vor der Sünde zurück. Und schließlich, da sie erkannt, welch vernichtenden Einfluß ihre Koketterie auf Geiger ausgeübt hat, da kommen die guten Seiten ihrer Natur zur Geltung und sie beschließt, von ihrem Manne zu gehen, der sie gewissermaßen nur von den Eltern erkauft hat. An diese Haupthandlung ranken sich eine Reihe von Episoden in den Bierkellern, auf der Redoute, auf Bergtouren u. s. w. Für uns liegt der Hauptwerth des Buches darin, daß es überall das Gepräge der Echtheit, des wirklich Durchlebten hat. Alle Personen, die uns der Verfasser zeigt, sind wirkliche Menschen, und überall athmen wir die unverfälschte Münchener Luft. Die halbbrüchigen Existenzen, mit denen der Held viel verkehrt, der blasirte Mediziner Croning, der enthusiastische, an seinen äußeren Mitteln scheiternde Zippelmann, der Maler Lauth, der nie die richtigen „Töne" finden kann, sie alle muthen uns wie Bekannte an, die wir schon einmal getroffen haben. Erschütternd wirkt die Episode der Kellnerin Marie, die den Studenten Naumann unterhält und an seiner Treulosigkeit zugrunde geht. Solcher Verhältnisse gibts manche im Leben, so niedrig und verächtlich ist schon manchmal an den opferwilligen Seelen gehandelt worden! Ergreifend ist auch das Erlebniß des kleinen Zippelmann, der einmal in Berlin am Ziel seiner Wünsche vor dem Deutschen Theater gewesen und von den Pforten des Paradieses fort muß, um gerade noch keuchend zur Bahn kommen zu können. Auch der Absturz Cronings und Schwabels ist knapp und wirksam dargestellt, und zeigt den Höhenkenner. — Das Buch ist Hermann Lingg „in dankbarer Verehrung" gewidmet und in ihm ist wohl der Meister dargestellt, der „sich immer bereit zeigte, dem Schwankenden, unsicher Tappenden, wenn er es nur ernstlich mit seiner Kunst trieb und wenn er wirklich ein Talent war, zu führen, aufzumuntern und zu fördern", von dem uns das 14. Kapitel erzählt. Es ist eine Art von Beichte, die der Verfasser da ablegt, wenn er berichtet, wie der greise Dichter ihm den Kopf zurecht setzt. Das Buch bringt Selbstgedachtes. Was man selbst erlebt, geschaut, gedacht hat, das „trägt mit wenig Kunst sich selber vor". S. S.

## Mittheilungen und Nachrichten.

* **Eine neue Bibliothek in Paris.** — Zu den in Paris bereits vorhandenen drei medizinischen Museen, die die Namen Dupuytren-, Orfila- und Broca-Museum führen, wird sich, wie das „Buchhändler-Börsenblatt" berichtet, demnächst ein viertes gesellen, ein geschichtliches Museum der Medizin, dessen Hauptbestandtheil, neben den chirurgischen

Instrumenten und medizinischen Apparaten, eine Bibliothek bilden soll. Das neue Museum wird in den weiten Räumlichkeiten der ehemaligen Bibliothek der medizinischen Fakultät errichtet und verdankt seine Entstehung der Initiative des Altmeisters der französischen Medizin, Brouardel, der die Organisation im einzelnen dem Dr. Cabanès anvertraut hat, dem bekannten und verdienten Verfasser höchst merkwürdiger, für den Fachmann und den Laien gleich interessanter Werke, wie das „Cabinet secret de l'histoire", die „Curiosités de la médecine". Dr. Cabanès wird alle Bücher zu vereinigen suchen, die entweder auf die Geschichte der Medizin oder auf die Rolle Bezug haben, die die Medizin in der Geschichte gespielt hat, ferner alte, seltene Werke von hohem Preise, alte und neue Dissertationen später berühmt gewordener Aerzte 2c. Den Kern der neuen Bibliothek werden Bücher der gegen 100,000 Bände zählenden Fakultätsbibliothek bilden, vor allem die berühmten, von der Fakultät in Eisenschränken sorgsam verwahrten „Commentaires". Außerdem rechnet man auf Schenkungen und Legate von Privaten. Dr. Cabanès selbst wird der Bibliothek viele werthvolle Geschenke machen, so das „Journal de Jean Héroard sur l'enfance et la jeunesse de Louis XIII", das „Journal de la santé de Louis XIV." von Le Roy, die „Galerie médicale" von Raspail, die „Relation de la mort du duc de Berry" von Dupuytren, das Edikt Ludwigs XIV., das die Magier und Wahrsager aus dem Königreich verbannt, 2c. Auch Manuskripte berühmter Mediziner, seltene Autographen und Dokumente verschiedener Art, wie Rezepte für die königlichen Patienten, sowie Gemälde und Zeichnungen, namentlich Portraits bedeutender Professoren und Aerzte, sollen in der Bibliothek Aufnahme finden. Unter den Autographen werden solche von Héroard, Leibarzt Ludwigs XIII., und Pichault de la Martinière, Leibarzt Ludwigs XIV., figuriren, deßgleichen eine für die Marquise von Pompadour kurz vor ihrem Tode redigirte Konsultation, alles Dokumente, die dem Besitze des Dr. Cabanès entstammen. Besonderes Interesse werden auch die Karikaturen und Zeichnungen von der Hand des berühmten Charcot und Croquis des Karikaturenzeichners Daumier, Scenen aus dem ärztlichen Leben darstellend, erregen. Das Museum wird einen Saal enthalten, der für Vorträge französischer und ausländischer Gelehrten bestimmt ist. Nicht bloß auf die Männer vom Fach, sondern auch auf das große Publikum und auf die Liebhaber merkwürdiger Bücher wird das künftige Musée rétrospectif de la médecine, das im Monat Februar oder März des kommenden Jahres eröffnet werden soll, eine große Anziehungskraft ausüben.

* Das bisher im ganzen nur wenig erkundete Innere Nowaja Semljas wird in diesem Sommer von mehreren arktischen Expeditionen besucht werden. Außer dem Russen Makarow, der eine genaue Kartirung der Küstenfjorde an Bord seines „Jermak" auszuführen gedenkt und bei dieser Gelegenheit verschiedene Ausflüge in das Innere plant, hat sich dem „Globus" zufolge auch eine Anzahl schwedischer Fachgelehrten zur Durchforschung der arktischen Inselgruppe gerüstet. Die Leitung dieser Expedition hat der Lic. phil. Otto Ekstam übernommen. Ihre besonderen Aufgaben liegen auf phytogeographischem und geologischem Gebiete. Interessante Anhaltspunkte hofft man auch über den Einfluß der hochnordischen Zugvogelwanderungen auf die Ausbreitung gewisser Pflanzengruppen in arktischen Gebieten zu gewinnen. Die Abfahrt der Expedition erfolgt über Tromsö nach Archangel, wo sie sich an Bord eines russischen Fahrzeuges nach Matotschkinschar einschiffen wird. Sodann wird sie nach Maßgabe der Eisverhältnisse an der karischen Küste entlang nordwärts vorzudringen versuchen.

* **München.** Hr. Giovanni Ossanna, Oberingenieur der Firma Siemens u. Halske (A.-G. Wienerwerk), wurde als ordentlicher Professor der Elektrotechnik an die hiesige Technische Hochschule berufen.

* **Zweibrücken.** Am 12. d. M. vollendet der hier lebende Nestor der bayerischen Gymnasiallehrer, Studienlehrer a. D. Philipp Krafft, sein neunzigstes Lebensjahr.

* **Halle.** Dr. Max Ihm, Privatdozent für klassische Philologie an der hiesigen Universität, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Berlin.** Dem Kustos am Zoologischen Institut der hiesigen Universität, Prof. Dr. Czeschka, Edlen v. Mährenthal, ist eine wissenschaftliche Beamtenstelle bei der kgl. Akademie der Wissenschaften übertragen worden. — Der Roman- und Novellenschriftsteller Robert Schweichel begeht heute, den 12. Juli, seinen achtzigsten Geburtstag.

* **Aus Holland.** Dem Direktor der Allgemeinen deutschen Schule in Antwerpen, Dr. J. P. Müller, ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

* **Aus Rußland.** In der Nähe von Tomsk starb, wie man der „Frkf. Ztg." mittheilt, am 25. Juni der ordentliche Professor für Chirurgie an der dortigen Universität E. G. Ssalischtschew im Alter von 50 Jahren.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. (Jahresbericht vom 1. Okt. 1899 bis 30. Sept. 1900.) 's Gravenhage 1900. — Dr. J. W. und G. Holle: Geschichte der Stadt Bayreuth. Bayreuth, Seligsberg 1901. — E. Bandiß-Merey: Geträumtes und Erdachtes. Prag, Neugebauer 1901. — E. Karlweis: Martins Ehe. Novelle in Briefen. Wiener Verlag 1901. — O. Mirabeau: Tagebuch einer Kammerjungfer. Roman. Ebd. 1901. — Dr. V. Thumser: Erziehung und Unterricht. Leipzig und Wien, Deuticke 1901. — Festschrift der Universität Erlangen zum 80. Geburtstag des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern. 5 Bände. Erlangen und Leipzig. — Dr. A. Bliedner: Goethe und die Urpflanze. Frankfurt a. M., Litt. Anstalt 1901. — Prof. Dr. C. Hilty: Für schlaflose Nächte. Frauenfeld und Leipzig, Huber 1901. — Griebens Reisebücher. Bd. 42: Marienbad. — Do., Bd. 43: Karlsbad. — Bd. 44: Teplitz. Berlin, Goldschmidt 1901. — E. Fuchs und H. Kramer: Die Karikatur der europäischen Völker. Heft 4—6. Berlin, A. Hofmann u. Co. — *A. de Gubernatis:* Su le orme di Dante. Roma 1901. — H. v. Poschinger: Gottfried Kinkels sechsmonatige Haft im Zuchthause zu Naugard. Hamburg, Richter 1901. — O. Freyialdt: Die dissiporische Arbeitsmethode zur Behandlung flüssiger und gasförmiger Massen im Großbetriebe. Berlin, Friedländer u. Sohn 1901. — Dr. W. Bruck: Die Einführung der Zahnpflege in Heer und Marine. Breslau, Schottländer 1901.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Jahrgang 1901. München, Samstag, 13. Juli. Nummer 158.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

### Uebersicht.



## Max v. Seydel.

Sonnenlicht und Frühlingsglanz flutheten vom hohen Isarufer herüber in das stille Heim, frohe Hoffnung leuchtete wieder auf in den klaren Augen des schwer leidenden Mannes, dessen Seele noch einmal erquickend die Morgenschönheit durchträumte. Mit der sinkenden Sonne neigte sich sein Haupt und inmitten all des aufblühenden Lebens war ein reicher, starker Geist zerstört: Max v. Seydel hatte ausgerungen.

Kurz währte sein Schaffen in voller Kraft: früh zum Manne gereift, war Seydel mit 26 Jahren als muthiger, reichbewehrter Kämpfer in die Arena hinausgetreten — ein scharfer Denker und ein schönheitsbegeisterter Dichter zugleich —, schon 22 Jahre später, auf der Höhe der Manneskraft, hemmte das Geschick seinen hohen Flug. Und doch welch eine Fülle hervorragender Werke, welch mächtige, tiefe Wirkung seiner Gedanken und Lieder, welch ein Zauber seiner harmonischen, edlen Persönlichkeit! Der jugendliche Sänger hellenischer Schönheit und Lebensfreude blieb kein elegischer Träumer, er stellte die glänzenden Gaben seines Geistes, der an entschwundener Herrlichkeit sich erlabte und stärkte, voll in den Dienst der Gegenwart, um in ihren Aufgaben seinen idealen Sinn zu bethätigen.

> Nicht im Vergang'nen strahlt der Menschheit Licht,
> Von dem wir weg in irren Bahnen streben!
> Vor dir das Ziel und vor dir liegt das Leben,
> Die Zukunft suche bei den Vätern nicht!
>
> Dein ist die Kraft und dein ist auch die Pflicht,
> Auf hohen Bahnen aufwärts dich zu heben,
> Und breiten Flügelschlags emporzuschweben
> Mit sonnenwärts gewendetem Gesicht.

Eine seltene Vereinigung tiefer klassischer Bildung und künstlerischen Empfindens, weichen, reinen Gemüthes, und scharfen Verstandes, ein starker, lauterer Charakter waren die Grundlagen für all sein Wirken, eine rastlose Energie, eine unversiegliche Schaffensfreude befähigten Seydel zu ganz außerordentlichen wissenschaftlichen Leistungen. —

Max v. Seydel war am 7. September 1846 in Germersheim geboren als Sohn des Majors und Festungsdirektors, späteren Generalmajors Wilh. v. Seydel und seiner ihren einzigen Sohn überlebenden Gattin Therese Schilcher. In München hatte Seydel im Jahre 1864 das Ludwigsgymnasium absolvirt, mit größerer Begeisterung als alle Anderen hatte er sich in die antike Kultur versenkt, seine dichterische Begabung, der hochentwickelte Sinn für edle Form und reine Gestaltung, die rasche Auffassung fremder Sprachen zeichneten den Schüler in außergewöhnlichem Maße aus. In München, wo Dr. v. Pözl bayerisches Verfassungsrecht lehrte, und in Würzburg widmete sich Seydel dem juristischen Studium und trat im Herbste 1868 in den Vorbereitungsdienst für den bayerischen Staatsdienst ein. Im folgenden Jahre promovirte er in Würzburg, seine gründliche zivilistische Schulung beweisend, auf Grund seiner Dissertation „Die gemeinrechtliche Lehre vom makedonischen Senatsbeschluß“. Zwei Jahre später errang Seydel im juristischen Staatskonkurs glänzenden Erfolg, im März 1873 berief Minister v. Lutz den Regierungsaccessisten Seydel in das Kultusministerium, wo er im folgenden Jahre zum Bezirksamtsassessor vorrückte. 1878 erfolgte seine Beförderung zum Regierungsassessor bei der Kreisregierung von Oberbayern, von welcher ihn Minister v. Pfeufer im Oktober 1879 in das Ministerium des Innern berief. Zugleich ward ihm die Leitung des kgl. Statistischen Bureaus übertragen.

Als v. Pözl im Jahre 1881 starb, wurde Regierungsrath Seydel allgemein als der geeignetste Mann für den erledigten Lehrstuhl des Staatsrechtes an der Münchener Universität bezeichnet; denn seine staatsrechtlichen Schriften hatten längst seine hervorragende wissenschaftliche Begabung dargethan, so daß schon im Jahre 1876 von Dorpat der Ruf zur Uebernahme einer Professur an ihn ergangen war. Er selbst sehnte sich nach freier allseitiger Entfaltung seiner reichen Fähigkeiten, wenngleich er annehmen konnte, daß ihm in der Beamtenlaufbahn die höchsten Staatsämter dereinst nicht verschlossen sein würden.

Zwei Jahre nach seiner Berufung zum Ordinarius für Staats- und Verwaltungsrecht verehelichte sich Seydel mit Johanna Zoeller, Tochter des Medizinalrathes und Krankenhausdirektors Zoeller in Frankenthal; er fand volles inniges Glück in diesem Bunde, treueste Hülfe und Trost während der traurigen Jahre schweren Entsagens und Leidens. —

Seydel ist mit vollstem Rechte als einer der ersten Meister der Staatsrechtswissenschaft anerkannt gewesen; nicht allein die mächtige Fülle juristischer Arbeit [1]) und die zwingende Gewalt seiner positiv-rechtlichen Darlegungen, sondern vor allem „die völlig eigenartige Betrachtung der Grundelemente des öffentlichen Rechtes,

[1]) Ein vollständiges, für weitere Kreise hochinteressantes Verzeichniß der von Seydel veröffentlichten wissenschaftlichen Arbeiten hat Hr. Oberregierungsrath im kgl. Staatsministerium des Innern Karl Krazeisen in den „Blättern für administrative Praxis“ Bd. LI S. 217—268 herausgegeben und mit Recht hervorgehoben, die erstaunlich große Zahl der Schriften Seydels werde nicht nur die Fernerstehenden, sondern selbst diejenigen überraschen, die Gelegenheit und Anlaß hatten, seine intensive Geistesarbeit beständig zu verfolgen.

die krystallene Klarheit der in scharfen und bestimmten Umrissen dargestellten Gedanken und insbesondere die methodische Richtung" (Rossi) hoben ihn weit heraus aus den Vertretern seines Faches. Seydel ward ein bahnbrechender Führer auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes durch die vernichtende Kritik veralteter Schulbegriffe, noch mehr durch die streng logische Entwicklung seiner Gedanken, durch die in praktischer Thätigkeit gefestigte, realistische Erfassung der Grundfragen seiner Wissenschaft. Darum hat Paul Laband, Seydels hochstehender Gegner auf manchem Gebiet, sagen dürfen, die Wissenschaft des deutschen Staatsrechts habe mit Seydels Tod einen unersetzlichen Verlust erlitten.

Im Jahre 1872 hatte Seydel in der Tübinger Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft seine staatsrechtliche Erstlingsarbeit: „Der Bundesstaatsbegriff" veröffentlicht, ihr folgten im Jahre 1873 „Die Grundzüge einer allgemeinen Staatslehre" und der „Kommentar zur Verfassungsurkunde des Deutschen Reiches."

Ist, wie Ignaz v. Döllinger sagte, der wissenschaftliche Geist der fein ausgebildete, zugleich auf Reinheit des Willens und auf Schärfe der Intelligenz beruhende Wahrheitssinn, die schwere Kunst, mit völliger Ueberlegenheit, ja mit Selbstverleugnung, mit Fernhaltung vorgefaßter Meinungen, Systeme oder Wünsche, die Phänomene der Thatsachen möglichst adäquat zu erklären und darzustellen, so hatte schon damals Seydel unwiderleglich dargethan, daß dieser Geist sein Schaffen voll beherrschte.

Gegenüber den vergeblichen Versuchen, den überkommenen Begriff des Bundesstaates auf das neugegründete Deutsche Reich anzuwenden, bezeichnete der junge Schriftsteller es für nothwendig, zunächst den Begriff des Staates und der Staatshoheit zu untersuchen, denn da der Bundesstaat nach Tocqueville-Waitz'scher Lehre ein Staat sein sollte, so müsse sich die wissenschaftliche Berechtigung dieses Begriffes daran erproben, daß das, was man als Wesen des Bundesstaates anführe, als mit dem Wesen des Staates vereinbar sich darstelle. Seine scharfen Angriffe richteten sich gegen die Annahme der Theilbarkeit der Souveränität und es gelang ihm, in Uebereinstimmung mit den Darlegungen des amerikanischen Staatsmannes Calhoun, der Auffassung, daß der Begriff der Souveränität logisch das Merkmal der Unbeschränktheit und daher das Merkmal der Untheilbarkeit einschließe, wieder allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Die Souveränität aber bezeichnete Seydel als wesentliches Merkmal des Staates, den er als die Vereinigung der Menschen eines Landes unter einer höchsten Gewalt definirte. Hieraus ergaben sich in unangreifbar logischem Schlusse die Verwerfung des Rechtsbegriffes jenes Oberstaates oder Gesammtstaates und weiterhin der Satz, daß nur Staatenverbände vertragsmäßiger Natur und Einheitsstaaten mit mehr oder minder durchgeführter Dezentralisirung möglich sind. Der Sitz der Souveränität müsse nämlich entweder im ganzen oder in den Gliedern sein; sei ersteres der Fall, dann sei das Ganze ein Staat und die Glieder, mögen sie auch Staaten heißen, abhängige Provinzen oder Gemeindeverbände; sei letzteres der Fall, dann seien die Glieder die Staaten und das Ganze ein von ihnen gebildeter Bund. Da Seydel dem Deutschen Reiche nach Maßgabe seiner Verfassung den Charakter eines Einheitsstaates nicht zuzuerkennen vermochte, so mußte er von dieser scharfsinnig entwickelten Grundauffassung aus dazu kommen, das Reich als eine völkerrechtliche Vereinigung souveräner Staaten zu erklären. Das auszeichnende Merkmal dieses Bundes und die staatsrechtliche Festigung desselben erblickt er darin, daß die Bundesverfassung Bestandtheil der Staatsverfassungen der verbündeten Staaten sei.

Das Ergebniß dieser Darlegungen war für Seydel persönlich nicht angenehm. Aus politischen Kreisen ward er geradezu des Hochverraths an dem neu errungenen „deutschen Staat" geziehen, von wissenschaftlicher Seite war der Vorwurf der Oberflächlichkeit der geringste gewesen. Letzterer Tadel wog leicht, Seydel wartete gelassen auf eine objektive Erörterung und eine unbefangene Prüfung darüber, ob seine Darlegung logisch richtig oder haltlos sei. Die Bezeichnung als „Reichsfeind, Sezessionist u. s. w. verletzte ihn tiefer; mit den Aufsätzen „Der Bundesgedanke und der Staatsgedanke" (1874) und „Die neueste Gestaltung des Bundesstaatsbegriffes" (1876) kennzeichnete er nochmals seine Stellung, unbeirrt und unerschüttert die Forderung verkündend, daß die wissenschaftliche Thätigkeit, die Unterstellung der thatsächlichen Erscheinungen unter den zutreffenden Begriff unabhängig bleiben müsse von jeder Parteistellung, daß die Logik nicht zurücktreten könne vor politischen Spekulationen und Leidenschaften. Gerade weil Seydel ein überzeugter, treuer Anhänger des Deutschen Reiches gewesen ist, hob er in diesen Vertheidigungsschriften aufs neue hervor, daß durch seine Theorie das Reich und sein Bestand die denkbar stärkste staatsrechtliche Sicherung erhalte, weil hienach für die Verbündeten jeder Bruch der Reichsverfassung nicht die Verletzung eines fremden Staatsgesetzes, sondern den Bruch der eigenen Landesverfassung, einen Akt politischer Selbstvernichtung bedeute. Insbesondere hat Seydel jederzeit — auch noch vor kurzem — gegenüber politischen Verdächtigungen darauf hingewiesen, daß er niemals die amerikanische Nullifikations- und Sezessionslehre auf das deutsche Reichsrecht übertragen habe, weil er diese Folgerungen der sogenannten Staatenrechtsdoktrin nach der deutschen Reichsverfassung für vollkommen ausgeschlossen hielt. — Als sein entschiedener Gegner Hänel sich dem Seydel'schen Hauptlehrsatze unumwunden angeschlossen und auch Laband die Kritik der Waitz'schen Lehre rückhaltlos als zutreffend anerkannt hatte, verstummten allmählich die heftigen Angriffe und wissenschaftliche Prüfung trat an ihre Stelle.

In zahlreichen Abhandlungen über einzelne Fragen des Reichsrechtes und insbesondere in seinem Kommentar zur Reichsverfassung, der (1897 in zweiter Auflage erschienen) „durch die Reichhaltigkeit seines Inhaltes und die logische Geschlossenheit und Konsequenz seiner Ausführungen" alle anderen Werke dieser Art weit überragt, entwickelte er ausführlich seine Grundanschauung, deren Richtigkeit im einzelnen erprobend und die Kritik seiner Gegner in objektivster Weise abwägend. Seine Absicht, noch eine systematische Darstellung des Reichsstaatsrechtes herauszugeben, hat leider das traurige Siechthum verhindert; die letzte Arbeit auf diesem Felde ist das meisterhaft geschriebene Gutachten zugunsten der landesgesetzlichen Regelung der lippischen Thronfolgeordnung gewesen, das — in wenigen Stunden diktirt — als Muster wissenschaftlicher Kritik gelten kann. Die Schlußsätze dieses Gutachtens, dessen volle Wirkung nur durch die Verhältnisse gehindert wurde, sind so charakteristisch für Seydels mannichfach verkannte Stellung, daß sie hier wiedergegeben werden dürfen. Sie lauten:

„Seitdem unsre deutsche Verfassung besteht, sucht in der staatsrechtlichen Literatur wie im politischen Leben eine Richtung Geltung zu erlangen, die es unternimmt, unser Verfassungsrecht im unitarischen Sinne zu denaturiren, und die bestrebt ist, dem weisen Werke staatsmän-

nischer Besonnenheit den doktrinären Geist einzugießen, der im Jahre 1849 zu solchen Mißerfolgen geführt hat. Ich sehe in dieser Richtung, um mit den Worten Preußens zu reden, eine dringende Gefahr für die neugeborene Einheit Deutschlands und aus dieser patriotischen Besorgniß, nicht, wie man mir gewöhnlich nachsagt, aus Partikularismus, trete ich derselben mit aller Schärfe entgegen."

Seydels Monumentalwerk ist die Darstellung des bayerischen Staatsrechtes, welche in erster Auflage in sechs Bänden (1884—1893), in zweiter Auflage schon in den Jahren 1896/97 in drei Bänden erschien. Die bayerische Regierung hatte Seydel die Akten der Ministerien und des Staatsrathes in rühmenswerther Weise zur freien Verwerthung überlassen. Aus diesem reichen Material hat Seydel mit staunenswerther Beherrschung des ungeheueren Stoffes, mit unendlichem Fleiße, mit nie versagendem durchdringenden Scharfsinn eine glänzende, streng methodische Darlegung der leitenden Grundsätze wie der Einzelheiten des bayerischen Verfassungs- und Verwaltungsrechtes geschaffen und den unbestrittenen Ruhm errungen, daß sein Werk nach Form und Inhalt weitaus den ersten Rang unter allen Bearbeitungen deutscher Landesstaatsrechte einnimmt. Diese bisher unerreichte Leistung erstreckt ihre Wirkung naturgemäß nicht allein auf die Rechtsentwicklung Bayerns; denn da Süddeutschland und insbesondere Bayern in der Entwickelung des Verfassungs- und des Rechtsstaates dem Norden weit vorangeeilt ist, so beeinflußt Seydels wissenschaftliche Klarstellung der Entstehung und Bedeutung dieses Rechtes in reichstem Maße jede wissenschaftliche Behandlung und die Ausgestaltung des Verfassungsrechtes in Deutschland überhaupt.

Ueberaus fesselnd geschriebene historische Ausführungen bilden die Grundlage der Betrachtung des geltenden Rechtes; namentlich die Lehre von der Natur der Herrschergewalt, von der Stellung der Volksvertretung, vom Staatsdienste, von der Zwangsenteignung, von der Polizei- und Selbstverwaltung, das Militär- und Gewerberecht, das Recht der Glaubensgesellschaften hat Seydel mit dem vollen Rüstzeug seiner unbeirrbaren Logik, der Fülle seines Wissens und in gewissenhaftester Berücksichtigung aller Einzelheiten gefördert und erschöpfend dargestellt. Wie tief sinken daneben die inhaltlosen Kapitel des Pözl'schen Staatsrechtes, Rönnes geistesarme Zusammenstellung des preußischen Rechtes! Seydels Arbeit ist nach jeder Richtung eine volle Neuschöpfung geworden. Mit Vorliebe widmete sich Seydel der Durcharbeitung des Verwaltungsrechtes, zumal gerade damals die gesetzliche Regelung der Verwaltungsrechtsprechung und die Errichtung des Verwaltungsgerichtshofes die Bedeutung wissenschaftlicher Erforschung und Darstellung dieses Rechtszweiges zur vollen Geltung brachten. Seydel erkannte gerne das hohe Verdienst dieses Gerichtshofes an, seine Rechtsprechung von allen älteren Ueberlieferungen, die die kritische Probe nicht bestanden, unabhängig gemacht und Ordnung in das Wirrsal gebracht zu haben. Dankbar begrüßte er die reichen Anregungen, welche ihm in den gediegenen juristischen Erörterungen entgegentraten, ohne indessen darauf zu verzichten, in zahlreichen Fällen freimüthig durch wissenschaftliche Kritik auf eine Aenderung der Rechtsprechung hinzuwirken. Nicht aus Gelehrtenhochmuth — den kannte Seydel nicht: was ihm als wahr und recht erschien, wollte er zur Geltung gebracht sehen; es war ihm eine Freude, sich mit einem ritterlichen, bedeutenden Gegner sachlich auseinander zu setzen. Bequemes Stillschweigen widersprach seiner Natur. In dem offenen, sachlichen Meinungsaustausche suchte er die strenge Probe für die Richtigkeit der eigenen Meinung, erkannte Irrthümer hat Seydel jederzeit eingestanden und jeden Fortschritt über die eigene Leistung hinaus bereitwillig anerkannt.

Seiner Arbeit ward reicher Erfolg; denn selten hat ein wissenschaftliches Werk von so überragender theoretischer Bedeutung die unmittelbare allgemeinste Verwerthung in der Praxis gefunden; Regierung, Parlament und Behörden anerkannten bei allen wichtigen staatsrechtlichen Vorgängen und Entscheidungen die zwingende Macht dieses außerordentlichen Geistes in einem Umfange, wie es vordem keinem Lehrer des öffentlichen Rechtes begegnet war.

Vor allem war es Seydels eigenartige Methode, die realistische, nüchterne Erfassung der Probleme, die starke Ausprägung seiner Persönlichkeit in der Darstellung, welche ihn vor anderen Juristen und Gelehrten auszeichneten. Scharfe Fixirung der Rechtsbegriffe und besonnene logische Schlußfolgerung waren nach seiner Meinung werthvoller als die überkommene Freude an nebelhaften Formen und vieldeutigen Bildern, philosophischen Betrachtungen und geschichtlichen Erinnerungen. Er wollte mit den Ueberbleibseln jener Zeit aufräumen, wo man die allgemein juristische Methode nicht recht als anwendbar auf das Staatsrecht hielt und politische Erörterungen an Stelle rechtswissenschaftlicher Behandlung treten ließ. Ein Kampfruf aus jungen Jahren, die Einleitung zu den „Grundzügen der allgemeinen Staatslehre" (1873), ist auch auf der Höhe seines Schaffens sein Kennzeichen geblieben: „Auf der ganzen Linie menschlicher Wissenschaft dringt stetig und machtvoll eine realistische Auffassung vorwärts. — Indem die Wissenschaft Hülle um Hülle von dem Bilde der Wahrheit abreißt, handelt sie nicht frevelnd oder übermüthig, sondern folgt ihrem erhabensten Berufe. Rücksichtsloses Erkennen und rücksichtsloses Verkündigen des Wahren ist ihr Endzweck und deßhalb ist für sie der höchste Realismus zugleich der höchste Idealismus." — Daher die Verwerfung von Fiktionen und selbständig gewordenen abstrakten Begriffen, das Festhalten an dem Grundsatze, daß Träger der Herrschaft nur physische Personen vermöge der physischen, individuellen Natur des Herrscherwillens sein könnten, nicht aber die sogenannte Staatspersönlichkeit, ein Gebilde der Phantasie, die Vermeidung bequemer Parallelismen und inhaltloser Formeln.

Die unerschöpfliche Fülle staatsrechtlicher Belehrung, welche aus seinen Werken fließt, die darin geoffenbarte eigenartige Geistesrichtung erklären nicht voll den weittragenden Erfolg, es kam dazu der Zauber einer überaus seltenen, künstlerischen Form, der jeden Leser unwiderstehlich fesselte. Aus seiner dichterischen Veranlagung, aus der Freude an Schönheit und Formenstrenge, aus der seltenen Fähigkeit, rasch und mühelos reich zuströmende Gedanken klar auszusprechen, aus dem bis in die letzten Tage fortgesetzten Verkehr mit der Geisteswelt der antiken Klassiker entsprang die Vollendung seines Stiles; zu der großen Zahl scharf ausgeprägter Sentenzen, welche seine Werke schmücken, gesellt sich ungesucht manch humorvolles, erfrischendes Wort, das die Unrichtigkeit einer anderen Meinung prächtig beleuchtet.

Aus der Menge der rechtswissenschaftlichen Arbeiten können hier nur noch einige benannt werden: das Gewerbepolizeirecht (1878 und 1881), die erste wissen-

schaftliche und systematische Bearbeitung der Gewerbeordnung, die Grundrisse zu Seydels Vorlesungen, die Darstellung des bayerischen Staatsrechtes in dem von H. v. Marquardsen angelegten Handbuche des öffentlichen Rechtes (seit 1892 war Seydel Mitherausgeber), staatsrechtliche und politische Abhandlungen (1893), Vorträge aus dem allgemeinen Staatsrechte (1898 bis 1900), die von Professor Rossi (Bologna) in das Italienische übertragen worden sind; dazu kommen die zahlreichen Abhandlungen in den Annalen des Deutschen Reiches, in den Blättern für administrative Praxis, in der Kritischen Vierteljahrschrift der Münchener Juristenfakultät, für welche Zeitschriften er überdies auch als Herausgeber thätig war.

Mit dieser außerordentlichen schriftstellerischen Thätigkeit neben dem anstrengenden Lehrberufe war seine Arbeitsfreude noch nicht erschöpft. Wenn er auch nicht aktiv politisch thätig geworden ist, so verfolgte er doch mit lebhaftestem Interesse den Gang des öffentlichen Lebens und gab mit Freimuth und unbeugsamer Festigkeit seine wissenschaftliche Ueberzeugung in der Presse kund, wenn er eine gefahrdrohende Verletzung verfassungsmäßiger Grundsätze, eine Verschiebung der Schranken zwischen Krone und Volksvertretung oder eine Verletzung bundesstaatlicher Rechte im Verbande des Reiches wahrzunehmen glaubte. Die Grenzmarken der öffentlichen Gewalten wollte er nicht in Vergessenheit gerathen lassen, er hat sich stets dagegen gewehrt, daß „gerade das, was den Vorzug und den Segen der monarchischen Regierungsform bildet, die vom Parteigetriebe unerschütterte Stetigkeit der Regierung, durch Eingriffe der Volksvertretung in den Gang der Verwaltung gestört werde.“ Er hat es dabei wohl empfinden müssen, daß der Kampf gegen die übliche Art politischer Mythenbildung im Staatsrechte weder leicht noch dankbar ist, denn nicht immer entspricht das Recht politischen Wünschen und Begehrlichkeiten. Die Unabhängigkeit Seydels nach allen Seiten, die Lauterkeit seiner Absicht, seine echte Vaterlandsliebe, sein überragendes Wissen und sein klar schauender politischer Blick sicherten seinen publizistischen Darlegungen stets volle, weitgehende Beachtung, sie konnten nicht einfach übersehen werden, umsoweniger, als er, solange nicht die naturgemäß zunehmende Verbitterung infolge des schweren, entsagungsreichen Leidens wirksam war, bei aller Straffheit der Gedanken und Form jede verletzende Schärfe der Ausdrucksweise zu vermeiden pflegte.

Er hat nur unerschrocken und tapfer, als Lehrer wie als Schriftsteller, das stets gethan, was sein hoher Geist als berufliche und patriotische Pflicht erkannte, nämlich die gefestigte Ueberzeugung auszusprechen, unbekümmert um Lob oder Tadel, gedenkend seines jugendlichen Dichtergrußes an den stolzen Aar in sonniger Höh':

Laß dich die einsame Bahn nicht reu'n,
Starkmüthiger Herrscher der Lüfte,
Laß sie im Dunstkreis unten sich müh'n,
Strebe weiter der Sonne zu.

Die reichsten Gaben des Verstandes waren in Seydel mit tiefer, seelischer Empfindung, mit leidenschaftlichem Sehnen nach reinem Genießen der Schönheit in Natur und Kunst, mit fortreißender Begeisterung für alles Hohe und Edle, mit heißem Hasse gegen alles Niedrige und Gemeine vereinigt. Felix Dahn hat hier [1]) vor Jahresfrist Seydel als Dichter begrüßt — wer dem Gelehrten und Forscher nicht näher getreten ist, wird in seinen Liedern [2]) den schönheitsfreudigen, stolzen und hochgemuthen Menschen kennen und lieben lernen. Tiefer Ernst und erschütternde Schwermuth, innige Liebe zu seiner Gattin und unstillbare Sehnsucht nach der sonnigen Welt von Hellas und Rom sind die Grundtöne seiner Lyrik, klassisch vollendete Form das Spiegelbild seiner harmonischen Seele.

Im geselligen Kreise ein geistsprühender Genosse, ein verständnißvoller Freund edler Musik, ein fröhlicher, unermüdlicher Wanderer in den Gefilden seines geliebten Heimathlandes, ein träumender Sänger im sonnigen Süden: und dann — mit furchtbarer unaufhaltsamer Gewalt eine allmähliche Zertrümmerung der blühenden Manneskraft, eine schmerzensreiche Entsagung und Vereinsamung, die nicht recht der Treue entsprach, welche er selbst seinen Freunden stets rückhaltlos gehalten, das allmähliche Aufsteigen der Erkenntniß, daß er ausscheiden müsse aus dem Kampf der Geister, in deren vordersten Reihen er stets gestanden!

Sein Gedächtniß lebt unter uns fort als eines seltenen, edelgesinnten, deutschen Mannes, eines freimüthigen Bekenners seiner Ueberzeugung, als eines rastlosen, scharfsinnigen Forschers und hochstehenden Meisters seiner Wissenschaft!

München. Dr. Josef Graßmann.

---

## Neue Erwerbungen der kgl. bayerischen naturwissenschaftlichen Staatssammlungen.

Von Dr. F. Doflein, Kustos der zoologischen Sammlung.

Das steigende Interesse, welches sich in Deutschland für unsre überseeischen Beziehungen entwickelt hat, kommt der Wissenschaft in manchen Hinsichten zugute. Immer mehr Kaufleute, Touristen, Aerzte, Forschungsreisende ziehen in unsre Kolonien und die fernen Länder, welche durch den Welthandel in nahe Beziehungen zu uns gebracht wurden, und auch bei den in der Heimath bleibenden Gebildeten aller Stände sieht man das Interesse für die Naturgeschichte ferner Länder und Hand in Hand damit für die Naturwissenschaft im allgemeinen wachsen. Das kommt den Museen der Heimath sehr zugute; und während in den letzten Jahrzehnten die Museen der Seestädte und der Reichshauptstadt rapid gewachsen sind, beginnen jetzt die Schätze auch der binnenländischen Museen sich zu mehren.

Unsre Münchener Museen haben in den letzten Jahren durch die Freigebigkeit Münchener Bürger und das Interesse auswärtiger Sammler eine gleich große Bereicherung erfahren. Ich erinnere nur an die Stützel'sche Sammlung von Fossilien aus Samos, die von Schillings gesammelten afrikanischen Säugethiere, welche allmählich ausgestopft werden und in einigen Jahren prächtige Schaustücke unsrer an gut ausgestopften Säugethieren ja nicht übermäßig reichen zoologischen Sammlung darstellen werden. Ueber diese Kollektionen sind ja schon wiederholt Mittheilungen an die Oeffentlichkeit gelangt.

Zwei sehr werthvolle Sammlungen aus bestimmten Thierabtheilungen sind neuerdings unserm zoologischen Museum einverleibt worden. Hofrath Hagen, welcher sich durch seine Forschungen, die er als Landes-

[1]) Beilage Nr. 96 vom 27. April 1900.

[2]) Gedichte, Neue Gedichte, Verlag von J. C. B. Mohr (Tübingen 1900. Lukretius, übersetzt von Max v. Seydel [Max Schlierbach]). Verlag von R. Oldenbourg, München 1887.

hauptmann in Neu-Guinea ausführte, einen ausgezeichneten Namen in der Wissenschaft gemacht hat, schenkte unter anderem eine wunderschöne Serie von Paradiesvögeln und eine große Sammlung von Schmetterlingen aus Ostasien, besonders von den Menta-wei und anderen Inseln des malayischen Archipels, und aus Neu-Guinea. Dieselben enthalten zahlreiche Typen von neuen Arten und ergänzen sich in prachtvollster Weise mit den früher von Hofrath Martin in Sumatra gesammelten Schmetterlingen. Eine sehr werthvolle Gabe erhielt ferner das zoologische Museum durch ein Vermächtniß des kürzlich verstorbenen Privatiers Straßer in München. Derselbe hatte eine Sammlung europäischer Laufkäfer (Carabiciden) während seines Lebens zusammengebracht, welche an Vollständigkeit kaum erreicht werden dürfte. Dieselbe wird als Straßer'sche Sammlung ungetheilt erhalten und hat als solche in der entomologischen Abtheilung des zoologischen Museums ihre Aufstellung gefunden.

Von allgemeinem Interesse dürfte sein, daß in den letzten Wochen die erste Sendung von südamerikanischen fossilen Säugethieren im hiesigen Paläontologischen Museum eingetroffen ist. Dieselbe wurde aus den Mitteln der auf Anregung von Anton Sedlmayer von angesehenen Münchener Bürgern zu diesem Zweck gemachten Stiftung beschafft. Sie enthält ein Material von unschätzbarem Werth, welches an Reichthum alles übertrifft, was man sonst in europäischen Museen von Resten der seltsamen Säugethiere, welche einstmals Argentinien bevölkerten, zu sehen bekommt. Es sind darunter zum Theil sehr große Fragmente von Beutelthieren, von Nagethieren, Gürtelthieren und den merkwürdigen Gruppen von Säugethieren, welche nur in einer bestimmten Periode der Vorzeit und zwar ausschließlich in Südamerika vorkamen, und welche jetzt gänzlich ausgestorben sind (Typotheria, Lithopterna, dann auch Taxodontien, kleine Gravigraden u. s. w.).

Ebenso willkommen waren kleine Sammlungen aus den verschiedensten Gegenden der Erde; ich erwähne gar nicht die umfangreichen Schenkungen, welche das ethnographische Museum erhielt.

Alle diese Sammlungen wurden an wissenschaftlichem Werth von dem ostasiatischen Material übertroffen, welches aus den verschiedensten Abtheilungen der lebenden und ausgestorbenen Organismenwelt und aus weiten und zum Theil schwer zugänglichen Gebieten Asiens in den letztvergangenen Jahren unserm Museum zukam. Dieses wird dem Forschungseifer und der unermüdlichen Thätigkeit Dr. A. Haberers verdankt, welcher in den Jahren 1898 bis 1901 zum zweitenmale Ostasien bereiste. Er hatte vor seiner Reise in München ein gründliches Studium der Sammel- und Forschungsmethoden durchgemacht, und nahm von den Vorständen der naturwissenschaftlichen Sammlungen eine Menge von Direktiven und speziellen Aufträgen mit, denen er in bewunderungswürdiger Weise nachgekommen ist. Seine Sammlungen stellen nicht nur eine große Bereicherung der Museen an bekannten, aber hier noch nicht vertretenen Objekten dar, sondern sie enthalten auch viel Neues; sie werden den Anlaß zu einer ganzen Anzahl von wissenschaftlichen Arbeiten bieten und zur Lösung und Aufwerfung wissenschaftlicher Fragen Anlaß geben.

Die Reisen Dr. Haberers erstreckten sich auf die Küsten und das Innere China's, insbesondere das Yang-tse-Thal, auf Japan, dessen nördliche Inseln Jesso und die Kurilen. Die meisten Gegenden wurden zu wiederholtenmalen besucht.

Im Jahre 1899 befuhr Haberer den Yang-tse-kiang bis zur Stadt Itschang. Seine Absicht war, näheres über die Fundstätten der berühmten tertiären Säugethier-Fossilien zu erfahren. Denn größere Stücke, womöglich ganze Skelette von diesen interessanten Formen zu erhalten, ist schon längst der Wunsch aller Forscher, die sich mit der Geschichte des Säugethierstammes beschäftigen.

Das zoologische Resultat dieser Reise bestand in zahlreichen ganz neuen oder für diese Gegend noch unbekannten rezenten Thierarten, von denen eine Anzahl demnächst an anderem Orte von dem Schreiber dieser Zeilen veröffentlicht werden sollen. Auffallend war die Feststellung, daß marine Organismen den Yang-tse-kiang weit aufwärts wandern und sich Hunderte von Kilometern weit von der Küste noch nachweisen lassen.

Im Jahre 1890 wollte Haberer den Vorstoß in die Provinz Hupé wiederholen, um nun gewiß zu den Lagerstätten der chinesischen Tertiärfossilien zu dringen. Er hatte seine Unternehmungen in der Nähe von Schanghai begonnen und dort schon eine große Sammlung von Meer-, Süßwasser- und Landthieren angelegt. Da ereilte ihn auf einer sehr ergebnißreichen Exkursion in das Ning-po-Gebirge die Nachricht vom Ausbruch des Boxeraufstandes. Befreundete Europäer in Schanghai hatten ihm die Warnung durch einen Eilboten nachgesandt. Ohne seine Sammlungen im Stich zu lassen, eilte er an die Küste zurück.

Von Schanghai aus kehrte er nach Japan, dem Hauptfeld seiner Thätigkeit, zurück, wo er in den Jahren 1898—1901 den größten Theil seiner Zeit mit dem Anlegen von sehr bedeutenden zoologischen Sammlungen zubrachte.

In China sammelte er in der Folgezeit noch in der Gegend von Peking und besonders in Kiau-tschou und Tsingtau.

Im Sommer und Herbst 1900 besuchte er Yesso und Iterup, eine der Kurilen, von wo er einen der werthvollsten Theile seiner Sammlungen mitbrachte. Leider ging ihm durch Mißgeschick ein Theil dieser kostbaren Objekte zugrunde.

Hier in dem nördlichen Theile des japanischen Inselreiches sammelte Haberer sowohl marine als auch Landthiere. Die ersteren nehmen ein besonderes Interesse in Anspruch, da sie zur Lösung einer interessanten Frage beitragen dürften. In den von ihm besuchten Gewässern nämlich muß die Grenze zwischen zwei der wichtigsten Reiche des Meeres in thiergeographischer Beziehung liegen: dem arktischen und dem indo-pazifischen. Die Grenze ist bisher noch unsicher; die reichen Habererschen Sammlungen werden aber ihre Festlegung erleichtern. Die Sammlungen enthalten zahlreiche neue Formen, und andere Arten, welche in der Literatur seit ihrer ersten Beschreibung nicht wieder erwähnt wurden und daher bezweifelt worden waren.

Auch das, was Haberer von Landthieren in diesen Gegenden sammelte, ist von großem Interesse. Merkwürdig ist auch hier das Einwandern mariner Thiere in das Süßwasser.

Noch interessanter und werthvoller sind aber Haberers Sammlungen aus der Gegend von Yokohama. Man sollte nicht denken, daß in diesem Gebiet, wo schon so zahlreiche und so hervorragende Forscher thätig waren, noch so viel Neues zu finden sein sollte. Die Sammlungen Haberers aus der berühmten thierreichen Sagami-Bai bestehen zum großen Theil aus altbekannten Dingen. Aber diese sind zum Theil selten und sehr werthvoll; der bei weitem größte Theil war auch in

unserm Münchener Museum, welches an ostasiatischen Thieren ziemlich arm war, nicht vertreten.

Den höchsten Werth in musealer sowohl, wie in wissenschaftlicher Beziehung dürfen aber die von Haberer in der Sagami-Bai gesammelten **Tiefseethiere** beanspruchen. Die Ostküste von Japan fällt nämlich sehr steil ab, wenige Kilometer vom Lande stürzt die Basis des Landes steil zur Tiefsee ab. Aus derselben hat Haberer eine bis jetzt zwar noch nicht sehr große, aber erlesene Sammlung von Thieren zusammengebracht.

Unter denselben befinden sich anscheinend einige neue Arten; einige andere Formen sind bisher nur von der berühmten Challenger-Expedition in einem oder zwei Exemplaren an weit entfernten Orten gefunden worden. Das große Interesse, welches diese Funde bieten, liegt auf dem Gebiete der Thiergeographie. Sie weisen auf eine direkte Beziehung der japanischen Tiefseefauna zur Tiefseefauna der angrenzenden tropischen Meerestheile hin, während bekanntlich die Oberflächenfauna zahlreiche nordische, arktische Elemente enthält.

Für unser Museum von unschätzbarem Werthe waren auch die großen Sammlungen von Landthieren aus China und Japan, wenn sich auch naturgemäß unter diesen viel häufiger gesammelten Abtheilungen weniger Neues und Ueberraschendes finden lassen dürfte. Allerdings werden Prachtstücke für unsre Sammlung aus dieser Kollektion sich fertigen lassen. Ich erwähne nur einen riesigen Kurilen-Bären, die japanischen Gemsen und Affen u. s. w.[1])

In dem Münchener zoologischen Institut sind ferner zur Zeit bereits einige Untersuchungen im Gange, welche Professor R. **Hertwig** von seinen Schülern an Haberer'schem Materiale ausführen läßt.

Was nun die paläontologischen Resultate anlangt, so ist es Haberer zwar, infolge der in China ausgebrochenen Unruhen bis jetzt nicht gelungen, zu den Lagerstätten der Fossilien selbst zu dringen. Was er aber durch Vermittlung von Chinesen zusammenbrachte, ist nach den Mittheilungen, welche mir Hr. Geheimrath v. **Zittel** gemacht hat, die größte und vollständigste Sammlung, welche bisher von Tertiärfossilien aus China nach Europa kam. Es sind darin nicht nur alle bisher in China gefundenen tertiären Säugethiere enthalten, sondern bisher in China und auch anderswo unbekannte Formen. Die Sammlung besteht nicht nur aus einzelnen Zähnen, sondern auch aus größeren Bruchstücken, z. B. ganzen Unterkiefern der ausgestorbenen Thiere.

Mit Hülfe dieser Reste wird es möglich sein, die früheren Befunde verschiedener Forscher einer Revision zu unterziehen; schon jetzt hat es sich herausgestellt, daß einzelne Bestimmungen falsch waren und die gesammte Kollektion läßt erkennen, daß wir es in der obermiocänen oder unterpliocänen Periode des Tertiärs im Innern von China fast mit der gleichen Fauna zu thun hatten, wie wir sie bisher von den berühmten Fundstätten von Pikerni in Attika, von Samos, von Kleinasien und sehr ähnlich von den Siwalik-Hügeln in Nordindien kannten.

Auch die **anthropologische Sammlung** erhielt aus den Sammlungen Dr. Haberers einen bedeutenden Zuwachs. Unter anderen ist sie jetzt im Besitz einer großen Kollektion von Chinesenschädeln, welche zu den im vorigen Jahr von J. kgl. Hoheit der **Prinzessin Therese von Bayern** geschenkten Gräberschädeln aus Peru eine wichtige Ergänzung bilden. Wie letztere Sammlung ein höchst werthvolles Material zum Studium der amerikanischen Menschenrasse bildet, so wird die Haberer'sche Sammlung für verschiedenartige Forschungen über die mongolische Rasse eine Grundlage bilden.

Die anthropologische Sammlung erhielt von Haberer ferner eine große Menge von Thierskeletten und Schädeln, besonders von Affen, welche als Vergleichsmaterial von großem Werthe sind.

Der verdiente Reisende und Forscher befindet sich zur Zeit in München, wo er sich an der Bearbeitung des anthropologischen Theils seiner Ausbeute betheiligen wird. Im nächsten Jahre gedenkt er jedoch nach Japan zurückzukehren und seine Untersuchungen fortzusetzen. Wir dürfen also von seiner Thätigkeit noch bedeutendes erwarten.

Nach seiner eigenen Aussage hätte Haberer in Ostasien niemals so viel erreichen können, wenn ihm nicht die dort lebenden Europäer, besonders die deutschen Landsleute, Behörden wie Privatpersonen, so freundlich und hülfreich entgegengekommen wären. Auch ihnen schuldet also unser Museum und die Wissenschaft Dank.

Hoffen wir, daß der Aufschwung, den unsre Museen infolge dieser Sammlungen genommen haben, ein anhaltender sei, und daß ihnen noch zahlreiche so thatkräftige Förderer erstehen, wie die letzten Jahre sie brachten.

[1]) Um einigermaßen einen Begriff von der Thätigkeit des Mannes zu geben, möchte ich einige Zahlen anführen. Dr. Haberer sammelte allein für das zoologische Museum:

| | | |
|---|---|---|
| Säugethierbälge | ca. 60 | Stück |
| Vogelbälge | „ 1700 | „ |
| Amphibien und Reptilien | „ 500 | „ |
| Fische | „ 3000 | „ |
| Skelette von verschiedenen Wirbelthieren | „ 25 | „ |
| Mollusken | „ 1000 | „ |
| Insekten | ca. 1000—2000 | „ |
| Crustaceen | ca. 500 | „ |
| Echinodermen | „ 150 | „ |
| Verschiedene Abtheilungen mariner Thiere (Würmer, Korallen ꝛc.) | „ 500 | „ |
| Tiefseethiere | „ 100 | „ |

Dazu kommen noch eine ganze Anzahl kleiner Kollektionen, z. B. Embryonen von Affen, Delphinen, Haien ꝛc., eine reizende Kollektion von kunstgewerblichen Gegenständen, welche in dem japanischen Fischerdorf Enoshima aus Molluskenschalen hergestellt werden. Dieselben bilden eine Zierde der neuerdings im Münchener Museum errichteten Aufstellung von Molluskenschalen und den aus ihnen hergestellten Gegenständen (z. B. Erzeugnisse der Perlen- und Perlmutterindustrie).

## Besprechungen.

R. St. **Die Antike in der bildenden Kunst der Renaissance. I. Die Antike in der Florentiner Malerei des Quattrocento** von Dr. **Emil Jaeschke**. (Zur Kunstgeschichte des Auslandes, Heft 111). Straßburg 1900. J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel). — „Man kann wohl behaupten, daß die Kunstgeschichte den Nachweis, inwieweit und in welcher Weise die Antike auf die Kunst des Quattrocento und Cinquecento gewirkt hat, zu führen noch schuldig ist. So viel man von dem Einflusse des Alterthums gesprochen hat, so verhältnißmäßig selten ist derselbe doch im einzelnen bestimmt und zusammenhängend verfolgt worden." Diese Worte Thodes (aus der Einleitung zu dem Buche „Die Antike in den Stichen Marcantons") haben in der That, wie Jaeschke in seinem Vorwort hervorhebt, auch heute noch ihre Berechtigung. Es ist darum sicher sehr verdienstlich, daß Jaeschke es unternommen hat, der Frage systematisch näher zu treten, umsomehr, als neuerdings über den Stilbegriff „Renaissance" in der Kunstliteratur eine bedenkliche Verwirrung einzureißen droht. Nach drei Richtungen schien dem Verfasser die Untersuchung sich erstrecken zu sollen. Den ersten Theil der Aufgabe, die Darlegung der Entwicklung und Ausbreitung der Kennt-

..isse des klassischen Alterthums konnte er ziemlich kurz behandeln, da die Forschungen besonders Burckhardts und Voigts auf diesem Gebiete beinahe erschöpfend und zudem allgemein bekannt sind." Weniger festen Boden fand er bei der Frage nach dem Antikenbestand zur Zeit der Renaissance. „Die Archäologie, welcher sich hier ein weites dankbares Arbeitsfeld erschließt, hat sich seltsamerweise mit wenigen Ausnahmen damit fast gar nicht befaßt." Das bislang zur Verfügung stehende Material, die Briefe der Zeitgenossen und Urkunden, namentlich die Verzeichnisse der Sammlungen der einzelnen Fürsten, ist ein „äußerst sprödes". Manchen werthvollen Aufschluß könnte wohl noch eine Durchforschung der italienischen Archive bringen. Die Hauptaufgabe blieb die Lösung der Frage, welche Stellung die einzelnen Künstler der Antike gegenüber einnehmen. Nach den vorbereitenden Kapiteln: „Die Antike im Mittelalter und bei Giotto", „Die Künstler des Lebens" (Masolino, Masaccio, Uccello, Castagno, Veneziano), „Kirche und klassisches Alterthum" (Fra Angelico), „Das Zeitalter Cosimos" (die Humanisten und die Sammler) wird in den Abschnitten: „Die Erzähler: Fra Filippo Lippi—Benozzo Gozzoli", „Die Erzbildner: Pollajuoli—Verocchio", „Das Zeitalter Lorenzo's", „Die Konservativen: Lorenzo di Credi—Rafaelino de Garbo—Cosimo Rosselli", „Die archäologischen Neuerer: Filippino Lippi—Domenico Ghirlandajo", „Die Träumer: Botticelli—Piero di Cosimo" diese Untersuchung geführt, und zwar mit großer Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt. Viel schätzenswerthe Einzelheiten sind damit gewonnen und in wohlthuend knapper, kräftiger Sprache zu klarer, abgerundeter Darstellung gebracht. Wenn Jaeschke in seinem Schlußwort sagt: „Ueberblicken wir das Resultat, so müssen wir eingestehen, daß der Einfluß, den die Antike auf das Florentiner Quattrocento ausgeübt hat, nur ein sehr geringer ist," so schränkt er dies im folgenden selbst ein, indem er andeutet, daß in der Architektur und in der Plastik „tiefere Spuren des Alterthums sich finden", und daß von hier aus „auf indirektem Wege," auch die Malerei beeinflußt wurde. Eine weitere Berichtigung dürfte aber jener Satz erfahren, wenn die in ihrer Art vorzügliche Untersuchung Jaeschke's, die in der Hauptsache auf den Nachweis direkter Entlehnungen antiker Formen und Motive sich beschränkt, ergänzt wird durch eine letzte, feinste Analyse ästhetischer Art, die auf das allgemeine Nachwirken des antiken Kunstgeistes, auch soweit es nicht gegenständlich greifbar sich zu erkennen gibt, das Augenmerk richtet. Zunächst freilich werden Arbeiten, wie die vorliegende, die jeder Behandlung des Problems die so nöthige sachliche Unterlage bieten, auch für die übrigen Gebiete der italienischen Renaissancekunst sehr erwünscht und förderlich sein.

Dr. H. Schiller: Aufsätze über die Schulreform 1900. 1. Heft: Die Berechtigungsfrage. Wiesbaden, Nemnich 1901. — Der in pädagogischen Kreisen und neuerdings durch seine „Weltgeschichte" auch darüber hinaus wohlbekannte und wegen seines Konfliktes mit dem hessischen Kultusminister einst viel genannte Verfasser gedenkt von seinem Standpunkt aus die neue Schulreform in drei Heften einer eingehenden Kritik zu unterziehen; das vorliegende Heft gibt davon gleich eine verheißungsvolle und bedeutsame Probe, bedeutsam schon durch den Gegenstand, dem sie gewidmet ist. Schon viele einsichtsvolle Pädagogen vor und mit ihm haben das Berechtigungswesen als einen der Hauptkrebsschäden am Leibe der deutschen Schulen bezeichnet. Wenige werden es so überzeugend gethan haben wie Schiller. Er weist an der Hand der geschichtlichen Entwicklung des preußischen Schulwesens nach, wie sich das Berechtigungswesen aus einem kleinen Keim heraus entfaltet hat, wie das Latein, das in den alten Lateinschulen aus reinen Nützlichkeitsrücksichten gelehrt, in das humanistische Gymnasium übernommen, schließlich unter Spitzele auch den neu gegründeten Realschulen aufoktroyirt wurde, und zwar mehr des Prinzips als des inneren Werthes wegen. Damit traten diese als Realgymnasien, in denen Schiller eine verhängnißvolle Zwitterbildung sieht, in den Wettbewerb mit der alten Lateinschule ein, und das Bürgerthum war einer seinen Zwecken entsprechenden Schulart beraubt. Die dann an ihre Stelle getretene neue höhere Bürgerschule ohne Latein konnte sich, da sie von dem Berechtigungssegen ausgeschlossen war, nur langsam entwickeln. „So haben," sagt Schiller (S. 18), „die preußischen Ministerien die natürliche Entwicklung gehemmt und das höhere Bildungswesen in künstliche und falsche Bahnen gedrängt." In den Ergebnissen der jüngsten Schulkonferenz sieht Schiller auch keine befriedigende Lösung der Frage: die Oberrealschulen, deren Abiturienten nur einige Gebiete der philosophischen Fakultät geöffnet sind, stehen wieder vor der Frage ihrer Existenz und müssen nun den Kampf erst recht fortführen. „Ruhe kann in das höhere Schulwesen so lange nicht einkehren, als die unselige Berechtigungsfrage nicht beseitigt ist. Es gibt nur einen Weg, um hier zu helfen. Man wird zunächst und für den Augenblick (?) den Zutritt zu den Universitäten und Technischen Hochschulen allen drei höheren Schulgattungen freigeben müssen. Dem Einzelnen bleibt es überlassen, für seine künftige Berufsbildung, über die er sich durch die Staatsprüfung auszuweisen hat, die Ergänzungen zu verschaffen, die er nothwendig hat." „Dem Einzelnen bleibt es überlassen", das klingt freilich recht radikal und revolutionär und ist so gar nicht nach dem Sinne unserer bureaukratisirten Zeit. Und doch scheint mit dieser Losung das Ei des Columbus gefunden zu sein: es bleibt thatsächlich kein anderer Weg auf die Dauer übrig, ja, wer nicht in Standes- und Bildungsvorurtheilen befangen ist, muß sagen: es ist der einzig mögliche Weg. Das ganze Berechtigungswesen kann man vergleichen mit einer Schraube, die der Staat in den Marterleib der Schule hineingebohrt hat und die doch einmal am anderen Ende wieder herauskommen muß, um schließlich ganz herausgetrieben zu werden. Das ist ja schließlich das Schicksal jeder Zwangsmaßregel, die nicht organisch aus dem Wesen der Institute, auf die sie angewendet wird, herausgewachsen ist. Und darüber, wie stark an der Entwicklung des Berechtigungswesens nicht so sehr das Bildungs-, als das Staats- und das Standesinteresse betheiligt ist, kann nach Schillers Ausführungen kein Zweifel mehr sein. Man denke nur an den Widerstand der Aerzte gegen die Zulassung der Realgymnasial-Abiturienten zum medizinischen Studium, das Schiller ganz richtig als einfache Interessensache hinstellt. Ueberhaupt muß jeder wahre Freund unsres Bildungswesens Schiller aufrichtig Dank wissen für den Muth, mit dem er gegen Vorurtheile und Schlagwörter zu Felde zieht, die sich leider nur zu fest auch bei den Gebildeten eingenistet haben. Dahin gehört z. B. die Bekämpfung der Minderwerthigkeit der Realschulbildung (S. 26) und des Umsichwerfens mit den beliebten pädagogischen Phrasen, wie „allgemeine Geistesbildung", „individualisiren", „Erziehung zur wissenschaftlichen Arbeit" u. s. w. (S. 41 f.). „Unser Schulwesen, heißt es S. 43, leidet durch nichts mehr Schaden, als durch solche Schlagwörter, die von einer Generation der anderen überliefert werden und, ihrer Richtigkeit sicher, Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben." Daß die Realschulbildung thatsächlich der des Gymnasiums nicht nachsteht, kann man aus den Prüfungsnoten bei den medizinischen Prüfungen (S. 22) ersehen. Und darum bleibt der Verfasser auch nicht dabei stehen, daß beide Schularten als gleichwerthig, sondern fordert, daß sie bis zu einem gewissen Grade auch als gleichartig anerkannt werden. Es ist also das Ideal einer äußerlich zweitheiligen, aus humanistischen und realistischen Gliedern bestehenden, in ihrem inneren Wesen aber völlig einheitlichen deutschen Schule, das dem Verfasser vor Augen steht. „Kehren wir," so schließt er, „wieder zu unsern Altvorderen zurück, die nicht wähnten, daß jeder junge Mensch für alle möglichen Wissenszweige gleich interessirt und gleich veranlagt sei. Ein Francke, ein Gesner würden sich nicht wenig über diese Schulweisheit wundern, die das 19. Jahrhundert ausgeklügelt hat. Vereinigen wir die alten Schulparteien auf einem neuen gemeinsamen Boden, auf dem jede zu ihrem Rechte kommen wird." Wie man sieht, ist Schiller durchaus konservativ. „Zurück zum Individualismus!" so glaubt man ihn rufen zu hören, wie es vor ihm Cauer einmal gethan hat und es in der Gegenwart besonders eindringlich Paulsen thut, wenn auch nicht mit dem gleichen Ziel wie Schiller. Wie sich dieser nun die Ausführung seiner rückwärts gewandten Reform, insbesondere die Gleichartigkeit der beiden Schularten denkt, will er in einem zweiten Hefte zeigen, auf das man daher gespannt sein darf. K. D.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Armenische Alterthumsfunde. Auf Veranlassung Rudolf Virchows gedenkt der bekannte Erforscher Armeniens Dr. Waldemar Belck in allernächster Zeit die Untersuchungen weiterer wichtiger kleinasiatischer Ruinenstädte in Angriff zu nehmen. Wie verlautet, sind die gesammten Ausgrabungsfunde von Van durch das liberale Entgegenkommen der türkischen

Museen, besonders des Generaldirektors der Museen in Konstantinopel Hamdi Bay, der deutsch-armenischen Expedition, welche vornehmlich mit Unterstützung des Kaisers, der Rudolf Virchow-Stiftung und der Akademie der Wissenschaften von Dr. Belck und dem Privatdozenten Dr. C. F. Lehmann so erfolgreich durchgeführt werden konnte, überlassen worden. Die Funde sind jetzt in Berlin angekommen, und Herr Belck weilt dort, um sie noch vor seiner Abreise zu sichten. Dr. Belck gibt neuerdings unter dem Titel „Beiträge zur alten Geographie und Geschichte Vorderasiens“ die Ergebnisse seiner Untersuchungen, gesammelt in zwanglosen Heften, heraus, deren erstes soeben erschienen ist. Nach der Ankündigung werden seine Studien in erster Reihe die Aufhellung der Gesammtgeschichte des Chalder-Reiches, der ältesten Geschichte der Armenier und der ihnen benachbarten Völker, sowie die Lösung geographischer Probleme in diesen Gebieten zum Gegenstand haben. Daneben will er auch aus den kulturtechnischen und historischen Ergebnissen der Expedition solche Abschnitte bringen, die im Reisewerk zu viel Raum beanspruchen würden, so z. B. Untersuchungen zu den Felsenbauten der Chalder-Alarodier, ihrer Wasserbauten, ferner zur Tigranokertafrage, zur Rückzugslinie der 10,000 Griechen ꝛc.

* **Erlangen.** Der Chirurg Dr. Ernst Grafer, der bis Mai hier außerordentlicher, seitdem ordentlicher Professor in Rostock war, ist als Nachfolger Heineke's wieder hieher berufen worden und hat diesen Ruf angenommen.

* **Würzburg,** 12. Juli. Der außerordentliche Professor Dr. Riedinger der hiesigen Universität erhielt einen Ruf als ordentlicher Professor der Chirurgie in Erlangen.

* **Berlin.** Am Dienstag starb in Friedenau nach längerem Leiden der Universitätsprofessor D. Christian Plath, der Direktor der Goßnerschen Mission, im Alter von 76 Jahren. Dem Lehrkörper der Universität gehörte Plath seit 1869 als Dozent für Missionswissenschaft, Evangelistik und Diakonik an. Die Veröffentlichungen Plaths haben durchweg die Missionswissenschaft zum Gegenstand. An erster Stelle ist hier sein umfassendes Lebensbild Karl Hildebrands Frhrn. v. Canstein, des Freundes Franckes und Speners, des Begründers der Cansteinschen Bibelanstalt, zu nennen, ferner Plaths Untersuchungen über Leibniz und die Mission. Anzureihen sind Studien Plaths über den Einfluß geographischer Entdeckungen und großer internationaler Verkehrsunternehmungen auf die Ausbreitung des Christenthums. 1875 schrieb er über „Die Bedeutung der Atlantic Pacific-Eisenbahn für das Reich Gottes“ und 1892 über die Frage „Was bedeutet die Entdeckung Amerika's für die christliche Kirche?“ Die Missionsreisen Plaths zeitigten endlich eine Anzahl von Reisebeschreibungen, von denen die wichtigsten die Schriften über Plaths Reisen nach Indien, die „Nordindischen Missionseindrücke“ und „Sieben Tage in Jerusalem“ sind. — In Nauheim verschied am Dienstag Prof. Dr. August Tenne, Dozent an der Universität Berlin und Kustos am Museum für Naturkunde, im 48. Lebensjahre. Karl August Tenne, von Fach Mineraloge, ist aus der Schule Karl Kleins hervorgegangen. Mit Klein siedelte Tenne an das mineralogische Museum in Berlin über. Zuerst Assistent, übernahm er später die Stelle eines Kustos an der mineralogisch-petrographischen Sammlung. Dem Ausbau dieser Sammlung galt ein wesentlicher Theil der gesammten Arbeit Tennes. Seit 1886 war er Dozent an der hiesigen Universität. 1894 erhielt er den Professortitel.

* **Braunschweig.** An Stelle des in den Ruhestand getretenen Prof. Konst. Uhde, Dozent für antike Baukunst und Renaissance am hiesigen Polytechnikum, ist, wie der „Frkf. Ztg.“ mitgetheilt wird, der Hofbau-Inspektor Lübke in Charlottenburg und an Stelle des verstorbenen Geologen Prof. Kloos der Privatdozent Dr. Ernst Stolley in Kiel in Aussicht genommen.

* **Kiel.** Von der theologischen Fakultät ist dem Lic. theol. Dr. phil. Erich Klostermann hier die venia legendi für die neutestamentliche Wissenschaft und altchristliche Literaturgeschichte ertheilt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Annalen des Deutschen Reichs. 34. Jahrgang, 1901, Nr. 6. München, Schweitzer. — *H.-Ch. Lea.* Histoire de l'inquisition au moyen-âge. Traduit par S. Reinach. Tome II. Paris, Société nouvelle 1901. — Dr. J. Granzel: System der Handelspolitik. Leipzig, Duncker u. Humblot 1901. — Beiträge zur neuesten Handelspolitik Oesterreichs. Ebd. 1901. — Griebens Reisebücher, Bd. 61: Bad Ems. 10. Aufl. — Do., Bd. 92: Bad Nauheim. Berlin, Goldschmidt 1901. — A. Bartels: Wilhelm Raabe. (Neue deutsche Hefte für Kunst und Volksthum. Heft 2.) Leipzig und Berlin, G. H. Meyer 1901. — E. Heyfelder: Klassicismus und Naturalismus bei Fr. Th. Vischer. Berlin, Gaertner 1901. — Hypotinos: Die Berliner Range. Ein litterar. Geschmacksthermometer. 11. bis 20. Tausend. Berlin, Fussinger. — Dr. Ph. Allfeld: Die Gesetze betr. das Urheberrecht an Werken der Litteratur und der Tonkunst und über das Verlagsrecht. München, Beck 1901. — *C. Trunecek:* Traitement de l'artériosclérose par les injections sous-cutanées de sérum inorganique (Extrait de la Semaine Médicale du 24. avril 1901). Paris 1901. — Leo Tolstoi: Der Sinn des Lebens. Uebers. von W. Czumikow. München, Langen 1901. — Voltairiana inedita. Hggb. von W. Mangold. Berlin, Wiegandt u. Grieben 1901. — Was lehrt man in der Kirche Christi der Scientisten? Berlin, Schwetschke u. Sohn 1901. — Lic. theol. Dr. C. Steuernagel: Die Einwanderung der israelitischen Stämme in Kanaan. Ebd. 1901. — Erster bis dritter Nachtrag zur systematischen Zusammenstellung der Zolltarife des In- und Auslandes. Berlin, Mittler u. Sohn 1901. — K. v. Perfall: Der schöne Wahn. Roman. Berlin, Fontane u. Co. 1901. — H. Sienkiewicz: Vergebens. — Am lichten Gestade. Berlin, Janke. — K. Eckberg: Gräfin Wittwe. Roman in 3 Bänden. Ebd. 1901. — A. Sauer: Die deutschen Säkulardichtungen. Berlin, Behr 1901. — G. v. Lieres und Wilkau: Die Muse. Berlin, Grote 1901. — G. Schüler: Gedichte. Schwarzendorf-Berlin, Renaissance 1900. — Dr. H. Kraeger: C. F. Meyer, Quellen und Wandlungen seiner Gedichte. (Palaestra. Bd. XVI.) Berlin, Mayer u. Müller 1901. — Dr. K. Storck: Nationale Noth im Elsaß. (Burschenschaftliche Bücherei, Bd. II, Heft 1.) Berlin, Heymann 1901. — B. Leo: Entwicklungstendenzen im Welthandel. Berlin, Guttentag 1901. — Reinigungs-Vorschriften für das Gewehr 98. In Plakatform. 2 Tafeln. Berlin, Mittler u. Sohn. — Streiks und Aussperrungen im Jahre 1900. (Statistik des Deutschen Reichs, N. F., Bd. 141.) Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1901.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Jahrgang 1901. München, Montag, 15. Juli. Nummer 159.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Zur Hilde-Sage und Gudrun-Dichtung.*)

Von Wolfgang Golther.

Die Gudrun hat bereits eine stattliche Literatur aufzuweisen, wenn auch lange nicht so umfangreich, wie das Nibelungenlied. Ausgaben, Abhandlungen, Uebersetzungen, Bearbeitungen und Neudichtungen sind fast erschöpfend in Pipers Ausgabe (Kürschners Nationalliteratur 1895) verzeichnet. Die bisherigen Untersuchungen betreffen meist entweder die Sage oder das mittelhochdeutsche Gedicht. Panzers Buch ist die erste große, selbständige Schrift, die Epos und Sage gleichmäßig behandelt, hier wie dort werthvolle und neue Ergebnisse bringt und die ganze Frage in neue Beleuchtung rückt. Wir erkennen, daß die Geschichte der Sage von der des mittelhochdeutschen Gedichtes nicht getrennt werden darf, als wäre etwa nur eine alte bis ins Einzelne feste Ueberlieferung um 1210 in Reime gebracht und ins höfisch-ritterliche Gewand gekleidet worden. Dem Gudrun-Dichter gehört sehr viel von dem, was er erzählt, eigenthümlich an. Es gilt, auch hier mit alten Vorurtheilen aufzuräumen, eingerostete Irrthümer zu beseitigen und neue Aus- und Einblicke ins Schaffen der mittelalterlichen Dichter und ins geheimnißvolle Wachsen und Weben der ihnen vorausliegenden Sage zu thun. Panzer beschreitet entschlossen und wohlgerüstet neue Bahnen, sein Buch bringt unter allen Umständen kräftige Förderung.

Panzers Buch behandelt im ersten Haupttheil das Gudrun-Gedicht nach seiner *formalen* Seite, im zweiten die Sage, d. h. die *Quellen* des mittelhochdeutschen Epos. Hier wie dort gelangt er zum selben Ergebniß: die Gudrun ist das Werk eines selbständig schaffenden sehr erfinderischen Verfassers. Alle Versuche, die bisher gemacht wurden, sogenannte „echte“ und „unechte“ Theile zu sondern, den überlieferten Text in einen älteren Kern und in spätere Zusätze zu zerlegen, sind mißlungen. Panzer sagt, er stelle so ziemlich auf der ganzen Linie Thatsachen gegen Meinungen ins Feld, und erhofft hiefür den Beifall der Sachkundigen. „Nachdem man uns so oft gesagt hat, wie man meinte, daß die Dinge sein sollten, schien es mir wohl an der Zeit, einmal lediglich zu sagen, wie sie sind. Ich glaubte die Einheit des Gedichtes nicht besser darthun zu können, als durch eine einfache Feststellung und Beschreibung der Thatsachen, die durch das dichte Netz, das die Kritik der letzten Jahrzehnte über sie gesponnen hatte, einer unbefangenen Betrachtung und Würdigung allzu sehr entzogen schienen.“ Müllenhoff hatte bekanntlich Lachmanns Liederlehre von den Nibelungen auf die Gudrun übertragen und von 1705 Strophen des überlieferten Textes nur 415 als echt gelten lassen. In diesen sollte das alte Hilde-Gudrun-Gedicht als ein in verschiedenen Liedern und Abschnitten vom selben Verfasser geschaffenes Werk vorliegen, während mehr als drei Viertel von späteren Bearbeitern hinzugethan waren. Diese überkünstliche, zumal beim Stand der Textüberlieferung höchst gewagte Meinung fand nicht einmal Lachmanns Billigung. Wenigstens schreibt er am 6. August 1845 an Haupt: „Müllenhoffs Buch ist schwer zu lesen, zumal in einem heißen Sommer. Ich habe ein paarmal versucht, bloß den Text zu lesen, aber es wollte mir weder Sinn noch Zusammenhang recht verständlich werden.“ Scherers geistreiche Darstellung in der Literaturgeschichte hat den Müllenhoff'schen Gudrun-Liedern weitere Verbreitung verschafft, unter den Fachgelehrten fanden sie jedoch außer im engsten Kreis der Berliner Schule keine Anhänger. Aber auch Wilmanns Annahme, das mittelhochdeutsche Gedicht sei aus drei Paralleldichtungen zusammengeschweißt, wie aus Widersprüchen und Verworrenheiten der Ueberlieferung geschlossen wird, fand keinen Glauben. Heute stellt man sich im allgemeinen ein älteres Hilde-Gudrun-Gedicht vor, das zu dem überlieferten Text in freier Weise und mit mancherlei Zusätzen umgestaltet worden sei, ohne zu versuchen, „Echtes“ und „Unechtes“ im einzelnen und gar bis zum Wortlaut zu scheiden.

Panzer erbringt mit gründlicher Umsicht den Beweis der durchgreifenden formalen Einheit des Gedichtes, ohne in eine eigentliche Polemik gegen Müllenhoff und Wilmanns einzutreten. Er untersucht die Sprache (Laute, Formen, Wortbildung, Syntax) und Metrik (Cäsur, Cäsur-Reim und Endreim), ferner den Stil, und findet durchweg, daß alles, sei es nun zu loben oder zu tadeln, über das Ganze geht, daß die „unechten“ und „echten“ Theile sprachlich, metrisch und stilistisch ganz und gar gleich sind, daß es überall unmöglich ist, einen älteren Dichter und jüngeren Bearbeiter zu unterscheiden. Dem Verfasser der Gudrun ist Mangel an Anschaulichkeit vorzuwerfen, allzu große Sorglosigkeit, woraus allerlei wirkliche und scheinbare Widersprüche und Verworrenheiten, z. B. in Zahlenangaben, entstehen. Auch häufige Wiederholungen sind zu rügen. Aber diese Verstöße betreffen die „echten“ Strophen genau ebenso wie die „unechten“. Sie finden sich ferner in ähnlicher Weise auch in Kunstdichtungen älterer und neuerer Zeit, wo der Verfasser und mithin die Einheitlichkeit zweifellos ist. Den Mängeln stehen im selben Maße und in selber gleichmäßiger Vertheilung große Vorzüge gegenüber, nämlich die einheitliche Zeichnung der Charaktere, unter denen Hagen, Horand, Wate, Gudrun, Hartmut, Ludwig und Gerlind besonders hervorragen, während

*) *Friedrich Panzer:* Hilde-Gudrun. Eine sagen- und literargeschichtliche Untersuchung. Halle a. S. Max Niemeyer 1901. 8°. XV, 451 S.

die Uebrigen, auch Hilde, nur wenig individualisirt erscheinen. Der Verfasser nahm sich also planvoll seine Lieblingsgestalten heraus und ließ die übrigen, die vom Standpunkt der alten Sagenüberlieferung manchmal mehr Beachtung verdient hätten, im Schatten. Diese willkürliche, aber doch einheitliche Charakterisirung verbietet, an mehrere Verfasser zu denken. Endlich spricht das Verhältniß zu älteren Gedichten, Nibelungenlied, Klage, Rother, Salomo und Morolf, Wolfram für einen Verfasser. Schwerlich hätte ein dem ursprünglichen Dichter folgender Bearbeiter genau dasselbe Verhältniß zur zeitgenössischen Literatur eingenommen, wie sein Vorgänger, und die Zusätze völlig gleich gearbeitet, wie der erste Verfasser sein Werk.

Wenn die Form des mittelhochdeutschen Epos einen durchaus selbständigen und zielbewußten Dichter verräth, so ist zu vermuthen, daß er auch eine eigenartige Stellung zu seinen Vorlagen und Quellen einnahm. Der Inhalt besteht aus freier Erfindung im Stile der damaligen romantischen Spielmannsdichtung und aus sagenhafter älterer Ueberlieferung. Diese beiden Bestandtheile reinlich voneinander zu scheiden und ihre Herkunft festzustellen, versucht Panzer im zweiten Theil.

Zunächst werden die Quellen der Sage kritisch durchgesehen, und einige mit Recht als gar nicht hergehörig ausgeschaltet, so zwei nordische Balladen, die Lieder von Ribold und Gullborg, und die durch P. A. Munch, Konrad Hofmann und Wilmanns stark ausgenützte 1774 sehr mangelhaft aufgezeichnete Shetlandsballade. Durch Ausscheidung dieser Zeugnisse fallen bereits zahlreiche irrige Meinungen und Behauptungen fort, da ihnen die Grundlage entzogen ist. Die Erforschung der Hilde-Sage leidet ferner unter einem auch sonst sehr verbreiteten und schädlichen Irrthum, dem allzu günstigen Vorurtheil für die nordischen Quellen, insbesondere für den um 1230 verfaßten Bericht des Snorri Sturluson. Man nimmt gewöhnlich diese Erzählung für die älteste Fassung der Hilde-Sage überhaupt, leitet daraus die anderen Darstellungen ab und erklärt deren Eigenthümlichkeiten für Neuerungen. Da bei Snorri der Kampf der Hedeninge, der durch Hildes Zauber täglich sich erneuert und bis zum jüngsten Tag fortdauern soll, als Hauptsache gilt, so folgen ihm die Forscher auch hierin und suchen von diesem Punkte aus eine mythologische Auslegung. So verwirrt sich der wirkliche Sachverhalt allmählich dermaßen, daß von vornherein eine einfache und unbefangene Lösung der verwickelten Fragen unmöglich erscheint, da man sie nur in schiefem Licht erblickt. Auch in der Nibelungensage hat lange eine irrige Meinung über die im Norden durchaus ursprünglich bewahrte Gestalt der altfränkischen Ueberlieferung geherrscht, während auch hier gerade die nordischen Quellen reich an selbständigen, neuen Zügen sind. Man muß auch anderen Quellenzeugnissen als den sogenannten Edden, insbesondere aber der deutschen Ueberlieferung das Recht und die Möglichkeit einräumen, Ursprüngliches bewahrt zu haben.

Man hat längst die Einleitung des mittelhochdeutschen Gedichtes, die Robinsonade des jungen Hagen, als eine romantische Erfindung des Gudrun-Dichters erkannt. Panzer faßt nochmals, erweiternd und ergänzend, alles zusammen: der Inhalt ist im Anschluß an Ulrichs von Zazikhoven Erzählung von Lanzelets Jugend aus dem Herzog Ernst, dem Apolloniusroman, aus Orendel, Parzival, Nibelungenlied, aus Roman- und Märchenmotiven kunstvoll gewoben. Einem Verfasser, der gleich so selbständig anhebt, wird gewiß auch sonst freie Erfindung zuzutrauen sein. Bisher gestand man ihm aber nur diese Einleitung als Eigenthum zu und erachtete ihn sonst fast überall durch eine schon fertig ausgebildete Ueberlieferung gebunden.

Aus alter Ueberlieferung stammt sicherlich die Hilde- und Herwig-Sage, letztere eine Art von Wiederholung der ersteren. Panzer leitet nun die Hilde-Sage aus einem Märchen ab, bei den Brüdern Grimm Nr. 136 Eisenhans, in einer Tiroler Fassung Goldener benannt. Ein Königssohn kommt in die Dienste eines dämonischen Wesens, des Eisenhans, und erwirbt bei ihm goldene Haare (daher der Namen Goldener für den Helden). Er scheidet von ihm in Gutem oder in Bösem, jedenfalls hilft ihm hernach der Eisenhans. In niedriger Verkleidung tritt der Goldener in den Dienst eines Königs. Die Königstochter entdeckt die goldenen Haare, verliebt sich in ihn und begehrt ihn zum Manne, nachdem er in einem ritterlichen Spiele, bei dem nur die Prinzessin ihn erkannte, einen Beweis seiner adeligen Abkunft gegeben. Der Vater willigt ein, verbannt aber das Paar vom Hofe. Bald darauf bricht ein Krieg aus, an dem der verachtete Schwiegersohn theilnimmt. Dreimal verschafft ihm der Eisenhans ein Roß und ritterliche Rüstung, und so besiegt Goldener unerkannt dreimal den Feind. In der dritten Schlacht wird er verwundet, erkannt und jetzt auch vom alten König freudig als Eidam angenommen.

Wer sich den Inhalt der Hilde-Sage bei Snorri oder in der Gudrun vergegenwärtigt und das Märchen vom Eisenhans oder Goldener vergleicht, wird zunächst von Panzers Behauptung überrascht sein. Die Aehnlichkeit liegt nicht an der Oberfläche, sonst wäre sie nicht so lange verborgen geblieben. Folgt man aber Panzers Ausführungen, die die gesammte Ueberlieferung des Märchens heranziehen, so gelangt man allerdings nach und nach zur Erkenntniß der Verwandtschaft im ganzen und einzelnen. Ganz ohne Willkür geht die Vergleichung freilich nicht ab. Sowohl von Seiten der Hilde-Sage wie von der des Märchens muß man einige etwas gewaltsame Annäherungsversuche hinnehmen. Man vermißt auch in der Sage einige sehr wesentliche Züge des Märchens, z. B. die goldenen Haare des Helden. Ich kann hier die sehr eingehende und umständliche Beweisführung nicht wiederholen, sondern erwähne nur das Schlußergebniß, wonach Hedin-Hetel und Wate die Gegenbilder des Goldener und Eisenhans sein sollen, während Hagen und Hilde dem König und der Königstochter des Märchens entsprechen. Wate, den schon angelsächsische Zeugnisse zu Hagen und Hedin stellen, der aber im Norden fehlt und daher als eine erst von den deutschen Spielleuten des 12. Jahrhunderts neu eingeführte Episodenfigur galt, wird somit als ursprünglich erwiesen. Die Entführungsgeschichte ist der Hauptinhalt der Hilde-Sage, nicht die Schlacht der Hedeninge wie bei Snorri. Nach Panzer führt Hedin einen Namen, der sich nur aus der alten Sage erklärt: Hedin bedeutet „Rock", „Pelzrock". Der Held führt seinen Namen nach seiner Kleidung oder Verkleidung; denn Goldener kommt verkleidet an den Königshof. Hetel selbst erscheint zwar nicht mehr verkleidet, wohl aber sein Werber Horant. Panzer sieht in Horant oder Herrant einen ursprünglichen Bei- oder Uebernamen Hedins. Die alte Sage erzählte, daß Hedin, als Herrant verkleidet, mit Sangeskunst um Hilde warb und sie ihrem Vater entführte. Dabei half ihm Wate. In dieser Gestalt ist allerdings die Geschichte von Hedin und Wate der vom Goldener und Eisenhans schon erheblich nähergerückt. Daß Hedin und Herrant nur zwei Namen eines Helden sind, scheint mir sehr glaubhaft. Daß der Name Hedin

oder nur für diese Sage erfunden sei und mithin überall, wo er vorkommt, mittelbar oder unmittelbar aus ihr stamme, scheint mir nicht so sicher. Ulfhedin, Bjarnhedin und ähnlich mochte Mancher nach seiner Kleidung aus Wolfs- oder Bärenfell heißen und daraus ergab sich leicht die Kurzform Hedin. Aber der Name paßt allerdings vortrefflich zum verkleideten Goldener, wie etwa Bärenhäuter, Allerleirauh, oder wie Orendel kurzweg Graurock genannt wird. Die Fremden geben sich an Hagens Hof bald als Geächtete, bald als Kaufleute aus. Die Aechterformel gehört zum alten Märchen, die Kaufmannsformel ist neu erfunden, wohl nach der Salomo-Sage oder dem Rother, wo dieser Zug sehr beliebt ist. Wir merken hier wieder den Verfasser der Gudrun, der seine Ueberlieferung zum modischen Roman umarbeitet.

Daß im Haupttheil des mittelhochdeutschen Gedichtes, der eigentlichen Gudrun, zwei ursprünglich verschiedene Stoffe, miteinander verschmolzen sind, ist längst anerkannt. Panzer unterscheidet zwischen der Herwig-Sage und der Geschichte von Gudrun; erstere beruht auf alter Ueberlieferung und entstammt gleichfalls dem Goldener-Märchen, weßhalb sie auch in vielen Punkten mit der Hilde-Sage sich deckt, letztere ist ein frei erfundner Roman des mittelhochdeutschen Dichters. In der durch den Biterolf und die norwegische Thidreks-Sage überlieferten Herbort-Sage findet Panzer eine ältere Gestalt der Herwig-Sage. Dadurch, daß die Herwig-Sage eine Fortsetzung der Hilde-Sage bildet, ergaben sich einige Aenderungen des beiden zugrunde liegenden Märchens. Die Hilde-Sage und Herwig-Sage sind übrigens ursprünglich ganz unabhängig, jede für sich, aus dem Goldener-Märchen erwachsen, wie auch noch verschiedene andere verwandte Geschichten, z. B. Rother, Orendel, Boeve de Haumtone, Horn und Rimenild, der Roman von Apollonius aus Tyrus, lauter sehr verschiedenartige Zweige eines gemeinsamen Grundstammes.

In der Gudrun-Geschichte zeigt sich dieselbe Arbeitsweise, der wir schon im Eingang, in der Geschichte von Hagens Jugend begegneten. Der Verfasser setzt aus verschiedenen Vorlagen einen neuen, von ihm erfundenen Roman zusammen und verbindet ihn mit der Herwig-Sage. Drei Hauptquellen sind erweislich, der in der mittelalterlichen Spielmanns-Dichtung sehr beliebte Apollonius-Roman, die Salomo-Sage, das Lied von der wiedergefundenen Schwester, die der Bruder in der Fremde als niedere Wäscherin antrifft und heimführt. Die Beziehungen zwischen Gudrun und Apollonius scheinen zwar etwas lose und allgemein, wenn schon Panzer überall „außerordentliche Verwandtschaft" sieht. Der Fall liegt wie beim Goldener-Märchen und der Hilde-Sage. Die Verwandtschaft muß erst etwas umständlich nachgewiesen werden und der Beweis erhebt sich nur zur Wahrscheinlichkeit. Immerhin verdient die neue Ansicht weit mehr Glauben als die frühere, die sich auf die Shetlands-Ballade stützte. Das Verhältniß zwischen dem Lied von der armen Wäscherin und Gudrun hat Panzer richtig erklärt. Märchen und Balladen sind nicht immer nur Nachklänge der Helden-Sagen, wie z. B. jüngst nach Adolf Hauffen in seinem trefflichen Buch über die deutsche Sprachinsel Gottschee (1895) die Ballade „Von der schönen Meererin" aus dem mittelhochdeutschen Epos ableitete, vielmehr öfters deren Quellen.

Panzer hat also versucht, auch im Stofflichen die selbständige Arbeit des Verfassers der Gudrun reinlich von der älteren Heldensage, die ihm überliefert war, zu scheiden und er hat sowohl diese Heldensage selbst wie auch die romantischen Zusätze des Gudrun-Dichters auf ihre beiderseitigen Quellen zurückgeführt. Mit Recht sagt er zum Schlusse: „Wird durch diese Untersuchungen ein mit Fug viel bewundertes Stück aus unsrer alten Heldensage gestrichen, so ist unsre Literatur durch eben diese Erkenntniß vielleicht um einen wahrhaft großen Dichter reicher geworden; denn man wird seiner Erfindung die höchste Anerkennung nicht versagen können. Freilich hatte das Talent dieses Mannes seine äußeren und inneren Grenzen." Die mannichfachen Mängel der Gudrun verkennt Panzer keineswegs: wo sie begegnen, in Form und Inhalt weist er darauf hin. Aber er erklärt sie aus einer einheitlichen Persönlichkeit, nicht aus einer oft behaupteten gedankenlosen und minderwerthigen Bearbeitung einer völlig unbezeugten und grundlos angenommenen Idealdichtung.

Panzer versucht auch die Entwicklungsgeschichte der Sage anzudeuten. Er meint, das Goldener-Märchen sei dereinst schon von den Ostgermanen zur Hilde-Sage umgeschaffen worden. Von dort kam die Sage zu den Angeln, noch vor ihrer Wanderung nach Britannien, aus den ehemals anglischen, hernach dänischen Gebieten der Ost- und Nordsee zu den Norwegern. Im 6. Jahrhundert war die Hilde-Sage schon bei den Franken bekannt. Die Herwig-Sage entstand bei den Franken, wurde jedenfalls bei ihnen ausgebildet und mit der Hilde-Sage verknüpft. Von den Franken kam die Sage nach Deutschland. Lieder über die Hilde-Sage und Herwig-Sage waren im 13. Jahrhundert die Grundlage, auf die ein österreichischer Dichter seinen Gudrun-Roman aufbaute. Mit Recht heißt der Roman nach der Heldin, deren Geschichte damals erst aufkam und an die alte Heldensage angeknüpft wurde. Panzer vermuthet, daß die Namen Gudrun und Gerlinde aus dem Lied von der armen Wäscherin stammen und von dorther in das Gedicht eingeführt wurden.

Panzers Buch, das noch eine Menge wichtiger Einzelfragen, z. B. über die Geographie des mittelhochdeutschen Gedichtes erörtert, und das hier nur nach seinem Leitgedanken angezeigt werden konnte, hat die Gudrun-Frage wohl nicht zum Abschluß, aber ordentlich in neuen Fluß gebracht. Durchaus berechtigt und im Einklang mit vielen anderen wissenschaftlichen Untersuchungen scheint mir Panzers Gesammtanschauung vom Wesen der mittelalterlichen Dichtung. Daß Märchen und Kunstdichtung zu allen Zeiten in fruchtbarer Wechselwirkung standen, ist zweifellos. Daß den Verfassern der mittelalterlichen Romane, auch wenn sie aus der altüberlieferten Heldensage schöpfen, weit mehr freie Erfindung zugestanden werden muß, glaube ich bestimmt. Im Nibelungenlied überwog noch die Ueberlieferung, die hier besonders reich und fest war. Die jüngere Gudrun segelt bereits im Fahrwasser der späteren österreichischen Dichter, die gerade in eigener Erfindung ihre Aufgabe sahen. Die mittelalterlichen Verfasser sind nicht bloß unfreie Träger einer oft nur eingebildeten festen Sagenüberlieferung, vielmehr deren Gestalter und Schöpfer.

Wenn man die neuesten kurzgefaßten Darstellungen der Hilde-Gudrun-Sage und -Dichtung, wie sie Symons und Vogt in der neuen Auflage von Pauls Grundriß der germanischen Philologie bieten, zum Vergleiche durchliest, wird man deutlich gewahr, wie viel Neues Panzer bringt. Die nächsten Aufgaben zur Klärung der Fragen sind vom Verfasser selbst gelegentlich angedeutet. Alle Quellen der Hilde-Sage sind ebenso gründlich, wie es hier mit dem mittelhochdeutschen Gedicht geschah, auf ihr Verhältniß zum Goldener-Märchen und auf ihre selbständigen Zuthaten zu prüfen. Da die Entführung der

Hilde durch Hedin das Hauptereigniß ist, so muß die Ueberlieferung in den großen Zusammenhang der zahllosen Entführungsgeschichten des Mittelalters eingerückt werden. Gegenseitige Einwirkung, Abhängigkeit, Verhältniß zu gemeinsamen oft verlorenen Vorlagen, zufällige Aehnlichkeiten kreuzen sich hier in buntem Gewirre. Die vergleichende Litteraturgeschichte und Märchenkunde wird Klärung und Lösung bringen. Panzers schönes Buch weist die Wege und ermuntert zur Nachfolge.

---

## Der Winterkrieg.

r. Die Kriegsgeschichte lehrt in zahlreichen Beispielen, welch fühlbaren Einfluß ein plötzlicher Witterungsumschlag auf den Verlauf einer Kriegshandlung gewinnen kann. Ein ganz verschiedenes Gepräge müssen daher an sich gleichartige Vorgänge aufweisen, je nachdem sie sich in der guten oder in der schlechten Jahreszeit abspielen. Der Unterschied zwischen den beiden Gegensätzen Sommer und Winter ist ein so gewaltiger, die Schwierigkeiten, welche der Winter für die Kriegführung verursacht, sind so große, daß bis vor etwa hundert Jahren wie das Naturleben so auch das Kriegsleben seinen Winterschlaf hielt. Noch Friedrich der Große beendigte die Operationen im allgemeinen mit Eintritt der schlechten Jahreszeit, um sein kostspieliges Werbeheer nicht den Schädlichkeiten des Winters auszusetzen, und die wenigen, durch die Noth ihm aufgezwungenen Ausnahmen sind eher dazu angethan, die Regel zu stärken als sie zu ändern. Heute liegen die Verhältnisse in gewissem Sinne anders, denn das Volk in und ohne Waffen würde den Winterschlaf der Operationen kaum anders empfinden als ihren Lauf, nämlich als den ungeheuren Druck, der auf rascheste Entscheidung drängt; mit dem ersten Auftreten eines Volksheeres in den Kriegen der französischen Revolution wird daher die Regel der Winterquartiere zur Ausnahme.

Aber weder die heutige Zusammensetzung der Heere und deren rücksichtsloser Gebrauch durch die Führung, noch die gewaltigen Fortschritte auf allen Gebieten des Kriegs- und Verkehrswesens haben die Schwierigkeiten aufzuheben vermocht, welche die Elemente bieten. Nacht und Kälte, diese beiden Attribute des Winters, sind keines Menschen Freund, man kann sich mit ihnen höchstens auf den Vertragsfuß setzen. Daß die Anpassung im Kriege auf lange Dauer und für große Massen erfolgen muß, macht die Operationen im Winter so außerordentlich schwierig.

Im allgemeinen kennzeichnen sich die Winterfeldzüge durch ein gewaltiges Mißverhältniß der Verluste, die der feindlichen Waffenwirkung entstammen, zu denen, die auf schädliche Witterungseinflüsse zurückzuführen sind; diese müssen daher der Truppenführung aller Grade genau so bekannt sein wie der Feind, denn neben ihm sind nunmehr auch sie in Rechnung zu setzen, zu bekämpfen und zu besiegen.

Von großer Bedeutung ist *die natürliche Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes*. Ein reiches, von hochkultivirter Bevölkerung dicht bewohntes, von zahlreichen guten Verkehrswegen überspanntes, nur geringe Höhenunterschiede aufweisendes Land, wie zum Beispiel die französische Beauce, die italienische Lombardei, wird auch im Winter erträglichere Verhältnisse darbieten, als zum Beispiel das westliche Polen mit seinen dünnbevölkerten, an Wegen und Hülfsmitteln armen Waldniederungen oder als die unwirthlichen Gebirgsgegenden des Balkan. Man braucht aber nicht einmal so schroffe Gegensätze zu wählen, wie sie in dem für Deutschland möglichen westlichen und östlichen Kriegsschauplatz gegeben sind, auch nahe aneinander liegende Gebiete ein und desselben Landes von nicht bedeutendem Höhenunterschiede können als Winterkriegsschauplatz einen recht verschiedenen Charakter aufweisen, ja, der gleiche Landstrich kann in wenig Tagen ein ganz anderes Aussehen bekommen. „Da waren wir wieder in der Beauce," schreibt Helvig in seiner Geschichte des I. bayerischen Armeekorps während des Krieges 1870/71, „nach einem fast dreiwöchigen, mühevollen Marsch in der angrenzenden Perche betrachteten wir die einförmige, wellige Fläche wie einen alten guten Bekannten, den man zwar nicht gerade liebgewonnen, dessen gute Eigenschaften man aber während der Abwesenheit schätzen gelernt hatte." Helvig spricht von der Beauce, wie sie mit einigen Zoll Schnees bedeckt ist; im winterlichen Regen sieht die gleiche Landschaft anders aus: „Der Boden ist dort überall so fett und weich, wie in den norddeutschen Marschgegenden; bei Regenwetter wird er bald unpassirbar. Wagen und Pferde kommen nur noch auf den Wegen, ohne große Schwierigkeiten nur noch auf den Chausseen fort," schreibt von der Goltz über die gleiche Gegend. So schlimm wurde die Sache zu Ende November, daß der am 1. Dezember einsetzende strenge Frost „als ein unverhoffter Verbündeter" für die Deutschen zu betrachten war (Hönig, Volkskrieg an der Loire). Welch ein gewaltiger Wechsel also in wenig Tagen, und doch sind große Witterungsumschläge im Winter durchaus nicht selten, stets aber von weittragenden Folgen, so wie sie im Sommer nur unter ganz ausnahmsweisen Verhältnissen eintreten mögen.

Sogar auf die Politik kann die winterliche Veränderung eines Kriegsschauplatzes Einfluß gewinnen: Dänemark wurde während der schleswig-holsteinischen Wirren stets im Herbste nachgiebiger, weil der herannahende Winter seine Flotte außer Wirksamkeit setzte, und die Türkei konnte Rußland gegenüber im Herbste drohen und gab gewöhnlich im Frühjahr klein bei.

Fast in noch stärkerem Grade als auf den Boden *wirken die Witterungsverhältnisse auf Menschen und Thiere ein*. Nässe und Kälte verursachen vor allem eine namhafte Steigerung der Anforderungen. Die Kälte fordert dickere, also schwere Kleidung, die Nässe macht diese noch schwerer. Auch an einem schönen Wintertag ist der angezogene Mantel beim Marschiren hinderlich. Der Weg ist schlecht, das Fortkommen erschwert. Die gesteigerten Anstrengungen und der Wärmeverlust erfordern einen Ausgleich durch vermehrte Ruhe und reichlichere Nahrung. Da aber zur Vermeidung von Biwaks auch entferntere Quartiere einbezogen werden müssen, so verlängern sich die Märsche und verkürzen sich die Ruhestunden; und da die Nachschaffung von Verpflegungsmitteln auf den schlechten Wegen besonders schwierig, ihre Fortschaffung durch den ohnehin schwer belasteten Mann ausgeschlossen ist, so sieht es auch mit der reichlicheren Nahrung schlimm aus. Diese Umstände und die lange Dunkelheit bewirken eine Depression auf die Stimmung der Truppen, welche bis zu Stumpfsinn, Muthlosigkeit, Zügellosigkeit und Meuterei sich auswachsen kann. Allerdings sind nicht alle Truppen diesen zersetzenden Einflüssen in gleicher Weise zugänglich; unstreitig haben die Franzosen 1870/71 unter der Kälte mehr gelitten als die Deutschen, die Türken 1877/78 mehr als die Russen. Thatsache ist es auch, daß die Leistungsfähigkeit der älteren Landwehrmannschaften im Winterfeldzug rasch abnimmt, daß die jungen Ersatzmannschaften weniger widerstandsfähig sind als die kriegserprobten Soldaten, wie sich dies sogar bei den erst nachträglich aus der Pfalz auf den Kriegsschauplatz beförderten Bataillonen des bayerischen 4. und 8. Regiments zeigte.

Auch die Pferde leiden unter den besprochenen Einflüssen, und zwar in noch weit höherem Grade als die Menschen. Sie verstehen es weniger, die Wirkungen der Kälte durch gesteigerte Aufnahme von Nahrung auszugleichen, selbst wenn ihnen solche gereicht werden kann. Ihre Nachtruhe leidet darunter, daß sie sich an kalten Plätzen nur ungern niederlegen; ihre Beine unterliegen daher vorzeitiger Abnutzung, denn auch die Erneuerung des Hufbeschlags, die Ergänzung der scharfen Stollen kann oft nicht in dem erforderlichen Maße bewirkt werden.

Nach den drei Richtungen: *Ernährung, Bekleidung, Unterbringung* wird sich somit *eine gesteigerte Fürsorge der Truppenführung* geltend zu machen haben, aber nach jeder dieser Richtungen können Erschwernisse eintreten, welche der Führung die Operationsfreiheit zum größten Theile

rauben. Es liegt nahe, sofort den Blick auf die große Katastrophe des Jahres 1812 in Rußland zu richten. Aber einerseits braucht man für die Belehrung kein so ausnehmend ungünstiges Beispiel zu wählen, andrerseits liegen heute, im Zeitalter der Eisenbahnen, namentlich der Schmalspurbahnen, die Verhältnisse auf dem polnisch-russischen Kriegsschauplatze nicht mehr ganz so schlimm wie für Napoleon. Freilich büßt eine Armee den größten Theil ihrer Bewegungsfreiheit ein, wenn sie an eine Bahnlinie gebunden ist, um leben zu können. Dies geht unter Umständen so weit, daß der Feind darauf feste Voraussetzungen aufbaut. So war es z. B. mit der Operationsrichtung der Armee Bourbakis, die von Moltke errathen werden konnte (sein Schreiben an General v. Werder vom 7. Januar 1871), weil der jämmerliche Zustand seiner Trains, die spiegelglatten Straßen und die verschneiten Nebenwege als feststehende Faktoren in die Rechnung aufgenommen werden durften. Ja sogar auf das Schlachtfeld reichte die Verpflegungsnoth herein; Kunz theilt in den „Entscheidungskämpfen" ein Gespräch Bourbakis mit seinem Unterführer Billot mit, wonach Ersterer wörtlich gesagt haben soll: „Um die deutsche Linie nördlich (d. h. in der wirksamsten Richtung) zu überflügeln, würde ich mich dem Hungertode aussetzen, da ich mich von der Eisenbahn entfernen müßte." Besondere Schwierigkeit verursacht erfahrungsgemäß die Beschaffung des unentbehrlichen Brotes. Im Bewegungskriege muß sich die Truppe selbst helfen. Beim I. bayerischen Korps setzte man während der bekannten Kreuz- und Querzüge in der Perche während der zweiten Hälfte des November die Truppenbäcker (und die Schuster) auf Wagen, wies ihnen die besten Quartiere zu, gewährte ihnen Geld- und Verpflegungszulagen, ließ sie arbeiten, während die Truppen schliefen und auf dem Wagen während des Marsches schlafen. Und diese einfachen Handwerker haben ihr redliches Theil an dem Gesammterfolge!

Unter besonders mißlichen Umständen gewinnt bei winterlichen Operationen sogar die Frage der Beschaffung von Wasser und Kochholz eine Bedeutung. Das Tagebuch des russischen Infanterie-Regiments Nr. 94, das im Winter 1877/78 zwei Monate am Schipkapasse unter den schrecklichsten Umständen zugebracht hat, und die verschiedenen Aufzeichnungen bayerischer Truppen über das Leben in Bagneux vor Paris, wo die spärlichen Holzvorräthe dem dreifachen Zwecke dienen mußten: als Wärmholz, als Kochholz und als Brustwehr, reden eine deutliche Sprache.

Was die *Bekleidung* anlangt, so gewährt die heute so hoch entwickelte Industrie, die auch aus befreundeten Staaten, sogar aus dem überseeischen Ausland in Anspruch genommen werden kann, allerdings eine wichtige Hülfe; die Schwierigkeit liegt aber auch hier vorzugsweise in der Nachschaffung. Die wichtigste Rolle spielt das Schuhwerk. Es leidet unter den Unbilden der Witterung, bei der steten Inanspruchnahme und der seltenen Gelegenheit zum Ausbessern ganz ungemein. Das Tagebuch der 2. bayerischen Infanterie-Brigade erzählt, daß im Dezember 1870 zahlreiche Mannschaften, sogar Offiziere, in Stiefeln ohne Sohlen marschirten; das Steckenbleiben der Stiefel in dem zähen Boden und deren Verlust in der Hitze des Gefechtes kam häufig genug vor. Französisches Schuhwerk war, wenn solches wirklich aufgetrieben wurde, für die durchwegs „auf größerem Fuße" lebenden Bayern unbrauchbar. Bemerkenswerth ist auch der Betrug, dem viele Mannschaften der französischen Nordarmee zum Opfer fielen: gewissenlose Fabrikanten hatten die Abnahmekommission getäuscht und Stiefel geliefert, deren Sohlen aus einem Stück Pappendeckel zwischen zwei dünnen Lederblättern bestanden. Nächst dem Schuhzeug verbrauchen sich am raschesten die Beinkleider. Bei den Kompagnien des deutschen X. Armeekorps fanden sich vor Le Mans alle möglichen Beinkleider der deutschen und französischen Armee und der Zivilbevölkerung, nur die gefährliche rothe Hose war aus leicht begreiflichen Gründen ausgeschlossen.

Bezüglich der *Unterbringung* findet der Sieger leichtere Verhältnisse als der Besiegte; er kann seine Leute unter Dach und Fach legen und zerstreuen, ohne fürchten zu müssen, daß ihm über Nacht die ganze Gesellschaft aus der Hand kommt. So durften die deutschen Truppen sogar in den spät abends endigenden und früh morgens wieder beginnenden Dezemberkämpfen bei Orleans kantonniren, während die lockeren französischen Formationen in Massenbiwaks zusammengehalten werden mußten. Und sogar Chanzy, der doch über die bestdisciplinirte Armee des republikanischen Frankreichs verfügte, durfte nach eigenem Zugeständniß nicht wagen, bei den mehrtägigen Kämpfen um Le Mans die Stadt zu belegen, wollte er nicht riskiren, daß sich im Dunkel der langen Winternacht die Einwohnerzahl der Stadt um ebensoviel friedliche Bürger vermehrte, als sich der Bestand seines Heeres um Soldaten verminderte.

Auf einem Kriegsschauplatz wie dem polnischen wird die Spärlichkeit der Ortschaften häufig zum Biwakiren nöthigen und unsre Zeltausrüstung dann mit besonderem Nutzen Verwendung finden; eines darf aber dann nicht übersehen werden, daß in den biwakirenden und kantonnirenden Truppentheilen ein regelmäßiger Wechsel eintritt. Ist doch mit einem Biwak im Winter stets auch ungenügende Verpflegung verknüpft, wegen der mangelhaften Gelegenheit, die Nahrungsmittel warm zu machen, und die gerade im Winter doppelt nöthige *Pflege der Waffen* ist im Freien kaum durchzuführen. Das schon erwähnte Tagebuch des russischen Infanterie-Regiments enthält die Notiz, daß der Verschlußmechanismus der Gewehre vereist sei, die Spiralfeder nicht mehr funktionire, das Fett gefror; man sah sich genöthigt, die Verschlüsse in den Rocktaschen aufzubewahren.

Kaum geringeren Einfluß als die Witterungsverhältnisse üben *die kurzen Tage* auf die Kriegs- und Gefechtsführung aus. Der niederdrückenden Wirkung auf das moralische Element bei den Truppen wurde bereits gedacht; die Aeußerung macht sich aber noch in anderer Beziehung geltend. Wie oben ausgeführt, bestehen die besonderen Einflüsse des Winters zum wesentlichsten Theile in einer Verzögerung aller Kriegshandlungen. Diese Verzögerung ist um so unangenehmer, als gleichzeitig die Wintertage erheblich kürzer sind als die Tage zu anderen Jahreszeiten; einschließlich der Dämmerung dauert das für die Kriegsarbeit nöthige Licht im Hochsommer 18 Stunden, im Winter nur 10 Stunden! Nun ist aber noch zu berücksichtigen, daß vor allem im Gefechte die Wirkung nicht einfach mit der Zeit fortschreitet, sondern in progressivem Verhältniß anwächst; ein in 6 Stunden errungener kleiner Vortheil kann zum entscheidenden Siege werden, wenn man noch 2 Stunden Tag hat. Wäre die Schlacht bei St. Privat am 18. Dezember statt am 18. August geschlagen worden, so wäre ein zweiter Schlachttag erforderlich gewesen, um den durchschlagenden Sieg zu erringen, und die Schlacht bei Kunersdorf wäre wahrscheinlich für die Russen verloren gegangen, hätte mit ihrem Rückzug um 5 Uhr abends geendigt, wenn sie statt im August in einem Wintermonate stattgefunden hätte. Zur kurzen Tageszeit kommt im Winter noch *die Schußfeldbeschränkung infolge von Schneetreiben und von häufigem Nebel*; in ersterer Beziehung dienen einzelne Kämpfe des Winterfeldzuges von 1814, in letzterer die Schlacht an der Lisaine im Januar 1871 zu belehrendem Beispiele. Neben der Schußfeldbeschränkung macht sich auch die *Verminderung der Aufklärungsergebnisse* unangenehm fühlbar.

Betrachtet man nun *ein winterliches Gefecht* in seinen besonderen Eigenthümlichkeiten etwas näher, so ist zunächst festzuhalten, daß die Truppen bereits beim Eintritt in dasselbe all den schädlichen Einflüssen mehr oder weniger lang ausgesetzt waren, die wir schon kennen gelernt haben, in ihrer Qualität also jedenfalls abgemindert sind. Nach mehrtägigen, anstrengenden Märschen tritt die Truppe, oftmals an ihrer Nachtruhe, häufig an ihrer Verpflegung verkürzt, in das Gefecht ein, auf einem Boden, der durch tiefen Schnee oder winterlichen Regen oder Glatteis der Fortbewegung auf den Straßen und abseits die größten Schwierigkeiten entgegenlegt. Reißende Angriffe werden da wohl so wenig möglich sein wie

schnelle Verfolgung, die Kämpfe werden weniger entscheidend, sie werden schleppend. Die Infanterie vermag sich noch vorzuarbeiten, aber die Kavallerie ist fast ganz ausgeschaltet; die Artillerie kann nicht „vortraben", von ihren großen Schußweiten selten Gebrauch machen, ihre Stellung ist häufig von den Wegen mehr abhängig als vom Feinde, sie bringt keine Munition mehr nach. Stark wird der Verbrauch an Offizieren, Unteroffizieren und besseren Mannschaften, denn die Kraft des persönlichen Beispiels muß öfter herhalten und bewirkt doch weniger. Bei der schwierigeren Befehlsübermittlung wächst die Selbständigkeit der Unterführer, Kämpfe in bedecktem Gelände zerfallen in zufallsreiche, zusammenhangslose Einzelepisoden, Gefechte nach längerem Anmarsch führen niemals zur Entscheidung. Der Angriff wird durch die besonderen Eigenthümlichkeiten des Winters eines seiner wichtigsten Mittel zum Erfolge beraubt: der Schnelligkeit. Gute Truppen können ihre Ueberlegenheit weniger zur Geltung bringen (die Deutschen bei Le Mans), schlechte Truppen werden im Angriff matter und matter und fallen schließlich von selbst in die Vertheidigung zurück (die Franzosen an der Lisaine). Aber auch die Vertheidigung kann nur dann aus den besonderen Eigenthümlichkeiten des Winters Nutzen ziehen, wenn sie den Zeitgewinn, nicht aber den Ortsbesitz oder gar die Entscheidung anstrebt. Ihr fehlt die Aufklärung durch die Kavallerie und die Schußweite für die Artillerie, sie wird leicht zu spät kommen und nur zu oft überrascht werden, sie kann ihre Massen nicht für die Entscheidung zusammenhalten. Es ist im Winter mit der Armee im großen, wie mit dem Menschen im einzelnen: „derjenige, welcher marschirt (der Angreifer), leidet unter den Anstrengungen des winterlichen Marsches; derjenige, welcher steht (der Vertheidiger), empfindet die Leiden des Frostes!"

## Besprechungen.

Fritz Hommel: Der Gestirndienst der alten Araber und die altisraelitische Ueberlieferung. Ein Vortrag. München 1901. — Während nach Wellhausen die Anbetung von Steinen, Quellen und Bäumen das hervorstechendste Merkmal der altisraelitischen Religion bildet, während der Sterndienst erst nach dem Fall Samaria's in Israel eine Rolle gespielt und als Protest die Herstellung des fünften Buches Mosis veranlaßt haben soll, versucht der Münchener Orientalist Hommel in seinem in Druck erschienenen Vortrag den Nachweis, daß die Südaraber und Westsemiten, somit der Stamm, dem Abraham angehörte, einen Gestirn- und insbesondere Monddienst gehabt haben. Hommels Deduktionen sind sowohl interessant wie überzeugend und seine Darstellungsweise berührt sympathisch. Aus dem in den 32 Seiten enthaltenen reichen Material, mit dem Hommel den Sterndienst, der doch jedenfalls eine sehr hochstehende, edle Art der Abgötterei ist und zu dem späteren Monotheismus die natürliche Brücke bildet, für Israels Vorfahren begründet, sollen nur einige Punkte angeführt werden: Das hebräische Wort für „schwören" (nisba) bedeutet eigentlich „die Sieben (sc. Planeten) anrufen". Die Semiten zerfallen in zwei scharf geschiedene Abtheilungen, seßhaft gewordene Babylonier und nomadisch gebliebene Westsemiten. Das seßhafte ackerbauende Volk bedarf der Sonne; für das nomadisirende, das in der orientalischen Hitze die Nacht zu seinen Wanderzügen benützt, ist das milde Licht des Mondes der göttliche Führer. So hat Babylonien zwei uralte Sonnenheiligthümer Larsa und Sippar, wo der männliche Sonnengott mit der weiblichen Mondgöttin Ai verehrt wird. Bei den Arabern ist aber die Sonne weiblich und der Mond männlich. Davon finden sich Spuren im alten Testament; die männliche Mondbezeichnung (jarach) ist häufig, das weibliche Wort (lebanah) kommt nur dreimal vor. Wo der Mond männlich aufgefaßt wird, erscheint die Sonne als dessen Gattin oder Tochter, als Weib. So ist der männliche Mond der herrschende Gott; und wie wir den Mondmonat des Islam als den Ausläufer dieses Mondkultes der alten Araber betrachten können, so geben die alten südarabischen Inschriften den ältesten Beweis. Hier wird ein männlicher Gott, der eigentliche Haupt- und Nationalgott der der einzelnen südarabischen Völker, entweder als Wadd „Freund" oder Ab „Vater" oder Amm „Oheim", auch als Haubas „Trockner der Meeresfluth in der Ebbe" angerufen. Diese Beinamen finden sich in einem großen Theil der Personennamen wieder, und gleich unsern mit Gott zusammengesetzten Vornamen finden sich die alten Mondanrufungsnamen in den semitischen Personennamen (Abimelech, Jerobeam z. B.). Hommel nimmt auch an, daß die Abgötterei des Terach, dessen Götzendienst die Bibel bezeugt, noch Monddienst gewesen sei: Ur in Chaldaea, die erste Heimath des Terach und Harran, der zweite Wohnort, sind die zwei altberühmten Mondheiligthümer. Wie lange der Mondkult in Israel nachgewirkt hat, mag aus der Geschichte vom goldenen Kalb geschlossen werden; im alten Kultus von Ur in Chaldaea war ein junger Stier, also das männliche Kalb, das Symbol des Mondgottes. Diese kurzen Auszüge aus Hommels lesenswerther Schrift mögen beweisen, daß die Deduktionen des Münchener Semitologen auf einer sicheren Basis beruhen und daß, wenn auch Einzelheiten anfechtbar sind, die Gesammtheit der vorgebrachten Materie für seine Ansicht spricht. — Zu gleicher Zeit hat Hommel einen Ende 1898 in Frankfurt a. M. gehaltenen Vortrag „die Insel der Seligen in Mythus und Sage der Vorzeit" geschmückt mit Böcklins „Todteninsel") veröffentlicht, worin er den ursprünglich babylonischen Ursprung aller Vorstellungen von Inseln der Seligen nachweist. Auch diese, dem Andenken von Georg Ebers gewidmete, Schrift verdient durch ihren belehrenden Inhalt und ihre poetische Darstellung weitere Verbreitung. M.

fr. Rechtsbuch für Nichtjuristen. Von Otto Krabbes, Rechnungsrath im sächsischen Kriegsministerium. Dresden 1900. Carl Damm. — Unser bürgerliches Recht ist trotz der Zusammenfassung seiner wichtigsten Vorschriften im Bürgerlichen Gesetzbuch noch so unübersichtlich und in verschiedenen Gesetzen zerstreut, daß es auch dem Juristen nicht immer leicht ist, die einschlägigen Bestimmungen bei jeder Sachlage sofort gegenwärtig zu haben. Nachschlagewerke, in denen darauf hingewiesen ist, wo die einzelnen, zu einer Materie gehörigen Anordnungen sich finden, sind ein unabweisliches Bedürfniß. Von noch größerer Bedeutung sind solche Werke für den Laien. Dieser ist nur zu gerne geneigt, auf einen ihn angehenden Sachverhalt die erste beste Rechtsregel, soweit sie seinen Wünschen paßt, zur Anwendung zu bringen und getrost auf die Richtigkeit dieses Vorgehens zu bauen. Nimmt er ein Nachschlagebuch zur Hand und erkennt daraus, wie selten sich auf die von ihm gestellten Fragen im Gesetz eine unmittelbare Antwort findet, wie komplizirt der Apparat von Bestimmungen ist, der meistens ineinandergreifen muß, um die Knoten, die das Alltagsleben so selbstverständlich schürzt, rechtlich zu lösen, dann kann er die Gefahr einer so oberflächlichen Rechtsanwendung einsehen. Ich wünsche dem Rechtsbuch für Nichtjuristen diesen Erfolg; es wird durch ihn denen, die nach ihm greifen, mehr nützen als durch die unmittelbaren Aufschlüsse, die es in einfachen Fällen zu geben vermag. Das Buch ist übersichtlich angeordnet, sehr reichhaltig und hübsch ausgestattet.

Shakespere in Frankreich. Von Prof. Eugen Fierlinger. Jahresber. d. Staats-Realschule Olmütz. 1900. — Nach der flüchtigen theoretischen Einführung Shakespeare's in Frankreich, wie sie durch Saint-Evremond und La Motte-Houdard erfolgt war, suchte der „dritte" tragische Klassiker der großen Nation, Voltaire, dessen praktische Einführung, die zu dauernder Freiheit der französischen Bühne führen sollte. Doch ging Voltaire dabei sehr vorsichtig zu Werke, denn die französische Bühne war als Institution stärker als alle politischen, kirchlichen und sozialen Einrichtungen, so daß ein Antasten derselben als ein Verrath an der Nation erschien. Allein der gefallsüchtige Dichter der Zaïre wurde, als Shakespeare in Frankreich immer mehr emporwuchs, selbst der erbittertste Feind des großen Briten und richtete jene polemischen Briefe an die Akademie 1776 und 1778 und an literarische Kritiker und Celebritäten, die Shakespeare nur größer, ihn aber kleiner machten, wie denn Diderot begeistert ausruft: Shakespeare ist ein Koloß, zwischen dessen Beinen alle anderen Tragiker, Voltaire einbegriffen, durchgehen. Aber erst, als der „Jean Bourgeois" den „Monsieur de Voltaire", die unverfälschte Natur alles Pretiöse und Gespreizte zu Boden gerungen hatte, öffnete sich den Franzosen die große Welt Shakespeare's. „Wo früher der kühle Verstand nur Roheit, Unnatur und Verwirrung sah, dort fühlt der wieder erweckte und empfänglichere Sinn Wahr-

heit, Natürlichkeit and Einheitlichkeit. Die poetischen Perlen liegen nicht mehr im Dunghaufen, wie Voltaire erklärte; man ist gewahr worden, daß sie in lauterem Gold gefaßt sind und daß dieses Geschmeide die Krone des Dichterfürsten ist." Bezeichnend ist es auch, daß Letourneur, der geistvolle Uebersetzer Shakespeare's, den Akademiesitz erhält, der durch Voltaire's Tod frei geworden ist. Der Verfasser schildert in geistreicher und übersichtlicher Art den in Frankreich oder eigentlich in Paris für und wider Shakespeare geführten Kampf — die Beeinflussung, insbesondere Frankreichs nach dem ersten Empire durch den deutschen Shakespearekultus, sowie die Experimente der „Romantiker" und der „Realisten". Die Abhandlung verdient die Beachtung der literarischen und findet gewiß auch das volle Interesse der gebildeten Welt. N—o.

m. **Zwei unbekannte Dokumente von Ludwig dem Baier.** In dem Archiv des Fürsten Colonna in Rom hat **P. Kehr** unter anderen unveröffentlichten Dokumenten zwei Aktenstück: Kaiser Ludwigs des Baiern gefunden, die er in dem jetzt erschienenen Doppelheft der „Römischen Quartalschrift für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte" 1901, 1 und 2 abdruckt. Aus Pisa 23. Oktober 1327 belehnt König Ludwig den Grafen Johannes Mohac von Chiaramonte, Herrn von Ragusa, mit den dem Grafen Thomas von S. Severino abgesprochenen Herrschaften. Die für die Geschichte Ludwigs des Baiern wichtige Urkunde ist diplomatisch sehr merkwürdig. Ein Gegenstück dazu besitzen wir in Johannes XXII. Bulle vom 4. Januar 1331 Ed. Winkelmann Acta Imperii II 796 n. 1133. Das Stück im Archiv Colonna ist unfertig geblieben und zeigt keine Spur einer Besiegelung. Auch für das Lehnrecht ist das Dokument durch die Fülle der darin gebrauchten lehnrechtlichen Ausdrücke interessant. — Das zweite der veröffentlichten Kaiser Ludwig-Dokumente ist von München 11. Februar 1336 datirt. In demselben erlaubt Kaiser Ludwig dem König Friedrich von Sicilien anderweitige Bündnisse einzugehen, vorausgesetzt, daß sie nicht gegen die zwischen ihnen bestehende Liga verstoßen. P. Kehr zieht weiter keine geschichtlichen Folgerungen aus diesen Dokumenten und will die Erklärung ihrer Bedeutung und Einreihung in die Ereignisse Berufeneren überlassen.

* **Deutsches Bureau der internationalen Bibliographie der Naturwissenschaften.** Der „Reichs-Anzeiger" verkündet amtlich, daß für die Mitwirkung bei der Herstellung eines internationalen Kataloges der Naturwissenschaften für Deutschland eine besondere Geschäftsstelle unter dem Titel „Deutsches Bureau der internationalen Bibliographie der Naturwissenschaften" in Berlin errichtet und zur Leitung des Bureaus der Oberbibliothekar Dr. Oskar **Uhlworm** berufen worden ist. Dr. Uhlworm ist Ende April zum Oberbibliothekar bei der hiesigen königlichen Bibliothek ernannt worden, um eine staatliche Anstellung zu erlangen, damit dem Bureau, wenigstens vorläufig, eine etatsmäßige Beamtenstelle nicht verbunden ist; vorher war Hr. Uhlworm Bibliothekar der Stadtbibliothek in Kassel. Der Plan, eine internationale Organisation, die alle auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Mathematik erscheinenden Bücher und Aufsätze fortlaufend aufzuzeichnen hätte, ins Leben zu rufen, ist im Schoße der **Royal Society** in **London** entstanden. Seit vielen Jahren schon ist es schmerzlich empfunden worden, daß wegen der ungeheuren Steigung der literarischen Produktion auf dem Gebiete der Naturwissenschaften die vorhandenen Bibliotheken und Jahresberichte weder dem Gelehrten noch dem Praktiker einen vollständigen Ueberblick über den jeweiligen Stand der naturwissenschaftlichen Forschungen geben konnten. Die Royal Society dachte sich die Ausführung ihres Planes so, daß jedes Land die innerhalb seiner Grenzen erscheinenden Arbeiten verzeichnen und die Titel in regelmäßigen Fristen einer Zentralstelle, der die Vereinigung und Drucklegung des ganzen Materials obläge, übermitteln sollte. Zur Prüfung des Planes wurden zwei internationale Konferenzen, in denen auch das Deutsche Reich vertreten war, nach London berufen; eine Verständigung wurde leicht erzielt, und in einer Berathung mit hervorragenden Vertretern der Naturwissenschaften aus ganz Deutschland, die im Reichsamt des Innern stattfand, wurde eine Betheiligung des Reiches einmüthig empfohlen. Es wurde infolgedessen beschlossen, in Berlin ein „Deutsches Bureau" zu errichten, während die Zentralstelle in London eingerichtet wird. Dieses Bureau ist jetzt eröffnet worden. Für die erforderlichen bibliographischen Vorarbeiten, mit denen wegen seiner früheren Arbeiten auf diesem Gebiete schon Dr. Uhlworm betraut wurde, bewilligte der Reichstag bereits für das Etatsjahr 1900 15,000 M. Die auf das Reich entfallenden fortdauernden Kosten sind auf etwa 27,500 M. jährlich veranschlagt worden; da außerdem für die erste Einrichtung der Zentralstelle in London ein Zuschuß von 2500 M. geleistet werden muß, so sind in den Reichshaushaltetat für 1901 30,000 M. eingestellt worden. Die Eröffnung des „Deutschen Bureaus", die schon für Anfang d. J. ins Auge gefaßt war, hat sich, wie auch die Zentralstelle in London etwas verzögert. Da auch in den übrigen Ländern, die sich dem Unternehmen angeschlossen haben, die Bureaux in kürzerer Zeit in Thätigkeit treten werden, so wird es hoffentlich nicht zu lange dauern, bis die ersten Arbeiten des internationalen wissenschaftlichen Unternehmens zur Benützung bereitgestellt werden können.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

**Zum Tempel der Göttin Aphaea auf Aegina.** Als ich den Aufsatz des Hrn. Prof. Furtwängler in Nr. 149 (vom 3. Juli) dieser Beilage las, fiel es mir auf, darin nicht erwähnt zu finden, daß bald vor 40 Jahren schon einmal versucht worden ist, die Göttin Aphaia in das Besitzrecht des Tempels auf Aegina einzusetzen. **Hermann Kurz** in Kirchheim u. d. Teck (doch wohl nicht der bekannte Dichter und Novellist?) hat im „Neuen Schweizerischen Museum", herausgegeben von Köchly, Vischer und Kießling, in Band III auf S. 96—101 in einem kurzen, aber frisch geschriebenen Aufsatze einen „Schreibfehler im Herodot" nachgewiesen und sehr glaubhaft gemacht, daß die Aegineten die im Schiffskampfe den Samiern unter Polykrates abgewonnenen Schiffschnäbel, welche die Gestalt von Eberköpfen hatten, als Weihgeschenk in das Heiligthum der **Aphaia** (statt der **Athena**, wie III. 59 im Texte steht) gestiftet haben. Diese Vermuthung hat nun durch Auffindung der Weihinschrift des Tempels selbst eine glänzende Bestätigung erfahren; auch der damals erfolgte Einspruch von Prof. Ad. Michaelis in derselben Zeitschrift S. 213—218 ist hinfällig geworden bis auf einen Punkt: den Umstand nämlich, daß „eine Viertelstunde westlich vom Tempel in einer am Wege liegenden Kapelle des heil. Athanasios" „ein großer Block von pentelischem Marmor" „in Zügen, welche etwa auf die Zeit des peloponnesischen Krieges hinweisen", die Inschrift trägt: **Grenze des Tempelbezirks der Athena.** Da die Inschrift auch von Ludwig Roß geprüft und herausgegeben ist und sich nach Lage der Orte auf einen anderen Tempel nicht wohl beziehen kann, auch an weite Verschleppung schwer zu denken ist, so stehen wir hier vor einem Räthsel, dessen Lösung gegenwärtig versucht werden muß. Mit Recht weist Michaelis darauf hin, daß des Pausanias Besuch sich auf die Stadt und das Panhellenion beschränkt zu haben scheint, da der Reisende auch über andere sonst erwähnte Heiligthümer schweigt. Sollte etwa, als Aegina nach hartnäckigen Kämpfen mit Athen seine Selbständigkeit völlig eingebüßt hatte und die Bewohner der Insel vertrieben und durch attische Kleruchen ersetzt worden waren, auch jener Tempel für die ionische Athene **umgeweiht** worden sein? Die Sache bedarf jedenfalls jetzt näherer Untersuchung. — Ich erinnerte mich neulich sogleich an die damals in einen Text des Herodot von mir eingetragene Notiz; allein erst heute habe ich die erwähnte Zeitschrift meiner längst verstorbenen Freunde Köchly und Vischer wieder zu Gesicht bekommen und das Dilemma feststellen können.

München, 13. Juli 1901. Dr. A. **Baumeister.**

* **Max Müllers Briefe an Alexander v. Humboldt.** Die Wittwe Max Müllers ist, wie bekannt, zur Zeit mit den Vorarbeiten einer Biographie ihres Gatten beschäftigt. Auf ihre durch die Zeitungen veröffentlichte Bitte sind ihr sehr viele Briefe des Heimgegangenen theils abschriftlich, theils im Original zur Benutzung anvertraut worden. Max Müller, der in lebhaftem Briefwechsel mit den berühmtesten Männern seiner Zeit gestanden hatte, erfreute sich unter anderem auch der Freundschaft Alexander v. Humboldts, und die Briefe dieses großen Gelehrten an Müller haben sich denn auch in dessen Nachlaß vorgefunden. Dagegen sind die Briefe Müllers an Humboldt nicht aufzufinden gewesen, und die Vermuthung liegt nahe, daß sie in den Besitz von Autographensammlern übergegangen sein werden. **Frau Professor Max Müller in Oxford**

richtet daher auf diesem Wege die Bitte an die Besitzer Müller'scher Briefe an Humboldt, ihr genaue Abschrift derselben gütigst zukommen zu lassen. Auch sonstige Müller'sche Briefe sind ihr adichriftlich sehr erwünscht.

* In **London** wird in den Tagen vom 10. bis 14. Juni die im Besitz des Earl of Ashburnham befindliche kostbare **Sammlung von Handschriften** zur Versteigerung gelangen. Diese Sammlung war vor der Revolution in Paris im Jahre 1848 durch den Franzosen Paul Barrois angelegt worden, von dem sie im folgenden Jahre der Earl of Ashburnham erwarb. Sie enthält eine große Anzahl von Handschriften, historischen, theologischen, literarischen, und zwar besonders italienische und französische aus dem 13. bis 15. Jahrhundert, darunter Schriften von Dante, Boccaccio, Petrarca, ferner frühe Handschriften der Evangelien und Episteln, griechischer und römischer Klassiker, der Kirchenväter seit Augustin, sodann eine lange Reihe von Dokumenten zur englischen Geschichte. Viele Handschriften enthalten schöne Miniaturen, wie die Facsimiles des illustrirten Katalogs zeigen.

* **Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.** — Die diesjährige Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine wird vom 24. bis 26. September in **Freiburg** i. B. stattfinden, am 23., bezw. 24. September ebenda auch der zweite „Tag für Denkmalpflege". Der Ortsausschuß in Freiburg i. B. besteht aus den HH. Professor Dr. Finke als Vorsitzendem und Stadtarchivar Dr. Albert als Schriftführer (beide zugleich Vertreter der Gesellschaft für Geschichtskunde), Domkapitular Dr. Decher und Professor Dr. Bebeele (Kirchengeschichtlicher Verein für das Erzbisthum Freiburg), Rechtsanwalt Siebel und Professor Dr. Dieffenbacher (Breisgauverein Schauinsland), Professor Dr. Kluge, Prorektor (Universitätsvertreter) und Stadtrath, Professor Dr. Gruber (Stadtvertreter). Vorträge in den Hauptversammlungen haben übernommen die HH. Professor Dr. Stutz: Rechtsgeschichte des Freiburger Münsters; Stadtarchivar Dr. Albert: Die historischen Vereine Badens und ihre Wirksamkeit; Professor Dr. Dieffenbacher: Beiträge zur badischen Volkskunde aus Grimmelshausens Simplicissimus. Außerdem sind in Aussicht genommen: am 24. September Fest der Stadt Freiburg für den Gesammtverein und den „Tag der Denkmalpflege", am 26. September Ausflug mit Sonderzug nach Donaueschingen.

* **Der bekannte dänische Archäologe Professor Waldemar Schmidt, der seine Spezialwissenschaft schon mit mehreren hervorragenden Arbeiten bescheert hat, arbeitet zur Zeit an einem Katalog der ägyptischen Alterthümer in sämmtlichen Museen Europa's. Zu diesem Zwecke hat der Forscher bereits eine Reise nach allen größeren Städten des Festlandes angetreten.**

* **Jena.** An der hiesigen Universität ist in diesem Halbjahre zum erstenmal ein **Kursus für wissenschaftliches Zeichnen** veranstaltet worden. Die Leitung wurde dem Lithographen **Giltsch** übertragen, der durch seine mustergültigen Arbeiten für Häckels Werke bekannt geworden ist.

* **Leipzig.** Der Rektor der Thomasschule Prof. Dr. **Jungmann** ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität und zum Direktor des praktisch-pädagogischen Seminars ernannt worden. — Der Privatdozent **Bredig** ist als außerordentlicher Professor der Chemie an die Universität **Heidelberg** berufen worden.

* **Berlin.** An der Technischen Hochschule ist, wie der „Tägl. Rdsch." geschrieben wird, bei der Abtheilung für Maschineningenieurwesen der Regierungsbaumeister Max **Buhle** als Privatdozent für Eisenbahn- und Transportmaschinenbau, in der Abtheilung für Bauingenieurwesen der ständige Mitarbeiter am kgl. meteorologischen Institut Dr. **Kaßner** als Privatdozent für Meteorologie zugelassen worden. — Ferner ist, wie die „Bauingenieur-Ztg." meldet, der bisherige Konstruktionsingenieur **Rombeeg** zum etatsmäßigen Professor ernannt worden.

wg. **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor für Laryngo- und Rhinoskopie an der Universität in **Wien** Dr. Ottokar **Chiari** und der Privatdozent für dasselbe Fach daselbst Dr. Marcus **Hajek** wurden zu korrespondirenden Mitgliedern der laryngologischen Gesellschaft in **Berlin** ernannt. — Der Konstrukteur bei der Lehrkanzel für Maschinenbau II. Kurs an der technischen Hochschule in **Wien**, Karl **Kabes**, wurde zum Honorar-Dozenten der theoretischen Maschinenlehre an der genannten Hochschule ernannt.

* **Paris.** Die Académie des Sciences hat beschlossen, einen der höchsten Preise, über welche sie verfügt, den Lecomte-Preis, in der Höhe von 50,000 Fr., dem Afrikaforscher **Foureau** zuzuertheilen, der, wie bekannt, die letzten französischen Sahara-Expeditionen organisirte. — Im naturwissenschaftlichem Museum des Jardin des Plantes in Paris wurde dem 1889 verstorbenen Chemiker **Chevreul**, der das Alter von hundertunddrei Jahren erreicht hatte, am Freitag ein **Denkmal** gesetzt, ein Werk des Bildhauers Fagel.

* **Preisaufgabe.** Der Verwaltungsrath der **Wedekindschen Preisstiftung** für deutsche Geschichte hat für 1901 bis 1906 folgende **Preisaufgabe** gestellt: „Eine kritische Geschichte der sächsischen Bisthumsgründungen in der karolingischen Zeit". Bewerbungsschriften müssen vor dem 1. August 1905 eingesandt werden; der Preis beträgt 3300 M.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

A. **Moeller-Bruck**: Stilismus. (Die moderne Literatur, Bd. IX.) Berlin und Leipzig, Schuster u. Löffler 1901. — G. O. **Knoop**: Das Element. Roman. Edd. 1901. — **Die Insel.** 2. Jahrg., 9. Heft. Edd. 1901. — H. **Dernburg**: Das Bürgerliche Recht des Deutschen Reichs und Preußens. 1. Bd., 1. Lfg. 1. und 2. Aufl. Halle a. S., Waisenhaus 1901. — A. **Wagner**: Lehr- und Handbuch der politischen Oekonomie. 1. Hauptabth., 4. Theil, 2. Halbband. Leipzig, Winter 1901. — E. **Feen**: Leben, Liebe, Gestalten. Gentleman Gordon und andere Geschichten. — Der Selbstherrliche und andere Geschichten. — Aus einer anderen Welt. Leipzig, Schröter 1901. — Dr. jur. Anna **Mackenroth**: Ueber die Rechtsstellung der Frau im Vorentwurf zum schweizer. Zivilgesetzbuch. (S.-A. a. d. „Schweizer. Familien-Wochenblatt".) Zürich, Schroter 1901. — F. **Nietzsche**: Nachgelassene Werke. Bd. XVI und XVII. Leipzig, Naumann 1901. — K. **Telmann**: Dramen. Dresden und Leipzig, Reißner 1901. — H. St. **Chamberlain**: Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts (bespr. von H. C., Berlin). (S.-A. aus der „Gesellschaft".) Dresden und Leipzig, Pierson 1901. — J. **Hansen**: Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns und der Hexenverfolgung im Mittelalter. Bonn, Georgi 1901. — Dr. H. **Schiller**: Aufsätze über die Schulreform 1900. 1. Heft. Wiesbaden, Nemnich 1901. — Dr. G. **Bauch**: Die Anfänge des Humanismus in Ingolstadt. München und Leipzig, Oldenbourg 1901. — Dr. L. **Verkauf**: Die Alters-, Invaliditäts- und Stellenlosigkeitsversicherung der Privatbeamten und Handelsangestellten. Wien, Brand 1901.

Jahrgang 1901. München, Dienstag, 16. Juli. Nummer 160.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Burenkrieg.

Ein Bild aus der neueren Schweizergeschichte.

Von Albert Pfister.

Wo bei St. Jakob an der Birs
Ein Mann auf zehen kam,
Die sterbend zur Gesellschaft er
Mit sich zum Hades nahm.

Gottfr. Keller.

### I.

Rings um die Buchten des Vierwaldstätter Sees hat die Natur mit besonderer Vorliebe und Verschwendung ihre Reize ausgetheilt. Trotzige Bergriesen treten mit ihrem Fuß mitten ins blaue Wasser hinein; da ist das Ufer von schroffen, pralligen Felswänden umsäumt; dort wiegen sich am Strande herrlich gerundete Baumkronen und an anderem Orte öffnet sich der Blick in wiesige Winkel und heimelig stille Thäler. Unter all den Geländestreifen am vielgestaltigen See aber ist keiner so schattiggrün, wie das lieblich gelegene Nidwalden am südlichen und südwestlichen Ufer. In jeder dieser Thallandschaften am See wohnt eigenartiges Volk, pulsirt eigenartiges Leben; zu den eigenartigsten gehören gerade die Nidwaldener.

Wer von Luzern über Hergiswyl herkommt, steigt in Stansstad aus und hat bald durch Obst- und Buchenwald, an Nußbäumen vorüber, wie er sie so kuppelgewölbt nie gesehen, den Hauptort von Nidwalden, den Flecken Stans erreicht.

Das Ländchen Nidwalden bildet bekanntlich eine Hälfte des Kantons Unterwalden. Schon im 12. Jahrhundert entzweiten sich die Leute im Kanton Unterwalden; die Leute ob dem Wald und die nid dem Wald behaupteten, ganz verschiedene Interessen zu haben; so schieden sie sich friedlich und leben als Zwillingsbrüder nebeneinander. Der obere Theil der beiden Thäler, die Unterwalden bilden, mit den Orten Engelberg, Kerns und Sarnen heißt Ob dem Wald; der untere Theil aber mit der Uferlandschaft am See und den Orten Wolfenschießen, Stans, Buochs, Beckenried wird Nidwalden genannt, eines der winzigsten Staatswesen, die es überhaupt gibt. In dessen Hauptflecken Stans sind wir also angelangt und schon am Rathhaus, an der Kirche und am Kirchplatz nehmen wir ab, daß wir uns an einer der Stätten befinden, die dem Schweizervolk als heilige gelten.

Derartige Heiligthümer drängen sich förmlich um die Gestade des Vierwaldstätter Sees. In der nach Süden laufenden Bucht von Uri haben wir die Ecke für den Tell: in Altdorf Tell-Denkmal, am felsigen Ostufer Tells-Platte und am Mythen-Stein Schiller-Monument. Im Zeughaus zu Schwyz finden sich die Trophäen aus den Schlachten bei Morgarten, Sempach, Murten und anderen Kämpfen für die Freiheit. In Luzern hat Thorwaldsen mit dem Löwen-Monument treue Pflichterfüllung vor Augen geführt und hier in Stans wird die Erinnerung an Nikolaus von der Flühe wachgerufen und durch das Winkelried-Denkmal die selbstloseste Aufopferung für das Vaterland gefeiert. Ein weiteres Erinnerungszeichen findet sich auf dem Friedhof in Stans, eine Marmorplatte, deren Inschrift besagt, daß am 9. September 1798 im Kampfe für das Vaterland 414 Männer, Weiber und Kinder ihr Leben hingegeben haben.

Mit der Inschrift der Steintafel ist uns ein Freiheitskampf in die Erinnerung zurückgerufen, wie er ungleicher zwischen den Unterdrückern und den für Selbstbestimmungsrecht Fechtenden wohl niemals zum Austrag gekommen ist; es ist der Freiheitskampf des kleinen Staates **Nidwalden** mit seinen 10,000 Bewohnern gegen die weltbeherrschende **französische Republik** im Beginn des Herbstes 1798.

Was hat denn zu allen Zeiten den wirthschaftlich und politisch Schwachen die Kraft gegeben, was hat ihre Herzen so gestählt, daß sie gegen Weltreiche sich zur Wehre zu setzen vermochten? Was hat Griechen und Juden, Schweizer und Ditmarschen, Tiroler und andere schwache Völker, was hat heute die südafrikanischen Buren alle Weltklugheit, alle Vernunftgründe für leibliche Erhaltung vergessen lassen? — Es ist dieselbe Erscheinung durch die Jahrhunderte hindurch: Religion, Heimath, Freiheit, persönliche Männer- und Weiberehre, alles das schließt sich bei ihnen in einem einzigen Begriff zusammen. Damit stellen sie sich auf den Boden ursprünglicher großer und reiner Leidenschaft für das von den Vätern Ererbte, für das auf die Kinder zu Vererbende, für Menschenwerth so recht im einzelnen, von Mann zu Mann.

„Wir müssen kämpfen und leiden für das Recht unsrer Kinder!“ rief Dewet seinen Landsleuten zu. Alle diese Freiheitsvölker konnten und können es nicht glauben, daß sie in der Menschen Hände fallen sollen, ohne vorher im wörtlichsten Sinn niedergeworfen zu sein.

Nach den Feldzügen der Jahre 1795, 1796 und 1797 waren die Schätze der Niederlande, der Länder am Rhein und der italienischen Städte in Paris aufgehäuft worden. Der augenblicklichen Noth an wirklichem Geld, an Metallgeld, war dadurch gesteuert. Aber die Republik hatte sich einen riesigen Appetit und rasch verdauenden Magen angewöhnt. Man brauchte neue Mittel für den Bedarf der Gegenwart wie für die Pläne der Zukunft. Lange schon blickten die Begehrlichen nach den legendären

Millionen blanken Geldes im Staatsschatz in Bern, gehütet durch ein veraltetes Staatswesen, dessen einzige Kunst darin bestand, ängstlich nach allen Seiten Neutralität zu wahren und die hergebrachten Staatsformen zu erhalten, auch nachdem alles Leben längst aus ihnen gewichen war.

Ganz genau wußte man an der Seine, daß dies wunderliche Gebäude der Eidgenossenschaft nicht den kleinsten Stoß zu ertragen vermöge, daß es bei dem ersten Anlauf über den Haufen fallen müsse. Also galt es nur, einen anständigen Vorwand zum Kriege zu finden. Von den Millionen im Staatsschatz zu Bern und an anderen Orten durften so tugendhafte Leute, wie die Republikaner in Paris, natürlich nicht reden. Also die Freiheit! Man muß die Freiheit nach der Schweiz tragen, die Keime legen zu ein paar neumodischen Republiken unter französischer Gewalt und Aufsicht.

Es spielt sich immer die alte Geschichte ab, heutzutage wie ehemals: um die Goldfelder in Südafrika handelt es sich beileibe nicht, diese haben in den Augen der Tugend nicht den mindesten Werth; nein, die Freiheit soll in Afrika verwirklicht, ein altmodisches Regiment soll beiseite geschoben werden; ob die Leute wollen oder nicht, sie müssen sich befreien lassen.

In der Schweiz dachte man nicht daran, sich gutwillig zu geben. Der Glaube an sich selbst, an die eigene Kraft lebte unerschüttert in der Bürgerschaft fort. Erst vor kurzem war ein Züricher zu 400 Gulden Buße, Einthürmung, kirchlicher Abbitte vor Gott und der Obrigkeit und zu dem feierlichen Versprechen besserer Gesinnung verurtheilt worden, weil er im Wirthshaus, kannegießernd, bezweifelt hatte, daß die Schweiz sich gegen die Franzosen werde halten können.

Dieser Unverzagtheit der Bürger entsprach aber keineswegs die Leitung des Staates. Und dieser Staat zeigte ein gar wunderliches, ungelenkes Gefüge: an der Spitze ein Patriziat und von diesem abwärts eine sonderbare Stufenleiter von Dienstbarkeitsverhältnissen: herrschende Familien, herrschende Städte und Kantone, beherrschte Landschaften, unterthänige Gebiete und Schutzlandschaften. Was nichtsnutzig, pedantisch und partikularistisch war, das sah sich mit aller Sorgfalt gehütet; jedem Gedanken an Reform aber, an Zusammenfassung des Getrennten ging man schon von weitem aus dem Wege.

Zu den Aristokratien in den größeren Kantonen kamen noch die rein demokratischen Gemeinwesen der Urschweiz.

So konnte es nicht fehlen, daß im Augenblick der Gefahr Rathlosigkeit und Schwäche herrschten. In allen Kantonen, namentlich in den Territorien um den Genfer See, hatten sich die Ideen der neufränkischen Republik warme Freunde und Verfechter erworben. Schon dadurch war den einbrechenden französischen Heeren der Boden geebnet.

Auf immer kleinere Kreise zog sich der Widerstand der Schweiz zusammen: zu Anfang des Jahres 1798 fochten Bern und seine nächsten Freunde; im Frühling desselben Jahres stand nur noch die Urschweiz im Felde und im September wagte nur noch das kleine Nidwalden das Schwert zu erheben. Mit dem 10. September aber war alles still geworden in den Thälern groß und klein.

Als in den ersten Wochen des Jahres 1798 Bern die Genossenschaft zu Hülfe rief, verhallte seine Stimme fast ungehört. Gemeinschaftliche Ziele waren längst fremd geworden; am 5. März zogen die Franzosen in Bern ein; unter großem Frohlocken wurde der Schatz in Empfang genommen und verpackt: wie Rettige schossen neuartige kleine Republiken aus der Erde: lemonische, rhodanische, helvetische, Tellgau u. a.

Mit Anfang des April 1798 aber fanden es die fremden Gewalthaber für gut, alle die einzelnen Splitter und Gegensätze zu vereinigen und einzuebnen durch die einheitliche Verfassung der einzigen und untheilbaren helvetischen Republik. — Den am Alten Hängenden war das Alles zu schnell gegangen; in ihrer naiven Auffassung der Dinge konnten sich die Leute in der demokratischen Urschweiz nicht an den Gedanken gewöhnen, die Selbstregierung aufgeben zu müssen, um von andersher Gesetze zu empfangen. Wo sonst die größte Einfachheit geherrscht hatte, da trat jetzt theatralischer, oftmals läppischer Pomp auf; wo der Eigenwille der Landsgemeinde den Ausschlag gegeben, da mußte man sich jetzt nach den Befehlen der Zentralregierung in Aarau nach den aus Paris kommenden Weisungen richten.

Dazu schien die katholische Religion in ihren Grundpfeilern bedroht. Das rief die volksthümlichen niederen Priester an die Spitze der Bewegung, welche sich in den Kantonen um den Vierwaldstätter See ausbreitete. Die höheren Geistlichen, „die Bürgeräbte“ und „die Bürgermönche“ hatten bald ihren Vortheil begriffen und sich auf die Seite des Stärkeren gestellt. Derartige Politik war es auch, die den Halbkanton Obwalden von dem rein demokratischen Zwillingsbruder Nidwalden trennte. Für Widerstand gegen die helvetische Konstitution entschieden sich nur fünf Kantone: Zug, Glarus, Schwyz, Uri, Nidwalden.

Ein am 1. April 1789 in Schwyz abgehaltener Kriegsrath bestimmte: Alois Reding, eben aus spanischen Diensten heimgekehrt, solle Oberbefehlshaber sein über das Bundesheer von 10,000 Mann. Zunächst suchte man mit gütlichen Mitteln den Ausgleich. Allein die Abgesandten der Urschweiz wurden mit höhnischen Reden aufgenommen und so beschloß der Volksunwille, loszuschlagen.

Anfangs ging alles gut; Luzern wurde eingenommen. Aber inzwischen hatte der französische Obergeneral Schauenburg, ein Elsässer, Zeit gewonnen, um Kräfte zusammen zu ziehen und die Urschweizer in die Berge zu drängen.

In den ersten Tagen des Mai focht Reding minder glücklich an der Schindellegi; wie ein reißender Bergstrom stürzten die Freiheitskämpfer von Schwyz, Männer, Knaben, Greise und Weiber, über den Feind her. Da brach eine böse Kunde die starken Herzen: einer der Führer, Marianus Herzog, war zum Verräther geworden. Reding mußte nochmals zurück und sah sich genöthigt, in Unterhandlungen einzutreten.

Am 14. Juli 1798 war überall in der Schweiz die Einheitsverfassung der Helvetischen Republik durchgesetzt worden. Aber noch fehlte die Hauptsache: sämmtliche Bürger sollten den Eid auf diese Verfassung leisten. Mißtrauisch blickten die Leute auf die neue Eidesformel hin, aus welcher geflissentlich die Berufung auf eine allwissende göttliche Vorsehung gestrichen war.

Die Bedenken über den Bürgereid bildeten die nächste Ursache des Unglücks für Nidwalden. Diese in Religionssachen durchaus stabilen Leute erblickten hierin und in dem ganzen Vorgehen der Franzosen gegen die Kirche lauter Verletzungen der Kapitulation vom 13. Mai, welche, zwischen Nidwalden und den fremden Machthabern geschlossen, dem Ländchen die Beibehaltung der alten hergebrachten Religion zusicherte. Dazu hatten die neugebackenen Behörden und französischen Wichtigthuer es verstanden, sich so unbeliebt wie möglich

zu machen. Der fortwährenden Einengungen und Bedrohungen überdrüssig, verjagten die Nidwaldener om 18. August ihre neuen Behärden, in deren Gedankenkreis sie sich unmöglich hineinfinden konnten.

Auf dies hin zog der Oberbefehlshaber der Streitkräfte in der Helvetik, General Schouenburg, sofort fronzösische Truppen zusammen, verfügte Grenzsperre gegen das kleine Gebiet von Nidwalden und gab den Bewohnern Bedenkzeit zur Unterwerfung bis zum 6. September.

Wie es ober zu geschehen pflegt, wondelte das Volk Reue on ob seiner im Zorn verübten Missethat. Mon suchte die obgesetzten Behörden zu versöhnen und sandte Deputirte nach Aarou, wo dos Direktorium der Helvetischen Republik residirte. Der Prösident dieses Direktoriums indeß, Cäsor Loharpe, derselbe, der Erzieher in der koiserlichen Familie von Rußlond gewesen war, bereitete den Nidwaldenern einen schlechten Empfang: „Mit Rebellen verhondelt man nicht!“ — Lebend oder todt salle das Nidwaldener Valk eine Anzohl seiner Führer, darunter drei Geistliche, ousliefern und sich unbedingt unterwerfen.

In solchen Zeiten der Noth denkt man on die Hülfe der Brüder. Jo, man sandte sogor noch Bregenz, um österreichische Hülfe oder Vermittelung zu erbitten. Vergeblich; die Oesterreicher vertrösteten auf nöchstes Jahr. Dagegen koin von dorther der kriegerische, schon vom Frühjchrskrieg her bekannte Kopuziner Styger nach Stons, um in den benachborten Kantonen zu agitiren.

Allein nichts rührte sich; keine Regierungsbehörde, weder in Schwyz, noch in Uri wogte es, sich der Nidwoldener anzunehmen. Ueberoll sperrte man die Grenze noch dem unglücklichen Löndchen hin. Nur 200 Mann ons Schwyz konnten es nicht übers Herz bringen, ruhig zuhouse sitzen zu bleiben, während man die Brüder abschlachtete; zu ihnen stießen noch 30 Mann ous der zu Uri gehörigen Gemeinde Seelisberg. Diese 230 Mann schlugen sich durch die Wachen am See durch und kamen nach Stons als einziger Zuzug von oswärts.

Die Nidwaldener ihrerseits beriefen auf den 29. August die Landsgemeinde, den „Landesfürst“, in gewohnter Weise noch Wil bei Stons ouf die graße Wiese. Man beschloß, die Auslieferung der Anführer zu verweigern, ouf kein Schreiben mehr zu antworten, einem Kriegsrath die Regierung zu übergeben und alle Wehrpflichtigen sommt dem Londsturm aufzubieten.

Sallte man denn wirklich dies kleine Hirtenvolk in Krieg stürzen mit der fronzösischen Obergewolt? Dies Valk, das nur 10,000 Seelen zöhlte und mit den Zuzüglern nicht einmal 2000 Mann ouszustellen vermochte?

Wollte mon nicht ehrlos werden, so mußte man sich zur Nothwehr anschicken; man dürse sich erst unterwerfen, wenn olle Kraft gebrochen sei, dahin ging die Meinung; wenn nicht Mann, nicht Weib, nicht Knobe mehr die Kroft besitze, die Büchse anzulegen, oder den Morgenstern zu schwingen, dann sei es vor Gott und der Nochwelt gestottet, der Uebermacht zu weichen.

Einzelne mochten noch schwanken zwischen grimmigem Entschluß und zeitgemäßem Nochgeben. Do, am 7. September, trof ein Schreiben des Generals Schouenburg ein:

„Irregeführte Menschen, die ihr die wohre Freiheit mit Füßen tretet, ihr setzet mich in die trourige Nothwendigkeit, euer Land mit Feuer und Schwert zu verheeren. — Ich verspreche euch bei ollem, was heilig ist, diejenigen von euch als Freunde zu behondeln, welche innerhalb zweimal 24 Stunden ihre Waffen in unsre Hönde ablegen und die Aufwiegler des Volkes ohne Verschub ausliefern.“ — Jetzt, da man auch die Waffen abverlongte, on denen dos Valk so sehr hing, wor olles für Widerstond bis zum äußersten.

Bold glich das grüne Land Nidwolden einem Kriegsloger. Für den regelmäßigen Dienst war die waffenfähige Mannschaft in zehn Rotten (Kompognien) eingetheilt, zusammen gegen 1200 Mann. Diese Zohl ließ sich vermehren, wenn man bis zum 60. Lebensjohre einberief. Einzelne Leute ober gingen ouch ab: sie mußten dos Vieh besorgen oder waren pflichtvergessen und landflüchtig geworden.

An Waffen besoß Nidwolden 6 Kanonen und 2 „Feldschlönglein“; dozu 800 neue, treffliche Geradzuggewehre, viele hundert Morgensterne und Jogdgewehre. Mit den jungen Mädchen und halbwüchsigen Burschen, die sich den Greisen im Landsturm zugesellten, mögen am 8. Sept. 1798 gegen 2000 Bewaffnete on den Grenzen Nidwaldens gestonden sein. Aengstlich rechnete man mit jedem Arm, der sich erheben kounte, um den vielen Posten am See van Beckenried bis Stansstod und on der Grenze gegen Kerns, Sornen und Alpnach hin genügen zu können; sorgfältig hütete mon den Pulvervorroth und zählte die Kugeln, ols wären es Juwelen.

Mon wußte, daß die Fronzasen eine Menge großer Nonen zurichteten, um von Luzern über den See zu fohren und am Gestade von Nidwalden zu landen. Deßholb wurden Posten in Buochs und Kehrsiten aufgestellt, namentlich aber in Stansstod, wo der Kommandant Zundelnozi, d. h. der Zunderhändler Ignoz Hunziker, ein höchst energischer Monn, sein Hauptquartier aufschlug. Anführer der gesammten Nidwoldener Streitmacht scheint ein Fischer, Ludwig Frnonz aus Stansstnd, gewesen zu sein. In Wirklichkeit leiteten ouf jedem Punkt die örtlichen Gräßen, namentlich die Ortsgeistlichen, gonz willkürlich. — „In Stansstad wurde ein Fünfpfünder-Geschützstück, der sogenannte Zürihund, ous dem Kappelerkriege erbeutet, ongebrocht, der ein herrliches Vertheidigungsfeld vor sich hatte.“ Der Hauptposten mit 600 Schorfschützen besond sich an der Grenze gegen Obwolden hin mit Front nach Süden gegen den Wold von Kerns. Hinter diesem Posten, bei Allweg, die Reserve.

General Schauenburg nahm sein Hauptquartier in Luzern, Vartruppen in Hergiswil. Er somnelte hier 5 Halbbrigoden (Regimenter): die 13. und 44., 38., 76. und 106. Von diesen hatte sich die 44., ihrer besonderen Wildheit halber, allgemein gefürchtet gemacht; unter dem Nomen „die Schworzen“ war sie überall bekannt. Zu diesem Fußvolk stießen noch Husaren und Artillerie; in allem gegen 14,000 Mann. Am 6. September hotten die Fronzosen Sarnen, Kerns und Alpnach besetzt.

So nohe stonden sich schon die ungleichen Kämpfer, daß mon im Lager der Fronzosen das olte Heerharn der Nidwaldener, das „Londhelmi“, hören kounte, wie es mit unheimlich aufschwellendem Tone von den Bergen herob und aus allen Winkeln die unverzogten Männer on die bedrohten Grenzen rief.

Niemols hatte bisher eines Feindes Fuß dies grünschattige Heiligthum, dies kleine Poradies Nidwolden betreten; mit festem Glauben blickte mon ouch jetzt ouf die Schutzwehren, ouf Berge und See und auf die monnhaften Vertheidiger. — Jeder kannte die Armuth und den Reichthum seines Heimathbodens und verobscheute die Besudelung desselben durch den Fußtritt der Fremden. Nochmols zählten die Führer jeden Mann karg ab, sahen nach den Geschützen und ordneten zugleich die

zumeist mit Morgensternen bewaffneten Haufen des Landsturmes, unter die sich auch Weiber, Mädchen und Knaben gemischt hatten.

(Schluß folgt.)

---

## Zur Geschichte der schwäbischen Ansiedelungen in Transkaukasien.

Von Dr. Hugo Grothe.

II. (Schluß.)*)

Wie die Ankunft der Hauptschaar kolonnenweise sich zutrug, so erfolgte auch meist sofort nach diesen Abtheilungen, in denen sich die Angehörigen benachbarter heimathlicher Dörfer zusammengefunden hatten, ihre Wohnhaftmachung. Vornehmlich in der weiteren Umgebung der beiden damals größten Bevölkerungszentren Tiflis und Elisabethpol fand die Niederlassung statt. Die von der ersten Kolonne ausgeschickten Vertrauensmänner hatten sich für eine 25 Werst südwestlich von der Hauptstadt gelegene Stelle am Flüßchen Assuret entschieden. Ein kleiner, bei Regenwetter aber die Uferschollen weithin tränkender reißender Waldbach, durchfließt die Assuret ein enges Gebirgsthal. Etwa am mittleren Laufe dieses Flüßchens, wo die theils mit Niederwald bewachsenen, theils kahlen schroff gebildeten Bergwände in ein fruchtbares Hügelland übergehen, da ließen sich die Ansiedler nieder und erbauten „Elisabeththal".[3]) Die drei Lebensbedingungen glücklichen Gedeihens, gute Luft, guter Boden, gutes Wasser waren vorhanden und so ist heute Elisabeth die gesündeste, wenn auch nicht reichste deutsche Ortschaft Transkaukasiens geworden. Denn außer der schmalen Uferzone des Assuret fordert der trockene, steinige Hügelboden viel Schweiß und Zeit zur Bebauung. Weniger glücklich war die vierte und fünfte Kolonne. Sie hatten an den Ausläufern der armenischen Gebirgskette unweit der Heerstraße Tiflis-Elisabethpol (180 Werst südöstlich von ersterem) beim Ausfluß des Schamchor aus den wilden Bergschluchten in eine Ebene von fettem üppigem Boden einen Platz ausgelesen. Die Mahnungen der Einheimischen, daß die dortige Erde zu feucht und von Fieberdünsten überlagert sei, blieben unbeachtet. So starben in „Katharinenfeld" denn nach Verlauf eines Jahres schon von 700 Ansiedlern 250, also über ein Drittheil. Die Ueberlebenden flüchteten nach einem besser gelegenen Fleck, nämlich in die breite Thalsohle des Mushaverflusses, 60 Werst südwestlich von Tiflis. Reicher Segen hat für das einstige Unglück entschädigt. Heute dehnen sich zu Seiten des Muschawer, der in zahlreichen Rinnsalen das Land bewässert, die prächtigsten Weingärten und Obstpflanzungen und ansehnlich erheben sich die zweistöckigen, mit zierlichen Holzveranden umzogenen steinernen Wohnhäuser der Kolonisten, ein beredtes Zeugniß von nie rastendem Fleiß und Gottvertrauen.

In unmittelbarer Nähe von Tiflis fanden drei Gründungen statt, die von „Tileth" mit 17 Familien 10 Werst westlich, von „Alexandersdorf", 5 Werst nördlich mit 26 Familien und von „Neutiflis". Am östlichen Ufer der Kura sieht man heute Felder und Weiden sowie kleine Obstgärten sich um das saubere Dörfchen Alexandersdorf ziehen. Da eine stärkere kunstgemäße Bewässerung des Bodens wegen des mehrere Meter über dem Fluß gelegenen Ufers und infolge der Schwerfälligkeit der Ansiedler in technischen Dingen bisher nicht bewerkstelligt wurde, ist bis heute die Viehzucht ihr Haupterwerbszweig geblieben. Alle Morgen bei Tagesgrauen fahren kleine Ein- und Zweispännerwagen, meist von Frauen und Mädchen kutschirt, durch die Stadt, die Milch, Butter und Käse zu Markt bringen. Der geplanten Hebung von Tiflis Rechnung tragend, las Gouverneur Jermolof die besten Gewerbekundigen, vornehmlich Strumpfwirker, Weber, Tuchmacher, Nagelschmiede, aus allen Kolonnen aus und bildete aus ihnen eine besondere Handwerkerkolonie, 2 Werst nördlich von der damaligen Stadt. Bald wuchs Tiflis aus seinem einstigen Umfang heraus, und rückte an die deutsche Niederlassung Neutiflis heran. 1861 wurde sie als deutsche Gemeinde aufgelöst und mit Tiflis verbunden. Gegenwärtig zeichnet sich jener Stadttheil durch breite Straßen mit modernen Häuserbauten und mächtigen Baumreihen aus. Die bescheidenen Häuschen, welche die Zeit der ersten deutschen Ansiedelung bezeugten, sind längst verschwunden. Die Eigenthümer der Villenbauten und Miethkasernen sind zur verschwindenden Minderzahl Deutsche. Die Armenier waren es, die durch allerlei Verlockungen und Versprechungen den Kolonisten Haus und Hof abzuschwindeln verstanden und auf dem Grund der alten Kolonie ihre Spekulationen trieben.

Für die Mitglieder der achten, neunten und zehnten Kolonne war ein Platz im Kreis Elisabethpol bestimmt. Die dorthin entsandten Vertrauensmänner kehrten unzufrieden zurück und jammerten, daß man mitten zwischen ungläubige und wilde Tatarensiedelungen zu sitzen käme. Alle Bitten auf Gewährung von Land in der Nähe der übrigen Kolonisten blieben unerhört. Die Zaudernden wurden schließlich gewaltsam durch Kosaken an ihren Bestimmungsort transportirt. „Helenendorf" benannte man diese stärkste, mit 126 Familien gebildete Kolonie, die sich zur reichsten und neben Katharinenfeld zur bevölkertsten aller Kolonien emporgeschwungen hat. Prächtig ist die Lage des Ortes. Nähert man sich von Elisabethpol, so stehen breite Gebirgsketten im Hintergrunde. Plötzlich erhebt sich zur Linken ein grüner mit Buschwerk überzogener Bergkegel und neben ihm öffnet sich eine Thalschlucht, aus der ein stattlicher Fluß hervorschießt. An seinen Ufern hat sich das Eden von Helenendorf ausgebreitet. Wie bei Katharinenfeld geben die lebhaft pulsirenden, meist durch kunstvolle unterirdische Schachte gespeisten Kanäle aller Bodenkultur Saft und Leben. Ein feuriger Wein gedeiht auf dem kreidigen Felsboden. Erst wollte es erscheinen, als ob eine Zukunft Helenendorfs kaum zu erwarten sei,[4]) aber seitdem durch die Bahnlinie Batum-Tiflis-Baku das nur 11 Werst nördlich gelegene Elisabethpol dem Verkehr erschlossen wurde, hat sich der Absatz der Produkte der Kolonie mächtig entwickelt.

Eine Niederlassung, die ebenfalls im Gouvernement Elisabethpol und zwar 32 Werst nordwestlich von der

*) Siehe Nr. 152 der Beilage d. J.

[3]) cf. Schrenk. Geschichte der deutschen Kolonien in Transkaukasien. Tiflis 1869. Derselbe hat das Verdienst, zum erstenmal durch Sammlungen von Mittheilungen aus den Dorfchroniken, aus den Archiven der Kirchen, sowie der Kolonialverwaltung und durch sonstige Nachforschung ein ausführliches, für unsere Darstellung als werthvoll herangezogenes Bild über Entwicklung und damaligen Stand der Ansiedelungen gegeben zu haben.

[4]) cf. das Urtheil des Franzosen Dubois bei Moritz Wagner: „Reise nach Kolchis und den deutschen Kolonien jenseits des Kaukasus", Leipzig 1850, S. 135.

Kreishauptstadt, hauptsächlich mit den Angehörigen der sechsten und siebenten Kolonne errichtet wurde, war „Annenfeld". 6 Werst südwestlich der alten Festung Schamchor, nahe der Stelle, wo Katharinenfeld ursprünglich stand, ist das mit ziemlicher Menschenzahl (an 600) ins Leben gerufene Dorf nie zu hohem Gedeihen gelangt. Aehnliche Nachtheile wie bei Altkatharinenfeld liegen vor. Auf humushaltigem, durchwässertem Boden fruchten vorzüglich Weizen, Gerste, Hirse, Mais und Reis. Die Ausdünstungen jedoch, welche aus den Bewässerungsgräben aufsteigen, bleiben über den Feldern, da ein reinigender Luftzug durch vorliegende Bergreihen abgehalten wird. Der Sommer bringt unerträgliche Schwüle und dichte Mückenschaaren, die den Bodenbestellern die denkbarsten Leiden verursachen. Auch frisches Trinkwasser fehlt.

Ein Landsmann, Prof. Kolenati,[5]) der im Jahre 1843 den Ort besuchte, weissagte, daß ein kräftiges Aufblühen nie zu erwarten sei. Wie ungesund die Lage von Annenfeld war, beweisen die Sterblichkeitsziffern. Von 600 Seelen, die sich 1818 ansiedelten, verzeichnet die Kolonialverwaltung 1819 noch 427. Von 1819—1832 starben 360 Seelen und wurden 94 geboren! Die 161 Ueberlebenden, beschloß man, in letzterem Jahre in den übrigen deutschen Dörfern zu vertheilen. Dies geschah. Jedoch mit nur ungenügendem Land bedacht, kehrten sie 1836 bereits an ihren alten Ansiedelungsplatz zurück. 1846 wurde ihnen 18 Werst vom Dorfe am Gebirge Weideland zugewiesen, auf dem sie den Sommer verbrachten. Das hielt wenigstens die stete Abnahme der Bevölkerung hintan. Und schließlich wanderte das ganze Dorf höher hinauf, so daß jetzt das der Bebauung unterstehende Land zu Seiten des Schamchor hauptsächlich zu Füßen der neuen Ortsanlage sich breitet. Ein Reisender, der Mitte der 90er Jahre Annenfeld berührte, T. Waldvogel, traf dort infolge der durch die Umsiedelung gemilderten klimatischen Gefahren auf leidliche Wohlhabenheit.[6]) Es ereignete sich also, was z. B. auch in der Mitidja südlich der Stadt Algier bei elsässischen Bauern sich zutrug, daß selbst in ungünstiger Lage in der dritten Generation eine bemerkenswerthe Anpassung sich vollzogen hatte.

Welche Lücken das Klima in die Reihen der Kolonisten riß, bezeugten schon die für Altkatharinenfeld und Annenfeld genannten Zahlen. Glücklicherweise stehen in der Höhe der Verluste diese Ortschaften einzig da. Doch auch Kriegsnoth und Epidemien forderten starke Opfer. Von den empörerischen Tataren wurden bei einem persischen Einfall 1826 Helenendorf, Annenfeld und Katharinenfeld arg verwüstet und die Frucht der bittersten Erstlingsjahre fast vernichtet. Der Perserchan verfuhr übrigens mit den gefangenen Kolonisten äußerst milde. Er hatte sogar ihre Ansiedelung in Persien im Auge. Ja, ein Jahrzehnt später machte sich sogar eine Schaar Wanderlustiger aus Neutiflis nach Nordpersien auf, kehrte aber tief enttäuscht nach einigen Jahren in die Heimath zurück. Noch mehr Menschenleben als der Persereinfall[7]) kostete 1829 die Pest in Annenfeld und Helenendorf und im folgenden Jahre die allerorten auftretende Cholera.

Eine Ergänzung der Lücken und eine Auffrischung des Blutes durch neuen Zuzug trat, wenn auch in mäßiger Zahl, zu Anfang der 40er Jahre ein. Die wenigen Familien, die aus Württemberg selbst kamen, waren Angehörige der Voransgezogenen. Das Hauptkontingent stellten die Deutschen Südrußlands. So geschah im westlichen Transkaukasien 1842 die Gründung von „Freudenthal" in der Nähe von Abastuman (nordwestlich von Achalzich). Und ein Jahr später wandten sich etwa 40 Familien, zumeist aus Berdjansk gebürtig, an den südöstlichen Fuß der großen Kaukasuskette und zwar ins Thal des Pir Saghat, unweit Schemacha. Die Wahl der Besiedelungsstätten war wenig wohlerwogen. Prof. Koch, der ihre Niederlassung damals streifte, schildert ihre traurige Lage folgendermaßen:[8]) „Einige Häuser standen schon fertig da, trugen aber wie die Menschen, die sie bewohnten, schon den Keim des Verfalls in sich. Andere waren, noch gar nicht vollendet, schon zur Ruine geworden; denn ihre Besitzer hatten die ungesunde Gegend schon wiederum verlassen oder wurden die Beute des Todes. Die meisten Kolonisten wohnten noch in denselben überdeckten Wagen, auf denen sie aus ihrer Heimath hergekommen waren." Die Reste dieser verunglückten Siedelung wandten sich im Herbst 1844 nach Annenfeld und führten eine Verstärkung des ziemlich zusammengeschmolzenen Dorfes herbei. Auch die Abastumaner verließen, unzufrieden wegen der Spärlichkeit des Landes und wegen des mangelnden Anschlusses an ihre Landsleute, bereits nach sechs Jahren ihre Plätze und bauten ein neues Freudenthal unterhalb Marienfeld am Jorafluß, so daß sie von dieser Kolonie nur durch ein dazwischen gelegenes Grusinerdorf geschieden sind. Allerdings der überfeste in gleicher Höhe wie das Flußbett befindliche Boden gibt im Gegensatz zu dem an einer Anhöhe sich gruppirenden gesünderen Marienfeld Veranlassung zu regelmäßig auftreitenden Fiebererkrankungen, so daß im Volksmund für den Ort der Name „Jammerthal" umläuft.

Langer Jahrzehnte bedurfte es, ehe eine gewisse Widerstandsfähigkeit der Ansiedler gegen die klimatischen Einflüsse sich einstellte, so daß eine stetige Vermehrung ihrer Dörfer vor sich ging. Zu Anfang der 40er Jahre hatte sich die Bevölkerung noch um weniges gehoben. Ja, selbst die Einwohnerziffer des Jahres 1869 ergibt, wenn man die Eingewanderten auf 3000 schätzt, im Verlauf von 50 Jahren einen Zuwachs von nur 700—800 Seelen (vgl. die beigegebene Tabelle auf Seite 6).

Allmählich mit der zunehmenden Blutersetzung beginnt auch eine immer vollkommenere Beherrschung des anfangs ihnen ungewohnten Grund und Bodens. Rebenzucht und Feldfruchtbau, den örtlichen Bedingungen mit Geschick angepaßt, zeitigt einigen Wohlstand und einen steigenden Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle. Es geschieht schließlich, daß das bei der Einwanderung zugewiesene Kronsland, wo der Ankauf neuen Landes schwer durchführbar, für die erhöhte Familienzahl nicht mehr ausreicht und die überschüssige junge Generation an einigen Stellen auszieht, eine neue Dorfschaft zu bilden. So vermögen die Elisabetthaler 1858 das südlich hoher vulkanischer Gebirgsketten auf weidereicher Hochebene gelegene „Alexandershilf" in der Gegend Zalga am Tschotschian, einem Nebenfluß des

[5]) Reise-Erinnerungen. Dresden 1858.

[6]) Reisebilder aus dem Kaukasus. Schaffhausen 1897 S. 49.

[7]) In Katharinenfeld wurden an 30 Personen am betreffenden Tage getödtet und über 100 in die Gefangenschaft geschleppt, von denen nur wenige wiederkehrten. Von 430 Seelen retteten sich nur 250. cf. „Der Schreckenstag von Katharinenfeld". Basel 1866.

[8]) Dr. Karl Koch. Wanderungen im Orient. Weimar 1847 III. 209 f. Vgl. auch seine Karte (1 : 1,000,000. Berlin 1850) über die Lage von Freudenthal und der verunglückten Siedelung südöstlich von Schemacha.

| Name | Lage (Entfernung in Werst) 1 Werst = 1.07 km | Gründungsjahr | mit Familien[9]) | 1843[10]) Familien | 1869[9])[11]) Seelen | 1889[12]) Seelen |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. Marienfeld | 35 O. v. Tiflis | 1818 | 31[13]) | 39 | 316 | 412 |
| 2. Elisabeththal . . . | 25 SW. „ „ | 1818 | 65 | 90 | 651 | 1178[19]) |
| 3a. Alt-Katharinenfeld . | 180 SO. „ „ | 1818 | 135 | — | — | — |
| 3b. Neukatharinenfeld . | 60 SW. „ „ | 1819 | 116 | 153 | 786 | 1304 |
| 4. Neu-Tiflis | 2 N. „ „ | 1818 | 60 | 63 | —[14]) | — |
| 5a. Tilrth . | 16 W. „ „ | 1818 | 17[15]) | — | — | — |
| 6. Alexandersdorf . . . | 5 N. „ „ | 1818 | 26 | 36 | 239 | 362 |
| 7. Helenendorf | 11 S. v. Elisabethpol | 1819 | 127 | 186 | 974 | 1650 |
| 8. Annenfeld | 32 NW. v. Elisabethpol | 1818 | 84[16]) | 60[17]) | 199 | 492 |
| 5b. Petersdorf | 2 N. v. Marienfeld | 1820 | 17 | 21 | 149 | 220 |
| 9a. Freudenthal . . . | 2 S v. Abastuman | 1842 | | | | |
| 9b. Freudenthal . . . | 3 S. v. Marienfeld | 1848 | 10 | — | 70 | 96 |
| 10. ? | 5 SO. a. Schemacha | 1843 | 44[18]) | — | — | |
| 11. Alexandershilf . | 65 W. v. Elisabeththal | 1858 | 24 | — | 201 | 356 |
| 12. Georgsfeld | 20 W. v. Helenendorf | 1888 | ? | — | — | 212 |
| 13. Petrowka | 5 S. v. Kars | 1892 | ? | — | — | — |
| | | | | | 3785 | 6282 |

Chram, zu gründen. Derartig günstige Erfolge erzielen die Alexandershilfer mit Viehzucht[20]) und Errichtung von Käsereien — die Kolonialverwaltung hatte zur Unterstützung dieses neuen Thätigkeitszweiges eine erfahrene Kraft aus der Schweiz berufen — daß sie wiederum an 40 Seelen in die Nähe von Kars zur Anlegung eines Tochterdorfs Paulinendorf (von den russischen Behörden Petrowka genannt) 1892 zu senden imstande sind. Und die Helenendorfer entschlossen sich Ende der 80er Jahre, westwärts in einer Entfernung von ca. 20 Werst mit einer Anzahl jüngerer Familien, die der Ort nicht mehr ernähren konnte, eine Tochterkolonie mit Namen Georgsfeld zu bilden.

Gegenwärtig gibt es nun bereits drei Orte, die kaum mehr die Bezeichnung „Dörfer" verdienen, da sie bald 2000 Einwohner erreichen. Es sind Katharinenfeld mit 1822, Helenendorf mit 1819, Elisabetthal mit 1618 Seelen.[21]) Und auch an anderen Plätzen hat sich ein ähnlicher hoher prozentualer Zuwachs eingestellt. Alexandersdorf stieg im gleichen Jahrzehnt von 356 auf 482, das überaus gesunde Alexandershilf von 356 auf ungefähr 500 Bewohner. Es hat sich also (mit Ausnahme des örtlich äußerst schlecht gewählten Freudenthal) unzweifelhaft eine merkliche Acclimatisation glücklich vollzogen.[22]) So sitzen denn heute in Transkaukasien in elf meist blühenden Bauerndörfern in einer Anzahl von ziemlich 9000 Seelen die Enkel und Enkelkinder deutscher Auswanderer und geben einen prächtigen Beweis dessen, was germanische Arbeitsfreudigkeit und Ausdauer selbst unter fremden Lebensbedingungen unter der Breite[23]) Neapels und Madrids zu leisten fähig ist.

Für das Deutsche Reich als solches sind allerdings jene Ansiedler so gut wie verloren zu betrachten, wenn sie auch vermöge ihrer Zähigkeit noch viele Jahrzehnte als ehrenvolle Außenposten des Deutschthums wohl bestehen bleiben. Sie haben alle die russische Staatsangehörigkeit erworben. Ein Dekret vom 8. Juli 1888 bedrohte mit Ausweis und Verlust des Grundeigenthums solche fremde Kolonisten, die sich weigerten, den russischen Unterthaneneid zu leisten. Die Zurückziehung jener transkaukasischen Bauern liegt außer aller Möglichkeit und politischer Klugheit. Höchstens wäre die Ansässigmachung überschüssiger Elemente, die in den Heimatsdörfern nicht mehr Platz haben — das Einverständniß der russischen Regierung vorausgesetzt —, in deutschen Kolonien oder anderen dem deutschen Einfluß unterworfenen Gegenden zu erwägen.[24]) Unbedingt gibt jedoch ein Ueberblick über die Geschichte und allmähliche Entfaltung der schwäbischen Dörfer Transkaukasiens, wie wir ihn mit Vorstehendem zu entwerfen suchten, den werthvollen Beleg, daß auch in subtropischer Zone unter dem Klima Vorderasiens die Einpflanzung deutscher Ackerbauer und bei wohl erwogenen Kolonisationsmaßnahmen natürlich bedeutend schneller einem Gedeihen entgegenzuführen wäre.

---

## Besprechungen.

H. H. Drei Jahrzehnte Hansischer Geschichtsforschung. Zu Pfingsten waren es 30 Jahre, seitdem der Hansische Geschichtsverein in einer Lübecker Versammlung begründet ward. Für die — bis dahin spärlichen und verzettelten — Forschungen über die Geschichte sowohl der Hanse, als auch der Städte, die früher dem Hansebunde angehört, sollte er Vereinigungs- und Mittelpunkt bilden. Eine große, weit-

9) Nach der Aufstellung von Schrenk. l. c. S. 192 ff.

10) cf. Moritz Wagner. l. c. S. 163.

11) Thielmann. (Streifzüge im Kaukasus. Leipzig. 1875) nennt nach Petzholdts Angaben (im Werke „Der Kaukasus") neun Kolonien mit 3400 Ansiedlern.

12) Nach Angaben der russischen Provinzialverwaltung.

13) 178 Seelen.

14) 1861 als deutsche Gemeinde aufgelöst.

15) Gründeten 1820 Petersdorf.

16) 600 Seelen.

17) 1831 aufgelöst, 1836 am selben Ort mit 185 Seelen wieder gebildet. 1844 Zuzug von Schemacha.

18) Ein Theil Ende 1844 zurück nach Rußland, zirka 25 Familien nach Annenfeld.

19) Prof. Ulrici nennt 1891 für Elisabeththal 1100 Seelen, für Katharinenfeld 1810 (1050 Deutsche und 250 (?) Russen und Armenier) und für Alexandersdorf 362. Verein für Erdkunde zu Cassel. Sitzung vom 3. Juli.

20) Waldaogri fand während seines Aufenthalts bei 400 Seelen schon einen Besitzstand von über 2000 Stück Vieh. l. c. S. 96.

21) Nach mir vom Gemeindeamt dort im Juli 1901 gemachten Angaben. Prof. Hahn (Reisen und Studien im Kaukasus. Leipzig 1896. S. 294) beziffert irrthümlich Helenendorf als größte deutsche Niederlassung auf über 2000 Seelen. Werthvoll ist die von Hahn jüngst mitgetheilte Gesammtzahl der Deutschen in Cis- und Transkaukasien. Er gibt in seinem Werke „Bilder aus dem Kaukasus", Leipzig 1900, dieselben auf 34,623 an. Diese Zahl schließt die deutschsprechende Land- und Stadtbevölkerung ein.

22) Vgl. auch das Urtheil von Prof. Ulrici l. c., ebenso das von Prof. Hahn, Kaukasische Reisen, S. 274 und 293 f.

23) Genauere Beobachtungen über die Temperaturen in den Dörfern liegen nicht vor. Für die nahe der Hauptstadt sich gruppirenden Orte gibt ungefähr die klimatische Lage von Tiflis Aufschluß (Höhe 1343', mittlere Jahrestemperatur 10.25° R., Maximum + 28, Minimum — 9, vgl. Radde, Vier Vorträge über den Kaukasus, Gotha, 1874, S. 9), für Elisabeththal etwa die von Bjeli-Klutsch (3785', + 9.6, + 28.5, — 18, Niederschlag in Millimetern 572.8); für Helenendorf und die benachbarten Flecken die von Elisabethpol (1455', + 13.1, + 37.2, — 16.5, 262.4) und schließlich für Petrowka die klimatische Lage von Kars (5723', + 4.7, + 30.8, — 33.8, 546). Das am höchsten gelegene Alexandershilf (etwa 6000') zeigt entschieden die für deutsche Ansiedler günstigsten Temperaturverhältnisse.

24) Wie etwa im Zusammenhang mit der deutschen Wirthschaftsarbeit in der asiatischen Türkei solche Schritte sich ausführen ließen, führe ich in meiner Schrift „Die Bagdadbahn und das schwäbische Bauernelement in Transkaukasien und Palästina" (München 1901, J. F. Lehmann) des näheren aus.

aussehende Aufgabe war es, die der junge, ganz auf sich gestellte Verein in Angriff nahm. Er wollte die Quellen der Hansischen Geschichte sammeln und veröffentlichen, eine eigene historische Zeitschrift herausgeben und in öffentlichen Versammlungen die Heimathsliebe zur großen maritimen Vergangenheit pflegen und wecken. Heute nach drei Dezennien seines Bestehens dürfen wir sagen: der Hansische Geschichtsverein hat sich eines so bedeutungsvollen Programms würdig erwiesen. Ein Muster der Organisation wissenschaftlicher Arbeit, steht er heute mit dem Rheinischen an der Spitze der zahl- und segensreichen deutschen Lokal-Geschichts- und Alterthumsvereine. — Blicken wir auf das, was durch seine Initiative in diesen drei Jahrzehnten vorwärtsgebracht worden ist! Vom Hansischen Urkundenbuch sind bisher die 5 ersten und ein 8. Band erschienen. Die von der königlich bayerischen historischen Kommission bei der Münchener Akademie der Wissenschaften begonnene Edition der Hanserezesse wird vom Geschichtsverein weitergeführt. Deren zweite Abtheilung ist in 7 Bänden, von welchen der letzte bis zum Jahre 1476 reicht, abgeschlossen. Von der beim Jahre 1477 anschließenden dritten Abtheilung sind 6 Bände fertig. Damit liegen uns die „Hanserecesse", die Beschlüsse der Hansetagungen, in einer ununterbrochenen Reihenfolge von 1256 bis 1516 vor, ist ein für Handels- und wirthschaftspolitische Geschichte unschätzbares Dokument erschlossen, das des Darstellers harrt. Von den Inventaren der Hansischen Archive aus dem 16. Jahrhundert ist das Kölner, im ersten Band, vollendet. Dazu liegen neun Bände „Hansischer Geschichtsquellen" gedruckt vor. Der dritte enthält die von dem Göttinger Rechtshistoriker Professor Dr. Frensdorff bearbeiteten Dortmunder Statuten und Urtheile. Im letzten gibt Dr. Bruns Nachricht von den Bergenfahrern und ihrer Chronistik. Alljährlich erscheint ein Heft „Hansischer Geschichtsblätter". Die für solch umfangreiche Unternehmungen erforderlichen bedeutenden Geldmittel stammen allergrößtentheils von denen, welche die Arbeit zunächst angeht, von den ehemaligen Hansestädten im Reich und in den Niederlanden. Und es ist hocherfreulich zu sehen, wie im Kultus der großen gemeinsamen Geschichte Staatsgrenzen von heutzulage keine Scheidewand aufrichten. Auch nicht bei den empfindlichen und für Fragen, die ihre politische Selbständigkeit tangiren, so nervösen Niederdeutschen unter dem holden Szepter der Oranierin. — Ueber den gegenwärtigen Stand der Vereinsarbeiten berichtet der soeben publizirte 30. Jahresbericht das Folgende: Die Vorarbeiten für die Herausgabe des 7. Bandes der 3. Abtheilung der Hanserezesse sind von ihrem Herausgeber Professor Dr. Dietrich Schäfer (Heidelberg) so weit gefördert, daß mit dem Drucke voraussichtlich im Laufe des nächsten Jahres begonnen werden kann. An der Bearbeitung des 6. Bandes des Hansischen Urkundenbuchs ist der Herausgeber Dr. Karl Kunze fortdauernd thätig gewesen und hat das Manuskript soweit gefördert, daß er dessen Abschluß zum Ende dieses Jahres glaubt in Aussicht stellen zu dürfen. Der Band wird mit 1433 enden. Der starke Materialfund nöthigt indeß, von reiner Urkundenwiedergabe zugunsten einer komprimirten Verarbeitung in Einleitungen und Anmerkungen abzugehen. — Die Vorarbeiten zum 9. Bande des Hansischen Urkundenbuchs, der den Zeitraum von 1463 bis 1470 umfassen soll, sind von Privatdozent Dr. Walter Stein (Breslau) nahezu vollendet. Deßgleichen als zweiter Band der Inventare der Hansischen Archive im 16. Jahrhundert der 2. Band des Kölnischen Inventars. Prof. Dr. Höhlbaum (Gießen) hat diese infolge der massenhaft in den Akten enthaltenen politischen und handelsgeschichtlichen Beziehungen sehr schwierige Periode 1572 bis 1591 im Manuskript bereits fertiggestellt. Der Druck des Ganzen wird in allernächster Zeit beginnen. Als 3. Band wird die Veröffentlichung des Braunschweiger Inventars folgen. Aus der jüngsten Vereinsgeschichte sei hervorgehoben, daß Prof. Dr. Frhr. v. d. Ropp (Marburg), der nach Ablauf seiner Amtsdauer aus dem Vorstande ausschied, wiederum in denselben eingetreten ist. An Stelle des Prof. Dr. Hänselmann, der seit der Begründung dem Vorstande angehört, ist Archivrath Dr. Zimmermann (Wolfenbüttel) gewählt worden.

Ein hessischer Bauernroman. „Ans Herz der Heimath wirft sich der Poet". Alfred Bock hat schon in seinen früheren Büchern bewiesen, daß er das Gebiet sehr genau kennt, das er uns darstellt, daß er durch und durch vertraut ist mit den Lebensgewohnheiten, dem Denken und Fühlen der Menschen, die wir bei ihm kennen lernen. Noch in keinem seiner Bücher ist das Lokalkolorit so echt und treu eingehalten, wie in dem neuen Roman „Der Flurschütz",[1]) einer erschütternden Dorftragödie von zwingender Kraft und schlichter Größe. Das sind keine künstlich frisirten und drapirten Bauern, nein, so müssen sie wirklich sein, die Leute aus dem Schwalmergrund, die in ihrer Abgeschlossenheit, ihrer eigenthümlichen Tracht, ihren von Alters her fortgeerbten Sitten, sich in urwüchsiger Eigenart erhalten haben. Der „Flurschütz" selbst, der „Katzenhannes", der „Bettelkaspar", die „Schnappersgritt", sie leben, reden und denken Alle, wie es des Landes dort der Brauch. Und wo der Verfasser selbst erzählend oder motivirend eingreift, da schließt sich seine Darstellung ganz dem Ton des Landes an, so daß ein streng einheitlicher Zug gewahrt ist. Das zeitweilige Ineinanderfließen von Dialekt und Hochdeutsch in der Erzählung hat sich uns nicht in störender Weise geltend gemacht. Anerkennend darf hervorgehoben werden, daß Bock uns seine Personen fast immer in bestimmten Situationen klar und plastisch vorführt, anstatt uns ein Langes und Breites von ihnen zu erzählen. — Jakob, der Sohn des Flurschützen, dem wackeren, ehrenfesten Vater ganz und gar unähnlich und diesem in seiner windigen Art zuwider, hat schon von früher Jugend an den Weibern den Kopf verdreht. In der Stadt als Soldat hat er ein braves Mädchen verführt und „hat sie dann verlassen". Christine, die auf all ihre flehenden Briefe gar keine Antwort mehr bekam, härmte sich bitterlich ab, aber wie klar sie seine Werth- und Haltlosigkeit erkannte, so hing sie doch mit dem Herzen an ihm. „Sie hatte ihn verdammt und verflucht und sich dabei doch erwischt, daß sie ihn noch liebhaben that." Wäre er nicht so treulos gewesen, des Kindchens hätte sie sich nicht geschämt, da hätte sie den Kopf weiter hoch getragen. Für ihr Bübchen sorgte sie treu und sie fand auch wieder einen Dienst bei braven Leuten. Da wird ihr eines Tages angeboten, dem verwittweten Flurschütz den Haushalt zu führen. Christine ist eine brave, durch das Leiden geklärte und gekräftigte Natur, einfältig im Sinn des Bibelwortes. In der Mittheilung der Schnappersgritt erblickt sie eine Botschaft des Himmels, der alles noch zum guten wenden werde. Sie fleht den lieben Gott an, er möge ihr ein Zeichen geben, ob sie dem Flurschützen schon jetzt alles sagen oder ob sie warten solle, was die Zeit noch bringen wird. Aber sie bekommt kein Zeichen vom Himmel, und so erfährt der Flurschütz nichts davon, welche Rolle sein Sohn in ihrem Leben gespielt hat. Ihr neuer Herr empfindet bald immer größeres Wohlbehagen in ihrer Nähe. Sie ist eine tüchtige Schafferin, und er erkennt in ihrem Wesen etwas von seiner eigenen gediegenen Art. Daß ein schlechter Mensch sie ins Unglück gebracht hat, das ändert nichts an seinem Urtheil über ihren Werth. Auch ihre ruhige verständige Art hat es ihm angethan. So entschließt er sich denn eines Tages, sie zu seiner Bäuerin einzusetzen, vorausgesetzt, daß sie ihn wolle. Aber bleich und verstört hört sie ihn an und stammelte: „Es kann net sein." Da regte sich sein Bauernstolz, verletzt und aufgebracht schritt er hinaus. Am anderen Morgen nach sorgenvoller Nacht, wohl wissend, daß sie nun nicht länger im Hause bleiben könne, da fand sie ihn schon nicht mehr zuhause. Und als er wieder heim kam, noch unter dem Eindruck der Aufregung über die erfahrene Abweisung, die durch ungewohnten Weingenuß und die ihm unterwegs gewordene Nachricht von der Heimkehr seines Jakob gesteigert worden war, da erblickte er einen Mann in heißem Ringen mit Christine, die sich seiner kaum mehr erwehren kann, und er erkennt Jakob in dem Angreifer. Seiner selbst nicht mehr mächtig, reißt er das Gewehr herunter, und sein Sohn stürzt todt zu Boden. Christine schreit entsetzt: „Was habt Ihr gethan? Er ist der Vater von meinem Kind!" Jakob war an diesem Tage von Holland zur Heimath zurückgekommen. In durchgemachter schwerer Krankheit hatte er sich reuevoll des Mädchens erinnert, an dem er so schwer gesündigt, und als er sie fand, da hatte seine Frage nach dem Kinde die Eisrinde von ihrem Herzen gelöst. Wohl machten ihn Christinens Eröffnungen über des Vaters Antrag stutzig, aber bald gewann sein Leichtsinn wieder die Oberhand und die Leidenschaft riß ihn fort. — War der tragische Ausgang unvermeidlich? Unsres Erachtens war er es. Der windige Bursche, der, kaum als reuiger Sünder heimgekehrt, schon seinen Lohn haben wollte, hätte dem braven, rechtschaffenen Mädchen doch niemals ein rechtes Glück bringen können. So erscheint die Katastrophe wohl vorbereitet, und in der lapidaren Knappheit ihrer Darstellung bewährt sich die ganze große Künstler-

[1]) Berlin, F. Fontane u. Co. 1901.

schaft des Verfassers. Ueberhaupt hat Bock wie ein reicher Mann gehandelt, der sich gestatten darf, mit seinen Mitteln verschwenderisch umzugehen. Er hat die ganze Katastrophe auf zwei Seiten zusammengedrängt, und der Roman, den wohl manch Anderer viel mehr ausgeschlachtet hätte, umfaßt nur 96 Seiten. S. S.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

**Zum äginetischen Tempel.** Die Kopfschmerzen, welche die Göttin Aphaia dem Hrn. Einsender der gestrigen Mittheilung verursacht hat, waren recht unnütz; sie sind leicht heilbar: das angebliche „Dilemma“ existirt nämlich gar nicht. Die Vermuthung von Hermann Kurz, daß an der Stelle des Herodot, wo es heißt, daß die Aegineten erbeutete Schiffsschnäbel in das Heiligthum der Athena weihen, ein „Schreibfehler“ angenommen und statt Athena Aphaia gelesen werden solle, ist mir allerdings nicht bekannt gewesen; aber sie ist dermaßen müßig und belanglos, daß ich sie niemals der Erwähnung werth gehalten hätte. Das Heiligthum der Athena auf Aegina, von dem Herodot redet, ist uns ja durch nicht weniger als drei Inschriften (Grenzsteine) bezeugt, die freilich Hermann Kurz unbekannt waren. Der Hr. Einsender des Gestrigen weiß zwar von einer dieser Inschriften; allein es ist ihm entgangen, daß die alte Meinung, diese Inschrift stamme aus der Nähe unsres Tempels und beweise für dessen Zutheilung an Athena, längst widerlegt worden ist. Das Athena-Heiligthum lag unten in oder bei der Stadt. Einer der Grenzsteine ist im Hafen der Stadt gefunden worden. Mit unserm weit davon entfernten Tempel der Aphaia hat das Athena-Heiligthum nicht das geringste zu thun. — Uebrigens: Die in der Schlacht erbeuteten Schiffsschnäbel bei Herodot passen natürlich in das Heiligthum der Athena, nicht aber in das der Aphaia (in dem auch so gut wie gar keine Waffen gefunden wurden). A. Furtwängler.

* Der Verfasser des Artikels „**Neue Frauenlyrik**“ (in Nr. 153 und 154 der Beilage d. J.) hat irrthümlicherweise die Dichterin **Frieda Port** als „früh verstorben und vergessen“ bezeichnet. Auch uns war es unbekannt, daß die Dichterin noch lebt, und zwar in unsrer Mitte, hier in München, und wir waren eben — von befreundeter Seite hierauf aufmerksam gemacht — im Begriff, jenen Irrthum zu berichtigen, als uns von Frieda Port selbst ein Lebenszeichen zuging, ein Blatt, dessen Inhalt wir hier um so lieber mittheilen, als es beweist, daß die Dichterin nicht nur noch lebt, sondern auch noch fein und liebenswürdig ihre Kunst ausübt:

Die früh Verstorbene und Vergessene.
(Siehe Beilage Nr. 154 S. 2.)

Was für ein hell'res Loos könnt' es denn geben,
Als früh verstorben sein und doch noch leben!
Gern will vom Nachruhm ich vergessen sein,
Ist dafür Tag und Wirklichkeit noch mein
Und, was dem Dichter eine Welt erschafft:
Ureignen Schau'ns und rechten Wortes Kraft.

Frieda Port.

* Die königlichen **Museen zu Berlin** sind im Besitze eines der merkwürdigsten ägyptischen Schriftdenkmäler, der **äthiopischen Königsinschrift von Nastesen**, eines Zeitgenossen des Kambyses. Die eigenthümliche Inschrift, die auch in sprachlicher Hinsicht eine Besonderheit ist, da die verschiedenen ägyptischen Schriftgattungen auf merkwürdige Weise vertauscht wurden, ist soeben von Heinrich **Schäfer** in einer gediegenen Einzelschrift behandelt worden. Nastesen war ein streitbarer Herr, der eine ganze Reihe von mächtigen Völkerschaften des südlichen Aegyptens sich unterwarf. Die Wichtigkeit der Inschrift beruht nun vor allem darauf, daß wir durch den Stein eine sichere Nachricht vom Aethiopenzuge des Perserkönigs Kambyses erhalten. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß der fremde König K—m—b—s—w—d—n eben jener welterobernde Perserkönig ist, dessen weiterem Vordringen nach Süden der tapfere Aethiopenfürst eine Grenze setzte.

* **Ein neuer Fund bei Kythera.** Bei den letzten Taucherarbeiten in der Nähe von Kythera wurde eine Bronzestatuette gefunden, die den Apollo darstellt, sie ist sehr gut erhalten und von vorzüglicher Technik. Ihr fehlt nur die rechte Hand; die Figur hat eine Höhe von 26 cm und steht auf einer Basis von 10 cm Höhe.

* **Würzburg.** Die gestern von uns gebrachte, dem „Fränk. Kurier“ entnommene Meldung von der Berufung des Prof. **Riedinger** nach **Erlangen** wird uns von diesem selbst als **unrichtig** bezeichnet.

* **Straßburg.** In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich der Assistent des anatomischen Instituts Dr. Franz **Weidenreich** für Anatomie **habilitirt**.

* **Leipzig.** Der Dozent für Volkswirthschaft und Sozialwissenschaft Dr. Ludwig **Pohle** wird, der „Frkf. Ztg.“ zufolge, dem Rufe an die Handelshochschule in Frankfurt a. M. Folge leisten.

oem. **Breslau.** Gerichtsassessor Dr. jur. Fritz **Klingmüller** aus Schweidnitz hat sich in der juristischen Fakultät hiesiger Universität **habilitirt**.

* **Bremen.** Hier **starb** am Samstag, nach längerer schwerer Krankheit, der Direktor des dortigen bakteriologischen Staatslaboratoriums Dr. med. Heinrich **Kurth** im Alter von 41 Jahren.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

**Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.** Lfg. 375. Ungarn. 6. Bd., 8. Heft. Wien, Hölder. — **Griebens Reisebücher**, Bd. 71: Kissingen. 12. Aufl. — Do., Bd. 93: Leipzig; Berlin, Goldschmidt 1901. — Dr. jur. A. **Manes**: Das Reichsgesetz über die privaten Versicherungsunternehmungen. (Hirschfelds Taschengesetzsammlung für Justiz und Verwaltung, Nr. 16.) Leipzig, Hirschfeld 1901. — M. **Schmidt**: Die Aquarell-Malerei. 7. Aufl. Leipzig, Grieben 1901. — W. **Wundt**: Gustav Theodor Fechner. Rede. Leipzig, Engelmann 1901. — Dr. A. **Kippenberg**: Die Sage vom Herzog von Luxemburg. Ebd. 1901. — J. **Kreppel**: Die neue St. Peterskirche in Nürnberg. Festschrift. Nürnberg, Kirchenbauverein. — Dr. med. **Fischer**: Die Schwindsucht. Praktische Winke für Gesunde und Kranke. Würzburg, Stuber 1901. — Dr. E. **Dannheißer**: Entwicklungsgeschichte der französischen Literatur. (Lehmanns Volkshochschule, Bd. 1.) Zweibrücken, Lehmann 1901. — Dr. E. **Müller**: Das deutsche Urheber- und Verlagsrecht. 1. Bd., 1. Lfg. München, Schweitzer 1901. — F. v. **Winckler**: Kochbuch für Zuckerkranke und Fettleibige. 4. verb. Aufl. Wiesbaden, Bergmann 1901. — Prof. Dr. J. **Schreiner**: Der Bau des Weltalls. (Aus Natur und Geisteswelt. 24. Bdch.) Leipzig, Teubner 1901. — **König Dalles.** Eine nationalökonomische Phantasie. Homburg, Richter. — L. v. **Hörmann**: Wanderungen in Vorarlberg. 2. Aufl. Innsbruck, Wagner 1901. — P. **Heinrich Abel**: Verschiedene Wege nach Rom! Wien, „Reichspost“. — **Bericht über die Festsitzung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.** Prag 1901. — **Graf Otto v. Bray-Steinburg.** Mit einem Vorwort von Prof. Dr. K. Th. v. Heigel. Leipzig, Hirzel 1901. — **Illustrirte Haus-Bibliothek.** 1. Jahrg. XI. Bd. Berlin-Leipzig, Vobach. — **Eremita**: Die moderne Richtung in der Kunst. Gr. Lichterfelde-Berlin, Runge. — K. **Lehmann** und V. **Ring**: Das Handelsgesetzbuch. 2. Bd. (Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuche und seinen Nebengesetzen.) Berlin, Heymann 1901.

---

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

---

Jahrgang 1901. München, Mittwoch, 17. Juli. Nummer 161.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Ein Buch für Bücherfreunde.

### I.

Büchersammler und Bücherfreunde hat es in Deutschland immer gegeben. Was aber früher ein Vorrecht des Adels war: große und ausgewählte Bibliotheken zu besitzen, das haben sich jetzt auch andere Volksschichten zu eigen gemacht. Das Verzeichniß von bekannten Privatbibliotheken in Deutschland, das die verdienstvolle Sammlung von G. Hedeler in Leipzig veröffentlicht, erreicht im Jahre 1898 die Ziffer von 817, eine immerhin stattliche Zahl, da öffentliche, städtische und sonstige allgemeine Büchersammlungen nicht aufgenommen sind. Mit der fortschreitenden Entwicklung des Kunstgewerbes ist man auch in Deutschland allmählich dazu gekommen, dem Gewande der Bücher mehr Sorgfalt zuzuwenden. In der Zeit, da jedes Buch ein Schatz war, wurde auch auf die äußere Gestalt, den Einband u. s. w., größeres Gewicht gelegt als in den Tagen der Massenerzeugung von Büchern. Nach und nach sind aber doch auch in unserer Zeit Bücher verfertigt worden, die in Bezug auf den Geschmack und die Kunst, auf die Gediegenheit und Schönheit der Ausstattung sich ganz wohl neben französischen Erzeugnissen sehen lassen können, die bekanntlich seit lange mustergültig sind.

Wie das Buch von seinem Beginn als Druckbogen an zu behandeln und zu pflegen ist, wie man eine Bibliothek anzulegen und zu entwickeln hat, was aus der Geschichte des Buches und der Bücherfreunde auch für den heutigen Leser interessant und lehrreich ist, darüber gibt das zehnbändige Werk eines Franzosen interessante und lehrreiche Darstellungen. Mit einem bewundernswürdigen Forscher- und Sammlerfleiß hat der Verfasser, der Pariser Verlagsbuchhändler Edouard R o u v e y r e, die mannichfachsten Materialien aus den verschiedenen Jahrhunderten zusammengetragen. Nicht nur weil er Franzose ist, sondern auch, weil die Franzosen schon seit langer Zeit in der Ausstattung der Bücher obenan stehen, hat er sich hauptsächlich mit Büchern seiner Landsleute beschäftigt, doch ist in seinem Werke sowohl in Beschreibungen als auch namentlich in Abbildungen der Bücher aus der Zeit der dominirenden Stellung Deutschlands im Buchdruck, namentlich also des fünfzehnten Jahrhunderts, sehr viel Werthvolles enthalten.

Das Buch von Edouard Rouveyre, „Connaissances nécessaires à un bibliophile“,[1]) ist seiner ganzen Anlage und Durchführung nach nicht dazu angethan, daß man es auf einen Sitz liest. Wohl aber wird man es gern zum Nachschlagen und zum Betrachten der ganz wunderschönen Abbildungen benutzen, überdies sind in fast jedem der Bände manche Kapitel, die den Leser nicht mehr loslassen, auch ist das Werk nicht in trockenem Gelehrtenton geschrieben, sondern ein Bücherfreund und Liebhaber plaudert mit Gleichgesinnten und solchen, die es werden wollen, und dabei kommen manche interessante und humorvolle Zwischenbemerkungen. „Nach dem Vergnügen, Bücher zu besitzen, und sie gleichzeitig als einfacher Liebhaber und als Lernender zu genießen, kenne ich kaum ein größeres Vergnügen, als von ihnen zu sprechen.“ Dieses Wort Charles Nodiers bildet das Motto des Werkes, und der Verfasser selbst äußert: „Das Leben eines Menschen spiegelt sich in seiner Bibliothek ab, die, wie die Stilart seiner Einrichtung, den Mann selbst und sein Zeitalter erkennen lassen; dort sieht man, welchem Zweck er sich in seinem Studium gewidmet hat. Sage mir, welche Bücher du liest und ich sage dir, wer du bist.“ Zwischen Bibliophile und Bibliomane ist ein sehr wesentlicher Unterschied. Jener verdient, nach Tenant de Latour, die Bezeichnung nur dann, wenn er alle Bücher, die er besitzt, gelesen hat und den Reiz, den Genuß, den ihm diese Lektüre bietet, auf ihre äußere Form überträgt. Ein Epigramm auf den Bibliomanen des 17. Jahrhunderts sagt:

C'est bien le plus grand fou qui soit dans la nature
Que celui qui se plaist aux livres bien dorez,
Bien couverts, bien reliez, bien nets, bien époudrez,
Et ne les voit jamais que par la couverture.

Und der berühmte Gelehrte Paul Lacroix, genannt Jakob der Bibliophile, schrieb dem Verfasser, daß weder der ein Bibliophile genannt werden könne, der sich nicht um den inneren Werth des Buches bekümmert, noch der, der sich nur für seinen Inhalt interessirt. Die Gelehrten, die Männer der Wissenschaft, die Gebildeten (eigentlich hat die sonst so arme französische Sprache hier drei Worte für den einen, im Deutschen gleichen Begriff, nämlich: „les savants, les érudits, les lettrés“) sie können aufrichtige Freunde der Bücher sein, aber sie sind keine Bibliophilen. Diese haben „des goûts plus délicats et des jouissances plus raffinées“. „Was sie an dem Buche lieben, das ist das Buch selbst als Kunstgegenstand, als Zeugniß der Vergangenheit und als historisches und literarisches Denkmal.“ Ueber Ruskin macht der gelehrte Verfasser die hübsche Bemerkung, daß man ihn „um der überall hervortretenden Redlichkeit

[1]) Accompagnées de notes critiques et de documents bibliographiques. 5. édition. Paris, Edouard Rouveyre 1900. — Das Buch erschien zuerst 1877 in Klein-Oktav, 78 Seiten stark. Im nächsten Jahre folgte die zweite Auflage, 12°, 119 Seiten, die dritte 1880, Klein-Oktav, 200 Seiten, die vierte 1883, zwei Bände Klein-Oktav, 200 und 192 Seiten, und die vorliegende ist zehn stattliche Bände stark.

seiner Absichten und des hohen Fluges seiner Gedanken willen lesen müsse, Carlyle wegen seiner Abneigung gegen alles Unwahre und der männlichen Kraft seines Stils, John Stuart Mill wegen seines lichtvollen und klaren Urtheils".

Man wird am besten thun, wenn man sich zuerst den zehnten Band ansieht. Dieser enthält ein gedrängtes Inhaltsverzeichniß der neun ersten Bände und der darin vorkommenden Abbildungen, auch ein Wörterbuch über alle den Bibliophilen wichtigen Ausdrücke, in dem auch zugleich auf die Bände hingewiesen wird, in denen der betreffende Gegenstand behandelt wird. So heißt es:

„*Bouquin*". Terme générique désignant des ouvrages de peu de valeur et d'occasion. On applique ce mot aux ouvrages vendus sur les quais par les bouquinistes. Son étymologie doit être cherchée dans les langues germaniques: Buch (allemand) livre; book (anglais) livre."

„*Ennemis des livres*". Ils sont nombreux et leurs ravages sont terribles. Commençant par l'homme, le plus intraitable des ennemis du livre, puisqu'il ne se contente pas de l'user pour son service, mais de le brûler, de le noyer et de le supprimer; les éléments eau et feu, poussière et l'humidité, les végétaux et les insectes champignons divers, coléoptères et névroptères, détruisent les livres."

Dieses alphabetische Verzeichniß wichtiger Ausdrücke bietet einigermaßen, aber nicht völlig, für das Namen- und Sachregister Ersatz, das wir dem Buch lieber gewünscht hätten.

Wenden wir nun das oben erwähnte System an, daß wir uns von den kurzen Angaben des 10. Bandes führen lassen, so werden wir sofort durch den ersten gefesselt, der sich über die Bücherfreunde im allgemeinen und über das Wesen der Bibliotheken verbreitet. „Wie ein lebendes Wesen empfindet das Buch auch die Wirkung des Milieus, das es bewohnt. Es will weder im Dunkeln verschlossen, noch an feuchtem Ort aufbewahrt sein. Es verliert dadurch seinen Glanz und unter dem Einfluß der Feuchtigkeit geht es mit der Zeit zugrunde. Ein ruhiges und helles, nicht zu grelles Licht bekommt ihm ausgezeichnet. Schon die Römer wußten, daß das von Osten kommende Licht für die Bücher am vortheilhaftesten sei. Auch moderne Bibliophilen haben diese Erfahrung bestätigt. Bei breiten Fensterflächen, durch die das Licht eindringen kann, gewinnt das Buch, das in Schränken oder auf Fächern sich befindet, ein förmlich neues Leben. Sein Gewand dunkelt unmerklich und eine schöne Patina bedeckt den Einband, während ein warmer, ganz eigenthümlicher Ton die Vergoldung allmählich färbt. Die Luft ist für das Buch nützlich. Man wird daher gut thun, die Fenster während eines Theiles der schönen Tage zu öffnen, indem man die Vorhänge herabläßt. Auf diese Weise werden die Bücher gelüftet und vor Schimmel und Feuchtigkeit bewahrt. Etwas vor Sonnenuntergang sollen die Fenster wieder geschlossen werden. Es ist besser, eine Bibliothek im ersten Stock als zu ebener Erde aufzustellen, weil man sie auf diese Weise mehr vor den Insekten, der Feuchtigkeit und dem Staube schützt." Um den Wirkungen der Feuchtigkeit schon von vorneherein zu begegnen, empfiehlt der Verfasser, daß man vor Aufstellung der Schränke oder der Gefächer die Mauern gründlich mit siedendem Oel bestreicht, um sie vor der Nässe zu schützen, die zu gewissen Jahreszeiten ausbricht. Die Mauer soll dann mit Getäfel von trockenem Holze bedeckt werden, das so hoch gehen soll wie der Schrank oder die zur Aufnahme der Bücher bestimmten Fächer. Leider schlägt der Verfasser im Anschluß an einen gelehrten Bücherfreund vor, daß die Büchergestelle oder Schränke für zwei Reihen Groß-oktav oder gar für drei Reihen in Duodez eingerichtet sein sollen. Es wäre gewiß besser, wenn die Fächer in der Tiefe nicht zu sehr belastet würden, aber die Zimmer sind so klein, namentlich in Paris, daß ein Bibliophile sich darein ergeben muß, das in der Tiefe zu gewinnen, was er in der äußeren Ausdehnung opfern muß. Das ist ein Klagelied, das im Herzen eines jeden Bücherfreundes ein Echo finden wird. Gewiß hat man von einer Bibliothek nicht entfernt den vollen Genuß, wenn man nicht ihren Inhalt vollständig übersehen kann. In den Schlössern des Adels ist freilich Raum genug vorhanden. Wer aber auf eine Miethwohnung in der Stadt angewiesen ist, der wird seiner Bücherliebe schon recht große materielle Opfer bringen, wenn er alljährlich den Miethpreis für einen Raum mehr aufwenden muß. Und hilft man sich damit, daß man sie auf verschiedene Räume vertheilt, so hat man nicht das Rechte davon. Bei dem ausgezeichneten Gelehrten und merkwürdigen Menschen Salomon Vögelin in Zürich waren alle Vorräume und auch das Schlafzimmer mit Büchern vollgepfropft, so daß selbst für seine Frau kein Platz mehr war. Ein sehr originelles Bild gibt der Verfasser nach Oktave Uzanne von dem Durcheinander in der Wohnung des Bibliophilen Jakob, wo die Bücher auf den Stühlen, den Tischen, dem Kamin und dem Fußboden aufeinander lagen, und lediglich eine lange Reihe von gleichmäßig gebundenen Folianten, in denen nur Auktionskataloge waren, das Handwerkszeug des Bibliophilen, die Regale den Wänden entlang füllte. Alles Uebrige thürmte sich förmlich auf, wie auch der hübsche Stich zeigt, der dieser Darstellung beigegeben ist.

Von der Ausdehnung, die öffentliche Bibliotheken im nächsten Jahrhundert nehmen werden, kann man sich unmöglich ein Bild machen. Die Nationalbibliothek in Paris hatte beim Tode Ludwigs XIV. 70,000 Bände. 1791 umfaßte sie 150,000 und 1898 annähernd 3 Millionen. Das British Museum ist von 115,000 Bänden, die es im Jahre 1837 besaß, in sechzig Jahren auf 2,800,000 gewachsen. „Ach Gott, die Kunst ist lang!" Von Bücherschränken, Gefächern, Drehgestellen — besonders die letzteren werden als praktisch für Hausbibliotheken hervorgehoben — gibt der Verfasser interessante, durch viele Abbildungen erläuterte Schilderungen. Mit seinem System freilich, daß man die Bücher nach der Größe ordnen, in die gleichen Fächer also nur die Bücher von gleicher Größe stellen solle, können wir uns nicht befreunden. Wenn man die Bücher nach Systemen und Materie stelle, so käme die Regelmäßigkeit der Bibliothek, ihre architektonische Schönheit zu kurz. Man solle die Ordnung nach Systemen derart einführen, daß man die Bücher des gleichen Stoffgebietes untereinander stelle, auf diese Weise käme man zu der vertikalen Ordnung. Uns will es aber nicht einleuchten, daß man etwa einen Band Goethe, ein Buch über Trachten, einen traité sur les abeilles, einen François Villon bloß der Größe halber nebeneinander stellen wollte. (Der Name Goethe ist freilich insofern nicht gut gewählt, als dieser allumfassende Geist mit Allem Berührungspunkte bietet.) Aber das Nebeneinanderstellen der Bücher desselben Stoffkreises wird ja dadurch noch erleichtert, daß viele von ihnen in einer größeren Anzahl von Bänden gleicher Form erschienen sind, für die doch auch der Verfasser die vertikale Form nicht durchführen könnte. Es bliebe nach seinem Vorschlage dann doch die Einreihung neben- und untereinander, und dieser gegenüber halten wir es lieber mit der Ordnung nach Materien, selbst wenn dabei Reihen großer Bücher zuweilen durch kleinere unter-

brochen werden. Welchem System der Vorzug zu geben sei, ob den Schränken oder den freien Gestellen, ob die Bücher unter Glas verwahrt werden, von einem Vorhang bedeckt sein sollen, oder ob man sie besser frei stehen läßt und mit kleinen Lederstreifen zur Abwehrung des Staubes versieht, darüber sind die Akten noch nicht geschlossen. Als das beste System der Aufstellung betrachten wir das von dem Direktor der Frankfurter Stadtbibliothek, Professor Dr. Friedrich Ebrard, und dem damaligen Stadtbau-Inspektor, jetzt Landesbaurath in Hannover, Dr. Karl Wolff, gemeinsam erfundene, das im Jahre 1891 für das Deutsche Reich unter Nr. 64,104 patentirt wurde, jetzt aber freigegeben ist. Die von Herrn Direktor Prof. Dr. Ebrard im Auftrage der städtischen Behörde im Jahre 1893 herausgegebene Schrift „Die Stadtbibliothek in Frankfurt a. M." sagt darüber: „So lange man an der — in Deutschland allgemein üblichen — Aufstellung der Bücher in bestimmten Gruppen und nach ihrer wissenschaftlichen Zusammengehörigkeit festhält, wird je nach der Ausdehnung der einzelnen Gruppen hin und wieder ein Umstellen der Bücher erforderlich werden. Dies bedingt eine Aenderung in der Lage der Bücherbretter. Man findet daher die einfachste Art der Lagerung, festgenagelte Tragebretter, welche ein Verändern der Höhenlage nicht zulassen, heutzutage nur noch selten. Das neue System hat bis jetzt außer in unserem Bau in den Universitätsbibliotheken Gießen und Jena, sowie in der Kreis-Stadtbibliothek Augsburg in größerem Maßstabe Verwendung gefunden. Seitens des königlich preußischen Kultusministeriums erfolgte die Ausstellung eines Gerüstes, D. R. P. 64,104, auf der Weltausstellung in Chicago. Als Nachahmung ist das System von Bernhard R. Green zu betrachten, welches unter anderem in der neuen Congressional Library in Washington D. C. zur Aufstellung gekommen ist. Auch das System Roth beruht vollständig auf dem neuen System Ebrard-Wolff.

Prinzip ist die Lagerung der Querfächer mittels fester Zapfen auf gleichgerichteten Zähnen. Die Konstruktion ist folgende: Das Bücherbrett erhält an seinen Schmalseiten vier Zapfen, welche auf gleich gerichteten, an den Seitenwänden des Gerüstes befindlichen Zähnen ruhen. Jede Zahnleiste gehört zwei benachbarten Gestellen an, nämlich jede vordere zwei nebeneinander, jede rückwärtige zwei hintereinander stehenden Gerüsten. Die außeisernen verzinkten Zapfen werden auf das Brett aufgeschraubt, die Zahnleisten aus Gußeisen oder Buchenholz gefertigt. Auch die Wände können aus Holz gefertigt werden. Während in den Hauptmagazinen eiserne Wände und Leisten Anwendung gefunden haben, sind die Gerüste in den Edsälen des alten Gebäudes aus Tannenholz gebaut und mit buchenen Zahnleisten versehen. Die Zähne können in jeder Entfernung angebracht werden.

Will man ein Querfach versetzen, so verfährt man folgendermaßen: Man verstellt das Bücherbrett abwechselnd auf beiden Seiten nach oben oder nach unten und folgt hiebei dem durch die Form der Zähne gegebenen Gange. Ein Ausräumen der Bücher ist nicht nothwendig. Während der Bewegung ist genügende Sicherheit gegen Herausfallen der Bücher vorhanden, da das Querfach, wenn auf einer Seite gehoben oder gesenkt wird, auf der anderen Seite stets mit zwei Zapfen auf den Leisten aufliegt. Als Vorzüge sind die bequeme Handhabung, die günstige Raumausnutzung, die Billigkeit im Betriebe und die geringen Herstellungskosten zu nennen. Bei der kleinen Entfernung der Zähne von einander ist die Ausnutzung des Gestelles in einem für die Praxis seitens der Betheiligten als vollkommen ausreichend bezeichneten Maße möglich. Da es zum Versetzen eines Brettes nur nothwendig ist, dasselbe am vorderen Rande zu heben, wird der im oberen Theile der Fächer sonst vielfach freigelassene Raum hier vollständig entbehrlich; der Betrieb stellt sich billig, weil die thatsächliche Arbeitsleistung durch die bequeme Handhabung nur ein Minimum von Zeit in Anspruch nimmt."

Von den übrigen Bänden des Rouveyre'schen Werkes, deren jeder viel Lesens- und Sehenswerthes enthält, sind besonders der dritte, vierte und sechste interessant und reichhaltig. Auch in den übrigen ist anregender und lehrreicher Inhalt. Nur die Anordnung und Vertheilung des reichen Stoffes könnte vielleicht systematischer sein. Aber wenn der streng wissenschaftliche Leser daran Anstand nehmen mag, so ist der Laie durch die vielen hübschen anekdotischen Einstreuungen entschädigt.

Wie das Format der Bücher zu bestimmen sei, darüber enthält der zweite Band eingehende Darlegungen. Man wird auf den ersten Blick meinen, das sei ja ganz einfach, aber wenn man dann liest, daß die einzelnen technischen Ausdrücke, wie Folio, Quart, Oktav, Duodez, in den verschiedenen Ländern verschiedene Größenmaße bedeuten, dann wird man sofort erkennen, daß die genaue Größenbestimmung auf Grund der Buchhändlerangabe oder der in den Katalogen ihre Schwierigkeiten hat. Es hängt dies damit zusammen, daß die Größe des für den Druck verwandten Papieres nicht mehr einheitlich ist wie in früheren Jahren. Ehemals war Folio das einmal, Quart das zweimal, Oktav das viermal gebrochene Blatt oder die halbe, Viertel- und Achtel-Größe des ganzen Bogens. Heute im Zeitalter des Maschinenpapiers gibt es Oktavbücher von sehr verschiedener Größe, während diese z. B. im vorigen Jahrhundert noch alle das gleiche Maß hatten. Es sind in:

| | England | Italien | Amerika | Preußen |
|---|---|---|---|---|
| Großfolio | über 46 cm | | | über 45 cm |
| Folio | unter 46 „ | über 38 cm | über 30 cm | 35—40 „ |
| Großquart | „ 38 „ | | | |
| Quart | über 28 „ | 28—38 „ | unter 30 „ | 25—35 „ |
| Großoktav | 28 „ | | | |
| Oktav | 23 „ | 20—28 „ | „ 25 „ | bis 25 „ |

Auch bei den kleineren Formaten ergeben sich Unterschiede, und vielleicht wird man noch mit der Zeit dazu kommen, an Stelle der doch verschiedene Größen bedeutenden Angaben der verschiedenen Länder die Formatangabe nach Zentimetern zu machen.

Ueber die Frage, welche Bücher man wählen solle, macht der Verfasser recht verständige Bemerkungen, ohne jedoch in dieser Beziehung ein allgemein gültiges Rezept geben zu wollen. Die bei uns, in Frankreich, in England erschienenen Angaben über die besten Bücher aller Zeiten und Literaturen tragen der Nationalität, dem Bildungsgang, dem Geschmack des einzelnen Lesers nicht genügend Rechnung. Aber aus der Fülle feiner und guter Bemerkungen über Lesen und Bücher seien die Worte Bacons citirt, der sagt, daß „die Lektüre dem Geiste Reichthum und Fruchtbarkeit gibt, die Konversation Raschheit und Leichtigkeit, die Gewohnheit zum Schreiben Richtigkeit und Genauigkeit." „Ich reise nie ohne Bücher", sagt der herrliche Montaigne, „weder in Frieden noch im Kriege. Es können Tage und Monate vergehen, ohne daß ich sie verwende. Ich sage dann, es wird später geschehen. Das Bewußtsein, daß sie an meiner Seite sind, um mir Vergnügen zu bereiten, wann

ich nur will, und die Erkenntniß, welche Hülfe sie meinem Leben bieten, bringt mir große Ruhe und Zuversicht."

(Schluß folgt.)

---

## Burenkrieg.

### Ein Bild aus der neueren Schweizergeschichte.

Von Albert Pfister.

### II. (Schluß.)

Nach dem neuesten Stand der Geschichtsforschung verliefen die Zusammenstöße zwischen Franzosen und Nidwaldenern, namentlich „der schreckliche Tag", der 9. September ungefähr folgendermaßen. — Schon in den ersten Tagen des September 1798 hatten kleine Gefechte stattgefunden bei dem Herumtasten französischer Patrouillen an der Grenze, bei der Annäherung bewaffneter Schiffer von Luzern her gegen Stansstad und Kehrsiten.

Den Hauptschlag aber gedachten die Franzosen am Sonntag, dem 9. September, zu führen durch einen umfassenden Angriff von Kerns und Sarnen her, unterstützt von Alpnach aus und durch gleichzeitige Landungsversuche an verschiedenen Stellen des Ufers. Ihr Plan gipfelte darin: nicht lange sich mit Schützengefecht aufhalten, sondern in raschem Sturmlauf über den Feind herfallen und ihn erdrücken.

An den Grenzen des engen Ländchens, das zu bekämpfen war, heben sich drei kleine Kriegsschauplätze heraus: der erste und hauptsächlichste liegt in dem von vielen Höhenzügen begleiteten Thal des Mehlbachs, das sich nordwärts von Kerns über Rohren und Allweg nach Stans hinzieht; der zweite ist zu suchen am Gestade des Sees von Rozloch über Stansstad nach Kehrsiten; der dritte liegt auf der Höhe der Berge südlich von Stans bei Großächerli.

Am Morgen des 9. September war man überall auf den Ansturm der Franzosen gefaßt. Schon in der Frühe um 2 Uhr wurde die Messe gelesen und allen anwesenden Wehrmännern die große Absolution ertheilt. Dann bewegten sich die Patrouillen gegen die Lager der Franzosen. Als der Tag heraufdämmerte, brannten die Franzosen im Gebirge bei Aecherli dreimal ihre Geschütze los, daß man es in allen ihren Stellungen bei Sarnen und Kerns, bei Alpnach, Horgiswil und Luzern vernahm.

Von Kerns und Sarnen rückten die Feinde zunächst nahe an die Grenze, hinter der, durch Verhaue und leichte Schanzen gedeckt, die Nidwaldener Scharfschützen standen. Jetzt begannen diese aus Büchsen und Musketen zu feuern; „das erste Glied der Franzosen fiel fast allgemein." Um aber das verderbenbringende Feuer nicht noch länger aushalten zu müssen, ordneten die französischen Führer den Sturm an. „Mit dem dieser Nation eigenthümlichen Gelärm, Rufen und Schießen drangen sie nun vor und wurden mit einem vollen Kugelregen empfangen. Der Verlust der Franzosen beim ersten Anputsch war sehr groß."

Von den Nidwaldener Wehrmännern wird erzählt: „Man sah die Scharfschützen überhaupt fast nirgends. Sie versteckten sich hinter Holz und Steine, hinter Hügel und Krümmungen." — „Sie legten ihre Kriegskunst nicht so fast auf das viel schießen, als vielmehr auf das wohl treffen." Vornehmlich hätten sie es auf das Abschießen der Hauptleute und Tambours abgesehen gehabt.

So wären also die Nidwaldener beim ersten Anlauf im Vortheil gewesen; sie zählten nur wenige Verwundete, nur einen Todten, während man beim Feind ganze Reihen stürzen sah. Schon hoffte man, bei solchen Verlusten werde er sich zurückziehen. Aber immer neue Massen drückten nach, gewannen die Flanke, und die Nidwaldener sahen sich gezwungen, aus ihren Schanzen zu weichen, wollten sie nicht abgeschnitten und eingeschlossen werden.

„Die Franzosen zogen jetzt in Haufen und ohne alle Ordnung über die Grenzen, wie es der Sturm mit sich brachte und breiteten wie ein austretender Strom verheerend sich aus. Ihre erste Beschäftigung war Stehlen und Rauben und dann Brennen. Die „Schwarzen" (44. Halbbrigade) gaben sich vorzüglich damit ab. Es gab noch viele Metzeleien und Handgemenge, bei denen die Franzosen großentheils zu kurz kamen."

Den Massen der Feinde gegenüber setzten sich die Nidwaldener wieder bei Rohren. „Allein die Franzosen nahmen ihre Zuflucht abermals zum Sturm, setzten heftig an und errangen auch diesen Posten." — Wenn es so fortging, mußten in wenigen Stunden die Franzosen den Hauptflecken Stans erreicht haben; und dann war an einem einzigen Tage alles aus; denn das enge Nidwaldener Land ist überall mit einem Tagmarsch zu durchqueren.

Eine weitere Kolonne der Franzosen kam jetzt von Alpnach her über die Aa und über die Berge. Immer weiter wurden die Schweizer gegen ihre Reserve und ihre letzte Schanze bei Allweg hingedrängt. Hier stellten sich die Schützen auf und schossen so ruhig wie zu Anfang die feindlichen Offiziere und Musketiere weg, indem sie ganze Reihen niederlegten. „So ließ nun der fränkische Feldherr seine Soldaten den Stutzerkugeln aufs neue preisgeben und opferte sein Volk verschwenderisch dahin." — „Die Franzosen vergeudeten das Menschenleben" und liefen wieder Sturm.

Die letzte Schanze fiel und der Flecken Stans lag offen vor den Siegern. Gerade in dieser letzten Schanze hatte auch der Landsturm gefochten. — „Eine Unterwaldenerin, deren That durch den französischen Hauptmann, welcher die erste Grenadierkompagnie befehligte, außer Zweifel gesetzt ist, feuerte die letzte Kanone, mit Kartätschen geladen, ab und erschoß an der Seite jenes Kapitäns seinen besten Freund, einen anderen Offizier und noch manchen ihrer Feinde, starb aber, wie noch mehrere dieser Heldinnen, welche lieber umkamen, als sich dem Feinde ergeben wollten, einen rühmlichen Tod."

Der Rathsherr Jakob Vonmatt fiel, nachdem er mit seinem Morgenstern tüchtig dreingeschlagen hatte, „und Jungfrau Barbara Vonmatt trug Wunden am Kopfe davon, die sie noch in ihrem späten Alter verspürte".

Der Widerstand in dieser letzten Stellung war besonders heftig gewesen und etliche Schweizer, die auf Seite der Franzosen standen, meinten: „mit Nachhilf einiger Hundert Mann würden die Nidwaldener entschieden über die Franzosen gesiegt haben."

Es war um die Mittagszeit, als die Haufen der Franzosen über den Flecken Stans herfielen; wer sich blicken ließ, wurde erschossen; Weiber und Kinder flüchteten in die Kirche; die über den tapferen Widerstand wüthenden Soldaten folgten und mordeten viele der Wehrlosen.

Während dies in dem Thale vorging, das von Kerns gegen Stans zieht, hatten sich auf dem See über 30 Schiffe und Flöße gezeigt, mit Geschützen versehen, um die Uferstellungen der Nidwaldener zu bombardiren. „Allein die auf den Posten am Gestade befindlichen Scharfschützen begrüßten die herankommenden Fran-

zosen theils mit Kugeln, theils mit Schrott, Hagel und Fuchsballen. Zwei Schiffe wurden genöthigt, mit Todten und Blessirten zurückzufahren." So tobte der Kampf um die steilen Wände am Bürgenstock.

Endlich gelang in der Nähe von Kehrsiten die Landung, aber „man mußte über Leichen und Leichen hinübersteigen, um aus dem Schiff ans Ufer zu gelangen". An geschützten Stellen hielten sich noch einzelne Vertheidiger, junge Burschen und Mädchen. Aber vom Lande her, von Stans und Rozloch, kamen jetzt Verstärkungen für die Franzosen. „Man floh in die Wälder; Kinder, Töchter und Weiber, welche ereilt wurden, mußten eines grausamen Martertodes sterben." So ging Stansstad verloren und Kehrsiten.

Hoch oben im Gebirge, bei Großächerli, südlich vom Stanserhorn, liegt der dritte Schauplatz, auf dem an diesem blutigen Morgen gefochten worden ist. Unter fortwährendem: „En avant! en avant!" suchten kletternd die einzelnen Kolonnen die Höhe zu gewinnen. Felsstücke, mit der Kraft der Verzweiflung geschleudert, flogen neben den Kugeln auf die Stürmenden nieder. — „Die ersten hinaufsteigenden Feinde wurden fast Mann für Mann weggeschossen. Tamboure, Offiziere und Gemeine stürzten hinunter. In den Tiefen der Schluchten lagen Leichen auf Leichen gehäuft."

Trotz aller Opfer aber blieben die Franzosen im Vordringen und trieben die Nidwaldener, die mit nur 100 Mann gegen 2000 standen, zurück. Aber theuer war die Stellung erkauft worden; 700—800 der Angreifer blieben todt oder schwer verwundet liegen.

Es war nach der Mittagzeit, am Sonntag, den 9. September; überall hatte der Widerstand aufgehört: im Thal des Mehlbachs zwischen Kerns und Stans, am Gestade des Sees und oben im Gebirge. Gar stille war es geworden im Land Nidwalden; in Winkel und Felsecken bargen sich die Wunden; schüchtern und scheu schlichen die Flüchtigen durch die Wälder, die Weiber und Kinder mit sich führend, die eben noch an des Gatten, an des Vaters Seite die Axt oder den Morgenstern geschwungen.

In den Dörfern aber und auf vereinsamten Höfen spielten sich Scenen von unerhörter Wildheit ab. Nichts war imstande, den Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten der Sieger Einhalt zu thun. — Von ihren kaum 2000 Wehrfähigen hatten die Nidwaldner im wirklichen Gefecht nicht 100 Mann verloren, mehr als 300 Personen aber, Männer, Weiber und Kinder, wurden nach dem Gefechten hingeschlachtet.

General Schauenburg berichtete noch am Abend des Schlachttages: „Es war unmöglich, der Wuth der Soldaten Schranken zu setzen. Unser Verlust war groß, welcher aber bei der unglücklichen Hartnäckigkeit dieser bis zur Raserei kühnen Menschen unvermeidlich war." — In allem ist ein Verlust für die Franzosen von 2000 Mann herausgerechnet worden.

In der Verlegenheit hatte Schauenburg in seinem Bericht so beiläufig einfließen lassen, er habe 350 Verwundete zu verzeichnen. In Paris mußte jetzt eben der wirkliche Stand der Dinge höchst unangenehm berühren; so blieb nichts übrig, als irreführende Zahlen und geheimnißvolle Verschleierungen. Alle Zeiten sind sich darin gleich.

Während mehreren Tagen lagerte dicker Rauch auf der verwüsteten Gegend; denn die Verheerung mit Feuer und Schwert war ja verfügt worden, als man gewagt, dem aus Paris kommenden Verhängniß die Berufung auf die Freiheit entgegenzusetzen. Stumpf und betäubt ertrugen die Leute jede Demüthigung, die anzuordnen den Sieger gelüstete. Glücklich preisen mußten sich noch die Elenden, daß die gänzliche Ausrottung nicht durchgeführt wurde.

Aus der ganzen Fülle von Bravheit, wie sie am blutigen 9. September zutage trat, von dem immergrünen Ruhmesbaume der Nidwaldener hat uns Gottfried Keller ein Zweiglein herausgebrochen und zu lieblichem Kranze gerundet.

Unmittelbar aus der Tiefe des Sees erhebt der Bürgenstock seine schroffen Wände und tiefschattigen Wälder. Ein freundlich Haus blinzelt dort auf halber Höhe mit kleinen Fenstern urbehaglich in die Welt hinaus. Dort wohnt Alois Allweger, erst seit drei Tagen, seit dem 6. September 1798, mit seinem Weib, der schönen Klara, auf die er so viele Jahre gewartet, getraut; getraut in der Zeit der Noth und der Bitternisse, da die Tyrannei in der Maske der Freiheit an das Felsenthor dieses kleinen Hirtenvolkes anklopfte, da der Franzmann sich anschickte, mit frechem Blick in das heilig gehaltene Nest dieses Volkes hineinzugucken.

„Unter dem Läuten der Sturmglocken, unter Trommel- und Harngetöse wurden sie von einem bewaffneten Priester getraut; die Hochzeitsgäste trugen Büchsen und Flinten, aber keiner that einen Schuß, um das Pulver für den bevorstehenden Streit zu sparen. Der Bräutigam selbst betrat sein Haus nur wie ein Krieger, der nicht weiß, ob er eine zweite Nacht in der gleichen Herberge zubringen wird."

„Endlich brach der 9. September, der Tag des Unterganges, an. Es war ein Sonntag. Klara weckte ihren schlummernden Mann und hieß ihn, da er im Werkelgewande hinuntereilen wollte, sich schmücken zum vielleicht letzten Gang. Sie band ihm selbst die buntgestickten Kniebänder um die hohen weißen Strümpfe, knüpfte ihm das scharlachrothe Brusttuch zu und brachte ihm ein blendend weißes Hirtenhemd, das liebste Gewand dieser Leute, das sie selbst in der Kirche trugen, und das sie ihm, das Kind der Berge, mühevoll, aber sorgfältig und zierlich gemacht hatte. Sie kämmte ihm das lang in den Nacken fallende Haar glatt und vorn an der Stirne besserte sie unter heiteren Scherzen mit der Schere nach, so gut sie an dem hohen Gesellen, der sich durchaus nicht bücken wollte, hinaufreichen konnte, obwohl sie nicht klein gewachsen war."

„Dann legte sie selbst ihr bestes Gewand und all ihren ländlichen Schmuck an, um diesen Ehrentag im Feierkleide zu durchleben und zu durchleiden. Wie ein Reisegeld zählte sie dem Manne darauf die frisch gegossenen glänzenden Kugeln zu und füllte das Pulverhorn auf."

„So traten sie vor ihre Hütte? schön wie die Natur umher, in welcher durch das Morgengrauen eben der Rigiberg und der Pilatus das erste Gold zurückwarfen. Sie gingen Hand in Hand, soweit es Zeit und Weg noch gestatteten, heiter, wie Alle, denen sie begegneten, und die desselben Weges gingen, da die Würfel gefallen waren und die Glocken im ganzen Land zur That stürmten. Als aber die ersten Kanonenschüsse donnerten, nah über den See her, fern hinter dem Berge, da trennten sie sich rasch. Alois eilte die steilen Hänge hinunter nach Kehrsiten, wo sein Platz am Gestade des Sees war. Klara stand und verschlang ihn mit den Augen, bis die wehenden Federn und Bänder an seinem Strohhut unter den Baumwipfeln verschwanden; dann lauschte sie dem Aufruhr in der Tiefe und lief, heftig weinend, hastig an den Herd zurück, ihn zu bewachen."

„Die Schanze zu Kehrsiten, in welcher Alois mit Wenigen stand und sich mannhaft vertheidigte, wurde

zuletzt und vom Land her angegriffen. Die Vertheidiger zogen sich Schritt für Schritt den Bürgenberg hinan, trafen die anstürmenden Franzosen mit ihren Kugeln oder wälzten Felstrümmer auf sie hinunter. Um Mittag war der Widerstand vorüber. Die Männer schlugen sich fechtend durch, und die Franzosen, wüthend über diesen Widerstand, begonnen das Morden der Frauen, Greise, Kranken und Kinder und füllten das grünschattige Land mit Asche und Trümmern, die nach sechs Jahren noch zu sehen waren."

Der Aloisi, der die Kugeln, die ihm sein junges Weib vorgezählt, verschossen, der sein Gewehr zerschlagen, habe nun nach dem Weg gesucht zu seinem Haus und seinem Weib, um bei ihr oder mit ihr zu sterben; er sei immer schwächer geworden und habe aus mehreren Wunden geblutet. Da sei einer der französischen Mordbrenner desselben Weges gezogen und habe den vor Schwäche schwankenden Aloisi gezwungen, ihm seinen Raub zu tragen. Es ging an Leichen vorüber.

„Auf dem grünen Sammet des Mooses gebettet, lag des Aloisi Frau mit erblaßtem Gesichte, von der niedergehenden Sonne überstrahlt. Ihr rother Rock, ihre rothen Strümpfe zeichneten ihren schlanken Wuchs; ihr mit Seidenblumen reich gesticktes Brustkleid war von Bajonetstichen zerrissen und durchbohrt, gleich einem Rosengärtchen, das durchgepflügt worden ist. Aber die mit blauen und rothen Steinen besetzten Ketten und Spangen hingen noch darum, das Haar war noch fest geflochten und wie eben erst aufgebunden; der Pfeil, in dessen Glassteinen die Abendsonne blitzte, steckte noch darin; sie war also unberaubt und hatte sich wahrscheinlich gegen Mehrere vertheidigt."

„Aloisi erkannte seine Frau augenblicklich, wie sie am Eingang des Waldes hoch über dem See lag, der unten dämmerte, und im Angesicht der stillen Gebirge. Er zitterte bis ins innerste Leben hinein." Da habe sich sein Peiniger, der Franzose, zu dem todten Weib gewandt, um sie zu plündern. Für einen Augenblick kehrte dem Aloisi die Kraft zurück; er packte das Unthier und stürzte es die steile Wand hinab thurmhoch in die Fluthen des Sees; dann sank er selbst leblos an der Seite seines Weibes nieder.

Zwei Tage lang brannten die Häuser der Dörfer und Höfe; in den unzugänglichsten Wäldern schleppten sich die Verwundeten fort; durch die Gassen irrten die elternlosen Kinder. Grab um Grab mußte aufgeworfen werden, um die im Kampf gefallenen tapferen Männer, Knaben und Mädchen und die zahlreicheren nach dem Kampf Gemordeten aufzunehmen.

Unendliches Mitleid, vermischt mit Bewunderung, bemächtigte sich der hochherzigen Gemüther aller Orten, wohin die Kunde drang. Man sammelte Liebesgaben in der Schweiz und in Deutschland; auch aus England, wo man schon damals die Mordbrennereien anderer Leute streng zu verurtheilen pflegte, kamen solche.

Ueber 200 Kinder hatten in Nidwalden ihre Eltern verloren; einen Theil brachte man in benachbarten Kantonen unter; ein anderer Theil wurde auf Kosten der Helvetischen Republik im Waisenhaus zu Stans erzogen; eines seiner herrlichsten Menschenwerke hat hier Pestalozzi, der Waisenvater von Stans, vollbracht.

Der Boden aber, der nach dem kindlichen Glauben seiner Bewohner als geheiligtes Land unter dem besonderen Schutze des Himmels und der Himmelskönigin zu stehen schien, den man als für den Feind unerreichbar zu betrachten sich gewöhnt hatte, den wirklich vorher auch noch keiner betreten hatte, diesen Boden, die Heimath patriarchalischer Natürlichkeit, sah man jetzt entweiht durch den läppischen Pomp, mit dem die Sieger überall die Zeichen ihrer sogenannten Freiheit aufrichteten. So mögen verwundert einst die Hirten von den Bergen zugeschaut haben, so mögen, Grimm im Herzen, aber gebeugten Nackens und scheu, einstmals die Bürger von Uri vorbeigeschlichen sein, als man in Altdorf das Hoheitszeichen des Geßler-Hutes auf der Spitze einer Stange anbrachte.

Eine heute schwer verständliche Stellung nahm die Regierung der Helvetischen Republik in Aarau ein; sie ließ dem General Schauenburg ihren Dank aussprechen mit dem Hinzufügen, daß sich die französische Armee um das Vaterland wohl verdient gemacht habe. Und das sei jener Regierung nicht einmal verdacht; denn jedes Zeitalter hat seine besondere Art von Niederträchtigkeit.

Der Entschluß der Nidwaldener, das von den Vätern Ererbte bis zum letzten Athemzug aufrecht und lebendig zu erhalten, hat verschiedene Beurtheilung erfahren; insbesondere hat man ausgeführt: es sei dies eigenthümliche Völkchen von den Priestern in einen religiösen Wahn hineingesteigert worden; sein Kampf müsse als ein Ausbruch religiöser Ueberreiztheit angesehen werden.

Natürlich; dieser Kampf war religiöser Art. Denn die Nidwaldener haben es als Sünde angesehen, die Väter, das empfangene Erbe und sich selbst zu verleugnen und abzuschwören.

Der Sünde gleich achteten sie es, daß Kinder und Enkel einst auf sie deuten könnten wie auf diejenigen, die um des augenblicklichen Wohlergehens, um der leiblichen Sicherheit willen die Freiheit und das alte Recht preisgaben und verkauften.

Die solche Sünde fürchten, handeln immer in religiöser Ueberzeugung; an ihrer Spitze werden immer Geistliche sich finden, nicht als Träger irgend welcher Dogmen, sondern als Männer, die erfüllt sind, von dem Glauben an ewig gültige Gesetze, an eine sittliche Weltordnung. So ist es in Tirol gewesen 1809, so in Preußen im herrlichen Jahre 1813.

Von den alten, von den religiösen Römern wird gesagt: „Sie dachten groß von sich selbst und durften daher nichts ihrer Voreltern Unwürdiges thun." Sie hielten sich also stets ein Ideal von sich selbst, von der eigenen Würde vor.

Erst auf solchem Wege wird den Sterblichen die Kraft, daß sie für eine hoffnungslose Sache eintreten mit derselben Freudigkeit als wäre der Erfolg sicher gewährleistet. Denn gerade das Wahrzeichen und das Recht der höchsten Leidenschaft ist es, für die Hoffnungslosigkeit zu ringen.

In solchem Glauben haben einst die Bauern von Dithmarschen das Schwert erhoben, in solchem Glauben liegen heute noch die afrikanischen Buren im Feld.

Praktische Menschen sind das natürlich nicht; viel praktischer, dem Augenblicksvortheil angepaßter, handelten seinerzeit die Rheinbündler und ein guter Theil von den Einwohnern Berlins und anderer Städte, als das Alte doch einmal zerbrochen war. Weder an Vergangenheit noch an Zukunft denkend, nahmen sie jeden Fußtritt der fremden Gebieter mit dankbarem Gemüthe auf, lebten fröhlich von einem Tag zum anderen. Dabei blickten sie mit erhabener Geringschätzung auf die stille Arbeit der Patrioten, die sich abhärmten, grübelnd nachsannen, sich in altes Heldenlied versenkten, aber zugleich organisirten und rechneten, um bereit zu sein auf den Tag, der alles Verlorene, Ehre und Freiheit und das Gefühl des Eigenthums am gewachsenen Heimathboden wiederbringen sollte.

Die Furcht vor der Sünde, den Nachkommen etwas Verkümmertes, durch egoistische Weichheit Vertrödeltes zu hinterlassen, hat einst auch die Enkel der herben Puritaner in den Neu-Englandstaaten zum Kampfe getrieben, um nach neunjährigem Ringen die Freiheit Amerika's zu begründen. — Zugleich ist das Wesen der politischen Freiheit hier so scharf umrissen worden wie niemals vorher. Es heißt in der Urkunde über die amerikanische Unabhängigkeit: „Keine Gewalt, die von der Regierung unsres Landes verschieden ist und außerhalb des amerikanischen Bodens steht, hat das Recht, innerhalb der Grenzen unsres Landes etwas anzuordnen."

Das goldene Wort „Freiheit" wird ja sonst so vielsinnig gedeutet, fast ebenso oft wie Friede mit Knechtschaft verwechselt wird.

Leicht aber war es, hinhaltenden Krieg zu führen auf den weiten Flächen und in den Wäldern Amerika's; verhältnißmäßig leicht ist das auch heute in Südafrika. In Nidwalden aber gibt es keinen Punkt, der nicht von der Grenze aus durch einen einzigen Tagmarsch zu erreichen wäre. So mußte sich hier auch alles an einem einzigen Tage abspielen. Nur in Einem gleichen sich die Nidwaldener Hirten von damals und die afrikanischen Buren von heute: sie sehen sich ganz allein auf sich selbst gestellt, verlassen von der ganzen Welt, überantwortet einem Feinde, der seiner Schwäche im Felde durch Brutalität gegen Wehrlose und gegen das Eigenthum aufzuhelfen sucht.

Die afrikanischen Buren verlassen von der ganzen Welt? — In allen zivilisirten Ländern hält man doch zu ihren Gunsten Versammlungen ab, man schießt Geld zusammen, man schreibt Artikel, Petitionen und Gedichte. Allein das bleibt akademische, menschlich schöne Regung, solange die Regierungen aller Länder fest darauf beharren, daß die Afrikaner ohne Erbarmen ihren Bedrängern überantwortet bleiben sollen.

In Preußen hat man die herbe Noth Friedrich Wilhelms III. und Luisens hülfesuchendes Flehen vergessen, und die Amerikaner denken nicht mehr daran, wie in der schlimmen Zeit ihrer Revolution Frankreich seine Hand den Sinkenden geboten hat, wie im Jahr 1779 die Vorväter den Beschluß gefaßt haben, die von den Engländern begangenen Barbareien dadurch zu verewigen, daß die Abbildungen den Landesmünzen aufgeprägt werden, um den Abscheu vor den Engländern bis in die fernsten Zeiten zu tragen.

Jetzt hätte der Türke vollauf Gelegenheit, die salbungsvollen Predigten, die ihm schon von England gehalten wurden, zurückzugeben, dies Land an die ewig gültigen Gesetze einer sittlichen Weltordnung zu erinnern und dem beizufügen, daß es ein Aergerniß für die ganze Welt sei, wenn eine der Nationen in Beziehung auf die öffentliche Moral und auf die Gesetze der Zivilisation allzu sehr rückläufig werde.

Wenn aber die Schneide der Wahrheit gegen einen Gewaltigen und Glücklichen geht und folglich mit ihrem Bekenntniß nichts zu verdienen ist, so scheint für die Wahrheit selbst zu allen Zeiten ein ungemein geringer Reiz übrig geblieben zu sein.

---

## Besprechungen.

**Das Reichsgesetz über die privaten Versicherungsunternehmungen** vom 12. Mai 1901. Nach den Gesetzesmaterialien erläutert von Dr. jur. Alfred Manes. Leipzig. Verlag von C. L. Hirschfeld 1901. (M. 3.50.) — Das Gesetz ist am 1. Juli d. J. mit seinen §§ 70, 98 Satz 1 und 101 Abs. 3 in Kraft getreten. Zum selben Datum erschien eine Ausgabe desselben als Nr. 16 von „Hirschfelds Taschen-Gesetzsammlung", besorgt und erläutert von Dr. jur. Manes in Göttingen, welcher durch ein Buch über Diebstahlversicherung, diverse Artikel im Handwörterbuch u. s. w. sich vortheilhaft in die wissenschaftliche Literatur eingeführt hat. Des Verfassers gründliche Kenntniß des Versicherungsrechts und der Versicherungsökonomik prädestinirte ihn geradezu zur jetzigen Aufgabe, und er hat sie auch in glänzender Weise gelöst. Gibt er schon in der Einleitung eine treffliche Uebersicht der geschichtlichen Entwicklung des Gesetzes und eine Darstellung seiner Grundzüge nach den offiziellen Druckschriften, so hat er es noch besonders verstanden, durch das ganze Gesetz hindurch gewissermaßen als Wegweiser den einzelnen Abschnitten gemeinverständliche Vorbemerkungen voranzustellen, welche systematisch den Inhalt derselben angeben und wohl geeignet sind, selbst Laien einen klaren Begriff von den Grundgedanken des Gesetzes zu geben. Was den einzelnen Paragraphen als Erläuterung beigegeben ist, trifft durchaus den Kern der Sache; sehr verdient hat sich Manes damit gemacht, daß er recht schwierige Begriffe des Versicherungswesens, wie Prämienreserve, Zillmer'sche Methode u. s. w. so trefflich interpretirte, daß auch Nicht-Assekuranz-Fachleute sich damit zurechtfinden werden. Ferner ist überaus schätzenswerth, daß er die einschlägigen Stellen der zivilrechtlichen Gesetze nicht bloß mit Paragraphenzahl, sondern genau mit vollem Text anführt. Dankbar werden Behörden und Fachleute die Ausgabe begrüßen, die sich würdig jenen bekannten Ausgaben der anderen Reichsgesetze anreiht, und auch die Göttinger Schule, aus der Manes hervorging, darf mit derselben einen schönen Erfolg registriren.

**Goldscheider u. Jakob: Handbuch der physikalischen Therapie.** Theil 1., Bd. 1. Verlag: Georg Thieme, Leipzig 1901. Preis 15 M. — Wir versagen es uns nicht, jetzt schon auf ein neues medizinisches Handbuch der physikalischen Therapie, von zahlreichen Gelehrten bearbeitet, hinzuweisen, da es verspricht, ein Werk ersten Ranges zu werden. Wir behalten uns eingehendere Besprechung nach dem vollständigen Erscheinen vor, bemerken heute nur, daß das Werk eine große Lücke ausfüllt und durch sein Erscheinen in einer Zeit, wo die nichtärztlichen, Heilkunde ausübenden Elemente der wissenschaftlichen Medizin die Hintansetzung der physikalischen Therapie fortwährend als Mangel auslegen, jene agitatorischen Redereien Lügen straft. N.

**Die Chronik des Tabari:** Eine gewaltige Aufgabe, welche die Arabisten unternommen hatten, ist jetzt zur Vollendung gekommen. Mit den gerade erschienenen Inderbänden ist die große, bei E. J. Brill in Leyden gedruckte Ausgabe der Chroniken des arabischen Historikers Tabari fertiggestellt. Der holländische Gelehrte Dr. de Goeje stand an der Spitze des Unternehmens, zu dessen Kosten außer zahlreichen Gesellschaften und Einzelmäcenen die holländische und preußische Regierung beigetragen hatten, wie auch selbstverständlich Deutschland (Barth, Noeldecke, D. H. Müller, Fraenkel) in dem Stab der Mitarbeiter Goeje's stark vertreten war. Der erste der 13 Bände, welche Tabari's Riesenwerk umfaßt, war schon 1879 erschienen. Und doch ist das jetzt Vorhandene nur ein Extrakt von dem, was Tabaris erste Niederschrift gewesen war. Seine Chronik, die die Weltgeschichte von der Schöpfung bis zum Jahre 915 n. Chr. gibt (Tabari lebte von 839—923), soll gleich seinem Koran-Kommentar ursprünglich 30,000 eng beschriebene — und die arabische Schrift nimmt wenig Platz ein — Blätter umfaßt haben. Aber seine Schüler strikten, da sie sein Manuskript nach dem Diktat niederschreiben sollten, und so reduzirte er seine Geschichte auf ein Zehntel mit dem Ausrufe: „Gott helfe uns. Unser Ehrgeiz ist todt!" Trotzdem die Bibliothek des Fatimiten Aziz im 4. Jahrhundert der Hedschra 20 Exemplare der Chronik des Tabari besaß, trotzdem Saladin in der fürstlichen Bibliothek in Aegypten 1200 Exemplare vorfand, trotzdem das berühmte Werk unter der Regierung des Ssamaniden Mansur I. (961—976) ins Persische, auch später ins Türkische, übersetzt ward und somit in der kurzen Zeit von 50 Jahren von Bagdad, wo Tabari den größten Theil seines Lebens lebte und lehrte, nach Bochara gedrungen war, ist kein einziges vollständiges Exemplar der Chroniken des Tabari vorhanden, und der Druck mußte aus den Manuskripten von Algier, Berlin, London, Oxford, Leyden 2c. zusammengesetzt werden. In allen großen Bibliotheken der mohammedanischen Länder war einst die Chronik des Tabari vorhanden, obwohl sie

schon zu Aziz Zeilen 100 Dinare kostete; und daß jetzt kein vollständiges Manuskript mehr existirt, ist ein Beweis, wie christliche und mongolische Barbaren im Osten und in Nordafrika und Ferdinand der Katholische und die Inquisition in Spanien gewüthet haben. — Der arabische Historiker hat seine Chroniken nach dem gleichen Prinzip zusammengestellt, wie fast alle Geschichtsschreiber des islamitischen Orients arbeiteten. Jedes Ereigniß wird mit den Worten von Augenzeugen oder Zeitgenossen dem letzten Erzähler durch eine Kette von Zwischenberichterstattern überliefert, von denen jeder den Originalbericht seinem Nachfolger übergibt. So gibt es oft zwei und mehr sich in wenigem unterscheidende Zeitgenossenberichte, die durch verschiedene Quellen herabgeflossen sind. Oft auch haben verschiedene Zeitgenossen jeweils anderes überliefert. Der arabische Historiker übt keine weitere Kritik an den Ereignissen als in der Wahl seiner Autoritäten; und an dieser Wahl haben moderne Gelehrte oft etwas auszusetzen. Selbst wenn der islamitische Geschichtsschreiber einmal die verschiedenen Ueberlieferungen über ein Ereigniß in eine fortlaufende Erzählung verwandelt, so gibt er meist genauen Aufschluß über die dabei befolgten oder abgelehnten Quellen. Tabari hat auch ein in die Leydener Ausgabe aufgenommenes Supplement über seine Quellen und Autoritäten geschrieben, das biographische Notizen über die Chronisten aus der Zeit Muhameds bis in das zweite Jahrhundert der islamitischen Zeitrechnung enthält. Ein Zeitgenosse Tabari's sagte von seinen Werken: „es lohne sich, eine Reise nach China zu machen, um Einblick in seine Bücher zu nehmen“; durch die Leydener Ausgabe haben es die Orientalisten jetzt bequemer. Der eigentliche Name des größten arabischen Historikers war Abu Jáfar Mohammed B. Gaziz at-Tabari — ein Name, würdig, daß ihn ein Cornelius in Musik gesetzt hätte. M.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* **Skythengräber.** Aus St. Petersburg wird der „Voss. Ztg.“ geschrieben: Ein bemerkenswerther archäologischer Fund wurde kürzlich im Gouvernement Kiew gemacht. Generalleutnant Brandenburg, der im Laufe des Juni im Auftrage des Artilleriemuseums in St. Petersburg die Ausgrabungen der skythischen Grabhügel beim Dorfe Mokiewka im Kreise Tschigirin leitete, fand in einem dieser Grabhügel (russisch Kurgan) die Leiche eines skythischen Kriegers in voller Rüstung. Der Panzer ist sehr gut erhalten. Bisher hatte man stets nur Stücke von solchen skythischen Panzern gefunden. Der Fund wurde sorgfältig verpackt und nach St. Petersburg geschickt, wo er im Artilleriemuseum ausgestellt werden wird.

* **Heidelberg.** Seinen siebzigsten Geburtstag feierte gestern (Dienstag) der Mathematiker und Physiker Friedrich Eisenlohr, der fast ein halbes Jahrhundert lang dem Lehrkörper der hiesigen Universität angehört.

* **Straßburg.** An der hiesigen Universität hat sich Dr. Emil Hannig für Botanik habilitirt.

* **Bonn.** Der Professor der altkatholischen Theologie, Dr. Joseph Langen, ist gestorben. (Seine Persönlichkeit und sein Wirken werden demnächst ausführlich in unserer Beilage behandelt werden.)

* **Jena.** Der Geheime Kirchenrath Prof. Siegfried ist, wie der „Voss. Ztg.“ gemeldet wird, infolge schwerer Erkrankung an der Ausübung seiner Lehrthätigkeit gehindert. Es ist deßhalb an der Universität eine Ersatzprofessur für alttestamentliche Theologie errichtet und dem bisherigen außerordentlichen Prof. Liz. Bäulsch übertragen worden.

* **Berlin.** Der Oberbibliothekar an der hiesigen königlichen Bibliothek Dr. Eduard Ippel ist, wie die „Nationalzeitung“ erfährt, zum Abtheilungsdirektor ernannt worden. Dr. Ippel ist Germanist und Literaturhistoriker und hat sich besonders um die Herausgabe der „Kleinen Schriften“ von Jakob Grimm verdient gemacht. An der königlichen Bibliothek waren bisher drei Abtheilungsdirektoren thätig, Prof. Stern für die Abtheilung der Handschriften und Dr. Paul Schwenke und Dr. Johannes Franke für die Abtheilung der Druckschriften. — Oskar Neumann ist der „Post“ zufolge am Montag von seiner Durchquerung des nordöstlichen Afrika's — von der Somali-Küste nach Faschoda am Weißen Nil — wieder hier eingetroffen. Die Forschungsreise, deren Resultate in jeder Beziehung befriedigend sind, hat im ganzen 20 Monate gedauert. Besonders in rein geographischer Hinsicht wurden im Quellgebiet des Sobat wichtige Entdeckungen gemacht.

oem. **Breslau.** Der Privatdozent in der philosophischen Fakultät hiesiger Universität Professor Dr. Otto Jiriczek ist für das Wintersemester 1901/02 an die Akademie zu Münster als Vertreter des außerordentlichen Professors Dr. Eugen Finenkel beurlaubt worden.

* **Greifswald.** Der bisherige außerordentliche Professor in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Walter König ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

* **Aus Oesterreich.** Der Professor für darstellende Geometrie und Konstruktionszeichnen an der Technischen Hochschule in Wien G. A. Peschka tritt nach 49jähriger Lehrthätigkeit in den Ruhestand.

* **Aus den Niederlanden.** In Antwerpen ist die vlamische Dichterin Mathilde Ramboux gestorben, bekannt unter dem Schriftstellernamen Hilda Ram. 1858 in Antwerpen geboren, siedelte sie nach Vollendung ihrer Studien nach England über, wo sie lange Jahre lebte. Ihre poetischen Erzeugnisse fanden beinahe unmittelbar nach ihrem Erscheinen Beifall beim vlamischen Volke. Im Jahre 1890 erhielt die Dichterin den fünfjährlichen Regierungspreis für vlamische Literatur. Von ihren Werken nennen wir u. a. „Bloemen en Bladeren“, „De Familie Schrikkel“ und den Text zu Tinels „Sinte-Godelieve“.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

R. Böckh und M. Klee: Die Alters- und Sterblichkeitsverhältnisse der Direktoren und Oberlehrer in Preußen. Denkschrift. Halle a. S., Waisenhaus 1901. — Dr. Chr. Labor: Das Land ohne Armuth. Leipzig, Demme 1901. — H. und A. Müller: Wie erhalten wir unsre Kinder gesund? Ebd. 1901. — L. Germonik: Die Brandschatzung in den Bergen. Ländliches Melodrama. Neurode i. Schl., Leuschner u. Tesch 1901. — C. Scholl: Erobert oder erräubert? — Geschichtlicher Nachweis, wie England Ost-Indien nahm. Bamberg, Handels-Druckerei 1901. — Dr. A. Wehner: Bad Brückenau. Würzburg, Stahel. — Th. Frhr. v. Pfetten-Arnbach: Das kgl. bayerische 1. Schwere Reiter-Regiment „Prinz Karl von Bayern“. 2 Bde. München, Oldenbourg 1890. — P. Hamecher: Zwischen den Geschlechtern. Zürich, C. Schmidt 1901. — A. Zapp: Durchlaucht Prinz Habenichts. Roman. Berlin, Taendler. — J. v. Conring: Frauenseelen. Zwei Erzählungen. Ebd. — A. Ott: Wildfeuer. Roman. Ebd. — A. Treichel: Hugin und Munin. Novellen. Ebd. — A. G. Raunig: Der Zolltarif und die Reciprocitäts-Verträge der Vereinigten Staaten von Amerika. Wien, Industrieller Club 1901.

Jahrgang 1901. München, Donnerstag, 18. Juli. Nummer 162.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Die letzten Bände von Goethes Briefen und Tagebüchern und anderes Ungedruckte.

Von Ludwig Geiger.

### I.

Seit einigen Jahren habe ich die Berichte, die ich früher über die genannten Serien der großen Weimarer Goethe-Ausgabe zu erstatten pflegte, unterlassen. Nun, da ich sie wieder aufnehme, sei ein kurzes orientirendes Vorwort gestattet.

Die Weimarer Ausgabe unterscheidet sich von allen bisherigen Editionen der Goethe'schen Werke durch eine ausgiebige Benützung des Nachlasses des Dichters. Durch eine solche ist es möglich, auch zu den bisher bekannten, sowohl den eigentlich literarischen als den naturwissenschaftlichen Werken außerordentlich zahlreiche Paralipomena, frühere Fassungen, spätere Aenderungen und Zusätze zu geben; vornehmlich zwei Abtheilungen hinzuzufügen, die in allen früheren Sammlungen fehlten: Briefe und Tagebücher. Von letzteren waren, vor unsrer Ausgabe, überhaupt nur winzige Bruchstücke aus unvollständigen und unzuverlässigen Abschriften bekannt; von ersteren waren gewaltige Briefmassen, an Schiller, Zelter, Reinhard, Voigt, Knebel, Karl August und manche Andere bereits veröffentlicht.

Trotz dieser Menge harrten noch ganze Korrespondenzen und unzählige Einzelbriefe der Publikation: unter jenen die mit der eigenen Familie, der Frau, dem Sohn, der Schwiegertochter, den Weimarer Fürstlichkeiten, außer dem genannten Großherzog, ferner die Theater- und amtlichen Briefe; unter diesen die überaus zahlreichen Beantwortungen von Anfragen, Danksagungen für empfangene Sendungen, ferner Erkundigungen wissenschaftlicher und persönlicher Art, Höflichkeitsbriefe bei den verschiedensten Gelegenheiten. Das Weimarer Archiv enthielt nun die Familienbriefe fast vollständig; andere Weimarer Anstalten: Staatsarchiv, Bibliothek, Theater, die Sammlungen des jüngst verstorbenen Großherzogs und der übrigen Mitglieder des fürstlichen Hauses steuerten vieles bei. Einen nicht geringen Zuwachs erhielten die durch solche Zuwendungen schon stark vermehrten Sammlungen durch Ankäufe und Geschenke: die ersteren aus den reichen Mitteln der unermüdlich spendenden Großherzogin (bis zu ihrem Tode 1897), die letzteren von Privatleuten aus Deutschland und außerhalb Deutschlands, selbst aus fremden Welttheilen, Geschenke der Nachkommen und Erben Solcher, die mit Goethe in unmittelbarem Verkehr gestanden hatten, oder Gaben reicher Mäcene, die der Wissenschaft dienen oder fürstliche Huld sich durch solche Entäußerung ihres Besitzes erwerben wollten. Aber außer allen diesen Originalbriefen, die entweder ursprünglich dem Goethe-Archiv angehört oder seit den fast 15 Jahren, daß es der Benützung erschlossen worden, sich bei ihm eingefunden hatten, besaß ersteres eine große Masse von Konzepten, die durch Goethes fast pedantische Sorgfalt von allen wichtigen und unwichtigen Schriftstücken, sofern er sie nicht eigenhändig schrieb, angefertigt worden waren. Diese Konzepte sind für die letzten dreißig Jahre fast vollständig erhalten, sie setzen die Editoren der großen Weimarer Sammlung daher in den Stand, auch diejenigen Briefe, deren Originale verloren oder bisher nicht zugänglich gewesen sind, zu veröffentlichen.

Aus allen diesen Schätzen setzte sich nun das Material zusammen, das in den Briefbänden der vierten Abtheilung der Weimarer Ausgabe zum Abdruck kommen sollte. Kundige schätzten die Masse auf 40 handliche Oktavbände, wobei der bloße Text etwa vier Fünftel, die Beigaben — fast ausschließlich kritischer Apparat und nur ganz wenige andere Bemerkungen — ein Fünftel des Bandes einnehmen und wobei eben nur die von Goethe geschriebenen, nicht etwa die von ihm empfangenen Briefe aufgenommen werden sollten. Diese Schätzung, die von dem Laienpublikum belächelt, als ganz unmöglich hingestellt wurde, hat sich vollkommen bewahrheitet. 23 Bände liegen bereits vor.[1] Sie enthalten 6609 Briefe, eine Zahl, bei der etwa ein Dutzend nachträglich eingeschobener nicht mit einbegriffen ist. Die Briefe beginnen mit dem 23. Mai 1764 und gehen einstweilen bis zum 30. August 1813. In den ersten Jahren sind sie etwas dürftig, so daß der erste Band mit 78 Briefen bis Sommer 1771 geht; der zweite führt mit 287 Nummern bis 22. November 1775, der dritte mit 403 bis Ende 1778. Von da an umfaßt kaum ein Band mehr als zwei Jahre. Während die ersten fünfzehn Jahre zusammen 769 Briefe aufweisen, das Jahr also durchschnittlich nicht viel mehr als 50, wird von 1779 die Durchschnittszahl viel größer. Je älter Goethe wurde, je mehr sein Interessen- und sein Geschäftskreis wuchs, je mehr mit seinem sich steigernden Ruhm die Zahl der Huldigenden, Nothsuchenden sich vermehrte, desto größer

[1] Dem eben erschienenen 23. Bande ist ein Zettel der Verlagsbuchhandlung beigefügt, in dem es heißt: „Ausnahmsweise wird hiermit der 23. Band der Briefe vor dem 22. ausgegeben. Dieser soll mit Band 24 zusammen bei der nächsten Lieferung erscheinen.“ Band 21 der Briefe erschien 1896, zwischen diesem und dem eben veröffentlichten liegen also vier volle Jahre, während sonst fast in jedem Jahre zwei Briefbände ausgegeben wurden. Die Schuld liegt weder an der Verlagshandlung, noch an der Gesammtleitung des Unternehmens, sondern an dem mit der Herstellung des Bandes beauftragt gewesenen Gelehrten, einem scharfsinnigen, fleißigen, trefflichen Mann, der nur zu derartigen Arbeiten nicht geeignet war

wurde auch die Zahl der Briefe. Natürlich ist nicht ein regelmäßiges prozentuales Steigen zu bemerken. Das Jahr 1798 hat 263 — es war eines der briefreichsten —; 1806 dagegen, das Jahr des Krieges, der Noth, der zeitweiligen Abgeschnittenheit Weimars vom Verkehr nur 143. Aber dann geht es ziemlich regelmäßig vorwärts: die Zeit von Anfang Januar 1808 bis Ende August 1813, also eine Periode von 5 Jahren 8 Monaten füllt vier starke Bände, umfaßt 1132 Briefe, so daß jedes Jahr durchschnittlich 200 aufweist. Da nun für die folgenden 18½ Jahre mindestens die gleiche Zahl, eher noch ein größerer Umfang zu erwarten ist, so muß man auf 12—15 weitere Bände und mindestens noch 4000 Briefe gefaßt sein, so daß die Zahl von 40 Bänden mit rund 10,000 Briefen nicht zu hoch gegriffen ist.

Goethe als Briefschreiber soll hier nicht ausführlich gewürdigt werden; wenige Bemerkungen mögen ausreichen. Betrachtet man seine Briefe als schriftstellerische Erzeugnisse oder als documents humains, so könnte man ihnen leicht einen zu niedrigen Platz anweisen. Man müßte vielleicht unter diesen Schriftstücken zwei große Perioden unterscheiden: die der Jugend und die des Alters. Goethe war in seiner Frühzeit viel expansiver als in späteren Jahren. Damals hatte er das Bedürfniß sich zu offenbaren, sein Inneres aufzudecken, seine Liebe kundzuthun, das, womit er innerlich beschäftigt war, Anderen anzuvertrauen. Diese Gemüthsrichtung fehlt den Briefen späterer Zeit. Diese sind meist Antworten, nicht Schreiben, die aus eigener Initiative hervorgehen. Es fehlt ihnen daher oft das Unmittelbare, die Lust, sich zu geben, das Bedürfniß, sich über Gefühle und Empfindungen zu äußern. Auch wenn Goethe berichtet und erzählt, liegt ihm nichts ferner, als seine Darstellungen schriftstellerisch auszuschmücken und zu einem anmuthigen Ganzen zu gestalten. Er referirt im Chronikenstil und will seine Korrespondenten wohl theilnehmen lassen an dem was ihm widerfahren ist, hat aber nicht das mindeste Verlangen, sie auch in die Art einzuweihen, wie er die Ereignisse auf sich hat wirken lassen.

Das Alles hatte seinen Grund in Goethes Wesen, das sich in seinem Alter stärker ausbildete, als in seiner Jugend. Aber zwei sehr wichtige äußere Momente traten hinzu, um diese Art des Briefschreibens hervorzurufen. Das eine war, daß Goethe seine Briefe diktirte. Das für die Schnelligkeit und leichte Lesbarkeit der Korrespondenz höchst förderliche Hülfsmittel brachte es mit sich, daß er in dem von Anderen zu Schreibenden sich auf Nothwendiges, Aeußerliches beschränkte, daß er, schon um den subalternen Schreibern, die nicht immer reinen Mund gehalten und daher in der geschwätzigen kleinen Stadt leicht unliebsames Aufsehen gemacht hätten, nicht Stoff zum Plaudern zu geben, Vieles in sich verschloß, und vertrauliche Eröffnungen höchstens in eigenhändigen Nachschriften ergehen ließ. Das Diktiren vernichtete nicht nur oder minderte wenigstens die Vertraulichkeit, sondern brachte auch etwas Formelles, Gemachtes in die Art der Briefe. Wer selbst viel diktirt und sich dann wieder ans Selbstschreiben gewöhnt hat, merkt, wenn er nicht etwa vor dem Diktiren an einen Stenographen sich selbst ein Konzept aufgesetzt hat, wie anders er da und dort schreibt. Beim Diktiren ist man behaglicher, beim Selbstschreiben kürzer, zusammengefaßter; dort braucht man, weil man sich selbst reden und deklamiren hört, längere, weiter ausgesponnene, künstlicher gefügte Perioden; hier ist man knapper, weil man weniger Zeit hat. Geht dem Selbstschreibenden mancher Gedanke bis zum Ergreifen der Feder oder während des Festhaltens eines früheren verloren, so hat er diesem Nachtheil gegenüber den Vortheil, einem Gedanken länger nachzuhängen, ihn gründlich auszudenken, weil er keine Rücksicht auf einen Wartenden zu nehmen hat, dessen Zeit Geld kostet, er wird, weil er oft den kürzesten Ausdruck sucht, origineller, epigrammatischer zugespitzt als der Diktirende. Das andere Moment, das auf die Art von Goethes Briefen einwirkte, fast noch bedeutsamer als das Diktiren, war das Registriren der Briefe, das Aufheben und Einordnen der Konzepte, das Sammeln der eingegangenen und abgeschickten Briefe zu einem Archive. Gerade eine solche geschäftsmäßige Ordnung und Aufbewahrung bedeutet die Vernichtung aller Vertraulichkeit. Scheut man sich schon, ganz Geheimes, Vertrauliches durch einen Anderen fixiren zu lassen, so ist man doppelt bedenklich, das nun einmal Fixirte zu verwahren, in Reih und Glied mit Anderem aufzustellen.

Verlieren durch die eben gemachten Bemerkungen die Briefe an schriftstellerischem Werth und an Bedeutung als Bekenntnißschriften, so bleibt genug übrig, um ihnen Wichtigkeit zu verleihen. Ihr Hauptwerth liegt darin, daß sie an sehr viele Menschen gerichtet sind, obgleich ja in jedem Zeitraum einige bevorzugte Korrespondenzen existiren, daß sie ferner die verschiedenartigsten Dinge berühren: Literatur, Politik, Wissenschaft, Amt, Geschäft (häusliche private Besorgungen), Persönliches.

Was nun den vorliegenden Band der Weimarer Briefausgabe angeht, der zu dieser allgemeinen Erörterung Anlaß gab, so sei zunächst an einen der eben berührten Umstände angeknüpft. Die in diesem Bande enthaltenen 283 Briefe sind an 77 verschiedene Adressaten gerichtet. An diese sind aber die Episteln nicht etwa gleichmäßig vertheilt, so daß auf Jeden etwa vier kommen, sondern etwa die Hälfte empfing einen oder zwei Briefe, während Christiane, die freilich den Löwenantheil davonträgt, 35, J. H. Meyer, der Kunstfreund, 20, C. G. v. Voigt, der schon erwähnte Amtsgenosse, 15, ein Bankier Lämel, resp. verschiedene Mitglieder seines Hauses, die Geld und Wein zu besorgen hatten, 12, der geprüfte und bewährte Freund Zelter 7, Schlosser, J. D. R. Ridel und der Herzog Karl August je 6, Cotta und Goethes Sohn August je 5 Briefe empfingen. Wenn man also die 117 an 10 Adressaten gerichteten von der Hauptsumme in Abrechnung bringt, so bleiben für die nicht Genannten, von denen Einzelne häufiger interpellirt worden, wie Kirms, Riemer, Charlotte v. Stein, Andere doch jede paar Monate ein Schreiben empfingen, wie die Gräfin O'Donnell, der Gesandte Reinhard, Frau v. Grotthuß, Buchhändler Frommann, F. H. Jacobi u. A. nicht allzuviele übrig. Es würde zu weit führen, alle übrigen Korrespondenten zu nennen; bemerkt sei nur, daß unter den mit Briefen Bedachten sich Männer wie Wilhelm v. Humboldt und Riemer befinden.

Von dem zweiten oben erwähnten Punkte, dem so verschiedenartigen Inhalt der Goethe'schen Briefe, soll im folgenden nur theilweise die Rede sein, denn nur die Briefe sollen berührt werden, die hier zum erstenmale mitgetheilt sind: Von den in unserm Band veröffentlichten 283, richtiger 285, weil der Anhang noch 2 bringt, waren 126 bisher ungedruckt. Diese verhältnißmäßig kleine Zahl — denn in dem letzten, dem 21., war die Zahl der unedirten 175 unter 333, also mehr als die Hälfte — erklärt sich daraus, daß die Briefe an Christiane, die ja einen stattlichen Bestandtheil der

Inedita bilden, aus dem Jahre 1813 (16 Stück) erst kürzlich im Goethe-Jahrbuch publizirt worden waren.

Was den Inhalt der zum erstenmale gedruckten Briefe betrifft, so bleibe das Amtlichgeschäftliche unerörtert: es sind Episteln an Schlosser, Lenz, Kämel, Geldbesorgungen, Verkäufe, Vereins- und Sammlungsangelegenheiten betreffend. Dazu gehören auch einige Theaterbriefe, soweit sie Gastspiele, amtliche Anordnungen berühren.

Die Korrespondenz mit Cotta war zwar auch eine geschäftliche, aber eben eine, die Goethes Werke betraf und daher weit über den Rahmen des rein Merkantilen hinausging. Ueber die Ausgabe der Werke des Dichters, die erst 1815 erschien, wurde schon 1812 verhandelt. Für 17 Bände ward der Inhalt fest bestimmt, wobei die Absicht vorlag, auch den 4. Band von „Dichtung und Wahrheit" zu bringen, eine Absicht, die bekanntlich nicht ausgeführt wurde, da dieser 4. Band erst nach Goethes Tod erschien. Aber vier weitere Bände wurden in Aussicht genommen. Um sie zu füllen, wurde manches angedeutet. Offen wurde die Frage gelassen, ob Cellini und Rameaus Neffe hinzuzufügen seien und der Erwägung anheimgegeben, die Theaterbearbeitungen: Götz, Romeo und Julie, kritische Aufsätze, mehrere angefangene und unvollendete Stücke aufzunehmen.[2])

So führen die an Cotta gerichteten Briefe, trotz ihres mehr geschäftlichen Charakters auf das was bei Goethe, wie bei jedem Schriftsteller, das Wichtigste ist, auf die Werke. Von diesen ist indessen — wenigstens in den ungedruckten Briefen — nicht so viel die Rede, wie man erwarten sollte. Jene Zeit war der Arbeit am zweiten und dritten Band von „Dichtung und Wahrheit" gewidmet. Von ihr wird mannichfach gesprochen, doch nicht so, daß sich wichtiges für Entstehung, und Komposition ergäbe. Mehr erfährt man über kleinere Arbeiten. Aus einer Epistel an Riemer (26. Januar 1813) entnimmt man, daß Goethe über die italienische Oper Agnese, die damals in Weimar aufgeführt wurde, einen Aufsatz schrieb; C. Schüddekopf hat dies unbekannt gebliebene Stück auf der Rückseite des Theaterzettels der ersten Aufführung (30. Januar 1813) aufgefunden und jüngst in der „Weimarischen Zeitung" drucken lassen. Auch von den beiden (in Töplitz 1813) entstandenen Gedichten: „Todtentanz" und die „wandelnde (ursprünglich: wackelnde) Glocke" ist die Rede. Wenn es mit Bezug auf dieses Gedicht in einem Briefe an den Sohn heißt: „ich hoffe, Du sollst Dich Deiner Erfindung in diesem Gewande freuen", so ist dies nur eine Bestätigung des von Riemer, Mittheilungen II, 576 ff., Erzählten. August v. Goethe und Riemer hatten einem kleinen Knaben, der sich vor dem Geläute der Kirchenglocken fürchtete, eingeredet, die Glocke könnte sich in Bewegung setzen und über ihn stülpen: man erkennt, wie der Dichter aus dem grausamen Scherz eine lehrreiche Fabel gestaltet. — Zu den Arbeiten jenes Jahres ist auch die Trauerrede auf Wieland zu rechnen; aus kleinen Briefen an J. C. R. Ridel u. A. erkennt man aufs neue die Sorgfalt, mit der Goethe derartige Arbeiten behandelte.

Da in unsre Sammlung die Antworten der Korrespondenten nicht aufgenommen werden, so erfährt man von der Art, wie sie über die neu erschienenen Werke des Dichters urtheilten, nur in dem Falle, daß Goethe auf diese brieflichen Kritiken einging. Zwei solcher Bemerkungen finden sich im vorliegenden Bande: die eine in einem Briefe an K. Woltmann, in dem das Wesen des Begriffs „Dichtung und Wahrheit" auseinandergesetzt wird, die andere in einem an Joh. Christ. Ehrmann, einen Frankfurter Arzt, aus Straßburg gebürtig, mit dem Goethe dort Vorlesungen zusammengehört hatte, einen gelehrten Latinisten, seltsamen, etwas derben Menschen, den Stifter eines „Ordens der verrückten Hofräthe". Er hatte in einer handschriftlichen Recension behauptet, die Pfarrer des Elsasses seien alle katholisch und hätten weder Weiber noch Töchter, worauf Goethe die Wahrheit der Sesenheimer Periode vertheidigte.

An Goethe, den Schriftsteller, läßt sich Goethe der Theaterdirektor anschließen, soweit er dabei eine literarische, nicht rein geschäftliche Thätigkeit zu entwickeln hatte. Von einer solchen geben Kunde zwei Briefe an einen Rittergutsbesitzer v. Pirch auf Wobensin, einen Literaturfreund, der auch mit Fouqué und Tieck in Verbindung stand. Der Genannte hatte an Goethe eine „Ansicht über das bürgerliche Lustspiel" geschickt und dieser Sendung auf Goethes Aufmunterung einige Lustspiele folgen lassen. Goethe lehnte sie zwar ab, aber in so liebenswürdig-eingehender Art, daß sie, zur Nachachtung für Theaterdirektoren und Verleger, die nicht ganz Goethes Bedeutung besitzen, hier folgen mag: „Die Maximen, welche Ew. Hochwohlgeboren bei Verfertigung derselben geleitet, mußte ich allerdings billigen, allein mich hat die Erfahrung schon öfters gelehrt, daß die theoretische Einsicht in das was bei einem Kunstwerke gefordert wird, uns im praktischen Falle nicht immer zu statten komme; und so scheint es mir auch hier der Fall zu sein, daß Sie das Gute, wovon Sie innig überzeugt sind, nicht zur äußeren Erscheinung bringen können. Wahrscheinlich liegt hievon die Ursache darin, daß Sie sich nicht in der Nähe eines bedeutenden, rasch fortschreitenden Theaters befinden: denn da die dramatischen Dichtwerke durch Umstände, ja durch Zeit und Mode sehr bedingt werden, so bedarf vielleicht kein anderes so entschiedenen äußeren Anstoß und so fortgesetzten Einfluß."

Die Zeit 1812 ff. war der Literatur nicht günstig, gehört vielmehr der Politik an. Für die damalige politische Stimmung indessen hatte Goethe nicht viel Sinn: sein langer Aufenthalt in Böhmen während des Frühjahrs und Sommers 1813 geschah theilweise, um den politischen Debatten zu entgehen. Daher enthielt er sich, wenn er auch manchmal Stimmungen andeutete und auf Ereignisse hinwies, längerer politischer Betrachtungen. Nur eine solche mag hier erwähnt werden. In dem gedruckten Texte eines Briefes an den Gesandten Reinhard, einen der bedeutendsten Korrespondenten jener Periode (5. November 1812) findet sich die krasse Stelle: „Daß Moskau verbrannt ist, thut mir gar nichts . . . Moskau geht zugrunde nach der Eroberung, aber durch die (hier folgen fünf Kreuze, vielleicht: Scheußlichkeit oder ein ähnliches Wort) der Eroberten." Statt dieses argen Passus hatte es im Konzept viel milder geheißen: „Und nun weiß man freilich nicht, wo man alles das Erstaunen hernehmen soll, das uns die

[2]) In einer Anmerkung mag kurz darauf hingewiesen werden, daß die Cotta'sche Ausgabe 1815—20 in unsern kritischen Apparaten als B bezeichnet (über ihre Anordnung W. Scherer, Goethe-Jahrbuch III, 167 fg.) 20, nicht 21 Bände hat. Sie bringt einzelnes von dem Vorgeschlagenen: Cellini, Rameau, anderes nicht: kritische Aufsätze, Fragmente. Statt des vorgesehenen einen Bandes für die Gedichte enthält sie zwei. Neu hinzu kam: Epimenides, von dem freilich 1812 noch nicht die Rede sein konnte, ebenso die Karlsbader Gedichte, auch die Novelle: „Die guten Weiber". Die bemerkenswertheste Aenderung der definitiven Ausgabe gegenüber dem Entwurf liegt in der Stellung, die der „Pandora" gegeben wurde. Ursprünglich war sie bestimmt, den 6. Band zu schließen nach „Iphigenie", „Torquato", „Natürliche Tochter"; in Wirklichkeit kam sie erst in den 11. Band hinter die Epen, und zwar direkt nach dem Achilleis-Fragment.

großen Begebenheiten abnöthigen. Unsre Einbildungskraft weiß sie nicht zu fassen und unser Verstand nicht zurechtzulegen. Die Weltgeschichte sammelt auf unsre Kasten sehr große Schätze."

Auch das Interesse für Naturwissenschaft tritt in den damaligen Briefen nicht sonderlich lebhaft hervor. Charakteristisch für diesen Kreis von Goethes Thätigkeit und die damaligen Ansichten des Forschers sind die Briefe an Seebeck, in denen auch einer bald beigelegten Irrung mit Hegel gedacht wird. Die kräftige Art, in der sich Goethe gegen seine Gegner auszusprechen wußte, wird aufs neue illustrirt durch Aussprüche wie diesen: „Ich habe ihrer (gewisser Bilder) sowie manches andere nicht erwähnt, weil es mir um die Elemente, um die Anfangsgründe zu thun war, welche diese verschrobenen Köpfe ja nicht einmal fassen können. Sie möchten einen gern in die Schule schicken, in die sie gehen sollten. Ich habe dieses Gelichter in meiner Geschichte der Farbenlehre schon so genau geschildert, daß mir über sie zu denken aber gegen sie zu thun nichts übrig bleibt."

Das Wichtigste bei einer Korrespondenz sind aber doch die Menschen; Neues, das sich über den Verkehr Goethes mit Einzelnen aus unsern Briefen gewinnen läßt, sei hier zusammengestellt. Der Verkehr mit Christiane wird durch hübsche Zeugnisse, von Jena und den böhmischen Bädern aus belegt. Goethe „im Hause", ja „im Schlafrock" könnte man einige Stellen nennen. Es ist ganz anmuthig — wenn der Humor auch gelegentlich etwas gequält erscheint — wie Goethe von Jena aus über seine Küchen-Leiden und -Freuden der Gattin berichtet, von der Art Zeugniß ablegt, wie er mit Unterstützung eines Dieners und einer Köchin dieses Departement verwaltet. Nicht minder liebenswürdig klingt es, wenn Goethe der Treuen, zuhause Gebliebenen, von seiner Geburtstagsfeier in Ilmenau berichtet (28. August 1813), Geschenke und Gratulanten nennt und erzählt: „sie recitirten ihre Gedichte gar hübsch und als die letzte mir den Kranz aufsetzte, küßte ich sie gar behaglich und holte es bei den Anderen nach." Derartige kleine Scherze kann ein 64jähriger gewiß unbedenklich seiner Lebensgefährtin berichten; aber es zeugt doch von einer großen Selbstüberwindung Christianens, daß Goethe ihr die folgende Darlegung über Wilhelmine Herzlieb schreiben konnte (6. November 1812): „Gestern Abend habe ich auch Minchen wieder gesehen. Ich überließ es dem Zufall, wie ich mit ihr zusammen kommen sollte. Der hat sich auch recht artig erwiesen, und es war eben recht. Sie ist nun eben um ein paar Jahre älter. An Gestalt und Betragen u. s. w. aber immer noch so hübsch und so artig, daß ich mir gar nicht übel nehme, sie einmal mehr als billig geliebt zu haben."

Wenn schon durch die vorstehenden Citate die Stellung Goethes zu seiner Frau merkwürdig illustrirt wird, so ist zu weiterer Beleuchtung darauf hinzuweisen, daß der Dichter auch dadurch seine Gattin als gleichberechtigt betrachtete, daß er ihr aus Karlsbad über seinen Verkehr mit den Größten, der Kaiserin von Oesterreich und Beethoven Mittheilung machte und daß er ihr einmal schrieb, was ihr, der Beleidigten, gewiß lieblich zu hören war: „Von Arnims nehme ich nicht die mindeste Notiz, ich bin sehr froh, daß ich die Tollhäusler los bin."

Nur auf den Verkehr mit der Kaiserin soll mit einigen Worten eingegangen werden. Goethe, der in seinen späteren Jahren einen immer größeren Respekt vor gekrönten Häuptern hegte und äußerte, brauchte bei der Fürstin, die ihm in Teplitz huldreich begegnete, gar nicht die Unterthanendevotion sprechen zu lassen: er empfand, oder glaubte zu empfinden — was ja im Grunde dasselbe ist — echt menschliche Verehrung der geistigen und sittlichen Superiorität. So schrieb er am 19. Juli 1812: „Sie äußert sich über die bedeutendsten Gegenstände mit außerordentlichem Geist und Originalität. Man kann sich kaum einen Begriff von ihren Vorzügen machen." 2. August: „Die Kaiserin ist sich immer gleich, heiter, geistreich, anmuthig, verbindlich und dabei kann man sagen, daß sie sich immer von neuen Seiten zeigt und Jedermann in Verwunderung setzt." 5. August: „Sie ist über alle Begriffe gut, klug, theilnehmend."

So höfisch nun Goethe wie in seinen Gedichten, die ihm von Varnhagen und anderen eifrigen Verehrern verdacht wurden, so in seinem Betragen sich benahm, so großes Ansehen er auch als Minister und Freund eines Fürsten genoß, eines unbedingten Vertrauens erfreute er sich bei der Kaiserin doch nicht. Das geht aus folgendem merkwürdigen Faktum hervor. In einem schon von R. M. Werner, Goethe und Gräfin O'Donell übrigens unter falschem Datum (22. Juni statt 22. Januar 1813) mitgetheilten Briefe fand sich folgende Stelle: „Es ist nicht zu leugnen, daß wir anderen Poeten einigermaßen verwandt sind mit dem Kammerdiener des Königs Midas, nur unterscheiden wir uns von diesem Herrn Vetter darin gar merklich, daß, wenn derselbe die Mängel seines Prinzipals ohnmöglich verschweigen konnte, wir dagegen es sehr peinlich finden von den Vollkommenheiten unsrer Herrinnen zu schweigen. Sie haben daher, meine scharfsichtige Freundin, mich irgend eines Vorhabens in gegründetem Verdacht, nur muß ich zu meiner Rettung und Rechtfertigung versichern, daß ich dergleichen Anmaßungen niemals aus eigener, uns vom Urvater Helios verliehenen Macht und Gewalt würde gewagt haben, vielmehr sollte ein gewisser stiller Wunsch im Laufe dieses Jahres gegen die Freundin verlauten und in Form einer gnädig weiter zu befördernden Bitte vor derselben erscheinen."

Die eben mitgetheilte Stelle ist, wie man zugeben wird, nicht ganz klar. Werner deutet sie auf ein Huldigungsgedicht oder eine Widmung. Da in Goethes früheren Briefen durchaus nichts von solchen Absichten verlautete, so überrascht eine derartige Entschuldigung und Selbstvertheidigung. Diese Stimmung macht aber einem peinlichen Staunen Platz, wenn man hört, daß die Aeußerung des Dichters, die für einen so großen Mann fast zu höfisch ist, durch einen halben Vorwurf hervorgerufen ist, von dem man kaum begreift, wie er einem Goethe selbst von Fürstinnen gemacht werden konnte. Die Gräfin nämlich hatte ihm geschrieben: „In mehreren Gesprächen, welche auf den Töplitzer sejour zurückzuführen, gaben mir unsere gnädigste Gebieterin sehr deutlich zu erkennen, daß sie zwar an Ihrer Bescheidenheit keinen Augenblick zweifle, vielmehr vollkommen überzeugt sei, Sie würden von allem, was Sie dort gehört und gelesen, keinen Gebrauch machen; doch wünscht sie die Gewißheit zu haben, auch in keinem Ihrer Werke, unter welchem Vorwand es immer sein möge, genannt oder erraten zu werden; und obschon mir nicht bekannt, ob Sie ein Vornehmen dieser Art wirklich im Sinne führen, so scheint es mir nicht überflüssig, Ihnen diese hohe und bestimmte Willensmeinung mitzuteilen, da es nicht allein möglich, sondern selbst natürlich wäre, den bewundrungswürdigen Geistes und Herzens-Eigenschaften einer Frau (welche Sie so glücklich waren, öfter und näher zu sehen) huldigen zu wollen."

Doch soll bei solchen unerquicklichen Scenen nicht verweilt werden, der Band bietet genug des Erfreulichen, daß man auch kleine Schwächen mit in Kauf

nimmt. Zur Kritik im einzelnen habe ich an dieser Stelle nicht viel Veranlassung; nur eine Bemerkung sei gestattet. Am Ende des Bandes wird ein eigenhändiges Konzept eines französischen Briefes an den Gesandten St. Aignan mitgetheilt und bemerkt, daß der Brief vermuthlich nicht abgeschickt sei und daß seine nähere Datirung auf Schwierigkeiten stoße. Ob der Brief abgeschickt wurde, vermag ich nicht zu sagen; geschrieben (allerdings verunglückt), wie G. an J. H. Meyer schrieb, wurde er wohl am 14. August 1812; der Erbprinz, der ihn übergeben sollte, wie es in dem Konzepte heißt, war damals mit Goethe in Karlsbad (an Voigt von demselben Datum).

Zum Schluß seien ein paar Notizen zu Goethes Sprachgebrauch gebucht: S. 237: „Ausführlichkeit" bedeutet Genauigkeit, nicht etwa Weitschweifigkeit; ein Beispiel schon im Grimm'schen Wörterbuch. S. 387: „sträcklich" bedeutet augenblicklich, alsbald; S. 391: „Trocknitz" steht für Trockenheit.

(Schluß folgt.)

---

## Ein Buch für Bücherfreunde.

### II. (Schluß.)

Ueber die Preise, die einstmals für berühmte Bücher gezahlt wurden, und über ihre Entwicklung, über die Gewohnheiten berühmter Bücherfreunde enthält das Buch äußerst interessante Mittheilungen, und der Verfasser ist der Ueberzeugung, daß der gegenwärtige Preis für wirklich seltene und kostbare Bücher der verschiedenen Arten sich erhalten wird, es sei denn, daß Krisen eintreten sollten, durch die das Weltvermögen zerstört würde. Uns scheint, daß bei vielen seltenen Büchern der Höhepunkt der Preise noch nicht erreicht ist. Ueber die berühmten Buchdruckerfamilien Elzevir (auch Elsevir geschrieben) in Holland, Aldo Manuzio in Italien und Estienne in Frankreich enthält das Buch auch interessante Angaben, die aber etwas knapp gediehen sind. Von seltenen Elzevirausgaben sind ein paar hübsche Titelblätter reproduzirt. Vielerlei Merkwürdigkeiten, Sonderbarkeiten aus der Geschichte des Buches, manches, das ans Verrückte grenzt oder diese Grenze überschreitet, mag hier nur flüchtig berührt werden. Dahin gehören auch die merkwürdigen Widmungen: „Dem Satan", „Der Venus", oder, wie es Scarron gethan hat, „Meiner Hündin". Die verbotenen Bücher, diejenigen, die zerstört wurden, sind natürlich der Gegenstand der Sehnsucht vieler Sammler. Das Gleiche gilt von denjenigen Büchern, die von vorneherein nur in einer sehr kleinen Auflage gedruckt wurden oder nicht in den Handel gekommen sind. Als unbedingt seltene Bücher sind zu betrachten:

1. Die ersten Bücher aus der Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst, die Werke von Gutenberg, Fust und Schöffer.[2]
2. Die editiones principes der lateinischen, griechischen, französischen Klassiker und derjenigen anderer Sprachen.
3. Die während des 15. Jahrhunderts zuerst in Europa überhaupt gedruckten Bücher.[2]
4. Die erste topographische Aufnahme einer Stadt.
5. Die in sehr kleiner Auflage erschienenen Bücher.

Relativ selten sind:

1. Die zerstörten Werke, von denen nur ganz wenige Exemplare erhalten geblieben sind.
2. Die nicht in den Handel gekommenen Bücher.
3. Die Bücher, die Lokalstoffe behandeln und nur außerhalb des Ortes selbst selten sind.
4. Die Bücher, die sich durch Eigenschaften und Eigenheiten auszeichnen, die der Rest der Ausgaben nicht hat.

Die Einzeichnung des Namens des Autors verleiht dem Buche auch höheren Werth, der je nach der Bedeutung des Autors ein sehr großer sein kann. So befindet sich in der Bibliothek des Unterzeichneten eine dreibändige Ausgabe des Tristram Shandy (London, T. Becket and P. A. Dehont, 1745) mit dem eigenhändigen Namenszug des Autors auf der ersten Seite des siebenten Buches. Von der eigenen Bibliothek zu reden, ist ja dem Bibliophilen bei dem vorliegenden Thema erlaubt. Die Veröffentlichung des Weltliteraturkatalogs eines Bibliophilen von Eduard Grisebach hat in den weitesten Kreisen der deutschen Bücherfreunde lebhaftes Interesse erregt, und so werden wohl auch die Angaben über seltene Bücher in einer anderen Privatbibliothek die Genossen interessiren.

Vorausschicken möchte ich, daß nach meiner auf langjähriger Erfahrung beruhenden Ueberzeugung der Sammler sich vor allem konzentriren solle. Bei dem unendlich gewachsenen Lesestoff ist es unmöglich, Vielseitigkeit mit Gründlichkeit zu verbinden. Man soll also suchen, auf einem Gebiete zu möglichster Reichhaltigkeit und Vollständigkeit zu kommen, im übrigen aber allerwärts ein bißchen zu nippen. Rouveyre meint, man solle in der Jagd nach Büchern, wie bei allen Jagden, sich nach der Seite wenden, auf die man durch den Instinkt gewiesen wird. Vor allem und immer bedarf es der Kühnheit, und dann solle man sich auf das Sammler- und Finderglück verlassen.

Ich habe seit dreißig Jahren Lessing und Lessingiana gesammelt und es dabei auf etwa 500 Nummern gebracht. Unter diesen ist „Die alte Jungfer" (Ein Lustspiel in drey Aufzügen von G. E. L. Berlin, 1749) die größte Seltenheit. (In Wendelin v. Maltzahns „Bücherschatz" heißt es darüber: „Größte Seltenheit, nur in sehr wenigen Exemplaren noch vorhanden".) Eine prachtvolle Ausgabe der „Hamburgischen Dramaturgie" (Hamburg. In Commission bey J. H. Cramer in Bremen), unbeschnitten, mit fast vier Finger breitem Rand, wird das Entzücken jedes Sammlers hervorrufen. Die Originalausgaben der Hamburgischen Dramaturgie sind nicht sehr selten, bei der erwähnten liegt der hohe Werth in dem breiten Rande.

Von meinen anderen Büchern ist das schönste nach Einband, Papier, Druck und dem beigegebenen Bilderschmuck: „Simon Moritz von Bethmann und seine Vorfahren." (Frankfurt a. M., 1898, gedruckt in 60 numerirten Exemplaren von Carl Wallau und Philipp von Zabern in Mainz.) Der tadellose Druck (französische Kursivschrift), die vortrefflichen Radirungen, vorwiegend von Bertha Bagge, ebenso wie die übrigen Bilder und der vornehme Einband machen das Buch ebenso sehenswerth, als es nach seinem reichen Inhalt, dieser von Heinrich Pallmann, lesenswerth erscheint. Es behandelt eine bewegte Periode und enthält ungedruckte Briefe von Napoleon, Königin Hortense, Madame de Staël und anderen hervorragenden Persönlichkeiten. Dieses Buch vereinigt alle Eigenschaften, die

---

[2]) Da 1. selbstverständlich ist und 3. nicht in vollem Umfange zutrifft, so kann man 1. und 3. besser dahin zusammenfassen, daß man sagt: Alle vor 1470 gedruckten Bücher!

nach Rouveyre ein seltenes und werthvolles Buch besitzen muß. Das merkwürdigste Buch meiner Sammlung betitelt sich: „Ferdinand Lassalle.“ Dokumentarische Darstellung seiner letzten Lebenstage. Von Augenzeugen und Freunden. (Berlin, 1865, Verlag van Reinhold Schlingmann.) Auf dem weißen Varblatt befindet sich von der Hand meines verehrten Freundes Guido Weiß, aus dessen Bibliathek das Buch stammt, der folgende Eintrag:

„Diese Schrift ist während des Druckes von der Gräfin Hatzfeld zurückgezogen, der sämmtliche Varrath schan fertiger Exemplare aufgekauft und vernichtet worden. Das Buch ist alsa liber rarissimus; ich kenne nur ein zweites Exemplar im Besitze des Rechtsanwalts Hierlemenzel, und dem fehlt der letzte Bagen und der Titel.“

Das Buch gehärt alsa in die Kategorie 2 der Rouveyre'schen Liste. Es ist dadurch selten, daß es als einziges Ueberbleibsel nach der Zerstörung der ganzen Ausgabe sich erhalten hat.

Doch kehren wir zu Rouveyre zurück. Der vierte Band beschäftigt sich in eingehender Weise mit dem wichtigen Kapitel des Bucheinbandes und des Einbindens.

Von den Elfenbein-, Gold- und Silberdecken, theilweise mit kostbaren Steinen besetzt, die von den ersten Jahrhunderten bis weit ins Mittelalter hineinreichen, bekommen wir interessante Beschreibungen und anschauliche Bilder. Auch Menschenhaut wurde zu Einbänden verwandt. Ein Exemplar der Mystères de Paris von 1854 hat im Katalag die Bezeichnung: „Sehr schöner Einband aus einem Stück menschlicher Haut.“ Thierhäute wurden schan in der frühesten Zeit benutzt. Karl der Große gab dem Prior van Sankt Bertin die Erlaubniß, sich durch die Jagd die für das Binden seiner Bücher nöthigen Felle zu verschaffen. Sehr schön sind die gemalten Decken auf Büchern der Archive van Siena von 1257, 1460 und 1468.

„Die Einbände sind ebenso abwechselungsreich wie die Kleidung, sie spiegeln das Wesen der Trachten in ihren Ornamenten wieder, gerade wie sich diese im Mobiliar oder in der Architektur wiederspiegeln. Hier sind Einbände einfach und salid, ohne jeden sichtlichen Aufwand, der Schwerpunkt wurde nur auf die Haltbarkeit gelegt; dart sind sie wieder leicht und biegsam, vielfarbig, aber bescheiden in der Ornamentik. Sie verwandeln sich in Kleinadien, goldschimmernd und farbenprächtig, verziert mit graßartigen (brillanten) Zeichnungen, deren Mative dem Inhalt des Buches angepaßt sind.“

Die berühmten Buchbinder, die Künstler des Einbindens und ihre Werke, natürlich in erster Linie die Franzasen, wie Capé, Le Gascon, Du Senil, Padeloup werden eingehend gewürdigt, und die Proben von Einbanddecken aus den verschiedenen Jahrhunderten können dem heutigen Kunstgewerbe lockende und lehrreiche Aufgaben bieten. Auch das technische Vorgehen beim Binden wird eingehend behandelt, und gerade dieses Kapitel sallte jeder Bücherfreund sargsam lesen, denn es ist unter Umständen recht wichtig, wenn man dem Buchbinder Rathschläge für die Behandlung der Bücher geben kann. Var allem, daß er wisse, wie man ein Buch zu binden hat, damit es, wo es auch aufgeschlagen werde, in der richtigen Farm liegen bleibt, nicht flattert, zufliegt oder aus dem Leim geht. Der schlimmste Unfug wird mit dem Beschneiden der Bücher angerichtet, und selbst bei ganz intelligenten Buchbindern ist es schon vorgekommen, daß durch diese Manipulation ein Theil des Autornamens in der Dedikation verstümmelt wurde. Rauveyre sagt darüber: „Bei den alten Ausgaben waren die Ränder immer sehr breit, theils damit die Autoren und die Leser ihre Bemerkungen hinzufügen, theils damit die Besitzer sie durch buntfarbige Ornamente verzieren konnten, so wie es bei den alten Manuskripten der Fall war. Das Beschneiden der Bücher ist demnach durchaus verdammenswerth. Es bleibt nach einer derartigen Behandlung nichts mehr von jener Harmanie, welche zwischen dem Text und den Rändern bestehen soll; im Gegensatz hiezu gewinnt das unbeschnittene Buch immer an Werth.“ — Originellen Eindruck machen die Papierproben (etwa hundert in allen Farben und Schattirungen) für Deckel und Varsatzblatt, die diesen Band beschließen.

Der fünfte Band, der eine vollständige Geschichte der Illustration und Dekoration behandelt, und namentlich prächtige Reproduktionen von Halzschnitten gibt, verdiente eigentlich eine ganz gesonderte Behandlung. Aber wir müssen allmählich zu Ende kommen. So sei nur ein Halzschnitt von Michael Wolgemut und eine gute Wiedergabe der apokalyptischen Reiter Albrecht Dürers erwähnt, wie überhaupt Dürer und seine Zeitgenossen im Text eingehend behandelt werden. Ueberhaupt kommen die deutschen Maler und Halzschneider des 15. und 16. Jahrhunderts besser weg, als die neueren. In einer Geschichte der Buchillustrationen hätte neben Doré, Gavarni, Johannat und Anderen doch var allem Meister Menzel eingehende Würdigung verdient. Auch die Ausschreitungen und Thorheiten der Buchillustrationen, insbesondere die illustrirten Klassikerausgaben, die so viel Abgeschmacktes zutage gefördert haben, wären zu erörtern gewesen. Eines der merkwürdigsten Bücher ist ein Exemplar der „Affaire Clémenceau“, van dem der Verfasser, Alexander Dumas, die einzelnen Blätter nach und nach an befreundete Künstler gab, die Scenen daraus auf dem breiten Rand bildlich darstellten. Das Buch wurde dann gebunden und enthält sa eine große Anzahl von Originalgemälden erster Meister. „Es ist ein ganz unvergleichliches Kunstdenkmal geworden, ein Schatz, wie dies bei allen Kunstwerken, die einzig dastehen, der Fall ist.“

Hervorragende Abbildungen van Büchern aus dem Besitz von Fürsten und berühmten Persönlichkeiten mit Wappen, Manogrammen und dergleichen enthält der sechste Band. Merkwürdig wirkt der Todtenkapf auf den Büchern Heinrichs III. Sehr schön in ihrer Einfachheit sind die Bücher der Marquise de Pompadour, auch diejenigen Ludwigs XIV. Eine ganze Fülle von interessanten Angaben und Zeichnungen bringt das Kapitel von den ex Libris. Hier kann man wirklich Studien machen, und an den zahlreichen Abbildungen dieser charakteristischen Buchzeichen die Anregung zur Hervorbringung neuer finden. Das ex Libris soll eine bestimmte persönliche Beziehung zu seinem Besitzer zeigen, und es sind dabei sehr häufig und glücklich symbalische Zeichnungen verwandt, während bloße Figuren und Arabesken ohne irgend welche Nebenbedeutung eigentlich dem Charakter des ex Libris nicht gerecht werden. — Die Einzeichnungen in die Bücher, die den Eigenthümer bezeichnen sollen, sind wahl sa alt wie das Buch selbst, und schon var Erfindung der Buchdruckerkunst, im 14. Jahrhundert, gab es geschriebene ex Libris-Zeichen. Karl V. von Frankreich, der Gründer der ersten königlichen Bibliathek (im Louvre) verbreitete den Geschmack an Büchern unter seinen Zeitgenossen. Er liebte es, seinen Namen in die Bücher einzuzeichnen, die ihn beschäftigt hat. — Hat der Eigenthümer des Buches ein Wappen, so befindet sich dieses ganz oder doch im wesentlichen Theile auf dem ex Libris, wie dies die inter-

essanten Abbildungen deutlich kenntlich machen. Wann das ex Libris in seiner heutigen Form zum erstenmale angewendet worden ist, das wird sich wohl niemals genau mehr feststellen lassen. Eine interessante Hypothese, bei der sich der Verfasser auf Henri Bouchot[3]) stützt, führt die Erfindung auf die Nürnberger Meister zurück. „So lange nicht ein neuer und gegentheiliger Beweis gebracht wird,[4]) muß angenommen werden, daß das ex Libris um das Jahr 1511 in Nürnberg erstanden ist. Das Zeichen Pirkheimers, wahrscheinlich das erste, wurde Albrecht Dürer zugeschrieben. Manche behaupten, es sei nur von dem Meister inspirirt und durch einen seiner Schüler in Holz gegraben worden. Vielleicht ist das ex Libris das Besitzzeichen der Bücherfreunde und Liebhaber im Anschluß an die Buchhändlerzeichen, die damals in Frankreich und Deutschland sehr verbreitet waren, entstanden." — Aus den Abbildungen deutscher, französischer, englischer und amerikanischer ex Libris-Zeichen vom 16.—19. Jahrhundert, die 35 Seiten füllen, mögen die folgenden als besonders interessant hervorgehoben werden:

Ein kleineres ex Libris zeigt auf der linken Seite den aufrechten gallischen Hahn, auf der rechten aus einer Felswand hervorkommend zwei Hände, die einen Stab zerbrechen und darüber die Aufschrift: „Vouloir c'est l'ouvoir." Das ist das ex Libris von Léon Gambetta, dessen Ausspruch gewiß sehr charakteristisch ist. Unter den neuesten ex Libris ist besonders das des Doktor J. Le Bayron zu nennen. Thiere, die von X-Strahlen durchleuchtet sind, tragen einen Sockel, auf dem sich die großen bandförmig geschlungenen Initialen I. B. erheben. In letzteren Buchstaben ist eine, ebenfalls von X-Strahlen durchleuchtete menschliche Gestalt, deren linke Hand auf eine im Fuße des B. stehende elektrische Batterie hinzeigt, die rechte auf die zwischen den beiden Buchstaben angebrachte Inschrift „Per lucem ad lucem". Oberhalb der Inschrift befindet sich ein X-Strahlen ausstreuender Spiegel, den eine Schlange umwindet. Einfach, aber recht originell ist das ex Libris der Madame Gabriel Maynel: Ein auf der Spitze stehendes Quadrat, in dem ein zu G. M. geschlungenes Band das Bildniß der Besitzerin umschließt. Das M. ist mit bourbonischen Lilien bedeckt, während das G. die Inschrift: „Ce volume est à moi, comme Paris au roi" trägt. Das ex Libris des Grolier-Klub in New-York ist zwar etwas überladen, verdient aber doch seiner sehr exakten Ausführung wegen genannt zu werden. Es stellt in fünf Bildern die Buchdruckerkunst in ihren Anfängen dar. Die Bilder sind von reichen Arabesken umgeben, zwischen denen sich ein Band mit den Namen des Besitzers hindurchwindet. Unterhalb des Ganzen sieht man eine Anzahl zerstreut liegender Bücher. — Ein sehr hübsches ex Libris aus dem 17. Jahrhundert ist das von Pfrinzing von Henfenfeld. Dieses zeigt inmitten eines Säulenbaues den mit Helmschmuck gezierten Wappenschild des Besitzers, der auf beiden Seiten von bewaffneten Männern geschützt wird. Oben sehen wir die Inschrift: „Patriae et Amicis", sowie ein von heraldischen Figuren getragenes Medaillon mit dem Sinnbild der Ritterschaft. Am Fuße befinden sich die Symbole der Wissenschaft, der Kunst und des Krieges. — Als das größte aller bekannten ex Libris ist das 34 Zentimeter hohe und 24 Zentimeter breite von Ludwig Bremer zu erwähnen. Die Verzierungen in den Büchern, die Malereien in alten Manuskripten, die Methode, nach der man Bücher, Manuskripte, Autographen und Stiche ordnen soll, werden in den weiteren Bänden eingehend besprochen, besonders ergötzlich ist auch der Band, der von den Feinden der Bücher — vergl. oben — handelt. Das gibt zu vielerlei lustigen Bemerkungen Anlaß, namentlich auch über die Bücherentleiher, denen der richtige Bibliophile eigentlich beharrlichen, unbeugsamen Widerstand entgegensetzen sollte. — André Chenier schrieb einmal in ein werthvolles Buch: „Vor einigen Monaten habe ich dieses Buch an Jemand geliehen, der es auf meinem Tische sah und mich dringend darum gebeten hatte. Er hat es mir soeben unter eifrigen Entschuldigungen zurückgebracht, ich bin überzeugt, daß er es nicht gelesen hat. Der einzige Gebrauch, den er davon machte, war der, daß er sein Tintenfaß darüber ausgoß, vielleicht um mir zu zeigen, daß auch er zu kommentiren und die Ränder mit Tinte zu versehen weiß. Möge Gott ihm verzeihen und ihm auf immer die Lust nehmen, mich um Bücher zu bitten." — Wie Mancher hat durch das Verleihen von Büchern ähnliche Erfahrungen gemacht, und was ließe sich nicht alles über dieses Kapitel noch sagen!

Man müsse sich, schreibt Uzanne, die strenge Pflicht auferlegen, aus einer gut geordneten, verwalteten und katalogisirten Bibliothek keinen einzigen Band herauszunehmen, wäre es auch nur für einen Tag, und wenn man auch ein Register für die Entleiher hätte. Der englische Sammler Richard Heber gar meint, der richtige Bibliophile müsse von jedem Buch drei Exemplare besitzen, eines, um es zu zeigen, eines für den Gebrauch und eines, um es seinen Freunden auf seine Gefahr leihen zu können. In der Sorbonne war eine Bestimmung, daß ihr kein Buch entnommen werden durfte, ohne daß ein Pfand hinterlegt wurde, dessen Werth den des entliehenen Buches überstieg. Aber alle Vorsätze und Entschlüsse helfen nichts. Der Bücherbesitzer wird immer durch seine Gutmüthigkeit zu Schaden kommen. Interessant sind die Angaben über Insekten, Flecken und andere Schädigungen und Schädiger und ihre Bekämpfung. In dieses Kapitel gehört auch die im ersten Band citirte Stelle aus dem Library Journal in New-York: „Was man mit Büchern nicht machen soll."

„Nicht im Bett lesen; keine Anmerkungen auf die Ränder machen, es sei denn, man wäre ein Coleridge; keine Eselsohren machen; neue Bücher nicht hastig aufschneiden; einem Buch im Werthe eines Dollars nicht einen Einband für fünf Dollars machen lassen; nicht die Finger benetzen, um umzublättern; die Blätter nicht mit den Fingern aufreißen; die offenen Bücher nicht umgekehrt auf den Tisch legen; nicht Zigarrenasche auf die Bücher fallen lassen, was noch besser, überhaupt nicht rauchen, wenn man liest, da der Rauch dem deutlichen Sehen schadet; die Bücher nicht am Deckel oder an den Seiten allein halten; nicht auf die Bücher nießen; die Bücher nicht mit schmutzigen Tüchern abwischen; nicht die Speiseschränke und die Schubladen mit Büchern vollpfropfen; nicht verschiedene Bücher zusammenbinden lassen; die Bücher nicht mit Haarnadeln aufschneiden; die Bücher nicht in Juchtenleder einbinden lassen; die Bücher nicht nach Kindern oder Katzen werfen; sie nicht heftig öffnen; die Bücher nicht zu nahe am Feuer oder Licht lesen, noch in der Hängematte oder auf einem Schiff; die Bücher sind vor Feuchtigkeit zu schützen."

Und damit schließen wir unsere Betrachtungen über das Rouveyre'sche Buch, ohne den Anspruch erheben zu wollen, es vollständig und erschöpfend gewürdigt zu haben; immerhin werden unsere Darlegungen genügen,

3) *Les ex libris et les Marques de possession du livre.* Physiognomie et histoire. Choix d'une marque personelle. Classement d'une collection, par *Henri Bouchot*, du Cabinet des Estampes, Paris. Edouard Rouveyre. 1891. in 18 jésus.

4) Wir müssen dieser Annahme gegenüber darauf hinweisen, daß in Deutschland viele ex Libris aus dem 15. Jahrhundert bekannt sind. Eine der großartigsten ex Libris-Sammlungen ist die des Grafen zu Leiningen-Westerburg in München. (Vgl. Beilage Nr. 181 d. J.)

dem Leser einigermaßen ein Bild von dem Gebotenen zu geben.

Der Bücherfreund und der Sammler werden dem Werke reichen Gewinn und Genuß danken. Es wäre schon der Mühe werth, auf Rouveyres Schultern eine ähnliche Darstellung unter Berücksichtigung der deutschen Bücher zu veranstalten. Das Werk von Otto Mühlbrecht: „Die Bücherliebhaberei in ihrer Entwicklung bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts" behandelt nur eine Seite des Themas, die historische. Was Rouveyre nach der praktischen Seite hin an beherzigenswerthen Rathschlägen bietet, das wäre vielleicht in einer neuen Auflage von Mühlbrechts verdienstvollem Werke mit Erfolg zu benutzen.

Sigmund Schott.

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Zu den Notizen über den äginetischen Tempel (s. Nr. 159 und 160 der Beil. d. J.) erhalten wir heute noch folgende Zuschrift:

„Als ich um Aufnahme meiner harmlosen Notiz vom 3. d. M. über den Tempel der Aphaia in Aegina in Ihr geschätztes Blatt bat, wurde ich dazu durch das Gefühl der reinen Freude bewogen, dem Scharfsinn eines verdienten und vielfach verkannten Ehrenmannes zur Anerkennung zu verhelfen. Ich wagte bei der Nennung von Hermann Kurz' Namen nur schüchtern an den Dichter und Novellisten zu denken, obwohl schon der Stil des Aufsatzes mir selbst die Gewißheit verbürgte. Da werde ich nun sofort kräftig belehrt, daß ich in eine fremde „Interessensphäre" gerathen bin und gebührend zurechtgewiesen, weil ich nebenbei auf Ludwig Roß und Ad. Michaelis mich verließ und neuere Untersuchung nicht kannte. Mir geschieht ganz recht; und dennoch empfinde ich heute wiederum reine Freude, da mir von zwei Seiten — aus Tegernsee und aus Stuttgart — dankend mitgetheilt wird, daß wirklich Hermann Kurz, der Dichter und Novellist, auch zuerst den Tempel auf Aegina richtig der Aphaia zugeschrieben hat (und zwar nach inneren Gründen). Und beide Zuschriften betonen, wie erfreulich es sei, daß der vom Leben so schlecht behandelte Mann nach so langen Jahren auf diesem Gebiete zu Ehren kommt! In der biographischen Einleitung zu Kurz' Gesammelten Werken findet sich (wie ein Freund mir schreibt) auf S. XLIX thatsächlich die Bestätigung, daß Kurz damals in Kirchheim a. Teck lebte, und in der anderen Zuschrift versichert der mir sonst nicht bekannte Verfasser, das Manuskript des erwähnten Aufsatzes von Kurz in Händen gehabt und gelesen zu haben.

München, 17. Juli 1901. Dr. Baumeister.

ch. Mrs. P. Toynbee, die, wie wir mitgetheilt haben, kürzlich zahlreiche Briefe von Madame du Deffand an Walpole gefunden hat, ist es, wie das „Athenaeum" meldet, neuerdings nach längerem Nachforschen gelungen, 160 Briefe Walpoles an Mary und Agnes Berry aufzuspüren, die darum von großer Wichtigkeit sind, weil der Text der bisher gedruckten Briefe sehr unvollständig ist. Es werden jetzt nur noch die Originale der Briefe von Walpole an Mason und Lady Ossery vermißt. Die Geschichte der gefundenen Briefe ist merkwürdig. Nachdem sie von Miß Berry für ihre Ausgabe benutzt worden, schickte sie diese nach Strawberry Hill zurück. Das war im Jahre 1810. Dort haben sie dann, wie es scheint, ungestört in summarisch geordneten Bündeln geruht bis zu der Auktion im Jahre 1842. Hiebei wurden sie von dem exzentrischen Dyce Lombre für 157 L. erworben und gingen dann auf den Neffen von dessen Wittwe, nachmaligen Lady Forester, über, in dessen Besitz sie noch sind. Seit 1842 waren die Briefe der literarischen Welt gänzlich verborgen, und ihre endliche Entdeckung war das Ergebniß von sechsjährigen beständigen Nachforschungen in England, Frankreich und Amerika nach den Originalbriefen Walpole's an Mad. du Deffand, von denen, wie Mrs. Toynbee in der letzten Nummer des „Athenaeum" in einer längeren Ausführung nachweist, jetzt sicher ist, daß sie nicht mehr existiren.

-n- **Heidelberg.** In der hiesigen medizinischen Fakultät wird sich Dr. Julius Heyener Assistenzarzt an der Klinik und Poliklinik für Ohrenheilkunde, und Dr. Martin Jacoby, Assistent am Pharmakologischen Institut, für Pharmakologie, habilitiren.

* **Straßburg.** Prof. Dr. Erlenmeyer hat hierselbst, wie die „Chemikerzeitung" mittheilt, ein Unterrichtsinstitut für organische, anorganische und Nahrungsmittel-Chemie errichtet, das auch während der Ferien geöffnet ist.

* **Marburg.** Für die durch den Tod des Professors Dr. Joseph erledigte außerordentliche Professur für neuere deutsche Sprache und Literatur an der hiesigen Universität ist Professor Dr. Ernst Elster in Leipzig berufen worden.

* **Jena.** Dr. Moritz Seidl, Professor der Pharmakologie an der Universität, stellt mit dem Ende dieses Halbjahres seine Lehrthätigkeit ein. Den Unterricht in der Arzneimittellehre übernimmt Professor Stintzing, der Leiter der medizinischen Universitätsklinik. — Professor Ernst Haeckel veröffentlicht, der „Voss. Ztg." zufolge, eine Erklärung, worin er u. a. sagt, daß er keine öffentlichen Vorträge mehr halten werde, sowohl aus Rücksicht auf seine Gesundheit und sein vorgerücktes Alter, als auf die dringenden, ihm noch obliegenden Arbeiten. Auch werde er deßhalb keine wissenschaftlichen Kongresse mehr besuchen.

* **Leipzig.** Dr. jur. Karl Burchard, außerordentlicher Professor für deutsches Recht an der hiesigen Universität, hat einen Ruf an die neubegründete Handelshochschule zu Frankfurt a. M. erhalten und wird, wie die „Frkf. Ztg." erfährt, diesem Ruf Folge leisten.

* **Berlin.** Das Seminar für orientalische Sprachen wird in diesem Sommerhalbjahr von 116 Studirenden besucht, gegen 171 im letzten Winter. Den Berufsarten nach sind darunter 60 Juristen, 23 Angehörige der philosophischen Fakultät, Lehrer und Gelehrte, 9 Kaufleute, Privatpersonen und Beamte, 2 Angehörige der Reichspostverwaltung, 12 Offiziere, 1 Mediziner, 5 Theologen und 4 Techniker. 8 Studirende sind Ausländer. Auch 3 Frauen sind eingeschrieben; eine Berlinerin und eine Engländerin studiren Neugriechisch und eine Amerikanerin treibt Realien. Was die einzelnen Klassen anlangt, so sind eingeschrieben: in der chinesischen 21, in der russischen 20, in der arabischen 15, in der für Realien 14 (besucht werden die Realvorlesungen von 6 Seminaristen), in der türkischen 13, in der für Suaheli 12, in der spanischen 6, in der neugriechischen 5, in der japanischen und persischen je 4, in der für Haussa 2. Die nichtamtlichen Lehrkurse für Kaufleute besuchen: im Russischen 48, in der Vorlesung über Kolonial- und Konsularrecht 32, im Spanischen 20, in der Vorlesung über Bank-, Geld- und auswärtige Handelspolitik 13. Dazu kommen noch 3 Hospitantinnen. Das ergibt eine Gesammtzahl von 237 Seminarbesuchern, gegen 447 im Winter. — Im nächsten Monat wird hier eine von der Zentralverwaltung deutscher Thierärzte gewählte Kommission unter Vorsitz des Geheimraths Dr. Esser (Göttingen) zusammentreten, um über eine neue Standesvertretung der deutschen Thierärzte mit dem Ziele staatlicher Anerkennung zu berathen.

* **Breslau.** Hier starb Schulrath Dr. Zieon, Direktor des hiesigen katholischen Lehrerseminars. Dr. Zieon stand seit bald 20 Jahren an der Spitze dieser Anstalt.

wg. **Aus Ungarn.** Der Professor der Rechtsakademie in Preßburg Dr. Paul Oberschall wurde als Privatdozent für ungarisches Strafrecht und Strafverfahren an der Universität Klausenburg bestätigt.

* **Preisaufgaben.** Für die Jahre 1901/1902 sind von der Universität Zürich folgende Preisaufgaben gestellt: 1. Theologische Fakultät: „Sind die aus den drei ersten Evangelien zu erhebenden religiös-sittlichen Ideen Jesu durch den Gedanken an die Nähe des Weltendes beeinflußt?" 2. Philosophische Fakultät (I. Sektion): „Die Schweiz vom Aussterben der Zähringer bis zum Ende der Staufer-Herrschaft 1218—1254." Philosophische Fakultät (II. Sektion): „Eingehende Untersuchung über die Abhängigkeit der Atomwärme fester Elemente von der Temperatur." Endtermin für Einlieferung der Bewerbungsarbeiten 31. Dezember 1902.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. E. Jaeger: Die Konkursordnung auf der Grundlage des neuen Reichsrechtes. 7. Heft. Berlin, Heine 1901. — Graf Fleury: Die berühmten Damen während der Revolution und unter dem Kaiserreich. Berlin, Siegismund 1901.

Jahrgang 1901. München, Freitag, 19. Juli. Nummer 163.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Die letzten Bände von Goethes Briefen und Tagebüchern und anderes Ungedruckte.

Von Ludwig Geiger.

II. (Schluß.)

Außer dem 23. Briefbande ist der Band der Tagebücher erschienen, der die Aufzeichnungen der Jahre 1827 und 1828 umfaßt. Wie man aus den obenerwähnten Jahreszahlen sieht, neigt sich diese Abtheilung der großen Weimarer Ausgabe — die dritte — ihrem Ende zu; die übrigen 3¼ Jahre können höchstens noch 2 Bände füllen. Freilich werden dann dem Texte der Tagebücher, denen in jedem Bande Anmerkungen beigegeben worden sind, allerdings nicht ausreichend, um alles Erläuterungsbedürftige zu erklären, ausführliche Namen- und Sachregister beigegeben werden müssen. Erst durch diese wird es möglich sein, diese ungemein wichtige Quellenpublikation wirklich zu benutzen.

Worin besteht nun der Werth dieser Veröffentlichung? Um ihn zu begreifen, muß man von der Nebenbedeutung des Wortes „Tagebuch“ völlig abstrahiren. Es ist kein Buch der Betrachtungen, der Selbstbekenntnisse, sondern Aufzeichnungen und Notizen über Thatsächliches: über gemachte und empfangene Besuche, über abgeschickte und erhaltene Briefe, über Lektüre, Gespräche und eigene Arbeiten. Aber eben nur Aufzeichnungen und Notizen, nicht etwa Mittheilungen. Man darf nicht erwarten, wie etwa in Hebbels „Tagebüchern“ hier Konzepte oder Abschriften abgesendeter Briefe, Fragmente von Werken, genaue Wiedergabe des Inhalts von Gesprächen zu erwarten. Namen der Besucher von Korrespondenten, Titel von Büchern, knappste Bezeichnung des gerade in Arbeit befindlichen Werkes — bei Dramen selten Akt und Scene, bei Romanen nicht häufig Buch und Kapitel — das ist alles. Oft ist die Bezeichnung so allgemein gehalten, daß sie verschieden gedeutet worden ist und werden kann: so läßt sich die in unseren Bänden, überhaupt in den Notizen über die letzten Jahre, häufig auftretende Bemerkung: „am Hauptgeschäft (Hauptwerk) gearbeitet (fortgefahren)“ in doppelter Art erklären, theils auf den Abschluß der Faust-Dichtung, theils auf die Vollendung der Ausgabe letzter Hand, des großen Vermächtnisses, das der Achtzigjährige seiner Nation bestimmte.

Trotz des aphoristischen Charakters der Tagebuchbemerkungen besitzen sie einen gar nicht genug zu schätzenden Werth für die Biographie des Dichters. Für zahllose Einzelheiten wird hier erst die Sicherheit gewonnen, Zweifel werden gehoben, unbekannte Beziehungen ans Licht gebracht, fragliche Daten genau bestimmt. Die Tagebücher bieten eine außerordentlich werthvolle Fundgrube für den Forscher.

In den nachfolgenden Bemerkungen sollen nun nicht beliebige Auszüge mitgetheilt, sondern einzelnes Charakteristische nach besonderen Gesichtspunkten hervorgehoben werden.

Die höchste Aufmerksamkeit verdient die geradezu staunenswerthe Vielseitigkeit Goethes. Diesem Manne schien in der That nichts fremd zu sein. Der Geschäftskreis war trotz aller Entlastung noch ziemlich groß. Gesellschaften und Besuche nahmen einen großen Theil der Zeit in Anspruch. Zu den Besuchern gehörten die Fürstlichkeiten, die Hofgesellschaft, die Literaten und Künstler Weimars, besonders die Getreuen: H. Meyer, Kanzler Müller, Riemer, Eckermann — zu den „Gesprächen“ des Letzteren kann an der Hand der Tagebücher mancher Beitrag geliefert werden. Kein Fremder von Distinktion besuchte Weimar, ohne den Versuch zu machen, Goethe zu sehen, Viele, wenn nicht die Meisten, gingen überhaupt nur nach Weimar, um Goethe zu sprechen. Unter ihnen sind Schaaren von Ausländern, hauptsächlich Engländer, Reisende, Gelehrte, Diplomaten, Schriftsteller. Es mag erwähnt sein, daß auch zwei Mitglieder des englischen Hauses Rothschild mit ihrem englischen Erzieher oder Reisebegleiter bei dem Dichter vorsprachen — die einzige bekannte persönliche Begegnung von Mitgliedern dieses Welthauses und des größten Dichters Deutschlands.

Diese Reisenden, mannichfachen Berufsarten angehörig, mit den verschiedensten Wissensgebieten beschäftigt, lenkten den Blick auf unendlich viele Fächer und veranlaßten oder unterstützten eine ungeheure Lektüre.

Von dieser Vielseitigkeit geben in der That nur die Tagebücher einen Begriff. Weder die Werke noch die Gespräche können einen so deutlichen Einblick in das weite Interessengebiet gewähren, in dem Goethe heimisch zu werden suchte; jene nicht, weil er doch nur über das schrieb, was er genauer zu verstehen glaubte; diese nicht, weil größtentheils nur Einheimische und Literaten, seltener Fremde, Forscher und Reisende über ihre Unterredungen Bericht erstatteten.

Kunstgeschichtliches, Ethnographisches, Historisches, Botanisches, Poetisches steht nebeneinander. Auch die Politik spielt eine größere Rolle, als man gewöhnlich annimmt; unter den politischen Schriften z. B. die des berüchtigten Witt, gen. Dörring (18. Oktober 1827). Der sonderbare Mensch interessirte den Altmeister so, daß dieser sich über ihn am 8. November 1827 mit H. Meyer unterhielt. Am 5. Januar 1828 las er die gegen Witt gerichtete Schrift von Lindenfels; am 2. März führte er mit Töpfer Gespräche über jenen Politiker; auch am 3. wurden dessen „alte und neue Abenteuer“ mit Anderen besprochen.

Gerade dieses oft bestrittene Interesse Goethes an

politischen Dingen — die Bestreiter beriefen sich auf Stachelverse des Meisters und seine gelegentlich kundgegebene Abneigung gegen Zeitungen — mag an einzelnen Beispielen gezeigt werden. Die Korrespondenz mit Gersdorff (Goethe-Jahrbuch, Bd. 13) hat gezeigt — die mit A. v. Conta das. (Bd. 22) bringt einen neuen Beleg dafür — mit welchem Eifer der Alte sich auch über Politisches zu belehren suchte; die folgenden Tagebuchnotizen bestätigen diesen Eifer. 4. Nov. 1827: „Journal des Débats, merkwürdiger Artikel aus dem Spectateur oriental: Intervention der Mächte betreffend". 19. November: „Hannöverisch-braunschweigische Staatshändel." 1. December: „Mit Nicolovius Gespräch über die Verurtheilung der in geheimer Verschwörung befangenen Glieder." 13. Febr. 1828: „Einiges Oeffentliche aus den Zeitungen. Sehr vernünftige Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der amerikanischen Staaten, besonders im Verhältniß auf die Präsidentenwahl. Erste Parlamentssitzung des neuen (französischen?) Ministeriums." 17. Aug.: „Münchener Landtagsverhandlungen. Treffliche Rede des Ministerialraths Wirschinger, alle bisherigen Vota wieder aufnehmend und prüfend."

Man erkennt aus dieser Zusammenstellung, wie deutsche und ausländische, europäische und überseeische Vorgänge Goethes Aufmerksamkeit erregten, doch bot die Politik nur einen winzigen Theil der Lektüre und Unterhaltung. Aus dem massenhaften Lesestoff sei hervorgehoben, daß Shakespeare (Febr. 1828) fleißig traktirt wurde und daß ein lebhaftes Interesse für Manzoni bekundet ward.

Nur Einzelnes aus der Lektüre, speziell Literarisches sei besonders erwähnt, namentlich solches, wo ein bestimmtes Urtheil ausgesprochen wird. 11. Juli 1827: „In v. d. Hagen Tausend und einen Tag, das Märchen von Turandot; tröstend über den Kleistischen Unfug und alles verwandte Unheil. Wie wohlthätig ist die Erscheinung einer gesunden Natur nach den Gespenstern dieser Kranken." Auch E. T. A. Hoffmann wird ungünstig beurtheilt. 21. Mai 1827: „Der goldene Becher bekam mir schlecht; ich verwünschte die goldenen Schlängelein." 11. Aug. 1827: Canti Carnaciateschi, nach langer Zeit wieder angesehn. Herrlichstes Denkmal der florentinischen Epoche von Lorenz Medicis." (K. Boßler hat in M. Kochs, Studien zur vgl. Literaturg. I., 1 nachgewiesen, daß Goethes „Generalbeichte" (1804) aus der genannten Sammlung entlehnt ist; unsere Stelle gewährt eine hübsche Bestätigung, daß Goethe diese Sammlung „vor langer Zeit" las.) 15. Febr. 1828: „Uhlands Ernst von Schwaben. Mittelgut, deßhalb man das Weimarische Publikum nicht hätte zusammenberufen sollen." 28. Februar 1828. „Boners Fabeln. Ein klarer wohlwollender Menschenverstand, sittliche Ansicht der irdischen Dinge. Klare Gegenwart und in der Darstellung eine facundia, die sich in geistreichen Tautologien gefällt." Begeistert heißt es über Coopers Roman „The Prairies" (26. Juni 1827): „Bewunderte den reichen Stoff und dessen geistreiche Behandlung. Nicht leicht sind Werke mit so großem Bewußtsein und solcher Konsequenz durchgeführt."

Zu diesen literarischen Urtheilen und allgemeinen Bemerkungen gehören auch die beiden folgenden. Die eine betrifft Uebersetzungen (28. Januar 1828). „Wenn sich der Uebersetzer nicht in seinen Autor vertieft und verliebt, so kommt oft gerade bey den Hauptstellen etwas Spielendes und Unsicheres zum Vorschein, wodurch der intentionirte Eindruck, die absichtlichste Darstellung gestört wird", die andere über Berliner Witze (15. April) „Viele sogenannte Berliner Witze und schnelle Erwiderungen kamen zur Sprache, gaben aber doch nur Begriffe von einer höchst platten Lebensweise und einem Mangel an eigentlich geistiger Thätigkeit."

Auch über Besucher (Literaten) findet sich gelegentlich ein Urtheil, z. B. ein sehr ungünstiges über Ernst Ortlepp (29. Juli 1828); ein überaus günstiges über einen Engländer Clare, der mit Herzog Bernhard am Niagara zusammengetroffen und lange in Jamaica gewesen war. Ein gewisser Krankling, Bibliothekar aus Dresden, wird gleichsam sehr gerühmt: „ein sinniger, wohldenkender, unterrichteter, den neuesten literarischen Zuständen wohl geeigneter (vielleicht: geneigter?) Mann." Fast unerwartet große Anerkennung wird Matthisson zutheil (16. Juni 1828): „Sprach mit Antheil von Helena und hatte sich besonders die Schlußchöre zu Herzen genommen. Ueberhaupt waren seine Bemerkungen, wie es einem solchen Manne geziemt, von Bedeutung."

Während derartige kleine Ereignisse treu und gewissenhaft gebucht werden, die Gegenwart also ihr Recht behält, verzichtet das Tagebuch völlig auf Wiederauffrischung der Vergangenheit.

Selbstschau, Erwähnung von Gedanken und Gefühlen tritt nirgends hervor; die einzige Stelle, die man anführen könnte (24. September 1827): „Wir hatten den Tag über in Erinnerung voriger Zeiten gelebt", beweist, wie sichtlich der Schreiber bemüht ist, Empfindsames zurückzudrängen.

Es ist so durchaus unsentimental, daß selbst die Notiz (bei einem Besuch in Jena, 8. Oktober 1828): „Wir frühstücken in der Laube an dem alten Schillerischen Steintische. Die Bänke waren zusammengebrochen", nicht den geringsten Ausruf veranlaßt, ebensowenig wie die kurzen Notizen über Deponirung der Manuskripte des Schiller-Goethischen Briefwechsels bei der Weimarischen Regierung oder die Ueberführung der Gebeine Schillers — so schmerzliche Gefühle sie auch erregten — durch irgendwelche wehmüthige Bemerkungen begleitet wurden.

Selbst der Tod des Großherzogs Karl August, das schmerzlichste Ereigniß, von dem Goethe in jenen Jahren betroffen wurde, erregte keine Lust zu längeren Niederschriften: das Ereigniß wird erwähnt wie alle übrigen (15. Juni ff.), ohne daß Betrachtungen daran geknüpft werden. Die Notizen über den Dornburger Aufenthalt (Juli 1828) gedenken kaum der traurigen Ursache; das schöne Gedicht „Dornburg" bleibt unerwähnt.

Nur in einer Beziehung tritt der Tagebuchschreiber aus der Stellung eines antheilslosen Referenten heraus, wenn er nämlich von den Seinen spricht. Zwar der Schwiegertochter spendet er, so oft er sie auch erwähnt, kein Lob; über den Sohn aber sagt er einmal (8. Oktober 1827): „Ich war in vier Jahren nicht nach Jena gekommen und hatte mich zu freuen, daß durch die aufmerksame Wirkung meines Sohnes und die höchst verständige Wirkung (sic) aller Angestellten sich im Ganzen und Einzelnen nichts zu tadeln fand und nur weniges für die nächste Zeit zu thun übrig blieb." Vor allem aber ist ihm der eine Enkel, der den Namen des Großvaters führt, Wolfgang, ans Herz gewachsen. Jedes Zusammensein mit dem Kleinen, der als Wölfchen, Wolfy angeführt zu werden pflegt, wird notirt (Mittagessen, Spazierenfahren), der Großvater läßt es auch an Liebkosungsworten für den Enkel nicht fehlen. Daß der Knabe die schweren Namen aus „Tausend und ein Tag" notirt und abschreibt, wird dreimal berichtet. Notizen wie „Wölfchen, den ich zu unterhalten suchte", „Wölfchen

zu Liebe einiges Kindische", „W. beschäftigte sich mancherlei Lieder im Tact halbsingend vorzulesen, welches ihm nicht übel gelang", haben etwas ungemein Rührendes an sich. Der Großvater unterrichtet den Enkel gern: „Mit Wölfchen den Kalender und die Himmelszeichen durchgegangen und den Orion und Sirius gewiesen." 29. Februar 1828: „Mittags die Kinder. Scherzhaft zum Schalttage eingeladen, damit sie sich einer solchen Epoche ihr ganzes Leben erinnern mögen." „Wölfchen war munter und anmuthig", lautet die letzte Notiz des Alten, der mit herzlicher Freude das dritte Geschlecht heranwachsen sah.

Wie über Briefe und Besuche, so berichtet das Tagebuch auch über die literarische Thätigkeit.

Die Arbeiten, mit denen Goethe in jenen beiden Jahren beschäftigt war, sind die laufenden, d. h. die Thätigkeit an der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Kunst und Alterthum" und die Redaktion seiner Werke (in 40 Bänden, der sogenannten Ausgabe letzter Hand). Die letztere ist wohl oft gemeint, wenn es heißt: „Das Hauptgeschäft gefördert" (31. Dezember 1827), „Am Hauptzweck fortgearbeitet" (10. Jan. 1828), wenn auch im allgemeinen die Beendigung des gewaltigen Faustdramas, die Goethe als wichtigste Arbeit seiner letzten Jahre erschien, mit solch unbestimmten Ausdrücken bezeichnet wird. Von sonstigen Arbeiten, die Zeit und Mühe des fast Achtzigjährigen in Anspruch nehmen, werden die „Wanderjahre", der zweite römische Aufenthalt ausdrücklich genannt. Mitunter sind freilich die Notizen so allgemein gefaßt, daß sie auf kein bestimmtes Einzelwerk bezogen werden können: „Manches Bedachte durchgeführt; das Nothwendigste beseitigt; einiges Wenige fortgeschoben, Manches mit Bezug auf die Umstände" u. a. m.

Eine Notiz hilft uns zur richtigen Bestimmung eines Gedichtes. Seit 1836 stehen in Goethes Werken folgende Verse (Weim. Ausg. IV, 294; zu den künftigen Lesarten [der Band ist schon 1891 ausgegeben] ist Goethe-Jahrbuch VI, 330 zu benutzen):

Das Kleinod, das Vergißmeinnicht,
Als gegenwärtiges, künftiges Glück,
Sie kehren gern zu dir zurück.
Zwei Schätze sind's von großem Werth,
Die alt- und junger Sinn begehrt;
Wenn Kleinod unsern Sinn besticht,
Zum Herzen reicht: Vergißmeinnicht!

Sie haben bisher weder eine rechte Erklärung noch eine genaue Zeitbestimmung gefunden. Düntzer deutete sie „bei Uebersendung eines Kleinods". Wir können nun genauer bestimmen: das Gedicht ist am 6. Dezember 1827 gedichtet, für Frau v. Heygendorf, die Freundin des Großherzogs bestimmt und zwar bei Gelegenheit der Rücksendung zweier englischer Taschenbücher „The bijou or annual of literature and the arts" und „Forget me not", die der Großherzog dem Dichter am 23. November geschickt hatte. Goethe muß sich dafür interessirt haben, denn er gab an demselben Tage dem Oberbaudirektor Coudray, am 25. der Prinzessin Auguste davon Kenntniß und lieferte eine Notiz in seine Zeitschrift „Kunst und Alterthum", die dort VI, 311 erschien. (Bei Erwähnung der Prinzessin Auguste, der späteren deutschen Kaiserin, soll wenigstens in einer Parenthese aufmerksam gemacht werden, daß auch ein paar kurze Erwähnungen von Besuchen des späteren deutschen Kaisers in unsern Bänden vorkommen.)

Von sonstigen Aufzeichnungen sind wichtig die Bemerkungen über den Aufsatz „Die Natur" (23. und 24. Mai 1828).[3]

Endlich sei noch auf zwei literarische Pläne hingewiesen, die von Goethe ebenso schnell verlassen wie gefaßt wurden. Der eine entstand im Anschluß an die Lektüre eines englischen Buches über lebende Dichter (24./25. Mai 1827): „über die lebenden Weimarischen Dichter eine ähnliche Darstellung mit Beispielen, eine Art Heynischer Chrestomathie, zusammenzuschreiben, als wodurch ganz allein eine Art von Urtheil entspringen und den sämmtlichen Arbeitenden einiger Vortheil erwachsen kann." Der andere (30. Januar 1828): „Las in den Briefen der Olympia Fulvia Morata und es ging mir über den eigentlichen damaligen protestantischen Zustand ein ganz neues Licht auf. Meine Bemerkungen denke niederzuschreiben."

Beide Pläne wurden, soweit bekannt, nicht ausgeführt.

Die vorstehenden Ausführungen erfüllen hoffentlich ihren Zweck, die Goethe-Freunde auf die außerordentliche Wichtigkeit der Briefe und Tagebücher als Quellen für die Erkenntniß von Goethes Leben, Studien und Arbeiten hinzuweisen. Es handelt sich um ein Material, wie es in dieser Reichhaltigkeit kaum für einen anderen Dichter existirt, dessen Veröffentlichung mit Dank zu begrüßen ist und dessen Bearbeitung noch Manchen beschäftigen wird.

* * *

Neben den Abtheilungen, welche Briefe und Tagebücher bringen, schreitet auch diejenige der großen Weimarer Ausgabe fort, welche den eigentlichen Werken gewidmet ist. Gleichzeitig mit den Bänden, die zu den obigen Ausführungen Veranlassung gaben, sind zwei weitere erschienen, Bd. 49. 50. Auch sie eingehend zu behandeln, lag im Plane dieser Skizze. Da sie aber schon ausgedehnt genug ist, so sei in aller Kürze folgendes bemerkt:

Band 50 bringt, entsprechend dem 40. Bande der Ausgabe letzter Hand: Reineke Fuchs, Hermann und Dorothea, Pandora, Achilleis. Von ungedruckten Stücken ist also in diesem Bande nicht die Rede. Neue Zuthaten durfte man zu den beiden ersten Epen nicht erwarten; und auch der sogenannte zweite Theil der Pandora war nach Schubarths erster Veröffentlichung 1833 nichts unbekanntes mehr, sondern in die meisten Ausgaben übergegangen.

Wirklich neu sind nur die Zugaben zur Achilleis. Sie bestehen in einem Schema zur Achilleis, das in acht größeren Abschnitten (Gesängen) 102 karge Kapitelüberschriften enthält, oft nur einen Namen, meist ganz lakonische Sätze, welche die Handlung bis zum Tode des

[3] Der Aufsatz „Die Natur", in Goethe's Nachgel. Schriften gedruckt, erschien zuerst im „Tiefurter Journal" und ist in dessen Neudruck (Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 7, Weimar 1892, S. 258—261) wiederholt. Das. S. 392—398 ein Aufsatz Rudolf Steiners, der für Goethe's Autorschaft plaidirt und dem Schweizer Tobler höchstens die Rolle eines Subalternen zuweist, der nach Goethe's Angaben den Aufsatz aufgezeichnet habe. Diese kritische Frage, die mir noch nicht völlig gelöst zu sein scheint, lasse ich auf sich beruhen. In jenem Aufsatz werden Zeugnisse Müllers gedruckt, nach denen Goethe ihm den Aufsatz am 24. Mai 1828 mitgetheilt habe; nach dem Tagebuch gab Müller am 23. Mai Goethe den Aufsatz aus der Hinterlassenschaft der Herzogin Amalia; die letztere Angabe ist natürlich die einzig richtige. Am 24. Mai diktirte Goethe Bemerkungen, ob er der Verfasser jenes Aufsatzes sei. Müller will erst am 30. Mai von Goethe eine abweichende Antwort erhalten haben. Man sieht an diesem einen Beispiel, wie ungenau in bestimmten Daten und Angaben selbst Müllers Aufzeichnungen sind.

Achilles führen; nachdem Thetis den Leichnam ihres Sohnes erhalten, heißt es zum Schluß: „Nachricht von der Annäherung neuer Bundsverwandten; Ajax' Raserei und Tod." — Diesem ältesten Schema vom 31. März 1798 folgt ein zweites etwa um ein Jahr jüngeres, mehrfach verändertes und wesentlich erweitertes, das die Handlung bis in den sechsten Gesang verfolgt und mit dem Abgang des Achilles und Ajax in das Zelt des Letzteren endet. Einzelbemerkungen zu den zwei ersten Gesängen machen den Schluß.

Es ist gewiß keinem modernen Dichter zu rathen, nach diesen aphoristischen, nicht immer völlig klaren Niederschriften Goethes eine Fortsetzung der von ihm abgebrochenen Dichtung zu geben — verzichtete er doch darauf, den Demetrius des großen Freundes zu vollenden, die Späteren aber, die muthiger waren als der Meister, haben ihre Kühnheit schwer gebüßt — dagegen bieten die Fragmente für Kritiker und Aesthetiker willkommenen Stoff. Die Letzteren können daraus hübsche Schlüsse auf Goethes Arbeitsweise ziehen, die Ersteren finden in dem Mitgetheilten Material zur Untersuchung von Goethes Quellen. Zu ihnen gehört das Werk von Dictis Cretensis über den trojanischen Krieg nicht, obgleich Goethe von ihm einen Auszug machte, der am Schluß der Bemerkungen über die Achilleis angedeutet wird.

Der Hauptwerth des vorliegenden Bandes besteht aber nicht in der Hinzufügung einzelner unbekannter Stücke, sondern in dem Hinweis auf die Durchsicht der Manuskripte und ersten Drucke durch Goethe und seine Mitarbeiter. Bei der Achilleis haben der jüngere Voß und Riemer diese Arbeit gethan; zuletzt, bei der Drucklegung der Ausgabe letzter Hand, war auch Göttling betheiligt. Bei Hermann und Dorothea haben W. v. Humboldt, W. Schlegel und ebenfalls Heinrich Voß sich vielfach bemüht, aber auch Goethe ist mehrfach auf die Dichtung zurückgekommen. Seine und der Genossen zahlreiche Besserungsversuche — Aenderungen der Worte und des Metrums — sind höchst interessant, doch kann hier auf die einzelnen nicht eingegangen werden. Nur das sei hervorgehoben, daß unter den Handschriften des Archivs sich auch die älteste Gestalt der Dichtung erhalten hat, die, wenn auch in den wesentlichen Zügen nicht von der späteren Ausführung unterschieden, im einzelnen außerordentlich viele Abweichungen enthält. Ein Beispiel genüge. Im ursprünglichen Entwurf (letzter Gesang) will der Pfarrer nach den langen Ausführungen des Nachbars über das Warten gleichfalls reden, dieser Versuch wird ihm aber durch das Erscheinen des Paares abgeschnitten. Es heißt:

> Lächelnd öffnete schon der weise Pfarrherr die Lippen;
> Aber die Thüre ging auf, es zeigte das herrliche Paar sich.

In der Ausführung dagegen hat der Pfarrer die unzählige Male angeführten Verse zu sprechen: „Des Todes rührendes Bild steht." Nach Schluß dieser Versreihe würde man erwarten: „Da ging die Thüre auf" oder ähnlich; trotzdem ist der ursprüngliche Vers: „Aber die Thüre" u. s. w. beibehalten, obgleich gar kein Gegensatz mehr ausgesprochen werden soll wie in der ersten Fassung.

Viel umfangreicher als in dem eben kurz besprochenen Bande sind die ungedruckten Bruchstücke von kleinen Aufsätzen, die sich in dem gleichzeitig ausgegebenen Bande 49, 2. Abtheilung finden. Diese Abtheilung — übrigens auch ein Band von 354 Seiten — macht den Schluß der ganzen Serie von „Schriften zur Kunst", die, von O. Harnack bearbeitet, seit 1896 erschienen sind. Bd. 47 enthält die kleineren Arbeiten von 1788 bis 1800, Bd. 48 die von 1800 bis 1816. Die beiden Abtheilungen vom Bd. 49 die von 1816 bis 1832. Jeder dieser Bände enthält einzelnes Ungedruckte; am meisten der zuletzt veröffentlichte. Denen, die nicht leicht Gelegenheit haben, den Band zu erlangen, sei hier ein Verzeichniß der in der Weimarer Ausgabe erstmals abgedruckten Skizzen gegeben. (Die gesperrt gedruckten Worte beziehen sich auf die Hauptabschnitte, denen die einzelnen Aufsätze subsumirt sind.)

B i l d h a u e r e i : Reliefs von Phigalia, Elgin Marbles, Elginische Marmore.

M ü n z e n ,   M e d a i l l e n ,   g e s c h n i t t e n e   S t e i n e : Voigts Münzkabinet, Toscanische Münze.

K u n s t g e w e r b e : Ueber Glas-, Email- und Porzellanmalerei, Reinigen und Restauriren schadhafter Gemälde.

B a u k u n s t : Beschreibung römischer und deutscher Alterthümer in dem Gebiete der Provinz Rheinhessen, zufolge gefördert durch Dr. Joseph Emele in Mainz 1825, Nachtrag zu Maximen und Reflexionen.

P a r a l i p o m e n a .   V o r a r b e i t e n   u n d   B r u c h s t ü c k e : Philostrat, Professor Zahns Pompejische Mittheilungen, Zum Abendmahl von Leonard da Vinci, Zum Triumphzug von Mantegna, Männliches Bildniß, Zu Nehrlichs Darstellungen aus Faust, von J. H. Meyer, Zu Charon, Neugriechisch, Russische Heiligenbilder, Kopien pompejanischer und herculanischer Gemälde von Ternite, Jakson der Formschneider, Ueber Delaroches Faustdarstellungen, Zusätze zu Rezensionen J. H. Meyers, Bemerkungen über bildliche Darstellungen, Püchlerische Familie, Die schöne Anthia, Glückliche Gedanken, Zu Myrons Kuh, Beispiele, wo Personen iconisch in irgend einem Bezug auf Monumenten dargestellt sind, Homers Apotheose, Zum Aufsatz über das Igeler Monument, Zum Aufsatz über die Externsteine, Gypsabgüsse, Glaspasten, Zu Reinhardts Glaspasten, Stoschische Gemmensammlung, Aufforderung zur Subskription für eine Jubiläumsmedaille des Ministers von Voigt, Steinschneider, Schema über künstlerische Technik, Zu den Vorbildern für Fabrikanten und Handwerker, Ueber Aloys Hirt, Fragmente über Architektur, Zu der Besprechung von Kirchen, Palästen und Klöstern in Italien von J. Eugenius Ruhl.

Wie die oben angedeuteten Varianten zu „Hermann und Dorothea" den Philologen reizen müßten, so sollten diese Beiträge zur Kunstgeschichte von einem Kunsthistoriker gründlich und fachmäßig untersucht werden. Für den Nichtfachmann zeigt sich hier nur wieder ein neues Problem. Vier Bände kleinerer Schriften zur Kunst — denn die größeren über Hackert, Winckelmann, Cellini, Diderot sind anderen Bänden zugetheilt — neben einer so ungeheuren Arbeit auf anderen Gebieten; wie war es möglich, daß ein einzelner Mann, wenn er auch ein hohes Lebensalter erreichte, wenn er auch Schreiber und geistig höher beanlagte Mitarbeiter beschäftigte, ein solch gewaltiges Pensum, das durch neue Funde immer mehr anschwillt, erledigte?

Die Weimarer Ausgabe neigt sich für drei Abtheilungen ihrem Ende zu. Von den „naturwissenschaftlichen Schriften" steht noch ein einziger Band aus; für die Tagebücher fehlen nur noch, wie oben gezeigt wurde, 3—4 Jahre, also allerhöchstens 2 Bände; die Reihe der eigentlichen Werke ist bereits ungemein stattlich. Abgesehen von einer klaffenden Lücke — dem kritischen Apparat, den Lesarten zu den beiden letzten Gedichtbänden — ist die Reihe bis Bd. 22 geschlossen — sämmtliche Gedichte und Dramen, die wesentlichen Romane

Bd. 23 (Schluß von „Wilhelm Meisters Lehrjahren") fehlt, ebenso Bd. 25 2. Abtheilung, der Abschluß der „Wanderjahre". Von der ferneren Reihe bis zum Schluß des Ganzen fehlen nur noch Bd. 30—32, 34, 40—42, also im ganzen 10 Bände von einer Sammlung, die 55 Bände umfaßt. Gerade in den während der letzten Jahre erschienenen Volumina sind einige, auf die nachdrücklichst die Aufmerksamkeit gelenkt werden muß: Bd. 37—39, die Edition der Jugendschriften bis etwa 1779, worunter auch „Faust in ursprünglicher Gestalt", der sogen. Urfaust, der in dem eigentlichen Faustbande nicht im Zusammenhange gegeben war. Aber auch außerdem enthalten diese besonders umfangreichen Bände eine reiche Fülle wenig gekannten und gerade in diesem chronologischen Zusammenhang besonders lehrreichen und unterrichtenden Materials.

Wird diese große Serie der Hauptwerke Goethes abgeschlossen sein — das restirende Fünftel dürfte kaum mehr als ein Jahrfünft in Anspruch nehmen — so ist eine Goetheedition geschaffen, die wirklich als monumental bezeichnet werden darf.

Es wäre ein lobenswerthes Zeichen für das deutsche Publikum, das für große Kunst- und Prachtwerke Kauflust und -kraft zeigt, wenn es auch dieser Ausgabe, nun da selbst die ängstlichsten Gemüther keine übermäßige Ausdehnung und keine Verschleppung in unabsehbare Zukunft zu fürchten haben, seine förderliche Theilnahme in noch höherem Grade zuwendete, als das bisher geschehen ist.

---

## Das Alter der Schlagworte.

So wie die Macht der Gewohnheit uns im Laufe der Zeit ganz vergessen läßt, die Münzen, welche täglich durch unsre Hände gehen, auf ihre Prägung und ihre Entstehungszeit hin zu prüfen, ebenso geht es uns auch mit gewissen sprachlichen Wendungen. Wir gebrauchen sie, weil sie unsre Vorfahren so gebraucht haben, und wir geben sie unbesehen im täglichen Gespräche weiter. Da plötzlich kommt ein Gelehrter, ein Historiker der Literatur und der Sprache,[1]) und läßt uns in jeder dieser Wendungen ein Produkt einer bestimmten Epoche, ein Ergebniß eines ganz speziellen kulturgeschichtlichen Zusammenhanges erkennen. Im Besonderen handelt es sich um die sogenannten Schlagworte, d. h. um Ausdrücke, die in rascher Verbreitung ganze Bevölkerungsschichten durchdringen. Ihre Entstehungsart weist merkwürdige Möglichkeiten dar: sie werden entweder ganz unpersönlich aus der Zeitströmung herausgeboren, wenn der Ausdruck sozusagen in der Luft liegt: er kann dann auch an mehreren Stellen gleichzeitig entstehen. Oder aber das Schlagwort geht auf einen Einzelnen als Erfinder zurück. Aber nur ganz ausnahmsweise läßt sich feststellen, wer ein Wort zuerst geprägt hat: man kann nur nachweisen, wann das Wort in allgemeine Verwendung übergeht. Und da die Sprache ja auf die Vorbedingung allgemeiner Anerkennung aufgebaut ist, so werden wir nicht den Tag, an welchem ein Einzelner es erfunden hat, als seinen Geburtstag feiern, sondern diejenige Zeit, in der es zur allgemeinen Geltung sich durchgerungen hat. Aber alle Angaben über die Geburtszeit eines Schlagwortes sind merkwürdig unzuverlässig. Meyer zeigt an einem treffend gewählten Beispiele, daß nicht einmal in dem Fall, wenn Jemand bestimmt für den Urheber eines Wortes gilt, hierin eine Garantie für die Richtigkeit der sprachgeschichtlichen Thatsache gelegen ist. Nach dem Tode Scharnhorsts verfaßten Clausewitz und Gneisenau einen Nekrolog auf den großen Todten und sprachen in demselben von dessen „stetigem" planvollen Wirken. Das Wort „stetig", das uns heute so geläufig ist, erregte Anstoß, und Gneisenau erörterte die Existenzberechtigung des Wortes, indem er es gegen das zum Ersatze vorgeschlagene Wort „anhaltend" vertheidigte. Hardenberg, zur Entscheidung angerufen, schrieb an den Rand: „Das Wort „stetig" kann als eine neue Creation wohl gut sein. Ich kenn' es aber noch nicht als deutsch." Man hielt also das Wort offenbar für eine Neuschöpfung und doch hatte schon im Jahre 1795 Goethe das Wort „Stetigkeit" anstandslos und ohne Widerspruch verwendet.

Daraus erkennen wir, wie unzuverlässig derartige ausdrückliche Angaben über den Urheber einer Wendung sind. Viel bedeutsamer ist es, wenn ein Ausdruck von dem, der ihn noch in den schüchternen Anfängen der Verwendung gebraucht, mit gewissen entschuldigenden und rechtfertigenden Zusätzen erscheint. Das Wort „Weltansicht" z. B., das uns heute nichts weniger denn als kühne begriffliche oder sprachliche Neubildung erscheint, wird von einem Schriftsteller der 40er Jahre noch mit dem schüchternen Beisatze „sogenannt" versehen. Im Jahre 1839 ist das Wort „Zustände" in dem uns so geläufigen Sinne noch eine Novität. „Die Verhältnisse, die sogenannten Zustände", schreibt in diesem Jahr Marggraff in seinem Buche „Deutschlands jüngste Literatur- und Kulturepoche". Im Jahre 1841 sagt Runge in seinem Lebensgang: „Mystifikation, wie jetzt der Ausdruck lautet." 1858 wird von einem Schriftsteller „Maßregel" noch als Neologismus bezeichnet. Im Jahre 1850 ist das Wort „Richtung" im politischen Sinne noch so unbekannt, daß Fontane in einem ironisch-satirischen Zeitgedichte es noch mit Anführungszeichen versieht. Das Wort „Schrullen" war 1851 noch so unbekannt, daß ein Literarhistoriker die Verwendung des Wortes als einen Akt besonderer Bosheit betrachtet. Es handelte sich hiebei um Ludwig Tieck. Sein Apologet sagt: „So hat man für Tiecks kritische Meinungen das niederdeutsche, sonst in der Schriftsprache kaum vorkommende Wort „Schrullen" aufgestöbert." Berührt uns die Thatsache, daß man für „Richtung", für „Schrulle", für „Zustände" und anderes noch nach einer gewissermaßen legitimirenden Formel sucht, ganz eigenartig, so ist unser Interesse besonders geweckt durch die von Meyer gewonnene Gewißheit, daß das Wort „nervös" erst im Jahre 1858 in dem uns so engvertrauten Gebrauch vorkommt. Es muthet uns ganz merkwürdig an, den Ausdruck, der heute gewissermaßen die Signatur der Zeit abgibt, schüchtern zwischen Anführungszeichen einherschreiten zu sehen. In der Schrift „Das braune Buch" von Solitaire, Leipzig 1858, heißt es: „Als nun das, wie es schien, heute „nervös" aufgeregte Meer" ... Der Ausdruck wird als ganz neu empfunden. Goethe behalf sich noch mit dem Worte „aufgeregt". Novalis will die Zeit als eine nervöse charakterisiren, er kennt das Wort aber noch nicht und gebraucht dafür die Ausdrücke „zärtlich", „asthenisch" (1804). Feuchtersleben in seiner „Diätetik der Seele" beschreibt (1838) den Begriff „Nervosität" ganz deutlich, aber das Wort kennt er nicht! Marggraff a. a. O. spricht im Jahre 1839 noch von einem „Ueberreiz der Nerven", aber das Wort „Nervosität" kennt er noch nicht! — Im Jahre 1878 hielt Bismarck es noch für nothwendig, die Anwendung des Wortes „Strike" in einem Gleichniß zu entschuldigen: „Wir könnten sehr leicht zu einer Abstimmung kommen, der gegenüber die Regierungen — lassen Sie mich einen vulgären Ausdruck gebrauchen — Streik gemacht hätten." Im Jahre 1882 leitet er dasselbe Wort durch „gewissermaßen" ein und von da an gebraucht er es schon ohne Rechtfertigung. Dieser Wandel ist typisch für den ganzen Gang der Entwicklung im Gebrauche eines neu aufkommenden Wortes. Zuerst wird in den verschiedensten Formen, sei es durch die Zusätze „sogenannt" oder „gewissermaßen", oder durch Sperrdruck, oder durch Anführungszeichen der Gebrauch des Wortes entschuldigt. Dann wird man muthiger, läßt diese Hülsen fallen und ehe man sich es versieht, ist das Wort widerspruchslos in den großen Schatz der Sprache recipirt und wird gar nicht mehr als neu hinzugekommen empfunden.

Während in all den angeführten Fällen sich ein

[1]) Rich. M. Meyer, Vierhundert Schlagworte, Leipzig 1901. B. G. Teubner.

Schlagwort aus unsicheren Anfängen zu umfassender Verbreitung entwickelt hat, konstatirt Meyer auch den entgegengesetzten Weg: es kommt auch vor, daß Schlagworte, die eine Zeit hindurch die Sprache beherrscht haben, vollständig aus dem Bewußtsein des Volkes verschwunden sind. Ein äußerst charakteristisches Beispiel hiefür ist das Wort **Polka**. Gottfried Keller hat im Jahre 1852 in Berlin ein Gedicht verfaßt, das den Namen führt „Polkakirche". Es schildert eine fein und zierlich gebaute Kirche, „fein und niedlich ist der Tempel". Die Kirche macht aber trotz ihrer Niedlichkeit in keiner Weise den Eindruck, daß sie einem **Tanz**lokal ähnlich sehe. Woher also der Ausdruck Polka-Kirche? Meyer hat eruirt, daß in den 50er Jahren „Polka" ein Berliner Modewort für „**elegant**" oder „**fesch**" war. In einer Schrift aus dem Jahre 1858 (wieder jenem oben citirten „Braunen Buch" von Solitaire) heißt es in einer karikirenden Charakteristik gewisser Züge des Berliner Lokalhumors „ein rosiger Mund nach feinem Zigarrendampf duftend ist jo so himmlisch Polka!" Man sagte damals auch „Polkakneipe", „Polkamädchen", „Polkafrisur". Selbstverständlich geht der Ausdruck in seinem Ursprung auf die Beliebtheit des Tanzes zurück, und der polnische Tanz ward eben zum Sinnbild des Madernen überhaupt. Es ist klar, daß in der Geschichte dieses Modewortes gleichzeitig ein Stück kulturhistorischen Materials mit geborgen liegt: denn um **diese** Zeit hat man sich also aus Polen die Bezeichnung für das Symbol des Eleganten und Feschen geholt.

Ist uns mit „Polko" der Beweis erbracht, daß Schlogworte ganz und gor in Vergessenheit gerathen können, so gib es eine Reihe anderer hochinteressanter Fälle, in denen Wörter nach langer aber unbedeutender Wirksamkeit dann erst spät, nach vielen Jahren, zu Glanz und Ehren gelangen. Als der Minister v. **Stein** Preußen zu einem modernen Staate machen wollte, protestirte der kurmärkische Adel dagegen, daß man den fridericianischen Staat in einen „**Judenstaat**" verwandeln wolle. (Meyer zeigt übrigens, daß das Wort noch älter ist: schon im Jahre 1783 schreibt der Orientalist Michaelis, daß die Emanzipation der Juden zur Folge hölte, daß wir den „wehrlasesten und verächtlichsten Judenstaat" hälten.) Seitdem war das Wort vollständig aus dem Gedächtniß der Zeit verschwunden, bis in unsern Tagen die zionistische Bewegung und an ihrer Spitze ihr meisterhafter literarischer Anwalt **Theodor Herzl** mit seiner bedeutsamen Schrift „Der Judenstaat" dem Worte zu einer unverhafften Renaissance verholfen haben. Bemerkenswerth ist, daß dem Ausdrucke zur Zeit seiner Erfindung ein bösartiger antisemitischer Beigeschmack innewohnte, während jetzt das Wort im Munde der Juden selbst zum Terminus für ihr zionistisches Ideal geworden ist: es ist dos ungefähr derselbe Vorgang, wie er bei dem Worte „Geusen" zu verzeichnen ist, welches zuerst ein Schmähwort war, dann aber seriensen Gehalt gewann. Wie der Ausdruck „Judenstaat" in der politischen Sphäre uns den Beweis von der Wiederkehr gewisser Schlagworte erbringt, so bietet auf ästhetischem Gebiete das Wort „**Modern**" ein ähnliches Schicksal. Es findet sich schon im XIII. Jahrhundert: dann bekom dos Wort im XVIII. Jahrhundert einen neuen literarischen Klang durch das Buch Perroults „Parallèle des anciens et des modernes", in welchem der berühmte Gegner Boileaus die Theorie entwickelte, daß die modernen Dichter den antiken überlegen seien. Dann gebroucht das Wort der Lustspieldichter Fr. v. **Heyden** 1840 als Titel eines Stückes „Die Modernen". 1865 polemisirt Richard **Wagner** gegen den Kultus des „Modernen" und 1880 bildet Hermann **Bahr** aus dem Worte „Modern" nach der Analogie von „Die Antike" auch das Substantivum abstractum „Die Moderne". Auf kulturellem Gebiete können wir die immer erneute Wiederkehr des Wortes „**Zeitgeist**" beobachten. Nach der bekannten Faust-Stelle von „Geist der Zeit" macht sich dann 1804 Voß über den „Zeitgeist" lustig, dann erscheint das Wort in großen Pausen wieder bei Arndt, bei Raupach und bei Wilh. Jordan. Aeußerst interessant ist der Bedeutungswandel, der sich im Worte „**Stimmung**" vollzieht. Goethe und Schiller hatten es auf die Augenblicke dichterischer Konzeption angewendet und nur auf **diese** beschränkt. Feuchtersleben aber klagt in der „Diätetik der Seele", daß sich das Wort jetzt auch für jede „Unaufgelegtheit" eingeschlichen habe.

Bieten die bisher ongeführten Beispiele Fölle, in welchen der betreffende Ausdruck wechselnde Beleuchtung ous wechselnden Verbindungen enthält und nach geraumen Zwischenpausen immer wieder, wenn auch mit einer der neuen Zeit entsprechenden Bedeutungsänderung wiederkehrt, so gibt es andrerseits Ausdrücke, die auf so lange hinaus **unterhalb** der Sprachschwelle bleiben, daß man bei ihrem neuen Erscheinen auf der Oberfläche des Sprachgebrauches füglich von einer **zweiten** Entstehung sprechen darf. Natürlich muß die Möglichkeit, daß das Wort in einem latenten Zustande in der Zwischenzeit gewissermaßen vegetirt hat, immerhin offen gelassen werden. In einem lateinischen Gedichte von Kaspar Scheit, dem Lehrer von Fischart, findet sich zur Bezeichnung für einen protzenhaften, vornehm thuenden, aber innerlich hohlen Gesellen der Ausdruck „bestia magna". Es ist nicht wohrscheinlich, daß daraus unser „**großes Thier**", welches einen pomphaft auftretenden Würdenträger bezeichnet, entstanden ist. Viel wahrscheinlicher ist, daß das Wort neu geprägt wurde, um die Wichtigthuerei zu ironisiren, mit der gewisse Beamte sich wie ein Schaustück anstaunen lassen, etwa wie ein ausländisches Wundergeschöpf. „**Wühler**" bezeichnet ursprünglich nichts als Maulwurf, aber es findet sich auch schon früh im metaphorischen Sinne. 1825 benützt es der Pfarrer Zimmermann in einem Gedicht „Die Wühler", in welchem er unter dem Bilde des Maulwurfs die ultramontane Bewegung verspottet. Von der Schweiz her nohm das Wort wohl seinen Weg nach Deutschland, und Robert Blum sagt in einer berühmten Rede, daß sich seine Partei den Vorwurf der Wühlerei gern gefallen lasse. Donn ruht das Wort ein holbes Jahrhundert, und erst 1865 taucht es wieder bei Adalbert Stifter auf. Und dann erscheint es bei Ibsen im „Bund der Jugend". Offenbar war es durch irgend eine weit klingende Aeußerung wieder populär geworden. Der gelehrte norwegische Dichter hat es in seiner richtigen Bedeutung erfaßt: ihm erging es nicht so, wie einem anderen Nordländer, nämlich **Heiberg**, der das deutsche Wort „Niederschlag" in seiner metaphorischen Bedeutung verkannte und es mi „Hefe und Bodensatz" ins Dänische übersetzte. Hebbe schützt an einer Stelle seines „Wortes über das Drama den Ausdruck gegen das Mißverständniß des Dänen, e selbst bringt aber zur Rechtfertigung der Metapher soviel Analogien bei, daß man daraus schließen kann, wie jung das Schlagwort vom „Niederschlag" zu Hebbels Zeiten war.

Wir können leider dem Gedankengange des ganzen Buches nicht mit gleicher Ausführlichkeit folgen: was Meyer uns über die Geschichte der Schlagworte „Natur", „Aufklärung", „Jahrbuch", „Patina", „interessant", „taktlos", „brillant", „Empörer", „Bücherschau", „Idee", „Sprachgefühl", „Weltschmerz", „Zerrissenheit", „Schöngeist", „Zeitgenosse", „Jetztzeit", „Rechnung tragen", „Schwefelbande", „Unentwegt", „Ueberwundener Standpunkt", „Thatsachen", „Suggestiv", „Festnageln", „Antisemit" erzählt, ist eines der interessantesten Kapitel aus der Sprachgeschichte. Mit großem Feingefühl zeigt Meyer, wie in dem Bedeutungswandel gewisser Schlogworte sich ein ganzes Stück Kulturentwicklung abspiegelt. Und ein ganzes Stück Psychologie des Publikum könnte man eruiren, wenn man die Geschichte des ästhetischen Schlagwortes „peinlich" schreiben würde. 1819 sagt man statt „peinlich" noch „beklemmend", Heine sagt 18.. noch „peinigend", Otto Ludwig sagt schon „peinlich", un heute ist das Wort das unvermeidliche Werkzeug bei jeder Ibsenrezension. Oder, könnte man die Bedeutung, die da Wort „Natur" zu den verschiedensten Zeiten gehabt hat, feststellen, so wäre eine ganze Welt van Mißdeutungen beseitigt: wenn man konstatiren könnte, was Goethe jedesmal unter dem Worte „Natur" versteht, so wäre Goethe gegen

eine Masse von naturwissenschaftlichen Mißverständnissen seiner Interpreten geschützt.

Das Buch bringt eine Fülle gewichtiger Belehrung und zeugt von der geradezu stupenden Belesenheit des Verfassers. Was wir vermißten, ist einerseits die genauere Abgrenzung des Begriffs „Schlagwort" gegen den des „Geflügelten Wortes", andrerseits aber auch eine schärfere Definition des Begriffs „Schlagwort" selbst. Uns scheint, daß der Verfasser sich mit dem Namen „Schlagwort" eine beengende Schranke gezogen hat, über die ihn sein Thema wiederholt hinweggeführt hat. Eine reiche Anzahl von Ausdrücken, deren Geschichte er uns in musterhaften Untersuchungen gibt, würde mit größerer Berechtigung in einer „Wortgeschichte" als in einer Geschichte der Schlagworte stehen. Doch das sind allgemeine methodische Einwände, die das Verdienst des ausgezeichneten Buches nicht schmälern können. Es ist in allen Theilen interessant und belehrend: speziell die Geschichte des Wortes „Uebermensch" scheint uns typisch für jene unerbittlich-gründliche Methode sprachhistorischer Untersuchungen, die ein spezifischer Vorzug der deutschen Gelehrsamkeit ist.

Prag. Eugen Holzner.

—

## Besprechungen.

γ. **Neue orientalische Zeitschriften.** Die erste Zeitschrift, welche sich die Erforschung der mittelalterlichen Geschichte des östlichen Mittelmeerbeckens zum Gegenstande machte, war die Revue de l'Orient latin. Sie wird von Marquis Melchior de Vogüé, Ch. Kohler, A. de Barthélemy, J. Delaville de Roulx, Paul Meyer, Gaston Paris und G. Schlumberger (es sind fast alles Mitglieder des Instituts) geleitet und steht jetzt im 8. Jahrgange. Ihre besondere Aufmerksamkeit widmen die Mitarbeiter der Geschichte der Kreuzzüge und der lateinischen Fürsten in Cypros, in Jerusalem, am Bosporus u. a. Dieser Zeitschrift tritt die eben begründete „Römische Halbjahrschrift für die Kunde des christlichen Orients" zur Seite. Sie geht von dem Kollegium des Campo Santo dei Tedeschi in Rom aus, wo auch die „Römische Quartalschrift für christliche Alterthumswissenschaft und für Kirchengeschichte" entstand. Die Halbjahrschrift, die von Dr. A. Baumstark geleitet wird, verspricht die Förderung der Kunde des christlichen Orients im weitesten Sinne, insbesondere die Erforschung der christlichen Literatur und Kunst, der Kirchengeschichte, der Rechtsverhältnisse. Außerdem will sie häufig Uebersetzungen wichtiger syrischer, koptischer, arabischer Texte bringen. Sie wird von Harrassowitz in Leipzig verlegt und kostet jährlich 20 M. Eine andere Zeitschrift ist die „Revue orientale pour les études ouralo-altaïques", die von der orientalischen Abtheilung der ungarischen ethnographischen Gesellschaft und von der orientalischen Handelsakademie in Budapest ins Leben gerufen wird. Sie erscheint vierteljährlich, wird von J. Kúnos und B. Munkácsi geleitet und ist erst ein Jahr alt. Neben den Arbeiten über das Ural- und Altaigebiet bringt sie auch manches aus anderen Gegenden des Orients. Ein strengeres wissenschaftliches Gepräge zeigt die Ephemeris für semitische Epigraphik, herausgegeben von Mark Lidzbarski, verlegt von Ricker in Gießen. Der Titel erinnert an die Ephemeris epigraphica, die Theodor Mommsen schuf, um seinem gewaltigen Corpus inscriptionum latinarum die Neuigkeiten schneller zuführen zu können, und wie die lateinische Ephemeris sich an das lateinische Corpus anschließt, so bedeutet die semitische eine Ergänzung des von der Pariser Akademie der Inschriften herausgegebenen Corpus inscriptionum semiticarum. Dieses Corpus, an dessen Spitze der schon genannte Marquis Melchior de Vogüé steht, schreitet in seiner Veröffentlichung nur sehr langsam fort, und darum bedeutet die Ephemeris einen tüchtigen Fortschritt der semitischen Wissenschaften. Bis jetzt sind zwei Hefte erschienen, in denen phönizische, punische, hebräische, aramäische, palmyrenische, mandäische und südarabische Texte stehen. Den Reigen eröffnet eine Nachprüfung des für die Geschichte des griechischen Alphabets so wichtigen Mesasteines. Für die klassische Alterthumswissenschaft ist ferner von Werth ein Aufsatz über punische, in Karthago gefundene Beschwörungstäfelchen, welche mit den bekannteren lateinischen und griechischen mannichfache Berührungen aufweisen, und im zweiten Heft sind geradezu neue griechische Inschriften aus Syrien veröffentlicht. Damit die Kenntniß des alten Orients in immer weitere Kreise getragen werde, hat die Deutsche vorderasiatische Gesellschaft die Herausgabe von fortlaufenden, in sich abgeschlossenen und einzeln käuflichen Aufsätzen begonnen, unter dem Titel „Der alte Orient" (Leipzig, Hinrichs). Eben ist der zweite Jahrgang beendigt. Das Meiste des in diesen beiden Bänden Gebotenen bezieht sich auf Asien: Die Völker Vorderasiens (Dr. Hugo Winckler), Die politische Entwicklung Babyloniens und Assyriens (derselbe), Hölle und Paradies bei den Babyloniern (Dr. Alfred Jeremias), Der Festungsbau im alten Orient (Oberst a. D. Billerbeck), Biblisch-babylonische Urgeschichte (Prof. Dr. Heinrich Zimmern), Die Phönizier (Dr. Wilhelm von Landau), weniges auf Aegypten: Die Todten und ihre Reiche im Glauben der alten Aegypter (Prof. Dr. Alfred Wiedemann), während der Aufsatz von Karl Niebuhr über die Amarnazeit in Aegypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. nach den Thontafelfunden von El-Amarna die vielbehandelte Frage nach der Verbindung der mesopotamischen mit der ägyptischen Kultur bespricht. Im nächsten Jahrgang wird Dr. Hugo Winckler über das Weltsystem der Babylonier handeln, Frhr. Felix v. Luschan aber wird über die Ausgrabungen des Deutschen Orientkomitees in Sendschirli eingehende Mittheilungen machen. Die Aufsätze sind leicht faßlich geschrieben, doch würden sie eine bei weitem größere Verbreitung finden, wenn man ihnen Abbildungen beigäbe. Endlich hat die englische Royal Asiatic Society eine koreanische Abtheilung neu gegründet, die demnächst ihre Zeitschrift unter dem Titel „Proceedings of the Korean Branch of the Royal Asiatic Society" eröffnen wird. Daß bei der Gründung dieses Zweigvereins auch politische Gründe von Einfluß gewesen sind, ist wohl keine Frage.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

w. In der Académie des sciences zu Paris wurden jüngst verschiedene Neuigkeiten vorgetragen, die einer kurzen Mittheilung werth sind. Es ist dem Botaniker Beauverie gelungen, das Heilserumverfahren mit Erfolg bei Pflanzen anzuwenden. Die Seidenkrankheit ist ein sehr gefährlicher Schmarotzer der Pflanzen. Beauverie preßte nun den Saft dieses Schmarotzers aus, tränkte damit den Boden und züchtete darin Treibhausgewächse von derselben Art, welche ehedem sehr stark von der Seide überwuchert wurden. Der Versuch gelang vollkommen, die Gewächse blieben von der schlimmen Krankheit befreit. Dies dürfte wohl zu neuen Versuchen Anlaß geben. Es war von Folghraiter beobachtet worden, daß Geschirrrest des Alterthums, römische Ziegel und andere Thonwaare stark magnetisch seien. Buchner, der Leiter des Observatoriums von Puy de Dôme, machte mit Bezug darauf über magnetische Erscheinungen am Thone folgende Mittheilung. Das Land um jenes Observatorium ist stark thonhaltig. Doch findet sich der Thon oft erst nach Durchbrechung einer Lavadecke. Und eben dieser Thon übt eine starke Anziehungs- und Abstoßungskraft auf die Magnetnadel aus, während die anderen Sorten sich gleichgültig verhalten. Ueberraschend waren die Untersuchungen eines französischen Chemikers über den Giftgehalt einiger englischer Biere. Vor nicht langer Zeit erkrankten in Manchester 4182 Menschen infolge Biergenusses, und 300 von diesen starben. Die Untersuchung ergab, daß man vielfach in England, besonders in Liverpool, das Bier mit einer dem Körper schädlichen Schwefellösung durchsetzt, welche bis zu 4 Milligramm in einem Liter gefunden wurde.

* **Der absolute Nullpunkt der Temperatur.** Dem englischen Physiker Dewar ist es, wie die „Köln. Ztg." einem Bericht in der „Meteorologischen Zeitschrift" entnimmt, gelungen, eine Temperatur von —258 Gr. Cels. herzustellen. Schon im vergangenen Jahre versuchte er flüssigen Wasserstoff unter der Luftpumpe sieden zu lassen, um ihn auf diese Weise zum

Erstarren zu bringen, doch ohne Erfolg. Als jedoch bei einem erneuten Versuche, den er vor kurzem anstellte, durch den infolge der Kälte nicht dicht bleibenden Verschluß etwas Luft eindrang, erstarrte der Wasserstoff zu einer schaumähnlichen Masse. Die Temperatur des festen Wasserstoffes wurde bei 35 Millimeter Druck zu —258 Gr. bestimmt, also nur 15 Gr. über dem sogen. absoluten Nullpunkt der Temperatur. Dieser absolute Nullpunkt bezeichnet diejenige Temperatur, bei welcher die Gase ihre Expansionskraft verlieren, bei dem die Bewegungsenergie der kleinsten Theilchen der Körper zu Null wird. Es liegt, nach dem mittleren Ausdehnungskoeffizienten der Gase berechnet, bei —273 Gr. Man darf aber nicht meinen, daß es nunmehr nur noch ein kleiner Schritt sei, um bis zu diesem Nullpunkt zu gelangen, im Gegentheil wird es immer schwieriger werden, über die von Dewar erreichte niedrigste Temperatur herabzukommen. Auch der berühmte Maxwell hielt es für den Menschen unmöglich, den absoluten Nullpunkt der Temperatur jemals zu erreichen. Endlich ist der angegebene Zahlenwerth für diese Nulltemperatur nur ein Rechnungsergebniß, aus dem physikalische Schlüsse nicht gezogen werden dürfen.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Gesammtsitzung vom 11. Juli. 1. Hr. Weber las: Vedische Beiträge. Nr. 9. Im Anschluß an Rud. Roths letzte Abhandlung „Zur Rechtschreibung im Veda“ 1894 werden zunächst die darin aufgeführten vier Gruppen von Textfehlern einzeln erörtert, wobei speziell die Frage, ob es sich dabei wirklich, wie Roth meint, nur um schriftliche Ueberlieferung oder noch um mündliche Ueberlieferung handelt, offen gelassen wird. Daran knüpft sich dann die Aufzählung einiger weiterer derartiger Textfehler, und zwar theils solcher, die sich in beiden Formen der Ueberlieferung vorfinden, theils solcher, nur der zweiten Ueberlieferungsform, dem sogenannten padapâtha, welcher die Textworte je einzeln für sich aufführt, angehören. Jede dieser Fehlergruppen wird mit einigen Stellen belegt. Zum Schluß wird dann dem Wunsche nach einer Inventarisirung der bisher schon aufgewiesenen dergleichen Fehler Ausdruck gegeben. Dieselbe würde sich am besten mit einer neuen Textausgabe in lateinischer Umschrift verbinden lassen, die zwar zunächst nur die Vulgata zu geben hätte, aber Vers für Vers mit verschiedenen Zuthaten auszustatten wäre, welche durch den gegenwärtigen Stand der vedischen Forschung als geboten erscheinen und einzeln vorgeführt werden. — 2. Vorgelegt wurden der 2. Band des von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes herausgegebenen Werks „Der siebenjährige Krieg“, Berlin 1901, und das von dem korrespondirenden Mitglied Hrn. K. Th. v. Inama-Sternegg überreichte Werk: „Deutsche Wirthschaftsgeschichte in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters“, 3 Theile in 4 Bänden, Leipzig 1879, 1891, 1899 und 1901. — 3. Die philosophisch-historische Klasse hat Hrn. Dr. Karl Brockelmann in Breslau zur Fortsetzung der Herausgabe von Ibn Qutaibas 'Ujûn alahbâr 600 M. bewilligt.

* In Cambridge wird demnächst unter dem Titel „Biometrica“ eine Zeitschrift zum statistischen Studium biologischer Probleme erscheinen. Sie wird herausgegeben werden von Prof. Weldon, K. Pearson und Davenport (Chicago). Die Abhandlungen können deutsch, französisch und italienisch geschrieben sein.

* **Leipzig.** Hofrath Professor Dr. Winter feiert am 22. Juli sein 60jähriges Doktor-Jubiläum.

* **Berlin.** Der Mathematiker Ferdinand Caspary ist am 15. Juli im Alter von 47 Jahren gestorben. Die Wissenschaft verliert in ihm einen ihrer begabtesten Vertreter. Noch als Student (1874) erhielt er für eine Arbeit über die Krümmungsmittelpunktfläche des elliptischen Paraboloids den Steinerpreis und wurde, auf deren weitere Ausführung hin, 1875 an der hiesigen Universität zum Doktor promovirt. Bis 1887 als Gymnasiallehrer thätig, trat er 1894 als Mathematiker bei der Firma Siemens u. Halske ein und war zuletzt der Leiter des Patentbureaus vom Charlottenburger Werk. Die mathematischen Entdeckungen, welche sich an seinen Namen knüpfen, und die zum großen Theil in französischen Zeitschriften niedergelegt sind, gehören der Flächentheorie, der Theorie der Raumkurven, der Theorie der elliptischen Funktionen und der Theorie der Thetafunktionen von zwei und mehr Veränderlichen an. Er ist einer der Ersten in Deutschland gewesen, welche Hermann Graßmanns Genie klar erkannt und für die Verbreitung der Graßmann'schen Methoden eifrig gewirkt haben.

wg. **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor der inneren Medizin an der Universität in Wien Dr. Franz Chvostek wurde zum Primararzte zweiter Klasse im Stande der Aerzte der Wiener k. k. Krankenanstalten ernannt.

* **Aus Frankreich.** Eine Schweizerin, Frl. Louise Paschona aus Lausanne, hat von der Ecole du Louvre, wie der „Voss. Ztg.“ gemeldet wird, die höchste Auszeichnung, das Ehrendiplom, für eine Arbeit erhalten über Martin Schongauer, sa vie et ses oeuvres, son influence sur les arts en Suisse. Die Verfasserin hat eine Menge neuer Aufschlüsse und Urkunden beigebracht und einen wichtigen Beitrag zur deutschen Kunstgeschichte geliefert.

* Die Harben-Medaille von dem Royal Institute of Public Health in London ist dieses Jahr an Professor Robert Koch verliehen worden. Sie wird ihm auf dem britischen Tuberkulosenkongreß in öffentlicher Sitzung überreicht werden.

* **Preisausschreiben.** Die Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland hat einen Preis von mindestens 600 M. bestimmt für die beste, nicht bloß auf gedruckten Quellenstoff fußende Beantwortung der Frage „Welche Stromlaufveränderungen hat der Niederrhein zwischen Bonn und Cleve in geschichtlichen Zeiten erfahren und wie haben sie auf die Siedlungen eingewirkt?“ Die Bearbeitungen sind bis Ende 1902 an den Vorsitzenden der Kommission Prof. Dr. Kirchhoff in Halle a. S. einzusenden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. P. Jacob und Dr. G. Pannwitz: Entstehung und Bekämpfung der Lungentuberkulose. Bd. I. Leipzig, Thieme 1901. — Dr. C. W. Schnars neuester Schwarzwald-Führer. Heidelberg, Winter 1901. — Festschrift zum 50jährigen Jubiläum des bayer. Kunstgewerbevereins. München, in Komm. bei R. Oldenbourg 1901. — Trautwein: Tirol. 12. Aufl. Innsbruck, Edlinger 1901. — Dr. J. Kohm: Schillers Braut von Messina und ihr Verhältniß zu Sophokles' Oidipus Tyrannos. Gotha, Perthes 1901. — Dr. K. Diehl: Kornzoll und Sozialreform. Jena, Fischer 1901. — Th. Lindner: Geschichtsphilosophie. Stuttgart, Cotta Nachf. 1901. — Dr. E. Müller: Das deutsche Urheber- und Verlagsrecht. 1. Bd. München, Schweitzer 1901. — Die katholische Kirche unsrer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild. 12.—14. Lfg. München, Allgem. Verlagsgesellschaft. — Dem. G. Kallamanos: Nikolaos Gysis. Vortrag. (Griechisch.) Mit 6 Phototypien und vielen Textabbildungen. Athen 1901. — Ravensteins Radfahrer- und Automobil-Karte der Ostalpen in 2 Blättern. Frankfurt a. M., Ravenstein. — A. G. Reichenstein: „Beherrsche dich selbst!“ Heidelberg, Komm. des evangel. Verlages 1900. — Dr. J. Cohn: Allgemeine Aesthetik. Leipzig, Engelmann 1901.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München

### Uebersicht.



## Aus den Hochregionen des Kaukasus.

Mit richtigem Empfinden und sachgemäßem Urtheil wendet die gebildete Welt denjenigen, welche auf dem Felde der „erobernden Geographie" Erfolge erzielen, ihre besondere Anerkennung und beifallbelebte Dankbarkeit zu. Auch wer die Dinge vorsichtig durchprüft, wird in erster Reihe jene selbstthätigen Förderer unsres Wissens von der Erde mit Ruhm bekränzen, welche in dessen Dienst hervortretende körperliche Anspannung und Leidensfähigkeit, oftbewährte rasche Entschlossenheit und unerschütterliche Ausdauer, starke geistige Receptivität und verarbeitende Tüchtigkeit einem größeren Erkundungszwecke gewidmet haben. Hieher gehören nicht nur Männer wie Nachtigal und Junker, Pichewolski, Richthofen, Nansen, Swen Hedin, sondern auch Wissmann und (leider auch) Stanley. Aber es bedarf keineswegs so weiter Räume, um bedeutende Bausteine zum Ausbau der Länderkunde zu liefern: wer z. B. von einem wichtigen Hochgebirge der besiedelten Länder den Nebelschleier unklaren und stückweisen Wissens beträchtlich zurückzieht und die Erscheinung desselben greifbar und farbenbestimmt unsrer geistigen Anschauung naherückt, wird mit zureichendem Grunde gleichfalls unter die erfolgreich erobernden Geographen einzureihen sein. Daher dürfen wir nicht anstehen, diesen Titel auch Dr. Gottfried Merzbacher zu geben, dem neuen Erforscher des Kaukasus, in dessen Werk[1]) eine so rühmliche Legitimation eines verdienstvollen Forschers vorliegt.

Seit Jahrtausenden gilt dieses himmelanstrebende Gebirge infolge der huldigenden Theilnahme der Völker Vorderasiens und Europas als eines der interessantesten der Erde, ohne daß man in das Innere dieser problemereichen Hochburg des Mythus, sowie der Völker-, Sprach- und Naturforschung eine fortschreitende Einsicht bekam. Erst seit etwa 30—40 Jahren (Herm. Abichs Schriften) sind durch die Energie und besondere Befähigung hochverdienter Forscher deutschrussischer, österreichisch-ungarischer und britischer Herkunft (Radde, Déchy, Freshfield), sowie durch die Leistungen der russischen Militärphotographen die unentbehrlichen Voraussetzungen geschaffen worden, daß nun unser Mitbürger auf Grund seiner beiden ausgedehnten Unternehmungen den Kaukasus, soweit er durch Firn- und Gletschergebiete recht eigentlich als Hochgebirge sich verzweigt, als ein wohlerkundetes Territorium für die zivilisirte Welt darstellen konnte.

Nothwendig war das Vorausgehen instruktiver Publikationen sammt einer guten Spezialkarte, wenn nicht statt zweier vielmehr etwa zwölf Sommer von Merzbacher aufgewendet werden sollten, um die vorliegenden Resultate zu erreichen. Diese Vorarbeiten, besonders auch Freshfields (Central Caucasus, 1869, und Exploration of the Caucasus, 1896), vermindern aber keineswegs seine Verdienste. Vielmehr beweist er sich zur Förderung der wissenschaftlichen Auffassung und der touristischen Kenntniß des Kaukasus eben dadurch besonders berufen, daß er aufbaute auf dem, was er als gediegene Fundirung mit wohlgeübtem Urtheil erkannte und ebenso selbständig verarbeitete als reichhaltig hinzufügte, was man noch zu wissen brauchte, um das Aussehen und die Natur aller besonders stattlich gipfelnden Glieder sammt ihrer Nachbarschaft sozusagen buchstäblich von oben mit dem Auge durchzugehen. Auf jene Verarbeitung weisen nicht nur zahlreiche Anführungen im Texte hin, sondern namentlich auch die eingehende Verzeichnung der Literatur, während wir bei einem Manne so reifer Erfahrung (auf Grund von Wanderungen in Gebirgen und Wüsten dreier Erdtheile) an sich schon ein wohlgeübtes Urtheil vorauszusetzen haben, ganz abgesehen von den vielseitigen Beweisen im neuen Werke. Dessen Inhalt zwar ganz flüchtig, aber doch konkreter zu kennzeichnen, wird nicht zu umgehen sein, wenn seine Bedeutung dem Interesse unsres Leserkreises wirklich näher gebracht werden soll.

Der Zweck des Autors war insoferne ein doppelter, als neben der mit Geschick und Kraft durchgeführten länderkundlichen Erforschung und Darstellung auch alpin-touristische Erfolge in einem möglichst ausgedehnten Bereiche gewonnen und aufmunternd allen Hochgebirgstouristen vor Augen geführt werden sollten. Hieraus resultirt einerseits die achtsame Vielseitigkeit des Beobachtens der Natur und Menschenwelt der Gebirgstheile, andrerseits der erobernde Sinn in der Seele des Forschers, welchem jeder gewonnene Hochpunkt nur zu einem neuen Impulse ward, die in der Ferne wahrgenommenen Firngipfel und Gletschersammelgebiete unter die Füße zu bekommen. Auch die Instruktionen über die Ausrüstung, die Art des Wanderns und die Hin- und Herreise von Mitteleuropa gelten mehr dem Hochtouristen, welchen Merzbacher zu einer stolzeren Erweisung seiner Sportneigung wiederholt lebhaft auf-, ja herausfordert. Im Anschluß hieran verfolgen wir nun zunächst einigermaßen die Hochgänge Merzbachers, wenn auch nicht von der Anordnung des Werkes dazu veranlaßt.

Wir werden zuerst nach einer lebensvollen, vielseitigen Darstellung des Gebirgslandes Swanetien und

[1]) Gottfried Merzbacher: Aus den Hochregionen des Kaukasus. Wanderungen, Erlebnisse, Beobachtungen. 1. Band mit 144 Abbildungen nach Photographien und zwei Karten; [illegible]7 S. — 2. Band mit 102 Abbildungen nach Photographien und einer Karte; 963 S. Duncker u. Humblot, Leipzig 1901.

seiner Bevölkerung, also der Thalgebiete an der Südseite des Hauptkammes nordwärts von Kutais, vor den Gebirgsstock des Titelbildes geführt, den in einzigartig machtvollen Steilformen aufragenden Granitriesen Uschba. („Kein Berg der Alpen vermag mit seiner Gestalt zu wetteifern.") Wie die verschiedenen Versuche vor und nach demjenigen Merzbachers, welcher sich hiebei auch noch des Beirathes seines Begleiters Purtscheller sowie zweier erfahrenen Tiroler Bergführer erfreute, so ist auch dieser Anstieg nicht bis zum obersten Gipfel durchführbar gewesen, zumal auch die Witterung wenig Zeit gewährte. Immerhin gelangte keine andere Unternehmung bis zu der Höhe von 4612 Meter, von wo aus nur noch 86 Meter zum obersten Punkte fehlten. Aber man wird aufgeregt und empfindet Angst, wenn man als Leser diese Schauer der vorsichtigsten Anspannung aller Kräfte, der drohenden Gefahren und der Momente anscheinend völliger Nothlosigkeit mit durchlebt, welche außer dem Anstieg besonders auch der lange Rückweg aneinander reihte. Freilich wird zugleich ein peinlicher Gesammteindruck sowohl hier als bei allen kommenden, zum Theil noch zweifellos gefahrvolleren Besteigungen hintangehalten durch die meisterhafte Wiedergabe des Großartigen, Mannichfaltigen und Erhebenden dieser Gletscher-, Felsen- und Wolkenregionen, welche das tiefe Naturempfinden Merzbachers so poesievoll und doch naturwahr uns schauen läßt. Insbesondere sind die Ausblicke auf die mit dem Auge in der Nachbarschaft erreichbaren, meist Firn und Gletscher tragenden Hauptgruppen geeignet, nicht nur den geographischen Charakter dieser Reviere bestimmter festzustellen, sondern namentlich auch dazu, mit reichen, plastischen Bildern des Hochgebirges zu beschäftigen und zu erfreuen, wie es schon beim Uschba in Bezug auf den südwestlichen, zu Swanetien gehörenden Alpenzug Laila geschieht. Die Besteigung des letzteren bringt eine erste Gelegenheit zur Vorführung von Kaukasus-Panoramen, wie sie Merzbacher ebenso glanzvoll wie frei von unbereiften Stilproben und als besonders werthvolle Perlen seiner Gesammtunterweisung bietet. „Kein Kaukasus-Hochtourist sollte die Ersteigung der Laila unterlassen", ist ein Rath, welcher wenigstens mit einem mäßigen Aufwand von Mitteln und Zeit vom kolchischen Lande, d. h. von Kutais aus befolgt werden kann.

Eine Firn- und Gletscherzone, aus welcher einzelne Felshäupter infolge ihrer Steilheit schneefrei aufragen, zieht sich ununterbrochen und mannichfach verzweigt vom Uschba ostsüdöstlich bis zu der Straße des Mamison-Passes oder des Ardon-Thales, also der anderen der beiden fahrbaren Straßen, welche durch den gesammten Kaukasus führen. (Sie ist erst seit etwa zwei Jahren auch nach der Südseite hin durchweg für Wagen fertiggestellt.) Natürlich war von dieser Hochgebirgswelt eine Anzahl von beherrschenden Punkten und aufklärenden Gletscherströmen Ziel der kommenden Touren unsres Forschers.

Zunächst erprobte er sich an dem Tetnuld, welcher im Süden des Westtheiles der großartig hinziehenden Gletscherwelt an den Rand heraustritt, weil er dadurch nicht nur für die Verzweigungen, sondern auch für den Hauptkamm selbst als vorzügliches Observatorium sich empfiehlt. Die photographischen Bilder des Werkes, welche überhaupt eine eminent erwünschte und unersetzbare Veranschaulichung besonders für die Hochzone bringen, obwohl oft unter den störendsten Umständen aufgenommen, lassen auch hier es ausgiebig genug erkennen, daß der Autor mit seinen Hinweisen auf das körperliche Kraftaufgebot nicht übertreiben konnte. Dies um so weniger, da die Anstiege fast überall in sehr beschleunigtem Tempo vor sich gingen trotz aller Aufhalte durch Stufenschlagen, Klettern und dergleichen; denn meist schon zu früher Tagesstunde waren die Gipfel erstürmt, um 8 Uhr, 9 (Elbrus) und 10 Uhr. Vom Stürmen zu sprechen, liegt nahe, wenn man der so wohlbekannten Sturmgewalten des Kaukasus gedenkt und vernimmt, daß deren besonderes Wüthen so und so oft als feindliches Element unserm Forscher auf dem Gipfel entgegentrat, wie hier auf dem Tetnuld (4853 Meter), so auch auf dem Elbrus und östlicheren Spitzen. Doch gewährte wenigstens das Gestein beim Anstieg durch seine gesammten Verwitterungsformen hier und weiterhin bei gleicher Beschaffenheit einige Erleichterung, insofern die krystallinischen und die Sedimentschieferbildungen bei aller wildzackig drohenden Erscheinung es mehr gestatten, empor zu kommen, als der Granit, zumal der firn- und eisbekleidete, aus welchem freilich die eigentliche Gipfelmasse des Tetnuld besteht. Die schroffen Profilsformen hinderten aber Merzbacher hier nicht, sich bei einer Pause im Anstieg des „Zustandes wunschlosen Friedens zu freuen, wie ihn nur die zu stillem Schauen stimmende, große und feierliche Ruhe des Hochgebirgs tief in die menschliche Seele zu zaubern vermag".

Es ging nachher durch die große Gletscherzone auf hochinteressanten, seichten Paßlinien hinüber nach der Nordseite, in das für Elbrus-Besteigungen so günstige Thal des Bakson, jenes großen Tributärs des Terek. Wir gewinnen natürlich auf den Wegen durch alle Lagen unterhalb der oberen Baumgrenze und in den Thälern eine möglichst vollständige Anschauung auch über die Pflanzenwelt, die Gewässer, die Beschäftigung und Kultur der Bevölkerung, insbesondere auch die Kulturzustände in Ortschaften und in den Anwesen, so daß der Leser keineswegs durch ein zu andauerndes, wenn auch noch so geschicktes Darstellen der Hochzone ermüdet wird. Die Wachsamkeit des Autors, sich durch stetes Gedenken an die mannichfaltigen Gesichtspunkte der geographischen Betrachtung von Einseitigkeit frei zu halten, bringt es in Verbindung mit der stilistisch farbenreichen Form in allen Theilen des Werkes dazu, daß man ihn mit gespannter Theilnahme begleitet, zumal ja das dargestellte Gebirge so vielen Wechsel der Erscheinungen bietet.

Wie charakteristisch verschieden von jedem der bisherigen Bergriesen ist z. B. der gewaltige Elbrus mit seinen firnüberzogenen beiden Gipfelkegeln, 5629 und 5593 Meter hoch! Dieses größte einheitliche Gletscherrevier wird nicht nur hiedurch, sondern auch durch die Bewegungen im Luftmeere, sowie durch die vulkanische Entstehung der über Urgestein ausgebreiteten oberen Zone stets ein anregendes Forschungsobjekt bleiben. Merzbacher erlebte oben einen grimmigen Nordweststurm mit Wolken von Eisnädelchen, beim Anstieg aber das optische Phänomen einer Luftspiegelung des östlichen Elbrus-Gipfels an der Westseite der Emporschreitenden. Wer auch nur von unten die düsteren Hochzinnen dieses Massivs im Norden und im Süden etwas gesehen hat und die freie Aufragung der beiden Kegel, wie Berichterstatter, vermag es leicht zu glauben, daß in dieser dunstfreien Höhenluft jede Wirkung herankommender Luftströme und alle Lichtreflexe auf dem meilenweiten, schimmernd weißen Meere von Firn und Neuschnee eine besondere Stärke und individuelle Ausbildung erhalten. Der beträchtlich niedrigere Gipfel des Bergstockes südlich des Elbrus, der Dongus-orun (4468 Meter), der das

Aeußerste an körperlicher Anstrengung und todesdrohender Arbeit verlangte, wird von der Merzbacher'schen Besteigung wenigstens den Vortheil ziehen, daß ihm eine größere Seehöhe zuerkannt wird, während er das geographische Bild dieser Region durch seine Moränenseen (2530 Meter ü. d. M. liegt der größere) bereichert. Nach Merzbacher rühren die umgebenden Moränenschuttdämme aus einer nicht ferne von der Gegenwart abliegenden Zeit der Gletschervorrückung her, wie ja der östlich benachbarte Gletscher zur Zeit auch in gleicher Meereshöhe wie diese Seen endet. Die Hochseen des Kaukasus erfahren in unsres Werkes allgemeinen Kapiteln eine orientirende Zusammenstellung, aus welcher immerhin dies hervorgeht, daß im Gebirge zwar fast nur sehr kleine, jedoch zahlreiche solcher Wasserbecken sich bis heute erhalten haben. — Ob nicht wenigstens in dem einen Falle, als Merzbacher das Panorama des Hochpunktes an der Südostseite des Baksan-Thales (oder Ost zu Süd vom Elbrus) preist, ein Uebermaß von Enthusiasmus zum Worte kommt, erscheint fraglich. Er sagt nämlich von dem Umblick auf dem von ihm bestiegenen Sulu-kol-baschi (4259 Meter), daß „auch die überschwenglichsten Worte seinem Lob und Preis kein Genüge thun können". Aber wenn dieser Eindruck auch bei Anderen sich nicht einstellen würde, so haben wir doch an solcher Wirkung auf das Empfinden eines so vielerfahrenen Hochtouristen einen Beleg dafür, daß auch wenig bekannte Kaukasusgipfel außerordentlich lohnende und lehrreiche Einblicke in große Theile des Gebirges gewähren können. An den genannten Berg südöstlich schließt sich der oben erwähnte langgestreckte Gletscherzug an, in welchem der längste aller Kaukasusgletscher, der Bezingi, in starker Biegung verlaufend, 18 Kilometer durchmißt, an seinem nordöstlichen Ende noch 70 Meter mächtig in 1993 Meter Seehöhe. Die Durchforschung dieses Gebietes führte in die östliche Nachbarschaft des Tetnuld, wo freilich die Gewinnung des höchsten Punktes durch Schnee- und andere Wegverhältnisse verhindert ward, bezw. durch die unerläßliche Rücksicht auf die Nebel und Dunkel der Nacht, wenn der Abstieg zu sehr verzögert wurde. Aber es läßt der Blick auf die so rasch und gefährlich wechselnden Witterungszustände des Kaukasus jedenfalls das forschende Vorgehen zu Punkten der Gletschergebiete, welche von Baumbeständen mehr als etwa 6—7 Stunden des Abstieges entfernt sind, als sehr gefahrvoll erscheinen und sorgfältigere Beobachtungen schwerlich anstellen. Deßhalb folgen wir dem Autor hier sehr befriedigt, nach seiner zutreffenden Erklärung über die Entstehung der nordwärts gewandten Gletscher, in das bewohnte Unterland, zum Nordfuß des Gebirges, dann in das behagliche Wladikawkas, wo die deutsche Gemeinde so angenehme Bürger und einen trefflichen Geistlichen (Treufeld) in sich befaßt. Von hier werden wir wieder emporgeführt auf den Kasbek.

Merzbacher hat natürlich auf die gesammte Darstellung des Kasbek, besonders seiner Entstehung, seines Gesteins, seiner Pflanzenzonen, der Thermalquellen und einzelner Gletscher eine sehr dankenswerthe Arbeit verwendet, nachdem er ihn von Norden, vom Genaldon-Gletscher aus bestiegen und bei der großen Erstreckung der Vereisung des Massivs nach Westen auch den westnordwestlich von der bekannten Domkuppe des Kasbek aufragenden Chimarai. Eine gehaltreiche und formprächtige Darstellung ward namentlich auch den begreiflicherweise großartigen Panoramen des so frei emportretenden Ostpfeilers des Zentralkaukasus zutheil.

Die Schilderung der Grusinischen Heerstraße wie diejenige von Tiflis gehören in den Augen des Berichterstatters zu den untrüglichsten Zeichen der Zuverlässigkeit und Treue wie der naturliebenden feinen Empfindung des Autors, womit allerdings nicht gesagt sein will, daß wir auch mit der Darstellung des Straßenlebens und der dauernden Bedeutung von Tiflis vollständig einverstanden wären. Wir glauben sogar, daß Merzbacher für die Städte nicht das gleiche wohlwollende Empfinden hegt, wie für alle Striche der freien Natur; denn z. B. haben wir wie für Tiflis, so besonders für Sebastopol und für Odessa ein viel günstigeres Urtheil bereit als Merzbacher. Wir möchten es überhaupt geradezu als einen großen wirthschaftlichen und nationalen Machtfortschritt Rußlands anerkannt sehen, daß seine mittleren und größeren Städte sich in den letzten fünfzehn Jahren ungemein gehoben haben, und zwar namentlich auch in Bezug auf Aussehen, Reinlichkeit und Sanität; dies gilt auch von den beiden genannten Pontusplätzen vollauf, von Sebastopol fast noch mehr wie von Odessa.

Die zweite, aber kürzere Gebirgsbereisung Merzbachers galt dem östlichen Kaukasus. Hier ist das Gebirge entweder seinerzeit nicht so hoch gehoben worden wie im zentralen Theile, oder es wurde stärker abgetragen, so daß es eine etwas geminderte Höhe, daher nur in geringerem Umfange Antheil an der Firn- und Gletscherzone besitzt. Aber jene Gruppen, welche immerhin an den Flanken ihrer zackigen Gipfelgrate und abgebrochenen Spitzen Gletscher versorgen, waren auch in diesem Osttheile Gegenstand der mit größter Energie und Zähigkeit, aber auch mit lohnendstem Erfolge durchgeführten Hochtouren des Forschers, welche sich bis zum 64. Grad östlicher Länge erstreckten. Erschwerend wirkte hier theilweise die mehrmals weniger verläßige russische Karte, die geringere Orientirung durch Literatur dieser wenig aufgesuchten Berggruppen und die Nebel in der vorgerückten Jahreszeit. Aber der geänderte Charakter des Gesteins und damit der Kammgebiete und die Thatsache, daß auf etliche der mächtigsten Gipfel durch Merzbacher zum erstenmale des Menschen Fuß gesetzt wurde, wenigstens soweit Kunde hierüber existirt: diese Umstände brachten genug Reiz für die Beobachtung und die Willenskraft, um jene nachtheiligen Momente bekämpfen zu lassen. In Bezug auf Gefährlichkeit und Krafterfordernisse sind diese Hochgipfel keineswegs anspruchsloser als die bedenklichsten Berge westlich der Grusinischen Straße. Man bedürfte nur eines kurzen Blätterns in den Bildern des Werkes, um in den schwindelerregenden Schneiden und den unerbittlich jähen Abstürzen der beherrschenden Bergmassive unbesiegbare Gegner des vordringenden Hochtouristen zu sehen. Merzbacher hatte selten eigentliches Glück, d. h. unverdiente Erfolge; doch war es ihm wenigstens einmal beschieden, in der östlichsten Gesammtgruppe, der Bogos-Kette, ohne es vorher zu wissen, den einen Hauptgipfel während des Nebels zu ersteigen (Antschowala, 4098 Meter); dann aber erwarb er sich allerdings unter mißgünstigem Wetterzustand den Triumph, den höchsten Punkt des Ganzen zum erstenmale zu betreten, den Addala-schuogchöl (4140 Meter).

Zu den Erfolgen gehören aber auch wiederholte Beobachtungen über ein weit zahlreicheres und an vielen Stellen ausgedehnteres Erscheinen von Gletschern im östlichen Kaukasus, sodann z. B. die Feststellung eines sogenannten regenerirten Gletschers, zweier großer Eisbrüche, und die Konstatirung einer beträchtlich tieferen

einstigen Grenze der Gletscher, während heute deren Ende hier bereits bei 2500 Meter gegeben ist, freilich ganz naturgemäß nicht ebenso weit unten als im westlicheren Hochgebirge.

Die Vermerke Merzbachers über die früheren Gletscherenden oder über Moränenwälle und von Seitenmoränen abgeschliffene Felsflächen sind so zahlreich und mannichfach, daß dieselben eine besondere Beurtheilung und Nutzanwendung nahelegen, weßhalb wir sie im gesammten Verlauf der Besprechung außer Betracht ließen. Aber die Verstärkung der Korrektur der bisher stabilisirten Behauptung über die Gletscherarmuth des Kaukasus, von Merzbacher am konkretesten durch seine dreiblätterige Karte auch gegenüber der neuesten russischen Spezialkarte (1 Zoll = 1 Werst; 1:42,000) gebracht, hatten wir hier jedenfalls anzuerkennen.

Dies führt uns noch in aller Kürze zu Hinweisen auf die allgemeinen lehrhaften Kapitel, welche den Anfang des Werkes bilden. Hier wird eine wissenschaftliche Darstellung des Gebirges, eine sorgfältige Durcharbeitung seines Baues, der Entstehung, der Vergletscherung, auch eine Ethnographie und eine Uebersicht über forschende Erschließung des Gebirges in sieben Kapiteln gebracht. Natürlich tritt uns darin im wesentlichen eine von der achtsamsten Selbstthätigkeit durchgeistigte und bereicherte Verarbeitung der bisherigen Forschungsergebnisse gegenüber. Man erhält freilich erst durch zahlreiche Abschnitte und Stellen der 23—24 Kapitel, welche den Gebirgstouren gewidmet sind, eine konkreter begründete Einsicht, z. B. in die Tektonik und die örtliche Sonderwirkung der gewiß nicht einheitlichen, d. h. in einem Zuge vor sich gegangenen Gebirgshebung; aber es liegt doch durchweg eine sehr erwünschte Uebersicht und Einführung in den allgemeinen Lehrkapiteln vor. Bei der klar gegebenen Richtung Merzbachers auf die Hochzone, die „kaukasischen Alpen", mußte die Frage der Schneegrenze und der Gletscherentwickelung eine besondere Würdigung erfahren, und wir sehen hier eine genauere Vorführung der großen Unterschiede zwischen Nord- und Südseite, der mäßigeren zwischen Ost und West. Die Enden der Gletscherzungen sind überhaupt in höchst verschiedenem Niveau zu finden, wobei das beträchtliche Hinabgehen vieler Gletscher über die untere Schneegrenze eine Eigenthümlichkeit dieses Gebirges gegenüber den Alpen ist, in welchen nur ganz wenige Eiszungen derartig niedergehen. Im Kaukasus findet man an der Südseite die Schneegrenze bei rund 2900 Meter vor; die Gletscher aber rücken im Durchschnitt fast um 500 Meter darüber hinaus, wobei sie offenbar seit etwa 25 Jahren ihren Endpunkt nahezu ganz beibehalten haben. Im Norden ist die Schneegrenze schon bei 3300 Meter gegeben, während die Gletscher durchschnittlich um fast 970 Meter tiefer gehen.

Die Eintheilung des Gebirges wird von Merzbacher so vorgeschlagen, daß er die Mitte desselben durch den unter dem 42. Grad östlicher Länge gelegenen Nachar-Paß vom Westen abgegrenzt sein läßt, während der Zentralkaukasus bis zu dem bekannten Passe der Grusinischen Heerstraße reicht, zu dem des Kreuzberges in 2370 Meter Seehöhe. Als Osten wird dadurch allerdings eine sehr bedeutende Gebirgsmasse anerkannt, zumal die breiten Züge Daghestans dazu gehören; allein es kann für den Geographen kein Zweifel bestehen, daß östlich des oberen Terek-Einschnittes und des Kreuzbergfallels keine abtheilende Querfurche mehr in Betracht zu ziehen sei. Durch Merzbachers Worte, welche es sozusagen als einen Nothbehelf behandeln, daß „andere äußerlich hervortretende Merkmale mehr geographischer Natur, wie Flußbette, Gebirgsknoten, Wasserscheiden, Paßeinschnitte, dann physiognomische Unterschiede mit herangezogen werden" — würde allerdings der maßgebende Gesichtspunkt verkannt. Denn gerade die genannten Erscheinungen, und nur sie, sind bei einer geographischen Darstellung bestimmend; erst wenn sie durchaus im Stiche lassen, um Abschnitte zu unterscheiden, dann wird man nach den geologischen Vorgängen fragen. Ein durchaus geographisches Kaukasus-Werk aber, nicht ein geologisches, liegt ja hier vor!

Wir gedenken hiefür nur erwähnend noch der großen Sorgfalt, welche Merzbacher u. a. auch den Pässen des Gebirges im Interesse der Gliederung zuwendet, ebenso den Seen und sowohl im allgemeinen Theile wie allenthalben im Forschungsbericht den vergleichenden Hinweisen auf die verschiedensten Punkte in den Alpen, den Pyrenäen und anderen Gebirgen. Der Vergleichung des Kaukasus mit den Alpen wird ein ganzes Kapitel gewidmet: mit Vorsicht wird hiebei die natürliche Neigung zurückgehalten, das östliche Hochgebirge auf Kosten der Alpen zu bevorzugen, und es erscheint uns gerechtfertigt, wenn die Großartigkeit der kaukasischen Höhenwelt den Vorrang erhält, während das Lebensvolle und Erfreuende und das Kulturelement der Alpen als unerreicht anerkannt werden. Es hätte vielleicht das Düstere, die verhältnißmäßig weit verbreitete Dürftigkeit der baumgrünen Bekleidung und die ausgedehnte Kulturverlassenheit des Kaukasus noch etwas stärker ins Gewicht fallen können; doch kommt ja hiefür zunächst das Hochgebiet der Firnwelt weniger in Betracht, welchem Merzbachers Arbeit der Hauptsache nach gilt. — Die wissenschaftlichen Materialien des Werkes erfahren eine werthvolle Bereicherung nicht nur durch die von Merzbacher verbesserte Karte des Hochkaukasus, sondern namentlich auch durch den 112 Seiten umfassenden Anhang, in welchem Prof. L. v. Ammon über die petrographische Beschaffenheit von 47 Gesteinsproben aus den verschiedensten Gebirgslagen genaue, auf Dünnschliffe begründete Belehrung gewährt.

Ueber den formalen, besonders sprachlichen Gehalt des Ganzen bedarf es nach den bereits mehrerenorts gebrachten Bezeichnungen kaum einer weiteren Aeußerung. Immerhin können wir angesichts der auch quantitativ so stattlichen Erscheinung der beiden Quartbände mit Vergnügen dazu ermuntern, zu der Lektüre des Ganzen zu schreiten. Auch der anspruchsvollere Leser wird finden, daß er hier auf dem Wege einer reichen und plastischen Sprache und oft beflügelt durch Stellen begeisterter poetischer und doch wahrer Schilderung durch einen lebensvollen Wechsel von Vorgängen, Erscheinungen und Naturbildern vorwärts geführt wird, so daß das Verlangen nach gleichzeitiger Belehrung und Ergötzung immerzu Befriedigung findet. Auf viele der materiell anregenden Hinweise und Mittheilungen von weitergreifendem Belange, seien sie wirthschaftlich-politischer oder kulturgeschichtlicher oder völkerpsychologischer Natur u. s. w., wie sie im Verlaufe der Gesammtdarstellung ins Auge treten, konnten wir hier leider überhaupt nicht zu sprechen kommen. Aber jedenfalls werden wir der Leistung Merzbachers nur gerecht, wenn wir sie deßhalb als eine bedeutende anerkennen, weil seine Willensenergie, sein Urtheilsvermögen und seine sprachlich gestaltende Kraft eine Arbeit zuwege brachte, welche ohne ihn eine ganze Reihe von Einzelforschern und eine nach Jahrzehnten zu bemessende Zeit erfordert hätte, um uns jene prometheische Welt so zu erschließen, wie es geschehen.

W. Götz.

---

## Ein Brief von Schiller an Lavater und Lavaters Antwortschreiben.

Mitgetheilt von Heinrich Funck.

Im Herbst 1784 entwarf Schiller in Mannheim, um seinen materiellen Verhältnissen aufzuhelfen, den Plan zu einer heftweis erscheinenden Monatsschrift, die sich an das Mannheimer Theater anlehnen, oder dem Dichter nach vielen Seiten hin Spielraum gewähren sollte. Es war der Plan zu der Rheinischen Thalia, deren erstes Heft im März 1785 erschien. Ein Exemplar der bekannten, vom 11. November 1784 datirten Ankündigung dieses Journals sandte der unternehmende junge Dichter u. a. auch an den gefeierten Züricher Pfarrer Lavater, der auf einen weitverbreiteten Kreis von Anhängern und Verehrern einen bedeutenden Einfluß hatte. Schiller begleitete die Prospekt-Sendung an den Züricher Propheten mit einem Schreiben, das die Züricher Stadtbibliothek im Original besitzt. Dasselbe lautet:

Mannheim d. 16. November 84.

Verzeihen Sie, würdigster Mann, wenn auch ich die Zahl derer vermehre, die Ihrer Güte misbrauchen und auf Ihre allgemeine Philanthropie einstürmen. Sehr entfernt, Ihnen Stunden entwenden zu wollen, worauf die Welt frühere und gerechtere Ansprüche hat, wage ich nur die einzige Bitte an Sie, beiliegende Avertissements, welche Ihnen in Betreff meiner und meines Gesuchs mehreres Licht geben können, Ihren Korrespondenten zu empfehlen. Ich fühle die Unbescheidenheit meiner Zumuthung wol, aber laßen Sie mich es offenherzig sagen, Ihnen, Verehrungswürdigster, möcht ich so gerne Verpflichtungen haben, und ein Unternehmen, deßen Triebfedern wenigstens die edelsten sind, durch Ihre Mitwirkung ausgeführt sehen. Doch gebe ich den Augenblik meine Wünsche auf, sobald dieser Auftrag Ihnen Mühe verursacht, oder Sie sonst in Weitläuftigkeiten verwikelt. Ich verlange nichts, als daß Sie die Anzeigeblätter in Ihren Zirkeln zerstreuen, oder in Ihren Briefen an Freunde beilegen möchten, wenn es nemlich ganz, ohne Sie zu beschweren geschehen kann. Eben so entsage ich auch einem meiner süßesten Wünsche, mit Ihnen durch Briefe in Verbindung zu bleiben, sobald es Ihnen beschwerlicher als angenehm ist. Uebrigens freue ich mich dieser Veranlaßung, die mir erlaubt, Ihnen das Geständniß meiner aufrichtigsten Achtung zu thun, mit welcher ich zeitlebens seyn werde

Ihr ganz ergebener

Friderich Schiller

D.

Wer hätte gedacht, daß solche Zeilen wie die soeben veröffentlichten von Schiller, sich in Lavaters brieflichem Nachlaß finden würden? Hat doch Schiller später im berühmten Xenienalmanach zu den herben Nummern, die darin gegen den Züricher Propheten gerichtet sind, sein redlich Theil beigetragen!

Obigen Brief beantwortete Lavater, wie wir der Kopie entnehmen, die er von seinem Antwortschreiben an Schiller nehmen ließ und die sich zur Zeit ebenfalls im Besitz der Züricher Stadtbibliothek befindet, folgendermaßen:

Von Schillern erwartete ich, warum, weiß ich wahrlich nicht, denn ich habe nichts von Ihnen gelesen, das Zutrauen nicht, mit welchem Sie sich an mich wenden, und dem ich in meiner weltbekannten Lage auf irgend eine bedeutende Weise entsprechen zu können, nicht vorsehe. Ich für mich subskribir' auf ein Exemplar Ihrer Thalia — will die Anzeigen vertheilen, das Werk, wenn es meinen nicht geringen Erwartungen entspricht, rechts und links gelegentlich empfehlen und übrigens froh seyn, wenn auch dies neue Produkt zehen unbedeutendere verdrängt oder herabsetzt, und Wahrheit mit Klarheit, Freiheit mit Würde, Krafft mit Sanfftheit, Freyheit mit Adel vereinigt — wenn es sich über den so allgemeinen als fatalen Ton der Ungezogenheit unsrer deutschen Zeitschriften so hoch als die Sonne über Johanniswürmchen erheben und allen Lesern das Wort abnöthigen wird: „Das heißt geschrieben! So spricht Vernunfft, Herz, Wahrheitsliebe, Geschmack.“ Empfehlen Sie mich Herrn von Lamezans Andenken,*) wenn ich bitten darf. Ich bin Ihr aufrichtig ergebener

J. C. L.

## Neue Essays von Ernst Gnad.

Seinen beiden ersten (bei Konegen in Wien erschienenen) Essay-Sammlungen hat Dr. Ernst Gnad eine dritte[1]) folgen lassen, die der hervorragenden Beachtung der Literaturfreunde ebenso würdig erscheint wie ihre Vorgängerinnen. Denn die Vorzüge der Gnad'schen Betrachtungs- und Erörterungsweise literarischer Themen sind die gleichen geblieben, die Schätzung aber, die wir ihnen entgegenbringen, wird sich in dem Grad steigern müssen, als gerade diese Vorzüge in der modernsten essayistischen Produktion immer seltener werden. Die ruhige Entwicklung des jeweiligen Themas, die Sachlichkeit, die vornehme und besonnene Führung der Polemik und verwandte schriftstellerische Tugenden, wie sie dieses Buch aufweist, werden heute durch das Vorwalten der aphoristischen Andeutung und des lebhaften Subjektivismus mehr und mehr verdrängt. Nun, es gibt Liebhaber für beide Stile: die ältere Generation wird sich vornehmlich zu dem ersteren hingezogen fühlen, und ihr gehört ja auch der Grazer Autor an.

Aber — und dies ist vielleicht der sympathischste Zug an seiner literarischen Erscheinung — er bemüht sich endlich, mit dem vorwärtsdrängenden jungen Schriftthum in beständiger Fühlung zu bleiben, seinen neuen Idealen, seinen neuen Leistungen mit dem Verstand nicht nur, sondern auch mit dem Gefühle sich anzunähern. Von den sechs neuen Essays sind drei der Besprechung moderner Dichter und Dichtungen gewidmet, und sie gerade sind vielleicht die lehrreichsten der Sammlung, jedenfalls die reichsten an neuen Gesichtspunkten.

Eröffnet wird der Band durch einen wohl durch Victor Hehns wundervolles Buch hervorgerufenen Aufsatz über „Goethes Deutschthum in „Hermann und Dorothea““. Zunächst wird das nationale Ideal der deutschen Gegenwart und das kosmopolitisch-humane Ideal unsrer Klassiker einander gegenübergestellt: und mit berechtigter Sympathie wird Goethes kräftiges Wort über dichterischen Patriotismus citirt: „Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben; aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist, und das er ergreift, wo er es findet. Und was heißt denn, sein Vaterland lieben und was heißt denn, patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnung und Denkweise zu veredeln: was soll er denn Besseres thun, und wie soll er denn patriotischer wirken?“ Als eine patriotische That in diesem Sinne wird „Hermann und Dorothea“ charakterisirt, dieses „Herzensgespräch des Dichters mit seinem Volke“, von dem Gervinus schreiben durfte: „Wenn Jemand wissen will, wie wir sind, so gebt ihm dies Gedicht!“ Dabei fällt manche feine ästhetische Bemerkung ab, wie z. B. über die „innere Umwandlung“ der beiden Hauptgestalten der Dichtung, die einen wesentlichen Zug der letzteren ausmacht, oder die Vertheidigung der vom V. Vischer und Anderen angegriffenen „männermordenden Dorothea“: „Wir haben hier den echt Goethe'schen Zug, der meistens durch seine Liebespaare geht: eine gewisse Weichheit in den Männern,

*) „Den edeln wahrheitsliebenden Herrn v. Lamezan“ hatte Lavater erst im Jahr zuvor auf seiner Reise nach Offenbach, am 19. Juni 1783 in Mannheim kennen gelernt. Lamezans Briefwechsel mit Lavater enthält, so weit er erhalten ist, nichts auf Schiller Bezügliches. — Näheres über den Präsidenten Ferdinand v. Lamezan s. Beilage zur Allgem. Ztg. 1818, Nr. 16, S. 61/62.

[1]) Literarische Essays von Dr. Ernst Gnad. Dritte Folge. Graz, Leuschner u. Lubensky, Universitätsbuchhandlung, 1901.

die sich der weiblichen Vollkommenheit gegenüber leidend und gefangen gibt, ein Vorwalter von Heldenhaftigkeit, die im entscheidenden Augenblick sich bei seinen Frauengestalten zeigt."

An die bekannte, vor längerer Zeit aufgeworfene Preisfrage: ob Schiller noch lebendig sei, knüpft die zweite Abhandlung an. („Schiller und die moderne Dramatik".) Mit Freude lesen wir gleich im Eingang die energische Verwahrung: „Bei den romanischen Völkern, die vielleicht weniger kritische Anlage, dafür aber eine lebendige, ungetheilte Pietät und Begeisterung für ihre Dichtergrößen besitzen, wäre eine solche Frage kaum denkbar. Wer würde in Italien die Frage stellen, ob Dante noch lebendig sei, wer in Frankreich, ob z. B. die klassischen Dichter Corneille und Racine trotz der etwas altersteifen dramatischen Gewandung, in der ihre Helden auf der Bühne einherschreiten, noch Geltung in der Gegenwart haben?" Von modernen Befehdern der Schiller'schen Dramatik werden Eugen Dühring, Edgar Steiger und Nietzsche besprochen, und der tiefere Grund dieser Feindseligkeiten wird in dem durchgreifenden Wesensgegensatze der modernen zur Schiller'schen Dramatik gesucht. Die Erörterung dieser Gegensätze in Stil, Vers und Wahl der Themen bildet den eigentlichen Inhalt des Essays, der mit der erwärmenden Begeisterung eines alten Schillerverehrers geschrieben ist. Daß das Schiller'sche Drama gerade durch das, was es vom Ibsen'schen und Hauptmann'schen Drama trennt, wenigstens in den breiten Massen des Theaterpublikums populärer ist als je, hat Gnad richtig festgestellt: „Es ist sicher, daß das große Publikum im Theater mehr sucht, als das wirkliche Leben in seiner brutalen Thatsächlichkeit, daß es für den konzentrirten und wortkargen Ausdruck der Empfindung weniger empfänglich ist, als für die Gefühlsäußerungen, die in breitem, pathetischen Redestrom an sein Ohr schlagen. An der mächtigen und unleugbaren Wirkung der Schiller'schen Dichtung hat die Pracht und der Schwung seiner Sprache eben soviel Antheil, als der große Inhalt, und seine auch heutzutage noch geltende Volksthümlichkeit beruht nicht zum geringsten Theile darauf, daß er in Sprache und theatralischer Geberde nicht zum Volke herabgestiegen ist, sondern sich dahin gestellt hat, wo es dem Volke möglich war, zu ihm hinaufzugelangen, und gerade die reichliche Fülle seines sprachlichen Ausdrucks bildet die Brücke, auf der Wanderer von allen Bildungsstufen zu seiner Höhe emporsteigen können." Im dritten Essay „Heinrich v. Kleist und die Penthesilea" wird dieses vielumstrittene dramatische Gedicht mit vielem Erfolg gegen moderne Deutungsexzesse (z. B. Rudolf v. Gottschalls und Krafft-Ebings) in Schutz genommen; die vielbeliebten pathologischen Diagnosen ablehnend, zeigt Gnad in eindringender Untersuchung die geniale psychologische Motivirung gerade in der „Penthesilea" auf, „die folgerichtig, mit feinen, aber sichtbaren Adern, bis zum Ungeheuerlichen hinleitet". Alle Kleist-Verehrer werden dem Verfasser für die glänzende Ehrenrettung dieses unglücklichen Lieblingskindes der Kleistischen Phantasie, dieses symbolischen Abbilds seines Dichters, aufrichtigen Dank wissen.

Die andere Hälfte des Buches nehmen die modernen Dichtergrößen (Hauptmann, Ada Negri, d'Annunzio) gewidmeten Betrachtungen ein. In dem interessanten Beitrag zu „Gerhart Hauptmanns Märchendramen „Hannele" und die „Versunkene Glocke"" erscheint mir besonders der eingehende, im Gegensatz zu Adolf Bartels geführte Nachweis geglückt, daß wir es beim „Hannele" ebenso mit konsequentester Wirklichkeitspoesie zu thun haben als etwa beim „Fuhrmann Henschel". Was den Aufsatz über die Ada Negri betrifft[2]), so gehörte damals, als er geschrieben wurde, in den Tagen des allgemeinen Ada Negri-Rausches, ein gewisser Muth dazu, das stark posirende Element ihrer Lyrik aufzudecken, wie Gnad bei aller Anerkennung des unleugbar hier vorhandenen Talents es thut. Hat man diesen von vornherein völlig unechten Zug ihrer Poesie im Auge, so läßt sich vielleicht ihr Verstummen in den letzten Jahren leichter verstehen.

[2]) Er dürfte den Lesern der Beilage noch in guter Erinnerung sein.

Dem lebhaftesten und allgemeinsten Interesse dürfte unter den neuen Essays Gnads gegenwärtig der über Gabriel d'Annunzio begegnen. Mir sind Gnads Aeußerungen über italienische Literaturverhältnisse von jeher besonders deßhalb werthvoll gewesen, weil der Verfasser, der Jahrzehnte im Süden zugebracht hat, mit den Lebensbedingungen der italienischen Dichtung vertraut ist, wie es nur einer sein kann, der so lange mit und im italienischen Volke gelebt hat wie er. So ist es zu erklären, daß Gnads Kritik d'Annunzio's auch den intimen Kenner der Dichtung dieses großen und merkwürdigen Dichters durch manche feine Beobachtung überraschen wird.

Gnad beschränkt sich im wesentlichen auf die Besprechung der Dramen d'Annunzio's, weil diese „neben seiner Lyrik seine dichterische Eigenthümlichkeit am schärfsten kennzeichnen" und weil sie in Deutschland weniger bekannt sind als etwa die Romane, die sich ja in Aller Händen befinden. Ausführlich wird der reiche Inhalt der „Gioconda", der beiden „Sogni" und der „Città morta" auseinandergelegt, während die „Gloria", „mehr eine Abhandlung als ein Theaterstück", mit umsomehr Recht nur kurz erwähnt wird, als sie bekanntlich nach ihrem Durchfall in Neapel vom Verfasser selbst wieder zurückgezogen worden ist.

Es ist schwierig und undankbar, aus dem Schatz der hier niedergelegten ästhetischen Einsichten Einzelnes herauszuheben. Wie Zutreffendes wird z. B. über die „blendende Gefühlsrhetorik" dieser Dramen gesagt, deren Dichter es nicht gegeben ist, „für die Aeußerung der Gefühle die gewisse Magie des schlichten Wortes oder den gedrängten, gerade in seiner Kürze innigen und beredten Ausdruck zu finden, dem wir in den Dramen Goethe's, Kleists oder Grillparzers oft in so wirksamer Weise begegnen". Manches kluge Wort wird über den „brutalen ästhetischen Egoismus der Helden d'Annunzio's", über das erotische Element seiner Dichtung, über die geheimnißvolle Concordanz der Naturstimmungen mit den Seelenstimmungen der handelnden Personen in den Dramen, über die Allgegenwart des Dichters in ihnen, wie ich es nennen möchte, gesprochen. „Was immer die handelnden Personen darstellen, sie sprechen stets so, als ob sie nicht durch das Sprachrohr des Dichters redeten, sondern durch eigene dichterische Inspirationen bewegt würden.' Dafür werden ein paar besonders krasse Beispiele zitirt. Mit der nämlichen poetischen Intensität sind aber auch die scenischen Angaben und die Weisungen an die Darsteller belebt, was bisweilen ans Komische streift. Sie beweisen nach Gnad, in welcher starken poetischen Stimmung sich der Dichter selbst beim Schaffen befand und wie deutlich und lebendig seine Phantasie die Gestalten des Dramas in allen Gesten und Bewegungen vor Augen sieht.

Im ganzen und großen hat Gnad das dramatische Werk des Abruzzesen, dessen politische Lyrik zur Zeit in Italien die höchsten Triumphe feiert, nicht bloß mit Interesse, sondern mit ehrlichem Wohlwollen geschildert. Die Frage, ob die Verbreitung dieser Dichtungen der deutschen Lesewelt förderlich und erwünscht sei, beantwortet er aber mit einiger Reserve, indem er auf jenes berühmte Wort Nietzsche's hinweist, von den Büchern, die „gefährlich, anbröckelnd, auflösend" oder aber „Heroldsrufe sind, welche die Tapfersten zu ihrer Tapferkeit herausfordern", je nachdem sich die niederen oder höheren Seelen ihrer bedienen. Gnad vermißt an d'Annunzio die ethische Tüchtigkeit und Wärme. Um so höher ist es diesem Schiller-Verehrer anzurechnen, daß er die hohen Eigenschaften der Poesie d'Annunzios trotz dieses ihren bedenklichen Mangels so gerecht geworden ist.

Dr. Hermann Ubell.

## Besprechungen.

Die deutsche Kolonialgesetzgebung. Sammlung der auf die deutschen Schutzgebiete bezüglichen Gesetze, Verordnungen u. s. w. V. Theil 1899 bis 1900, von Dr. Alfred Zimmermann. Berlin 1901, bei E. S. Mittler u. Sohn. —

Von dem äußerst verdienstvollen, auf amtlichen Quellen beruhenden Sammelwerk, das unter dem obigen Titel im Jahre 1893 von dem inzwischen verstorbenen Assessor Riebow begonnen und seitdem von dem Legationsrath im Auswärtigen Amt, Dr A. Zimmermann, fortgesetzt wurde, liegt nunmehr bereits der fünfte Theil vor. Während die früheren Bände das Gesetzgebungsmaterial mehrerer Jahre zusammengefaßt hatten, brachten die drei letzten Bände, außer einigen Nachträgen, stets nur die Gesetze u. s. w. des vorausgegangenen Jahres. Die koloniale Expansion Deutschlands, insbesondere auch in den beiden letzten Jahren (Karolinen, Marianen, Palau, Samoa) brachte es mit sich, daß der vorliegende Band der Sammlung einen recht stattlichen Umfang gewonnen hat: 223 + LXXVI Seiten mit einigen Nachträgen aus 1899 lauter Material aus dem Jahre 1900. Allein 66 Nummern von den sämmtlichen 215 treffen auf die eben erwähnten kolonialen Erwerbungen; beträchtlich mehr noch allerdings auf Deutsch-Ostafrika, wohin alljährlich ein breiter Strom von Verordnungen und Erlassen sich ergießt. Inhaltlich bietet, neben der Neuordnung der Verhältnisse auf Samoa, die Gesetzgebung für Kiautschou das meiste Interesse, da die bezüglichen Vorschriften bisher nur im Marine-Verordnungsblatt erschienen, daher nicht für Jedermann zugänglich waren. Auf die Landgesetzgebung, insbesondere auf die Verordnung vom 2. September 1898 betreffend Regelung des Grunderwerbs, in welcher eine ebenso kühne wie geschickte Bodenpolitik inaugurirt wurde, sei besonders hingewiesen. Die stoffliche Anordnung ist die nämliche wie in den vorausgehenden Bänden. Auch diesmal ist ein systematisches, nach Materien (Rechtspflege, Handel, Eingeborene u. s. w.) geordnetes Inhaltsverzeichniß der sämmtlichen fünf Bände vorausgeschickt, das ein vorzügliches Orientirungsmittel bildet (leider nur wimmelt es in demselben von Druckfehlern), eine chronologische Uebersicht der gesammten bisherigen Kolonialgesetzgebung folgt als Anhang. Auf den Werth dieser Sammlung, die in der Praxis sich schon lange als unentbehrlich erwiesen hat, ist in diesen Blättern gelegentlich der Besprechung des vierten Bandes bereits hingewiesen worden; das Werk bedarf keiner neuerlichen Empfehlung. Uebrigens wird es nunmehr alljährlich in gleicher Gestalt über die Kolonialgesetzgebung des vorausgegangenen Jahres den Interessenten Bericht geben. R. H.

Otto Pilet: Ein Rückblick auf mein Leben, insbesondere auf die Entwicklung des Handels in den letzten fünfzig Jahren. Magdeburg, Selbstverlag 1900. — Herr Otto Pilet in Magdeburg, ein Veteran des Handels, ein Mann, der auf ein an Erfahrungen und Erfolgen reiches Leben und auf eine vielseitige Thätigkeit im Dienste der verschiedensten Interessen zurückblicken kann, gibt in dem vorliegenden Buche eine von höheren Gesichtspunkten geleitete Schilderung seines Lebensganges. Wie es in der Natur einer Schrift liegt, die in erster Linie für die Angehörigen und näheren Bekannten des Autobiographen bestimmt ist, enthält sie eine ganze Reihe von Angaben, die kein größeres Interesse für die Allgemeinheit bieten. Aber wenn man von dem rein persönlichen und familientraditionellen Inhalt absieht, bietet das Buch eine Fülle von Thatsachen, Beobachtungen und Beiträgen zum Verständniß der wirthschaftlichen Entwicklung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die gerade durch den persönlichen Hintergrund nähergerückt werden und so besonders plastisch wirken. — Sehr anschaulich ist die Lehrzeit des Verfassers geschildert, das patriarchalische, wenig Freiheit gewährende Verhältniß zwischen dem Lehrherrn und dem jungen Angestellten. Auch über den komplizirten Apparat im Handelsverkehr, der durch die Schwierigkeit der Kalkulation bei der herrschenden Verschiedenheit der Valuten, den durchaus ungleichartigen Transportwegen und der verwickelten Zahlungsweise, die an Reellität und Solidität meist hinter den heutigen Zuständen zurückstand, wird manche zum Nachdenken und zu Vergleichen anregende Bemerkung gemacht. Die Kassaführung erforderte um die Mitte des 19. Jahrhunderts herum in Deutschland infolge des Kursirens vieler „wilder Scheine“, die niemals ihrem Nennwerth entsprechend eingelöst wurden, der Nothwendigkeit, stets mit der Goldwaage zu operiren und die häufig vorkommenden Fälschungen der zahlreichen Papiergeldsorten zu erkennen, ein hohes Maß von Gewandtheit und Umsicht. — Ganz besonders bemerkenswerth sind die Erinnerungen Pilets an die Zeit, die er als junger Kaufmann im Hause J. Molinari u. Söhne in Breslau zubrachte, gerade als Gustav Freytags Roman „Soll und Haben“ erschien, für den die Verhältnisse in dem großen Breslauer Geschäft vielfach als Modell gedient haben. Wieweit letzteres der Fall war, darüber sucht Pilet genau Aufschluß zu geben, indem er die handelnden Personen, die Oertlichkeit und einzelne Vorgänge im Roman mit dem, was er selbst beobachtet und aus Mittheilungen von eingeweihter Seite entnommen hat, vergleicht. Dieser Theil des Buches ist jedenfalls der wichtigste, und ihm verdankt auch die Schrift ihre Entstehung. Recht interessant ist ferner die Schilderung des deutschen Charakters der Städte in den russischen Ostseeprovinzen, die Pilet in den 60 er Jahren kennen lernte. Ueber die Wirksamkeit der Agenten im Großhandel, die Eröffnung neuer Absatzgebiete, die Entwicklung des deutschen Zucker- und Kaffeetermingeschäftes, die Nothwendigkeit der Errichtung einer Liquidationskasse in Magdeburg, die Gründe zur Umwandlung der dortigen Korporation der Aeltesten der Kaufmannschaft in eine Handelskammer, deren Vorzüge und Nachtheile sowie die vom Börsengesetz geforderte Eintragung in das Börsenregister, gegen die sich der Verfasser energisch wendet, bringt das Buch manche schätzenswerthe Darlegung. — Im ganzen kann man Herrn Pilet für die Mittheilung seines reichen Schatzes an Erinnerungen und Beobachtungen nur danken; über einzelnes lassen sich allerdings gewisse Bedenken besonders formeller Natur bei der Lektüre des „Rückblicks“ kaum unterdrücken. L.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Ein Tagebuch aus Matthisons Jugend befindet sich im Besitze des Gießener Germanisten Dr. K. Helm, der es von einem Antiquar in München erworben und in den „Neuen Heidelberger Jahrbüchern“, Jahrgang X, Heft 1, veröffentlicht hat. Es gibt ein außerordentlich anschauliches Bild von dem seelischen Zustand des 16jährigen Matthison. Das Tagebuch geht vom 13. Januar 1777 bis 10. April 1777. Wir erkennen darin neben dem Originellen die Züge wieder, die typisch sind für jene empfindsame Zeit. Ueberschwänglichkeit im Ausdruck, theoretische Erörterungen über die Liebe, Vorliebe zur Autokritik, Selbstquälereien und Selbstvorwürfe, religiöse Empfindeleien geben den Tagebuchblättern ihre charakteristische Färbung. Der Einfluß, den Lavaters „Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst“ auf Matthisons geistige Entwicklung gehabt hat, ist hier schon deutlich zu verspüren.

* Ein neues Grabmonument von Nino Pisano. Im Franziskanerkloster zu Oristano bei Cagliari, auf der Insel Sardinien, ward jüngst in einem Magazin, unter alten Baufragmenten begraben, eine Statue aufgefunden, die die Gestalt eines auf einer Platte ruhenden Bischofs darstellt und sich durch die in gothischer Schrift gemeißelte Inschrift „Ninus Magistri Andree de Pisis Me Fecit“ als die Arbeit Nino Pisano's dokumentirt. Offenbar haben wir es mit dem Ueberrest eines Grabmonumentes zu thun, über dessen Bestand es den Lokalforschern wohl bald gelingen dürfte, näheres festzustellen. Neben dem Grabmal des Erzbischofs Saltarelli in S. Caterina zu Pisa wäre dies das zweite Werk dieser Art, das wir von Nino's Hand nachweisen können, dessen Stärke sonst vorzugsweise im Schaffen von Einzelstatuen (der Madonna mit dem Kinde, der Verkündigung) lag. Die gute Erhaltung des neuentdeckten Bildwerkes, die freie Modellirung der Gestalt des Todten, die sorgfältige technische Behandlung der Marmoroberfläche, die der späteren pisanischen Schule eigenthümliche Glättung zeigend, bilden — wie das „Repertorium für Kunstwissenschaft“ im jüngsten Heft nachweist — die Vorzüge des unerwartet wiedergewonnenen Kunstschatzes.

Anfang Juli starb in Paris im Alter von etwa 40 Jahren der französische Afrikaforscher Edouard Foà, von dessen Reisewerken auch an dieser Stelle mehrfach die Rede gewesen ist. Foà gehörte einer Art von Afrikareisenden an, die heute schon recht selten geworden ist; denn seine Unternehmungen dienten ausschließlich wissenschaftlichen Zwecken, waren wenigstens mit politischen oder militärischen Aufgaben nicht verquickt. Foàs erste Reise von 1886—1890 galt Ober-Guinea, besonders Dahomey, wo er landeinwärts bis Abomey gelangte. Kaum heimgekehrt, wurde er 1891 von einem Komitee nach Südostafrika gesandt, und hier verweilte er, vornehmlich mit ethnographischen, linguistischen

und zoologischen Forschungen beschäftigt, bis 1893. Wenig bekanntes Gebiet erschlossen seine Routen im Gasalande und nördlich und nordöstlich von Tete. 1894 wurde dann Foà vom französ. Unterrichtsministerium mit einer neuen wissenschaftlichen Sendung nach Südostafrika betraut, die sich zu einer Afrikadurchquerung auswuchs. Nachdem er die Gegenden zwischen dem Sambesi und Nyassa gründlich kennen gelernt hatte, ging Foà zum Tanganika, machte von Mtowa einen Vorstoß nach Südwesten bis in die Nähe des Luapula und erreichte über Njangwe und den Congo abwärts im November 1897 die Westküste. Ueber seine Wanderungen hat Foà eine Reihe populärer Werke geschrieben, die zum Theil noch in Afrika entstanden und darum nicht ganz frei von Irrthümern sind; es sind folgende: „Le Dahomey" (Paris 1895), „Du Cap au lac Nyassa" (Paris 1897), „La traversée de l'Afrique" (Paris 1900), das als das wichtigste zu bezeichnen ist; alle enthalten viel schätzbares geographisches und ethnographisches Material, und auch seine beiden anderen Bücher, „Mes grandes chasses dans l'Afrique centrale" (Paris 1899) und „Chasses aux grands fauves pendant la traversée du Continent noir" (Paris 1897) geben interessante Mittheilungen über Thierleben, Jagd der Eingeborenen, Thieraberglauben u. dgl. — Wenn auffällige geographische Entdeckungen in den Theilen Afrika's, die Foà durchzogen, auch nicht mehr zu machen waren, so hat er dafür durch überaus fleißige Beobachtungen und sorgfältige Messungen auf seinen drei Reisen eine Fülle äußerst werthvollen Stoffs zusammengebracht, dessen Bearbeitung er nach seiner Rückkehr im Auftrag des Unterrichtsministers in Angriff nahm. Es scheint, daß er damit so ziemlich zu Ende gekommen ist, so daß das in Aussicht genommene Werk „Résultats scientifiques de trois explorations en Afrique" wohl bald veröffentlicht werden wird. Es soll auch die ausführlichen Karten bringen. Die astronomischen Ortsbestimmungen, die magnetischen und Höhenmessungen sind bereits im ersten Heft des „Bulletin" der Pariser geographischen Gesellschaft für 1898 erschienen. Im selben Jahre zeichnete die Gesellschaft Foà durch Verleihung ihrer großen goldenen Medaille aus.

H. Singer.

* **Medizinisches aus Amerika.** Nach einer Mittheilung von Prof. Kober auf der letzten Jahresversammlung der **American medical Association** waren im Jahre 1900 in den Vereinigten Staaten 119 reguläre medizinische Unterrichtsanstalten („Schulen") mit 1079 weiblichen und 21,673 männlichen Studirenden. Die Zahl der im verflossenen Jahre Graduirten betrug 4720. Die homöopathischen Schulen hatten 1584 männliche und 325 weibliche Studenten und die „eklektischen" Schulen 500 männliche und 52 weibliche. Die Zahl der registrirten ärztlichen Praktiker betrug 1900 im Durchschnitt 1 : 636 Einwohner (in Deutschland etwa 1 : 2000). Es gab 150 nationale und einzelstaatliche, 1097 Bezirks- und lokale medizinische Gesellschaften, 282 medizinische Journale, von denen 28 ausschließlich hygienischen Inhalts sind. In 31 Staaten wurde für die ärztliche Praxis ein Examen verlangt, in 9 waren nur gewisse Diplome anerkannt, alle anderen machten ein neues Examen zur Bedingung, in 5 Staaten endlich begnügte man sich mit irgend einem ärztlichen Diplom, in 5 Staaten endlich war die ärztliche Praxis freigegeben.

* **Würzburg.** Der ordentliche Professor der alten Philologie Dr. Lorenz Grasberger, der kürzlich sein 70. Lebensjahr vollendete, tritt in den Ruhestand.

* **Leipzig.** Dr. Felix Salomon, Privatdozent der Geschichte an der hiesigen Universität, ist zum außerordentlichen Professor befördert worden. Salomon beschäftigt sich vornehmlich mit der englischen Geschichte. Das wichtigste seiner bisherigen Werke ist die „Geschichte des letzten Ministeriums Königin Anna's und die englische Thronfolgefrage 1710 bis 1714".

* **Berlin.** Der aeronautischen Abtheilung des kgl. Meteorologischen Instituts ist, wie die „Berl. N. N." erfahren, vom Kaiser ein großer, werthvoller Ballon überwiesen worden, den Baumeister Enders in Potsdam dem Monarchen zum Geschenk gemacht hatte. Der Ballon hat in dem Tegeler Observatorium Unterkunft gefunden. Für Zwecke der Auffahrten mit dem neuen Ballon sind dem Observatorium 15,000 M. vom Finanzminister zur Verfügung gestellt worden.

* **Königsberg.** Wie die „K. H. Ztg." erfährt, gedenkt Geh. Justizrath Prof. Dr. Joh. Theodor Schirmer, der Senior der hiesigen juristischen Fakultät, mit dem 1. Oktober 1901 sein Amt niederzulegen.

* **Aus Frankreich.** In der letzten Sitzung der Academie des inscriptions besprach Schlumberger das eben bei Leroux in Paris erschienene Werk Ch. Diehls „Justinian und die byzantinische Kultur im 6. Jahrhundert". Diehl ist der erste, der ein umfassendes Gemälde der großen justinianischen Zeit entwirft. Er führt die einzelnen Hauptpersonen, Justinian, die Kaiserin Theodora, den Feldherrn Belisar, den Geschichtsschreiber Prokop u. s. w. vor, gibt einen Ueberblick über die großartigen von Justinian geschaffenen Einrichtungen und Anlagen und verweilt mit besonderer Liebe auf dem eigentlichsten Gebiete seiner Forschungen, der Kunst. Dann las Cagnat einen Bericht des französischen Professors in Beirut P. Ronzevalle über ein Bild des Jupiter Heliopolitanus vor, das er bei seinen Ausgrabungen in Deïr-el-Qalea auffand.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. H. Haacke: Handel und Industrie der Provinz Sachsen 1889—1899. (Münchener volkswirthschaftliche Studien.) Stuttgart, Cotta 1901. — Dr. K. A. Schmid: Geschichte der Erziehung. 5. Bd., 1. Abth. Stuttgart, Cotta 1901. — *L. Edinger:* Have fishes memory? (Extract from the „Smithsonian Report for 1899".) Washington 1901. — Prof. Dr. Hegewald: Luft, Wasser, Wein, drei große Heilmittel. 4. Aufl. Berlin, Möller. — „Neuland". Ein Sammelbuch moderner Prosadichtung. Hggb. von Dr. C. Flaischlen. 2. Aufl. Berlin, Schall. — A. Beetschen: Ein reiner Thor. Bayreuther Festspiel-Roman. Berlin, Janke. — E. Gaedicke: Die Ehre gerettet! Roman. Ebd. 1901. — G. Goldmann und L. Lilienthal: Das Bürgerliche Gesetzbuch. 1. Bd., 1. Abth. 2. Aufl. Berlin, Vahlen 1901. — H. Habenicht: Geländekarte vom Seeberg bei Gotha. Gotha, Perthes. — Dr. Andreas: Beiträge zur Geschichte des Seuchen-, Gesundheits- und Medizinalwesens der oberen Pfalz. (S.-A. aus Bd. 52 der Verhandlungen des histor. Vereins von Oberpfalz und Regensburg.) Regensburg 1900. — A. Achleitner: Am schwäbischen Meer. Novellen. Stuttgart, Zeller u. Schmidt. — Militär-Lexikon. Handwörterbuch der Militärwissenschaften. Lfg. 4—6. Berlin, Oldenbourg 1901. — M. v. Czerlien: Die Lanze als Waffe der Reiterei. Wien, Seidel u. Sohn — Der Protestantismus am Ende des 19. Jahrhunderts in Wort und Bild. Lfg. 9—12. Berlin, Verlag Wartburg. — B. v. Wuht: Auf! Kunstgewerbe-Entwürfe. Heft 1 und 2. München, Vereinigte Kunstanstalten 1901. — Dr. H. Rehm: Reichsgesetz über die privaten Versicherungsunternehmungen. München, Beck 1901.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1901. München, Montag, 22. Juli. Nummer 155.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Aus Siebenbürgen.

Im Saale des Rathhauses zu Kronstadt befindet sich ein großes historisches Gemälde: „Honterus, der Luther und zugleich der Gutenberg des Burgenlandes, beeidigt die Aeltesten der Stadt auf sein Reformations-Büchlein." Das Bild ist ein bedeutendes Meisterwerk. Ein einheimischer Künstler hat es geschaffen. Schullerus ist sein Name. Der Reformator erscheint in ruhiger Haltung, als ein Mann von innerster Geschlossenheit und Ueberzeugungstreue, in seinem durchgeistigten Antlitz malt sich die Spannung ab des Eindruckes, den der ernste Akt auf die knorrigen Männer macht, welche ein so großes Werk mit begründen. Diese Männer sind kraftvolle, bedeutende Gestalten, wie sie nur in den besten Bildern der altniederländischen Schule zu finden sind. Namentlich scheinen die bartlosen Gesichter der Alten mit den vielsagenden Falten um den sprechenden Mund, der, fest geschlossen, die innere Erregung verräth, der gediegensten Vorbilder würdig. Sie gemahnen an Rembrandt.

Ein ähnliches, früher geschaffenes Gemälde desselben Meisters ziert das Komitatshaus zu Schäßburg. Es verewigt den Abschluß der sogenannten, dritten Union der drei ständischen Nationen Siebenbürgens: der Ungarn, Szekler und Sachsen, am 6. Februar 1506. Er erfolgte durch Abgeordnete in der Bergkirche zum Zwecke der Erhaltung und Beschützung aller ihrer Rechte und Freiheiten. In diesem internationalen Vertrage machten sich die drei Nationen verbindlich, selbst mit den Waffen in der Hand, sich zu gegenseitigem Rechtsschutze beizustehen.

Die Bergkirche, der Schauplatz dieses Ereignisses, steht nicht ferne vom Komitatsgebäude und wir lenken unsre Schritte zu ihr, denn von dem alten Bauwerke mit gothischen Fenstern erwarten wir Aufschluß darüber, wieso auch in dieses Gemälde Gestalten von so derber, schier niederländischer Kraft und Erscheinung gerathen sind.

Vorerst gilt es freilich noch, die vielen Stufen der überdachten Treppe zu erklimmen, die den Schulberg hinanführt. Auf seinem Gipfel stehen Gymnasium und Kirche, mit eingeschlossen von den Mauern der Burg, deren malerische Thürme zum Theile noch heute erhalten sind und mit den Resten der einst gewaltigen Mauern als ein interessantes Stück Mittelalter in unsre Zeit herüber ragen. Auf dem geräumigen Vorplatze, der einen prächtigen Blick auf die anmuthige Stadt gewährt, sammeln sich eben die Besucher des sonntägigen Gottesdienstes; wir eilen rasch in das eben geöffnete Gotteshaus. Eine schöne Kirche gothischen Stils umfängt uns. Eine in Stein gemeißelte Inschrift am Südportal belehrt uns: „Anno 1429 wurde dieses Werk begonnen." Eine schön gearbeitete Kanzel, prächtige Chorstühle, ein herrliches Sakramentshäuschen fesseln unsern Blick und im „Führer" lesen wir ergänzend: „1480 wurde die steinerne Kanzel fertiggestellt, 1488 konnte sich der Baumeister Jacobus Kendlinger von St. Wolfgang im Salzkammergut der Vollendung des großen Baues rühmen. Aus dem Jahre 1520 stammt das schöne Chorgestühle, wahrscheinlich eine Arbeit der nach Schäßburg und Mediasch eingewanderten Söhne des Veit Stoß aus Nürnberg . . ." Eine ganze Reihe wohlerhaltener Grabplatten an den Wänden der Kirche zeigen imposante Portraitgestalten längst verstorbener Bürger- und Bürgersfrauen in mittelalterlicher, niederdeutscher Tracht und, als ob die Pforten jener Zeit sich wieder aufthun würden, sammeln sich im Gotteshause Männer und Frauen im Gewande und von Ansehen der hier begrabenen Altvorderen. Also daher die Modelle des Meisters der Gemälde im Rathssaal zu Kronstadt und im Gebäude des Komitates allhier? Hat sich hier noch Sitte und Tracht vergangener Jahrhunderte erhalten? und warum der niederländische Einschlag? Solches in Gedanken erwägend treten wir aus dem fast völlig gefüllten Gotteshause hervor und gewahren vor uns den Friedhof, dessen Gitterumfriedung, dem Kirchenportale gegenüber, an die Stelle des zwischen zwei Thürmen gestandenen Burgmauerstückes getreten ist. Wir können es uns nicht versagen, einen Blick durch das Gitter nach den wohl gepflegten Grabstätten zu thun. Da fällt uns ein Grabstein ins Auge, auf dem, unter dem Namen des hier Schlummernden, die Verse stehen:

Hoffnung, Zukunft des Volks!
So nennen wir liebend die Kinder;
Stirbt ein Kindlein dahin,
Sinket ein Sternlein hinab.

Hier, im fernen Südosten der österreichisch-ungarischen Monarchie, berührt der Anhauch solcher heimathlichen Gefühlsinnigkeit gar tief.

Die Frau des Friedhofwächters, dessen Behausung gar geschickt — durch An- und Einbau — einem der beiden alten Befestigungsthürme abgerungen wurde, ist herbeigekommen. Sie schickt sich bereitwillig an, das Gitterthor des Ortes der Ruhe uns aufzuschließen. Wir lehnen aber dankend ab, genießen eine Weile noch der herrlichen Aussicht und treten den Rückweg über die stufenreiche, tunnelartige, holzüberdachte Schülerstiege an zum tiefer gelegenen Theil der alten Burg, woselbst, wie wir wissen, das Komitatsgebäude steht. Daselbst erhebt sich seit zwei Sommern ein gar hübsches Denkmal des Theodor Körner der Magyaren, des Dichters und Kriegers Alexander Petöfi, inmitten einer kleinen, aber geschmackvollen Gartenanlage, deren Mittelweg

nach dem Rathsthurme führt, der zugleich Hauptthorthurm ist und die Verbindung mit der am Fuße des Burgberges gelegenen eigentlichen Stadt herstellt. In den Räumen dieses schönsten der Thürme der Burg ist gegenwärtig die städtische Alterthumssammlung „Alt-Schäßburg“ untergebracht, ein Stück Nürnberger Germanischen Museums in kleinstem Maßstabe, doch überaus anmuthig und mit unbeschreiblicher Pietät zusammengestellt und geordnet. Gemälde und Bildwerke, Waffen und Rüstungen, Schriften und Bücher, Thon- und Metallgefäße, Modelle und Originale von Folterwerkzeugen und Prangermalen, Schlosser- und Schreinerarbeiten, Stickereien und Teppiche u. dgl. m., alles alte Stücke, im Lande gefunden und herbeigebracht. Mitten unter ihnen, an vornehmster Stelle, in einem Glasschreine, neben alten, kostbaren Kirchengefäßen auf einem Sammetkissen ruhend: Maurerhammer und Kelle von vergoldetem Silber, geziert mit den Zeichen und Namenszügen des Kaisers Franz Joseph I., der mit diesen Geräthen am 31. Juli 1852 unweit der Stadt den Grundstein gelegt hat, zu dem Denkmale des am gleichen Tage des Jahres 1849 in der Schlacht bei Schäßburg gefallenen russischen Generals Skariatkin. Unter den alten Zinnkrügen, die an den Nägeln eines Wandbrettes hängend angebracht sind, finden wir ein Gefäß, das den Namen Schuller von Rosenthal, das Familienwappen und die Jahreszahl 1702 trägt. Dieser Schuller von Rosenthal war Bürgermeister von Schäßburg und als solcher eine glänzende, aber vor den übelsten Handlungen nicht zurückschreckende Persönlichkeit. Gastfrei und üppig lebend wußte er sich einen großen Anhang zu verschaffen und selbst die einflußreichsten Personen im Lande sich verbindlich zu machen. Die Mittel zu dem erforderlichen Aufwand beschaffte er sich durch Falschmünzerei und unredliche Gebahrung mit den öffentlichen Geldern. Er konnte sein Unwesen ungestraft forttreiben, da mit Hülfe schändlicher Intriguen sein Prozeß wegen Falschmünzerei vollkommen beschönigt, dann durch eine kaiserliche Begnadigung beendigt, und das vermeintlich ihm zugefügte Unrecht durch Erhebung in den Adelsstand gut gemacht wurde. Doch endlich erstand ihm in dem Königsrichter und Comes der Sachsen, Harteneck, der Rächer, der ihn ungeachtet seiner hochstehenden Gönner, dem Richtschwerte überlieferte.

Wie dieser Akt öffentlicher Gerechtigkeit zum Anfang des tragischen Endes wurde, das bald darauf Harteneck selbst gefunden, der sich so hohe Verdienste um sein Land, um dessen Befreiung aus dem Wirrsal der entarteten Fürstenwirthschaft, um dessen Anschluß an die habsburgische Hausmacht erworben: das erzählen Dichter und Historiker des Sachsenvolkes in beredter und erschütternder Sprache.

So entstiegen dem schlichten Zinnkruge vor dem geistigen Auge seines Beschauers alle jene Gestalten, welche in dem gewaltigen Drama vom Untergange des Sachsengrafen Harteneck mitgewirkt haben, so im Leben wie auf der Bühne: Der mannhafte Comes selbst, so wie ihn das glänzende Gemälde in der Rüstkammer — der verjüngten einstigen Ambraser-Sammlung — zu Hermannstadt zeigt. Der finstere Graf Rabutin, kommandirender General von Siebenbürgen, der in der Schlacht bei Zenta an Eugens Seite sieghaft mitgestritten, hier einen Sieg mitbereitet, der ein Schandfleck bleibt auf dem Richtschwerte der Gerechtigkeit, ihm selbst aber bittere Früchte eintrug; sein Adjutant Acton, dessen unseliges Verhältniß zur Gattin Hartenecks den ersten Axthieb gegen den hochragenden Stamm führt, der durchaus gefällt werden soll. Die Frauen des Generals und des Comes, die, so ganz verschieden nach Stellung, Bildung und Charakter, in der Verschlingung widriger Verhältnisse, doch gleicher Weise den Fall des Mannes vorbereiten, der durch eigene Kraft, hohe Begabung und seltene Charaktereigenschaften, einem Meteor gleich, am politischen Himmel Siebenbürgens emporgestiegen war, um dann plötzlich im Dunkel der Nacht des Todes zu versinken.

Noch manches Stück der Sammlung hat seine Geschichte und seinen Historiker, wie ja das ganze Land Siebenbürgen eine überaus bewegte Vergangenheit hat, viele bedeutungsvolle Ereignisse überdauert, und von jeher auch stets Männer hervorgebracht hat, welche mit klarem Geiste und liebevollem Herzen alles aufzeichneten und festhielten, um es den kommenden Geschlechtern pietätvoll zu überliefern.

Mit dankbarer Bewunderung der Männer, die mit geringen Mitteln, aber um so größerer Hingebung das junge Museum „Alt-Schäßburg“ gegründet, eingerichtet und ausgestattet haben, verlassen wir die anheimelnden Räume desselben und treten den Weg zur Stadt an, den Thorthurm passirend. Da gewahren wir zur Rechten des Ausganges ein gar stattliches, neu aufgeführtes Gebäude, das der Führer „Albert-Haus“ nennt und als ein Internat für Gymnasialschüler charakterisirt. Es trägt den Namen des Dichters der Dramen: „Die Flanderer am Alt“ und „Harteneck“, des liebenswürdigen Verfassers zahlreicher Novellen, sowie anderer Schriften, des hochgeschätzten Michael Albert, der durch viele Jahre Professor am Schäßburger Gymnasium gewesen ist und viele Generationen in Liebe und Begeisterung für Poesie und Kunst, für das Gute und Schöne, heranbilden half. In den „Flanderern am Alt“ hat er die Besiedelung der unwirthbaren Gegenden Siebenbürgens durch die vom Ungarnkönig Geysa II. ins Land geladenen deutschen Kolonisten poesievoll dargestellt und damit Gestalten ins Leben gerufen, wie sie in den Gemälden des so früh verstorbenen Malers Fritz Schullerus im Komitatsgebäude Schäßburgs und im Rathssaale zu Kronstadt zu sehen sind, und auch in der Bergkirche lebend und in Stein gemeißelt, zu schauen gewesen waren. Er hat auf diese Weise seinem Volke ein Denkmal errichtet, an dem sich alle Nachkommenden erheben und auferbauen können. Dem Erzieher der Jugend, hinwieder haben seine Zeitgenossen im Albert-Hause ein Monument gesetzt, das werthvoller ist als ein ragendes Standbild in Stein und Erz; denn diese wird im deutschen Volke Siebenbürgens — den Sachsen — über alles hochgehalten. Aus eigenen, nicht reichlichen, aber sorglich verwalteten Mitteln erhalten sie ihre Volks- und Mittelschulen, ihr Lehrerseminarium und ihre Kirchen, bauen sie ihre Schul- und Gotteshäuser. Die Wohnstätten der Pfarrer sind Perlen des deutschen Familienheims und ihren Professoren, Predigern und Pfarrern ist der Segen des Studiums an deutschen Universitäten fast durchwegs zutheil geworden.

Mit dem Schatze solchen Bildungsbesitzes decken sie den Mangel der geringeren Besoldung, leben in bescheidener Bedürfnißlosigkeit und erhalten durch ihr Beispiel solche Tugenden in den Gemeinden, denen sie angehören.

Für den Wanderer, der Land und Leute kennen lernen will, ist es eine helle Freude, in den Pfarrhöfen, den Schulen und in den Archiven der Städte zu weilen. Ihm wird der freudigste Empfang, sowie man erkennt, daß er Interesse hat für Land und Leute, für Gegenwart und Vergangenheit des Volkes, das sonst als schwer zugänglich, ja fast abwehrend bekannt sein soll. Wir

haben dies niemals, jenes immer erfahren in Stadt und Markt und Dorf.

So kamen wir vor wenig Wochen auch nach dem Markte Schurkanjen, unweit Fogaras, der dortige Pfarrer nahm unsern Besuch freundlich auf und beantwortete die Frage nach der Chronik des Ortes durch Ueberreichung einer allerliebsten, von ihm selbst verfaßten, kleinen Broschüre: „Zur Grundsteinlegung des Gemeindehauses im Jubeljahre der 400. Wiederkehr der Geburt des Magisters Johannes Honterus 1898.“ Eine freundlich ernste Ansprache in Versen erklärt dem Leser Zweck und Inhalt der Schrift:

... Einst sinkt, was wir erbaut an dieser Stätte,
dahin in Staub, auch dieses stolze Haus,
und fragst du, Enkel, wer's errichtet hätte,
wohlan! so hebe diesen Stein heraus!
Und lies, was wir mit Zittern und mit Bangen
im Lauf der Zeit erlebet und gesehen....

Dann erzählt der Autor: „was er zur Stunde über Ursprung und Vergangenheit der Gemeinde in Erfahrung bringen konnte.“

Aus dem Kapitelchen: „Die Pfarrherren der evangelischen Gemeinde A. B. zu Schyrkanjen“ ist zu ersehen, daß vom Jahre 1573 bis zum 13. Juli 1893, d. i. in 320 Jahren im ganzen nur 17 Pfarrer im Amte gestanden sind. Es fallen sonach im Durchschnitt auf jeden fast 20 Jahre. Es gab darunter auch solche, die 29, 35, 45 und einen, der 53 Jahre seines Amtes waltete. Die meisten sind an ihrem Posten auch gestorben; die wenigsten folgten dem Rufe auf einen reicher dotirten Pfarrsitz. Welcher Segen kann von tüchtigen Männern ausgehen, die so innig mit ihrer Gemeinde verwachsen sind. Von Männern, welche, wiewohl sie im Ausland studirt und das Universitätsleben kennen gelernt, wiewohl sie die Welt gesehen, ihre Reize genossen und doch auf alles dies verzichtet haben, um ihren Dienst, ihre Kraft der lieben Heimath zu weihen.

In Groß-Schenk fanden wir den Pfarrer nicht daheim. Er war zur Enthüllung des „Bischof Teutsch-Denkmals“ nach Hermannstadt gereist, aber seine Frau empfing uns sehr freundlich. Im Empfangszimmer waren die Wände mit ansehnlichen Bildern, meist Portraits der evangelischen Bischöfe Siebenbürgens, geschmückt. Wir konnten uns nicht enthalten, nach dem Schöpfer dieser Bilder zu fragen. Da traten der guten Frau Thränen in die Augen und sie sagte: „Die hat mein kürzlich verstorbener Sohn gemalt. Finden sie Ihren Beifall.“ „O, gewiß, nur weil sie mir trefflich erschienen, that ich die Frage.“ „Schon als Knabe zeigte er viel Talent zur Zeichenkunst. Er machte in der Schule große Fortschritte, wir ließen ihn auch in München studiren. Er hat tüchtige Meister gehabt und manches Werthvolle geschaffen. Aber er hatte niemals eine feste Gesundheit — er ist einem Brustübel erlegen. Sein Zimmer steht noch so, wie er es zuletzt verlassen. Dort sind vielerlei Skizzen und Zeichnungen.“ Der Prediger Salmen hatte später die Güte, uns in das Zimmer zu führen, da sahen wir an den Wänden eine Reihe von Skizzen und Studien, Landschaften und Ansichten, da stand auch die primitive Staffelei — dort lagen Mappen mit ungezählten Blättern, theils Zeichnungen, theils Stiche, Holzschnitte u. a. Auf dem Boden an die Wand gelehnt, standen oder hingen ganz tief einige in Oelfarbe sorglich ausgeführte Studienköpfe. Eine sprechende Lebendigkeit drängte uns die Frage auf die Lippen: „Das sind gewiß Portraits, aber wo hat der Maler diese Männer aufgetrieben?“ Sie waren wieder aus jenem stämmigen Geschlechte, das an die Niederländer erinnert, „Flanderer von Alt“, um mit Michael Albert zu sprechen. Prediger Salmen erwiderte: „Das sind Groß-Schenker Bauern; diese Portraits sind Studien für ein großes Gemälde, das auch ausgeführt wurde.“ Dann suchte er an den Wänden, kehrte ein angelehntes Bildchen heraus und sagte: „Hier ist die Gesammtskizze des Bildes; Honterus mit dem Magistrat in Kronstadt.“ Und wirklich, es war die Skizze des Gemäldes im Rathhaussaale der Geburtsstadt Honterus'. Wir standen in dem Atelier des Meisters Schullerus! Da fand sich auch bald die Farbenskizze zu dem großen Gemälde im Komitatsgebäude zu Schäßburg und manches andere. Wir aber weideten uns an der Anspruchslosigkeit, ja Aermlichkeit des Raumes, in dem ein so bedeutender Künstler gewirkt hat, des Raumes, aus dem so herrliche Gemälde hervorgegangen sind. Denn das erhebt den Werth des Mannes, des Werkes, wenn es aus dürftiger Umgebung hervorgeht. Christus, der Herr, ward in einem Stalle geboren!

Wenige Tage später zogen wir bei strömendem Regen in Trappold ein. Vier Obstbäume am Rande des den Ort durchsetzenden Baches boten uns für einen Augenblick heftigsten Gusses ein wenig wirksames Obdach. Es galt ein Wirthshaus zu erspähen. Da kam ein Bauer aus dem Hause zunächst den Bäumen, und bot uns freundlich Schutz an vor der Unbill des Wetters; ein alter Mann, aber rüstig und stramm. Er führte uns in seine gute Stube, bot einen Trunk Branntwein an und lud uns ein, die nassen Kleider in der Küche trocknen zu lassen und im Bette zu rasten, das die alte Frau rasch richtete und frisch bezog.

Eine Widerrede wurde nicht angenommen, die beiden Alten verließen den Raum. Der Regen ließ nicht nach, die Hoffnung auf einen Wandel des Zustandes war nicht vorhanden. Vor einigen Stunden keine Aussicht auf eine Mahlzeit. Womit die Zeit verbringen? Da entdeckte das suchende Auge einen Schrank, einige bestaubte Bücher. Kalender. Sie werden herabgenommen. Von 1861 der erste: Kalendarium, bewegliche Feste, u. s. w., endlich „Herr Lukas Seiler von Michael Albert.“ Sieh da, das wird gelesen; was gibt es noch; ein anderer Kalender, sogar Gedichte, manches wird überflogen, jedes trifft nicht gleich, aber dies, was will das sein?

### Bestrafte Zwietracht.

Von Martin Malmer.

Im Hotterhauf[1]) von Rothberg und Neuendorf entquoll
Vor alter Zeit ein Brunnen von gold'nem Weine voll
Und jung und alt erquickte sich an dem lieben Trank.
Den milden Wirth bezahlte ein herzlich „Gott sei Dank“.

Alldort die zwei Gemeinden versammelten sich gern
Und lagerten sich friedlich am grünen Tisch des Herrn.
Es schöpfte aus der Quelle zuerst der greise Mann,
Die Jugend stellte züchtig und still sich hinten an.

So ging's, so lang sie friedlich am süßen Quell geweilt;
Doch, seit sie das Gemeingut in Hader aufgetheilt,
Fließt nun aus zweien Quellen nur Wasser frisch und klar,
Der Wein ist ganz verschwunden, der bloß für Brüder war.

Ihr Kinder und ihr Völker! ein jedes Glück verliert
Genießt ihr's nicht in Frieden, so, wie es sich gebührt.
Es gibt noch manche Güter, viel edler als der Wein,
Sie werden auch zu Wasser, wollt ihr nicht einig sein.

Dies Gedicht gab zu denken und so ward die Lektüre für eine geraume Weile unterbrochen.

---

[1]) Grenzgraben mit Aufwurf.

Als sie wieder aufgenommen werden wollte, fand sich unter den Kalendern auch ein anderes Buch. Auf dem Titelblatte war nur zu lesen: „Gedichte“ von M. Albert, Hermannstadt; Druck und Verlag von W. Krafft.

Vor einem ganzen Band Gedichte trägt man doch immerhin einige Scheu. Da es aber nicht viel zu wählen gab, so schlugen wir ihn denn auf, und der Blick fiel auf ein Blatt:

**Bauernstube.**

Draußen rieselt der Regen;
Dem Dorf entgegen
Schlägt aus dem Walde der Wind....

Das stimmte ja prächtig mit der thatsächlichen Situation und so lag in diesen ersten Zeilen eine treffliche Einladung zur Fortsetzung der Lektüre:

Noaember ist es; der Abend beginnt
Zu dunkeln nach kurzer Tageszeit;
Da werden die Dächer weiß; — es schneit.

Vom Lutherofen um Bank und Schrein
Strahlt gaukelnd der Flamme röthlicher Schein,
Die Katze, die glatt das Haar sich geleckt,
Liegt auf dem Herd, lang ausgestreckt.
Gleichmäßig tickt an der Wand die Uhr;
Doch träge wandeln die Stunden nur.
Die Mutter, die junge Tochter beginnen
Zum erstenmal heute den Hanf zu spinnen,
Den neuen Hanf, so weich, so weiß,
Der Frauen Lust, der Frauen Preis. —
Der Bauer sitzt auf der geblümten Truh':
Nun ist er der Herr, nun hat er Ruh!
Im warmen Stalle geborgen sind,
Des Pflugs entlastet, so Pferd wie Rind.
Das Futter hat er in trock'ner Scheune,
Den Mais im Korbe, das Korn in Kisten;
Das Stroh liegt aufgehäuft in Triften;
Im Keller unten, da gähren die Weine,
Und eingelegt in der Butte ruht
Der Kohl, der Küche gepriesenes Gut. —

Ein still Behagen durchwebt den Raum;
Halb ist's ein Wachen und halb ein Traum. —
O Bauernstube in Winters Ruh!
Wo ist ein seliger Heim als Du?

Gleich darauf folgt: **Vor einer antiken Statue.**

Erst ein Stein nur,
Vom harten Felsen gebrochen,
Rauh und eckig,
Gestaltlos, ein Block;
Dann unter dem Meißel
Des Künstlers erwachsen
Zur Göttin von Anmuth,
So berührst du jetzt kaum
Mit zarten Zehen den Boden. —

Also auch möcht' ich,
Was oft mich dunkel bewegt
Und gestaltlos
In der Seele mir lastet,
Formen und bilden,
Das Zwieträcht'ge versöhnen
Und einen;
Kunst, durch dich,
Du himmlische Gabe,
Wie hier in der herrlichen Form
Der Grieche den Stein.

Zwei größere Gegensätze als die traumbefangene Stimmung der Bauernstube und die wehmuthsvolle, verlangende Reflexion vor der antiken Statue können wohl nicht leicht wieder auf einem Blatt beisammen stehen. Wieso der Gymnasialprofessor zu der Stimmung des zweiten Gedichtes kam, das lag auf der Hand. Wie aber und woher ist ihm die Poesie der Bauernstube bekannt? Vielleicht geben andere Gedichte den erwünschten Aufschluß:

**Die Vögel.**

Auf allen Zweigen stecken jetzt
Die grünen Notenblätter,
Vor die sich Vögel hingesetzt
Mit klingendem Geschmetter.

Die Sänger werden gar nicht stumm
Denn ist ein Lied zu Ende,
Gleich kehrt den Musikanten um
Ihr Blatt der Wind behende.

Und wie im Baum mit heit'rem Lied
Die munter'n Vöglein schwanken,
So wiegen sich wie im Gemüth
Viel tönende Gedanken.

**Rundschau.**

Im Fenster lieg' ich dann und wann
Und seh' mir rings den Frühling an;
Die Wälder sind schon alle grün
Und Birn- und Aepfelbäume blüh'n.

Und wenn ich so im Blüthenschnee
Verschneit mein Heimathsdörfchen seh'
Und emsig schaffend her und hin
Vergnügt und froh die Leute d'rin,

Da denk' ich wohl mit Heiterkeit
An manch' vergang'nes Herzeleid;
Mir ist, als spräch der Lenz: „O, Freund,
Es war ja nicht so bös gemeint.

Die holde Welt wohl hin und her
An tausend Sorgen trugst du schwer;
Brauchst nicht mehr in die Welt zu zieh'n,
Dein Glück soll dir daheim erblüh'n.

**Sonnenregen.**

Vorüber das Gewitter,
Der Himmel glanzerhellt!
Seht, wie im Strahl der Sonne
Der letzte Tropfen fällt!

Es lächeln nach dem Sturme
Schon wieder Wald und Flur,
Indeß noch Thränen hängen
Am Antlitz der Natur.

**Spröde Locken.**

Mein Mädchen hat zwei Locken kraus,
Zwei Locken, denen ich zürne;
Sie springen aus dem Hut heraus
Gar trotzig über der Stirne.

Sie wollen sich dem Kamme nicht,
Und nicht dem Streicheln fügen,
Obschon sich sonst die Haare schlicht
Und weich an's Köpfchen schmiegen.

So ist auch ihr Gemüthe weich
Und ohne spröden Willen;
Doch hat sie, den kleinen Locken gleich,
Verzweifelt krause Grillen.

**Aufschluß.**

Daraus wird es mir erst klar
Wie du kannst entzücken,
Daß sich in dein dunkles Haar
Rosen selbst verstricken.

### Verschiedene Wirkung.

Du lächelst, und in Stürmen wogt, o Liebchen,
Mein Herz so bange;
Dir aber gräbt sich nur ein kleines Grübchen
In deine Wange.

### Die Mutter schläft.

Im weißen Linnen, glatt gekämmt die Haare,
So ruht die todte Mutter in der Bahre;
Gefaltet liegen auf der Brust die Hände
Und Blumen schmücken rings des Sarges Wände.

„Die Mutter schläft nur,“ sagt man sonst dem Kinde,
Da lächelt wohl sein Antlitz still und linde; —
Wär' ich ein Kind an diesem Leichenscheine!
„Die Mutter schläft“ — ich glaub' es nicht und weine.

Denn diese Hand, gebräunt und voller Schwielen,
Die liegt so starr nun in des Sarges Dielen;
Sie hat so fleißig, ach! im Schweiß und Qualme
Geschnitten auf dem Feld die goldnen Halme.

O theure Hand, du schufest ohn' Ermatten!
Du wiegtest einst mich in der Garben Schatten;
Du schlepptest dich, daß ich gebettet liege,
Von Feld zu Feld mit mir und meiner Wiege.

Um mich der Aehren fluthendes Gewimmel
Und über mir dein Auge und der Himmel,
So schlief ich ein und auf der Wiegenstange,
Da sang der Vogel mir mit munt'rem Klange.

O theure Hand! was im Gemüth ich nähre,
Was mir gereift in voller Geistesähre,
Das Wort, das mir im Mund gedieh zur Blüthe
Das alles dank' ich heute deiner Güte.

Daß dies Geschick ich trage still geduldig,
Das Opfer bin ich deiner Liebe schuldig.
Ich gönne dieser Hand die Feierstunde,
Die Klage wird zum Dank in meinem Munde.

Die Gedichte waren in tiefster Bewegung zu Ende gelesen, da pochte es an der Thür. Der freundliche alte Bauer trat zögernd ein und brachte die am Herde trocken gewordenen Kleider. Er war schier unzufrieden, als er das Bett unberührt fand, aber die Frage: „Wie kommen wohl Michael Alberts Gedichte hier unter die alten Kalender?“ versöhnte ihn sofort. „Nun, ich habe ihn ja gut gekannt, und seine Eltern. Waren ja Bauern hier in der Gemeinde. Haben zwei Höfe hier besessen, den einen hier nebenan, den anderen drüben in der Gasse an der Kirche vorbei. Dort ist auch der Michael Albert geboren worden. An dem Hause ist eine Gedenktafel. Die hat man vor einigen Jahren dort angebracht.“ „Und kennen Sie wohl auch die Gedichte in dem Bande hier?“ „Wie denn nicht! Hab' oft darinnen gelesen, er selbst hat sonst seine Schriften hergebracht. Freilich die Gedichte nicht. Die sind erst nach seinem Tod herausgekommen. Ach ja, das war ein gescheiter, braver Mann, aber seine Eltern haben auch viel auf seine Erziehung verwendet. Für einen Bauer ist das nicht so leicht. Baares Geld ist nicht da und die Studien und Reisen kosten viel. Der Michael Albert hat in Jena und Berlin studirt und auch in Wien und dann ist er in Schäßburg Professor gewesen, viele, viele Jahre.“

Der Bauer erzählte noch manches von seinem verehrten Freunde, von der trefflichen Mutter des Dichters, was wir später in dem Buche: „Michael Albert, sein Leben und Dichten von Adolf Schullerus (der Name ist hier im Lande sehr häufig), Hermannstadt, W. Krafft, 1898, ausführlicher fanden.

Der Regen hatte indessen nachgelassen, wir machten uns sofort auf den Weg, das Geburtshaus des Dichters zu suchen. Eine einfache Marmortafel inmitten beider Gassenfenster des ebenerdigen schlichten Gebäudes besagt, daß der Dichter Michael Albert hier geboren ist: am 21. Oktober 1839 und gestorben am 21. April 1893.

Die heutigen Besitzer des Hauses sind keine Nachkommen oder Verwandte des Dichters, denn nach dem Tode seiner Mutter, im Jahre 1862, ging die Wirthschaft herab und der Vater mußte nach und nach seinen Besitz veräußern; als er gestorben war, war wenig geblieben. Der Sohn hatte indessen die Professur in Schäßburg angetreten, hielt aber seine Beziehungen mit dem nur wenige Meilen entfernten Geburtsdorfe immerwährend aufrecht.

So versicherte unser freundlicher Wirth, dem wir gern herzlich dankbar waren für die unbewußte Vermittlung von so vielem Schönen durch seine wenigen Bücher. Bis zum nahe bevorstehenden Aufbruch war nur noch wenig Zeit geblieben und wir schwankten, ob wir im Kalender die Novelle: „Herr Lukas Seiler“ lesen oder noch in dem Band „Gedichte“ weiter blättern sollen. Die Versuchung, das letztere zu thun, war zu groß, wir gaben ihr nach und fanden noch Vieles, was uns erfreute: Vor allem, daß Albert ebenso humorvoll schreiben konnte, als empfindsam und gemüthstief. Eine ganze Reihe „humoristischer Dorfgeschichten“ in Versen bilden einen besonderen Abschnitt des Bandes. Demselben gehen voran „Lieder“, „Vermischte Gedichte“, „Romanzen nach vaterländischen Stoffen“. Ihm folgen „Kleinigkeiten“, dann „Zeitgedichte“. Aus diesen wollen wir das folgende hier niederlegen:

### Zuversicht.

Wenn der Vesuv auswirft die Lavagluthen,
Aus ihrer Asche wächst der Rebe Grün;
Und wenn der Nil ausgießt die schlammigen Fluthen,
Ein Acker wird's, worauf die Aehren blühn.

Und bricht das Böse die geweihten Schranken,
So tief von Gott durchdrungen ist die Welt,
Daß doch ein Keim von göttlichen Gedanken
Saatbringend auch in die Zerstörung fällt.

Und aus der bösen Zeit mit ihren Schrecken,
Die schwer uns züchtigt, doch vielleicht gerecht,
Wird einst der Zukunft schön're Sonne wecken
Die bessere Frucht dem glücklicheren Geschlecht.

Diese unerschütterliche Zuversicht in das Nahen einer besseren Zukunft macht den Dichter zu einem echten Sohne seines Volkes.

Mit solcher Zuversicht im Herzen sind seine Volksgenossen einst vom Nieder-Rhein in die damals völlig unwirthbaren Wälder des Landes als Ansiedler gekommen. Mit dieser Zuversicht ausgerüstet, haben sie durch mehr als 700 Jahre alle Noth und Entbehrung, alle Mühsal und Kämpfe bestanden und ertragen, welche ihnen beschieden waren, zuerst als Grenzhüter gegen die wilden Kumanen, Petschenegen und Wlachen, dann während der Einfälle der Mongolen, während der mehr als viereinhalbhundertjährigen Türkenherrschaft über Ungarn, verknüpft mit dem vielfachen Bürgerkrieg, den die Wirrsale einer scheinbaren Selbstherrschaft durch Wahlfürsten mit sich brachten. Diese Zuversicht hat den sächsischen Volksstamm auch in allen politischen Bewegungen der letzten beiden Jahrhunderte aufrecht erhalten, ihm seine edle Eigenart, seine unerschütterliche Liebe zu Vaterland und Volksthum bewahrt und in den letzten beiden Jahren auch in zwei Denkmalen bleibenden Ausdruck gefunden: In dem Denkmal des Magisters Johannes Honterus, der dem Lande unter persönlicher Beglückwünschung Martin Luthers dem deutschen Volke im fernen Siebenbürgen den evangelischen Glauben und

den Segen der Buchdruckerkunst gebracht hat und in dem Denkmale des evangelischen Bischofs Georg Daniel Teutsch, eines Schäßburger Kindes, der die Geschichte des Sachsenvolkes geschrieben und für sein Volk auf jedem Gebiete hervorragend gewirkt hat.

Das Denkmal des 1893 verstorbenen Bischofs erhebt sich vor der Hauptkirche zu Hermannstadt, gegenüber dem großen Elementar- und Mittelschulgebäude. Das Denkmal Johannes Honterus', im vierhundertsten Jubeljahre der Geburt, 1898, errichtet, ziert den Platz, der von der evangelischen Kirche und den sächsischen Schulen Kronstadts gebildet wird. Täglich sehen alle die Schule besuchenden Kinder des ausdauernden Volksstammes die Erzbilder ihrer großen Männer und diese blondgelockten Knaben und Mädchen mit den braunen Augen, in denen mit dem Blau des Himmels die deutsche Redlichkeit und Innigkeit sich malt, sind die „Hoffnung, Zukunft des Volks!".

F. R.

---

## Ein steinzeitliches Dorf am Neckar.

Von Dr. Ludwig Wilser.

Von Jahr zu Jahr wächst die Zahl der durch den Spaten unermüdlicher Alterthumsforscher aufgedeckten Wohnstätten und Grabfelder aus neolithischer Zeit, mehr und mehr befestigt sich dadurch die Ueberzeugung, daß schon in jener grauen Vorzeit unser Vaterland nicht nur von spärlichen Herden roher Wanderhirten, sondern von einer ziemlich dichten, fest ansässigen und ackerbauenden Bevölkerung besiedelt war, immer deutlicher tritt auch durch Schädel- und Knochenfunde die Rasse jener frühen Bewohner aus dem urgeschichtlichen Dunkel hervor. So hat in den beiden letzten Jahren Hofrath Schliz in Heilbronn, der sich auch früher schon um die anthropologische und archäologische Erforschung seiner Heimath verdient gemacht hat, unterstützt durch den in Ausgrabungen ungemein erfahrenen und glücklichen, der Alterthumswissenschaft leider zu früh entrissenen Ingenieur Bonnet aus Karlsruhe, bei Großgartach, in einem Seitenthal des mittleren Neckars, ein ganzes steinzeitliches Dorf festgestellt und einzelne Gehöfte desselben in sorgfältigster Weise freigelegt und durchforscht. Bei der hohen kulturgeschichtlichen Bedeutung dieser erfolgreichen Arbeiten möchten wir nicht verfehlen, alle Urgeschichtsforscher auf die schöne Veröffentlichung[1]) hinzuweisen, die alle Ergebnisse derselben zusammenfaßt und durch reichen Bilderschmuck erläutert.

Durch ein besonders schönes, auf einem Acker gefundenes Segenteinbeil aufmerksam gemacht, begann der Verfasser seine Nachforschungen im November 1899 und hatte das Glück, sogleich auf eine Wohnstätte zu stoßen, die sich später als „Herrensitz" einer zusammenhängenden, etwa 90 Einzelhöfe umfassenden Ansiedelung erwies. Der fruchtbare Ackerboden der Heilbronner Gegend besteht aus Löß, dessen tiefere Schichten, der „gewachsene" Boden, eine gleichmäßig hellgelbe Farbe haben, von der sich die schwarze, mit Kohle, Asche und verwesten Stoffen durchsetzte „Kulturerde" scharf abhebt. So war es möglich, die Grundrisse von sechs aus Wohnhäusern, Scheunen und Viehställen bestehenden Gehöften festzustellen, die sich nach Anlage und Einzelfunden ähneln, von denen jedoch das zuerst entdeckte entschieden das am sorgfältigsten gebaute und am reichsten ausgestattete ist. Es lag auf einer runden, freien Ausblick gewährenden Hügelkuppe, von der sich eine sonnige Halde zum Thalboden herabzieht, war von rückwärts durch reiche Quellen mit gutem Wasser versorgt und bestand aus einem Wohnhaus und einem Stall- oder Wirthschaftsgebäude, beide einheitlich nach derselben Schnurrichtung gebaut und zusammengehörig, wie die zwei, hier und dort gefundenen Hälften eines zerbrochenen Steinbeils beweisen. Der Grundriß dieser, wie aller später aufgedeckten Gebäude ist rechteckig; die Wände bestanden, wie die Pfostenlöcher noch deutlich erkennen ließen, aus festen, manchmal durch Streben verstärkten Eckbalken und einem doppelten, um aufrechte Stangen geschlungenen Flechtwerk, das mit Lehm verputzt und dessen Zwischenraum mit einer Mischung aus Lehm und Häcksel ausgefüllt war. Die Innenwand des Wohnhauses war sorgfältig geglättet, geweißt und nicht ohne Geschmack mit einem Zickzackmuster gelber, rother und weißer Streifen bemalt, während die Häuser der übrigen Gehöfte nur einen gleichmäßigen gelbrothen Anstrich erkennen ließen. Diese Bauart ist kulturgeschichtlich wichtig, da vielfach, z. B. von Schrader,[2]) die Meinung vertreten wird, das ureuropäische Haus sei ein Rundbau gewesen. Selbstverständlich muß der in unserem Welttheil uralte Blockbau immer rechteckig sein, aber die Steinzeithäuser von Großgartach zeigen, daß auch früher schon die rechtwinkelige[3]) Anlage bevorzugt war. Sicher hat man, besonders für vorübergehenden Gebrauch, auch runde, zeltähnliche Hütten gebaut, und höchst wahrscheinlich sollen diejenigen der Markussäule nicht feste Wohnhäuser, sondern nur die Lagerhütten eines auf der Wanderschaft oder einem Kriegszuge befindlichen Stammes darstellen, denn damals kannten und übten unsre Vorfahren längst den Blockbau, vermuthlich auch schon das kunstreichere „Reiswerk". Der Innenraum des Herrenhauses von Großgartach bestand aus einer tiefer liegenden Küche mit Herdgrube und Aschenloch und einem erhöhten Wohnraum mit zwei Lehmbänken, die wahrscheinlich mit Brettern verschalt und mit Pelzwerk bedeckt, zum Ruhen und Schlafen gedient haben. Waffen und Werkzeuge aus Stein, Bein und Horn sind in großer Anzahl gefunden worden, dagegen nicht die geringsten Spuren von Metall: die schön gearbeiteten und geschliffenen Aexte, Hämmer, Keile bestehen aus Serpentin, Diabas und Hornblende, Messer und Sägen aus Feuerstein, Geweihsprossen von Hirsch und Reh sind zu Speerspitzen geschliffen, Schweinszähne zu Pfeilen verarbeitet, Pfriemen, Stichel, Bohrer, Meißel, Spatel, Nadeln, Schaber, Weberschiffchen meist aus gespaltenen und geschliffenen Röhrenknochen gefertigt. Von ganz besonderer Wichtigkeit und daher vom Verfasser sehr eingehend behandelt ist die Töpferwaare. Bei der außerordentlich großen Menge von Scherben aus gelbem, blaugrauem oder durch Beimengung von Kohle schwarz gefärbtem Thon fiel die Zusammenstellung ganzer Gefäße schwer, doch geben die zahlreich vorhandenen Rand-, Bauch-, Boden- und Henkelstücke ein übersichtliches Bild der einzelnen Formen. Deutlich läßt sich einfaches Küchen- und Gebrauchsgeschirr von kunstreich verzierten Prunkgefäßen unterscheiden. Das Zierwerk besteht aus Schnurabdrücken, Reihen von Stichen oder Strichen und gebogenen oder gebrochenen Linien. Die am reichsten und geschmackvollsten verzierten Gefäße vom eigentlichen „Großgartacher Typus" bestehen durchweg aus feingeschlämmtem, durch mehr oder weniger Kohle braun bis schwarz gefärbtem, nicht allzu stark gebranntem Thon; doch ist die Außenfläche durch sorgfältigste Glättung und nochmaligen Ueberzug mit einem aus Ruß und Fett oder Harz bestehenden Farbstoff widerstandsfähig gegen Wasser gemacht. Von diesem glänzend schwarzem Grunde heben sich die durch Stempeleindrücke oder mit einem Grabstichel in eigenartigem Stil und mit unleugbarem Geschmack hergestellten Zierathen durch ihre weiße, hauptsächlich aus kohlensaurem Kalk bestehende Füllung aufs wirkungsvollste ab. Als Vorbilder haben wohl Schnüre, Netze und andere Flechtereien gedient, und der Verfasser hält daher die Schnurverzierung mit Recht für die älteste und ursprünglichste, die gerade wegen ihrer Alterthümlichkeit in der Blüthezeit der Ansiedelung nur noch für Graburnen verwendet wurde. Die Scheidung der Bandverzierung in „Winkelband" und „Bogenband" ist nach den Großgartacher Funden in keiner Weise aufrechtzuerhalten; die ganze Gruppe, von Frankreich über Süddeutschland bis nach Böhmen und Mähren, „ist eine einheitliche" und berechtigt nicht zu erheblichen chronologischen Trennungen. Die Anfänge bildnerischer Kunst läßt ein zu einem gehörnten Thierkopf ausgestalteter Topfhenkel erkennen. Die schwarz und weißen Prunkgefäße legen durch ihren „Stil von hoher Kunstvollendung" Zeugniß ab von dem Geschick und Geschmack der steinzeitlichen Töpfer; die Ungebundenheit der Zeichnung, „die Bogen, Spiralen, Winkel, Mäander, Wellenlinien, die einfach gestrichelten, in Punkt-

---

1) Das steinzeitliche Dorf Großgartach, seine Kultur und die spätere vorgeschichtliche Besiedelung der Gegend von Dr. A. Schliz. Mit 1 Karte, 12 Tafeln und 24 in den Text gedruckten Abbildungen. Stuttgart, Verlag von F. Enke 1901.

2) Reallexikon der indogermanischen Alterthumskunde. Straßburg, Karl J. Trübner 1901.

3) Auch die im vorigen Jahre von Soldan bei Neuhäusel in Nassau aufgedeckte Niederlassung aus der Hallstattzeit, 7. bis 5. Jahrhundert v. Chr., bestand aus rechteckigen Häusern. Siehe Globus LXXIX, 4.

stich, in Schnurmanier ausgeführten Linien sehen einen weiten Gesichtskreis von kunstgewerblichen Motiven und lange Kunstgewöhnung voraus". Der Verfasser glaubt dies auf Einflüsse vom Mittelmeer, die hier mit der rheinischen Steinzeitkultur zusammenstießen, zurückführen zu müssen. Die Annahme solcher „Einflüsse", mit denen überhaupt in der Kulturgeschichte noch viel zu viel gearbeitet wird, ist aber m. E. durchaus nicht nöthig: einem Volke, das schon die Kulturstufe der Ansiedler von Großgartach erstiegen hatte, ist auch die selbständige Bereicherung seiner Ziermuster durch Wellen- und Schneckenlinien zuzutrauen.

Zersprungene Mahlsteine sowie Spreu und Häcksel im Wandverputz stellen den Ackerbau der Bewohner des Steinzeitdorfes außer Zweifel. Als Hausthier wurde besonders das Schwein, eine „ziemlich hochbeinige, gezüchtete" Abart, das Hausrind in zwei Rassen (Bos taurus und Bos brachyceros), das Schaf, die Ziege und, nach Nagespuren an Abfallknochen, wahrscheinlich auch der Hund gehalten; von Geflügelknochen hat sich nichts gefunden, vom Pferd, zahm oder wild, nur ein gespaltener Hengstzahn. Gejagt wurde der Auerochs, der Hirsch, das Reh, der Biber. Weit größere Bedeutung als die Ueberbleibsel all dieser gezähmten und wilden Thiere haben aber selbstverständlich diejenigen des Menschen, dem sie zur Nahrung gedient oder dessen Hausgenossen sie gewesen sind. Schon in den 70 er Jahren waren am gleichen Orte neben einem Skelett von 185 Zentimeter Länge auch zwei Schädel von ausgesprochenem Langbau gefunden worden, von denen der eine noch erhalten ist und „durchweg edle, schön geschwungene Linien" und Verhältnisse zeigt, die auf große „körperliche Schönheit" deuten. Leider ist bei den neueren Ausgrabungen trotz aller Sorgfalt ein Gräberfeld, der zur Ansiedlung gehörige Friedhof, nicht aufgefunden worden, dagegen ein Einzelgrab, das ein Skelett von 175 Zentimeter Länge in der bekannten Schlafstellung der „liegenden Hocker" und als Beigaben ein schnurverziertes Gefäß und zwei Steinbeile enthielt. „Die Einzelbestattung im Hügel auf der beherrschenden Höhe des Heuchelbergs darf man mit dem Verfasser „als auszeichnende Ausnahme" auffassen. „Der lange Schädel (Index 45, 4) ist schön oval, ohne hinausgezogenes Hinterhaupt, das Gesicht schmal und zierlich gebaut mit kleinen Zähnen und weist, wie Schliz meint, in seinem ganzen Bau „mehr auf die Bildung der südeuropäischen Langköpfe als auf die unserer germanischen Reihengräberschädel mit ihrem brutalen Kieferbau hin". Dagegen spricht aber die stattliche Größe — die Mittelmeerrasse (Homo mediterraneus) ist klein von Wuchs — der beiden gefundenen Skelette, und auch die meisten Steinzeitschädel, so die von mir untersuchten vom Michaelsberg bei Untergrünbach, von Rappenau, vom Isteiner Klotz, von Flamborn, gleichen den germanischen zum Verwechseln. Die hohe Schönheit und edle Gesichtsbildung unserer Vorfahren ist hundertfach bezeugt; da sie aber zugleich hochgewachsen und von großer Leibeskraft waren, haben die allerdings manchmal stark entwickelten Kiefer nichts Auffallendes. Daß die Steinzeitkultur in unsere Gegenden durch Einwanderer vom Mittelmeer gebracht worden sei, ist aus verschiedenen Gründen höchst unwahrscheinlich; obgleich wir von den Farben nichts wissen, dürfen wir doch aus Schädelgestalt, Knochenbau und Körpergröße schließen, daß der neolithische Mensch, wie die einige Jahrtausende später eingewanderten Germanen, der nordeuropäischen Rasse (Homo europaeus Linné) angehört hat. Erst gegen Ende der Steinzeit haben Rassenkreuzungen mit Rundköpfen östlicher Herkunft (Homo brachycephalus) stattgefunden, die sich an manchen Fundorten bemerklich machen.

Zum Schlusse gibt der Verfasser, der seine eifrigen und erfolgreichen Nachforschungen nicht bloß auf die Steinzeit beschränkt hat, eine Uebersicht über die Besiedelung der Heilbronner Gegend in der Hallstatt-, Bronze-, Kelten- und Römerzeit und gelangt zu dem für die neolithischen Bewohner sehr schmeichelhaften Endurtheil: „Vergleichen wir jedoch den Stand der Kultur in der Steinzeit, die wohlausgestatteten,[4]) nach durchdachtem Plan eingerichteten Wohnungen, den ausgebildeten Geschmack und das Kunstverständniß, das aus den Resten des Hausraths hervorgeht, mit den Resten der späteren Zeiten, so können wir nicht sagen, daß der Stand der gesammten Kultur der Bauern von Großgartach, wenn wir von der im Material liegenden Beschränkung absehen, zur Steinzeit ein niedrigerer war als in den späteren Epochen und vielleicht auch noch heute."

[4]) Auch hierin widerlegt der Spaten die aus naheliegenden Gründen höchst unsicheren Schlußfolgerungen der Sprachvergleicher. „Der Ackerbau," sagt Schrader (l. c.), „tritt an wirthschaftlicher Bedeutung noch hinter der Viehzucht zurück," daher sind „die Ansiedelungen der Menschen noch wenig feste".

---

## Besprechungen.

* **Volksthum und Weltmacht in der Geschichte von Albrecht Wirth.** München 1901 (bei F. Bruckmann). — Der Verfasser ist wohl den Meisten in erster Linie als unermüdlicher Weltreisender bekannt; er ist aber in seinen Ruhemonden auch ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Ungefähr zur gleichen Zeit mit dem obengenannten Buch erschien sein „Abriß der Geschichte Afrikas", ein Schriftchen, betitelt: „Die Entwicklung Asiens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart", und in der „Neuen deutschen Rundschau" sein Tagebuch einer persisch-indischen Reise, von kleineren Aufsätzen hier und anderswo abgesehen, die zum Theil in das citirte Buch herübergenommen sind. Neben der Weitgereistheit und der geübten Feder steht dem Autor aber noch eine erstaunlich vielseitige Belesenheit und anscheinend ein vorzügliches Gedächtniß zur Verfügung. Und dennoch kann man des Buches nicht recht froh werden. Der Verfasser steht auf dem gleichen Boden wie Gobineau, Chamberlain, zum Theil Breysig; weltumfassenden Zusammenhängen, weltweiten Parallelen nachzugehen ist sein Hauptbestreben; und auch er singt wie die beiden Erstgenannten ein hohes Lied der Rasse, in specie den Ariern und besonders den Germanen. Auch anderweitig erinnert nicht bloß die äußere Ausstattung (des gleichen Verlags) an Chamberlains „Grundlagen". Aber es fehlt das ernste Feuer, das Chamberlains Werke durchglüht, und die Darlegungen sind mitunter sprunghaft. Oft begegnet man werthvollen Sätzen, wie z. B. der Anschauung, daß das Aufkommen der Union eine Hauptwendung der Weltpolitik bedeutet; der Betonung des Niedergangs des Christenthums vor dem Islam und der Thatsache, daß „das Christenthum sich immer auf die Treue derselben Söhne stützt"; dem neuerlichen Nachweis der alten Beziehungen Chinas zu dem Westen. Vor allem aber sind wir bei dem gegenwärtigen Taumel von Welthandel und Industrie Jedem besonders dankbar, der, wie der Autor, den alten Unterschied zwischen Zivilisation und Kultur betont, der sich in das Häusermeer der Großstadt eine stille Sehnsucht nach der reinen Weite der kirgisischen Steppe und nach dem Dämmer des Urwalds hinüber gerettet hat; der dem eigenen Volk nicht Reichthum in erster Linie, sondern „Land, neues Land" begehrt. — Dennoch können wir einige Bedenken nicht unterdrücken: es fehlt dem Buch ein festes Rückgrat, ein fortschreitend entwickelter Grundgedanke, der am Ende zu einem greifbaren Schluß führt. In der Geschichte der Oekumenen am äußersten West und Ost kontemporäre Entwicklungsstufen und -gleichheiten zu konstruiren — oder eine eingehende Charakterschilderung des nur kombinirten, nie erlebten Urariers zu unternehmen (S. 31 f.), dürfte ein müßiges Unterfangen sein. Auch sonst läßt sich der Autor zur Aufstellung von Sätzen verleiten, die einer strengen Prüfung wohl kaum Stich halten: So z. B. die etymologische Verbindung von Jnetschi und dem Jotuna der Edda (S. 50) oder die Bemerkung „Geschichte ist vor allem eine Kunst" (S. 184) oder der Satz „die Wüste macht nicht den schweigsamen Tibetaner, sondern der Tibetaner sucht mit Vorliebe Wüsten auf" (S. 206) u. a. m. Wendungen wie „haben unterliegen" (S. 36), Wörter wie „urthümlich", „Volkheiten" (S. 109, 197), auch „Glaubensthum", abwechselnder Gebrauch von „Kanaanäer" und „Kanaanite" können nicht gut geheißen werden. Endlich vermissen wir eine zweifelsfreie Definition des an sich etwas dunklen Begriffs der „Volksthümer", eines Begriffs, der neben dem der „Race" einen Grundpfeiler für den Aufbau der gesammten Darlegungen des Verfassers bildet. Diese Bedenken konnten nicht unausgesprochen bleiben, denn von schweren und ernsten Dingen spricht das Buch, und an goldenem Geräth ist uns die Reinheit wichtiger als an einem irdenen Topf.

R. H.

*Auguste Comte conservateur.* Extraits de son oeuvre finale (1851—1857) ist der nach deutschen Begriffen etwas pathetische Titel eines 1898 bei H. Le Soudier in Paris erschienenen Buches. Comtes direkter Einfluß dürfte zur Zeit in Deutschland nicht übermäßig groß sein; jedenfalls geringer als der indirekte, insbesondere durch Engländer vermittelte. Bei den Naturforschern der roma-

nischen Länder hingegen scheint der Name Comte in höchstem Ansehen zu stehen, und in Frankreich gibt es bekanntlich leidenschaftliche Anhänger des Philosophen; einer von ihnen, ein Testamentsvollstrecker Comtes, hat an dessen hundertstem Geburtstage dieses Werk herausgegeben. Man weiß, daß Comte eine rein wissenschaftliche und eine religiöse Periode gehabt hat; unser Herausgeber hält sich an die zweite Periode; Leute wie Littré, die sich an die erste halten, sind ihm ein Greuel. Das zusammenfassende Hauptwerk der zweiten Periode ist das „Systeme de Politique positive, ou Traité de Sociologie, Instituant la religion de l'Humanité" (1851—1854), ein Gegenstück zum Hauptwerk der ersten Periode, dem „Cours de Philosophie positive" (1830—1842). Der Comte unseres Buches, der Gründer der allgemeinen Religion, der Hohepriester der Menschheit, verachtet die Anhänger seiner früheren Philosophie, die „Coterie Littré", die englischen „roués", welche die Philosophie positive gegen die Politique positive ausspielen; er bedauert, jenes einleitende Werk veröffentlicht zu haben, das zu anarchistischen Intriguen und schuldvollen Komplotten gegen den sacerdoce régénérateur mißbraucht werde. — Die Monatsschrift zur Verbreitung der positiven Weltanschauung, „Die Religion der Menschheit", herausgegeben von Dr. H. Molenaar (Selbstverlag des Herausgebers, München, Ungererstraße 26/III.), will der eingangs erwähnten geringen Popularität Auguste Comtes in Deutschland abhelfen. Das uns vorliegende 1. Heft Nr. 1—3, Januar bis März 1901, zeigt, daß in manchen Aeußerlichkeiten die neue Zeitschrift vom gewohnten Habitus einer modernen Zeitschrift sich unterscheidet, und zwar, wie wir finden, nicht zu ihrem Nachtheil; die Abonnenten werden ihren Berufen nach klassifizirt, wobei sich zeigt, daß ein Sekundaner unter ihnen ist. Inhaltlich gestattet das erste, mit dem sympathischen Bilde Auguste Comtes geschmückte Heft natürlich noch kein endgültiges Urtheil über das Unternehmen; auch entschuldigt sich der Herausgeber, daß er durch seine Thätigkeit als Schriftführer der „Deutschen Centrale für Bestrebungen zur Beendigung des Burenkriegs" in der Anwerbung von Mitarbeitern behindert war. Der Richtung nach scheint der klar und zielbewußt vorgehende Herausgeber nicht exklusiv sein, Positivisten verschiedener Art in seinem Blatte vereinigen zu wollen, weßhalb es kaum fehlen wird, daß die Orthodoxen, deren Werk „Auguste Comte méconnu" ist, „die Religion der Menschheit" auf ihren Index setzen werden. Ein Artikel des Herausgebers stellt die Geistesentwicklung der Menschheit nach Comtes Auffassung dar; diese Darstellung soll in den drei folgenden Quartalsheften weitergeführt und abgeschlossen werden. Den übrigen Inhalt des Heftes bilden kulturpolitische Abhandlungen und Auseinandersetzungen mit den Frauenrechtlern und Sozialdemokraten, meist Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen. P. N. C.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Eine wichtige Arbeit über die griechischen Inseln hat soeben Dr. Alfred Philippson im 134. Ergänzungsheft zu „Petermanns Mittheilungen" veröffentlicht. Philippson hat das ganze Gebiet des Aegäischen Meeres mit Ausnahme von Kreta und der zu Kleinasien gehörigen Inseln wiederholt bereist und liefert nun die ersten brauchbaren Angaben über Erdbeschaffenheit, Bevölkerung und Kulturentwicklung der einzelnen Inseln. Sein Hauptaugenmerk hat er auf den geologischen und völkergeschichtlichen Zusammenhang zwischen Griechenland und Kleinasien gerichtet, so daß er auch der Geschichtsforschung einen werthvollen Beitrag liefert. Ueber die Bevölkerungsstärke und über das Schwanken in den letzten Zahlen finden sich genaue Angaben; sie lehren, daß die Kykladen zur Zeit nur in sehr schwacher Entwicklung begriffen sind, einige der bedeutendsten Punkte, wie z. B. Syra, zeigen sogar einen beständigen Rückgang in der Einwohnerzahl. Aus der Gesteinkunde sind besonders die sorgfältigen Untersuchungen über die einzelnen Marmorarten willkommen.

* Der auf der Fahrt nach dem Nordpol begriffenen „Auguste Victoria" ging ein Brief des Nordpolfahrers Bauendahl zu, worin dieser mittheilte, daß er 82.7 Grad nördlicher Breite erreicht, dann auf der Däneninsel „Pikes Haus" überwintert hätte und nun um Proviant, sowie sonstige nothwendige Gegenstände bat. Die „Auguste Victoria" gab diesem Ersuchen Folge und übernahm dann nach die Post, sowie verschiedene Jagd- und wissenschaftliche Gegenstände der Bauendahl'schen Expedition. Das nächste Ziel dieser Expedition ist nach der der „Auguste Victoria" gewordenen Mittheilung die Ostküste Grönlands, von wo aus dann in Gemeinschaft mit einem norwegischen Begleiter weiter nordwärts vorgedrungen werden soll.

* Max Müllers Bibliothek nach Japan verkauft. Eine Depesche aus Oxford meldet, daß der japanische Baron Iwasaki die von Professor Max Müller hinterlassene Bibliothek, welche aus nahezu 13,000 Bänden und vielen Sanskritmanuskripten besteht, erworben hat, um dieselbe der Universität Tokio zu überlassen.

* In Verbindung mit der 73. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Hamburg findet eine Ausstellung statt. Sie wird einen Theil der offiziellen Veranstaltungen bilden. Es werden deßhalb keine Gebühren von den Ausstellern erhoben, dagegen muß der Umfang der Ausstellung dem Raum entsprechend beschränkt werden. Der Ausschuß behält sich daher das Recht vor, zu der Ausstellung hinzuzuziehen oder abzuweisen, wie er es für die Sache nützlich hält. Die Ausstellung besteht aus drei Sonderausstellungen mit bestimmt abgegrenztem Programm. Eine das ganze Röntgen-Verfahren umfassende Ausstellung und eine Ausstellung der Hamburger Mechanik und Optik sind in Vorbereitung; als dritte ist eine chirurgische Ausstellung in Aussicht genommen.

* **Stuttgart.** Prof. Dr. Zwick an der hiesigen Thierärztlichen Hochschule hat einen Ruf an die veterinär-medizinische Fakultät der Universität Gießen erhalten.

* **Bonn.** Der Historiker Professor Friedrich v. Bezold hat einen an ihn ergangenen Ruf an die Universität Leipzig abgelehnt.

* **Leipzig.** Wie der „Frkf. Ztg." mitgetheilt wird, beruht die Meldung über das 60jährige Doktorjubiläum des Professors Dr. med. et phil. Winter auf einem Irrthum. Dieses Jubiläum fällt erst ins Jahr 1904.

* **Berlin.** Der bisherige außerordentliche Professor Dr. Paul Rehme ist zum ordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der Universität Halle ernannt worden.

* **Posen.** Hier starb im Alter von 37 Jahren der Direktor des Provinzialmuseums und der Landesbibliothek Dr. Schwartz. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Die preußischen Landmilizen im siebenjährigen Kriege" und „Die Provinz Posen als Schauplatz des siebenjährigen Krieges".

* **Aus Oesterreich.** Wie eine Lokalkorrespondenz meldet, steht die Berufung des ordentlichen öffentlichen Professors der romanischen Philologie an der Wiener Universität Dr. Wilhelm Meyer-Lübke an die Universität in Zürich unmittelbar bevor, und es ist nicht ausgeschlossen, daß er dem Rufe Folge leistet.

wg. **Aus der Schweiz.** Am 17. Juli starb nach jahrelangem Leiden der Professor der Schweizer Geschichte und Urkundenlehre an der Universität Bern Dr. Hidber im 84. Lebensjahre. Hidber hat fast 50 Jahre als akademischer Lehrer in Bern gewirkt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Salings Börsenpapiere. 25. Aufl. 2. Theil. Salings Börsenjahrbuch 1901—1902. Leipzig, Verlag für Börsen- und Finanzlit. 1901. — Baedekers Rußland. 5. Aufl. Leipzig, Baedeker 1901. — Dr. O. Frommel: Frommels Lebensbild. Bd. 2 und 4. Berlin, Mittler u. Sohn 1901. — E. Wichert: Der Sohn seines Vaters. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Bd. 101.) Berlin, Goldschmidt 1901. — A. v. Perfall: Der Bauer vom Wald. (Do., Bd. 100.) Ebd. 1901. — Jules Payot: Die Erziehung des Willens. Leipzig, Voigtländer 1901. — 1. Jahresbericht der öffentlichen Bücherhalle zu Hamburg (1899—1900). Hamburg, Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe 1901. — Lusern in Süd-Tirol. (Nationale Reiseführer Nr. 1.) Freiburg i. B. 1900. — Das Fersenthal in Süd-Tirol. (Do., Nr. 2.) Ebd. 1901.

Jahrgang 1901. München, Dienstag, 23. Juli. Nummer 166.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

### Uebersicht.



## Joseph Langen,

geb. 3. Juni 1837, gest. 13. Juli 1901.

Der letzte Altkatholik an der Bonner katholisch-theologischen Fakultät ist nun mit Joseph Langen plötzlich aus den Reihen der Lebenden geschieden, der letzte Vertreter der vorvatikanischen liberal-katholischen Theologie, die in Bonn mit ihre Stütze hatte, der letzte Zeuge der Kämpfe, die die dem alten Glauben treu gebliebenen katholischen Theologieprofessoren in Bonn auszukämpfen hatten, Kämpfe, in denen es sich um hierarchische Autorität einerseits, um christliche und wissenschaftliche Ueberzeugung andrerseits handelte.

Langen war geboren zu Köln am 3. Juni 1837. Er studirte zu Bonn, empfing 1859 die Priesterweihe und wirkte ein Jahr als Kaplan im Wervelinghoven bei Neuß. Bald wurde er Kaplan und Repetent am katholisch-theologischen Konvikt in Bonn und habilitirte sich an der theologischen Fakultät zu Bonn 1861 für Exegese des Neuen Testaments. Im Jahre 1864 wurde er außerordentlicher, 1867 ordentlicher Professor der neutestamentlichen Exegese.

Seine Hauptschriften, die er, von Abhandlungen und Universitätsschriften abgesehen, vor dem Jahre 1870 als neutestamentlicher Exeget verfaßte, sind: „Die deuterokanonischen Stücke des Buches Esther“ (1862), „Die letzten Lebenstage Jesu“ (1864), ein biblisch-historischer Kommentar über Jesu letzte Lebenswoche, „Das Judenthum in Palästina zur Zeit Christi“ (1866), ein Beitrag zur Offenbarungs- und Religionsgeschichte als Einleitung in die Theologie des Neuen Testaments. Er trug sich mit dem Gedanken, letzterem Werke, als einem einleitenden, ein anderes über die neutestamentliche Theologie folgen zu lassen, dieses Werk ist indeß nicht erschienen. Sein „Grundriß der Einleitung in das Neue Testament“ erschien erstmals 1868, wie die vorhergenannten Schriften im Verlag von Herder in Freiburg. Langen, der ja der liberaleren, älteren Richtung der katholischen Theologie angehörte, erfuhr an dieser Schrift schon, was man ultramontanerseits unter Freiheit der Wissenschaft verstand. Es war nämlich nahe daran, daß seine „Einleitung“ die vorgeschriebene kirchliche Approbation seitens des erzbischöflichen Stuhles in Freiburg nicht erhielt, wegen einiger nicht ganz ultramontan korrekten Anschauungen in der Lehre von der Inspiration der Heiligen Schrift. Sein älterer Kollege und Gesinnungsgenosse Reusch nahm sich damals seiner gegen diesen Versuch der Bevormundung durch bischöfliche Zensur — „deutsche Professoren quälen“ nannte er es — energisch an. Das Erscheinen der zweiten Auflage dieser Einleitung vollzog sich 1873 unter Umständen, die recht charakteristisch sind. Der Verleger Herder in Freiburg theilte Langen mit, daß „angesichts der Kollisionen, zu denen die Ertheilung der oberhirtlichen Approbation Anlaß geben dürfte“, er auf sein Verlagsrecht verzichte. Langen begleitete seinerzeit das Erscheinen des Buches in einem neuen Verlag (1873, Ed. Weber, Bonn) mit den Worten, daß wenigstens kein *sachlicher* Grund für die kirchliche Behörde vorhanden gewesen wäre, die der ersten Auflage ertheilte Approbation der zweiten zu verweigern, da das Buch *inhaltlich völlig unverändert* bleiben konnte“. Er charakterisirte treffend die ganze geistige Lage mit der Bemerkung: „Durch den Wechsel des Verlags aber wird das Buch hoffentlich so wenig an Brauchbarkeit verloren haben wie durch den Wechsel, der sich inzwischen auch anderwärts vollzogen hat.“

Langen, der auch ein fleißiger Mitarbeiter an dem Organ der vorvatikanischen liberalen deutschen Theologen, an dem Bonner Theologischen Literaturblatt, gewesen war, schloß sich selbstverständlich der wissenschaftlichen Opposition gegen die Beschlüsse des vatikanischen Konzils an. Gemeinsam mit seinen Bonner Kollegen Hilgers, Reusch, Knoodt wurde er vom Erzbischof Melchers, der damals meinte, mit geistlichen Exerzitien ließen sich am ehesten die inneren Kämpfe dieser Männer ausfechten, suspendirt und exkommunizirt. An der altkatholischen Kirchenbildung nahm er auch aktiven Antheil, er gehörte verschiedenen Kommissionen zur Organisirung der altkatholischen Kirche an, verfaßte auch die Lehrbücher für den Religionsunterricht der altkatholischen Schüler. Gleich Reusch war er ein Gegner der Aufhebung des Zwangszölibats für die altkatholischen Geistlichen und als dieser 1878 von der Synode wirklich aufgehoben wurde, zog er sich in ziemlichem Umfang von dem altkatholisch-kirchlichen Leben — er hatte bis dahin mit seinen Kollegen abwechselnd Gottesdienst und Predigt gehalten — zurück.

Wie bei allen Führern des Altkatholizismus, hatten auch bei ihm die kirchlichen Ereignisse des Jahres 1870, mit dem tiefen Einschnitt, den sie in dem Leben so vieler Katholiken wie der deutschen katholischen Kirche bedeuten, die Folge, daß er eine gründliche Revision seiner bisher gehegten theologischen und kirchlichen Anschauungen vornehmen mußte. Diese Revision trug einerseits den Charakter der Ablehnung der Lehren und Theorien des Ultramontanismus, andrerseits mußte sie in irenischem Sinne zu einer größeren Annäherung an die von Rom getrennten Kirchen führen. „Durch grobe Abweichungen — schreibt Langen 1874 über diese Revisionsarbeit — von der altkirchlichen Lehre und Praxis, welche einen die ganze Welt bewegenden Kampf heraufbeschworen, hat die römische Kurie alle unbefangenen und wohlmeinenden Theologen zu einer sorgfältigen Untersuchung der historischen Grundlagen der kirchlichen

Lehre veranlaßt, Untersuchungen, welche, so Gott will, dazu beitragen werden, langgeschiedene, durch Politik, Parteihaß und hierarchische Herrschsucht selbst in Feindschaft gegeneinander versetzte Theile der christlichen Kirche einander wieder näher zu bringen, vielleicht gar miteinander zu versöhnen" („Die Kirchenväter und das Neue Testament", Vorwort S. VI.).

So hat sich auch Langen in ganz hervorragender Weise an der großen Aufgabe des Altkatholizismus betheiligt, auf rein historischem Weg die Nichtberechtigung des ultramontanen Lehrsystems nachzuweisen. Aus einem Exegeten wurde er ein Historiker. Sein erstes Werk in der Reihe dieser historischen Arbeiten, denen hinfort seine schriftstellerische Thätigkeit gewidmet war, ist sein Buch: „Das vatikanische Dogma von dem Universal-Episkopat und der Unfehlbarkeit des Papstes in seinem Verhältniß zum Neuen Testament und der kirchlichen Ueberlieferung" (vier Theile in einem Bande, zweite Ausgabe, Bonn 1876). Er bietet da eine fortlaufende geschichtliche, von der patristischen Periode bis zur neuesten Zeit reichende Darstellung von der Auffassung, die die katholische Theologie von den Lehren des Vatikanums und den zu ihrer Begründung angeführten Bibelstellen gehabt hat. So ist dieses Buch gewissermaßen ein geistiger Uebergang von dem Exegeten Langen zum Historiker Langen. Durch Verbindung von Exegese und Historie sucht er urkundlich zu zeigen, daß die nach der Formulirung des Jesuiten Bellarmin vom Papste auf dem vatikanischen Konzil festgestellten Lehren von seiner eigenen Gewalt und Unfehlbarkeit nicht bloß nach der allgemein menschlichen und christlichen Denkweise, sondern auch nach den Grundprinzipien der katholischen Theologie als Irrlehren zu betrachten seien.

Insofern der Altkatholizismus, geschichtlich angeschaut, seinen äußeren Ausgang von der Verwerfung der vatikanischen Dogmen genommen hat, ist dieses Buch Langens für den Altkatholizismus äußerst werthvoll, als die wissenschaftliche Grundlage und zugleich der wissenschaftliche Nachweis der Berechtigung der katholischen Opposition gegen das Vatikanum. Langens Buch hat, und das charakterisirt wohl am besten den Werth und die Unanfechtbarkeit seiner Resultate, eine wissenschaftlich gehaltene Widerlegung nicht erfahren.

Die eingehenden patristischen Studien, die Langen damals zur Abfassung dieses Werkes machte, erzeugten ein anderes, dogmengeschichtliches, dem ersteren ziemlich parallel laufendes: „Die Kirchenväter und das Neue Testament. Beiträge zur Geschichte der Erklärung der wichtigsten neutestamentlichen Stellen" (Bonn 1874). Er macht hier den Versuch, der zum erstenmale in der katholischen Theologie geschah, „an Mittheilungen aus der patristischen Literatur zu zeigen, wie die dogmatischen Lehren und Anschauungen der Kirchenväter großentheils aus der neutestamentlichen Doktrin sich naturgemäß entwickelt haben" (Vorwort, S. V), er bot also ein möglichst anschauliches und relativ vollständiges, in keinem Punkte einseitiges Bild von den auf das Neue Testament gegründeten Anschauungen der Kirchenväter.

Das Hauptwerk seiner historisch-kritischen Arbeit nach dem Vatikanum ist seine vierbändige „Geschichte der Römischen Kirche, quellenmäßig dargestellt" (Bonn, Cohen 1881—1893, die von den Zeiten der Apostel bis auf Innocenz III. († 1216) reicht. Das Werk verfolgt den Zweck, „wissenschaftlich, d. i. durchaus thatsächlich die Entwickelung der päpstlichen Macht bis zu ihrem unter Innocenz III. erreichten Gipfel vor Augen zu führen". Es ist das Pendant zu seinem genannten Werk über das Vatikanische Konzil; es soll in Ergänzung zu den dort gebotenen dogmengeschichtlichen Nachweisen von der Unberechtigtheit der vatikanischen Dogmen als möglichst aktenmäßige Darstellung der Geschichte der römischen Kirche zu dieser dogmengeschichtlichen Entwickelung den thatsächlichen Hintergrund liefern.

Der erste Band des Werkes (Bonn 1881) reicht bis zum Pontifikate Leos I. Die Regierung Xystus' III. (432—440) bildete da, nach Langen, einen passenden Abschluß, „indem die gegen Ende des 4. Jahrhunderts aufkeimende Herrschaft des römischen Stuhles über die ganze christliche Kirche durch seinen Nachfolger Leo I. systematisch begründet und konsequent ausgebildet wurde, mit Leo I. also eine neue Epoche in der Geschichte der römischen Kirche beginnt". Der zweite Band (Bonn 1885) behandelt die Päpste von Leo I. bis Nikolaus I., also den Zeitraum von 440—858. Der Abschluß des zweiten Bandes bot sich hier dadurch, daß, „wie Leo I. systematisch das geistliche Papstthum begründete, so Nikolaus I. der erste Papst war im Stile des Mittelalters, der Begründer der Papstherrschaft über Fürsten und Völker". Die Zwischenzeit von Nikolaus I. bis Gregor VII., 858—1073, behandelt der dritte Band (Bonn 1892), die Zeit von Gregor VII. bis Innocenz III., 1073—1216, der vierte Band (Bonn 1893). Mit Innocenz III. schließt Langen seine Darstellung gemäß dem Zweck, den sie hat: die Entwickelungsgeschichte des Papstthums zu bieten. „Das System, welches in der sogenannten Konstantinischen Schenkungsurkunde skizzirt, in den pseudo-isidorischen Dekretalen weitläufig entwickelt, dessen Verwirklichung von Gregor VII. vergebens angestrebt wurde, ist von Innocenz III., so weit dies überhaupt möglich war, zur Ausführung gebracht worden. Erst im 13. Jahrhundert hatte der römische Bischof sich die Weltherrschaft erstritten. Die Innocenz folgenden Päpste aber konnten nur versuchen, ihre Macht auf der Höhe zu erhalten, auf welche die Vorgänger sie unter jahrhundertelangen Kämpfen hinaufgeführt. Daß unter Innocenz III. der Abschluß dieser Entwickelung fällt, zeigen die bald nachher erfolgten Kodifizirungen der Lehre und des Rechtes, welche die Päpste vertraten. Jene unternahm, wenn auch nur als eine Privatarbeit, die aber in der Folge von maßgebendem Einfluß wurde, Thomas von Aquin in seiner „Theologischen Summa". Diese geschah in der formellsten Weise durch die Päpste selbst in der Rechtssammlung des Corpus iuris canonici. Was in der Lehre, wie im Recht bis zum 13. Jahrhundert schwankend und unbestimmt geblieben war, wurde nun unter päpstlicher Autorität festgestellt, wie denn auch Thomas zuerst die Lehre vom Papstthum dogmatisch behandelte. Die eigentlich päpstliche Aera in möglichster Vollkommenheit datirt seit jener Zeit. Damit ist freilich nicht gegeben, daß auch die Lehre vom Papstthum damals ihren Abschluß erreicht habe. Vielmehr erscheint es psychologisch erklärbar, daß mit dem Verfall der Macht die theoretischen Ansprüche wuchsen. Das Unfehlbarkeitsdogma wurde erst aufgestellt, als die weltliche Gewalt des Papstthums — nach Gregor X. „das Zeichen der allgemeinen Herrschaft" — wohl für immer zusammenbrach.

In diesen Thatsachen liegt es begründet, daß, während Langen in dem Buche „Das vatikanische Dogma von dem Universalepiskopat und der Unfehlbarkeit des Papstes in seinem Verhältniß zum Neuen Testament in der kirchlichen Ueberlieferung" die Lehrentwickelung bis zur Gegenwart verfolgen mußte, die geschichtliche Darstellung mit dem vorliegenden Bande (bis Innocenz III., 1216, reichend) ihren Abschluß findet."

Langen hat es 1892 in der Vorrede zum dritten Bande „von dem Erfolg dieses Werkes abhängig gemacht", „ob demselben nach vielfach geäußerten Wünschen eine gedrängte Uebersicht der weiteren Geschichte der päpstlichen Macht bis zur Gegenwart sich anschließen wird". Es ist zu vermuthen, daß das Manuskript dazu in seinem Nachlaß vorhanden sei, ob es zur Veröffentlichung dieser Arbeit kommt, erscheint freilich zweifelhaft.

Ueber den wissenschaftlichen Werth dieses Hauptwerkes Langens genügt es, den urtheilsfähigsten Kritiker zu vernehmen, Döllinger, der an Langen schon nach dem Erscheinen des ersten Bandes schrieb (bei Friedrich: J. v. Döllinger, III, 671): „Exegi monumentum aere perennius, können Sie mit besserem Rechte als manche Zelebrität, der dieses Wort geliehen wurde, sagen. Ich hegte eine hohe Erwartung von dem Buch, seitdem ich erfahren hatte, daß Sie sich damit beschäftigten. Aber meine Erwartung ist übertroffen worden. Sie haben eine längst schon, aber besonders seit 1870 empfundene Lücke ausgefüllt. Kein ähnliches älteres oder neueres Werk kann irgendwie sich mit dem Ihrigen vergleichen. Und wahrscheinlich wird auch nicht leicht Jemand nach Ihnen denselben Gegenstand in diesem Umfange zu bearbeiten unternehmen. . . ." Die Münchener Akademie der Wissenschaften wählte nach dem Erscheinen des vollständigen Werkes Langen zum korrespondirenden Mitglied, die Bestätigung der Wahl verzögerte sich anfangs etwas, geschah aber schließlich doch.

Eine weitere Schrift Langens zur Entwicklungsgeschichte des Papstthums ist seine Monographie über: „Die Klemensromane" (ihre Entstehung und ihre Tendenzen aufs neue untersucht, Gotha 1890), welche nach Langen Ende des 2. und Anfang des 3. Jahrhunderts entstanden und Umarbeitungen, beziehungsweise Bekämpfungen einer nicht mehr vorhandenen Grundschrift sein sollen, welch letztere die Uebertragung des kirchlichen Primates auf Rom nach Jerusalems Untergang (135) verfochten habe.

Die kritische Revision der Entwickelung der römischen Kirche trug auch bei Langen, wie schon gesagt, einen irenischen Zug gegenüber der von Rom getrennten Kirche in sich. Das zeigte sich auch in dem Interesse, das Langen der orthodox-orientalischen Kirche zuwendete. Er war hervorragend betheiligt an der Vorarbeit und Thätigkeit der sogenannten Bonner Unionskonferenzen, 1874—1875, und aus dieser Thätigkeit erwuchsen auch zwei Schriften. Im Jahre 1876 erschien seine Schrift über: „Die trinitarische Lehrdifferenz zwischen der abendländischen und der morgenländischen Kirche" (Bonn). Langen gestand selbst, „der dogmatischen Streitfrage über das filioque an sich wenig Interesse abgewinnen zu können"; aber da die Lösung der Frage über das filioque „die unumgängliche Vorbedingung eines großen kirchlichen Friedenswerkes ist", der Union zwischen der morgenländischen und abendländisch katholischen Kirche, d. h. zur Zeit in letzterer des Altkatholizismus —, eine Lösung übrigens, die heute, nach weiteren 25 Jahren, zwischen den altkatholischen und orthodox-orientalischen Theologen noch nicht vollständig gefunden ist —, wird," meinte Langen, „jeder Denkende, welcher religiösen Ueberzeugung er auch sein mag, in der Wiederaufnahme der Untersuchungen über das filioque etwas ganz anderes erblicken, als eine Verirrung heutiger Theologie zu der Spitzfindigkeit byzantinischer Disputirsucht." Von dem Gesichtspunkt der Wiedervereinigung der katholischen Kirchen des Morgen- und Abendlandes aus, schrieb Langen denn auch seinen „Johannes von Damaskus" (Gotha, 1879), eine Darstellung des Lebens und vor allem der Lehre dieses klassischen Dogmatikers der orientalischen Kirche vor ihrer Trennung von der abendländischen.

Außer diesen Hauptwerken verfaßte Langen noch eine größere Anzahl Broschüren und einzelne Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften. Vor allem an der „Revue internationale de théologie", die von der altkatholisch-theologischen Fakultät in Bern unter Michauds Leitung seit 1893 herausgegeben wird, als internationaler Sprechsaal für die Theologie der romfreien katholischen Kirche des Abendlandes wie Morgenlandes, hat Langen viel mitgearbeitet. Er hat da eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, die sich mit einzelnen Punkten der Entwicklungsgeschichte des Papstthums und der römischen Kirche beschäftigten und die auf Grund des umfangreichen Quellenmaterials, das Langen beherrschte, in geistvoller Weise Durchblicke durch jahrhundertelange Entwickelungen gewähren. Sie gehören entschieden mit zu dem Besten und Geistvollsten, was über die innere Geschichte des Papstthums geschrieben ist, und ihre Lektüre ist, zumal für den, der außer dem Interesse noch einige Kenntniß der in Betracht kommenden Fragen mitbringt, wahrhaft ein Genuß.

Als Lehrer war Langen außerordentlich anregend, sein Vortrag war frei von all dem kleinlichen Ballast vergessener Meinungen und veralteter Büchertitel. Es lag ein großer Zug darin, wenn er in wirklich edlem Fluß der Rede aus der Fülle des Materials heraus die Geschichte der christlichen Kirche und ihrer Institutionen klarlegte. Manche seiner Vorträge über wichtigere Fragen kirchlicher Entwickelungen, wenn er diese zusammenfassend durch lange Zeiträume verfolgte, sind, so wie sie in den Stenogrammen seiner Schüler vorliegen, derart abgerundet, daß sie nur geringer Ueberarbeitung mehr zur Veröffentlichung bedürften.

Als Mensch war er ziemlich vereinsamt, ein starker Pessimismus war seinem Wesen aufgeprägt, der ihn zu manchem in seiner Schärfe nicht ganz berechtigten Urtheil über Personen und Zustände führte.

Seine Arbeitskraft war seit etwa zwei Jahren durch Krankheit stark geschwächt; ein Schlaganfall machte am 13. Juli, als er, wie es scheint, eben aus dem Hause gehen wollte, ein rasches Ende.

Mit ihm ist wieder einer der ersten Historiker des Altkatholizismus dahingegangen. An seiner Bahre mag die römische Kirche, wenn überhaupt sie für solche Männer eine andere Qualifikation als die von hochmüthigen Abtrünnigen und Sektirern hat, sich sagen, welches geistige Kapital sie in diesen Männern 1870 unwiederbringlich verloren hat.

Bonn. Leopold Karl Goetz.

## Walter Besant.

Von Hermann Conrad.

### I.

Eine der interessantesten Persönlichkeiten der gegenwärtigen englischen Literaturepoche war der am 10. Juni verstorbene Sir Walter Besant.[1]) Er war in den literarischen Kreisen so hoch angesehen, wie Sir Henry Irving es in Bühnenkreisen ist — umsonst verleiht der englische Minister des Innern keinem Angehörigen der Halb-

[1]) Der Namen wird auf der letzten Silbe betont: Besánt.

profession[2]) der Künstler das Adelsprädikat. Er gehörte zu denjenigen Romanschriftstellern, die von ihren Verlegern die höchsten Honorare beanspruchen dürfen; denn jede gebildete englische Dame und die meisten der in England allerdings nicht zu zahlreichen höher gebildeten Männer lesen alles, was er schrieb, trotzdem er sehr fruchtbar war. Und doch — wenn man seit Jahren die englische Kritik verfolgt hat, so kann man sich der Beobachtung nicht verschließen, daß die Recensenten der unbeeinflußten Blätter, wie des „Athenaeum", der „Academy" u. a., ihn achtungsvoll, freundlich, nachsichtig behandeln, nicht mehr. Denselben Ton schlägt sein dichterisch größerer Genosse David Christie Murray[3]) an, der ihm unter seinen „Zeitgenossen in der Romandichtung" nur wenige Seiten widmet; ein noch neuerer Literarhistoriker, der Amerikaner Wilbur L. Croß,[4]) nennt ihn in seiner „Entwicklung des englischen Romans" gar nicht. — Das ist freilich eine Ungezogenheit.

Worin hat diese gleichzeitige Hoch- und Geringschätzung ihren Grund? und ist die letztere berechtigt? — Diese Frage ist einem Manne gegenüber, der mit der Bethätigung seiner inneren Kräfte niemals gekargt hat — er war am 14. August 1836 in Portsmouth geboren — heute vollkommen spruchreif.

Eine unbedingte Hochachtung verdient seine menschliche und seine geistige Persönlichkeit. Er erhielt eine gelehrte Erziehung zuerst im Londoner King's College und dann in Christ's College in Cambridge und zeichnete sich in letzterer Anstalt durch wissenschaftliche Leistungen aus. Er war also zunächst Gelehrter und von 1861 bis 1867 sogar Professor an dem Royal College in St. Louis auf der Insel Mauritius, wo Franzosen den gebildeten Theil der Bevölkerung bilden. Seine Veröffentlichungen bis zum Ende der 70er Jahre waren dann auch z. T. gelehrte, die sich auf die französische Literatur erstreckten: „Studien in französischer Poesie", „Die französischen Humoristen", „Rabelais", ein Leben Coligny's u. a.

Später erst, angeregt durch James Rice,[5]) den Redakteur eines Journals,[6]) für welches er arbeitete, begann er in Gemeinschaft mit diesem Romane zu schreiben und hatte mit dem ersten dieser Kompagnie-Romane, die übrigens in zehn Jahren ein rundes Dutzend erreichten, einen merklichen Erfolg: es war die Geschichte eines verlorenen Sohnes (Ready Money Mortiboy, 1872), der vergebens versucht, sich in der bürgerlichen Gesellschaft zu retabliren, und von seiner Vergangenheit in den Abgrund gezogen wird.

Indessen, ehe wir seine dichterische Thätigkeit weiter betrachten, wollen wir uns über seine Persönlichkeit klar werden. Seine höhere wissenschaftliche Bildung erhob ihn über die Mehrzahl der englischen Romanschreiber, die eben keine besitzen; aber Urtheile, wie man sie in englischen Journalen liest, die von einer gewissen akademischen Schattirung seiner Phantasieprodukte sprechen, sind irreführend; er war viel zu verständig, viel zu wenig eitel, um in der Unterhaltungsliteratur, etwa wie Mrs. Humphry Ward, den Gelehrten hervorzukehren; man merkt nur hin und wieder in seinen Romanen, daß man es mit einem gebildeten Manne zu thun hat.

Wenn wir die Richtung seiner wissenschaftlichen Arbeiten, zu denen wir noch die in vier Bänden vorliegende, 1892—1901 erschienene kulturhistorische und topographische Geschichte von London rechnen, ins Auge fassen, so weist sie entschieden auf die Kulturgeschichte hin. Und diese Richtung wird denn auch bedeutsam für seine dichterische Thätigkeit; die Gemälde, welche er uns von dem Leben des 17. und 18. Jahrhunderts entrollt, führen uns wirklich in den Geist der Zeit ein, sind nicht vorwiegend Phantasmagorien, wie die der sogenannten „historischen" Romane von Scott; und besonders eine jüngst erschienene, demnächst näher zu betrachtende Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert heimelt uns geradezu an, in ihrer Aehnlichkeit mit „Henry Esmond" und „The Virginians" von Thackeray, der in jener Zeit so zuhause war, wie in seiner eigenen. Es ist natürlich, daß dieses kulturelle Interesse auch die umgebende Gegenwart ins Auge faßte. Und sein menschenfreundliches Herz trieb ihn, das Leben der Millionen von Enterbten, die das Eastend bewohnen, zu studiren. Murray nennt ihn den „Columbus der großen Stadt der Freudlosigkeit". In mehreren Romanen machte er die besitzenden Klassen vertraut mit dem Elend dieses traurigsten Fleckens der Erde; im Jahre 1886 schildert er in einer besonderen Schrift das Hospitalleben im Eastend. Er ist also der Vorläufer der gegenwärtig stark kultivirten Richtung der Slum Novel (des Spelunkenromans). Und das Ansehen und die Mittel, die er sich durch seine Werke — besonders durch den Roman „All Sorts and Conditions of Men" — erworben hat, hat er ebenfalls zum Besten seiner Mitmenschen verwandt: er ist der Gründer und langjährige Präsident einer Schriftstellergenossenschaft und der Schöpfer einer Zeitschrift, welche den Interessen der Autoren dient; in letzter Zeit hat er sich hervorgethan als Vorkämpfer für ein ewiges Urheberrecht der geistig Schaffenden und ihrer Nachkommen an ihren Werken.

Persönlich war er nach allgemeiner Uebereinstimmung ein untadelhafter Gentleman, ein liebenswürdiger Mensch, und, obgleich er die Nachtseiten des Lebens gründlich kennen gelernt hatte und gut zu schildern wußte, ein Idealist, der an den immerwährenden Sieg des Guten und an ein auch in diesem Leben erreichbares Glück glaubte.

Wenn wir nun den Schriftsteller betrachten wollen, so ist es unmöglich, auch nur in eine oberflächliche Schätzung seiner zahlreichen Romane und kleineren Erzählungen einzutreten. Wir werden ihn am besten kennen lernen aus einer eingehenderen Würdigung seiner neuesten Dichtungen, die seine Vorzüge und Schwächen deutlich erkennen lassen, und wollen von den früheren nur die hervorragendsten flüchtig charakterisiren. Die folgenreichste That seines Lebens ist die Schöpfung von „All Sorts and Conditions of Men". („Menschen jeder Art und in allen Lebenslagen."[7])

Wenn die Handlung dieses Romans romantisch und unwahrscheinlich ist — er selbst nennt ihn auf dem Titel „eine unmögliche Geschichte" —, und die Charakteristik hinter die wahrheitsgetreue Darlegung der Noth des Eastend als Nebensache zurücktritt, so ist das Werk doch eine so folgenreiche soziale Leistung, daß es mit Recht den Namen Besant berühmt gemacht hat.

[2]) Die eigentlichen Professionen, d. h. die zwischen Adel und Bürgerthum in der Mitte stehenden wissenschaftlich gebildeten Kreise, sind noch immer die Geistlichen, Juristen, Mediziner und Offiziere.

[3]) My Contemporaries in Fiction. London, Chatto & Windus 1897.

[4]) The Development of the English Novel. New York and London, Macmillan & Co. 1899.

[5]) Vergl. „My First Book" (London, Chatto & Windus 1897), die Aufzeichnung von W. Besant.

[6]) „Once a Week." (Einmal wöchentlich.)

[7]) 3 vols. London, Chatto & Windus 1882.

Die Lehren, die Besant hier vermittelst der Reden und Thaten der Hauptpersonen gibt, sind, wenn auch zum Theil einseitig, doch alle gesund. Wie soll dem Volke der Armen aufgeholfen werden? — Es kann nicht geschehen durch einen Umsturz der bisherigen Staatsordnung, sagt Besant; es ist ein kindlicher Aberglauben, daß traurige Verhältnisse durch eine Revolution mit einem Schlage in allbeglückende verwandelt werden könnten. Es kann auch nicht geschehen durch Parlamentsgesetze, durch Staatshülfe. — Diese Behauptung ist nur zum größeren Theile wahr, nur soweit, daß das M e i s t e, was zur Hebung der unteren Klassen geschehen muß, n i c h t vom Staate ausgehen kann. Aber die Unfall- und Altersversicherung der Arbeiter z. B., wie wir sie in Deutschland besitzen, wäre ohne den energischen Willen der Staatsregierung nicht zustande gekommen. Und die Frage, wie die Arbeitswilligen, die keine Arbeit finden, vor dem Versinken ins Verbrechen oder dem Hungertode zu schützen sind — eine Frage, die für den christlichen Staat darum nicht weniger eine brennende, weil sie schwer zu beantworten ist — wird ohne Hülfe des Staates nicht gelöst werden können.

Die Hebung des Arbeiterstandes, findet Besant richtig, muß im wesentlichen geschehen von innen heraus, durch ihn selbst. Die Arbeiter müssen zunächst erkennen, daß die Verhältnisse, unter denen sie leben, für die Dauer unerträgliche sind. Zu dieser Einsicht müssen gebildete Menschenfreunde ihnen verhelfen durch die Erregung ihrer Unzufriedenheit und — um nicht auf dem Standpunkte sozialer Demagogen stehen zu bleiben — durch Aufweisung der Mittel zur Besserung ihrer Verhältnisse. Das erste ist die Erkenntniß der eigenen Unvollkommenheit; denn die traurige Lage der unteren Klassen ist keineswegs allein durch den Verlauf der sozialen Entwicklung heraufbeschworen, sondern zum großen Theil durch die eigene Schuld der Einzelnen, durch falsche Lebensführung. Der Grundsatz, den Schiller schon vor hundert Jahren in seinen Briefen über ästhetische Erziehung aufgestellt hat, bildet auch die Grundlage für Besants soziale Reformbestrebung: die Verhältnisse der Gesammtheit werden bessere werden, wenn der Einzelne sich bessert, sich zunächst persönlich reformirt.

Um diesen Zweck bei den unteren Ständen zu erreichen, sollen die Gebildeten zu ihnen hinabsteigen und sie lehren, was ihnen noth thut: Mäßigkeit, Wirthschaftlichkeit, Erhöhung ihrer technischen Leistungsfähigkeit, geistige Fortbildung. Die Heldin des Romans, Besitzerin mehrerer Häuserblocks und einer weltberühmten Brauerei im Eastend, läßt sich als Schneiderin in dem Arbeiterviertel Stepney nieder und gründet eine kooperative Schneiderinnengenossenschaft. Das nämliche thut ein fein erzogener, reicher junger Gentleman. Der Zufall, wie ihn Besant liebt, fügt es, daß Beide, Held und Heldin, das gleiche Boarding-House in Stepney wählen. Diese Anregung Besants hat gute Früchte getragen; es wohnen gegenwärtig in Eastend eine stattliche Zahl von opferwilligen Frauen und Männern der besseren Stände, die keine andere Lebensaufgabe haben, als den sie umgebenden Slumbewohnern mit Rath und That zur Seite zu stehen.

Wie wenig doktrinär Besant ist, zeigt die fernere Forderung, die ihm eine unerläßliche Bedingung zum inneren Neuaufbau der Menschen ist: daß die wohlhabenden Klassen mit ihren Mitteln den Armen das Leben erhellen, den Sonnenschein der Freude in ihre Noth werfen sollen. Die reiche Erbin erbaut aus ihren Mitteln einen „Palace of Delight" (Freudenpalast), der bestimmt ist, die Armen aus den Ginhöhlen herauszulocken und ihre Feierabende und Sonntage mit harmlosem und nützlichem Lebensgenuß zu füllen. Hier wecken häufige gute Konzerte, eine ständige Gemäldesammlung den Sinn für Kunst; Vorträge jeder Art und eine vortreffliche Bibliothek dienen der geistigen Bildung; in Turnhallen erlangt der steife Körper des Arbeiters Kraft und Gewandtheit, und durch die Pflege der Tanzkunst eignet sich der gemeine Mann äußere Wohlanständigkeit an. In diesem Palast erhalten die Arbeiter zugleich ihre technische Weiterbildung. Erfrischungshallen bieten den Armen für geringes Geld leibliche Genüsse. — Es ist ein Glück, das nur wenigen Menschen vergönnt ist, die Verwirklichung ihrer besten Gedanken zu erleben. 1882 hatte Besant jenes Ideal eines solchen Volksvergnügungshauses aufgestellt, in dem die Freunde und Kritiker des Dichters die Haupt-„Unmöglichkeit" des Romans erblickten, und 1887 wurde der aus Sammlungen erbaute „Poeple's Palace" im Ostende im Beisein der Königin und der höchsten Würdenträger des Reiches feierlich eingeweiht. Dieser Palast enthält Handels- und Gewerbe-, Koch- und Handarbeitsschulen, eine große Bibliothek mit entsprechenden Lesezimmern, einen Wintergarten und eine gedeckte Promenade, einen offenen Garten und Spielplätze, Schwimmbäder und Turnhallen, und eine permanente Gemäldeausstellung. Die Konzerte im Poeple's Palace sind berühmt, und für Vergnügungen jeder Art ist gesorgt.

Die letzte Forderung, die Besant zum Gedeihen der unteren Stände aufstellt, ist enger Zusammenschluß aller gleichartigen Elemente und gemeinsame energische Verfolgung ihrer berechtigten materiellen Ziele. So hat Besants Buch auch zu der Ausbreitung und Organisationsbefestigung der Gewerkvereine beigetragen. Ob die Thätigkeit der Gewerkvereine freilich heute noch bei anderen Menschen als bei kurzsichtigen und nationalökonomisch ungebildeten Arbeitern für segensreich gilt, ist sehr fraglich: es ist eine Thatsache, die im Ernste kaum noch bestritten werden kann, daß die englische Industrie z u m T h e i l durch die unberechtigten, maßlosen Ansprüche der Gewerkvereinler an die Arbeitgeber im letzten Jahrzehnt zurückgegangen ist.

Dieser Roman und ein späterer, weniger interessanter, die zu sehr in die Länge gezogenen „Children of Gibeon",[8]) sind die beiden Dichtungen, welche vorzugsweise das Eastend-Leben schildern. In dem letzteren wird das Leben der Arbeiterinnen in Hoxton (Nordost-London) geschildert, und die Lehre wiederholt, daß die den Armen gewährte Hülfe nicht eine materielle, sondern eine persönliche, moralische sein solle und daß zu diesem Zwecke opferwillige Menschen aus den höchstgebildeten Ständen zeitweise mit ihnen leben sollten, während der Roman „All in a Garden Fair"[9]) von neuem predigt, daß man die zwei Millionen des Eastend lehren müsse, wie sie ihr Leben genießen sollen.

In „Dorothy Foster"[10]) behandelt Besant die Empörung des unglücklichen Earl of Derwentwater im ersten Stuart-Aufstand (1715). Seine Kenntniß der älteren Geschichte Englands befähigt ihn, uns tief in die sozialen Zustände jener Zeit einzuführen, und seine bewegliche Phantasie weiß die anschauliche kulturhistorische Schilderung durch ein rührend dargestelltes Liebesverhältniß zu würzen. Derwentwater liebt die Tochter

[8]) 3 vols. London, Chatto & Windus 1886. (Auch in der Tauchnitz Collection.)

[9]) 3 vols. London, Chatto & Windus 1883.

[10]) 3 vols. London, Chatto & Windus 1884. (Auch in der Tauchnitz Collection.)

eines northumbrischen Gentleman, Dorothy Foster, die eine von jenen spezifisch weiblichen Gestalten ist, welche Besant so anziehend zu schildern weiß: gut erzogen, verständig und von einer Stärke und Zartheit der Empfindung, welche allein den zu wählenden Lebensweg ihr vorzeichnet. Ihre Treue wird nicht gekränt; die Verschiedenheit der Religion bildet ein für die damalige Zeit unüberwindliches Hinderniß für ihre Verbindung mit dem Geliebten, der schließlich, wie bekannt, eines gewaltsamen Todes stirbt, und sie siecht dahin in der zehrenden Erinnerung an den unwiderbringlichen Verlust. Die Handlung wird übrigens angemessen belebt durch die frei erfundenen oder wenigstens frei ausgestalteten Figuren des Vaters und Bruders der Heldin, welcher letztere sich den Empörern anschließt, Derwentwater im Kommando folgt, und schließlich aus einem Londoner Gefängniß von seiner Schwester befreit wird, und durch einen gelehrten, trinkseligen Sonderling von Hauskaplan.

Eine der besten Leistungen Besants ist der 1888 erschienene Roman „For Faith and Freedom"[11]) („Um Glauben und Freiheit"). Er spielt in der Zeit nach der Restauration der Stuarts bis zur Landung Wilhelms von Oranien, und schildert die Sitten und die Lebensweise jener Epoche sehr anschaulich. Auch der Ton der Erzählung ist leise alterthümelnd, da diese zum größten Theile der Heldin in den Mund gelegt wurde; er weist in seiner ungesuchten Einfalt, seiner heiteren Ruhe und jener Lebendigkeit, wie sie selbst erlebte Vorgänge erzeugen, unmittelbar auf die anmuthigste Schöpfung Besants, den vor wenigen Jahren erschienenen Roman „A Fountain Sealed" hin. Die Heldin Alice Eykin ist die Tochter eines puritanischen Geistlichen, der mit seinen Brüdern um seines Glaubens willen verfolgt wird. Obgleich sie ihren Bräutigam Robin Challis von Herzen liebt, heirathet sie doch den Anglikaner Benjamin Boscorel, den Schurken des Romans, um mit seiner Hülfe jenen und andere Freunde und Verwandte vom Tode und der Deportation zu retten, verläßt ihn aber wieder, als sie erfährt, daß die Verurtheilung, die er verhindern zu können vorgab, schon vor der Hochzeit stattgefunden hat. Ohne höchst verwunderliche Zufälle geht es natürlich auch in diesem Romane nicht ab; durch welch seltsame Verkettung von Umständen zuerst die Heldin, dann ihr Bruder, ihr Verlobter und ihr Vetter, der Arzt Humphrey, nach der Insel Barbados kommen und Alle von demselben Pflanzer gekauft werden, wie sie entfliehen und nach der Landung Oraniens wieder nach England zurückkehren dürfen, wie Humphrey Boscorel am Fieber sterben läßt, so daß Alice ihren Robin heirathen kann, das sind die romanhaften Veranstaltungen, ohne welche der Verfasser nicht auskommen zu können vermeinte. Sehr interessant sind die historischen Kapitel, welche den Black Bartholomew (23. August 1662), den Sonntag, an dem 2000 puritanische Geistliche aus ihren Pfarren und Wohnsitzen ausgetrieben werden und ihre letzte Predigt halten, und die Rebellion des Monmouth schildern. Und da nun auch die Charakteristik gut gerathen ist, so gehört dieser Roman künstlerisch zu dem Besten, was Besant geschaffen hat.

Auch „Armorel of Lyonesse: A Romance of To-day"[12]) gehört zu den besseren Leistungen, obgleich hier nur die Charakteristik der Hauptfiguren gut ist — Alec Feildings und seiner Frau, des Schwindlerehepaars, das üppig lebt von der Arbeit und Geschicklichkeit Anderer, und etwa noch der Heldin Armorel. Lyonesse ist ein sagenhafter Namen, der bei Kap Landsend gelegenen Scilly-Inseln, auf deren einer, Samson — sie ist 80 Morgen groß und gehört zu den größeren der 140 Inselchen — die Heldin geboren ist. Nach dem Tode ihrer Eltern, die ihr ein großes Vermögen hinterlassen, darunter eine Schachtel mit Juwelen, welche einer ihrer Vorfahren in Olims Zeiten einem schiffbrüchigen Engländer geraubt hat, geht sie längere Zeit auf Reisen und landet als vollendet schöne Weltdame in London, wo sie schließlich den Maler Roland Lee, den sie einst auf Samson vom Tode gerettet hat und in London als Ausbeutungsobjekt Feildings, des Herausgebers eines Kunstjournals wiederfindet, mit ihrer Hand beglückt. Die Verfolgung der Heldin durch Feilding, der die reiche Erbin heirathen will, obgleich er bereits eine Frau hat, und ihr mit Gewalt droht, ist der aufregendste Theil der Geschichte. Das Hauptinteresse konzentrirt sich auf die vielverschlungene intriguante und verbrecherische Thätigkeit Feildings, dessen Frau zeitweise die Gesellschafterin Armorels ist und als solche ihre echten Diamanten stiehlt, um ein Kästchen mit unechten an ihre Stelle zu setzen. Neu ist in diesem Roman der abergläubische Kern, die Darstellung, daß alles Leid, welches die Heldin zu erleben hat, von dem Besitz der durch ein Verbrechen erworbenen Diamanten herrührt; welche denn auch schließlich — d. h. die untergeschobenen, aber für echt gehaltenen — von Armorels Gatten, der als der legitime Erbe des Schatzes ermittelt wird, ins Meer geworfen werden. Wir sehen, der Roman ist für eine Geschichte aus unsern Tagen romantisch genug.

Wir gehen nun, mit Ueberspringung einer Anzahl weniger bedeutender Produkte, zu den Dichtungen der letzten Jahre über, die sich von den früheren äußerlich durch die größere Komprimirtheit unterscheiden. Inzwischen ist nämlich der einbändige Roman in England zur Herrschaft gelangt.

Der 1896[13]) erschienene „Master Craftsman" (Der Handwerksmeister) gehört zu Besants harmlosesten Leistungen; die Art, wie ein Beutel mit Diamanten indischer Herkunft verloren geht und nach hundert Jahren wiedergefunden wird, ist märchenhaft naiv. Robert Burnikel, ein Schiffbauer, der „starke Mann", glaubt das Zeug zu einem großen Parlamentarier in sich zu haben; nachdem er jahrelang mit eisernem Fleiße sozialpolitische und nationalökonomische Studien getrieben hat, wendet er sich an seinen Vetter Sir George Burnikel mit der Frage, welche Schritte er zu thun hat, um sein Ziel zu erreichen. Dieser hat soeben auf eine politische Karriere Verzicht geleistet, da er sein Vermögen verloren hat und die Hülfe und Hand seiner Jugendfreundin, der verwittweten Lady Frances, nicht annehmen will, besonders aber weil er keinen Ehrgeiz und gar kein Interesse an der Politik hat. Sir George unterweist seinen Vetter nun in allem Erforderlichen, gibt ihm Stunden in der Lebensart der oberen Zehntausend und befähigt ihn so, sich in der That einen Parlamentssitz zu erwerben. Schließlich schiebt er ihn in den politischen Salon und in die Arme der Lady Frances hinein, die starke Männer über alles liebt, und das alles geschieht in sechs Monaten! Er selbst lernt das Schiffbauerhandwerk und übernimmt des Vetters Geschäft und Verlobte, ein liebenswürdiges, aber anspruchsloses

[11]) London, Chatto & Windus 1888. (Auch bei Tauchnitz.)

[12]) 3 vols. London, Chatto & Windus 1890. (Auch bei Tauchnitz.)

[13]) London, Chatto & Windus 1896, 1899. (Auch bei Tauchnitz.)

Mädchen, das dem ehrgeizigen jungen Menschen wenig werth gewesen ist.

Die Pointe des Ganzen ist die humorvolle Lösung der Frage, wie man in sechs Monaten aus einem Mann des Volkes ein Regierer des Volkes werden kann. Der „starke Mann“ will alles durch eigene Kraft erreichen: er will gewählt werden, ohne dem Volke zu schmeicheln; er will zu parlamentarischem Ansehen gelangen, ohne sich einer Partei anzuschließen, und Kabinetsminister werden mit 200 Pfund Sterling jährlichem Einkommen. Das Erste läßt sich für einen Handwerksmeister in Wapping erreichen; er ruft den Arbeitern zu: „Ihr Kerls habt gar keine Ansichten — ich habe welche. Ihr schickt mich hin, meine Ansichten zu vertreten, die ihr kennt, und nicht eure, die ihr nicht kennt“ — sagt ihnen unverblümt, daß er ihnen überhaupt keinen Verstand zutraut, und wird doch gewählt. So darf man sich nach untenhin benehmen, aber nicht Seinesgleichen gegenüber oder nach oben hin. Wenn man im Parlament etwas erreichen will, muß man sich einer Partei unterordnen: „man muß antreten und Order pariren; man darf seine eigene Ansicht nur aussprechen, wenn sie auch die Ansicht der Partei ist; man muß stimmen, wie einem befohlen wird, und alles, was die Führer thun, vertheidigen. . . Man muß Schmutz essen lernen, lügen, den Mantel nach dem Winde hängen und die schlimmsten Streiche verüben, um Stimmen zu werben. — Wenn man dann jahrelang „ein zuverlässiger und gewissenloser Diener gewesen und sich bei den Leitern lieb Kind gemacht hat, wenn man finanziell und gesellschaftlich konvenirt und kein höher protegirter Kandidat im Wege ist, dann kann man steigen. So wird der starke Robert zur Puppe, die vermittelst sichtbarer und unsichtbarer Drähte gelenkt wird; und sechs Monate genügen, um seinen männlichen Unabhängigkeitssinn zur Anbetung des Mammons hinabzubeugen.

Wir lernen in diesem Romane, in dem von Charakteristik kaum die Rede ist, und die Handlung rein äußerlich angeordnet wird, damit sie zur Exemplifikation der Tendenz dienen kann, den Satiriker Besant kennen. Die Satire ist leicht, oberflächlich, und mit ihrer Verspottung allzu offenliegender Wahrheiten fast plump zu nennen; dennoch hat sie den andersgearteten Geschmack jenseits des Kanals befriedigt, wie eine der ersten bald folgende billige Ausgabe beweist. Uns scheint das Werthvolle des Romans nur die anschauliche Schilderung des alten und neuen Wapping zu sein, des schiffbauenden London in Eastend.

(Schluß folgt.)

## Besprechungen.

Ludolf Maaß: „Der Einfluß der Maschine auf das Schreinergewerbe in Deutschland. Ein Beitrag zur Kenntniß des Kampfes der gewerblichen Betriebsformen.“ Münchener volkswirthschaftliche Studien, herausgegeben von Lujo Brentano und Walter Lotz, 44. Stück. Stuttgart, J. G. Cotta 1901. — Die Münchener volkswirthschaftlichen Studien, welche auf dem Gebiete ernster Einzelforschung eine stattliche Reihe von Untersuchungen aufweisen, die eine wirkliche Bereicherung der nationalökonomischen Literatur darstellen, haben sich mit besonderer Vorliebe der ebenso dankbaren wie schwierigen Aufgabe unterzogen, die Lage einzelner Gewerbe in begrenzten Gebieten zum Gegenstand einer wissenschaftlichen, von jedem einseitigen Interessenstandpunkt fernen Erörterung zu machen. Dabei legten sie großes Gewicht darauf, Klarheit zu schaffen über die Wirkungen, die der Wechsel der Betriebsformen, vor allem das Aufkommen und die Entfaltung der Großindustrie, nach sich zog, und der Umwälzung in der Technik, insbesondere der mehr und mehr fortschreitenden Ersetzung der menschlichen Arbeitskraft durch die Maschine in allen ihren Wirkungen und Beziehungen scharf beobachtend nachzugehen. Gerade auf dem letzteren Gebiete, wo auf der einen Seite ein ausgeprägter technischer Optimismus nur Heil von der Entfaltung mechanischer Kräfte erwartet, auf der anderen ein tiefer wirthschaftlicher und sozialer Pessimismus die Neigung hat, die meisten Schäden, die sich in irgend einem Industrie- und hauptsächlich Handwerkszweige zeigen, der Zurückdrängung der menschlichen Thätigkeit durch maschinelle Vorrichtungen zur Last zu legen, ist eine streng sachliche Darstellung der realen Verhältnisse ein dringendes Bedürfniß und wird von Jedem dankbar begrüßt werden, dem es um nichts weiter als die Erforschung der reinen Wahrheit zu thun ist, der nicht, wie es vorkommen soll, aus irgendwelchen Gründen seine bereits feststehende vorgefaßte Meinung durch eine sich als wissenschaftlich ausgebende Zusammentragung von Zahlen, Thatsachen, Vermuthungen und Hypothesen stützen will, sondern ehrlich bereit ist, aus den Verhältnissen, wie sie in Wirklichkeit vorhanden sind und wie sie sich in der objektiven Darstellung eines gewissenhaften und umsichtigen Forschers widerspiegeln, zu lernen und sich dann ein gerechtes Urtheil zu bilden. Einzelne Schriften der Münchener volkswirthschaftlichen Studien, wie die Arbeit Dr. Francke's über die Schuhmacherei in Bayern, Dr. Herzbergs, Arnolds und Thurneyssens über das Münchener Schneider-, Bäcker- und Schreinergewerbe, Dr. Kustermanns „Das Mühlengewerbe im rechtsrheinischen Bayern“, wozu sich auch die verdienstvolle Untersuchung Dr. Trefz' über das Wirthsgewerbe in München gesellt, haben die Kenntniß dieser Wirthschaftszweige in dem betreffenden Gebiete nach jeder Richtung hin erweitert und beachtenswerthe Anhaltspunkte für die Lösung wichtiger Fragen allgemeiner Natur geschaffen.

Die Arbeit des Hrn. Dr. Ludolf Maaß, die ein neues Glied in dieser Kette bildet, verfolgt hauptsächlich an der Hand der in den „Schriften des Vereins für Sozialpolitik Bd. 62—70“ mitgetheilten „Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland, mit besonderer Rücksicht auf seine Konkurrenzfähigkeit gegenüber der Großindustrie“ betitelten Materials, das in den Jahren 1895—1897 erschienen ist, und unter Zugrundelegung vieler, vielleicht etwas zu reichlicher statistischer Angaben die Ausdehnung, die das Maschinenwesen im Schreinergewerbe gefunden hat, und beleuchtet die Bedeutung dieser Entwicklung im einzelnen. Eingehend werden die technischen Vorbedingungen für das Eingreifen der Maschine geschildert und die Grenzen bezeichnet, die der Weiteranwendung von Maschinen bei den verschiedenen Verrichtungen gezogen sind und zwar vom Beginn der menschlichen Thätigkeit in der Schreinerei an bis zur völligen Herstellung und dem Absatz des Endprodukts. Selbstverständlich finden hier außer der technischen Seite auch die wirthschaftlichen und sozialen Folgen jeder Betriebsform Berücksichtigung. Gegenüber der anschaulichen, aber doch etwas breiten Darstellung der einzelnen Vorgänge und Erscheinungen war die kurze Zusammenfassung der Hauptmomente und der gewonnenen Resultate in der Art, wie sie der Verfasser am Schlusse jedes größeren Abschnittes gibt, sehr am Platze. Eine kurze kritische Würdigung des benützten Materials hauptsächlich mit Rücksicht auf die Frage, ob es völlig hinreichend ist, die einschlägigen Verhältnisse im ganzen Reichsgebiete gleichmäßig erkennen zu lassen, hätte vielleicht gegeben werden können. Als Resultat der sehr fleißigen Untersuchung zeigt sich die Erkenntniß, daß die bereits vor der Einführung von Maschinen im Schreinergewerbe vorhandene Spezialisirung des Produktionsgebietes unter dem Einfluß der Maschinentechnik, für die sie ein günstiger Boden war, noch weitere Fortschritte machte und daß sich damit eine Erweiterung der Sonderbetriebe verband. Hiedurch wurde die Bedeutung des Kapitals im Schreinergewerbe erhöht und zugleich eine kaufmännische Leitung der Betriebe erforderlich. Nur ein beschränkter Wirkungskreis verblieb dem Kleinbetriebe, und auch auf diesem engen Produktionsgebiet, in der Bauschreinerei vor allem bei der Herstellung der Fenster und Thüren für kleinere Wohnhäuser, muß er, um mit Erfolg konkurriren zu können, sich der Maschinenlohnarbeit bedienen. Bei der Möbelschreinerei waren in der Herstellung von feinen und Luxusmöbeln die großen Möbelfabriken bereits vor Einführung der Maschinen dadurch im Vortheil, daß sie verschiedene Gewerbszweige dauernd und in der geeignetsten Weise ihren Zwecken dienstbar machten, indem sie sie zu einem einheitlich geleiteten Ganzen zusammenfaßten. Hieran hat sich fast nichts geändert. Einfache fournirte Möbel sind nach

ein Gegenstand, mit dem kleinere geschickt und gewissenhaft arbeitende Schreiner der Konkurrenz der Großbetriebe wirksam entgegentreten können. In der Fabrikation von tannenen Möbeln, die eine sehr bedeutende Rolle spielt, hat die Maschine ihre höchste Wirkung entfaltet, da sie auf diesem Gebiet mindestens die Hälfte aller sonst durch Menschenhand geschehenden Verrichtungen auszuführen vermag. Auch in der Möbelindustrie hat demnach die Maschinentechnik den Mittel- und Großbetrieben den Hauptantheil an der Produktion zugewiesen. L.

## Mittheilungen und Nachrichten.

w. **Neues von Italiens Urkundensammlungen.** Am 4. Juli d. J. wurde das berühmte Kloster San Martino, dessen Belvedere jedem Besucher die Erinnerung an eine unvergeßliche Aussicht hinterlassen muß, durch eine wichtige Schenkung bereichert. Es handelt sich um die **Akten des Revolutionskomitees für Süditalien** (Comitato rivoluzionario del Mezzogiorno) aus den Jahren 1854—1857. Darin finden sich Briefe von Mazzini, Armellini, Fabrizi, Pisacane, Falcone u. s. w., fortlaufende Berichte über die Aufstandsbewegungen in der Basilicata, in der Provinz Lecce, in Calabrien, Flugblätter, Anweisungen, Erhebungspläne und dergleichen mehr, in großer Vollständigkeit. Zusammengebracht wurde dies alles durch Frau Rosa Morici, die selbst thätig in die Revolution eingriff. Kurz vor ihrer Gefangennahme brachte sie die Papiere beim englischen Konsulat in Sicherheit, von hier wurden sie an den verbannten General Fabrizi weiterbefördert. So wurde Hunderten von Männern, deren Theilnahme an der Erhebung schriftlich bezeugt war, das Leben gerettet. Frau Rosa Morici hat nun diese wichtige Sammlung dem dem italienischen Staat gehörigen Kloster San Martino geschenkt; unter großen Feierlichkeiten nahm Vittorio Spinozzola, der Leiter des San Martino-Museums, die Akten in Besitz. — Eine der anziehendsten Fragen aus der mittelalterlichen italienischen Geschichte ist das Fortleben der griechischen Kultur in Unteritalien und auf Sicilien. Dazu bilden die **mittelgriechischen** Urkunden die Hauptquelle. Diese finden sich in Neapel, in Cava de' Tirreni, im Monte Cassino und besonders in und um Palermo. Eine der wichtigsten sicilischen Sammlungen ist die des **Klosters S. Maria Nuova** von Monreale bei Palermo. Die Urkunden, unter denen sich auch noch arabische und lateinische vorfinden, reichen vom Anfang des 12. Jahrhunderts bis in die Zeit Ludwigs XIV. Mit der Aufnahme des Bestandes wurde vor kurzem von der italienischen Regierung Carlo Carusi betraut; das nun zu Ende geführte Verzeichniß wird demnächst von der rührigen Società siciliana di storia patria veröffentlicht werden. Um so dringender wird dann das Bedürfniß nach einer genauen Uebersicht über den Bestand anderer Sammlungen, z. B. des Neapeler Archivs. Gerade hier sind in der letzten Zeit wichtige neue Erwerbungen gemacht worden.

* **Ueber die Gefahr der Inzucht** hat sich vor der Royal Society in **Edinburg** nach einer großen Zahl eigener Versuche Professor **Ewart** ausgesprochen, der zur Zeit vielleicht bedeutendste Nachfolger Darwins im wissenschaftlichen Studium der Thierzucht. Es ist ihm hauptsächlich darauf angekommen, ein Urtheil in der Frage zu gewinnen, ob die Inzucht, d. h. die Kopulirung naher Verwandter, von schädlichen Folgen für die Nachkommenschaft sei oder nicht. Die Meinung der größten Naturforscher ist hierüber getheilt. Darwin selbst hatte aus der Fülle seiner Beobachtungen den Schluß gezogen, daß Inzucht schädlich wäre, andere Biologen ersten Ranges, wie Professor Weißmann, behaupten das Gegentheil. Ewart hat nun eine große Zahl von Experimenten an Tauben, Kaninchen, Pferden und Ziegen gemacht. Seine Ergebnisse haben ihn dazu geführt, in dieser Streitfrage durchaus auf die Seite Darwins zu treten, da sie stets zu einer Einbuße an Körperkraft und zuweilen auch an Größe bei den Zuchtthieren geführt haben, nicht aber zu einem Verlust an Fruchtbarkeit. Die Verschiedenheit der Ansichten bei den einzelnen Naturforschern erklärt sich aus der Thatsache, daß Mitglieder einer Familie oft in körperlicher Hinsicht sehr bedeutend von einander verschieden sind, z. B. Brüder und Schwestern mehr von einander abweichen als ihre Eltern, daß ferner zuweilen eine größere Aehnlichkeit zwischen Vettern zweiten als ersten Grades besteht. Ewart hat ferner noch die auffallende Beobachtung gemacht, daß unter gewissen Umständen eine Inzucht bei Ausscheidung von Rückschlägen die Entstehung neuer Varietäten begünstigt. So wichtig auch Ewarts Versuche sind, so genügen sie doch nicht, um eine Frage von so weittragender Bedeutung zur Lösung zu bringen.

* **Erwerbung eines Maori-Hauses.** Der von seiner afrikanischen Thätigkeit her bekannte Oberleutnant **Troost** hat sich neuerdings ein nicht unbedeutendes Verdienst um die deutsche Wissenschaft erworben. Es wurden vor etwa einem Jahre Unterhandlungen zwischen dem Berliner Museum für Völkerkunde und einem Hotelbesitzer in Wakarewarewa auf Neu-Seeland wegen Ankaufs eines dem Letzteren gehörigen Maori-Hauses gepflogen. Diese Unterhandlungen führten zu keinem Ergebniß. Jetzt hat Oberleutnant Troost das Maori-Haus auf eigene Rechnung angekauft. Die Maori, die alten Bewohner Neu-Seelands, die den Samoanern als Stammverwandte sehr ähnlich sind, haben in früheren Zeiten ihre Waffen, Möbel, Ruder u. s. w. mit höchst originellen Schnitzereien reich ausgestattet. Ein großartiges, man könnte fast sagen einzig dastehendes Prachtstück dieser Art ist nun das in Frage kommende Haus. Hr. Troost, der in nächster Zeit wieder nach Deutsch-Südwestafrika zu gehen gedenkt, beabsichtigt, das Haus in Berlin zur unentgeltlichen Besichtigung des Publikums auszustellen.

* **Das Auge bei der Arbeit.** Die Londoner Zeitschrift „English Mechanic" berichtet von einem sehr merkwürdigen und durchaus gelungenen Versuch, die Bewegungen des Auges beim Lesen zu bestimmen. Der Apparat soll den praktischen Zweck haben, durch Studium der Augenbewegungen zu einer Beurtheilung zu kommen, in welchen Fällen das Auge beim Lesen überanstrengt wird und auf ärztliche Verordnung zu schonen wäre. Die Versuche wurden derart angestellt, daß zunächst das Auge einer Person durch Anwendung von Holocacain unempfindlich gemacht wurde. Dann wurde eine sehr leichte, entsprechend geformte Schale mit einer Oeffnung in der Mitte auf den Augapfel gelegt, auf dem sie durch Adhäsion haften blieb. Diese Schale war mit leichten Aluminiumhebeln derart verbunden, daß die Bewegungen des Auges auf einem beweglichen Blatt von geschwärztem Papier aufgezeichnet wurden. Durch besondere Anordnung wurde nicht nur jede Bewegung selbst, sondern auch ihre Zeitdauer bestimmt. Die Aufzeichnungen des Apparats haben gezeigt, daß das Auge über eine Druckzeile nicht in gleichmäßiger Bewegung hingleitet, sondern in schnellen Sprüngen von wechselnder Länge. Dann kehrt das Auge mit einer ununterbrochenen Bewegung wieder an den Zeilenanfang zurück, wo es einen Augenblick anhält, wie um seine Richtung zu fixiren. Die mittlere Zahl der springenden Bewegungen des Auges beim Lesen einer Druckzeile von der Länge, wie sie gewöhnlich in den Zeitungen vorkommt, beträgt etwa drei. Nur eine Zeile von weniger als 1 Zoll Länge kann in dem richtigen Augenabstand gelesen werden, ohne daß die den Augapfel bewegenden Muskeln in Thätigkeit treten.

* **Freiburg i. Br.** Prof. F. X. **Kraus** ist von der kgl. Accademia Romana di belle arti (di S. Luca) und von dem Regio Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti in Venedig zum Mitgliede ernannt worden.

* **Aus Finland.** Wie der „Reval. Beob." aus **Helsingfors** berichtet, hat der Generalgouverneur von Finnland den Beschluß des Senats bestätigt, wonach Frl. Dr. phil. Thekla **Hultin** zum **Aktuar des statistischen Zentralbureaus** ernannt wurde, doch wurde seitens des Generalgouverneurs der Vorbehalt gemacht, daß diese Ernennung nicht als Präjudiz zu ferneren Abweichungen von den Vorschriften des Gesetzes dienen darf.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

H. **Heiberg**: Am Marktplatz. (Fehsenfelds Romansammlung, 1. Jahrg. Bd. XXIII u. XXIV.) Freiburg i. B., Fehsenfeld. — A. **Lichtenberger**: Mein kleiner Trott. Ebd. M. 3. — Dr. Ph. **Gogitschayschwili**: Das Gewerbe in Georgien. (Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft. Ergänzungsheft I.) Tübingen, Laupp 1901. M. 3.60. — A. Frhr. v. **Perfall**: König Wiglaff. Epische Dichtung. Breslau, Schottländer 1901. M. 3. — P. **Lindau**: Kleinigkeiten. Ebd. 1901. M. 2. — M. **Janitschek**: Olympier. Novelle. Ebd. 1901. M. 2.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Die ländliche Bevölkerung des europäischen Rußlands und der Getreidepreis.

Von Al. Al. Tschuprow.1)

### I.

Rußland gehört bekanntlich zu den getreideexportirenden Ländern; gegen 20 Proz. des geernteten Getreides — 50- bis 80mal Hundert Millionen Kilogramm von Getreide aller Arten — werden jährlich über die Grenze hinaus auf die ausländischen Märkte geworfen. Es hat also den Anschein, als ob die ländliche Bevölkerung in Rußland in weit höherem Maße als irgendwo sonst an den hohen Getreidepreisen interessirt sei, und das Fallen der Preise eine Kalamität für die gesammte russische Landwirthschaft bedeute. Das ist aber nichts als ein Schein.

Zunächst ist die Masse von Getreide, welche außerhalb des Handelsverkehrs bleibt und folglich von den Preisschwankungen gar nicht berührt wird, bei der immer noch sehr stark ausgesprochenen naturalwirthschaftlichen Färbung der russischen Wirthschaftsverfassung ungemein groß. Die ungefähren Schätzungen ergeben, daß je nach der Erntenhöhe ein Viertel bis ein Drittel des geernteten Getreides auf den Markt gelangt, daß zwei Drittel bis drei Viertel dagegen in der Wirthschaft der Produzenten konsumirt werden. Dabei verhalten sich in dieser Beziehung verschiedene Getreidesorten sehr verschieden: von der Weizenernte werden fünf Sechstel, von der Haferernte nur ein Drittel und von der Roggenernte kaum ein Fünftel von dem Handelsverkehr ergriffen. Das läßt schon die Mannichfaltigkeit der Interessen, welche unter den imposanten Zahlen der Getreideausfuhr verborgen liegen, ahnen, denn die verschiedenen Getreidearten werden von verschiedenen Bevölkerungsklassen und in verschiedenen Gebieten vorzugsweise gebaut. Der Schluß wird noch erhärtet, wenn wir das immense russische Reich in kleinere Gebietstheile zergliedern. Da zeigt es sich, daß von den 46 Gouvernements, wo Eisenbahnen vorhanden sind, nur 24 Gouvernements mehr Getreide aus-, als einführen (nach den Angaben der Eisenbahnstatistik); in den übrig bleibenden 22 Gouvernements übersteigt der Getreideimport den Export. Es liegen also innerhalb des getreideausführenden Rußlands große Gebiete, die nicht nur keine Mehrproduktion von Getreide aufweisen, sondern selbst für den eigenen Bedarf auf die Ueberschüsse der Produktion anderer Theile Rußlands angewiesen sind.

Wir stoßen auf gewaltige Interessengegensätze. Um diese Gegensätze näher aufzuschließen, gibt es nur einen Weg; die verschiedenen Interessentengruppen müssen unterschieden und in ihren Beziehungen zum Getreidemarkte gesondert ins Auge gefaßt werden. Von diesem Standpunkte aus gesehen, zerfällt die ländliche Bevölkerung Rußlands in zwei große Theile: die Bauern einer- und die nichtbäuerlichen Landwirthe andererseits.

Die rechtliche, wie die wirthschaftliche Lage des russischen Bauern ist von der des deutschen wesentlich verschieden. In Rußland gehört der Begriff des Bauern in erster Linie dem Staatsrecht, nicht der Sozialökonomie. Deutschland kennt nur eine Bauernklasse, Rußland hat noch einen Bauernstand. Da es für unsere Zwecke auf die rechtlichen Merkmale wenig ankommt, so können wir die Frage nach der Definition des Begriffs des Bauernstandes unerörtert lassen. Ich will nur erwähnen, daß der weitaus größte Theil der Bauern — rund drei Viertel — in Feldgemeinschaft wirthschaftet, wobei die Verfassung der der südwestdeutschen und der schweizerischen Allmend sehr ähnlich ist.

Die dem Bauernstande angehörende Bevölkerung macht rund 76 Proz. der gesammten und 86 Proz. der ländlichen Bevölkerung der 50 europäischen Gouvernements aus. Es gehören ihr 37 Proz. der gesammten Bodenfläche. Rechnen wir das Domänen- und Apanagenland, mit zusammen 36 Proz. der Bodenfläche, ab, um den bäuerlichen Grundbesitz dem nichtbäuerlichen gegenüberzustellen, so erhöht sich der Antheil der Bauernschaft auf 58 Proz. Im Durchschnitte hat jede bäuerliche Wirthschaft 12.6 Dessjätinen Land. Auf den Kopf der Bevölkerung gibt das durchschnittlich 1.95 Dessjätinen, darunter nur 1.1 Dessjätinen — 1.2 Hektar — Ackerland. Die Wirkungen dieser spärlichen Landausstattung werden durch die extensive Wirthschaftsweise noch verschärft. Vergleichen wir das auf den bäuerlichen Feldern produzirte Getreidequantum mit den Bedürfnissen der bäuerlichen Bevölkerung an Getreide, so stellt sich heraus, daß nur in 10 Gouvernements das auf dem Bauernlande produzirte Getreide die nach einem Minimalmaße berechneten Bedürfnisse decken kann; in den anderen 40 Gouvernements reicht die Getreideproduktion nicht aus, um eine zur Herstellung der Arbeitskraft erforderliche Ernährung zu sichern. Dem Mangel suchen die Bauern durch das Pachten und das Kaufen des nicht bäuerlichen Landes abzuhelfen, aber selbst nach Hinzurechnung der Erträge der gepachteten und gekauften

1) Nach dem Sammelwerke: „Der Einfluß der Erntenhöhe und der Getreidepreise auf die russische Volkswirthschaft." Aufsätze von N. Annenski, W. Grigorjew, Prof. N. Kablukow, Prof. N. Karischew, L. Mareß, N. Oskpow, M. Plotnikow, W. Pokrowski, D. Richter, Prof. A. Fortunatow, Prof. A. J. Tschuprow, Th. Stscherbina unter Gesammtleitung von Prof. A. J. Tschuprow und A. S. Posnikow. 2 Bde. St. Petersburg 1897.

Ländereien bleiben noch 28 Gouvernements mit Nohrungsdefizit übrig. Der Bouer braucht ober Getreide onch für Vieh- und Geflügelfütterung. Rechnen wir auch diese Bedürfnisse mil, so verminderl sich die Zahl der Gouvernements, in welchen die eigene Praduktion der Bauern auf den den Gemeinden gehörenden, in Privolbesitz von einzelnen Bauern erworbenen und gepachleten Ländereien zur Deckung der Bedürfnisse der Wirthschoft genügt, auf sechs. Es zeigt sich, daß die Bouernschaft als Gonzes wohl mehr als Käuferin denn als Verkäuferin an den Getreidepreisen höngt. Unsere Berechnungen werden durch direkte Beobachtungen bestötigl. Die stalistischen Erhebungen der Zemstvos haben für verschiedene Gebiete die Thatsoche festgestellt, daß nur eine geringe Quote der Bonernschaft ihre Johresbedürfnisse mil dem eigenen Gelreide zu decken vermog. Im Gouvernement Tulo gibl es Kreise, wa nur ein Drittel der Bauern mit eigenem Gelreide auskommt. Im Gouvernement Moskau fällt diese Quole in manchen Kreisen bis zu einem Viertel herunter. In vielen Gegenden konsumiren die Bauern aus Mangel on Gelreide Johr aus Johr ein verschiedene Brotsurragale während eines Theiles des Johres.

Diese Thotsachen lassen sich in den für unsere Zwecke höchst wichtigen Schluß zusommenfossen, doß die bäuerliche Bevölkerung Rußlands nicht nur kein Getreide zum Verkoufen hot, sondern es zu kaufen gezwungen ist, daß sie falglich on niedrigen Getreidepreisen unmitlelbar gewinnt. Dieser Schluß bedarf jedoch einiger Korrekturen. Wir hoben nämlich mit den Durchschnittszahlen und den Durchschnittsergebnissen gerechnet. Allerdings ist die russische Bauernbevölkerung wenig differenzirt, sa doß keine sa großen und so zahlreichen Abweichungen van dem Durchschnille da sind, wie bei kullurell höher stehenden Bevölkerungen. Vollständig homagen ist sie doch nicht. Zunöchst kommen die Unlerschiede in dem Besitze der einzelnen Gemeinden in Betrocht. Bei der Aufhebung der Leibeigenschost sind nicht olle bäuerlichen Gemeinden gleich gul mil Land ausgestotlel worden; die Zunahme der Bevölkerung ist onch nicht überall gleich groß. Ende der Siebziger Jahre gehärle ein Zehntel der böuerlichen Bevöikerung solchen Gemeinden on, die weniger ols 2 Dessjötinen Land pro männliches Mitglied hatten; zwei Fünflel gehörten den Gemeinden mit dem Besitze van 2—4 Dessjölinen pra Monn, weitere zwei Fünftel den Gemeinden mit 4—8 Dessjätinen, endlich ein Zehnlel solchen Gemeinden, die mehr ols 8 Dessjätinen pro Kopf männlicher Bevälkerung hatten, on. Berechnen wir nun unter Berücksichtigung dieser Ungleichheiten in der Landausstotlung den Theil der bäuerlichen Bevölkerung, der mit eigenem Getreide nichl auskommen konn, so ergibt es sich, doß beinahe drei Viertel nicht einmal dos zur Ernährung nöthige Getreide ouf den Gemeindeländereien zu produziren instande sind, daß ein Fünftel die Nahrungsbedürfnisse zwar deckt, zur Viehfüllerung ober nichl genug Gelreide hol, daß blaß ein Zehnlel verkaufbare Ueberschüsse besitzt. Die Hinzuziehung des gekauflen und gepochteten Landes erhähl die letzte Zahl bis ouf ein Sechstel, die varletzte ouf ein Drittel; die Zahl der zur niedrigsten Schichl gehörenden Bauern föllt dobei auf rund die Hälste der Bouernschoft herob.

Dann sind die bäuerlichen Gemeinden ouch innerlich nichl homogen. Die feldgemeinschaftliche Verfassung hat freilich die Tendenz, die Unterschiede in der Versorgung mil Land aufzuheben, dieser ausgleichenden Tendenz wirken aber zahlreiche Fokloren enlgegen. Aus verschiedensten Gegenden haben wir Berichle über die Klossenbildung innerhalb der Gemeinde. In dem Kreise Waranesch vertheilen sich z. B. die Bauernfomilien noch der Zohl der Seelen beiderlei Geschlechles, die ouf einen Antheil om gemeinschaftlichen Lande entfollen, in folgende Gruppen: eine Seele und darunler pro Antheil haben 5 Proz. der Familien, 1—3 Seelen pro Anlheil 67.4 Proz.; 3—5 Seelen 20.9 Proz.; 5 und mehr Seelen pra Antheil 6.7 Proz. In 12 Gouvernements, für die mon genone Beabochtungen hat, können 13.1 Proz. der Bouernhöfe wegen Mangels an Vieh, on Arbeilskräften u. s. w. ihre Aecker nicht selbstöndig bestellen; in 140 Kreisen wirthschaften 10 Praz. der Bauern auf ihren Aeckern überhaupt nichl. Dogegen gibt es Bauernhöfe mit zugekauftem Londe; gegen 5 Millionen Dessjötinen gehören im europäischen Rußland den Bauern als Privoleigenlhum; in 108 Kreisen hoben 5.3 Proz. der Bauern gekauftes Lond. Das sind gewöhnlich kräftigere Wirthschaften mit verhöllnißmäßig großem Mabiliorbesitz, mit viel Vieh. Sie sind es, die dos von den schwächeren Wirthen nichl bebaute Land vorzugsweise pachten. Ihre Zahl kann wohl mitunter bis zu 10 Proz. ausmochen; meistens ist sie jedoch geringer.

Diese Thatsachen berücksichtigend, müssen wir die Behouptung, doß die Bauernschost kein Getreide zum Verkousen hal, modifiziren. Es gibt auch besser mil Lond versehene Gemeinden, wo die durchschnittliche Größe des Antheils die Produktian für den Absatz gestotlel; auch in den schlechter mil Land ausgestotteten Gemeinden gibl es reichere Bouern, die mehr Gelreide bouen als zum eigenen Verbrouch nöthig ist. Wie zohlreich sie sind, konn nicht genou ongegeben werden. Da jedoch der Differenzirungsprozeß auch die reicheren Gemeinden trifft, wa er zur Bildung einer Gruppe von Bauern führl, die nichl genug Getreide für die eigene Konsumlian produziren, so dürfen wir wohl auf Grund ungeföhrer Schötzungen onnehmen, daß die beiden Tendenzen sich die Waage halten. Die Gruppe der reicheren Bauern wäre donn ungeföhr zu 16 Praz. anzuschlogen; dos sind die Bouern, die durch die hahen Getreidepreise gewinnen. Die übrigen 84 Proz. hoben dogegen entweder kein Inleresse on den Getreidepreisen, da sie dos Getreide weder verkausen, noch konfen, oder gar ein Interesse an möglichst niedrigem Getreidepreisstonde.

Durch diese Gruppenbildung werden wir den Interessen, welche die Bouern unmittelbar als Köuser und Verkäufer an dem Getreidepreise haben, gerechl. Da dürfen wir jedoch nicht stehen bleiben. Es kann ja schließlich auch der Käuser an hahen Preisen gewinnen, wenn durch das Steigen der Preise seine onderweitigen Ausgoben vermindert ader seine Einnahmen erhöht werden; ondrerseits konn auch der Verköufer an niedrigen Preisen Inleresse hoben. Auf diese mittelboren Einwirkungen des Getreidepreisstondes auf die Loge der Bauernschoft wollen wir jetzl unler Zugrundlegung der Beabochlungen, welche über die Houshallungsbudgets der bäuerlichen Bevälkerung angestellt worden sind, eingehen.

Auffollend ist die Bedeutung, welche der Noturolwirthschaft in der Housholtung des russischen Bauern immer noch zukommt. Der weitaus gräßte Theil der Bedürfnisse wird durch die Arbeil innerhalb der eigenen Wirthschaft gedeckt, die Pradukte der wirthschaftlichen Thätigkeil werden van der produzirenden Wirthschaft selbst konsumirt. Der Bouer wohnl im eigenen HoNse; er baul das Gelreide auf seinem Acker; um seine Nahrungsbedürfnisse zu decken, treibt er Gemüsebau und Viehzuchl; aus eigenen Produklen besorgl er lheilweise seine Bekleidung und Beschuhung; das Holz aus dem

Gemeindewäldchen verbraucht er zum Heizen und zur Reparirung der Gebäude und des Inventars u. s. w. Die meisten von diesen Posten lassen keine noch so ungefähre Schätzung zu; nur das was in den bäuerlichen Verhältnissen mitunter entäußert wird, kann mit den Posten des Tauschbudgets verglichen werden. Diese Posten allein machen nun mehr als anderthalbmal so viel wie die gesammten Tauschgeschäfte des Bauern aus. Zusammen mit diesen gerechnet, betragen sie im Durchschnitte rund 55 Rubel pro Kopf jährlich, ungefähr 33 Pfennig pro Tag.

Ueberraschend in ihrer Unveränderlichkeit ist diese Summe. In verschiedenen Gegenden sind Beobachtungen angestellt worden; nur zwischen 52 und 58 Rubeln schwankt die Ziffer. Das zeugt von einer erstaunlichen Gleichmäßigkeit der Bedürfnisse und von einer Niedrigkeit der Lebensansprüche, welche für einen deutschen Bauern wohl kaum begreiflich sein wird. Die Konstanz wird noch frappanter, zumal die einzelnen Bestandtheile der Summe nicht unerhebliche Schwankungen aufweisen; die Naturalwirthschaft spielt z. B. nicht überall dieselbe Rolle, wobei es hauptsächlich auf die Größe des Grundbesitzes ankommt. Die Bedürfnisse des russischen Bauern sind also überall die gleichen; die Bezugsquellen der Befriedigungsmittel wechseln dagegen stark in ihrer relativen Bedeutung für den Haushalt. In dem Durchschnittsbudget, das allen folgenden Betrachtungen zugrunde liegt, sind nun diese Unterschiede nivellirt; das darf man bei der Beurtheilung der Ergebnisse nicht vergessen.

Die Naturalwirthschaft spielt, wie bereits erwähnt, in dem Durchschnittsbudget eine sehr große Rolle. Für uns ist das in der Beziehung wichtig, daß diese Seite der wirthschaftlichen Thätigkeit des Bauern mit dem Markte in gar keinem Zusammenhange steht.

In der Tauschwirthschaft tritt der Naturalaustausch hinter den Geldverkehr zurück. Naturalwirthschaft in diesem Sinne ist die Wirthschaft des russischen Bauern lange nicht mehr. Nur die Naturallöhne und eventuell die zum eigenen Verbrauch bestimmten Produkte des gepachteten Landes kommen hier im Einnahmebudget, nur der Naturalpachtzins, die Naturalabgaben behufs Befriedigung religiöser, bezw. kultureller Bedürfnisse (an den Pfarrer, an den Lehrer) und die Arbeiterlöhne in Natura in dem Ausgabebudget in Betracht. Diese Posten erreichen keine beträchtliche Höhe und es wird zweckmäßiger sein, sie von den entsprechenden Posten im Geldbudget nicht zu trennen.

Die Geldeinnahmen werden nun im Durchschnittbudget zu ganz unverhältnißmäßig geringem Theile — 0.1 Proz., also für 2 Kopeken — vom Getreideverkauf bezogen. Weit wichtiger ist der Verkauf der Produkte des Gemüsebaues und der Vieh- und Geflügelzucht — rund 41 Proz. Die größte Rolle spielen jedoch die gewerblichen Einkünfte und die Löhne für die landwirthschaftliche Arbeit, die hauptsächlich auf den Gütern der nicht bäuerlichen Grundbesitzer verrichtet wird — rund 52 Proz. aller Geldeinnahmen. Die beiden letztgenannten Einnahmequellen hängen nicht unmittelbar von dem Getreidemarkte ab, können jedoch wohl vom Stande der Getreidepreise mittelbar durch die Aenderungen in den ökonomischen Machtverhältnissen der miteinander verkehrenden Wirthschaften berührt werden.

Von den Geldausgaben stehen in derselben Beziehung der indirekten Abhängigkeit zum Getreidemarkte nur die Abgaben für den Zukauf von Futter — 1.7 Prozent — und der Pachtzins — 5.6 Proz. Die Steuern, welche 14.6 Proz. der Geldausgaben ausmachen, werden weder unmittelbar noch mittelbar von dem Fallen, resp. Steigen der Getreidepreise beeinflußt. Die übrigen Geldausgaben stehen wohl in einem losen Zusammenhange mit den Getreidepreisen, das ist aber ein Zusammenhang eigener Art. Diese Ausgabeposten lassen sich verhältnißmäßig leicht mehr oder weniger reduziren, wenn die wirthschaftliche Lage schlecht ist. Ist nun die wirthschaftliche Situation von den Getreidepreisen abhängig, so müssen auch diese Ausgaben von den Getreidemarktverhältnissen beeinflußt werden; sie sind also nicht das Mittelglied der Verursachungskette, sondern der Schlußring. Es kommt ihnen somit eine gewisse symptomatische Bedeutung zu.

Diese Betrachtungen bestimmen den weiteren Gang der Untersuchung. Wir haben gesehen, daß die Getreideproduktion der bäuerlichen Wirthschaft ganz außerhalb des Tauschverkehrs steht. Zur Zahlung der Steuern und des Pachtzinses bedarf aber der Bauer der Geldmittel. Sie werden vom Verkauf der Produkte des Gemüsebaues und der Viehzucht, vom Arbeiten auf den benachbarten Gütern der nicht bäuerlichen Grundbesitzer und von der gewerblichen Thätigkeit bezogen. Die Steuersätze hängen mit den Getreidepreisen gar nicht zusammen. Folglich müssen wir zunächst den Zusammenhang der Pachtbedingungen mit den Verhältnissen des Getreidemarktes, und dann die Abhängigkeit der oben genannten Einnahmequellen von denselben ins Auge fassen.

Bevor wir uns jedoch zu diesen Betrachtungen wenden, müssen wir eine Erscheinung untersuchen, welche im Widerspruch mit unserer Behauptung, daß die bäuerliche Getreideproduktion und -Konsumtion außerhalb des Verkehrs stehe, zu sein scheint. Im Herbst sieht sich nämlich der Bauer vielfach gezwungen, den größten Theil seines Getreides, das für den eigenen Konsum knapp ausreicht, zu verkaufen, um zu Baarmitteln zu gelangen; er muß ja den Pachtzins und die Steuern zahlen, die zu dieser Zeit gefordert zu werden pflegen; aus anderen Einnahmequellen kann er den Forderungen nicht genügen, da die bezüglichen Einnahmen nur langsam während des Winters noch und nach seiner Wirthschaft zufließen. Auf den ersten Blick sieht es aus, als ob der Bauer durch diese Herbstverkäufe von Getreide in Zusammenhang mit dem Getreidemarkte gebracht werde und seine Wirthschaft den Naturalcharakter abstreife, um zur Absatzproduktion überzugehen. Thatsächlich ist es aber nicht so. Der Verkauf von Getreide im Herbst ist eigentlich, seiner Rolle in der Wirthschaft des Bauern nach, kein Kaufgeschäft, sondern eher ein eigenthümliches Leih- und Pfandgeschäft, das die Form eines Kaufs annimmt, denn im Frühjahr kauft der Bauer alles das was er vor ein paar Monaten zu billigeren Preisen verkauft hat, zurück. Diese Erscheinung steht nicht isolirt in der Wirthschaftsgeschichte da. Das germanische Privatrecht kennt solche Geschäfte, die an der Grenze zwischen den Kauf- und den Leihoperationen liegen.

Es mag nun kein eigentliches Kaufgeschäft sein, kann dagegen eingewendet werden. Immerhin versetzt es den Bauern in eine Abhängigkeit von den Marktverhältnissen. Ist das Getreide billig, so muß der Bauer im Herbst mehr verkaufen, um die erforderliche Summe zusammenzubringen. Im Frühjahr wird er dann mehr kaufen müssen. An jedem Pud Getreide hat er aber einen gewissen Verlust. Folglich verliert er mehr an dem Geschäft, als in den Jahren hoher Getreidepreise. Der arithmetische Fehlschluß, auf dem dieser Einwand beruht, ist klar. Der Verlust des Bauern hängt nicht von der Qualität des in

Umlauf gesetzten Getreides, sondern lediglich nur von dem Verhältnisse der Frühjahrs- zu den Herbstpreisen ab. Macht der Preisunterschied 10 Proz. aus, so verliert der Bauer an jeder Mark einen Groschen, weder mehr noch weniger, ob er dabei viel oder wenig Getreide verkauft und kauft. Ein Zusammenhang zwischen den Verlusten des Bauern und dem Preisstande könnte nur dadurch entstehen, daß das Verhältniß der Kauf- zu den Verkaufspreisen durch die absolute Preishöhe beeinflußt wäre. Das ist nun allerdings der Fall; in den Jahren niedriger Getreidepreise ist die Preissteigerung im Frühjahr verhältnißmäßig gering. Die niedrigen Preise sind also auch in der Beziehung für den Bauern günstig, daß sie ihm billigeren, wenn auch immer noch recht theueren, Kredit verschaffen.

(Schluß folgt.)

---

## Walter Besant.

Von Hermann Conrad.

II. (Schluß.)

Die einfachste, aber zugleich die anmuthendste und rührendste Dichtung, die Besant geschaffen hat, trägt den Titel „A Fountain Sealed",*) „Der verschlossene Liebesquell", dürfen wir wohl übersetzen. Sie behandelt das jugendliche Liebesverhältniß des nachmaligen George III. mit der schönen Quäkerstochter Hannah Lightfoot, die hier den Namen Hannah Walden trägt, und ist mit einer Zartheit und Innigkeit geschrieben, die wohl das innerste Wesen des liebenswürdigen Dichters ausmachen muß, wenngleich es nicht überall sanft hervortritt. Leider ist es mir nicht gelungen, nähere Auskunft über diese tief verborgen gehaltene Jugendliebe des Prinzen zu erlangen. Thackeray erwähnt sie eben nur in seinen „Four Georges" und berichtet, daß George mit dem schönen Bürgermädchen verheirathet gewesen sein soll, daß aber bisher noch Niemand die betreffende Eintragung in den Kirchenregistern entdeckt hat. So hatte der Dichter volle Freiheit in der Ausgestaltung des Verhältnisses, die ihm besonders glücklich gelungen ist.

Im Beginn sehen wir die einstige Geliebte des zur Zeit regierenden Königs in ihrem Landhause in Hackney, das jetzt ein Theil des nördlichen London ist. Sie erhält den Besuch des Viscaunt de Lys, eines Freundes aus jener seligen Jugendzeit, die nunmehr zwanzig Jahre hinter ihr liegt; beide schwelgen in der Erinnerung daran, und die Dame beschließt, ihre Erinnerungen aufzuzeichnen.

Der Dichter hat diesem einfachen Stoffe gegenüber nicht nöthig, seine Erfindungskraft anzustrengen; wo er es dennoch thut, um etwas Abwechselung in die Darstellung des Liebeslebens zu bringen, geschieht es nicht immer mit Erfolg. Vortrefflich freilich ist die Schilderung der Jugendzeit der Heldin in dem grabeskalten Quäkerheim in Dartford, einem kleinen Städtchen südlich von der Themse-Mündung. Die frische Menschenpflanze verkümmert auf diesem öden Boden, von dem alle Jugendfreuden verbannt sind; in einem Leben, das in widersinniger Verknüpfung von dem gemeinen Streben nach dem Mammon um des Mammons willen und dem Hinarbeiten auf eine unvorstellbare himmlische Seligkeit vermittelst blöder Selbstbespiegelung und Selbstquälerei ausgefüllt ist. Der tägliche Verkehr mit einem bornirten Bruder, der dem armen Dinge die fürchterlichsten Bußpredigten hält und ihr die Anwartschaft auf die ewige Höllenpein höchst plausibel macht, während er unbegreifliche Mengen von Roastbeef und Madeira verschlingt, bringt sie an den Rand des Tiefsinns, von dem die liebevolle Hand einer Verwandten, einer jungen Londoner Wittwe, sie noch zu rechter Zeit zurückzieht.

Von dieser, welche die stumpfe Religionsübung der Quäker längst aufgegeben hat und das graue Quäkerkleid nur im Hause von Hannahs Bruder trägt, um der Armen nahe sein zu können, wird sie in das Leben harmloser und edler Genüsse eingeführt; und nun erwacht ihre Seele wie aus langem Winterschlaf und entfaltet sich mit der Frühlingspracht des St. James' Park, an dem ihr Häuschen steht, um die Wette. Tanz und Musik, gute Lektüre und Kunstgenüsse treten an die Stelle des Bibellesens und Gebetleierns; und die Erkenntniß der geistigen Verkommenheit des Sektenlebens bricht sich in naiven Geständnissen Bahn. Und mitten hinein in diese Blüthezeit der Seele fällt das Abenteuer, in dem Prinz George als ihr Erretter auftritt, und die Liebeswonne, die es im Gefolge hat.

Dieser Anfang ist wundervoll gerathen. Dagegen hat das Jakobitenkomplott, welches mit seiner Aufregung und seinem sensationellen Ausgange die Stille des Liebeslebens in einer für die Ungeduld des Lesers heilsamen Weise unterbrechen soll, alle Wahrscheinlichkeit gegen sich. Der Plan, den Prinzen und seinen Bruder im Hause der Geliebten zu überfallen, zu knebeln und zu binden, ihn auf einem Schiffe nach Frankreich zu bringen und dort in einem (welchem?) Gefängnisse verschwinden zu lassen, ist so excentrisch, daß sein Mißlingen mit Sicherheit vorauszusagen ist. Die Veranstaltung, nach der die Liebenden eine Treppe hoch in innigstem Tête-à-tête sich befinden, während am Fuße derselben Treppe der Kampf zwischen den Jakobiten und dem Bruder und den Freunden des Prinzen tobt, ist eine Antithese, die durch ihre praktische Unmöglichkeit alle Wirkung verliert. Auch scheint es undenkbar, daß Hannah und Mrs. Stareh Monate hindurch täglich mit den Prinzen verkehren sollten, ohne sich und ihnen jemals die Frage vorzulegen, wer diese Herren eigentlich sind.

Aber diese unwahrscheinlichen äußeren Vorgänge treten in ihrer störenden Wirkung zurück vor der Schilderung des Liebesverhältnisses, vor dem besonderen Interesse, das die Erzählerin eben durch die Art ihrer Schilderung in uns erregt. Wir blicken in die Seele eines Weibes, das vom geistigen Gesichtspunkte wohl nur an den Durchschnitt heranreicht, aber dennoch ihre ganze Umgebung und uns mit dem Zauber ihrer vollendeten Weiblichkeit unterjocht. Die Heldin steht vor uns, wie die in sich selbst versunkene Göttin der Schönheit und Liebe, freilich in der Gewandung dieser Epoche. Die tiefe, unversiegliche Naturkraft der Liebe ist in ihr, aber sie erscheint beengt von dem Reifrock der Rokokozeit: der Sinnendrang nach dem Geliebten, der deutlich zwischen den Zeilen ihrer Aufzeichnung zu erkennen ist, wird sorgfältig eingeschnürt in die tadellose gesellige Form und kann doch nicht umhin, den Geliebten fort und fort durch harmlose Koketterie zu reizen. Sie weiß, wie schön sie ist; sie kennt die Macht dieser Schönheit und läßt sie auf den Geliebten wirken durch die bewußte Erhöhung ihrer Reize. Sie empfindet es als ihr persönliches Recht, wie eine Art von Göttin angebetet zu werden. Aber diese Koketterie, diese Eitelkeit sind ganz unschuldig und haben nichts von der leichtfertigen Lüsternheit ihrer Zeit an sich. Es ist vielmehr, als ob sie das

*) Leipzig, Tauchnitz 1897.

strengmoralische Quakerkleid verborgen unter dem Reifrock trüge. So groß ihr Liebesreichthum sein mag — daß sie seine ganze Fülle dem geliebten Manne außer der Ehe hingeben könnte, daran denkt sie gar nicht; und der Kronprinz wagt nicht, daran zu denken. Und als an dem Tage der Erfüllung der beiderseitigen heißen Wünsche der plötzliche Tod des Königs die Liebenden trennt, da verschließt sie den Quell ihrer Liebe für immer und zieht sich in die Einsamkeit zurück, um nur von der Erinnerung zu leben. Hannah ist das eigenartigste, entzückendste Frauenbild, das Besant gezeichnet hat.

Auch die Charakterzeichnung des Prinzen ist eine durchaus glückliche: es ist in der That merkwürdig, daß es dem Dichter gelungen ist, uns für diesen in der Einsamkeit aufgewachsenen, wenig beanlagten und geistig ungemein beschränkten Jüngling zu erwärmen. Es geschieht durch den Abglanz der Sonne dieser Erzählung, der auf ihn fällt: Hannah untersucht seine bornirten Ansichten über Leben, Wissen und Kunst kritisch nicht, sie findet in dem stattlichen Geliebten mit dem männlichen, ritterlichen Wesen, der vornehmen Gesinnung ihr Ideal.

Besonderen Werth hat der Roman außerdem als Zeitgemälde. Die sichere Art, mit der Besant uns in das alte London und in das Leben der Rokoko-Gesellschaft einführt, erinnert direkt an Thackeray. Das zeitliche Kolorit tritt sogar zutage in dem leise alterthümelnden Tone der ganzen Selbstbiographie.

„The Orange Girl" (Das Apfelsinen-Mädchen)[15]) hat ebenfalls vor allem ein kulturhistorisches Interesse, insofern die Studien Besants über die Geschichte Londons hier zu einem anschaulichen und ungemein lebensfrischen Bilde der lokalen und sozialen Verhältnisse der englischen Hauptstadt am Ende des 18. Jahrhunderts abgeklärt werden. Er führt uns überall hin: nach der City, nach dem Verbrecherviertel St. Giles, nach Southwark (Süd-London) mit seinen Konzert- und Tanzgärten für die feinste männliche und die verkommenste weibliche Gesellschaft, nach dem daranstoßenden Lambeth, heute einem mächtigen Stadttheile, das damals eine liebliche Garten- und Feldlandschaft war, in das Drury Lane-Theater, in ein Ballhaus für die vornehmsten Stände, das zugleich eine Spielhölle sein mußte, in den Gerichtssaal, an den Pranger und ins Gefängniß. Manche von den Schilderungen, wie z. B. die des Begräbnisses des reichen City-Kaufmannes, müssen wir ja auf Treue und Glauben hinnehmen, aber wir bauen auf des Verfassers anerkannte Sachkenntniß. Wenn Thackeray mit Vorliebe uns das Leben der oberen Zehntausend des 18. Jahrhunderts schildert, so zeigt uns Besant vor allem das Leben in den Bürger- und Volkskreisen.

Die Darstellung des Gefängnißlebens steht hinter den Fleet-Scenen in den „Pickwickiern" nicht zurück. Auf die Roheit der damaligen Rechtspflege läßt der Dichter ein besonders scharfes Schlaglicht fallen, das mir tendenziös erscheint: denn es kann dem humanen Manne nicht entgangen sein, daß auch die gegenwärtige englische Rechtspflege an einer Roheit krankt, welche von den anderen Kulturvölkern längst beseitigt ist. Noch heute ist das Verfahren der „Police-Courts" (Polizeigerichte) ebenso barbarisch, wie es nach der Schilderung in Dickens' „Oliver Twist" vor 50 und nach der Besants vor 130 Jahren war; noch heute ist auch in den höchsten Gerichtshöfen ein einzelner Richter der Inhaber des ungeschriebenen Gesetzes und entscheidet nach freiem Belieben über Gefängniß- oder Zuchthausstrafe, über Leben und Tod des von den Geschworenen Verurtheilten. Die Gerichtsscene in Old Bailey, in welcher der Held von einer Verbrecherbande der besseren Stände des Straßenraubes schuldig geschworen, aber dennoch unerwartet von dem Tode am Galgen, den er um einer Erbschaft willen erleiden soll, gerettet wird, erreicht zwar als kulturelle That nicht die prächtige Satire in den „Pickwickiern" und als psychologische nicht die packende Verhandlung in Hall Caine's „The Shadow of a Crime" (Im Banne des Verbrechens), ist aber von dem aufregendsten sachlichen Interesse und jedenfalls die Glanzpartie des Buches, das ohne Zweifel das interessanteste von allen ist, die Besant geschrieben hat. Die immerfort Lokal und Akteure wechselnden Scenen, die Neuheit ihrer Bilder lassen in dem Leser keine Ermüdung aufkommen.

Und dennoch treten die Schwächen Besants, die oberflächliche Charakteristik und die mangelhafte kausale Verknüpfung der Vorgänge hier nicht weniger hervor als in anderen Romanen. Das aus einer Verbrecherfamilie hervorgegangene Apfelsinen-Mädchen, die spätere Schauspielerin Jenny Wilmot, an deren Herzensgüte und Opferwilligkeit wir gerne glauben, weil die Herkunft nicht nothwendig den Menschen macht, ist offenbar mit großer Liebe, aber zu einseitig gut gezeichnet. Weibliche Engel, auch wenn sämmtliche Männer der Erzählung immerfort anbetend vor ihnen auf den Knien liegen, ziehen den Leser, wie im Leben, so auch in der Dichtung nicht an. Warum hat ihr der Dichter zu ihrer harmlosen Eitelkeit nicht etwas Sinnlichkeit gegeben? Warum läßt er sie nicht statt des schemenhaften Lords, dessen Hand sie aus Edelmuth dreimal ausschlägt, den verheiratheten Helden ernsthaft und tragisch lieben? Warum bringt er sie nie in sittliche Konflikte, die einem Menschenwesen von solcher sozialer Zwiespältigkeit so nahe liegen? Die Frau des Helden ist eine vollkommene Heilige. Auch die Verbrecherbilder sind diesmal nur matt gerathen, vielleicht mit Ausnahme des schurkischen Rechtskonsulenten Probus. — Daß der Held das reiche Haus seines Vaters verläßt, um Bierfiddler zu werden, ist nicht ausreichend begründet, und daß die Heldin, weil sie die gestohlenen Güter ihrer Mutter, welche eine allbekannte Diebsschenke hält und eine stadtbekannte Hehlerin ist, in ihr aristokratisches Haus bringen läßt, zum Galgen verurtheilt werden könnte, wäre nur möglich, wenn Richter und Geschworene gleichmäßig dem Schwachsinn verfallen wären.

Der letzterschienene Roman Besants „The Fourth Generation"[16]) (Das vierte Glied) gehört ebenfalls nicht zu seinen höchsten Kunstleistungen, obgleich er eine Reihe sehr interessanter Figuren und nicht bloß interessanter, sondern sogar wunderbarer Vorgänge enthält. Im ersten Kapitel sehen wir an einem stürmischen Frühlingstage einen Greis, dessen mächtigen Körper seine 95 Jahre nicht haben beugen können, auf der Terrasse seines Ahnenschlosses in Buckinghamshire lebhaft auf- und abwandeln; sein Spaziergang dauert vier Stunden bis zur Mittagszeit; dann schreitet er, ohne seinen Urenkel, der in der Thür des Hauses steht, zu beachten, in sein Bibliothekzimmer, ißt und trinkt reichlich, ohne dem ihn beobachtenden Urenkel einen Blick zu schenken und seinen Worten ein Ohr zu leihen, und entschläft. Er ist stumpfsinnig? — Nein, seine geschäftlichen Briefe an seinen Rechtsanwalt beweisen, daß er bei vollem Verstande ist. Er hat, wie der denkende Leser sehr bald erkennt, der Dichter aber erst gegen das Ende des Bandes enthüllt, seinen Schwager in einem Wortstreit um den Besitz einer Mühle erschlagen und durch den Mord den

15) 2 vols. Leipzig, Tauchnitz 1899.

16) London, Chatto & Windus 1900. (Auch bei Tauchnitz.)

plötzlichen Tod seiner hochschwangeren Frau veranlaßt. In dem daran sich knüpfenden Mordprozeß, in welchem einer seiner Arbeiter angeklagt worden ist, hat er zu dessen Freisprechung mitgewirkt, und seine vollkommene Ruhe und Sicherheit im Verhör haben jeden Verdacht von ihm abgelenkt.

Hier liegt nun eine von den praktischen Unmöglichkeiten vor, die sich in jeder Erzählung Besants öfters finden. Man hat Campaigne in lautem Streit mit seinem Schwager einen kleinen, überall von Farmhäusern umgebenen Busch betreten und bald darauf allein wieder herauskommen sehen. Der Todtschlag mußte, nach der Art der Verletzung, von einem Manne ausgeführt sein, der größer war als der Schwager, d. h., da dieser sechs Fuß maß, von einem Riesen, wie Campaigne; Niemand hat an dem Morgen irgend einen anderen Menschen den Busch betreten oder verlassen sehen; der später angeklagte Arbeiter hat zwei Stunden danach die Leiche gefunden und ins Schloß befördert, als bereits die Leichenstarre eingetreten war, konnte also der Mörder nicht sein. Wenn die Coroners (Leichenbeschauer) nicht alle ihren Verstand verloren hatten, so konnten sie keinen Anderen des Mordes verdächtigen als Campaigne. Es macht daher einen komischen Eindruck, wenn Besant bis zum Ende des Bandes den Mord als ein für alle Interessenten unerklärliches Mysterium behandelt, über dem der hochgebildete Urenkel, Jurist und Parlamentarier, fast irrsinnig wird.

Die Buße, die Campaigne sich auferlegte, nie mit einem Fuße aus den Mauern seines Hauses wieder hinauszutreten, nie mit einem Menschen mehr eine Silbe zu wechseln, dabei seine Kinder verwahrlosen, sein Schloß verfallen, seinen Park verwildern zu lassen, und in solcher Lebensweise 70 Jahre unter Kindern, Enkeln und Urenkeln, wie ein zugleich Blinder und Taubstummer hinzuvegetiren, ist ebenfalls unvorstellbar unter normalen Gehirnverhältnissen, wie sie Besant dem Manne zuschreibt.

Auch die Lehre, die der Dichter in dem Roman exemplifiziren will, daß nämlich die Sünden der Väter an den Kindern bis ins vierte Glied heimgesucht werden, wird nicht als ein tiefinnerliches Naturgesetz, sondern nur vermittelst der äußeren Folgen des Verbrechens begründet. Der alte Campaigne hat seine Kinder sich selbst überlassen; die Folge davon ist, daß seine Tochter einen charakterlosen Menschen unter ihrem Stande geheirathet hat und in die elendesten Verhältnisse gerathen ist. Der Sohn des Alten hat erkannt, daß sein Vater ein Mörder ist, und sich in jungen Jahren das Leben genommen; daher seine beiden sittlich verkommenen Söhne, die Oheime des Helden. Bei dem Letzteren, dem Urenkel Campaigne's, also im vierten Gliede, sollen nun die Folgen plötzlich abbrechen. Das ist falsch: auch der Urenkel wird die Folgen der That des Alten bis an sein Lebensende zu tragen haben, die äußeren in Gestalt einer Anzahl von entehrenden Verwandtschaften, die ihm manche unfrohe Stunde bereiten werden, und die inneren in Gestalt des drückenden Bewußtseins der vielen Flecken, welche seine Familienehre trüben, und des von diesem geschwächten Selbstgefühls, der von diesem unterbundenen Strebenskraft; in Gestalt ferner der Prädisponirtheit zum Verbrechen, welche vermöge des Gesetzes willkürlicher Vererbung an seinen Kindern zutage treten kann.

Besant hat seine George Eliot nicht gründlich genug studirt; sonst würde er wissen, daß die Folgen einer That nur aufhören könnten mit dem Aufhören der Wirkung des Kausalitätsgesetzes. Die Folgen der bösen That verbreiten sich leider, wie glücklicherweise auch die Folgen der guten um ihren Mittelpunkt in immer weiteren Wellenkreisen, die freilich immer schwächer werden und schließlich nicht mehr zu erkennen sind. Auf diese unbestreitbare Thatsache gründet sie ja eben die Auffassung des Altruismus als obersten Lebensgesetzes für die menschliche Gesellschaft, dessen Anerkennung gerade in dem Leben unsres Dichters so herrliche Früchte gezeitigt hat.

Viel hübscher dagegen, wenn auch in der Anordnung etwas pedantisch, ist die zweite sittliche Tendenz zur Anerkennung gebracht, die Besant in seinem Buche verfolgt: der Nachweis, daß diejenigen nicht vollwichtige Menschen sind, die, von der Natur und dem Glück gut ausgestattet, die Lebensbahn beschreiten und auf geebneten Wegen ihre Höhe erreichen, daß vielmehr erst die Schwierigkeiten und Leiden, die uns unsre und Anderer Verfehlungen bereiten, den wahren Menschenwerth entwickeln. Die reizende Constanze, ein new woman, die mit dem jungen Campaigne auf demselben Flur ihr stattliches Junggesellinheim hat und gute Kameradschaft hält, verschmäht die Hand des reichen, adeligen Jünglings, des Gelehrten, erfolgreichen Schriftstellers und Ministeraspiranten, weil er nicht ein Vollmensch im obigen Sinne ist. Kaum aber hat er den Korb eingesteckt, so stürmen die Leiden des Lebens wie auf Kommando in das stilvoll erbaute und vornehm ausgestattete Haus seines Daseins hinein in Gestalt von Habgier und gemeiner Gesinnung, von ekler Misere, von Trug und Mord, die alle in seinem Verwandtenkreise ihren Ausgangspunkt haben und den Unschuldigen in Mitleidenschaft ziehen. Als er dann von der Höhe seines Gottähnlichkeitsbewußtseins gestürzt und durch Sorge, Kummer, Entsetzen und Angst vor Schande zum echten, wissenden Menschen und zum Manne geworden ist, beglückt ihn die Geliebte mit dem Geschenk ihrer Person.

Die Charakterzeichnung ist schwach; am besten gerathen sind die beiden Betrüger, die Oheime Campaigne's, der Wechselfälscher und der pseudonyme Dinerredenfabrikant, der in seinem Lebenskreise sich den Ruf eines gesuchten Barristers zu begründen gewußt hat, obgleich er nie ein juristisches Buch angesehen hat (?); dann der entfernte Vetter, der im Eastend Rechtskonsulent ist. Trotzdem bietet das Buch, wie aus den Andeutungen über den Inhalt zu ersehen ist, eine interessante Lektüre.

* *

Wenn wir nun die dichterische Persönlichkeit Besants zusammenfassend betrachten, so zeigt sie uns folgendes Bild. Am schwächsten ist er in der Erfindung und Organisation der Handlung, d. h. in der Lösung der schwierigsten Aufgabe, die dem Epiker gestellt ist. Er stellt allerdings die Phasen und die Details der Handlung dar, welche die wirkungsvollsten und folgenschwersten Vorgänge vorbereiten sollen; es wird ihm aber schwer, die gangbarsten Wege von einer Phase zur anderen zu finden, die Details als natürliche Wirkungen vorhandener Ursachen eins aus dem anderen zu entwickeln und die Hauptvorgänge langer Hand derartig vorzubereiten, daß sie auf uns eindringen mit der Wucht nothwendiger Schicksalsfügungen, d. h. unvermeidlicher Resultate des Zusammenspiels der Charaktere und Verhältnisse.

Einen wirklichen Zufall, ein blindes Ohngefähr des Geschehens gibt es im Leben nicht; was uns als Zufall erscheint, ist ein nothwendiges, durch das Kausalitäts-

gesetz erzwungenes Ereigniß; es tritt uns nur darum als plötzlich, als willkürlich entgegen, weil wir die Kette von Ursachen, die es herbeigeführt, nicht, wie bei anderen Vorgängen, mit unsern Augen haben verfolgen können. Die wahre Kunst soll sich nun über das wirkliche Leben erheben durch größere Klarheit, durch die Durchsichtigkeit der kausalen Verknüpfung: das Geld des reichen Onkels aus Amerika, das den Helden aus seiner Noth erlösen soll, müssen wir erwerben sehen; das Felsstück, welches das Glück des Helden in seinem Sturze begraben soll, müssen wir vom Massiv sich allmählich lösen sehen; den Tod, der den Menschen oft so plötzlich antritt, müssen wir herankommen sehen — mit einem Wort: das Schicksal der Dichtung darf nicht, wie so oft das Schicksal des Lebens, als ein Blitz aus heiterem Himmel herniederfahren, es muß, wie Gewitter, vor unsern Augen aufziehen, sich thürmen und schließlich losbrechen. Der Zufall muß also aus den schicksalsvollen Ereignissen einer Dichtung unbedingt verbannt sein und darf seine scheinbare Willkürmacht nur in untergeordneten Vorgängen, aber auch hier so wenig wie möglich, entfalten.

Ein Dichter, der dem Zufall in seinen Dichtungen einen breiten Spielraum läßt, ist unzweifelhaft von beschränkter Kraft. Ein solcher Dichter ist Besant. Aber seine Beschränkung zeigt sich noch weiter, in der mangelhaften und falschen Motivirung, wo diese versucht wird, in der Massenhaftigkeit der unwahrscheinlichen, ungereimten, ja unmöglichen Vorgänge. Bei Besant geschieht alles, was er will, d. h. was er in seiner Romandisposition vorher bestimmt hat; viele Geschehnisse aber sind Wirkungen entweder aus unerkennbaren Ursachen oder aus solchen, die nach dem gewöhnlichen Verlaufe der Dinge ganz andere, ja vielleicht die entgegengesetzten Wirkungen hätten herbeiführen können. Wir müssen freilich hinzusetzen, daß eine derartige Schwäche bei den heutigen Engländern ebenso wenig ins Gewicht fällt, wie zur Zeit der Radcliffe, Scott und Bulwer, trotzdem inzwischen Dickens, Thackeray, G. Eliot gelebt haben und Meredith und Hardy noch leben. Erfreut sich doch heute wieder, wie im Beginne des letzten Jahrhunderts, die große Masse des dortigen sogenannten gebildeten Publikums an der unmöglichen Häufung wüster Abenteuer,[17]) d. h. an der primitivsten Form der Epik.

Auch die Kraft von Besants Menschenschöpfung ist beschränkt. Er hat mit Interesse und mit Liebe beobachtet die armen Teufel und die Schurken einer-, die Frauen andrerseits. Mit einer Art von Virtuosität schildert er den Zauber echter Weiblichkeit in menschlich greifbarer Gestalt — ganz im Gegensatz zu Thackeray, der die Güte der menschlichen Natur überhaupt nicht glaubhaft darstellen konnte und statt der guten Frauen Engel schuf —, und in dieser Richtung sind ihm einige Meisterleistungen gelungen. Die Männer, abgesehen von der genannten Spezies, und besonders seine guten Helden sind meist Puppen, die an dem Drahte der menschlichen Vorsehung Besants sich bewegen und reden und thun, was sie von der Romandisposition zu reden und zu thun prädestinirt sind, resp., was die Tendenz des Romans von ihnen verlangt.

Besants Stil zeichnet sich durch Klarheit und Leichtfaßlichkeit aus, Eigenschaften, deren Werth allerdings etwas herabgesetzt wird von der Thatsache, daß er einen Reichthum von tiefen Gedanken nicht auszudrücken, schwierige psychologische Probleme nicht darzustellen hat. Im übrigen ist sein Stil gewandt, flüssig und, abgesehen von hin und wieder vorkommenden Nachlässigkeiten, korrekt.

Ein besonderes Interesse seiner Schriften bilden die kulturhistorischen Begleitschilderungen, die aus gründlicher Kenntniß heraus und mit lebendiger Anschaulichkeit geschrieben sind.

Wenn wir nun sagen, daß ein Schriftsteller wie Besant sich leicht und angenehm liest und niemals uninteressant ist, so haben wir seine eigentliche Anziehungskraft damit nicht bezeichnet, seine Beliebtheit nicht erklärt. Sie beruht auf seiner Persönlichkeit. Besant ist ein geistig kerngesunder Mensch, der die Versöhnung von schwachsinnigem Optimismus mit *ebenso schwachsinnigem Pessimismus* im Idealismus gefunden hat; er ist ein *keuscher* Dichter, der niemals nach der Sensation des thierisch Sinnlichen, des Ekelhaften, des Gräßlichen strebt; ein Mann außerdem, dessen vornehmer Altruismus in jedem seiner Werke zutage tritt. Das Kapitel über die Wirkung der *persönlichen Liebenswürdigkeit* des Dichters in seinen Werken ist bisher ungeschrieben und kann hier nicht geschrieben werden.

17) Das ehrwürdige, fast hundertjährige „Athenaeum“ hat einen besonderen kritischen Theil mit der Ueberschrift „Abenteuerliche Erzählungen“ (Tales of Adventure) eingerichtet.

## Besprechungen.

R. E—r. *Friedrich Ueberwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie.* Dritter Theil: Die Neuzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Neunte Auflage, bearb. und herausgeg. von Dr. *Max Heinze.* Berlin 1901. E. S. Mittler u. Sohn. — Der vorliegende Band des bekannten unentbehrlichen Werkes erscheint, um zirka drei Bogen vermehrt, in einer durch verschiedene Erweiterungen, Ergänzungen und Verbesserungen, nicht unwesentlich vervollkommneten Gestalt. Die Literaturangaben sind bis auf die jüngste Zeit ergänzt. Durch Gliederung in eine größere Zahl von Absätzen, Zusammenfassungen u. dergl. ist vielfach größere Uebersichtlichkeit erzielt worden. Die Neubearbeitungen der Lehren oder Biographien betreffen besonders Giordano Bruno, Kepler, Spinoza, Tschirnhausen, Rousseau, Bonnet (Einwirkung auf die deutsche Philosophie), Kant, Goethe (neu hinzugekommen), Jean Paul Friedrich Richter (neu). Der vierte Band, der die Geschichte der Philosophie des 19. Jahrhunderts behandelt, soll bald erscheinen.

## Mittheilungen und Nachrichten.

f. v. *Die Ausgrabungen der Franzosen an der Stätte des alten Karthago.* Seit der Einsetzung des französischen Protektorats in *Tunis* haben sich zahlreiche französische Archäologen bemüht, durch Ausgrabungen neue Kunde über das alte *Karthago* zu gewinnen. In der „Revue Universelle“ faßt R. *Cagnat* von der Pariser Akademie der Inschriften die Ergebnisse dieser Forschungen, um die sich vor allem Pater *Delattre*, der Gründer des Museums Lavigerie in Tunis, und der Direktor der Antiquitäten von Tunis P. *Gauckler* Verdienste erwarben, zusammen. Er gesteht, daß sie hinter den Erwartungen zurückgeblieben sind, weil die Römer offenbar nach der Eroberung der verhaßten Stadt das Zerstörungswerk mit der größten Gründlichkeit betrieben haben. Es ist nicht einmal mit Sicherheit gelungen, die Stadtmauer der punischen Zeit nachzuweisen. Nur die allgemeine Sitte der Semiten, ihre Todten außerhalb der Mauern zu begraben, läßt darauf schließen, daß sich die Stadt auch zu Hannibals Zeiten nicht über den Raum zwischen der Küste und der nächsten Hügelreihe ausdehnte, wo die Römer einen Zirkus und ein Amphitheater angelegt haben. Die zwei kleinen Binnenseen in diesem Bezirke wurden früher als der innere Kriegshafen und der äußere Handelshafen angesehen, von denen die römischen Geschichtsschreiber sprechen. Die neueste Forschung hat jedoch zwei ins Meer hinauslaufende Substruktionen entdeckt,

die den Schluß erlauben, daß jene Binnenseen zusammen den Kriegshafen bildeten, vor dem der Handelshafen durch steinerne Dämme geschützt, ins offene Meer hinausragte. Auf der Byrsa, der alten Akropolis Karthagos, wurde zur Fundirung der neuen Kathedrale bis auf den Felsengrund hinab gegraben, ohne daß irgend eine Spur punischer Bauten gefunden worden wäre. Nur die Felsengräber außerhalb der Mauern sind der Zerstörungswuth der Römer in größerer Zahl entgangen, aber ein Grab irgend einer durch die Geschichte bekannt gewordenen Persönlichkeit hat sich bis jetzt noch nicht nachweisen lassen, so reich auch die Ausstattung einzelner Gräber ist. Dieser Reichthum macht sich übrigens mehr im Material, als in der ziemlich primitiven Form der Geräthe und der Schmuckgegenstände geltend, die den Todten mitgegeben wurden. Während die weiblichen Masken, die gefunden wurden, meist an ägyptische Vorbilder erinnern, weist eine liegende lebensgroße männliche Grabfigur, in der man Hamilkar, Hasdrubal oder Hannibal hat erkennen wollen, im Gesicht und in der Behandlung des Haares und des langen Vollbartes direkten griechischen Einfluß auf. Nur der turbanartige Wulst auf dem Kopfe und die Schärpe über der rechten Schulter zeigen, daß wir es nicht mit einem Asklepios oder einem Serapis zu thun haben. Für die punischen Sitten ist charakteristisch, daß auch in den Männergräbern die Schwerter sehr selten, die großen Bronzespiegel dagegen sehr häufig sind. Eine Besonderheit, die man nur in Kindergräbern findet, sind kleine Gefäße verschiedenster, oft thierischer Form, die einen kleinen, rundlich vorspringenden Ausguß haben. Es ist kaum zu bezweifeln, daß es punische Saugflaschen sind, welche, so gut es gehen wollte, der Form der Mutterbrust nachgebildet wurden. In vielen Gräbern finden sich Masken mit verzerrten Zügen. Es scheinen dies keine mißlungenen Porträts der Todten, sondern vielmehr Amulette zur Abschreckung böser Geister zu sein. Auch an den goldenen und silbernen Schmuckketten findet man oft groteske Figürchen, die dem gleichen Zwecke dienen mochten.

* **Ein Facsimile-Druck der ersten Shakespeare-Ausgabe.** Die Clarendon-Preß in Oxford bereitet ein photographisches Facsimile der ersten Folioausgabe von Shakespeares Werken, die 1623 erschien und die erste vollständige Ausgabe war, vor. Sie wird ein Vorwort enthalten, in dem der gelehrteste Shakespearekenner Englands, Sidney Lee, bis auf die kleinsten Einzelheiten alles anführen wird, was man von der Biographie des großen Dramatikers weiß. Sie wird auch eine Aufzählung aller Exemplare geben, die von der Ausgabe des Jahres 1623 noch vorhanden sind und von denen dieser Tage eins bei Christie für 34,400 M. verkauft wurde. Der ursprüngliche Verleger, Isaac Jaggard in der Fleet-Street bei der Saint-Dunstan-Kirche, ließ 500 Exemplare drucken; man rechnet höchstens nur noch etwa 50 wiederzufinden.

* **Eine Expedition zur Erforschung der rechtsseitigen Nebenflüsse des Amazonenstromes** hat das **Berliner** Botanische Museum ins Leben gerufen; es sollen dabei insbesondere die Kautschukpflanzen berücksichtigt werden. Zur Ausführung der Expedition ist Hr. E. Ule in Rio de Janeiro gewonnen, der auch schon einen mehrmonatigen Ausflug auf dem Jurua glücklich beendet hat.

* **Erlangen.** Der ordentliche Professor der systematischen Theologie Lic. theol. Ludwig **Ihmels** wurde von der theologischen Fakultät in **Rostock** zum Dr. theol. honoris causa promovirt.

* **Straßburg.** Hier ist, wie der „Frkf. Ztg." gemeldet wird, der Oberlehrer a. D. Alexander **Röhrig**, der seit 18 Jahren als Lektor der französischen Sprache an der dortigen Universität thätig war, im Alter von 74 Jahren gestorben.

* **Berlin.** Professor Dr. **Albrecht Weber**, der kürzlich seinen 80. Geburtstag feierte, ist von der Accademia dei Lincei in Rom zum auswärtigen Mitglied erwählt worden.

* **Breslau.** Privatdozent Dr. Heinrich **Kionka** von der hiesigen Universität hat einen Ruf als Professor der Pharmakologie an die Universität **Jena** erhalten.

* **Kiel.** Der Professor der Marine-Akademie Dr. E. **Weinnoldt** hat sich an der hiesigen Universität für Mathematik habilitirt.

* **Aus Holland.** Am 19. Juli starb in Leiden, 67 Jahre alt, der Professor der niederländischen Literatur Dr. **Jan ten Brink**, eine eigenthümliche Erscheinung im literarischen Leben der Niederlande. Schwerlich wird, so sagt die „Voss. Ztg.", niederländische Literatur ein zweites Beispiel solch außerordentlicher Fruchtbarkeit und publizistischer Thätigkeit aufweisen können. Jan ten Brink schrieb Lehrbücher der niederländischen Literaturgeschichte, Romane, Broschüren politischen und sozialen Inhalts, gab Zeitschriften heraus und versah eine Reihe von holländischen Zeitungen mit Berichten über die neuesten literarischen Erscheinungen, besonders Frankreichs, er schrieb Theaterkritiken, begab sich ab und zu auf das Gebiet der Kunst und der Geschichte, in welch letzterer er in der französischen Revolution und den Ereignissen von 1870 für seine Feder einen unerschöpflichen Stoff fand. Wie dies kaum anders sein konnte, trat bei diesem fabrikmäßigen Betrieb Gründlichkeit und tieferes Eingehen in den Stoff weit in den Hintergrund; keine einzige seiner späteren Leistungen steht auf der wissenschaftlichen Höhe seiner Schrift über Bredero, für die er als Student die goldene Medaille erhalten hatte. Sein Hauptverdienst ist und bleibt, daß er verschiedene, fast ganz vergessene niederländische Dichter und Schriftsteller wieder ans Licht zog und auf ihre Schönheiten aufmerksam machte.

* **Aus Rußland.** Am 17. Juli starb in einem Pariser Spital der einst vielgenannte Reisende und Geograph Michail Iwanowitsch **Wanjukow**. Erst 24 Jahre alt, unternahm der junge Offizier im Jahre 1856 eine Forschungsreise in das Amurgebiet, auf der er reichhaltiges Material von größtem wissenschaftlichen Interesse sammelte. Von 1857 bis 1863 bereiste Wanjukow Transbaikalien, 1868 unternahm er eine Reise um die Welt, deren Ergebnisse er in mehreren wissenschaftlichen Werken beschrieb. In Anfang der 80er Jahre begab er sich abermals auf Reisen, deren Ziel Afrika, Süd- und Zentralamerika war. Aus Amerika zurückgekehrt, nahm er seinen Wohnsitz in Paris. Von den zahlreichen, in wissenschaftlichen Kreisen noch heute geschätzten Werken Wanjukows seien erwähnt: „Reisen durch die Grenzgebiete von Russisch-Asien", „Grundzüge der physikalischen Geographie", „Kurze Beschreibung der englischen Besitzungen in Asien", „Rußland und der Orient", Beschreibung des japanischen Archipels, „Das zeitgenössische China" u. s. w.

* **Preisausschreiben.** Der **Preis aus der Schlichting-Stiftung** wird zum 1. Oktober ausgeschrieben für die Lösung der Frage, **welche Größe und Bauart mit Rücksicht auf die zweckmäßige Bewältigung des Güterverkehrs den Schiffen zu geben ist, die auf dem geplanten Großschiffahrtswege Berlin-Stettin verkehren sollen.** In der durch Zeichnungen zu erläuternden Beschreibung sind neben dem Zugwiderstande namentlich alle wirthschaftlichen Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Zur Bewerbung ist jeder deutsche Reichsangehörige zugelassen. Der Preis beträgt 1000 M. **Preisrichter** sind die Professoren **Arnold** (Hannover), v. d. **Borght** und **Bubendey**, ferner Geh. Baurath **Germelmann** und Stadtbaurath **Krause** in Berlin.

Für den Inseratentheil verantwortlich:
W. Reil in München.

Jahrgang 1901. München, Donnerstag, 25. Juli Nummer 168.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Die ländliche Bevölkerung des europäischen Rußlands und der Getreidepreis.

Von Al. Al. Tschuprow.

II. (Schluß.)

Wir können jetzt zur Betrachtung der Pachtverhältnisse übergehen. Die klägliche Landausstattung des russischen Bauern zwingt ihn, das Land zu pachten, wo es nur zu haben ist. In Südrußland beträgt die Zahl der Bauernwirthschaften, welche gepachtetes Land haben, mehr als 40 Proz. der gesammten Zahl. In manchen Gegenden ist das gepachtete Land einem Fünftel, und noch mehr, des Bauernlandes gleich.

Um den Einfluß der Getreidepreise auf die Lage des Bauers als Pächter zu untersuchen, müssen wir vor allem verschiedene Pachtformen unterscheiden, da sie sich in dieser Beziehung sehr verschiedentlich verhalten. Die wichtigsten Unterscheidungsmerkmale sind die Dauer des Pachtvertrages und die Form des vom Pächter geleisteten Entgeltes. Der Dauer der Pachtzeit nach lassen sich die Pachtungen in ein- und mehrjährige theilen. Die letzteren kommen für uns kaum in Betracht, sowohl ihrer verhältnißmäßigen Unabhängigkeit von den jährlichen Getreidepreisschwankungen, wie auch ihrer relativ geringen Verbreitung in Rußland wegen. Die Pachtverträge, die der russische Bauer eingeht, werden durchweg auf ein Jahr geschlossen, wobei meistens die Art der Bodennützung — ob Winter- oder Sommergetreide zu bauen sei — mit Rücksicht auf das vorhergehende Jahr vom Eigenthümer bestimmt wird. Nach der Form des Pachtzinses werden die Geld- von den Naturalpachtungen unterschieden. Bei der Naturalpacht bekommt der Eigenthümer des Grundstücks entweder eine im voraus genau bestimmte Menge des Produktes oder eine bestimmte Quote des Ertrages, Theilbau, oder wird der Entgelt vom Pächter in der Form der Arbeit auf dem Gute des Eigenthümers des gepachteten Grundstückes geleistet. Die erste Form der Naturalpacht kommt gegenwärtig in Rußland kaum vor. Die beiden anderen und die Geldpacht sind dagegen stark verbreitet. Oft sind auch Zwitterformen zu treffen. Namentlich der Theilbauvertrag verliert leicht seine Reinheit, indem Geldzahlungen und Verpflichtungen zum Arbeiten auf dem Herrengute hinzutreten.

Die Höhe des Pachtzinses ist bei den drei Formen durchaus nicht die gleiche. Am niedrigsten ist der Pachtzins bei der Geldpacht, bedeutend höher ist er bei den frohnenartigen Arbeitsleistungen, am höchsten beim Theilbau. Beim Theilbau gibt der Pächter immer mehr als die Hälfte des Produktes ab, obgleich der russische Name, Halbbau, auf dieses Theilungsverhältniß hinweist. Bis auf zwei Drittel, selbst drei Viertel des Ertrages steigt mitunter der Antheil des Bodeneigenthümers. Dabei wird das gepachtete Land durchweg mit dem todten und lebenden Inventar des Pächters bestellt; nur die Aussaat gibt manchmal der Eigenthümer des Grundstücks.

Der Stand der Getreidepreise hat nun auf die Höhe des Pachtzinses einen nicht unerheblichen Einfluß. Durch das Fallen der Getreidepreise wird der Pachtzins herabgedrückt, und zwar der Naturalzins in einem viel stärkeren Maße als der Geldzins. Sehr stark wird dann die Verbreitung der verschiedenen Pachtformen von den Getreidepreisschwankungen beeinflußt; beim Sinken der Preise nehmen die Geldpachtungen ab, um den Naturalformen Platz zu machen.

Alle diese Erscheinungen sind dadurch zu erklären, daß es zwei Kategorien von Pächtern unter den russischen Bauern gibt: einerseits sind das die ärmeren Bauern, denen das gepachtete Land zur eigenen Ernährung nothwendig ist; dann die ganz reichen, die das Land zum Zwecke der Absatzproduktion pachten. Die Ersteren haben kein Kapital, sie sind hauptsächlich auf die Naturalpacht angewiesen; von den Reichen wird dagegen die Geldpacht vorgezogen. Daher die Unterschiede in der Zinshöhe. Dadurch wird auch der Rückgang der Geldpachtungen in Jahren niedriger Getreidepreise erklärt: die Absatzproduktion fängt an, keinen Gewinn mehr abzugeben.

Durch das Fallen der Getreidepreise werden somit die Pachtverhältnisse für die zahlreichere niedere Schicht der Bauernschaft in doppeltem Sinne günstig beeinflußt; sie bekommt mehr Land zu pachten und hat dafür weniger zu zahlen. Die reicheren Bauern leiden dagegen unter dem Sinken der Getreidepreise als Pächter und werden gezwungen, ihre Pachtungen zu kürzen.

Zur Untersuchung der Einnahmeposten des bäuerlichen Budgets übergehend, müssen wir leider auf die Betrachtung eines der wichtigsten unter denselben, der Einnahmen von der Vieh- und der Geflügelzucht und vom Gemüsebau verzichten, da uns jegliche Angaben über den Charakter und das Maß des Zusammenganges dieser Einnahmen der bäuerlichen Wirthschaft mit den Getreidepreisen fehlen.

Von den Nebenerwerben des Bauern nimmt zunächst seine Thätigkeit als Landarbeiter die Aufmerksamkeit in Anspruch. Man hätte glauben können, daß die Nachfrage nach den Arbeitskräften und demnach auch die Lohnbedingungen im starken Maße von den Getreidepreisen abhängig seien; bei hohen Preisen habe der Gutsbesitzer Interesse an der Ausdehnung des Getreidebaues, er brauche mehr Arbeiter und müsse höhere Löhne

zahlen, was ihm übrigens unter diesen Umständen auch nicht so schwer sei. Die Thatsachen widerlegen diese Vermuthungen auf das entschiedenste. Die Produktionsschwankungen folgen nicht rasch genug den Preisschwankungen, damit die Nachfrage nach den Arbeitskräften in einen engeren Zusammenhang mit diesen gerathen könne. Die Löhne schwanken dagegen bedeutend, aber in entgegengesetzter Richtung: sie steigen beim Fallen der Getreidepreise und umgekehrt sinken sie, wenn der Getreidepreis in die Höhe geht. Das Sinken der Getreidepreise schädigt also keineswegs die Interessen der Bauern als Landarbeiter.

Bei der Betrachtung der gewerblichen Thätigkeit der Bauern ist zunächst das hauptsächlich auf dem Boden des Hausfleißes aufwachsende Kleingewerbe, die Hausindustrie in des Wortes weitestem Sinne, auszuscheiden. Darunter werden in Rußland alle die Formen der gewerblichen Thätigkeit verstanden, bei denen der Arbeiter im eigenen Hause die Arbeit verrichtet und dabei als Neben-, öfters wohl auch als Haupterwerb, den Landbau treibt. Die zweite Hauptkategorie ist die des Wandergewerbes; das bestimmende Merkmal ist, daß der Arbeiter sein Haus und sein Dorf verläßt und die Arbeit außerhalb derselben verrichtet. Als Neben-, resp. Haupterwerb wird dabei wiederum vielfach der Landbau getrieben; der Unterschied der beiden Formen in dieser Beziehung liegt nur in der Art der Kombinirung der Erwerbsrichtungen: im Falle der Hausindustrie werden Landwirthschaft und Gewerbe nebeneinander getrieben, beim Wandergewerbe müssen sie zeitlich getrennt nacheinander getrieben werden.

Die verschiedenen Formen der Hausindustrie lassen sich am besten im Zusammenhange mit ihrer geographischen Verbreitung betrachten. Es können drei Gebiete unterschieden werden. Im Moskauer Rayon herrscht die kapitalistische Betriebsweise; die Hausindustrie hat die Form des Verlagssystems. Der Arbeiter bearbeitet in seinem Hause gegen Stücklohn das vom kapitalistischen Betriebsleiter erhaltene Material, wobei gewöhnlich ein enger Zusammenhang mit der Fabrik besteht, da gewisse Arbeiten an dem Stoff in der Fabrik verrichtet werden. Der Absatz wird vom Kapitalisten besorgt, als Absatzmarkt dient ganz Rußland. In den waldreichen Gouvernements an der Mittel-Wolga herrscht eine primitivere Form; es wird das eigene, bezw. vom Arbeiter selbst gekaufte Holz bearbeitet. Es gibt keinen kapitalistischen Leiter der Produktion, eine größere Rolle spielt nur das Handelskapital. Die fertige Waare wird von den Zwischenhändlern, welche zu bestimmten Jahreszeiten in die Gegend kommen, gekauft und nach den holzarmen an dem südlichen Lauf der Wolga liegenden Gouvernements getrieben. Der mittlere Theil des Gebietes der schwarzen Erde hat eine noch primitivere Form der Hausindustrie. Da spielt weder das Produktions-, noch das Handelskapital eine große Rolle. Der Bauer verkauft selbst seine Waaren auf den lokalen Märkten, die er mit eigenem Gespanne bereist. Meistens sind es Produkte der Viehzucht und Holzwaaren. Der Absatzrayon übersteigt selten die Grenzen eines Gouvernements.

Aus allen drei Gegenden wird es nun berichtet, daß in Jahren hoher Getreidepreise die Produktion ins Stocken geräth, daß dagegen die niedrigen Getreidepreise eine wohlthuende Wirkung auf den Geschäftsgang ausüben. Für uns ist diese Beobachtung doppelt wichtig. Wir sehen zunächst, daß das Einkommen aus dieser Einnahmequelle in Jahren niedriger Getreidepreise ebenso reichlich, wenn nicht reicher fließt, wie in den Jahren, wo die Getreidepreise hoch sind. Dann hat die Thatsache eine symptomatische Bedeutung. Die drei Rayons setzen ihre Waaren, deren hauptsächlicher Konsument der Bauer ist, in verschiedensten Gegenden Rußlands ab. Der Aufschwung der Produktion kann nur durch nichts anderes als durch das Steigen der Nachfrage seitens der bäuerlichen Bevölkerung hervorgerufen werden. Das Steigen der Nachfrage nach den Waaren, welche gekauft werden, ist aber ein Zeugniß für die Besserung der wirthschaftlichen Lage der Käufer.

Bei dem Wandergewerbe sind die gelernte und die ungelernte Arbeit auseinanderzuhalten. In einer Beziehung wirkt allerdings der Stand der Getreidepreise auf die beiden Arten des Wandergewerbes gleich: beim Fallen der Getreidepreise steigen die Löhne, selbst die Löhne der Fabrikarbeiter. In ihrer Verbreitung werden dagegen die beiden Arten in entgegengesetzten Richtungen von den Getreidepreisschwankungen beeinflußt. Das Fallen der Getreidepreise ruft einen Aufschwung der gelernten Arbeit und einen Rückgang bei der ungelernten Arbeit hervor. Der erstere findet seine Erklärung in der steigenden Nachfrage seitens der besser lebenden bäuerlichen Bevölkerung. Der Rückgang der ungelernten Arbeit kann dagegen nicht auf das Sinken der Nachfrage zurückgeführt werden, da ein solches auch von einem Fallen der Löhne begleitet werden müßte. Der Grund kann nur im Sinken des Angebots liegen: geht es dem Bauern ein bißchen besser, so bleibt er zuhause sitzen und läuft nicht mehr aufs Gerathewohl in die weite Welt hinaus, um bestimmter Art Arbeit zu suchen.

Fassen wir jetzt die nicht bäuerlichen Grundbesitzer ins Auge. Zu dieser Gruppe gehören 487,692 Betriebe — 4.4 Proz. der gesammten Zahl der landwirthschaftlichen Betriebe—mit 91,320,915 Dessjätinen—23 Proz. der gesammten Bodenfläche, 42 Proz., wenn wir das Domänen- und Apanagenland abziehen. Diese Gruppe produzirt sowohl jenes Getreide, welches nach dem Auslande exportirt wird, wie auch das, welches für die einheimische Konsumtion erforderlich ist, insoweit allerdings diese beiden Bedürfnisse durch die Getreideproduktion anderer Gebiete Rußlands, namentlich des Kaukasus, nicht gedeckt werden. Roh geschätzt macht das 375 Millionen Pud aus. Es müssen somit die nichtbäuerlichen Grundbesitzer ein reges Interesse an hohen Getreidepreisen haben.

Diese Behauptung bedarf jedoch der Einschränkungen ebenso gut, wie die, daß die Bauernschaft ein entgegengesetztes Interesse habe. Auch die Masse der nichtbäuerlichen Grundbesitzer ist nicht homogen; sie umfaßt Wirthschaften, deren Interessen wesentlich voneinander verschieden sind. Das wichtigste Scheidungsmerkmal, das dabei in Betracht kommt, ist natürlich die Größe des Betriebs.

Die unterste Gruppe nach der Betriebsgröße wird durch die Wirthschaften von weniger als 1 Dessjätine — 1.1 Hektar — gebildet. Die Zahl der auf diese Gruppe entfallenden Betriebe ist 61,214, 12.5 Proz. der gesammten Zahl der nicht bäuerlichen Betriebe. Das Grundstück von dieser Größe kann höchstens dem Gemüse- und Obstbau dienen. Das Getreide müssen die zu dieser Gruppe gehörenden Grundbesitzer kaufen.

Die nächste Gruppe von 1—10 Dessjätinen umfaßt 37.7 Proz. der Betriebe. Die mittlere Betriebsgröße der Gruppe ist 5 Dessjätinen. Die kleineren Betriebe sind also vorherrschend; wäre nämlich die Vertheilung der Betriebe innerhalb der Gruppe nach der Größe eine gleichmäßige, so würde die Durchschnittsgröße 5.5 Dessjätinen betragen. Grund-

stücke von der Größe können allerdings dem Getreidebau dienen. Da jedoch das Ackerland bei dieser Betriebsgräße durchschnittlich 46 Proz. der Bodenfläche ausmacht, so beträgt es selbst in den größten Betrieben der Gruppe nicht über 4.6 Dessjätinen. Ein Drittel auf die Brache abgerechnet, bleiben für die thatsächlich bestellte Fläche nur 3 Dessjätinen, was bei den russischen Verhältnissen kaum für die Ernährung der Familie genügt. Zum Verkaufen bleibt nichts übrig.

Der Gruppe der Betriebe von 10—50 Dessjätinen gehären 53,663 Betriebe mit 1,267,644 Dessjätinen. Die mittlere Gräße des Betriebes ist 23.6 Dessjätinen; es überwiegen somit auch hier Wirthschaften, die kleiner als der Durchschnitt sind. Das Ackerland macht 70 Prozent aus. Bei solchen Verhältnissen muß die Getreideproduktion für den Absatz stattfinden. Es ist aber folgendes nicht außer acht zu lassen. Die Landwirthe, die zu dieser Gruppe gehören, sind zum Theil, und zwar in einer nicht zu unterschätzenden Zahl, Bauern; die Landwirthe, die zu anderen Ständen gehären, verpachten meistentheils ihr Land an Bauern. Beides haben wir bei der Besprechung der bäuerlichen Interessen beachtet. Um nicht doppelt zu zählen, dürfen wir also nicht annehmen, daß diese Gruppe im ganzen on hohen Preisen interessirt sei, weil sie mehr Getreide produziren kann, als zum eigenen Verbrauch erforderlich ist.

Zur Betrachtung der Betriebe von über 50 Dessjätinen übergehend, muß ich auf die Thatsache aufmerksam machen, daß der prozentuelle Antheil des Ackerlandes mit der Zunahme der Betriebsgröße beständig fällt; van 44.4 Praz. bei den Gütern, die kleiner ols 50 Dessjätinen sind, fällt er bis auf 19.8 Proz. bei den Gütern von über 1000 Dessjätinen. Dabei werden nur 57.5 Proz. der Ackerfläche thotsächlich bebaut und bloß ouf 51.1 Proz. wird Getreide gebaut.

Nach diesen vorbereitenden Bemerkungen wird es wohl doch überraschen, wenn man die Abhängigkeit der Betriebe van 50—200 Dessjätinen vam Getreidemarkte nur in beschränktem Maße zugibt. So ist es aber thatsächlich. Diese Gruppe, zu der 11.5 Proz. der Betriebe gehören, mit der Durchschnittsgröße des Betriebes von 102 Dessjätinen, mit der Durchschnittsausdehnung des Ackerlandes von 42 Dessjätinen praduzirt wahl Getreide zum Verkauf. Darin liegt aber nicht der Schwerpunkt der Wirthschaft. Das Hauptinteresse der meistens zum kleinen Adel gehörenden Besitzer liegt in den Naturalnutzungen: Wohnung, Nahrung, Heizung, billige Bedienung — das ist es, worauf es aukommt. Das Getreide wird mehr zum Zweck der Ernährung der Familie und des Gesindes, der Fütterung von Vieh als zur Erzielung großer Geldeinnohmen gebaut. Die gesammten Geldeinkünfte eines solchen Gutes werden rund auf 300 Rubel geschätzt. Man sieht wohl, daß die Marktpreise keine große Bedeutung für die Wirthschaft haben können.

Desto größere Bedeutung haben sie für die letzte Gruppe, die wir zu betrachten haben, nämlich für die der Betriebe von über 200 Dessjätinen. Zu dieser Gruppe gehören 10.9 Proz. der nichtbäuerlichen Landwirthe mit 89.2 Proz. des Grundbesitzes. Das sind ausnahmslos Wirthschaften, die auf den Absotz arbeiten. Die Einnohmen vom Verkaufen des Getreides bilden die wichtigste Einnahmenquelle. Die Getreidepreise sind olso für den Erfolg der Wirthschaft maßgebend.

Es sind somit mit Rücksicht auf die Betriebsgröße drei Kotegorien von nichtbäuerlichen landwirthschaftlichen Betrieben zu unterscheiden: die Hälfte wird van dem niedrigen Stande der Getreidepreise direkt begünstigt, ein Zehntel stark geschädigt; die übrigen zwei Fünftel werden erheblich zum Theil in dem einen, zum Theil in dem anderen Sinne beeinflußt.

Die weitere wichtige Unterscheidung, die wir zu machen haben, ist die, ob der Grundbesitzer eigene Wirthschaft führt oder das Gut verpachtet. Die Pacht spielt in Rußland eine sehr graße Rolle. In Rußland verpachten die nichtbäuerlichen Grundbesitzer ein Viertel ihres Grund und Bodens. Dabei ist nicht zu vergessen, daß fost ausschließlich Acker- und Wiesenland verpachtet wird und Wälder im eigenen Betriebe bleiben. In den Jahren niedriger Getreidepreise fällt nun der Pachtzins; andrerseits gewinnen die Naturalpachtungen verhältnißmäßig an Verbreitung. Der Naturalzins ist aber bedeutend häher als der Geldzins; somit kompensiren sich die beiden Tendenzen in einem gewissen Maße. Wo also der Uebergong von der Geld- zur Naturalpacht stattfinden kann — natürlich haben dabei wiederum die kleineren Besitzer den Vorsprung — da leiden die Grundbesitzer unter dem Sinken der Getreidepreise relativ wenig.

Wichtige Unterscheidungen sind weiter danach zu treffen, wie die Arbeitskräfte verschafft werden. Der Lohn kan in Geld oder in Naturalien bestehen. Bei der Naturollöhnung gibt es zwei Systeme: 1. Theilbau, der Bauer bearbeitet das Land des Grundbesitzers, nach der Ernte wird der Ertrag getheilt. 2. Frahnenähnliches Verhältniß, der Bauer verrichtet gewisse Arbeiten auf dem Gute ols Entgelt für das gepachtete Land, für Wald- und Weidenutzungen, für das Recht, sein Vieh über das im Gemenge liegende Land des Gutsherrn zu treiben u. s. w. Der Geldlohn konn auch zwei Formen annehmen: 1. Die Form des Stücklohns — es wird eine bestimmte Menge Arbeit bezahlt; der Arbeiter verpflichtet sich, ein gewisses Stück Land zu bestellen, oder eine gewisse Arbeit, wie Pflügen, Dreschen u. s. w. zu verrichten. 2. Die Form des Zeitlohns — man zahlt für die Nutzung der Arbeitskraft während einer bestimmten Zeitperiade; Jahresarbeiter, Tagelähner und die auf die Zeit der wichtigsten Feldarbeiten gemietheten Arbeiter kommen hier in Betracht. Die beiden Formen des Naturallohns und die erste des Geldlohns sind gewöhnlich mit der Benutzung des bäuerlichen Inventars verbunden, beim Zeitlohn wird dagegen das Land mit dem Inventar des Grundbesitzers bestellt.

Das Vorherrschen der einen oder der anderen Form der Belohnung prägt der Wirthschaft ihren besonderen Charakter auf und bestimmt die Art und das Maß des Einflusses, welches ouf dieselbe der Stand der Getreidepreise ausüben kann. Beim Sinken der Getreidepreise steigen die Löhne. Wirthschaften, wo Geldlähne bezohlt werden, gerathen dadurch in eine doppelt gefährliche Lage; es kann selbst dazu kommen, daß der Geldertrag unter dem Betrage der auszuzahlenden Löhne bleibt. Diese Gefahr laufen diejenigen Wirthschaften, wo die Naturallöhnung üblich ist, nicht; so tief die Getreidepreise auch fallen mögen, unter Null kann der Ertrag der Wirthschaft nicht sinken; es bleibt immer noch nach der Auszahlung des Theils des Arbeiters wos übrig. Donn sind auch die Schwankungen der Naturallähne nicht so stark. Somit leiden diese Wirthschaften relativ wenig unter dem Sinken der Getreidepreise. Leider fehlen uns die Angaben über den Zusammenhong der Wirthschaftsweise mit der Betriebsgröße. Es läßt sich aber mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit denken, daß es wiederum größere Güter sind, wo das Geldlohnsystem vorherrscht.

Die peinliche Lage, in welche die für den Absatz praduzirenden Wirthschaften durch den niedrigen Stand der Getreidepreise versetzt werden, wird durch das über-

mäßige Verschulden noch verschärft. 37 Millionen Deßjätinen — rund zwei Fünftel der im Besitze der nichtbäuerlichen Landwirthe sich befindenden Bodenfläche — waren im Jahre 1891 hypothekarisch belastet. Auf 1088 Millionen Rubel belief sich die Schuld. In manchen Gouvernements — Tula und Pensa — sind die Zinsen so hoch, daß sie beinahe der Hälfte des Pachtzinses gleichzustehen kommen. Im Gebiete der schwarzen Erde entfallen auf jedes Pud des auf den Gütern der nicht bäuerlichen Landwirthe produzirten Getreides ungefähr 17 Kopeken an auszuzahlenden Zinsen — mehr als 2 Pfennig pro Kilogramm.

Es liegt die Vermuthung nahe, daß diese kritische Lage ihren Ausdruck in der Steigerung der Zahl der Fälle des Besitzwechsels in den Jahren niedriger Getreidepreise finden müsse. Die Statistik zeigt jedoch, daß umgekehrt in Jahren hoher Getreidepreise die Zahlen der zum Verkauf gelangenden Grundstücke steigen. Einen ausgesprochenen Einfluß übt dabei auf das Maß der Mobilisirung die Größe des Gutes. Die Zahlen der Verkäufe sehr großer und sehr kleiner Güter wachsen in den Jahren hoher Getreidepreise am bedeutendsten; dagegen weisen die mittelgroßen Güter von 10 bis 50 Deßjätinen eine relative Unabhängigkeit von dem Getreidepreisstande auf. Auch die Standesangehörigkeit des Besitzers wirkt stark auf das Maß der Mobilisirung. Es ist zwar eine allgemeine Tendenz da bei den adligen Grundbesitzern, mehr Land zu verkaufen als zu kaufen — seit 1861 hat der Adel mehr als 20 Millionen Deßjätinen, rund ein Viertel seines ursprünglichen Grundbesitzes eingebüßt —, bei der Bauernschaft dagegen, mehr Land zu kaufen; jedoch das Maß dieser Ab- resp. Zunahme hängt von der Höhe der Getreidepreise ab. Hohe Preise wirken auf alle Stände mobilisirend. Besonders stark ist aber die Zunahme der Zahl der Verkäufe seitens des Adels und der Käufe seitens der Bauern. Nicht in den Jahren niedriger Getreidepreise findet der größte Rückgang des Grundbesitzes des Adels statt, sondern eben in den Jahren mit den höchsten Getreidepreisen; und gerade in diesen Jahren bekommt der bäuerliche Grundbesitz den allergrößten Zuwachs. Dagegen nimmt der Grundbesitz der Vertreter des kaufmännischen Kapitals in den Jahren der niedrigen Getreidepreise am raschesten zu.

Von Einfluß sind weiter die Schwankungen der Getreidepreise auf die Größe der zum Verkauf gelangenden Grundstücke. Es sind im allgemeinen die von einem Stande verkauften Grundstücke durchschnittlich kleiner als die von demselben Stande gekauften — das weist auf einen Konzentrirungsprozeß innerhalb der Stände hin. In den Jahren hoher Getreidepreise sind nun diese Größenunterschiede bei allen Ständen erheblich größer als im Durchschnitte aller Jahre.

Das Steigen der Getreidepreise steigert somit alle diejenigen Tendenzen, die in den Aenderungen der Grundbesitzesvertheilung auch sonst zu beobachten sind.

Zum Schluß will ich eine demographische Erscheinungsreihe betrachten, in welcher sich die wirthschaftliche Lage des Volkes abspiegelt, nämlich die natürliche Bewegung der Bevölkerung. In Westeuropa weist sie nicht mehr jene auffallenden Regelmäßigkeiten des Zusammenhanges mit den Getreidepreisen auf, welche früher die Aufmerksamkeit der Statistiker so sehr fesselten; die Lebensverhältnisse sind zu komplizirt geworden, als daß ein isolirter Faktor einen entscheidenden Einfluß ausüben könnte. Rußland steht noch auf einer tieferen Entwicklungsstufe: es finden immer noch in den Jahren niedriger Getreidepreise mehr Geburten und Verheirathungen und weniger Sterbefälle als bei hohem Stande des Getreidepreises statt. Die Erscheinung läßt sich auch in den Gebieten der Getreideausfuhr, selbst in den Kreisen, wo am meisten Getreide gebaut wird, konstatiren, was beweist, daß auch da die Masse des Volkes nicht für den Absatz arbeitet. Sehr belehrend ist der Vergleich der Zusammensetzung der Gesammtheit der Gestorbenen nach dem Alter in den Jahren hoher und niedriger Getreidepreise. Die Kindersterblichkeit steigt mit dem Steigen des Getreidepreises besonders stark — ein neues Zeugniß der elenden ökonomischen Lage der Volksmasse: in Jahren hoher Getreidepreise ist die ohnehin kaum für das Leben ausreichende Ernährung noch verschlechtert, und es leiden daran die Schwächsten am meisten. Zu einem noch wichtigeren Schlusse führt die Zerlegung der Gesammtheit der Gestorbenen nach den Sterbemonaten. Der Einfluß des hohen Getreidepreisstandes kommt in den Herbst- und Wintermonaten weniger zum Vorschein als in den übrigen Jahreszeiten; nach der Ernte hat nämlich der Bauer immer eigenes Getreide; er verbraucht es, ohne sich viel um die Marktlage zu kümmern. Später muß er aber Brot kaufen, und da geht es ihm schlimm, wenn die Preise hoch sind.

Wir sind am Schlusse unserer Betrachtungen. Das Ergebniß ist nicht überraschend. Man weiß ja, daß in Deutschland der an den hohen Getreidepreisen gewinnende Theil der Bevölkerung einen geringen Bruchtheil des Volkes ausmacht. Daß aber Rußland, diese Kornkammer Europas, in derselben Lage sei, daß auch hier kaum ein Fünftel der nichtbäuerlichen Grundbesitzer, nicht einmal ein Sechstel der Bauern vom hohen Getreidepreisstande begünstigt wird, das hätte man kaum erwartet. Diese Thatsache verdient wohl in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo die Frage von dem Einfluß des Getreidepreisstandes auf die Lage der Volkswirthschaft im Vordergrunde des politischen Interesses steht, besonders hervorgehoben zu werden.

---

## Grillparzers Verhältniß zur Geschichte.

Wie Goethe war auch Grillparzer Individualist und huldigte dem Ideal der abgeschlossenen, vollkommenen Persönlichkeit. An das Bekenntniß Fausts: „Gefühl ist alles!" erinnern Grillparzers Worte: „Das Gefühl ist der Ausdruck der besonderen Existenz des Einzelnen; es stirbt mit Jedem und wird mit ihm neu geboren. Ich kann ebensowenig das Gefühl eines Anderen annehmen, als die Person mit ihm tauschen; und die eigene Art zu fühlen, aufgeben, heißt soviel, als seine Individualität verleugnen, sich als Mensch vernichten." (XV. 82.) Seinen Individualismus hat Grillparzer als Mann und Dichter immer bethätigt. Lieber entsagte er, bevor er sich in der Freiheit seiner Persönlichkeit beschränken ließ. So als er auf die Ehe mit der geliebten Kathi Fröhlich verzichtete, weil sie im intim Persönlichen zu anspruchsvoll war. So als er keinen Briefwechsel mit Goethe begann, obwohl er dazu eingeladen ward, weil er in allzu große Abhängigkeit vom über alles verehrten Meister zu gerathen fürchtete. So, als er sich nach der Ablehnung seines „Weh dem, der lügt" vom Theater ganz zurückzog und nichts mehr der Oeffentlichkeit übergab. Zu schwach, um kämpfen zu können, zu charaktervoll, um Konzessionen zu machen, war er stark genug zu entsagen — stark bis zum Eigensinn. So einsam, wie er lebte, so einsam dachte er auch in vielen Dingen. Er theilte sich ungern mit; er litt an geistiger Schamhaftigkeit, wie er das gelegentlich der Aufführung seiner Stücke erfuhr, der er nur mit Qual beiwohnte. Er war auch selten der Meinung Aller. Just die Lieblingsideen der Zeit, wie z. B. die Schwärmerei für Konstitutionen oder die Begeisterung der Völker für ihre Nationalität theilte er nicht.

Je mehr Beifall ein Gedanke bei der Menge fand, um so mißtrauischer betrachtete er ihn und sagte überhaupt lieber nein als ja, zu dem, was der Tag brachte. Und wie im Leben, so war Grillparzer auch in der Poesie Individualist. In seinen Tragödien schritt er von einem Stück zum anderen vorwärts in der Kunst, die Charaktere zu individualisiren. Jason und Medea sind noch Typen der Menschheit, aber schon im „Ottokar“ und noch viel mehr im „Treuen Diener“ zeigt sich seine Freude am Individualisiren, worin er bis an die Grenze dessen geht, wo man einem Dichtwerk noch ohne besonderes Studium nachempfinden kann. Er wagt die Zeichnung des geradezu Irrationalen, das nur durch seine Existenz wirkt, das, nicht weiter erklärt oder gerechtfertigt werden kann und soll, wie die Natur selbst zumeist irrational ist, deren Schein die Kunst hervorrufen will. Er ist ein Feind aller jener, welche die Wirklichkeit nicht genug achten und sich mit Vernünfteleien über sie hinwegsetzen wollen.

Darum ist er bei allem Freisinn seiner Ueberzeugung ein konservativer Mensch gewesen, ein prinzipieller Gegner aller Revolutionen. Zu tief ist er vom Unterschied zwischen Sein und Denken überzeugt, um diese nach mancher Philosophen Art, zu identifiziren. „Kenntnisse und Ansichten,“ sagt er einmal, „werden erworben, sie sind etwas willkürlich von außen zum Menschen Hinzugekommenes; das Gefühl dagegen ist der innere Mensch selbst. Indeß der Verstand sich nur zu häufig mit Möglichkeiten abgibt und je nach gewissen Ansichten der ganzen äußeren Welt eine Voraussetzung, eine Annahme setzen kann, ist dagegen das Gefühl der Eindruck, den das Aeußere als eine Wirklichkeit macht. Es kommt daher vom Wirklichen und geht aufs Wirkliche.“ (XV. 83.) Gefühl ist alles! Darum lehnte er jede Betrachtungsweise menschlicher Dinge ab, die sich allzuweit vom unmittelbaren Nachfühlen der Vorgänge ins Bereich der Abstraktion erhebt. Darum war er auch in der Geschichte Individualist. Der Künstler und der Theoretiker Grillparzer dachten einheitlich, auch hierin an Goethe's Vorbild erinnernd. Denn wie Goethe in der Naturforschung an dem Punkte stehen blieb, wo an Stelle des unmittelbar wahrnehmenden Sinnes (also des wesentlich künstlerischen Organs) die Rechnung einzutreten hat, so daß er sich schließlich in der Wissenschaft isolirt, ebenso lehnte Grillparzer jede Geschichtsbetrachtung ab, die (um ein triviales, aber drastisches Gleichniß zu gebrauchen) in der Geschichte mehr als ein Bilderbuch sehen will, worin nachdenkliche Menschen gern blättern. Von der geschichtlichen Betrachtung als einem Mittel zur Erkenntniß allgemeiner Wahrheiten, von einem Suchen nach Gesetzen, nach Ideen in der Geschichte wollte er nichts wissen. Zwar hielt er nicht so wenig von ihr wie Schopenhauer, der in ihr nur das Walten des blinden, rohen, unvernünftigen Willens erkannte, aber viel mehr als dieser mochte er ihr als Wissenschaft nicht zugestehen, wenn er etwa sagt: „Ich gestehe, daß mich eine Art Schauder bei dem Worte Geschichte anwandelt. Jeder Mensch erkennt sein Leben als eine Verkettung von Leidenschaften und Irrthümern, sieht dasselbe in dem Leben der Anderen vielleicht in verstärktem Maßstabe, und doch soll aus dem Gesammtleben der Menschheit, diesem Weltsystem von Irrthümern und Leidenschaften, das Wahre hervorgehen, die Wahrheit. Man spreche nicht von den unzweifelhaften ungeheuren Fortschritten, die trotz ihrer Verirrungen die Menschheit bis auf diesen Tag gemacht hat; denn dann müßte man ja vielmehr den gegenwärtigen Augenblick studiren, wo die Fortschritte schon gemacht sind, und nicht die Geschichte, wo sie erst zu machen waren. Dieser geheime Schauder nimmt übrigens dem Studium der Weltereignisse nichts von seinem Werthe; nur wird er mehr ein negativer: durch die Kenntniß dessen, wovor man sich zu hüten, als ein positiver: die Regel angebend für das, was zu geschehen hat.“ (XIV. 109.)

Deßhalb unterschied er auch zwischen Geschichtsforschung und Politik mit viel Nachdruck. Mit seinem Individualismus stand Grillparzer in schroffem Gegensatz zu der in seiner Zeit alle Köpfe beherrschenden Geschichtsphilosophie Hegels, über die er so hart wie Schopenhauer urtheilte, wenn er etwa schrieb: „die Nachtheile der Hegelschen Philosophie für die deutsche Bildung konzentriren sich vielleicht in folgenden Punkten. Erstens hat er durch ihre, das Gesetz des Widerspruches verschmähende Spekulation das natürliche Denken, was man den gesunden Menschenverstand nennt, beeinträchtigt. Zweitens durch ihre Schwerverständlichkeit, ja Unverständlichkeit ans Nachbeten gewöhnt, das sich in alle Fächer eingeschlichen. Endlich durch eine Versicherung, daß von nun an die Welt durchsichtig geworden und das Rätsel derselben gelöst sei, einen Eigendünkel erzeugt, der in dieser Schroffheit früher noch nie dagewesen.“ (XIV. 32.) Der Künstler Grillparzer mit seinem Bedürfniß nach Anschaulichkeit und Lebendigkeit stellte an die Geschichtschreibung die gleichen Forderungen wie an die Erzählung überhaupt: nicht räsonniren, sondern darstellen soll die Geschichte. Seine Meinung von der Geschichte ist in den 1844 aufgezeichneten Worten zusammengefaßt: „**Nihil novi in mundo**“, sagt man. In der Welt geschieht nichts Neues. Der Satz ist ganz richtig, ebenso richtig wie der andere: das Alte kommt nie wieder. Wer in der Zeit immer nur das Alte sieht, ist ein Pedant. Wer in ihr nur Neues erblickt, ist ein Dummkopf, und ich fürchte, daß meine Landsleute, die von einer neuen Welt, einer neuen Literatur, einer neuen Kunst faseln, sehr in dieses letzte Prädikament fallen. Das Alte unter immer neuen Umständen ist der ewige Gang der Geschichte.“ — —

Ueber Grillparzers Individualismus und sein Verhältniß zur Geschichte hat zum erstenmale in tiefgreifender Weise Johannes **Volkelt** in seinem klassischen Buche „Grillparzer als Dichter des Tragischen“ (München, Beck, 1888) geschrieben. Volkelt hat auch die Bedeutung seiner wissenschaftlichen Aufzeichnungen mit liebevoller Einsicht gewürdigt, indem er schrieb: „Erst durch die Veröffentlichung derselben aus dem Nachlasse des Dichters wurde es klar, welch ein reges ausgebreitetes und kritisch geordnetes Gedankenleben er geführt hat. Seine Studien zeigen einen ungewöhnlich klaren und unbestochenen Verstand, ein Reflektiren, das auf die Hauptsachen losdringt und von Selbsttäuschungen nicht gefangen wird. Vor allem aber ist an ihnen die Selbständigkeit anziehend, mit der Grillparzer seine Wege sucht und findet, und die der Fassung seiner Gedanken eine gewisse Herbheit verleiht.“

Aber Volkelt, der in einem besonderen Kapitel Grillparzers Verhältniß zur Geschichte behandelte und in sehr geistvoller Weise von Grillparzers „Abneigung gegen das Geschichtliche, Allgemeine und Logische“ sprach, ging scheinbar zu weit, als er geradezu von des Dichters „Abneigung gegen die Geschichtsforschung“ überhaupt sprach. Davon konnte doch unmöglich bei einem Dichter die Rede sein, der sich zeitlebens mit Geschichte als seinem Lieblingsstudium befaßte, zu seinen historischen Dramen die gründlichsten Forschungen unternahm, alle hervorragenden Geschichtschreiber aufmerksam las. Demgegenüber zeigte Auguste **Ehrhard** in seiner französischen Biographie Grillparzers (Paris, 1900), daß man nur von einer Abneigung Grillparzers gegen die Geschichtstheorien sprechen könne. Ehrhard citirt die Aeußerung des Dichters (XIV. 55), in der er sein Verhältniß zur Geschichtsforschung geradezu formulirt mit den Worten: „Der Selbstdenker verlangt vor allem Richtigkeit der Fakten, verbunden mit genauer, lebendiger Schilderung der Zeit, weil nur aus dem Leben derselben, aus ihren Sitten, Gewohnheiten, Ueberzeugungen, Vorurtheilen, Bestrebungen die wahre Geltung der Fakten hervorgeht.“ Und Ehrhard fährt fort: „Also losgelöst von den allgemeinen Ideen, schon durch die leuchtende Nacktheit der Thatsachen, zwingt die Geschichte mehr zum Glauben als die Erfindungen der Dichter. Sie ist die Wirklichkeit, die man anerkennen muß, weil sie ist: „da seiend, weil sie ist“, wie Jason in den Argonauten sagt, und dadurch allein entzückte sie den wesentlich realistischen Genius Grillparzers („**le génie essentiellement concrète**“.)

Diesen wesentlich auf das Konkrete gerichteten Geist Grillparzers hatte auch schon Volkelt richtig erkannt, und wenn er doch zu jenem auffallend paradoxen Ausspruch von Grillparzers „Abneigung gegen die Geschichtsforschung“ kam, so geschah es wohl nur daher, weil der Philo-

soph vornehmlich jene Richtung der Geschichtswissenschaft im Auge hatte, die sich mit der mehr oder weniger kunstvollen Erzählung des Faktischen nicht begnügt, sondern nach Erkenntniß eines gesetzmäßigen Zusammenhanges in der Fluth der Ereignisse strebt. Volkelt ist nämlich nicht wie Grillparzer von vornherein Gegner der Hegel'schen Geschichtsphilosophie oder überhaupt irgend einer Betrachtungsweise, welche die historischen Erscheinungen nicht bloß beschreiben, sondern auch erklären will. Die Kunst- und Literaturgeschichte strebt ja dies letztere so recht eigentlich an. Grillparzer jedoch war insofern ihr Gegner, als er ihr vorwarf, daß sie mit ihrem Bestreben, die Werke der Künstler aus dem Geiste ihrer Entstehungszeiten zu erklären, dem eigentlich Maßgebenden in der Kunst, dem weiter nicht erklärbaren Geheimniß in jeder schöpferischen Natur, dem Talent und seiner Persönlichkeit, nicht gerecht wurde, und in manchen Fällen mochte er sehr wohl recht damit haben. Es war die im tiefsten Gefühle verletzte künstlerische Natur Grillparzers, die sich gegen einen Gervinus aufbäumte, die es unerträglich fand, in einem großen und unfaßbaren Mechanismus eingeschachtelt zu werden. Dieser Gegensatz des Künstlers gegen die Wissenschaft hatte Volkelt wesentlich im Auge, als er von Grillparzers „Abneigung gegen die Geschichtsforschung" sprach. Dabei ist es freilich höchst lehrreich, — wie Ehrhard öfter mit berechtigter Ironie bemerkt — wahrzunehmen, daß kein anderer Dichter so innig mit seiner Zeit und seiner Heimath zusammenhängt, wie Grillparzer, dieser leidenschaftliche Individualist und Gegner der Milieutheorie. Sagte er doch selbst von sich: „Hast du vom Kahlenberg das Land rings geseh'n, So wirst du, was ich schrieb und was ich bin versteh'n!" Die wissenschaftliche Konsequenz daraus zu ziehen, war nicht nach seinem Geschmack.

Nun hat Oswald **Redlich**, ein Historiker vom Fach, bei einer feierlichen Gelegenheit[1]) Grillparzers Verhältniß zur Geschichte einer besonderen Untersuchung unterzogen. Ausführlicher als seine Vorgänger, konnte er in einzelnen Punkten die bisherige Darstellung dieses Verhältnisses dankenswerth ergänzen. Redlich verfolgt Grillparzers Verhältniß zur Geschichte von seiner Jugend bis ins Alter. Er weist nach, wie fleißig und umfangreich seine historische Lektüre war, wie einsichtig er die einzelnen Historiker beurtheilte, daß er kein Freund der Notizenkrämer war und mit Vorliebe die Alten (Herodot, Thukydides, Xenophon) las. Auch über Grillparzers Thätigkeit als Archivdirektor urtheilt Redlich, ein berufener Kenner, auf Grundlage der Publikationen Glossy's im Grillparzer-Jahrbuch III. sehr viel freundlicher als ältere Historiker. Vom Archivar Grillparzer sagt Redlich: „er stand auf der Höhe seiner Aufgabe, ja, er erweist sich weiterblickend in der Beurtheilung archivalischer Fragen, als es sonst damals der Brauch war." Und schließlich protestirt Redlich auch mit Anschluß an Ehrhard gegen Volkelts Ausspruch von Grillparzers „Abneigung gegen die Geschichtsforschung". Ja, Redlich urtheilt über des Dichters Verhältniß zur Geschichte im ganzen noch wärmer als Ehrhard, und zwar darum, weil er auf demselben Boden individualistischer Geschichtsschreibung steht, wie der Dichter. Dessen Opposition gegen die geschichtsphilosophischen Konstruktionen hat ja auch in der That in keinem Geringeren als Leopold v. **Ranke**, der gewiß nichts von seinen zeitlebens verborgen gehaltenen Reflexionen über Geschichte kannte, ihren bedeutendsten und sieghaften Parteigänger gefunden. Redlich wundert sich, daß in Grillparzers Werken keine Spur von seiner Lektüre Rankes zu finden ist, der doch so sehr seinem Geschmacke hätte entsprechen müssen. Wie wir aber von anderer Seite wissen, finden sich in den noch unveröffentlichten Papieren Grillparzers, die in der Wiener Stadtbibliothek erliegen, auch Aufzeichnungen über Ranke'sche Werke.... In Summa, da sich Redlich nicht auf Grillparzers Verhältniß zur Literaturgeschichte und ihren Problemen einläßt, gewinnt man

[1]) In der feierlichen Sitzung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien 1. Juni 1901. Redlichs Vortrag ist in den Sitzungsberichten und im Separatabdruck (Wien, Carl Geralds Sohn) erschienen

nach seinem Vortrage die Ueberzeugung, daß der Dichter nicht bloß als Dramatiker, sondern auch als Geschichtskenner seiner Zeit weit vorausgeeilt war, und daß seine wissenschaftlichen Forderungen vom nachfolgenden Geschlecht erfüllt wurden.

Nur, meine ich, ist damit das Thema von Grillparzers Verhältniß zur Geschichte als Wissenschaft doch noch nicht ganz erledigt. Wie, wenn man nicht auf dem Boden streng individualistischer Geschichtsschreibung steht? wenn man etwa zu Taine's Milieutheorie hält? oder zur materialistischen oder kollektivistischen Geschichtsforschung? wenn man überhaupt nicht auf den Glauben an die Möglichkeit der Erkenntniß historischer Gesetze verzichten will? Dann muß man doch sagen, daß sich Grillparzer äußerst skeptisch, ja geradezu ablehnend zur Geschichte als Wissenschaft verhielt. Dem dichterischen Gemüthe war die Welt voller Wunder, die wohl die Poesie zu schauen, keine Vernunft aber zu erklären vermag.

> Weil die Welt ein Wunder ist,
> Gibt's eine Poesie;
> Was ihr nach seinen Gründen wißt
> Reicht an sein Dasein nie.

Wien. **Moritz Necker.**

## Besprechungen.

**Die Erdbebenwarte.** Unter diesem Titel läßt Professor A. Belar in Laibach seit einigen Monaten ein periodisches Organ erscheinen,[1]) welches, als das erste seiner Art in Deutschland,[2]) ausschließlich der Erdbebenkunde gewidmet ist. Wer den Entwicklungsgang der letzten Jahre nicht genauer verfolgt hat, könnte leicht auf den Gedanken kommen, daß eine solche Veröffentlichung der Zersplitterung Vorschub leistete; die Lehre von den Erdbeben sei nun einmal ein Bestandtheil der Geologie oder auch der physikalischen Geographie und finde in den Büchern und Zeitschriften dieser Wissenschaften ihre genügende und natürliche Vertretung. So hat es sich in der That früher verhalten; heute aber hat das immer energischer seine Rechte geltend machende Prinzip der Arbeitstheilung auch hier eine totale Aenderung bewirkt, und die Seismologie schickt sich an, eine selbständige naturwissenschaftliche Disciplin zu werden. Bei der internationalen Erdbebenkonferenz, die in der Osterzeit d. J. nach Straßburg i. E. einberufen war und wichtige Beschlüsse hinsichtlich der Zentralisirung der Erdbebenforschung faßte, trat die erwähnte Thatsache recht klar zutage; von 31 Theilnehmern waren nur zwei Fachgeologen im engeren Sinne, während 29 andere den Kreisen der Mathematiker, Physiker, Astronomen, Geographen, vorab der wissenschaftlichen Instrumentenkunde angehörten. Angesichts einer solchen Sachlage läßt sich der Emanzipation der Seismologie offenbar kein Widerstand mehr entgegensetzen, und die Nothwendigkeit eines eigenen Organs wird auch durch den Umstand nicht aus der Welt geschafft, daß allerdings Prof. G. Gerlands (Straßburg) werthvolle „Beiträge zur Geophysik" gerade nach dieser Seite hin schon sehr viele Untersuchungen gebracht haben und mit der Zeit in noch erhöhtem Maße bringen werden. Mit Beginn des Jahres 1900 ließ Prof. Belar, dessen eigenes Institut schon seit einigen Jahren auf dem berüchtigt klassischen Erschütterungsboden von Laibach in sehr anerkennenswerther Weise funktionirt, Mittheilungen seiner Warte erscheinen, die aber nur an die den gleichen Zweck verfolgenden Anstalten anderer Länder versendet wurden und sich nicht an ein größeres Publikum wandten. Nach Ablauf des ersten Quartals 1901 fand die Erweiterung dieser Berichte zu einer Monatsschrift statt, von der nunmehr drei Nummern vorliegen. Daß zunächst noch ein bescheidener Umfang beibehalten ward, obwohl es an Stoff

[1]) **Die Erdbebenwarte.** Monatsschrift von **Albin Belar.** Im Selbstverlage des Herausgebers. Druck von J. v. Kleinmayr und F. Bamberg in Laibach. Jede Nummer umfaßt 12 Bogen Großoktav; der jährliche Pränumerationspreis beträgt 6 Kronen (= M. 5.10). — Es ist an dieser Stelle schon kurz auf diese Publikation hingewiesen worden.

[2]) In den beiden erdbebenreichsten Ländern der Erde, in Italien und Japan, gibt es schon längere Zeit Veranstaltungen zum organisirten Betriebe des seismologischen Studiums, und die betreffenden Gesellschaften sind auch im Besitz besonderer Publikationsorgane.

durchaus nicht fehlte, ist nur zu billigen; wenn aber das Interesse an der Sache in der Weise fortschreitet, wie es im letzten Jahrzehnt wahrgenommen werden konnte, so wird auch eine räumliche Erweiterung der „Erdbebenwarte“ schwerlich ausbleiben. — Die erste Nummer debutirt, von dem einleitenden Aufrufe des Herausgebers abgesehen, mit einem sehr interessanten Aufsatze „Erdbeben-Gedenktage“ des bekannten Grazer Geologen R. Hoernes. Wiener-Neustadt, Zengg im croatischen Küstenlande, Gmünd in Kärnten sind Städte der österreichisch-ungarischen Monarchie, in denen derartige Gedenkfeste gefeiert werden; Fiume dagegen erfreut sich sogar zweier solcher Erinnerungstage. Der 26. Mai und der 12. Dezember haben jeweils eine Erdbebenprozession, obwohl sonderbarerweise die Katastrophen, die der Stadt im 18. Jahrhundert hart zusetzten, gerade nicht auf die fraglichen Termine fielen. Es wäre, sagt der Verfasser mit Recht, wünschenswerth, auch von anderen Orten einschlägige Nachrichten zu erhalten, die für die Geschichte der Erd-Erschütterungen von Werth sein können. Es reiht sich an ein kurzes Referat über die Straßburger Tagung, und darauf folgt ein Verzeichniß der seismischen Stationen, in denen das photographisch registrirende Horizontalpendel von J. Milne aufgestellt ist. Der Januarbericht der Laibacher Warte verzeichnet mehrere Fernbeben, deren Epizentralgebiet zum Theile bekannt ist. Göttingen und Laibach vermochten noch die Bodenschwingungen eines Erdstoßes aufzuzeichnen, der an der schlesisch-böhmischen Grenze verspürt worden war — ein deutlicher Beweis für die hohe Vollkommenheit der Apparate. Ueber die neuen Arbeiten des berühmten Japaners Omori, der auf seiner Bereisung Deutschlands auch unlängst in München weilte, gibt der Herausgeber Aufschluß. Mehrere „Notizen“ beschließen die Nummer; eine derselben ist dem am 3. März aus dem Leben geschiedenen, hochverdienten Alpenforscher F. Seeland in Klagenfurt gewidmet. — In der zweiten Lieferung zeigt Professor Belar, wie dies früher auch schon durch Omori in Tokyo geschehen war, daß die Pendelseismometer mit großem Erfolge zur Feststellung der Veränderungen benützt werden können, welche Brücken unter der Einwirkung beweglicher Lasten erfahren. Eine zweite Note gilt den Vertikalpendeln von Vicentini, die für ganz besonders empfindlich gelten, den rechnerischen Ermittelungen von Wiechert (Göttingen) zufolge dies jedoch nicht im erwarteten Maße sind; von diesen Wellenzeichnern sind bisher 19 aufgestellt; 11 in Italien, 4 in Oesterreich, 2 in Deutschland, 2 auf den Philippinen (im Observatorium der Jesuiten zu Manila). P. v. Radics gibt dankenswerthe „historische Erdbebennotizen aus Krain und den Nachbarländern“. Der Februarbericht der Laibacher Warte weiß diesmal nur Fernbeben zu melden, die anderwärts beobachtet wurden, jedoch keine ausreichend große Erschütterungssphäre hatten, um bis Krain eine erkennbare Wirkung auszuüben; wohl aber machten sich am 16. und 20 d. M. örtliche Erzitterungen bemerkbar. Das letztgenannte war nur schwach, während das andere, vom oberen Savethale ausstrahlend, Kärnten und Südsteiermark erheblich in Mitleidenschaft zog. Von der in Manila erschienenen Schrift „La actividad seismica en el Archipélago durante el año 1897“ erhalten wir einen kurzen Auszug. Endlich begegnen wir wieder einer Reihe vermischter Bemerkungen, deren einer wir entnehmen, daß die Sparkasse des Kronlandes Krain einen namhaften Beitrag zur Ausgestaltung der Laibacher Station bewilligt hat. — Zu Nummer drei steuerte der Unterzeichnete eine Note „Die ersten Anfänge seismisch-kartographischer Darstellung“ bei. Dieselben gehen bis ins 16. und 17. Jahrhundert zurück, und zwar ist Italien ihre Heimath; in Deutschland hat zuerst L. v. Buch die Möglichkeit angedeutet, aus der Eintragung des Schütterbezirkes in die Karte weitere Schlüsse zu ziehen, und der rheinländische Mathematiker Egen führte 1828 in einer leider ganz der Vergessenheit anheimgefallenen Abhandlung die Idee mit großer Konsequenz durch. Die Laibacher Monatsübersicht über den März[3]) ist diesmal reichhaltiger, indem ein Nahbeben und vier Fernbeben zur Verzeichnung gelangten, deren eines seinen Sitz auf der Balkanhalbinsel hatte (31. März 1901). Eine beigefügte Tafel läßt erkennen, wie man schon aus der Beschaffenheit der Wellen, die vom Schreibstifte auf berußtes Papier gezeichnet oder aber im photographischen Bilde festgehalten werden, einen Schluß auf die Entfernung des Erdbebenzentrums ziehen kann. Der Literaturbericht handelt von H. Credners Untersuchungen über die am 10. Januar im sächsischen Erzgebirge gefühlten Erdstöße, und die „Notizen“ stellen verschiedene Neugründungen von Stationen in Ungarn und Bosnien in Aussicht. — An der Reichhaltigkeit der neuen Zeitschrift wird vorstehender kurzer Ueberblick nicht zweifeln lassen. Prof. Belar hat sich als thätiger und geschickter Redakteur bewährt, und wir wünschen ihm, übereinstimmend mit allen Freunden der Erdphysik, eine gesunde Fortentwicklung seines verdienstlichen Unternehmens.

S. Günther.

3) Wenn es auffallen sollte, daß jeder Monatsbericht immer erst später ausgegeben wird, der sei daran erinnert, daß das Abnehmen und Kontroliren der Wellendiagramme eine ziemlich mühselige und umständliche Arbeit bedeutet, weil jede Art von Wellen ihre besondere Interpretation erheischt.

## Mittheilungen und Nachrichten.

ch. Byron und Petrarca. Unter diesem Titel gibt Eugenio Levi im „Athenaeum“ die englische Uebersetzung von 34 Versen des lateinischen Gedichtes „Afrika“ von Petrarca wieder. Diese findet sich in einer seltenen Ausgabe von Ugo Foscolos Essays über Petrarca und ist von Byron unterzeichnet. Diese Uebersetzung Byrons ist aber in keiner der Ausgaben seiner vollständigen Werke zu finden. In Anbetracht der Thatsache ferner, daß die genannte Ausgabe von Foscolos Essays 1823 in London veröffentlicht wurde, hielt die Verfasserin es der Mühe für werth, die Echtheit der Verse zu prüfen, und bringt zu diesem Zweck Stellen aus Briefen und Autographen Byrons bei, in denen er sich über seine Beschäftigung mit Petrarca ausspricht. So befinden sich im Besitze des Britischen Museums zwei Bände in französischer Sprache, von denen der eine „Petrarca à Vaucluse“ auf dem ersten weißen Blatt eine längere Notiz über Petrarcas Reise nach Frankreich (1351) und seine durch die Abneigung gegen den neuen Papst Innocenz VI. bewirkte Rückkehr nach Italien, und zwar nach Mailand (die Notiz ist im Wortlaut mitgetheilt). Auch für seinen „Marino Faliero“ hatte Byron eine Abschrift genommen aus Petrarcas Brief „mit Bezug auf die Verschwörung des Dogen Marino Faliero, enthaltend des Dichters Meinung über die Sache“, wie er selbst in seinem Tagebuch (11. Februar 1821) notirt. Foscolo war ein großer Verehrer Byrons und ein Freund John Murrays und hat sich seit 1816 auch mehrmals in London aufgehalten. Im Anschluß daran werden mehrere im Besitze des Enkels von J. Murray befindliche Briefe Foscolos an diesen (aus den Jahren 1817 und 1823) mitgetheilt. In deren einem bedankt sich Foscolo für die ihm übersandte Uebertragung der lateinischen Verse und fragt, ob er sie Lord Byron zuschreiben dürfe. Nun hatte in demselben Jahre (1822) dieser an Murray die bewußte Uebersetzung geschickt, mit dem Bemerken, er solle nicht erwarten, daß sie gut sei, da er kein Geschick für diese Dinge habe. Im Widerspruch damit steht nun, daß Captain Medwin in seinem „Tagebuch über die Gespräche Lord Byrons während dessen Aufenthalt in Pisa 1821 und 1822“ erzählt, Byron habe ihm die Uebersetzung der Verse aufgetragen, was jedoch bei der geringen Glaubwürdigkeit von Medwins Angaben und aus chronologischen Gründen nicht anzunehmen sei. Auch einem andern Zeugen, dem Biographen Petrarcas, Reeve, der für Byrons Autorschaft eintritt, glaubt E. Levi nicht viel Glauben schenken zu müssen und meint, es müsse sich in gleichzeitigen Journalen eine Bemerkung über die Uebersetzung finden. Die Frage ist also noch offen, doch scheint uns, daß ihr am besten auf philologischem Wege, durch genaue Analysirung der Sprache der Uebersetzung, beizukommen sein wird, falls man überhaupt angesichts der Unterschrift Byrons noch Zweifel an ihrer Echtheit hegen darf.

γ. Ausgrabungen in Aegypten. Wenn auch die Engländer schon seit längerer Zeit unter allen Nationen die meisten Mittel und die meisten Arbeitskräfte auf dem Gebiete der ägyptischen Alterthumskunde verwenden, so folgen ihnen doch die Franzosen an Leistungsfähigkeit auf dem Fuße nach. Und so haben sie jetzt wieder ein neues fortlaufendes Werk begonnen: Le musée Egyptien, recueil de monuments et de notices sur les fouilles d'Egypte. Darin sollen u. a. die Schätze des Bulakmuseums in vorzüglicher Wiedergabe der wissenschaftlichen Forschung vorgelegt werden. Vor kurzem ist der erste, 42 Tafeln enthaltende Band erschienen. Aus dem mannichfachen Inhalte (ägyptische Inschriften und Standbilder machen die größere Hälfte aus) seien einige der merkwürdigeren Stücke hervorgehoben. Auf Tafel XXXII sind zwei guterhaltene Todtenmasken aus Meir abgebildet. Die Maske umschließt zugleich Brust und Hände, sie besteht aus Leinwand, die auf eine Holzunterlage gepreßt ist.

Die Leinwand wurde dann mit lebhaften Farben bemalt, besonders an den Augen und Haaren. Diese Todtenmasken sind die eine Form der Sitte, dem Todten sein Bild mit ins Grab zu geben; im Fayum legte man der Leiche kunstreich, in halber Lebensgröße ausgeführte Porträts bei, wovon jetzt sehr schöne Proben in der Graf'schen Sammlung zu sehen sind. Gegen Ende des memphitischen Reiches hatten hochgestellte Personen in Mittelägypten die Gewohnheit, in ihren prunkreichen Grabdenkmälern lebende Scenen darzustellen. Zu demselben Zwecke ließen sie kleine Figuren aus Holz schnitzen und mit reicher Bemalung versehen. So haben sie oft ganze Heere, die sich feindlich gegenübertraten, aufgestellt. Die einzelnen Krieger sind sehr sorgfältig gearbeitet und zeigen genau das Aussehen und die Bewaffnung des Volkes, dessen Vertreter sie sein sollen. Auf Tafel XXXIII ff. sind eine Reihe solcher Gruppen zu sehen. Dann gab es auch Scenen aus dem täglichen Leben. Sehr merkwürdig z. B. ist ein junger Mann, den man füglich den ägyptischen Postboten nennen könnte. Auf dem Rücken trägt er einen breiten Ranzen, der mit einer Schlinge um den Hals und den linken Arm getragen wird. Andere Figuren zeigen hockende Frauen bei der Bierbereitung, Bäcker, den Teig formend und backend, und endlich Landleute, die das überschwemmte Nilland aufhacken. Auch etwas Griechisches bietet der vorliegende Band. Tafel XXXI zeigt das Grabrelief einer Griechin aus Alexandreia, Nika, Tochter des Timon, genannt. Die Frau sitzt trauernd auf ihrem Sessel, vor ihr steht die Dienerin, und das ist die aus den zahlreichen attischen Grabbildern wohlbekannte Stellung.

* Zu dem Artikel „Das Alter der Schlagworte" (Beilage Nr. 163) erhalten wir aus Baden-Baden in freundlicher Weise folgende Ergänzungen:

Die von Stüler in Backstein erbaute Matthaeus-Kirche heißt in Berlin Pollakirche. Keller spielt in seiner Geschichte darauf an, daß sie in dem damals so genannten Geheimrathsviertel steht. — Die Säulengalerie am Thurme heißt im Volksmunde Herrgotts Sommerwohnung. — Auch ein Pallapule gibt es in Berlin. Es ist der Bronzevogel, der an der Ecke von Lustgarten und Schloßfreiheit auf einer Marmorsäule steht.

* **München.** Akademie der Wissenschaften. Der ordentliche Professor Dr. Alfred Dove in Freiburg i. Br., der ordentliche Professor Dr. Hermann Grauert in München und der Direktor des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien, Hofrath Dr. Gustav Winter, wurden zu ordentlichen Mitgliedern der historischen Kommission bei der Akademie der Wissenschaften ernannt.

* **Göttingen.** Eine gestern hier abgehaltene zahlreich besuchte allgemeine Studentenversammlung sprach sich einstimmig für Errichtung einer akademischen Lesehalle aus, deren Mitgliedschaft obligatorisch sein soll. Der Ausschuß wurde mit den weiteren Schritten beauftragt.

wg. **Jena.** An der hiesigen Universität hat sich Dr. Hans Berger in der medizinischen Fakultät habilitirt.

wg. **Leipzig.** Die ordentlichen Honorarprofessoren Dr. phys. Arthur v. Oettingen in Leipzig und Dr. med. et phil. Ernst Abbe in Jena wurden zu ordentlichen Mitgliedern der mathematisch-physikalischen Klasse der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften ernannt.

* **Braunschweig.** Die hiesige Technische Hochschule verlieh am 23. d. M. zum erstenmale in ordentlicher Promotion den Titel „Dr. Ing.", und zwar dem Assistenten am Laboratorium für analytische und technische Chemie Johann Maier hier.

* **Rostock.** Der Ordinarius für Augenheilkunde an der hiesigen Hochschule Prof. Dr. Axenfeld, der auch die ophthalmologische Universitätsklinik leitet, hat, wie die „Voss. Ztg." erfährt, einen Ruf nach Freiburg i. B. als Nachfolger des Hofraths Prof. Dr. Manz erhalten. Es ist indeß noch zweifelhaft, ob Prof. Axenfeld diesem Rufe folgen wird.

* **Aus Oesterreich.** Wie die „Hochschul-Korrespondenz" meldet, hat der Professor der klassischen Philologie an der Wiener Universität Hofrath Theodor Gomperz, obwohl noch nicht an der akademischen Altersgrenze angelangt (er vollendet erst am 20. März 1902 das 70. Lebensjahr), mit Rücksicht auf eine größere wissenschaftliche Arbeit beim Unterrichtsministerium sein Pensionirungsgesuch überreicht.

* **Aus der Schweiz.** In der Hochschulbibliothek in Bern sind, wie dem „Bund" geschrieben wird, im Laufe des Sommersemesters mit der Uebernahme der Leitung durch einen geschulten Bibliothekar verschiedene Veränderungen getroffen worden, die dem Publikum eine bessere Benutzung ermöglichen. Den Verhältnissen entsprechend soll mit der Aufstellung weiterer Werke fortgefahren werden. In der großen Zahl der Zeitschriften, rund 300, und den ausgedehnten Benutzungszeiten von wöchentlich nicht weniger als 60 Stunden wird die Lesezimmereinrichtung selbst von manchen der größten Universitätsbibliotheken des Deutschen Reiches nicht erreicht. In den meisten Bibliotheken fehlt auch die weitere jetzt hier getroffene angenehme Einrichtung, daß der neue Einlauf von Büchern acht bis vierzehn Tage, je nach Umständen, in den Lesezimmern zur Einsicht aufgelegt wird. Eine dankenswerthe Einrichtung für die Benutzer ist es auch, daß Bücher auch nachmittags von 2—4 Uhr ausgeliehen werden, was für Viele, die vormittags beruflich beschäftigt sind, von großem Werth ist.

* **Aus Amerika.** Vor kurzem starb Frau Dr. Rachel Lloyd, Professor der Chemie an der Universität Nebraska bei Lincoln; die Verstorbene war Mitglied der Deutschen Chemischen Gesellschaft.

* Die Großherzogliche Badeanstalten-Kommission zu Baden-Baden hat beschlossen, theoretisch-praktische Kurse der physikalisch-diätetischen Heilmethoden und der Balneotherapie für Aerzte und Studirende der Medizin in den Räumen der dortigen Badeanstalten einzurichten. Bis jetzt haben Geheimrath Prof. Dr. Erb und Geh. Bergrath Prof. Dr. Rosenbusch aus Heidelberg Vorträge zugesagt. Der Beginn der auf ca. 8—10 Tage berechneten Kurse ist auf den 14. Oktober gelegt. Die Gebühren betragen nur 10 M. Anmeldungen sind bis zum 1. Oktober an die Schriftführer Dr. W. H. Gilbert, Langestraße Nr. 59, und Dr. Curt Hoffmann, Langestraße Nr. 2, Baden-Baden, zu richten, von denen auch das Programm zugesandt, sowie jede weitere Auskunft ertheilt wird.

* Dem neuen Institut für Meereskunde in Berlin sind, wie die „Nat. Ztg." erfährt, auf Befehl des Kaisers die bisher der Marine gehörigen Sammlungen überwiesen worden. Von den HH. Dr. Dinse, Professor von Halle und Dr. Meinardus wurden Studienreisen nach Frankreich und England unternommen; ferner besuchte Dr. Dinse die nautischen Museen in Rotterdam, Amsterdam und im Haag und erstattete Bericht in einer umfangreichen Denkschrift, in welcher der Direktor Geh. Rath v. Richthofen auch den Plan und die zukünftigen Aufgaben des Instituts und Museums ausführlich darlegte.

* Die Medaillenvertheilung der Londoner Society of Arts, die zur Anerkennung der besten vor der Gesellschaft im Laufe des vergangenen Jahres gehaltenen Vorträge erfolgt, hat jetzt für die letzte Sitzungsperiode stattgefunden. Unter den Empfängern der Medaillen befinden sich: Major Ronald Roß mit einem Vortrag über „Malaria und Moskitos", Marconi über „Syntonische drahtlose Telegraphie", Professor Meldola über „Die künstliche Herstellung von Indigo", Fritz Behr über „Die vorgeschlagene elektrische Einschienenbahn mit hoher Geschwindigkeit", Dr. Schlich über „Die Versorgung der Welt mit Bauholz".

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

M. Stona: Im Spiel der Sinne. Breslau, Schottlaender 1901. M. 2. — G. v. Beaulieu: Alte und neue Menschen. Ebd. 1901. M. 3. — C. Baranowsky: Moderne Ehen. Ebd. 1901. M. 3. — E. Bauer: Russische Studenten. Annaberg i. Erzg. 1901. M. 2. — H. Haupt: Namego. Dichtung aus Altpreußens Vergangenheit. Kindelbrück, in Komm. bei Naumburg. M. 2. — A. Strindberg: Gust. Adolf. Dresden und Leipzig, Pierson 1901. M. 3.50. — M. Sonloneff: Abgott Mann. Schauspiel. Ebd. 1901. 82 S. — R. Bunge: Burenlieder. Ebd. M. 1. — K. G. Bröndsted: Freiheit. Erzählung. Uebers. von P. Klaiber. Leipzig, Grunow 1901. M. 7. — M. Thoresen: Signes Geschichte. Ebd. 1901. M. 5.

Jahrgang 1901. München, Freitag, 26. Juli. Nummer 169.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

### Uebersicht.



## Ein Franzose über deutsche Literatur.

Von Rudolf Fürst.

In einem lesenswerthen Aufsatz (Beil. zur „Vossischen Zeitung“, 1896, Nr. 3) hat A. Eloesser das Wort von Ernest Renan citirt, es sei ein Unglück für die Welt, daß Frankreich Deutschland und Deutschland Frankreich nicht verstehen wolle. Jener Aufsatz bringt aber auch die Kunde, daß sich die Entfremdung zwischen beiden Staaten allmählich mildere, daß zum mindesten die Wissenschaft ein Band des Verständnisses und dadurch auch der Verständigung um beide Völker zu schlingen suche. Das früher nur sprunghaft sich kund thuende Interesse des französischen Publikums an deutscher Literatur wurde durch Forscher wie Chuquet und Lichtenberger geregelt und gefestigt und die französischen Schulen mögen den erzieherischen Werth der Schriften von Goethe, Lessing und Schiller nicht länger missen.

Zu den erfreulichen Zeichen ernsten und aufrichtigen Strebens nach Verständniß zählt nun auch das umfangreiche und vornehme Buch, das A. Bossert, Inspecteur général de l'Instruction publique in Paris, der Geschichte unsrer Literatur gewidmet hat.[1]) Bossert hat sich durch Schriften über deutsche Dichtung im Mittelalter, über Schiller und Goethe, durch eine vergleichende Studie über „Tristan“ als ein guter Kenner weiter Perioden unsrer Literatur erwiesen. Inwieweit er nun der mächtigen Aufgabe, die er sich in diesem neuesten Werk gesteckt hat, voll gewachsen ist, das soll sich aus den folgenden Erwägungen ergeben.

Was Bossert zum Geschichtsschreiber des geistigen Lebens einer fremden Nation, was ihn als Franzosen zum Historiographen der deutschen Literatur befähigt, das ist seine anerkennenswerthe Objektivität, sein guter wissenschaftlicher Takt. Eine chauvinistische Note wird nirgend angeschlagen. Erfreuliche Besonnenheit zeigt sich gerade in der Darstellung jener Partien der deutschen Literatur, die stark unter französischer Beeinflussung stehen, wie etwa die höfische Dichtung, das 17. Jahrhundert, wobei freilich der ganze Zeitabschnitt von 1618—1740 behaglich als „L'imitation française“ gekennzeichnet wird; sehr würdig ist die Haltung, wenn von dem Verhältniß Friedrichs II. zur deutschen Literatur seinerzeit die Rede ist. Je mehr sich der Verfasser der neueren Zeit nähert, desto deutlicher ergibt sich freilich, daß auch er von gewissen nationalen Empfindlichkeiten seines Volkes nicht frei ist: er verübelt Lessing, mehr noch F. Schlegel, ihre Einmengung in die Geschmacksrichtung der Franzosen; er verweilt just nicht mit Bedauern bei der Lage Preußens in den Tagen von Jena; er grollt der deutschen Geschichtschreibung, weil sie angeblich den Begriff der Rasse geschaffen und so den Ballast der nationalen Vorurtheile noch vermehrt habe; er verkennt die Volksthümlichkeit des Krieges von 1870 und er wird unbillig gegen Autoren von stark nationaler Prägung, so wenn er in E. M. Arndt nur den Franzosenfresser sieht, und einem Satze Treitschkes etwas wie eine Drohung gegenüberstellt (S. 1051). Er verleugnet auch nicht den Franzosen in einem oder dem anderen selbstgefälligen, fast Victor Hugo'schen Aperçu: „Le Français n'est pas traducteur, parce qu'il est artiste“, so lautet gleich eine der ersten Zeilen des Buches. Und noch ein kleiner, aber charakteristischer Zug des Buches zeigt, wie wenig Anklang unsre deutsche Schmiegsamkeit bei den fremden Nationen findet. Wie lange haben wir uns schon entwöhnt, von Johann Jakob Rousseau zu sprechen und wann hätten wir es gewagt, Karl Nodier, Heinrich Beyle oder auch nur Julius Verne zu sagen, ja auch nur aus Emile einen Emil Zola zu machen? Bossert ist weit entfernt von solcher Rücksichtnahme, er schließt sich dem außerhalb Deutschlands allgemein herrschenden Gebrauch an und wir müssen zusehen, wie wir mit Walther de la Vogelweide, Jean-Wolfgang Goethe, mit Jacques Grimm, mit Louis Uhland, Auguste-Henri Hoffmann und Louis Anzengruber fertig werden. Aber ginge Bossert nur einheitlich vor! Ramler z. B. heißt (S. 301) gegen die Gepflogenheit Karl Wilhelm; ihm schließt sich Auguste Wilhelm Schlegel (S. 568 ff.) durchgängig an, deßgleichen Wilhelm Henri Riehl (S. 899) und Wilhelm Grimm (S. 837), während der ältere Humboldt zwei Seiten später Guillaume getauft wird. Schlimmer ist es, wenn Bossert auch deutsche Familiennamen durch willkürliche Aenderungen der Aussprache seiner Landsleute näher zu bringen sucht, und Nicolai als Nicolaï anführt. Mit dem gleichen Recht könnten wir Victor Hugo drucken lassen. Wie mit den Eigennamen, verfährt Bossert auch mit den Buchtiteln und zwar mit außerordentlichem Geschick und mit gewissenhafter Angabe des deutschen Titels unter dem Strich. Nur wenn Schillers Zeitschrift (S. 573) „Les heures“ genannt wird, so liegt die Gefahr wohl nahe, daß der französische Leser, sofern er des Deutschen ein wenig kundig ist, sich die Zeitschrift unter dem Namen „Die Stunden“ vorstellt, wie denn auch die Uebersetzung von „Des Knaben Wunderhorn“ mit „Le cor merveilleux“ (S. 621) einem sehr wesentlichen Theil des deutschen Titels nicht gerecht wird. Aber was wollen solche Kleinigkeiten, die zudem ihre völkerpsychologische Begründung haben, im Grunde besagen! Weit schlimmer ist es, daß der französische Verfasser dem deutschen Wesen doch recht fern zu stehen scheint und beispielsweise der deutschen Lyrik verständnißlos gegenübersteht. Kann mit Goethes

[1]) Histoire de la Littérature allemande par *A. Bossert.* Paris, Hachette 1901. 1120 SS.

Lyrik weiß er sich einigermaßen abzufinden; bei Heine fußt er ziemlich stark auf den Untersuchungen von Kirchbach u. A., aber schon bei Tieck geht er über die Lyrik, selbst über so programmatische Lieder wie das von der „Mondbeglänzten Zaubernacht" stillschweigend hinweg; so oder ähnlich verhält er sich zu Eichendorff, Uhland, Lenau, Feuchtersleben, K. F. Meyer, G. Keller, Storm u. A. und er rechnet es Anastasius Grün, den er für den Begründer der politischen Lyrik hält, sogar zu hohem Verdienst an, daß er die deutsche Lyrik von der „éternelle note rêveuse et sentimentale" befreit habe. Diese geringe Fähigkeit, sich mit dem Fühlen, mit den innersten Regungen eines fremden Volkes vertraut zu machen, ist charakteristisch für Bossert und seine Art: es wird ihm leichter, das, was von einem Menschen oder einer Richtung abgeschlossen vorliegt, in ein paar bestechenden mehr oder weniger tiefen Sätzen epigrammatisch zusammenzufassen, gewandte Analysen zu geben, als Klarheit darüber zu gewinnen, wie ein Kunstwerk allgemach im Herzen des Künstlers heranreift, oder gar nachfühlend und nachbildend der einsamen Größe einer abgeschlossenen Künstlernatur gerecht zu werden. Er zögert nicht, in Immermann „le banqueroute du romantisme" zu sehen, von Grabbe zu behaupten „avec lui, le romantisme a dit son dernier mot", von Heine „il a trouvé la forme classique du romantisme" und so noch diesem und jenem ein hübsches Wort anzuheften, aber das Wesen eines Grabbe, H. v. Kleist, Hebbel, O. Ludwig, Lenau und vieler Anderer ist ihm ein Buch mit sieben Siegeln.

Dies vorausgeschickt, mag nun auch ein Blick ins einzelne gestattet sein. Bossert zerlegt sein Buch in acht zeitlich aufeinander folgende Perioden, die wieder in einzelne zumeist (nicht immer) nach Gruppen eingetheilte Kapitel zerfallen. Wer in Bosserts Buch eine zusammenhängende Darstellung dieser oder jener Dichtungsart zu finden erwartet, wird sich enttäuscht sehen, ja er wird an recht vielen Stellen nachschlagen müssen, will er über die Entwickelung des deutschen Romans, des Dramas, des komischen Epos — von der Lyrik natürlich zu schweigen! — wenn auch nur in einem engeren Zeitraum Belehrung finden. Dafür thut Bossert — er ist kein Freund der Kategorien in der Literaturgeschichte — jeden Autor an ein und demselben Ort ab, was namentlich für einen fremden Leserkreis gewiß viel bequemes hat und nur die Gefahr in sich birgt, daß der Dichter über Gebühr nur nach der ihm einmal angehefteten Note gewürdigt wird, dagegen ein Nebengebiet seiner Thätigkeit unter den Tisch fällt. Entschließt sich Bossert ausnahmsweise, doch mit Kategorien vorzugehen, so hat er freilich nicht immer die besten Erfolge, so wenn (S. 988) für den Roman philosophique et social sich kein anderer Vertreter als Spielhagen finden will. Indessen, die Disposition eines so stoffreichen Buches wie das vorliegende, bietet immer Schwierigkeit und so ist es gewiß verzeihlich, daß auch Bossert die Quadratur des Zirkels nicht zu finden vermochte. Wirft man nun einen raschen Blick über das Gebotene, so fällt zunächst auf, daß für die älteste Periode so grundlegende Arbeiten wie die von Kelle, Kögel, die Darstellung in Pauls Grundriß unter den Literaturangaben (diese ziehen sich als Marginalnotizen durch das ganze Buch) fehlen. Solche mangelnde Belesenheit rächt sich naturgemäß und S. 5 ist ein so böser Schnitzer wie die Behauptung, das Gothische sei der älteste deutsche Dialekt, stehen geblieben. Da jeder Abiturient über die Scheidung des Ost- und Westgermanischen unterrichtet ist, soll ob solcher Fahrlässigkeit nicht allzuviel Aufhebens gemacht werden. Die älteste, sowie auch noch die mittelhochdeutsche Zeit wird von Bossert, den man aus älteren Arbeiten als genauen Kenner gerade dieser Perioden kennt, ziemlich flüchtig behandelt; jedenfalls glaubt er seinen Lesern nicht mehr bieten zu dürfen. So wird nicht nur die Kloster-, Spielmanns- und Volksdichtung nebst der Heldensage rasch abgethan, selbst für Denkmale wie Muspili und das Wessobrunner Gebet bleibt nicht viel übrig. Bedenklicher schon ist es, wenn bei manchen Autoren nur die Hauptwerke Erwähnung finden, wenn Wolfram nur als Dichter des „Parzival" vor das Publikum tritt. Im einzelnen wäre nachzutragen: von Gottfried weiß man doch mehr, als Bossert (S. 57) annimmt, er war rotularius von Straßburg. Wolframs Unkenntniß des Französischen hätte sich leicht an einigen schlagenden Beispielen zeigen lassen, die Thierdichtung hätte in Zusammenhang mit der Ecbasis captivi gebracht werden können, die Haupt'sche Theorie vom Windsbeke als Verfassernamen tritt denn doch mit übergroßer Sicherheit auf (S. 79), für die Erklärung des Namens „der Stricker" hätte sich aus dem S. 84 citirten Buch Lambels Belehrung gefunden, Fuldas Helmbrecht-Nachdichtung wäre zu erwähnen, die angebliche platonische Gegenstandslosigkeit der Minnesänger wäre denn doch erst zu beweisen gewesen, die Theorie von Walthers Abstammung aus Böhmen, so haltlos sie ist, hätte immerhin Erwähnung verdient und Heinrich von Meißen hätte nicht so zeitwidrig und phantasievoll als Verfechter demokratischer Ideen angesehen werden sollen. S. 135 muß es wohl diu werlde statt die Werlte heißen. Dieser Theil des Buches ist unter Benützung etwas alter Quellen bearbeitet und nur selten geht eine Literaturangabe bis in die Neunziger Jahre. Dagegen gereichen die zahlreichen und sorgfältigen Textproben dem Buch zur Zierde. In dem Abschnitt über Humanismus und Reformation fehlt vor allem die Darstellung, die Geiger in Onckens Sammlung gegeben hat. Auch Creizenachs Buch über die Entwicklung des neueren Dramas hätte vielleicht mit Nutzen Verwendung finden können. Hier und an späterem Orte hätte der Verfasser auch auf das Schulstück der Jesuiten eingehen und die lateinische Dichtung in Deutschland ein wenig berücksichtigen sollen. Schon die Anfänge des deutschen Romans hätten ein eingehenderes Studium von Bobertags Buch erforderlich gemacht, die Schwanksammlungen wären zusammenhängend zu behandeln gewesen und zu Jörg Wickram hätte Scherers Studie nicht übersehen werden sollen; so fehlen auch bei Fischart die Aufsätze von Hauffen. Hans Sachs wird ganz getrennt von den Meistersingern sowohl, wie von den Fastnachtspielen behandelt und es wird namentlich der stoffgeschichtlich so reiche Boden seiner Werke nicht genug durchgeackert; auch vermißt man die Monographie von Genée und Stiefels Festschrift. Hin und wieder — wie bei Luther — ist auch der Hinweis auf Braunes Neudrucke unterblieben. Mit der Betrachtung des 17. Jahrhunderts hebt sich die Darstellung. Hübsch ist (S. 223) die Gesammtcharakteristik, sehr gut der Vergleich von Opitz mit Malherbe und Ronsart, es finden sich auch warme Töne für eine Erscheinung wie Paul Fleming. Freilich wären der arg vernachlässigten Behandlung der Lyrik die Schriften v. Waldbergs zugute gekommen und auch die Darstellung des Romans hätte durch das Studium Hettners und des von Bossert citirten Buches von Bobertag zweifellos sehr gewonnen. Zu Gryphius wäre zu bemerken, daß sein Förderer, der Kammerfiskal Georg Schönborn, nur ein titulirter „Pfalzgraf" war, zu den Robinsonaden wäre Ullrichs Bibliographie

heranzuziehen. Indem wir das achtzehnte Jahrhundert betreten, machen sich die Nachtheile von Bosserts Eintheilung fühlbar. Man hätte Zachariae gewiß lieber inmitten einer Darstellung des komischen Epos gesehen (die Schriften von Zimmer und Zimmermann fehlen) als an der Seite Gellerts (der auch als Autor der „Schwedischen Gräfin“ zur Geltung gekommen wäre, wenn Erich Schmidts „Goethe, Rousseau, Richardson“ Beachtung gefunden hätte). Bei besserer Kenntniß der „école saxonne“ hätte sich wohl auch der geeignete Platz für Adelung ergeben, der nun, durch ein Fünftel des Buches von den Sachsen getrennt, in einer Anmerkung bei den „Historiens et voyageurs“ ein unmögliches Dasein fristet. Aehnlich geht es mit Pfeffel, den eine systematische Darstellung der Fabel des 18. Jahrhunderts nicht in eine Anmerkung unter die „Imitateurs de Gellert“ verwiesen hätte. Für die Darstellung des Dramas wäre Eloessers „Bürgerliches Drama“ unentbehrlich gewesen. Die Anakreontiker hätten nicht ohne Erwähnung von Lange und Pyra abgehandelt werden dürfen. Der Umschwung in der Prosa des 18. Jahrhunderts, den die unter fremder Beeinflussung stehenden moralischen Wochenschriften kennzeichnen, ist wenig klar veranschaulicht; die erste deutsche moralische Wochenschrift ist übrigens 1724 („Der Hamburger Patriot“), nicht 1732 erschienen. Hier fehlen die Arbeiten von Kawczynski, Lehmann u. A., schmerzlicher aber wird der Namen eines Mannes wie Peter Helferich Sturz vermißt. Zu den Originalgenies wäre v. Weilens Einleitung zu den Literaturbriefen Gerstenbergs zu konsultiren gewesen. Bei Jung-Stilling und Anderen fällt auf, daß Bossert die für seinen Leserkreis so bequemen Neudrucke in Reclams Universalbibliothek zu citiren unterläßt. Die Charakteristik der führenden Männer der klassischen Periode, Klopstocks, auch Lessings, ist Bossert sehr wohl gelungen. Besonders klar ist „Emilia Galotti“ analysirt, während „Nathan“ in jeder, nicht zuletzt in metrischer Beziehung zu kurz kommt und sehr wesentliche Theile von Lessings Wirksamkeit, wie die Fabeldichtung, gänzlich unerörtert bleiben. Daß für Nicolais „Sebaldus Nothanker“ das lehrreiche Buch Schwingers nicht benützt wurde, ist ebenso bedauerlich, wie daß Seufferts grundlegende Arbeiten für die Darstellung Wielands nicht zur Geltung kamen. Wieland wird als Uebersetzer Shakespeares nicht gewürdigt, dagegen hält Bossert, da er Doells Münchener Programm nicht kennt, zu viel von Wielands klassischer Bildung. Wielands Nachfahren werden in den Hintergrund gedrängt, selbst die La Roche und A. G. Meißner bleiben — als Schriftsteller wenigstens — außerhalb der Erörterung. Vossens „Luise“ ist von Homer abhängig, was Bossert übersieht. In der Beurtheilung Bürgers macht sich eine gewisse Engherzigkeit bemerkbar, die auch sonst wohl begegnet; die „Lenore“ wird ungemein hoch bewerthet, während Bürgers Thätigkeit als Uebersetzer wieder unter den Tisch fällt. Matthisson wird von Bossert scharf abgelehnt. Die Darstellung des „Sturm und Drang“ ist im ganzen ansprechend, die Bezeichnung des Malers Müller als erster Dorfgeschichtenschreiber sogar recht fein. Das System Kants, der Emmanuel genannt wird, ist mit großer Klarheit entwickelt; vielleicht hätte es sich noch etwas schärfer gegen Hume, die Skeptiker und Dogmatiker abgrenzen lassen. Doch sind jene Partien, die den Philosophen, namentlich jenen der Romantik, und den Historikern gewidmet sind, die vorzüglichsten des Buches, ja sie wären unsern deutschen Literaturgeschichten aufs innigste zu wünschen. Kaum bei Hettner, bei keinem der neueren aber, ist der Zusammenhang von Kunst und Wissenschaft, die Einheit des geistigen Lebens, mit gleichem Geschick und gleichem Verständniß zum Ausdruck gebracht. An Kant schließt sich ebenbürtig das Herder-Kapitel an und auch der Darstellung Goethes und Schillers wird man bedingte Anerkennung nicht versagen. Bei Goethe hat, wie schon erwähnt, die Lyrik, dann aber auch „Faust“ dem Verfasser einige Schwierigkeit gemacht. Die Beurtheilung des „Faust“ ist etwas engherzig, besonders der zweite „Faust“ tritt sehr zurück, zumal die Arbeiten von Schröer, Witkowski u. A. unbeachtet geblieben sind. S. 423 ist wohl ein Druckfehler anzunehmen: Schiller ergänzte den Weimarer Kreis doch nicht schon 1787. „Don Carlos“ ist Gegenstand einer hübschen Untersuchung; besonders hoch stellt Bossert „Tell“ (Tschudi wäre als Quelle vielleicht zu nennen gewesen) und die „Glocke“. Die Bedenken, die gegen die „Jungfrau“ und gegen das plötzliche Erlöschen des heiligen Geistes in ihrer Seele erhoben werden, kann ich nicht theilen. Sowie Bossert in die Niederungen der Literatur herabsteigt, verläßt ihn wieder seine Sicherheit: im Gefolge des „Götz“ und der „Räuber“ vermißt man das von Brahm beschriebene Ritterstück und vollends den Ritter- und Räuberroman, das bürgerliche Rührstück weiß in Bosserts karger Darstellung merkwürdigerweise nichts von Diderot; hierüber, wie auch über Iffland und Kotzebue hätte sich der Verfasser aus dem früher erwähnten Buche Eloessers schätzenswerthe Kenntnisse aneignen können. Hier hätte sich wohl auch das Schicksalsdrama, hätten sich Müllner, Raupach u. s. w. am besten anschließen lassen. Bei G. Forster hätte man ein Wort über Therese Huber, deren Bedeutung Geiger wiederholt nachgewiesen hat, erwartet, Hölderlin wäre durch Verwerthung von Arnolds Untersuchungen über den Philhellenismus weit verständlicher geworden. An Stelle einiger Bemerkungen über antike Metren (S. 502) wäre ein Rückblick auf die deutsche Metrik an der Hand Minors verdienstlich gewesen. Versuche, über die Satire und den Roman im Zusammenhang zu handeln, verlaufen im Sande. Ein Autor wie Knigge muß in die Anmerkung — die vielen Nothbrücken unter dem Strich sind überhaupt kein gutes Zeichen für den Bau des Buches. Was Jean Paul betrifft, so scheinen dem Verfasser die Elemente tollen Spaßes, die sich überall in den Werken verstreut finden, ferner zu liegen. Auch die Beeinflussung durch die englischen Humoristen erscheint nicht genug herausgearbeitet. Die Darstellung der älteren Romantik hätte durch das Buch von Bernays über die Geschichte des Schlegel'schen Shakespeare — Bossert legt auf die völkervermittelnden Momente überhaupt zu wenig Gewicht — sowie, was den Einfluß der „Lucinde“ und ihren Zusammenhang mit Wielands Grazienphilosophie betrifft, durch Donners Untersuchungen über den Roman der Romantiker gewonnen. Tiecks Ironie ist sehr richtig als Schlüssel seines Wesens aufgefaßt; in der Beurtheilung des „Lovell“ macht sich die mangelnde Kenntniß des Räuberromans fühlbar, den Novellen ist ein übersehener Aufsatz von Minor (in den Akademischen Blättern 1884) gewidmet. Zu Novalis fehlt das Buch von Bing, zu Brentano jenes von Kerr über Godwi, zu Z. Werner die Untersuchung Poppenbergs; zu Brentano und Arnim, denen Bossert nicht mit der richtigen Wärme gegenübersteht, sind die Publikationen Steigs zu ergänzen. Warum die letzten Theile von Arnims „Gräfin Dolores“ eine „wahre Walpurgisnacht“ genannt werden (S. 624) und wer die Todtgeglaubten sind, die als Gespenster wiederkommen (der alte Graf?), weiß ich nicht zu sagen; vielleicht liegt eine Ver-

wechslung mit „Bertholds erstem und zweitem Leben" vor. Hier wird überall zu viel Biographisches geboten, und manche der interessantesten Erscheinungen, wie der in seiner Nervosität so moderne E. T. A. Hoffmann, kommen in ihrem Wesen darüber zu kurz, während bei Immermann wichtige biographische Daten in den Anmerkungen nachgetragen werden. In Immermann den Gründer des Zeitromans zu sehen, den Einfluß der Engländer nachzuweisen, bei der Betrachtung des „Tulifäntchen" den Aufsatz R. M. Meyers zu berücksichtigen, das alles ist Bosserts Sache nicht. Ueber Kleist hilft man sich nicht mit ironischen Redensarten (S. 679, 683) hinweg, über Grabbe sollte man nicht schlechtweg als über ein „lyrisches Talent", dem der Sinn für Schönheit fehle, urtheilen, wenn man sich um Werke wie „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" nicht kümmert. Dafür werden Rückert und Platen als Dichter gepriesen, die wieder Harmonie und Schönheit in die Poesie brachten und es sich nicht genügen ließen, ihre Schmerzen oder die Bewunderung der Natur in Liede auszusprechen . . . ! Bossert beginnt nun mit einemmal, sich den deutschen Landschaften zuzuwenden: zunächst kommt eine schwäbische Schule, die man nicht recht ernst nehmen kann, da selbst ein so wichtiges Buch wie die Schwäbische Literaturgeschichte von Krauß unerwähnt bleibt. Wirklich finden wir nur einige recht dürftige Nachrichten über Uhland, Kerner, Hauff, Schwab, Moerike, dann sonderbarerweise Wilhelm Müller und mit ihm vereint J. V. Scheffel, den wir weit lieber als Mittelpunkt des historischen Romans gesehen hätten, dessen höchst eigenthümliche Lyrik Bossert mit Stillschweigen übergeht (ein Moerike ohne „Schön Rohtraut", ein Scheffel ohne „Gaudeamus", ohne Rodensteiner!) und dessen Humor mit Unrecht monirirt genannt wird. Nicht bloß die neu veröffentlichten Briefe Scheffels, selbst französische Arbeiten wie die Bessons über den „Trompeter" bleiben außerhalb der Beachtung. Vollends verunglückt ist aber das Kapitel über Oesterreich. Bossert hat schon im Vorwort eine Lanze für die Oesterreicher gebrochen und scheint sie gegen die bösen Prussiens in die Waagschale werfen zu wollen. Aber Gott schütze uns Oesterreicher vor unsern Freunden! Da gibt es zwei lange Kapitel über österreichische Dichter, und Namen wie Saar, Pichler, Stelzhamer fehlen im ganzen Buche, die Ebner-Eschenbach ist durch 300 Seiten von ihren Landsleuten getrennt und neben die Schubin und die Hillern in eine Anmerkung gepfercht, einer der am meisten österreichischen Dichter, Adalbert Stifter, ist als angeblich populärster deutscher Novellist an Th. Storm angeschmiedet, während Schnitzler, David, Bahr von den Modernen in Deutschland getrennt sind; Raimunds herrliche Tiefe ist verkannt und er wird mit Adolf Bäuerle etwa auf gleichem Fuß behandelt und von Nestroy, der natürlich in eine Anmerkung verwiesen wird, scheint Bossert jede Vorstellung zu fehlen, da er sonst in seiner schablonenhaften und dabei grundfalschen Backhänderl-Charakteristik der österreichischen Gemüthlichkeit nicht fortwährend den Abscheu vor Satire und Sarkasmus betont hätte. Aber wie sehen überhaupt die Größen der deutsch-österreichischen Dichtung aus: von Lenaus stiefmütterlich behandelter Lyrik war schon die Rede, dafür wird sein „Faust" ungeheuerlich überschätzt, während „Savonarola" unter der Unkenntniß der Untersuchungen Castles (in der Zeitschrift „Euphorion") leidet. Hamerling wird etwas dunkel einer der letzten Vertreter der österreichischen Schule genannt (S. 762) und wichtige Theile seiner Thätigkeit, wie seine Lehre von der Polarität und sein „Homunkulus" werden nicht erwähnt. Grillparzer, dem Bossert gewiß mit Wärme und Achtung gegenübersteht, muß sich (S. 779) unberechtigte Hohnworte gefallen lassen. Ganz unzureichend wird u. a. „Die Jüdin von Toledo", gar nicht „Der arme Spielmann" behandelt. Anzengruber wird so ganz freundlich begrüßt, mit Vernachlässigung Gotthelfs sogar in einer Richtung überschätzt, dabei aber gründlich mißverstanden; ganz besonders gilt dies von den wundervollen „Kreuzelschreibern", die Bossert völlig verkennt, und von der großen Wirkung des „Vierten Gebot". Veitelheims Buch hätte gute Dienste geleistet. Am erfreulichsten ist noch die Würdigung des viel vernachlässigten Moritz Hartmann. In den Anmerkungen gibt es ein Durcheinander von Namen, was sich daraus erklärt, daß Bossert fast die gesammte Literatur unbenutzt läßt, während ihm doch selbst Darstellungen wie in dem „Kronprinzenwerk" („Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild") sehr nützlich gewesen wären. Ein paar Kleinigkeiten fallen kaum mehr ins Gewicht, so daß es keinen „Reichstag entriehen" gibt, daß Kaiser Franz François II. oder schlechtweg François aber kaum François I. zu heißen hat und daß die Hofburg die Residenz des Kaisers ist und nur im intimsten Sprachgebrauch das Hofburgtheater bedeuten könnte. Bossert spricht aber in diesem Sinn beständig von „la Hofburg".

Von Anzengruber zurück zum „Jungen Deutschland"! So will es Bossert. Von Heine war schon die Rede; hier ist manches aus zweiter Hand, die Sätze über Heines Konversion, S. 816, klingen fast wörtlich an Strodtmann an. Auch die Beurtheilung Heines ist gleich jener Börnes, Grabbes u. s. w. nicht frei von einer gewissen Engherzigkeit. Börne ist ziemlich dürftig ausgefallen; fast das gesammte übrige „Junge Deutschland" hat nur unter dem Strich Platz gefunden; bei Gutzkow fällt die Bemerkung auf, mit „Wally" werde in Deutschland zum erstenmal für die freie Liebe eine Lanze gebrochen — und Lucinde? Mit der Darstellung der Brüder Grimm, die nun folgt, könnte man einverstanden sein, aber welche Kluft trennt uns doch von Bossert, wenn er den moralisirenden Schluß von Perraults „Petit chaperon rouge" der prächtigen Naivetät von Grimms Rothkäppchen, das aus dem Wolfsmagen vergnügt wieder hervorklettert, vorzieht! In der schon erwähnten überraschend schönen Darstellung der deutschen Geschichtschreibung stört nur eine wenig glückliche Polemik mit Mommsen und die etwas überbreite Art, in der Fallmerayer vorgeführt wird. Es folgt ein Abschnitt über die Literatur um die Mitte des Jahrhunderts; Freiligrath wird etwa mit den Augen Heines betrachtet, Annette v. Droste dagegen als Deutschlands bedeutendste Dichterin gefeiert; Fritz Reuter wird der Sarkasmus lobend abgesprochen; Hebbel, zu dem der Verfasser durchaus kein Verhältniß findet, wäre ob seiner vollständigen Herz- und Gemüthlosigkeit weniger gescholten worden, hätte Bossert etwa die reizenden Briefe über „Titele" des Dichters Kind, gelesen und auch das Urtheil über „Gyges" wäre unter dem Eindruck von Alfred v. Bergers schöner Analyse (in den „Dramaturgischen Vorträgen") anders ausgefallen. E. Schmidts Mittheilungen über Freytags akademische Thätigkeit, Kürzung des langen biographischen Geredes und dabei doch Benutzung der neuen Arbeiten von Roth, Seiler u. A. hätte den Abschnitt über G. Freytag besser gefördert, als der Spott über den Felix Werner der „Verlorenen Handschrift" und die Klagen über Freytags „Polenhaß". Heyse war niemals „professeur"; aber sonst läßt man sich gerne gefallen, was Bossert über ihn vorbringt, wenn er auch nicht gerade unter den Realisten stehen

müßte. Für Otto Ludwig hat Bossert weder Zeit noch Raum übrig gehabt. Er nennt Ludwigs Lebenswerk „trop fragmentaire“ und hält sich nicht einmal bei den Shakespeare-Studien auf. Hier hätten wohl — wenigstens in den unvermeidlichen Anmerkungen — auch Namen wie A. Lindner, H. Leuthold u. A. Raum finden sollen. Nun nähert sich überhaupt das Buch dem Punkte, da Bossert mit jener weisen Bescheidenheit, die er den deutschen Kritikern empfiehlt, ein „Je ne comprends pas“ sagen und die Feder hätte absetzen sollen. Ich fürchte, daß seine Darstellung der zeitgenössischen Literatur bei Allen, die an unsrer Dichtung hängen, welcher „Richtung“ sie auch immer angehören mögen, große Enttäuschung, wenn nicht Entrüstung erregen und das Buch in Deutschland nicht eben beliebt machen wird. Was soll man dazu sagen, wenn in dem kargen Ansatz zum historischen Roman der plumpe Spindler fast vor dem feinen Alexis den Vorzug erhält, und an diese Beiden mit ein paar nichtssagenden Worten der herrliche K. F. Meyer gekettet wird, den der Verfasser weder aus seinen Werken noch aus der Literatur kennen zu lernen sich die Mühe nimmt? Diesem unnatürlichen Dreigespann folgen viele Seiten über Spielhagen, nach Bossert, wie erwähnt, der einzige Vertreter des sozialen und philosophischen Romans. Wie Meyer ergeht es Storm, dem einzig als Novellisten ein paar Zeilen gewidmet sind; Fontane wird barsch abgelehnt und Wilhelm Raabe — ich schreibe es ungern nieder — wird in einer Anmerkung, einer kürzeren als jene, die Hans Blum gewidmet ist, abgespeist. Nun folgen ein paar Worte über die Dorfgeschichte. Immermann wird vergessen, Jeremias Gotthelf wird verkannt, und die ganze Literatur der Hundertjahrfeier übersehen (Auerbach dagegen wird sehr warm behandelt) und Gottfried Keller — als Dorfgeschichtenschreiber und Novellist anerkannt. Aber selbst für die „Züricher Novellen“ und die „Sieben Legenden“ fehlt Herrn Bossert der Raum. Spricht er von Wilbrandt, so weiß er nichts von dessen Romanen, nichts vom „Meister von Palmyra“. Aber er hat Platz für Hugo Lubliner, Lindau, Blumenthal (der aber nicht als Schwankdichter gilt) und besonders für Wildenbruch, auch für Heiberg, der an Stelle Fontanes zum Jünger Flauberts erhoben wird. Und wenn er von der Moderne spricht, so schweigt er von Zola, Ibsen und Tolstoi, aber nicht von Hofmannsthal und St. George. Er sieht in Hauptmann den Hauptvertreter des Naturalismus auf der Bühne und er zeigt in kleinen Zügen, daß ihm die neueste Literatur nicht vertraut ist: Johannes Vockerat ist kein professeur, „College Crampton“ ist lange vor „Florian Geyer“ (S. 1043) entstanden, der junge Jordan heirathet nicht seine Cousine. Und mit Treitschke und Nietzsche kommt Bossert zum Schluß. . . .

Wir haben über Bosserts Buch ausführlich berichtet: einmal weil es uns zu zeigen reizte, wie sich heute unsre Dichtung in einem französischen Kopf spiegelt, dann aber auch, weil wir auf diese Weise dem Werk eines wohl unterrichteten und vornehm denkenden Mannes, trotz allem, was versehen und vergriffen wurde, unsre Achtung zu bezeigen wünschten. Der Wille ist zu loben, mögen auch die Kräfte mitunter versagen.

## Der Hirte des Hermas.

Zu den meistumstrittenen Schriften aus den ersten Zeiten der christlichen Kirche gehört der Hirte des Hermas. Seinen Namen hat das Buch davon, daß die Visionen, Gebote und Gleichnisse, aus denen es besteht, empfangen werden von einem gewissen Hermas zu Rom, und daß speziell die Gebote und die Gleichnisse ihm mitgetheilt werden von einem Mann in Hirtentracht, der als von dem ehrwürdigsten Engel gesandt sich ausgibt und sich kennzeichnet als den Hirten, dem Hermas „übergeben“ wurde. In der alten Kirche genoß das Buch großes Ansehen: in Rom, Karthago und Lyon u. a. wurde es als maßgebend betrachtet in Fragen der christlichen Sitte und Lehre. Daß es vielfach den Neutestamentlichen Schriften gleichgestellt wurde, bezeugen die Aussprüche einzelner Kirchenväter darüber und die Art, wie sie es citiren, besonders aber der Umstand, daß ein großer Theil desselben in dem von Tischendorf entdeckten sinaitischen Bibelkodex mit dem Brief des Barnabas den Schluß bildet. Vor Tischendorfs Veröffentlichung der genannten Handschrift hatte man nur eine lateinische Uebersetzung des „Hirten“. Interessant ist, daß ein Grieche, Namens Simonides, auf dem Athos auch eine griechische Handschrift des Werkes fand, daraus drei Blätter stahl und diese mit einer gefälschten Abschrift des Restes nach Leipzig verkaufte. Später fanden sich auf dem Athos noch fünf Blätter desselben Kodex; vollständig ist aber auch mit diesem Funde der griechische Text noch nicht auf uns gekommen.

Eine im vorigen Jahre erschienene Schrift von Völter[1]), über die wir hier berichten, beschäftigt sich nur mit dem ersten Theil des „Hirten“, den Visionen. Der Amsterdamer Gelehrte gibt zuerst eine ausführliche Inhaltsangabe der Geschichte. Dem Hermas, der auf einer Reise nach Cumä begriffen ist, erscheint in wilder Gegend eine Frau, deren Sklave er früher in Rom gewesen ist; dort wohnt er auch jetzt noch. Sie grüßt ihn vom Himmel her und mahnt ihn, Gott zu bitten, er möge seine Sünden und die seines Hauses, sowie aller Heiligen heilen. Alsbald sieht er dann einen Sessel, auf dem eine greise Frau mit einem Buche in der Hand Platz nimt. Diese tröstet den Hermas wegen seiner Vergehungen, mahnt ihn aber auch, seine Kinder besser zu erziehen, denn deren Sünden seien an seinem geschäftlichen Ruin schuld. Aus einer „Vorlesung“, die sie ihm dann noch hält, berühren ihn besonders tief die Worte, Gott werde seinen Auserwählten die ihnen gegebenen Verheißungen erfüllen, wenn sie seine Satungen hielten. — In einer zweiten Vision, ebenfalls bei Cumä, liest dieselbe alte Frau dem Hermas aus einem Buche vor, dann gibt sie es ihm zum Abschreiben. Nach vierzehntägigem Fasten und Beten wird ihm der Sinn desselben enthüllt, wieder wird er zur Buße gemahnt, deren Tage für die Heiligen jetzt abgelaufen sind, während die Heiden Bußfrist haben bis zum letzten Tage. Alles dies soll Hermas auch den Vorstehern der Kirche sagen. Im Schlafe wird darauf Jenem mitgetheilt, die Frau sei die Kirche. Diese selbst erscheint ihm noch einmal in seinem Hause in Rom und sagt ihm, daß sie vor der Veröffentlichung des Buches noch einiges zu den bereits niedergeschriebenen Offenbarungen zufügen wolle. Er solle das Vorhandene indessen zweimal abschreiben, ein Exemplar dem Clemens geben und das andere der Grapte, damit sie Wittwen und Waisen daraus belehre; während Hermas selbst das Buch in Rom mit den Vorstehern der Kirche und den Presbytern lesen solle. — Die dritte Vision wird dem Hermas auf seinem Acker bei Rom zutheil. Dort erscheint ihm wieder die Frau mit sechs Jünglingen und zeigt ihm einen Thurm, der von ihren Begleitern über den Wassern aus glänzenden Quadersteinen gebaut wird. Der Thurm, so wird das Gesicht dann gedeutet, ist die Kirche, von Gott gegründet, die Jünglinge sind die zuerst geschaffenen heiligen Engel u. s. f. Sieben Frauen, die in der Nähe des Thurmes sich befinden, repräsentiren die Haupttugenden, denen nachzustreben Hermas gemahnt wird. — In der vierten Vision sieht Hermas zunächst ein großes Raubthier wie einen Drachen. In festem Gottvertrauen geht er muthig an ihm vorbei. Da erscheint ihm wieder die Kirche, jetzt in Gestalt einer Jungfrau, und mahnt ihn, das eben Geschaute den Auserwählten zum Vorbild und zur Warnung zu erzählen.

[1]) Die Visionen des Hermas, die Sibylle und Clemens von Rom. Ein Beitrag zur Geschichte der altchristlichen Literatur von Dr. Daniel Völter, Professor der Theologie in Amsterdam. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn 1900.

Völter schließt nun aus der Verschiedenheit der Oertlichkeit und des Inhalts der Visianen, daß die beiden ersten eine Gruppe für sich dilden. Diese Ansicht stützt er u. a. dadurch, daß die Frau, welche die Offenbarungen gibt, zuerst als die Sibylle bezeichnet wird, dann aber, in der dritten Vision, als die Kirche.

Weiter untersucht Völter, aus welchen Kreisen die zwei ersten Visionen stammen. Da erklärt er sich, entgegen der gewöhnlichen Auffassung, für die Aufstellung von Spitta, der im zweiten Bande seiner Schriften zur Geschichte und Literatur des Urchristenthums den „Hirten" für eine jüdische Schrift erklärt, die nur durchgehend christlich überarbeitet sei. Im einzelnen können wir die weiteren Ausführungen Välters hier nicht verfolgen; wir heben nur hervor, daß er, von einer kritisch verdächtigen Stelle abgesehen, die Begriffe, die im „Hirten" vorkommen, nicht als spezifisch christliche gelten läßt, vielmehr der jüdischen Literatur zuweist. Besonders erinnert er an Henoch, an das vierte Sibyllenbuch, auch an Stellen aus den kanonischen Büchern des A. T. Ferner ist in der Schrift nicht Christus als Stifter der Kirche genannt, sondern Gott; er hat sie gegründet bei der Schöpfung und Segnung des ersten Menschenpaares. Indessen nicht Juden im nationalen Sinne sind die beiden Visionen zuzuweisen, sondern Praselyten, gottesfürchtigen Heiden. Wird am Schluß der zweiten Vision Clemens beauftragt, das von Hermas abgeschriebene Buch in die auswärtigen Städte zu senden, so sind die dort bestehenden Proselyten-Gemeinden als Adressaten gedacht.

Wer war nur dieser Clemens? Välter bespricht zunächst die Clementinischen Schriften, die uns überliefert sind, dann handelt er von dem angeblichen dritten oder vierten Bischaf Clemens zu Rom und kommt schließlich zu dem Resultat, daß der im „Hirten" genannte Clemens ebenfalls ein römischer Proselyt gewesen sei, dessen Jugend in die Zeit des Kaisers Tiberius fiel, der also zur Zeit des Domitian (81—96) wohl noch leben kannte. In diese Zeit paßt auch trefflich der Inhalt der beiden ersten Visionen. Hatte die römische Judenschaft unter Tiberius und Claudius schon viel zu leiden, so wurde sie unter Domitian varnehmlich dadurch verletzt, daß dieser Kaiser die vam Vespasian aufgelegte Zwei-Drachmen-Abgabe für den Tempel des Jupiter Capitolinus mit rücksichtsloser Härte eintreiben ließ.

Wahrscheinlich wird die Abfassung unsrer Schrift in dieser Zeit auch dadurch, daß sie die Bekanntschaft ihres Verfassers mit dem vierten Buch Esra voraussetzt. Diese von Gunkel in den Apokryphen und Pseudepigraphen des A. T. übersetzte Schrift ist aber jedenfalls in die 90er Jahre des ersten Jahrhunderts n. Chr. G. zu setzen.

Auch die dritte und vierte Vision erklärt Völter für jüdische Schriften. Was darin christlich ist, erklärt er für Interpalation, ebensa wie er am Ende der zweiten Vision die Deutung der Sibylle als der Kirche für späteren Einschub ansieht, um dadurch auf die dritte Vision hinzuweisen. Das Nichtchristliche in den beiden letzten Visianen erinnert wieder auffallend an das vierte Esrabuch. Von den beiden folgenden Theilen des Hirten (Gebote und Gleichnisse) nimmt Völter nur für Gleichniß 9 und 10 christlichen Ursprung in Anspruch.

Die Frage, wie eine solche in ihren Grundzügen jüdische Schrift bei den Christen so großes Ansehen habe gewinnen können, beantwortet er so: die Praselyten, welche sich zum Christenthum bekehrten, nahmen die ihnen vertraut und liebgewordene Literatur in das Christenthum mit hinüber, und hier behauptete sie sich mit Hülfe der christlichen Färbung, wenngleich auf die Dauer nur als Katechumenenliteratur im Rang der Alttestamentlichen Apokryphen. — So weit Völter.

Was seine Ansicht von einer jüdischen Grundschrift des „Hirten" angeht, sa wird diese, außer von Spitta, von keinem der namhaften Farscher auf dem Gebiet der altchristlichen Literatur getheilt. Gegen eine christliche Ueberarbeitung und Interpalirung spricht die Einheitlichkeit der Anlage und der gleiche Charakter der Sprache, die Theodor Zahn als Judengriechisch bezeichnet. Es wird doch wohl dabei bleiben, daß der „Hirte" judenchristlichen Kreisen entstammt. Dem widerspricht nicht die Einführung der Sibylle und ihre Deutung als Kirche. Die weissagende Frau ist eben sa gut Sibylle wie Kirche, die Christen legten ihre Weissagungen auch Sibyllen in den Mund. (Vergl. in „Dies irae" die Worte teste David cum Sibylla.)

Mit der Annahme eines Verfassers des „Hirten" wird aber nicht eine gleichzeitige Entstehung der einzelnen Theile des Buches behauptet. Möglich, daß, wie Harnack neuerdings annimmt, zuerst ein „fliegendes Blatt" herausgekommen ist, das um 110 n. Chr. G. entstand und nachher in der zweiten Vision verarbeitet wurde. Die letzte Hand wurde an das ganze Buch gelegt um 140.

Bei dieser doppelten Zeitansetzung kann man unter Clemens, der in der zweiten Visian erwähnt wird, den bekannten römischen Presbyter verstehen, der im ersten Jahrhundert lebte. Zugleich kann man bestehen lassen die Nachricht des Muratarischen Fragments, eines alten lateinischen Verzeichnisses der kanonischen Bücher des Neuen Testaments, wo Hermas, der Verfasser des „Hirten", bezeichnet wird als Bruder des Bischofs Pius in Rom (140 bis 155). Man kann aber auch Clemens für einen Freund des Hermas halten; der sogenannte zweite Clemens-Brief deckt sich inhaltlich vielfach mit dem „Hirten".

Zum Schlusse sei darauf hingewiesen, daß Völter seine Ansichten eigenartig begründet. Ist auch wohl keine Aussicht vorhanden, daß sie allgemein Anklang finden, so hat der Verfasser doch durch die Art, wie er das Hermas-Problem angefaßt hat, den Anspruch und das Recht erworben, daß man seine Schrift ernstlich prüft.

Heinrich Rinn.

---

## Besprechungen.

* Dr. Ad. Zauner: Romanische Sprachwissenschaft. (Sammlung Göschen Nr. 128.) — Es ist erfreulich, daß diese sa weit ausgreifende, im besten Sinne des Wortes papularisirende Sammlung auch die Ergebnisse der Sprachwissenschaft in ihren verschiedenen Zweigen einem weiteren Kreise gebildeter Laien zuzuführen sucht. So schließt sich an die „Indogermanische Sprachwissenschaft" van Mehringer jetzt eine auf durchaus wissenschaftlichen Quellen, var allem auf W. Meyer-Lübkes grundlegender Grammatik der Romanischen Sprachen beruhende gedrängte Darstellung der romanischen Sprachentwicklung. Wenn das Büchlein auch schwerlich, wie es in dem Geleitschreiben der Verlagshandlung heißt, dem jungen Studenten zunutze kommen wird, für den ja jetzt eine von W. Meyer-Lübke selbst herausgegebene Sammlung „romanischer Elementarbücher" erscheint und der auch nicht aus so abgeleiteten Quellen seine Weisheit schöpfen sollte, sa wünschen wir es um sa mehr in die Hand des Lehrers an den höheren Schulen, der nach dem etwas einseitigen Betrieb der romanischen Sprachen auf unseren Universitäten, wo die vergleichende Methade fast nie geübt wird, da Spanisch, Portugiesisch und Rumänisch kaum je berücksichtigt werden, sich gern einen Ueberblick verschaffen wird über die Sprachentwicklung seines gesammten Gebietes. Das Eine oder Andere wird er auch für den Unterricht wohl nutzbar machen können, wenn auch gerade die Partien, die hier zuerst in Frage kommen, Bedeutungslehre und Wartbildung, nicht sa ausführlich berücksichtigt sind wie die Phonetik, die wohl etwas knapper und unter einheitlicheren Gesichtspunkten hätte gefaßt werden sollen. Dem Anfänger, der schon mit phanetischen Dingen nicht sehr vertraut ist, wird besonders bei dem Vokalismus etwas baage werden, der zu sklavisch an die Behandlung Meyer-Lübkes sich anlehnt und mit seinen vielen Unterabtheilungen undurchsichtig wird. Hier hätte der Pädagoge und Didaktiker dem Sprachforscher wohl etwas in die Zügel fallen sollen. Dagegen hätte die Wartbildung sowohl beim Vulgärlatein wie bei den Einzelsprachen etwas ausführlicher behandelt werden sollen. Sehr stiefmütterlich ist auch der Bedeutungswandel bedacht warden, der zudem als Unterabtheilung in die Wartbildung hineingesteckt ist. Gerade auf ihn sollte auch im Unterricht viel mehr eingegangen werden, als es geschieht; denn es gibt schwerlich ein besseres und fesselnderes Mittel, dem Schüler das Sprachleben var Augen zu führen als durch Darlegung des Wandels, den die Wörter in ihrer Bedeutung durchmachen. Daß bei dem übertragenen Gebrauch eines Wortes

die Grenze zwischen Vulgärlatein und Romanisch schwer zu ziehen sind, hätte den Verfasser doch nicht hindern sollen, einige Beispiele dafür anzuführen. — Diese Ausstellungen betreffen jedoch nur die Vertheilung des Stoffes und das quantitative Verhältniß der Haupttheile zu einander und thun der Brauchbarkeit des Büchleins keinen Abbruch. Es ist vielmehr im einzelnen höchst sauber und sorgfältig gearbeitet, die verschiedenen Vorgänge in Laut- und Formenlehre werden meist befriedigend und faßlich erklärt und durch reichliche Beispiele erläutert. Es ist nur zu wünschen, daß der Erfolg des Werkchens noch weitere derartige Zusammenfassungen nach sich ziehen möge. K. D.

Monte Carlo. Roman von Georg Frhrn. v. Ompteda. Berlin, F. Fontane u. Co. 1901. — Die dämonische Macht des Spieles an einem wirksamen Beispiel gezeigt — das Milieu mit seinen zauberhaften Schönheiten und seiner interessanten fluktuirenden Bevölkerung, die aus so ganz verschiedenartigen Elementen gebildet wird — und Georg v. Ompteda, der feine Beobachter und gute Schilderer, das konnte in der That ein tüchtiges Buch werden. Aber es ist nichts daraus geworden. Der Roman "Monte Carlo" bietet nur eine ermüdende Wiederholung immer und immer wieder des gleichen Motives, ohne Entwicklung und ohne Steigerung. Der Held, Kurt v. Heese, glaubt sich durch die Erlebnisse seiner Jugendzeit gegen die Versuchungen des Spieles gefeit. Er hatte nämlich als junger Offizier, da er an den Rand des Abgrundes gekommen war, das Gelöbniß gethan, diesem Moloch nicht mehr zu opfern, und so betritt er den gefährlichen Boden ohne Furcht. Aber dann kommt der erste Schritt, „le premier pas qui coûte", und dann folgen die weiteren. . . . Bis er für nichts anderes mehr Sinn hat, als für die Spieltische. Er spielt und spielt, zuweilen Systeme ausdenkend, von dem Wahne befangen, er könne den Kampf mit der Bank siegreich bestehen, wenn er nur den Muth und die Kraft der Ausdauer habe, allmählich aber in blinder, sinnloser Selbstbetäubung. Zuweilen kommen Etappen, in denen er, zur Vernunft erwachend, sich vornimmt, auf gerettetem Kahn ans Ufer zu treiben, aber dann setzt er sich immer wieder eine bestimmte Summe, die er nicht zu erreichen vermag, und verstrickt sich tiefer und tiefer. Auch Spieleraberglauben bemächtigt sich seiner und schließlich ist sein Gebahren der helle Wahnsinn. Er sieht überall nur noch die Farben und Ziffern des impair et passe. Der Zuspruch der Freunde gleitet wirkungslos an ihm ab, auch der muthige Schritt der Jugendgespielin, Stine v. Appert, die mit ihren Eltern in Mentone weilt, ist vergebens. Nach und nach hat er nicht nur seinen Kreditbrief erschöpft, sondern auch sein ganzes übriges Vermögen sich von seinem Bankier schicken lassen. Und als er seine letzte Banknote verschwinden sah, als er gar nichts mehr hatte, da rissen seine Nerven jäh ab. „Er rannte wie ein Irrsinniger, taumelte gleich einem Trunkenen, sah nichts, hörte nichts, fühlte nur an seine Brusttasche". „Und er, der Riese, gab plötzlich dem winzigen Kerl einen Stoß, daß er sich überschlug und gegen eine der Säulen der salle des pas perdus flog. Dann rannte Heese gegen die Mittelthür an, daß das Holz krachte und aufsprang, lief in die Säle, ohne daß im ersten Schreck, in Staunen und Erstarrung ihn jemand gehindert hätte, stürzte an den Tisch, an dem er sein Letztes verloren und riß den Revolver aus der Tasche." Und nun schießt er sich die Kugel in den Kopf. — Ompteda hat für seine vom moralischen Standpunkte aus gewiß ungemein löbliche Anklageschrift gegen die Spielhöllen ein Beispiel gewählt, bei dem er eigentlich sich selbst um die wirksamsten Effekte gebracht hat. Heese ist ganz unabhängig, ist unverheirathet, hat ein Gut in Holstein und es ist nur sein eigener Besitz, den er vergeudet. Wie unendlich komplizirter und ergreifender ist in Nordau's „Drohnenschlacht" die Wirkung des Börsenspiels bei einem kleinbürgerlichen Familienvater dargestellt. Inmitten der fortgesetzt wiederholten Spielerszenen kann der Blick kaum auf etwas Erfreulichem verweilen. Wie eine Oase erscheint da die Gestalt der tapferen Stine und Niemand wird den Einfall belächeln, mit dem sie Heese zu retten hofft. Wo sie in ihrer verzehrenden Angst um den stillgeliebten Mann auf den Gedanken kommt, daß sie ihm bei der Abreise ihren kleinen Hund schicken will, damit er durch ein anderes Interesse abgelenkt werde; das ist zart mädchenhaft gedacht und psychologisch ganz gut motivirt. Man kann sich, wenn man das Buch beendet hat, nicht des Eindrucks erwehren, daß es gar zu sehr in die Breite gediehen ist, daß der Inhalt dieses dicken Bandes sich auf die Hälfte des Raumes hätte drängen lassen. Was vielleicht nicht zum Schaden des Ganzen gewesen wäre! Daß jedes der so und so viel Romankapitel mit dem Worte „Monte Carlo" schließt, das ist ein Kunstgriff mit etwas predigerhaft gezwungenen Eindruck. S. S.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Sitzung vom 18. Juli. — Philosophisch-historische Klasse. Hr. Harnack las „Vorstudie zu einer Geschichte der Verbreitung des Christenthums in den ersten drei Jahrhunderten". Der Verfasser gibt eine Uebersicht über die Untersuchungen, die angestellt werden müssen, um die Fragen der geographischen Verbreitung und der Anzahl der Christen, sowie der intensiven Propaganda zu beantworten. Im Anhang sind drei Tabellen mitgetheilt: Städte und Dörfer, in denen christliche Gemeinden a) bis zum Jahre 96, b) bis zum Jahre 180, c) bis zum Jahre 325 nachweisbar sind. Die dritte Tabelle ist nach den Provinzen geordnet. — Physikalisch-mathematische Klasse. Hr. v. Richthofen las: Geomorphologische Studien aus Ostasien. II. Gestalt und Gliederung der ostasiatischen Küstenbogen. Der in der ersten Abhandlung nachgewiesenen innerkontinentalen Reihe bogenförmiger Landstaffeln schließt sich ostwärts eine randliche an, welche in der Küstenlinie ihren Ausdruck findet. Die Bogenlinien der Küste sind jenen ersteren homolog, nähern sich aber viel mehr der Kreisform. Sie folgen der inneren Struktur der umschlossenen Gebiete nur, wo deren Linien den Kreis tangiren, und erweisen sich daher als unabhängig vom Bau der oberen Erdrinde. Ihre Entstehung beruht auf Bruchsenkung, welcher wahrscheinlich, wie bei der inneren Reihe, Zerrung nach Osten und nach Süden zugrunde liegt.

* **Berlin.** Die Zentral-Einrichtungen der hiesigen Sternwarte für den öffentlichen Zeitdienst haben sich, wie Geh. Rath Foerster in seinem Jahresbericht, der „Nat.-Ztg." zufolge, mittheilt, als verbesserungsbedürftig erwiesen, da im vorigen Jahre während einer unerläßlich gewordenen Reinigung der Zentraluhr der Fehler der öffentlichen Zeitangabe bis auf nahezu zwei Sekunden angewachsen war. Es ist deßhalb eine Vervollständigung der Zentraleinrichtungen durch eine zweite Zentraluhr eingeleitet, welche zugleich in luftdichtem Verschluß aufgestellt werden soll und bei welcher die Richtighaltung der Angaben bis auf kleine Bruchtheile der Sekunde lediglich durch die Regulirung des Luftdrucks erfolgen wird. Die Zeitball-Signalisirungen in Swinemünde und im Hafen zu Bremen haben im allgemeinen gut funktionirt. In Swinemünde ist das Signal nur an zwei Tagen infolge einer Beschädigung der Einrichtung durch Blitzschlag nicht zustande gekommen.

Ueber die Fortführung der Arbeiten für den neuen Botanischen Garten in Dahlem bei Berlin erstattet der Direktor, Geh. Rath Engler, einen Jahresbericht, dem die „Nordd. A. Z." folgendes entnimmt: Was die Baulichkeiten anlangt, so wurden die Wohnhäuser des Inspektors, für die Obergärtner, Gartengehülfen und Pförtner, das Oekonomiegebäude mit Speisezimmern, sowie die Werkstätten fertiggestellt. Von den Kulturhäusern sind vier kleinere betriebsfähig, vier andere in der nächsten Zeit ebenso weit. Für das große sogenannte Winterhaus und den Komplex der Schauhäuser sind die Ausschachtungen ausgeführt, auch die Grundmauern in Angriff genommen. Endlich wurden die Einlaßthore gebaut. Hinsichtlich der Gartenarbeiten wurden die Pflanzungen im Arboretum unter der Leitung der HH. Inspektor Peering und Dr. Gräbner fortgesetzt; in den pflanzengeographischen Anlagen wurde unter Leitung des Direktors die Bepflanzung der Gebirgsgruppen der Alpen, Pyrenäen, Karpathen und Sudeten theils weiter fortgeführt, theils begonnen; auch wurde die Bepflanzung der Altai- und Himalaya-Gruppe in Angriff genommen, ferner die der nordamerikanischen Waldpartien. Auch mit der Pflanzung im System konnte begonnen werden. Was endlich die Teichanlagen und die Bewässerung angeht, so ist von der großen Teichanlage die Hälfte ausgeführt, die Wasserleitungsanlagen im Arboretum, System und den pflanzengeographischen Anlagen sind vollendet.

* **München.** Der Assistent am hiesigen pharmakologischen Institut Dr. med. Alb. Jodlbauer hat sich an der hiesigen Universität für Pharmakologie habilitirt.

* **Erlangen.** An der hiesigen Universität hat sich Dr. phil. et med. Otto Aichel für Geburtshülfe und Gynäkologie habilitirt.

* **Freiburg i. Br.** Der Professor der Rechte Richard Schmidt hat den Ruf nach Tübingen abgelehnt und ist zum Hofrath ernannt worden.

* **Bonn.** Der Senior der hiesigen Juristenfakultät, Geh. Justizrath Prof. Dr. Johann Friedrich v. Schulte, begeht am heutigen Freitag das 50jährige Doktorjubiläum. Seine Promotion erfolgte seinerzeit in Berlin.

* **Aus Oesterreich.** Der Professor der Philosophie an der Wiener Universität Hofrath Dr. Ernst Mach hat um seine Pensionirung nachgesucht, da er seit drei Jahren infolge eines Schlaganfalls so leidend ist, daß er seine Lehrthätigkeit nicht wieder aufnehmen kann. 1864 wurde er als ordentlicher Professor der Mathematik an die Grazer und 1867 als Ordinarius für Physik an die Prager Universität berufen. An dieser Universität wirkte er 1879/80 als Rector magnificus gegen die Tschechisirung der Prager Hochschule und für die nationale Trennung in zwei Universitäten. 1895 wurde er an die Wiener Universität berufen. — Wie die „N. Fr. Pr." mittheilt, ist dem Wiener juristischen Dekanat seitens der Professoren Dr. E. Haeckel (Jena), Dr. J. Conrad (Halle) und Dr. E. Fraas (Stuttgart) eine Zuschrift zugekommen, worin diese bekannt geben, daß ihnen die Summe von 30,000 M. zur Lösung einer Preisaufgabe überwiesen worden sei und alle wissenschaftlich Gebildeten zum Wettbewerbe einladen. Die Preisaufgabe lautet: „Was lernen wir aus den Prinzipien der Descendenztheorie in Beziehung auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten?" Die in deutscher Sprache zu verfassenden Manuskripte sind bis spätestens 1. Dezember 1903 unter der Adresse: „An die Direktion des zoologischen Instituts (Professor Dr. E. Haeckel, Jena)", einzusenden. Das Schiedsgericht besteht aus den Professoren Dr. J. Conrad (Halle), Dr. D. Schäfer (Heidelberg) und Dr. H. E. Ziegler (Jena). — Von dem Leiter der österreichischen botanischen Expedition nach Brasilien, Prof. v. Wettstein, sind wieder sieben große Kisten mit lebenden Pflanzen im hiesigen botanischen Garten wohlerhalten angekommen. Sie enthalten insbesondere Orchideen, etwa 120 Arten, in gegen 1000 Exemplaren, ferner Araideen, darunter hochinteressante, in den botanischen Gärten Europas bisher noch fehlende Formen.

* **Aus Rußland.** In St. Petersburg ist der Vorsitzende der Abtheilung für russische Sprache und Literatur an der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Michail Suchomlinow, gestorben. Sein Hauptwerk ist eine „Geschichte der russischen Akademie" in acht Bänden.

* Ein vakanter Lehrstuhl an der Universität Sidney. Nach der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" ist der Lehrstuhl für pathologische Anatomie an der Universität in Sydney vakant und soll neu besetzt werden. Das jährliche Gehalt beträgt 18,000 M.; nach 20jähriger Dienstzeit erhält der Betreffende 8000 M. jährlich. Als Reisekosten (von Amerika oder Europa) werden 2000 M. bewilligt. Die Bewerber dürfen nicht älter als 40 Jahre alt sein. Zeugnisse ꝛc. sind bis zum 14. September an den Generalagenten für Neu-Südwales, London, SW., Victoriastreet 9, einzusenden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Denkmäler deutscher Tonkunst. 2. Folge. 2. Jahrg., Bd. 1: Klavierwerke von Johann und Wilhelm H. Pachelbel. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1901. — Prof. Dr. S. Günther: Das Zeitalter der Entdeckungen. (Aus Natur und Geisteswelt. 26. Bdch.) Leipzig, Teubner 1901. — W. Walloth: Ein Sonderling. Roman. Leipzig, Lotus-Verlag 1901. 309 S. — A. Bab: Die Geschlechter der Menschen. Ebd. 1901. 282 S. — Dr. K. Storck: Jung Elsaß in der Literatur. (Flugschriften der Heimath. Heft 7/8.) Leipzig und Berlin, G. H. Meyer 1901. M. 1. — E. Rudorff: Heimathschutz. Ebd. 1901. M. 1. — R. Huch: Winterwanderung. Ebd. M. 2.50. — R. Huch: Hohe Schule. Ebd. M. 2. — J. B. Semmig: Enzio. Ebd. M. 1.50. — W. Bolsche: Im Geiste Fechners. Ebd. M. 2.50. — F. Bredo: Aus märkischem Lande. Ebd. M. 2.50. — Ad. Bageler: Die Sturmglocke. Trauerspiel. Ebd. 1901. M. 2.50. — H. Sohnrey: Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimathspflege. 2. Aufl. Berlin, Deutscher Dorfschriftenverlag 1901. M. 4.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Johannes Schmidt.

Von Professor F. Solmsen.

Der Tod hat im Laufe der letzten drei Jahre wahrhaft unheimliche Ernte in den Reihen deutscher Sprachforscher gehalten. Auf Georg Bühler und Friedrich Müller, die beiden Wiener Amtsgenossen, die im Frühling 1898 kurz nacheinander hingerafft wurden, sind im Sommer 1900 Gustav Meyer gefolgt, der vortreffliche Kenner der Sprachen der Balkanhalbinsel, und Max Müller, der hervorragende Sanskritist und glänzende Essayist, der das Interesse an indischem Alterthum und an den Ergebnissen der Sprachforschung in weite Kreise zu tragen verstanden hat. Und nun stehen wir klagend wiederum an dem frischen Grabe eines der Besten, eines Meisters, dessen Stimme wir seit einem Menschenalter mit Achtung und Aufmerksamkeit zu lauschen gewohnt waren, der weitreichende Anregungen gegeben und an den gewaltigen Fortschritten, die die indogermanische Sprachwissenschaft im letzten Vierteljahrhundert verzeichnen kann, reichsten Antheil gehabt hat. Am 4. Juli, dem Leibniz-Tage der Berliner Akademie der Wissenschaften, an dem er vor 17 Jahren bei seinem Eintritt in diese erlauchte Körperschaft öffentlich Rechenschaft über seine bisherigen Arbeiten und seine Zukunftspläne abgelegt hatte, ist Johannes Schmidt plötzlich am Herzschlage verschieden, wenige Tage nachdem er das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner Wirksamkeit als ordentlicher Professor an der Berliner Universität begangen hatte, und wenige Tage bevor er sein 58. Lebensjahr vollendet hätte. Die ihm nahe standen, mußten seit mehreren Jahren darauf gefaßt sein, daß seinem Leben keine allzu lange Dauer mehr beschieden sein würde; als Treitschke 1896 jäh aus der Bahn gerissen wurde, da glaubten die Aerzte auch Schmidts Tage gezählt, und das Uebel, das auch ihn damals mit elementarer Gewalt gepackt hatte, hat ihn seitdem nicht wieder verlassen und gestattete eine Heilung nicht. Aber der Organismus hatte sich doch damals durch die dringende Gefahr hindurchgerungen und einen Modus vivendi gefunden, auch die frühere Arbeitsfähigkeit wenigstens zum Theil wieder gewonnen, und wer wie der Schreiber dieser Zeilen mit dem kräftigen, stattlichen Manne noch vor wenigen Wochen sprach und keinerlei sichtbare Spuren des Verfalls an ihm bemerkte, der durfte sich der Hoffnung hingeben, daß wir ihn noch das eine oder andere Jahr wenigstens unter uns behalten würden. Um so erschütternder wirkte dann die Kunde von dem plötzlichen Zerreißen des Lebensfadens. Mit doppelter Kraft und Lebendigkeit steigt nunmehr vor dem Blicke des Schülers das Bild des hochverehrten Lehrers empor, der ihn von der Zeit seines Eintrittes in das Studium an mit wohlwollender Theilnahme auf seinem Lebenswege begleitet und ihm mit Rath und That zur Seite gestanden hat; er möchte versuchen, mit der Pietät, die dem Entschlafenen gebührt, aber auch mit dem Freimuth und der Offenheit, denen dieser jederzeit zugänglich war, kurz zu zeichnen, wie sich ihm die Leistungen des ausgezeichneten Gelehrten für die Wissenschaft, die er bekannte, darstellen, wie ihm in den achtzehn Jahren öfteren Beisammenseins der Lehrer und der Mensch erschienen ist.

Heimath und Lehre sind von bestimmendem Einfluß auf Schmidts Eigenart gewesen. Er war ein Kind der Mark; am 29. Juli 1843 war er in Prenzlau geboren, wo sein Vater als Gymnasiallehrer thätig war. Frühzeitig verlor er beide Eltern, die Mutter mit 1½, den Vater mit 9 Jahren, und ein Verwandter, der in der Wissenschaft durch seine „Beiträge zur Geschichte der Grammatik des Griechischen und Lateinischen" bekannte Stettiner Gymnasialprofessor K. E. A. Schmidt nahm sich des Verwaisten an. Er brachte den schwächlichen Knaben zuerst, damit der Körper in der Landluft erstarke, in der Erziehungsanstalt unter, die Friedrich Fröbel in dem thüringischen Dörfchen Keilhau gegründet hatte, dann holte er ihn zu sich nach Stettin. Ostern 1861 bezog Schmidt im 18. Lebensjahre die Universität Bonn, um sich der früh erwachten Neigung für Sprachen zu widmen. Er hörte zunächst klassische Philologie bei Ritschl, Jahn und den anderen Vertretern dieses Faches. Es scheint aber, als ob die ausschließlich auf Latein und Griechisch gerichtete Forschungsweise ihn nicht voll befriedigt habe, er verlangte danach, weitere Ausblicke zu gewinnen, größere Zusammenhänge zu erfassen und wandte sich deßhalb im Herbst 1862 nach Jena zu August Schleicher. Vier Jahre lang genoß er die Belehrung und den engsten persönlichen Umgang dieses wunderbaren Mannes, der auf Alle, die ihm näher traten, tiefsten Eindruck gemacht haben muß, und diese Jahre sind entscheidend gewesen für Schmidts weitere Entwicklung. Unter Schleichers Anleitung legte er den Grund zu der eindringenden Kenntniß der älteren germanischen, der slavischen und baltischen Sprachen, die ihn auszeichnete, von ihm übernahm er das Bestreben, die Sprachforschung auf die Stufe einer exakten Wissenschaft zu erheben, die Forderung in der Erklärung der sprachlichen Thatsachen das Bereich subjektiver Willkür immer mehr einzuschränken, feste Regeln und Gesetze überall aufzuzeigen. Mit der tiefgewurzelten Treue, die einen Grundzug seines Wesens ausmachte, hat er das Andenken des geliebten Lehrers bis zu seinem Lebensende gepflegt. Schleicher schwebte ihm als das Ideal des Linguisten vor, der zahlreiche Sprachen wissenschaftlich und praktisch gleich vollkommen beherrschte, als der Bahnbrecher, der seine Wissenschaft fest organisirt und ihr neue Ziele

gesteckt hatte. Als seit der Mitte der 70er Jahre August Leskien und seine Freunde und Schüler darauf drangen, die Theorie von der Gesetzmäßigkeit der sprachlichen Erscheinungen auch in der Praxis der wissenschaftlichen Forschung vor allem auf dem Gebiete der Laute strenger durchzuführen, und im Zusammenhang damit die Rolle, die die Analogie und ihr Wirken in der Entwicklung der Sprache spielt, stärker betonten, da erblickte Schmidt in diesen Anschauungen nicht etwas prinzipiell neues, sondern nur die Fortbildung der Gedanken, die seinen Meister beherrscht hatten. So deutlich sich in seinen eigenen Schriften seit jener Zeit der methodische Fortschritt wiederspiegelt, den die gründlichere Erörterung der bewegenden Mächte des Sprachlebens gezeitigt hat, so bestimmt beharrte er auf Schleicher als dem Ausgangspunkte einer neuen Betrachtungsweise, so nachdrücklich stellte er in den Kämpfen, von denen die Sprachwissenschaft in dem Jahrzehnt von 1880—1890 bewegt wurde, immer wieder Schleichers Verdienste ins Licht, die er in der damaligen Literatur verdunkelt oder doch nicht hell genug bestrahlt glaubte.

Schleicher besaß einen ausgesprochenen Widerwillen gegen die Etymologie: sie schien ihm der festen zwingenden Ergebnisse zu entbehren, über mehr oder minder unsichere Möglichkeiten nicht hinauszugelangen. Um auch seinem Schüler die „gehörige Scheu" vor diesem Theile der Sprachwissenschaft beizubringen, lenkte er für die Arbeit, mit der dieser seine Studien äußerlich zum Abschluß zu bringen wünschte, seine Wahl auf ein etymologisches Thema. Im Beginn des Jahres 1865 erschien die Erstlingsschrift des jungen Gelehrten — kleinere Aufsätze hatte er schon in den von Schleicher herausgegebenen Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung veröffentlicht — unter dem Titel: „Die Wurzel ak im Indogermanischen"; darin verfolgte er mit umfassender Gelehrsamkeit die Schicksale dieser weitverzweigten Wurzel durch die Sprachen unsres Stammes. Den pädagogischen Zweck, den Schleicher mit der Stellung dieser Aufgabe im Auge hatte, hat er erreicht; so zahlreiche und vorzügliche Etymologien wir Schmidt verdanken, so hat dieser doch seitdem eigentlich etymologische Aufsätze nur ganz selten einmal verfaßt, für gewöhnlich war ihm die Etymologie nicht Selbstzweck, sondern Mittel zu anderen Zwecken, vor allem zur Aufhellung lautlicher Verhältnisse.

Nachdem Schmidt nach seiner Doktorpromotion noch einige Zeit in Schleichers Nähe, regen Antheil an dessen Arbeiten nehmend, geweilt hatte, siedelte er nach Berlin über, um unter Albrecht Webers Führung Sanskrit- und Zendstudien zu treiben. Dann kehrte er nach Bonn zurück und bestand am 29. Juli 1868, an seinem fünfundzwanzigsten Geburtstage, vor der dortigen philosophischen Fakultät mit einer Probevorlesung über die Bildung des Futurums in den indogermanischen Sprachen das Kolloquium behufs Habilitation für vergleichende Grammatik. Am 20. Februar 1869 hielt er seinen öffentlichen Antrittsvortrag über die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen, nachdem er seine Kollegien bereits mit dem Beginne des Wintersemesters eröffnet hatte. Es waren schon in den fünf Jahren seiner Bonner Thätigkeit die großen Kurse, die er auch späterhin regelmäßig zu halten fortfuhr, über Grammatik des Griechischen, des Lateinischen und der anderen altitalischen Mundarten, des Sanskrit, Gotischen, Litauischen, Kirchenslavischen. Daneben förderte er mit eisernem Fleiß und unermüdlicher Arbeitskraft — Kollegen von ihm aus jener Zeit haben mir oft bewundernd von beiden erzählt — seine eigenen Forschungen. Es waren damals wie in aller Folgezeit vorzugsweise Probleme des indogermanischen Vokalismus, die ihm am Herzen lagen; er wollte an seinem Theile dazu beitragen, Voltaires Ausspruch, die Etymologie sei eine Wissenschaft, in der die Vokale nichts und die Konsonanten sehr wenig bedeuteten, wie er in seinem zweiten Theil durch die Erfolge der modernen Sprachwissenschaft widerlegt sei, auch in seinem ersten immer mehr zu nichte zu machen. Hatte Schleicher die Vokal- oder Ablautreihen, die in der deutschen Grammatik zuerst beobachtet waren, durch alle verwandten Sprachen durchgeführt und den Satz aufgestellt, daß jede Wurzel sich nur innerhalb einer bestimmten Reihe bewege, so reizte es Schmidt, zu untersuchen, wie es komme, daß denn doch so viele Wurzeln in verschiedenen Sprachen verschiedenen Vokalreihen angehören, wie diese Uebertritte aus einer Reihe in andere und sonstige Vokalwechsel zu erklären seien. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen legte er in zwei Bänden „Zur Geschichte des indogermanischen Vokalismus" nieder, deren erster 1871 vollendet, deren zweiter umfangreicherer, der noch in Bonn begonnen war, 1875 in Graz abgeschlossen wurde. Es sind nach ihnen einerseits die Nasale n, m, andrerseits die Liquiden r, l, deren Nachbarschaft die Schuld an jenen Störungen trägt; beider Wirkungen werden in weit ausholendem Gange durch die einzelnen Sprachen, soweit sie uns historisch bekannt sind, verfolgt. Die ungeheuere Fülle des vorgelegten Materials, die Sicherheit, mit der sich der Verfasser auf Grund selbständiger Studien auf allen Gebieten der weiten indogermanischen Sprachenwelt bewegt, wenn man etwa absieht vom Keltischen und dem damals noch kaum beachteten Armenischen und Albanesischen, die Klarheit und Schärfe der Deduktion verschafften den beiden Bänden unmittelbaren allgemeinen Erfolg und rückten den jungen Gelehrten, der eben die Dreißig überschritten hatte, in die erste Reihe der Sprachforscher. Heute steht man dem Werke kühler gegenüber, seiner dauernden Schätzung hat die grundstürzende Umwälzung Abbruch gethan, die sich bald nach seinem Abschluß in der Auffassung der gesammten indogermanischen Vokalverhältnisse, nicht ohne Schmidts eigene thätige Mithülfe vollzogen hat, man hat eingesehen, daß es nicht wohl gethan war, allzu viel auf den verschiedensten Gebieten aus einem Prinzipe abzuleiten, und daß es gerathener ist, das Verständniß der Erscheinungen der einzelnen Sprachen bei einer jeden aus ihr selbst heraus anzustreben. Aber ist das Buch anfänglich überschätzt worden, so wird es heute, wie mir scheint, vielfach unterschätzt; auch jetzt noch sind beträchtliche Abschnitte vollständig lebenskräftig, und man freut sich, wenn man darin liest, der zahlreichen feinen Funde beispielsweise etymologischer Art, denen man auf Schritt und Tritt begegnet. Die Schnur, so etwa hat sich vor einiger Zeit ein geistreicher Schüler des Verstorbenen ausgedrückt, auf die die Perlen aufgereiht waren, ist zerrissen, die einzelnen Perlen aber haben an ihrem Glanze nichts eingebüßt. Das Werk sollte auch von jüngeren Gelehrten eifriger studirt werden, als, so fürchte ich, jetzt meistens geschieht.

Neben dem Vokalismus beschäftigte Schmidt in seinen Bonner Jahren besonders die Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der indogermanischen Sprachen und Völker. Frühzeitig, wie seine Antrittsvorlesung beweist, hatte er ihr sein Interesse zugewandt, allgemein bekannt gegeben hat er seine Anschauungen darüber in einem Vortrage, den er 1872 auf der Leip-

ziger Philalogenversammlung gehalten und in etwas erweiterter Fassung alsbald gesandert hat drucken lassen. Sie bezeichnen einen Wendepunkt in der Geschichte des Problems und sind vielleicht die tiefgreifendste, falgenreichste Entdeckung, die Jahannes Schmidt gelungen ist. Schleicher hatte die Verwandtschaftsverhältnisse unter dem Bilde eines Stammbaumes zur Anschauung gebracht: van dem indogermanischen Urvalke, dem Träger der allen indogermanischen Einzelsprachen zugrunde liegenden Ursprache, habe sich zunächst ein Zweig abgespalten, der die Varfahren der späteren Nardasteuropäer, der Slaven, Balten, Germanen umfaßt habe; sodann ein anderer, der die Ahnen der Süd- und Westeuropäer, der Griechen, Italiker, Kelten in sich beschlaß; so, durch immer weiter gehende Gabelung, seien allmählich die Einzelvälker und Einzelsprachen zustande gekommen. Es war im Grunde dieselbe Varstellung vam Werden der Stämme und Välker, der schan die Genealogien des Alterthums Ausdruck verliehen hatten. Schmidt zeigte demgegenüber, daß die scharfen Grenzscheiden der einzelnen Aeste in sprachlicher Hinsicht, die Schleicher varaussetzte, nicht varhanden seien, daß vielmehr das Griechische z. B., ja viel Eigenthümlichkeiten es mit dem Italischen und Keltischen theile, dach wieder anderes im Gegensatz zu diesen beiden Sprachen mit dem Iranischen und Indischen gemein habe, das Slavalettische zwischen den beiden letztgenannten Idiamen und den germanischen vermittle, kurz, daß überall „kantinuirtiche Uebergänge aus einer Sprache in die andere" stattfanden und die einzelnen Sprachen ineinander griffen wie die Glieder einer Kette. Walle man ihre Verwandtschaftsverhältnisse in einem Bilde darstellen, sa müsse man eher das der Welle wählen, die sich in kanzentrischen mit der Entfernung vom Mittelpunkte immer schwächer werdenden Ringen ausbreite. Sprachgrenzen habe es innerhalb des indogermanischen Gebietes ursprünglich nicht gegeben, nur mundartliche Verschiedenheiten, die kantinuirlich abgestuft gewesen seien. Die scharfen Sprachgrenzen aber, die wir in geschichtlich beglaubigter Zeit finden, seien so entstanden, daß ein Stamm, der einen bestimmten Dialekt sprach, durch palitische, religiöse, soziale ader sonstige Verhältnisse ein Uebergewicht über seine Nachbarn gewann und deren Mundarten auffag; damit habe sich eine Kluft aufgethan, wa varher allmähliche Uebergänge varhanden waren. Diese Thearie über die Ausbildung der fest abgegrenzten Einzelsprachen löst nicht alle Schwierigkeiten, insafern sie Geschehnisse, denen wir nur auf hachentwickelten Stufen der Kultur begegnen, in primitive Urzeiten überträgt. Aber das bahnbrechende Verdienst van Schmidts Darlegungen ruht darin, daß durch sie die indogermanische Urzeit, da die Einzelvölker nach nicht aus dem Schoße des Urvolkes hervargegangen waren, erst ein histarisch überhaupt mägliches Antlitz erhält, daß die Ursprache, die bei Schleichers Kanstruktian ein schemenhaftes Gebilde von papierener Regelmäßigkeit war, Fleisch und Blut bekammt und mit ihren dialektischen Varietäten ein Bild bietet wie etwa das heutige deutsche ader ramanische Sprachgebiet, kurz, daß Erscheinungen, die wir an lebenden Sprachen und Mundarten beobachten, fruchtbar gemacht werden für die Varstellungen van längst entschwundenen Sprachperiaden, die sich der unmittelbaren Erkenntniß entziehen. Es war ein erster Schritt auf einem Wege, der die Sprachfarschung zu ungeahnt reichen Ergebnissen führen sallte.

Der Erfolg von Schmidts Arbeiten war derartig, daß er im Sommer 1873, eben zum Extraardinarius an der Bonner Universität befördert, als Ordinarius nach Graz gezagen wurde. Van dart wurde er nach weiteren drei Jahren, 1876, nach Berlin berufen, auf den Lehrstuhl, den jahrzehntelang Franz Bapp, der geniale Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft, ruhmvoll innegehabt hatte und der durch Hermann Ebels varzeitigen Tad erledigt war. Es war für den Dreiunddreißigjährigen ein um sa statzerer Triumph, als acht Jahre vorher die ursprünglich für Berlin geplante Habilitatian trotz der Bemühungen Webers an dem Widerstande einiger einflußreicher Mitglieder der Fakultät gescheitert war, die die junge Sprachwissenschaft als selbständiges und gleichberechtigtes Lehrfach anzuerkennen sich nicht überwinden kannten. Kaum hatte Schmidt das neue Amt angetreten, da begannen die graßen Entdeckungen auf dem Gebiet des indagermanischen Vokalismus, durch die alle bisherigen Varstellungen darüber geradezu auf den Kopf gestellt wurden. Man fand, um nur das Wichtigste anzuführen, daß nicht das scheinbar primitive Vokalsystem des Sanskrit mit seinem manotonen a, sondern das reicher entwickelte der europäischen Sprachen, insonderheit des Griechischen, mit seinem buntfarbigen a, e, o das ältere darstelle; daß die wirkende Ursache der Vakalabstufung innerhalb der Wurzeln und wartbildenden Suffixe in erster Reihe der Accent sei, der derjenigen Silbe, auf welcher er ruht, ihre valle Lautung bewahrt, diejenige Silbe, van der er fartrückt, schwächt und lautärmer macht (vgl. z. B. λείπων mit ει aber λιπών mit ι, alsa Verlust des ε). Schmidt hat sich an der tiefgreifenden Bewegung jener Jahre aufs eifrigste und glücklichste betheiligt und überall an dem Neubau, der auf den frisch gewannenen Grundlagen aufgeführt werden mußte, mit Hand angelegt. Er erkannte — gleichzeitig mit anderen Farschern —, daß gewisse lautliche Erscheinungen, die var dem a der arischen Sprachen zutage treten, auf Nachwirkungen der Mannichfaltigkeit des europäischen Vakalismus beruhen, und war derjenige, der den ausführlichsten und gründlichsten Beweis für die daraus resultirende Ursprünglichkeit des letzteren führte. Er deckte eine Anzahl weiterer Lautgesetze auf, durch die, theils schan in der Epoche der indagermanischen Urgemeinschaft, theils im Sanderdasein der Einzelsprachen, das vorauszusetzende ursprüngliche Aeußere der Wärter und Wartfarmen umgestaltet warden ist. Er ermittelte nähere Bestimmungen für die Wirkung des Accents auf die Vakale. Er suchte gewisse Farmatianen innerhalb des Nomens und Verbums, deren Analyse Schwierigkeiten bereitet, in ihrem Ursprunge aufzuhellen. Das geschah in einer Reihe van zum Theil sehr umfangreichen Aufsätzen, die er in der van Adalbert Kuhn begründeten, dann lange Jahre van ihm im Verein mit diesem und dessen Sahne Ernst Kuhn herausgegebenen Zeitschrift für vergleichende Sprachfarschung veräffentlichte. Fast keiner ist unter ihnen, der nicht, wenn man auch im einzelnen äfter widersprechen muß, im ganzen eine wesentliche Färderung des jeweilig behandelten Gegenstandes enthielte.

Bei dem steten Fluß, in dem sich in jenen Zeiten die Wissenschaft befand, waren Einzeluntersuchungen mehr am Platze als zusammenfassende Darstellungen. Sa begreift es sich, daß Schmidt trotz der regen Thätigkeit, die er entfaltete, erst 1889 wieder dazu gelangte, ein Buch abzuschließen. Es sind die „Pluralbildungen der indagermanischen Neutra", nach meinem Gefühl und wahl auch nach dem allgemeinen Urtheil dasjenige Werk, das den Hähepunkt seines Schaffens bezeichnet, das die eigenthümlichen Varzüge seiner Arbeits- und Forschungsweise im glänzendsten Lichte zeigt. Ausgehend

von den vier Thatsachen, daß im Griechischen und gelegentlich auch in den arischen Sprachen neutraler Plural als Subjekt mit dem Verbum im Singular als Prädikat verbunden wird, daß maskuline Singulare mehrfach neutrale Plurale neben sich haben (gr. κέλευθα neben κέλευθος lat. loca neben locus), daß ursprüngliche abstrakt-kollektive Singulare häufig in pluralischer Geltung verwendet werden (lat. juventus paupertas = juvenes pauperes), daß endlich in den klassischen Sprachen neutrale Plurale nicht selten mit Bezug auf einen einzigen Gegenstand gebraucht werden (τόξα und τόξον in der Odyssee gleichermaßen von dem Bogen des Odysseus), stellt Schmidt die These auf, daß der Plural der Neutra von Anfang an nichts anderes als ein femininer Singular mit abstrakt-kollektiver Bedeutung gewesen sei, also z. B. lat. juga, das ja in seiner Endung mit aqua übereinstimmt, ursprünglich „das Gejöche" besagt habe, und daß die pluralische Geltung erst nachträglich entwickelt worden sei. Den Beweis für seinen Satz führt er, indem er zeigt, daß neben jeder der verschiedenen neutralen Pluralbildungen, die in den indogermanischen Sprachen begegnen, eine völlig identische weibliche Singularformation steht. Es ist wahrscheinlich, daß die These etwas zu scharf zugespitzt ist, daß die Pluralbildungen der Neutra nicht sämmtlich aus einer einheitlichen Wurzel erwachsen, sondern aus zwei oder noch mehr Quellen geflossen sind. Aber es bleibt der dauernde Werth des Buches für einen beträchtlichen Theil von ihnen singular-femininischen Ursprung sichergestellt zu haben. Und daneben werden mit einer überwältigenden Fülle von Gelehrsamkeit, mit tief eindringendem Scharfsinn zahlreiche Fragen, die mit der Bildung der Neutralstämme überhaupt, nicht bloß ihrer Mehrzahl zu thun haben, behandelt und vielfach in überzeugender Weise gelöst oder wenigstens vorwärts gebracht. Dazu die straffe Komposition des Werkes, sein gedrungener Aufbau, das ruhige, bedächtige, streng folgerechte und dabei doch im höchsten Maße energische Vorwärtsschreiten von einem Problem zum nächsten: es ist kein Wunder, daß es den Leser von Anfang bis zu Ende trotz der hohen Ansprüche, die es an seine Mitthätigkeit stellt, nicht losläßt, daß er von ihm scheidet mit dem Gefühl erhabenen Genusses, den gewaltige Gedankenarbeit, den das Schauen altgewohnter Dinge in völlig neuem Lichte gewährt.

An die Höhe dieser Leistung reichen die beiden Arbeiten, die Schmidt in der Folgezeit noch in selbständigem Gewande hat erscheinen lassen, nicht mehr heran. Im einzelnen aber haben auch sie uns eine reiche Zahl schöner Ergebnisse gebracht. Ich meine die zuerst auf dem Orientalistenkongreß in Stockholm 1889 vorgetragene, dann 1890 in den Abhandlungen der Akademie veröffentlichte Untersuchung über „Die Urheimat der Indogermanen und das europäische Zahlsystem" und die 1895 ausgegebene „Kritik der Sonantentheorie". Als die große Thatsache des Zusammenhanges der indogermanischen Sprachen, vor allem dank dem Bekanntwerden des Sanskrit, entdeckt worden war, da suchte man die Ursitze des Stammes sogleich, ohne viel nach Gründen zu fragen, in der Nähe Indiens, des Landes, dessen Sprache allen anderen an Alterthümlichkeit so weit voranzustehen schien, also an den Abhängen des Hindukusch oder sonst irgendwo tief in Asien. Mit der Zeit regte sich der Zweifel, und zumal als die Ursprünglichkeit der europäischen Sprachen in Sachen des Vokalismus dargethan war, als das Sanskrit von seiner führenden Stelle zurücktreten mußte, neigte man auch in der Frage der Urheimath mehr nach Westen, man rieth auf Armenien, die Steppen des südöstlichen Rußland, die skandinavische Halbinsel und andere Gegenden. Schmidt prüfte alle diese Theorien, fand die Gründe, die man für sie vorgebracht hatte, nicht stichhaltig und suchte seinerseits dem Zahlsystem der europäischen Sprachen einen Anhaltspunkt für die Sitze des Urvolkes zu entlocken, der auf Asien hindeute. Mit dem Dezimalsystem, das jenem durchaus den Charakter aufprägt, kreuzt sich bei den Germanen ein Duodezimalsystem. Es macht sich bemerkbar in der abweichenden Bildung der Zahlwörter elf, zwölf (ahd. einlif, zwelif, eigentlich „eins, zwei, überbleibend, überschießend", nämlich über zehn) einerseits, dreizehn u. s. w. andrerseits, in der in den älteren Sprachperioden gleichfalls verschiedenen Formung der Dekaden bis sechzig einer-, von siebzig an andrerseits (althochdeutsch z. B. in den ältesten Denkmälern zweinzug — sehzug, aber sibunzo — zehanzo), endlich in der Konzeption des Großhundert = 120. Man hatte als seine Quelle die besondere Bedeutung der 12 angesehen, die etwa durch religiöse Vorstellungen, soziale Einrichtungen oder andere Gründe bedingt gewesen sei. Schmidt glaubt nun aber auch anderwärts in Europa Spuren eines Abgehens von der reinen Dezimalrechnung zu finden, jedoch nur bei 60: die Griechen (und ebenso die Kelten) verwenden für die Bildung der Zehner bis 60, die Kardinal-, darüber die Ordinalzahl (ἑξήκοντα, aber ἑβδομήκοντα), bei den Römern sind sexaginta und noch häufiger sescenti runde Zahlen, „welche eine unbestimmte Vielheit ausdrücken und sich dadurch als begriffliche Abschnitte des Zahlensystems verrathen". Deßhalb möchte er in der 60 den Faktor erblicken, der störend in das aus der Ursprache ererbte Dezimalsystem eingegriffen habe; erst als Theil von 60 habe die 12 ihre besondere Stellung gewonnen. Die Rolle der 60 aber erkläre sich durch Beeinflussung seitens des babylonischen Rechensystems, das bekanntlich auf dieser Ziffer als Grundzahl aufgebaut ist. Ja, vielleicht spiegle selbst unser Schock noch die babylonische Benennung der 60, sossos, wider. Eine solche Einwirkung setze voraus, daß die damaligen Wohnsitze der Europäer, mögen wir sie uns noch als geschlossene Masse zu denken haben oder nicht, nicht allzu weit von den Stätten der babylonischen Kultur gelegen hätten; wir werden gut thun, sie in Asien zu vermuthen, solange nicht zwingende Beweise für Europa beigebracht seien. So geistvoll diese Argumentation ist, so zweifle ich doch, ob die Prämissen stark genug sind, die Last der an sie gehängten Schlußfolgerungen zu tragen. Und selbst wenn man die Bedeutsamkeit der 60 und ihre Herkunft aus Mesopotamien zugibt, wer wollte heute, wo wir immer deutlicher sehen, welche Ausdehnung und Wichtigkeit der Verkehr schon in den frühesten Zeiten menschlicher Geschichte besessen haben muß, sagen, über wie weite Strecken nicht ein in höchster Blüthe stehendes Kulturvolk mit seinem Handel auch seine Recheneinheit tragen konnte? Im übrigen sind wir in der Frage der Urheimat überhaupt skeptischer geworden und glauben ihr nur tastend auf dem Wege des Rückschlusses von den ältesten historisch zu ermittelnden Sitzen der Einzelvölker aus näher kommen zu können.

Erregte diese Schrift Schmidts die Aufmerksamkeit der weiten Kreise, die sich für älteste Völker- und Kulturgeschichte interessiren, so wandte sich die „Kritik der Sonantentheorie" ausschließlich an die Zunft der Fachgelehrten. Unter Sonanten versteht die heutige Lautlehre solche r, l, m, n, die allein, ohne daß ihnen ein Vokal beigesellt wäre, Träger einer Silbe sind: sie liegen z. B. in modernen slavischen Sprachen wie dem Tschechischen vor (vrba Weide, vlk Wolf) und werden

von Osthoff, Brugmann und anderen Sprachforschern für die indogermanische Ursprache angenommen in Formen wie Sanskrit dṛtás, gr. δρατός „geschunden, abgehäutet", worin der Accent die Endung trifft im Gegensatz zum Präsens δέρω mit betonter und vollvokaliger Wurzelsilbe. Schmidt hatte von jeher gegen diesen Ansatz Einspruch erhoben und behauptet, daß den genannten Konsonanten in solchen Fällen ein minimaler Vokal vorausgegangen oder gefolgt sei, daß also ursprachlich nicht dṛtós, sondern $d_{e}$rtós anzusetzen sei. Nunmehr entwickelte er ausführlich die Gründe für seine Ansicht. Seine Darlegungen haben bei den Fachgenossen getheilte Aufnahme gefunden. Ich persönlich habe ihm, so viel ich auch aus diesem Buche gelernt habe, kein Hehl daraus gemacht, daß mir seine Beweisgründe nicht überzeugend sind, und fürchte, daß unsre Mittel überhaupt nicht ausreichen, um derartige minutiöse Fragen für so weit zurückliegende Epochen zu bestimmter Entscheidung zu bringen. Hingegen der zweite Theil der Abhandlung, der den Wechsel gewisser Suffixe mit mn, m und n zum Gegenstande hat (z. B. gr. πυγμή — lat. pugnus „Faust") und sie auf eine einheitliche Grundform zurückzuführen strebt, steckt wieder voll der fruchtbarsten Anregungen und eröffnet zukünftiger Forschung ein neues weites Feld.

Bei seiner Aufnahme in die Akademie bezeichnete Schmidt als letzte, abschließende Pläne, die ihm vor der Seele stünden, eine geschichtliche Darstellung des indogermanischen Vokalismus und eine geschichtliche Grammatik der wichtigsten Sprachen unsres Stammes, die, soweit wie fester Grund zu finden sei, in vorgeschichtliche Zeit hinaufsteigen solle. Er hat beide nicht zur Ausführung gebracht. Vielleicht nicht nur deßhalb, weil ihm die Feder vor der Zeit aus der Hand genommen worden ist, sondern auch deßhalb, weil derartige Arbeiten ihm weniger lagen. Er war keine von den Naturen, die rückschauend und zusammenfassend sich des erworbenen Besitzes freuen. Ihm lasteten auf dem Herzen die tausend Fragen, die es noch zu lösen gilt, es lockte ihn in ihre Wildniß einzudringen, hier mit dem Feuer der Idee, der Art der wissenschaftlichen Forschung freie Bahn zu schaffen und so immer weiter in unbekannte Fernen vorwärts zu schreiten. So trägt alles, was er geschrieben, den Charakter der Untersuchung, auf der, wie der Nationalökonom G. F. Knapp einmal treffend bemerkt, die Wissenschaft doch recht eigentlich beruht. Und wie in seinen Schriften, so in seinen Vorlesungen. Er begnügte sich nicht damit, das Erforschte zu übermitteln, sondern ward nicht müde, auf die Lücken unsrer Erkenntniß hinzuweisen. Wie oft betonte er nicht, daß wir beispielsweise auf dem Gebiete des Vokalismus erst in den Anfängen der Forschung stehen! Wie bitter klagte er nicht in den letzten Jahren darüber, daß das stetig sinkende Maß der Sprachkenntnisse, die die Studirenden von der Schule mitbringen, es immer mehr erschwere, wirkliche Probleme zu erörtern, immer mehr dazu zwinge, bloße Resultate vorzutragen! Und wie im Buch, so trat er im Kolleg auf, gewappnet mit dem ganzen schweren Rüstzeug seines gewaltigen Wissens. Nicht mühelos konnte der Hörer der Fülle der Thatsachen und Theorien aus allen Sprachgebieten, mit der er ihn überschüttete, folgen, und die Mittelmäßigkeit, die große Masse derer, die nur Examenskenntnisse zu erwerben in die Vorlesungen kommen, blieb aus den seinigen nach den ersten Stunden in der Regel fort. Aber wem es ernstlich darum zu thun war, in die Tiefen der Sprachgeschichte zu tauchen, der empfing bei ihm reichste Belehrung und fast noch mehr Anregung durch die Art, wie er den Schwierigkeiten fest ins Gesicht schaute, nichts verschleierte, unnachsichtlich die schwachen Punkte in den Aufstellungen Anderer bloßlegte. Und wenn man einmal in reiferen Jahren in sein Kolleg kam, so verließ man es nicht, ohne etwas neues gehört zu haben, ohne zu nachmaligem Nachdenken über Dinge, die man schon abgeschlossen wähnte, veranlaßt zu sein. Beträchtlich ist denn auch die Zahl derer, die durch seine Schule hindurchgegangen sind und die Wissenschaft durch gute, zum Theil hervorragende und erstklassige Arbeiten gefördert haben.

Bücher, so sagt man, sind die Thaten der Gelehrten. Auf Niemand trifft das Wort mehr zu als auf Johannes Schmidt. Alles was er schrieb, trägt den Stempel nicht nur seines Intellekts, sondern auch seines Charakters. Er ließ nichts aus der Hand, das nicht völlig ausgereift und nach allen Seiten aufs gründlichste durchdacht gewesen wäre. Er benutzte kein Belegstück, ohne es mit schärfster Sonde auf seine Zuverlässigkeit und seinen Werth geprüft zu haben. Er gab, was er zu sagen hatte, mit größter Knappheit und Präzision; wie er selbst dem Leser nur die Ergebnisse eindringender Gedankenarbeit bot, die Erwägungen, die ihn zum Ziel geleitet hatten, vielfach nur andeutete oder ganz unterdrückte, so forderte er von jenem eifrige Mitarbeit und Mitdenken, nicht bloß lässiges Darüberhinlesen. In diesen Beziehungen können seine Abhandlungen Muster und Vorbild sein. Dabei befleißigte er sich, den Forschungen Anderer voll gerecht zu werden, sie auf das gewissenhafteste zu prüfen und auszunützen, jedem Fortschritt, der erzielt wurde, zu folgen. Die Sprachwissenschaft hat im letzten Jahrzehnt des abgelaufenen Säkulums eine entschiedene Wendung zur Philologie hin vollzogen; es geht nicht mehr an, nur mit Grammatik und Wörterbuch zu hantiren, wie man das in den ersten Dezennien der jungen Wissenschaft vielfach that, es gilt heute für Jeden, auf den Gebieten, die er sich als Feld seiner Bethätigung erkoren hat, selbständig aus den originalen Texten heraus zu arbeiten. Schmidt hat diesem Zuge der Zeit in seinen letzten Produktionen sichtbarlich Rechnung getragen, und es kam ihm dabei zu statten, daß er in der Jugend seine Studien auf breitestem Grunde aufgebaut hatte; er war Einer der Wenigen, die auch gegenwärtig, bei dem veränderten Betriebe, noch imstande sind, das ganze weite Gebiet, von wenigen Sprachzweigen abgesehen, gleichmäßig zu pflegen und zu überschauen. Daß seine Präzision auch ihre Kehrseite hatte, soll nicht verschwiegen werden; er strebte danach, zu festen, bestimmten Ergebnissen zu gelangen, in jedem einzelnen Falle, wie er sich gelegentlich ausdrückte, aus den zahlreichen sich bietenden Möglichkeiten die einzige Nothwendigkeit herauszufinden. Aber auf dem fernen Gestade der Ursprache, deren Rekonstruktion er mit Vorliebe unternahm, können wir von der hohen See der geschichtlich bezeugten Thatsachen aus gar zu oft nur unbestimmte Umrisse, unsichere Möglichkeiten erspähen, und es läßt sich nicht leugnen, daß Schmidt nicht selten mit allzu großer Sicherheit eine von ihnen als die allein berechtigte hinstellte.

Die Energie und Gründlichkeit der Arbeit kennzeichnen Schmidt als echten Sohn seiner heimathlichen Erde. Auch die anderen Seiten seines Charakters verleugnen den Niederdeutschen nicht. Er stand dem Leben nicht leicht gegenüber, sondern nahm es schwer; jeder Erfolg, den er errang, war ihm ein Sporn zu weiterer Anspannung der Kräfte und schien ihm die Verpflichtung aufzuerlegen, die gewonnene Position zu behaupten. Und wie gegen sich, war er streng auch gegen andere.

Eine jegliche wissenschaftliche Leistung dünkte ihn eine sittliche That, und er fühlte sich abgestoßen, wo er nicht eindringende, solide Arbeit, sondern leichte Einfälle und hastiges Vielschreiben zu bemerken glaubte. Das leidenschaftliche Temperament, das ihn beseelte, ließ ihn aus seinen Abneigungen kein Hehl machen, und Kampf war sein Element. Aber er führte ihn in Schrift und Wort stets vornehm und ritterlich und ist aus all den vielen Fehden, die er zu bestehen hatte, mit blankem Schilde hervorgegangen. Und auf die persönliche Schätzung des Einzelnen übte die Verschiedenheit der wissenschaftlichen Anschauungen keinen bestimmenden Einfluß aus; namentlich die Jüngeren hat er, ohne Rücksicht auf Schule und Richtung, gefördert, soweit es in seiner Macht stand und soweit es ihm die Gerechtigkeit gegenüber den Mitbewerbern zu gestatten schien. Bequem zu gewinnen war er freilich nicht; er hat nicht leicht auch den Begabtesten ermuntert, sich der Sprachwissenschaft zu widmen; dazu fühlte er die Verantwortung zu tief, die er bei den unsicheren Aussichten, die das Fach bietet, für die Zukunft des Jüngers übernahm. Aber wo er sich von wirklichen Fähigkeiten und ernstem Streben überzeugt hatte, da gab er sich, und wem er sich erschlossen hatte, der konnte auf ihn bauen, bei wem er Treue gefunden, dem hielt er die Treue in guten und in bösen Tagen. So betrauern wir in Johannes Schmidt den ganzen Mann, die geschlossene Persönlichkeit, die fest und aufrecht durch das Leben schritt; die Sprachwissenschaft aber wird seinen Verlust lange spüren, und seinen Namen, den er ihr tief eingegraben, allezeit in Ehren halten.

Bonn, 20. Juli 1901.

---

## Sievers' „Afrika" in neuer Gestalt.

Seit dem Erscheinen des Bandes „Afrika" der von Professor Dr. Sievers herausgegebenen „Allgemeinen Länderkunde" ist ein Jahrzehnt vergangen, ein Jahrzehnt reich an wichtigen Forschungsergebnissen, reich aber auch an solchen Wandlungen, die die politische Karte des ehemals dunklen Welttheils, überhaupt dessen Stellung als wirthschaftlichen und politischen Faktor betreffen, und deßhalb war der Wunsch nach einer Neuauflage des weit verbreiteten und gern zur Orientirung benützten Handbuchs wohl schon längst und oft genug rege geworden. Die Verlagshandlung, das Bibliographische Institut in Leipzig, ist solchen Wünschen nunmehr gerecht geworden; denn der Band „Afrika" liegt seit kurzem in zweiter Auflage vor.[1])

Professor Sievers in Gießen hatte, weil durch andere Arbeiten verhindert, selbst der Neubearbeitung sich nicht unterziehen können, und so gewann die Verlagsfirma dafür den Ordinarius für Geographie an der Universität Königsberg, Professor Dr. Friedrich Hahn. Die Wahl muß als eine für das Buch und seinen Leserkreis außerordentlich glückliche bezeichnet werden. Professor Hahn ist auf dem stark angebauten Felde der Afrikaliteratur so gut zuhause, wie nach Paulitschke's Tod wohl kaum ein anderer Fachmann — wie das ja für jeden Geographen aus den Afrikaabschnitten des „Geographischen Jahrbuchs" und aus den Literaturberichten zu „Petermanns Mittheilungen" erkennbar ist — und verfügt daher zunächst über die Grundlagen, die für die rein stoffliche Zuverlässigkeit eines solchen Werkes Gewähr leisten. Aber das ist es nicht allein, und darauf allein kommt es hier auch nicht an: die Darstellung, die sich nicht zum wenigsten auch an das größere Publikum wendet, soll diesem den Gegenstand nahe führen, sagen wir: interessant machen, ohne die wissenschaftliche Basis irgendwie aufzugeben. Daß Hahn auch dafür der rechte Mann war, dafür kann selbstverständlich nur die Herausarbeitung, die Fassung und Oekonomie des Inhalts sprechen; aus dem aber tritt uns eben nicht nur der unterrichtete Geograph, sondern überall auch der ausgezeichnete Lehrer entgegen, der vielseitige Anregung zu geben versteht.

Dem Leser dieser Zeilen wird sich inzwischen die Frage aufgedrängt haben: Warum ist denn so viel von Professor Hahn die Rede, der doch wohl nur die Neuauflage besorgt hat, und nicht von Professor Sievers, dem Verfasser des Werkes? — und wir beeilen uns daher zu versichern, daß in der That nur Hahn als der Verfasser dieser zweiten Auflage zu betrachten ist. Wer, wie der Referent, den Königsberger Professor als seinen Lehrer verehrt, aber mit der Darstellungsweise Hahns vertraut ist, wird das aus der Lektüre sehr bald erkennen, selbst wenn er die erste Auflage nicht zur Hand oder Hahns Vorwort nicht gelesen haben sollte. Der Herausgeber hat sich nicht auf eine Durchsicht und die nöthigen Nachträge, Erweiterungen und Berichtigungen beschränkt, sondern eine völlige Umarbeitung der Landeskunde vorgenommen, weil ihm die aus mancherlei Gründen geboten erschien. Vor allem ist die alte Anordnung, nach der in gesonderten Abschnitten Bodenrelief, Klima, Pflanzen- und Thierwelt, die Völker, Staatenbildungen und Siedelungen immer für den ganzen Kontinent besprochen wurden, fallen gelassen, und der Bearbeiter hat, nachdem er eine knapp gehaltene allgemeine Uebersicht über Afrika gegeben, sich den Erdtheil in sieben geographische Provinzen zerlegt, die er nacheinander abschließend nach den angedeuteten Gesichtspunkten behandelt. Die alte Sievers'sche Disposition hatte sicherlich ebenso ihre Vorzüge wie die neue Hahns, und die Meinungen darüber, wessen Schema das glücklichste ist, werden auseinandergehen. Uns scheint die Hahn'sche Disposition, ganz abgesehen davon, daß sie Zusammengehöriges auch im engen Zusammenhange bringen, die Wechselbeziehungen zwischen dem Menschen und seiner Umgebung ungestört zur Geltung kommen lassen kann, zum mindesten einen großen praktischen Vortheil zu haben, den nämlich, daß sie das Auffinden vieler Einzelheiten, die sich in genau umgrenzten Kapiteln nicht unterbringen lassen, sehr erleichtert. Vielleicht wäre im Interesse dieser Erleichterung noch hier und da eine weitere Theilung der sieben Provinzen wünschenswerth gewesen; z. B. ist die Provinz „Ostafrika" und namentlich die Provinz „Nordwestafrika und Sudan" sehr umfangreich. Professor Hahn hat das selbst gefühlt und eine Theilung auch in Erwägung gezogen, sie aber aus äußeren Gründen aufgegeben.

Das alte Gesicht zeigt in der neuen Auflage im wesentlichen nur das einleitende Kapitel „Erforschungsgeschichte", wie wir glauben, nicht zum Vortheil des Ganzen. Es ist das ein sehr schwieriger Gegenstand, dessen Behandlung in einem Buche, wie es das vorliegende sein soll, natürlich noch mißlicher ist. Eine Darstellung, die ins einzelne geht, erschien deßhalb ausgeschlossen, weil sie sehr leicht den Charakter der bloßen Aufzählung angenommen hätte. Sievers hatte eine Anzahl der bemerkenswerthesten Momente aus dem Gang der Afrikaforschung unter besonderer Berücksichtigung der bekanntesten und verdientesten Forscher der klassischen Zeit herausgehoben und die neuere Zeit nur gestreift. Hahn hat dazu einen ebenfalls nur knappen Nachtrag geliefert, im Haupttheil allerdings noch manche Einzelheit nachgeholt. Es mangelt jedenfalls diesem ersten Abschnitt die straffe Einheitlichkeit, die den Rest des Buches auszeichnet, und die vielleicht doch auch hier zu erreichen gewesen wäre ohne zu starke Ausdehnung des Kapitels, in das übrigens auch die Versehen der ersten Auflage mit hinübergenommen sind. Einige seien hier berichtigt: Hornemann (S. 19) ist nicht ermordet worden, sondern an Dysenterie gestorben, auch hat Hornemann vor seinem Tode unzweifelhaft die Gewißheit erlangt, daß der Niger in den Golf von Benin mündet; der Kenia (S. 24) ist ein Jahr später entdeckt als der Kilimandscharo, nämlich 1849 (S. 266 steht, wohl infolge eines Druckfehlers, 1843); Rohlfs' Kufrareise (S. 29) fällt in das Jahr 1879, nicht 1876; die Schneegrenze des Kilimandscharo (S. 36) erreichte nicht erst Johnston 1884, sondern schon New 1871; die „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorialafrika's" und die „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland" (S. 42) sind auseinanderzuhalten. Nebenher sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß (S. 364) von der Flächenzahl für den Stanley-Pool, 4000 Quadratkilometer, eine Null zu streichen ist. — Selbstverständlich sind manche Einzelheiten auch schon wieder überholt; dergleichen veraltet ja bei dem heutigen rapiden Gang der Afrikaforschung mitunter schon, während man es niederschreibt und erst recht wäh-

---

[1]) Afrika. Zweite Auflage, nach der von Prof. Dr. Wilh. Sievers verfaßten ersten Auflage umgearbeitet und erneuert von Prof. Dr. Friedrich Hahn. XII und 681 S., mit 173 Abbildungen im Text, 11 Karten und 21 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Aetzung. Preis geb. 17 Mark, auch in 15 Lieferungen zu 1 Mark.

rend des Druckes. So ist die Bedeckung der Sahara durch ein Kreidemeer bis Air wahrscheinlich geworden; die Bemerkung Grogans, es sei seit Graf Götzens Anwesenheit im Kivugebiet ein neuer thätiger Vulkan entstanden, ist inzwischen als irrig erwiesen (durch Moore); endlich scheint an der alten Sage von dem Konggebirge doch etwas wahres zu sein, da Hostains und Woelffel im Hinterland der Elfenbeinküste Höhen bis zu 3000 Meter gefunden zu haben behaupten.

Wir deuteten schon den Plan des Werkes an. Die „Allgemeine Uebersicht" (Kapitel 2) orientirt in großen Zügen über den Bau, das Klima, die Pflanzendecke, Thierwelt und Bevölkerung Afrikas und streift die wichtigsten Fragen, die hierüber der dunkle Welttheil bietet. Es gibt deren überraschend viele, mehr vielleicht als vor zehn Jahren; denn man ist über zahlreiche Punkte, über die man sich schon ziemlich klar zu sein glaubte, inzwischen wieder recht zweifelhaft geworden. Je tiefer die Forschung in die dunklen Winkel hineinleuchtet, umso deutlicher erkennt man, wie wenig man im Grunde noch weiß, und immer neue Probleme tauchen auf. Nur eins sei angeführt: Wem wäre nicht die Ansicht geläufig, daß die sogenannten Zwergvölker Reste einer alten Völkergruppe darstellten, die lange vor den Negern in Afrika lebte? In neuerer Zeit ist man an dieser Ueberzeugung mehr und mehr irre geworden, und die Anschauung gewinnt an Boden, die „Pygmäen" seien selbst Neger, die entweder als eine „Rückschrittsform" anzusprechen seien oder in Körperbau und Sitten allmählich sich dem unsteten Jägerleben im Walde angepaßt hätten. Ebenso wissen wir über die Herkunft der Hottentotten noch nichts Sicheres. Ueberhaupt ist es die Völkerkunde, die die meisten ungelösten Räthsel stellt. Die Erwähnung der Berber, der Fulbe, der Gallavölker, der Massai u. s. w. wirft ebensoviel Fragen wie Namen auf. Hahn bezeichnet die Völker des Osthorns einschließlich der Galla und Massai als „Mischvölker zwischen Negern und hamitisch-semitischen Gruppen". In der Besprechung der einzelnen geographischen Provinzen werden diese Dinge dann noch weiter erörtert zusammen mit interessanten Fragen der Pflanzen- und Thiergeographie.

Hahn hat den Erdtheil in folgende „Provinzen" zerschnitten: Südafrika, Ostafrika, Congoland mit Angola und Ogowegebiet, Nordwestafrika vom Rio del Campo bis zur Großen Wüste nebst Sudan, das Wüstengebiet Nordafrikas, die Atlasländer, die afrikanischen Inseln (Kap. 3—9). Der stellenweise ja in erdrückender Fülle sich andrängende Stoff ist durchweg auf das nöthige und vor allem auf ein einheitliches Maß beschränkt, das auch dann nicht außer Acht gelassen wird, wenn, wie z. B. bei den deutschen Kolonien, die Versuchung, eine etwas breitere Darstellung zu geben, nicht ganz leicht abzuweisen ist; im übrigen aber ist dieser Stoff doch so umfangreich, daß man über die Sache etwas liest und lernt, nicht nur kurz auf sie verwiesen wird. In der Durchwanderung der einzelnen Provinzen tritt überall die geschickte Führung zutage, die ohne Zwang auch anscheinend schlecht zusammenfaßbare Gebiete unter einen Hauptgesichtspunkt zu bringen weiß; es zeigt sich das u. a. bei der Besprechung Ostafrikas. Der Erdtheil liegt uns im allgemeinen doch noch so fern, daß es uns oft schwer fällt, aus der Schilderung allein eine richtige Anschauung von seinen Eigenarten zu gewinnen. Da knüpft Hahn denn vielfach an uns näher liegende, bekanntere Verhältnisse an, um dem Verständniß näher zu kommen; so vergleicht er die Bildung des vielgenannten Runssoro mit der unseres Vogelsberges und erreicht damit in zwei Worten, was sonst in einem langen Abschnitt kaum zu erreichen wäre. Oftmals kommen die Reisenden selbst zu Worte für die Schilderung einer Charakterlandschaft. Statistisches Material wird in ausreichender Menge geboten; die Meisten werden darüber hinweglesen, allein für den Werth des Werkes als Nachschlagebuch ist es von Bedeutung, zumal es durchweg neue Daten enthält. Es ist kaum nöthig zu betonen, daß darin unendlich viel Mühe und Arbeit steckt. Maßvoll und vorsichtig ist Hahns Urtheil wie über wissenschaftliche Probleme so auch über koloniale und wirthschaftliche Fragen, die im Streit des Tages heute noch gewöhnlich in sehr summarischer und souveräner Weise abgethan werden, und wobei die subjektive Ueberzeugung oder einmal vorgefaßte Meinung zugleich als Begründung herhalten muß. So spricht Hahn im Schlußwort (Kap. 10) über das Thema, das nun einmal in keinem Werke über Afrika fehlen darf: über Kolonialpolitik und koloniale Aussichten der verschiedenen Völker, und wir finden da u. a. folgenden beherzigenswerthen Satz: „Das beste Mittel gegen Muthlosigkeit wird es immer bleiben, die Anfänge unserer Kolonialthätigkeit mit den Anfängen derjenigen anderer Völker zu vergleichen. Wenn wir bedenken, einen wie tiefen Stand die Ansiedlungen der Spanier in Amerika bald nach den ersten blendenden Erfolgen zeitweise hatten, und wie lange es dauerte, bis sich in den heutigen Vereinigten Staaten ein auch nur einigermaßen lebhafter Handel und Verkehr entwickelte, dann werden wir uns über das trotz aller Schwierigkeiten in den deutschen Kolonien doch schon Geleistete nur freuen können." — Eine Uebersicht über die wichtigere neuere Afrikaliteratur, die natürlich nicht im entferntesten das vom Verfasser herangezogene Material erschöpft, und ein gut gearbeitetes Register schließen den Text.

Von Bedeutung sind die Karten und Abbildungen. Unter den letzteren, die die charakteristischen Landschafts-, Thier- und Pflanzenformen, Städtelagen und Eingeborenentypen ausgiebig veranschaulichen, finden sich viele neuen. Für die Karten lagen zum Theil sehr schöne Vorlagen, die nur ergänzt zu werden brauchten, bereits vor; andere wieder sind mit einer Unsumme von Fleiß besonders zusammengestellt. Geographische Spezialkarten wird man begreiflicherweise in dem vorliegenden Buche nicht suchen dürfen, dafür sind die heute ja weit verbreiteten Atlanten da. Aus der entdeckungsgeographischen Karte hätte sich übrigens sehr bequem eine kartographische Uebersicht der noch unerforschten Theile Afrikas herleiten lassen, und wir möchten anregen, solche Karten, die immer recht interessant sind, den folgenden neubearbeiteten Bänden der „Länderkunde" beizugeben. Auf der Verkehrskarte ist die Verbreitungsgrenze des Maria-Theresienthalers nach Peez und Raudnitz angegeben; es scheint jedoch, daß der Thaler den Niger nach Westen stellenweise überschritten hat.

Alles in allem tragen wir kein Bedenken, Sievers-Hahns „Afrika" als ein vortreffliches, mustergültiges Werk zu bezeichnen, das der deutschen geographischen Literatur auch in seiner neuen Gestalt zur Zierde gereicht; Verfasser wie Verleger haben auf den Dank der Geographen und der Laien vollbegründeten Anspruch.

H. Singer.

---

## Besprechungen.

* Neue französische Romane. Une Reine nennen die Brüder Rosny ihren neuesten Roman, der vor allem die Merkwürdigkeit bietet, in Deutschland zu spielen und deutsche Frauencharaktere mit großer Sympathie zu umgeben. Die Verfasser sind zur Gewohnheit der französischen Romantiker zurückgekehrt, den Schauplatz ihrer Handlung nach Deutschland zu verlegen, wenn sie diese für den französischen oder romanischen Boden zu sentimental hielten. Die Königin Helene-Marie von Weißberg, einem kleinen Lande, das man in der Gegend des Schwarzwaldes zu suchen hat, befindet sich ungefähr in der Lage jener Königin von Dänemark, die sich in den Minister Struensee verliebte. Auch sie ist an einen traurigen Schwächling verheirathet, der ihr höchstens Mitleid einflößen kann, aber diese deutsche Fürstin von heute besitzt durchaus nicht die Thatkraft und die Tollkühnheit der Engländerin Karoline-Mathilde. Sie kämpft lange gegen ihre Leidenschaft für Moritz v. Nimburg, den in Frankreich auferzogenen jungen Offizier, der in sich alle guten Eigenschaften des Deutschen und des Franzosen vereinigt, und auch dieser sucht sich von der Fürstin zu entfernen. Auf den Rath seines skeptischen Onkels, des Kanzlers des Königreichs, knüpft er sogar ein Verhältniß mit einer Försterstochter an, um die Königin zu vergessen, aber ein Unglücksfall im Walde führt das Paar wieder zusammen, und die Schmerzen auf beiden Seiten sind so groß, daß die kokette aber äußerst tugendhafte Gräfin Löwen, die Hofdame und Jugendfreundin der Königin, aus Mitgefühl die Vermittlung übernimmt. Die Königin überlebt jedoch ihren ersten Fehltritt nicht. Sie ertränkt sich in einer Weise, daß die Welt an einen Unglücksfall glauben kann. Die Verfasser haben die Charaktere, die Handlung und die ganze Umgebung so zu schildern gewußt, daß diese tragische Lösung natürlich erscheint. Auch das schwärmerische Bedürfniß des jungen Mannes, sich aufzuopfern, ist als Grund seiner unheilvollen Leidenschaft psychologisch sehr gut entwickelt. In den Nebenfiguren und den Hofgesprächen sind die geistreichen und auch die paradoxen Züge nicht selten. So entwickelt z. B. ein alter witziger Höfling mit Glanz die Theorie, daß Bismarck durch die Siege von 1870 und die Annexion von Elsaß-Lothringen Frankreichs Eigenart gerettet habe. „Frankreich," so führt er aus, „wäre an sich selbst gestorben. Es wäre an einer Art Seelenkrebs zugrunde gegangen. Man hätte die wahre Niederlage, das gänzliche Verschwinden des

französischen Genies erlebt. Bismarcks Chirurgie hat ihm gestattet, seine Rolle vielleicht noch tausend Jahre länger zu spielen. Der Kanzler hat Frankreichs Genie wieder erweckt, galvanisirt und erneuert. Ich hatte nur eine Besorgniß im Jahre 1871, daß man Bedenken tragen könne, Elsaß-Lothringen zu amputiren. Dann wäre ein Rückfall möglich gewesen." — Man vergesse nicht, daß die Brüder Rosny die Worte einem Deutschen in den Mund legen, der nebenbei einige komische Züge erhält, aber daß sie als gute Franzosen überhaupt so etwas zu schreiben wagen, ist schon bemerkenswerth genug.

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Wir erhalten von befreundeter Seite folgende Zuschrift:

Zu dem mehrfach in der Beilage (Nr. 163, 168) erwähnten vormaligen Berliner Schlagworte Palko erlauben Sie mir noch eine kurze Bemerkung. Im Jahre 1844 erzählte mir ein Berliner Schüler, wenn Jemand sich dort auf die Schienen der damals neuen Eisenbahn niederwerfe und von dem Zuge überfahren lasse, so sage man: er hat sich palkasirt. Mit diesem Worte werde alles Neue, Aufsehenerregende, „Hochmoderne" bezeichnet. Der Grund lag ersichtlich in der damals noch nachklingenden Schwärmerei für die „edlen Polen". Die Polka war damals ein beliebter Tanz in guter Gesellschaft; sie bildete nebst der Mazurka einen regelmäßigen Uebungsgegenstand im Tanzunterricht der jungen Welt. Das kecke und kokette Auftreten der Polen imponirte dem deutschen Michel, bis er 1848 sich den Schlaf aus den Augen rieb.

* Ausgrabungen in Thessalien. In Thessalien hatte bislang die griechische Regierung nur wenige Arbeiten zur Erschließung alter Reste unternommen. Jetzt scheint man dem Lande mehr Aufmerksamkeit zu widmen, besonders nachdem der deutsche Inschriftenforscher Kern mit solchem Erfolge das Land nach Steinzeugnissen untersucht hatte. Wie Sam Wide in der „Berl. Philolog. Wochenschr." mittheilt, hat der Grieche Staïs gegen Ende April bei dem Dorfe Dimini, etwa ¾ Stunde von Volo entfernt, Ausgrabungen begonnen, welche eine Reihe von neuen Thatsachen lehrten. Man hatte den Spaten an einen länglichen, mit Scherben besäten Hügel angesetzt, in der Hoffnung, dort auf eine Gräberstätte zu stoßen. Statt dessen erschloß man die Reste einer vorgeschichtlichen Burg. Die ausgegrabenen Grundmauern gehören einem Palaste und einigen kleinen Häusern an. Zu bemerken ist die eigenthümliche Bauart der Umwallungsmauer der Burg. An einer Stelle ist nämlich vor der Hauptmauer mit kleinen Zwischenräumen noch eine zweite Mauer errichtet, wie es sich ganz ähnlich an der Ostseite der Burg von Tiryns beobachten läßt. Am nordwestlichen Abhang des Hügels deckte Staïs weiter ein Kuppelgrab auf, das mit einem anderen aus der nächsten Nachbarschaft, das schon seit längerer Zeit bekannt ist, fast die nämliche Anlage zeigt. Die Geräthfunde betreffen in der Hauptsache Vasenscherben und Steinäxte. Die Aexte, sechzehn an der Zahl, sind noch nie in solcher Häufigkeit gefunden worden und weisen auf eine sehr alterthümliche einheimische Kultur hin. Ebendasselbe lehrt auch der an dem Funde zu beobachtende Kunstcharakter. Die Gefäße zeigen sämmtlich geometrische Verzierung, aufgetragen mit einer matten Farbe, enthielten aber noch nichts von dem bekannten mykenischen Stile. Mykenisch sind nur einige wenige, im Kuppelgrab gefundene Schmucksachen. Hält man dies mit der Thatsache zusammen, daß in Thessalien die mykenische Töpferei nur sehr schwach vertreten ist, so erscheint der Schluß Sam Wides ganz gerechtfertigt, daß sich das Land der vom Osten her eindringenden mykenischen Kultur ziemlich verschlossen und noch auf lange Zeit hin seine schlichte einheimische Kunstweise bewahrt habe.

* Das Wesen der Schüller'schen Krebsparasiten wird in der „D. med. Wochenschr." von Dr. Friedrich Völcker, Assistenten der Czerny'schen Klinik in Heidelberg, einer scharfen Kritik unterworfen, und zwar auf Grund einer Nachprüfung der in dem Buche des Berliner Forschers niedergelegten Versuche. Danach glaubt Völcker mit Bestimmtheit aussprechen zu können, daß die Schüller'sche Entdeckung der Krebsparasiten nur einem verunreinigten Oele oder dergleichen zu verdanken sei. Das Ueberraschendste seiner Befunde, die großen Kapseln und das Maschenwerk, wären sicher nichts als Korkzellen. Möglich sei es ja, daß unter dem, was als sog. Jugendformen in dem Buche sich beschrieben finde, der Krebserreger noch unter irgend einer Verkleidung verborgen sei. Durch die Schüller'schen Untersuchungen sei ihm aber die „Larve noch nicht vom Gesicht" gerissen.

* **Straßburg.** An der hiesigen Universität tritt nunmehr, wie der „Frkf. Ztg." gemeldet wird, die von dem früheren oberelsässischen Bezirkspräsidenten v. d. Heydt begründete Stipendienstiftung für Studirende der Rechts- und Staatswissenschaft in Kraft, nachdem bisher die beträchtlichen Mittel der Stiftung gesammelt worden sind. Das Stipendium, das für die ganze Universitätszeit verliehen wird, beträgt 800 M. in jedem Semester. Die Empfänger müssen im Reichsland geboren sein, bei einer reichsländischen Anstalt das Reifezeugniß erworben haben, von tadellosem Rufe und frei von körperlichen Fehlern sein, und müssen endlich eine Einnahme aus Privatfonds von mindestens 400 M. im Halbjahr nachweisen. Das Stipendium soll zuerst an einen Katholiken verliehen werden und dann in doppeltem Alternat jedesmal ein Katholik einmal mit einem Protestanten und einmal mit einem Juden wechseln. Nach absolvirten Studien müssen sich die Empfänger mindestens doppelt so lange, als sie das Stipendium bezogen haben, dem Dienste der höheren Verwaltung von Elsaß-Lothringen zur Verfügung stellen.

* **Bonn.** Der bekannte und geschätzte Schriftsteller und Dichter Dr. phil. Ernst Muellenbach, der unter dem Namen Ernst Lenbach schrieb, ist hier im Alter von erst 39 Jahren gestorben. Muellenbach begann als Lyriker, ging aber bald zur Romanschriftstellerei über. Er hat eine Reihe sehr beliebter Romane und Novellen geschrieben, die sich durch feine, stimmungsvolle Kleinmalerei und feinen Humor auszeichnen und treue Bilder aus dem Leben seiner rheinischen Heimath enthalten.

* **Aus Sachsen.** Der Rath zu Dresden hat die Genehmigung erhalten zur Begründung eines Reformgymnasiums und der zu Zwickau zur Umwandlung des dortigen Realgymnasiums und der Realschule in ein Reformgymnasium.

* **Berlin.** Geheimrath Prof. Dr. A. Engler, Direktor des kgl. Botanischen Gartens und Museums ist von der American Academy of arts and sciences an Stelle des verstorbenen J. G. Agardh zum Ehrenmitgliede ernannt worden.

wg. **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor Dr. Rudolf Zuber wurde zum ordentlichen Professor der Geologie an der Universität in Lemberg ernannt. — Die Wittwe des kürzlich verstorbenen Grazer Universitätsbibliothekars Dr. Alois Müller hat aus dem Nachlaß ihres Gatten der Wiener Universitätsbibliothek ungefähr 500 Bände wichtiger Werke aus der hebräischen und syrischen Philologie und biblischen Archäologie zum Geschenk gemacht. Auch die Büchersammlung des Sohnes des Verstorbenen, des der Pest erlegenen Privatdozenten Dr. med. Hermann Müller, ist auf Verfügung der Familie in den Besitz der Wiener Universitätsbibliothek übergegangen.

* **Aus Rußland.** Die Zahl der Studirenden an den russischen Universitäten betrug im letzten Winter-Semester, der „Zeitschr. f. Sozialwissenschaft" zufolge, 15,888, und zwar zählte Moskau 4025, Petersburg 3788, Kijew 2316, Dorpat 1265, Charkow 1231, Warschau 1122, Kasan 818, Nowarossisk 498, Tomsk 525.

* Dritte Versammlung des Allgemeinen deutschen Vereins für Kinderforschung am 2. und 3. August in der Aula des pädagogischen Universitäts-Seminars in Jena. — Angemeldet sind folgende Vorträge: Prof. Dr. Hoffa (Würzburg): Die medizinisch-pädagogische Behandlung gelähmter Kinder. Erziehungsinspektor Piper (Dalldorf): Ueber psychopathische Kinder. Hofrath Prof. Dr. Binswanger (Jena): Ueber Hysterie im Kindesalter. Fr. Bieber-Böhm (Berlin), Vorsitzende des Vereins für Jugendschutz: Ueber die Ursachen der jugendlichen Verwahrlosung. Regierungs- und Medizinalrath Prof. Dr. Leubuscher (Meiningen): Ueber die Schularztfrage. Praktische Ergebnisse der schulärztlichen Thätigkeit. — Nähere Auskunft über Wohnungen ertheilt Frau Dr. Schneiger, Jena, Gartenstraße 2, über Vereinsangelegenheiten Direktor Trüper, Sophienhöhe bei Jena.

Jahrgang 1901. München Montag, 29. Juli Nummer 171.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München

## Uebersicht.



## Kunstgewerbe und Zollpolitik.[1])

Von Georg v. Mayr.

Politisch Lied, ein garstig Lied! Das trifft zwar nicht immer, aber doch recht oft zu! Und auch ein zollpolitisch Lied ist gar nicht selten ein garstiges Lied — dann aber ganz besonders, wenn es dazu dient, die Leidenschaft breiter Massen zu entfachen und sie unter der Flagge des Neides zum Kampf gegen weitere oder engere Gruppen der in der nationalen Produktion Thätigen zu führen. In bedauerlicher Form zeigt sich dies gerade jetzt wieder, da Deutschland vor der Neuregelung seiner Handelspolitik steht, in dem Versuch, die Arbeiter und zwar vor allem die Handarbeiter im weitesten Sinne des Wortes und insbesondere die in der Industrie thätigen in einen unversöhnlichen Gegensatz mit den verantwortlichen Leitern wichtiger Zweige der volkswirthschaftlichen Produktion zu bringen und die Richtung der Revision unsres Zolltarifs nur unter dem Gesichtswinkel der Beschaffung billigst möglicher Lebensmittel zu bestimmen. Vergessen wird dabei im Eifer des Ansturmes gegen die berechtigten Interessen des Besitzes, auf deren Wahrung zugleich die Wahrung unsrer bedeutungsvollsten Kulturerrungenschaften beruht, das Grundgesetz aller volkswirthschaftlichen Gestaltung, daß weder Arbeit allein, noch Besitz allein, noch Intelligenz allein, die Gütermasse zu liefern vermögen, deren die Menschheit bedarf, sondern das Zusammenwirken aller dieser Faktoren in der einträchtigen Verbindung der Nutzung von Boden und Kapital und weiter der Arbeit durch des Unternehmers Initiative und auf seine Verantwortung. Den Arbeitern die Arbeit sichern, geht weit voran gegenüber der Sicherung sinkenden Brotpreises; denn darauf, nicht bloß auf Hintanhaltung steigenden Brotpreises geht der Kampf gegen den Schutz unsrer deutschen Landwirthschaft hinaus. Ertönt ja doch das Feldgeschrei: Entwerthung des Grundbesitzes als Grundlage künftiger billigst möglicher heimischer Produktion immer lauter und lauter! Die Bodenproduktion soll vor dem Ausland kapituliren, der Antheil des Bodenbesitzers am Produktionserfolg soll mehr und mehr gemindert und schließlich wohl gar annullirt werden — dem Fabrikbesitzer und dem Händler dagegen soll ein solcher Antheil auch ferner verbleiben, und zwar ein erklecklicher, denn man hofft ja, durch weitgehende Steigerung erfolgreicher Exportindustrie vom Ausland die billigsten Nahrungsmittel zu erholen und stellt dabei der heimischen Landwirthschaft gütigst anheim, zu gleichem Minimalpreis gleiche Waare zu liefern oder auf fernere Betheiligung an diesem Hauptzweig volkswirthschaftlicher Produktion zu verzichten. Das ist so ein Typ dessen, was ich ein zollpolitisch garstiges Lied genannt habe. Einseitige egoistische Verkehrung der vermeintlichen durchaus mißverstandenen Interessen der industriellen Arbeiterschaft auf Kosten breiter produzirender Schichten des Vaterlandes und der in diesen wirkenden Unternehmer und Arbeitskräfte — der wirthschaftliche Bürgerkrieg in bester Form! Ich glaube, Sie und ich, wir dürfen uns glücklich preisen, daß das Thema, über das ich zu Ihnen zu sprechen die Ehre habe, auf die Walstatt des wirthschaftlichen Bürgerkriegs uns nicht hingeleitet.

Nicht um Interessengegensätze breiter Massen handelt es sich, nicht um Verbilligung und Vertheuerung von Waaren des fortlaufenden alltäglichen Verbrauchs, bei deren Beschaffung und Verwendung dem Ideal der Schönheit überhaupt keine Stätte bereitet werden kann. Ich stehe nicht an, es auszusprechen, wenn es auch mit stets weiter um sich greifenden Auffassungen sozialer Nivellirung nicht ganz im Einklang steht, es ist hüben und drüben eine Elite, deren Interesse in Frage steht, wenn es um das Eingreifen der Zollpolitik in das Gebiet des Kunstgewerbes sich handelt. Und was dabei in erster Linie steht, das ist die Elite der schaffenden Kunsthandwerker und all derer, die in treuer Mitarbeit mit diesen den ausgesuchten Kreis der Gebilde herstellen, deren Werden aus der hehren Vermählung von Kunst und Gewerbe entstanden ist. Diese Elite der künstlerisch schaffenden Gewerbetreibenden nimmt eine wohlberechtigte eigenartige Stellung im Kreis der Gewerbethätigkeit der Nation ein; es ist die auf den Adel ihres Schaffens begründete Aristokratie der nationalen gewerblichen Produktion, nicht durch die Masse ihrer Erzeugnisse, sondern durch die in künstlerischer Weise sich vollziehende Schönheitsgestaltung derselben als solche von der breiten Masse der nur dem Zweckmäßigkeitsprinzip folgenden Gütererzeugung sich abhebend. Dabei, möge man mich nicht mißverstehen, wenn ich von der Elite der schaffenden Kunsthandwerker spreche und sie der breiten Masse der sonstigen nationalen Gütererzeugung gegenüberstelle, so meine ich damit nicht, daß nur eine ganz kleine Zahl Schaffender in dem Kreis dieser Elite sich zusammenfinde. Im Gegentheil, das Endziel erwünschter Entwicklung wird es sein, daß die Zahl der künstlerisch schaffenden Gewerbetreibenden stetig sich mehre, daß immer mehr Gebiete unsrer Bedürfnißbefriedigung der öden Herrschaft einseitiger Zweckmäßigkeit entrückt und das Sehnen nach der weitesten Erstreckung künstlerischen Zaubers auf die Ausgestaltung der Güter des Lebens immer weitere Kreise des Volks erfasse. Diesen weiten Kreisen Verständniß

[1]) Vortrag gehalten auf dem deutschen Kunstgewerbetag am 2. Juli 1901.

für solche edle Verfeinerung des Lebensgenusses beizubringen, ist eine der wichtigsten Kulturaufgaben, und eine bedeutungsvolle Aufgabe auch der allgemeinen Wirthschaftspolitik des Staates ist es, für die praktische Verwirklichung der in dieser Richtung vom Volk gewonnenen Einsicht auch die nöthige wirthschaftliche Grundlage zu schaffen, wie ich zum Schluß meiner Darlegung noch besonders zu betonen haben werde. Aber denke man auch den kunstgewerblichen Sinn des ganzen Volks auf das höchste gesteigert — es liegt in der Natur der Dinge, daß breite Zonen der alltäglichen Bedürfnißbefriedigung der Menschen davon doch unberührt bleiben, daß auch weiterhin unbegrenzte Mengen von Waaren ohne künstlerischen Hauch nach reinem Zweckmäßigkeitsprinzip hergestellt werden, und daß damit dauernd die Gruppe jener schaffenden Geister und Hände, welche die Zweckmäßigkeit in das Gewand des Schönheitsideals kleiden, als eine Elite im Kreis der nationalen Produktion klar sich abheben wird.

Und dieser Elite der Schaffenden steht eine Elite der Verbraucher gegenüber. Freilich ist diese weniger fest abgeschlossen; schafft ja doch überhaupt die Gleichartigkeit des Verbrauchens viel weniger die Empfindung der Kollegialität als die Gleichartigkeit beruflichen Schaffens. Wenn wir auch hier wie bei dem Blick auf die schaffende Kunstindustrie die richtige Entwicklung in der steigenden Vermehrung dieser Elite finden und wenn wir demgemäß auch die Verbreitung der Freude an dem kunstgewerblichen Gebilde in die weitesten Kreise des Volkes wünschen und erhoffen — darüber bleiben wir doch nicht im Zweifel, daß von ausschlaggebender Bedeutung für das Kunstgewerbe im ganzen und insbesondere in gesteigertem Maße für einzelne Gruppen desselben, deren Leistung vorwiegend in der Herstellung hochwichtiger Gegenstände beruht, immer eine mehr oder minder beschränkte Auslese der Konsumenten ist. Die Elite der Konsumenten, die in verständnißvoller Weise als Abnehmer der kunstgewerblichen Produkte erscheint, gehört in der Hauptsache den finanziell leistungsfähigen Schichten des Volkes an. Unter ihnen sollten ganz besonders Jene nicht fehlen, denen die Pflichten des Reichthums eine Reihe eigenartiger idealer Aufgaben stellen, unter denen die Förderung feinsten gewerblichen Schaffens, wie die Kunstindustrie es bietet, neben der Pflege der Nächstenliebe, der Wissenschaft und Kunst eine hervorragende Rolle spielt.

So viel ist gewiß. Den Konsumenten — der freilich im wirklichen Wirthschaftsleben wenig bedeutet, wenn er nicht zugleich Produzent oder doch in die Wirthschaftssorge eines Produzenten eingeschlossen ist — der nach der Theorie des Freihandels in erster Linie zu berücksichtigen ist, und um dessen Willen die rücksichtslose Verbilligung jeglichen menschlichen Bedarfs angestrebt werden soll, kann man in unserm Fall der Beschaffung des kunstgewerblichen Bedarfs gewiß nicht als den bemitleidenswerthen armen Mann darstellen, wie er etwa bei der Erörterung der Frage der Lebensmittelzölle auf dem Bürgersteig der Freihandelsstraße heute mit Vorliebe aufgestellt wird.

Bei unsrer Frage sind wir hierin jenseits von Gut und Böse — die Idee einer durch staatliche Politik nöthigenfalls auf Kosten unsrer Kunstgewerbetreibenden zu erzwingenden, etwa durch Zollfreiheit auswärtiger Kunstgewerbe-Erzeugnisse herbeizuführenden rücksichtslosen Verbilligung solcher Erzeugnisse — eine Idee, die auch in ihrer Anwendung auf die Lebensmittel verfehlt, dort aber doch begreiflich ist — wird im Ernst Niemand verfolgen wollen. Das zollpolitisch garstige Lied des wirthschaftlichen Bürgerkriegs zwischen Produzenten und Konsumenten erklingt auf unserm Gebiete nicht. Nur von der Ferne hören wir seine Mißklänge.

Wir haben darum freie Bahn für die Erwägung dessen, was bei der bevorstehenden Ausgestaltung der deutschen Zollpolitik unserm deutschen Kunstgewerbe frommt.

Wenn ich diese Frage heute aufwerfe, so steigt in voller Lebhaftigkeit in meiner Erinnerung die Zeit vor fast einem Vierteljahrhundert auf, da ich die Ehre und Freude hatte, gemeinschaftlich mit unserm unvergeßlichen Ferdinand v. Miller, dem Vater unsres heutigen bayerischen und darüber hinaus unsres deutschen Kunstgewerbes, im Vorstand unsres Vereins, leider nur zu kurze Zeit, thätig zu sein. Damals war die im Jahre 1878 von Bismarck angebahnte und im Jahr 1879 glücklich zu Ende geführte Zolltarifreform in Frage. Ferdinand v. Miller war unermüdlich in der Sorge und in der Arbeit, dem deutschen Kunstgewerbe auch einen Platz an der Sonne zu verschaffen. Als Vorstand unsres Vereins war er im Verein mit Gleichgesinnten — und das waren wir mit verschwindender Ausnahme Alle, die mit ihm arbeiten durften — und insbesondere mit Recht eifrig bemüht, die Lage und die Bedürfnisse des Kunstgewerbes in einer Vorstellung an die Zolltarifkommission und an den Reichstag zu klarer und überzeugender Darstellung zu bringen. Als Reichstagsredner vertrat er tapfer und geistvoll seine tiefgewurzelte Ueberzeugung von dem, was dem Kunstgewerbe noth thue. Wenig von dem, was v. Miller vorschlug, ist damals erreicht worden, aber doch einiges. Als Kommissar des Bundesraths war ich selbst im Reichstag in der eigenthümlichen Lage, bei aller Sympathiebezeugung mit v. Millers Bestrebungen entgegen dem, was mein persönlicher Wunsch gewesen wäre, in wichtigen Punkten, z. B. der Frage der Werthzölle, mich ablehnend gegen dessen Anregungen zu verhalten. Heute bin ich in meiner Stellungnahme zu diesen Fragen ganz frei; es ist mir, als tilgte ich eine alte Schuld an des verehrten Meisters Manen, wenn ich, in die Prüfung der heutigen Sachlage eintretend, in wesentlichen Punkten v. Millers damalige Anschauungen nach meiner festen Ueberzeugung im wesentlichen auch heute noch als maßgebend bezeichnen darf.

Bevor ich auf die Darlegung und Nachprüfung des Programms eingehe, das unser Verein unter v. Millers Leitung vor fast einem Vierteljahrhundert aufgestellt hat, sei mir gestattet, daß ich in Kürze einige allgemeine Bemerkungen über die Beziehungen zwischen Kunstgewerbe und Zollpolitik vorausschicke. Dabei will ich zuerst die Grundfrage behandeln: Paßt überhaupt Zollschutz zum Kunstgewerbe und dann weiter, unter Voraussetzung der Bejahung dieser Grundfrage: Die weiteren Fragen, wie ist nach Maß und Art der besondere Zollschutz gerade des Kunstgewerbes zu verwirklichen und welche Gesammtgestaltung der Zollpolitik erscheint außerdem im allgemeinen kunstgewerblichen Interesse geboten?

In der Handels- und Zollpolitik stehen zwei Weltanschauungen unversöhnlich einander gegenüber. Die eine, sich aufbauend auf ausschließlich individualistischen und egoistischen Grundgedanken, die darin sich vereinigen: billigst mögliche Beschaffung jeglichen Gutes des Lebens — woher? Das ist gleichgültig — ob dabei der nationalen Arbeit, dem nationalen Kapital, dem nationalen Boden noch Gelegenheit bleibt mit Erfolg in die Güterbeschaffung einzugreifen, ist gleichgültig. Rein weltwirthschaftlicher Standpunkt rücksichtsloser Arbeitstheilung der Güterbeschaffung unter allen Zonen

der Erde: Freihandel! Die andere Grundauffassung verkennt keineswegs die große Bedeutung, welche die Erweiterung der weltwirthschaftlichen Beziehungen für die Ausgestaltung menschlichen Wohlbefindens hat; sie glaubt aber deßhalb nicht die Zusammengehörigkeit der Volksgenossen zu einer nationalen wirthschaftlichen Gemeinschaft, zur Volkswirthschaft, zugunsten eines allgemeinen wirthschaftlichen Weltbürgerthums aufgeben zu dürfen. Sie behauptet grundsätzlich, weil solches unmittelbar aus der Empfindung wirthschaftlicher Zusammengehörigkeit der Nation hervorgeht, die Berechtigung einer Vorzugsstellung der nationalen Produktion gegenüber jener des Auslandes — nicht im Sinne des Abschlusses des heimischen Marktes gegen die fremde Produktion, wohl aber im Sinne der Wahrung des Rechts der Erstgeburt für die heimische Produktion: Schutzpolitik!

Man mag je nach der Entscheidung, die man zwischen diesen beiden Grundrichtungen getroffen hat, recht ernsthaft darüber streiten, ob bei der Anschaffung der Gegenstände des alltäglichen Bedarfs, namentlich im Gebiet der Ernährung, der weltwirthschaftliche oder der volkswirthschaftliche Gesichtspunkt überwiegen muß. Davon, daß für die Anschaffung der Gegenstände des Kunstgewerbes ein entscheidender Anlaß vorliegen könnte, den weltwirthschaftlichen Gesichtspunkt als den allein maßgebenden zu bezeichnen, kann nicht die Rede sein. Zwar ist es richtig, daß nicht bloß Gedanken, sondern auch deren unmittelbare äußerlich ersichtliche Originalverwirklichung im Werk der Wissenschaft und Kunst zollfrei sind und sein sollen. Aber das gilt nicht von der weiteren wirthschaftlichen Nutzbarmachung der im Originalentwurf verwirklichten Idee des Schönen, die in der durch kunstgewerbliches Schaffen vermittelten Reproduktion des kunstgewerblichen Gebildes hervortritt. Der Künstler, der die Idee gab, und der Darsteller, der sie im Werk ausführt, seien sie nun eine einzige oder seien sie getrennte Personen, sie haben, soferne sie Angehörige eines kunstgewerblich leistungsfähigen Volkes sind, den Anspruch darauf, daß dem Werk auf dem heimischen Markt des Kunstgewerbes eine Vorzugsstellung von fremder kunstgewerblicher Waare eingeräumt werde. Daß Deutschland im Kunstgewerbe leistungsfähig ist, und seine Leistungsfähigkeit gerade in dem halben Jahrhundert, auf das wir heute zurückschauen, gewaltig gesteigert hat, wird Niemand bestreiten. Ein Nothstand Jener, die nach kunstgewerblichen Produkten verlangen, kann hienach aus der Bevorzugung des heimischen Kunstgewerbes nicht entspringen. Deutschlands Künstler, seine Kunsthandwerker und seine Kunstindustriellen sind in Schaaren bereit und befähigt, diesen Bedarf zu decken.

Man würde freilich irren, wollte man meinen, die Vorzugsstellung des nationalen Kunstgewerbes auf dem heimischen Markt sei nur durch die Zwangsmaßnahme geschickter Abstufung der Zollsätze auf fremde kunstgewerbliche Gegenstände zu erzielen. Wichtiger vielmehr als dies ist die fortdauernde freie Erziehungsthätigkeit gegenüber den Produzenten wie den Konsumenten des Kunstgewerbes. Bei den Produzenten kommt es darauf an, daß mit allen Mitteln der Belehrung und Ermunterung für die Erhaltung und die Steigerung der Leistungsfähigkeit derselben gearbeitet werde. Darüber habe ich hier weitere Worte nicht zu verlieren; denn das ist ja gerade das Bestreben, dessen fünfzigjähriges Walten wir heute feiern. Nach schwieriger fast, weil es nicht so leicht ist, unmittelbare Einwirkung zu erlangen, ist die Erziehung des Konsumenten zur Erkenntniß von der Bedeutung des nationalen Kunstgewerbes und von der moralischen Pflicht in erster Linie diesem die Beschaffung des Bedarfs zu übertragen. Hier heißt es, wie unser unvergeßlicher Ferdinand v. Miller in seiner prächtigen Reichstagsrede vom 17. Juni 1879 so trefflich hervorgehoben hat, den Mangel an Nationalstolz bekämpfen, der gerade bei dieser Bedarfsbeschaffung immer wieder gelegentlich zutage tritt. Diese freie Erziehung des Konsumenten ist gerade bei dem kunstgewerblichen Bedarf von ganz besonderer Bedeutung; unterscheidet sich dieser doch dadurch von der Masse unsres alltäglichen Bedarfs, daß gegenüber der Massenhaftigkeit der Bedarfsgegenstände und der Hast, mit welcher die meisten zu beschaffen sind, der freien Wahl bei der Ausgestaltung der Beschaffung hier sowohl räumlich wie zeitlich weite Grenzen gesteckt sind, und demgemäß die allenfallsige Nichtberücksichtigung heimischer berücksichtigungswerther Leistungen nicht mit der Dringlichkeit der Beschaffung entschuldigt werden kann. Diese freie Arbeit der Erziehung von Produzenten und Konsumenten, die durchaus in erste Linie zu stellen ist, muß aber auch die Staatsgewalt durch die nur ihr möglichen Maßnahmen der Wahrung der Vorzugsstellung nationalen kunstgewerblichen Schaffens unterstützen und fördern. Das führt uns, wenn wir von den fördernden Maßnahmen staatlichen Schulwesens und staatlicher Berücksichtigung des heimischen Kunstgewerbes bei der hiefür allerdings nur selten geeigneten eigenen Bedarfsdeckung des Staates absehen — zu dem wichtigsten Schutzmittel, welches die Staatsgewalt zu bieten vermag, zum Zollschutz! — nicht zum Ausschluß fremder Waaren, zur Prohibition, denn das Ferment, das der Bezug auch fremder Waaren in die fortlaufende Entwickelung heimischen Kunstgewerbes bringt, soll nicht fehlen; nur soll dafür gesorgt werden, daß dieser Wettbewerb des Auslandes in mäßigem Umfang sich bewege und daß nicht die Massenhaftigkeit der Einfuhr durch Zollfreiheit oder Minimalzölle gefördert und damit die in mäßigen Grenzen nützliche Erziehungseinfuhr zu einer die heimische Produktion drückenden Masseneinfuhr sich gestalte.

Das innere Wesen des kunstgewerblichen Erzeugnisses ist eine gegenüber dem Urwerth der Stoffe, aus denen es geformt ist, gewaltige Steigerung idealer Brauchbarkeit und materiellen Werthes durch einen gegenüber anderen Waaren außerordentlich vermehrten Niederschlag von Arbeit und zwar von Arbeit edelster, feinster Art, Arbeit des entwerfenden Künstlers, Arbeit des ausführenden Kunsthandwerkers und seiner Gehülfen. Wenn irgend ein Faktor der nationalen Produktion, so hat die Arbeit in erster Linie Anspruch auf Schutz gegen vordringenden fremden Wettbewerb. Je mehr Arbeit in einem Produkt sich kondensirt, je edler und feiner sie ist, und je höher damit auch der Werth der Waare steigt, um so berechtigter wird der Anspruch auf Schutz, um so höher muß der Damm gegen Ueberschwemmung von außen, um so höher muß der Zoll sein.

Ihrer Natur nach sind deßhalb im großen und ganzen die kunstgewerblichen Gegenstände die schutzwürdigsten und schutzbedürftigsten unter den nationalen Produkten. Wohl mag ein einzelner begnadeter Künstler und Kunsthandwerker, dem die eigene Kraft und die Gunst des Schicksals eine monopolistische Stellung auf dem Weltmarkt beschieden hat — gar viele solcher Glücklichen wird es ja nicht geben! — persönlich anderer Meinung sein. Dann möge er aber der Solidarität der Interessen gedenken, die ihn mit seinen minder glücklichen Kollegen verbindet und darum vereint mit diesen bei der

Staatsgewalt, die ihre Maßnahmen nicht nach persönlichen Gesichtspunkten differenziren kann, sondern sie nach einem allgemeinen Durchschnittsverhältniß regeln muß, für den Schutz des Kunstgewerbes eintreten, auch wenn er persönlich dessen nicht zu bedürfen glaubt.

Bei einem allgemeinem Blick auf die Schutzfrage, wie sie heute liegt und wie sie vor einem Vierteljahrhundert in unserm Verein angesehen wurde, ergibt sich meines Erachtens kein Anzeichen dafür, daß das Bedürfniß des Schutzes des deutschen Kunstgewerbes seit jener Zeit etwa sich abgemindert hätte. Im Gegentheil sind meines Erachtens die Wettbewerbsverhältnisse des Auslandes nur noch mannichfaltiger geworden. Damals war es unserm unermüdlich sorgenden Ferdinand v. Miller vor allem um die französische Konkurrenz und dabei insbesondere um die Gewährung gleicher Bedingungen für den Wechselverkehr des deutschen und des französischen Kunstgewerbes zu thun. Heute hat der französische Wettbewerb auch noch seine große Bedeutung, aber es ist ihm zu gleicher Zeit so mancher andere, europäische wie außereuropäische, mit steigender Bedeutung zur Seite getreten. Ich maße mir nicht an, die Einzelheiten dieser Gestaltung genau zu überblicken — aus den Ergebnissen der das Kunstgewerbe nicht besonders berücksichtigenden Statistik können solche nicht entnommen werden; aber den Eindruck habe ich, daß seit einem Vierteljahrhundert ebenso wie das deutsche Kunstgewerbe sich mächtig entfaltet hat, sich seitdem solche Entfaltung auch in vielen anderen Wirthschaftsgebieten vollzogen hat, so daß heute Frankreich nicht mehr in dem Sinne der ausschlaggebende Konkurrent ist wie ehedem.

Um die in den Werken des Kunstgewerbes enthaltene feine und feinste Arbeit durch Zollbelegung entsprechend zu schützen, gibt es zwei Wege. Man kann für alle jene Waarengruppen, innerhalb deren die kunstgewerblichen Produkte stecken, Werthzölle bestimmen; das kunstgewerbliche Erzeugniß erlangt durch die reiche Zuthat feiner Arbeitsbethätigung höheren Werth, wird demnach bei Werthverzollung entsprechend dieser Zuthat geschätzt. Hält man den Weg der Werthverzollung nicht für gangbar, so muß man versuchen, eine Auslese der kunstgewerblichen Gegenstände vorzunehmen und für diese in geeigneten Sonderpositionen des Zolltarifs angemessen hohe Zollsätze bestimmen.

Den ersten Weg schlug unser Verein unter Ferdinand v. Millers Führung im Jahre 1878 ein mit dem Vorschlag eines Werthzolls für alle kunstindustriellen Produkte, und zwar in der Hauptsache in der Höhe von 10 Proz. Die deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung von 1876 hatte das Selbstvertrauen des deutschen Kunstgewerbes verstärkt und die Berufung unsres Vereins zum Vorort deutscher Kunstgewerbevereine uns zu zielbewußtem Eingreifen legitimirt.

Ich stehe nicht an, meine Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß ich auch heute noch das System der Werthzölle für die kunstgewerblichen Produkte grundsätzlich für wohlberechtigt halte; es bietet die gerechteste Anschmiegung an die Verschiedenartigkeit der Werthgestaltung der Produkte durch kunstgewerbliche Arbeit. Wenn es nebenbei in der Durchführung für den Importeur sowohl wie für die verzollende Behörde minder bequem ist als der Gewichtszoll, so vermag ich darin ein entscheidendes Hinderniß nicht zu finden; denn die Erleichterung der Einfuhr ist überhaupt der Zweck schützender Zollbelegung nicht.

Allerdings besteht im allgemeinen, so weit dies nach der bisherigen Entwicklung der Zollpolitik beurtheilt werden kann, eine weit verbreitete und nach der thatsächlichen Gestaltung der Gesetzgebung in verschiedenen Ländern mehr in Zunahme als in Abnahme begriffene Abneigung gegen das System der Werthverzollung. Insbesondere hat Frankreich, auf dessen Vorgehen seinerzeit Ferdinand v. Miller sich besonders berufen hatte, sich seitdem vom Werthzollsystem abgewendet, im Gegensatz allerdings zu Belgien, welches dieses System in ausgedehntem Maße beibehalten hat.

Es gibt auch zweifellos eine Reihe zolltechnischer Erwägungen, die gegen den Werthzoll sprechen. Andrerseits aber ist dessen innere Berechtigung gerade in einem Fall wie der vorliegende so bedeutsam, daß meines Erachtens alles daran gesetzt werden sollte, die entgegenstehenden zolltechnischen Schwierigkeiten zu überwinden. Die kunstgewerblichen Produkte sind übrigens nicht die einzigen, bei welchen gelegentlich der Tarifrevision meines Erachtens die Werthzölle in ernsthafte Erwägung kommen müssen; um nur ein anderes Beispiel aufzuführen, so sollte m. E. der ausländische Tabak gleichfalls diesem Verzollungssystem unterworfen werden. Es wird sich also Anlaß geben, die Frage der Werthverzollung generell zur Erörterung zu bringen; wenn dies dazu führen sollte, daß dem Kunstgewerbe in der Art der Werthzoll gewährt würde, daß solcher für die Gruppen seiner Waaren eingeführt würde, in denen die einzelnen kunstgewerblichen Gegenstände inbegriffen sind, so würde ich dos für sehr erfreulich halten. Als eine vermittelnde Konzession an die zolltechnischen Bedenken könnte die Kombination mäßigerer Werthzölle mit den üblichen Gewichtszöllen ins Auge gefaßt werden.

Die deutsche Industrie hat lange genug unter der im 19. Jahrhundert durch viele Jahre auf den Schild erhobenen sogenannten „möglichsten Vereinfachung" des Zolltarifs gelitten. Ein kleiner Schritt zur Besserung ist mit dem Zolltarif von 1879 gemacht worden, unter dem unser deutsches Gewerbe zu seiner heutigen Größe sich entwickelt hat. Ein weiterer Schritt in der Abwendung von schädlicher Einfachheit des Tarifs darf von der bevorstehenden Revision desselben erhofft werden; dafür bietet der zur Veröffentlichung gebrachte Entwurf einer neuen Anordnung des deutschen Zolltarifs den Beleg. Man darf hienach vielleicht weiter hoffen, daß die erwähnte Abwendung von der schädlichen Einfachheit des Tarifs auch in einer künftigen reichlicheren Benützung des Systems der Werthzölle ihren Ausdruck finden werde.

Sollte aber durchaus die Anwendung von Werthzöllen in der vorgeschlagenen Weise abgelehnt werden, dann würde das Schwergewicht der Aufgabe bei der bevorstehenden Revision des Tarifs darin liegen, eine durchweg ins einzelne gehende und reichlich abgegliederte Auslese möglichst aller vorzugsweise als kunstgewerblich anzusprechenden Gegenstände zu treffen, und für diese nach Maßgabe der in ihnen durchschnittlich verkörperten kunstgewerblichen Arbeit angemessene Gewichtszollsätze zu bestimmen. Ich bin, wie unser Verein dies im Jahre 1878 war, überzeugt, daß diese Aufgabe für den Gesetzgeber, der den Zolltarif zu gestalten hat, sehr viel schwieriger ist, als die Aufgabe der Zollbeamten bei Anwendung des Werthzolltarifs sein würde. Gleichwohl enthält gerade das vorhin erwähnte neue Zolltarifschema Anzeichen dafür, daß die feinere und insbesondere die kunstgewerbliche Arbeit auf diesem Wege Schutz finden soll; ob dieser ausreichend sein wird, darüber fehlt allerdings noch aller Anhalt; denn das Schema enthält nur die Gliederung der Tarifpositionen, aber keine Zollsätze. Ich möchte Sie mit Vorführung von hier einschlägigen Einzelheiten des neuen Entwurfs nicht

ermüden. Ich erwähne nur, als charakteristisch, folgende im Entwurf enthaltene Sonderpositionen, die einem Anhänger des alten schädlich einfachen Zolltarifs niemals in den Sinn gekommen wären, und die auf die Absicht erhöhter Zollbelegung gerade dieser — im wesentlichen ins kunstgewerbliche Gebiet fallenden — Gegenstände schließen lassen. Solche Sonderpositionen sind: „Vasen, Ziergefäße, Figuren und ähnliche Luxusgegenstände“ bei verschiedenen Gruppen der Thonwaaren, die „Luxusgegenstände“ bei den Steinwaaren, die Zusammenfassung der „Bildhauer- und Bildschnitzerarbeiten, der Holzwaaren mit Schnitzarbeit“ u. s. w., sodann der Holzwaaren mit eingelegter Arbeit u. s. w. der Holzwaaren aller Art in Verbindung mit Gespinnsten und Gespinnstwaaren u. s. w., die Zusammenfassung und Sonderbehandlung der Zellenschmelzarbeiten (sogenannten Cloisonnewaaren), die Zerlegung der Polstermöbel in drei Gruppen u. s. w.

Diese Beispiele genügen, um den Beweis zu liefern, daß in ganz anderer Weise als diese beim Zolltarif von 1879 geschehen ist, wenigstens in jenen leitenden Kreisen, die mit der Vorbereitung des neuen Zolltarifs sich beschäftigt haben, das Bestreben obgewaltet hat, in der Ausgliederung des Tarifschemas die Möglichkeit angemessenen Schutzes für die Produkte der feineren insbesondere der kunstgewerblichen Arbeit zu eröffnen. In dieser Richtung weitere Erwägungen anzustellen, und noch reicher gegliederte Vorschläge zu befürworten, dabei weiter auch über die Höhe der zu empfehlenden Zollsätze zu bestimmten Vorschlägen zu gelangen, scheint mir eine gerade für die nächste Zeit besonders wichtige Aufgabe für die Kenner, Vertreter und Freunde des Kunstgewerbes; denn die Stellungnahme, welche die verbündeten Regierungen zur Ausgestaltung des Zolltarifs einnehmen, wird für dessen endgültige Feststellung von grundlegender Bedeutung sein. Daß daran in der nächsten Etappe noch eine weitere große Aufgabe für die Vertretung des Kunstgewerbes sich reiht, wenn es sich darum handeln wird, zu der an den Reichstag gelangenden Vorlage Stellung zu nehmen, und den Reichstag für den Schutz des heimischen Kunstgewerbes zu erwärmen, brauche ich kaum besonders hervorzuheben.

Die von mir bisher erörterten Beziehungen von Zollpolitik und Kunstgewerbe sind jene, welche aus der speziellen zolltariflichen Behandlung der kunstgewerblichen Erzeugnisse sich ergeben. An diese Art der Beziehungen denkt man mit Recht zuerst und ihnen mußte ich eingehendere Berücksichtigung zuwenden.

Ich darf aber nicht schließen, ohne — wenn auch in aller Kürze — die weittragende Bedeutung auch der Ausgestaltung der allgemeinen Handels- und Zollpolitik für die Lage des Kunstgewerbes hervorzuheben. Das Kunstgewerbe kann nur gedeihen, wenn einer möglichst großen Zahl von Jenen, die verständnißvoll seine Erzeugnisse zu gebrauchen und verbrauchen bereit sind, die Realisirung dieser guten Absicht der erforderliche finanzielle Hinterhalt nicht fehlt.

Das deutsche Kunstgewerbe ist darum ganz besonders daran interessirt, daß die einzuschlagende Handels- und Zollpolitik die Erhaltung der größtmöglichen Produktivität aller wirthschaftlichen Hülfsquellen des Vaterlandes — des Bodens, des Kapitals und der Arbeit — gewährleistet. Das Kunstgewerbe muß sich darum auf das lebhafteste interessiren für eine ausgleichende Politik, die es sorgsam vermeidet, einen Erwerbsstand irgendwie einem anderen zu opfern. Es muß also einstehen für Kräftigung nicht nur der Industrie oder etwa gar nur vorzugsweise der Exportindustrie, sondern auch der Landwirthschaft und zwar aller Besitzgruppen derselben, der Kleinen wie auch der Großen. Den Gedanken mittelst tiefer Herabdrückung der Grundrente die letzteren zu opfern, muß das Kunstgewerbe mit Entschiedenheit ablehnen; es kann nicht zugeben, daß in solcher Weise in den Kreis seiner Abnehmer eine Lücke gerissen werde. Ebenso entschieden aber müßte es auch gegen Bestrebungen Stellung nehmen, die durch übermäßig hohe, über das thatsächliche Schutzbedürfniß der Landwirthschaft hinausgehende Zollsätze auf Nahrungsmittel Schwierigkeiten für die im Ausland konkurrirende deutsche Industrie schaffen, oder durch extreme Zollsätze überhaupt die Erhaltung eines lebenskräftigen auswärtigen deutschen Handels gefährden würden. Das Kunstgewerbe hat Interesse daran, daß eine wirthschaftliche Depression der Industrie und des Handels vermieden werde; denn dadurch würde gleichfalls der Kreis seiner Kunden in bedauerlicher Weise vermindert.

Kann auf solcher Grundlage ausgleichender Fürsorge für alle Gruppen des Erwerbslebens alsbald Verständigung mit anderen Nationen auf dem Wege der Handelsverträge erfolgen, um so besser. Wenn aber nicht, dann möge es Deutschland nur zunächst furchtlos mit einer solchen verständigen autonomen Zollpolitik versuchen, alsdann den Anderen es überlassend, Anschluß bei uns zu suchen. Heute schon, wie dies leider von verschiedenen Seiten geschieht, mit Wehklagen auf die vermeintlich unentbehrliche Gunst der fremden Abnehmer hinzuweisen, scheint mir eine nicht bloß sachlich, sondern auch taktisch verfehlte Politik. So wird auch die Stellung des Kunstgewerbes sein müssen. Wir freuen uns, wenn bei Wahrung unsrer Interessen deren Formulirung in Handelsverträgen erfolgen kann. Aber der Handelsvertrag ist uns als solcher nicht Selbstzweck, und wir werden auch nicht zittern, wenn vorübergehend der Abschluß eines solchen nicht gelingen und unser deutsches Kunstgewerbe vorübergehend unter dem System autonomer Zollpolitik stehen sollte.

Wenn ich die Erörterungen der Beziehungen zwischen Zollpolitik und Kunstgewerbe mit dieser vollen Betonung des Interesses des Kunstgewerbes an einer die gesammte nationale Produktion in ausgleichender Weise schützenden und fördernden Politik schließe, so finde ich mich weitab von den Disharmonien des eingangs erwähnten garstigen zollpolitischen Liedes. In der harmonischen Versöhnung der Interessen aller Erwerbsstände findet das Kunstgewerbe sein sicheres Heim.

Möge die Neuregelung unsrer Zoll- und Handelsverhältnisse dem deutschen Kunstgewerbe nicht nur im engeren Kreise seiner besonderen Interessen Gerechtigkeit widerfahren lassen, sondern auch durch die ganze Ausgestaltung des deutschen Wirthschaftslebens die allgemeinen Bedingungen für das künstlerisch gewerbliche Schaffen der deutschen Nation und für dessen Blühen und Gedeihen gewährleisten!

---

## Die Förderung der graphischen Künste und der Deutsche Buchgewerbeverein.

**Eine Ergänzung zu dem „Vorschlag“ des Herrn Max Schorß (Nr. 157 der Beilage).**

Unter dem Titel „Ein Vorschlag zur Förderung der graphischen Künste“ hat Hr. Verlagsbuchhändler Max Schorß in München an dieser Stelle eine Anregung gegeben, die sicher die berechtigte Beachtung weiterer Kreise gefunden hat. Es mag daher einem der Nächstbetheiligten gestattet sein, einige ergänzende Gesichtspunkte geltend zu machen, die sich mit den dort gemachten Vorschlägen recht

wohl vereinigen lassen, deren Uebergehung aber andrerseits im allgemeinen Interesse des deutschen graphischen Gewerbes nicht thunlich erscheint.

Hr. Schorß nimmt seinen Ausgangspunkt von dem Wunsche, es möge in München eine Akademie für graphische Künste ins Leben gerufen werden, die insbesondere dem graphischen Gewerbe Münchens, weiterhin auch Bayerns, zu dienen hätte. Er erwähnt dabei auch, daß die kgl. sächsische Regierung auf eine von ihm schon früher gegebene ähnliche Anregung reagirt habe, indem sie die Leipziger Kunstschule in eine Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe umwandelte, und stellt die vorgeschlagene Münchener Akademie gerade als ein nothwendiges Gegengewicht gegen die neue Leipziger Institution hin, welche eine verschärfte Konkurrenz von Leipzig aus bedeute. — Diese Auffassung ist allerdings in zweierlei Hinsicht nicht ganz zutreffend. Zunächst ist die Leipziger Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe keineswegs für einen lokalen Leipziger oder auch nur sächsischen Wirkungskreis bestimmt, sondern ihre Thätigkeit soll und wird gleichmäßig allen Theilen Deutschlands zugute kommen; denn so eng sind doch heutzutage die Grenzen innerhald unsres gemeinsamen Vaterlandes nicht mehr, daß nicht ein Jüngrr der schwarzen Kunst in München das verwerthen könnte, was er etwa in Leipzig gelernt hat, wie ja umgekehrt der blühenden Münchener Kunstakademie Schüler aus allen Theilen Deutschlands zuströmen, um sich später wiederum in alle Winde zu zerstreuen. So sympathisch wir also eine zweite graphische Akademie gerade in München begrüßen würden, wenn sich aus dem allgemeinen Wünschen und Bedürfnissen des dortigen Gewerbes eine solche ergeben sollte, so meinen wir doch. daß die von Hrn. Schorß angeführte Begründung, man müsse ein Gegengewicht gegen das sächsische Institut schaffen, nicht wohl aufrechterhalten werden kann. — Zweitens aber ist es ein Irrthum, wenn Hr. Schorß glaubt, die kgl. sächsische Regierung habe jene Umwandlung der Leipziger Akademie auf seine Anregung hin beschlossen; es ist dies vielmehr in freier Erwägung der thatsächlichen Verhältnisse und in klarer Erkenntniß der praktischen Bedürfnisse des Gewerbes geschehen, worüber schon lange vor dem ersten Vorschlage des Hrn. Schorß Berathungen gepflogen worden sind. Die Stelle aber, die als amtliche Vertretung der technischen und künstlerischen Interessen des deutschen Buchgewerbes zu Rathe gezogen wurde und die, wenn irgend Jemand, vielleicht einen gewissen Einfluß auf die endgültige Entschließung ausüben durfte, ist der Deutsche Buchgewerbeverein, und von diesem möchte ich hier ein Weniges berichten, da mir scheint, daß eine solche Instanz wohl kaum ganz übergangen werden sollte, wo ein Vorschlag zur Förderung der graphischen Künste diskutirt wird. Denn, um es kurz zu sagen: der bereits im Jahre 1884 begründete Deutsche Buchgewerbeverein erstrebt satzungsgemäß für das gesammte deutsche Sprachgebiet schon alles das, was der Vorschlag des Hrn. Schorß für München und Bayern im besonderen will, und der Verein ist nach emsiger stiller Vorarbeit gerade jetzt kräftig darangegangen, seine Ziele wirklich in ganz Deutschland zu fördern.

Man verstehe mich nicht falsch, als wolle ich einen Prioritätsstreit beginnen oder nun meinerseits das Gespenst der „Konkurrenz" heraufbeschwören. Ich meine nur, daß dort, wo das Ganze bereits besteht, sich Einzelbestrebungen im allgemeinen Interesse diesem angliedern und einordnen sollten, ohne darum ihre Selbständigkeit und ihr eigenes kräftiges Vorgehen aufzugeben. Daß aber der Deutsche Buchgewerbeverein wirklich gewillt und imstande ist, aufs Ganze zu gehen, und wie es trotzdem möglich ist, lokale Bestrebungen mit den seinigen zu verbinden, will ich im folgenden kurz auszuführen versuchen.

Der Deutsche Buchgewerbeverein bezweckt, nach dem Wortlaut seiner Satzungen, die Förderung des gesammten Buchgewerbes, namentlich in technischer und künstlerischer Beziehung, innerhalb des ganzen deutschen Sprachgebietes. Als Mittel, dieses Ziel zu erreichen, sind in den Satzungen vorgesehen: 1. Errichtung und Erhaltung des Deutschen Buchgewerbehauses als Vereinigungsstelle für die einzelnen Zweige des buchgewerblichen Vereinswesen. 2. Pflege des buchgewerblichen Ausstellungswesens durch beständige und zeitweilige Ausstellungen im Deutschen Buchgewerbehaus, Veranstaltung von Wanderausstellungen und Herbeiführung genossenschaftlicher Betheiligung des deutschen Buchgewerbes an in- und ausländischen Fachausstellungen und Weltausstellungen. 3. Weiterentwicklung und Nutzbarmachung des vom Verein begründeten Deutschen Buchgewerbemuseums, verbunden mit Fachbibliothek, Lesezimmer, Zeichen- und Vortragssälen. 4. Herausgabe einer allen Zweiges des Buchgewerbes dienenden Vereinszeitschrift. 5. Errichtung einer buchgewerblichen Hochschule, womöglich unter Anlehnung an die kgl. Kunstakademie in Leipzig.

Man sieht, hier ist alles schon im Werke, was Hr. Schorß wünscht: die graphische Akademie; die permanente Fachausstellung, die jetzt auch einen buchgewerblichen Maschinenmarkt von stetig wachsender Bedeutung umfaßt; die wechselnden Sonderausstellungen, die durch Vorträge erläutert und auch nach auswärts geschickt werden. Und noch mehr als das: eine zentrale Heimstätte für das buchgewerbliche Vereinswesen; ein prächtiger Ehrensaal (die Gutenberghalle) mit dem Denkmal der größten Erfinder des Buchgewerbes; ein vornehmes graphisches Fachblatt, das sämmtliche Mitglieder kostenlos erhalten. Dies alles aber — und hierin liegt der Schwerpunkt — soll nicht einseitig nur Leipzig zugute kommen, sondern ist für das Buchgewerbe ganz Deutschlands gedacht und bestimmt. Es war nicht mehr als natürlich, daß eine solche Organisation zunächst in dem historisch erwachsenen Mittelpunkt des deutschen Buchgewerbes entstand, und daß hier ihre monumentale Heimstätte, das Deutsche Buchgewerbehaus, errichtet wurde. Es war ebenfalls begreiflich, daß die lebhafteste Theilnahme sich zunächst in Leipzig regte, und daß man infolgedessen auch bei der Begründung einer graphischen Akademie in erster Linie an die kgl. Akademie zu Leipzig dachte, ohne damit andere Orte auszuschließen zu wollen. Nach Ueberwindung der Vorbereitungs- und Entwicklungsjahre ist aber der Buchgewerbeverein in ein neues Stadium getreten, und hat zielbewußt seine Arbeit in ganz Deutschland aufgenommen, wie ihm denn auch Mitglieder aus allen deutschen Gauen in erfreulicher Menge beigetreten sind. An allen buchgewerblich wichtigeren Orten sind Pfleger ernannt worden, die in freiwilliger Mitarbeit die Ziele des Vereins fördern und dessen Einrichtungen dem heimischen Gewerbe nutzbar machen wollen. Aus dem Zusammenschluß der Mitglieder sollen überall Ortsgruppen entstehen, die selbst wieder ein reges, förderndes Leben entfalten, und von der Zentralstelle unterstützt werden. Schon jetzt ist unter der Pflegschaft des Deutschen Buchgewerbevereins (Hr. Kommerzienrath Büxenstein) in Berlin ein „Berliner Buchgewerbesaal" in Vorbereitung, wo die Bestrebungen des Vereins selbstthätig aufgenommen werden sollen, und an der Einrichtung einer graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in München hat sich der Buchgewerbeverein sogleich mit einem Beitrag betheiligt, dem er eine jährliche Zuwendung folgen zu lassen hofft. Im Anschluß hieran sei weiterhin kurz erwähnt, wie der Buchgewerbeverein, um von anderen Gegenden Deutschlands zu schweigen, speziell in Bayern schon zu wirken gesucht hat, da ja eben von Bayern die neue Anregung ausgeht. In Bayern besitzt der Verein zur Zeit 40 Mitglieder und drei Ehrenmitglieder, dabei die angesehensten Vertreter des Verlagsbuchhandels und des Druckgewerbes. Pflegschaften sind bisher in München, Nürnberg und Würzburg errichtet worden. Eine Wanderausstellung von Holzschnitten gelangte im Bayerischen Gewerbemuseum zu Nürnberg zur Schau, während deren Unterbringung in München trotz eifrigster Bemühungen seinerzeit nicht möglich war! Eine weitere Wanderausstellung, umfassend künstlerisch ausgestattete Bücher und Buchschmuck aus dem bekannten Verlage von Eugen Diederichs wird im September d. J. in Nürnberg eröffnet, und voraussichtlich im

Januar 1902 in München gezeigt werden. Auch die nächste Wanderausstellung: Platten für und Drucke in Drei- und Mehrfarbendruck, soll in München und Nürnberg vorgeführt werden, und ferner schweben Verhandlungen betreffs der Ausstellung „Die Kunst im Leben des Kindes", deren Weiterführung der Buchgewerbeverein übernommen hat, mit dem akademischen Verein für bildende Kunst in München und mit der Nürnberger Lehrerschaft; diese gewiß allgemein interessante Ausstellung, die etwa 1000 Nummern umfaßt, wird also in München und Nürnberg noch im Laufe dieses Jahres, später jedenfalls auch in Ulm und Würzburg, durch den Buchgewerbeverein dargeboten werden. Endlich beabsichtigt der Verein, der übrigens in Paris das deutsche Buchgewerbe sehr erfolgreich vertreten hat, bei der nächstjährigen Kunstausstellung im Münchener Glaspalast eine Internationale Ausstellung moderner Buchkunst zu veranstalten. In der ständigen Maschinenausstellung im Deutschen Buchgewerbehause, die zugleich eine Vermittlungsstelle für den Verkauf bildet, sind zur Zeit die Erzeugnisse folgender bayerischen Firmen zu sehen: König u. Bauer, Würzburg; Augsburger Maschinenfabrik, Augsburg; Frankenthaler Schnellpressenfabrik Albert u. Co., Frankenthal (Rheinpfalz); Victoriawerke, Nürnberg. Auch in der ständigen buchgewerblichen Ausstellung sind die bedeutendsten bayerischen Firmen vertreten, und die alljährliche Ausstellung der Neuigkeiten (Cantate-Ausstellung), sowie die Weihnachtsausstellung umfassen die besten Erzeugnisse des gesammten deutschen, also auch des bayerischen, Verlages.

Aus dem Gesagten geht wohl zur Genüge hervor, daß der Deutsche Buchgewerbeverein seine Aufgabe, in ganz Deutschland das technische und künstlerische Niveau der graphischen Gewerbe zu heben, ernst auffaßt, und daß er speziell auch in Bayern schon mancherlei in dieser Beziehung versucht hat und im Laufe seiner eigenen Entwicklung immer mehr thun wird. Es scheint mir daher berechtigt und auch vortheilhaft zu sein, wenn örtliche Einzelbestrebungen, wie sie Hr. Schorß vorschlägt, sich diesem bereits erprobten Bestehenden anschließen und sich seine bisherigen Erfahrungen wie seine nicht zu verachtenden Einrichtungen zunutze machen. Besitzt doch der Buchgewerbeverein u. a. eine Bibliothek von über 11,000 Bänden, darunter zahlreiche Inkunabeln und ältere Drucke, und eine Blattsammlung von etwa 2500 Originalen und 15,000 Nachbildungen, ferner eine reiche Plakatsammlung und anderes mehr. Der Weg zu einer solchen Vereinigung der gleichartigen Ziele ist dadurch sehr einfach vorgezeichnet, daß der thatkräftige Vorkämpfer der Münchener graphischen Lehr- und Versuchsanstalt, Hr. Kommerzienrath Generalkonsul Rudolf v. Oldenbourg, selbst dem Vorstand des Deutschen Buchgewerbevereins angehört. Unter seiner Leitung müßten sich die Münchener Angehörigen des Buchgewerbes zunächst zu einer stattlichen Ortsgruppe des Deutschen Buchgewerbevereins zusammenschließen, wozu der Augenblick durch die Begründung der Lehr- und Versuchsanstalt äußerst günstig erscheint. In Verbindung mit dieser Anstalt müßte dann etwa ein „Münchener Buchgewerbesaal" geschaffen werden, der von der Ortsgruppe verwaltet würde. Hier können dann ständige oder wechselnde Ausstellungen, Vorträge, Kurse für Drucker u. s. w. stattfinden, wie dieses Hr. Schorß wünscht, und alle diese Veranstaltungen würden von der Zentralstelle aus nach Möglichkeit unterstützt werden, die dann auch nicht mehr vergeblich wegen einer interessanten Wanderausstellung anzuklopfen brauchte. Dies alles ist sofort und ohne große Mühe und Kosten durchführbar, und würde immerhin schon einen wesentlichen Theil des aufgestellten Programms verwirklichen. Der Fachmann aus München und aus der Provinz findet dort regelmäßige Anregung und Belehrung, das Publikum wird herangezogen und interessirt, die Künstler endlich lernen die Bedürfnisse der Praxis kennen und achten, und werden manches Vorurtheil gegen das „Gewerbe" ablegen, wenn sie dessen beste Leistungen ständig vor Augen haben und sehen, wie die besten Kräfte sich für dasselbe bethätigen. Und einer Münchener graphischen Akademie, die doch wohl nicht ganz so rasch ins Leben gerufen werden kann, würde auf diese Weise in jeder Beziehung vorgearbeitet und der Boden bereitet; sie wird dereinst auch entstehen, wenn ihre Zeit gekommen ist, und sie wird in der heimischen Ortsgruppe des Buchgewerbevereins eine starke Stütze finden, wie diese ihrerseits wieder im Anschluß an die schon bestehende kraftvolle Organisation von vornherein festen Halt besitzt. Es ist nicht nöthig, alles von neuem aufzubauen, alle Sammlungen aus dem Nichts zu begründen, alle Erfahrungen nochmals zu machen, wo schon in so zweckmäßiger und lebensfähiger Weise der Grund gelegt ist. Denn wie Niemand das Germanische Museum für eine einseitig bayerische Einrichtung halten darf, weil es sich in Nürnberg befindet, so mag man auch den Deutschen Buchgewerbeverein nicht als ein lokales Unternehmen betrachten, weil sein Sitz in Leipzig ist. Selbstverständlich wird die sächsische Regierung jederzeit eine Leipziger, die bayerische Regierung eine Münchener Akademie unterstützen, und solche Sonderbestrebungen dürfen gern innerhalb des großen Ganzen bestehen; wohl aber mögen alle Gleichstrebenden sich als natürliche Bundesgenossen betrachten, und sich zu gegenseitiger Förderung zusammenschließen, soweit die deutsche Zunge klingt. So sollen denn auch meine Ausführungen nicht einen Gegenvorschlag, sondern nur eine Ergänzung zu den Plänen des Hrn. Schorß bedeuten. Nicht hie Sachsen! und hie Bayern! soll die Losung sein, sondern Gott grüß' die deutsche Kunst!

Dr. Ludwig Volkmann.

---

## Besprechungen.

* Das Deutsche Bureau der internationalen Bibliographie der Naturwissenschaften, welches von Reichswegen in Berlin, Enckeplatz 3a, für die auf Deutschland entfallende Arbeit an dem internationalen Katalog der Naturwissenschaften errichtet ist, wird, um das von ihm gesammelte Material der Oeffentlichkeit möglichst schnell zugänglich zu machen, im Auftrage des Reichsamtes des Innern eine Wochenbibliographie der deutschen naturwissenschaftlichen Literatur herausgeben. Der Verlag liegt in den bewährten Händen von Gustav Fischer (Jena). Die Bibliographie wird die sämmtlichen einschlägigen Zeitschriftenartikel und selbständigen Werke in sachlicher Anordnung bringen. Ganz besondere Vortheile werden von dem Unternehmen die Redaktionen referirender Organe haben. Um von dem Umfang des zur Bearbeitung kommenden Materials einen Begriff zu geben, sei bemerkt, daß die Zahl der Zeitschriften, die für die Bibliographie ausgezogen werden sollen, sich auf mehr als 1200 beläuft. Dabei ist zu betonen, daß hierunter sich auch solche befinden, deren Inhalt nicht rein naturwissenschaftlich ist, die aber gelegentlich in das Gebiet einschlagende Arbeiten veröffentlichen. Gerade bei diesen liegt die Gefahr nahe, daß sie von dem Forscher, der zu ausgedehnten literarischen Recherchen meist wenig Zeit verfügbar hat, übersehen werden. Die von dem Bureau ausgesprochene Bitte um leihweise Ueberlassung der naturwissenschaftlichen Neuerscheinungen ist nicht erfolglos geblieben und man darf hoffen, daß auch solche Verleger, die einstweilen noch zurückgehalten haben, sich bei näherer Kenntnißnahme des Zieles und der Bedeutung des neuen Unternehmens zur Unterstützung werden bereitfinden lassen. Ebenso wie an die Verleger richtet das Bureau auch an die zahlreichen naturwissenschaftlichen Vereine Deutschlands das Ersuchen, ihm die neuerscheinenden Vereinspublikationen auf kurze Zeit leihweise zu überlassen.

* Die 100. Auflage von „Webers Dreizehnlinden". Die Verlagsbuchhandlung von Ferdinand Schöningh in Paderborn zeigt uns soeben das Erscheinen der 100. Auflage von Webers Dreizehnlinden an. Wenn wir berücksichtigen, daß die erste Auflage 1878 erschien, so können wir das Erscheinen der Jubelausgabe nach einem verhältnißmäßig nur kurzen Zeitraum als einen beispiellos seltenen, durch innere Eigenschaften wohlverdienten Erfolg verzeichnen, der zur Genüge zeigt, welch hohes Interesse diesem christlich-nationalen Epos entgegengebracht wird.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

c. **Neue Zeitschrift.** In England wird vom Herbst ab eine neue wissenschaftliche Zeitschrift erscheinen, die den Namen „Biometrika“ führen und sich Anwendung der statistischen Methoden auf biologische Probleme zur Aufgabe machen wird. Bekanntlich ist in dieser Richtung vor Jahrzehnten ein bedeutender Anstoß durch Galton, insbesondere durch dessen Inquiries into Human Faculty, von England ausgegangen, und die neue Zeitschrift will die statistischen Methoden in weitestem Umfang auf Menschen, Thiere und Pflanzen anwenden, ganz besonders die individuellen Verschiedenheiten innerhalb der einzelnen Arten und Rassen feststellen; auch der Ausbau der statistischen Theorie in sich, soweit sie auf Biologisches anwendbar ist, und Tabellen zur Vereinfachung der statistischen Arbeit, schließlich Auszüge aus der einschlägigen Literatur und ungelöste Probleme sollen Raum finden. Die Herausgabe geschieht unter Mitwirkung von Francis Galton durch die Professoren Weldon (Oxford), Pearson (London) und Davenport (Chicago); außer der englischen ist die deutsche, französische und italienische Sprache zugelassen. Unter den den Herausgebern bis jetzt zugesagten Arbeiten ist eine aus Deutschland, nämlich „Variationsstatistische Probleme und Materialien“ von Prof. Dr. F. Ludwig.

* **Die letzten Ausgrabungen auf dem römischen Forum** haben wieder ein neues Stück des ältesten Rom zutage gelegt, nämlich das Volkanal. Man fand es östlich vom Triumphbogen des Septimius Severus und östlich von der Stelle der rostra. Es stellt einen mäßigen Fels dar, der sich nur wenig über die Fläche des Forums erhebt. Wie Dionys von Halikarnaß berichtet, soll auf jenem Felsen Romulus mit Tatius zusammengetroffen sein, und bevor die rostra gebaut wurden, hielten vom Volkanal aus die Konsuln ihre Reden ans Volk.

* **Ein belgischer Preis für Polarforschung.** Der Minister des Innern Dr. Trooz, zugleich auch Unterrichtsminister, hat unter der Bezeichnung des „Belgica“-Preises von der Kammer die Stiftung eines Preises von 41,000 Fr. für ozeanische Forschungen durch Belgier gefordert. Den Preis hätte die wissenschaftliche Klasse der Akademie zu vergeben. Diese Summe ist nämlich frei geworden durch den Verkauf des Schiffes der belgischen Südpolarexpedition an Norwegen, nachdem die Gesellschaft zur Rettung gemarterter Kinder ihren Plan, die „Belgica“ zu einem Schiffsjungen-Schulschiff zu machen, nicht glücken sah. De Gerlache, der bekannte Führer der Expedition, wünscht, daß das Kapital von 41,000 Fr. durch Anhäufen der Zinsen auf 100,000 Fr. gebracht werde und daß von dessen Zinsen sowohl eine Belgica-Medaille gestiftet werde für Polarforscher aller Nationen, wie auch Subsidien vertheilt werden für ozeanische Forschungen durch Belgier. Diesen Motiven hat Minister de Trooz beigestimmt.

* **Erlangen.** Dem ordentlichen Professor der Jurisprudenz an der hiesigen Universität Dr. Theodor Kipp wurde die nachgesuchte Enthebung von seiner Stelle unter wohlgefälliger Anerkennung seiner vorzüglichen Dienste bewilligt.

* **Heidelberg.** Dem Privatdozenten für deutsche Philologie an der hiesigen Universität Dr. Gustav Ehrismann ist der Charakter als außerordentlicher Professor verliehen worden. — Dem bisherigen außerordentlichen Professor Dr. Johannes Hoops ist das hier neubegründete Ordinariat für englische Sprache und Literatur übertragen worden. — Der großh. Oberschulrath hat seine Zustimmung zur Errichtung einer Oberrealschule für Mädchen ertheilt. Die bisherige Töchterschule bleibt in ihrem ganzen Umfang erhalten. Von der vierten Klasse ab wird sich aber ein besonderer Anstaltszweig nach dem Lehrplan der Oberrealschule anschließen. Die Anregung dazu war im Juli vorigen Jahres durch den Stadtrath erfolgt.

* **Straßburg.** An der hiesigen Universität hat sich Dr. Emil Hannig aus Montigny bei Metz als Privatdozent für Botanik niedergelassen.

* **Frankfurt a. M.** Der Privatdozent in der juristischen Fakultät der Breslauer Universität, Dr. Freudenthal, hat einen Ruf an die im Oktober dieses Jahres hier zu eröffnende Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften erhalten und angenommen.

* **Leipzig.** Die ordentlichen Honorarprofessoren Dr. phys. Arthur v. Oettingen in Leipzig und Dr. med. et phil. Ernst Abbe in Jena wurden zu ordentlichen Mitgliedern der mathematisch-physikalischen Klasse der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften ernannt.

* **Berlin.** Die Frauen an der hiesigen Universität finden in der Chronik des Jahres 1900/1901 mehrfach Erwähnung. Im Sommer 1900 studirten 301 Frauen, von denen thatsächlich 289 Vorlesungen hörten; im Winter betrugen die Zahlen 454, bezw. 425. Unter den neu promovirten Doktoren der philosophischen Fakultät wird die Amerikanerin Karoline T. Stewart aus Memphis (Tennessee) verzeichnet. Vielfach betheiligten sich Frauen an den Arbeiten in den Seminaren. Im Institut für Alterthumskunde gehörten 3, bezw. 5 Damen zu den Benutzern der Bibliothek. Im staatswissenschaftlich-statistischen Seminar begegnet man sowohl bei Adolf Wagner wie bei Sering einigen Damen. Im Seminar für romanische Philologie waren unter den 15 Mitgliedern 2 Damen; auch im Seminar für englische Philologie war eine Dame ordentliches Mitglied. Im Zoologischen Museum wirkt Klara Oehe als Hilfspräparator; sie war insbesondere beim Präpariren von Insekten thätig. Zeichnungen für wissenschaftliche Abhandlungen fertigte Frl. v. Zglinicka an. Im Botanischen Institut arbeiteten unter den vorgerückteren Praktikanten 3, bezw. 4 Damen. Auch unter den Personen, denen unsere Sammlungen mannichfache Bereicherungen verdanken, werden hier und dort Frauen genannt. So stifteten dem Botanischen Museum Frau Alice R. Northrop 44 Nummern Kryptogamen von den Bahama-Inseln und Frau Hauptmann Peince 177 Nummern Siphonogamen aus Uhehe, ferner der Bibliothek des Museums die Wittwe des Kolonialdirektors Dr. H. Blumenau 25 Werke über tropische und subtropische Agrikultur.

Wg. **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor der systematischen Botanik an der Prager deutschen Universität Dr. Victor Schiffner wurde in gleicher Eigenschaft an die Universität in Wien berufen. — Der ordentliche Professor der Chirurgie an der Wiener Universität Dr. Joseph Weinlechner, seit 1871 Vorstand der ersten chirurgischen Abtheilung des allgemeinen Krankenhauses, ist mit Rücksicht auf die Altersgrenze um seine Pensionirung eingeschritten. — Am 23. d. M. ist der frühere Sektionschef im Ministerium für Kultus und Unterricht und spätere Vizepräsident des niederösterreichischen Landesschulraths Dr. Erich Wolf im 64. Lebensjahre gestorben. Der Verstorbene hatte auf dem Gebiete des Mittelschulwesens und an zahlreichen Reformen des Unterrichtswesens mitgewirkt.

w. **Paris.** Die Académie française führt für den Außenstehenden ein ruhiges, der ernsten Wissenschaft entsprechendes Leben. Sie überliefert der Presse kurze Sitzungsberichte, von denen der letzte (vom 25. Juli) also lautet: „Die Akademie hat die Werke „Etudes de langue française seizième et dixhuitième par Marty-Laveaux“ und „Commentaires sur le livre d'Esther par la baronne de Fontmagne“ als Ehrengabe in Empfang genommen. Die Sitzung selbst war der Arbeit am Dictionnaire d'usage gewidmet.“ Wie der „Temps“ erfährt, kam es indessen zu einer sehr erregten Sitzung. Alljährlich werden an den einzelnen Lyceen von Paris Preise vertheilt und Mitglieder der Akademie pflegen dabei unter die Ehrenvorsitzenden gewählt zu werden. Nun hat der französische Unterrichtsminister das von der Akademie gewählte Institutsmitglied Faguet durch einen Andern ersetzt. Die Akademie war nahe daran, diese Zurücksetzung durch ein geschlossenes Fernbleiben von der Preisvertheilung zu rächen, bis man nach langen Verhandlungen sich dahin einigte, feierlich das Bedauern über das Vorgehen des Ministers auszudrücken. So scheint Leygues, der schon eine heftige Gegnerschaft sich gegenüber hat, sich immer mißliebiger zu machen. — Jenem Tadelbeschlusse hat sich nun auch die Académie des sciences unter Führung ihres Vorsitzenden de Franqueville angeschlossen. Die Sache wird für den Minister um so heikler, als er selbst die Akademien um die Bestimmung der Ehrenvorsitzenden ersucht hatte und als außer Faguet noch ein zweites Institutsmitglied, Gilbert, zurückgewiesen wurde.

Jahrgang 1901. München, Dienstag, 30. Juli. Nummer 172.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Das Archivwesen Italiens.

Von Dr. P. Kehr, Professor in Göttingen.

### I.

Seit vier Jahren arbeite ich mit einem kleinen Stabe von Mitarbeitern in den Archiven und Bibliotheken Italiens. Von Udine bis Mazzara ist wohl kein Archiv und keine Bibliothek, denen wir nicht unsern Besuch abgestattet hätten. Gering waren unsre Mittel, groß waren die Mühen. Jetzt, am Ende einer so umfassenden Forschung, mache ich einen Augenblick Halt und athme auf wie ein Wanderer, der einen langen und anstrengenden Weg durchmessen hat und sich nun endlich am Ziele sieht. Indem ich jetzt von dem Lande Abschied nehme, dem der Jüngling seine besten Anregungen verdankt und dem der Mann seine stärksten Anstrengungen gewidmet hat, um mich zu den Archiven von Frankreich und Spanien zu wenden, glaube ich mich der Verpflichtung nicht entziehen zu dürfen, meine Erfahrungen zusammenzufassen. Freilich wollen und können diese archivalischen Erinnerungen das Thema nicht entfernt erschöpfen. Unsre Forschungen galten nur dem älteren Mittelalter; danach habe ich von vornherein nicht die Absicht, über das italienische Archivwesen als G a n z e s zu berichten. Allein, wenn auch meine Erfahrungen in dieser Hinsicht unvollständig sind, sie sind, da sie sich über ganz Italien und über alle Archivtypen des Landes erstrecken, vielleicht auch solchen gelehrten Italienfahrern von Nutzen, welche sich anderen archivalischen Aufgaben widmen wollen. Sie sollen ferner genauer und ausführlicher die Nothwendigkeit einer organisirten und systematischen Forschung in den Archiven Italiens darthun: statt der engen und selbstgenügsamen Thätigkeit, wie sie bisher von dem Preußischen Historischen Institut in Rom freiwillig oder unfreiwillig geleistet worden ist, einer breiten, umfassenden, die ganze ältere Ueberlieferung in Italien erschließenden Archivforschung, wie sie allein der großen Traditionen der deutschen Geschichtswissenschaft würdig sein würde.

Ich wünsche gleich im Anfang dem Verdachte zu begegnen, als hätte ich die Absicht, eine K r i t i k der archivalischen Zustände Italiens zu schreiben. Wir sind Gäste in dem gastlichsten Lande der Welt und haben nicht das Recht, zu verlangen, daß man unsre Grundsätze und Anschauungen auch außerhalb unsres Landes zur Ausführung bringe. Wir sollten uns mehr daran gewöhnen, fremde Einrichtungen anzusehen wie von der Natur gegebene Verhältnisse, die wir nicht ändern können, auch nicht zu ändern den Beruf haben, die wir hinnehmen müssen wie Sonnenschein und Regen. Und endlich da, wo man so viel Güte, so viel Entgegenkommen, ja so viel Freundschaft gefunden hat, verstummt jedes Wort des Tadels und kann kein Verdacht feindseliger Kritik aufkommen: ich habe nur Ursache, zu danken.

Kein Land der Welt ist in Bezug auf Archive trotz aller bureaukratischer Zentralisation so wenig eine Einheit wie Italien. Die Masse der Archive hat zunächst etwas verblüffendes. Ein halbes Dutzend Archive mit alten Beständen sind selbst in einer italienischen Mittelstadt nichts Ungewöhnliches. Aber das Schema ist doch keineswegs dasselbe. Das Archivwesen ist vielmehr in den einzelnen Provinzen je nach ihrer besonderen geschichtlichen Vergangenheit und nach ihren eigenthümlichen gelehrten Ueberlieferungen durchaus verschieden. Nur wenn man der Geschichte dieser archivalischen Ueberlieferung systematisch nachgeht, versteht man, warum sie hier zentralisirter, dort wieder in voller Zersplitterung auftritt, und wie es gekommen ist, daß Theile desselben Archivfonds bald hier, bald dort sich finden.

Um gleich die hauptsächlichsten Typen zu nennen, so bilden eine Gruppe für sich die geistlichen Archive (Klosterarchive, bischöfliche Archive, Kapitelarchive), eine zweite die Staatsarchive, eine dritte die Archive der Städte, der Hospitäler, der Notare, der Privaten. Eine Stellung ganz für sich, schon wegen ihrer universalen Bedeutung, nehmen die vatikanischen Sammlungen ein. Hienach ordne ich im folgenden meine Erinnerungen.

#### 1. Die geistlichen Archive.

Die ältesten Archive sind in Italien wie anderwärts in Europa die geistlichen Archive. Die Bisthümer, die Kirchen, die Klöster haben zuerst ihre Rechtstitel zu sammeln und aufzubewahren begonnen. So entstanden die ältesten Archive des mittelalterlichen Italiens, das des heiligen Stuhles in Rom, das der Erzbischöfe von Ravenna, die Archive der Bischöfe von Lucca und Salerno, die der Kapitel von Verona und Arezzo, die der Klöster Bobbio, Farfa, Nonantula, Monte Cassino. Dann erst folgten die Städte, die, sobald sie zu größerer Macht und zu politischer Bedeutung gelangten, für ihre Verwaltung geordneter Archive bedurften. Venedig, Pisa, Florenz gingen den anderen voran. Aus ihnen haben sich dann zum Theil die staatlichen Archive entwickelt, als diese Kommunen zu wirklichen Staaten heranwuchsen. Hiezu kamen endlich die Zentralarchive der jüngeren Territorialstaaten. Daneben gehen, vielfach unterbrochen, die Archive der großen Geschlechter.

Eine Entwicklung also ganz oder doch fast ganz wie in Deutschland und anderwärts. Und doch, wie grundverschieden sind die Schicksale der Archive in Italien und in Deutschland gewesen!

Es ist die Unstetigkeit der historischen Entwicklung, es sind die oft gewaltsamen Schicksale der zahlreichen geistlichen Archive gewesen, die dem italienischen Archivwesen ihren Stempel aufgedrückt haben. Doch ist auch da ein wichtiger Unterschied vorhanden. Während die Archive der Bischöfe und der Kapitel, wenn nicht Brand oder Unverstand sie zerstörte, in ihren alten Sitzen sich erhielten, begann schon früh im Mittelalter die Wanderung der Klosterarchive von einem Besitz in den andern. Die Päpste haben vielfach, bereits im 11. Jahrhundert, verfallene oder verfallende Klöster besser verwalteten übertragen oder auch neuere Gründungen mit dem Besitz der älteren ausgestattet. Damit wanderten auch die Archive in die Schatzkammer der neuen Herren. Der Weg war oft weit, und nicht immer kann ihn der Forscher zurückverfolgen. Aber ein paar Beispiele mögen diesen Prozeß erläutern. Das

calabresische Kloster S. Maria di Bagnara, ausgestattet mit Urkunden der Normannen und der Staufen, ward dem Kloster S. Maria della Gloria in Anagni inkorporirt, und dieses kam später an die Kanoniker des Lateran: so sind die griechischen Urkunden von Bagnara in das Archiv von S. Giovanni gekommen. Die Kanoniker von S. Peter im Vatikan erhielten mit dem Besitz der Klöster S. Rufillo di Forlimpopoli in der Romagna, S. Salvatore di Monte Majella in den Abruzzen, S. Martino di Monte in Viterbo, S. Michele de Revere Seriniolo im Ferraresischen auch deren Archive. S. Paul vor den Thoren Roms bekam die Fonds von Fontevivo bei Parma, von S. Apollinare Nuovo in Ravenna, von S. Benedetto zu Nepi, von Klöstern in Todi und Amelia. La Cava besaß von altersher Klöster in Apulien, Monte Cassino Klöster und Kirchen über ganz Italien hin und selbst in Dalmatien und Sardinien: deren Urkunden sind seitdem in den Archiven von La Cava und Monte Cassino. Auch Klöster außerhalb Italiens empfingen mit italienischen Klöstern deren Archivalien: so sind Urkunden aus S. Benedetto di Polirone und aus S. Saba in Rom an das burgundische Cluny gekommen und haben die Schicksale dieses einst so berühmten Archivs getheilt, d. h. sie sind theils zugrunde gegangen, theils nach Paris, London oder in Privatbesitz gerathen.

Noch stärkere Veränderungen in den alten archivalischen Beständen brachte die Bildung der Kongregationen mit sich. Indem sich mehrere Klöster zu einer Genossenschaft vereinigten, entstanden geistliche Zentralarchive, in denen die einzelnen Archive der Mitglieder, nicht immer freilich geschlossen, zusammenkamen. Das Archiv der Lateranensischen Kanoniker in S. Pietro in Vincoli ist dafür ein besonders lehrreicher Typus: da sind Urkunden aus Hunderten von italienischen Kirchenarchiven zusammengekommen, aus Brescia wie aus Benevent, aus Bologna wie aus Neapel, aus Ravenna wie aus S. Agnese, aus Piacenza wie aus Tolentino. Wichtige Zentralarchive der Art waren auch die der Kongregationen von S. Frediano in Lucca, von S. Maria di Portu bei Ravenna, von S. Maria del Reno bei Bologna, von S. Michele di Murano bei Venedig, von S. Giustina in Padua; was hierher kam, hat dann das nicht immer günstige Schicksal des Hauptarchivs getheilt. Noch großartigere Magazine waren einst die Zentralarchive der Vallombrosaner (jetzt in Florenz und in Pescia), der Camaldulenser (deren Hauptarchiv in S. Gregorio Magno zugrunde gegangen ist, während noch ein schönes Depot bei S. Biagio in Fabriano verwahrt wird), der Olivetaner (früher in Monte Oliveto bei Siena, dann bei S. Francesca Romana auf dem Forum, jetzt in Settignano bei Florenz). Auch die jüngeren Orden wurden so bedacht; die Dominikaner bekamen u. a. S. Sisto in Rom, die Karmeliter S. Grisogono in Trastevere, die Augustiner S. Trifone, die Karthäuser von Calci S. Maria di Gorgona, die von Trisulti S. Ciriaco in den Thermen des Diocletian, die Oratorianer S. Giovanni in Venere in den Marken. Die meisten von diesen haben früher oder später schwere Einbußen erlitten, einige, wie das Zentralarchiv der Olivetaner, sind nur in kläglichen Trümmern erhalten, andere, wie das Zentralarchiv der Kreuzherren in Bologna, sind ganz verloren gegangen.

Im 16. Jahrhundert beginnt dann die Ausstattung der neu gegründeten römischen Kollegien mit dem Besitz und den Archivalien alter Klöster. Das von Gregor XIII. 1581 errichtete Collegium Graecum bekam das große Archiv von S. Trinità di Mileto in Calabrien mit seinen schönen griechischen Urkunden, das Collegium Germanicum empfing zur Ausstattung das altberühmte Kloster Fonte Avellana, ferner S. Cristina bei Pavia, Lodi Vecchio und die römischen Kirchen S. Stefano Rotondo, S. Saba und S. Apollinare mit deren Archiven.

Eine böse Zeit kam über die Klosterarchive durch die Kommendataräbte. Kardinäle der römischen Kirche oder Nepoten der Päpste empfingen jene alten und reichen Klöster als Kommenden, und Liebhaber von alten Handschriften und Dokumenten, wie sie zuweilen waren, nahmen sie aus dem Archiv oder der Bibliothek ihres Klosters, was ihnen werthvoll erschien, mit in ihre prächtigen römischen Paläste. So gelangten die Urkunden von Grottaferrata und die Handschriften von S. Vincenzo al Volturno in den Besitz der römischen Familie Barberini, die von S. Benedetto zu Salerno und des Klosters Marmosolle bei Anagni in das Archiv des Hauses Colonna, die von Casauria und S. Bartolomeo di Penne in die Bibliothek des Fürsten Chigi, die von S. Sisto in Viterbo in das Archiv der Farnese (jetzt in Neapel), die von S. Lorenzo di Campo in die Bibliothek der Albani. Das Archiv von S. Fruttuoso bei Genua hat jetzt sein Heim im Archiv der Fürsten Doria, mit denen es von Genua nach Rom gezogen ist.

Ueberhaupt ist die Sammelwuth der Liebhaber seit den Zeiten des Humanismus gerade den geistlichen Archiven verderblich oder doch gefährlich genug geworden. Zwar waren Urkunden nie so gesucht wie alte Handschriften; immerhin sind auch sie von leichtsinnigen und gewissenlosen Archivaren verhandelt worden. Am grausamsten ist bekanntlich das erzbischöfliche Archiv von Ravenna heimgesucht worden: wäre da noch der alte Besitz zusammen, so würde es unbestritten das erste geistliche Archiv Italiens sein. Wie die kostbaren Papyri des Archivs in alle Welt gingen, um die Prunkstücke der fremden Bibliotheken zu bilden, ist hinreichend bekannt; auch zwei alte päpstliche Papyrusurkunden dieses Archivs sind so fortgekommen und in den Besitz des Marchese Gualtieri in Orvieto gerathen, der sie 1821 dem Vatikan schenkte, wo sie nun endlich geborgen sind. Aber auch viele Pergamente dieses Archivs sind in derselben Weise fortgebracht worden, einige schon früh in das Vatikanische Archiv, andere in das Archivio della Congregazione di Carità in Mailand, wieder andere nach Paris, wo sie in den Nouvelles Acquisitions der Nationalbibliothek und im Privatbesitz mühsam zusammengesucht werden müssen.

So ist durch das ganze Mittelalter hindurch bis in die neueren Zeiten die alte archivalische Ueberlieferung der Klöster niemals zur Ruhe gelangt. Da brach nun die Wuth der Napoleonischen Zeiten über die noch erhaltenen geistlichen Archive herein.

Gewiß hat die Idee Napoleons I., ein allgemeines Zentralarchiv des Regno d'Italia in Mailand zu begründen, etwas Großartiges. Aber der Schaden ist größer gewesen als der Nutzen. Denn mit der Aufhebung der Klöster und Kongregationen wurden ihre Archive zwar nicht herrenlos, aber einen Augenblick waren sie doch der Gefahr völliger Vernichtung ausgesetzt. Hier und dort ist es wirklich dazu gekommen. Ich sah im Archivio dei residui beni ecclesiastici in Ferrara noch die Liste der Klosterarchive, welche das Machtwort Napoleons I. nach Mailand zu bringen befahl. Aber sie sind nur zum kleineren Theil dahin gelangt. Darunter befand sich das schöne Archiv von S. Maria di Pomposa, wichtig auch für die deutsche Geschichte durch eine stattliche Anzahl von Urkunden deutscher Kaiser. Sie gelangten bis Mantua. Hier blieben sie liegen. P. Theiner fand sie dort bei einem Antiquar. Er erwarb sie für den Fürstbischof Fürstenberg von Olmütz, der sie den Benediktinern von Monte Cassino übergab. Dort, fern von ihrer Heimath, haben sie eine Zuflucht gefunden, aber freilich es sind nur Trümmer. Unendlich viel ist in jenen wilden Zeiten zugrunde gegangen. Wo findet sich eine Spur des Archivs des alten Klosters Tolla bei Piacenza? Wo sind die Urkunden des Klosters Leno bei Brescia und so vieler anderer Klöster?

Also gerieth eine große Masse alter Urkunden, ja ganze Archive in Privatbesitz oder in die Hände von Händlern und Goldschlägern. Was nicht zugrunde gerichtet wurde, ging wohl wunderliche Wege. Das große Archiv von Brondolo, südlich von Venedig, wurde von einem deutschen Antiquar erstanden und verhandelt; jetzt ist der eine Theil im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, ein anderer in den Sammlungen der Universität Heidelberg, ein dritter im Staatsarchiv in Rom. Aus dem Archiv von S. Salvatore di Lecceto bei Siena haben sich über 200 Urkunden in die königliche Bibliothek nach Berlin verirrt. Aus den zerstreuten Resten so vieler Kirchenarchive der

Lombardei bildete Carlo Morbio in Mailand seine berühmte Sammlung, die seine Erben nach Deutschland verkauften; einiges erwarb die Universitätsbibliothek in Halle, anderes ein deutscher Bankier. Niemand weiß wie und woher der Cod. lat. 27,312, das wichtige Catasticum episcopatus Adriae, eine Quelle ersten Ranges für die Geschichte von Adria in den Lagunen, in die Münchener Staatsbibliothek gekommen ist; ich weiß jetzt aus einer vatikanischen Handschrift, daß der Codex ehemals dem Archiv der Venezianischen Republik angehört hat und ich fand dort noch seine alte Signatur. Wer würde die Urkunden des erzbischöflichen Archivs von Genua in der kaiserlichen Bibliothek von St. Petersburg suchen? Auch in Frankreich und England, vielleicht auch schon in Amerika, haben die öffentlichen und privaten Sammlungen sich mit der Beute des italienischen Marktes ausgestattet, wie die Museen mit den Schätzen des italienischen Bodens, sehr zum Verdruß des Forschers, der, um irgend eine Urkunde eines italienischen Klosters aufzuspüren, eigentlich dem Antiquariatshandel der ganzen Welt nachgehen müßte. Uebrigens verbergen verborgene Stellen in Italien selbst noch manchen Schatz. So fanden wir unter den Autographen des Hrn. L. Azzolini in Rom Urkunden aus dem Valombrosaner-Archiv, aus der Curie von Aquino und aus Cremona, dessen einst reiches Kapitelarchiv in der Franzosenzeit fast zerstört worden ist.[1]) Wer Zeit, Lust und Geld hat und sich auf das Geschäft versteht, könnte noch heute in verhältnißmäßig kurzer Zeit sich in Italien eine stattliche Sammlung von Urkunden, ja selbst ganze Archive zulegen.[2])

Das ist die Kehrseite der Säkularisationen und der Unterdrückung der geistlichen Korporationen gewesen. Der antiquarische Historiker wird vielleicht zweifeln, ob er sich eines Fortschritts des Menschengeschlechts freuen darf, der mit solcher barbarischen Verwüstung der alten Ueberlieferung und des Besitzes unsrer Vorfahren verbunden gewesen ist.

Diese Erfahrungen der napoleonischen Zeit hat sich die italienische Regierung nicht zunutze gemacht. Wollte sie mit der Säkularisation die Aufhebung der geistlichen Archive konsequent durchführen, so hätte sie Anstalten treffen müssen, um den sicheren Uebergang der Archivalien aus den geistlichen Händen in die des Staats zu ermöglichen. Aber Dekret und Ausführung haben einander nicht entsprochen. So sind besonders in Rom bei der Aufhebung der Klöster im Jahre 1871 eine Masse von Materialien fortgekommen. Das ganze für die mittelalterliche Geschichte von Rom so wichtige Archiv des Nonnenklosters S. Maria in Campo Marzo ist vollkommen verschwunden, ebenso der reiche Fonds von S. Lorenzo in Panisperna; aus den anderen Beständen, wie dem von Mica Aurea, S. Silvestro in Capite u. a., fehlen gerade die älteren und wichtigeren Dokumente.

Ich könnte die angeführten Beispiele beliebig vermehren. Indessen, wozu erzähle ich sie? Doch nur weil ich daraus gewisse Postulate für die Forschung ziehen will. Wir sind in Deutschland durch die Zentralisation des Archivwesens verwöhnt und darum geneigt, eine gleiche Ordnung des Archivwesens auch im Auslande und besonders in Italien vorauszusetzen. Aber der Forscher muß hier nicht nur das historische Wissen besitzen, dessen er überall bedarf; er muß zugleich eine archivalische Kenntniß haben, wie er sie sonst nirgends nöthig hat. Wer auf gründliche und erschöpfende Arbeit über irgend ein Problem der älteren italienischen oder deutsch-italienischen Geschichte ausgeht, muß sich zuvor in den Besitz der Geschichte jedes einzelnen archivalischen Fonds setzen. Es leuchtet aber ohne weiteres ein, daß ein Einzelner, möge seine Arbeitskraft noch so groß sein, nicht imstande ist, diese unendliche Mannichfaltigkeit zu übersehen. Es gibt in Italien keinen anderen Weg, zum Ziele zu gelangen, als das gründlichste Aufräumen der archivalischen Ueberlieferung, fortschreitend von Ort zu Ort, von Archiv zu Archiv, von Bibliothek zu Bibliothek, von Sammlung zu Sammlung. Das aber kann nur eine gelehrte Körperschaft, ein organisirtes wissenschaftliches Arbeiterkorps. Es wäre eine der dringendsten, aber auch lohnendsten Aufgaben eines Instituts, und vorzüglich unsres deutschen Instituts in Rom.[3])

Man wende nicht ein, daß das eine interne Angelegenheit der italienischen Geschichtswissenschaft sei. Da könnten wir lange auf die Erfüllung unsrer Wünsche warten. Und gegen die nationalistische Geschichtsforschung ließe sich überhaupt manches sagen. In Italien zumal hat sie, für das Mittelalter wenigstens, gar keine Berechtigung. Will man Rom und Florenz zu Objekten der Lokalforschung machen? Diese Ueberlieferungen gehören vor allem der allgemeinen Kultur, gehören der Kirche, gehören dann auch der italienischen Nation, aber zu einem guten Theil auch dem deutschen Volk. Denn die Zahl der Dokumente unsrer alten Kaiser und unsrer Vorfahren in diesen italienischen Beständen ist unübersehbar. Es ist also nicht nur unser gelehrtes Interesse allein, es ist zugleich ein Stück nationaler Pflicht, sie wieder aufzusuchen, systematischer und umfassender als das bisher hat geschehen können. Was aus ihnen noch zu gewinnen ist, glaube ich selbst Zweiflern überzeugend durch unsre bisherigen Publikationen erwiesen zu haben. Aber natürlich darf das nicht im Gegensatz zur italienischen Wissenschaft geschehen: der gemeinsame Besitz möge uns vielmehr noch fester als bisher zu gemeinsamer Arbeit verbinden. Ich selbst habe nirgend fleißigere und verständnißvollere Mitarbeiter gefunden als unter den italienischen Historikern — die Namen von Luigi Schiaparelli und Pietro Fedele werden immer mit unserm Göttinger Unternehmen untrennbar verbunden bleiben, und ich bin davon durchdrungen, daß hier, auf dem Felde der historischen Wissenschaft, eine dauernde Allianz deutscher und italienischer Forscher nicht nur möglich, sondern auch heilsam und fruchtbar für beide sein würde. —

So ist also das archivalische Material aus dem Klosterarchiven des Mittelalters zerrissen und zertrümmert auf die Neuzeit gelangt. Die Trümmer — denn nur wenige Fonds sind ganz intakt geblieben — sind theils in die Archive und Bibliotheken des Staates, theils in die der Städte oder der Hospitäler, theils auch in die Archive der Notare oder in die Sammlungen Privater gelangt. Davon später. Nur einige jener alten Klosterarchive haben sich mit den Klöstern selbst als „Monumenti nazionali", gleichsam als Zeugen davon, wie es einst allerorten war, bis in unsre Tage erhalten.

[1]) Professor Breßlau erzählt im Neuen Archiv Bd. III S. 96 ein hübsches Geschichtchen aus Cremona, welches gut illustrirt, wie viele Archivalien sich noch herrenlos in Italien herumtreiben: ihm wurde im Augenblick der Abreise von Cremona ein ganzer Haufen Pergamene zum Kauf angeboten. Mir selbst ist just dasselbe mit dem Unterschiede zugestoßen, daß ein guter Freund mir im Moment der Abreise ins Coupé hinein ein altes Pergament von hohem Werth (ein Original Nikolaus' II.) als Andenken — schenkte.

[2]) Das Archiv der Borghese kaufte 1891 der Vatikan. Wunderlicherweise hat damals das Preußische Institut Anstrengungen gemacht, es für eine riesige Summe zu erwerben. Das Archiv der Orsini soll demnächst unter den Hammer kommen. Hoffentlich denkt das Institut nicht auch an dessen Erwerb. Einen Theil des Stadtarchivs von Perugia sah ich vor Jahren im Besitz eines Liebhabers.

[3]) Der Autor des von dem römischen Institut herrührenden Artikels „Die Hetze gegen das historische Institut in Rom" im „Berliner Tageblatt" (Zweites Beiblatt zum 21. März 1901 Nr. 152) ist freilich anderer Meinung. „Wir würden es für keinen Gewinn halten, erklärt er, wenn das Institut den Schwerpunkt seiner Arbeiten in entfernte Jahrhunderte verlegte, sich mit tausendjährigen Urkunden beschäftigte, aus denen gewiß für die Chronologie, die Paläographie, die Diplomatik, die historische Geographie allerlei zu lernen ist, die aber zum Verständniß der Gegenwart schlechterdings nichts austragen." Denn, so meint er tiefsinnig, „die Ergebnisse geschichtlicher Studien erwecken ein um so größeres Interesse, je mehr sie sich der Gegenwart nähern." Das ist gewiß richtig bei den Lesern des „Berliner Tageblattes". Von solcher Anschauung ist denn freilich nur noch ein kleiner Schritt zu der modernsten Historiographie in der „Woche" und im „Tag". Nichts ist bezeichnender für den Gesichtskreis des Instituts als dieses „wissenschaftliche" Bekenntniß.

Wer kennt nicht Monte Cassino, die hochgelegene Feste des hl. Benediktus? Da bewahrt man noch jetzt ein kostbares Archiv, in dem vorzüglich der Deutsche zahlreiche Dokumente seiner alten Kaiser findet. Ein Deutscher, Dom Bonifaz Maria Krug, waltet hier als Erzabt und ein gelehrter Benediktiner vom alten Schlag, Dom Ambrogio M. Amelli, macht dem Gast die Arbeit im Archiv zur Freude. Der Deutsche fühlt sich da bald wie zuhause. Da findet er die Monumenta Germaniae (die er auf dem römischen Institut vergeblich sucht), von Kaiser Wilhelm dem von ihm besonders geschätzten Abt Luigi Tosti verehrt, da findet er eine Konsultationsbibliothek, die dem Andenken des Langobardenhistorikers Paulus Diaconus gestiftete Paolina, welche jüngst durch eine Stiftung unsres Kaisers eine sehr erhebliche Vermehrung erfahren hat, da findet er so viele Erinnerungen an die Heimath und an deutsche Gelehrte. Wo sind die Gerbert und Bethmann, die hier einst die deutsche Geschichtswissenschaft so würdig vertreten haben?

Wichtige Monumente zur Geschichte der Langobarden enthält vorzüglich das Archiv des Klosters La Cava, der Alfanusgrotte oberhalb Salernos. Auch hier ist die unter dem Abt Dom Benedetto Bonazzi stehende Verwaltung musterhaft und die Ordnung des Archivs vorzüglich. Ein drittes Zentrum der Benediktiner ist Subiaco, hoch oben im Aniothal. So reich wie die Archive von Monte Cassino und La Cava ist nun freilich das von S. Scolastica nicht, immer aber freut sich der gelehrte Besucher des echt benediktinischen Geistes und des wackeren Priors Dom Leone Allodi. Zu jenen dreien gesellt sich S. Pietro bei Perugia mit einem für das ältere Mittelalter höchst bedeutenden Archiv. Auch das Abteiarchiv von Nonantula kann man in diese Gruppe rechnen, obwohl die alte Langobardenabtei längst aufgehört hat Kloster zu sein; aber das Archiv wird noch in dem alten Lokal aufbewahrt. Kleinere Klosterarchive befinden sich noch in der Trappa di Casamari, in der Certosa di Trisulti, in der Certosa di Calci und anderswo.

Wer möchte so barbarisch sein, diesen ehrwürdigen Sitzen klösterlicher Frömmigkeit und Gelehrsamkeit die Archive zu entziehen, die die Mönche durch so viele Jahrhunderte treuer bewahrt haben als die Bischöfe und Kapitel die ihren und zuweilen auch besser als der Staat die seinen?

(Schluß folgt.)

## Heinrich v. Kleist als Journalist.

Geschichtsforscher brauchen keine Geschichtsschreiber zu sein. Geschichtsschreibung ist reine Kunst. Wem dazu kein Talent in die Wiege gelegt worden ist, der wird trotz allen Auswendigwissens und Archivstudiums vor dem angesammelten Material entweder rathlos stehen, oder falls er die Bearbeitung wagt, Unzulängliches leisten. Schade um den schönen Marmorblock, der unter unberufene Meißel kommt. Es erscheint nicht alle Tage ein Michelangelo, um den verhauenen Stein zu erretten.

Gar Mancher, der die Gabe der Geschichtsschreibung hat, wird sich die freudige Ausübung dieser Kunst heute versagen, weil die Geschichtsforschung noch nicht das ihm nöthige Material herangeschafft hat. Um so betrübender ist es, wenn Jemand mit großem Fleiß und Geschick neues Material zu sammeln weiß, aber dieses dann unkünstlerisch bearbeitet.

Das gilt in ganzem Umfang von dem soeben erschienenen Buche Dr. Reinhold Steigs über Heinrich v. Kleist.[1]) Die künstlerische Fähigkeit, den Stoff zu beleben, sich mit voller Seele in alle handelnden Personen hineinzuversetzen, fehlt dem Verfasser in derartiger Vollständigkeit, daß er nicht einmal bei Verfertigung seines Registers auf den Gedanken gekommen ist, für seine Personen die Rubrik „Charakter“ oder „Charakteristisches“ zu eröffnen.

1) Heinrich v. Kleists Berliner Kämpfe von Reinhold Steig. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann 1901. Preis 12 M.

Er sucht diesen Mangel durch eine unbegrenzte Hochachtung und Freundschaft für die Helden seines Buches zu ersetzen.

So kommt es, daß er 695 Seiten über und im Zusammenhang mit Kleist schreibt, daß er als sorgfältiger Sammler viel Material zur Kleist-Tragödie beibringt, aber im Grunde keine Erkenntniß und Vorstellung von dem Stoff hat, den er in Händen hält. Wie es in Kleistens Innern aussehen m u ß t e , davon dämmert in Hrn. Steigs Seele keine Ahnung.

„Es ist eine irrige Geschichtskonstruktion,“ so sagt er im Vorwort, „als gleiche die Reihe seiner (Kleistens) Berliner Tage einem späten Absinken zur allerletzten Stufe, von der nur noch der Absturz in die Tiefe übrig blieb. Nicht als ein dem Verhängniß verfallener Mann, nein, frisch und gesund erschien er unter den Seinigen in Berlin, kindergut, arm und fest.“ „Keine Empfindelei, wie die der Verse auf seinem Grabstein, soll uns den kräftigen Wiederhall der Schritte verdrängen, mit denen er durch die Straßen der preußischen Hauptstadt schritt.“ „Kleist lebte seine beiden letzten arbeitsvollsten Jahre in Berlin.“ Er und seine Freunde vertheidigten das historische Prinzip gegen den ungeschichtlichen Geist der Revolution und bekämpften die Berliner Aufklärung, das Produkt französisch-jüdischer Ideen. Sie forderten christliche Frömmigkeit und den Krieg gegen Napoleon als Nationalangelegenheit. „Als publizistisches Kampforgan setzten sich gegen alle Widerstände die (von Kleist redigirten) Berliner Abendblätter durch.“

Das sind die Bekämpfungen, die Hr. Dr. Steig gern beweisen möchte. Sie sind aber, so weit sie in Anführungsstrichen gegeben sind, unhaltbar. Es ist ihm augenscheinlich ebenso peinlich wie den meisten anderen Leuten, den fürchterlichen Kampf mit dem Hunger begleiteten Schicksal zu verfolgen, den Kleist durch Erniedrigung vor sich und Anderen in Berlin führen mußte.

Das Moment des seelischen, körperlichen und geistigen Leidens wird von Steig deßhalb gedämpft, der Niedergang geradezu geleugnet. Wo die herbsten Schläge — wie z. B. die Erdroßlung der Abendblätter — festgestellt wird, geschieht das mit genau der gleichen Geschäftsmäßigkeit, ja mit viel geringerem Antheil, wie bei kritisch philologischer Ableitung irgend einer Anekdote oder von Kleist ausgeschriebener Zeitungsnotiz.

An „Empfindelei“ leidet Hr. Steig nicht. Und das Programm, das er den Empfindungsreichen, die bei dem Namen Kleist der Menschheit ganzer Jammer anfaßt, entgegenstellt, das widerlegt er selbst aufs trefflichste durch sein Material.

Dieser Widerspruch von thatsächlicher und gewollter Wirkung wird sich bei denen am stärksten einfinden, die das thun, was Steig nicht thut: nämlich zu dem neuen Material das alte hinzunehmen und die Kleists eigenen Aeußerungen immer mehr Gewicht beilegen werden als denen Dritter und Vierter über ihn.

Aus Steigs unchronologisch aufgebauter Darstellung weht uns wohl die Luft der damaligen Zeit entgegen, ein Bild aber von den Kämpfern wird kein Mensch erhalten. Ihm fehlt jede Plastik.

Wäre dem nicht so, so müßte ihn schon allein die Thatsache, daß Kleist in Berlin ausgesprochener Journalist war, von seinen Behauptungen abgebracht haben. Dann würde das Buch statt mit obigen Sätzen mit der Erwähnung begonnen haben, daß Kleist alle die Werke, die seinen Namen an die Sterne getragen haben, bereits geschrieben hatte, als er im Frühjahr 1810 nach Berlin kam — vielleicht mit Ausnahme der letzten Scenen des Prinzen von Homburg. Zweifellos brachte er aber auch den Plan zu ihnen aus Böhmen mit und vollendete das ganze Werk in den ersten Wochen des Berliner Aufenthalts. Daran hätten sich die Fragen reihen müssen: Was trieb Kleist nach Berlin? Was bedeutete für Kleist die Thatsache, daß er der alleinige Redakteur einer „idealen Wurstzeitung“, „die eine Menge ganz köstlicher Anekdoten enthält“, wurde? Von alle dem finden wir nichts und doch bringt gerade Steig diese herbe und treffende Charakterisirung der Abendblätter

aus dem Munde Wilhelm Grimms (Seite 448) und folgende Briefstelle Arnims an die Brüder Grimm: „Kleist ist der beste Kerl, er gibt jetzt ein Abendblatt im Hitzig'schen Verlage heraus; es soll sich vorläufig gar nicht auf Belehrung oder Dichtungen einlassen, sondern mit allerlei Amüsantem die Leser ins Garn locken; lächerliche Briefe und dergleichen sind ein besonderer Fund.“ Hr. Steig selbst schreibt an anderer Stelle: „Es war die Zeit, wo die Abendblätter noch einen gewaltigen Absatz fanden, und das Publikum mit Ungeduld der Ausgabe jeder Nummer entgegensah. Alle Tage ein Blatt! Immer etwas ganz Neues und Unerhörtes! Das war in Berlin noch nicht dagewesen.“ (Seite 478.) Also das richtige auf Sensation berechnete Wurschtblatt, „ganz bescheiden gedruckt“, wie W. Grimm schreibt (S. 448), „und nach damaliger Anschauung für 4 Thaler im Jahre im Preis gering; man kann es sehr leicht halten.“

Braucht es demgegenüber noch einen Hinweis auf Kleists eigene Aeußerungen, um jeden Fernstehenden die Thätigkeit Kleistens, der dieses „Neueste und Unerhörte“ aus Hamburger und Nürnberger Blättern ausschnitt, der es aus französischen und englischen übersetzte, oder wie Steig ebenfalls vortrefflich vorführt, als sein eigener Berichterstatter und ein die Bureaus abstreifender Journalist (S. 109) sich selbst verschaffte, anfänglich sorgfältig umschrieb und pikant gestaltete, schließlich einfach übernahm, wie er sie fand — daß diese Thätigkeit nicht nur den stetigen Niedergang des Dichters Kleist charakterisirt, sondern auch die Schmach, die dadurch auf den Deutschen liegt, um nichts vermindert.

Wer hörte da den kräftigen Wiederhall der Schritte, mit denen der Verfasser des Käthchens, der Hermannsschlacht und des Prinzen von Homburg durch die preußische Hauptstadt ging?

Seine Dichtungen wurden nicht nur nicht aufgeführt, sondern sogar in den anderen Berliner Zeitungen mit Schmutz beworfen. Hiezu bemerkt Hr. Steig (S. 459): „In seinen damaligen Verhältnissen mögen Kleist solche bösen Urtheile in gelesenen Zeitungen nicht gleichgültig gewesen sein. Wir aber betrachten sie historisch heute als Erscheinungen von innerster Nothwendigkeit.“ Das heiße ich einmal Objektivität, zu der man gratuliren könnte, wenn sie nicht in eigener Leidenschaftslosigkeit unfähig wäre, fremde Leiden zu erkennen und mitzufühlen. Diese Urtheile „mögen Kleist nicht gleichgültig gewesen sein“. — —

Hat Hr. Steig, der die Redaktionszeit an dem Wurschtblatt Kleistens „reifste“ Zeit nennt, niemals den Brief dieses Himmelstürmers gelesen, der da lautet: (Koberstein S. 92.) (26. Oktober 1803.): „Meine theure Ulrike. Was ich Dir schreiben werde, kann Dir vielleicht das Leben kosten; aber ich muß, ich muß, ich muß es vollbringen. Ich habe in Paris mein Werk, soweit es fertig war, durchlesen, verworfen und verbrannt: und nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm wie ein eigensinniges Kind alle übrigen hin .... ich stürze mich in den Tod.“

Kennt er die Abschiedsworte an seine Braut nicht, mit denen er dieser zuruft: „Ihr Weiber versteht in der Regel ein Wort in der deutschen Sprache nicht, es heißt: Ehrgeiz. Es ist nur ein einziger Fall, in welchem ich zurückkehre, wenn ich der Erwartung der Menschen, die ich thörichterweise durch eine Menge von prahlerischen Schritten gereizt habe, entsprechen kann. Der Fall ist möglich, aber nicht wahrscheinlich. Kurz, kann ich nicht mit Ruhm im Vaterlande erscheinen, geschieht es nie. Das ist entschieden wie die Natur meiner Seele.“

Die Natur von Kleists Seele mußte sich selbst verleugnen und erniedrigen, um überhaupt an den Posten eines Redakteurs, nun gar erst eines solchen Blattes, zu denken.

Das zu erkennen und zu schildern, ist schmerzvoll und für unsre Nation nicht schmeichelhaft, ich habe es in meinem Drama Heinrich v. Kleist trotzdem gethan als Ehrenpflicht gegen den großen Todten und gerade eine eingehende, wissenschaftliche Erörterung und Begründung wäre die Aufgabe des Steig'schen Buches gewesen.

Die alte Auffassung, die das erkannt hat, wird durch tausend neue Zeugnisse von Steig erhärtet und zeigt uns trotz des Verfassers Beschönigung in überraschender Schärfe das Brandmal wirthschaftlichen geistigen Tiefstandes, das jenen Tagen der Muthlosigkeit und Fremdendienerei von Napoleon aufgedrückt wurde. Schillers vielbeklagte Leiden erscheinen demgegenüber, was Kleist erdulden mußte, leicht zu tragen. Die Gesinnungslosigkeit jener Tage hat den nationalsten deutschen Dichter und einen der größten, die je gelebt haben, langsam unerbittlich zugrunde gerichtet. „Er soll die letzte Zeit körperlich und geistig krank gewesen sein, sogar mit Mangel gekämpft haben, was ich erst nach seinem Tode erfuhr,“ so schreibt seine ehemalige Braut an eine Freundin, und nichts vermag gegenüber diesem furchtbaren Lakonismus aus unserm Herzen das Gefühl tiefster Scham hinwegzutilgen. Mit eigenen Worten drückt Kleist das in einem Brief an Cotta aus, nachdem dieser seine Penthesilea übernommen hatte. Er sagt: „Ich fühle mich völlig lebhafter Ueberzeugung, daß diesem Ankauf, unter den jetzigen Umständen, kein anderes Motiv zugrunde liegen kann, als der gute Wille, einen Schriftsteller nicht untergehen zu lassen, den die Zeit nicht tragen kann, und wenn es mir nun gelingt, mich ihr zum Trotz aufrecht zu erhalten, so werde ich in der That sagen müssen, daß ich es Ihnen zu verdanken habe.“ (Sämmtliche Werke Band IV S. 330.) Cotta konnte ihm nicht helfen, und Kleist vermochte der Zeit nicht zu trotzen. Wohl fühlte er von früh auf die Sehnsucht nach Erlösung des Todes, aber unendlich machtvoller als dieser Bundesgenosse der Zeit, die ihn nicht zu tragen vermochte, wogte in seinem Herzen der Wille, zu leben, der Ehrgeiz, sich als Dichter unsterblich zu erweisen.

Am 10. Oktober 1801 schreibt Kleist an seine Schwester (Bülow S. 225): „Ich trage eine innere Vorschrift in meiner Brust, gegen welche alle äußeren, und wenn sie ein König unterschrieben hätte, nichtswürdig sind. Daher fühle ich mich ganz unfähig, mich in irgend ein konventionelles Verhältniß zu passen.“ (S. 226.): „Wenigstens würde ich kaum ohne Erniedrigung, nachdem ich zweimal Ehrenstellen ausgeschlagen habe, wieder selbst darum anhalten können.“ Und 1806 an seinen Freund Rühle mit noch gesteigerten Ansprüchen an sich selbst: „Meine Vorstellung (Bülow 242) von meiner Fähigkeit ist nur noch ein Schatten von jener ehemaligen in Dresden. Die Wahrheit ist, daß ich das, was ich mir vorstelle, schön finde, nicht das, was ich leiste. Wäre ich zu etwas anderem brauchbar, so würde ich es von Herzen gern ergreifen. Ich dichte bloß, weil ich es nicht lassen kann.“ ... „Ich will mich jetzt durch meine dramatischen Arbeiten ernähren, und nur, wenn Du meinst, daß sie auch dazu nichts taugen, würde mich Dein Urtheil schmerzen, und auch das bloß, weil ich verhungern müßte.“ Damals schied Kleist aus dem Staatsdienste, weil ein gebundenes Amt der Natur seiner Seele zuwider war — und dann soll die Redakteurstelle und die ihr kurz vorhergehende und nachfolgende zum Selbstmord führende Zeit die reifste seines Lebens gewesen sein?!

Aber genug der Polemik gegen die eigenen Geistesblitze, die Hr. Steig seinem Material leider beigibt.. Sehen wir uns dieses selbst ein wenig an.

Vorausgeschickt sei die Bemerkung, daß das ganze Buch in leichtem, angenehmem Stil geschrieben und vortrefflich gedruckt ist. Es beginnt mit dem Hinweis auf die zahlreich in Berlin zusammengeströmten Romantiker, die als preußische Patrioten eine engere Fühlung und Betheiligung zwischen Staat und Dichtung herzustellen wünschten. Des Knaben Wunderhorn und seine Herausgeber Brentano und Arnim, ferner die unter dem Namen „Nordstern“ vereinigten Männer Chamisso, Neumann, Varnhagen treten auf; Adam Müllers Elemente der Staatskunst und eine Arbeit Friedrich II. werden auszugsweise mitgetheilt als treffliches Charakteristikum der Zeitströmung. Kleist erscheint. Seine Betheiligung an der von Zelter geleiteten Liedertafel ergibt sich als wahrscheinlich. Eine Rolle spielte er weder in ihr noch in der aus der Liedertafel hervorgegangenen christlich-deutschen Tisch-

gesellschaft. Dieser widmet Steig ein ausführliches Kapitel, in dem er das ganze Treiben in sehr interessanten Auszügen und Abdrücken wiederspiegelt. Diese Gesellschaft, die sich alle 14 Tage zum Mittagessen versammelte, stand unter dem Präsidium Achim v. Arnims. Adam Müller war Mitunternehmer. Sie verlangte von ordentlichen Mitgliedern, daß sie der Gesellschaft wohlanständig und angemessen seien. (pag. 22.) „Die Gesellschaft versteht unter dieser Wohlanständigkeit, daß es ein Mann von Ehre und guten Sitten und in christlicher Religion geboren sei, unter dieser Angemessenheit, daß es kein lederner Philister sei, als welche auf ewige Zeiten daraus verbannt sind."

Im Zusammenhang mit der Tischgesellschaft entstanden die Berliner Abendblätter. Adam Müllers Anschauungen, die Betonung des christlich-nationalen gegenüber dem französischen und jüdischen Streben suchte nach einem Blatt für sich. Die Regierung Hardenbergs wünschte ein Organ, um Kundgebungen ins Volk gelangen zu lassen. Zu diesen beiden Faktoren gesellten sich aber zwei weitere, der geldkräftige Buchhändler Hitzig, dem es aufs Verdienen, nicht auf die Meinung des in seinem Verlage erscheinenden Blattes ankam, und der geldbedürftige Kleist.

Hardenberg und seine Beamten hatten ein Projekt Adam Müllers für ein Regierungsblatt abschlägig beschieden, die Anschauungen beider Parteien waren zu abweichend, um ohne Einschränkung nebeneinander zu gehen. Wie trotzdem die Abendblätter zustande kamen, hat auch Steig nicht erfahren, wohl aber gibt er (pag. 46) an, Adam Müller habe sich Hardenberg gegenüber im allgemeinen bereit erklärt, die Politik des Kanzlers zu vertreten. Darüber sind sichere Zeugnisse vorhanden; deßwegen ließ Hardenberg ihm — der die Redaktion nicht übernehmen sollte — ein Wartegeld von 120 Thalern jährlich auszahlen mit diplomatisch vorsichtigen Vertröstungen auf Verwendung im preußischen Staatsdienst. Ob, wie Steig einfügt, Adam Müller damals die zu vertretende Politik Hardenbergs mit Mentalreservation, „wie er sie sich dachte wenigstens", für sich zurecht legte kann vorläufig nicht nachgewiesen werden. Schon daraus ergäbe sich ein großes Mißtrauen gegen Adam Müller. Steig wünscht aber eigentlich Müller in einem sehr guten Lichte erscheinen zu lassen, während sowohl Wilbrandt wie Brahm Adam Müller als Kleists bösen Engel betrachtet wissen wollen. Thatsächlich wußte er schon in dem 41. Abendblatt einen Aufsatz zu bringen, der „die stärksten Vorwürfe gegen Hardenberg als Gesetzgeber" enthielt, und der Zeitung und damit Kleist, der für seinen Posten 800 Thaler bezog, zum Verderben wurde. Dem hieraus hervorgehenden, weniger von Kleist als von seinen Mitarbeitern (sowohl den Regierungsfeindlichen wie den Mitgliedern der Regierung) geführten Kampfe ist seiner Wichtigkeit entsprechend ein breiter Raum gewidmet. Leider ist die Darstellung auch hier nicht geeignet, uns volle Klarheit zu verschaffen. Nur eins ist ersichtlich, nämlich daß Kleist beiden Parteien sein Blatt zur Verfügung stellt, daß er anfänglich in Sympathie mit Müller auf diesem wie auf jedem anderen Gebiete guten Einfluß auf sein Volk zu gewinnen hofft. In diesem oft zwischen den Zeilen versteckten Kriege sucht Kleist den ewigen Plackereien mit der Zensur anfänglich durch freiwilligen Widerruf anstößiger Veröffentlichungen auszuweichen. Dann nimmt er Gegenartikel auf, die seinem Freundeskreise „als unpatriotisch und feig" erscheinen mußten, und wehrt sich schließlich bis zur Verzweiflung gegen das Zwangsverbat jeden Politisirens in den Blättern. Nach heftigen, ungerechten Privatausfällen muß er demüthig um Entschuldigung bitten, kann aber auch dadurch keine Gnade finden und sinkt in Wirkung dieses Verbots zu immer oberflächlicherer, erniedrigender Klatsch- und Reporter-Thätigkeit herab. Das entspricht der alten Anschauung über diese Angelegenheit, neu ist nur die Fülle des Materials und die sichere Charakterlosigkeit Hardenbergs gegen Kleist.

Die gänzlich unbegründete Hochachtung, die man im allgemeinen vor diesem Schädling der preußischen Monarchie hegt, war bisher die Ursache, daß man Kleistens ganz bestimmt verfochtene Anschauung, als habe ihm der Minister offizielle Unterstützung der Abendblätter mündlich zugesagt, für eine aus Noth und dichterischer Phantasie entsprungene Uebertreibung ansah.

Steig bringt die Zusagen, die Kleist schriftlich gegeben wurden, im Abdruck. Danach erklärte Raumer, er habe van Hardenberg gesagt: „Daß Se. Excellenz, sobald der Charakter der Abendblätter sich als tüchtig bewähre, für dasselbe, wie für alles Nützliche im Staate, wohl gern etwas thun würde" und Hardenberg räumte ein, zu Kleist geäußert zu haben: „Daß der Staat verdienstvolle Schriftsteller, wenn es seine Kräfte erlauben, gern unterstützen würde." Selbst wenn man annimmt, daß Hardenberg bei seiner Kleist gewährten Audienz nicht mehr versprochen hat, so genügt seine schriftlich gegebene Zusage gegenüber einem Edelmann, der, wie er wußte, bettelarm war und auf jedes günstige Wort wie auf eine Brotspende lauerte, um dessen Anspruch auf pekuniäre oder seelische Unterstützung seines Blattes als berechtigt erscheinen zu lassen. Sehr gut bemerkt dazu Steig: „Wäre er (Kleist) den Absichten der Staatskanzlei zugänglich gewesen, er hätte sich wahrlich geachtet oder verachtet von Hardenberg seinen Lohn bestimmen können." (S. 83.)

Als der eigentliche Chefredakteur des Blattes erscheint die Zensurbehörde.

Zu den Leiden, die sie Kleist bereitete, kamen Widerwärtigkeiten mit Konkurrenzzeitungen, kamen auch Mißhelligkeiten mit den eigenen Mitarbeitern wie Brentano, vor allem mit dem Theater und den ungünstig kritisirten Künstlern und Malern.

Besonders den Theaterwesen und den Freibundmächtigen Ifflands widmet Steig ausführliche Kapitel, die ebenfalls überall, wo von künstlerischer Belebung und plastischer Charakterisirung abgesehen werden kann, einen hochinteressanten Beitrag zu damaligen Zuständen geben. Kleist mußte nicht nur erleben, daß Iffland ihm seine Stücke abwies, dafür solche, wie „das weiße Rößel" und noch elendere Schmarn Tag für Tag gab, weil sie „Kasse" machten, sondern er sah sich durch Iffland-Hardenberg sogar um die Erlaubniß gebracht, in seinem Blatte Theaterartikel zu veröffentlichen. Ein Berliner Blatt ohne politische und Theater-Artikel! Es blieb also nur die Kunst, Schule und Erziehung, Anekdote, Epigramm und vor allem der Klatsch.

Mit unermüdlichem Fleiß geht Steig jeder dieser Thätigkeiten, jeder Spur Kleists nach.

Nicht jeder Leser wird diese minutiöse kritische Methode für berechtigt halten. Beim Druck etlicher Vorstudien für eine künftige Kleist-Ausgabe handelt es sich nur um die größere oder geringere Opferfreudigkeit des Verlegers. Viel gewinnen wird Niemand dadurch, wenn jede Notiz, die Kleist umgeschrieben hat, seinen Parerga beigefügt wird. Die Wichtigkeit, die Hr. Dr. Steig seinen ausgewickelten Funden beilegt, ist bezeichnend für die gewiß achtbare Begeisterung, die er seinem Gegenstande zubringt, aber leider trübt diese Begeisterung die Fähigkeit, Wichtiges von Unwichtigem zu trennen. Aus ihr entspringt dann die Anschauung, das Kleists Berliner Jahre — die nun gerade von Hrn. Steig bearbeitet sind — die reifsten und arbeitsvollsten sind.

Ich wage den Zweifel, ob Kleist die rastlose, wenn auch oft erfolglose oder im Erfolg vernichtete Arbeit vorhergehender Jahre nicht selbst arbeitsvoller empfunden hat, als diejenige am Redaktionspult der Zeitung oder am Redaktionspult seiner Buchausgabe. Ueber die Reife einer Frucht ist diese selbst entscheidend.

Kleist aber hat in seiner ganzen Berliner Zeit nicht einmal einen politischen Artikel geschrieben. (pag. 119.) Steig meint, daß sich Kleists künstlerisches Gefühl überhaupt dagegen gesträubt habe, rein politische Artikel zu schreiben. (pag. 65.) Diese an sich richtige Fassung wirkt dadurch irreführend, daß ein Zusatz fehlt, in dem auf die vor dem Berliner Aufenthalte verfaßten politischen Schriften verwiesen wird. Wer hinderte ihn später, eine solche Schrift zu verfassen, wenn er gegen die geschlossene Form des Artikels gewesen wäre? Warum ist der Katechismus der Deutschen vor dem Berliner Aufenthalt geschrieben? Warum verstummt

der Dichter, der Politiker, der Patriot? — Weil er muß, wenn er nicht verhungern will.

Wohl hat Kleist auch als Journalist versucht, seine Ideen über Staat, Kunst und Erziehung, seine fromme, sittlich-christliche Weltanschauung zur Veredelung deutscher Art ins Volk zu bringen, jedem Satze weiß er anfänglich als rücksichtsloser und fleißiger Redakteur sein Gepräge aufzudrücken, aber die menschliche, nationale und journalistische Elendigkeit war stärker als seine Kräfte.

Schritt für Schritt läßt sich verfolgen, wie sein Widerstand abnimmt, wie er sich selbst abbröckelt und erniedrigt. Nur durch den Tod konnte er sich erretten. Und warum? — das Geld!

Seine Uebernahme der Redaktion war ein Verbrechen gegen die Natur seiner Seele, er gedachte ein Opfer fürs Volk daraus zu machen. Aber abhängig kann er nicht wider die schreiben, die ihn erhalten, er versucht es in versteckter Weise und schädigt sich seelisch und materiell, er opfert seine Partei und bringt nur mehr regierungsfreundliche Artikel. er sucht anfänglich das Volk durch willkommene Geschichtchen anzulocken, um ihm mit diesen Geschichtchen, die er schön faßt, auch noch gute, erziehende Gabe zu spenden. Die Gaben, auf die es ihm hauptsächlich ankommt, müssen bald verständlich gehalten werden, um die Zensur zu passiren, müssen dann unterbleiben, die Geschichtchen werden breit gedruckt, dann zeigt sich, daß die bessere oder schlechtere Fassung ganz gleichgültig für den Absatz ist, und schließlich fehlt selbst dieser Schmuck.

Noch eines aber ergibt sich als auffällig: Kleists scharfer Blick und erstaunliches Talent für die Zeitungsmache. Er hat bereits — abgesehen von der Photographie — alle Ideen, welche wir als moderne Zeitungstechnik rühmen. Wenn — wie Viele behaupten — die Zeitung der Zukunft so gut wie ausschließlich aus Telegrammen telegrammartigen Notizen und Photographien bestehen wird — so suchte Kleist mit großer Anstrengung und Energie sich alle wichtigen Nachrichten vom Auslande, Ministerien, Polizeibureaus u. s. w. zu sichern. Er plante großartige Organisation von Korrespondenten und Nachrichten, und zwar mit der entscheidenden Betonung des Schnellen und Kurzen. Er weiß das ihm eingelieferte Material auf die kürzeste Form zu bringen. Besonders wichtigen Ereignissen, z. B. Auffahrt eines Luftballons wohnt er selbst als Reporter bei und weiß seinen schnellen Bericht so geschwind in die Druckerei zu befördern, daß er der Erste, der die Sache bringt. Aehnlich in vielen anderen Fällen, vor allem im Gebrauch des Extrablattes.

Man möchte meinen, er sei der geborene Journalist, wenn ihm auch die oberflächliche Leichtigkeit, die er sich aneignen konnte, anfänglich fehlte. Aber eines ward ihm verhängnißvoll, was er zu viel hatte — eine Meinung Als er darauf verzichtete, hatte sie ihm schon so viel geschadet, daß er das Opfer umsonst brachte.

Sehr werthvolle Bereicherung unsres Wissens steckt im siebten und zehnten Kapitel über Kleists Freunde und Mitarbeiter, wenn sie auch in Bezug auf Kleist nicht das beweisen, was bewiesen werden soll: nämlich ein intimes Verhältniß zu den übrigen Romantikern, namentlich ein innig freundschaftliches zu Adam Müller. Dieser talentvolle, wortgewandte Mann erscheint nach der Steig'schen Arbeit bedeutender als früher, ob weniger heimtückisch, ob gefühlvoller, als bisher angenommen, wage ich zwar für mich verneinend, jedoch nicht allgemein gültig zu entscheiden. Es bedarf dazu einer Einzelarbeit, die bisher noch nicht gemacht ist.

Ganz vortrefflich ist der Gegensatz zwischen der romantisch-christlichen und der regierungsgehorsamen verständigen jüdischen Gesellschaft zur Darstellung gebracht.

Mit diesem Lobe wollen wir schließen, weil es von neuem die Stärke des Buches erweist, die wissenschaftliche Wiedergabe des Milieu durch Briefe und Akten. Diese Art von Geschichtschreiben ist ja für manche modernen Theoretiker geradezu ideal. Zustände und Strömungen statt Menschen und Charakteren, Kämpfe statt Kämpfern, unkünstlerisches Vermögen, bedeckt mit dem Mantel der Wissenschaft, statt innigstem Versenken, statt Leben und Leiden mit dem Helden. Schattenrisse und Wandeldekorationen. Mich verlangt nach mächtig lebendigen Schauspielern, und müßte ich auch der Coulissen gänzlich entbehren.

München. Dr. Otto Helmut Hopfen.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

γ. **Die Vasenschätze des Louvre-Museums.** Eine der größten und prächtigsten aller vorhandenen Vasensammlungen ist diejenige, die das Louvre-Museum nach und noch erworben hat. Besonders unter ihrem letzten Leiter, Edmond Pottier, hat diese Sammlung an Inhalt und sachgemäßer Aufstellung um ein Bedeutendes gewonnen. Und wie Pottier die seiner Obhut anvertrauten Schätze dem Besucher des Louvre in zweckmäßiger Anordnung vor Augen führte, so wollte er sie auch den abwesenden Gelehrten und Liebhabern zugänglich machen. 1897 erschien der erste Band seiner Vases antiques du Louvre, worin er den Inhalt der Säle A—E wiedergibt, nämlich die Beispiele der Anfänge der Töpferkunst und der weiteren Entwicklung in der älteren Zeit bis zum 6. Jahrhundert v. Chr. Die Vertheilung ist eine örtliche, in den einzelnen Gruppen aber wieder eine zeitliche. Zunächst kommen die Stücke ägyptischer und phönizischer Arbeit. Nach den trojanischen Töpfen folgen dann die kyprischen, die in vier große Zeiträume (vom 20. bis zum 5. Jahrhundert v. Chr.) eingeordnet sind. Weiter erscheinen die auf Rhodos gefundenen Vasen, in die Stücke attischer und solche korinthischer Herkunft geschieden. Von Kreta und den anderen Inseln geht Pottier auf das griechische Festland über und zeigt nun altattische Gefäße des Dipylonstiles und geometrische Vasen aus Boiotien. Sehr stark sind die italischen Funde vertreten; sie setzen sich aus geometrischen italischen, aus etruskischen, aus korinthischen Vasen und aus Mischerzeugnissen zusammen. Damit ist der erste Band zu Ende. Die korinthischen Stücke spielen darin die Hauptrolle, sowohl wegen ihrer feinen Kunst und ihrer weiten Verbreitung, als auch wegen der nach Buchstaben- und Wortform zum Theil sehr merkwürdigen Aufschriften. Der zweite Band, der vor kurzem erschienen ist, hat den jonisch-attischen Stil zum Gegenstand, in seinen verschiedenen Verzweigungen und Kreuzungen. Das wichtigste daraus ist die anschauliche Schilderung des alten schwarzfigurigen attischen Stiles, wobei nach den einzelnen Meistern geschieden worden ist, seine allmähliche Vervollkommnung und endlich der Uebergang zum rothfigurigen Stil. Das Nebeneinanderstehen der beiden Stilrichtungen, des schwarz- und des rothfigurigen, ist besonders aus den Einwirkungen erklärt, die die jüngere auf die ältere (etwa um 500 v. Chr.) ausübt. Der Rest, die weitere Entwicklung der rothfigurigen Malerei und besonders die ausschweifende unteritalische Kunst soll im dritten Bande zur Anschauung gebracht werden. Damit wird zum erstenmale ein Werk vollendet sein, das die Geschichte der Vasenformen und Vasenmalerei im Alterthum in umfassender und lehrreicher Weise darstellt. Pottiers Arbeit spaltet sich in zwei Theile, in Text und Abbildungen. Von den letzteren sind bis jetzt 102 Tafeln erschienen. Um die hohen Anfertigungskosten zu mindern und dadurch seine Zusammenstellung weiteren Kreisen zugänglich zu machen, hatte der Franzose davon Abstand genommen, seine Musterstücke in etwa der feinen, sauberen Art wiederzugeben, die man z. B. in dem Vasenverzeichniß des britischen Museums, der Ashmolean-Sammlung und anderswo findet. Er wählte das billigere und schnellere Verfahren der Photogravüre, und da er die meisten Gefäße stark verkleinerte, so finden sich auf jenen Tafeln über 600 Nummern des Louvre ausgestellt. Die Fondation Piot, die der französischen Wissenschaft schon die Mittel zu so manchen prächtigen Werken zur Verfügung gestellt hat, ist auch an jenem Vasenbuche mit ihren Zuschüssen betheiligt. Der erste Band hat sich sehr schnell bei den archäologischen Uebungen eingebürgert, er ist schon zum unentbehrlichen Handbuche des Alterthumsforschers geworden. Freilich ist es daneben unerläßlich, die peinlich genauen Vasenabbildungen und besonders die farbigen beim Studium zuhilfe zu nehmen, weil doch sonst die Vorstellung nur eine sehr unvollkommene bleiben muß. Daß trotz der ungeheuren und schier unübersehbaren Stoffmenge die Wissenschaft eines Tages dazu schreiten muß, ein Korpus aller Vasen zu gründen, diesem Gedanken gibt auch Pottier Ausdruck. Würde man ihn ausführen, so hätte der Leiter der Vasensammlung des Louvre

ein Anrecht darauf, einer von denen zu sein, die dem jetzt freilich nur in den Träumen der Archäologen vorhandenen Unternehmen an die Spitze gestellt zu werden verdienen.

* Die 46. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner findet in Straßburg vom 1. bis 4. Oktober statt. Außer einer allgemeinen Sitzung werden elf Sektionssitzungen stattfinden. Die Sektionen sind folgende: eine pädagogische, philologische, archäologische, historisch-epigraphische, germanische, romanische, englische, indogermanisch-sprachwissenschaftliche, orientalische, mathematische und bibliothekarische. Von den Vorträgen können nur einige genannt werden, und zwar: für die allgemeine Sitzung: Hr. Louis Betz (Zürich): das literarische Vermittlungswerk des Elsaß. Prof. Dr. Cauer (Düsseldorf): Ueber philologische Weltanschauung. Prof. Dr. Elter (Bonn): Das klassische Alterthum und die moderne Wissenschaft. Prof. Dr. Fabricius (Freiburg i. B.): Ueber die Ergebnisse der vom Deutschen Reich unternommenen Erforschung des Obergermanisch-Rätischen Limes. Prof. Dr. Gercke (Greifswald): Ueber Homer. Prof. Dr. Gneisse (Straßburg i. E.): Der Begriff des Kunstwerks in Goethes Aufsatz von Deutscher Baukunst (1772) und in Schillers Aesthetik. Prof. Dr. H. Morf (Zürich): Das französische Volkslied. Direktor Dr. Reinhardt (Frankfurt a. M.): Der altsprachliche Unterricht nach dem Frankfurter Lehrplan. Prof. Dr. Schröder (Marburg): Ueber deutsche und griechische Personennamen. Prof. Dr. Thumb (Freiburg i. B.): Die sprachgeschichtliche Stellung des biblischen Griechisch. Prof. Dr. Wendland: Hellenismus und Christenthum. Prof. Dr. Wilcken: Der heutige Stand der Papyrusforschung. — Für die pädagogische Sektion: Dr. Alois Höfler (Wien): Kann und will unser Gymnasium das Lehrziel „Allgemeine Bildung“ noch anstreben? Direktor Dr. Hüttemann (Schlettstadt): Ueber eine zeitgemäße Behandlung der griechischen Grammatik auf dem Gymnasium. Prof. Dr. Kannegießer (Straßburg): Ueber die Nothwendigkeit der Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden in den mittleren und oberen Gymnasialklassen. Direktor Dr. Schäffer (Bischweiler): Ueber den Antheil der ästhetischen Bildung an der Willenserziehung. — Für die philologische Sektion: Prof. Dr. Bethe (Basel): Homer und die Heldensage. Prof. Dr. Skutsch (Breslau): Aus Vergils Frühzeit. Dr. Thiele (Marburg): Die Anfänge der Komödie in Griechenland. — Für die archäologische Sektion: Prof. Dr. Michaelis (Straßburg): Ueber die Athenatempel der athenischen Akropolis. Prof. Dr. Sauer (Gießen): Die delphische Halle der Knidier und ihr Gemäldeschmuck. Prof. Dr. Schreiber (Leipzig): Ueber das neuaufgedeckte Grab des Kom-es-Schugafa bei Alexandria. — Für die historisch-epigraphische Sektion: Prof. Dr. Bormann (Wien): Die römischen Patrizier. Der römische Limes in Oesterreich. Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Euting (Straßburg): Der römische Limes in der Provincia Arabia. — Für die germanistische Sektion: Prof. Dr. Ries (Colmar): Ueber einige Grundfragen der germanischen Wortstellungslehre. Prof. Dr. Wrede (Marburg): Der Sprachatlas des Deutschen Reichs und die elsässische Dialektforschung. — Für die romanische Sektion: Prof. Dr. Pirson (Erlangen): Remarques sur le glossaire de Cassel. Prof. Dr. Suchier (Halle): Ueber die akademische Vorbildung unsrer fremdsprachlichen Lehrer, Hochschule oder Drillanstalt? Dr. Urtel (Hamburg): Ueber einige Fragen aus dem Gebiet der lothringischen Dialekte. — Für die englische Sektion: Prof. Dr. Hoops (Heidelberg): Die forstliche Flora Altenglands. Prof. Dr. Schröer (Freiburg i. B.): Prinzipien der Shakespearekritik. — Für die indogermanisch-sprachwissenschaftliche Sektion: Prof. Dr. Bartholomae (Gießen): Bericht über sein altiranisches Wörterbuch. Prof. Dr. Hirt (Leipzig): Ueber die Ursachen lautlicher Veränderungen im allgemeinen und die der germanischen Lautverschiebung im besonderen. Prof. Dr. Hoops (Heidelberg): Prähistorischer Getreidebau in Nordeuropa. Prof. Dr. Kluge (Freiburg i. B.): Ueber Gaunersprachen. — Für die orientalische Sektion: Dr. Kampffmeyer (Marburg): Sprachliche Verhältnisse in Marokko. — Für die mathematische Sektion: Direktor Dr. Treutlein (Karlsruhe): Der mathematische Unterricht am Reformgymnasium. Direktor Dr. Schwering (Köln): Zum mathematischen Unterricht im Gymnasium. — Für die bibliothekarische Sektion: Geh. Rath Dziatzko: Ueber die Göttinger Bibliothek in westfälischer Zeit. Dr. F. Eichler (Universitäts-Bibliothek Graz): Ueber eine Quellensammlung zur Geschichte des deutschen Bibliothekswesens. Dr. Rob. Fritzsche, Custos an der Universitäts-Bibliothek Gießen: Ueber das literarisch Werthvolle vom Standpunkt des Bibliothekars. Oberbibliothekar Prof. Dr. Haebler in Dresden: Ueber spanisches Buch- und Bibliothekswesen. — Der Preis der Mitgliederkarte beträgt 10 M.; der Preis für das Festessen ist nicht inbegriffen. Der Wohnungsnachweis ist vom Verkehrsverein Straßburg (Generalsekretär König, Bahnhofsplatz 8) übernommen. Das Bureau der Versammlung wird am 1. Oktober in dem Allgemeinen Kollegiengebäude der Universität eröffnet; bis dahin stellt der Verkehrsverein die Mitgliederkarten aus. Zu jeder sonstigen Auskunft ist das Präsidium: Prof. Dr. Schwartz, Kochstaden 6, III und Direktor Francke, Schloßplatz 1 in Straßburg bereit.

* **Freiburg i. B.** Als Nachfolger des Professors Manz ist Professor Axenfeld, bisher in Rostock, als Ordinarius für Augenheilkunde an die hiesige Hochschule berufen worden.

* **Berlin.** An der hiesigen Universität hat sich Dr. Arthur Haseloff als Privatdozent für Geschichte habilitirt. Seine öffentliche Probevorlesung behandelte die Ottonen als Förderer der deutschen Kunst.

* **Wien.** Zum Nachfolger des vom Lehramte zurückgetretenen Geologen Prof. Eduard Sueß ist vom philosophischen Professoren-Kollegium der Wiener Universität der bisherige Wiener Ordinarius für Paläontologie Dr. Victor Uhlig primo et unico loco dem Ministerium vorgeschlagen worden. Uhlig ist ein Schüler von Eduard Sueß und hat seit 1891 das Ordinariat für Mineralogie und Geologie an der deutschen technischen Hochschule in Prag inne.

* In Ischl ist der langjährige Leibarzt der österreichischen Kaiserfamilie Hofrath Dr. Frhr. v. Widerhofer im Alter von 70 Jahren nach längerem Leiden gestorben. Er war nach dem Tode seines Lehrers Mayr Direktor der Klinik für Kinderheilkunde in Wien und seit 1884 ordentlicher Professor für Kinderheilkunde an der Universität und galt als Autorität in seinem Fache. Der kaiserlichen Familie stand er seit 38 Jahren als ärztlicher Berather zur Seite; insbesondere hatte er sich das Vertrauen der verstorbenen Kaiserin Elisabeth zu erwerben gewußt. Dem Kaiser Franz Joseph stand er vornehmlich als passionirter Jagdgenosse nahe. Seine Erhebung in den erblichen Freiherrnstand erfolgte gelegentlich der Vermählung der Erzherzogin Valerie.

* **Paris.** Eine begabte französische Dichterin, Mme. Simone Arnaud, ist, wie aus Paris berichtet wird, in Gargilesse, dem Lande der George Sand, an einer Lungenkrankheit gestorben. Sie war im Jahre 1850 in Limoges geboren. Vor etwa 15 Jahren debutirte sie mit einer einaktigen Komödie in Versen „Mademoiselle de Vigean“, die in der „Comédie Française“ einen sehr großen Erfolg davontrug. Das Odéon brachte von ihr darauf „Les fils de Jahel“ zur Aufführung; sie selbst zog später aus diesem starken Werk ein vieraktiges Libretto, das von Arthur Coquard in Musik gesetzt und im vergangenen Jahre mit bedeutendem Erfolg in Lyon aufgeführt wurde. Unter ihren übrigen Werken waren „Carmagnole“, „L'Oiseau bleu“, „Jeanne d'Arc“ und „Médéia“ am bemerkenswerthesten. Wenige Tage vor ihrem Tode beendete sie ein Drama, das ein hervorragender Schauspieler in kurzem zur Aufführung bringen will und dem man mit großen Erwartungen entgegensieht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

G. Wobbermin: Theologie und Metaphysik. Berlin, Duncker 1901. 289 S. — Dr. F. C. Th. Schmidt: Die Tuberkulose. Braunschweig, Vieweg u. Sohn 1901. M. 0.60. — Dr. E. Gnad: Literarische Essays. 3. Folge. Graz, Leuschner u. Lubensky 1901. 200 S.

Jahrgang 1901. München, Mittwoch, 31. Juli. Nummer 173.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Zur idealistischen Wendung der deutschen Philosophie.

Während der letzten Jahre ist in der deutschen philosophischen Arbeit eine durchgreifende Wandlung eingetreten, die noch gar nicht genügend Beachtung gefunden hat. Wohl ist es allgemein bekannt, daß die Zeit des Materialismus vorbei ist. Weniger bekannt ist es aber, daß wir uns in einem Uebergangsstadium zu einem neuen, positiven Idealismus befinden. Das weitere gebildete Publikum, das heute noch oder besser heute wieder philosophische Interessen hat, wird überlaufen mit Aufsätzen und Schriften von und über Nietzsche oder Häckel. Und wer sich heraussehnt aus dem glänzenden Elend dieser Gedanken und Stimmungen, wer aus wirklicher geistiger Noth zu gewissen prinzipiellen Behauptungen des Idealismus — in seinem großen weltgeschichtlichen Sinne — getrieben wird, der empfindet doppelt den Mangel an Anlehnung an eine allgemeine idealistische Bewegung der Gegenwart.

Die idealistische Wendung der deutschen Philosophie kam aber auch überraschend schnell. Zwar hatte R. Eucken schon 1888 inmitten einer noch materialistisch oder mindestens skeptisch agnostischen Zeitstimmung die grundlegenden Konzeptionen einer neuen idealistischen Weltanschauung in seinem Werke: „Die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und That der Menschheit“ niedergelegt, aber recht eigentlich in Fluß kam die Bewegung erst während der letzten fünf oder sechs Jahre. Es war noch ein Erlebniß meiner Studienzeit, vielleicht das geistig fruchtbarste; denn wer einmal einen so vollständigen Umschwung der Zeitstimmung miterlebt hat, wer diese Verschiebung der Werthaccente von Jahr zu Jahr hat selbst verfolgen können, dem gibt das diejenige innere Freiheit gegenüber der Zeit, die für das unbeirrbare Festhalten an dem innerlich als nothwendig Erkannten von größter Bedeutung ist.

Vor sechs Jahren gehörte noch ein gewisser Muth dazu, Hegel zu studiren und offen zu gestehen, daß man in Hegel etwas monumental Großes sehe. Heute begrüßt man das Werk Kuno Fischers über Hegel als ein Ereigniß, als ein zeitgemäßes Ereigniß.

Damals waren an den Universitäten Vorlesungen über Religionsphilosophie oder gar über Metaphysik seltene Ausnahmen; wenn man heute die Vorlesungsverzeichnisse durchblättert, findet man eine ganz erkleckliche Anzahl von Kollegien über diese Gegenstände angekündigt. Damals wurde Münsterberg als einer der Hauptvertreter des radikalen, alle Lebenswerthe von innen her auflösenden Psychologismus von Naturalisten verschiedenster Schattirung hochgepriesen; vor kurzem hat Münsterberg in seinem Buche „Grundzüge der Psychologie“ — vorher schon in seiner englischen Essay-Sammlung Life and Psychology — eine scharfe Absage und Kritik dem Psychologismus angedeihen lassen und einem Fichte'schen Idealismus energisch, vielleicht allzu energisch, das Wort geredet. — Und so könnte ich der Beispiele noch eine ganze Reihe anführen.

Was bedeutet nun aber dieser Umschwung? Aus welchen Motiven heraus ist er erfolgt? Diese Wandlung ist nicht zu verstehen aus einer immanent logischen Entwicklung überlieferter Gedankenmassen, sozusagen aus einer Art intellektueller Kausalität; vielmehr sind es die durch den naturalistischen Radikalismus zur Selbstbesinnung und Selbstbehauptung aufgescheuchten letzten Lebens- und Kulturwerthe, welche wie so häufig in der Geschichte der Philosophie in die Gedankenentwicklung vorwärtstreibend eingegriffen haben.

Zwischen der großen idealistischen Philosophie am Anfang des 19. Jahrhunderts und dem neu sich bildenden Idealismus liegt ein gewaltiges Stück Leben, das durch die Wucht seiner bloßen Thatsächlichkeit den speculativen Idealismus erdrückt hat; der vermochte es nicht mehr zu bewältigen. Dieses Stück Wirklichkeit ist charakterisirt durch Naturwissenschaft und Technik, Politik und soziale Frage. Der Idealismus ist damit im Kerne seines Wesens nicht widerlegt etwa wie eine falsche Behauptung, sondern das Leben hat neue Thatsachen gebracht, und da diese ihr gutes Recht auf Existenz nicht in dem System des spekulativen Idealismus finden konnten, so haben sie den allzu engen Rahmen desselben gesprengt; an Stelle der einseitig auf den Thatsachen des Geisteslebens ruhenden Metaphysik des spekulativen Idealismus haben sie eine auf den Thatsachen der Naturwissenschaft und des Gesellschaftslebens gestützte Metaphysik des Materialismus gesetzt.

Wie der Prozeß der Auflösung des Hegel'schen Systems im einzelnen vor sich ging, wie die Kategorien des Hegelianismus mit hinübergenommen wurden auf den ihnen vollständig fremden Boden des Materialismus, gehört nicht hieher.

Nun vollzog sich die allmähliche, aber sichere Eroberung aller Lebens- und Wissensgebiete durch den Materialismus. Ihm kam die Stimmung und die Arbeit der Zeit entgegen. Der Materialismus weitete sich zum Naturalismus aus, und dieser schuf sich seine eigene Geschichtsphilosophie (Marx), Religionsphilosophie (Feuerbach), seine eigene Psychologie und Ethik. Wissenschaft und Naturwissenschaft galten als synonyme Ausdrücke. Die Naturwissenschaft zwang alle geistesgeschichtlichen Wissenschaften zur Anwendung ihrer Methode. Wie verkehrt das auch sein mag — und heute kommt uns das so erst recht zum Bewußtsein —, so ist

es doch das Verdienst dieser inadäquaten Methodik, daß sie den Blick geschärft hat für die mannichfaltigen Abhängigkeiten des geistigen und geschichtlichen Lebens von Naturfaktoren.

Solange die Nachschwingungen der idealistischen Gefühlswerthe noch andauerten, solange der Gegensatz zwischen diesen Werthen und den naturalistischen Voraussetzungen nicht grell ins Bewußtsein trat und Entscheidung verlangte, war der Prozeß noch nicht gefährlich: vor allem auch deßhalb nicht, weil man des begeisterungsvollen Glaubens lebte, mit der schließlichen Anerkennung des Materialismus eine auf Wissenschaft und klare Erkenntniß gegründete bessere Zukunft der Menschheit herbeizuführen. Man vertraute rückhaltlos die letzten Lebenswerthe des Individuums und der Gesellschaft einer sogenannten „naturwissenschaftlichen Weltanschauung" an, bis Nietzsche die nothwendigen verhängnißvollen Konsequenzen daraus zog. —

Dieser weittragenden geistigen Umwandlung stand die nachhegel'sche deutsche Philosophie, soweit sie sich innerhalb der geschichtlichen Kontinuität bewegte, ziemlich hülflos gegenüber. In den Kämpfen der Zeit wurde sie ins Hintertreffen geführt. Selbst einzelne hervorragende Erscheinungen, wie z. B. Lotze und Schopenhauer oder eine Bewegung wie der Neukantianismus vermochten den Siegeszug des Naturalismus nicht aufzuhalten.

Lotze, der feinsinnige, konziliatorische Denker, bog die Schärfe der Probleme und die inneren Gegensätze des modernen Lebens ästhetisch um. Stille, vom Leben etwas abseits stehende Gelehrte, die ihren Fonds an sittlich-religiöser Idealität auch im Zeitalter der Naturwissenschaften intellektuell rechtfertigen wollten, fanden in Lotze den Philosophen ihrer Wünsche.

In dem Schopenhauer'schen System, das sich in der politisch so aufgeregten Zeit der 60er Jahre wie ein erratischer Block aus dem Zeitalter der Romantik ausnimmt, fand die tiefe, pessimistische Unterströmung des modernen Kulturlebens einen willkommenen radikalen Ausdruck. Schopenhauer ist ein nie wieder auszutilgendes Moment der modernen Geistesentwicklung geworden, aber auch nur ein Moment.

Die einzige allgemeinere Bewegung der deutschen Philosophie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war der Neukantianismus. Kuno Fischer, Otto Liebmann, Cohen inaugurirten die Bewegung; Albert Lange schuf in seiner „Geschichte des Materialismus" die klassische Leistung des Neukantianismus. Dann bewegte man sich größtentheils in der Sphäre peripherer Einzelprobleme, kultivirte eifrig und mit Erfolg die Geschichte der Philosophie, bis es unserer Zeit beschieden war, den Neukantianismus, wie Windelband sagt, theilweise in „historische Mikrologie" ausarten zu sehen.

Der Neukantianismus ist die erkenntnißtheoretische Besinnung der Philosophie gegenüber dem Materialismus. Letzterer wurde vom Neukantianismus in den letzten Spitzen seiner allzu kecken Metaphysik geknickt. Aber der Neukantianismus als eine wesentlich negative Philosophie läßt gerade die ursprünglichsten und trotz aller erkenntnißtheoretischen Bedenken Antwort heischenden Lebensfragen der Religionsphilosophie, Ethik, der Geschichtsphilosophie im Dunkeln, und auf diesem von positiven Thesen freien Gebiete konnten die naturalistischen Theorien ungestört weiter wuchern. — Es ist ja nicht zufällig, daß die Bernstein'sche Richtung innerhalb der deutschen Sozialdemokratie sich dem Neukantianismus anzuschließen versucht. Das geschieht nicht bloß, weil der Neukantianismus ihr am besten die Mittel zur kritischen Prüfung ihrer geschichtsphilosophischen und sozialethischen Grundlagen gibt, sondern weil er von ihr am wenigsten eine durchgreifende Wandlung in ihrer Stellung zur Geschichte, Religion und Ethik verlangt. — Man denke auch daran, daß die deutschen Gesellschaften für ethische Kultur den Neukantianismus hin und wieder zu einer freundlichen philosophischen Perspektive ihrer Bestrebungen benützen.

Aber wie schon gesagt, vermochte diese Bewegung aus den angeführten Gründen den immer steigenden Einfluß des Naturalismus auf Wissenschaft und Leben nicht aufzuhalten. Der Naturalismus mußte aus den dunkelsten Tiefen seiner Folgerungen heraus selbst zu seiner inneren Auflösung gebracht werden.

Und das geschah durch Friedrich Nietzsche. In der geistigen Entwicklung dieses unglücklichen Denkers vollzog sich auch nach der Seite des Gefühls der Zusammenbruch aller objektiven Werthe als Folge einer naturalistischen Weltanschauung. Nietzsche wurde zu der unmöglichen Aufgabe getrieben, dem aller Ziele und alles inneren Sinnes beraubten Dasein ein allgemein gültiges Ziel wiederzugeben bei einem vollständigen Relativismus aller — auch der logischen — Werthe; denn das war gerade das Bedeutende und Neue an Nietzsche, daß er nicht wie die „blossen Atheisten" Halt machte vor den logischen Werthen, daß er noch dem furchtbaren Erlebniß: „Gott ist todt!" auch die Wissenschaft hineinzog in den vernichtenden Wirbel des reinen Subjektivismus. Nietzsche ist so das Mene Tekel jedes Naturalismus geworden — das wird einst sein nicht zu unterschätzendes historisches Verdienst sein, wenn seine ziemlich willkürlichen Theorien über Herren- und Sklavenmoral, Entstehung der Religion &c. längst ihre Wirkungskraft verloren haben werden. Oder sollten gar sogenannte Nietzscheaner an die zeitendurchwandelnde Dauer ihrer Spezies glauben?

Das Unzeitgemäße lag bei Nietzsche mehr in der so seltenen Verbindung des Dichterischen mit dem Philosophischen, in dem blendenden Feuerwerk seiner paradox geistvollen Be- und Verurtheilungen als in dem großen Nein — man möchte es in Anlehnung an Carlyle the everlasting No nennen — gegenüber den metaphysischen Voraussetzungen unserer in ihrem letzten Grunde auf dem Christenthum ruhenden Kultur. In dieser alle seine charakteristischen Hauptwerke durchbebenden Verneinung war er zeitgemäß. Der Naturalismus bedeutete bloß einen Bruch mit der eigensten Vergangenheit des deutschen Volkes; die aus dem Naturalismus hervorgewachsene Position Nietzsche's bedeutete einen radikalen und doch folgerichtigen Bruch mit der Kultur des Christenthums überhaupt.

In der nachhegel'schen und neukantischen deutschen Philosophie der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und in Nietzsche standen sich zwei grundverschiedene Arten Philosophie zu treiben gegenüber. Die erstere Art war dadurch charakterisirt, daß sie Problemreihen, die nicht von dem vollen Leben ihrer Zeit umspült waren, über eine von neuen Geistes- und Gefühlsmächten bewegten Gegenwart hinweg esoterisch weiterspann, unbekümmert um das, was man despektirlich die kleinen Interessen des Tages nannte; die zweite Art will sich ganz in die Zeit hineinstellen mit ihren unausgeglichenen Tendenzen und Wünschen; sie versenkt sich und versinkt in die „Modernität", diesen irrationalen Begriff, der die Zukunft mit dem Gefühl vorweg zu nehmen sucht und doch mit dem Intellekt in den Schwächen der letzten Vergangenheit wurzelt.

Was aber auch die erstere Art an wissenschaftlicher Bedächtigkeit und Kritik vor der zweiten voraus hatte, in Friedrich Nietzsche wurde die Philosophie wieder eine öffentliche Macht der Gegenwart, weil sie es wagte, die großen Fragen des menschlichen Lebens und der Kultur rücksichtslos, beinahe brutal rücksichtslos, aus der Zeit heraus aufzunehmen. Nietzsche zwang die deutsche Philosophie, aus ihrer wirkungslosen Reserve herauszutreten. Die Probleme vom Werthe der Wissenschaft und der Moral, die Frage der Umwerthung aller Werthe, der Kampf gegen das Christenthum — diese ganze Radikalrevision unseres geistigen Besitzstandes vom Boden des herrschenden Naturalismus aus — alles das konnte nicht mehr als ein noli me tangere angesehen werden.

Bequem waren ja diese Probleme allerdings nicht; sie griffen zu sehr in das übel verleumdete Gebiet der Metaphysik herüber. Und die deutsche Philosophie wollte sich um alles in der Welt nicht um das mühsam erkämpfte Prestige der „Wissenschaftlichkeit“ bringen lassen. Man hatte auch ein Mittel gefunden, um in gewissenhafter Weise sich alle nach Metaphysik schmeckenden Probleme fern zu halten. Es war allgemach zum Dogma geworden, daß am Anfang philosophischer Untersuchungen eine bis ins einzelne ausgebaute Erkenntnißtheorie zu stehen habe, die von vornherein den Umkreis der zu behandelnden Probleme festlegte. Meistens kam man über diese erkenntnißtheoretische Grundlegung auch gar nicht hinaus. Die wirklichen Lebensprobleme aber machten in der erkenntnißtheoretischen Untersuchung eine Art Karlsbader Kur durch, nach welcher sie dann so schwach, so dünn, so harmlos ausschauten, daß man leicht mit ihnen fertig werden konnte: etwa in zwei kleinen Schlußkapiteln, die im Stile perspektivisch aphoristischer Andeutungen zu nichts verpflichteten.

Das ging nun nicht so weiter. Die Zentralfragen der Philosophie konnten nicht länger als herablassende Apartbemerkungen der Erkenntnißtheoretiker behandelt werden. Ich will nicht sagen, daß es Nietzsche allein war, der zur Herbeiführung dieser Aenderung zwang. Neue Stimmungen in Literatur und Kunst, ein neu erwachtes Bedürfniß nach Religion, eine Enttäuschung des Gemüthes an der sozialen und politischen Wirklichkeit, die statt verheißenen Glückes immer dunkler und verwickelter wird, ein hier nur zag dort frech sich hervorwagender Zweifel an der absoluten Leistungsfähigkeit der in Methodenstreit zerrissenen Wissenschaft — alle diese Momente kamen zusammen um einen Umschwung in der Aufgabe der Philosophie vorzubereiten. Nietzsche hat aber die Philosophie am energischten zurückgeworfen auf die Fundamentalfrage, an welcher der innerste Zusammenhalt des Kulturlebens hängt, auf die Frage nach dem Werthe und der Bedeutung unsrer geistigen Kulturgüter.

Und nun ist es interessant und bedeutungsvoll, zu sehen, wie Windelband, einer unsrer hervorragendsten Historiker der Philosophie, in der vor einigen Monaten erschienenen zweiten Auflage seiner „Geschichte der Philosophie“ (in einem Bande) von dem ethischen Ikonoklasmus Nietzsches aus zu einer neuen Bestimmung der Aufgabe der Philosophie getrieben wird. In dieser zweiten Auflage hat Windelband einen neuen Abschnitt dem letzten Kapitel hinzugefügt unter dem Titel: „Das Problem der Werthe.“ Dieser inhaltsreiche Abschnitt schließt nach einer Darstellung Nietzsches mit den Worten: „An die Stelle der „Autonomie der Vernunft“ ist die Willkür des Uebermenschen getreten — das wäre der Weg von Kant zu Nietzsche, den das 19. Jahrhundert beschrieben hat. — Eben damit bestimmt sich die Aufgabe der Zukunft. Der Relativismus ist die Abdankung der Philosophie und ihr Tod. Deßhalb kann sie nur weiterleben als die Lehre von den allgemein gültigen Werthen. Sie wird sich nicht mehr in die Arbeit der besonderen Wissenschaften drängen, zu denen nun auch die Psychologie gehört. Sie hat weder den Ehrgeiz, das was diese erkannt hat, von ihrer Seite her noch einmal erkennen zu wollen, noch die Lust der Kompilation aus den „allgemeinen Ergebnissen“ der Sonderdisciplinen allgemeinste Gebilde zusammenzuflicken. Sie hat ihr eigenes Feld und ihre eigene Bedeutung an jenen allgemein gültigen Werthen, die den Grundriß aller Kulturfunktionen und das Rückgrat alles besonderen Werthlebens bilden. Aber auch diese wird sie beschreiben und erklären nur, um über ihre Geltung Rechenschaft zu geben: sie behandelt sie nicht als Thatsachen, sondern als Normen. Auch sie wird deßhalb ihre Aufgabe als eine Gesetzgebung zu entwickeln haben, aber nicht als Gesetz der Willkür, das sie diktirt, sondern als das Gesetz der Vernunft, das sie vorfindet und begreift.“ So weit Windelband.

Diese Worte wirken wie eine Erlösung gegenüber der allzubescheidenen Dürftigkeit und geistigen Enge, an der die deutsche Philosophie in den letzten Jahrzehnten litt. Sie will nicht mehr das Veilchen sein, das im Verborgenen unter dem Schatten der Wissenschaft blüht. Die Philosophie faßt wieder ihre eigene Aufgabe ins Auge. Das ist ein großer Schritt vorwärts, denn mit der eigenen Aufgabe wachsen die Kräfte, wächst die Verantwortlichkeit und das Selbstvertrauen, und ohne dieses ist nichts Großes in der Welt geleistet worden. Wenn Windelband aber diese eigene Aufgabe der Philosophie in der Feststellung und Herausarbeitung der allgemein gültigen Werthe sieht, die den „Grundriß aller Kulturfunktionen und das Rückgrat alles besonderen Werthlebens“ bilden, so bedeutet das eine Festlegung der Aufgabe der Philosophie an der zufälligen Konstellation augenblicklich im Vordergrund stehender Probleme. Und nicht einmal aller; denn was in der thatsächlichen Arbeit der Philosophie heute vorgeht, trägt eine viel breitere Front, ist viel weiter ausholend als diese eine, wenn auch in sich mannichfaltige Aufgabe. Da haben wir einmal den auf der ganzen Linie entbrannten Methodenstreit zwischen Natur- und Geisteswissenschaften oder, wie Rickert es mit guten Gründen will, zwischen Natur- und Kulturwissenschaften, einen Streit, in dem Windelband selbst einen so hervorragenden Platz einnimmt. Die Veranlassung gab zuerst der Versuch, eine stark wirthschaftlich gefärbte und mit naturwissenschaftlichen Kategorien arbeitende Geschichtsauffassung als die allein wissenschaftliche darzustellen. Hiegegen erhoben sich die Vertreter einer Geschichtsauffassung im Sinne Rankes. Aus einem Streit innerhalb einer Spezialwissenschaft wurde ein Kampf letzter methodologischer Prinzipien.

Das Bedeutungsvolle dieses Kampfes, teleologisch angesehen, liegt jedenfalls darin, daß der jahrzehntelangen Invasion der naturwissenschaftlichen Kategorien und Methoden von der Gesammtheit der Geisteswissenschaften entgegengetreten wird. Es ist ein langer und komplizirter Emanzipationsprozeß, dessen siegreicher Ausgang aber jetzt kaum mehr in Frage steht. Erst kürzlich noch hat ein so hervorragender Jurist wie Jellinek in dem ersten Bande seiner „Allgemeinen Staatslehre“ gelegentlich der Kritik der organologischen Staats-

auffassung der sogenannten naturwissenschaftlichen Methode in den Sozialwissenschaften jede Fruchtbarkeit für die Soziatwissenschaften abgesprochen.

„Alles, was man der angeblichen naturwissenschaftlichen Methode in den Sozialwissenschaften verdankt, sind haltlose Hypothesen, die der eine Tag schafft und der andere zerstört. Nicht ein einziger feststehender Satz, ich wage diese Behauptung apodiktisch aufzustellen, ist der Sozialwissenschaft durch die exakte Forschungsweise gewonnen worden. Daß Beobachtung und Feststellung des Gegebenen der Ausgangspunkt aller sozialwissenschaftlichen Disciplinen ist, hat nicht erst die neueste naturwissenschaftliche Erkenntniß zum Bewußtsein gebracht, sondern dieses Axiom entstammt der Auffassung der Gesammtheit des Seienden als eines empirischen Gegebenen, die aller menschlichen Wissenschaft zugrunde zu legen ist. Die Begründung der empirischen Methoden im Gegensatz zu den spekulativen ist nicht zum geringsten das Werk der modernen Philosophie gewesen: Bacon, Locke, Berkley und Hume, Descartes, Spinoza und Kant haben die allgemeinen Prinzipien der Erfahrungswissenschaft in der für alle ihre Disciplinen bedeutungsvollen Weise entwickelt." (S. 139, Anm.)

Damit werden die in ihrer qualitativen Eigenthümlichkeit sich erfassenden Geisteswissenschaften vor die schwierige, aber nothwendige Aufgabe gestellt, sich ein ihrem inneren Wesen entsprechendes Begriffs- und Methodensystem zu schaffen. Diese Aufgabe ist von den verschiedensten Seiten kräftig in Angriff genommen worden. Ich erinnere nur an Namen wie Windelband, Rickert, Münsterberg, Wundt, Siegwart, Paul, Menger. Das oben erwähnte Werk von Jellineck bildet hiefür nach der Seite der Staatslehre einen bedeutenden Schritt vorwärts. — Insgleichen führen diese methodologischen Untersuchungen dazu die eigenthümliche Natur der geistigen Thatsachen stärker und eindringlicher herauszustellen nicht nur gegenüber den naturwissenschaftlichen, sondern auch gegenüber den psychologischen Thatsachen. Die moderne Logik mit ihrer scharfen Abhebung der spezifisch logischen Funktionen von allem Psychologischen hat hier bedeutendes geleistet.

Das alles hat seine letzte Bedeutung darin, daß es den Boden bereitet für die neue idealistische Philosophie. Und wie der spekulative Idealismus sich über Kant hinaus seinen Weg bahnen mußte, so hat auch der neue Idealismus sich mit Kant und dem Neukantianismus kritisch auseinanderzusetzen, um in sicherer Ruhe seine Positionen zu entwickeln. Nun ist man ja glücklich dahin gekommen zu der von Windelband treffend charakterisirten Erkenntniß: daß Kant verstehen über ihn hinausgehen heißt. Aber der Neukantianismus thut das im letzten Grunde gar nicht. Er nimmt seinen Standpunkt in Kant als dem „Alleszermalmer". Die allein seligmachende transscendentale Methode ist das Pentagramma, das ihm den Weg über die Schwelle zur Metaphysik unmöglich macht. Heute aber gilt mehr als je das Wort Hegels zu rechte: „Eine Philosophie ohne Metaphysik ist wie ein Tempel ohne Allerheiligstes."

Da ist denn eine scharfsinnige, vom Geiste Euckens beeinflußte Arbeit von Dr. Mal. F. Scheler „Die transscendentale und die psychologische Methode" freudig zu begrüßen, die eine solche Bresche in die transscendentale Methode geschaffen hat, daß es u. E. schwer sein wird, dieselbe wieder zu füllen. Zu gleicher Zeit arbeitet sich Scheler in durchaus selbständiger und vorsichtiger Kritik der transscendentalen[1]) und psychologischen Methode zu einer Methode durch, die er mit Eucken die „noologische" nennt. Es ist die Methode, die bestimmt ist, dem neuen Idealismus als erkenntnißtheoretischer Unterbau zu dienen.

Bei dem weitesten Spielraum der individuellen Arbeit, bei aller Verschiedenheit in der Ausgestaltung und aller Unfertigkeit der Gegenwart lassen sich doch schon für diesen neuen Idealismus eine Reihe gemeinsamer Züge und Arbeitstendenzen aufzeigen.

Der neue Idealismus knüpft mit Bewußtsein und Absicht an den spekulativen Idealismus an. Er will die Motive und die unverlierbaren Gedanken, die in diesen großen Systemen bis jetzt größtentheils noch ungehoben liegen, für die philosophische Arbeit der Gegenwart fruchtbar machen. Es kann sich dabei natürlich nicht um ein einfaches Herübernehmen handeln, denn alles Große ist dort verknüpft mit drei Fehlern, vor denen wir uns hüten müssen. 1. Die konstruktive, aprioristische Methode, 2. der Intellektualismus, 3. der Gnostizismus. In der Negation dieser drei Momente liegen zugleich drei gemeinsame Momente des neuen Idealismus. Bei dieser Renaissance des Idealismus — und jede Renaissance ist im letzten Grunde eine Neuschöpfung — müssen natürlich alle die positiven Ergebnisse der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewahrt bleiben, wie sie sich in dem gewaltigen Reichthum der empirischen Naturwissenschaften und der Sozialwissenschaften darstellen. Das Hegel'sche Wort: „Alles wird aufgehoben", muß in seinem geistvollen Doppelsinne dafür zum Maßstabe dienen.

So stellt sich denn die Aufgabe des neuen Idealismus als eine Synthese dar, die in ihrer Art die ganze philosophische Arbeit auf einen neuen Boden stellen und neue Ziele ergeben wird. Der neue Idealismus weiß sich aber im Zusammenhang mit den weltgeschichtlichen Leistungen des Idealismus. Der Flug dieses neuen Idealismus wird kein Ikarusflug sein. Das sich beinahe selbstüberschlagende intellektuelle Kraftgefühl des spekulativen Idealismus ist uns abhanden gekommen. Der neue Idealismus löst sich nicht los von der Erfahrung, sondern bei allem Erheben zu Gedanken allgemeiner, überschauender Art bleibt er demnach gebunden an die Erfahrung.

Was ich hier als einige der charakteristischen Züge des neuen Idealismus in allgemeinster Weise angedeutet habe, findet (bis heute) seine konkreteste Verwirklichung in den Werken Rudolf Euckens. Ihn erkennen alle diejenigen als ihren Vorkämpfer an, die in der Richtung eines neuen Idealismus arbeiten. Eucken ist weder als Fichteaner noch als Hegelianer zu rubriziren, sondern er ist ein durchaus selbständiger — soweit das in geistigen Dingen überhaupt möglich ist — Bahnbrecher des neuen Idealismus. Ich habe mich gefreut, in der oben erwähnten zweiten Auflage der Windelband'schen Geschichte der Philosophie endlich einmal den Satz zu lesen: „Wiederum ist heute eine idealistische Metaphysik im Werden, als deren Hauptvertreter R. Eucken angesehen werden muß."

Von dieser neuen idealistischen Metaphysik braucht die Naturwissenschaft keinen Eingriff in ihre empirische Arbeit zu befürchten. Die Erkenntniß der Naturwissenschaft bleiben unangetastet, nur wird die Naturwissenschaft als solche nicht die letzte und höchste Erkenntniß sein, welche uns zu einer Erfassung des Wesens und des Sinnes der Welt führt. Die Naturwissenschaft als

[1]) Die Unfähigkeit der transscendentalen Methode zur Bewältigung des religiösen Problems hat Troeltsch in seinen Aufsätzen in der Zeitschrift für Theologie und Kirche (5., 6. und 8. Jahrgang) klar dargelegt.

Ganzes, als Leistung des menschlichen Geistes führt über sich selbst hinaus zu einer philosophischen Anschauung, die in den thatsächlichen Leistungen des Geistes eine in der Geschichte sich vollziehende allmähliche Erschließung der tieferen Zusammenhänge des Universums erwartet.

Und was wird dieser neue Idealismus für die Gegenwart bedeuten? J. G. Fichte schickte seinen geschlossenen Handelsstaat zur praktischen Durchführung an den preußischen Minister. Wir sind skeptischer geworden, weniger „idealogisch“. Die Weltweisheit ist heute bescheidener — schon aus Weltklugheit.

Der neue Idealismus macht nicht mehr die Philosophie zur höchsten Offenbarung des Weltgeistes. Wir lassen die brausende Fülle geistiger Schöpfungen nicht mehr intellektuell verdampfen, um aus ihnen den Begriff, die Ideen als das werthvolle caput mortuum herauszudestilliren. Die lebendigen Thaten des Geistes in Religion und Philosophie, Moral und Recht, Kunst und Wissenschaft belassen wir in ihrer nicht weiter reduzirbaren Ursprünglichkeit; sie alle bedeuten dem neuen Idealismus Thatsachen einer in der Menschengeschichte sich durchsetzenden Geisteswelt. Und das Grundphänomen dieser Geisteswelt ist die Persönlichkeit im Sinne eines von absoluten Werthen abhängigen und daher freien Lebensstandes. Der Zeit aber gibt dieser Idealismus den weltgeschichtlichen Maßstab zur Beurtheilung ihrer Leistungen. Die Philosophie selbst vermag nicht Religion, Kunst, sittliches Handeln u. s. w. hervorzubringen; wohl aber vermag sie eine neue geistige Zeitatmosphäre zu schaffen, die allererst wieder ein Zeitalter des Glaubens in jenem weiten Sinne des Goethe'schen Wortes möglich macht, ein Zeitalter, das in seinen geistigen Schöpfungen von Welt und Leben, von göttlichen und menschlichen Dingen wieder groß denken und fühlen lehrt.

Dr. Julius Goldstein.

---

## Das Archivwesen Italiens.

Von Dr. P. Kehr, Professor in Göttingen.

### I. (Schluß.)

Die Zahl der bischöflichen und Kapitelarchive Italiens ist fast unübersehbar. Wo ein Bischof residirt, ist oder war einst auch ein bischöfliches Archiv und ein anderes seines Kapitels. Während die Klosterarchive bis auf wenige Ausnahmen eingezogen sind, leben die der Bischöfe und Kapitel noch heute als selbständige und völlig unabhängige Archive weiter, vorausgesetzt, daß sie nicht im Laufe der Jahrhunderte zugrunde gegangen sind, oder daß nicht der Bischof seine Urkunden dem Archiv des Staates oder der Stadt anvertraut hat, wie in Verona, oder daß nicht die Staatsgewalt auch sie eingezogen hat, wie es im 18. Jahrhundert in Piemont und in Sicilien geschehen ist oder bei Sedisvakanzen wie neuerdings in Venedig, wo die Mensa patriarcale von Grado in das Staatsarchiv gekommen ist. Diese zahlreichen bischöflichen und Kapitelarchive sind es, die dem italienischen Archivwesen seine Besonderheit geben und, gestehen wir es gleich, seinen eigenthümlichen Reiz, aber auch seine besonderen Schwierigkeiten.

Die bischöflichen Archive bestehen vielfach aus zwei oft auch räumlich gesonderten Archiven, dem der Curia oder Cancellaria episcopalis und dem der Mensa episcopalis. Dazu treten zuweilen noch die bischöflichen Seminare hinzu, von denen das eine und andere wichtige Handschriften und wohl auch Urkunden besitzt.

Leider sind diese bischöflichen Archive meist schlecht gehalten. Die Curia und die Mensa sind immer Verwaltungsämter gewesen, die für die Zwecke der Verwaltung viel besucht und oft benutzt, die wechselnden Schicksale des bischöflichen Palastes und Hofes getheilt und dabei manche Einbuße und zuweilen vollständigen Untergang erlitten haben. Viele sind schon in den älteren Jahrhunderten durch Brand und Aufstände zugrunde gegangen, wie die bischöflichen Archive in Florenz, Perugia, Viterbo u. a. Andere haben erst in jüngerer Zeit durch die Sorglosigkeit ihrer Besitzer ihre alten Bestände eingebüßt. Ein geschulter oder auch nur interessirter Archivar ist selten vorhanden; meist besorgt der bischöfliche Kanzler oder Sekretär schlecht und recht auch die Geschäfte des Archivars. Immerhin sind einige dieser bischöflichen Archive noch heute Fundstätten von ungewöhnlicher Bedeutung. So verwahrt das erzbischöfliche Archiv in Lucca die ältesten Urkunden der Langobardenzeit, und das erzbischöfliche Archiv in Ravenna steht trotz schwerer Verluste nicht viel hinter jenem zurück. Auch die erzbischöflichen Archive in Pisa, Siena, Turin, Spoleto, Salerno, Capua und Chieti und die bischöflichen in Treviso, Mantua, Lodi, Parma, Pavia, Tortona, Volterra, S. Sepolcro sind immer noch recht ansehnliche Sammlungen.

Aber wie sehr bleiben sie hinter den zahlreichen Kapitelarchiven des Landes zurück. Daß diese meist besser erhalten und reicher sind als die der Bischöfe — doch ist es zuweilen auch umgekehrt, wie zum Beispiel in Salerno —, ist leicht zu erklären. Während jene im bischöflichen Palaste aufbewahrt wurden, ruhten die Kapitelarchive jahrhundertelang in der Sakristei oder im Thurm oder in einem anderen sicheren Ort des Domes selbst in stiller Sicherheit. Man merkt noch heute, wenn der Canonico Archivista mit einer kleinen Armee von alten rostigen Schlüsseln die Thüren des Archivio capitolare angeht, daß solche Besuche nicht eben häufig gewesen sind, und man überzeugt sich an dem Staube, der auf den Pergamenen ruht, daß der Frieden dieser Stätten nur selten gestört worden ist. Manchmal fanden wir die kleinen Kapitelarchive noch in demselben Zustand, in dem sie einst Bethmann sah, und so fühlten wir uns zuweilen in unmittelbarer Berührung mit der Arbeit des großen Forschers, der zuerst eine systematische Durcharbeitung der italienischen Archive ins Werk gesetzt hat.

Die Grabesruhe Jahrhunderte hindurch ist der beste Schutz dieser geistlichen Archive gewesen. Manche waren so ganz in Vergessenheit gerathen und galten als völlig verloren. Es gehört zu den rühmlichsten Entdeckungen der jüngeren Generation der italienischen Historiker, daß durch ihre Bemühungen eine ganze Anzahl zum Theil sehr wichtiger Archive oder doch alter Theile derselben wieder an den Tag gekommen sind. So fand man 1879 die alten Kaiserurkunden des Kapitelarchivs von Verona wieder auf und etwas später glückte ein gleicher Fund im bischöflichen Archiv in Parma. Jüngst entdeckte man auf dem Boden des Doms von Bari das alte kostbare Archiv, unzweifelhaft die wichtigste Urkundensammlung Apuliens. Vor einigen Jahren fand L. Schiaparelli, unser trefflicher Mitarbeiter, in dem abgelegenen Troia in viele Säcke geborgen das reiche und wichtige Archiv des Domkapitels dieser Stadt.

Aber die Wißbegierde der Gelehrten hat auch ihre Kehrseiten. Immer häufiger klopft die Forschung an die Thüren der Kapitelarchive. Dilettanten und Lokalhistoriker zumal finden sich jetzt wie früher unter den Kanonikern selbst; dann wandern wohl die Archivalien zu bequemerer Benutzung in die Privatwohnung des Archivista, aber nicht immer finden sie den Rückweg in das Archiv zurück. Das kindliche Vertrauen und die rührende Liebenswürdigkeit mancher Kapitelarchivare könnten zuweilen das Gewissen eines Benutzers in Gefahr bringen; es geschah wohl, daß jene dem fremden Gelehrten die Pergamene ins Albergo zu schicken anboten oder sie bei dem Vertrauensmann des Ortes, dem Barbier hinterlegten. Vor zehn Jahren entlieh ein Lokalhistoriker das älteste Dokument aus dem Kapitelarchiv in Caiazzo, um es zu publiziren; das Stück ist noch immer nicht zurückgestellt worden. In den Kapitelarchiven Piemonts zumal, wo eine lebhafte gelehrte und halbgelehrte Tradition herrscht, fehlen jetzt auffallend viele Dokumente, die vor einem

Menschenalter noch sämmtlich vorhanden waren. Zu leichterem Studium mit nachhause genommen, sind sie in die Hände von Erben und Fremden gekommen, d. h. verloren.

Unter diesen Kapitelarchiven sind einige, die an Reichthum und Ordnung es mit einem kleinen Staatsarchiv aufnehmen können. Die von Verona, Treviso, Udine, Piacenza, Vercelli, Novara, Lucca, Pisa, Arezzo, Ascoli und Benevent sind Archive ersten Ranges. Aber auch die Archive der Kapitel von Bergamo, Brescia, Mantua, Vicenza, Padua, Mailand, Monza, Parma, Ivrea, Asti, Tortona, Casale, Imola, Rimini, Faenza, Modena, Bologna, Ferrara, Fano, Reggio, Genua im nördlichen Italien, von Penne, Sulmona, Fermo, S. Severina, Assisi, Perugia, Fabriano, Narni, Città di Castello, Spaleta, Gubbio, Viterbo, Florenz und Volterra im mittleren Italien, von Anagni, Veroli, Velletri, von Bari, Giovenazzo, Troia, Monopoli, Brindisi, Trani im südlichen Italien, von Palermo, Patti, Girgenti, Monreale, Catania in Sicilien können sich sehen lassen.

Hier und da treten dazu noch die kleineren Spezialarchive der Benefiziati, dann auch der Fabbriceria del Duomo, wie in Como, Orvieta und anderswo.

Neben diesen Archiven der Kathedralkirchen, der Domkapitel, finden wir noch in einigen Städten mehr oder minder stattliche Archive in Kollegiatkirchen. Wo überhaupt ein Kapitel sich erhalten hat, ist gewöhnlich auch ein Archiv da. So in Florenz bei S. Lorenzo, in Piacenza bei S. Antonino, in Mailand bei S. Ambrogio, in Genua bei S. Maria delle Vigne und bei S. Maria di Castello, in Venedig bei S. Marco, in Rom bei S. Pietro in Vaticano, S. Giovanni in Laterano, S. Paolo Fuori, S. Maria in Via Lata, in Aosta bei S. Orso, in Novara bei S. Gaudenzio, in Reggio bei S. Prospero, in Bari bei S. Nicola. Das eine und andere kann wohl den Vergleich mit dem Archiv des Domkapitels aushalten, wenn es dieses nicht gar an Werth und Alter übertrifft. Ich nenne ferner, ohne die Liste erschöpfen zu wollen, die Collegiata zu Chieri, die zu Empoli, von S. Erasmo bei Veroli, von S. Vittoria zu Varese, die Collegiata in Gimignano, von Castel Acquato bei Piacenza, von Asciano südlich von Siena. Auch in einzelnen Pfarrarchiven haben sich hie und da alte und wichtige Materialien erhalten, wie in S. Francesco in Pavia, S. Agata in Cremona und anderswa. Aber natürlich sind diese Registraturen doch meist nur für die Lokalgeschichte von Bedeutung.

Ueber die Verwaltung und Ordnung dieser geistlichen Archive Italiens ist früher viel geklagt worden und auch jetzt noch hört man mehr Stimmen der Kritik als der Zustimmung. Indessen in solcher Verallgemeinerung wäre ein absprechendes Urtheil über den Zustand der geistlichen Archive ganz und gar ungerecht und die viel verbreitete und durch einzelne Beispiele scheinbar begründete Vorstellung, als sähe es in allen diesen Archiven des Klerus wüst aus, ist ganz und gar irrig. Es gibt sogar eine Menge vorzüglich geordneter Kapitelarchive. In den größeren Kapiteln zumal hat es nie an Geistlichen gefehlt, welche wenigstens verständnißvolles Interesse für die ihnen anvertrauten Schätze besessen und bekundet haben. Der Kenner der älteren italienischen historischen Literatur ist leicht imstande, Geistliche von ungewöhnlicher historischer Bildung und bedeutendem archivalischen Talent zu nennen, denen manche Kapitelarchive noch heute ihre musterhafte Ordnung verdanken. Die Muratorischen Traditionen leben immer noch, so sehr auch die Pflichten der Seelsorge, des Chordienstes, des Unterrichts die Kanoniker in Anspruch nehmen. Die älteren Italienfahrer haben wohl noch den wegen seiner Gelehrsamkeit und seiner Humanität gleichermaßen geschätzten Kanonikus Giuliari in Verona in dankbarem Gedächtniß; hier pflegten sie ihre erste Rast zu machen und sich Empfehlungsbriefe von ihm an andere Kapitelarchive, gleichsam einen gelehrten Paß, zu erbitten. Dem Kanonikus Frascone schuldet eine dankbare Erinnerung, wer sich an der Ordnung des wichtigen Kapitelarchivs in Novara erfreut. Männer wie die Kanoniker Varisco in Monza, Tononi in Piacenza, Legé in Tortona und viele Andere sind nicht nur würdige Gelehrte, sondern auch treffliche Archivare. In anderen Kapiteln fehlt es freilich wieder an jeder gelehrten Tradition. Kleinere Kapitelarchive befinden sich zuweilen in völliger Unordnung und in einem geradezu erbarmungswürdigen Zustand. Ein enges Verließ, ohne Licht und Luft, von Staub, Schmutz und Spinneweben bedeckt, birgt die Urkunden, und die Arbeit an einem hinfälligen Tisch und auf einem zerbrochenen Stuhl ist dann wohl fast unmöglich. Es kommt auch wohl vor, daß der Archivar aus Scham über den Zustand seines Archivs den Zutritt verweigert. Aber zumeist sind es doch andere Gründe, welche den Zutritt zu den geistlichen Archiven oft erschweren. Es ist das Auftreten der Fremden selbst, das die Unfreundlichkeit und das Mißtrauen der Archivare geradezu herausfordert. Da naht sich ein Fremder in dem dem italienischen Auge ungewohnten germanischen Mantel, bedeckt mit einem unchristlichen Calabreser, dem Wahrzeichen der deutschen Gelehrsamkeit, wenige verständliche Worte stammelnd, aus denen der Canonico Archivista schließt, daß der Herr ein Fremder, gewiß auch ein Ketzer ist. Es ist menschlich, daß sich dann wohl die Schlüssel des Archivs nicht finden wollen, daß erst eine Berufung des Kapitels vorausgehen muß, worüber dann viele Zeit vergehen würde, daß man sich vielleicht nicht erinnern kann, daß überhaupt ein Archiv vorhanden. Ein unzweifelhafter Uebelstand ist auch, daß das Amt des Archivista in der Regel nicht ständig ist, sondern wie die anderen Aemter unter den Kapitularen wechselt, so daß man wohl auch bei sonst zugänglichen Archiven plötzlich auf geschlossene Thüren stößt.

Man wird nun wohl fragen, wie es denn uns geglückt ist, alle diese Schwierigkeiten ohne Zeitverlust zu überwinden und zu erreichen, daß nicht ein einziges geistliches Archio Italiens von einiger Bedeutung uns verschlossen geblieben ist. Wir verdanken das ausschließlich den Empfehlungen, die uns sofort das Vertrauen der Kanoniker, die freundlichste Aufnahme und die weitgehendste Freiheit in den Forschungen im Archiv verschafften. Das erscheint nun sehr einfach und mühelos. In Wahrheit aber erfordert eine solche Forschung mehr Kenntniß des Landes und der Personen als man auf den ersten Blick glauben möchte. Die Italiener, die weltlichen wie die geistlichen, haben bei aller angeborenen und anerzogenen Liebenswürdigkeit doch eine sehr starke nationale Empfindung und Empfindlichkeit; und wer möchte es ihnen verübeln, daß dieses Condominium der Fremden in ihren eigenen Archiven ganz und gar nicht nach ihrem Geschmack ist? Und nicht jede Empfehlung ist wirksam. Ein biglietto di raccomanduzione des Direktors des Staatsarchivs an seinen Kollegen vom bischöflichen oder Kapitelarchiv kann zuweilen die absolut entgegengesetzte Wirkung üben. Aber auch zwischen Bischof und Kapitel besteht oft ein Jahrhunderte alter prinzipieller Gegensatz: die Empfehlung des Bischofs thut hier Wunder, dort versagt sie völlig. Indem uns wohlwollende Gönner in Rom, denen zu danken ich immer wieder Veranlassung habe, überall die rechten Wege wiesen und für die richtige Empfehlung sorgten, sind wir nicht allein überall zum Ziele gelangt, ja wir haben, um ganz aufrichtig zu sein, schließlich die Arbeit in den Kapitelarchiven aller anderen vorgezogen: da sind noch Menschen, nicht bloß Beamte; da ist eine wirklich erschöpfende Arbeit möglich, ohne die erstickenden Paragraphen des Regotamento; da kann man von des Morgens bis an den Abend arbeiten statt der kärglichen fünf vom Staate bewilligten Arbeitsstunden.

Auf der anderen Seite müßte man blind sein, wollte man die Gefahren verkennen, welchen die geistlichen Archive, die bischöflichen wie die der Kapitel, ausgesetzt sind, und nicht die Zufälligkeiten beseitigt wünschen, denen die Benutzung der geistlichen Archive unterliegt. Sie zu beseitigen hat einmal einer unsrer namhaftesten Gelehrten, Professor H. Breßlau in Straßburg, den Vorschlag gemacht, „schleuniger Säkularisation der geistlichen Archive, Einziehung wenigstens ihres älteren Bestandes (etwa bis zum 15. Jahrhundert) und Ueberweisung desselben an die Staatsarchive, nicht etwa an die Kommunen, wie das unglücklicherweise vielfach bei den Klosteraufhebungen ge-

schehen ist. Das wird etwas Geld kosten, und die Herren Bischöfe werden gewaltig schreien; aber für Italien ist es eine Ehrenpflicht, dafür zu sorgen, daß die ehrwürdigen Dokumente seiner Geschichte (die ja für so lange Zeit auch die unsrige ist), nicht durch die Unwissenheit und Gleichgültigkeit derer, die sie verwalten, zugrunde gehen oder in die Hände der Goldschläger fallen."[4]) Allein ich würde ein solches Vorgehen auf das tiefste beklagen. Nach dem, was ich über den Zustand der italienischen Staatsarchive noch sagen werde, wird Niemand ernstlich wünschen können, daß das ganze ungeheure Material der geistlichen Archive in den Depots des Staates verschwände, in denen es durchaus an der ausreichenden Zahl von Beamten fehlt. Und nach den früheren Erfahrungen würde man durch ein solches Gesetz — denn nur durch ein Gesetz wäre es möglich — einen Kampf um die alten Archivalien entfachen, der ihnen unzweifelhaft ebenso verhängnißvoll sein würde wie die napoleonische Zeit. Und um auch ein persönliches Moment zu Worte kommen zu lassen: wie viele echte Romantik würde so zugrunde gehen! Die alten Dokumente, der Stelle entrissen, wohin sie ihre Urheber vor fünf oder zehn Jahrhunderten gelegt haben, wären wie künstlich in einen anderen Boden versetzte Pflanzen, ausgesetzt der Willkür archivalischer Systematik. Man sollte sie vielmehr möglichst erhalten, so wie sie einst waren; dergestalt bilden sie gleichsam die äußeren Mittel für das Verständniß jener Zeiten, aus denen sie herübergekommen sind. Und wie viele liebenswürdige menschliche Beziehungen gäbe es dann nicht mehr! Ich möchte für meine Person selbst die weitgehendsten Bequemlichkeiten der Archivforschung nicht eintauschen gegen diese Fülle von Anregungen, gegen diesen Schatz persönlicher Freundschaft, gegen diesen Gewinn menschlicher Beziehungen, welche ich den Arbeiten in den geistlichen Archiven verdanke. Ich meine, man lasse die archivalische Staatspolizei zuhause und sinne auf andere Hülfen. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung kann nur zweierlei helfen.

Einmal daß dafür Sorge getragen werde, daß auch an den geistlichen Archiven nur wirklich archivalisch geschulte Geistliche angestellt werden, daß der Bestand inventarisirt und daß eine gewisse gleichmäßige Ordnung durch alle geistlichen Archive eingeführt werde. Daß das in verschiedenen größeren Kapitelarchiven längst geschehen ist, sagte ich schon. Und täuscht nicht alles, so ist es auch in anderen auf dem besten Wege dazu. Das große Beispiel des Vatikan fängt überall an, seine Wirkung zu üben. War es z. B. noch vor fünf Jahren sehr schwer, wenn nicht unmöglich, in gewisse geistliche Archive Roms zu kommen, deren Kapitel sogar dem Vatikan Widerstand leisteten, so ist jetzt auch hier die erste Scheu vor der Oeffnung der Archive überwunden. Wie sehr der Papst selbst darauf hinarbeitet, daß im Klerus historische Studien betrieben werden, ist bekannt; die Verwaltung der Sammlungen des Vatikan — ich komme darauf im nächsten Aufsatz zu sprechen — hat jetzt eine Vollkommenheit erreicht, hinter der die staatliche Administration in Italien vielfach zurückgeblieben ist. Der neue Kardinal von Ravenna hat bereits beschlossen, das erzbischöfliche Archiv wissenschaftlich zu ordnen und der Forschung zugänglich zu machen. Ebenso ist man in Lucca dabei, eine bessere Ordnung vorzubereiten. Man beklage sich also weniger und fördere lieber diese stille und doch überaus bedeutende Arbeit. Sehr viel können wir dazu thun, ohne aus der diskreten Reserve, die uns auferlegt ist, herauszutreten. Art und Methode der Forschung möge wirken wie ein Vorbild, die Persönlichkeit des Forschers möge auch den Widerstrebenden gewinnen, der Arbeitsstoff möge die Theilnahme des Archivars erwecken. Es ist eine der schönsten Genugthuungen, die mir diese an äußeren Erfolgen so reichen Forschungsjahre in Italien gebracht haben, daß sie an zahlreichen Stellen der Lokalforschung neue Impulse gegeben haben.

Das ist das eine Moment. Das andere ist, daß unser Institut in Rom überallhin die nöthigen Verbindungen unterhalte, durch die diejenigen deutschen Gelehrten, die in den geistlichen Archiven Italiens zu arbeiten wünschen, unbedingt sicheren Zutritt zu diesen finden. Das setzt nun freilich voraus, daß man sie kennt. Das setzt weiter voraus, daß ein Mann in Rom die deutsche Wissenschaft vertrete, der jene nothwendigen Beziehungen entweder bereits besitzt oder die gelehrten und menschlichen Eigenschaften hat, um sie bald zu erwerben. Die deutsche Wissenschaft hat einmal das Glück gehabt, von einem solchen Mann in Rom vertreten zu sein. Wilhelm Henzen besaß einst hier eine Autorität, die sich über ganz Italien erstreckte. Daß uns in Rom ein solcher Mann die letzten zehn Jahre gefehlt hat, das haben wohl Alle schmerzlich empfunden, welche in dieser Periode gelehrte Forschungen in Italien betrieben haben. Sollte Deutschland so arm an Gelehrten sein, daß sich unter ihnen kein zweiter Henzen fände?

[4]) Im Neuen Archiv Bd. III S. 80.

---

## Besprechungen.

-g. *Popular Studies in Mythology, Romance, and Folklore* issued under the General Editorship of *Mr. Alfred Nutt*, Past President of the Folklore Society. — London, David Nutt, 57 Long Acre. — Unter diesem Namen wird uns eine Reihe von Büchlein, zu 60 Pfg. das Heft, geboten, deren jedes ein eng umschriebenes Gebiet aus Vorgeschichte, Sage und Volksdichtung zum Inhalte hat. Die Hefte bieten in schlichter Form eine Darstellung z. B. der Sagen von Cuchulainn, dem irischen Achilles (von A. Nutt), oder der Dichtungen der Finnen, der Gralssage rc., ohne den Leser durch gelehrtes Beiwerk zu ermüden. Für den, der ernsteres Studium auf den Vorwurf verwenden will, folgt am Ende eine kurze bibliographische Uebersicht, die das Nothwendige enthält. Bisher sind erschienen: 1. Keltische und mittelalterliche Sagendichtung von Alfred Nutt; 2. Folklore von E. S. Hartland; 3. Ossian und die Ossianische Literatur von Alfred Nutt; 4. König Arthur und seine Ritter von Jessie L. Weston; 5. die Nationale Dichtung der Finnen, von Ch. J. Billson; 6. Mythologie bei Shakespeare, von A. Nutt; 7. Mythologie und Märchen, von E. S. Hartland; 8. Cuchulainn, der irische Achilles, von A. Nutt; 9. Rig-Veda, von E. Vernon; 10. der romantische Cyklus von Karl d. Gr. und seinen Rittern, von Jessie L. Weston. — Die nächsten Nummern sollen u. a. bringen: Mabinogion; die Eddas; Wagner und die nordische Sage; das Märchen vom Schwanenmädchen; die Gralssage; frühe irische mythische Literatur. Die Hefte, deren jedes in Oktavformat etwa 50 Seiten stark ist, sollen in weiten Kreisen die Theilnahme wecken für die „Folklore"-Bestrebungen, für die Nationalsagen, Märchen, Ueberlieferungen jeden Volkes und sollen die Schätze, die durch die Forschung der Gelehrten den Manuskripten entlegener Zeiten entnommen wurden, dem Laien zugängig machen. Was bisher in dicken hochgelehrten Bänden nebst allem wissenschaftlichen schweren Geräthe niedergelegt war, soll in kurzem, leicht lesbarem Auszuge und in ansprechender volksthümlicher Form weiteren Kreisen dargeboten werden. Die vorliegenden zehn Bände zeigen, daß das Ziel durchaus erreicht wurde. Eine unermeßlich große Menge mythologischen Wissens ist in diesen Heften in klarer kurzer Fassung niedergelegt worden und wird Vielen willkommene Lesung bieten. Hr. Alfred Nutt hat in diesen „Popular Studies" der Popularisirung der Sagenkunde einen großen Dienst erwiesen; gebildete Laien, denen bisher unbekannte Gebiete der Dichtung und Mythe der Vorzeit erschlossen werden, müssen ihm dafür Dank wissen und auch der Neuphilologe wird in diesen anspruchslosen, aber inhaltreichen Büchlein vielerlei Anregung zu neuer Forschung finden.

R. E—r. Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft. Herausgegeben, erläutert und mit einer Lebensbeschreibung Kants versehen von J. H. v. Kirchmann. Achte revidirte Auflage. Bearbeitet von Theodor Valentiner. Sämmtliche Werke. 1. Band. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. 1901. (Philos. Bibliothek, Band 37.) — Diese Ausgabe ist für einen größeren Leserkreis bestimmt und dementsprechend eingerichtet. Gleichwohl genügt sie auch höheren wissenschaftlichen Ansprüchen. Die in der älteren Kirchmann'schen

Ausgabe vorhandenen Fehler und Mängel sind durch Vergleichung mit den besten neuen Ausgaben der Vernunftkritik in hohem Maße beseitigt worden. Der Text hat eine Redaktion betreffs der äußeren Form (Orthographie, Interpunktion, grammatikalische Einzelheiten u. dergl.) erfahren, ohne daß die Kant'schen Eigenthümlichkeiten dadurch berührt werden. Dem Druck liegt die zweite Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft von 1787 zugrunde, die Abweichungen des Textes von dem der ersten Ausgabe sind in den Anmerkungen und Beilagen enthalten, wobei nur das für einen weiteren Leserkreis ganz Unwesentliche (z. B. orthographische Verschiedenheiten) unberücksichtigt blieb. Das Format des Buches ist sehr handlich, Papier und Druck vorzüglich. Ein Vorzug dieser Ausgabe vor manchen anderen ist die große Uebersichtlichkeit, die durch scharfes Abheben der einzelnen Abschnitte und Paragraphen von einander erzielt worden ist und die für das Verständniß gerade der weniger geschulten Leser nicht unterschätzt werden darf. So kann diese Ausgabe mit gutem Gewissen empfohlen werden. Der Preis derselben, 4 M., ist bei der trefflichen Ausstattung nicht zu hoch.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Eine werthvolle Sammlung antiker Bronzen, die Kommerzienrath Bullinger in München durch Vermittlung namhafter Archäologen in der letzten Zeit erworben hat, ist, wie die „Nat.-Ztg." meldet, nun durch die Bemühungen von Hofrath Stötzel und von Professor Löschcke dem Bonner akademischen Kunstmuseum zum Geschenk gemacht worden. Es finden sich in ihr Funde aus den Donau-Ländern, aus Italien, Germanien und Gallien, im ganzen mehrere hundert Nummern, darunter nichts Geringwerthiges, wohl aber sehr vieles, was in seiner Art besonders und kostbar ist. Der Werth der Sammlung dürfte sich auf 10,000 M. belaufen. Dadurch wird das akademische Kunstmuseum von Bonn zu einer immer wichtiger werdenden Sammelstelle für antike Originale. Während es zunächst nur für Gipsabgüsse bestimmt war, begann es, besonders unter seinem jetzigen Leiter, Prof. Löschcke, auch Originale als Muster für Vorträge und Uebungen zu erwerben, vor allem Kleinfunde. Die Vasensammlung ist nächst der in den königlichen Museen in Berlin die schönste in Preußen, und die Sammlung alter Fibeln ist von seltener Vollständigkeit. Zu bedauern ist nur, daß das Gebäude für die heutigen Verhältnisse nicht mehr ausreicht, so daß bei den dichtgedrängten Massen des Materials oft das Einzelne nicht zur Geltung kommt. Doch wird der Staat, der für das prächtige Bonner Provinzialmuseum so viele Mittel aufgewendet hat, auch das andere, kaum minder wichtige archäologische Museum nicht vernachlässigen können. Die oben genannten Bronzen sind schon in Bonn angelangt, doch konnten sie bis jetzt noch nicht aufgestellt werden, da die staatliche Einwilligung zur Annahme des Geschenks noch nicht eingetroffen ist.

* Um die Grenzen der Geruchsempfindlichkeit zu messen, hat der bekannte französische Chemiker Berthelot, nach der „Naturwiss. Rundsch." ein neues Verfahren beschrieben, das eine Bestimmung der kleinsten Menge Riechstoff gestattet, die den Riechnerv zu erregen vermag. Er hat nach diesem Verfahren einen Versuch mit Jodoform ausgeführt, wobei für die Versuchsperson die Grenze der Empfindlichkeit gegen Jodoform unterhalb eines vierzigbillionstels Gramm sich ergab. Jedoch konnte noch eine Menge gerochen werden, die einem hundertbillionstel Gramm entsprach, und der Moschus soll nach einigen Beobachtern selbst noch tausendmal leichter wahrnehmbar sein. Uebrigens zeigt diese Grenze der Empfindlichkeit sehr bedeutende Unterschiede, je nach den Beobachtern.

* **Erlangen.** Der Professor der Philosophie an der hiesigen Universität Dr. Claß tritt auf sein Ansuchen in den Ruhestand.

wg. **Würzburg.** An der hiesigen Universität habilitirten sich Dr. Jakob Riedinger als Privatdozent in der medizinischen Fakultät mit dem Vortrag „Ueber Pathologie und Therapie des erworbenen Plattfußes", der erste Assistent am physikalischen Institut Dr. Wilhelm Seitz mit dem Probevortrag über „Beiträge zur Kenntniß der Kathodenstrahlen" und Dr. Georg Rost mit der Vorlesung über „Theorie der Riemann'schen Thetafunktion".

* **Berlin.** Der ordentliche Professor für Eisenbahn-Maschinenbau und Eisenbahnbetrieb an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, Dr. Georg Meyer, wird am 1. Oktober aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand treten. Ein Nachfolger ist noch nicht ernannt. Durch Ministerialerlaß vom 19. Juli ist Privatdozent Regierungsbaumeister Buhle damit beauftragt worden, den Unterricht auch für das Winterhalbjahr 1901/1902 vertretungsweise zu ertheilen. Regierungsbaumeister Buhle ist erst neuerdings bei der Abtheilung für Maschineningenieurwesen als Privatdozent für das Lehrfach Eisenbahn- und Transportmaschinenbau zugelassen worden. — Dem zum etatsmäßigen Professor an der genannten Hochschule ernannten Konstruktions-Ingenieur Romberg ist vom 1. August d. J. ab die in der Abtheilung für Schiffs- und Schiffsmaschinenbau neu errichtete Professur für Maschinenelemente verliehen worden. — Der Universitätsprofessor Geheimrath Dr. Robert Koch wurde zum Ehrenmitglied des kgl. Instituts für Volksgesundheitspflege in London ernannt.

M. C. **Rom,** 29. Juli. Das Komitee für den internationalen Kongreß der historischen Wissenschaften 1902 hat sich auch im Hochsommer in Permanenz erklärt und arbeitet eifrig fort. Es ist nun als Datum für den Kongreß die Zeit vom 12. bis 21. April in Aussicht genommen. Der Kongreß beginnt mit einer Begrüßungs- und Vorfeier in Venedig, dann folgt der Haupttheil in Rom, den Schluß bildet eine gemeinsame Fahrt nach Neapel und Pompeji. Soeben ist auch das eingehende Zirkular erschienen, das speziell zur Betheiligung an den Arbeiten der Sektion VIII (Allgemeine und diplomatische Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, Diplomatik, Archivwissenschaft und Bibliographie) auffordert. Das Programm sagt über die Arbeiten dieser Sektion: Der Erörterung sollen nur wenige Themen unterzogen werden mit Ausschluß aller derer, die zu langen und unfruchtbaren Auseinandersetzungen führen müssen, und mit Bevorzugung solcher, bei denen die Besprechung praktische Ergebnisse fördern kann. Vorträge sollen vorzugsweise die Ergebnisse von eingehenden Studien über irgend ein Gebiet oder eine Frage bekannt machen, nicht einfach ein beliebiges historisches Thema behandeln; außerdem sollen Berichte über den Stand der Gesammtforschung auf bestimmten Gebieten erstattet werden. An diesem Programm ist besonders die Einschränkung der Vorträge sehr zu billigen. Auf anderen Kongressen, wo häufig Historiker irgendwelche Quisquilien mit unerträglicher Breite behandelten (ich entsinne mich z. B. auf dem Haager Kongreß eines 1½stündigen Vortrags über die Entstehung des Dynastennamens Coroinus), wurde wahrhaft die Wohlthat Plage. Trotz der Einschränkung sind auch jetzt schon 30 Vorträge und Berichte angemeldet, darunter deutsche von den Professoren Breßlau (Straßburg) und Kehr (Göttingen). An Themen hat die lombardische Gesellschaft für Geschichtswissenschaft angemeldet: Diskussion über die Schaffung eines Corpus inscriptionum italicarum medii aevi (vom 7. bis 13. Jahrhundert). Mit den Arbeiten der Sektion wird verbunden sein eine photographische Ausstellung von Codices und Manuskripten italienischer Bibliotheken und Archive, sowie eine bibliographische Ausstellung historischen Charakters. Alle Anmeldungen für diese Sektion sind an Archivdirektor Prof. Dr. Gorrini, Ministerium des Aeußeren, zu richten.

* Ferienkurse für praktische Aerzte sind an den Universitäten Heidelberg und Straßburg eingerichtet worden. An der erstgenannten Hochschule werden auch in der juristischen Fakultät einige Vorlesungen und Uebungen während der Ferien gehalten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Die Graphischen Künste. Jahrgang XXIV, Heft 2. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst 1901. — Svenska-Bilder. (Svenska Turistföreningens Vägvisare. Nr. 17.) Stockholm, Wahlström u. Widstrand (in Kommission bei Köhler in Leipzig).

---

Jahrgang 1901. München, Donnerstag, 1. August. Nummer 174.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Die Centenarfeier für Vincenzo Gioberti.

Von Franz Xaver Kraus.

### II.

#### 4.

Die „Philosophumena" eines Denkers sind nicht leicht von seinen „Theologumena" zu scheiden. Wie stellte sich Gioberti zum Christenthum und welches war sein Verhältniß zur Kirche?

Zu Zeiten, als Giobertis „Primato" alle Welt in Italien mit sich dahin riß, fehlte es nicht viel daran, daß das Gros der Nation und der Geistlichkeit in dem Verfasser dieses großen Traumgebildes das Modell eines modernen und doch gänzlich guelfischen Katholiken sah. Schon zwei Jahre nach Erscheinen des „Primato" trennte sich Gioberti in seinen „Prolegomeni" (1845) selbst von den Utopien des „Primato" und offenbarte die Kluft, welche sein guelfisches Papstthum des „Primato" von dem antijesuitischen Katholicismus schied, den er bald darauf (1846) in seinem „Gesuita moderno" präkonisirte. Gegen beide Bücher erhob sich damals im Namen der so schwer angegriffenen Gesellschaft Jesu Carlo Maria Curci, damals neben Passaglio der namhafteste Publizist des Ordens. Sein umfangreiches Werk „Una Divinazione sulle tre ultime opere di Vincenzo Gioberti" (Par. 1848) ist jedenfalls eine der seltsamsten Publikationen des 19. Jahrhunderts. Die Apologie des Ordens ist von Curci nicht ungeschickt durchgeführt und es werden dem Gegner mit Leichtigkeit zahlreiche Inkorrektheiten, Ungerechtigkeiten und leidenschaftliche Uebertreibungen nachgewiesen — alles Dinge, von denen der „Gesuita moderno" in der That nicht freizusprechen ist. Das Seltsame aber liegt in der Thatsache, daß, als ein Menschenalter weiter dahingegangen und Gioberti schon dreißig Jahre unter der Erde lag, der Padre Curci seinen Platz einnahm und in seinen drei großen Streitschriften[1]) ungefähr alles das vertheidigte, was er einstmals an Gioberti getadelt und angegriffen hatte. Man muß schon gestehen, daß das für die Jesuiten und ihre „Civiltà cattolica", welche Curci mitbegründet und Jahrzehnte hindurch geleitet hatte, ein höchst betrübender Schlag war: ein empfindliches „Aergerniß", nachdem man sich kaum von dem „Abfall" Carlo Passaglias erholt hatte.

[1]) Curci, C. M., Il Moderno Dissidio tra la Chiesa e l'Italia Fir. 1878. — Ders. La Nuova Italia ed i vecchi zelanti. Fir. 1881. — Ders. Il Vaticano Regio tarlo superstite della Chiesa cattolica. Fir.—Roma 1885.

Als der „Primato" erschien, mochten die Jesuiten, welche sich in demselben sehr gut behandelt fanden, Miene, sich des Buches zu erfreuen: konnten sie doch glauben, in dem aufsteigenden Gestirn Giobertis einen willkommenen Bundesgenossen gegen den ihnen im Grunde viel gefährlichern und darum viel verhaßtern Rosmini zu finden. Aber so feine Geister wie Curci hatten doch bald die Schlange unter dem grünen Gras gespürt und sie gaben die Losung gegen dies Buch in dem hübschen Worte aus: der „Primato" sei ein „Haus der Liberalen mit dem Wirthshausschild des Papstes".

Die Enseigne hat, wie wir sehen, nicht lange vorgehalten. Als Gioberti gefallen, als bald darauf seine sämmtlichen Werke verurtheilt wurden, war das äußere Band völlig zerschnitten, welches den Mann mit dem Papste verband, der ihn im Mai 1848 als den Vater des Vaterlandes umarmt hatte. Gioberti hat gleichwohl äußerlich nie aufgehört, sein Verhältniß zur Kirche aufrecht zu erhalten. Nach seinem Tode benachrichtigte man sofort den Pfarrer der Kirche S. Louis d'Antin, in dessen Pfarrei der Heimgegangene gewohnt hatte (Rue de Parme), und dieser bestätigte, daß Gioberti jeden Morgen um 6 Uhr in seiner Kirche der hl. Messe beiwohnte; er bezeichnete die Stelle, wo derselbe knieend zu beten pflegte. Er gestand Gioberti das kirchliche Begräbniß ohne Umstände zu, und ebenso urtheilte man in Turin, wohin die Leiche am 18. November 1852 überbracht und drei Tage in der Kirche S. Pietro in Vincoli der allgemeinen Verehrung ausgesetzt wurde, worauf am 23. November die feierlichen, von der Vaterstadt des Todten angeordneten Exequien folgten. Vielleicht muß es noch wichtiger erscheinen, daß der edelste Geist der italienischen Kirche, Antonio Rosmini, es sich nicht nehmen ließ, in Stresa selbst das Requiem für seinen ehemaligen Gegner, dann Mitarbeiter und Freund, zu celebriren. In allen Kirchen Sardiniens folgte man seinem Beispiel.

Eine andere Frage ist freilich, inwieweit es Gioberti gelungen ist, seine religiösen Anschauungen in Uebereinstimmung mit dem kirchlichen Credo zu erhalten. Giorgio Pallovicino scheint sich einer negativen Beantwortung dieser Frage zuzuneigen. „Wir plauderten einmal," erzählt er, „über Philosophie. Nachdem Gioberti Sokrates, Plato, Seneca, Mark Aurel und andere Leuchten der griechischen und lateinischen Weisheit zum Himmel erhoben hatte, sprach er so vor sich hin: ich bin eher Heide als Christ. Vermuthlich sagte er das im Scherz. Ein anderes Mal sagte ich ihm: „wie können Sie, ein so großer Denker, Dinge glauben, die mit der Logik und dem gesunden Menschenverstand unvereinbar sind? Ist es denn möglich, daß Sie nicht bloß Christ, sondern auch römisch-katholisch sind?" „Mein Katholizismus", antwortete Gioberti, „ist nicht der offizielle Roms." „Aber", erwiderte ich, „wie können Sie eine

Hölle annehmen, da Sie doch in Gott die höchste Güte und Erbarmung lehren?" „Plagen Sie", sagte Gioberti, „sich nicht zu viel mit der Hölle: Sie werden sehen, daß es einmal zu einer allgemeinen Amnestie kommt." So pflegte mein Freund, halb ernst, halb scherzend, meinen Einwendungen zu entgehen. Könnte man aus diesen Vorgängen den Schluß ziehen, er sei ein Freidenker gewesen, so stehen dem andere Erwägungen entgegen." Zu diesen rechnet Pallavicino, daß Gioberti wie sich bei seinem jähen Tode herausstellte, tief christlichgläubige Werke, wie die Nachfolge Christi und die Promessi sposi, offenbar als intimste Lektüre, bei sich hatte. Viel gewichtiger scheinen mir andere Thatsachen zu reden. Das ist vor allem das nie ermüdende Interesse an den religiösen und kirchlichen Fragen, welches ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete und welches den größten Theil seiner literarischen Schöpfungen inspirirt hat. Eines seiner letzten großen Werke ist das unvollendet gebliebene über die Reform der Kirche; es läßt sich vieles darüber und dagegen sagen: als Denkmal von Giobertis innerster Theilnahme an der religiösen Wiedergeburt der Christenheit bleibt es bestehen und man wird noch von ihm sprechen, wenn Niemand mehr die „Civiltà cattolica" liest.

Es ist auch weiter, wie wir gesehen haben, zuzugeben, daß Gioberti schon frühzeitig eine starke Beeinflussung der pantheisirenden Philosophie erlitten und namentlich in dem zweiten Stadium seiner spekulativen Thätigkeit den Einfluß der Hegel'schen Identitätsphilosophie weit über Gebühr in sich aufgenommen hat.[1]) Niemand kann weiter davon entfernt sein, dies zu loben, als der Schreiber dieser Zeilen; wie letzterer auch mit sehr Vielem nicht im mindesten einverstanden ist, was das überströmend feurige und nicht immer bedachtsame Ingenium des Politikers zu verantworten hat. Ich kann namentlich daran keinen Geschmack finden, daß der Priester Gioberti 1847 und 1848 eine Thätigkeit im Sinne der demokratischen Agitation entwickelt hat, die seinem geistlichen Charakter oftmals nicht entsprach und jedenfalls über die Grenzen hinausging, welche dem Charakter und der Würde des Priesters gesteckt sind. Auch Manzoni war mit der Agitation nicht einverstanden, welche Gioberti in jenen Jahren in der Lombardei entfaltete; ich möchte glauben, daß Gioberti selbst in den langen, stillen Stunden, welche seinem Ende in Paris vorausgingen, über diese Phase seiner Existenz nicht anders gedacht hat.

So wird schließlich auch der große Dichter der „Promessi sposi" mit jener Charakteristik Giobertis recht behalten, welche er einstmals seinem Freunde Msgr. Jacopo Bernardi gegenüber aussprach und welche dieser, der auch mir ein alter und treuer Freund gewesen ist, mir 1887, 22. März, aus seinen Tagebüchern herausschrieb. Es war die Rede von Giobertis Orthodoxie, und Manzoni äußerte sich also: „man kann nicht sagen, daß er außerhalb der Barke steht: er hat einen Fuß darin, aber mit dem andern spielt er zu zuversichtlich im Wasser."[2])

5.

Aber nicht in der Philosophie noch in der Theologie liegt Giobertis wirkliche Bedeutung: wir haben sie vielmehr in der Politik zu suchen. Er war ein Denker, und sicherlich kein unbedeutender: es herrschte indessen in ihm die praktische Richtung vor, insofern alles ihn zur sofortigen Anwendung des in dem intellektuellen Prozeß gewonnenen Resultats auf das ethische und politische Leben der Nation drängte. Seine wahre Größe liegt in dem, was er für Italiens Einheit und Befreiung gethan hat — als unmittelbarster Wegbahner zu Cavour, für dessen Werk er die Stimmung in der Nation größtentheils geschaffen hat.

Die früheste Jugend Vincenzo Giobertis war in der Politik so wenig frei von Uebertreibungen und Irrthümern, wie sein spekulatives Denken: das wird derjenige begreifen und entschuldigen, der auch nur die geringste Kenntniß der Zustände besitzt, welche nach 1815 sich in Piemont wie in ganz Italien herausgebildet hatten und welche eine blinde, rücksichtslose, alle Lebensbedingungen der modernen Menschheit mißkennende Reaktion bis zur Unerträglichkeit gesteigert hatte. Kein Wunder, daß unter dem Druck dieser Verhältnisse Naturen, die doch wieder so verschiedenartig angelegt waren wie Gioberti und Mazzini, sich wenigstens vorübergehend die Hand reichten. Wobei denn auch nicht vergessen werden darf, daß Mazzini von Hause aus nichts weniger als ungläubig und gottlos angelegt war und in seiner ersten Phase ähnlich wie es damals Lamennais noch in seinen „Paroles d'un Croyant" that, die Sache des Volkes mit der Sache Gottes identifizirte. „Europa," schreibt er nach der verunglückten Expedition der Savoja im Februar 1834 an Gioberti, „ist in zwei Heerlager getheilt, in dasjenige Gottes und des Volkes, und in dasjenige der Privilegirten und der Bösen." Er weist ebenda die Vorstellung zurück, als ob sein Prinzip politico nuda und nicht Religion sei, auf bloßer Berechnung und nicht auf dem Glauben beruhe, und er bittet Gioberti um Abfassung eines republikanischen Katechismus, in welchem die Verbindung der Religion mit dem Risorgimento, die Lehre von der Verbrüderung der Nationen und ihrer hohen Mission gelehrt werde." Gioberti lehnte in seiner Antwort vom 25. September es ab, sich mit Mazzini's Prinzipien zu identifiziren; er erwartet das Heil Italiens von einem allgemeinen Krieg — la guerra universale à fine di diversione. Sehr entschieden spricht er sich schon damals gegen das soeben von Mazzini inaugurirte und bis an sein Lebensende nicht aufgegebene System der lokalen Erhebungen und kleinen Revolutionen aus, die nur damit endige, daß die Spannkraft der guten Elemente erschöpft werde (indebiliscono vieppiù e spaventano i fiacchi ed i buoni). Aber auch das Unmoralische in der Mazzini'schen Aktion war ihm offenbar frühzeitig klar, und so sehen wir ihn, völlig getrennt von jenem, sich zehn Jahre einer Einsamkeit widmen, aus welcher der „Primato" (1843) hervorging.

[1]) Das stärkste Argument, welches sich gegen Gioberti geltend machen läßt, ist der 1834 an die „Giovane Italia" geschriebene Brief des Demofilo, den Mazzini 1849 als von Gioberti herrührend wieder veröffentlicht hat und dessen Autor sich offen als Pantheist und Republikaner und als bitterer Feind der Kirche erklärt. Massari hat, auf die Autorität zuverlässiger Zeitgenossen gestützt, den Brief als eine Fälschung bezeichnet (Carteggio di Gioberti I, 334). Gentile a. a. O. (S. 698, Anm. 2) ist nicht durchaus geneigt, diese Ableugnung anzunehmen; die ganze jesuitische Literatur, mit ihr jüngst Nürnberger (Papstthum und Kirchenstaat, Mainz 1898, II, 273) glaubt natürlich unbedingt an die Echtheit des Dokuments, dessen Inhalt indessen mit den authentischen Briefen Gioberti's aus den Jahren 1833—1835 (s. Massari und Berti) im direktesten Widerspruch steht. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist der Brief ein Dekokt der „Giovane Italia", in welchem abgerissene Phrasen Gioberti's verarbeitet sind. Daß Letzterer dem Geheimbund der „Giovane Italia" nicht angehört hat, scheint mir C. Giova (Nuov. Antol. 1901, Fasc. 703, p. 439) bewiesen zu haben.

[2]) „Non potrei proprio dire che sia fuori della barca: ha un piè dentro, ma con l'altro scherza troppo confidentemente con l'acqua." Ich komme einmal an anderer Stelle auf Msgr. Bernardi zurück.

Es war der wunderbarste Traum, der im 19. Jahrhundert geträumt wurde; die mächtigste und frischeste Blüthe, welche die mit Chateaubriand beginnende Romantik hervorgezaubert hat: der letzte noble und uneigennützige Versuch, dem Papstthum eine große, entscheidende Stellung in dem Leben der modernen Nationen anzuweisen. Die „amori papali" Giobertis wurden zwar von den Mazzinisten als „sublime inganno di un' anima sublime" (Brofferio) zurückgewiesen; aber viele Mazzinisten, wie Settembrini, gestanden doch zu, wie sehr auch sie von dem Zauber dieses Traumes bestrickt waren, und noch 1847 meinte J. de Boni: „Die italienische Idee habe bis dahin Mazzini geheißen, jetzt heiße sie Gioberti."

Gioberti sagt in seiner 1841 ausgegebenen Schrift „Del Buono", sein „Primato" habe den Zweck gehabt, „die Wunden seines unglücklichen Vaterlandes bloßzulegen und die Mittel zur Heilung derselben vorzuschlagen." Keine höhere Anerkennung dieser Absichten konnte ihm blühen, als daß (1844) Cesare Balbo ihm seine „Speranze d'Italia" zueignete: ein Buch, in welchem der Versuch gemacht wird, das, was Gioberti auf den Höhen seines mystischen Traumlebens gesehen, auf dem Boden der praktischen Möglichkeiten zurechtzulegen. Die dominirende Idee der „Speranze" ist die Unabhängigkeit Italiens vom Ausland, diejenige des „Primato" geht darüber weit hinaus. Es ist nicht leicht, ein Werk zu nennen, welches so viele fruchtbringende Anregungen, so viele geniale Gedanken mit einem so ungeheueren Maß von Selbsttäuschung, Phantastik und Verkennung der wirklichen geschichtlichen Verumstandung verbindet. Sätze wie diese: Italien ist die Autonomie par excellence und hat damit das Anrecht auf den allgemeinen Primat unter den Völkern Europas; die wahre nationale Idee Italiens ist der guelfische Realismus; die Bildung der übrigen Nationen geht vom Katholizismus und von Italien aus; Italien stellt die schöpferische Kraft dar; es ist auch die befreiende Gewalt für alle übrigen Völker gewesen, kann auch nur durch sich selbst und nicht durch die Hülfe anderer Völker wiederaufgerichtet werden; es hat in sich alle Bedingungen seiner nationalen und politischen Wiedergeburt; das Prinzip seiner Einheit ist das Papstthum, welches die Halbinsel zu einer Konföderation ihrer Fürsten, ohne Revolution, zusammenschließen kann; die Priesterherrschaft ist die Quelle aller bürgerlichen Ordnung; der Papst ist das einzige Prinzip der Einheit, des Friedens, des Rechtes, in der gesammten europäischen Christenheit; er ist der Ausgangspunkt der Einheit Italiens, die weltliche Gewalt steht in keinem Widerspruch zu dem geistlichen Charakter seines Amtes — alles das sind Thesen, deren Unhaltbarkeit heute für Alle offen zutage liegt oder von denen nur mehr wenige einen relativen Werth beanspruchen können. Das überschäumende Feuer patriotischer Empfindung hat den Verfasser angefaßt, wie ein Kranker erhebt er sich mit seinem Volke von dem Schmerzenslager, auf welches eigene Ohnmacht und fremde Bedrückung Italien niedergeworfen haben, und in einem Anfall wilden Fiebers wirft er mit Vorstellungen über die Leistungsfähigkeit und die wirklichen Leistungen des mittelalterlichen und modernen Italiens um sich, die im schreiendsten Widerspruch mit dem Zeugniß der Geschichte stehen, und über die man angesichts dessen, was das Volk, seit es frei und geeinigt ist, aus sich zu machen wußte, nur mitleidsvoll lächeln kann. Nimmt man das zusammen, was von großen, brauchbaren, praktisch zu verwerthenden Ideen hier vorgetragen wird, so ist es erstens die Nothwendigkeit, auf die Politik Julius' II. zurückzukommen und die Abschüttelung des fremden Joches zu verlangen; zweitens der konservative Charakter der vorzuschlagenden Erneuerung, welche die Einheit der Nation nicht auf dem Wege der gewaltsamen Revolution, sondern in Gestalt einer vom Papst präsidirten Konföderation erstrebt — beides Dinge, die ebenso und schon früher Antonio Rosmini in seiner „Costituzione" sich als Ziel vorgesteckt hatte. Sehr richtig war endlich Giobertis Konklusion am Schluß des ersten Theils des „Primato": es könne Italien nicht erneuert werden, wenn der maßgebende Antheil an den Geschicken des Landes nicht der jetzt herrschenden Mittelmäßigkeit entzogen und der wirklichen Intelligenz zurückgegeben werde.

Aber das, was der „Primato" Gutes und Wahres enthielt, reichte hin, um eine neue Aera für das Land zu eröffnen: selbst das Extravagante in dem Buch hatte seinen Werth, denn es gab der Nation einen ungeheueren Ruck: man muß unter den romanischen Völkern gelebt haben, um es zu verstehen, wie dieselben gerade deßhalb zuweilen so Großes leisten, weil sie als Kinder denken und wie Heroen handeln: das haben sie vor dem kalten Norden mit seinem ruhigeren Raisonnement voraus. So hat auch der „Primato" in wenigen Jahren das Volk einer vollkommenen inneren Revolution im besten Sinne dieses Wortes zugeführt: Pius IX. ward der Träger und Initiator der neuen Aera, nachdem er in Imola, in dem Hause der Pasolini, Giobertis und Balbos Schriften hatte kennen gelernt.[3]) Als er nach Rom zum Konklave reiste, hatte man ihm den „Primato", die „Speranze d'Italia", Azeglios „Casi di Romagna" in seine Koffer gepackt. Am Abend des 16. Juni 1846 war Mastai Feretti Papst, und er konnte aus seinem Reisekoffer die Basis der „liberalen Aera" auspacken, welche treue Hände ihm da zurechtgelegt hatten. Daß Giobertis Gedanken ihn ernstlich erfüllten, kann nach den Mittheilungen Pasolinis keinen Augenblick zweifelhaft sein. Sie hatten ihn tief bewegt und sein mystisches träumerisches Wesen war ganz dazu angethan, um sich einem Ideengang wie dem des „Primato" auf eine Zeit lang hinzugeben.[4])

Die Jahre 1848 und 1849 bezeichnen den Eintritt Giobertis in die praktische Politik, und den Antheil, welchen er in seiner Thätigkeit als Minister an der Entwicklung der italienischen Dinge nahm. Wir haben oben den äußeren Gang der Ereignisse aus dieser kurzen, aber so entscheidenden Zeit dargelegt. Gioberti trat in das sardinische Ministerium mit dem vollen Bewußtsein ein, daß ihm, der das „Risorgimento" eingeleitet, auch die Führung der Bewegung zukomme.[5]) Es erklärt sich daraus die über das Ziel hinausschießende Bitterkeit, mit welcher er dem Ministerium Cesare Alfieri's entgegentrat, das dann selbst ihm am 16. Dezember 1848 als Ministerpräsidenten den Vorsitz überließ.

[3]) *Pasolini, Giuseppe*, Memorie raccolte da suo figlio. 2a ed. Imola 1881, p. 58 f. — *Balbo* Speranze d'Italia, Appendice alla 5a ed., Fir. Le Monnier 1855, p. 384.

[4]) *Pasolini*, a. a. O. p. 61. „. . . nel torbido e tenebroso presente indagando i principii di sì pacifico e luminoso futuro, s'appoggiava impaziente ora sull' uno ora sul altro de' bracciuoli del suo antico seggiolone, andava ripetendo alcuni detti del Gioberti, incerto se ivi fosse illusione o vaticinio, e, quasi cercando ispirazione e consiglio, girava lo sguardo sui pochi quadri appesi al parete per poi fissarlo lungamente su quello che stava quasi di faccia a lui e di contro alla finestra che si apriva verso l'oriente." Es war das Bild Victor Amadeo's III., Königs von Sardinien!

[5]) Berti, S. LII, theilt den Ausspruch mit: „a me, che ho incominciato il Risorgimento, si aspetta il guidarlo e condurlo verso la sua meta."

Als praktischer Staatsmann hat sich Gioberti nicht bewährt. Auch ein so großer Bewunderer seines Genies wie Domenico Berti, kann sich der Einsicht nicht verschließen, daß es Gioberti an der Kenntniß der Technik des parlamentarischen Lebens fehlte, daß er in die Tagespolitik eintrat, ohne für sich selbst ein festes Programm zu haben, noch ein solches seinen Collegen im Ministerium zu unterbreiten; daß er als Chef des Ministeriums es nicht verstand, seine Freunde fest an sich zu fesseln und die Sympathien des Landes sich zu bewahren. Auch Casati äußerte sich dahin: „Gioberti, weit entfernt ein Kopf, fähig zu regieren und ruhig zu beobachten, zu sein, ist ein Mann, geistvoll, von phantastischen Entwürfen, in der Praxis absolut null.“ Noch ehe das Ministerium Giobertis sich dem Ende zuneigte, gab auch Cavour schon ein ähnliches Urtheil ab.[6]) Daß Gegner wie Solaro di Margherita, Cesare Cantù noch härter urtheilten, verstand sich von selbst.[7])

Alle diese Expektorationen sind als Erzeugnisse des Augenblicks, momentaner Stimmung und Verstimmung zu beurtheilen. Sie haben so wenig wie die Hymnen auf den Verfasser des „Primato“ von 1843 Anspruch, als definitives Verdikt der Geschichte zu gelten. Eine objektive Würdigung der Dinge wird zugeben, daß Gioberti, der arme, nur in der Studirzelle bewanderte Exulant, nicht auf die Führung eines Ministeriums vorbereitet war; daß ihm die Technik der Verwaltung ebenso abgehen mußte wie die Handhabung der parlamentarischen Intrigue. Er war so wenig wie die Professoren in der Paulskirche von 1848 geeignet, die Politik praktisch durchzuführen, die der Idealismus des einen wie der andern, jenseits und diesseits der Alpen, vorbereitet hatte. Dazu bedurfte es der eisernen Hand und des praktisch-politischen Blickes der beiden größten und glücklichsten Staatsmänner der neuesten Zeit.

Aber mit diesen Zugeständnissen erschöpft sich das Urtheil über Giobertis ministerielle Thätigkeit mit nichten. Will man ein gerechtes und stichhaltiges Urtheil darüber gewinnen, so hat man vor allem die Umstände und die Gründe zu würdigen, aus denen heraus er die Ministerpräsidentschaft unwillig von sich warf, wo er, wenn er kein Charakter gewesen wäre, sie hätte behalten können. Berti scheint (LVII.) ihm auch diese plötzliche Demission zum Vorwurf zu machen, aber was blieb Gioberti schließlich übrig, als diejenigen ihn im Stiche ließen, auf deren Unterstützung er angewiesen war?

Gioberti war ins Ministerium eingetreten oder vielmehr, er war aus der Stille seiner Studirstube auf den Markt des Lebens herausgetreten, um ein in seinen Grundzügen doch klares und gewaltiges Programm durchzuführen. Es bestand in der Losschüttelung der österreichischen, dann aber auch jeder andern Fremdherrschaft; in der Herstellung eines nord- und mittelitalienischen Bundesstaates, dessen Präsidium dem Papste zugedacht war und dessen exekutiver Arm Piemont gewesen wäre. Es war im wesentlichen das gleiche Programm, welches Antonio Rosmini und Pellegrino Rossi als die damals einzig mögliche Lösung anerkannt hatten und über welches sich diese drei bedeutenden Männer zu gemeinsamer Arbeit ernst und ehrlich verbunden hatten: wie lange dieser Plan seine Wirkung auf die Politiker bewahrte, zeigt der Züricher Kongreß, auf welchem Napoleon III. ihn nochmals, wenn auch zu spät, auf den Tisch legte. Die Durchführung des Programms scheiterte im wesentlichen an dem unterirdischen Wirken zweier Faktoren: an der Thätigkeit Mazzini's, der eine rothe Republik für Italien forderte, und an dem Widerstand der antiliberalen Strömungen im Quirinal. Die Ermordung Pellegrino Rossis (15. November 1848) und die Flucht des Papstes (25. November) brachten die Krisis zum Ausbruche. Gaeta ward sofort zum Mittelpunkt der von Neapel und Oesterreich gestützten Reaktion, Antonelli riß die Gewalt völlig an sich und freute sich der Proklamation der römischen Republik, weil er in den Excessen derselben den Anlaß zur Intervention der fremden Mächte und zur Rückkehr des absoluten Papstes erblickte. Er hat sich in dieser Rechnung zunächst nicht geirrt; daß seine Politik den Untergang der weltlichen Papstherrschaft bedeutete, haben die Jahre 1859 und 1870 gezeigt. Angesichts der also geschaffenen Lage sah Gioberti die Nothwendigkeit ein, an dem konservativen Programme festzuhalten, welches mit Rosmini und Pellegrino Rossi verabredet war und auf dem seine ganze Politik stand: die Begründung einer ehrlich durchgeführten Konföderation und Bundesverfassung, die Loslösung der italienischen Einheits- und Freiheitsbewegung von jedem Konnubium mit der antikirchlichen und staatsfeindlichen Revolution war nicht möglich ohne die Restitution des Papstes und des Großherzogs von Toscana; diese Restitution Oesterreich und Frankreich oder Spanien überlassen, hieß für Piemont abdanken und auf die Führung des Risorgimento verzichten. Gioberti entschloß sich daher, in Toscana und dem Kirchenstaat zu interveniren und die vertriebenen Regierungen wiederherzustellen. Hiebei sah er sich sowohl von seinen Collegen im Ministerium als von der Mehrheit der Kammer im Stich gelassen. Ein Gespräch mit dem König hinterließ ihm den Eindruck, daß er den Schutz desselben haben und es ihm möglich sein werde, die Kammer aufzulösen und ein neues Kabinet zu bilden; aber am 20. Februar erklärte sich Karl Albert als konstitutioneller Fürst weder zu dem einen noch zu dem anderen entschließen zu können. Der König irrte sich in dieser Begründung; nicht die Constitution, sondern sein schwacher Wille und sein schwankender Charakter hinderten ihn, sich für eine klare und feste Politik zu binden.

Giobertis Biograph Massari (X, 416) wagt den Ausspruch, die Politik seines Helden sei damals geradezu prophetisch gewesen. Wer die Schwierigkeiten überblickt, an denen das heutige Italien leidet, wird leicht geneigt sein, ihm, der übrigens selbst Unitarier und höchst antiultramontan gesinnt war, Recht zu geben.

Gioberti kehrte nach dem Auslande zurück, anfänglich als bevollmächtigter Minister in Paris, wo er bald und für immer ins Privatleben zurücktrat. Was ihn zum Aufgeben jeder staatlichen Stellung bewog und ihn in seine einsame und arme Studirstube zurückdrängte, das war die schmerzliche Beobachtung, daß die piemontesischen Staatsmänner selbst an der italienischen Mission des Hauses Savoyen verzweifelten und die Bewegung des Risorgimento nur mehr ausbeuteten, um Geld für einen neuen Feldzug zu gewinnen, den sie dann freilich glänzend verloren. Schon im Herbst 1848 hatte Rosmini dieselbe betrübende Erfahrung gemacht und sich

[6]) Vgl. *Berti*, a. a. O. S. LVII. *Casati* in Lettere ad Ant. Panizzi etc. pubbl. da Luigi Fogan, Firenze 1880. — *Cavour*, in *A. Bert*, Nouvelles Lettres inédites p. 240: Gioberti decade di giorno in giorno. Tra breve egli non sarà se non un idolo rotto. Ed allora si accorgeranno, che quell' idolo era una composizione impastata di metalli falsi: „e che non aveva nessun vero valore“. Dies eigenthümliche Urtheil gibt aber Cavours definitive Meinung über Gioberti nicht wieder, den er erst 1851 nach seiner wirklichen Bedeutung kennen lernte.

[7]) Die Civ. catt. a. a. O. S. 20 hat sich natürlich nicht entgehen lassen, eine Aehrenlese solcher Auslassungen mitzutheilen.

deßhalb van seinec Mission zurückgezogen. Jetzt überkam Gioberti die bitterste Stimmung gegen die Rathgeber der Krone, gegen die „Municipali“ und „Puritani“. „Wenige Toge vor seinem Tade,“ erzählt Pallavicino, „sagte ec zu mir: mein lieber Pallavicina, trauen Sie den piemantesischen Staatsmännern nicht; mit ihnen ist nichts mehr zu machen.“ Ec staeb als Republikaner.“

Pallavicino nahm auch hier den gelegentlichen Ausbruch üblee Laune zu ernst: welches Gioberti wahre Meinung war, das affenbart uns seine letzte graße Publikation, das „Rinnovamento civile d'Italia“, dessen Varwort vom 16. Oktober 1851, alsa fast genau ein Jahr vor seinem am 25./26. Oktaber 1852 erfalgten Tode datirt ist.

Von allen Werken Giabertis ist keines mit größerer Ruhe geschrieben als dieses; keines in seinem Ideengang klarer und durchsichtiger. Ueber die allgemeine Absicht desselben spricht sich der Verfossee in einem Proömium aus, das seine persönliche Stellung zu den Ereignissen der Revalutionsjohee berührt und dem ec die Worte des Tacitus (Hist. II, 47) vorsetzen kannte: „mihi nec ultione neque solatiis opus est.“ Das ganze erste Buch des „Rinnovamento“ ist eine ruhige Kritik der Irrthümer und Fehler, welche 1848 und 1849 begangen wurden; das zweite handelt van der Zukunft Italiens. Auf die sich dem Leser aufdrängende Frage: bist du Monorchist adec Republikaner, antwortete Gioberti: ich bin im Grunde wedec das eine noch das andere. Ich bin Italiener. Thut die Manarchie ihee Pflicht gegen Italien, sa bin ich Manarchist; verräth sie dieselbe, sa lasse ich die Monarchie fallen, wie ich das Papstthum, auf welches ich bis 1848 meine Hoffnungen gesetzt, jetzt als Faktar bei der Wiedeegeburt des Vaterlandes fallen lasse. Auf Grund seiner Beobachtungen und Studien will er seinem Valke ein neues Programm geben, una nuova prospettiva politica. Die Hauptsätze dieses Programms van 1851 sind alsa: es handelt sich für Italien nicht blaß um Befreiung von der Fremdherrschaft — das wäre unter Umständen nur ein Wechsel des Heren — sandeen um innece Wiedergeburt, und diese kann es nue in sich selbst, in der Verbindung des modernen Prinzips mit den guten Traditionen des alten nationalen Lebens finden (la sua modernità dee rampollare dall' antico ed essere propria e nazionale, I, 5). Zu diesen nationalen Besitzthümern, die zu bewahren sind, zählen die Manarchie und der Kathalizismus (I, 7); mit letzteem ist freilich nicht der Jesuitismus gemeint, „denn diesec, übecall Gegner der Eintracht, ist nur ein unreiner Rest barbarischer Zeiten“ (I, 16). Von diesen Prinzipien dürfen uns weder die Fehler der Konservativen, noch die der Demokraten, weder die Irrthümer und Schwächen Pius IX., nach Karl Alberts abbringen — Dinge, denen der ganze Rest des Bandes gewidmet ist und die mit dee Kanklusian endigen, das Risorgimento verdanke seinen Ruin zum Theil der Unfähigkeit und Unwissenheit seiner Mitarbeiter, var allem abee dee Immaralität dee Sekten und dee Korruptian der Individuen, die sich dee Bewegung bemächtigten (I, 743). Im zweiten Bande untersucht dee Verfosser die Vorzüge der manarchischen wie der republikonischen Staatsverfassung; hier findet sich schon der Satz (II, 126), eine Befestigung der Republik in Frankreich (an die der Verfosser seltsamerweise noch in dem Augenblick glaubte, wo Louis Napoleon den Staatsstreich unternahm) werde nathwendigerweise in den übrigen, zunächst den lateinischen Ländern, den Fall der Manarchie nach sich ziehen. An den Bestand der letzteren fest zu glauben, hindert ihn der klägliche Ausgang der Politik Carlo Albertas nicht minder, wie der Anblick der alten graßen Mächte, der in den Tagen der damaligen Reaktion gewiß nicht erfreulich war. So meint er, von Deutschland könne kein Prinzip der Erneuerung und Heilung erwartet werden, da dieses nur mehr ein Ablegee van Rußland (una potenza russa) sei, nach weniger van Rußland, das ihm der Sitz alles Skandals ist. Wie man sieht, war damals Deutschland noch nicht von Gioberti entdeckt, und es rächte sich hier auch auf dem palitischen Gebiet seine Unbekanntschaft mit unsrer Sprache und Literatur. Hätte er diese gekannt, so hätte ec etwas von dem Pulsschlag dee Nation verspürt und er hätte mit seinem divinatorischen Blick vielleicht gesehen, daß der Mann kammen müsse, welcher das Herz des Valkes belauscht hatte und seinen innersten Wunsch in lebendige That umsetzen werde. Sehr beachtenswerth ist dann wieder der Ausspruch: die Monarchie fällt immer nur durch ihre eigenen Fehler und wenn sie stirbt, wirkt sie in ihrem Sturz van selbst ertödtend (la monarchia cade sempre per propria colpa, e quando muore, è micidiale di sè medesima): ein Beweis, daß doch Gioberti im innersten Herzen van dem Vorzug der Monarchie gegenüber der Republik überzeugt war.

(Schluß folgt.)

## Unveröffentlichte „Gedanken“ von Montesquieu.

Am 18. Januar 1889 haben die Nachkommen Montesquieus die Zweihundertjahrfeier der Geburt ihres großen Vorfahren gefeiert und bei dieser Gelegenheit beschlossen, die nach vorhandenen unveröffentlichten Manuskripte des Verfassers des „Esprit des lois“ herauszugeben. Es kamen 1891 „Réflexions sur la Monarchie universelle en Europe“ und „De la Considération et de la Réputation“ heraus, die zum Theil schon früher publizirt waren. Dann falgten Mélanges inédits, worunter eine Jugendrede auf Cicero und ein Mémoire sur la Constitution & Sur les dettes de l'état, einige antike Dialoge und eine Erzählung im antiken Gewande hervarzuheben; und endlich hat die Société des Bibliophiles de Guienne in Bordeaux es übernammen, drei Sammlungen aan Pensées, die Reisen und die Korrespondenz herauszugeben. Wenn die „Gedanken“ in der Geschichte der vachandenen Manuskripte, welche den „Mélanges inédits“ vorausgeschickt ist, als gänzlich unveröffentlicht bezeichnet werden, sa ist dies nur zum Theil wahr. Denn viele aan ihnen finden sich im einzelnen in den „Pensées diverses“ aan Mantesquieu, die z. B. 1874 zusammen mit den Maximes van La Roche Foucauld und den Oeuvres choisies aon Vauvenargues bei Didot erschienen sind; und namentlich dec in den Pensées diverses als „Portrait de Montesquieu, par lui même“ bezeichnete Abschnitt geistvoller Gedanken und Aussprüche ist in dem ersten Band der Pensées inédites, welche 1899 durch die Société des Bibliophiles herausgebracht worden ist, einfach wiederholt. Demnächst wird nun der zweite Band der Pensées inédites erscheinen; einen Auszug daraus gibt jetzt schon die interessante, in Deutschland aiet zu wenig bekannte französische Monatsschrift „Souvenirs et mémoires“ aam 15. Juni 1901, die auch den ersten Band im Auszuge veröffentlicht hatte. Sie macht aber auf die schon vorher bekannten Pensées nicht aufmerksam, sa daß ich annehmen muß, daß den Herausgebern der Souvenirs et mémoires die bei Didot 1874 erschienenen „Pensées diverses“ ebenso unbekannt waren, wie dem Nachkommen, Baron de Mantesquieu, der aan „oeuvres entièrement inédites“ spricht. Im Detail war jedenfalls schon einiges bekannt; die Zusammenstellung dec „Pensées inédites“ ist allerdings eine andere. Die Originalpublikation der Société des Bibliophiles de Guienne war mir nicht zugänglich. Ich gebe im folgenden

**einige interessante, wirklich unveröffentlichte Gedanken Montesquieus, aus dem Auszuge der französischen Monatsschrift, theils unvergängliche als solche, theils für die jetzige Zeitlage besonders passende. Wissenschaften und Künste, Politik, Geschichte und Religion hat er in treffenden und glücklichen Ausdrücken, wie sie seinen immer regsamen Geist beschäftigen, in kondensirter Form charakterisirt.**

„Der Schriftsteller braucht vor allem einen guten Stoff; wer einen schlechten Stoff wählt, besetzt ein Bettlergewand mit Gold, während ein guter Stoff wie auf Flügeln erhebt."

„Schöne Prosa ist ein majestätisch hinfließender Strom, schöne Verse sind ein gewaltsam emporsprudelnder Wasserstrahl: aus der Hemmung der Verse kommt das Gefällige."

„Die Ironie darf in einem guten Werke nicht anhaltend herrschen: sonst überrascht sie nicht mehr."

„Es ist fast unmöglich, neue gute Tragödien zu schreiben, weil die vorhergegangenen Dichter fast alle guten Situationen genommen haben. Diese Goldmine ist für uns erschöpft. Menschen werden nach uns kommen, welche sich zu uns verhalten werden wie wir zu Griechen und Römern. Neue Ausdrucksweise, neue Sitten, neue Verhältnisse werden eine neue Serie Tragödien hervorbringen. Die Dichter werden aus der Natur das Gleiche schöpfen, was wir schon aus ihr geholt haben, aber aus den früheren Dichtern; und bald werden sie fertig sein, wie wir es sind. — Es gibt nur ungefähr dreißig gute ausgesprochene Charaktere; die hat man schon behandelt: der Arzt, der Adelige, der Spieler, die Kokette, der Eifersüchtige, der Geizige, der Menschenfeind, der Spießbürger. Um neue Komödien zu schaffen, brauchen wir eine neue Nation, die ihre eigenen Sitten den „Charakteren" beimischt. Für uns bleiben nur die feinen Charakterzüge, die der Allgemeinheit entgehen.

„Was unsre Komik verdirbt, ist, daß wir das Lächerliche der Leidenschaften suchen, die nie an und für sich lächerlich sind, statt der Lächerlichkeit des Gebahrens." (Findet sich weiter ausgeführt in den „Pensées diverses".)

„Man soll sich niemals nur dem Kritisiren hingeben. Nicht der große Name Caesars, noch der Catos haben Caesars drei Bücher gegen Cato der Verachtung entreißen können, welche die Nachwelt für solche Schriften stets hat."

„Die zwei Satiren gegen die Weiber, welche wir besitzen, sind von zwei Pedanten, Juvenal und Despréaux (Boileau) geschrieben: also taugen sie nichts. Herr mein Gott! Wenn Horaz sie geschrieben hätte! Aber der Gegenstand ist nicht viel werth, und Horaz hatte zuviel Geist, um ihn zu wählen."

„Am 6. April 1734 habe ich Manon Lescaut, den Roman des Père Prévost, gelesen. Ich bin nicht erstaunt, daß dieser Roman, dessen Held ein Spitzbube und dessen Heldin eine Metze ist, die man in die Salpêtrière geführt hat, gefiel: denn alle schlimmen Handlungen des Chevaliers des Grieux haben die Liebe zum Motiv, und dieses Motiv ist stets ein vornehmes, wenn auch die Handlungsweise eine niedrige ist. Auch Manon liebt, da verzeiht man alles Uebrige."

„Der Siegesplatz (la Place des Victoires) ist das Denkmal frivoler Eitelkeit. Solche Monumente müssen einen Gegenstand und Zweck haben; siehe die Trajansbrücke, die Appische Straße, das Marcellus Theater."

„Zu große Regelmäßigkeit wirkt oft unangenehm. Es gibt nichts schöneres als den Himmel, aber die Sterne stehen ohne Regel darin."

„Große Herren haben Vergnügungen, das Volk Vergnügen."

„Reichthümer, Geburt u. s. w. kann man Medaillen nennen; die Achtung der Mitbürger und das persönliche Verdienst sind couranle Münzen."

„Das Glück verdreht eher den Kopf als das Unglück: Letzteres gibt Lehren und das Glück macht, daß wir uns vergessen."

„Die Thiere sind glücklicher als wir: sie fliehen die Gefahr, aber sie fürchten nicht den Tod."

„Zwischen Mensch und Mensch ist gewöhnlich so wenig Unterschied, daß wahrhaftig kein Grund zur Eitelkeit vorhanden ist."

„Obwohl man sein Vaterland lieben muß, ist es ebenso lächerlich, davon mit Voreingenommenheit zu sprechen, als von seiner Frau, seiner Herkunft, seinem Geld. Eitelkeit ist stets thöricht."

„Ich finde, daß die meisten Leute, die daran arbeiten, sich ein großes Vermögen zu schaffen, nachher in Verzweiflung sind, daß sie nicht von vornehmer Geburt sind."

„Man muß den Werth des Geldes zu schätzen wissen; das verstehen die Verschwender ebensowenig wie die Geizhälse."

„Ich möchte vom Geld sagen, was man von Caligula sagte: nie hat es einen so guten Sklaven und einen so schlechten Herrn gegeben."

„Das Geld ist höchst achtungswerth, sofern man es verachtet."

„Reichthümer sind ein Unrecht, das man gutzumachen hat. Deßwegen sollte man immer sagen: „Bitte um Entschuldigung, daß ich so viel Geld habe.""

„Gewöhnlich ist es ein Unglück, über seinen Stand reich zu sein. Man kann sein Geld dann ohne Protzerei nicht ausgeben und ohne Geiz nicht behalten."

„Die meisten Leute lügen nur aus Ehrgeiz: sie wollen sich mit dem Erfolg einer Geschichte, die sie erzählen, wichtig machen."

„Die devote Frömmigkeit kommt aus der Sucht, in der Welt eine Rolle spielen zu wollen — um jeden Preis."

„Ein Mann, der wirklich Geist hat, wird ihn nicht hervorkehren: man macht aus seinen Alltagskleidern keinen Schmuck."

„Zwischen einem Mann von Geist und einem Schöngeist ist derselbe Unterschied wie zwischen einer schönen Frau und einer Schönheit."

„Es ist oft schwer herauszufinden, ob Frauen Geist haben oder nicht. Sie verführen immer ihre Richter. Man muß daher warten, bis ihre Jugend vorüber ist. Dann kann die Frau erst sagen: Ich werde erfahren, ob ich Geist habe."

„Der gute Ton besteht häufig darin, daß man von Kleinigkeiten im ernsten Tone spricht und die ernsten Dinge wie Kleinigkeiten behandelt."

„Von einem Manne konnte ich sagen: er thut Gutes, aber er thut es nicht gut."

„Die Frauen haben alle ein bißchen Falschheit. Das kommt von ihrer Abhängigkeit: je größer die Abhängigkeit, desto größer die Falschheit; wie bei den Zöllen: je mehr man sie hinaufsetzt, desto mehr wird geschmuggelt."

„Alle verheiratheten Männer sind häßlich."

„Man gibt den Türken Unrecht und sagt, man müsse die Frauen leiten, nicht tyrannisiren. Ich sage, es gibt nur zweierlei: sie müssen herrschen oder gehorchen."

„Wer würde daran gedacht haben, es auszusprechen, daß die Jesuiten, die so oft angeklagt und so oft verdammt worden sind, in Frankreich sicherer herrschen als je zuvor?"

„Eine Sache, die ich mit der Aufklärung des Jahrhunderts unvereinbar halte, ist die Herrschaft der Jesuiten."

„Ich fürchte die Jesuiten. Beleidige ich irgend einen Großen der Erde, so wird er mich und ich werde ihn vergessen; ich kann in eine andere Provinz, in ein anderes Land gehen. Aber wenn ich die Jesuiten in Rom beleidige, finde ich sie in Paris wieder; überall sind sie um mich. Durch ihre Gewohnheit, sich alles mitzutheilen, verbreiten sie die Feindseligkeiten."

**Da dieser Satz doch bereits in den „Pensées diverses" steht, so entnehme ich denselben noch folgende:**

„Wären die Jesuiten vor Luther und Calvin gekommen, so wären sie die Herren der ganzen Welt. Ein schönes Buch, das Athenaeus citirt: de iis, quae falso creduntur."

„Geistliche! Sie schmeicheln den Fürsten, wenn sie dieselben nicht tyrannisiren können."

„Die Geistlichkeit hat das Interesse daran, die Völker in Unbildung zu halten; da das Evangelium so klar und einfach ist, würde man ihr sagen: Wir verstehen es allein."

„Unter den vielen unglaublichen Dingen gibt es drei ganz unglaubliche: Der reine Mechanismus (le pur méchanisme) der Thiere, der passive Gehorsam, die Unfehlbarkeit des Papstes."

**Der Schlußparagraph der neuen Pensées inédites Montesquieus handelt von Frankreich im spanischen Erbfolgekrieg: man glaubt ein Urtheil über die französische Armee von 1870 zu hören:**

„Frankreich, das sich einbildete, Herr von ganz Europa zu sein, weil es große Erfolge gehabt hatte, unternahm den spanischen Erbfolgekrieg. Es war schon vorher erschöpft. Es stellte mehr Truppen auf, als es konnte. Die alten Truppen, geschlagen oder vernichtet, werden durch neue ersetzt, durch Bauern. Man glaubt, das seien französische Soldaten; sie sind es nicht; es sind andere Armeen als die, welche die vorhergehenden Schlachten geschlagen hatten. Niemals vollständige Bataillone, und der Feind hatte sie. Dazu schlechte Führung u. s. w."

Da der Auszug in den „Souvenirs et mémoires“ allein 25 Druckseiten umfaßt, so läßt unsre kleine Blumenlese daraus wohl schließen, welche interessante Publikation die Société des bibliophiles de Guienne mit den Pensées inédites Montesquieus veranstaltet. Allerdings sind die schon lange veröffentlichten „Pensées diverses“ so köstlich, sie bringen in ihrer knappen Form, die aber kein Plakatstil ist, so viel Treffendes und Ewiges über Menschen und Völker, über Kunst, Literatur und Religion, daß man sie immer wieder lesen und studiren kann. In ihnen wie auch in den „Pensées inédites“ steht der Satz:

„Studium und Lektüre sind das Allheilmittel gegen die Unannehmlichkeiten des Lebens; es gibt keinen Kummer, den eine Stunde mit einem guten Buche zugebracht nicht zerstreuen kann.“

M.

## Besprechungen.

J Carl Emil Doeplers Autobiographie. Carl Emil Doepler der Aeltere hat sein reges Künstlerleben in sehr anmuthender Weise erzählt.[1] Geboren am 8. März 1824 zu Warschau, dessen „Fall“ (1830) ihm in lebhafter Erinnerung blieb, kam der talentvolle Knabe nach dem Tode der Eltern unter die Obhut eines Großoheim und verschiedener Tanten, welche ihre milde Hand lange Jahre liebreich und thatkräftig über ihm offen hielten; sie besorgten seine Erziehung zu Schnepfenthal und am Cauer'schen Pädagogium und besorgten seine Ausbildung zum Buchhändler. Die von Menzel illustrirten Werke, womit Doepler rechtzeitig bekannt wurde, die Bilder von Lessing und anderen damaligen Malern weckten sein Künstlerauge, welches durch vielfache Reisen landschaftliche Eindrücke erhielt, so auf einer Rheinfahrt, auf einer Harzreise, wo Doepler mit Reifenstein zeichnete. Weimar übte neuen Zauber und in Dresden begeisterte ihn Wagners „Rienzi“ und Tichatschek. Damit war seiner Zukunft das Programm unbewußt schon vorgezeichnet. Nachdem seit 1844 der Weg zur Malerei betreten war, wendete sich Doepler von Dresden nach München (1845), wo der erste Eintritt in die bewegten Künstlerkreise natürlich erst verwirrend wirkte, bis er sich zu eigener Arbeit zurechtfand und mit einigen kleinen Bildern à la Rubens und Bayer in den Kunstverein wagte, ohne die geringste akademische Schulung genossen zu haben. Der feinere Weltschliff, welchen Doepler schon erworben hatte, seine gewandten Allüren und seine vielseitige Beweglichkeit brachten ihn bald mit den damaligen großen und kleinen Sternen in lebhafte Fühlung — ihre charakteristische Schilderung gehört mit zu den angenehmsten Abschnitten dieses Buches: Diese Celebritäten des vormärzlichen Künstlerlebens ziehen buntfarbig im erquicklichen und ergötzlichen Wechsel vorüber. Wichtig und förderlich wurde für Doepler die Bekanntschaft mit Kaspar Braun, welcher kurz vorher mit Schneider jene bald weltbekannte Firma begründet und die „Fliegenden Blätter“ geschaffen hatte, wozu Doepler, verwandten Geistes, Beiträge lieferte und nebenbei mit der Technik der Xylographie, die ihm später so große Dienste leisten sollte, sich befreundete. Der tolle Strudel des Jahres 1848 unterbrach zwar alle artistischen Pläne, führte aber bei Doepler zu einer beglückenden Heirath und infolge davon zu einer Uebersiedelung nach Amerika, wo Doepler eine xylographische Anstalt in New-York etablirte, aus welcher viele, theilweise von ihm selbst illustrirte Werke und eine Menge von Holzstöcken für Zeitungen hervorgingen. Allerlei Erfahrungen, der Verlust eines Kindes, das lebensgefährliche Heimweh seiner Frau, brachten den amerika-müden Künstler, nachdem er auf dem Rückwege nach London und Paris eingehend studirt hatte, nach München (1855) zurück. Hier hatte sich inzwischen durch Piloty's Auftreten vieles geändert; von allen Seiten eilten ihm Schüler zu. Auch Doepler suchte jetzt das früher Versäumte nachzuholen und den Farbenzauber des neuen Palettenmeisters sich anzueignen, wobei Doepler mit Makart, Lenbach, Alexander Wagner, Liezen-Mayer u. A. bekannt wurde; auch der damals noch fastende und deßhalb unbegriffene Böcklin weilte zu München. Doepler bethätigte sich beim Arrangement des „Rubensfestes“, bei dem großen historischen Umzug zur siebenten Säkularfeier Münchens, bei der Seefahrt nach der Starnberger-Rottmannshöhe und dem Jubiläum der Akademie der Wissenschaften, er zeichnete für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ und „Ueber Land und Meer“, zierte das kostbare, jetzt in vielen Auflagen vorliegende „Kochbuch“ Rottenhöfers — eine für Gastronomen sehr geschmackvolle Arbeit — mit mehr als dreihundert Illustrationen, und bethätigte sich als Freskomaler mit drei Bildern für die historische Galerie des Bayerischen Nationalmuseums. Im Jahre 1860 durch Dingelstedts Vermittelung nach Weimar berufen, zeichnete Doepler eine Menge Kostüme für das Theater, hielt daselbst auch darauf bezügliche Vorträge, wurde Professor, stellte lebende Bilder bei der Schiller- und Shakespeare-Feier, war im Gefolge König Georgs V. auf dessen Reise nach Ost-Friesland, leitete zu Weimar das Künstlerfest zur silbernen Hochzeit des Großherzogs, ordnete den Waffensaal auf der Wartburg beim achthundertjährigen Fest des Bestehens dieses herrlichen Schlosses. Infolge seiner in den verschiedenen Branchen immer sattelfesten Thätigkeit wurde Doepler 1870 nach Wien und Berlin berufen, folgte aber der Einladung nach Spree-Athen, wo Doepler das Mediceerfest für den kaiserlichen Kronprinzen inscenirte, den Speisesaal des Rauené-Hauses ausmalte, auch eine ausgedehnte schriftstellerische Wirksamkeit entfaltete und nach dem Muster des seit 1851 in München bestehenden Kunstgewerbe-Vereins eine ähnliche Anstalt mit Hermann Vogel zu Berlin (1877) ins Leben rief. In den Jahren 1874 und 1875 entwarf Doepler über 500 Kostümzeichnungen für die Bayreuther Bühnenfestspiele, machte aber mit Richard Wagner unangenehme Erfahrungen — die Wiedergabe der darauf bezüglichen Korrespondenz wäre entbehrlich gewesen. Ueberhaupt sind einzelne Partien doch etwas zu redeselig ausgearbeitet und das liebe „Ich“ gar zu breit in den Vordergrund gerückt (z. B. S. 380, 433 und 435), auch finden sich trotz des ausgezeichneten Gedächtnisses des Autors vielerlei Verschiebungen[2]) und alte Anekdoten à la Meidinger. Im Jahre 1878 ging Doepler nach Paris und bereiste 1879 Italien, wirkte abermals als Historien- und Genremaler, bethätigte sich 1881 beim Schinkelfest und der Feier zur silbernen Hochzeit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm 1883, rollte ein großes Theaterprojekt auf, mehr aber minder unterstützt von seinem Sohne Emil Doepler (geb. 29. Oktober 1855 zu München), welcher in rühmlichster Weise in die Fußstapfen und väterlichen Traditionen getreten ist. Allen seinen alten Bekannten und zahlreichen Freunden ist Doeplers liebenswürdige, immer gentlemenlike Persönlichkeit, welche ihm und seinen adäquaten Kunstbestrebungen willig die Wege bahnte, in guter Erinnerung. Möge ihm, dem Unermüdlichen, noch ein langer, fröhlicher und gewiß wohlverdienter Lebensabend beschieden sein!

1) „Fünfundsiebenzig Jahre Leben, Schaffen, Streben, eines Malersmannes (!) letzte Skizze von Carl Emil Doepler dem Aelteren.“ Berlin und Leipzig bei Schuster und Loeffler. 501 S. 8° mit Portrait und Faksimile. Als 3. Bd. der vom genannten Verlage edirten „Zeitgenössische Biographien“.

2) So ist der seinerzeit als Künstlerfest-Arrangeur verdiente Genremaler Joseph Petzl (welcher am 24. April 1871 starb) mit dessen am 15. September 1899 verschiedenen Bruder, dem durch seine kleinen Architekturbilder verdienten Ferdinand Petzl verwechselt.

## Mittheilungen und Nachrichten.

Wilhelm v. Christs 70. Geburtstag. Mit kaum 30 Jahren wurde Wilhelm Christ an die Münchener Universität berufen, und auf eine 41 jährige Lehrthätigkeit an der Hochschule der bayerischen Hauptstadt sieht der berühmte klassische Philologe, der Meister und zugleich Freund seiner zahlreichen Schüler, an seinem 70. Geburtstage zurück. An dem lieblichen Ufer des Rheins zu Geisenheim ist Wilhelm Christ am 2. August 1831 geboren, von dort hat er rheinische Liebenswürdigkeit mitgebracht und sie mit der bajuwarischen Herzlichkeit zu harmonischer Mischung vereinigt. Er besuchte das Gymnasium zu Wiesbaden und Hamodae, studirte in München und Berlin die Wissenschaften, zu deren Korh-

phäen er fast ein halbes Jahrhundert gehört, wirkte eine Zeitlang am königlichen Maximiliansgymnasium und seit 1860 ununterbrochen an der Universität München. Ein reiches und glücklicherweise noch nicht abgeschlossenes Leben als Lehrer und Schriftsteller! Es wird wohl wenige klassische Philologen in Bayern geben, die nicht zu seinen Füßen gesessen sind — erfreulicherweise haben bayerische Gymnasialprogramme durch Widmung ihrer diesjährigen wissenschaftlichen Beilagen Christs Verdiensten um die Erziehung der Gymnasiallehrer Rechnung getragen —; und gar viele Deutsche, Oesterreicher, Engländer und Amerikaner sind, um Christ zu hören, zu den Ufern der Isar geeilt. Klarheit, Eindringlichkeit und Ernst charakterisiren seine Lehrmethode, und Niemand wohl versteht es besser, als Freund zu den Schülern herabzusteigen, um ihnen den Weg zur Höhe zu erleichtern. Die ganz gewaltige schriftstellerische Thätigkeit des Münchener Graecisten gruppirt sich hauptsächlich um drei Punkte: Metrik, Entstehung der homerischen Gesänge, allgemeine Geschichte der griechischen Literatur. Als Hauptwerke sind hier Christs Metrik der Griechen und Römer (2 Ausgaben), seine gesichtete und nach Entstehung zusammengestellte Ilias-Ausgabe, seine griechische Literaturgeschichte, das Standard-Werk für dieses Gebiet, dessen dritte Ausgabe 1898 erschienen ist, zu erwähnen; daneben erschienen zahlreiche Spezialabhandlungen aus diesen Gebieten. Als Herausgeber von Texten hat sich Christ bei Pindar (3 Ausgaben) und Theilen des Aristoteles bewährt, und auch hier sind eine Fülle von Detailfragen in Einzelabhandlungen erörtert. Mit der in Gemeinschaft mit Paranikas veröffentlichten Anthologia Graeca carminum Christianorum hat der klassische Gräcist auch einen der Grundsteine zu dem Gebäude der spätgriechischen Wissenschaft mit gelegt, das Karl Krumbacher aufgebaut und zu stolzer Höhe gebracht hat. Aber auch die Lateiner stehen Christ nicht fern; seine erste Abhandlung im Jahresbericht des Maximiliansgymnasiums 1855: „Quaestiones Lucretianae", wie zahlreiche Plautus- und Horaz-Schriften zeigen den gewandten Latinisten, der auch als Herausgeber der Ciceronianischen Schriften „de fato" und „de divinatione" in der Halm'schen Ausgabe figurirt. — Christs Stellung als Vorstand des kgl. Antiquariums brachte ihn natürlich mit dem weiten Gebiet der Archäologie in Beziehung, und viele seiner Abhandlungen beziehen sich auf die Schätze der stolzen Sammlungen, deren neuen Katalog er in diesen Tagen herausgeben wird. Aber der Gelehrte gehört auch im allgemeinen zu denjenigen Philologen, welche den hohen Werth der Archäologie für das philologische Studium vollauf würdigen; und gerade das Gebiet, auf welchem beide Zweige der Alterthumswissenschaft nur in Gemeinschaft sichere Resultate fördern können, das des griechischen Dramas und seines Schauplatzes, hat ihn zu besonders werthvollen Aeußerungen geführt. Die meisten der Christ'schen Publikationen finden sich in den Abhandlungen und Sitzungsberichten der philologisch-philosophischen und historischen Klasse der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften; als stets arbeitsfreudiger Klassensekretär derselben hatte er die in seine Abtheilung fallenden Nekrologe gesprochen, mit vollem Einblick in die Verdienste der Akademiker, wenn sie auch nicht zum speziellen Fach gehörten. Auch die Beilage zur Allgemeinen Zeitung hat Aufsätze von Wilhelm Christ veröffentlicht, z. B. über die troische Landschaft (vor der Schliemann'schen Zeit) und 1891 die treffliche Rede zur Eröffnung des Philologentages. Die Ehren haben sich in voller Zahl auf des 70jährigen Gelehrten Haupt gesammelt; daneben steht vollwerthig die große Liebe and Verehrung aller seiner Schüler und seiner zahlreichen Freunde. Geistig in voller Frische steht er an der Schwelle des neuen Jahrzehnts; mögen die kleinen körperlichen Beschwerden schwinden und seine Thätigkeit nicht behelligen. Wie Dr. J. Menrad in den Wilhelm v. Christ zu seinem 60. Geburtstag von seinen Schülern dargebrachten Abhandlungen aus dem Gebiet der klassischen Alterthumswissenschaft sang, so wollen wir wünschen:

Ut vigor ingenii duret crescentibus annis
Stetque procul lento Parca severa gradu! M.

* **Karlsruhe.** Geh. Hofrath Dr. Schell, Professor für theoretische Mechanik an der hiesigen technischen Hochschule, wird am Schlusse dieses Semesters (dem 102. seiner akademischen Lehrthätigkeit) in den Ruhestand treten. Der badischen technischen Hochschule gehört er seit 1861 an.

* **Straßburg.** An der hiesigen Universität wird, wie die „Straßb. Post" meldet, ein chemisches Unterrichtsinstitut eingerichtet, das auch während der Ferien geöffnet ist. Die praktisch arbeitenden Chemiker haben von jeher darüber geklagt, daß während der Ferien die Universitätslaboratorien geschlossen werden, so daß die Arbeiten unterbrochen werden müssen. Das neue Institut wird jedem selbständig arbeitenden Studenten die Möglichkeit bieten, auch während der Ferien praktisch zu arbeiten, wodurch die Studienzeit bedeutend abgekürzt wird. Das Institut wird zu Anfang August eröffnet, kann somit bereits für die nun beginnenden Herbstferien benutzt werden. Die Leitung des Instituts und die wissenschaftliche Direktive übernehmen Prof. Dr. Erlenmeyer und Privatdozent Dr. Kreutz, ein geprüfter Nahrungsmittelchemiker.

* **Wien.** Am 28. Juli starb zu Maria-Enzersdorf Regierungsrath Dr. Ernst Braun, der vormalige Direktor der niederösterreichischen Landes-Findel- und Gebäranstalt, im Alter von 54 Jahren. — Der Professor der Bautechnik Ludwig v. Tetmajer, bisher am Polytechnikum in Zürich, ist als ordentlicher Professor an die hiesige technische Hochschule berufen worden.

* **Brüssel.** Der belgische Fünf-Jahrespreis für medizinische Forschungen ist in der Höhe von 5000 Fr. dem Professor A. van Gehuchten in Loewen für seine Untersuchungen über das Gehirn und das Rückenmark zugesprochen worden.

* Ein russisch-chinesisches Museum. Aus Port Arthur wird gemeldet, daß die Russen dort ein Museum für russisch-chinesische Kultur geschaffen haben. Dieses Museum soll den Zweck verfolgen, die Chinesen wie auch die übrigen Völker Ostasiens mit russischer Kultur bekannt zu machen und andrerseits den Russen selbst die Kenntniß des chinesischen Riesenreichs zu vermitteln. Die chinesische Abtheilung des neuen Museums soll im Laufe der Zeit alles erhalten, was auf die Entwicklung des chinesischen Reiches, seine Kultur, seine wirthschaftlichen Verhältnisse, seine Religion und seine Geschichte Bezug hat, und in dieser Hinsicht einzig in seiner Art werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Paul Mohr: Frankreichs Erfolge und Pläne in Innerafrika. (S.-A. aus der Zeitschrift für Sozialwissenschaft.) Berlin, Georg Reimer 1901. — Dr. Wilmans: Krankenkassen und Krankenhäuser größerer Betriebe. Berlin, Schröder 1901. M. 2. — A. Friedmann: Tantalus. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 249.) Berlin, Eisenach, Leipzig, Hillger. — M. Gorky: Ein sonderbarer Leser. Wanderungen eines Teufels. Leipzig, Wöpke 1901. M. 1. — Dr. K. Marbe: Experimentell-psychologische Untersuchungen über das Urtheil. Leipzig, Engelmann 1901. M. 2.80. — Evangelischer Volksbote. XIII. Jahrg. 1902. Leipzig, Braun. M. 0.25.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1901. München, Freitag, 2. August. Nummer 175.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

### Uebersicht.



## Die Centenarfeier für Vincenzo Gioberti.

Von Franz Xaver Kraus.

II. (Schluß.)

Höchst merkwürdig sind Giobertis Ausführungen über die „Nuova Roma“, d. h. über das Rom, wie es in der neuen, seiner Ansicht nach zu erstrebenden und zu erwartenden Ordnung der Dinge in Italien sich gestalten werde (II, 133 ff.). Indem Gioberti von diesem Thema zu reden beginnt, unterläßt er nicht, zu betonen, daß Niemand in Piemont mehr als er zugunsten der weltlichen Regierung des Papstes gethan habe, bis zu dem Grade, daß er bei einem Theil der Liberalen sogar seine Reputation aufs Spiel gesetzt (II, 139, A.). Er weist dann auf die doppelte Tendenz hin, welche sich in der Geschichte Italiens abzeichnet: diejenige, welche die weltliche Papstherrschaft gänzlich zu beseitigen und diejenige, welche sie zeitgemäß zu modifiziren getrachtet habe. Heute scheine nichts mehr möglich, als daß der Papst sein Regiment völlig laïsire: thue er das nicht, so werde er früher oder später sein Temporale einbüßen, und der sich gegen ihn aufthürmende Haß werde ihn vielleicht nöthigen, seinen Sitz zu verlassen und aus Italien wegzuziehen. Nichts sei thörichter, als wenn die Anhänger der Jesuiten die mangelnde moralische Autorität des Papstes durch brutale Herrschaft zu ersetzen suchten (II, 140 ff.). Schon vor längerer Zeit habe er Montanelli gegenüber ausgesprochen, was heute seine Ueberzeugung sei: daß Italiens Rettung versucht werden müsse, ohne den Papst, im Nothfall gegen ihn (anche senza il concorso del maggior sacerdozio; anzi a malgrado nel contrasto di esso). Das Dilemma liege vor: entweder ist die weltliche Herrschaft des Papstes bestimmt, sich zu verjüngen und an dem Loos Italiens theilzunehmen, oder zugrunde zu gehen, weil sie zum Schutz der Religion angesichts der veränderten Kulturverhältnisse nicht mehr nöthig ist. Man mußte der Kurie Zeit lassen — ein spatium resipiscendi: heute, 1851, lege er der Oeffentlichkeit das Ergebniß dieser Entwicklung und die Lösung des Dilemmas vor, welche er im Dezember 1848 privatim bereits vorausgesagt habe. Die kurialistische Intransigentenpartei habe es zustande gebracht, den regierenden Papst von der nationalen Sache zu trennen: in Gaëta sei eine unübersteigbare Mauer zwischen dem Souverän und dem Volke aufgerichtet worden — chaos magnum firmatum est (Luc. 16, 26). „Die liberale Reform des weltlichen Papstthums war eine jener außerordentlichen Unternehmungen, die einmal versucht und mißglückt, niemals wieder aufgenommen werden können. Die Idee „meines Roms“ war, als ich sie vortrug (Ges. mod. III, 167 bis 169) eine jungfräulich-frische; Niemand hatte sie profanirt, denn sie war noch Niemand beigekommen. Heute ist sie durch den schlechten Ausfall des Versuches vollkommen diskreditirt und zählt nur mehr zu den Utopien und Träumen“ (II, 149).

Daß Gaëta und das, was sich da zugetragen, nicht bloß das Pontifikat Pius IX. in zwei Theile zerschnitt, sondern für die gesammte Geschichte des Papstthums eine unvergleichliche und durch nichts mehr aufzuhebende Bedeutung hatte, das sah, bevor Gioberti jene Zeilen niederschrieb, schon Antonio Rosmini ein. Als ihn der Papst, am Abend des 9. Juni 1849, mit den Worten empfing: „ella mi trova anticostituzionale“, hat der große Roveretaner dem Oberhaupte der Kirche die herrlichen Worte vorgehalten: „Ew. Heiligkeit, es ist eine schwere Frage, ob Sie gut thun, den von Ihnen eröffneten Weg zu verlassen und Ihr Pontifikat in zwei Abschnitte zu zerschneiden. Auch ich bin der Ueberzeugung, daß weder jetzt noch so bald die Konstitution wieder in Thätigkeit gesetzt werden kann, aber lassen Sie Ihren Völkern wenigstens die Hoffnung auf eine Wiederherstellung derselben, so werden Sie eine treffliche Wirkung erzielen. Die Geschichte zeigt, wie gefährlich es für einen Fürsten ist, seinen Weg total zu verändern. Auch ist es sozusagen der Kirche unmöglich, sich den Kirchenstaat zu erhalten, wenn dieser allein inmitten konstitutioneller Staatengebilde auf der absoluten Regierungsform beharre.“ Die Antwort des Papstes gipfelte in der Erklärung, wenn eine Sache an sich und innerlich schlecht sei, so dürfe sie nicht geschehen, möge daraus erwachsen, was da wolle. Die konstitutionelle Regierungsform sei mit derjenigen der Kirche unvereinbar, wie die konstitutionellen Rechte, Preßfreiheit, Assoziationsfreiheit und dergleichen an sich schlecht (unsittlich) seien.[8])

Damit war Pius IX. auf den Standpunkt zurückgekehrt, welchen Gregor XVI. einnahm, als er dem Großherzog von Toscana gegenüber erklärte, die Kirche könne in unmittelbarer Nähe Roms ein ihren Prinzipien so scharf entgegengesetztes Regime wie die konstitutionelle Verfassung nicht dulden. Beide Päpste befanden sich von ihrem Standpunkt aus gewiß damit im Recht, sie sahen sehr gut ein, daß das heutige System der innerkirchlichen Verwaltung von dem Tage an gebrochen und unhaltbar sein werde, wo die Regierung des Kirchenstaates sich ehrlich und offen zu den Prinzipien des modernen Rechtsstaates bekennen werde. Man sieht, daß die Proklamirung der konstitutionellen Grundrechte, wie die „katholischen“ Volksparteien sie in unsern Kammern belieben, soferne sie ehrlich gemeint ist, eine offene und klare Empörung gegen die päpstliche Lehre darstellt,

8) *Rosmini* Della Missione a Roma negli anni 1848—49. Torino 1881, p. 143.

und im Grunde das Zugeständniß in sich schließt, daß diese letztere mit den rechtlichen Anschauungen der Gegenwart und den Forderungen der madernen Menschheit nicht vereinbar ist. Wofür wir denn den Herren, die salche „Proklamationen“ vom Stapel lassen, alle und jede Verantwortung überlassen.

Giobertis Schlußfalgerung geht also dahin, Gaëta habe den Beweis geliefert, daß die Roma ecclesiastica dem nationalen Leben fremd und mit der bürgerlichen Ordnung nicht verträglich sei, daß es daher für die Erhebung Italiens, außer Betracht bleiben müsse (ella non può essere il perno del Rinnovamento italiano, come fu del Risorgimento). In der weiteren Begründung dieses Satzes zeigt er sich van seiner grausamen Seite. „Die Unfähigkeit der Prälatur“, führte er (II, 152) aus, „war niemals entsetzlicher als heute“ (???), die kirchliche Signaria ist eine Mißregierung, ein Sgoverna, wie Alfieri (Vita V, 28) sagen würde, keine Regierung; eine Schaukel, auf deren Enden Tyrannei und Ausgelassenheit aufsitzen, ein vielköpfiger Despatismus und eine ununterbrochene Anarchie; kurz eine trübselige, zerrüttete Oligarchie unfähiger und verdarbener Priester, das schlechteste aller Regimente (II, 153). Das alte Rom selbst war in der Zeit seines Ausgangs, in den Tagen der Symmachus und Baethius, weniger verdarben als das heutige (II, 154): ein Zustand, der sich nicht erhalten kann, da er sich nur auf fremde Hülfe stützt (II, 156). Weder der kirchlichen noch der natianalen Sache kann gedient sein mit dieser Kanfusion weltlicher und geistlicher Politik, welche das innerste Wesen des Pharisäismus bildet, wie ihn die Jesuiten wieder hervorgesucht hat und wie er in der geistlichen Weltherrschaft seinen Sitz hat, in jenem Rom, welches Dante bereits (Epist. IV, 1) die Hauptstadt der modernen Pharisäer genannt hat (II, 170). Rasminis gutes Buch über die „Fünf Wunden der Kirche“ habe manche Schäden aufgedeckt; aber es biete die Kirche uns weit mehr denn fünf salcher Wunden, und die größte von ihnen ist das Temporale, über welches Rosmini nichts sagt.

Dann geht aber Giaberti auch weiter. Indem er an des Kardinals Sforza Pallavicinas sehr seltsamen Ausspruch erinnert, es sei die Verbindung höchster Weisheit mit der Ehrlichkeit ihrer Bekenner (la sapienza unita alla probità dei seguaci) ein besonderes Privileg der römischen Kirche und ein Beweis ihrer Unfehlbarkeit, wirft er die Frage auf: wo in aller Welt denn weniger Wissenschaft zu finden sei als in Ram? Für die Kirche selbst sei das Temparale eine Gefahr und ein Unglück geworden (II, 183, 187). Aller dieser Misere hält er dann die Idee „seiner Roma“ entgegen. Es ist, heute, nach einem halben Jahrhundert, nicht uninteressant, zu erfahren, wie sich der Verfasser des „Primata“ van 1843 den Zustand seines idealen Rams 1851 gedacht hat. „Dies neue Rom entspricht dem neuen Leben Italiens und Europas. Es ist das Ram der Zukunft; größer und prächtiger als das vergangener Zeiten, weil es die Herrlichkeit dieser in sich schließt und vereinigt. Entstanden mit dem Känigthum in Latium, mit der Republik und dem Kaiserthum italienisch und international (Gioberti gebraucht hier den Ausdruck oltramontana vom Standpunkte des Italieners aus), mit dem Evangelium christlich, mit dem Papstthum kasmapalitisch gewarden, wird es zugleich die heilige und Hauptstadt der Prinzipien sein, aber in der Erweiterung derselben durch den Fartschritt der Zukunft. Das geistliche wie das weltliche Element wird da gleichzeitig, eins neben dem andern, blühen, sich durchdringend und doch nicht miteinander vermischt, einträchtig, ohne Gegensatz. Die erste dieser beiden Gewalten wird künftighin kein Mischmasch van Prafanem und Heiligem, van friedlichen Riten und bluttriefenden Scheiterhaufen, van Kreuzzügen und Indulgenzen, van Benediktionen und Flüchen, van evangelischer Moral und profaner Politik, van musterhaften Geistlichen und hochmüthigen, der Schwelgerei ergebenen, geldgierigen Prälaten sein. Die Kardinäle werden ihren pamphaften Fürstentitel aufgegeben haben und wieder zu Seelsorgern der heiligen Stadt geworden sein, und in der Majestät des höchsten Priesters wird die Bescheidenheit des apostalischen Fischers uns entgegentreten. Er wird nicht mehr versucht sein, mit Waffen und Eraberungen zu herrschen, sandern sich nur auf das gute Beispiel der Tugend stützen. Der moralische und bürgerliche Primat des neuen Italien wird an die Stelle des kriegerischen alter Zeiten treten. Das italienische Parlament wird als Kansistarium der Laienschaft ruhig neben der kirchlichen Autarität tagen und das Zusammenwahnen dieser beiden Vertretungen wird, einzig in dieser Welt, Farum und Sanktuarium zugleich, Hauptstadt und Orakel der Welt, ein Band des Friedens, ein Muster der Gerechtigkeit, Ausgangspunkt aller Tugenden und Herd aller Bildung sein. . . .

. . . . . illa inclyta Roma
Imperium terris, animos aequabit Olympo,
Felix prole virum (Aen. 6, 782 f.)

Man sieht, auch der Giaberti van 1851 war immer nach ein Träumer. Den Italienern geht die nebelhafte Varstellung nicht aus dem Kopf, als ab in dem heutigen Land und Volk der Halbinsel noch etwas van dem antiken Rom fartlebe, und auch der Giaberti von 1851 ist noch ganz erfüllt van den Erinnerungen an die päpstliche Weltherrschaft, wie denn heute noch in Rom jeder Römer, mag er sein Geschäft als Orefice in der Via Condatti oder als vialetter Schreiber in der Datarie betreiben, fest davon überzeugt ist: die übrige Christenheit sei nur dazu da, um ihr Geld nach Rom zu bringen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Art van christlichem Cäsarianismus diesseits der Alpen van der kalten und herzlosen Welt der Germanen jemals ja recht schmackhaft gefunden werde.

Unter diesen Umständen, sagt Gioberti (II, 222), hat sich die Roma ecclesiastica selbst es zuzuschreiben, daß sie bei der Erneuerung Italiens außer Betracht bleiben und die Führung der Aktion einem anderen Staate zufallen muß. Das kann nur Piemont sein. Indem er auf die Frage des Berufes seines engeren Vaterlandes zu solcher Aufgabe eingeht, schont er weder die Vergangenheit noch die Gegenwart Sardiniens, seiner Verwaltung, seiner Staatsmänner, denen er die ernstesten Dinge sagt. Nur vor Cavour zeigt er wirklichen Respekt, abgleich er mit manchen seiner Schritte nicht einverstanden ist; aber er ist ihm dach der kammende Mann, der allein den Begriff des Staates besitzt (II, 315). Auf ihn mit dem Finger gewiesen zu haben, ist vielleicht die größte That des Buches, neben jener, welche dem sardinischen Känigthum das Dilemma stellte, unterzugehen, oder Italiens Befreiung durchzusetzen.[9]) Man sagt, das „Rinnovomento“ sei das einzige Buch, welches Victor Emonuel II. ganz gelesen habe; wenn dem sa ist, so machte es dieses Kapitel über die Hegemonie Piemonts sein, welches den jungen König zu solcher Aufmerksamkeit zwang.

---

9) Das berühmte Wort steht II 328: „la Monarchia Sarda perirà infallibilmente nelle future vicissitudini di Europa, se non cerca la sua salute nel riscatto d'Italia“.

Die heutigen Machthaber Italiens werden gut thun, dies Kapitel und das folgende „über die Demokratie und Demagogie" auch einmal wieder zur Hand zu nehmen. Sie werden Italiens Freiheit und Einheit nur bewahren können in der völligen Unabhängigkeit von Frankreich, dessen Politik seit Philipp dem Schönen stets auf die Unterjochung und Zerstückelung der Halbinsel ausging: gelingt es ihnen nicht, die franzosenfreundlichen Tendenzen, welche die ersten verhängnißvollen Monate der gegenwärtigen Regierung leider mehr und mehr verdunkeln, zurückzudrängen, so mögen sie sich und ihrer Politik die Prophezeiung Giobertis über die Zukunft der Monarchie nur ruhig gesagt sein lassen.

Giobertis Kapitel über Demokratie und Demagogie (II, 332) zählt zu denen, welche ihren Werth stets behalten werden. Wer den Unterschied dessen kennen lernen will, was die besseren Geister vor einem halben Jahrhundert unter „Demokratie" verstanden, und dem, was heute mit dieser Bezeichnung gemeint wird, muß die merkwürdigen Auseinandersetzungen lesen, welche das „Rinnovamento" (II, 336) brachte. Es geht klar aus diesem Kapitel hervor, daß der Verfasser unter der zur Mitwirkung an der Gesetzgebung und an der Leitung des Staatswesens berufenen und berechtigten Demokratie die große Menge der gebildeten Bürger versteht: die Demokratie, sagt er, ist das predominio del popolo, aber ihre Hauptfaktoren sind la plebe e l'ingegno, d. h. der Schwerpunkt soll in der in der Masse des guten Bürgerstandes ausgebreiteten Intelligenz liegen, womit auch (II, 345) die Vorherrschaft des konservativen Instinktes gegeben ist: soll das Regiment dieser guten Demokratie bestehen, so muß es gemäßigt und stets bedacht sein, sich in bestimmten Grenzen zu halten (II, 353). Ihr steht die Demagogie gegenüber, d. i. die Herrschaft der rohen ungebildeten Masse, deren Rückkehr den Untergang der Zivilisation und eine neue Barbarei bedeuten würde. Sie hat in Italien das „Risorgimento" getödtet und wäre todbringend für die Erneuerung ganz Europas. Die wahre Demokratie ist keine Parteiregierung (II, 384), sie gibt jedem Mitgliede der Nation seine Stelle und sein Recht: ihr Todfeind wie der Todfeind aller wahren Freiheit ist die Herrschaft der Mittelmäßigkeit und Geistlosigkeit, die das Charakteristikum der Demagogien aller Zeiten war und die uns der Mißbrauch des allgemeinen Stimmrechts wieder zubringt.

Zeigen alle diese Sätze eine trotz des demokratischen Anstriches wesentlich konservative Natur, so bestätigt die Polemik gegen den Pantheismus (II, 643) und gegen Mazzini (II, 739, 743) das Faktum, daß Giobertis „Rinnovamento" nicht kam, um niederzureißen, sondern um aufzubauen. Dazu stimmt auch der großartige und ergreifende Satz, mit dem der Verfasser sein Buch schließt: „ändert Italien seine Sitten nicht, so wird sein Leichnam nicht einmal mehr die Ehre eines anständigen Begräbnisses noch der Trauer der Nationen genießen; ewige hoffnungslose Schmach wird auf die hohen Erwartungen einer Erneuerung folgen" (II, 768).

Das Rinnovamento", wie es Gioberti 1851 vorschwebte, hatte mit den seltsamsten Träumen der Revolutionsjahre und des Primato" aufgeräumt; es war immer noch ein von manchem Nebel umzogenes Gebilde, dem ein hohes Ziel gestellt war, während der Steuermann einstweilen noch fehlte, der die schwierigen Wege durch das wilde Meer der Politik zu finden wußte. Gioberti hatte von weitem auf ihn hingedeutet: war es nicht ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß das „Rinnovamento" just in dem Augenblicke erschien, wo Cavour sich anschickte, Piemonts und Italiens Schicksal in seine feste Hand zu nehmen, und daß das Ansehen des größten Publizisten, den Italien damals sein eigen nannte, ihm also die öffentliche Meinung bereitete und zugewann?

Die „Wiedergeburt" Italiens, zwischen 1859 und 1870 vollbracht, ist bekanntlich im tiefsten Gegensatz und unter den bis zu dieser Stunde nicht verhallenden Protesten des Vatikans erfolgt. Um so seltsamer erscheint die unumstößliche Thatsache, daß dies Risorgimento im wesentlichen der vereinten Arbeit dreier Männer zu danken war, welche allesammt gläubige Katholiken gewesen sind. Denn was auch die Mazzini und seine Genossen, was ihrerseits die geheimen Gesellschaften und die Freimaurerei getrieben und was immer sie zu der Bewegung beigetragen haben mögen, in der Hoffnung, dieselbe für sich und ihre Zwecke zu eskamotiren[10]) — es bleibt eine unverrückbare Thatsache, daß der moralische Einfluß Giobertis und Rosminis in dem Gros der italienischen Bevölkerung die Stimmung gezeitigt hat, aus der heraus Camillo di Cavour sein Werk vollbringen konnte. Man weiß, daß es starke Schwankungen in den religiösen Ansichten Cavours gegeben, daß er aber gen Ende seiner Laufbahn immer mehr zu positiven Ueberzeugungen zurückkehrte, und daß er sterbend seinem Glauben als Katholik Ausdruck gegeben hat. Er hatte an der ersten Etappe seines ungeheueren Unterfangens an Giobertis politisches Testament anknüpfen können: den zweiten Schritt, die Theilnahme am Krimkrieg, unternahm er nicht, ohne Rosminis Rath eingeholt und von ihm das Wort empfangen zu haben: „gehen Sie nach der Krim, von dort steigt Italiens Morgenröthe empor."

6.

Ein Wort noch über Gioberti als Menschen. Als ich zuerst nach Paris kam, war er schon acht Jahre lang nicht mehr unter den Lebenden, aber ich sah und kannte noch die Menschen, mit denen er in seinen letzten Jahren fast ausschließlich verkehrte. Sie haben mir ein Bild dieser Persönlichkeit gegeben, welches die Schilderungen durchaus bestätigte, die uns Massari, Berti, Pallavicino hinterlassen haben.

Alle Zeugnisse stimmen darin überein, daß Gioberti die größte Integrität und Reinheit der Sitten nachzurühmen war. Er war in seiner äußeren Erscheinung stattlich, wohlgebildet, sein Haar blond, seine Stirn weit und regelmäßig gebildet. Sein Blick war wohlwollend und gütig, das Auge wie leuchtender Krystall, wie sich Giorgio Pallavicino ausdrückt. Da er kurzsichtig war, trug er stets Augengläser.[11]) Seine Kleidung war einfach, ernst, sehr reinlich, wenn auch nicht elegant. Zu allen Zeiten seines Lebens war und blieb er arm. Als Minister reduzirte er sein Einkommen auf zwei Drittel des bisherigen Ministergehaltes, und, kaum aus dem

10) Von all' diesen geheimen Gesellschaften und ihren Umtrieben galt, was Gioberti (Rinn. II 743) über Mazzini äußert: „Giuseppe Mazzini . . . va sciupando il suo tempo in congreghe segrete o pubbliche, e in bandi puerili e poetici, che rimestando e ripetendo nauseosamente le generalità e le forme medesime, le screditano nell' opinione e le rendono ridicole nel parere dei più."

11) Es gibt leider keinen guten Stich, der Gioberti's körperliche Erscheinung vollkommen wiedergibt. Das Oelbild in der Accademia delle Arti in Florenz ist nicht viel werth. Die beiden Portraits, welche die Riv. d'Italia, April 1901, p. 697, und die Nuova Antol., 1. April 1901, p. 434, reproduziren, zeigen einen sehr verschiedenen Typ; für keines wird die Quelle angegeben. In dem Besitz der Familie Gioberti in Turin soll sich ein gutes Oelportrait Vincenzo's befinden.

Kabinet ausgetreten, verschenkte er, was ihm aus dem Staatsdienste geblieben war, für gute Zwecke. Seine Bücher trugen ihm kaum das Nothwendigste ein, nur das „Rinnovamento“ warf ein erkleckliches Honorar ab. Pallavicino schreibt: „era povero e scriveva, non per la fama (come egli mi disse più d'una volta celiando), ma per la fame.“ Gemeinhin war er so arm, daß er zuweilen unfrankirte Briefe nicht annehmen konnte. Er hatte keinerlei Bedienung und lebte mit spartanischer Einfachheit. Ich könnte zu dem, was Berti u. a. darüber berichtet, manchen Zug hinzufügen. Die Anklagen, welche neulich gegen Giobertis Uneigennützigkeit vorgebracht wurden, gehören zu den frechsten Lügen, an denen eine gewisse Journalistik so reich ist.

Berti konnte wohl sagen, Gioberti habe in seinem Leben keine andere Liebe gekannt, als die seines Vaterlandes: sie ward bei ihm zu einer Leidenschaft, die allmählich jede andere Neigung überstieg und erstickte. Es erklären sich aus dieser edlen und großen Passion die großen Erfolge seines Lebens, wie auch die Excesse, Extravaganzen und Maßlosigkeiten, von welchen sein Auftreten und seine schriftstellerische Thätigkeit nicht freizusprechen ist. Es kam sein bewegliches, heftiges, durch stete Leiden gereiztes Temperament hinzu, um nur zu oft sein Urtheil zu verwirren, seine Gegner weit über Gebühr hart zu beurtheilen und anzugreifen, deren Handlungen nur zu leicht falsche Motive zuzuschreiben. Das gilt nicht bloß hinsichtlich der von ihm so furchtbar verklagten Jesuiten und der Kurie, sondern auch von ehemaligen Mitarbeitern, deren Absichten und Auffassungen er nicht mehr verstand und sich nicht mehr zu erklären wußte, wie den Spinelli, Dabormida, Revel, d'Azeglio. Daß er schließlich auch zu verzeihen wußte und persönlich dem Groll zu entsagen verstand, das zeigt sein schönes Verhältniß zu Rosmini, später zu Cavour und der Beschluß, sein letztes polemisches Werk den Flammen zu übergeben.

Gabriele d'Annunzio hat uns in seinem „Fuoco“ einen Typ gemalt, dessen Original Jedermann mit einem aus Bewunderung und Ekel gemischten Gefühl erkannt hat. Will man den italienischen Feuerkopf in seinem edleren, ja edelsten Typus kennen lernen, mit all seinen Fehlern, mit all dem stürmischen, unbedachten, erregsamen und abspringenden Wesen, das ihm eigen ist, aber auch mit all den Vorzügen, dem sprühenden Geist, der unglaublichen Beweglichkeit seiner offenen, herrlichen Intelligenz und der wahrhaften Güte und Liebenswürdigkeit des Herzens, so wende man sich an den Verfasser des „Primato“. Rosmini nannte einmal Ventura und Gioberti „teste calde“, sie waren Beide „Feuerköpfe“, der berühmte Theatinerprediger wie Vincenzo Gioberti. Aber in diesen Feuerköpfen brannte kein leeres Stroh und trotz der Unbequemlichkeiten, die sie mit sich bringen, thäte es unseren Nationen recht gut, wenn so alle fünfzig Jahre eine solche „testa di fuoco“ wiederkehrte, um zu verhindern, daß uns die Schlafmütze zu tief über die Schläfen herabsinkt.

Und damit nehmen wir Abschied von Vincenzo Gioberti. Guicciardini meint einmal, die Schriftsteller seien mächtiger als die Könige; wenn das wahr wäre, so war der arme Gelehrte, der am 25. Oktober 1852 in der Rue de Parme zu Paris starb, ein großer König und es erfüllte sich an ihm die von ihm selbst im „Primato“ gegebene wunderbare Schilderung von der Macht dessen, welcher die Feder zu führen versteht.

---

## Etwas vom Rennsteig.

Von Schenkling-Prévôt.

Der Thüringer Wald ist ein beliebtes Reiseziel. „Er ist der Park von Deutschland. Er ist weniger überraschend als anziehend; er entzückt durch wechselnde Bilder, lachende Anmuth und heitere Frische; er gleicht einer großen grünen Laube“, sagt Professor Humbert, der am Fuße himmelanstrebender Bergriesen, die den Genfer See einrahmen, seine Heimath hat. Und wahrlich, es gibt keine angenehmere Wanderung, als eine solche durch den Thüringer Wald. Man braucht gar nicht den ganzen Gebirgszug zu bereisen; der Besuch kleiner für sich abgeschlossener Theile ist schon überaus lohnend. Die alte Landwacht Thüringens, die Wartburg mit ihrer Umgebung, die idyllische „Ruhl“, das abwechslungsreiche Schwarzathal sind Hauptglanzpunkte des großen Parkes. Es könnte fast wie Kirchthurmpatriotismus klingen, wenn ich als Thüringer von meinem Heimathlande so plaudere, aber es gibt eine ganze Reihe historischer Aussprüche im selben Sinne, von denen ich einige zur Bekräftigung meiner Behauptung hier citire. Als man einen Grafen von Mansfeld, der als Kreuzfahrer nach Jerusalem gekommen war, fragte, wie ihm das gelobte Land gefiele, sagte er: „Ach, mit dem gelobten Lande! Ich lobe mir mein Thüringen!“ Und als Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, mit Sophie von Brabant um den Besitz Thüringens stritt, und seine Räthe befragte, ob das Land wohl eine solche Fehde werth sei, erhielt er zur Antwort: „O, Thüringen ist so schön und gut, daß, wenn Ew. Fürstl. Gnaden einen Fuß im Himmel und den anderen in Thüringen hätten, Ihr den Fuß aus dem Himmel zuerst ziehen und Thüringen behalten möget!“ Selbst der finstere Karl V. bekannte von Thüringen: „Fürwahr, das ist ein Land, so lustig wie Frankreich!“

Und wer den Thüringer Wald kennt, oder doch von ihm gehört und gelesen hat, der hat auch von dem Rennsteig desselben vernommen, jener sagenumwobenen, liederumklungenen Bergzinnenstraße, die fast unbewohnt über den höchsten Kämmen des Gebirges dahin zieht. In einer Länge von 180 Kilometer, das sind rund fünfzig Wegstunden, führt das Stück Vergangenheit von der Werra bis zur Saale, von dem Eisenach'schen Dörfchen Hörschel bis zum reußischen Blankenstein. Eine Rennsteigwanderung hat etwas eigenartiges, weil einsam und theilweise einförmig und auch etwas beschwerliches an sich. Trotzdem ist sie nicht ohne Reiz, und wer ein tüchtiger Fußgänger ist, der mag sich diese Tour einmal als Reiseziel vorschreiben.

Eine reichhaltige Literatur hat sich über diesen anspruchslosen Bergpfad gebildet. Schon seit geraumer Zeit hat sich die Wissenschaft mit seiner ursprünglichen Bedeutung beschäftigt. War der Rennsteig ein Theil jener alten Handelsstraße, die zu Römerzeiten von der Donau über Budweis, Pilsen, Eger, den Franken- und Thüringerwald, Kassel, Warburg und Paderborn nach der Emsmündung führte? War er die Völkergrenze zwischen Katten und Hermunduren? Ist er, wie andere Forscher wollen, als Gebietsabgrenzung des eigentlichen Thüringer Landes gegen die unter Karl dem Großen stark mit Franken besiedelten südlichen Abhänge des Waldgebirges anzusehen? Wer will es wissen! Uralt ist er zweifellos, und seine Entstehung reicht jedenfalls bis in die Zeit des großen Karolingers hinauf, wennschon die ältesten Urkunden unsres Rennsteiges nicht über 1330, beziehungsweise 1445, zurück gehen.

Aber die alten Gelehrten haben schon ihre Allongeperrücken über die Entstehung des merkwürdigen Firstweges geschüttelt, und die neuen führen erbitterte Federkämpfe über diesen Punkt — wir wollen uns heute nicht in den wissenschaftlichen Kram verirren, und nehmen die Straße so, wie sie sich uns zeigt, einfach festhaltend an der einfachsten Erklärung: Rennsteig und Rennweg bedeutet Rainweg und Grenzrain, wie ja thatsächlich der Rennsteig des Thüringer Waldes seit vielen Jahrhunderten auch ein Grenzweg gewesen ist, wenn auch seine Bedeutung als uralte Gau-, Rechts-, Sprach-, Jagd- und bischöfliche Kirchengrenze zumeist übertrieben worden ist.

Tiefe Stille umfängt hier oben den Wanderer. In ziemlich gerader Richtung zieht sich der speeresbreite Weg zwischen wetterzerzausten Föhren vor uns dahin. Freilich ist keiner der hochstämmigen Riesen Zeuge gewesen jener Zeit, in der noch Thüringer, Katten und Franken an den gewaltigsten der Bäume ihre Grenzmarken anbrachten, sie durch drei Schläge (Hiebe) und ein Kreuz zu ihren „Malbäumen" stempelten. Jene alten Völkerschaften gingen dahin, mit ihnen ihre Bräuche. Andere Herren griffen vom Walde Besitz, und über das „Mein und Dein" jener Zeit belehren uns verwitterte Wegsteine, die hier und da aus Grashalmen und Farnkrautwedeln hervorlugen. Dicht mit Moos bewachsen und den Unbilden des rauhen Wetters da oben fast erlegen, werden sie von vielen Rennsteigwanderern übersehen; nur das suchende und prüfende Auge erkennt noch die schwachen Züge eines ehemals darauf gemeißelten heraldischen Wappens, oder einer Jahreszahl. Aber auch diese Zahlen führen uns weit in die Vergangenheit zurück. Die ältesten der ehrwürdigen Grenzwächter stammen aus den Jahren 1515, 1523 und 1528. Ebenso wollen die Wappen nicht mehr recht in die Zeit und an den Ort passen. Da finden wir den Doppeladler, eine Erinnerung an Graf Günther den Einundzwanzigsten. Vor mehr als einem halben Jahrtausend erblickte er auf Schloß Greifenstein, am Eingange des Schwarzathales das Licht der Welt, und im Dom zu Frankfurt am Main haben sie ihn begraben, nachdem er die deutsche Kaiserkrone nur neun Monate getragen und den stolzen Doppeladler in seinem Wappen geführt. Im besten Mannesalter wurde er durch seinen vom Feinde erkauften Leibarzt — Freidank hieß der Brovel — vergiftet. Da finden wir ferner das sächsische Wappen mit dem immerfrischen Rautenkranze und noch bischöflich-bambergische Heraldik. Das darf uns nicht wundern, denn bis zu diesem wipfelüberwölbten Wege drang der unerschrockene Bonifatius, um unter den heidnischen Bewohnern und unter dem Schutze des für die Kirche und die Mission begeisterten Kartmann die neue Lehre zu tragen. Die Errichtung mehrerer Bisthümer hatte er ins Auge gefaßt: Erfurt für das Gebiet nördlich des Thüringer Waldes, Würzburg für das Gebiet im Süden des Thüringer Waldes und Buraburg für Hessen. Dabei wollen wir nicht vergessen, daß Bonifatius nicht willkürlich handelte, als er diese drei Bisthümer gleichzeitig gründete. Er verfuhr vielmehr genau nach den für Gründung von Diözesen bestehenden kirchlichen Vorschriften, auf die er übrigens von Rom aus noch besonders aufmerksam gemacht worden war, und legte der neuen Ordnung diejenige politische Eintheilung zugrunde, welche damals bestand. So trug der irische Mönch die erste Kultur hinauf ins heidnische Thüringer- und Frankenland, fesselte beide aber auch zugleich an Rom.

Solche Wappen tragen aber nicht sämmtliche Wegsteine, sondern nur die sogenannten „Dreiherrensteine", deren man auf dem Rennwege gerade ein Dutzend zählt, während die Zahl der anderen bis in die Hunderte geht. Der moderne Name jener weist darauf hin, daß sie die Grenze der Länder dreier Herren bezeichnen, beziehungsweise ehemals bezeichneten. So scheidet z. B. „der große Dreiherrenstein" zwischen Neustadt und Allzunah meiningisches, preußisches und Sondershäuser Gebiet. Einer der ersten Schriftsteller des Rennsteiges, Juncker, verlegt die Errichtung dieses Steines in die Regierungszeit Herzogs Ernst des Frommen von Gotha, und erwähnt, daß an dieser Stelle „die Fürstlich Sachsen-Naumburgischen mit den Fürstlich Sachsen-Weimarischen Waldungen und Gräflich Schwarzburgischen Amte Gehren grenzen — denn es steht nicht weit davon noch ein Dreiherrnstein ufm Pfnusche (Forstort), welcher Fürstlich Henneberg-Schleusingen oder Sachsen-Naumburg mit Fürstlich Hildburghausen oder Eisfeld und Gräflich Schwarzburg scheidet, und welchen der Rennsteig gleichfalls berührt." So ist der Rennweg bis heute die politische Grenze zwischen einer Fülle deutscher Staaten geblieben (Sachsen-Weimar, Coburg-Gotha, Meiningen, Preußen, Schwarzburg, Reuß und Bayern).

Doch nun zurück zu unsrer Wanderung. Der Abend naht mittlerweile heran, und schräg fällt der Schein der sinkenden Sonne in die dämmernde Forst, hier und da vergoldet sie einen Stamm, oder wirft helle warme Lichter auf den Boden, und dort drüben wird sie in den Fenstern der Logirhäuser auf dem Inselsberge sogar zur Brandstifterin. Der nicht allzu breite Pfad trägt ein seltsam Gepräge, das beim Weiterschreiten Staunen erweckt. Tiefe, ausgefahrene Geleise haben sich in den Boden eingedrückt, doch man sieht, es ist lange her, daß das Knarren der Räder die Stille hier oben zum letztenmale unterbrochen hat; die Wagenspur ist dicht mit Grün überwuchert. Ein weiches Moospolster überzieht den Weg seiner ganzen Breite nach, und dämpft den Schritt des Wanderers besser als es der kostbarste Smyrnateppich im Salon vermag. Kniehohe üppige Grasrasen und dichte Farnbüsche unterbrechen den moosigen Pfad. Da wird er von Heidelbeergebüsch überwuchert, und wer Appetit hat und blaue Hände und einen blauen Mund nicht scheut, braucht nur wacker zuzugreifen. Ohne jegliche Mühe kann man Hände voll der wohlgerathenen Beeren abstreifen. Da, was war das? Die weiche Decke senkt sich unter den Füßen, wir nähern uns einer Stelle, an der der braune Moorboden zutage tritt. Bald wieder ist der Weg passirbar geworden; wir haben einen Theil des Rennwegs erreicht, der als Kunststraße anzusehen ist; die Strecke ist nicht allzu lang, und schon haben wir wieder den vergrasten Firstweg vor uns; doch nicht lange, da stehen wir vor einem Roggenfelde, denn der alte Rennweg führt hin und wieder mitten durch in Kultur genommene Felder, wie z. B. bei der Schäferei Rangenhof, deren Gebäude gleichfalls mitten auf der alten Heerstraße errichtet sind.

Man sieht, der Rennweg ist doch nicht eine gerade Straße, die nur über den Kamm der alten Herchniakette hinführt. Da und dort verläßt er die Höhe, um unter derselben, wenn auch nicht tief, weiter zu ziehen.

Im Abendhauche wiegt sich das rosige Zittergras, durchbrochen vom Wuchs junger, lichtgrüner Fichtenbäumchen. Darüber hinweg schweift der Blick zum purpurglühenden Himmel, von dem sich die ferner gelegenen tiefblauen Höhenzüge scharf abzeichnen. Zu

beiden Seiten des Kammes dehnt sich schweigend der Hochwald aus. Alte Waldriesen recken die dunkelernsten Häupter trutzig zum Himmel; wie silbergraues Haar hängen lange Flechten von ihrem Geäst hernieder. Zuweilen zeigt sich am Wegrande der Stumpf eines noch älteren Waldgenossen, der vor mehr als hundert Jahren schon der Axt zum Opfer fiel. Jetzt hat er sich in ein weißgraues Mooskleid gehüllt, und ist so morsch, daß der Stock des Wanderers, der sich dort aufstützt, fußtief in das übertünchte Grab versinkt. Da und dort steht zwischen den rauschenden Tannen eine vereinzelte Buche, deren grünfrische Blätter angenehme Abwechselung in das dunkle Grün der Nadeln bringen. Aber was sieht da das Auge? Ein Bild der Verwüstung! Da liegen die stolzen Waldriesen, niedergeschlagen, am Boden, zerknickt wie ein Rohr, zerschellt wie Glas. Ein unübersehbares Schlachtfeld von Baumriesen! Hier hat im ersten Frühjahr der Schneesturm gehaust. Das sind seine Opfer! Noch im Falle rissen sie andere Bäume mit nieder, bogen sie mit ihren Wipfeln bis ins moosige Erdreich. Mannes- und haushohe Stumpfe ragen allerwärts auf. Zuweilen hat solch ein Waldriese dem Ansturm nicht nachgeben wollen, wie Brust an Brust rang und kämpfte man. Dann sank er dröhnend um. Doch er brach nicht. Sein Wurzelwerk ragt aus dem Boden gerissen empor, krampfhaft im Todeskampfe das Porphyrgestein umklammernd, und im Mondlicht phantastisch anzuschauen. Doch horch! Ist das nicht das Murmeln eines Quells? Hurtig hüpft das frische Waldkind von Stein zu Stein dem Thale zu. Wenn auch unser Gebirge nicht so viele Quellen und Bächlein aufzuweisen hat wie sein südlicher Nachbar, der Frankenwald, wo es allenthalben gluckst und murmelt, rieselt und rauscht, so rinnen doch von dem scharf abgedachten Kamme die Wässer und Bächelchen zu drei Hauptströmen Deutschlands hinab, zur Elbe, zur Weser und zum Rhein; ja, hätte man den alten, eigentlichen Namen Weser (die Römer nannten den am Thüringer Walde entspringenden Fluß ebenfalls bereits vesura) beibehalten, und ihn nicht in Werra umgewandelt, welche als Hauptfluß erst in Verbindung mit der Fulda jetzt Weser genannt wird: — der Thüringer Wald hätte die Ehre, einen der vier Hauptströme Deutschlands dem Meere zuzusenden.

Weiter geht es auf dem waldumstrüppten Höhenpfade, wenn auch nicht ganz ohne Entbehrungen, so doch in dem Bewußtsein, tief unter sich die Städte mit ihrem Rauch, Qualm und Unrast zu haben, und hoch über Welt und Sorgen zu schreiten. Immer dunkler wird es über den Thälern rechts und links unsrer Wanderstraße; der goldene Feuerball sinkt immer tiefer und nicht lange währt's, da ist er hinter den fernen Basaltkegeln der hohen Rhön verschwunden.

Das ist eine Stunde für ein sinnig Gemüth, zumal jetzt, wo der Weg in eine Bergschlucht hinabführt, an einen Ort, den alle Schauer der Romantik umwehen. Wie die riesenhaften Säulen eines Tempels der Urzeit ragt dort eine Gruppe dichtfeststehender, gewaltiger, vielhundertjähriger Tannen. Daneben mögen einstens in dichten Verhauen wehrhafte Thüringer scharfe Grenzwacht gehalten haben. Und unter die gewaltige Buche daneben mag so mancher Bergbewohner geschlichen sein, heimlich, um den vergessenen Göttern Opfergaben darzubringen, obwohl der fromme Winfried das Kreuz des Christengottes schon längst in den Thalschluchten errichtet hatte. Unter dem dichten Schatten mag der Landgraf gar oft auf fröhlichem Jagdzug gerastet haben, und so mancher Edle mag beim Umritt, der zu Ehren der Schilderhebung eines neuen Landesherrn auf dem Rennweg stattfand, sich des saftigen Bärenbratens und des edlen Frankenweines erinnert haben, der ihm, als Jagdgenossen des alten Herrn, unter diesem Baume gereicht wurde. Wer vermag aller Geschehnisse zu gedenken, die sich im Schatten der gewaltigen Buche abspielten? Scheffel, der bekanntlich auch zum Sänger des Rennstieges geworden ist, charakterisirt solche Stätte:

Verscholl'ner Völker dunkle Wanderungen,
Kampf um den Landhag.... Ueberfall und Flucht...
Kriegswiese... Mordfleck... Richtstatt: manch verklungen
Geheimniß schwebt um Höhensaum und Schlucht.

Und ist hier oben nicht die Heimstätte von Freytags „Ahnen"? Ist hier nicht die Gegend, da Ingo, Ingraban und Held Immo gelebt und geliebt, gelitten und gestritten haben? Vor uns sehen wir den Donnershaugk, dort den gewaltigen Felsen der Möst. Hier auf dem Pfad, der ins Thal der Schmalkalde führt, stand der Thüring Wolf wachhaltend. Von drüben stieg der heimathliche Ingo herauf. Hier lagerte die Reiterschaar des Sorbenherzogs Ratiz, um anderen Tags die Dörfer der Thuringe zu überfallen. Binnen zwei Tagen sind sie von den Ufern der Saale heran geritten — aber Ingraban warnt seine Landsleute, und weiß im blutigen Kampfe seinen Todfeind Ratiz zu fällen. Die verfolgenden Thuringe ereilen hier am „Hügel des Donnerers" die fliehenden Sorben und vernichten sie. Wenige nur können sich retten, der Heimath die Trauerbotschaft ihrer Niederlage zu verkünden. —

Wir verlassen die Stätte; der Wald wird lichter und unter dem Kamme breitet sich eine Weide aus. Hier grasen die kleinen Herden der Dörfler, und melodisch klingt das Herdengeläute durch die Waldesruhe. Diese Gebirgswiesen sind ein besonderer Schmuck; freundlich unterbrechen sie den düsteren Nadelwald. Eine der größten ist die zwischen Tambach und Klein-Schmalkalden gelegene Ebertswiese. Die Wiesen werden nicht gepflegt; ihre Kultur bleibt der Natur überlassen. Da sie nicht selten bis vier Wochen später ergrünen als die die Vorlandes, so geben sie nur eine Mahd; diese fällt dann gewöhnlich auf den Jakobitag (25. Juli), weßhalb die Wiesen auch Jakobs- oder Jobswiesen heißen. Das Heu, welches sie liefern, ist ein würziges, sehr gesundes, und nahrhaftes Futter und wird daher dem im tieferen Lande gewonnenen weit vorgezogen. Etwa Ende Juni prangen unsre Gebirgswiesen im herrlichsten Blüthenschmucke und wir finden hier oben Pflanzen, die in den Vorbergen nur im Walde angetroffen werden. Zwischen dem Zittergras nicken zarte Windröschen und die blauen Blüthchen der honigreichen Walderve und des arzneilichen Ehrenpreis. Ueppig gedeihen hier die in dem Alpengebiet häufige Trollblume mit ihren gelben Kugelblüthen, der kastanienbraune Hopfenklee, der weit über die Fichtenregion hinausgehende Frauenmantel, das goldgelbe Sonnenröschen, der weißblühende Bärenwurz, der nicht nur zu den besten Weidepflanzen der Gebirgswiesen zählt, sondern in seiner Wurzel dem Gebirgler auch ein magenstärkendes Mittel liefert; auch die purpurblühende Betonie galt früher für offizinell; Antonius Musa, der Leibarzt des römischen Kaisers Augustus, empfahl sie gegen 47 Krankheiten! Neben dem Bergflachs, der phrygischen Flockenblume und der rundblätterigen Glocke gehören auch einige Orchideen zu der Gebirgswiesenflora: das Muttergotteshändchen, der Salep, die fliegentragende und weißblüthige Gymnadenie, alles Pflanzen, die in niederen Gegenden nur spärlich vorkommen oder auch ganz fehlen. In diese Bergregion, die zwischen 730 und 980 Meter Höhe liegt, findet der

Botaniker in der Nähe der Eberlswiese ferner in größeren und kleineren Gesellschaften die quirliche Maiblume, den lieblichen Waldmeister, die Schattenblume und das Dreifaltigkeitsblümchen, zur accessorischen Waldregion gehörig; an anderen Stellen des vergrasten Firstweges sind Felsenabkraut und Waldlysimachie häufig.

Nur hier und da findet man in der Nähe des Kammes einen schmalen Streifen mit Getreide bebaut. Der Acker sieht so ganz anders aus als drunten im Thale und unwillkürlich nähert man sich diesem Stückchen Kultur. Das Feld ist mit sogenannter „Gemenggerste" bestellt, die nach der Einsaat in Hafer-, Wicken-, Erbsen- und Linsengerste unterschieden wird, und welche Art der Bestellung an den mittelalterlichen Feldbau Thüringens erinnert. Auf den höchsten Wellenzügen des Rennweges kämpft aber die Feldwirthschaft einen harten Kampf mit den Unbilden der Witterung; will doch Igelshieb bei einer Höhe von 838 Meter über dem Meere nach nicht außerhalb der Ackerbaugrenze liegen, wiewohl Hafer und Kartoffeln die Mühe der Feldarbeit kaum lohnen und die Erdfrüchte nur gedeihen, wenn die Herbstmonate weder naßkalt, noch nebelig sind. An Stelle des Hafers macht man jetzt Versuche mit Sommerroggen, trotzdem der Getreidebau bereits bei 600 Meter Höhe im allgemeinen schwindet.

Daher kommt es auch, daß der populärste der deutschen wilden Vögel, der Sperling, in einzelnen Ortschaften, wie in Igelshieb, gänzlich fehlt. Freund Spatz ist eben ein Kulturfolger, den man vor etwa dreißig Jahren in den höher gelegenen Orten unsres Waldes, der Rhön und des Schwarzwaldes noch nicht kannte. In dem von Igelshieb nur durch den Rennweg getrennten Neuhaus hat er sich bereits eingefunden: er folgte der Chaussee und den Büttenkarlen, welche die Postgäule auf diesem zur Kunststraße gewordenen Theile des Rennweges hinterließen. Auch die Feldlerche vermißt man, während sie bei Katzhütte und Meuselbach, woselbst heutigestags ausgedehnterer Ackerbau betrieben wird, jubilirt. Sie wird hier oben durch die Heide- oder Dulllerche vertreten, deren hübscher Gesang den einsamen Wanderer besonders an lauen Abenden erfreut. Der Zeisig, Steinschmätzer und Baumpieper sind häufige Erscheinungen. Am Waldrande treibt die Heckenbraunelle, der „Isserling" des Gebirglers, sein Wesen und in jungen Fichtenständen hört man bis spät abends den klagenden Gesang des Rothkehlchens. Selbst an höchstgelegenen Orten ist das Rothschwänzchen heimisch. Sein melancholisches Liedchen, das besonders an Regentagen und morgens vor Sonnenaufgang ertönt, deutet der Wäldler mit „Früh auf — Spöt ins Bett" und sorgsam schützt er die Brut des Vögelchens, damit „das Wetter nicht ins Haus schlage". Der vielverfolgte Wasserstar findet sich an höher gelegenen Gebirgsquellen noch in unverminderter Anzahl, und der Dompfaff und Kreuzschnabel sind in guten Samenjahren geradezu häufig. Der „Krinitz", wie dieser Vogel dortlands genannt wird, ist zu einem beliebten Stubenfreund geworden, und an jedem Häuschen hängen ein paar Käfige, aus denen einem fein „gip, gip, gip" zum Ueberdruß entgegentönt. Aber nicht des Gesanges wegen hält jeder Waldbewohner seinen Krinitz: er vermag die Krankheiten und Gebresten der Hausbewohner an sich zu ziehen; freilich müssen in jedem Hause ein „rechter und ein linker Krinitz" gepflegt werden, jener für die Männer, dieser für die Weiber.

Heiliger Bonifatius; Was hast du in Thüringen für eine undankbare Heidenarbeit gehabt!

Wenn der vortreffliche schottische Ornitholog Macgillavray sagt (und nicht ganz mit Unrecht), daß ein Dorf ohne Sperlinge ihm vorkomme, wie ein Haus ohne Kinder, so läßt sich dieser Ausspruch für die Gebirgsdörfer des Rennstieges nicht gut anwenden. Kinder und Spatzen bringen Leben, und in den Häuschen dieser Dörfer ist die Zahl jener wahrlich nicht klein. Aus den breiten Fenstern mit den kleinen Scheiben schauen blonde und braune, glatthaarige und lockige Kindergesichtchen heraus, die scheinbar mit Seife und Schwamm nicht allzu oft in Berührung kommen. Das Holzfachwerkhaus des Thüringers hat nicht den strengen, wuchtigen Ausdruck der niederdeutschen Gebäude, zeigt nicht das sturmtrotzende und doch einladende Bild des Schweizerhauses; aber doch spricht aus der Giebelreihe der Dorfstraße nicht minder Entschlossenheit eines echten deutschen Stammes, aus der gefällig gefügten Form der Holzverbindungen eine heitere frohe Auffassung des Daseins, und aus den Fenstern der Wohnstuben eine Behaglichkeit und Wohnlichkeit, wie selbige von den Bauformen anderer Wohnstriche nicht übertroffen wird. Wiewohl der Rennsteig als Typengrenze zwischen den Formen des Hausbaues der Thüringer und Franken nicht angesehen werden kann, zeigen sich doch hier oben schon Verschiedenheiten in der Bauart. In den alten Dörfern Thüringens herrscht der zweistöckige Bau mit erdebener Thür, erdebenem Hausflur, und erhöhtem Nebengemache mit festgestampftem Lehmboden vor. Das fränkische Haus wird durch drei augenfällige Merkmale gekennzeichnet: gestufte Thür, erhöhter Hausflur und ebensolche Hausstube. Im Hauptstock umgeben Stube, Küche und Stall den Hausern; auf dem Hauptstock sitzt ein spitzes Giebeldach mit einem Schlaf- und Blumenstübchen.

Ueber die Zeit der Besiedelung des Gebirges wissen wir aus früheren Perioden wenig genug, doch mehren sich mit der weiter voranschreitenden Erforschung der vorgeschichtlichen Alterthümer die Anzeichen, daß auch in das Gebirge schon frühzeitig Ansiedler vorgedrungen waren. Nicht nur in den Vorbergen sind schon manche vorgeschichtliche Funde gemacht worden, sondern auch vom höheren Gebirge liegen einige Beobachtungen vor. So gibt es vom Rennsteig zwischen Neustadt und Limbach zahlreiche Hügel, von den Forstleuten lange als alte Waldbrüche angesehen, aber neuerer Zeit von A. v. Uexküll als Grabstätten erkannt, in welchen man viel Aschenerde und Kohle, Reste von vollkommen zerstörten Eisentheilen und in zwei Gruben je ein eigenthümlich geformtes Holzgebilde fand.

Auch die Ueberreste von industriellen Anlagen deuten auf eine schon frühe Besiedelung des Gebirges, selbst seines Kammes, hin. In der Nähe von Gehееg bei Neustadt finden sich nicht nur Ueberbleibsel von alten Glashüttenanlagen, sondern auch solche von einem Goldseifenwerke, und zwar so umfangreich, wie nur ein lang andauernder planvoller Betrieb sie hervorgerufen haben kann. Auch in der Nähe Limbachs finden sich die letzten Reste einer ehemaligen Glashütte. Diese Anlagen scheinen die ersten Anfänge des gewerblichen Lebens in den Thalschluchten am Rennsteig zu bilden. Es ist schon darauf hingewiesen, daß der unwirthliche Boden in der Umgebung der höchstgelegenen Ortschaften, dem schwarzburg-rudolstädtischen Flecken Neustadt (812 Meter hoch) und dem meiningischen Dorfe Igelshieb (838 Meter hoch), seinen Bewohnern nur wenig Nahrung zu bieten vermag; dafür blüht hier oben die Porzellan- und Glasindustrie, und ernährt in beiden Orten eine Einwohnerschaft von zusammen 2½ Tausend Köpfen. Und wo nur immer die Thäler der Gebirgsbächlein bis an den Rennsteig hinaufgreifen, wie z. B. das Thal der Steinach, das als sogenannter „Göritzgrund" in seiner

Anmuth und Lieblichkeit bis fast zu dem merkwürdigen Sandberg am Rennweg bei Steinheid hinführt, herrscht reges Leben; hier gewinnt man Quarz- und Kaolinerde, welche Substanzen in den mehr thalwärts gelegenen Glas- und Porzellanfabriken ihre Abnehmer haben. Auch die Ortschaften im Lauschathale sind durch ihre Gewerbthätigkeit weltberühmt, so namentlich das nur fünf Kilometer vom Rennweg abwärts gelegene originelle Dorf Lauscha mit seinen sangeskundigen Männern und hübschen Mädchen.

Im allgemeinen gilt gewöhnlich der Rennsteig als Stammesgrenze. doch wäre es, wie Prof. A. Kirchhoff in den „Beiträgen für Thüringer Landes- und Volkskunde" mit vollstem Recht betont, „unbefugter Schematismus", wollten wir uns den deutschen Zuzug auf der Nordostabdachung des Gesammtgebirges rein thüringisch, den auf der Südwestabdachung rein fränkisch denken. „Im einzelnen ist die Besiedelungsgeschichte unsres Waldes eine viel komplizirtere; sie zeigt uns bis in die Gegenwart eine vielfache Neueinmischung auch anderer deutscher Stämme, sowie ein öfteres Beisammensiedeln von Franken und Thüringern. Aus der im klaren Lichte der Neuzeit vollzogenen Begründung der schwunghaften Glasindustrie des Lauschagrundes kennen wir die Herkunft der Greiner, Müller, Böhm aus Schwaben und Böhmen. Das Dorf Grumpen hat sich ganz aus Coburger Zuzug zusammengesetzt und nie nach dem Wald geheirathet. Dagegen sitzen im Neuenbau (nordöstlich von Sonneberg), wo das Wasser zum Main rinnt, gerade so wie auf der wasserscheidenden Höhe in Spechtsbrunn (einem fast rings von Wald und Bergköpfen umgebenen Dorfe in rauher Gegend) und jenseits derselben in Gebersdorf und Mernach Thüringer und Franken zusammen. Wenn also in Saalfeld fränkisches „net" und „a bissel" sich berührt mit dem thüringischen „nich, niche" und „ä bißchen", so wird das zwar zum guten Theil auf der Lage von dem Süd- mit Norddeutschland verknüpfenden Saalverkehrswege beruhen, wohl aber auch durch fränkische Beisiedelung mit verursacht sein."

Wenn nun der eine und der andere der Leser durch diesen kleinen Beitrag Anregung zum Besuch des Rennsteiges, dem Wahrzeichen der Thüringer, erhalten haben sollte, so beherzige er dreierlei: 1. Nimm einen eisernen Dickkopf mit! 2. Uebe dich, genügsam wie ein Wüstenaraber zu sein! 3. Lerne den Kompaß gebrauchen!

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* **Realschulen und Universitäten.** Die philosophische Fakultät der Universität **Innsbruck** hat sich schon vor Jahresfrist für die Zulassung der Realschulabiturienten zum Doktorat aus den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern ausgesprochen, vorausgesetzt, daß die verschiedene Dauer der Mittelschulstudien durch eine Uebergangsbestimmung ausgeglichen würde und diese Anschauung in den Hochschulnachrichten vom August-September 1900 auch veröffentlicht. Da neuerdings von der **Grazer** Fakultät ein nach ähnlicher Richtung gehender Antrag beim Ministerium gestellt und den übrigen Fakultäten mitgetheilt wurde, hat die Innsbrucker Fakultät ihrerseits dem Ministerium vorgeschlagen, Studirende mit dem Maturitätszeugniß einer Oberrealschule nach **fünf Studienjahren** zur Ablegung des Doktorats aus den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern zuzulassen. Sollte diese Bestimmung angenommen werden, so würde die Zeit der Mittel- und Hochschulstudien zusammen sowohl bei Gymnasial- als bei Realschulabiturienten den gleichen Zeitraum von zwölf Jahren umfassen.

* **Heidelberg.** Der Senat hat auf eine Eingabe der hiesigen **Kliniker** hin bestimmt, daß zum medizinischen Studium nur solche Ausländer zugelassen wurden, die ein dem deutschen Abiturientenexamen gleich zu achtendes Examen bestanden haben. Ferner soll ein Verzeichniß derjenigen ausländischen Mediziner in den Kliniken ausgehängt werden, welche berechtigt sind, zu praktiziren.

* **Leipzig.** An der hiesigen Universität hat sich der Assistent an der Universitätsfrauenklinik Dr. med. H. **Füth** mit einer Vorlesung über die Augenentzündung der Neugeborenen als Privatdozent habilitirt.

* **Halle.** Als Privatdozent für Philosophie hat sich Dr. F. **Medicus** an der hiesigen Universität habilitirt.

wg. **Wien.** An der Wiener Universität werden für praktische Aerzte **Ferialkurse in zwei Cyklen** veranstaltet werden. Der erste Cyklus beginnt am 5. August, der zweite am 2. September. Der August-Cyklus erstreckt sich auf Anatomie, Histologie, pathologische Anatomie, Bakteriologie, Pharmakognosie, interne Medizin, Pädiatrik, Neurologie, Psychiatrik, Chirurgie, Ophthalmologie, Laryngologie, Otiatrik, Geburtshülfe und Dermatologie. Der September-Cyklus umfaßt außer diesen Gegenständen noch Röntgen-Untersuchung, Lebensmitteluntersuchung, Hydrotherapie, Experimental-Pathologie und Zahnheilkunde.

wg. **Krakau.** Dem „Czas" zufolge wurde der Vizepräsident des galizischen Landesschulraths, Sektionschef Dr. **Michael Bobrzynski**, zum ordentlichen Professor des allgemeinen und österreichischen Staatsrechts an der Universität in Krakau ernannt.

* **Briefe an Ludwig Anzengruber.** Im Verlage von Cotta kommen demnächst zwei Bände **Neue Beiträge zur Biographie Ludwig Anzengrubers**, herausgegeben von **Anton Bettelheim**. Fast alle Briefe des Dichters, von dessen 20. Lebensjahre bis an sein Ende, wurden seit dem Heimgang Anzengrubers sorgfältig gesammelt. Die Korrespondenzen mit Rosegger, Professor Betin, Schlögl, Ada Christen, Rosner, Martinelli, der Briefwechsel mit Josephine Gallmeyer und manchen Anderen, wie Breitkopf u. Härtel, wurden dem Herausgeber in dankenswerther Weise zu Gebote gestellt. Einzelne Briefwechsel, zumal der mit Anzengrubers „erstem" Theaterdirektor, Maximilian Steiner, sind indessen bisher verschollen geblieben. Alle diejenigen, die betreffs dieser oder anderer noch verborgener Briefe Anzengrubers Nachweise, Ur- oder Abschriften zu geben in der Lage wären, werden gebeten, freundlichen Bescheid an Dr. **Anton Bettelheim**, Wien XIX, Karl Ludwig-Straße 57, gelangen zu lassen.

---

Jahrgang 1901. München, Samstag, 3. August. Nummer 176.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung:
Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.—
(Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die
Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München

## Uebersicht.



## Zur Wandlung des ersten in den zweiten Nietzsche.

Von Prof. Dr. Alois Höfler (Wien).*)

### I.

Das Wort von einem „ersten“ und einem „zweiten Nietzsche“ hat seine ehrwürdige Freundin Malvida v. Meysenbug geprägt.[1]) Niemand wird das Wort entbehren können, der nicht verabsäumt hat, neben den Schriften des berühmten zweiten auch die des unberühmten ersten Nietzsche kennen zu lernen. Es sind „Die Geburt der Tragödie“ (1872, Richard Wagner gewidmet) und die vier Hefte „Unzeitgemäße Betrachtungen“ (I. David Strauß, 1873; II. Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben, 1874; III. Schopenhauer als Erzieher, 1874; IV. Richard Wagner in Bayreuth, 1876). Mit der einen Monat nach Abschluß dieses IV. Heftes begonnenen, zwei Jahre später erschienenen Schrift „Menschliches, Allzumenschliches“ (1878, dem Andenken Voltaires gewidmet) ist die Wandlung vollzogen.

Eine Wandlung — nicht vielmehr ein jäher Riß? Die Frage konnte damals öffentlich kaum schon aufgeworfen werden — denn nur Wenige hatten die fünf ersten und die kontrastirende sechste Schrift überhaupt beachtet. — Nietzsche begann, Aufsehen zu erregen, erst um 1886 — wohl am kräftigsten und ernstesten durch den Titel seiner Schrift „Jenseits von Gut und Böse“. Daß dabei der „Umwerther aller Werthe“ überall die am stärksten von ihm selbst gehegten Heiligthümer zerstöre, verrieth Nietzsche der inzwischen aufmerksam gewordenen Allgemeinheit wohl erst im „Fall Wagner“ 1888 — ein Jahr, ehe sein Gehirn der bis an sein Ende nicht mehr unterbrochenen ärztlichen Obsorge überantwortet wurde. Die Zeit von Nietzsches Ruhm fällt zusammen mit der seiner erklärten Krankheit.

Es wäre seltsam, daß wir noch keine wissenschaftliche Pathologie Nietzsches besitzen — lebten wir nicht in der Zeit, die uns mit der Pathologie Goethes und Schopenhauers beschenkt hat. Zwar ist Schopenhauer zuliebe der bis dahin den Gerichtspsychiatern geläufige Begriff der „pathologischen Minderwerthigkeit“ zu dem einer „pathologischen Ueberwerthigkeit“ (Möbius) vergrößert worden — und das läßt sich hören, da ja „Pathos“ auch nicht immer „Kranksein“ heißen muß. — Meint man aber, über Nietzsches Krankheit lasse sich eben nichts interessantes sagen, da sie ja konstatirt war, so hieße das den Stand des Problems unzeitgemäß darstellen. Hier Probe und Gegenprobe:

Alfred Frhr. v. Berger hat vor mehreren Jahren in unsrer Philosophischen Gesellschaft und in anderen wissenschaftlich-literarischen Kreisen Wiens Vorträge über Nietzsche gehalten, die, geistreich wie alle Reden dieses Philosophen und Dramaturgen, in den Gedanken ausklangen: Einstmals hat man zügellose Denker mit dem Scheiterhaufen bestraft; auf Nietzsches Denkfrevel habe die Natur eine noch grausamere Strafe folgen lassen, den Wahnsinn. — Nun gibt es „Strafe“ nur für Zuzurechnendes — für Thaten (schriftstellerische hier eingerechnet), die ein jedenfalls noch nicht Wahnsinniger gethan haben muß. So wäre also hier für nicht verrückte Gedanken ein Gehirn zur Strafe verrückt worden; oder wenn wir alle geheimnißvolle Teleologie ausschalten: die für sich nur frevelhaften, aber gesunden Gedanken hätten das Gehirn krank gemacht.

Umgekehrt versichern die Verehrer des zweiten Nietzsche: sein Hirn war krank — wir wissen es ja, schon 25—27 Jahre vor seinem Tode hat er an wüthenden, je dreißigstündigen, nach vier bis acht Tagen wiederkehrenden Kopfschmerzen gelitten —: aber die Schriften sind die eines Gesunden.

Es ist eine starke Probe, auf die sich der Satz vom Parallelismus des Physischen und Psychischen bei der einen wie der anderen Auslegung gestellt sieht. Sollte dieser Fall wohl gar den Argumenten anzureihen sein, die von einer heute fast verschwindenden Minderzahl psychologischer und metaphysischer Denker gegen jenen Satz geltend gemacht werden? — Alle Muthmaßungen hierüber haben zu schweigen, solange hier nicht ein pathologischer Anatom, der zugleich sensibelster Psychologe[2]) ist, das allein entscheidende Wort gesprochen hat.

*) Aus einem am 9. November 1900 in der Philosophischen Gesellschaft an der Universität Wien gehaltenen Vortrage: „Erinnerungen an die fünf ersten Schriften Nietzsche's“ als Einleitung einer Diskussion über „Thesen von Nietzsche, ausgewählen durch die Theilnehmer an der Besprechung“. Dieser Gegenstand hat sodann drei weitere Besprechungsabende von je zwei Stunden in Anspruch genommen).

[1]) Im Feuilleton der „N. Fr. Presse“ vom 18., 19., 21., 22. und 23. September 1900.

[2]) Ein hochverehrter Freund und Förderer der Philosophischen Gesellschaft, Dr. Joseph Breuer in Wien, hat auf das Bedenkliche jedes bloß deduktiven Schlusses in unserm Falle hingewiesen. Von der Paranoia (Verrücktheit, Beziehungswahn) hat noch Meynert eingestanden, daß es hier an jedem anatomisch faßbaren Bilde als Korrelat zur psychologisch scharf umschriebenen psychischen Erkrankung fehle. Tischler, die tadellos schöne Waare liefern und sich dabei jeden Augenblick belauert sehen — Advokaten, die tagsüber aufs scharfsinnigste Prozesse erledigen und jeden Abend in die Heilanstalt zurückkehren, um sich über Nacht von von der qualvoll schweren Arbeit zu erholen, die ihnen „die Bosheit des Arztes“ in diesen Prozessen auferlegt — das sind solche Krankheitsbilder. Ich glaube indeß, daß die Hypothese, Nietzsche's glänzende Schriftstellerei auch mit den scharfsinnigsten advokatischen Prozessen in Parallele zu stellen, manches gegen sich hatte. Von psychologischer Seite wird, wer in den Schriften des

So ist es denn doch einstweilen wieder die Methode der reinen Psychologie — oder wie sie Ehrenfels ebenso aufrichtig wie treffend einst genannt hat: der psychologischen Phantasie —, auf die sich das Verständniß der Wandlung, der Spaltung, fast könnte man sagen, des Doppelt-Ich Nietzsches angewiesen sieht. Natürlich muß aber diese Deutung feste historische Grundlagen haben: die Sammlung der bisher[3]) als allein authentisch anzusehenden Dokumente bringt der zweite Band, erste Abtheilung (die zweite ist noch nicht erschienen) „Das Leben Friedrich Nietzsches" von seiner Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche. An dem Krankenbett des von ihr bis an sein Ende liebevoll gepflegten Bruders schreibt Frau Förster-Nietzsche (Vorrede S. VI): „. . . Der zweite Band (beginnend mit dem Antritt der Baseler Professur durch den 25jährigen Nietzsche 1869) hat eine höhere Aufgabe und ist mir ungleich schwerer geworden. Am schwersten wurde mir, das Verhältniß meines Bruders zu Wagner in aller Gerechtigkeit und Wahrheit zu schildern. Ich habe Wagner als Künstler und Mensch aus tiefstem Herzen verehrt und für Frau Cosima, eine der bedeutendsten Frauen dieses Jahrhunderts, besitze ich noch die innigste Bewunderung. Nun mußte ich jedoch, um meines Bruders Bild in voller Wahrheit zu zeichnen, manches Wort sagen, das sie nicht gerne hören wird, manchen Brief veröffentlichen, den sie nicht gedruckt zu sehen wünscht. Aber sie selbst erfüllt die Treue gegen ihre Geliebtesten in so hohem Maße, daß sie auch mitempfinden wird, was die Treue, die ich meinem Bruder schuldig bin, was die Tapferkeit in der Vertheidigung von mir fordert. In meines Bruders Verhältniß zu Wagner lag das Glück und die Tragödie seiner Jugend, man kann ihn erst recht verstehen, wenn man alle Leiden und Freuden dieser Freundschaft kennt. Diese Erlebnisse mit durchleben zu lassen, und dadurch meines Bruders ganzes Wesen, seinen Charakter dem Verständniß seiner Verehrer näher zu bringen, ist die Absicht dieses zweiten Bandes."

Frau Förster-Nietzsche fügt hinzu: „Ich habe so viel wie möglich vermieden, abgeschlossene Urtheile über meinen Bruder zu bringen, ich möchte, daß der Leser selbst zum Künstler werde, und sich aus allem Gegebenen selbst ein lebendiges Bild von Nietzsche schaffe, wie man es sich nach eigenen Erlebnissen formt und bildet."

Wohlan, ich folge dieser Aufforderung — wende aber die Methode selbständiger Ueberprüfung nicht nur an auf die Briefe, die zwischen Nietzsche, Richard Wagner und Frau Cosima Wagner gewechselt worden sind, sondern auch auf einiges, was die Biographin ihrem Berichte als persönliche Auffassung hinzufügt. Daß wir nicht nur kühle Geschichtsschreibung von der Schwester zu erwarten haben, sagen uns ja die angeführten Worte: „Was die Treue, die ich meinem Bruder schuldig bin, was die Tapferkeit in der Vertheidigung von mir fordert. . . ." Die tragische Katastrophe in Nietzsches Leben, „dem Verständniß seiner Verehrer näher zu bringen". Treue, Tapferkeit — schon durch diese Worte sind wir auf Kurwenals-Thaten der liebenden Pflegerin vorbereitet, wie sie uns Tristan selbst preist:

O Treue! hehre,
holde Treue! . . .
Wen ich gehaßt,
den haßtest du;
wenn ich geminnt,
den minntest du.
Dem guten Marke,
dient' ich ihm hold,
wie war'st du ihm treuer als Gold!
Mußt' ich verrathen
den edlen Herrn,
wie betrog'st du ihn da so gern!

Müßten der versprochenen Geschichtsdarstellung jener Trennung Nietzsches von Wagner feine Entstellungen, leise Umfärbungen der Thatsachen und ihrer Gemüthsbedeutung für die beiden Freunde vorgeworfen werden, so werden wir der Schwester ihre liebende Parteilichkeit verzeihen. Wir werden diese Liebe lieben. Sie könnte uns ein bedeutsames Beweisstück werden, wie sich die liebesfeindlichen Lehren des zweiten Nietzsche zwar vorübergehend vom Intellekt, nicht aber von einem viel tiefer wurzelnden edlen Gemüth aufnehmen und festhalten lassen. Jedenfalls aber fordert es die von der Biographin dem Leser auferlegte künstlerische Nachkonstruktion der schmerzlichen Gemüthsvorgänge, daß auch der Leser des Mitleidens fähig sei, und erst über das wenigstens in Gedanken selbst Miterlittene seinen Intellekt zu Worte kommen lasse.

Ich habe den zweiten Band der Biographie nicht ohne Bangen zur Hand genommen. Konnte, ja mußte er nicht nach jenen Worten der Vorrede Zeugnisse dafür enthalten, daß irgendwie der thatenfrohe Schöpfer der deutschen Bühnenfestspiele den jungen Freund gekränkt, wenigstens nicht zärtlich genug geschont habe? Es wäre das freilich dem Genie nach der Lehre des zweiten Nietzsche durchaus gemäß gewesen — und in viel trivialerem Sinne gar jenem Zerrbilde gemäß, das man fünfzig Jahre lang mit sorglicher Konsequenz von der Persönlichkeit Richard Wagners gezeichnet hat — — das sich aber nur eben „die blinden Verehrer" Richard Wagners noch immer nicht zu eigen gemacht haben. Ich möchte nun Jedem, der ohne guten und ohne bösen Willen jene Tradition in sich aufgenommen hat, dringendst rathen, die von Frau Förster-Nietzsche mitgetheilten Briefe Richard Wagners ganz rein und ruhig auf sich wirken zu lassen: sie werden ihm die freundlichste Enttäuschung von der Täuschung jener fünfzig Jahre sein. Oder durften wir nach den geheimnißvollen Andeutungen über persönliche Gründe der Trennung Nietzsches von Wagner, die nicht in Ersterem gelegen sein sollten, so warme Herzenstöne zu vernehmen hoffen, wie sie aus allen Briefen Richard Wagners an seinen jungen Freund erklingen? — wobei den überzeugenden Beweis des „alle" der Leser sich nur selbst aus jenem ganzen Bande verschaffen kann. Vielleicht aber sind schon die folgenden Proben willkommen. Frau Förster-Nietzsche berichtet (S. 229): „Er schreibt einmal im Februar 1873 an Fritz: Fordern — oder erwarten Sie übrigens von mir nichts, was irgendwie gemüthliche Er-

zweiten Nietzsche mehr als Stilleistungen sieht (was wir nach „Nietzschana" von Hirth freilich nicht sollen: „Seine Gedanken sind reine Kunst, anderes, geringeres solle man in ihnen gar nicht suchen, namentlich nicht sogenannte Philosophie oder sonstige Marktwaare"), wer Nietzsche's Antiethik, seine singulären Umwerthungen aller menschlichen Verhältnisse als positive neue Heilslehre ernst nehmen will, eine solche einem paranoischen Gehirn doch nur ungern zutrauen. Denn zu einer ganzen Weltanschauung, falls sie ihrerseits gesund sein soll, gehört doch noch mehr Gesundheit — sozusagen allseitigere — als zu in sich „gesunden" Prozessen und Tischlerarbeiten. Dann aber anatomisch-pathologisch: ein Kopfwehhirn dürfte wahrnehmbare Veränderungen gar nicht einmal so schwer auffinden lassen als ein Paranoikerhirn. So wird also eine Differentialdiagnose wenigstens nicht auf reine, einfache Paranoia erkennen. Doch alles dies bis auf weiteres eben nur vom bescheidensten Laienstandpunkte aus bemerkt.

3) Ein Eingehen auf Nietzsche's Briefe, von denen ein erster Band erst nach dem Vortrage des 9. November 1900 erschienen ist, soll hier nicht versucht werden.

pansion vorstellen könnte. Ich habe heute die erste Nacht wieder, ungestört von widerlichen Zuständen, geschlafen. Mir vergeht jetzt manche Lust. Es kommen da Momente, wo ich mich tief besinne, und dann kommen Sie gewöhnlich auch mit vor — so zwischen mir und Fidi. Aber es dauert kurz, und dann drehen sich Wagner-Vereine und Wagner-Konzerte im lieblichen Zirkel vor mir herum. Also Geduld! Wie ich sie ja auch mit Ihnen habe." „Aber immer lud er von neuem mit den herzlichsten Worten zu einem Zusammensein ein; zum Beispiel im Sommer 1874 bittet er meinen Bruder auf das dringendste, die Sommerferien in Bayreuth zu verleben, und alle seine Einwände schon vorweg nehmend, schreibt er scherzhaft:

»Oh Freund!

**Warum kommen Sie nicht zu uns! Ich finde für alles einen Ausweg — oder: wie Sie's nennen wollen. Nur nicht so abgesondert! Ich kann Ihnen dann Nichts sein. Ihr Zimmer ist bereit, doch — oder vielmehr: Jedoch! — oder auch: „wenn schon!" — Im Augenblicke nach dem Empfang Ihrer letzten Zeilen. Ein anderes Mal mehr! Von Herzen**

**Wahnfried 9. Juni 1874**

Ihr

R. W.«

Möchte doch Frau Förster-Nietzsche in der zweiten Hälfte des zweiten Bandes, die ja wohl bald erscheinen muß, wenn irgend möglich gut machen, wo Liebe sie zum Undank verleitet hat. Dieser beginnt nach meinem Gefühle schon bei Kleinigkeiten, wie der an jenen halb scherzhaften Brief sich anschließenden Parteinahme: „Trotz der liebenswürdig dringenden Einladung kündigt Fritz seinen Besuch nur für das Ende der Ferien an; das gab schon wieder eine Verstimmung . . . Dieses Drängen wurde aber Fritz doch zu viel . . ." Nun, auf wessen Seite war hier wohl Hypersensibilität? Würde man sich wundern, wenn Wagner in den Zeiten unerhörtester Plackereien mit zehntausend kleinsten und größten Sorgen für die Festspiele (wehmüthige Beispiele hiefür in den Briefen an Heckel, herausgegeben durch dessen Sohn) für den schwer zu behandelnden Freund einfach nicht mehr Zeit gehabt hätte? Dennoch wird der Leser des Bandes vergeblich auch nur nach der geringsten Unzartheit suchen, die aus solchen Umständen erst hätte entschuldigt, geschweige verziehen werden müssen.

Höchstens entschuldigen können wir deßhalb die Erzählerin, weil sie in allerlei dunkeln Andeutungen nach andere Imponderabilien ahnen läßt, als die man eben ihrem Bruder auch bereitwilligst verziehen hat. Nicht verzeihen aber kann ich der Geschichtsschreiberin der ersten Bühnenfestspiele 1876 den einen Satz, S. 255: „Ich werde mich aber nie überreden können, daß Wagner im Innern von dieser Bayreuther Festzeit wirklich befriedigt gewesen ist. E r t h a t n u r s o. Gerade wie wir Alle."

Ich bin in der Lage, hier den Eindrücken der Frau Förster-Nietzsche ein persönliches Erlebniß entgegenzustellen, ein Wort, das Richard Wagner in jenen Tagen zu mir und fünf Freunden aus dem Wiener akademischen Wagner-Vereine gesprochen hat. Wir gingen am Tage nach der zweiten Aufführung des Ringes (20. bis 23. August 1876) nach dem Hause Wahnfried. Der Meister empfing uns sechs Studentlein an der Schwelle des Hauses aufs gütigste: „Nun, ich bin mit euch zufrieden — auch mein Kassier ist mit euch zufrieden" (wir hatten einige Hundert Gulden als greifbares Ergebniß dreijähriger Vereinsthätigkeit nach Bayreuth geschickt). . . . Aus der dann folgenden, eingehenden, tiefernsten Unterredung theile ich den einen Satz mit: „Ich bin unzufrieden, unzufrieden, ganz unzufrieden — Opern singen können die Leute — was ich will, das haben wir nicht gehabt". Diese Worte waren mit leidenschaftlicher Heftigkeit hervorgestoßen — inwieweit sie Richard Wagners bleibende Ueberzeugung enthielten, wissen die Leser seines Berichtes zu beurtheilen, den er zwei Jahre später in den „Bayreuther Blättern" über jene Festspiele und ihre Künstler gegeben hat. Hier aber kommt es auf eines an.[4]) Uns sechs Fremden gab der Künstler rückhaltlos Einblick in die Leiden, die seine ungeheuere That ihm überreichlich eingebracht hat. Dem Freunde gegenüber aber „that er so", als sei er, „wirklich befriedigt", nur befriedigt gewesen? Ist dieser Widerspruch nicht ein Beweis dafür, daß Nietzsche und seine Schwester schon damals verlernt hatten, den feineren Mannichfaltigkeiten im Innenleben des großen Freundes überall zu folgen — daß sie unkräftig geworden waren, das Gemisch von Freud und Leid, Befriedigung und Enttäuschung zu entwirren, die ja die Uebertragung des Ideals in die wohlbekannte Realität vor allem dem Verwirklicher jener Kunstthat selbst bringen mußte?

Auch der komplexe äußere Vorgang, in dem der von Richard Wagner volle 25 Jahre, seit der „Mittheilung an meine Freunde" 1851, gehegte Gedanke deutscher Bühnenfestspiele zum erstenmale zur Wirklichkeit wurde, wird von der Geschichtsschreiberin jener Tage natürlich zwar im ganzen richtig, aber die feine Linie zwischen Liebe und Haß nach der Seite des letzteren allenthalben überschreitend dargestellt. Nietzsches Schwester schildert S. 252 einen Tischgenossen aus jenen Tagen als die be-

4) Gewiß war der Vorgang auch nach anderer Richtung für Richard Wagners allseitig bezeugte Aufrichtigkeit charakteristisch: Es war nach dem zweiten Cyklus der größte Theil der Karten für den dritten noch unverkauft. Die hierin drohende materielle Lage (die auch alsbald als eine persönliche Schuldenlast von hunderttausend Mark den Schöpfer der Deutschen Bühnenfestspiele bedrückte), vermochte aber nicht im geringsten, Wagner gegen uns sechs junge Fremde „vorsichtig" zu machen.

Daß ein solches, Unvollkommenheiten eingestehendes Urtheil über die ersten Bühnenfestspiele von 1876 nicht etwa ein unter den Getreuen Richard Wagners ängstlich gehütetes Geheimniß sei, mögen zwei Stellen aus den „B a y r e u t h e r B l ä t t e r n" belegen:

C h a m b e r l a i n sagte 1896 (B. Bl. S. 6 und 7): „Es liegt in dem „tollkühnen" Unternehmen (wie Wagner selbst es bezeichnete), in diesen ohne Geld, ohne Unterstützung, einer ganzen Welt zum Trotz durchgesetzten Aufführungen etwas so jugendlich-heroisches, eine so reine Siegfried-Stimmung: „Muth oder Uebermuth, was weiß ich!", daß dem Festspiel des Jahres 1876 gewiß in dieser Beziehung niemals ein anderes gleichen wird." Aber: „Es wäre ja eine faktische Unmöglichkeit gewesen, eine solche Anzahl Künstler, die alle zum ersten Male vor eine bisher ungeahnte Aufgabe sich gestellt fanden, mit einem Schlage aus Opernsängern, Operngeigern u. s. w. zu vollbewußten Vertretern eines neuen, reindeutschen dramatischen Stiles umzuwandeln." Chamberlain schließt: „Ich fühle mich nicht berufen, verschiedene kritische Aeußerungen des Meisters über die Festspiele von 1876 und ihr „S c h e i n - G l ü c k" (B. Bl. 1882, S. 350) einem weiteren Kreise bekannt zu geben; der Abstand zwischen dem, was der große Dichter wollte, und dem, was unter den gesammten Lebens- und Kunstbedingungen des heutigen Tages überhaupt erreichbar ist, bildet ja noch jetzt, am Schlusse des Jahrhunderts und nach zwanzig Jahren erziehlicher Wirkung der Festspiele, eine gähnende Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit."

Die hier erwähnte Stelle aus den „B. Bl." 1882 lautet: „Es war im Winter 1876, als Gobineau den von den Aufführungen in Bayreuth und ihrem „Schein-Glück" ermatteten Meister besuchte." — Die Worte gehören dem Nachrufe für den im Oktober 1882 gestorbenen Grafen Arthur Gobineau an. Daß der Aufsatz nur mit dem Namen „Wahnfried" unterzeichnet ist, weist ihm den Ursprung aus Richard Wagners allernächster Umgebung an. Und dieses Wort vom „Schein-Glück" war während der letzten Monate von Richard Wagners Leben und also mit seinem vollsten Wissen und Willen den Freunden kundgemacht. Freilich — den Freunden!

So ist es denn doch einstweilen wieder die Methode der reinen Psychologie — oder wie sie Ehrenfels ebenso aufrichtig wie treffend einst genannt hat: der psychologischen Phantasie —, auf die sich das Verständniß der Wandlung, der Spaltung, fast könnte man sagen, des Doppelt-Ich Nietzsches angewiesen sieht. Natürlich muß aber diese Deutung feste historische Grundlagen haben: die Sammlung der bisher[3]) als allein authentisch anzusehenden Dokumente bringt der zweite Band, erste Abtheilung (die zweite ist noch nicht erschienen) „Das Leben Friedrich Nietzsches“ von seiner Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche. An dem Krankenbett des von ihr bis an sein Ende liebevoll gepflegten Bruders schreibt Frau Förster-Nietzsche (Vorrede S. VI): „. . . Der zweite Band (beginnend mit dem Antritt der Baseler Professur durch den 25jährigen Nietzsche 1869) hat eine höhere Aufgabe und ist mir ungleich schwerer geworden. Am schwersten wurde mir, das Verhältniß meines Bruders zu Wagner in aller Gerechtigkeit und Wahrheit zu schildern. Ich habe Wagner als Künstler und Mensch aus tiefstem Herzen verehrt und für Frau Cosima, eine der bedeutendsten Frauen dieses Jahrhunderts, besitze ich noch die innigste Bewunderung. Nun mußte ich jedoch, um meines Bruders Bild in voller Wahrheit zu zeichnen, manches Wort sagen, das sie nicht gerne hören wird, manchen Brief veröffentlichen, den sie nicht gedruckt zu sehen wünscht. Aber sie selbst erfüllt die Treue gegen ihre Geliebtesten in so hohem Maße, daß sie auch mitempfinden wird, was die Treue, die ich meinem Bruder schuldig bin, was die Tapferkeit in der Vertheidigung von mir fordert. In meines Bruders Verhältniß zu Wagner lag das Glück und die Tragödie seiner Jugend, man kann ihn erst recht verstehen, wenn man alle Leiden und Freuden dieser Freundschaft kennt. Diese Erlebnisse mit durchleben zu lassen, und dadurch meines Bruders ganzes Wesen, seinen Charakter dem Verständniß seiner Verehrer näher zu bringen, ist die Absicht dieses zweiten Bandes.“

Frau Förster-Nietzsche fügt hinzu: „Ich habe so viel wie möglich vermieden, abgeschlossene Urtheile über meinen Bruder zu bringen, ich möchte, daß der Leser selbst zum Künstler werde, und sich aus allem Gegebenen selbst ein lebendiges Bild von Nietzsche schaffe, wie man es sich nach eigenen Erlebnissen formt und bildet.“

Wohlan, ich folge dieser Aufforderung — wende aber die Methode selbständiger Ueberprüfung nicht nur an auf die Briefe, die zwischen Nietzsche, Richard Wagner und Frau Cosima Wagner gewechselt worden sind, sondern auch auf einiges, was die Biographin ihrem Berichte als persönliche Auffassung hinzufügt. Daß wir nicht nur kühle Geschichtsschreibung von der Schwester zu erwarten haben, sagen uns ja die angeführten Worte: „Was die Treue, die ich meinem Bruder schuldig bin, was die Tapferkeit in der Vertheidigung von mir fordert. . . .“ Die tragische Katastrophe in Nietzsches Leben, „dem Verständniß seiner Verehrer näher zu bringen“. Treue, Tapferkeit — schon durch diese Worte sind wir auf Kurwenals-Thaten der liebenden Pflegerin vorbereitet, wie sie uns Tristan selbst preist:

O Treue! hehre,
holde Treue! . . .
Wen ich gehaßt,
den haßtest du;
wenn ich geminnt,
den minntest du.
Dem guten Marke,
dient' ich ihm hold,
wie war'st du ihm treuer als Gold!
Mußt' ich verrathen
den edlen Herrn,
wie betrog'st du ihn da so gern!

Müßten der versprochenen Geschichtsdarstellung jener Trennung Nietzsches von Wagner feine Entstellungen, leise Umfärbungen der Thatsachen und ihrer Gemüthsbedeutung für die beiden Freunde vorgeworfen werden, so werden wir der Schwester ihre liebende Parteilichkeit verzeihen. Wir werden diese Liebe lieben. Sie könnte uns ein bedeutsames Beweisstück werden, wie sich die liebesfeindlichen Lehren des zweiten Nietzsche zwar vorübergehend vom Intellekt, nicht aber von einem viel tiefer wurzelnden edlen Gemüth aufnehmen und festhalten lassen. Jedenfalls aber fordert es die von der Biographin dem Leser auferlegte künstlerische Nachkonstruktion der schmerzlichen Gemüthsvorgänge, daß auch der Leser des Mitleidens fähig sei, und erst über das wenigstens in Gedanken selbst Miterlittene seinen Intellekt zu Worte kommen lasse.

Ich habe den zweiten Band der Biographie nicht ohne Bangen zur Hand genommen. Konnte, ja mußte er nicht nach jenen Worten der Vorrede Zeugnisse dafür enthalten, daß irgendwie der thatenfrohe Schöpfer der deutschen Bühnenfestspiele den jungen Freund gekränkt, wenigstens nicht zärtlich genug geschont habe? Es wäre das freilich dem Genie nach der Lehre des zweiten Nietzsche durchaus gemäß gewesen — und in viel trivialerem Sinne gar jenem Zerrbilde gemäß, das man fünfzig Jahre lang mit sorglicher Konsequenz von der Persönlichkeit Richard Wagners gezeichnet hat — — das sich aber nur eben „die blinden Verehrer“ Richard Wagners noch immer nicht zu eigen gemacht haben. Ich möchte nun Jedem, der ohne guten und ohne bösen Willen jene Tradition in sich aufgenommen hat, dringendst rathen, die von Frau Förster-Nietzsche mitgetheilten Briefe Richard Wagners ganz rein und ruhig auf sich wirken zu lassen: sie werden ihm die freundlichste Enttäuschung von der Täuschung jener fünfzig Jahre sein. Oder durften wir noch den geheimnißvollen Andeutungen über persönliche Gründe der Trennung Nietzsches von Wagner, die nicht in Ersterem gelegen sein sollten, so warme Herzenstöne zu vernehmen hoffen, wie sie aus allen Briefen Richard Wagners an seinen jungen Freund erklingen? — wobei den überzeugenden Beweis des „alle“ der Leser sich nur selbst aus jenem ganzen Bande verschaffen kann. Vielleicht aber sind schon die folgenden Proben willkommen. Frau Förster-Nietzsche berichtet (S. 229): „Er schreibt einmal im Februar 1873 an Fritz: Fordern — oder erwarten Sie übrigens von mir nichts, was irgendwie gemüthliche Er-

zweiten Nietzsche mehr als Stilleistungen sieht (was wir nach „Nietzscheana“ von Hirth freilich nicht sollen: „Seine Gedanken sind reine Kunst: anderes, geringeres sollte man in ihnen gar nicht suchen, namentlich nicht sogenannte Philosophie oder sonstige Marktwaare“), wer Nietzsche's Antiethik, seine singulären Umwerthungen aller menschlichen Verhältnisse als positive neue Heilslehre ernst nehmen will, eine solche einem paranoischen Gehirn doch nur ungern zutrauen. Denn zu einer ganzen Weltanschauung, soll's sie ihrerseits gesund sein soll, gehört doch noch mehr Gesundheit — sozusagen allseitigere — als zu in sich „gesunden“ Prozessen und Tischlerarbeiten. Dann aber anatomisch-pathologisch: ein Kopfwehhirn dürfte wahrnehmbare Veränderungen gar nicht einmal so schwer auffinden lassen als ein Paranoikerhirn. So wird also eine Differentialdiagnose wenigstens nicht auf reine, einfache Paranoia erkennen. Doch alles dies bis auf weiteres eben nur vom bescheidensten Laienstandpunkte aus bemerkt.

3) Ein Eingehen auf Nietzsche's Briefe, von denen ein erster Band erst nach dem Vortrage des 9. November 1900 erschienen ist, soll hier nicht versucht werden.

pension vorstellen könnte. Ich habe heute die erste Nacht wieder, ungestört von widerlichen Zuständen, geschlafen. Mir vergeht jetzt manche Lust. Es kommen da Momente, wo ich mich tief besinne, und dann kommen Sie gewöhnlich auch mit vor — so zwischen mir und Fidi. Aber es dauert kurz, und dann drehen sich Wagner-Vereine und Wagner-Konzerte im lieblichen Zirkel vor mir herum. Also Geduld! Wie ich sie ja auch mit Ihnen habe." „Aber immer lud er von neuem mit den herzlichsten Worten zu einem Zusammensein ein; zum Beispiel im Sommer 1874 bittet er meinen Bruder auf das dringendste, die Sommerferien in Bayreuth zu verleben, und alle seine Einwände schon vorweg nehmend, schreibt er scherzhaft:

»Oh Freund!

**Warum kommen Sie nicht zu uns! Ich finde für alles einen Ausweg — oder: wie Sie's nennen wollen. Nur nicht so abgesondert! Ich kann Ihnen dann Nichts sein. Ihr Zimmer ist bereit, doch — oder vielmehr: Jedoch! — oder auch: „wenn schon!" — Im Augenblicke nach dem Empfang Ihrer letzten Zeilen. Ein anderes Mal mehr! Von Herzen**

**Wahnfried 9. Juni 1874**

**Ihr**

**R. W.«**

Möchte doch Frau Förster-Nietzsche in der zweiten Hälfte des zweiten Bandes, die ja wohl bald erscheinen muß, wenn irgend möglich gut machen, wo Liebe sie zum Undank verleitet hat. Dieser beginnt nach meinem Gefühle schon bei Kleinigkeiten, wie der an jenen halb scherzhaften Brief sich anschließenden Parteinahme: „Trotz der liebenswürdig dringenden Einladung kündigt Fritz seinen Besuch nur für das Ende der Ferien an; das gab schon wieder eine Verstimmung . . . Dieses Drängen wurde aber Fritz doch zu viel . . ." Nun, auf wessen Seite war hier wohl Hypersensibilität? Würde man sich wundern, wenn Wagner in den Zeiten unerhörtester Plackereien mit zehntausend kleinsten und größten Sorgen für die Festspiele (wehmüthige Beispiele hiefür in den Briefen an Heckel, herausgegeben durch dessen Sohn) für den schwer zu behandelnden Freund einfach nicht mehr Zeit gehabt hätte? Dennoch wird der Leser des Bandes vergeblich auch nur nach der geringsten Unzartheit suchen, die aus solchen Umständen erst hätte entschuldigt, geschweige verziehen werden müssen.

Höchstens entschuldigen können wir deßhalb die Erzählerin, weil sie in allerlei dunkeln Andeutungen noch andere Imponderabilien ahnen läßt, als die man eben ihrem Bruder auch bereitwilligst verziehen hat. Nicht verzeihen aber kann ich der Geschichtsschreiberin der ersten Bühnenfestspiele 1876 den einen Satz, S. 255: „Ich werde mich aber nie überreden können, daß Wagner im Innern von dieser Bayreuther Festzeit wirklich befriedigt gewesen ist. Er that nur so. Gerade wie wir Alle."

Ich bin in der Lage, hier den Eindrücken der Frau Förster-Nietzsche ein persönliches Erlebniß entgegenzustellen, ein Wort, das Richard Wagner in jenen Tagen zu mir und fünf Freunden aus dem Wiener akademischen Wagner-Vereine gesprochen hat. Wir gingen am Tage nach der zweiten Aufführung des Ringes (20. bis 23. August 1876) nach dem Hause Wahnfried. Der Meister empfing uns sechs Studentlein an der Schwelle des Hauses aufs gütigste: „Nun, ich bin mit euch zufrieden — auch mein Kassier ist mit euch zufrieden" (wir hatten einige Hundert Gulden als greifbares Ergebniß dreijähriger Vereinsthätigkeit nach Bayreuth geschickt). . . . Aus der dann folgenden, eingehenden, tiefernsten Unterredung theile ich den einen Satz mit: „Ich bin unzufrieden, unzufrieden, ganz unzufrieden — Opern singen können die Leute — was ich will, das haben wir nicht gehabt". Diese Worte waren mit leidenschaftlicher Heftigkeit hervorgestoßen — inwieweit sie Richard Wagners bleibende Ueberzeugung enthielten, wissen die Leser seines Berichtes zu beurtheilen, den er zwei Jahre später in den „Bayreuther Blättern" über jene Festspiele und ihre Künstler gegeben hat. Hier aber kommt es auf eines an.[4]) Uns sechs Fremden gab der Künstler rückhaltlos Einblick in die Leiden, die seine ungeheuere That ihm überreichlich eingebracht hat. Dem Freunde gegenüber aber „that er so", als sei er, „wirklich befriedigt", nur befriedigt gewesen? Ist dieser Widerspruch nicht ein Beweis dafür, daß Nietzsche und seine Schwester schon damals verlernt hatten, den feineren Mannichfaltigkeiten im Innenleben des großen Freundes überall zu folgen — daß sie unkräftig geworden waren, das Gemisch von Freud und Leid, Befriedigung und Enttäuschung zu entwirren, die ja die Uebertragung des Ideals in die wohlbekannte Realität vor allem dem Verwirklicher jener Kunstthat selbst bringen mußte?

Auch der komplexe äußere Vorgang, in dem der von Richard Wagner volle 25 Jahre, seit der „Mittheilung an meine Freunde" 1851, gehegte Gedanke deutscher Bühnenfestspiele zum erstenmale zur Wirklichkeit wurde, wird von der Geschichtsschreiberin jener Tage natürlich zwar im ganzen richtig, aber die feine Linie zwischen Liebe und Haß nach der Seite des letzteren allenthalben überschreitend dargestellt. Nietzsches Schwester schildert S. 252 einen Tischgenossen aus jenen Tagen als die be-

[4]) Gewiß war der Vorgang auch nach anderer Richtung für Richard Wagners allseitig bezeugte Aufrichtigkeit charakteristisch: Es war nach dem zweiten Cyklus der größte Theil der Karten für den dritten noch unverkauft. Die hierin drohende materielle Lage (die auch alsbald als eine persönliche Schuldenlast von hunderttausend Mark den Schöpfer der Deutschen Bühnenfestspiele bedrückte), vermochte aber nicht im geringsten, Wagner gegen uns sechs junge Fremde „vorsichtig" zu machen.

Daß ein solches, Unvollkommenheiten eingestehendes Urtheil über die ersten Bühnenfestspiele von 1876 nicht etwa ein unter den Getreuen Richard Wagners ängstlich gehütetes Geheimniß sei, mögen zwei Stellen aus den „Bayreuther Blättern" belegen: Chamberlain sagte 1896 (B. Bl. S. 6 und 7): „Es liegt in dem „tollkühnen" Unternehmen (wie Wagner selbst es bezeichnete), in diesen ohne Geld, ohne Unterstützung, einer ganzen Welt zum Trotz durchgesetzten Aufführungen etwas so jugendlich-heroisches, eine so reine Siegfried-Stimmung: „Muth oder Uebermuth, was weiß ich!", daß dem Festspiel des Jahres 1876 gewiß in dieser Beziehung niemals ein anderes gleichen wird." Aber: „Es wäre ja eine faktische Unmöglichkeit gewesen, eine solche Anzahl Künstler, die alle zum ersten Male vor eine bisher ungeahnte Aufgabe sich gestellt fanden, mit einem Schlage aus Opernsängern, Operngeigern u. s. w. zu vollbewußten Vertretern eines neuen, reindeutschen dramatischen Stiles umzuwandeln." Chamberlain schließt: „Ich fühle mich nicht berufen, verschiedene kritische Aeußerungen des Meisters über die Festspiele von 1876 und ihr „Schein-Glück" (B. Bl. 1882, S. 350) einem weiteren Kreise bekannt zu geben; der Abstand zwischen dem, was der große Dichter wollte, und dem, was unter den gesammten Lebens- und Kunstbedingungen des heutigen Tages überhaupt erreichbar ist, bildet ja noch jetzt, am Schlusse des Jahrhunderts und nach zwanzig Jahren erziehlicher Wirkung der Festspiele, eine gähnende Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit."

Die hier erwähnte Stelle aus den „B. Bl." 1882 lautet: „Es war im Winter 1876, als Gobineau den von den Aufführungen in Bayreuth und ihrem „Schein-Glück" ermatteten Meister besuchte." — Die Worte gehören dem Nachrufe für den im Oktober 1882 gestorbenen Grafen Arthur Gobineau an. Daß der Aufsatz nur mit dem Namen „Wahnfried" unterzeichnet ist, weist ihm den Ursprung aus Richard Wagners allernächster Umgebung an. Und dieses Wort vom „Schein-Glück" war während der letzten Monate von Richard Wagners Leben und also mit seinem vollsten Wissen und Willen den Freunden kundgemacht. Freilich — den Freunden!

kannte Possenfigur eines „Wagnerianers". Auch hier sei bestätigt, daß keine einzige Komponente zu den bekannten vergnüglichen Figuren hat ganz frei erfunden zu werden brauchen. Ich kann z. B. aus meinen Erinnerungen an jene Bayreuther Tage hinzufügen, daß sich die Werkthätigsten anheischig gemacht hatten, für künftige Spiele einen lebendigen Lindwurm durch natürliche Zuchtwahl beizustellen. Hat man's nur erfunden, so war es doch eine gute Charakteristik unsrer festen Ueberzeugung, in und für Bayreuth lasse sich ohne weiteres auch das Unmögliche möglich machen. . . . Es wäre schwierig, heute noch zu schildern, geschweige begreiflich zu machen, warum gerade jenen Spielen so durchaus überschwängliche Erwartungen entgegengebracht worden sind. Kann die Erinnerung eines Einzelnen hier etwas beweisen, oder auch nur erklären, so erzähle ich, daß ich durch mehr als zwei Jahre nach täglich zehn Stunden Integralrechnung und theoretischer Physik abends noch zwei bis drei Stunden „Siegfried" und „Götterdämmerung" am Klavier zusammen mit einem Jugendfreunde studirt hatte. Den wundervollen scenischen Bildern, die dabei die Phantasie sich auszumalen, fessellos Gelegenheit hatte, und die wir fertig ins einzelnste ausgeführt mitbrachten, so oft der Vorhang vor einem Bühnenbilde sich öffnete, vermochte dann die „Dekoration" freilich nicht gleichzukommen. Man weiß, wie auch Richard Wagner, hierin wahrscheinlich nicht ungern einer materiellen Noth gehorchend, jene ersten Bayreuther „Dekorationen" alsbald einem Theaterunternehmer überließ; von uns allen damals als wehmüthiger Kontrast zu den kurz vorher gehegten Hoffnungen empfunden. — Schon 1882 mit dem ersten Parsifal war das ganz anders; doch ist darüber hier nicht zu sprechen.

Wie sehr auch Frau Förster-Nietzsche damals das Unmögliche für möglich hielt, verräth sie uns in ihren Klagen über die damaligen Festgäste. Nach recht boshaften Schilderungen der gar nicht „unzeitgemäßen" Toiletten fährt sie fort: „Natürlich bemerkte man hier und da zum Trost auch einzelne ungewöhnliche Erscheinungen, z. B. die hervorragendsten Maler: Menzel, Lenbach, Meyerheim, Makart, Angeli, oder interessante Musiker wie Wilhelmj, Richter, Levy und Andere." . . . Schlägt hier nicht ein bißchen Unlogik durch? Hätte man etwa dreimal 1300 „ungewöhnliche" Erscheinungen bemerken sollen? . . . Wenn Nietzsche wirklich geglaubt hat, daß Richard Wagners Einladung zu den deutschen Bühnenfestspielen allein schon ausreichen werde, 3900 „Ungewöhnliche" zu züchten, so war er ja wohl der schlimmste Schwärmer, der dann freilich gut that, alsbald manches von seinem Glauben zu widerrufen.

Nun denn —, nur der genaueste Kenner, ein Ueberlebender jener Tage, könnte so noch auf hundert Stellen den Finger legen, an denen der von Frau Förster-Nietzsche angestrebte Beweis n i c h t gelungen ist, es seien die a u ß e r h a l b Nietzsche gelegenen Vorgänge und Zustände der ersten Bühnenfestspiele, es seien Richard Wagner und seine Allzugetreuen es gewesen, die Nietzsche damals zur Abkehr trieben, statt daß sie ihn gestählt hätten, gleich so vielen Anderen, vor allen dem Schöpfer der ersten Spiele selbst, aus den Leiden des ersten Ansturmes Kraft für die Zukunft zu sammeln.

Hat uns aber die Biographin das Innenleben ihres Bruders vom Frühjahr bis zum Herbst 1876 überhaupt durchsichtig genug geschildert, damit wir, ohne jener schiefen äußerlichen Motivirungen zu bedürfen, das alsbald folgende Allzumenschliche noch menschlich verstehen? — Nur wenn wir uns gestatten, auch hier das Mitgetheilte überall aus psychologischer Phantasie zu ergänzen, kann noch geantwortet werden: Ja. Wir können genug zwischen den Zeilen lesen, um das Bild, wie es sich nach den erzählten Thatsachen der Flucht vor der ersten Generalprobe von Bayreuth nach Klingenbrunn im Bayerischen Wald, dann der Rückkehr zur ersten Aufführung u. s. f. von Nietzsches damaligen Innenleben ergibt, auch ohne die Zuthat einer Schuld Richard Wagners verständlich zu finden — nur dürfen wir Nietzsches physische Leiden in jener Zeit nicht als verhältnißmäßig so erträglich nehmen, wie es die Schwester — sich selbst glauben machen wollte. Für diesen meinen Widerspruch gegen die vor drei Jahren veröffentlichte Darstellung finde ich eine wehmüthige Bestätigung in den zwei Briefen Nietzsches, die erst im letzten Stücke der Bayreuther Blätter 1900 veröffentlicht worden sind. Man urtheile zunächst aus dem ersten der beiden Briefe vom 22. Mai 1876, ob damals die innere Loslösung Nietzsches von Wagner schon so weit vorgeschritten sein konnte, wie die Biographen jetzt behaupten. Und man urtheile aus dem zweiten Briefe Nietzsches, ob es außersubjektiver Ursachen bedarf, wo die nur allzu subjektive einer jammervollen Krankheit alles Zuckende im Gehaben Nietzsches in und nach der Zeit der Festspiele nur allzu leicht und vollständig erklärt. Ich schalte zwischen die beiden Briefe Nietzsches gemäß der chronologischen Ordnung einige Stellen aus dem schon früher von der Biographin mitgetheilten Antwortbriefe Richard Wagners ein. Zum 22. Mai 1876, dem dreiundsechzigsten Geburtstage Richard Wagners, schrieb Nietzsche:

„An einem solchen Tage, wie Ihr Geburtstag ist, höchst verehrter Mann, hat eigentlich nur die allerpersönlichste Aeußerung ein Recht; denn Jeder hat etwas durch Sie erlebt, das ihn ganz allein, in seinem tiefsten Innern angeht. Solche Erlebnisse kann man nicht addiren, und der Glückwunsch im Namen Vieler würde heute weniger sein als das bescheidenste Wort des Einzelnen.

Es sind ziemlich genau sieben Jahre her, daß ich Ihnen in Tribschen meinen ersten Besuch machte, und ich weiß Ihnen zu Ihrem Geburtstage nicht mehr zu sagen, als daß ich auch seit jener Zeit im Mai jedes Jahres meinen geistigen Geburtstag feiere. Denn seitdem leben Sie in mir und wirken unaufhörlich als ein ganz neuer Tropfen Blutes, den ich früher ganz gewiß nicht in mir hatte. Dieses Element, das aus Ihnen seinen Ursprung hat, treibt, beschämt, ermuthigt, stachelt mich und hat mir keine Ruhe mehr gelassen, so daß ich beinahe Lust haben könnte, Ihnen wegen dieser ewigen Beunruhigung zu zürnen, wenn ich nicht ganz bestimmt fühlte, daß diese Unruhe mich gerade zu Freier- und Besserwerden unaufhörlich antreibt. So muß ich dem, welcher sie erregte, mit dem allertiefsten Gefühle des Dankes dankbar sein; und meine schönsten Hoffnungen, die ich auf die Ereignisse dieses Sommers setze, sind die, daß viele in einer ähnlichen Weise durch Sie und Ihr Werk in Unruhe versetzt werden und dadurch an der Größe Ihres Wesens und Lebensganges einen Antheil bekommen. Daß dies geschehen möge, das ist heute mein einziger Glückwunsch für Sie (wo gäbe es sonst das Glück, das man Ihnen wünschen könnte?). Nehmen Sie ihn freundlich an aus dem Munde

Ihres wahrhaft getreuen

Basel 1876 Friedrich Nietzsche."

Wagner antwortete sogleich am folgenden Tage; hier nur einige Stellen:

„O Freund! Nun einmal auf und gesund! — . . . Daß Sie uns gerade durch so viele äußerliche „Dislocalität" (passez-moi le mot!) und innerliche „Dyskalie" (auch gut?) abhanden kommen, ist wahrlich das härteste Ungemach, das wir seit den sieben Jahren, von denen Sie schreiben, erfahren konnten. Leider bin auch ich so weit, daß ich mir nur noch mit guten und schlechten Witzen über den Morast der Tage hinweghelfe

Gestern gab es ein improvisirtes Festessen in der soeben vollendeten Künstlerrestauration beim Theater; einer betoastete die ungeheuere Vermehrung meines Ruhmes durch das Gelingen der Festspiele. Ich replicierte, daß ich im Ruhm ein Haar gefunden hätte.... Sonst war alles sehr hübsch, weil es vorüberging.... Ist dieser Unsinn vorüber, dann gedenke ich mich ellenlang auszustrecken...."

Also schon zwei Monate vor den Festspielen läßt Richard Wagner den Freund die Seufzer hören, die dann dieser während der Spiele überhört! ...

Am 12. Juli folgt als Dank für „Richard Wagner in Bayreuth" der Brief: „Freund! Ihr Buch ist ungeheuer! — Wo haben Sie nur die Erfahrung von mir her? — ..." Die Biographin fügt bei: „Dies ist der letzte Brief, den Wagner an meinen Bruder geschrieben hat." —

Weniger als einen Monat nach Schluß der Festspiele läßt Nietzsche sich wieder vernehmen — es ist der zweite der beider in den Bayreuther Blättern soeben veröffentlichten Briefe:

„Hochverehrter Freund! Sie haben mir durch den kleinen Auftrag, welchen Sie mir ertheilten, Freude gemacht: es erinnert mich an die Tribschener Zeiten. Ich habe jetzt Zeit, an Vergangenes, Fernes und Nahes zu denken, denn ich sitze viel im dunklen Zimmer, einer Atropin-Cur der Augen wegen, welche man nach meiner Heimkehr für nöthig fand. Der Herbst, nach diesem Sommer, ist für mich, und wohl nicht für mich allein, mehr Herbst als ein früherer. Hinter dem großen Ereignisse liegt ein Streifen schwärzester Melancholie, aus dem man sich gewiß nicht schnell genug nach Italien oder ins Schaffen oder in Beides retten kann. Wenn ich Sie mir in Italien denke, so vergegenwärtige ich mir, daß Ihnen dort die Inspiration zum Anfange der Rheingold-Musik kam. Möge es für Sie immer das Land der Anfänge bleiben! Sodann werden Sie die Deutschen eine Zeitlang los und es scheint dies hie und da nöthig zu sein, um etwas Ordentliches für sie thun zu können.

Sie wissen vielleicht, daß ich auch im nächsten Monat nach Italien gehe, aber nicht, wie ich meine, als in ein Land der Anfänge, sondern des Endes meiner Leiden. Diese sind wieder auf einem Höhenpunkte.... Ich habe in den letzten Jahren, Dank der Langmüthigkeit meines Temperamentes, Schmerzen über Schmerzen eingeschluckt, wie als ob ich dazu und zu nichts weiterem geboren wäre. Der Philosophie, die dies etwa lehrt, habe ich praktisch meinen Tribut in reichem Maße gezahlt. Diese Neuralgie geht so gründlich, so wissenschaftlich zu Werke: sie sondirt förmlich, bis zu welcher Gränze ich den Schmerz aushalten kann, und nimmt sich zu dieser Untersuchung jedesmal 30 Stunden Zeit. Alle vier bis acht Tage muß ich auf eine Wiederholung dieses Studiums rechnen. Sie sehen, es ist die Krankheit eines Gelehrten; — aber nun habe ich es satt, und ich will gesund leben oder nicht mehr leben. Völlige Ruhe, milde Luft, Spaziergänge, dunkle Zimmer — das erwarte ich von Italien; mir graut davor, dort etwas sehen oder hören zu müssen.... Käme der „Geist" über mich, so würde ich Ihnen einen Reisesegen dichten, aber dieser Storch hat sein Nest neuerdings nicht auf mir gebaut; was ihm zu verzeihen ist. So nehmen Sie denn mit den herzlichsten Wünschen fürlieb, die Ihnen als gute Begleiter folgen mögen.

Treulich wie immer

der Ihrige

Basel, 27. September 1876

Friedrich Nietzsche."

---

## Eine Kulturgeschichte der französischen Neuzeit.[1])

Seit Victor Duruy seine für die französischen Schulen einst klassischen Handbücher herausgegeben hat, ist gewissermaßen Form und Anlage derselben für alle ähnlichen Bücher in Frankreich typisch geworden. Ein Blick auf die innerhalb der letzten 30 Jahre erschienenen Abrégés, Manuels u. a. genügt zur Begründung dieser Behauptung. Freilich haben nicht alle diese Schulbücher die großen Vorzüge aufzuweisen, welche den Werken des um die Reorganisation des französischen Unterrichtswesens so hochverdienten Mannes eigen sind. Nicht alle haben so treffliche Verfasser gefunden, wie etwa das vor Jahresfrist erschienene Manuel d'histoire de la littérature grecque von Alfred und Maurice Croiset[2]) oder das uns vorliegende Buch.

Diese Kulturgeschichte der französischen Neuzeit zu schreiben, ist kein leichtes Unternehmen gewesen, galt es doch die ganze menschliche Kulturthätigkeit auf allen Gebieten des politischen, materiellen, religiösen, rechtlichen, künstlerischen, wissenschaftlichen und literarischen Schaffens in ihrem Zusammenhang zur Beurtheilung und Darstellung zu bringen. Wollte man von einem Einzelnen in einem derartigen Versuche eine Erschöpfung oder doch im allgemeinen eine gleich gründliche Behandlung des Gegenstandes verlangen, so würde man der Kraft eines Forschers Unmögliches zumuthen. Der Maßstab, der darum an derartige Werke anzulegen ist, darf kein allzu strenger sein. Die Kritik muß eher bei der praktischen Brauchbarkeit des Buches einsetzen als bei der streng sachlichen Behandlung des Stoffes. Nun, für die Brauchbarkeit des Rambaud-schen Werkes spricht schon der Umstand, daß es in 13 Jahren sechs Auflagen erlebt hat. Die sechste kommt einer Neubearbeitung des encyklopädisch angelegten Buches gleich.

Klarheit, Bündigkeit und Anspruchslosigkeit zeichnen Rambauds Unternehmen vor allen ähnlichen, auch vor manchem deutschen aus. Wir begegnen da nicht jener abstrahirenden Art der Historik, die sich oft mit großer Künstelei abmüht, den ungeheuren Reichthum menschlicher Kulturentwicklung in bestimmte Rubriken zu zwängen. Geschichtsphilosophische Probleme hat Rambaud nicht lösen wollen. Da wo er nothgedrungen Schablonen anwendet, will er nicht das ganze Menschenthum, die Lebensvorgänge charakterisiren, seine Abschätzungen gelten mehr der geleisteten Arbeit nach außen hin, nicht den Ursachen, die sie hervorbrachten, und den Verhältnissen, unter denen sie erstand. Auch diese muß bei der Werthung der Histoire de la civilisation contemporaine ins Auge gefaßt werden.

Rambaud theilt seine Kulturgeschichte der Neuzeit in drei große Hauptabschnitte ein. Im ersten, die Regierungen der Revolutionsepoche, behandelt er nacheinander Konstituante, Legislative, Konvent, Direktorium, Konsulat und Kaiserreich. Die Regierungen mit beschränktem Wahlrecht füllen den zweiten Hauptabschnitt aus und haben die Restaurationszeit und die Julimonarchie zum Gegenstand. Endlich führen uns die Regierungen mit dem allgemeinen Wahlrecht in einen letzten Theil bis in die unmittelbare Gegenwart. Nach der politischen Seite hin untersucht der Verfasser die einzelnen Perioden nach dem Stande der jeweiligen Verfassung, des Wahlsystems, der öffentlichen Freiheit, der Verwaltung, der Finanzen, des Kultus, der Armee und Marine, der Kolonien und endlich des Unterrichtswesens. Unter den Begriff des Kulturgeschichtlichen fallen: Philologie, Philosophie, Geschichte, die sozialpolitischen und die exakten Wissenschaften, die schönen Künste, Ackerbau, Industrie und Handel, endlich das öffentliche und private Leben.

Rambaud ist sich voll und ganz bewußt, daß er den unermeßlichen Stoff, den wir eben flüchtig angedeutet, nur in großen Umrissen und schematisch behandeln konnte. Für denjenigen aber, der tiefer eindringen will, hat er am

---

1) *Alfred Rambaud*, Histoire de la civilisation contemporaine en France. Paris, Armand Colin, 1901 X. u. 836 S.

2) Bei A. Fontemoing, Paris 1900. 850 S.

Schlusse eines jeden Kapitels auf die wichtigsten Erscheinungen der einschlägigen Literatur hingewiesen.

Bei aller Ruhe und Sachlichkeit der Darstellung hält Rambaud in wichtigen politischen, namentlich inneren Angelegenheiten mit seinem Urtheil nicht zurück und bekämpft insbesondere die von den Klerikalen auf den Schild gehobene „sogenannte“ Unterrichtsfreiheit. Seine Aeußerungen über die Leistungen der deutschen Wissenschaft sind durchweg gerecht und anerkennend. Dagegen sind die Seiten, die er der Kunst und der Musik widmet, direkt dilettantenhaft zu nennen. Von der Größe Berlioz' scheint er keine Ahnung zu haben. Geradezu von spießbürgerlicher Banalität zeugen die Phrasen, mit denen er kurzweg einen Meister wie Wagner so en passant glaubt abfertigen zu können. Wie ganz anders hat doch Rambauds genialer Landsmann, Graf Gobineau, sich in glühender Bewunderung über den neuen Heros geäußert.[3]) Aber Gobineau's Stimme drang nicht bis in die Studirstube des Pariser Professors, und was Edouard Schuré schon 1869 und seither im Drame musical und endlich in seinen Souvenirs sur Richard Wagner dem französischen Volke von Wagner sagte,[4]) ist dem Verfasser scheinbar auch entgangen.

Doch diese Ausstellungen sollen nicht aufdringlich erscheinen. Trotz mancher Mängel und den durch die Ausdehnung des Stoffes bedingten Einseitigkeiten ist Rambauds Buch das Werk eines klaren, praktisch angelegten Geistes, das man nicht ohne mannichfachen Nutzen und vielfältige Anregung kennen lernen wird. Dem Anfänger sei es als schätzenswerthe Einleitung zu den monumentalen Werken, die unter der fachkundigen Leitung von Ernest Lavisse und Rambaud theils erschienen, theils im Erscheinen begriffen sind, empfohlen.[5])

Freiburg i. B. Ernst Hauviller.

---

## Vorgeschichtliche Funde in der fränkischen Schweiz.

Im Besitze des Herrn Gastwirth Johann Distler in Pottenstein befindet sich eine Sammlung vorgeschichtlicher Alterthümer, die es werth ist, mehr in die Oeffentlichkeit gerückt und namentlich Interessenten und Fachleuten bekannt zu werden und die andrerseits einen willkommenen Einblick in die Vorgeschichte der fränkischen Schweiz thun läßt. Nach diesen jüngst erst aufgefundenen Zeugnissen hat dieses landschaftlich wie geologisch reizvolle Gebirge nicht nur in der diluvialen Zeit, in der Periode der Höhlenbären und andrer vorhistorischer Thiere, sondern auch in der frühesten Geschichte der Menschheit schon seine Bedeutung gehabt. Die oben erwähnte Sammlung weist nach oberflächlicher Zählung an die 1000 Gegenstände menschlicher Bearbeitung auf, die fast sämmtlich im Verlaufe des Püttloch- und des Wiesentthales oder in deren nächster Umgebung gefunden worden sind. Ein Ueberblick über die Fundorte läßt die Vermuthung zu, daß die Kultur in der ältesten Zeit des Menschengeschlechts auf demselben Wege durch die fränkische Schweiz vorgedrungen sei, der sie noch heute, den oben genannten Thälern folgend, von Westen nach Osten durchquert. Die Funde beginnen im Westen bei Sachsenmühle in der Nähe von Muggendorf. Die nächste Mühle im Wiesentthale, die Stampfermühle unterhalb Gößweinstein, bot noch reichere Ausbeute als die erste, über 60 Fundstücke. Oestlich der Stampfermühle, bei Behringersmühle, erweitert sich das bisher schmale Thal zu einem freundlichen Thalkessel, der sich nach vier Seiten zu öffnet. Wir folgen dem direkt nach Osten zustrebenden Püttlachthal zur nächsten Fundstelle Tüchersfeld, einem überaus malerisch gelegenen Dörflein, dessen Häuser sich zum Theil in die hohen zerklüfteten Felsen einbetten. Oberhalb Tücheesfeld liefert das Dorf Hungenberg, auf einer fast kahlen Hochebene gelegen, gute Stücke zur Sammlung. Im Püttlachthale weiter aufwärts rücken die Fundorte dichter aufeinander, je näher wir dem kleinen Amtsstädtchen Pottenstein kommen. Unterhalb und oberhalb dieses Ortes, im Thale selbst und bei den Orten auf den Höhen über dem Thale lassen sich über 10 Punkte nachweisen, die zahlreiche Funde aufweisen. In Pottenstein war der Besitzer der Sammlung selbst so glücklich, bei Anlage eines Bierkellers auf halber Höhe über der Thalsohle ca. 30 Einzelgegenstände bloßzulegen. Weiter abwärts von dieser Linie liegen als reiche Fundorte im Norden Nankendorf bei Waischenfeld, Steifling zwischen Pottenstein und Waischenfeld und Engelhardtsberg im oberen Wiesentthale, südlich und östlich Kühlas und Willenberg. Vereinzelt fanden sich auch im Weierbachthale, z. B. bei der romantisch gelegenen Schüttermühle Spuren vorgeschichtlichen Lebens. Als Fundorte selbst kommen in erster Linie die zahlreichen Höhlen und Felsennischen in Frage, die im Jurakalk der fränkischen Schweiz in abwechslungsreicher Fülle vorkommen. Bekannt sind die großen, wie die Sophien-, die Gailenreuther, die Muggendorfer Höhlen mit ihren werthvollen fossilen Resten. Aber neben diesen großen kennt der Einheimische und sieht der Fremde im Walde und an den kahlen Abhängen genug höhlenartige Vertiefungen, die über dem Thale und dem Wasser gelegen sind, oft genug einen ziemlich schwierigen Zugang haben, die aber doch zu Wohnstätten eines um die Anfänge der Kultur ringenden Geschlechts wie geschaffen waren: sie boten Schutz gegen menschliche Feinde und wilde Thiere, sie umschlossen eine Familie, eine Sippe in enger Gemüthlichkeit, sie hatten die Wärme im kalten Winter, sie blieben kühl im heißesten Sommer, sie erlaubten bei der Weichheit des Gesteins allerlei Erweiterungen und Einrichtungen, und endlich mag der Vorzug nicht zu unterschätzen gewesen sein, daß sich das durch den Kalk tropfende Wasser, wie es noch heute auf den höchsten und an Quellwasser absolut armen Gegenden des Gebirgs in Zisternen geschieht, sammeln ließ und in Zeiten der Noth und der Abgeschlossenheit das Unentbehrlichste zum Leben gewährte. Solche Höhlen und Felseneinschnitte weist namentlich das Püttlachthal zwischen Tüchersfeld und Pottenstein auf. Höhlenfunde sind die Funde von Hunzenberg, von Steifling und Schüttermühl. Aus einer Höhle erweitert wurde auch der oben erwähnte Bierkeller bei Pottenstein.

Die Funde einzeln zu beschreiben, würde zu weit führen und zu schwierig sein, solange eine Beschreibung derselben nicht durch Skizzen unterstützt werden könnte. Lohnend wäre eine illustrative Darstellung der Hauptgegenstände auf jeden Fall, denn sie weisen eine ganz unglaubliche Fülle von verschiedenen Formen auf und sie würden dadurch leichter und sicher nach ihrem Zwecke beurtheilt werden können. In der größten Mehrzahl nämlich sind es Knochen- und Steingeräthe, die auf das sorgfältigste bearbeitet sind. Aber ihre Formen sind so mannichfach und sonderbar, daß man oft und meist beim besten Willen nicht weiß und erkennt, welchen speziellen Zwecken die Geräthe früher gedient haben. Am häufigsten kehrt die Form des Widerhakens wieder, bald klein, bald größer, aber stets mit stumpfer Spitze und so geartet, daß er nicht als Waffe oder z. B. als Angelhaken gedient haben kann. Ebenso häufig sind die Knochen ausgehöhlt und dann in der verschiedensten Weise ausgeschnitten und durchbohrt worden. Nicht minder groß ist die Abwechslung in den Formen der Steingeräthe. Die Weichheit des Schieferthons der Juraformation, aus dem sie wie mit einem Messer geschnitten sind, hat die Bearbeitung dieser Artefakte erleichtert. Man findet u. a. rahmenartige Steingebilde, die über einem viereckigen Ausschnitt eine Reihe von gleichmäßig gebohrten Löchern tragen. Diese und ähnliche Formen können unmöglich als Waffen verwendet worden sein; auch die Weichheit des Gesteins, die Zierlichkeit der Arbeit, die überaus flache Gestaltung mußten dieser Verwendung entgegenstehen. Jene Knochen- und diese Steingeräthe müssen darum zu Industriezwecken gebraucht worden sein, und da in jener ältesten Zeit des Menschengeschlechts nicht viele solcher menschlichen Thätigkeiten in Frage kommen, wird man nicht fehlgehen, wenn man in der Mehrzahl der vorgeschichtlichen Funde der fränkischen Schweiz die Werkzeuge einer uralten Weberei sieht. Unter diesem Gesichtspunkte angesehen wirkt die Umarbeitung eines Röhrenknochens zu einem Weberschiffchen ganz frappant. Die eben ausgesprochene Vermuthung wird unterstützt durch das Vorkommen zahlreicher sogenannter Spinnwirtel, wie sie nicht anders in Mitteldeutschland, z. B. im Norden des Königreichs Sachsen, gefunden werden. Bis

---

[3]) Vgl. Ludwig Schemann, Joseph Arthur Graf v. Gobineau. Ein Lebensbild. Asiatische Novellen, Leipzig (Reclam), S. 8 ff.

[4]) Fritz Kiener, Edouard Schuré. Revue Alsacienne illustrée, 1901 I. S. 6, ff.

[5]) *Histoire générale du IV. siècle à nos jours*, publiée sous la direction de Mm. *Ernest Lavisse* et *Alfred Rambaud*. 12 Bde. Paris, Armand Colin. 1893—1900. — Histoire de France depuis les origines jusqu'à la révolution. Paris, Hachette et Cie., 1900 bis jetzt 3 Bde.

zu 12 und 14 Spinnwirtel lagen bei den Funden von der Stampfermühle und von Tüchersfeld.

Natürlich fehlen neben solchen Webereiwerkzeugen auch die Waffen und die Geräthe für den Haus- und Feldgebrauch nicht. Unter den Waffen ist die Form des Flachbeils am häufigsten. Die Weichheit des Schieferthons, aus dem auch sie gearbeitet sind, hat dazu verführt, die unglaublichsten Varianten in der Form hervorzubringen, die oft nicht weit von Phantastereien und Spielereien geschickter Künstler sind. Außer diesen Waffen findet man man viele Aexte und Steinhacken, zweiseitig und in der Mitte eingeschnürt oder meist einseitig und am starken Ende zur Befestigung mittelst Riemen eingeschnürt. Bemerkenswerth ist unter all diesen Arbeiten aus Schieferthon eine Steinaxt, die im unteren Püttlachthal gefunden und die aus dem blauen Thüringer Schiefer gearbeitet worden ist, der fast ausschließlich das Material zu den Geräthen der neolithischen Zeit (jüngeren Steinzeit) in Mittel- und Norddeutschland bildet. Dieser einzigartige Fund erleichtert die sonst schwierige Zeitbestimmung der Funde, denn es fehlen leider die Gefäße, die nach ihrer Form und Verzierung, nach Brand und Zusammensetzung ihres Materials sonst den Hauptanhalt zur Zeitbestimmung geben. Es sind zwar einige flache Schalen ausgegraben worden (darunter eine mit einem Durchmesser von fast 40 Zentimeter), die die Bandverzierungen der Steinzeit tragen, doch stehen diesen vereinzelten Funden eine Menge größerer und kleinerer Scherben entgegen, die neben den Knochen und Steingeräthen lagen und die nach Brand und Dekoration (Fingerdruckdekoration) mehr in die Bronzezeit weisen. Eine genaue Datirung der Hauptmasse der Funde kann darum erst nach eingehenderen Studien und Vergleichungen erfolgen. Außer Zweifel der Bronzezeit und zwar ihrer ältesten Periode angehörig ist nur ein Grabfund aus der Gegend von Willenberg (westlich der Stadt Pegnitz), der aus einer flachen Bronzeschale und einer pinzettenartigen Klemme und vier Nadeln besteht.

Die in den vorliegenden Zeilen geschilderte Sammlung ist vom Schreiber dieser Zeilen bei der Durchreise durch Pottenstein flüchtig geordnet worden und soll vom Besitzer allen Interessenten zugänglich gemacht werden. Der Zweck dieser Veröffentlichung sollte sein, die bayerischen Landesmuseen auf die Sammlung aufmerksam zu machen, damit sie, wie überhaupt die Vorgeschichte Oberfrankens, eingehender studirt und gewürdigt werden kann und damit nicht, wie es leider schon oft geschehen, diese Zeugnisse der bayerischen Urgeschichte dem engeren Vaterlande immer mehr durch Verkauf in Privathände und auswärtige Sammlungen verloren gehen.

Pegau in Sachsen. Pastor Grätzel.

---

## Besprechungen.

**Eine Festschrift zu Wilhelm Raabes 70. Geburtstag.** Es regt sich allmählich unter den Leuten und es scheint sich zu erfüllen, was Raabe einmal dem Unterzeichneten schrieb: „Es scheint nun wirklich Tag um mich zu werden. Wie schade nur, daß es dabei Abend wird!“ In den letzten Wochen ist sein Name häufiger genannt worden, als früher in Jahrzehnten, und es scheint, daß ihm zu seinem 70. Geburtstag schöne Ehrungen zugedacht sind. Das wird hoffentlich eine suggestive Wirkung auf die Menge ausüben und dazu führen, daß „er weniger erhoben und fleißiger gelesen“ werden wird. Ein Präludium zum 70. Geburtstage ist eine Festgabe, die Hans v. Wolzogen dem Dichter bietet. Wolzogen ist seit Jahrzehnten ein treuer und unermüdlicher Apostel Raabes. Eigenartig wie der Mann, ist auch der Titel des Buches,[1]) gegen den sich um des Buchstabens willen Einwendungen erheben lassen. Wenn Raabe selbst vor fast fünfzig Jahren den sagenumwobenen Vogel, dessen Namen er trägt, zum Anlaß seines Pseudonyms Corvinus nahm, so war das eine Spielerei, die anders zu beurtheilen ist, als wenn man heute aus dem Raabe einen Raben macht. Was Wolzogen in seinem Buche geboten hat, ist schön und inhaltreich und fesselnd. Das Geleitwort, das er dem Buche mit auf den Weg gibt — „Vor der Ueberreichung“ ist es überschrieben — enthält eine tüchtige Würdigung des Dichters, des Weisen, des Herzens- und Menschenkenners. Aber wenn Wolzogen es für nothwendig hält, zu sagen: „Es gibt aber viel „Humoristen“, die nur um des Lachens willen so genannt werden“, so muß diese Verwahrung Jedem, der da weiß, was in dem stolzen Ehrentitel Humorist liegt, als überflüssig erscheinen. Wolzogen will ganz gewiß Raabe nicht in einem Athem mit den flachen Spaß- und Lustigmachern genannt sehen. Raabe gehört in die Reihe der großen Humoristen der Weltliteratur. Er ist ein Verwandter des Cervantes und ein noch näherer des Lawrence Sterne. Auch die Eigenschaften, um derenwillen Wolzogen den verehrten Dichter so hoch stellt: „daß er ein liebenswerther Mensch, ein liebenswerther Dichter und ein echter Deutscher ist“, sind es nicht allein, die seine Bedeutung ausmachen. Sie liegt viel mehr noch in dem liebevollen warmen Herzen für die Kleinen und Bedrückten, in dem großen und echten Mitleid, von dem alles, was Raabe schreibt, erfüllt ist, in dem Leitmotiv, das durch seine ganze Dichtung geht und das Motto seines Hungerpastors bildet:

Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!

Was Wolzogen in dem vorliegenden Buche gibt, daran werden sich diejenigen erfreuen, die wohl wissen, was sie an ihrem Raabe haben, und die ihn nicht kennen, werden erstaunt sehen, welche reiche Fülle von Weisheit, Güte, Menschenkenntniß und reifer, milder Lebenserfahrung die Bücher Raabes enthalten. In verschiedene Rubriken eingetheilt, bietet Wolzogen Betrachtungen und Gedanken Raabes über Menschen und Menschheit, Leben und Kunst und über deutsche Art. Andere hätten vielleicht aus den Merkworten noch anderes ausgewählt. So vermissen wir das herzige Wort aus dem Erstlingswerke des Dichters: „Kinderschrieen is ok een Gesangbanksversch!“ — So hätten wir die eigenthümliche Beobachtung aus dem Lar gern gefunden: „Wie wenig todte Vögel man doch bei seinen Gängen in der Welt findet! Sie haben ja auch ihre Zeit und werden alt und auch wohl krank, und sie müssen sterben. Aber es ist merkwürdig, wie wenig man davon merkt. Die Lüfte und die Büsche und die Dächer sind voll von ihnen im Sonnenschein, im Sommer, aber auch im Winter. Wie selten findet man aber einen todten Vogel!“ und daran knüpfen sich die schönen Worte von dem sachten, unmerklichen Wegschleichen der Vögel, wenn ihre Zeit gekommen. Ueberhaupt Raabe über Tod und Sterben zu hören, das gewährt Trost und Erbauung, das verdiente ein eigenes Kapitel. Und bei dem Deutschthum hätte das Wort aus dem Horacker angeführt werden sollen: „Das soll sich erst ausweisen, was für ein Siegergeschlecht die neuen heranziehen mit ihrem:

Stramm, stramm, stramm;
Alles über einen Kamm.“

Raabe hat seine nationale patriotische Gesinnung zu einer Zeit bethätigt, da dies noch nicht so bequem und billig war wie heute und wie sein Konrektor kann er von sich sagen: „daß er schon als Untersekundaner mit auf die Wartburg hinaufgestiegen wäre, wenn er damals das Postgeld und die sonstigen Moneten zu der Fahrt hätte aufbringen können, und sie ihn mit hinaufgelassen hätten, und daß dazu vielleicht mehr heller Sinn, Nachdenken und Freudigkeit gehörten, als heute mit hunderttausend Anderen in Reih und Glied in gleichem Schritt und Tritt zu marschiren.“ — Wolzogen hat die tiefen Bücher: „Alte Nester“, „Die Leute aus dem Walde“, „Die Akten des Vogelsangs“ sorgsam gelesen. Auch aus „Villa Schönow“ wird mehreres mitgetheilt.

Als aus warmer Liebe und tiefem Verständniß für den großen Dichter eingegeben, der auch ein großer und guter Mann ist, heißen wir das Buch willkommen, und wünschen ihm recht viele Leser. S. S.

* **Hermann Götz: Eine Orientreise.** Mit über 250 Textabbildungen. Leipzig, E. A. Seemann, Preis 7 M., eleg. geb. 8 M. — Der in voriger Woche verstorbene Verfasser dieses prächtig ausgestatteten, reich illustrirten Werkes hat sich als Leiter der großherzoglichen Kunstgewerbeschule zu Karlsruhe und als schöpferisch thätiger Künstler hoch verdient gemacht. Seiner unablässigen Thätigkeit ist der lebhafte

[1]) **Raabenweisheit.** Zum 70. Geburtstag des Dichters aus den Werken Wilhelm Raabes ausgewählt, zusammengestellt und herausgegeben durch Hans v. Wolzogen. Berlin 1901. Otto Janke.

Aufschwung, den das badische Kunstgewerbe genommen hat, in erster Linie zu danken. Hier in „Eine Orientreise" tritt Hermann Götz als Schriftsteller, Illustrator und Aquarellist auf und man kann das Buch ein Werk aus einem Gusse nennen. Als Schriftsteller zeigt er sich geschmackvoll, ohne gesuchten Redeprunk, mit mancherlei Kenntnissen ausgestattet, ohne aufdringliche Gelehrsamkeit und voll heiteren Humors. Als Künstler ist er bald flotter Federzeichner, bald Farbenpoet, der die Pracht der tropischen Wunder unmittelbar vor Augen stellt. Er führt uns, plaudernd und darstellend, von Genua nach Port Said und Kairo, von da den Nil aufwärts nach Luksor, dem alten Theben, Assuan und Philae; von dort geht die Reise nach Syrien und Palästina und zurück über Jaffa nach Alexandrien. Ueberall weiß Götz den Leser durch den bunten Wechsel der Bilder anzuregen und in ihm die Sehnsucht nach dem Besuch jener alten Kulturstätten zu erwecken. Aber auch denen, die das Dargestellte schon aus eigener Anschauung kennen, wird das Buch in der liebenswürdigsten Weise alte Bilder aufs neue vorzaubern.

## Mittheilungen und Nachrichten.

w. Vor zwei Jahren haben die Franzosen in Saïgon in Indochina eine École française de l'extrême orient nach dem Muster der französischen Schulen in Athen, Rom und Kairo gegründet, um der wissenschaftlichen Erforschung der französischen Gebiete Ostasiens einen Mittelpunkt und eine Pflanzstätte zu schaffen. Dieses Unternehmen, das von der Pariser Akademie der Inschriften geleitet und mit Schülern versehen wird, hat sich rasch entwickelt. Wie die anderen Schulen, gibt es nun auch eine Zeitschrift heraus, das Bulletin de l'École française de l'extrême orient. Davon ist jetzt das erste, in Hanoï in Tongking gedruckte Heft erschienen. In der Einleitung zeichnen die Mitglieder der Akademie der Inschriften Barth, Bréal und Sénart der Schule ihre Ziele und Aufgaben vor, dann gibt der Leiter der Anstalt, L. Finot, einen Bericht über das Volk der Cham, ihre Ausbreitung und ihre Denkmäler, den Rest füllt eine reiche Uebersicht über die Literatur, die nur irgendwie sich mit wissenschaftlichen, auf Ostasien Bezug nehmenden Fragen befaßt. Die Zeitschrift soll vierteljährlich erscheinen. Nachdem, wie schon gemeldet wurde, die Royal Society sich in Korea festgesetzt hat, ist nun China im Norden und Süden von der europäischen Forschung eingeschlossen worden. So bliebe nur noch übrig, daß eine weitere europäische Großmacht ihre Wissenschaft in China selbst dauernd festen Fuß fassen ließe, und da käme zunächst Deutschland und Rußland in Betracht. Eine Entscheidung darüber wird wohl gar nicht mehr lange auf sich warten lassen.

* Hr. Evans, der Aufdecker des sogenannten Palastes des Minos, den er bekanntlich als das Labyrinth bezeichnet, hat an die kretische Kammer die Bitte gerichtet, es möge ihm gestattet werden, einen Theil der Funde nach England überzuführen. Er begründet, wie die „Köln. Ztg." berichtet, diese Bitte damit, daß die ganzen Ausgrabungen, die so viel Wichtiges zutage gefördert hätten, 80,000 Fr. gekostet hätten, von welcher Summe in England nur die Hälfte durch freiwillige Beiträge aufgebracht sei, er wolle daher durch Ueberführung und Aufstellung eines Theils der Funde den Sinn seiner Landsleute dafür neu beleben, damit sie auch die andere Hälfte durch Beiträge aufbrächten und er das Geld wieder erhalte, das er aus seiner Tasche gezahlt habe. Nach dem Alterthümergesetz in Kreta darf die Kammer eine solche Bitte nicht gewähren, sie müßte denn das gegebene Gesetz aufheben und für diesen Fall ein neues beschließen.

* **Erlangen.** Der Privatdozent für römisches Recht an der Universität Leipzig Dr. Heinrich Siber hat die an ihn ergangene Berufung in ein juristisches Extraordinariat an der hiesigen Universität angenommen.

* **Freiburg i. Br.** Der Professor für vergleichende Sprachwissenschaften, speziell neugriechische Sprache, an der hiesigen Hochschule, Dr. A. Thumb, hat die Berufung an die Universität Marburg angenommen.

* **Gießen.** Der Veterinärarzt Dr. Gmeiner in München hat einen Ruf als außerordentlicher Professor der Veterinärmedizin an der hiesigen Hochschule erhalten.

* **Braunschweig.** Der Hochbauinspektor Georg Lübke in Charlottenburg ist zum Professor für antike Baukunst und Renaissance (an Stelle des in den Ruhestand getretenen Prof. Uhde) und der Privatdozent Dr. Ernst Stolley in Kiel zum Professor für Geologie (an Stelle des verstorbenen Prof. Kloß) an der hiesigen Technischen Hochschule ernannt worden.

* **Jena.** Die Ferienkurse an der hiesigen Universität werden am 5. August ihren Anfang nehmen. Unter ihnen sind neu zwei Fortbildungskurse in der französischen Sprache. Der eine wird abgehalten werden von Dr. Bastier, Lektor an hiesiger Universität. Ferner wird Hr. Jules Dietz, Lehrer der französischen Sprache am Sophienstift in Weimar, Vorträge in französischer Sprache halten. Auch ist noch mitzutheilen, daß Prof. Dr. Ziegler einen Kursus über Zoologie im Zoologischen Institut abhalten wird. Endlich weisen wir noch besonders auf die Faust-Vorlesungen und die Literatur-Vorträge des Privatdozenten Dr. Bruinier (Christiania) hin.

* **Zürich.** Der außerordentliche Professor für Pädagogik an der hiesigen Universität Dr. Otto Hunziker ist von seinem Lehramte zurückgetreten. Der verdienstvolle Dozent war aus dem Volksschullehrerstande hervorgegangen.

* **Wien.** Der Professor der romanischen Sprachen an der Wiener Universität, Dr. Meier-Luebke, hat den ihm angebotenen Lehrstuhl an der Universität Zürich abgelehnt.

p. **Aus Rußland.** An der St. Petersburger Universität wird ein Lehrstuhl für das finnländische Recht neu errichtet. Denselben soll, wie die „Now. Wrem." meldet, Borendes, der Staatssekretär des Großfürstenthums Finnland, bekleiden. Leider ist man über die politischen Ansichten des neuernannten Professors nicht unterrichtet und vermag daher auch nicht vorauszusehen, ob dadurch die Interessen Finnlands irgendwie berührt werden.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1901. München, Montag, 5. August. Nummer 177.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Naturrecht und positives Recht.

Von Dr. jur. et phil. Paul Oertmann, ord. Professor der Rechte in Erlangen.*)

### I.

Als Voltaire seinen bekannten Satz aussprach: „Wollt ihr gute Gesetze haben? so verbrennt die euren und macht dafür neue“, faßte er im Grunde nur das wissenschaftliche und politische Glaubensbekenntniß seines Jahrhunderts in geistreich zugespitzter Form zusammen. Mehr vielleicht, als je zuvor in der Geschichte der Menschheit, war man damals geneigt, die altüberkommenen staatlichen, rechtlichen, zum Theil auch religiösen Einrichtungen leichten Herzens niederzureißen und den freigewordenen Raum mit von Grund auf neuen Gebäulichkeiten zu besetzen. Und nicht von ungefähr war solcher in seinen letzten Konsequenzen revolutionäre Radikalismus gekommen. Allüberall entstammte das geltende Privat- wie öffentliche Recht, vor allem aber das Staats- und Strafrecht, einer entlegenen Vergangenheit, über die das Zeitalter des Weltbürgerthums und der Aufklärung in seiner kulturellen Entwickelung unendlich weit hinausgeschritten war. Hatten wir doch in unserm Vaterlande in der Carolina ein Strafsystem, das, vortrefflich für seine mehr als zwei Jahrhunderte zurückliegende Entstehungszeit, den Zeitgenossen eines Beccaria, des berühmten Widersachers der Todesstrafe, als der Inbegriff aller zwecklosen und vernunftwidrigen Grausamkeit erscheinen mußte, und dessen Unerträglichkeiten durch höchst gewundene Auslegungen und Unterstellungen thunlichst zu entgehen längst ein beliebtes, vielfach mit naiver Offenheit geübtes Aushülfsmittel für Deutschlands zünftige Juristen geworden war. Und der staatsrechtliche Absolutismus, so aufgeklärt er sich in seinen besten Vertretern kundgab, konnte den berechtigten Ansprüchen des an wirthschaftlicher Macht wie an Bildung und Selbstbewußtsein überall schnell aufstrebenden Bürgerthums unmöglich mehr genügen. War doch der dritte Stand — nach Siéyès' bekannter Streitschrift, staatsrechtlich damals ein Nichts, während er alles sein sollte und wollte.

War somit das materielle Rechtsgefühl des Volkes dem formell geltenden Buchstaben des Gesetzes weit vorausgeeilt, so mußte nothwendig, je länger die meisten Gesetzgeber in übler Verkennung ihres Berufes schwiegen oder doch vor energischen politischen Reformen zag zurückschreckten, das bestehende zumal öffentliche Recht immermehr als Unsinn und Plage erscheinen. Es kam die Stimmung auf, wie sie gerade bei den Besten der Zeit — so in Schillers freiheitsbegeisterten Jugenddramen — so mächtig durchklingt; wie der Dichter sie den Stauffacher in der Rütli-Scene seines Tell zum Ausdruck bringen läßt:

> Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
> Wenn unerträglich wird die Last — greift er
> Hinauf getrosten Muthes in den Himmel,
> Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
> Die droben hangen unveräußerlich
> Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst.

Die Weltanschauung, die hier in den reinsten Tönen ausgesprochen wird — es ist die Weltanschauung des Naturrechts.

Nicht zuerst tritt uns der naturrechtliche Glaube bei Voltaire, Kant, Schiller und ihren Zeitgenossen entgegen, wenn er auch in ihrem Zeitalter mit vorher unerhörter Gewalt, thronezerschmetternd und Europas Landkarte bis zur Unkenntlichkeit umgestaltend, die Völker ergriff. Nein — er ist schier so alt, wie die Geschichte der Menschheit und ihres Rechts, und solange wir hienieden der Gesetzgeber bedürfen, solange wird auch er als stete Begleiterscheinung seine werbende Kraft bewähren. Wir finden ihn schon bei den Denkern des Alterthums — selbst der im Grunde so nüchterne Cicero operirt in seinen rechtsphilosophischen Schriften mit der „lex naturae“, und der Begriff des „jus naturale“ spielt in den allerdings spärlichen allgemein-juristischen Erörterungen der römischen Rechtsklassiker eine gewisse Rolle. Vollends die scholastische Philosophie des Mittelalters, wie sie in Thomas v. Aquino ihren noch heute vielbewunderten Höhepunkt erreicht, ist von dem Glauben an ein über alle positive menschliche Satzung erhabenes natürliches Recht durchweg erfüllt. Jedes von Menschen erlassene Gesetz, so lehrt der „doctor angelicus“, hat nur insofern den Charakter einer wirklich verpflichtenden Norm, als es sich aus dem natürlichen Gesetze ableitet; stimmt es mit diesem irgendwo nicht überein, so ist es nicht mehr Gesetz, sondern Gesetzesverkehrung.[1]

Der Verfall der Scholastik, das Aufkommen einer modernen Rechtsphilosophie, wie man sie an den Namen des Hugo Grotius, und, speziell in Deutschland, des Pufendorf und des Thomasius anzuknüpfen pflegt, bedeutete im Sinne der Anerkennung eines natürlichen Rechts keine wesentliche Aenderung. Allerdings emanzipirte man — Worte Bergbohms[2]) — die Rechts- und Staatswissenschaft vom kirchlichen Dogma; aber man suchte und fand dafür

*) Akademische Antrittsrede.

1) S. H. Pesch, S. J. Liberalismus, Sozialismus und christliche Gesellschaftsordnung, Aufl. 2, Bd. 1, S. 111.

2) In seinem Werke: Jurisprudenz und Rechtsphilosophie, 1892, S. 160.

andere Anknüpfungsmomente für ein über Zeit und Raum erhabenes Recht — *den Geselligkeitstrieb*, die *Vernunft* oder eine sonstige direkt aus der Natur der Menschen zu gewinnende und zu erkennende Grundlage. Das 18. Jahrhundert, vornehmlich in seiner zweiten Hälfte, bildete, wie wir sahen, die Glanzzeit dieser Lehre; nicht nur radikale Philosophen und Politiker finden wir jetzt von naturrechtlichen Ideen erfüllt, sondern in ihrer Art kaum minder die offiziellen Lenker der Geschichte der Staaten selbst. Beweis dafür ist die bisweilen naive Schaffensfreudigkeit, mit der man, gerade in den Gebieten der deutschen Zunge, an die Abfassung neuer — vorwiegend privatrechtlicher — Gesetzbücher ging; in *Bayern* zunächst, dann in *Preußen*, in *Oesterreich* — Gesetzbücher, die man mehr oder minder entschieden rein auf die Vernunft aufbauen zu können wähnte.

Doch, wie so oft in der Geschichte, folgte dem, was sich oberflächlicher Betrachtung als *Höhepunkt* einer Entwickelungsphase darzustellen pflegt, alsbald der *Verfall*. Schon bisher hatte es nicht an vereinzelten Bekämpfern der naturrechtlichen Auffassung gefehlt — ich erinnere besonders an *Montesquieu*, der zwar nicht ganz frei vom Glauben an ein absolutes Recht gewesen zu sein scheint,[3]) dessen nachdrücklich vertretene Lehre indeß von der Abhängigkeit der Einrichtungen eines Landes von Klima, Bodenbeschaffenheit, Volkseigenthümlichkeiten mit logischer Nothwendigkeit auf die Erkenntniß einer historischen und lokalen *Bedingtheit* alles Rechtes hinführt. Herrschend wurde diese neue, *historische* Betrachtungsweise um die Wende des 19. Jahrhunderts. Die Exzesse der französischen Revolution zumal hatten in Europa einer rückläufigen, auf Wahrung des Bestehenden gerichteten Strömung die Bahn geebnet, einer Strömung, die nunmehr, wiederum nicht ohne Einseitigkeit und Engherzigkeit, die Staatsmänner und Politiker zu bestimmen begann. Und, wie immer, spiegelte sich die Entwickelung der größeren Welt der Geschichte in der kleineren der wissenschaftlichen und schöngeistigen Bestrebungen deutlich wieder, um ihrerseits von ihnen aus wechselwirkend neue Anregungen zu erhalten. Wie auf die rationalistische Philosophie des 18. Jahrhunderts die Entwickelungsphilosophie eines *Schelling* und *Hegel*, wie auf die weltbürgerlichen Ideale der Klassiker die Romantiker folgten, so wurde in der *Rechtsphilosophie* die naturrechtliche von der *historischen* Schule abgelöst. Für ihre ruhmvollen Meister — einen *Savigny* und *Puchta* — ist das Recht nichts ein für allemal feststehendes, aus der subjektiven Vernunft heraus geschaffenes oder erkennbares; es entsteht vielmehr organisch, unbewußt wie die Pflanze, aus dem innersten Wesen des Volkes, dem *Volksgeiste*, heraus, in Zusammenhang und Wechselwirkung mit dessen anderen Aeußerungen, als Sprache und Sitte. Wie diese, ist somit auch das Recht in ständigem Fluß der *Entwickelung* begriffen. Ganz ähnliche Aeußerungen finden sich auch in *Hegels* Rechtsphilosophie (§ 3), deren Verwandtschaft mit der historischen Rechtslehre gemeinhin nicht genügend gewürdigt wird.

Aus dieser Grundanschauung entnahm *Savigny* das Rüstzeug zu seinem berühmten Kampfe gegen *Thibaut* in Sachen der Schaffung eines bürgerlichen Gesetzbuches, das er als eine leicht zur Verfälschung des wahren, im Volke ungeschrieben lebenden Rechts führende Mißbildung fürchtete. Aus ihr ergibt sich nicht minder die Unmöglichkeit eines aus der subjektiven Vernunft zu gewinnenden natürlichen Rechts mit unwandelbarem Inhalt.

So hat die historische Schule von vornherein der naturrechtlichen Betrachtungsweise mit kühler Gleichgültigkeit oder gar mit offener Ablehnung gegenübergestanden, und ihr Triumph schien zugleich das Grabgeläute der alten naturrechtlichen Herrlichkeit zu bedeuten. Der zunehmende Einfluß der, seit *Darwin* von evolutionistischen Gedanken beherrschten, *Naturwissenschaften*; das Aufblühen der *vergleichenden* Rechtswissenschaft, die uns selbst in den Grundpfeilern des modernen Rechtssystems — dem privaten Eigenthum und der monogamischen Ehe — bloße *historische* Kategorien von verhältnißmäßig jugendlichem Alter zu sehen lehrte, half vollends in den letzten Dezennien den Glauben an die *Wirklichkeit* nicht nur, sondern selbst an die *Möglichkeit* eines Rechts von unwandelbarem Inhalt zu zerstören. Wir sind soweit gekommen, daß es, nach einem geistreichen Wort *Zitelmanns*,[4]) derzeit fast als contra bonos mores gilt, sich als naturrechtsgläubig zu bekennen.

Und doch ist die so viel befehdete und bespöttelte Anschauung mit nichten ausgestorben. Das hat vor kurzem gerade der Jurist feststellen müssen, der als schwergewappneter Kämpe auszog, um, wie er (S. 118) sagte, das naturrechtliche Unkraut mit Stumpf und Stil auszurotten; *Bergbohm* mußte in seiner oben genannten Schrift als Ergebniß seiner sorgfältigen Durchmusterung der in- und ausländischen Literatur konstatiren, daß dieselbe fast in der gesammten Kulturwelt von Naturrecht durchsetzt sei (S. 233). Und E. J. *Bekker*[5]) bezeichnet die Naturrechtelei als einen der hauptsächlichsten Gründe, welche den von ihm behaupteten und beklagten Niedergang der deutschen Rechtswissenschaft verschuldet haben sollen.

Ja, es mehren sich gerade in unsern Tagen die Stimmen, welche in aller Form dem strengen Historismus zuwider die Berechtigung eines modernisirten Naturrechts vertreten, nicht zwar im Sinne „des einen wahren und allbeglückenden Rechts“, sondern — Worte G. *Hartmanns*[6]) — „der Darstellung eines mehr relativen, natürlichen oder idealen Rechts, welches sich der geschichtlichen Entwickelung und den gegebenen Zuständen der besonderen Rechtsgemeinschaft anpaßt“. Und *Rud. Stammler* konstatirte, es seien nicht Schwertschläge, welche die historische Schule dem Naturrecht versetzt habe, sondern Nadelstiche und Scheltworte. In seinem neueren Werk über „Wirthschaft und Recht“ tritt *Stammler* gar in aller Form zu den Verfechtern des Naturrechtes über, zwar nicht in dem überwundenen Sinne eines „absolut geltenden oder auch nur theoretisch unabänderlichen Rechts“, wohl aber als einer „anregenden Betrachtung über einen zu schaffenden Rechtszustand“. Aehnlich glaubt auch v. *Petrazycki* in der von ihm empfohlenen neuen Wissenschaft der „Zivilpolitik“, die es mit einer planmäßigen Kritik der bestehenden Zivilgesetze zu thun haben soll, eine „Wieder-

3) Nachweisungen bei *Bergbohm* S. 167.

4) In seinem Wiener Vortrag über: „Die Möglichkeit eines Weltrechts“, 1888, S. 4. S. auch über und gegen den modernen extremen Positivismus, vorzüglich im Strafrecht, die geistvollen und warm empfundenen Bemerkungen von *Birkmeyer* in der „Kritischen Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung“, 1889 (Bd. 31) S. 552 fg.

5) In der Festschrift für Ihering: „Ernst und Scherz über unsre Wissenschaft“, 1892.

6) Leibniz als Jurist und Rechtsphilosoph, 1892, S. 104.

geburt des Naturrechts" auf modernisirter Grundlage herbeiführen zu können.

Daß die Schule der spezifisch katholischen Rechtsphilosophen, der wir aus der jüngsten Zeit eine Reihe zum Theil sehr beachtenswerther Untersuchungen verdanken, am Naturrecht, und zwar gemeinhin in dem alten strengen Sinne der thomistisch-kanonischen Lehre festhält, darf vollends nicht wundernehmen. Der Glaube daran durchzieht z. B. wie ein rother Faden das ganze, dickleibige Werk des Jesuiten Heinrich Pesch über „Liberalismus, Sozialismus und christliche Gesellschaftsordnung", und bitter beschwert er sich über die moderne evolutionistische Wissenschaft, für welche „selbst die Vorstellung von einem, seinem wesentlichen Inhalt noch für alle Perioden der Menschheitsgeschichte absolut geltenden Rechte" zu schwer sei (S. 101).

## II.

Bevor ich meinen eigenen Standpunkt mit der an dieser Stelle gebotenen Kürze vorführe, ist es angebracht, den Gegensatz zwischen Naturrecht und positivem Recht begrifflich abzugrenzen. So leicht nun der Begriff des positiven Rechts festzustellen ist — als des durch menschliche Satzung oder Uebung irgendwo und irgendwann historisch erwachsenen, geltenden Rechts, so schwierig dürfte angesichts der Verschiedenartigkeit und vielfachen Unklarheit der Ansichten seiner Bekenner die Feststellung des Naturrechtsbegriffes sein. Im allgemeinen hat man zu ihm alles Recht zu zählen, das ohne Vermittelung eines empirisch nachweisbaren, positiven Entstehungsgrundes unmittelbar aus der Rechtsvernunft oder einem anderen „höheren" Gesichtspunkt außerhalb des positiven Rechts abgeleitet wird. Möchten insoweit sämmtliche Naturrechtslehrer einig sein, so zeigen sich bei näherem Zuschauen die stärksten Gegensätze.

a) Es ist denkbar und wird vertreten sowohl ein Naturrecht mit ewigem, als ein solches mit variablem Inhalt. Gewöhnlich denkt man nur an das erstere — so nicht nur alle diejenigen, die den Rechtsinhalt direkt aus einer einmaligen göttlichen Offenbarung oder einem anderen metaphysischen Prinzip ableiten, sondern auch zahllose andere Freunde und besonders Feinde des Naturrechts. Aber mit Entschiedenheit muß demgegenüber auf die Möglichkeit eines Naturrechtes im Sinne evolutionistischer Weltanschauung hingewiesen werden; eines Rechtes, das sich mit der kulturellen Entwickelung ändert, aber für diese Zeit und für dieses Volk einen jeweils bestimmten, von positiver Satzung unabhängigen Inhalt aufweist. Nur einem solchen, wenn man will, abgemilderten Naturrechte reden die besonneneren seiner Vertreter das Wort, sowohl im 18. Jahrhundert, wie Voltaire, als besonders in der Gegenwart, wie Hartmann, Goldschmidt und andere von Bergbohm der Naturrechtelei beschuldigte Juristen unsrer Zeit. Ein solches wird auch Goethe vorgeschwebt haben, wenn er in der Schülerscene des Faust den Mephisto den positiven, sich wie eine ewige Krankheit fortschleppenden Gesetzen und Rechten, das Recht, das mit uns, das heißt, dem derzeit lebenden Geschlecht geboren ist, gegenüberstellt. Ein starker Gegensatz fürwahr zu den „ewigen Rechten", die der temperamentvollere Schiller seinen Stauffacher vom Himmel herunterholen läßt!

b) Auch darüber finden wir wichtige Meinungsverschiedenheiten, woher das Naturrecht seinen Stoff schöpft. Bald läßt man es objektiv, in einer über menschliche Kritik erhabenen Weise, aus einer göttlichen Offenbarung entspringen — so die Scholastiker und noch heute manche, vornehmlich katholische, bisweilen auch strenggläubige protestantische Gelehrte, wie der ehrwürdige Huschke. Oder aber man erblickt darin mit den Männern der Aufklärungszeit ein durch die Mittel verstandesmäßiger Reflexion zu erfassendes Werk der subjektiven Vernunft.

c) Nicht minder groß sind die Gegensätze in der dem Naturrecht zugeschriebenen Geltung. Die radikalste Richtung, wie sie vor und während der Revolutionszeit schier Markt und Gassen füllte, wie sie aber auch als Konsequenz der scholastischen Lehre leicht gezogen werden konnte und thatsächlich bisweilen gezogen ist — ich denke an die Monarchomachen — sah im Naturrecht das eigentliche, wahre höhere Recht, dem gegenüber das abweichende positive Recht als materiell ungerecht und verwerflich angesehen und bekämpft, bestenfalls als Nothbehelf anerkannt, andrerseits bisweilen sogar — so vielfach die Sklaverei — als „nichtig" in seiner selbst formellen Geltung angezweifelt wurde.[7]) Treffend sagt Bergbohm von dieser Richtung: „Sie wollte gar nicht die wirkliche Rechts- und Staatsordnung begreifen, sie wollte sie vernichten." (S. 170.)

Aber in alter und neuer Zeit hat es auch nicht an gemäßigteren Naturrechtsdoktrinen gefehlt, denen Bergbohm in seinem das gerechte Maß auch sonst vielfach überschreitenden Angriff nicht genügende Aufmerksamkeit zollt. Seine Behauptung (S. 131): „Jedenfalls soll das Naturrecht etwas normatives sein, dem außer dem positiven und, im Falle des Widerspruchs seitens des letzteren, trotz des positiven Rechts eine verpflichtende Bedeutung für Rechtsleben und Rechtsentwickelung gebühre", trifft keineswegs alle Naturrechtsmänner. Gar Viele von ihnen schreiben dem Naturrecht außer seiner philosophischen und rechtspolitischen Bedeutung nur die Rolle zu, zur Ergänzung der im positiven Recht etwa vorhandenen Lücken zu dienen. Diese Bedeutung als einer ergänzenden Rechtsquelle haben den „natürlichen Rechtsgrundsätzen sogar verschiedene Gesetzbücher ausdrücklich zugestanden, so das Oesterreichische bürgerliche Gesetzbuch, § 7, möglicherweise auch der Code civil in seinem bekannten § 4.[8])

Noch weniger entsprechen dem Bergbohm'schen Satze diejenigen Parteigänger der Naturrechtsdoktrin, die wie Gierke und Lasson, lediglich an das Vorhandensein einer vom jeweils geltenden positiven Recht unabhängigen und ihm möglicherweise widersprechenden Rechtsidee glauben; oder, wie Stammler, im Naturrecht einen in den Dienst der Rechtspolitik zu stellenden Werthschätzungsmaßstab für das positive Recht erblicken.

(Schluß folgt.)

---

## Zur Wandlung des ersten in den zweiten Nietzsche.

Von Prof. Dr. Alois Höfler (Wien).

### II.

Wenn nun äußerliche Erlebnisse nicht die zwingenden, ja nicht einmal die annähernd ausreichenden Gründe für den Bruch der „Sternenfreundschaft"

---

7) S. auch Pesch a. a. O. S. 374, 365, 460.

8) S. dazu Bergbohm S. 183.

Nietzsches mit Richard Wagner bilden — darf ein wie immer schweres körperliches Leiden als Erklärungsgrund herangezogen werden, das nicht nur jenes Brechen mit allem früher Gelebten und Geliebten, sondern auch die nun anhebende, eine ganze Welt in ihre Kreise ziehende literarische Produktivität verständlich zu machen vermöchte.

Es ist von vornherein ausgeschlossen, daß eine solche Hypothese die Zustimmung derer gewinnen könnte, die nur den zweiten Nietzsche kennen und als den Einzigen bewundern. Es gibt aber auch Einige, die nur den Ersten lieb gewonnen haben, und immerhin eine wissenschaftliche Hypothese daran wagen mögen, wenn sie ihnen hilft, ein theueres altes Bild fleckenlos sich zu erhalten. Mag dieser kleinen Gemeinde der nach beiden Seiten hin unbefangene Leser den Liebesdienst nicht versagen, eben durch die Unbefangenheit die Hypothese verifiziren oder exkludiren zu helfen, je nachdem sie es verdient. Nicht um eine pathologische Diagnose im strengen Sinne des Psychiaters — ich wiederhole es — soll es sich uns handeln, und noch weniger um eine die psychiatrische Methode (nach den bekannten Diagnosen über Lear, Hamlet, Gretchen . . .) nachahmende schöngeistige Einfügung von Nietzsches Gestalt in einen der mit den wissenschaftlichen Etiketten „Paranoia“, „Mania“, „Dementia“ u. s. f. versehenen fertigen Rahmen.

Die Frage lautet vielmehr: Waren die Ideale, denen der erste Nietzsche gehuldigt hatte, von der Art, daß sie ein bestimmtes Maß von Gesundheit, von Vollkraft fordern, wenn man ihnen treu bleiben soll — oder aber war wirklich, wie Nietzsche selbst meinte und lehrte, die Abwendung von ihnen das Anzeichen erst eingetretener Gesundung? Ich kann nicht anders, als mich für das erste Glied dieser Alternative entscheiden. Der Mann, der einen Monat nach den ersten Bayreuther Bühnenfestspielen an Richard Wagner schreibt: „Völlige Ruhe, milde Luft, Spaziergänge, dunkle Zimmer — das erwarte ich von Italien. Mir graut davor, dort etwas sehen oder hören zu müssen —“, der arme Kranke hatte jene Spiele freilich fliehen müssen, wahrlich nicht erst um Imponderabilien willen. Nicht als ob wir behaupten möchten, physische Unruhe und Qual sei der einzige Impuls zur Flucht gewesen. Wer sich vier Jahre lang auf die ersten deutschen Bühnenfestspiele gefreut und im Angesicht der Siegfriedtragödie selbst ein Siegfried, ein „Mensch der Zukunft“ zu werden gehofft hatte, muß noch viel tiefer als durch die leibliche Qual gepeinigt gewesen sein durch das Bewußtsein, so gar nicht wie ein Siegfried, aber auch nicht wie ein froh entsagender „Wanderer“ den Traum der vier Jahre wahr werden zu sehen. Die Schrift „Richard Wagner in Bayreuth“ hatte sich zum Schluß vom Kunstwerk an die Menschheit gewendet: „Und nun fragt euch selber, ihr Geschlechter jetzt lebender Menschen! Ward dies für euch gedichtet? Habt ihr den Muth, mit eurer Hand auf die Sterne dieses ganzen Himmelsgewölbes von Schönheit und Güte zu zeigen, und zu sagen: es ist unser Leben, das Wagner unter die Sterne versetzt hat? Wo sind unter euch die Menschen, welche das göttliche Bild Wotans sich nach ihrem Leben zu deuten vermögen und welche selber immer größer werden, je mehr sie, wie er, zurücktreten? Wer von euch will auf Macht verzichten, wissend und erfahrend, daß die Macht böse ist? . . .“ Daß Nietzsche fast noch an dem Tage, da er diese Worte Wagner widmete, jene Fragen auch schon im entgegengesetzten Sinne beantwortet hat, nennen die Freunde des Verneiners einen Beweis von Kraft. Um die Innengründe also dreht sich der Streit, und durch sie kann demnach die Frage nach Kraft oder Unkraft nicht entschieden werden. Daß aber schon jener trübselige äußere Grund einer physischen Unfähigkeit zum Anhören vielstündiger Musik dem Kranken nur zu deutlich sich aufgedrängt hat, bezeugen uns die Anfangsworte des „Fall Wagner“ (1888):

„Ich hörte gestern — werden Sie es glauben? — zum zwanzigstenmale Bizets Meisterstück. Ich harrete wieder mit einer sanften Andacht aus, ich lief wieder nicht davon. Dieser Sieg über meine Ungeduld überrascht mich. Wie ein solches Werk vervollkommnet! Man wird selbst dabei zum „Meisterstück“. — Und wirklich schien ich mir jedesmal, daß ich Carmen hörte, mehr Philosoph, ein besserer Philosoph, als ich sonst mir scheine: so langmüthig geworden, so glücklich, so indisch, so seßhaft . . . Fünf Stunden Sitzen: erste Etappe der Heiligkeit! — Darf ich sagen, daß Bizets Orchesterklang fast der einzige ist, den ich noch aushalte? Jener andere Orchesterklang, der jetzt obenauf ist, der Wagnerische, brutal, künstlich und „unschuldig“ zugleich und damit zu den drei Sinnen der modernen Seele auf einmal redend, — wie nachtheilig ist mir dieser Wagnerische Orchesterklang! Ich heiße ihn Scirocco. Ein verdrießlicher Schweiß bricht an mir aus. Mit meinem guten Wetter ist es vorbei. — Diese Musik scheint mir vollkommen. Sie kommt leicht, biegsam, mit Höflichkeit daher. Sie ist liebenswürdig, sie schwitzt nicht.“

Mag hinter diesen Scherzen (die auf das Niveau der Fliegenden Blätter herabzusteigen suchen: „Wo haben Sie übernachtet? In der „Götterdämmerung“ — aber freilich zu gekünstelt klingen, um Jemand lustig stimmen zu können) der heftigste Ernst, von dem einst Geliebten sich frei zu machen, verborgen sein — der cynische Ton von Feindseligkeit erinnert nur allzusehr an eine dem Psychiater wohlbekannte paradoxe Erscheinung: Es überfällt gewisse Kranke ein Drang nach gröbster Unanständigkeit in Ausdrücken und Geberden, und er überfällt sie um so heftiger und findet sie um so wehrloser, je zarter und schamhafter sie in gesunden Tagen gewesen waren.

Bei weitem noch nicht so schrill freilich war der Ton in der ersten Schrift „Menschliches, Allzumenschliches“ (1878) gewesen, die die lange Kette von Schriften des zweiten Nietzsche eröffnete und die das unmittelbare literarische Erträgniß jener Flucht aus Bayreuth war. Vielleicht darf ich hier des Eindruckes gedenken, den das Erscheinen jenes Buches auf mich gemacht hat; denn wie gesagt, es sind ja eben nicht Viele, die damals das Erscheinen von Schriften Nietzsches überhaupt bemerkt haben. Das Buch verblüffte durch die Kälte, zu welcher der noch in seiner unmittelbar vorhergegangenen Schrift „Richard Wagner in Bayreuth“ vor Begeisterung glühende Schriftsteller sich zu zwingen schien. Und dabei kein Wort zur Begründung des Wandels: Der Leser hörte von den ersten Sätzen des Buches in Inhalt und Ton genau das Gegentheil von dem sagen, was die bisherigen Schriften gesagt hatten, indem sie sich mehr noch als an den Kopf des Lesers an sein Herz wendeten. So konnte es dieser nicht wohl anders denn als einen grausamen Scherz empfinden, den man sich hier mit ihm erlaube.[5])

Wieder sucht die Biographin nach äußeren Gründen, warum das kalte Buch nicht warm aufgenommen wurde. Bedeutsamer als alles, was hierüber gesagt werden kann, sind folgende Stellen der Biographie (Zweiter Band, 1. Abtheilung, S. 313):

5) Der Kniff des Verlegers Schmeitzner, das Buch just den Mitgliedern des damals eben begründeten Patronatsvereines der Bayreuther Bühnenfestspiele wie eine Fortsetzung der „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ zu empfehlen, erhöhte den Eindruck einer Mystifikation. Auch Frau Förster-Nietzsche gedenkt mehrmals der Neigung des Verlegers zur Sensation.

„Da es mich sehr betrübte, meinen Bruder so leiden zu sehen, und damals weder den tiefsten Grund seines Leidens, noch die Nothwendigkeit einer Trennung von Wagner begriff, so machte ich im Februar 1879 einen schwächlichen Versuch, Wagner und meinen Bruder wieder zu versöhnen. Ich schrieb in diesem Sinne an Cosima; sie beantwortete in der liebevollsten Weise alles, was mich persönlich betraf, aber über das Menschliche, Allzumenschliche war das Urtheil so vernichtend, so eisig, so hoffnungslos, daß ich für die Zukunft jeden Versuch einer Versöhnung aufgab. Ich lasse hier einige Stellen aus ihren Briefen folgen (sie schrieb mir zweimal darüber):

„. . . Du sprichst von „Mißverständnissen“ und „Zuträgereien“ Theuerste; diese haben aber nicht stattgefunden, sondern unsrerseits Schweigen, tiefstes und wohl unaufhörliches Schweigen. Das Buch Deines Bruders hat mich mit Kummer erfüllt; ich weiß, er war krank, als er alle diese, geistig so sehr unbedeutenden, moralisch so sehr bedauernswerthen Sätze niederschrieb, als er, der Tiefsinnige, mit allem Ernsten oberflächlich umging, und über Dinge sprach, die er nicht kennt; wollte der Himmel, er hätte nur so viel Gesundheit gehabt, um dieses traurige Zeugniß seiner Krankheit nicht herauszugeben! Ich habe nur wenig daraus gelesen, weil dieses Wenige mir sagte, daß Dein Bruder es mir nicht Dank wissen würde, dieses Werk nicht haben gründlich kennen gelernt. Der Verfasser von „Schoppenhauer als Erzieher“ verspottet das Christenthum! Und zwar im Tone wie es ein Jeder thut! Jetzt aber laß uns hierüber schweigen, den Autor dieses Werkes kenne ich nicht, Deinen Bruder, der uns so Herrliches gegeben, kenne ich und liebe ich, und das lebt fort in mir.“

„. . . Den Dünkel ganz unerwähnt lassend, welcher sich durch das Betiteln eines jeden, noch so nichtssagenden Satzes kund gibt, will ich nur bemerken, daß Aphorismen beinahe einem jeden gelingen, während das Bedeutende eines Buches eben in dem Zusammenhange besteht . . .

Du sprichst häufig von der Wahrheit welcher alle Opfer zu bringen gewesen seien. Aber, Liebste, die Menschen, welche der Menschheit Wahrheiten zu enthüllen hatten, sind im Laufe der Jahrtausende höchst seltene Erscheinungen gewesen, und so sehr der Autor des allzumenschlichen Buches die Verhältnisse zu übersehen scheint, so glaube ich, wird er selbst doch nicht meinen, Wahrheiten ausgesprochen zu haben; umsoweniger, als alles, was er abgerissen vorbringt, bereits systematisirt ist . . .

Von seinen Werken zu sagen (was höchstens Andere und nach geraumer Zeit sagen könnten), meine Schriften sind Entwicklungsstufen, ist gar seltsam; ungefähr wie wenn Beethoven gesagt hätte: ich schreibe jetzt in meiner dritten Manier. Und daß der Autor selbst nicht an das glaubt, was er niederschreibt, sondern nur sich selbst die Einwendungen dagegen nicht vorhalten kann, das leider empfindet man, indem man ihn liest, und das bezeichnete ich als Sophistik, von welcher ich nur wünschte, daß sie glänzender sei und die Paradoxen einem den Eindruck des Uebermuthes machen könnten; woran man dann noch, wie an manchen Tollheiten des übersprudelnden Geistes, Freude haben könnte. Aber dürftig sein und unwahr, frevelhaft und armselig, das ist traurig, und mit diesem Worte des wirklichen Mitleidens schließe ich endlich ab. Möchte der Verrath dem Autor gute Früchte bringen! Wie gesagt, er befindet sich jetzt in der zahlreichsten Gesellschaft, und hat einen sehr kleinen, dürftigen Kreis verlassen.“

Ich habe von diesen intimen Beurtheilungen jener Schrift erst 18 Jahre später, eben aus Frau Förster-Nietzsches Buch, Kunde erhalten. Nur ganz allmählich hatte sich mir während dieser langen Zeit die Formel festgestellt, unter der ich das Rätsel jener Schrift und aller Feindschaft, mit der der zweite Nietzsche den ersten bedachte, zu begreifen vermochte und vermag. Ein schönes Wort Hans v. Wolzogens über das Deutsch-Evangelische, es verlange nach Kraft und nicht nach Macht“,[6]) helfe uns die Lösung des Rätsels festhalten.

Unkraft war es, die Nietzsche von den Idealen seiner Jugend abgedrängt hat — und ein mehr oder minder dunkles, jedenfalls aber immer quälendes Bewußtsein dieser Unkraft hat als einzig noch mögliche Form einer scheinbar kraftvollen Abwehr die Feindseligkeit hinzugethan. — Mit lebhafter Bewunderung fand ich nun diese Auffassung ausgesprochen schon vor zwanzig Jahren in jenem Briefe der Frau Cosima Wagner, die eine „physiologische Erklärung“ zuhülfe ruft: „Eine zersetzte Organisation kann die Macht gewisser Empfindungen und Ansichten nicht mehr ertragen und fühlt sich zum Verrath durch das Unbehagen gedrängt . . .“

Hier also jene Hypothese, von der wir schon wissen, daß die Verehrer des zweiten Nietzsche sie nimmermehr zugeben wollen und dürfen. Wer wollte auch — von ethischen Betrachtungen hier nicht zu sprechen — dem ästhetischen Gefühle beweisen, daß der gepriesenen Zarathustra-Poesie dennoch eins fehle: die Kraft des „Gestaltens“ — — daß gerade dieses oberste Maß von Künstlerschaft nicht angelegt werden dürfe an alles heiße Bemühen, „poetische Situationen, Landschaft, Stimmung wiederzugeben“.

Vielleicht aber lassen die Verehrer des zweiten Nietzsche es als ein Entgegenkommen gelten — und ganz objektiv: es stützt unsre psychologische Hypothese von der „Unkraft“ — wenn die Getreuen des ersten Nietzsche sich deutliche Rechenschaft darüber geben, wie auch die fünf ersten Schriften das „urkräftige Behagen“ ursprünglicher Produktivität vermissen lassen. Man mag es ja einem 25—30jährigen zugute halten, wenn die Gedanken- und Gefühlswelt, der er neuen und gesteigertsten Ausdruck gibt, doch keine eigenwüchsige, sondern eine von Größeren, Reiferen überkommene ist. Niemand aber, der die Drei: Schopenhauer, Richard Wagner und den ersten Nietzsche völlig kennt, kann verkennen, wie jeder Gedanke jener fünf Schriften Nietzsches schon längst von Schopenhauer und von Wagner[7]) vorgedacht gewesen war. . . . Daß diesen Gedanken der junge Baseler Professor seine Philologie (von der der Nicht-

6) Nietzsche's Ersetzung des „Willens zum Leben“ durch einen „Willen zur Macht“ fordert zur Sammlung von Beispielen auf, wie oft und gut sich Macht und Unkraft vertragen. Hieher alle kleinen „Geschichten, wie man Präsident wird“. Ein großes Beispiel aber findet man ausgeführt in Chamberlains Richard Wagner-Buch, S. 344, wo darauf hingewiesen wird, wie zum Verständniß Robespierres jener Gegensatz von Hippolyt Taine herangezogen worden ist — ganz wie ihn 30 Jahre früher schon Richard Wagner an der Gestalt jenes „höchst ärmlichen Menschen“ erschaut hatte.

Ganz unmittelbar ließe sich sogar aus Nietzsche's Preisen der Macht auf ein Gefühl eigener Unkraft schließen.

7) Am Tage vor dem Vortrage in der Philosophischen Gesellschaft kam mir das Schlußheft von Windelbands „Geschichte der Philosophie“ (2. Aufl.) zur Hand. Daselbst lesen wir S. 546: „Während Nietzsche früher Wagner von Feuerbach zu Schopenhauer bekehrt hatte, so geht er jetzt selbst den umgekehrten Weg.“ Wer einige Jahreszahlen kennt, wird über diese Darstellung nicht wenig überrascht sein. In Wahrheit hat Wagner Schopenhauer auf eine Anregung Herweghs und Willes im Jahre 1854 kennen gelernt, nachdem die Dichtung des „Ring des Nibelungen“ und die Komposition des „Rheingold“ vollendet, die der „Walküre“ begonnen war. (Vgl. Chamberlains genaue chronologische Darstellung in diesen Blättern, 1898, Nr. 47.) Nietzsche war damals 10 Jahre alt, und 14 Jahre später lernte er Richard Wagner kennen — 10 Jahre nach der Schöpfung des Tristan! . . . Wie, wann und wo sich wohl Windelband die „Bekehrung Wagners zu Schopenhauer durch Nietzsche“ denken mag? . . . Aber — „Geschichte der Philosophie“ ist es doch. . . .

Kaum minder willkürlich ist folgende Darstellung Windelbands S. 545: „Die beiden Momente des inneren Antagonismus in seinem eigenen Wesen hat Nietzsche selbst als das „Dionysische“ und das „Apollinische“ bezeichnet: es ist der Gegensatz von Voluntarismus und Intellektualismus, der Gegensatz des Schopenhauer'schen Willens und der Hegel'schen Idee.“ Wozu doch hier Hegel? — „Hegels Idee“? Lag es nicht nahe genug, dem Schopenhauer'schen Willen „Schopenhauers Idee“ an die Seite zu stellen? In der That ist ja in Nietzsche's „Apollinischem“ ganz unverkennbar nur Schopenhauers „willensfreies Erkennen“ mit seinem Korrelat, der Platonischen „Idee“, wie Schopenhauer sie für seine Aesthetik rezipirt oder umgebildet hat, wiedergezeichnet.

philologe, wie meine Wenigkeit, es einem Erwin Rhode glauben muß, daß sie eben so gründlich als in ihrer Art neu gewesen sei) zur Verfügung stellt, fügt kein neues, kein unproduktives Element hinzu.

Wie stehen sich nun hier, in Wagners Schöpfungen und Nietzsches Verkündigungen dieser Werke, Kraft und Unkraft gegenüber? Ist es z. B. nach eine Steigerung der bis an die Grenzen menschlicher Gefühlswelten vordringenden Dichtung und Musik des „Tristan", wenn Nietzsche in der „Geburt der Tragödie" (S. 121) so von ihr spricht:

„An diese echten Musiker richte ich die Frage, ob sie sich einen Menschen denken können, der den dritten Akt von „Tristan und Isolde" ohne alle Beihülfe von Wort und Bild rein als ungeheuren symphonischen Satz zu percipiren imstande wäre, ohne unter einem krampfartigen Ausspannen aller Seelenflügel zu verathmen? . . . Hier bricht jedoch die apollinische Kraft, auf Wiederherstellung des fast zersprengten Individuums gerichtet, mit dem Heilbalsam einer wonnevollen Täuschung hervor, plötzlich glauben wir nur noch Tristan zu sehen, wie er bewegungslos und dumpf sich fragt: „Die alte Weise, was weckt sie mich?"

Aeußerste Exaltation hat sich hier aufs geistreichste geäußert. Für den Schriftsteller aber ist der Gedankenflug zum Ikarusflug geworden — und als er das Wachs seiner „krampfartig ausgespannten" Flügel schmelzen fühlte, sollte Kälte den Schaden heilen. Gewiß: schon einer Exaltation wie der von Richard Wagners „Tristan" hätte es ebenso ergehen können, nach Vieler Meinung: sollen. Nur eben ist es dem Kunstwerke nicht so ergangen, sondern auch diese unerhörteste Dichtung und Musik hat es sich erzwungen, eine bis zum heutigen Tage nur immer noch wachsende Menge zu beglücken, zu beseligen. — Oder ist auch das Berufung nur auf „Macht", nicht auf „Kraft"? . . .

Möchte man doch van Seite der wie immer nicht zur Gemeinde Richard Wagners Zählenden es mit unsrer nur allzu menschlichen Hypathese versuchen, ehe man der Trennung Nietzsches van Richard Wagner bald die kleinlichsten, niedrigsten Mative unterlegt, bald wieder zu den künstlichsten Kanstruktionen einer sublimen Nothwendigkeit greift, insalge deren Richard Wagner für Friedrich Nietzsche eines Tages nicht mehr genug gewesen sein soll. — Zumal die erklärte Partei des zweiten Nietzsche sollte keinen Vorwurf gegen Wagners Kunst darin ersehen, wenn diese ein nicht geringes Maß von Gesundheit bei denen voraussetzt, die ihrer froh werden sallen. Sie brauchen ja, indem sie dieser Kunst Größe zugestehen, es nur im quantitativen Sinne zu thun (im Kant'schen Sinne des „mathematisch Erhabenen", noch gar nicht des „dynamisch Erhabenen"), um Nietzsches Bekenntniß, er sei für sie nicht mehr genug „seßhaft", leider nur allzu triftig finden. Es gibt eben Dinge, für die man nicht Dekadent sein darf; z. B. den Uebermenschen in die Welt zu setzen, oder — ihn aus der Welt zu schaffen. Keine bloße „Macht" leistet das.

Es ist aft und treffend gesagt worden, wie allem, was der zweite Nietzsche pries, das Bewußtsein zugrunde liegt, daß er es selbst nicht besitze. Nicht einmal den „Willen zur Macht" hat er selbst besessen; seine Freundin Meysenbug hat uns ja auch den zweiten Nietzsche als den noch immer wie von je Zarten, Gütigen geschildert: der van Schapenhauer Erzogene zeugte bis ans Ende für seines Meisters Lehre van der Unzerstörbarkeit des Charakters. Analoges vom Intellekt nachzuweisen, mag einer künftigen Nietzsche-Philolagie vorbehalten bleiben, nämlich durch eine bis ins einzelne vollständige Vergleichung aller Leitgedanken des zweiten Nietzsche die Keime schan im ersten, letztlich alsa in Schapenhauer und Wagner aufzuzeigen. Sein Kultus des Genies war ja die Fartsetzung des Kultus seiner beiden Erzieher; sein Uebermensch eine Reprise des schonungslasen Jung-Siegfried (nur daß ihm die Züge der Liebenswürdigkeit abgestreift sind).

Aber auch in den scheinbar ernstesten, schrecklichsten Lehren der späteren Schriften läßt sich eine eigenthümliche Methode aufdecken, für alte Ideale einzutreten. Ich wähle als Beispiel — denn Nietzsches und mein Paradaxon bedarf eines salchen, um überhaupt verständlich zu sein — sein scheinbares Predigen gegen das Mitleid in „Menschliches, Allzumenschliches" (I. Aphorisma, 50). Indem er wieder zuerst La Rochefoucault lobt, wenn er alle die, welche Vernunft haben, var dem Mitleiden warnt — „freilich solle man Mitleiden bezeigen, aber sich hüten, es zu haben" —, so lehren doch die weiteren Ausführungen, daß Nietzsche sich eigentlich nur empört über den Mißbrauch des Mitleidens, indem „das beredte Klagen und Wimmern, das Zurschautragen des Unglücks, im Grunde das Ziel verfolgt, den Anwesenden weh zu thun". — Heißt dies aber nicht die Heiligkeit des Mitleides vertheidigen? — Warum aber mußte dann für salche Verkündigung die Farm des Angriffes, der Verhöhnung gewählt werden?

Vielleicht hat er selbst in „Jenseits von Gut und Böse" uns den Schlüssel zum Geheimniß des zweiten Nietzsche gegeben: „Es gibt einen reichlichen, überreichlichen Genuß auch am eigenen Sichleidenmachen" . . . Dann aber wäre seine Wandlung, seine scheinbare Abkehr van Richard Wagner, der stärkste Beweis, daß er ihn unwandelbar aufs stärkste geliebt hat?! Und in seinem Selbstpeinigen wäre er vor allem der Asket, der „Heilige" fast im Sinne seiner Schopenhauer-Schrift geblieben?![8])

Welche ungeheuere Mystifikation, wenn unsre Jugend nicht ahnte, daß ihr in der Form der Verhöhnung alles Ideales doch nur dieses angepriesen werde — daß sie nur aufgefordert sei, seine Tragfähigkeit durch Ueberspannen bis zum Zerreißen zu prüfen. Dann freilich wäre nur der Wunsch Walzagens an Nietzsches Grab möglich: „Einer anderen Jugend als die unsre, die an einer anderen Begeisterung unbesonnen erkrankt uns dünkt, ihr möge das Leben helfen". Vielleicht aber hilft es auch — denn auch das ist ja immer noch ein Stück Leben —, wenn wir Aelteren, die wir das Heroenzeitalter der deutschen Kunst, des deutschen Idealismus miterlebt haben, es an „Tapferkeit in der Vertheidigung", diesmal des ersten gegen den zweiten Nietzsche, der treuen Schwester Nietzsches gleich thun und bekennen, daß so wenig sie selbst, die Allertreueste, durch ihres zweiten Bruders Lehre van der Pflicht der Untreue sich hat je im Leben leiten lassen, auch in uns der „Umwerther aller Werthe" seine erste Lehre und Liebe nie zu zerstören vermacht hat.

---

## Besprechungen.

„Die Rosenkranzjungfer und anderes" von Klara Viebig. Berlin, F. Fontane u. Co. 1901. — Ein neues Buch von Klara Viebig, das bedeutet immer große Erwartungen für den Leser, und es bedeutet auch große Ansprüche, die er daran stellen wird. Denn in ihrer scharf ausgeprägten künstlerischen Individualität ist Klara Viebig eine literarische Er-

8) In einem schönen, besonnenen Nachruf für Friedrich Nietzsche (Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie 1900, S. 494) sagt Raoul Richter, als Vorbild habe Schopenhauer den Heiligen und Nietzsche den Helden hingestellt. Hätten wir den Schleier der Täuschung richtig durchschaut, so wäre Nietzsche der Heilige und der Held zugleich. — Nur freilich: Der wahre Heilige wählt schwerlich die Form der Verletzung Anderer und der wahre Held nicht die der Verletzung seiner selbst.

scheinung, die es sehr ernst mit ihren Aufgaben nimmt, und die nicht leicht genommen sein soll. Die vorliegende Sammlung von Novellen und Skizzen zeigt die ganze große Kraft der Verfasserin, besonders ihre Fähigkeit, große, erschütternde Seelenvorgänge in dem knappsten Raume darzustellen. In einzelnen dieser Geschichten weht der heiße Athem, der durch die Sammlung „Kinder der Eifel" zieht, und stärker noch als dort tritt ihre Hinneigung zu herben, düsteren Problemen hervor, die mit voller Unbarmherzigkeit durchgeführt werden. Die Titelnovelle ist ein kleines Musterwerk, das Schlußkapitel eines Romans, den wir uns daraus konstruiren können. Auch in der Novelle „Genesung" müssen wir uns die Haupthandlung selbst hinzudichten. Die breite, behagliche, etwas satirische Darstellung der Bauernhochzeit bildet den gewollten Gegensatz zu der gedrückten Stimmung in der Krankenstube des verlassenen Mädchens. Außerordentlich fein und stimmungsvoll ist das Sehnen in der jungen Brust im „Frühlingsschauer" zum Ausdruck gebracht. Die Skizze „Rother Mond" behandelt in knappen Zügen und mit erstaunlicher Individualisirung der handelnden Personen ein Thema, aus dem sich leicht ein ganzer Roman hätte machen lassen. Den Gebrauch des „Gemeinen und Niedrigen in der Kunst" versteht die Verfasserin gründlich, das beweist die Geschichte des Schweinchens „Jaschu". Bei einzelnen anderen will es uns scheinen, als ob etwas gar zu viel motivirt, argumentirt und detaillirt sei, was ja auch im Leben nicht immer geschieht, das doch Frau Viebig nachbilden will. Das ist uns besonders bei der Aufhäufung von Peinigendem in der Geschichte „Der Klingeljunge" aufgefallen. Auch der Besuch, den die einsame Gattin von der Geliebten ihres Mannes empfängt („Die Einzige") und die Zwiegespräche zwischen Beiden machen etwas gesuchten Eindruck. Die Geschichten sind nicht alle gleichwerthig, aber auch, wo Klara Viebig nicht ins Schwarze trifft, wo sie zu starken Ausstellungen Anlaß gibt, interessant ist sie immer. S. S.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

**Der gestirnte Himmel im Monat August** (gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends). In mondfreien Augustnächten kommt der Anblick des gestirnten Himmels hinsichtlich des Glanzes und der Anzahl der sichtbaren Sterne jenem in klaren Winternächten ziemlich nahe. Die **Milchstraße** hat nunmehr ihren höchsten Stand erreicht, in leicht geschwungenem Bogen zieht sie, den sichtbaren Theil der scheinbaren Himmelskugel nahezu halbirend, vom nordöstlichen Horizont nahe am Zenithpunkt vorbei zum südlichen Horizont.

Im Scheitelpunkt, inmitten der Milchstraße, steht das Sternbild des **Schwans** mit dem Stern erster Größe **Deneb**, während im Süden, am unteren Rande der Milchstraße, das Sternbild des **Adlers** glänzt, dessen hellster Stern **Atair** eben durch den Meridian geht. Zwischen Schwan und Adler befindet sich der **Fuchs** mit der **Gans** und östlich von beiden letzteren, am Ostrande der Milchstraße, das Sternbild des **Delphins**. Südlich vom Adler kulminirt das Sternbild des **Antinaus**. Die gleichfalls im Süden stehenden Sternbilder des **Schützen**, in welchem gegenwärtig die einander immer näher rückenden Planeten **Jupiter** und **Saturn** glänzen, und des **Steinbocks** erheben sich nicht sehr hoch über den Horizont. Ein breiter dunkler Kanal zieht sich, in der Nähe des Zenithpunktes beginnend, durch den südlichen Theil der Milchstraße hindurch bis zum Horizont hinab; in ihm liegt, südwestlich vom Adler, der **Sobieski'sche Schild**, an welchen sich weiter westlich das Sternbild des **Schlangenträgers** anschließt.

Westlich vom Scheitelpunkt, nur wenig außerhalb der Milchstraße, steht das Sternbild der **Leier** mit dem Stern erster Größe **Wega**, noch weiter westlich und nahezu auf dem gleichen Deklinationskreise stehen die Sternbilder des **Herkules** und der **Schlange**, ersterer mit einem außerordentlich reichen und prächtigen Sternhaufen. Die **Waage** und der **Skorpion** sind im Westen schon theilweise untergegangen, doch ist der rothfunkelnde **Antares**, der hellste Stern im Skorpion, noch tief am südwestlichen Horizont sichtbar.

Im Nordwesten steht die **Nördliche Krone**, unter ihr, schon ziemlich tief, das Sternbild des **Bootes** mit dem hellen Stern **Arkturus**, ferner bemerken wir dort die **Jagdhunde** und, noch weiter gegen Norden, den **Großen Bären**.

Im Südosten ist der **südliche oder Große Fisch** mit dem glänzenden Stern erster Größe **Famalhaut** im Aufgang begriffen; in etwas größerer Höhe steht dortselbst der **Wassermann** und zwischen diesem und dem Delphin das **Füllen**.

Im Osten steht noch ziemlich tief das Sternbild der **Fische** und über diesem das ausgedehnte Sternbild des **Pegasus**. Im Nordosten erblicken wir endlich noch die Sternbilder der **Andromeda** und des **Widders**, und im nördlichen Theile der Milchstraße die Sternbilder des **Cepheus**, der **Cassiopeja**, des **Perseus** und des **Fuhrmanns**, letztere beide noch ziemlich tief am Himmel stehend.

---

Die Sonne nähert sich im Monat August dem Aequator um weitere 9½ Grad. Um die Mitte des Monats steht sie noch rund 14 Grad nördlich von ihm, wonach ihre Kulminationshöhe um diese Zeit für die Breite von München immer noch 56 Grad beträgt. Die Entfernung der Sonne von der Erde nimmt im Laufe des Monats um 120,000 Meilen ab, was ein Anwachsen des scheinbaren Durchmessers ihrer Scheibe von 31' 31.1" auf 31' 41.9" zur Folge hat.

**Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):**

| August | Aufgang | Untergang |
|---|---|---|
| 1. | 4 h 50 m früh | 7 h 50 m abends |
| 8. | 4 59 „ | 7 39 „ |
| 15. | 5 9 „ | 7 27 „ |
| 22. | 5 18 „ | 7 15 „ |
| 29. | 5 28 „ | 7 1 „ |
| 31. | 5 30 „ | 6 57 „ |

Die Tageslänge nimmt hienach im Verlaufe des Monats August ziemlich genau um 1½ Stunden ab, am Ende des Monats beträgt sie noch 13 Stunden 27 Minuten, wozu noch je etwa 50 Minuten für die Morgen- und Abenddämmerung kommen.

**Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat August sind folgende:**

| | | | |
|---|---|---|---|
| 6. August | 9 h | vorm. | Erdnähe (49,810 Meilen) |
| 7. „ | 9 | vorm. | Letztes Viertel |
| 14. „ | 9 | vorm. | Neumond |
| 20. „ | 11 | nachts | Erdferne (54,490 Meilen) |
| 22. „ | 9 | vorm. | Erstes Viertel |
| 29. „ | 9 | abends | Vollmond |

**Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:**

| August | Aufgang | Untergang |
|---|---|---|
| 1. | 7 h 58 m abends | 6 h 8 m vorm. |
| 8. | 11 55 nachts | 2 37 nachm. |
| 15. | 6 26 früh | 7 31 abends |
| 22. | 1 41 nachm. | 10 53 nachts |
| 29. | 6 28 abends | 4 55 früh |
| 31. | 7 25 abends | 7 27 vorm. |

Die Spica, der hellste Stern in der Jungfrau, sowie der helle Doppelstern Beta im Skorpion, werden auch im Monat August (am 19., bezw. 22.) vom Monde bedeckt, wie in den Vormonaten sind aber beide Bedeckungen in unsern Breiten nicht sichtbar.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der **großen Planeten** sind im Monat August noch ziemlich günstige.

**Merkur** geht in rascher rechtläufiger Bewegung vom Sternbild der Zwillinge durch das des Krebses hindurch und kommt gegen Schluß des Monats im Löwen an. Seine Entfernung von der Erde wächst im Laufe des Monats von 17.0 auf 27.8 Millionen Meilen an, der scheinbare Durchmesser seiner Anfang August zu 30 Proz., Ende August aber bereits voll erleuchteten Scheibe sinkt dementsprechend von 7.9" auf 4.8" herab. Am 2. August erreicht Merkur seine größte westliche Elongation von der Sonne mit 19½ Grad, am 9. August passirt er den aufsteigenden Knoten und am 14. August das Perihel seiner Bahn; am 24. August kommt er in die größte nördliche heliozentrische Breite und am 27. August in **obere Konjunktion mit der Sonne** zu stehen. Merkur geht Anfang August etwa 1¾ Stunden, Mitte August immer noch 1¼ Stunden vor der Sonne auf und ist daher während der ersten beiden Monatsdrittel am östlichen Himmel als **Morgenstern** bequem sichtbar. Gegen den Schluß des Monats verschwindet er dann aber rasch in den Strahlen der Sonne. Am 9. August steht Merkur in Konjunktion mit dem Monde.

Venus bewegt sich rechtläufig vom Sternbild des Löwen in das der Jungfrau. Ihr Abstand von der Erde beträgt am 1. August 30.3, am 31. August 26.9 Millionen Meilen, der scheinbare Durchmesser ihrer durchschnittlich zu 87 Proz. beleuchteten Scheibe steigt entsprechend dieser Annäherung an die Erde von 11.2" auf 12.6" an. Venus geht im August ziemlich genau 1 Stunde nach der Sonne unter, sie ist also während des ganzen Monats am westlichen Himmel als Abendstern sichtbar. Am 17. August kommt sie gleichfalls in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Mars geht rechtläufig im Sternbild der Jungfrau vorwärts. Sein Abstand von der Erde wächst im Laufe des Monats von 34.9 auf 38.4 Millionen Meilen an, der scheinbare Durchmesser seiner durchschnittlich zu 91 Prozent beleuchteten Scheibe beträgt im Mittel 5.2". Am 6. August geht Mars durch den niedersteigenden Knoten seiner Bahn, am 18. August steht er in Konjunktion mit dem Stern erster Größe Spica in der Jungfrau, dem er sich hiebei bis auf etwa vier Vollmondsbreiten nähert. Da Mars im August durchschnittlich schon 1¾ Stunden nach der Sonne untergeht, ist er nur noch für kurze Zeit tief am westlichen Abendhimmel sichtbar.

Jupiter setzt seine langsame rückläufige Bewegung im Sternbild des Schützen zunächst noch fort, wird jedoch gegen Ende des Monats dort neuerdings stationär. Seine Entfernung von der Erde steigt im Laufe des Monats von 87.0 auf 94.1 Millionen Meilen an, was eine Verringerung des scheinbaren Polardurchmessers seiner Scheibe von 42.2" auf 39.0" zur Folge hat. Jupiter geht im August schon in den Nachmittagsstunden auf und durchschnittlich erst um 1 Uhr nachts unter; bei Einbruch der Dämmerung steht er als hellglänzendes Gestirn bereits hoch am Himmel und bildet somit sammt seinen vier größeren Monden auch im August ein besonders günstiges Beobachtungsobjekt.

Saturn ist noch während des ganzen Monats rückläufig im Sternbild des Schützen. Sein Abstand von der Erde steigt im Laufe des Monats von 184 auf 191 Millionen Meilen an, der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe beläuft sich im Monatsdurchschnitt auf 16.5". Die scheinbaren Dimensionen des elliptischen Ringes, der die Saturnkugel umgibt, sind durchschnittlich: große Achse 40.4", kleine Achse 17.4"; Erhöhungswinkel der Erde über der Ringebene 25° 30′ (nördlich). Saturn geht im August beiläufig ½ Stunde nach dem ihm benachbarten (viel helleren) Planeten Jupiter auf und unter; wie dieser ist er also während des ganzen Monats nach Sonnenuntergang am südlichen Himmel sichtbar. Wegen seines Ringsystems und seiner zahlreichen Monde ist Saturn gleichfalls ein äußerst interessantes Beobachtungsobjekt.

Uranus ist im Sternbild des Schlangenträgers zunächst noch rückläufig, wird am 23. August dort stationär und hierauf rechtläufig. Seine Entfernung von der Erde beträgt im Monatsdurchschnitt 377 Millionen Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe 3.7". Uranus geht Ende August bereits um 10½ Uhr abends unter, er ist also nur noch während der ersten Abendstunden tief am südwestlichen Himmel (als Sternchen 6. Größe) wahrzunehmen.

Neptun kommt im Sternbild der Zwillinge abermals nur um knapp zwei Vollmondsbreiten in rechtläufigem Sinne vorwärts. Seine Entfernung von der Erde beläuft sich im Monatsdurchschnitt auf 613 Millionen Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe auf knapp 2½". Neptun geht Mitte August um 12½ Uhr nachts auf, kann somit erst in der zweiten Hälfte der Nacht (und zwar in Anbetracht seiner geringen Helligkeit nur mit besseren Fernrohren) beobachtet werden.

Sternschnuppen. Einer der schönsten und am längsten (seit mehr als 1000 Jahren) bekannten periodischen Sternschnuppenschwärme, der von dem Stern Eta im Perseus ausstrahlt, und deßhalb den Namen Perseiden (noch früherer Bezeichnung auch „Laurentiusstrom" oder „feurige Thränen des heiligen Laurentius") führt, erreicht am 10. August das Maximum seiner Frequenz. Bemerkenswerth ist dieser Sternschnuppenschwarm besonders dadurch, daß er, wie Schiaparelli zuerst zeigte, gleich den Leoniden und Bieliden die Sonne in einer elliptischen Bahn umkreist, die mit der Bahn eines periodischen Kometen (1862, III) zusammenfällt. Da der Mond um die Zeit der Maximalfrequenz in diesem Jahre im letzten Viertel steht und erst nach Mitternacht aufgeht, wird die diesjährige Erscheinung der Perseiden unter verhältnißmäßig günstigen Umständen beobachtet werden können. — Vereinzelte Sternschnuppenfälle mit mehr oder weniger starker Frequenz sind während des Monats August noch aus dem Wassermann (Aquariden), aus dem Pegasus (Pegasiden), aus dem Drachen und endlich aus dem Cepheus zu erwarten. —rt—

* **München.** Der Privatdozent an der hiesigen Universität Dr. A. C. Graf v. d. Schulenburg ist als außerordentlicher Professor für Chinesisch an die Universität Göttingen berufen worden.

wg. **Freiburg i. Br.** Der Ordinarius für englische Philologie an der hiesigen Universität, Dr. Arnold Schröer, hat einen Ruf an die Handelshochschule in Köln erhalten.

* **Heidelberg.** Auf den Protest der Kliniker hin gegen das Ueberhandnehmen russisch-polnischer Studenten, über den bereits berichtet wurde, hat der Senat der hiesigen Universität beschlossen, daß zukünftig nur solche Mediziner noch zugelassen werden sollen, die ein dem deutschen Abiturientenexamen gleichwerthiges Examen bestanden haben.

wg. **Bonn.** Die neuerrichtete Oberarztstelle an der hiesigen Universitätsfrauenklinik ist dem ersten Assistenzarzt dieser Klinik, Dr. Walter Stöckel, übertragen worden.

wg. **Berlin.** An der hiesigen Universität hat sich Dr. Arthur Haseloff für neuere Kunstgeschichte, nicht für Geschichte, habilitirt.

* **Greifswald.** Die hiesige theologische Fakultät ernannte den als Nachfolger Beyschlags nach Halle berufenen Prof. Wilhelm Lütgert zu ihrem Ehrendoktor.

* **Aus Oesterreich.** In Wien ist am Samstag der Schriftsteller und Dichter Emerich Graf Stadion im 64. Lebensjahre gestorben. Graf Stadion, ursprünglich Offizier, entfaltete früh eine ausgedehnte literarische Wirksamkeit, besonders auf dem Gebiete des Dramas, aber auch als Romandichter und Lyriker, wenn auch keines seiner Werke eine dauernde Wirkung ausübte.

* **Aus der Schweiz.** Der ehemalige Professor für Geschichte an der Universität Lausanne Julius Duperrex ist im Alter von 77 Jahren gestorben. — An Stelle des an das Polytechnikum in Wien übersiedelnden Professors L. Tetmajer wurde, wie die „Frkf. Ztg." meldet, der außerordentliche Professor für Baukonstruktion an der Universität Lausanne (Technische Sektion der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät) Franz Schüle von Genf zum ordentlichen Professor für Baustatistik, Technologie der Baumaterialien, Baukonstruktion und Materialprüfung am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich ernannt.

* **Aus Frankreich.** Prof. Panas, der 22 Jahre lang als erster und einziger offizieller Vertreter der Augenheilkunde dieses Fach an der medizinischen Fakultät zu Paris gelehrt und die moderne französische Schule der Ophthalmologie geschaffen hat, ist aus Anlaß seines zum Schluß dieses Sommerhalbjahres erfolgten Rücktritts vom Lehramte von der Berliner Ophthalmologischen Gesellschaft einstimmig zum Ehrenmitglied gewählt worden. Zum Nachfolger von Prof. Panas ist dessen ehemaliger Schüler Dr. Lapersonne in Lille gewählt worden.

* **Preisaufgabe.** Von der philosophischen Fakultät der Universität Göttingen ist zur Beneke-Preisstiftung für das Jahr 1904 folgende Preisaufgabe gestellt: „Die Fakultät wünscht eine historische und beschreibende Darstellung der neulateinischen Lyrik Deutschlands während des 16. und 17. Jahrhunderts und im Anschluß daran eine Untersuchung des Einflusses, den diese Lyrik auf die in deutscher Sprache verfaßte Dichtung des 17. Jahrhunderts ausgeübt hat. Die außerdeutschen Neulateiner, insbesondere der Niederlande, werden dabei ausgiebig berücksichtigt werden müssen." Bewerbungsschriften sind bis 31. Augst 1903 an die Fakultät einzusenden. Der erste Preis beträgt 3400 M., der zweite 680 M.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1901. München, Dienstag, 6. August. Nummer 178.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

### Uebersicht.



## Naturrecht und positives Recht.

Von Dr. jur. et phil. Paul Oertmann, ord. Professor der Rechte in Erlangen.

### III. (Schluß.)

Schon meine bisherigen Ausführungen dürften erkennen lassen, daß ich weit davon entfernt bin, in das von Bekker, Bergbohm und anderen modernen Positivisten ausgesprochene radikale Verdammungsurtheil über alle Naturrechtelei einzustimmen. Es muß billig wundernehmen, und kann einigermaßen verstimmen, daß ein Mann wie Bergbohm, dem die unsterblichen Verdienste der Naturrechtsschule um die Besserung verrotteter Rechtszustände, um die Gewinnung unsrer modernen bürgerlichen Freiheit nicht unbekannt geblieben sind, eine zum mindesten historisch so berechtigte Weltanschauung schlankweg als „Unkraut" schilt, jede darauf verwendete geistige Arbeit als thöricht verschwendet bezeichnet. Wenn das geschieht am grünen Holz, so ist es nur zu erklärlich, daß heute mancher von den Neusten, in dem erhabenen Bewußtsein, „wie wir es doch so herrlich weit gebracht", eine von den erlesensten Geistern älterer und neuerer Zeiten getheilte Weltanschauung als eitel Unsinn und Aberwitz zu bespötteln und verachten wagt!

Aber mit dem historischen Verdienst des Naturrechts ist's nicht gethan; auch grundsätzlich muß der öde Standpunkt derer, die nichts kennen, als was sie schwarz auf weiß in ihrem Codex finden, ernsthaft zurückgeworfen werden. Dabei gilt es, sich, soweit eben möglich, zur Einschränkung des Streitfeldes zu verständigen:

a) Wir lesen auch und gerade bei manchen ausgesprochenen Gegnern des Naturrechts, daß an der Positivität des Rechtsinhalts die Rechtsform nicht oder doch nicht im gleichen Maße theilnehme. So führt Bierling in seiner „Juristischen Prinzipienlehre" (Bd. 1, S. 5) aus, es sei ein Irrthum der Naturrechtstheorien, einen gewissen — wenn auch noch so minimalen — Rechtsinhalt als ein für allemal gegeben anzunehmen; wohl aber gebe es eine Anzahl formaler Grundsätze und Begriffe, die als für jedes positive Recht gleichmäßig gültig den Gegenstand seiner juristischen Prinzipienlehre bilden sollen. Und selbst Bergbohm betont sehr entschieden, daß der formelle Rechtsbegriff nur einer sei, daß er im Gegensatz zum Rechtsinhalt keine Geschichte habe, vielmehr die Voraussetzung jeder Rechtstheorie und Rechtsphilosophie sei (S. 73, 550).

Ich bin sogar geneigt, die absolute Unveränderlichkeit, welche hier der Rechtsform und dem Rechtsbegriff zugebilligt wird, anzuzweifeln, und stimme darin den Worten eines gleich mir viel weniger naturrechtsfeindlichen neuesten Autors, L. v. Savigny, bei (im Maiheft von Schmollers Jahrbuch, 1901, Bd. 25): „Unser Rechtsbegriff, indem wir die typischen Eigenschaften des Rechts unsrer Zeit vor allem denken, kann durch die uns zugängliche Erfahrung neue Merkmale aufgenommen haben, die uns so wesentlich erscheinen, daß wir nunmehr, auch rückwärtsblickend, nur diejenigen Thatbestände, die diese Merkmale aufweisen, als rechtliche anzusprechen geneigt sind."

Und dieser theoretischen Möglichkeit entspricht in der That die historische Wirklichkeit. Wir brauchen nicht zu den Naturvölkern zu wandern — schon die Geschichte unsrer eigenen Vorfahren, nicht minder die der Römer, liefert uns Beispiele davon, daß unser Rechtsbegriff keineswegs ohne weiteres in die graue Vorzeit hineingetragen werden darf. Nur zwei Beispiele: die uns aus dem sogenannten ius Papirianum überlieferten sogenannten leges regiae der Römer, mögen sie auch als solche apokryph sein, sind jedenfalls ihrem Inhalt nach wesentlich Rechtssatzungen aus Roms ältester Zeit, vielleicht gar aus der arischen Vorzeit. Sie zeigen uns aber in einer Weise die Vermischung von dem, was wir heute Rechtsvorschriften nennen, mit sakralen Gebräuchen, eine solche Vermengung von fas und ius (man lese nur z. B. die Notiz bei Plinius nat. hist. 14, 12, 88: ex imputata vite libari vina diis nefas statuit Numa), daß wir mit unsrer strengen Abgrenzung des Rechtes von Moral und Religion nimmermehr zu ihrem vollen Verständniß gelangen können. Nicht anders steht es mit dem Dekalog der Mosaischen Gesetzgebung: es sind darin die grundlegenden Bestimmungen des jüdischen Volkes sowohl für das, was wir heute Recht, wie, was wir heute Religion nennen, vereinigt.

Steht es aber mit dem obersten und allgemeinsten Begriff unsrer Wissenschaft so, so kann auch den anderen, minderer fundamentalen Begriffen um so weniger jene angebliche Unveränderlichkeit zukommen. Wie auf allen Gebieten des menschlichen Geistes, bekundet sich auch der Fortschritt der Kultur durch eine immer weiter schreitende Differenzirung. Begriffe, die der Vorzeit einfach und nicht weiter zerlegbar erschienen, haben sich für uns längst in eine Vielzahl von Unterbegriffen gespalten, und nichts scheint sicherer, als daß die Zukunft den geistigen Fortschritt in einer weiteren Differenzirung suchen und finden wird. Wie grundverschieden ist z. B. dem modernen Juristen das Verhältniß des Eigenthümers zu der ihm unterworfenen Sache von der väterlichen Gewalt über die Hauskinder, der Rechtsstellung des Mannes über die Frau — betrachten wir aber die Anfänge der römischen Rechtsentwickelung, so

finden wir für alle diese Verhältnisse im Grunde nur einen einheitlichen, eigenthumsartigen Gewaltbegriff. Entsprechendes gilt von der Unterscheidung zwischen öffentlichem und Privatrecht, zwischen Vertrags- und Deliktsansprüchen.

Ich möchte überhaupt bezweifeln, ob sich eine unbedingte Gegenüberstellung von Rechtsform und Rechtsinhalt im Sinne Bergbohms und Bierlings mit Fug vornehmen lasse. Nicht nur bei ganz speziellen, eminent positiven Begriffen, sondern auch bei den allgemeineren, wie Ehe, Erbrecht, Geld, denken wir bewußt oder unbewußt ein gewisses, meinethalben in seiner Allgemeinheit nur minimales Maß von positivem Rechtsinhalt mit, ohne das für eine Entfaltung jener Begriffe gar kein Raum ist: so setzt die Anwendung des Erbrechts-, des Geldbegriffes den des privaten Eigenthums zum mindesten voraus.

Man mißverstehe mich nicht! Daß jene Begriffe virtuell, in ihrer abstrakten, logischen Anwendungsmöglichkeit von jeher vorhanden und in diesem Sinn geschichtslos sind, will ich natürlich nicht bestreiten; sie theilen das mit allen Begriffen auf jedwedem Gebiet der menschlichen Geistesthätigkeit. Aber zwischen diesem virtuellen Vorhandensein, als der unumgänglichen Voraussetzung dereinstiger Aufnahme in den menschlichen Geist, bis zu einer solchen wirklichen, bewußten Aufnahme selbst gähnt eine Kluft, deren Ueberbrückung vielleicht Jahrtausende dauert. Im psychologischen Sinne solcher Aufnahme in und bewußter Verwendung durch den menschlichen Geist kann ich keinem der Begriffe der „allgemeinen Rechtslehre" Geschichtslosigkeit zuerkennen.

Mit dem Gesagten soll natürlich dem Positivismus das Gebiet der Rechtsform keineswegs ausgeliefert werden. Natürlich ist auch die juristische Begriffsbildung selbstverständlich in die Grenzen der Logik gebannt. Wie nach dem bekannten englischen Bonmot das Parlament alles kann, nur nicht aus einem Weibe einen Mann machen, so ist auch sonst der Gesetzgeber allüberall in die Grenzen gebannt, die Logik und auch Psychologie seiner Allmacht bieten. Er kann verfügen, daß das, was nicht a ist, doch dem a gleich behandelt werde, aber nicht, daß es a sei — schon der Jurist Gaius sagt an einer bekannten Pandektenstelle (l. 2 Dig. VII, 5): „nec enim naturalis ratio auctoritate senatus commutari potuit," um zu begründen, daß am Geld trotz des ihn zulassenden Senatsbeschlusses kein wahrer, sondern nur ein Quasinießbrauch denkbar sei. Das Gesetz kann — ein anderes wichtiges Beispiel aus unserm bürgerlichen Recht — möglicherweise verfügen, daß der Irrthum im bloßen Motiv dem Irrthum über den Inhalt des abgeschlossenen Geschäftes in gewissen Fällen gleich behandelt werde, aber nimmermehr, daß die psychologisch verschiedenen Dinge gleich seien.

Zum anderen ist das zu beachten: in der differenzirenden Ausbildung der juristischen Begriffe kann der menschliche Geist wohl vorwärts, aber, wenigstens auf die Dauer, nie rückwärts schreiten. Solche Begriffe, die uns die Entwickelung des positiven Rechts und der Wissenschaft beschert hat, sie bilden, einmal erworben, ein κτῆμα ἐς ἀεί, eine Erbschaft für die nachfolgenden Geschlechter, die sie nur im fortschrittlichen Wege weiterer Zerlegung zu ändern vermögen — wenigstens, solange die Entwickelung der Menschheit nicht zum erstarrenden Stillstand gelangt ist.

Ja, in manchen Punkten dürfte die juristische Begriffsbildung schon zu einem endgültigen Abschluß gekommen sein oder doch kommen können: soweit sie alle durch die Logik gebotenen möglichen Kombinationen in dieser oder jener Richtung bereits erschöpft hat. So z. B. dürfte der Gegensatz der beiden Rechtsquellen — Gesetz und Gewohnheit —, einmal geläufig geworden, fortan ein ewiger sein. Ich wenigstens sehe nicht ein, wie die Gemeinschaft anders, als entweder durch bewußte Satzung oder durch unmittelbare Uebung ihren rechtsbildenden Gesammtwillen kundgeben könne. Ebenso steht es mit dem Gegensatz der physischen und juristischen Personen, der ein- und zweiseitigen Geschäfte, kurz mit allen den Gegensätzen, die die begriffsbildende Rechtswissenschaft lediglich unter Verwerthung des kontradiktorischen Gegensatzes im Sinne der Logik aufgestellt hat.[9])

b) Von den formellen Begriffen sind die materiellen Rechtsprinzipien wohl zu scheiden. Sie führen offenbar, darüber ist heute kein Streit mehr möglich, kein Dasein losgelöst vom positiven Recht, sondern finden in ihm erst, es mehr oder minder entscheidend bestimmend, ihre Realität. Wie die Rechtsordnung selbst, so sind also auch die ihm zugrunde liegenden Prinzipien dem stetigen Wandel unterworfen — das alte und ewig wahre Wort des dunklen Weisen von Ephesos „πάντα ῥεῖ", gilt von ihnen nicht minder, als von allem anderen, was sich in Raum und Zeit abspielt. Wie uns das ein Hegel und Savigny zu Anfang des 19. Jahrhunderts prinzipiell dargelegt haben, so haben die Ethnologie und die vergleichende Rechtswissenschaft in seiner zweiten Hälfte die empirische Bestätigung gebracht. Der alte Traum von einem Naturrecht mit ewig unveränderlichem Inhalt, selbst wenn man ihn auf die obersten Prinzipien beschränkt — er ist für ernste und vorurtheilslose Wissenschaft vorbei, ausgeträumt für alle Zeiten.

Aber dürftige Flachheit wär's und würde die Wissenschaft des Rechts zu unerträglicher Oede verurtheilen, wollte man darum überhaupt an dem Walten leitender Prinzipien im Rechte zweifeln. Sie zu erkennen, aus der unübersehbaren Menge des gesetzlichen Einzelinhalts herauszulesen, ist die ebenso schwierige wie schöne Aufgabe unsrer Rechtsphilosophie, die sich darum freizuhalten hat von den luftigen Spekulationen des alten Vernunftrechtes, vielmehr in ernster Arbeit aus dem positiven Recht, seinem Nacheinander und Nebeneinander, ihre Bausteine hervorholen muß; eingedenk des schönen Wortes unsres größten vaterländischen Dichters: „Der Geist des Wirklichen ist das wahre Ideelle."

Aber nicht nur solche Feiertagskost wird uns die Aufsuchung der im geltenden Recht herrschenden Prinzipien bescheren; sie bewährt ihre Bedeutung nicht minder in der praktischen Anwendung der Gesetze. Wie die Sprache nur ein lückenhafter, den wahren Sinn oft unvollkommen oder gar verfälscht wiedergebender Ausdruck unsrer Gedanken und Gefühle ist, so auch der Buchstabe des Gesetzes nur ein stark abgeblaßter Ausdruck des Rechtsgedankens, den er aussprechen soll. Noch kein Gesetz hat es verstanden, lückenlos alle einer Regelung bedürftigen Verhältnisse und Fälle zu treffen; das zeigt uns selbst, und besonders deutlich, der Vorgang solcher Gesetzbücher, die wie das preußische Landrecht, eine thunlichste Vollständigkeit um den Preis einer ermüdenden Weitschweifigkeit erkaufen zu dürfen wähnten. Und diese Lückenhaftigkeit tritt natürlich um so stärker hervor, je

[9]) S. auch Zitelmann a. a. O. S. 5 fg.

weiter der gesetzgeberische Akt in der Vergangenheit zurückliegt. Der stetige Fluß des Kulturlebens zeitigt neue Verhältnisse — ein vielbesprochenes Beispiel aus der Gegenwart bietet die *Elektrizität* — an die der Gesetzgeber seinerzeit nicht nur nicht gedacht *hat*, sondern nicht wohl hat denken *können*. Und doch heischen auch solche Verhältnisse Anerkennung und Schutz; übel würde der Richter seine Aufgabe verstehen, der ihnen solchen wegen Fehlens eines sie unmittelbar deckenden Rechtssatzes versagen würde. Er hat vielmehr aus dem *Geist der Rechtsordnung*, aus den sie beherrschenden Prinzipien, das Material für eine sachgemäße Entscheidung zu gewinnen. Es handelt sich hier zunächst um die im Grunde rechtsschöpferische Thätigkeit, die man mit dem Namen der *Analogie* zu bezeichnen pflegt: Anwendung eines Rechtssatzes auf andere Verhältnisse wegen Gleichheit des Grundes. Aber nicht um sie allein: die Wissenschaft hat darüber hinausgehend das Recht und die Pflicht, da, wo es an positiven Sonderbestimmungen überhaupt fehlt, aus den die Rechtsordnung allgemein beherrschenden Prinzipien nöthigenfalls ein ganzes System von Einzelsätzen aufzubauen. So konnte unlängst *Ernst Zitelmann* es unternehmen, aus den beiden völkerrechtlichen Prinzipien von der Personal- und Gebietshoheit der Staaten das gesammte *internationale Privatrecht* im einzelnen abzuleiten.

Naturrechtlich im alten Sinne ist solche Thätigkeit freilich noch immer nicht; denn es sind nicht abstrakte Vernunftsprinzipien, sondern nur die aus dem jeweils geltenden Recht zu gewinnenden, historisch bedingten Grundsätze, die wir verwerthen dürfen.

c) Ein Naturrecht im Sinne eines unmittelbar anwendbaren Rechtes, darin ist der positivistischen Lehre sicherlich beizupflichten, gibt es also nicht, kann es nicht geben, weder zwecks Ausfüllung der Lücken des geltenden Rechts, noch gar zwecks seiner Korrektur; weder ein solches mit unveränderlichem, noch selbst auch nur mit örtlich und zeitlich wandelndem Inhalt.

Aber diese Erkenntniß bedeutet im Grunde mehr für den *Namen*, als für die Sache. Auch hier gilt wieder das Wort: was sich die Menschheit einmal im geschichtlichen Werdegang angeeignet hat, das hat sie als Besitzthum für immer erworben. Wie der stolze Strom nicht zum schmalen Bach, wie der Mann nicht zum Kinde sich zurückentwickeln kann, so sind unsre Rechtsprinzipien, einmal errungen, zwar wohl fähig, weiter vorwärts entwickelt, aber nicht, zurückgeschraubt zu werden. Gewiß vollzieht sich die Geschichte des Fortschrittes in Kurven; Mißgriffe oder Uebelwollen der Gesetzgeber nicht minder, wie soziale Rückständigkeit des Volksganzen selbst haben schon manchen Rückschritt der Rechtsbildung verschuldet. Aber bei jedem tüchtigen Volke hat noch die Entwickelung, nöthigenfalls dem geschriebenen Buchstaben zum Trotz, solche Versehen der Rechtsgeschichte beseitigt und schließlich doch das Recht durchgesetzt, wie es dem errungenen Kulturzustand angemessen war. Ist doch die immanente Logik der Dinge immer untrügerischer und sicherer, als diejenige selbst des vortrefflichsten Gesetzgebers!

Es gibt somit eine Summe mehr oder minder allgemeiner materieller Rechtsprinzipien, die mit der Geschichte sich ändernd und entwickelnd, theils bei allen Völkern auf einer bestimmten Kulturstufe gleichmäßig anzutreffen sind — das ius gentium im Sinne der römischen Terminologie — theils wenigstens das Rechtsbewußtsein eines einzelnen Volkes auf dieser Kulturstufe bestimmend beeinflussen.[10]) Sie streben nach einer Verwirklichung in der Gesetzgebung des oder der Völker, bei denen sie wirksam sind; aber auch, wenn in der Gesetzgebung nicht oder unvollkommen zur Geltung gelangt, werden sie doch in der Uebung des Lebens, der Rechtsprechung der Gerichte zum mindesten soweit zum Durchbruch gelangen, als es der Wortlaut des Gesetzes, nöthigenfalls mit Hülfe einer tendenziösen Auslegung, nur eben gestattet. Es ist eine von der Wissenschaft noch nicht genügend beachtete, aber für jeden vorurtheilslosen Beobachter darum nicht minder zweifellose Erscheinung, daß sich die rechtlichen politischen, ethischen Grundanschauungen mit absoluter Sicherheit in die Uebung des Rechtes gebieterisch Eingang verschaffen — das an dem Beispiel der gedruckt vorliegenden Entscheidungen unsrer höchsten Gerichte, insbesondere des Reichsgerichts, darzulegen, wäre eine dankbare und fruchtbare Aufgabe. Zittern aber schon die kleinen Wellenschläge der Tagesströmung in der Rechtsprechung wieder — um wie viel stärker natürlich die das Rechtsbewußtsein des gesammten Volkes entscheidend beeinflussenden, grundlegenden Rechtsüberzeugungen!

Die Summe der in dieser Weise wirksamen Rechtsprinzipien, die ein Volk auf der erreichten Entwickelungsstufe sich zu eigen gemacht hat — sie stellt eben das vor, was man mit dem, zugegeben mißverständlichen, Ausdruck Naturrecht bezeichnet hat oder noch bezeichnet.

Sie haben als *solche*, getrennt vom positiven Recht, freilich keinen Anspruch auf bewußte Befolgung — aber ihrem auf die Dauer entscheidenden Einfluß auf die Fortbildung des Rechts, wie fast noch mehr auf die Anwendung und Auslegung des bestehenden thut das keinen Eintrag. Der Gesetzgeber mag noch so sehr sein Gesetz als den Ausfluß aller Weisheit, als eine — der bekannte Ausspruch des von dünkelhaftem Cäsarenwahn erfüllten Justinian — „lex in perpetuum valitura“ bezeichnen; noch stets ist das Leben über solche Prätensionen auf die Dauer zur Tagesordnung übergegangen, sobald der Buchstabe des Gesetzes den Lebensverhältnissen, den lebendigen Rechtsanschauungen der Rechtsgenossen, nicht mehr entsprach. Und wenn die Besten die den Anschauungen und Bedürfnissen der Zeit abgelauschten Gedanken bewußt erfaßten und in feste Formeln kleideten, wenn sie dadurch der Rechtsbildung und Rechtsanwendung ihres Volkes einen festen Leitstern wiesen — wer will sie tadeln, daß sie sich befugt wähnten, für ihre Aufstellungen bereits den heiligenden Namen des Rechtes zu verwerthen!

Daß die Lebensverhältnisse bereits, von positiver Satzung unabhängig, eine gewisse rechtliche Ordnung in für eine gegebene Zeit maßgeblicherweise in sich tragen, geben mehr oder minder bewußt alle die zu, die eine Auslegung und Rechtsfortbildung aus der *Natur der Sache* für statthaft erachten, wie *Dernburg*, *Kohler* und zahlreiche andere unter den Großen unsrer Wissenschaft. Und wer unsre Sonderabhandlungen, unsre Entscheidungssammlungen nur halbwegs aufmerksam verfolgt — ihm muß das Argumentiren aus der Natur der Sache als etwas überall geübtes bekannt sein, dem sich selbst diejenigen nicht entziehen können, die es theoretisch anzweifeln. Selbst ein so vorsichtiger Schriftsteller wie *Windscheid*, der die Natur der Sache einen „nicht mit Unrecht verschrieenen

[10]) S. auch *Zitelmann* und *Birkmeyer* a. a. O. Mit Recht folgert Ersterer aus dem Bestehen solcher gemeinschaftlichen Rechtsüberzeugungen bei allen Kulturvölkern die Möglichkeit gewisser, überall gleichinhaltlicher „weltrechtlicher“ Sätze.

Ausdruck“ schilt (Pandekten I, § 23, Na. 1a), zollt ihr in seinen Einzelausführungen des öfteren seinen Tribut (z. B. in der wichtigen Frage nach der compensatio lucri cum damno, II, § 258, Na. 4).

Und solange wir als den Meister des Rechts nicht „den Mann des starren ergo ergo“ feiern, der seine Entscheidungen nur aus der dürren Weide des gesetzgeberischen Buchstabens zu entnehmen weiß, sondern ihn den voranstellen, der der materiellen Logik, dem natürlichen Beurtheilungsmaßstabe der realen Lebensverhältnisse als hellleuchtendem wegweisendem Gestirne nachgeht; solange wir die in ungehemmter Freiheit ihre klassischen Entscheidungen treffsicher gebenden römischen Juristen als unsre unerreichten Vorbilder studiren und verehren — solange sollten wir es auch nicht scheuen, uns zu der „Natur der Sache“ in aller Form zu bekennen.

Das Gesagte enthält so wenig eine souveräne Mißachtung des geltenden positiven Rechts, daß es dieses vielmehr erst recht zu stützen und zu begründen vermag. Wer das Recht nur, ohne Rücksicht auf seinen Zusammenhang mit dem gesammten Kulturleben, seine Bedingtheit durch unsre ethischen Anschauungen und allgemeinen Rechtsprinzipien, als Ausdruck des positiven gesetzgeberischen Willens betrachtet wissen will, der gräbt ihm die stärksten Wurzeln seiner Kraft ab: enthält es nur Zufallswerk ohne tiefere Bedeutung, so ist jeder Machthaber von morgen in der Lage, dies von seinem gestrigen Vorgänger geschaffene Zufallswerk mit seinem sic volo, sic iubeo wegzuschaffen.[11]) Konservativer Positivismus wird immer das Schicksal haben, als seine naturnothwendige Gegenwirkung einen revolutionären Radikalismus hervorzurufen. Den richtigen, zum maßvollen Fortschritt führenden Standpunkt kann, wie überall gegenüber den irdischen Dingen, auch dem geltenden Recht gegenüber nur der gewinnen, der es als ein aus der allgemeinen Kulturentwickelung heraus Gewordenes und zu Verstehendes, aber auch mit ihr sich weiter Wandelndes verstehen lernt. Daß es unter den Rechtsprinzipien manche geben kann, und vermuthlich gibt, die, einmal errungen, die Menschheit vielleicht in ewige Zeiten als nie verlierbarer Besitz stetig und unveränderlich begleiten werden, will ich gewiß nicht bestreiten. Doch ist das Sache des Glaubens, nicht des Wissens.

d) Endlich behält das Naturrecht die Stellung, die ihm ein großer Theil seiner gemäßigteren Verehrer von jeher allein oder doch vorwiegend zugedacht hat — als Beurtheilungsmaßstab für die Angemessenheit, die innere Berechtigung der vorhandenen Sätze — im Sinne der Rechtspolitik. In ihr gewinnt der Jurist ein Bethätigungsfeld, dessen Bedeutung nicht leicht überschätzt werden darf. Er verfährt politisch, wenn er die ethischen und sozialen Wirkungen der geltenden Sätze untersucht und, je nach dem Ergebniß, sie entweder gegen Anfeindungen vertheidigt oder Vorschläge zu ihrer Besserung macht. Rechtspolitiker ist der Gesetzgeber nicht minder, wie der Kritiker der aufgestellten Entwürfe. Aber auch die anspruchslosere und doch so wichtige Thätigkeit dessen gehört dahin, der die verschiedenen Auslegungsmöglichkeiten des geltenden Satzes prüft, und im Zweifel der den Vorzug gibt, die das materiell werthvollste Ergebniß liefert; am ehesten dem entspricht, was Stammler mit einem vielberufenen Worte als das „soziale Ideal“ bezeichnet hat.

Die Wichtigkeit der Rechtspolitik kann auch der Positivist nicht leugnen — aber er pflegt zu bestreiten, daß sie eine wissenschaftliche, eine speziell den Juristen angehende Thätigkeit sei. Denn die Wissenschaft habe es überall nur mit dem Seienden, nicht mit dem Seinsollenden zu thun, und, wie Bergbohm sagt, die Juristen ginge die Rechtsbildung gerade so viel an, wie andere Leute auch. Kaum traut man seinen Augen, einen solchen Satz gedruckt zu finden in einer Zeit, wo die mühsame Arbeit deutscher Juristen ein Gesetzgebungswerk zustande gebracht hat, das wir ohne Ueberhebung als den Höhepunkt der bisherigen Gesetzgebungskunst bezeichnen dürfen. Umgekehrt sollte heute nicht mehr bestritten werden, daß der frühere, nur durch einseitigen Historismus zumeist erklärliche Mangel rechtspolitischer Schulung bei unsern Fachgenossen die doktrinäre, unschöpferische Richtung des ersten Entwurfs verschuldet hat, und daß wir es der kritischen, also rechtspolitischen Thätigkeit eines Bähr, Gierke, Menger und anderer trefflicher Männer verdanken, wenn jene Fehler in zweiter Lesung größtentheils ausgemerzt werden konnten. Nur eine Stimme herrscht, wie ich hoffe, heute darüber, ihre einschlägigen Arbeiten zu den schönsten Zierden moderner deutscher Rechtswissenschaft zu zählen. Ihr leuchtendes Beispiel sollte uns lehren, daß unsre Aufgabe nicht allein in der, sicherlich zunächst und mit ganzer Treue zu übenden Pflege des geltenden Rechts besteht, sondern auch in der Mitarbeit an dessen stetiger Vervollkommnung. Nicht im Sinne eines unfindbaren absoluten Ideals, aber in dem einer stetigen Anpassung an die wechselnden sozialen Bedürfnisse wie an unsre sittlichen Anschauungen. Also laßt uns bekennen, und danach handeln, auf daß Mephistos böses Hohnwort an der Tüchtigkeit deutscher Rechtswissenschaft, deutscher Richter und deutscher Gesetzgebungskunst zuschanden werde!

---

[11]) S. auch den ähnlichen Gedankengang in dem interessanten Vortrag v. Hertlings, Naturrecht und Sozialpolitik, 1893, S. 10, sowie Bernatzik in seiner Kritik Bergbohms, Schmollers Jahrbuch 1896, S. 653 fg.

---

## Das Königlich Bayerische 1. Schwere Reiter-Regiment „Prinz Karl von Bayern“.

—r. Schon seit einer Reihe von Jahren wird der Pflege des historischen Sinnes auch in der bayerischen Armee erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet und heute gibt es wohl kaum einen Truppentheil, der nicht seine Hausgeschichte besitzt oder doch bereits in Arbeit genommen hat. Die älteren dieser Werke sind freilich über den Rahmen einer Regimentsgeschichte nicht unerheblich hinausgetreten und auf breiterer, heeresgeschichtlicher Grundlage aufgebaut. Eine derartige Anlage hatte zu der Zeit volle Berechtigung, da eine „Geschichte des bayerischen Heeres“ noch nicht in Angriff genommen war, da es also galt, auf die noch ungehobenen Schätze in vielfach zerstreut lagernden Akten hinzuweisen. Heute ist durch die Thätigkeit des Kriegsarchivs das Arbeitsgebiet der Verfasser von Regimentsgeschichten enger begrenzt worden, das kleinere Feld kann dafür um so intensiver bebaut werden. Müssen sich demnach die Bearbeiter neuerer Truppengeschichten größerer Beschränkung befleißigen, so dürfen doch dem Ehren- und Familienbuche eines Truppentheiles nicht diejenigen allgemeinen Abschnitte fehlen, die dem oft jungen Leser das volle Verständniß für das Auftreten seines Regiments in zeitlich weit zurückliegenden Perioden vermitteln, und wirkungsvoller werden ihm die Verhältnisse der Vergangenheit, in ihrem Lichte wie in ihrem Schatten, vor die Augen geführt, wenn sie dem Leben und Treiben, den Thaten und Schicksalen gerade seines Regimentes zur Unterlage dienen. Zu vielbändigen Werken sollen aber die Regimentsgeschichten nicht anschwellen, der Frontoffizier, zu dessen Gebrauch und Nutzen sie vor allem bestimmt sind, würde zu ihrem Studium die Zeit kaum erübrigen können.

Ein schweres Stück Arbeit ist es demnach, eine gute und praktisch brauchbare Regimentsgeschichte zu schreiben, und nicht bei allen ist es gelungen, die verschiedenartigen Rücksichten so gegeneinander auszugleichen, wie dies bei der uns vorliegenden Geschichte des 1. Schweren Reiter-Regiments „Prinz Karl von Bayern" festgestellt werden darf.[1] Dem Regimente standen aber auch die geeigneten Kräfte für die Bearbeitung zur Verfügung, welche die Forderungen einerseits des praktischen Bedürfnisses, andrerseits der kriegsgeschichtlichen Forschung in glückliche Verbindung zu bringen wußten. Nicht nur das Regiment, das ein ausgezeichnetes Familienbuch, und das bayerische Heer, das zu seiner großen Geschichte einen tüchtigen Baustein erhalten hat, auch die Allgemeinheit schuldet den beiden Offizieren Dank, denn in ihren Blättern hat ein gutes Stück Zeitgeschichte interessante Darstellung erfahren.

Der erste Band behandelt die Zeit von der Errichtung des Regiments bis zum Jahre 1848 und ist geschmückt mit dem Bilde des erlauchten Prinzen, dessen Name vom Regiment seit fast einem Jahrhundert ununterbrochen geführt wird. Dieser edle Fürst, der am Abend seines arbeits- und erfolgreichen Lebens so sehr verkannt und für Mißerfolge verantwortlich gemacht wurde, die doch keineswegs einer einzelnen Persönlichkeit zur Last gelegt werden konnten, hat seinem Regimente allezeit besonderes Interesse und Wohlwollen entgegengebracht; dafür ist ihm in der Regimentsgeschichte ein schlichtes Soldatendenkmal errichtet, an dem die beiden Verfasser mit gleicher Liebe gearbeitet haben. Schon mit der Errichtung des Regiments ist Prinz Karl auf das engste verknüpft. In schwieriger Zeit hat der Stamm des Regiments zu bestehen angefangen. Auf den Schneefeldern Rußlands hatte Bayerns Heer den Untergang gefunden. Schwerwiegende Entscheidungen standen bevor. Die Freiheit des Entschlusses zu wahren, bedurfte Bayerns König eines starken Heeres und mit Vertrauen wandte sich Max Joseph im Frühjahr 1813 an sein Volk. Hand in Hand mit der Neubildung der Feldarmee ging die Mobilisirung der Nationalgarde, die anfänglich nur zur Vertheidigung der vaterländischen Grenzen und zur Erhaltung der inneren Ordnung bestimmt, in der Folge zu namhaften Theilen sich auch außerhalb des Königreichs freiwillig verwenden ließ. Neben der in „mobile Legionen" gegliederten Infanterie erfolgte unterm 26. März 1813 auch die Errichtung eines Regimentes Nationalgarde zu Pferde, das den Namen „National-Chevaulegers-Regiment Prinz Karl" erhielt. Der Zudrang an Freiwilligen überstieg alle Erwartung. Adel, Bürger und Bauer wetteiferten, die Söhne zu stellen, und zahlreich meldeten sich altgediente Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften zum Wiedereintritt. Schon Mitte Mai war das Regiment in einer Stärke von 800 Mann zu Freising formirt. Im großen Armeelager bei München erhielt es dann seine kriegsmäßige Ausbildung und durfte Mitte August als marschbereit gelten. Als es sich „einstimmig ohne Ausschluß eines einzigen Individuums zum Dienste im Felde „ohne Beschränkung" gemeldet hatte, erhielt es die Bezeichnung „7. Chevaulegers-Regiment Prinz Karl" und wurde der an Bayerns Ostgrenze aufgestellten und von Wrede befehligten Feldarmee zugetheilt. Diese brach nach dem Vertrage von Ried sofort nach dem Maine auf und vollzog gleichsam dessen nationale Ratifikation durch ihr heldenmüthiges Ringen gegen die überlegenen Massen Napoleons in der Schlacht bei Hanau am 30. Oktober 1813. An diesem denkwürdigen Tage durfte auch unser junges Regiment seine ersten Lorbeeren pflücken, unter schweren Verlusten freilich, denn von 600 Mann, die am Schlachttage etwa in Reih und Glied gestanden, verlor das Regiment 4 Offiziere und 86 Mann. Die folgenden Wintermonate führten das Regiment durch Baden und das Elsaß vor Belfort, während dessen Belagerung das heftige Kavalleriegefecht bei Heiligenkreuz zu bestehen war, und über die Schlachtfelder von Brienne, Bar und Arcis sur Aube (wo das Regiment sich besonders auszeichnete) nach Paris. Nach beendetem Feldzuge wurde das Regiment in die Rheinpfalz gelegt und hier am 23. März 1815 in das „1. Kürassier-Regiment Prinz Karl" umgewandelt.

Inzwischen war zu München am 16. Juli 1814 das „Garde du Corps-Regiment zu Pferde" geschaffen worden, das als zweites Stammregiment unsres Regiments anzusehen ist. Mit ihm und dem 1. Ulanen-Regiment bildeten die Prinz Karl-Kürassiere im Feldzuge 1815 eine Brigade; sie gelangten bis an die Loire, ohne jedoch ins Gefecht gekommen zu sein, blieben hier während der Friedensverhandlungen einige Wochen und traten in den letzten Monaten des Jahres den Rückmarsch in die Heimath an. Inzwischen war unterm 10. September 1815 die Theilung des Regimentes verfügt worden und aus dessen 4., 5., 6. und 1/2 7. Eskadron das 2. Kürassier-Regiment entstanden. Nach vorübergehendem Aufenthalt in Salzburg erhielt unser Regiment Freising als Friedensgarnison zugewiesen, wo es bis zur Neuformation der Kavallerie im Jahre 1825 verblieb.

„Es war tiefer Friede nach außen, als König Ludwig I. die Regierung übernahm. An dem Ausbaue der inneren Einrichtungen, aufgehalten in ihrer Entwicklung durch die langen Kriegszeiten, war manches zu bessern, die Ordnung im Staatshaushalte mußte gefördert, die Finanzlage des Staates entschieden gehoben werden. Diesem Zuge schenkte der König vor allem seine Aufmerksamkeit. Das Kriegsbudget wurde arg beschnitten, die Sorge um die Schlagfertigkeit der Armee trat in den Hintergrund. Der Dienste aber, die sie der Krone und dem Lande geleistet, vergaß der König nie. Zeugniß dafür geben seine dem Heere gewidmeten Bauten: Obelisk, Siegesthor, Feldherrnhalle, Befreiungshalle." Der Ersparniß fiel als erstes Opfer die Garde. Unterm 30. November 1825 hörte das Garde du Corps-Regiment zu bestehen auf; vereinigt mit zwei Eskadrons des 1. Kürassier-Regiments hatte es sich fortan „1. Cuirassier-Regiment Prinz Karl" zu nennen; die beiden anderen Eskadrons der bisherigen 1. Kürassiere kamen zum 2. Linien-Cuirassier-Regimente.

Für die nun folgende, militärisch eintönige Zeit bis 1848 bringt unser Buch manche interessante Einzelheiten bei, auf die jedoch hier nicht weiter eingegangen werden kann; hervorgehoben sei nur, daß auch auf die Remontirung der Armee das Sparsystem nicht ohne empfindlichen Einfluß geblieben war. Unter dem Bestreben, ausschließlich im Königreich zu kaufen, ging die Qualität der Dienstpferde immer weiter zurück, und wenn trotzdem die Inspizirungsberichte die Pferde „als in sehr gutem Zustande befindlich" rühmten, so waren eben auch die Anforderungen außerordentlich gering und nur bezüglich Wart und Pflege hoch. Sobald die Zeiten ernster wurden, erhoben sich auch sehr entschiedene Klagen. Der Stand jeder der sechs Eskadrons an Dienstpferden betrug in dieser Periode 115 Dienstpferde und etwa gleich viele Mannschaften wurden präsent gehalten.

Mit dem Bewegungsjahre 1848 setzt der zweite Band ein, welchen das Bild des jetzigen Regimentsinhabers, Sr. kgl. Hoh. des Prinzen Leopold, ziert. „Ernst ist die Zeit, ernsten Tagen gehen wir entgegen," rief König Maximilian II. bei der Thronbesteigung seinem Heere zu. Bürgerkrieg im Innern, Krieg mit auswärtigen Mächten schien das blutige Losungswort der Zeit werden zu wollen. Die Armee zu verstärken und sie möglichst rasch in eine schlagfertige Verfassung zu bringen, schloß die nächste Sorge des Königs in sich. Auch beim Regimente entwickelte sich alsbald eine rege Vorbereitungsthätigkeit; aber weder in diesem Jahre, noch gelegentlich der Truppenentsendung nach Schleswig-Holstein 1849 kam das Regiment zu einer ernsten Verwendung, weil die Stimmung der hauptstädtischen Bevölkerung eine Schwächung der Münchener Garnison nicht zuzulassen schien. Der militärische Aufschwung war nur kurz, bald sank man wieder in die alten Verhältnisse zurück, das vernehmliche Pochen an der Friedenspforte im Jahre 1850 wurde fast nur von denen gehört, die nach 1866 am meisten geschmäht, deren Mahnungen aber vorher nicht beachtet wurden. Die ungünstigen allgemeinen Armeeverhältnisse konnten natürlich auch auf das 1. Kürassier-Regiment nicht ganz ohne Rückwirkung bleiben; immerhin mag es gerade hier verhältnißmäßig gut gestanden haben, denn das Ansehen dieser Waffengattung bei Hoch und Niedrig führte ihm ausgewählten Ersatz, besonders auch an Offizieren, zu, die Stärke der Garnison München erlaubte wenigstens zeitweilig größere und anregendere Uebungen, tüchtige Kommandeure suchten mit den gegebenen Mitteln das Möglichste zu leisten, vor allem aber wandte der hohe Regimentsinhaber seinen Kürassieren stete und werkthätige Fürsorge zu. Seine Freigebigkeit war geradezu unbegrenzt: Aus eigenen Mitteln ließ er die Reitbahn des Regiments mit einer Beleuchtungseinrichtung versehen; die Bibliothek, durch seine Schenkung begründet, durch seine fortlaufenden, ansehnlichen Zuwendungen erhalten, bereicherte er stets durch Uebersendung werthvoller Werke; seit vielen Jahren spendete er regelmäßig bedeutende Sum-

[1] Erschienen bei Oldenbourg in München, 1. Band von Theodor Frhr. v. Pfetten-Arnbach, 1890, 2. Band von Hans Fahrmbacher, 1900.

men für Musik und Fechtmeister, und aus Anlaß seines 50jährigen Inhaberjubiläums errichtete er eine große Stiftung, damit auch nach seinem Hinscheiden für die von ihm geförderten Zwecke Mittel fließen konnten. Des Prinzen Bemühungen war es auch mit zu danken, daß sich der Reitergeist im Regimente frischer erhielt als anderswo. Die äußere Erscheinung der Offiziere zu Fuß wie zu Pferd war tadellos, die Zahl edler Thiere, mit denen die Offiziere bei der Frühjahrsbesichtigung 1860 erschienen, erwies sich als eine so sehr in die Augen springende, daß sie vom Divisionskommandanten Sr. kgl. Hoheit Prinz Luitpold, besonderer Erwähnung gewürdigt wurde. Aber man hielt nicht nur auf eine schöne Stallhaltung, man ritt auch die Pferde viel und gut, freilich mehr auf der Schule, das Reiten im Gelände kam erst in zweiter Linie. Allerdings war gerade zu dieser Zeit ein frischer Wind in die stagnirende Luft der langen Friedenspraxis hineingefahren, von Preußen her, wo die Schrift Wrangels über Ausbildung und Verwendung der Kavallerie allgemeines Aufsehen erregte (auch Prinz Karl von Bayern interessirte sich lebhaft dafür), und von Oesterreich her, wo der von Solferino her berühmte Husarenführer Edelsheim bei seiner freiwilligen Brigade in individueller Reitausbildung seine großen Erfolge erzielte. Das „System Edelsheim“ gelangte auch in Bayern, vorzüglich durch die Bemühungen des Generals von der Tann und des Rittmeisters Kiliani (gestorben 1893 als Inspekteur der Kavallerie), leider nur vorübergehend zu probeweiser Einführung, die Anhänger der alten Schule, zu der sich auch der Vorsitzende der Kavallerie-Berathungs-Kommission General der Kavallerie Fürst Taxis bekannte, drangen mit ihrer Ansicht durch, daß das reine System Edelsheim nur bei geborenen Reitervölkern, wie die ungarischen Husaren und die polnischen Ulanen, seine vollen Vorzüge entfalten könne. In diesem Zusammenhang muß auch des leider zu früh, im Jahre 1852 verstorbenen bayerischen Divisionskommandanten Prinz Eduard von Sachsen-Altenburg gedacht werden, der in kavalleristischen Dingen hoch über seiner Zeit gestanden und sich insbesondere gegen die langathmigen Manöverdispositionen ausgesprochen hatte, durch die jede Bewegung bis ins Einzelne zum vorhinein festgelegt war. Wie wenig aber solche reformatorische Anschauungen Wurzel geschlagen hatten, beweist u. a. das große Kavallerielager auf dem Lechfelde im Jahre 1863, an dem auch das 1. Kürassier-Regiment theilnahm und welches unter der Leitung des an der Schwelle zum Greisenalter stehenden Generals Taxis mehr wohlabgezirkelte Reiterspiele als kriegsmäßige Exerzierübungen vorführte.

Da brach das Jahr 1866 herein. In einer Stärke von 24 Offizieren und Beamten, 481 Mann, 447 Reit- und 22 Zugpferden, 7 Fahrzeugen war das Regiment unter Kommando des Obersten v. Schubärt am 29. Mai von München nach der Gegend von Ansbach abgerückt, wo sich das Kavallerie-Reserve-Korps Taxis versammelte; die 3 Kürassier-Regimenter [2]) bildeten unter Kommando des Generalmajors Frhrn. v. Rummel die schwere Brigade. In der ersten Periode des Feldzugs, während des Vormarsches ins Thüringische, hatte das Kavallerie-Korps als Bindeglied zwischen dem 7. bayerischen und dem 8. Bundes-Armeekorps zu dienen, gerieth aber bei Ausführung seines Auftrages in die für Kavallerie recht wenig gangbare Rhön. Beim Vormarsch von Fulda machte das Regiment am 4. Juli in der Gegend von Hünfeld die erste, nicht eben erfolgreiche Bekanntschaft mit dem Gegner, welche auf die ob der vielen Hin- und Hermärsche etwas herabgestimmten Soldaten von ungünstigem Einflusse war. Dies zeigte sich bei dem nächtlichen Rückzug der schweren Brigade 4./5. Juli von Fulda auf Brückenau, während dessen durch eine Reihe unglücklicher Umstände in der Gegend von Gersfeld eine vollständige Panik erzeugt wurde. Bei den Kämpfen an der fränkischen Saale thätig einzugreifen, ergab sich für das Regiment keine Gelegenheit, es wurde demnächst hinter den Main zurückgenommen. „Eine einzige mit wirklichen Kriegsstrapazen verbundene Woche war imstande gewesen, die Pferde im großen Ganzen halali zu machen.“ Ob der Veterinär, auf dessen Bericht dieses Urtheil fußt, nicht doch zu schwarz sah? Konnte doch das Regiment schon wenige Tage später recht wacker in der Attacke auftreten und die Scharte von Hünfeld und Gersfeld auswetzen. Das geschah am 26. Juli im Gefecht bei den Hellstädter Höfen. Hier standen etwa um 10 Uhr vormittags die 3 Kürassier-Regimenter und das 3. Ulanen-Regiment in Reserve; weiter vorwärts hieben sich Chevaulegers mit preußischen Reitern herum. Da gab General von der Tann persönlich das Zeichen zum Anreiten. Zwar gelang der Aufmarsch nicht ganz, denn die ersten Züge warteten das Herauskommen der hinteren nicht ab, sondern stürzten sich in wilder Kampfesfreude auf den Feind; wie von einer Windsbraut erfaßt, verschwanden die kleinen Husaren und die herbeieilenden Dragoner — im ganzen 6 Eskadrons — unter der Masse der bayerischen Panzerreiter, auf eine preußische Batterie wälzte sich das Ganze los, sie gerieth in die Gewalt der Bayern, nun aber rief das Signal diese zurück, ihre Aufgabe war erfüllt, die eigene Infanterie hatte den Abzug einleiten können. Bald nach dieser schönen Reiterthat endigte der Feldzug, am 18. September rückte das Regiment wieder in seinen Standort ein. Seine Feldzugsverluste waren nur gering: 1 Offizier, 5 Mann todt, 10 Mann verwundet, 9 Mann vermißt, 22 Pferde.

Nach dem Kriege trat für die bayerische Armee die Zeit der großen Reformen ein, die, durch den Krieg 1870/71 unterbrochen, erst im Jahre 1874 ihren Abschluß fand. Gleich zu Beginn wurden die Kavallerie-Regimenter zu 5 Eskadrons formirt, das 1. Kürassier-Regiment übernahm Theile des aufgelösten 3. Regiments. Ueberall entwickelte sich regste Thätigkeit. Die äußere Form der Arbeit blieb zwar vorerst noch die gleiche, aber der Geist, der sie beseelte, war schon im Winter 1866/67 ein ganz anderer. Nur die aufopfernde Thätigkeit und das Zusammenwirken aller Grade vermochte über die in diesen Jahren der Systemänderung sich aufthürmenden Schwierigkeiten und Reibungen hinüberzuführen, denn selbst in kavalleristischen Grundfragen vollzog sich fast ohne vermittelnden Uebergang ein vollständiger Umschwung.

Mitten in diese Friedensarbeiten hinein ertönte die Kriegstrompete vom Rheine her. Am 17. Juli 1870 eröffneten die Abgaben zur Ersatzeskadron das Mobilmachungsgeschäft und schon am 1. August stand das Regiment, 584 Mann und 598 Pferde stark, unter Kommando des Obersten Feichtmayr in seinem ersten Feldbiwak am Rhein; es hatte mit dem 2. Kürassier- und dem 6. Chevaulegers-Regimente die Reserve-Kavallerie-Brigade Tausch des 1. Armeekorps zu bilden. Aber weder bei den Einmarschkämpfen bei der dritten Armee, noch bei deren Vormarsch auf Chalons und Sedan gelangten die Kürassiere zu wichtigerer Thätigkeit; erst im Loirefeldzuge gab es auch für sie Arbeit. Am 10. Oktober bei Artenay, als die Franzosen den Ort räumten, stürzten sich Rittmeister Rhomberg (lebt noch als Oberst a. D. in München) mit der 1. Eskadron und Rittmeister Schaffer (gestorben als Generalmajor a. D.) mit der 2. Eskadron auf die weichende feindliche Infanterie, verwandelten deren Rückzug in Flucht und machten zahlreiche Gefangene. Unter anstrengendem Patrouillendienst verging die Stillstandsperiode bis Coulmiers, in diesem Treffen standen die Kürassiere zwar lange Stunden im Granatfeuer, gelangten aber nicht zum Eingreifen mit der blanken Waffe. Dies war ihnen auch versagt in den blutigen Dezemberschlachten, in denen sich das Korps von der Tann mit Ruhm bedeckte, wohl aber leisteten einzelne Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften in diesen schweren Tagen für die Aufklärung wichtige Dienste. Der weitere Verlauf des Krieges führte das Regiment noch vor Paris, gab aber zu besonderer Thätigkeit keinen Anlaß mehr. Am 16. Juli 1871 erfolgte der glänzende Einzug in München. Entsprechend der geringen Gefechtsthätigkeit des Regiments gestalteten sich auch die Verluste sehr niedrig: 3 Mann todt, 4 Mann verwundet, 3 Mann vermißt, 15 Mann an Krankheit gestorben, 7 Pferde. War es zur Bethätigung einer von besonderem Ruhmesglanze umstrahlten Aktion, wie man eine solche bei Beginn des gewaltigen Krieges erhoffen konnte, nicht gekommen, so hatte doch das Regiment in vollstem Maße seine Schuldigkeit gethan und sich insbesondere durch musterhafte Mannszucht ausgezeichnet.

Von den Ereignissen der folgenden Friedenszeit seien nur die wichtigsten hervorgehoben. Am 18. Februar 1873 trat Se. kgl. H. Prinz Leopold als Oberst an die Spitze des Regiments, führte es rasch in den Geist der neuen Richtung ein und, gleichsam das Erbe seines am 26. August 1875 verstorbenen Großoheims, des Prinzen Karl, antretend, bewahrte er dem Regiment auch in der Folgezeit sein besonderes Wohlwollen. Im Jahre 1876 übte das Regiment seit 1863 zum erstenmal wieder im Verbande eines größeren Kavalleriekörpers bei Regensburg, zum letztenmale als richtige Kürassiere, denn schon unterm 9. Dezember 1876 wurde das Ablegen der Kürasse verfügt und am 31. März 1879

[2]) Im Jahre 1863 war aus den 5. und 6. Eskadronen der beiden alten Regimenter ein 3. Kürassier-Regiment gebildet worden; jedes Regiment zählte im Frieden wie im Kriege nunmehr vier Eskadrons, stellte aber bei der Mobilmachung eine Depot-Eskadron auf.

erfolgte die Umwandlung in das 1. schwere Reiter-Regiment Prinz Karl von Bayern. Es mag dahingestellt bleiben, ob es nicht aus Gründen der Heerestradition angängig gewesen wäre, wenigstens den Namen „Kürassiere“ und für Paradezwecke Theile der Ausrüstung beizubehalten, wie u. a. auch von General von der Tann vorgeschlagen worden war. Im übrigen hatten selbst die leidenschaftlichsten Anhänger des Kürasses zugeben müssen, daß seine Zeit als Schutzwaffe vorüber sei, wie auch, daß sich der Mannschaftsersatz immer mehr vom wuchtigen Typus des alten Kürassiers entferne. Zehn Jahre später, am 19. Juli 1889, erhielten die Reiter eine neue, aber eine Trutzwaffe: die Lanze, die übrigens speziell für unser Regiment keine völlige Neuheit war, denn schon 1822 und 1839 hatten Probeversuche mit Lanzen stattgefunden. Am 17. Juli 1892 trat wiederum ein Mitglied unseres Herrscherhauses, Se. kgl. Hoheit Prinz Alfons, an die Spitze des Regiments, das Höchstderselbe auch in den großen Manövern des Jahres 1897 führte, da zum erstenmale seit Bestehen des Deutschen Reiches die ganze bayerische Armee in friedlichem Wettkampfe mit Truppen anderer deutscher Kontingente ihre Leistungsfähigkeit prüfte. In nächster Zeit wird für das Regiment ein neuer Abschnitt seiner Geschichte erreicht sein, wenn es sein altes Heim an der Isar mit den neuen Gebäuden auf dem Oberwiesenfeld vertauscht. —

Wir sind am Ende. An der Hand des ausgezeichneten Werkes konnten wir die ersprießliche Friedensarbeit und die wackere Kriegsthätigkeit des Regiments während fast eines Jahrhunderts verfolgen und haben auch manch werthvollen Einblick in innere Zustände gewonnen; gerade hiezu zahlreiche Belege beigebracht zu haben, ist ein besonderes Verdienst der beiden Herren Verfasser, deren Fleiß auch zahlreiche Ranglisten und biographische Skizzen zu danken sind. Mit voller Befriedigung wird ein Jeder das ganze Werk überschauen und nur vielleicht den einen Wunsch hegen, daß Bildschmuck in größerer Ausdehnung hätte beigegeben werden mögen. Der Angehörige wie der Freund des Regiments wird nicht erst in einem allgemeinen Werke nachschlagen wollen, um zu erfahren, wie der alte Kürassier ausgesehen hat, er wird und darf das Bild im Familien- und Ehrenbuch des Regiments selbst suchen und mit Betrachtung des Bildes wächst oft auch das Interesse an einer sonst manchem trocken erscheinenden Abhandlung, es ist also auch nicht ohne großen erzieherischen Werth. Vielleicht läßt sich dies noch nachholen!

## Besprechungen.

H. S. Das zweite diesjährige Heft der „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten“ enthält u. a. folgende Arbeiten und Berichte: Ueber Heilmethoden und Heilmittel der Eingeborenen Deutsch-Südwestafrika's äußert sich Oberstabsarzt Dr. Lübbert in einem auch ethnologisch interessanten Aufsatz. Die medizinischen und chirurgischen Kenntnisse der Eingeborenen sind nicht zu unterschätzen, und wenn auch Zauberei und allerhand Aberglauben besonders bei den Berg-Damara und Herero eine große Rolle spielen, so erzielt man doch ganz beachtenswerthe Heilresultate, so bei Vergiftungen durch Schlangenbiß, Knochenbrüchen und inneren Krankheiten. — Das in kolonialwirthschaftlicher Beziehung wichtig gewordene Mündungsgebiet des Rufidschi stellt ein durch Nachträge ergänzter Ausschnitt aus der Karte Deutsch-Afrika's in 1:300,000 dar. Begleitet wird die schön detaillirte Karte durch eingehende Bemerkungen des Kapitäns Prüssing über Stromverhältnisse, Wassertiefe, geeignete Wasserverbindungen, Schiffahrtsmöglichkeiten und Landungsplätze. — Sodann erfährt man aus dem Heft auch wieder etwas über die weiteren Forschungen Dr. Kandts im Kivuseegebiet. Kandt hatte, wie früher berichtet, 1898 den Hauptarm des Kagera bis zur Quelle verfolgt und wünschte im Juli v. J. den im Mittel- und Unterlauf noch nicht erforschten großen südlichen Zufluß des Kagera-Nyavarongo, den Akanyaru aufzunehmen. Er versuchte zunächst, aus dem Russisithal über die Randgebiete von Urundi an die Quelle des Akanyaru zu gelangen, um dann am Strom entlang abwärts zu ziehen, mußte diesen Versuch jedoch aufgeben, da seine Träger Furcht bekamen. Darauf drang Kandt vom Kivusee in direkt östlicher Richtung nach der Stelle vor, wo Nyavarongo und Akanyaru sich zum Kagera vereinigen, um seine Aufgabe von Osten her zu lösen. Er maß an der Vereinigungsstelle nochmals die Breite, Tiefe und Strömung beider Flüsse und fand das Ergebniß seiner Reise von 1898 bestätigt, daß der Nyavarongo die weitaus bedeutendere Wasserader ist. Hierauf verfolgte Kandt den vereinigten Kagera eine Strecke abwärts, so weit der Strom noch unbekannt war, kehrte sodann um und wanderte am unteren und mittleren Akanyaru nach Westen, bis er den Anschluß an seine frühere Aufnahme des oberen Flußstücks gewann. Etwas oberhalb seiner Mündung in den Nyavarongo erhält der Akanyaru einen Zufluß aus Süden, der einen langgestreckten See von acht bis 10 Stunden Ausdehnung entwässert. Zwar war Kandt verhindert, diesen See zu erforschen, da seine Karawane sich in trauriger Verfassung befand, doch ist wohl so viel gewiß, daß er jenen See aufgefunden hat, den Speke zuerst erkundet und als Akanyarusee auf seiner Karte im Stromgebiet des Kagera verzeichnet hatte, und der seitdem drei Jahrzehnte auf unsern Karten als Alexandrasee (Stanley) figurirte. Baumann, der den Akanyaru zweimal gekreuzt, hatte versichert, es gebe keinen solchen See, und so war das Gewässer seit 1892 wieder von den Karten verschwunden. Uebrigens macht auch der mittlere Akanyaru selbst mit seinen breiten Papyrussümpfen den Eindruck eines Seethales. Nachdem Kandt seine Aufgabe gelöst hatte, kehrte er nach seiner Station Bergfrieden am Südostufer des Kivusees zurück; seine seitherige Thätigkeit fällt mit den Arbeiten der deutsch-belgischen Kommission zur Festlegung der Kivugrenze zusammen. Der Bericht Kandts, der vom 20. Oktober v. J. datirt ist, enthält im übrigen viel neues über Ruanda, auch über dessen politische Verhältnisse. Es herrscht dort zur Zeit eine verhaßte Mißregierung einflußreicher Watussifamilien, die den jungen, unselbständigen König — den „Juhi“ — ganz nach ihrem Willen lenken. Ruanda ist stellenweise erstaunlich dicht bevölkert; so schätzt Kandt die Einwohnerzahl der Umgegend der Missionsstation Issavi auf 80,000—100,000 und bemerkt, er habe in Afrika noch kein so stark besiedeltes Gebiet gesehen. — Wir erwähnen zum Schluß noch Dr. Pflügers Bemerkungen über die Geologie des Bismarck-Archipels und das Ergebniß einer Zählung der Bevölkerung der Neu-Lauenburggruppe vom Mai 1900: es wurden 3264 Seelen und damit eine kleine Zunahme gegen das Jahr 1898 ermittelt

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Daß über einen der wichtigsten Unterschiede geographischer Längen in Europa, den zwischen den Observatorien zu Greenwich und zu Paris, keine genügende Sicherheit vorhanden ist, ist schon seit längerer Zeit festgestellt. Die XII. Erdmessungskonferenz in Stuttgart hatte deßhalb geeignetenfalls die Neumessung ins Auge gefaßt. Wie nun Prof. E. Hammer (Stuttgart) im neuesten Heft von „Petermanns Mittheil.“ schreibt, ist zwischen dem Direktor der Pariser Sternwarte, Prof. Loewy, und dem englischen „Astronomer Royal“ Christie vereinbart worden, daß die neue Messung in diesem Herbst und im kommenden Frühjahr ausgeführt werden soll. Zwei je in sich ganz vollständige Messungen sollen gemacht werden, mit vollständigem, und zwar doppeltem Wechsel der Beobachter und Instrumente; dabei sollen vier Beobachter, zwei Engländer und zwei Franzosen, thätig sein an vier genau gleichen tragbaren Durchgangsinstrumenten, die der Greenwicher Sternwarte gehören, und von denen zwei längere Zeit vor Beginn der Messung nach Paris überbracht werden sollen. Die zwei Beobachter an jeder Station werden ferner auch unter sich im Gebrauch der beiden Instrumente abwechseln.

* Ueber eine kleinrussische Bibelübersetzung berichtet die „Nat.-Ztg.“ Folgendes: Der vor einigen Jahren verstorbene kleinrussische Gelehrte Kulesch hinterließ eine von ihm im Laufe vieler Jahre besorgte Uebersetzung der ganzen heiligen Schrift ins Kleinrussische. Diese Uebersetzung wurde dann von dem Gelehrten J. Lewizki geprüft, ergänzt und verbessert, und die Wittwe Kuleschs wollte diese erste vollständige kleinrussische Bibelübersetzung dem Druck übergeben. Die russische geistliche Zensur gestattete die Drucklegung des Werkes jedoch nicht. Frau Kulesch hat sich nun an die Britische Bibelgesellschaft gewandt und diese ging auf das Anerbieten sofort ein. Frau Kulesch hat das Verlagsrecht für 5000 Rubel an die genannte Gesellschaft verkauft.

* Entdeckung eines Gemäldes von P. Cavallini in Florenz. Wie dem „Corriere della Sera“ aus Florenz gemeldet wird, hatte der Direktor der dortigen Gobelin-Manufaktur Gerspach in Vasaris „Künstlerleben“ gelesen, daß

P. Cavallini in der dortigen St. Markus-Kirche verschiedene Gemälde ausgeführt hatte, darunter eine „Verkündigung". Vasari fügt hinzu, daß diese Gemälde seit dem 16. Jahrhundert verschwunden wären, indem die Kirche mit neuen Seitenwänden versehen und dadurch die „Verkündigung" wieder verdeckt worden sei. — Nun wurden von dem Forscher die nöthigen Maßregeln getroffen, um dieses Bild ans Licht zu ziehen. Und so ist jetzt die Holztafel, die es bedeckte, entfernt worden. Der obere Theil des Freskobildes, wo nach der Gewohnheit die Figur des ewigen Vaters sich befand, ist noch mit einer Kalkschicht bedeckt, doch der Haupttheil ist frei und sehr gut erhalten.

w. Am 1. August fand zu **Paris** die **Jahresversammlung der Alliance française** statt. Den Abend kam man zu einem großen Prunkessen in den Champs Elysées zusammen. Den Vorsitz führte der französische Botschafter in Washington, Cambon. Unter den Theilnehmern bemerkte man Gaston Boissier, den ständigen Schriftführer der Académie française, den Staatsrath Herbette und den Leiter der Alliance, den Geographen Foncin. In seinem Trinkspruch redete Cambon von den Beziehungen zwischen dem Mutterlande und den Franzosen der Vereinigten Staaten. Vor einigen Tagen habe die Stadt **Detroit** am Michigansee ihren 200. **Jahrestag** gefeiert. Ludwig XIV. habe im Jahre 1701 einen jungen Mann aus der Gascogne, de Cadillac, nach Amerika zur Gründung einer Stadt gesandt, und noch seien die von Ludwig gezeichneten Pläne der neuen Anlage vorhanden. Heute lebten in und um Detroit gegen 70,000 Franzosen, die wie alle anderen Franzosen des nördlichen Amerika's, den Johannes Baptista zum Schutzheiligen haben. Das Franzosenthum müsse wie vordem auch in Zukunft einer der Hauptfaktoren der geistigen Entwickelung Nordamerika's bleiben.

* **München.** Auf Veranlassung und unter Oberleitung der Zentraldirektion des **deutschen archäologischen Instituts** wird, wie in den Vorjahren, so auch im kommenden Herbste vom 5. Oktober bis 8. November ein **archäologischer Anschauungskurs für deutsche Gymnasiallehrer in Italien** abgehalten werden, an welchem **zwei** Lehrer der philologischen Fächer an **bayerischen** Gymnasien theilnehmen können. Die Bewerbungen um **Zulassung** zu diesem Kurse sind bis spätestens 15. August l. J. bei dem kgl. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten einzureichen.

* **Freiburg i. B.** Die rühmlichst bekannte Verlagsbuchhandlung J. C. B. **Mohr** feierte am 2. d. M. ihr **100jähriges Bestehen**. Der Sitz der Firma war zuerst in **Frankfurt a. M.** (bis 1811), daneben in **Heidelberg** (seit 1805) zunächst als Filiale, seit 1811 als Hauptgeschäft. 1878 ging der Verlag auf den jetzigen Inhaber Paul Siebeck über, der ihn nach **Freiburg**, bezw. **Tübingen** verlegte. Die Blüthezeit des Verlages war in Heidelberg, wo als erstes Werk 1806 „Des Knaben Wunderhorn" erschien, ferner Werke der übrigen jüngeren Romantiker, Fr. Schlegels, Görres u. a. Auch Savignys „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" erschien bei Mohr. Von Historikern sind zu nennen Schlosser, von Dichtern H. Voß und Jean Paul, von Philosophen Fichte und Hegel, die ihre Werke von Mohr verlegen ließen. Jetzt hat sich die Firma zum angesehensten Verlag der historisch-kritischen Richtung der protestantischen Theologie spezialisirt.

* **Straßburg.** Hier steht, wie die „Straßb. Post" meldet, die **Einrichtung von Hochschulkursen** unmittelbar bevor. Angehörige verschiedener Berufsstände haben sich mit einer Anzahl Universitätsprofessoren zu diesem Zwecke in Verbindung gesetzt, und die bis jetzt gepflogenen Verhandlungen haben zu dem Ziele geführt, daß die Abhaltung der Kurse bereits für den kommenden Winter gesichert ist. In Aussicht genommen sind zunächst folgende Vorlesungen: Geld- und Kreditwesen; Kunstgeschichte; allgemeine neuere Geschichte; elsässische Landesgeschichte; Gesundheitslehre; Elektrizitätslehre. Außerdem zwei Vorlesungen aus dem Gebiete der Rechtswissenschaft: bürgerliches Recht und Gemeindeverfassungsrecht.

* **Gießen.** Dem Assistenzarzt an der medizinischen Klinik, Dr. F. **Volhard**, ist die venia legendi für innere Medizin ertheilt worden. Die hiesige Universität hat mit der Versicherungsgesellschaft „Nordstern" in Berlin einen Vertrag abgeschlossen, nach dem mit Beginn des Wintersemesters **sämmtliche Studirende gegen Unfall versichert sind.** Einen Versicherungsbeitrag haben nur die Studirenden zu entrichten, die ihrem Studium entsprechend besonders gefährdet erscheinen (Chemiker, Physiker, Mediziner und Veterinär-Mediziner). Die Beiträge der übrigen Studirenden werden aus den Ueberschüssen der Krankenkasse gedeckt. Auch die unter Aufsicht der akademischen Lehrer etwa eintretenden Unfälle bei Ausflügen, beim Fechten und Reiten sind in die Versicherung eingeschlossen.

* **Leipzig.** Im Auftrage des Kaisers von Rußland hat die Firma **Brockhaus** zwei Prachtexemplare einer chinesischen Ausgabe des Werkes von **Uchtomsky** über die Orientreisen des damaligen Thronfolgers, jetzigen Kaisers, herstellen lassen, die als Geschenk für den Kaiser und die Kaiserin-Wittwe von China bestimmt waren. Von dieser Ausgabe, einem literarischen Unikum, hat die Firma einige Exemplare, die nicht in den Handel kommen, den hervorragendsten Universitäten der Welt als Geschenk überreicht.

wg. **Aus Oesterreich.** Als **Privatdozenten** wurden bestätigt: Der Oberingenieur der Kaiser Ferdinands-Nordbahn i. P. Ludwig Ritter v. **Stockert** für Eisenbahnmaschinendienst und Eisenbahnbetrieb an der technischen Hochschule in **Wien**, der Professor an der Staatsrealschule im Karolinenthal August **Adler** für darstellende Geometrie an der deutschen technischen Hochschule in **Prag** und der Professor an der Lehranstalt für Textilindustrie in Brünn Gustav **Ulrich** für chemische Technologie der Theerfarbstoffe an der deutschen technischen Hochschule in **Brünn**. — Der Botschafter in Konstantinopel Geh. Rath Heinrich Frhr. v. **Calice** ist zum Mitglied des österreichischen archäologischen Instituts ernannt worden. — Wie das „Neue Wiener Tagbl." meldet, wurde an Stelle des vor kurzem verstorbenen Professors Dr. Ullmann von der juristischen Fakultät der deutschen Universität in **Prag** der Professor an der Czernowitzer Universität Reichstagsabgeordneter Dr. Arthur **Skedl** für die Lehrkanzel des österreichischen Zivilprozeßrechts primo et unico loco vorgeschlagen.

* **Aus Frankreich.** An den Hochschulen Frankreichs haben sich im Studienjahr 1899 bis 1900, über welches erst jetzt, nach Versendung der Thesen, Bericht möglich ist, 51 **Damen** den **Doktorgrad** erworben, bis auf eine Pariser Pharmaceutin, sämmtlich **Medizinerinnen**. Die Mehrzahl, 35, stammt aus Rußland, 1 aus Italien. Das Gros dieser Promotionen (37) entfällt auf die medizinische Fakultät der Universität Paris, 5 auf Montpellier, 4 auf Nancy, je 2 auf Bordeaux und Lyon. Die Französinnen haben mit einer Ausnahme alle in Paris promovirt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

*Bulletin de la société centrale d'aquiculture et de pêche.* Tome XIII, No. 6. Paris. — H. **Cornelius**: Grundsätze und Lehraufgaben für den elementaren Zeichenunterricht. Leipzig und Berlin, Teubner 1901. — M. 0.80. — Dr. med. F. A. **Suter**: Unter dem Schweizerischen Rothen Kreuz im Burenkriege. Leipzig, Schmidt u. Günther 1901. M. 7.50. — Dr. W. **Kobelt**: Die Verbreitung der Thierwelt. Lfg. 3—5. Leipzig, Tauchnitz 1901. — H. v. **Wolzogen**: Thematischer Leitfaden durch die Musik zu Wagners Parsifal. Leipzig, Reinboth. — A. **Jahn**: Führer durch Wagners romantische Oper „Der fliegende Holländer". Ebd. — K. **Heuser**: Wie spiele ich am besten Klavier? Ebd. — P. **Lang**: Maulbronner Geschichten. 2. Aufl. Stuttgart, Bonz u. Co. 1901. — G. v. **Mayr**: Begriff und Gliederung der Staatswissenschaften. Tübingen, Laupp 1901. — Université de Lyon. Faculté des Lettres. Unterricht für ausländische Studenten. — **Fidler**: Personenstandsgesetz. (Guttentag'sche Sammlung Deutscher Reichsgesetze, Nr. 59.) Berlin, Guttentag 1901. — **Lindemann**: Urheberrecht. (Do., Nr. 60.) Ebd. 1901. — **Heinitz**: Verlagsrecht. (Do., Nr. 61.) Ebd. 1901. — **Sydow** und **Busch**: Zivilprozeßordnung. (Do., Nr. 11.) Ebd. 1901. — B. **Schönfelder**: Um den Schreckenstein. Varel i. O., Allmers 1901. M. 4. — A. v. **Müller**: Die Wirren in China. 3. Theil. Berlin, Liebel 1901. — **Aschrott**: Fürsorgeerziehung Minderjähriger. (Guttentag'sche Sammlung Preußischer Gesetze 28.) Berlin, Guttentag 1901.

Jahrgang 1901. München, Mittwoch, 7. August. Nummer 179.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

## Uebersicht.



## Hessische Volkstrachten.

Von Dr. Karl Heldmann (Halle a. S.).

### I.

Der bedeutendste unter den Forschern und Kennern unsrer deutschen Volkstrachten, Fr. Hottenroth in Frankfurt a. M., führt sein Ende des Jahres 1899 erschienenes großes Werk über die „Deutschen Volkstrachten vom 16. Jahrhundert an bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts“ (2 Bände, 1899/1900) mit der Klage ein, daß die Kenntniß unsrer alten Trachten noch nicht zu den selbstverständlichen Voraussetzungen der deutschen Kultur gehöre, daß man sie als Nebenkind der historischen Wissenschaft behandle, daß man sich aber einstmals um das, was unsre Vorfahren auf dem Leibe getragen haben, nicht minder kümmern werde, wie um das, was sie sonst geschaffen haben. Es war ihm verborgen, daß damals gerade die in der benachbarten Universitätsstadt Marburg kurz zuvor begründete „Historische Kommission für Hessen und Waldeck“ als erste ihrer streng wissenschaftlichen Publikationen ein „Hessisches Trachtenbuch“ vorbereitete. Ein glücklicher Umstand kam ihr dabei zu statten. Schon seit Jahren hatte der Sohn eines durch künstlerische und poetische Begabung in gleicher Weise wie durch Liebe zur Geschichte und dem Volke seiner hessischen Heimath ausgezeichneten alten Marburger Gelehrtengeschlechts, der bekannte Indogermanist, Geh. Regierungsrath Professor Dr. Ferdinand Justi, die Stunden der Muße zwischen ernster wissenschaftlicher Arbeit dazu benutzt, um auf Streifzügen durch das oberhessische Bergland die malerischen und überaus mannichfaltigen Trachten des Landvolkes im Bilde festzuhalten. Zahlreiche mit staunenswerther Genauigkeit ausgeführte Aquarelle waren die Frucht jener Künstlerfahrten. Auf keine Weise glücklicher konnte sich die neubegründete Historische Kommission in weiteren Kreisen einführen, als dadurch, daß sie, unterstützt von der Munifizenz einer hochsinnigen hessischen Frau, es unternahm, die Justi'sche Sammlung dem deutschen Volke in einer mustergültigen Veröffentlichung zugänglich zu machen: mustergültig sowohl hinsichtlich der Reproduktion der einzelnen Aquarellblätter wie hinsichtlich der von Justi selbst verfaßten wissenschaftlichen Einleitung und Beschreibungen der einzelnen Trachten nach ihrem muthmaßlichen Alter. Für den Weihnachtstisch des Jahres 1899 erschien die erste, für den des folgenden die zweite der sechs vorgesehenen Lieferungen in einer Ausstattung, die der Verlagsbuchhandlung zur größten Ehre gereicht.[1])

Unsre Sammlung erfreut sich vor ähnlichen Bildwerken, einige Blätter bei Hottenroth abgerechnet, eines grundlegenden wissenschaftlichen Vorzugs. Was uns auf diesen Bildern entgegentritt, das sind keine Kostümpuppen, keine sogenannten Typen, sondern wirkliche Menschen von Fleisch und Blut. Jedes Blatt trägt als beglaubigende Unterschrift den Vor- und Zunamen des Abgebildeten und den Namen seines Heimathsortes. Leider läßt aber gerade in diesem Punkte die Ausführung mancherlei an Feinheit zu wünschen übrig. Hottenroth macht einmal die Bemerkung, man habe beim Anblicke der alten Volkstrachtengewänder den Eindruck, daß ihre Träger eins gewesen seien mit ihrer Hülle, daß sie sich kleideten, wie sie dachten, und es sei darum Sache des Künstlers, den Geist ihrer einstigen Träger wieder in die Kostüme zu zaubern, um dieselben „menschlich zu machen“. Eben in dieser Richtung liegt das auch von Justi gewählte Verfahren, nur daß es ihm, der von der lebendigen Gegenwart ausgeht, in ganz anderem Maße möglich ist, jenen Gedanken in voller Reinheit durchzuführen. Er will uns nicht nur den Anzug des Bauern und der Bäuerin mit allen Eigenheiten seines Schnittes und allen Feinheiten seines Schmuckes und seiner Stickereien kennen lehren: in den Kreis der Vorstellungen, die wir uns von den Volkstrachten machen, gehört auch der körperliche Habitus der Menschen, die darin stecken. Gerade dies, man möchte sagen: naturwissenschaftlich-ethnographische Prinzip stellt das Hessische Trachtenbuch in die allererste Reihe der wissenschaftlichen Werke über Kostümkunde.

Ein solcher innerer Zusammenhang besteht z. B. auch zwischen der eigenartigen Körperhaltung und Bewegung und dem durch die Praxis langer Jahre als zweckmäßig herausgebildeten eigenartigen Kleiderschnitt. Beobachtet hat das wohl schon Jeder, der das Volk in seinem Alltags- und Feiertagsleben kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Ausgesprochen aber ist es mit dieser verständnißvollen Klarheit so wohl erst von Justi, dem Wanderer mit dem scharfen Künstlerauge, dem keine Lebensäußerung seines heimathlichen Volkes entgangen ist, mit dem feinen Gelehrtensinne, dem sich die lokalen Beobachtungen sogleich in den größeren Zusammenhang der Kulturentwicklung überhaupt fügen.

Er folgt dem hessischen Bauer, der im langschößigen, kornblumenblauen Kirchenrock im Schnitt des 18. Jahrhunderts, das verwitterte Gesicht vom breitkrämpigen Dreimaster überschattet, die Kirche besucht.

[1]) Ferdinand Justi: Hessisches Trachtenbuch. 1. und 2. Lief. 42 Seiten Text und 16 Tafeln in lithographischem Farbendruck. Marburg, N. G. Elwert 1900/01. Folio. (Lief. à 6 M.). (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck. I.) Die dritte Lieferung soll sicher im Laufe dieses Jahres erscheinen.

Er läßt die hessische Bäuerin mit ihren schweren, halblangen weitbauschigen Röcken, leichten Leibchen und hochragenden Stülpchen mit „Schlaier“ oder weißer Abendmahlsmütze an sich vorüberziehen. Er mischt sich im Leichenzug unter die Männer mit ihren um die Schultern geschlagenen schwarzen Mänteln, und die Frauen mit ihren kurzen gefältelten Trauermäntelchen, die das Gesicht und wohl auch die Hände vermummen. Bei ihnen Allen findet er die ihrer Kleidung entsprechende Würde und den feierlichen Anstand einer zwar um mehr als ein Jahrhundert zurückliegenden Zeit, der aber darum nicht weniger anziehend wirkt. Und dann macht er die hübsche Bemerkung, daß man die Verbeugungen oder Knixe unsrer oberhessischen Bauern und Bäuerinnen von heute so schon auf Hans Memlings „Anbetung der Könige“ in der Münchener Pinakothek sehe, wie man sie noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts bei alten aristokratischen Damen habe sehen können. Die Frauen in der näheren Umgebung Marburgs mit ihren weitausgeschnittenen Schuhen über den buntgezwickelten Strümpfen zeichnen sich durch einen zierlicheren, behutsameren, sich in den Hüften wiegenden Gang (die „Trächt“) aus vor ihren Schwestern im sogenannten hessischen „Hinterland“ (Kreis Biedenkopf), deren schwerere, bis über die Knöchel reichende Schuhe mit ledernen Riemen dem Schmutz der Dorf- und Landstraßen besser Trotz bieten. Justi hätte auch darauf hinweisen können, daß ähnliche Schuhe wie die Hinterländerinnen zwar auch die Männer und Frauen des Schwalmgrundes (Kreis Ziegenhain) auf der Grenze zwischen Ober- und Niederhessen tragen, daß aber bei ihnen die den Stöckelschuhen des 17. Jahrhunderts entlehnten hohen Absätze einen zierlichen, leichten Gang bedingen.

Wenn man somit von einer „Naturgeschichte der Kleidung“ geredet hat, so trifft das in mehrfacher Hinsicht durchaus zu. Das wissenschaftliche Interesse an der kulturellen Entwickelung unsres Volkes, wie es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erwacht ist, konnte und darf nicht vorübergehen an der Geschichte der Kleidung im allgemeinen und der Volkstrachten im besonderen. Die Einleitung, die Justi seinem Prachtwerk vorausgeschickt hat, bietet eine musterhafte Geschichte der Moden und Trachten im Zusammenhang mit den politischen und wirthschaftlichen Verhältnissen, den Anschauungen und geistigen Bewegungen der einzelnen Zeitabschnitte in großen Zügen.

In früherer Zeit wußte man noch nichts weder von dem Werth, noch von einer Geschichte der Kostüme. Auf allen Bildern des Mittelalters und bis tief in die Neuzeit hinein haben die Personen der Vergangenheit es sich gefallen lassen müssen, in die Kleidungen gesteckt zu werden, die die Künstler selbst und ihre Gegenwart trugen. Erst das Erwachen wissenschaftlichen und geschichtlichen Sinnes hat zu der Erkenntniß geführt, daß auch die Kleidung von dem Gesetze des Werdens und Vergehens, der historischen Entwickelung, nicht ausgenommen ist. Ihre Geschichte bildet ein Kapitel in der Geschichte des Geschmackes und der Sitten nicht minder wie in der des wirthschaftlichen und sozialen Lebens. Hervorgegangen aus dem primitiven Schutz- und Putzbedürfniß und beschränkt ursprünglich auf die einfachen Naturstoffe, wie das Thier- und Pflanzenleben und die Metalle sie darboten, sah in zunehmendem Maße die Kleidung sich in die Entwickelung von Handel und Gewerbe gezogen, sich der gesteigerten Kultur, den verfeinerten und raffinirteren Geschmacksrichtungen ausgeliefert. Rechtfertigt sich somit schon das wissenschaftliche Interesse an der Geschichte der Kleidung überhaupt, so ganz besonders das an den deutschen Volkstrachten als vaterländischem Erzeugniß volksthümlicher Geschicklichkeit und Kunst, das aber, soweit es nicht überhaupt nur noch Torso ist, von der hastenden und nivellirenden Gegenwart zusehends mit dem Untergang bedroht wird.

Was sind Volkstrachten? Wir reden von einer Volkstracht der Polen, Ungarn, Bulgaren u. s. w. zweifellos in einem anderen Sinne als von einer Volkstracht der Markgräfler und Elsässer, der Tiroler und Dachauer, der Hessen und Schaumburger. Im ersteren Falle meinen wir die Tracht eines Volkes im allgemeinen Sinne: die allen Bevölkerungsschichten gemeinsame Nationaltracht, die nur diejenigen Unterschiede im einzelnen kennt, die Rang und Reichthum verleihen. Solche Nationaltrachten finden sich heute eigentlich nur noch im slavischen Osten; aber es ist wohl kein Zweifel, daß auch ihre Stunde geschlagen hat; auch hier steht die westeuropäische Frau Mode auf der Lauer, um mit ihren städtischen Bekleidungsateliers die Nationaltrachten zur Volkstracht im engeren Sinne herabzudrücken.

Im Westen Europas hat es, wie schon J. Falke vor 40 Jahren ausführte, wenigstens seit der Herrschaft des Christenthums keine Nationaltrachten, sondern nur Moden, Volkstrachten und Amtstrachten gegeben: in England und Frankreich nicht weniger wie bei uns in Deutschland. Ja, man kann bei uns nicht einmal von einem oder mehreren Kleidungsstücken als nationalen reden wie etwa beim Mantel und Schleier der Spanier. Unsre Kleidung als Ganzes war, soweit wir sie historisch zurückzuverfolgen vermögen, stets in geringerem oder stärkerem Maße von der Mode abhängig, deren Wechsel hinwiederum in engem Zusammenhang steht mit allgemeinen politischen, wirthschaftlichen und geistigen Strömungen und Veränderungen.

Zur Zeit der Karolinger ließen wir uns beeinflussen durch die römische, unter den Sachsenkönigen durch die byzantinische Mode. Mit Heinrichs III. Gemahlin Agnes von Poitou zogen französische Moden, welsches Geckenthum und welsche Leichtfertigkeit in Deutschland ein. Im 15. Jahrhundert nahmen wir uns die Höfe von Flandern und Burgund, im 16. die von Spanien und Italien zum Muster. Neben diesem Einfluß der romanischen Länder machte sich der der römischen Kirche geltend. Nur in der Zeit, als unser Volk von dieser sich frei zu machen begann, nahmen für die Kleidung der deutschen Männer in den Städten die „frumben“ Landsknechte die Führung in die Hand. Sie haben die (bald freilich ausgeartete) Formenfülle und Farbenfreudigkeit in die männliche Kleidung eingeführt. Gleichzeitig schufen die Frauen Deutschlands sich ein, wie Justi mit Recht sagt, an Schönheit, Pracht und Kleidsamkeit noch nicht übertroffenes Kostüm. Schon in den 20er und 30er Jahren des 16. Jahrhunderts huldigt die gesammte städtische Bevölkerung bis herab zu den Handwerksburschen den neuen Moden, wie sie die allgemeinen Zeitbewegungen ins Leben gerufen hatten. Damals, in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, mochten wir von einer deutschen Mode, einer deutschen Nationaltracht reden. Aber stärker war die um Mitte des Jahrhunderts einsetzende Einwirkung der habsburgisch-spanischen Hofmoden; erst das 17. Jahrhundert brachte ihnen aus Schweden ein, wenngleich nicht allgemeines und dauerhaftes Gegengewicht. Seit Ludwig XIV. ließen wir uns von der Mode Frankreichs gefangen nehmen und hören schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts aus Nürnberg die Klage, daß ein Theil der Bevölkerung „an-

statt der altehrbaren Ehren-Trachten ein freches Moda-Kleid und wollüstiges Affen-Gebutz" angenommen habe. Wir machten sogar die Wandlungen der französischen Mode in der großen Revolutionszeit mit, und erleben es erst gegenwärtig, wie dieselbe langsam zurückweicht: — nicht etwa vor einer bodenständigen deutschen, sondern vor der saloppen Mode Londons und ihres königlichen Mäcens.

Nur für die Gegenwart existiren, ihren Geist athmen und mit ihr wechseln alle diese mannichfaltigen und unpersönlichen Moden. Scheinbar ihr Gegenpol ist das, was wir Volkstracht nennen, und was das Entzücken unsrer Forscher, Kenner und Künstler, den Gegenstand, je nachdem, sentimentaler Schwärmerei oder blasirten Abscheues bei unsern überkultivirten städtischen Touristen und Salonlöwen beiderlei Geschlechts bildet. Richtiger sollten wir von Volkstracht e n reden, die ja, je nach den einzelnen Landschaften, sehr verschieden sind. Es sind die von der Mode der sogenannten besseren Stände geschiedenen Kleidungen der niederen Bevölkerungsschichten, vor allem der Bauern. Diese Volkstrachten bleiben sich in den Kleidungsstücken, ihrem Schnitt, oft auch ihrer Farbe wenigstens im ganzen durch Generationen hindurch und soweit die Erinnerung eines Menschen reicht, wesentlich gleich. Sie sind für uns ein Theil und Charakteristikum unsrer Vergangenheit; mit ihnen hat sich darum die schier unausrottbare Vorstellung von einem gewaltig hohen Alter verknüpft; in ihnen erblickt man mit Vorliebe das Symbol des starren, vorsintfluthlichen Konservativismus unsrer Landbevölkerung.

Auch hier ist uns erst durch die geschichtliche Betrachtungsweise das rechte Verständniß erschlossen, und eine objektive Grundlage der Beurtheilung geboten worden. Wir wissen jetzt, daß die Wiege auch dieser, wie es scheinen möchte, in jeder Land- oder gar Thalschaft autochthon entstandenen Trachten auf den Edelsitzen und in den Städten gestanden hat, daß auch die Volkstrachten Kinder der flatterhaften Frau Mode aus fremdem Lande sind: spätgeborene freilich und sozial gesunkene Kinder, denen es wohl geworden ist bei den tieferen Schichten des Volkes und in der relativen Abgeschlossenheit des ländlichen Lebens. Die Volkstrachten sind zunächst nichts als zurückgebliebene und in Bezug auf ihre einstigen Vorbilder erstarrte Moden. Andrerseits haben sie sich namentlich unter den Bedürfnissen des ländlichen Berufes und, recht im Gegensatz zu den Modetrachten, unter dem Einfluß persönlicher Neigungen zu einem Eigenleben fortgebildet, das schließlich von seinen fremden Vorbildern nichts mehr weiß. Und insofern sind die Volkstrachten zweitens verdeutschte Moden, ja, die einzig verdeutschten Moden.

Wann und wie dieser Umbildungs- und Verdeutschungsprozeß vor sich gegangen ist, das im einzelnen festzustellen, ist Sache der exakten Forschung, wie sie für Hessen Justi in seinen Trachtenbeschreibungen bietet. In friedlicher Zeit vollzieht sich der Wandel, durch den eine Mode fest und zur Volkstracht wird, allmählich, bei plötzlichem Umschwung aller Verhältnisse rasch. Jener absolut fossile Geselle, als der er uns immer wieder einmal vorgemalt wird, ist der deutsche Bauer doch selbst im Mittelalter nicht gewesen. Nur so allgemein, intensiv und nachhaltig war der Antheil nie, den er an den Zeitbewegungen genommen hat. Aber als z. B. seit Anfang des 13. Jahrhunderts der Werth der ländlichen Grundstücke stieg, und der Reichthum der Bauern zunahm, gefielen diese sich darin, in ihrer Tracht die Ritter zu kopiren. Wie spottet doch Neidhart von Reuenthal über den modischen Bauernlümmel, der es dem Ritter nachthun will! Aber damals handelt es sich wohl noch nicht um feste Trachten im Bauernstand, die durch solche Modekarikaturen verdrängt oder die aus diesem Mischmasch bäuerlicher, höfischer und ritterlicher Kleidung entstanden wären. Hundert Jahre später durchzog die große Pest ganz Mitteleuropa. Als dann aber, wie die Limburger Chronik berichtet, die Geiselfahrt, Romfahrt und Judenschlacht ein Ende nahm, da hub die Welt von neuem an, zu leben, und fröhlich zu sein, und die Menschen machten neue Kleidung. Noch immer nichts von einer Volkstracht, die mit der heutigen irgendwie in Verbindung stände. Der Adel gibt seine führende Stellung an die Städte ab, und als am Ende des Mittelalters wieder mit dem ländlichen Bodenwerth sich die bäuerliche Lebenshaltung steigert, da ist es nicht mehr die ritterliche, sondern die bürgerliche Gesellschaft, der das Landvolk seine Moden abguckt.

Erst das in seiner Bedeutung für die Geschichte der Moden überhaupt bereits gewürdigte 16. Jahrhundert mit seinen lebhaften politischen, wirthschaftlichen, sozialen und geistigen Bewegungen, die von oben nach unten in das Volk dringen, und hier einen wohl vorbereiteten Boden finden, erst das ist die eigentliche Geburtszeit, wie der geistlichen und weltlichen Amtstrachten, so unsrer Volkstrachten. Nur einzelne weibliche Kopfbedeckungen, wie vielleicht die niederhessische „Caruette", reichen noch ins 15. Jahrhundert zurück. Um 1600 ist die Bildung der Volkstrachten in vollem Gange, aber die Noth des dreißigjährigen Krieges hemmt die Entwickelung. Ihre letzte, durchgreifende Veränderung erlebte die ländliche Tracht um 1789. Damals fand die einst mit den Emigranten in steigendem Maße in die deutschen Städte eingedrungene französische Mode aus der Zeit Ludwigs XIV., kurz bevor sie in Frankreich selbst der Revolution zum Opfer fiel, Eingang auf dem Lande. Bei uns in Oberhessen eroberte sie zunächst die unmittelbare Umgebung Marburgs, und verbreitete sich allmählich über das östliche und dann das westliche Hügelland. Damals hatten sich der langschößige und reich mit überspannenen Knöpfen besetzte städtische Kirchenrock des deutschen 18. Jahrhunderts mit langer Weste, die um 1550 entstandenen und bis gegen Anfang des 17. Jahrhunderts überall in den Städten durchgedrungenen Kniehosen und die Schnallenschuhe über langen Strümpfen an die Stelle der Tracht des 16. und 17. Jahrhunderts gesetzt und aus dem Bauern „einen ins Bäuerische übertragenen Stadtherrn aus der Zeit vor der Revolution" gemacht.

Es ist Rokokostimmung, die über den schmucken hessischen Trachten, wie vielfach noch über unsern Bauernhäusern und ihren Möbeln lagert. Man empfindet das ganz besonders den Frauentrachten gegenüber; doch muß für sie durchaus auf Justi selbst verwiesen werden. Nur der mächtige Filzhut der Männer, entweder (im Hinterland) mit zu beiden Seiten des Kopfes etwas aufgebogenen Krämpen genau in der Form, wie ihn die Soldaten des dreißigjährigen Krieges und spanischen Erbfolgekrieges trugen, oder (in der vorgeschrittenen Umgebung von Marburg) mit einer breiten Krämpe, deren vorderes Drittel etwas über die Stirn herabgebogen ist, während die beiden anderen, aufgeschlagenen, über dem Hinterkopf eine Ecke bilden, nur er hat sich dem zierlichen, unter dem Arm getragenen Dreispitz des Rokoko gegenüber behauptet: der absterbende Zeuge einer ernsten Vergangenheit. An Stelle des gewaltigen Dreimasters dringt auch auf dem Lande in Hessen schon der köstliche Zylinder (unsre Bauern

sagen zutreffender „Stockhut") ein, den zuerst die Griechen auf dem Konstanzer Konzil jedenfalls zur Heiterkeit der abendländischen Männerwelt getragen haben.

Aber auch der lange blaue Kirchenrock, der nicht zugeknöpft, sondern im zweitobersten Knopflochpaar mit einem grünen oder dunklen Bändchen zusammengenestelt wird, dürfte sich über moderner Weste, Hose und Stiefeln, zu denen er jetzt bei besonderen Feierlichkeiten gewohnheitsmäßig noch vielfach getragen wird, nicht allzu lange mehr wohl fühlen. Aehnlich fangen auch die Bauernfrauen an, sich einzelner städtischer Kleidungsstücke, z. B. der großen wollenen Umschlagetücher, zu bedienen.

Während also die Volkstrachten wohl nach individuellem, wenn auch nicht immer gutem Geschmack einzelne Bestandtheile aus neuen, inzwischen aufgekommenen städtischen Moden übernehmen, und eigene dafür abstoßen, verhalten sie sich anderen Trachten gegenüber durchaus spröde. Trachten bestehen wohl nebeneinander, sie verändern sich auch je für sich, durch eigenständige Fortbildung oder durch Aufnahme von Kleidungsstücken und -Motiven aus der Mode, aber Uebergänge und Entlehnungen von Tracht zu Tracht gibt es nicht. Wo ältere Trachten mit jüngeren, geschmacklosere mit kleidsameren in Kampf gerathen, bedeutet ihr Unterliegen stets ihr Verschwinden im ganzen. Dem Einfluß der Mode, aber ihrer eigenen Mode, ist also auch die scheinbar stabile Volkstracht sowohl im einzelnen wie im ganzen durchaus unterworfen. Die Freude an Farben, der Reichthum an Schmuckstücken (Ketten, Bänder und Schnallen), die Kunstfertigkeit in feinen Nadelarbeiten, das Vergnügen an Liebhabereien und nicht zuletzt das Bestreben, zu gefallen, sind die Handlanger der bäuerlichen Mode, aber gerade sie drücken derselben auch ihr so überaus wohlthuendes persönliches Gepräge auf.

Wie lange Zeit eine Mode braucht, um Volkstracht zu werden, ist im einzelnen natürlich verschieden, wie schon die oben gegebenen Beispiele zeigen. Einen konkreten Fall lernen wir aus Goethe kennen. Er fand 1770 eine „deutsche" Volkstracht im Elsaß, wie die Schwestern Brion sie trugen. Das war eben nur die ländliche Umgestaltung der französischen Mode von etwa 1730—1740. Also 40—50 Jahre hatten dort genügt, um eine konstante Tracht hervorzurufen, die sich ihres Ursprungs nicht mehr zu entsinnen vermochte. Andrerseits aber sehen wir, daß der Vorgang, durch den eine Volkstracht aus der Mode entsteht, sich fortwährend, wenn auch weniger auffällig, vor unsern Augen wiederholt.

Weiter erhebt sich die Frage, warum eine bestimmte Mode, immer geraume Zeit, nach ihrem ersten Auftauchen, bei den „Vornehmen", d. h. meist den Städtern, vom Volke nachgeahmt und übernommen, festgehalten und zur Volkstracht wird. Hiebei kommen zahlreiche Faktoren in Betracht. Der Mann will mehr scheinen, als er ist, die Frau will gefallen. Aber sie vermögen es doch nicht, mit jedem Modenwechsel bei den reicheren, oberen Ständen, die sie zu kopiren lieben, Schritt zu halten. Ihre soeben noch Stadtmode gewesene Kleidung wird altmodisch, schließlich ganz eigenartig, bis kein Zusammenhang mehr erkennbar ist. Die Lebensverhältnisse und Gewohnheiten der Bauern sind eben doch wesentlich beständiger und einfacher. Die Landesbeschaffenheit begünstigt namentlich im Bergland und an der Küste ein Sonderdasein; mit seiner Beschäftigung wie mit seiner Kleidung ist der Bauer abhängig vom Wechsel der Jahreszeiten; sein Beruf liefert ihm das Rohmaterial (Flachs und Wolle), aus dem die Bäuerin selbst dauerhafte Kleiderstoffe verfertigt. Werktage und Festtage erfordern je ihre eigene Kleidung: schon aus Bequemlichkeitsrücksichten nach möglichst gleichbleibendem Schnitt und Mustern, die keine hohen Anforderungen an die Geschicklichkeit der ländlichen Kleiderkünstler stellen. Es ist ganz richtig, wenn Justi bemerkt, daß nicht nur die Landbevölkerung, sondern auch die höheren Stände das Ungewöhnliche gewisser Anlässe oder feierlicher Handlungen gern in einer gewählten, möglichst den Charakter des Altehrwürdigen tragenden Kleidung zum Ausdruck bringen; und auf die merkwürdigen Analogien, die vielfach zwischen den Sitten und Gebräuchen der Bauern und des hohen Adels bestehen, hätte wohl noch weit schärfer hingewiesen werden können. Vielleicht aber kann man auch umgekehrt sagen, daß man sich scheut, den feierlichen Ernst wichtiger Handlungen durch Einführung von Neuerungen in Tracht und Gebahren zu stören. Der Bauer ist darin sehr feinfühlig und pietätvoll.

Eine besondere Rolle in der Entstehungsgeschichte der Volkstrachten spielt neben der Dauerhaftigkeit der Kleidungsstoffe die bäuerliche Sparsamkeit, überhaupt der Kostenpunkt und die Solidität. Die Garderobestücke vererben sich von den Eltern auf die Kinder, ja, auf die Enkel, und das begünstigt das Festwerden einer Tracht durch Generationen hindurch. Zur ordentlichen Ausstattung eines hessischen Bauernmädchens gehört auch die wohlgefüllte Truhe oder Lade, die mit ihrem für ein ganzes Eheleben ausreichenden Inhalt an Toiletten oft ein ganzes Vermögen repräsentirt und daher wie Geld und Gut der Gegenstand liebevoller Pietät und bäuerlichen Stolzes ist. Zumal der Sonntagsstaat mit seinen reichen Stickereien in Seide, Silber und Perlen verläßt auch bei reichen Bauernmädchen nur selten und auf kurze Stunden die schützende Lade.

(Schluß folgt.)

---

## Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse in den Frühjahrsmonaten März, April, Mai 1901.

Br. Der diesmalige März war besonders im letzten Drittel ungewöhnlich rauh; doch entsprach die Temperatur im ganzen der normalen, da die ersten zwei Drittel erheblich wärmer als normal waren. In den ersten Wochen des Monats war das Wetter mild, die Luftwärme stieg in Berlin bis über 13 Grad, in München am 19. bis über 17 Grad, obwohl des Nachts das Thermometer wiederholt unter 0 sank. Am 19. trat ein Umschlag des Wetters ein, es wehten nordöstliche Winde, welche die Temperatur erheblich herabdrückten, so daß das Thermometer vom 20. ab fast täglich unter 0 herabging; in Berlin bis —4.7 Grad, in München bis —6.4 Grad. Allmählich breitete sich über Zentraleuropa niedriger Luftdruck aus mit mehr oder minder reichlichem Niederschlag (meist in Gestalt von Schnee). Erst als sich zu Ende des Monats das westliche Minimum mehr nach Süden zurückzog, stieg die Temperatur wieder. Der Luftdruck war im allgemeinen zu niedrig; die Windrichtungen waren im Anfang des Monats südwestlich, gingen dann nach Ost, später nach Nordwest und zu Ende des Monats wieder nach Südwest. Heitere Tage waren wenig; Niederschläge fielen im Anfange des Monats häufiger (in München vom 17. bis 23.), in den letzten Tagen spärlich. — Auch der darauffolgende April war kein angenehmer Frühlingsmonat, wenn auch die mittlere Temperatur etwas über der normalen lag. Zu Beginn des Monats herrschte unter dem Einflusse eines sich über Süddeutschland nach Osten bewegenden Maximums schönes mildes Wetter; aber schon am 3. veranlaßten ein nordwestliches Minimum eine Reihe von niederschlagsreichen Tagen, die besonders in Süddeutschland (in München am 5. und 6.) ungemein ergiebig erfolgten. Bis zum 12. war das Wetter veränderlich, aber warm (die Temperatur stieg über 21 bis 22 Grad). Dann wurde es

kühler, es erfolgten ungemein ergiebige Niederschläge (Schnee). Als sich über Zentraleuropa hoher Luftdruck ausbreitete, wurde das Wetter vom 19. ab trocken, aber die Luftwärme blieb infolge der vorherrschenden Ost- und Nordwestwinde kühl, des Nachts sogar kalt. Das Thermometer ging am 25. und 26. April in Berlin bis 0.5 Grad, in München bis 2 Grad herab. Am 27. stieg das Thermometer plötzlich über 10 Grad, es erfolgten einige warme Tage mit mäßigen Niederschlägen. Zu Ende des Monats wurde das Wetter wieder kühler und der letzte April brachte reichliche Niederschläge. Der Barometerstand blieb auch in diesem Monat unter dem normalen. Von den Winden herrschten die westlichen vor, doch überwogen im letzten Drittel die östlichen. Niederschläge waren häufig und in der ersten Monatshälfte in Süddeutschland sogar sehr ergiebig. Mehrfach erfolgten auch elektrische Entladungen. Der darauf folgende M a i war ein heller, meist warmer Frühjahrsmonat, in dem die heiteren Tage die bewölkten weit überwogen. Der zu Beginn des Monats sich von Nordwesten her ausbreitende hohe Luftdruck brachte ruhiges heiteres Wetter. Bei Abnahme des Luftdrucks (am 5.) wurde das Wetter kühler, bei steigendem Luftdrucke (vom 9.) wurde es jedoch wieder heiter und vom 11. bis 16. Mai besonders in Mitteldeutschland ungewöhnlich warm. Unter dem Einflusse eines über der Ostsee lagernden Minimums trat dann bei lebhaften nördlichen und nordöstlichen Windströmungen Abkühlung ein, die bis Pfingsten anhielt, wo unter elektrischen Entladungen reichlicher Niederschlag erfolgte. Dann trat wieder schönes Wetter ein, das bis zu Ende des Monats anhielt, so daß die letzten Tage des Monats ungewöhnlich warm waren. Das Thermometer zeigte am 30. Mai in München 27 Grad, in Berlin 28.6 Grad Wärme. Der Luftdruck entsprach im allgemeinen dem durchschnittlichen Monatsmittel, das Thermometer überstieg dasselbe erheblich. Unter den Winden herrschten nördliche und östliche vor. Die relative Feuchtigkeit der Luft war ungewöhnlich gering. Meßbare Niederschläge, die zu Anfang des Monats und um den 9. herum reichlich erfolgten, blieben im ganzen weit hinter dem vieljährigen Monatsmittel. —

Der Einfluß der Witterung auf die Gesundheitsverhältnisse machte sich besonders in dem fast allgemein gesteigerten Vorkommen von a k u t e n  E n t z ü n d u n g e n  d e r  A t h m u n g s o r g a n e in den Monaten März und April kenntlich, während in dem warmen Mai die Zahl der Todesfälle an diesen Krankheitsformen in den meisten Orten abnahm. Auch Erkrankungen und Sterbefälle an I n f l u e n z a forderten im März und April sowohl in den größeren Orten des In- wie des Auslandes noch immer viel Opfer, die im April wohl etwas nachließen, deren Zahl aber erst im Mai in Berlin, Dresden, Hamburg, Köln, Leipzig, Nürnberg, Kopenhagen, London, Moskau, Paris, Petersburg, New-York eine ersichtlich kleinere wurde. Dagegen war das Vorkommen von a k u t e n  D a r m k r a n k h e i t e n in den Monaten März und April ein beschränktes und zeigte mit dem Eintritt der warmen Witterung im Mai fast allgemein eine Steigerung der durch dieselben bedingten Sterbefälle. Die Betheiligung des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit war im März und April etwas größer als im Januar und Februar, im Mai nahm sie jedoch vielfach ab. Die allgemeine Sterblichkeit wurde auch in diesen Monaten, wie in den vorangegangenen, durch die Häufigkeit der Todesfälle an akuten Entzündungen der Athmungsorgane beeinflußt. Sie war im März ungünstiger als im Februar und gestaltete sich im April und Mai wieder günstiger. Die Zahl der deutschen Städte mit sehr geringer Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer unter 15.0 pro Mille), die im Februar 51 betragen hatte, sank im März auf 21, stieg aber im April wieder auf 41 und im Mai auf 44. Die Zahl der deutschen Orte mit hoher Sterblichkeit (über 35.0 pro Mille) blieb im März wie im Februar 2, im April erreichte keine deutsche Stadt eine solche Höhe, im Mai dagegen 4.

Das Sterblichkeitsmaximum erreichte im März Schweidnitz (mit 37.2), im April Ingolstadt (mit 33.0), im Mai Neu-Ruppin (mit 38.1). Die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer zwischen 15.0 und 20.0 pro Mille) ging im März auf 94 herab, stieg im April auf 109 und sank im Mai auf 107.[1]) —

Den fortgesetzten strengen Aufsichts- und Vorkehrungsmaßregeln der europäischen Mächte gegen die von der P e s t heimgesuchten Gegenden ist es zu danken, daß trotz des kolossalen Verkehrs mit den überseeischen Ländern, das Verschleppen und Verbreiten dieser Seuchen auf ein Minimum, auf einige unvermeidliche Fälle, zurückzuführen ist. In den Frühjahrsmonaten kamen von europäischen Ländern nur aus der Türkei einige wenige Fälle zur Anzeige. Im Marinelazareth zu Bassorn wurden am 26. April 3 pestverdächtige Erkrankungen beobachtet. Man fand im Hause der beiden ersten Erkrankten todte Ratten. Am 1. Mai wurde aus Konstantinopel (im Stadttheile Galata) ein Pestfall gemeldet, dessen Einschleppung nicht festgestellt werden konnte. Am 6. Mai wurde in Bagdad bei einer Händlerin mit alten Gegenständen ein tödlich endender Pestfall festgestellt. Am 15. Mai wurde in Smyrna auf einem italienischen aus Konstantinopel kommenden Dampfer ein verdächtiger Fall beobachtet. An allen genannten Orten wurden strenge Maßregeln zur Verhütung der Weiterverschleppung ergriffen; es wurden auch keine weiteren Erkrankungen gemeldet. In A l e x a n d r i e n (A e g y p t e n) wurde am 9. April ein Pestfall festgestellt. Den 5. Mai wurde ein bereits todtes Mädchen von 6 Jahren in das Regierungs-Spital gebracht, bei welchem Pestbacillen nachgewiesen werden konnten. Am 15. Mai fand man im Stadttheil Gabbani bei der Leiche eines Arbeiters Pestbazillen und 3 Tage darauf, am 18., starb ein obdachloser Eingeborener an Pest. Bis zum 25. Mai kam kein weiterer Fall zur Meldung. In B r i t i s c h - I n d i e n forderte die Pest in den 3 Monaten März, April, Mai noch eine beträchtliche Zahl von Opfern. In der Präsidentschaft Bombay war namentlich in den Monaten Februar und März eine Steigerung der Pestfälle ersichtlich. In den 3 Wochen vom 16. Februar bis 9. März wurden 6309, 6991 and 7839 Pestfälle gemeldet. Am stärksten waren Bengalen, die Nordprovinzen, der Staat Mysore, auch die Stadt Kalkutta betroffen. Von der Mitte bis Ende März war eine geringe Abnahme ersichtlich, die im Monat April bis Mitte Mai mit geringen Schwankungen anhielt. Nur in Karachi, wo die Epidemie im Dezember v. J. und im Januar anscheinend erloschen war, brach die Seuche im Februar von neuem aus und wüthete im März und April sehr heftig. Vom Neuausbruch der Epidemie bis 2. Mai wurden daselbst 1538 Todesfälle an Pest verzeichnet. Eine stärkere Abnahme war jedoch zu Ende Mai ersichtlich. In der Stadt Bombay blieb im März und April die Zahl der gemeldeten Pestfälle eine sehr bedeutende, so daß in einzelnen Wochen die Zahl der Opfer die der Vorjahre noch überstieg. Gegen Mitte April trat endlich eine kleine Abnahme der Fälle ein, die zu Ende April und im Monat Mai noch ersichtlicher war. Auf F o r m o s a (J a p a n) hat die Pest, nachdem sie während der Monate September, Oktober, November v. J. nur wenige Erkrankungen und Todesfälle veranlaßte, seit Dezember wieder zugenommen und in den Orten Taipeh, Tainan und in geringerem Grade in Taichu eine größere Zahl von Opfern gefordert. Auch in H o n g k o n g wird seit Mitte März ein Anwachsen der Epidemie gemeldet, das im April und Mai noch weiter anhielt, so daß auch Europäer häufiger von der Seuche befallen wurden. Am heftigsten war die Stadt Victoria betroffen. Dagegen trat die Pest in S i n g a p o r e (Straits Settlements) und in Ipoh (im Staate Perak) im Februar und Anfang März nur in vereinzelten Fällen zutage. Auf den P h i l i p p i n e n (Manila) war im Januar die Pest noch nicht ganz erloschen. Auch auf der Insel M a u r i t i u s wurden im März und April nur noch wenige Fälle beobachtet. In R i o  d e  J a n e i r o (Brasilien) sind seit dem 18. Febr. neue Pestfälle nicht mehr vorgekommen; am 1. März starb der letzte Pestkranke. In der brasilianischen Hafenstadt Macahe war jedoch die Epidemie um Mitte Februar noch nicht erloschen. — Erheblich gefährlicher, ihrer Bedeutung nach, war die Feststellung der Verbreitung der Pest im K a p l a n d e, besonders in der Hauptstadt, der Kapstadt. Schon im November und Dezember des verflossenen Jahres hatten sich unter der schwarzen Bevölkerung Pestfälle gezeigt, die aber abnahmen, so daß man die Sperrmaßregeln wieder aufhob; da kam am 8. Februar die Meldung, daß in der Kapstadt selbst einige Fälle von Pest festgestellt worden waren. Die Fälle mehrten sich bald; am 2. März betrug die Zahl der Erkrankungen schon 50, die Zahl der Todesfälle 12. Auch außerhalb der Hauptstadt kamen mehrere Fälle zur Beobachtung. Bis 9. März waren 62, bis 12. März 90 Kranke festgestellt. Trotz aller strengen Maßregeln wurden allwöchentlich eine ganze Zahl von Pestleichen aufgefunden. Sehr gut bewährte sich die Einführung von Contact Camps, wohin die zur Beobachtung gestellten Personen gebracht wurden und ebenso vortheilhaft war die Er-

[1]) Die beigegebene Uebersichtstabelle zeigt, welche von den größeren Städten des In- und Auslandes sich in diesen drei Monaten einer günstigen Sterblichkeit erfreuten.

richtung von Lokationen, wohin, außerhalb des Weichbildes der Stadt, besonders die Kaffern untergebracht wurden. Es konnten dann in der Stadt die Reinigungsarbeiten ungestört und gründlich vorgenommen werden. Am 18. April ist auch in Port Elizabeth ein Fall von Pest, dem späterhin bis Ende Mai noch vier weitere Erkrankungen folgten und in der letzten Maiwoche in Simonstown ein Pestfall festgestellt worden. Auch unter dem Militär wurde Pest beobachtet. Am 10. April waren 38 Personen, theils Soldaten, theils Arbeiter bei Militärbehörden in besonderer Behandlung. Am 18. Mai waren 292 Personen der Pest erlegen, pestverdächtig waren 22, in den Contact Camps befanden sich zu jener Zeit noch 789 Personen. Es wurde stark mit Haffkine'scher Lymphe geimpft. Bei vielen Ratten wurden Pestbazillen nachgewiesen. In der am 18. Mai beendeten Woche war eine Abnahme der Pestfälle ersichtlich, die bis zu Ende des Monats anhielt. — Von der Kolonie in Queensland blieb Brisbane am stärksten befallen. Im März wie im April kamen je 6 Erkrankungen mit 2 Todesfällen zur Feststellung. Auch aus Myrtheltown und Bundaberg kamen im März und April einzelne Erkrankungen zur Anzeige. Auf einem aus Kapstadt kommenden Dampfer wurde in Sydney (Neu-Süd-Wales) ein pestkranker Heizer (tödlich endend) gemeldet. In Westaustralien war im Anfang April die Pest noch nicht ganz erloschen; in Subiaco, Freemantle, Claremont und in Perth, und zu Ende April auch in Adelaide (Südaustralien) wurden noch einzelne Pestfälle beobachtet. — In San Francisco (Vereinigte Staaten von Amerika) wurden in der zweiten Aprilhälfte 2 Pestfälle festgestellt, nachdem im März kein Fall zur Beobachtung gekommen war. — Ueber die Cholera liegen sichere Nachrichten aus Kalkutta, Moulmein (Birma) und Singapore vor. In Kalkutta erlagen derselben in der Zeit vom 3. März bis 11. Mai 577 Personen. Die wöchentliche Zahl der an Cholera Gestorbenen zeigte seit Mitte März nur geringe Schwankungen. In Moulmein erlagen der Epidemie vom 2. Februar bis 20. April 86 Personen. In Singapore zeigte sich die Cholera im Februar nur in wenigen Fällen. Vom 9. bis 26. Februar wurden 5 Erkrankungen mit 4 Todesfällen gemeldet. Seit dem 26. Februar ist kein weiterer Fall bekannt geworden. In Hongkong wurden auf einem Ende Februar eingetroffenen Dampfer 14 Cholerafälle bei Chinesen festgestellt, von denen 9 tödlich endeten. — Das Gelbfieber hat in Rio de Janeiro (Brasilien) im Jahre 1900 344 Personen hingerafft; davon entfallen auf das erste Halbjahr 309, auf das zweite Halbjahr 35. — In mäßiger Ausdehnung herrschte das Gelbfieber im Januar und Februar in Pernambuco. Anfang März kamen in Cienfuegos, in Limon (Costa Rica) Anfang April vereinzelte Gelbfieberfälle zur Beobachtung. Auch aus Havana wurden im Februar, März und April, sowie aus Vera Cruz (April) nur wenige Erkrankungen und Todesfälle gemeldet. Vereinzelte Fälle von Gelbfieber wurden auch auf verschiedenen aus Pura und Matanzas kommenden Dampfern, sowie auf der Quarantänestation Ship Island, ferner in San Salvador und Kap Haiti (Ende März) festgestellt. In Coatzacoalcos (Mexico) wurden Anfang März 2 Erkrankungen beobachtet, doch hat das Gelbfieber daselbst im April größere Ausdehnung gefunden. Auch aus Port Royal (Jamaika) wurde unter dem 1. März das Auftreten von Gelbfieber gemeldet. — Von den bei uns epidemisch auftretenden Infektionskrankheiten haben Masern besonders im April und Mai große Ausdehnung gefunden und richteten in vielen Städten des In- und Auslandes große Verheerung unter der Kinderwelt an. Außer in Berlin, Köln, Mannheim, Stuttgart herrschten Masern auch in Budapest, Edinburg, Kopenhagen, London, Wien und New-York. Auch aus zahlreichen Landgemeinden und Regierungsbezirken wurden Masern in großer Zahl bekannt gegeben. — Das Scharlachfieber zeigte im April und Mai im allgemeinen einen Nachlaß der gemeldeten Todesfälle. Gesteigert war die Zahl der Opfer in Essen, Elbing, Budapest, St. Petersburg, Wien und ganz besonders in New-York. Auch die Sterblichkeit an Diphtherie und Croup blieb im allgemeinen eine mäßig hohe. Im April stieg die Zahl der Opfer in Elberfeld, Essen, Straßburg, Moskau, St. Petersburg, Wien und in allen drei Monaten in New-York. Das Vorkommen von Unterleibstyphus war in den deutschen Städten in diesen drei Monaten ein seltenes, nur in Metz brach unter der Mannschaft des 8. Bayerischen Infanterie-Regiments der Typhus aus, welchem im April 18, im Mai 7 Mann erlagen. Ende Mai war die Epidemie erloschen. Aus den größeren Orten des Auslandes kamen nur aus Paris, St. Petersburg und New-York eine größere Zahl von Todesfällen zur Meldung. Erkrankungen an Flecktyphus kamen in deutschen Orten nur selten und vereinzelt zum Vorschein, nur im Regierungsbezirk Minden gelangten im Mai 6 Erkrankungen zur Anzeige. Von den Städten des Auslandes melden nur St. Petersburg und Warschau eine größere Zahl von Erkrankungen und Todesfällen. Aus deutschen Orten kam im April aus Hannover und Uckendorf je 1, aus Görlitz 2, im Mai aus Benck und Havre je 1 Todesfall zum Bericht. — Häufiger wurden dagegen Erkrankungen an Genickstarre zur Meldung gebracht. In meist vereinzelt bleibenden Fällen wurden aus München, Nürnberg, Berlin, Breslau, Chemnitz, Frankfurt a. M., Hamburg, Kopenhagen, Wien, sowie aus den Regierungsbezirken Arnsberg, Düsseldorf, Königsberg, Lüneburg, Posen, Münster, Schleswig, Wiesbaden Erkrankungen an Genickstarre gemeldet. Auch die Zahl der Todesfälle war eine geringe. Dagegen haben Pocken in diesen 3 Monaten größere Verbreitung gefunden. Vereinzelte Erkrankungen gelangten im März aus den Regierungsbezirken Hildesheim, Hannover, Posen — im April aus dem Herzogthum Braunschweig, sowie aus den Regierungsbezirken Düsseldorf, Hannover, Hildesheim, Marienwerder, Osnabrück, Posen, Stralsund und aus dem Regierungsbezirk Minden (14 Erkrankungen), im Mai: aus Berlin 9, aus Breslau und den Regierungsbezirken Hannover, Königsberg, Minden, Posen, Stralsund, Wiesbaden in vereinzelten Fällen zur Anzeige. Todesfälle an Pocken aus deutschen Städten kamen im März aus Inowrazlaw 2, aus dem Landkreise Beuthen O.-S. 1, im April aus Gnesen, Hannover je 1, aus dem Regierungsbezirk Minden 3, im Mai aus Berlin 2, Hannover, Metz, Straßburg je 1 zur Mittheilung. Aus dem Auslande kamen jedoch Erkrankungen und Todesfälle an Pocken in großer Zahl zur Anzeige. Epidemisch traten die Pocken in Glasgow auf, wo sie in den drei Monaten 98 Todesfälle veranlaßten, ferner in Paris (158 Todesfälle in den 3 Monaten), St. Petersburg (22), Warschau (78), New-York (141), Moskau (24), Odessa (16). Vereinzelte Todesfälle wurden aus Antwerpen, Rom, Krakau, London berichtet. Heftig herrschten die Pocken auch in diesem Frühjahre in Neapel und in den umliegenden Ortschaften Ponticelli, Torre del Greco, Fovia d'Ischia, San Georgio Cremona, Castellamare u. a. In Buenos Aires waren Ende vorigen Jahres in dem vom ärmsten Publikum bewohnten Stadttheil die Pocken ausgebrochen, die sich in den ersten 4 Monaten dieses Jahres über die ganze Stadt verbreiteten und ca. 200 Todesfälle veranlaßten. Man hoffte durch Einführung des Impfzwanges die Seuche zu beschränken. In Kalkutta herrschten im April und Mai, in Hongkong im März, April Blattern. In Ohio (Vereinigte Staaten von Amerika) waren in verschiedenen Orten (Cleveland, Cincinnati, Harrison) in den ersten Monaten dieses Jahres Pocken häufig. Im Regierungsbezirk Marienwerder wurden vom 12. bis 18. Mai 22 Erkrankungen an Trichinosis aus dem Orte Podgarz gemeldet, zu denen in der Zeit vom 26. Mai bis 1. Juni noch 16 Erkrankungen hinzukamen. — Von den seltener vorkommenden Infektionskrankheiten sind zunächst Todesfälle an Tollwuth zu erwähnen, von denen in den 3 Monaten aus Athen, Mexico je 1, aus Bukarest und Rio de Janeiro je 2, aus Moskau 3 zur Meldung kamen. Ferner kamen Todesfälle an Milzbrand aus Moskau, Rom (Februar), Mailand je 1, New-York (3), an Rotz aus Havana 4, an Lepra aus Hamburg 2 Todesfälle, aus Breslau auch 1 Erkrankung zur Meldung.

## Vergleichende Uebersicht der Sterblichkeit in den Monaten März, April, Mai 1901.

(Nach den Veröffentlichungen des kaiserlichen Gesundheitsamts.)

| Namen der Städte | März | April | Mai |
|---|---|---|---|
| Augsburg | 22.3 | 22.0 | 22.0 |
| München | 26.1 | 24.4 | 23.8 |
| Nürnberg | 24.9 | 22.2 | 23.1 |
| Würzburg | 22.1 | 21.3 | 23.0 |
| Altona | 19.2 | 18.8 | 20.6 |
| Berlin | 18.3 | 18.7 | 16.9 |
| Breslau | 26.0 | 25.8 | 27.8 |
| Frankfurt a. M. | 17.1 | 17.3 | 16.4 |
| Hannover | 17.9 | 17.4 | 18.0 |
| Köln | 20.6 | 20.6 | 22.9 |
| Königsberg | 22.8 | 25.1 | 24.5 |
| Magdeburg | 16.9 | 18.0 | 17.2 |

| Namen der Städte | März | April | Mai |
|---|---|---|---|
| Stettin | 23.0 | 19.8 | 21.2 |
| Wiesbaden | 16.7 | 14.3 | 19.8 |
| Dresden | 21.6 | 17.6 | 18.5 |
| Leipzig | 18.3 | 16.6 | 16.7 |
| Stuttgart | 19.2 | 17.4 | 16.4 |
| Karlsruhe | 18.1 | 18.4 | 18.2 |
| Braunschweig | 20.9 | 20.1 | 17.5 |
| Hamburg | 18.3 | 16.5 | 15.5 |
| Straßburg i. E. | 23.8 | 23.5 | 21.5 |
| Metz | 20.2 | 24.7 | 23.7 |
| Amsterdam | 17.8 | 18.5 | 15.5 |
| Antwerpen | 19.2 | 15.6 | 15.5 |
| Brüssel | 19.9 | 19.4 | 19.6 |
| Budapest | 21.9 | 20.5 | 19.5 |
| Christiania | 15.0 | 15.0 | 15.5 |
| Edinburg | 23.2 | 23.2 | 22.0 |
| Glasgow | 24.2 | 23.8 | 20.0 |
| Kopenhagen | 21.3 | 22.0 | 20.0 |
| London | 18.5 | 17.7 | 15.5 |
| Lyon | 24.2 | 22.4 | 20.0 |
| Moskau | 27.4 | 27.9 | 27.3 |
| Odessa | 20.0 | 20.6 | 20.1 |
| Paris | 24.1 | 23.3 | 22.6 |
| St. Petersburg | 25.8 | 25.7 | 23.6 |
| Prag | 27.0 | 26.2 | 24.4 |
| Rom[1] | 23.8 | 20.5 | 23.6 |
| Stockholm | 20.5 | 16.6 | 15.7 |
| Triest | 29.6 | 27.4 | 23.6 |
| Venedig | 27.2 | 21.8 | 17.6 |
| Warschau | 21.2 | 19.8 | 20.8 |
| Wien | 23.1 | 22.5 | 21.4 |
| New-York | 21.3 | 20.6 | 18.1 |

## Besprechungen.

C. Soeben geht uns der **Kalender des Deutschen Lehrer-Thierschutzvereins und des Berliner Thierschutzvereins** für 1902 zu (Verlag der Vereine, Berlin, Königgrätzerstraße 108). Eine Inhaltsangabe ist die beste Empfehlung: Kalender. Lebenslauf und Leidensgeschichte eines Pferdes (mit Bildern) von Theodor Fontane. Ein Gedicht von Baron Albert v. Hocke. Krambambuli (gleichfalls mit Bildern) von Marie v. Ebner-Eschenbach. Klein Gretel von Gustav Johannes Krauß. Der Sperling von Iwan Turgenjeff. Zum Schluß „Wissenswerthe Notizen und Zahlen", wohl die gedrängteste Statistik, die es gibt, mit Aufklärungen über Bevölkerungsverhältnisse, wichtige Maßeinheiten der Physik und der deutsche Posttarif. Mit Krambambuli ist eine der werthvollsten Thiergeschichten der Weltliteratur allgemein zugänglich gemacht und dringt zum erstenmal eine Erzählung von Marie v. Ebner-Eschenbach in das Volk; weiteren Kreisen ist zwar diese Erzählung schon durch Paul Heyse in seinem Novellenschatz vermittelt worden, aber den allerbreitesten Schichten wird sie hier zugänglich gemacht; denn der Kalender wird in Auflagen von einer Million gedruckt und kostet 10 Pf. (mit Porto 13 Pf.) und 100 Stück werden gar nebst zehn Freiexemplaren für 5 M. franko geliefert. Möchten die Leser der Allg. Ztg. nicht nur selbst von dem Büchlein Kenntniß nehmen, sondern auch für seine Verbreitung auf dem Lande, insbesondere in Niederbayern, Sorge tragen!

* **Sommerfahrten in Norwegen.** Reiseerinnerungen, Natur- und Kulturstudien von L. Passarge. Dritte durchgesehene Auflage. 1. und 2. Band. Leipzig, Verlag von B. Elischer Nachfolger. Oktav, 288 und 302 S. — In hervorragender Weise werden hier ein an großartigen Naturschönheiten reiches Land und die Kulturverhältnisse seiner uns stammverwandten Bevölkerung geschildert. Vier in den Jahren 1877, 1878, 1880 und 1893 unternommene Reisen dorthin, von denen die erste und letzte ihn bis über das Nordkap hinaus geführt haben, legt der Verfasser seinen an werthvollen wissenschaftlichen Darlegungen reichen, mit anmuthigen Reiseerlebnissen untermischten und ihres reichhaltigen gediegenen Inhaltes wegen trotz schlichter Einfachheit fesselnden Beschreibungen zugrunde. Der 1. Band umfaßt die Reisetouren von Kopenhagen nach Drontheim, die Nordfahrt bis Vadsö, der 2. jene von Drontheim über Molde zum Galdhöpig, die Reisen in den Verzweigungen der Westfjorde, den Jotunheim-Bergen, den Hardangerfjord und Telemarken. Die Darstellung des Landes und der geognostischen Verhältnisse seiner vielfach romantischen Berge und Schluchten mit ihren brausenden Wasserfällen, der wunderbaren Beleuchtungsreflexe in den unzähligen wild zerrissenen Fjords, der klimatologischen und Vegetationsverhältnisse, des reichen Lebens der Thierwelt namentlich an der Küste, dann des Landes als der Grundlage des Volkslebens, der sprachlichen, Geschichts- und Kunstdenkmale, dann die Schilderungen von Kirche und Haus, Volkssitten und Volkssagen u. s. w. geben vom scharfen, unbefangenen Blick des Beobachters ein rühmliches Zeugniß. Insonderheit die Charakter- und geistigen Eigenschaften der in ihrer Wesenheit kerngesunden Bevölkerung und ihr Tagesleben sind mit Feinheit erfaßt und gezeichnet, manches Ueberraschende und Neue wird dem Leser hiebei geboten. Man begreift, daß der Fremdenverkehr sich dem herrlichen Land mit seinen eigenartigen Reizen immer mehr zuwendet. Jedenfalls ist das vorgenannte Werk ein werthvoller Beitrag zur neuesten Länder- und Völkerkunde, und seine bereits dritte Auflage beweist den Beifall, welchen es sich in seiner lebensfrischen Darstellungsweise in den weitesten Kreisen erworben hat. H. St.

## Mittheilungen und Nachrichten.

λ **Zur Erinnerung an den Liederdichter Carl Johann Philipp Spitta.** Am ersten August waren es hundert Jahre, daß der bekannte Liederdichter Spitta, der Verfasser von „Psalter und Harfe", in Burgdorf bei Hannover das Licht der Welt erblickte. Ursprünglich zum Uhrmacher bestimmt, studirte er später Theologie in Göttingen gleichzeitig mit Heinrich Heine, der dort die Rechte studirte, schloß sich an die Burschenschaften und bekleidete nach Vollendung seines theologischen Examens verschiedene Pfarrämter im Königreich Hannover, in Hameln, Wechold, Wittingen, wo er das Amt eines Superintendenten erhielt, in Peine und zuletzt in Burgdorf, wo er, erst 58 Jahre alt, plötzlich an einem Herzkrampf starb. Ehrenvolle Berufungen nach Bremen, Barmen und Elberfeld schlug er als treuer Sohn seiner evangelisch-lutherischen Landeskirche aus konfessionellen Bedenken aus, und wurde im September 1855 von der theologischen Fakultät in Göttingen dafür mit dem Diplom der theologischen Doktorwürde beehrt. Neben seiner Berufsthätigkeit bildete die geistliche Poesie die Hauptaufgabe seines Lebens. Seine Lieder in „Psalter und Harfe" — es sind deren 114, einige erschienen erst nach seinem Tode — haben sich rasch in der evangelischen Kirche Deutschlands wegen ihrer formellen und materiellen Vorzüge eingebürgert und in allen möglichen Ausgaben Auflage um Auflage erlebt. Die Schönheit der Sprache, der leichte, melodische Rhythmus, die Gewandtheit der Diktion einerseits, die innige Glaubensfülle, herzliche evangelische Ueberzeugung und Entschiedenheit des christlichen Bekenntnisses andrerseits haben seinen Liedern die Herzen erobert und vielfach auch Eingang in deutsch-evangelische Gesangbücher gefunden, auch wenn sie ihrem eigentlichen Wesen nach sich mehr zur häuslichen Andacht und Privaterbauung eignen. Es sind die Grundwahrheiten der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, die er in dichterische Form gegossen hat, daneben auch anmuthige Bilder aus der Natur und dem Familienleben. Den Blick auf die einstige Vollendung des Erdenlebens gerichtet, läßt er den Pilger friedevoll seine Straße ziehen, seines Gottes gewiß, getrost manch schöner Stunde auch in der heißen Lebenssonne sich erfreuend. Spitta hat manche Aehnlichkeit mit Albert Knapp, Sturm, Zinzendorf, theilweise auch mit Karl Gerok, ja auch mit Paul Gerhardt, dessen ausgesprochene evangelisch-lutherische Grundanschauungen er theilt. Er schildert im Eingang seiner Liedersammlung die dürre Zeit, die der Erweckung neuen religiösen Lebens und Dichtens vorausging, jene Zeit, wo an die Stelle wahrer Herzensreligion trockene und langweilige Moral oder phrasenreiche Gefühlsseligkeit getreten war und der Weg ins heil'ge Land wie verboten schien. Kaum zog hier und da ein blöder Wanderer schüchtern seine Bahn, das Heiligthum ward entweiht, da wurde es auf einmal wieder lebendig in der Wüste und man nahm die Harfen wieder von den Weiden. Durch den schönen

[1] Februar. März, April.

Wohllaut der Form, die herzliche und festliche Sprache, wie durch ihren poetischen Werth haben diese Lieder frühe schon durch Komponisten wie Fliegel und Becker auch ihre musikalische Bearbeitung gefunden, und in allen Schichten des evangelischen Volkes wegen ihrer gesunden, kindlichen Frömmigkeit, die sie athmen, und der Herzenstöne, die sie anschlagen, ihre bleibende Stätte sich gewonnen.

* **Ueber ein Museum vindobonense berichten Wiener Blätter:** Seit einer Reihe von Jahren bildete die Thatsache, daß die in Wien bei Erdaushebungen vorgefundenen römischen Alterthümer nicht zu einer großen Sammlung vereinigt wurden, den Gegenstand von Klagen. Im Hinblicke darauf beschloß der Wiener Gemeinderath die Einsetzung einer archäologischen Kommission, die sich mit der Erhaltung der in Wien gefundenen römischen Alterthümer und ihrer Vereinigung zu einer großen Sammlung zu befassen hatte. Die Kommission faßte den Beschluß, ein Museum vindobonense zu gründen und veranlaßte dessen provisorische Unterbringung in den leerstehenden Räumen einer Mädchenschule in der Rainergasse. Der Kommission stehen zwei große Säle zur Verfügung, von denen der erste zur Ausstellung der Kleinfunde, wie Geschirre, Bronze, Eisen- und Thongegenstände, bestimmt ist, während der zweite als „Lapidarium" gedacht ist. In diesem Raume befinden sich ein Grabstein aus dem ersten Dezennium unsrer Zeitrechnung, der wohl das älteste historische Denkmal der Stadt Wien ist, ferner die fast vollständig erhaltenen Theile eines kleinen Mausoleums, dessen Rekonstruktion geplant ist, prachtvolle Gesimsstücke, Altäre 2c. Interessant ist die Sammlung römischer Kochgeschirre von Terra sigillata-Gefäßen u. s. w. In den letzten Tagen kamen dem Museum werthvolle römische Fundgegenstände zu, an deren Aufstellung soeben gearbeitet wird. Das Museum dürfte Mitte September eröffnet und sodann der allgemeinen Besichtigung zugänglich gemacht werden.

* Der bekannte Pestalozzi-Forscher Dr. Seyffarth aus Liegnitz hat eine Forschungsreise nach der Schweiz unternommen, da ihm die Mittheilung geworden ist, daß in einigen Archiven noch wichtige, der Oeffentlichkeit unbekannte Schriften von und über Pestalozzi zu finden seien. Nach einem Briefe hat Dr. Seyffarth in Zürich aus dem Nachlaß von Dr. Marf schon gegen tausend Dokumente gefunden. Das Ergebniß seiner neuen Forschungen wird Dr. Seyffarth in der von ihm seit Jahren herausgegebenen Zeitschrift „Pestalozzi-Studien" veröffentlichen.

* In einem kleinen Abruzzenkloster hat der französische Forscher Paul Sabatier kürzlich ein für die Kirchengeschichte sehr interessantes Dokument, nämlich die alte „Regula" des Franziskanerordens, gefunden. Die Schrift soll ein neues Licht auf das Leben des großen Asketen und Mystikers von Assisi werfen.

* Eine Durchquerung der Insel Borneo hat jetzt zum zweiten Male im Auftrage der niederländisch-indischen Regierung Dr. A. W. Nieuwenhuis ausgeführt. Diese Durchquerung, die mehr als 2½ Jahre in Anspruch nahm und bis Dezember 1900 dauerte, hatte, nach „Peterm. Mittheil.", den Erfolg, daß der Fluß Mahakam und die meisten seiner Nebenflüsse aufgenommen wurden. Daneben wurden umfangreiche botanische, zoologische und geologische Sammlungen angelegt und die ethnologischen Untersuchungen der ersten Reise bedeutend vervollständigt.

wg. **Tübingen.** An Stelle des Prof. Dr. v. Seeger erhielt der Ordinarius für Straf- und Völkerrecht, Prof. Dr. Reinhard Frank in Halle, einen Ruf an die hiesige Universität.

ll. **Heidelberg.** Geheimer Hofrath Prof. Dr. Dietrich Schäfer von der hiesigen Universität hat einen Ruf für neuere Geschichte an der Universität Straßburg als Nachfolger Prof. Varrentrapps erhalten.

* **Marburg.** Der außerordentliche Professor der Rechte an der hiesigen Universität Karl Sartorius hat einen Ruf als ordentlicher Professor nach Greifswald erhalten und angenommen.

wg. **Jena.** An der hiesigen Universität wurde infolge schwerer Erkrankung des Ordinarius für alttestamentliches Bibelstudium, Geh. Kirchenraths Prof. Dr. Karl Siegfried, eine Ersatzprofessur für dieses Fach errichtet und dieselbe dem a. o. Professor Lic. theol. Baentsch übertragen.

* **Halle.** Der Professor für Straf- und Völkerrecht an der hiesigen Universität Dr. jur. Reinhard Frank hat, wie man der „Frkf. Ztg." mittheilt, einen Ruf nach Tübingen angenommen.

* **Berlin.** Das seltene Fest des sechzigjährigen Doktorjubiläums feierte gestern (Dienstag) der Geheime Sanitätsrath Dr. Friedrich Körte, einer der angesehensten Aerzte Berlins. Trotz seiner 83 Jahre nimmt er den lebhaftesten Antheil an den wissenschaftlichen, humanitären und sozialen Bestrebungen der Aerzte, davon zu schweigen, daß er sich noch ganz zu den ausübenden Aerzten rechnen darf. Körte erwarb seinen Doktortitel vor sechzig Jahren an der hiesigen Universität. Er war einer der Mitbegründer der „Gesellschaft für wissenschaftliche Medizin" (1844), an deren Spitze er alsbald trat. Auch an der staatlichen Organisation der Aerzte durch die Aerztekammern hat er sich lebhaft betheiligt.

wg. **Aus Ungarn.** In der Zeit vom 15. September bis 15. Dezember d. J. wird an der Budapester Universität ein Lehrkurs zur Ausbildung von Aerzten und Professoren der Hygiene veranstaltet werden.

* **Aus Frankreich.** Die Académie des inscriptions beschloß in ihrer letzten Sitzung, die für die Landeskunde des alten Palästina so wichtige Mosaikkarte von Madaba auf ihre Kosten zu vervielfältigen unter genauer Wiedergabe der Farben. Dann hielt Salomon Reinach einen längeren Vortrag über den unter Lukians Schriften überlieferten Dialog Philopatris, der nach Reinach in den letzten Regierungsjahren des byzantinischen Kaisers Nikephoros Phokas geschrieben wurde und ein Zeugniß hellenischer Opposition gegen die herrschende Regierung ist.

w. **Aus England.** Zwischen den englischen Großstädten Birmingham, Liverpool und Manchester, die sonst gewöhnlich auf dem Gebiet der Industrie und des Verkehrs miteinander streiten, ist nun auch ein Wettstreit um den wissenschaftlichen Vorrang zu bemerken. In Manchester wird das Owens-College immer mehr ausgebaut und erweitert; kürzlich zum Beispiel wurde dort ein neuer Lehrstuhl für englische Literaturgeschichte gegründet. Birmingham plant die Errichtung einer Handelshochschule, und schon sind erhebliche Mittel dazu aufgebracht worden. Am weitesten voraus aber ist Liverpool. Das dortige College hat sich in der letzten Zeit bedeutend entwickelt, im letzten Jahre beliefen sich die aus den Studentengeldern gezogenen Einnahmen auf nicht weniger als 9500 Pfd. St. So können die Liverpooler es wagen, ihr College zu einer vollen Hochschule zu erweitern. Den Anstoß zu diesem Plan gab die verstorbene Königin Viktoria, die für einen Lehrstuhl der Rechtswissenschaft 2000 Pfund gestiftet hatte, und darum soll auch die neue Anstalt den Namen Victoria University führen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

W. Meyer-Förster: Heidenstamm. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1901. M. 3. — A. Andrea: Kinder der Sonne. Italienische Novellen. Ebd. 1901. M. 3. — Th. Hardy: Juda, der Unberühmte. Ebd. 1901. M. 4. — Dr. D. Chwolson: Die Blutanklage und sonstige mittelalterliche Beschuldigungen der Juden. Frankfurt a. M., Kauffmann 1901. M. 2. — Th. Weber: Theobald Ziegler und der Altkatholizismus. (S.-A. aus der „Revue internationale de Théologie IX, 35.) Bern. — Wald- und Feld-Brevier. Ein Schock Liebeslieder. Wien, in Komm. bei Seidel 1901. M. 0.85. — Ländliche Besitz- und Schuldverhältnisse in 27 Gemeinden Steiermarks. I. Theil: Die Besitzverhältnisse. (Statistische Mittheilungen über Steiermark. VIII. Heft.) Graz, in Komm. bei Leuschner u. Lubensky 1901. — Mittheilungen des kaiserl. und kgl. Militärgeographischen Instituts. XX. Bd. 1900. Wien 1901. — H. Rehm: Max v. Seydel. (S.-A. a. d. Archiv für öffentliches Recht, Bd. XVI, 3.) — K. F. Beckers Weltgeschichte. 4. Aufl. Lfg. 15—23. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union.

Jahrgang 1901. München, Donnerstag, 8. August. Nummer 180.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

## Uebersicht.



## Goethe und der Typus des germanischen Genius.[1])

Der Genius, der eine Zeit beherrscht, erlaubt immer Rückschlüsse auf die Beschaffenheit dieser, wie wir umgekehrt aus den Gedanken, Zielen und Hoffnungen einer Epoche den nothwendigen Typus ihres Helden folgern können. Die individuell gestaltete Generation jeder Rasse erkennt jeweilig einen einzigen Mann an, der es einerseits verstanden hat, ihre unbewußten Wünsche und Begehrungen mit der Deutlichkeit und Plastizität des Genies auszusprechen, andrerseits aber niemals die verborgenen und geheimnißvollen Beziehungen zu diesen Hoffnungen verloren haben darf, ohne seine Rolle des Sprechers einbüßen zu müssen. Die Geschichte der Genies ist infolgedessen die synthesirte Geschichte des Menschen. Das chaotische Ringen nach Ausdrucksformen von Seiten einer zersplitterten Summe von verschiedenartigsten Kräften gelangt urplötzlich zu der logischen Gesetzmäßigkeit des Organismus, wenn das Genie die stammelnden Laute seiner Zeitgenossen ersetzt durch die klare Rede des bewußten Führers. Aber diese einheitliche Unterordnung aller Partialwillen unter die überlegene Gewalt des Genies scheint in dem Maße seltener geworden zu sein als die Daseinsformen selbst komplizirter wurden. Von der Fülle von sozialen, wirthschaftlichen, künstlerischen und religiösen Fragen, die die moderne Menschheit in jedem Augenblick zersetzt, war eine gemeinsame Konzentration auf ein einziges Problem nicht mehr zu erwarten, und so kam es, daß seit den Tagen Luthers die germanische Rasse kein Genie mehr erzeugt hat, welches sein Zeitalter so charakteristisch und adäquat wiederspiegelt wie die Gestalt des deutschen Reformators. Und daß vorerst eine Wiederholung dieser epochalen Einheit von Rasse und Genius nicht zu erwarten ist, läßt sich mit Sicherheit aus dem Umstand behaupten, daß nur das religiöse Problem imstande ist, eine ähnliche Konzentration des Geisteslebens zu inauguriren — ein Zustand, der uns heute noch in weiter Ferne zu sein dünkt. Nur ein einzigesmal wieder seit der deutschen Renaissance vereinigte sich ein größerer Theil der Deutschen um einen Mann, in dem man den Prototyp unsrer Rasse zu erblicken glaubte, und das war Goethe. Nicht, als ob er jemals einen Einfluß auf die öffentliche Gestaltung des Lebens besessen hätte wie Luther, wohl aber übte er einen tiefgehenden Einfluß auf viele Gebiete der deutschen Kunst; und wenn man den Gelöbnissen des Deutschland Glauben schenken darf, das vor zwei Jahren jenes begeisterte Goethe-Fest feierte, so soll Goethe Erzieher und Lehrer der nächsten Generationen sein.

Es ist bekannt, daß diese Verehrung Goethe's erst um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts begann. Das Geistesleben des Napoleonischen Deutschland stand unter der unbedingten Herrschaft der deutschen Metaphysik. Die Philosophie Hegels, Schellings, Fichte's und Novalis' beschäftigte das metaphysische Bedürfniß einer Zeit, deren Lieblingsdichter der Tragiker Schiller war. Nie mehr, weder vorher, noch nachher, durfte sich die Philosophie eines derartig tiefgehenden Einflusses rühmen, nie mehr war der metaphysische Genius sicherer, der Verkünder dessen zu sein, was alle Gemüther bewegte. Der spekulative Rationalismus bot ja den Menschen die absolute Gewißheit, die denkbar höchste Stufe menschlicher Erkenntniß erklommen zu haben, er hatte in der intellektuellen Anschauung Schellings und Hegels mit gewaltiger Flugkraft die Kluft von diesseits und jenseits, von der Welt der Erscheinung und der subjektiven Zersplitterung, und der Welt des Seins und des Absoluten durchmessen, er hatte mit unvergleichlicher Energie die metaphysische Wesenheit der Dinge aus dem platonischen Reich des intelligiblen Seins herabgeholt und ihre begriffliche Immanenz als das erkennbare Sein aller Dinge nachgewiesen. Ueberall besaß der Mensch den Zauberstab, die Dinge ihrer sinnlichen Unwahrhaftigkeit zu entkleiden, und sie als reine Begriffe in der hüllenlosen Nacktheit ihres essentiellen Seins zu erfassen. Nichts schien der grenzenlosen Herrschaft der rationellen Spekulation Widerstand leisten zu können — was Wunder, wenn selbst die Kunst dem Einfluß der Metaphysik erlag und die Blüthezeit des klassischen und romantischen abstrakten Idealismus in der Kunst zusammenfiel mit dem klassischen und romantischen in der Philosophie; wenn Schiller und Novalis wie Hegel und Fichte in ihrer individuellen Weise alle ihre Lebenskraft auf die Ergründung metaphysischer Probleme verwendeten!

Mit dem Aufschwung der Naturwissenschaften erlosch das Ansehen der deutschen Spekulation langsam. Der Rationalismus der Metaphysik und der Romantik versiegte gegenüber den staunenswerthen Resultaten der Physik. An Stelle des erschütterten Glaubens an die Bedeutung der Idee trat der Glaube an die Wahrheit der Thatsachen und des Experiments. Der deutsche Philosoph wurde mehr und mehr zu einem Anachronismus zu einer Zeit, wo das Urbild des romantischen Philisters, ja, wir können füglich sagen, des deutschen Bürgers aus der Geschichte verschwand. An seine Stelle trat der Dualismus einer großkapitalistischen Aristokratie und des modernen Proletariats. Der verdrängte metaphysische Optimismus erfuhr seine Vertrivialisirung durch den Sozioleudämonismus der Sozialdemokratie

[1]) Wir geben die nachstehenden geistvollen Ausführungen unsres geschätzten Mitarbeiters um mancher bedenkenswerthen Wahrheit willen, die der Aufsatz enthält, ohne uns zu verhehlen, daß er leidenschaftlichen Widerspruch erregen wird. D. Red.

und der posthumen Philosophie eines D. Fr. Strauß und Ludwig Feuerbach. Das war die Zeit, wo Schiller seinen Ehrenplatz in dem Volksbewußtsein an Goethe abtreten mußte.

Ueber den Parteien, welche die moderne Industrie geschaffen hatte, ragte jetzt die Gestalt Goethe's. Er war dem Proletarier wie dem Kapitalisten recht, denn er war, was der Typus des deutschen Philosophen und Metaphysikers nie gewesen war, ein Wirklichkeitsmensch. Er befriedigte in gleicher Weise den Studenten und den Gelehrten, der die neue Wahrheit im Experiment suchte, wie auch den praktischen Verstand und die industrielle Spekulation des Geschäftsmannes, der sich in seinem zukunftsfrohen Optimismus eudämonologischer, wie evolutionistischer Art mit Goethe eins wußte. Und wenn die Industrie zermalmend das Proletariat bedrohte, so konnte sie sich wiederum auf die Bekenntnisse Faustens berufen, der die Hütte der Armseligkeit um des Wohlbefindens willen verbrennen läßt, wo es das Interesse einer Mehrheit verlangt. Und wie sollte Goethe dem aufstrebenden Kommunismus nicht angenehm sein, er, der zum erstenmale wieder seit der Reformation die Blicke von der mythischen Welt der Idee abzog in die Realität der anschaulichen Welt, und der somit lehrte, daß das Himmelreich hier unten auf der Erde zu suchen sei. Und wenn dem alten Goethe der sozialistische Kommunismus persönlich in der Seele zuwider gewesen wäre, so war doch nichts in seiner Weltanschauung, auf Grund dessen man ihn verurtheilen konnte.

In der That ist die Weltanschauung Goethes durchaus metaphysikfeindlich, und eine Gegnerin jeder Spekulation. Wenn das Kriterion arischer, speziell germanischer Rasse die religiöse Energie ist, so war Goethe kein Typus dieses Wesens. Sein religiöses Bekenntniß erhebt sich nirgends über das rationale Niveau der Aufklärungsperiode. Wie diese eifrig bestrebt war, eine Theologie ohne jede Theosophie, eine Religion ohne religiöses Objekt zu sein, so suchte auch Goethe einer Spekulation über das Wesen Gottes, als religiöses Postulat des irdischen Erläuterungsprozesses vorsichtig aus dem Wege zu gehen.

Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles!

Die Auflösung des religiösen Verhältnisses in einer gefühlsmäßigen Verschwommenheit und begrifflichen Unklarheit ist immer das erste Zeichen eines religiösen Verfalls, dem schon Hegel mit der ungeheueren Schärfe seiner Dialektik über das Wesen des Absoluten den Krieg erklärt hatte. Nun konnte man am allerwenigsten einem Dichter zum Vorwurf machen, daß er es verschmäht, die anschauliche Vieldeutigkeit zu ersetzen durch den begrifflichen Rationalismus einer vollendeten Klarheit und Bestimmtheit. Aber dann darf man auch die Weltanschauung eines Dichters nicht zu normativer Bedeutsamkeit emporschrauben und ihr eine esoterische Gültigkeit beimessen, die ihr in der That nicht zukommt. Jedoch ist diese Mischung von gefühlsmäßigem Pantheismus und metaphysischem Indifferentismus nach Goethe's Beispiel zu sehr das Gemeingut des gebildeten Deutschland geworden, als daß hiegegen nicht im Sinne einer ernsteren Auffassung des religiösen Problems Einspruch zu erheben wäre. Man hat zu lange die Bewunderung, welche man dem Dichter Goethe gezollt hat, auf die Totalität seiner geistigen Wirksamkeit übertragen, um nicht in unsinniger Weise dessen Weltanschauung zu überschätzen. — Ebenso wie Goethe's Gottesvorstellung eine vage und relativ unbedeutende war, besitzt auch der tiefsinnigste Gedanke seiner Weltanschauung: die Entwickelungsidee, nur bedingte Gültigkeit. Auch hier ist charakteristisch, daß für Goethe das Ziel der Entwickelung — die Evolution selbst ist, als unendliche Annäherung an ein nie zu erreichendes Ideal. Durch die Unendlichkeit des Entwickelungsprozesses wird aber der Sinn der Evolution ebenso aufgehoben, wie der Sinn der Zeit durch den Begriff der Ewigkeit. Die Schuld hieran trägt die Leugnung eines absoluten Weltzwecks zugunsten der Vervollkommnung des Menschen. Goethe's Entwicklungsdogma ist anthropocentrisch im genauesten Wortsinn, sofern die Evolution des Menschen nicht als Mittel zu einem Zwecke begriffen wird, der über die Sphäre der Menschlichkeit, oder der Phänomenalität hinausragt. Der Gedanke Goethe's ist nun zwar insofern weiter als derjenige Lessings, als er eine Entwickelung in den vormenschlichen, thierischen und pflanzlichen Objektivationsstufen anerkennt, bleibt aber inhaltlich doch hinter ihm zurück, weil ihn Lessing näher als die religiöse Erziehung des Menschengeschlechts bestimmt und ihn insofern in Beziehung setzt zum Wesen Gottes. Für Goethe aber ist der Mensch das Maß aller Dinge und die inhaltliche Bestimmtheit des Lessing'schen Ideals muß zurücktreten vor der formalen des alle seine immanenten Fähigkeiten zu möglichst vollendeter Harmonie auswirkenden Typus des gebildeten, d. h. geformten, gezüchteten Menschen. Auch hier deckt sich die Darstellung Goethes mit dem Humanitätsgedanken der Aufklärung, namentlich aber mit dem Vorbilde des antiken Humanisten. Wie tief dagegen dieser Gedanke dem Germanen fremd ist, geht aus einem Vergleich mit den anderen deutschen Genies hervor, von Meister Eckhart bis etwa auf Hegel, E. v. Hartmann oder Richard Wagner. Hier finden wir immer eine unverhältnißmäßige Energie, welche alles andere absorbirt. Der Gedanke des objektiven Zwecks, sei es derjenige einer mystischen Vereinigung mit dem Absoluten (Eckhart) oder einer allgemeinen autonomen Sittlichkeit als Unterordnung des Individualwillens unter den göttlichen (Hegel) oder eines kosmischen Erlösungsprozesses (E. v. Hartmann, Wagner) steht hier immer im Vordergrund der Weltanschauung. Goethes Bildungsideal hat somit nur Werth für eine Zeit, welche mit allen diesen Traditionen unsrer Spekulation gebrochen hat, und den Grundmangel eines fehlenden, objektiven Zweckprinzips zu verdecken sucht durch den Prunkmantel eines vornehmen und ausgeglichenen Individualismus. Das Bildungsideal Goethes kann nur für eine Epoche Gültigkeit beanspruchen, welche die formale Schönheit über die inhaltliche Bestimmtheit der Zweckmäßigkeit setzt, deren Aufgabe nicht darin liegt, neue objektive Zwecksvorstellungen zu normativer Bedeutsamkeit für das Menschengeschlecht zu ersinnen, sondern vielmehr darin, die mangelnde, universelle Aufgabe zu ersetzen durch die Pflege der Individualität. Die bloße Mittelbarkeit derselben wird verwechselt mit der Zwecksetzung des einzelnen. Es ist deßhalb kein Zufall, daß der Begründer des modernen Individualismus, Nietzsche, ein begeisterter Anhänger Goethes war. Mit Goethe gewann zum erstenmale ein Gedanke Einfluß, der bisher dem Germanen so ferne lag, wie dem nordischen Mystiker die griechische Plastik: es war derjenige der Verästhetisirung des Lebens. Was Goethe zum Hellenenthum hinzog, war einzig dieser Gedanke. Die ganze Aufklärung mit ihrem neuerwachten Interesse für die Antike, wie es Winkelmann wieder ins Leben gerufen hatte, verstand von der hellenischen Welt nicht mehr, als diese einzige Manifestation des klassischen

Geistes. Das Wesen der Antike war für jene ganze Epoche erschöpft in dem Ideal des Humanisten und in der griechischen Plastik. Daran klammerte sich das philosophisch ethische und das Schönheitsbedürfniß jener Zeit. Den Geist des Hellenenthums in seiner Behausung aufzusuchen, die griechische Tragödie und die griechische Spekulation zu einer Renaissance zu verhelfen, lag Goethe so ferne wie seinen Zeitgenossen — mit Ausnahme Friedrich Schillers. Und, wie die wunderliche Ethik der Griechen eine Verquickung von Güte, Glückseligkeit und Schönheit darbot, so deckte sich das humanistische Ideal Goethes haarscharf mit jener. Die Sittlichkeit, die Herbheit der nothwendigen Arbeit wurde verflüssigt in der formalen, harmonischen Schönheit. Wie Goethe niemals verstanden hatte, das Wesen der Liebe oder das Wesen der Tragik künstlerisch zu gestalten, weil es ihm als Mensch ganz ferne stand, so begriff er auch nicht die Aufgabe des Menschen, die gerade in einer schroffen Scheidung von ästhetischen Scheinempfindungen (in kantisch-schillerischem Sinn) und realen Gefühlen besteht, welche genau die Schönheit von der Güte und von der Glückseligkeit trennt, weil hier drei verschiedene Daseinssphären vorliegen, die sich höchstens berühren, nie aber decken. Wenn dieser innere Widerspruch von Goethes Bildungsmenschen nach antikem Vorbild unsrer Zeit entging, so lag das einfach darin, daß dieselbe viel zu wenig Ehrlichkeit und Tiefe besaß, um überhaupt Widersprüche zu empfinden. Denn nur wer einmal das Bewußtsein seiner Rasse verloren hat, der kann sich begnügen mit den typischen Vorbildern anderer Rassen, wie wir uns begnügen mit dem griechisch-Goethe'schen oder dem — jüdischen. Indem Goethe selbst in sich den Typus des verästhetisirenden Humanisten verkörperte und dadurch vorbildlich für Deutschland wurde, war damit unfehlbar der Weg eingeschlagen, den Nietzsche vollendete. War die Schönheit das Maß aller Dinge, galt es das Leben aufzulösen und zu zersetzen in eine mannichfache Fülle von Stimmungen, Schönheiten und Launen, dann mußten auch alle anderen Interessen diesen nachstehen. Dann diente das Leben des Einzelnen, den die Natur mit der Gabe der Schönheitsempfindung begnadet hatte zur Rechtfertigung für das elende Dasein der anderen, die dies nicht vermochten. Dann war der Künstler, der die Schönheit gestaltete, derjenige, um dessentwillen die anderen existirten und die er nach seinem Gefallen verbrauchen durfte. Dann endet der Typus Goethes im Typus Nietzsche, denn wo die Schönheit alleinige Norm wird, haben die Forderungen der Sittlichkeit ihre Rechte verloren. Die Sittlichkeit, welche darin besteht, die Sphäre der Natürlichkeit zu überwinden und den Menschen in eine supranaturalistische zu erheben, muß dann eo ipso in Konflikt gerathen mit der Schönheit, deren Prinzip lediglich in der Verklärung und formalen Bändigung der Natürlichkeit besteht. Die Religion, deren Wesen das Verhältniß zum *Weltgeist* ist, muß zurücktreten vor der Kunst, deren Wesen in der sinnlichen *Verhüllung des Geistes* besteht. Die Metaphysik, welche die Welt der Phänomenalität zu überwinden trachtet durch die Gewalt der menschlichen Vernunft, muß sich bescheiden vor der Physik, welche es allein mit den Phänomenen der erfahrenen Anschauung zu thun hat. Das *Wesen* der Dinge hat keine Bedeutsamkeit vor dem *Scheine* derselben, denn allein dieser gibt Schönheit und nur wenn wir uns an ihm begnügen, sind wir glücklich: Lebhafte Frage nach der Ursache ist von großer Schädlichkeit."

An der Verästhetisirung der Lebenswerke war Griechenland zugrunde gegangen. Nothwendig folgert aus diesem Prinzip auch unser eigener Untergang, wenn wir nicht das langsame Narkotikum dieser Weltanschauung energisch bekämpfen. Weit entfernt, daß hier die Gesinnung eines echten Germanen zu uns spricht, ist es vielmehr die Weltanschauung eines Aufklärungsmenschen, der aus der Noth seiner Epoche die Tugend eines toleranten, alle Gegensätze der Rasse, Religionen und Lebenskategorien zu überwinden trachtenden Nonchalance zu machen suchte, was man dann später geschmackvoll die Ruhe des Olympiers genannt hat. Wollten wir uns die Ruhe und die antike Heiterkeit des passiv Schauenden, des Physikers im weitesten Sinne zu eigen machen, so könnten wir dies nur, indem wir selbst alle diejenigen Triebkräfte unsrer Seele verleugneten, durch welche unsre Individualität als Nation und als Rasse so unvergleichlich hervorragte aus der Gesammtheit der anderen. Denn der Individualismus Goethe's ist nichts anderes, als der Verzicht auf die konsequente Durchbildung der uns eigenthümlichen Anlagen zu einer nationalen Metaphysik, zu einer autonomen Sittlichkeit, zu einer rückhaltlosen Hingabe an einen universellen Zweck. Mit anderen Worten: Goethe's Individualismus vernichtet die Individualität unsres Volkes, weil er inhaltlich bestimmt ist durch ein uns zeitlich und qualitativ fremdes Vorbild: Den Bildungsmenschen der Aufklärung nach griechischem Muster.

Genau dieselbe Ueberschätzung, welche dem Menschen Goethe und seiner Weltanschauung zutheil wird, begegnet allenthalben dem Künstler. Auch hier hat man sich daran gewöhnt, in ihm eine umfassende Synthese aller künstlerischen Gestaltungskraft zu erblicken, den deutschen Dichter κατ' ἐξοχήν. Wäre dies in der That der Fall, wäre Goethe der größte deutsche Dichter im Sinne wie Aeschylos bei den Griechen, Dante bei den Italienern, Shakespeare bei den Engländern, dann müßte er auch nothwendig das gethan haben, was jene geleistet haben, d. h. die ganze spekulative Arbeit ihrer Rasse in ihren wesentlichen Momenten in ein Kunstwerk umschaffen. Allein das hat Goethe nicht vermocht, in weiser Erkenntniß seiner Unfähigkeit hiezu es nur einmal versucht: im Faust. Aber aus diesem einen Versuch ist zur Genüge zu entnehmen, daß hier Goethe nur den Prototypen der Aufklärungszeit zu schaffen vermochte, den er in gewissem Sinn selbst repräsentirte. Faust ist nichts weniger als ein mikroskopisches Spiegelbild der Menschen oder doch der Germanen, wie man meinte, schon rein deßhalb nicht, weil ihm das tragische Wesen des Menschen ganz und gar fehlt. Goethe selbst nannte den Faust eine Tragödie, ohne zu bedenken, daß hier das außertragische Complement von Fausts Himmelfahrt jede tragische Wirkung ersticken mußte, ganz ebenso wie Goethe's Glaube an eine ewige Entwickelung der Menschheit die Tragik des Makrokosmos aufhob. Der evolutionistische Optimismus, den Goethe im Faust zu einem transscendentalen überspannte, ganz nach der Weise der christlichen Mythologie, ist untragisch. Das tragische Bewußtsein, welches bei Goethe im Faust einen Höhepunkt erreicht hatte, ist somit sehr wenig entwickelt, was für einen Dichter ersten Ranges immer bedenklich ist, völlig aber ein Unding ist in Deutschland, wo die Tragik so recht unser Erbe ist, wo die religiöse Tragik ihren weihevollsten und tiefsinnigsten Ausdruck in der altgermanischen Mythe fand. Wie kann Jemand der größte, germanische Dichter sein, der dieses Erbtheil weder kennt, noch zu benutzen versteht?

In der That muthet es seltsam an, daß eine Nation

welche die größten Tragiker in Schiller und Wagner besitzt, einen Goethe für ihren größten Dichter hält. Vielleicht ist dies ein neuer Beweis dafür, daß das Niveau unsres Gebildeten dasjenige der Aufklärung nicht übertrifft, denn hätte sich unser Bewußtsein dessen, was tragisch ist, vertieft, so könnten wir nicht daran denken, „Faust" als Nationalgedicht zu feiern. Der erwachte Sinn für Tragik aber bezeichnet immer eine Vertiefung und Regeneration der religiösen Weltanschauung einer Zeit — wo er fehlt, kann man getrost zurückschließen auf religiöse und metaphysische Indifferenz. Beides aber ist bezeichnend für Goethe — und für uns.

Demungeachtet war Goethe ein bedeutender Künstler in seiner Lyrik, sowie in „Hermann und Dorathea". Seine Romane werden ja längst nicht mehr ehrlich bewundert, als vielmehr gezwungen geschätzt. Seine Schauspiele ragen, mit Ausnahme des „Götz van Berlichingen" nicht über das Niveau der bewußten Werke des Talents. Auch verhindert hier die Schwärmerei für die kühle, farmale Schönheit der griechischen Plastik eine folgerichtige Entwickelung, die eher den Weg über Claviga als über Tarquata Tassa eingeschlagen hätte. Diese Dramen sind der beste Beweis dafür, daß sich Goethe selbst nicht wahl fühlte in der antiken Toga des hellenischen Bildungsmenschen. Ganz abgestreift hat er alles Fremde nur in vielen lyrischen Gedichten und in einigen seiner Hymnen. Hier hat er uns das Beste und Größte gegeben, was wir besitzen. Hier, meine ich, verdient seine innerlich durchbrechende Natur Bewunderung, denn hier ist Gaethe der Genius, der eins ist mit dem Bewußtsein seines Volkes. Die graße Mystik der Natur, die allen Ariern gemeinsame Empfindung für die alle Dinge durchströmende Wesensidentität des Einen kommt hier zum Durchbruch. Hier ist der fremde Farmalismus griechischer Plastik vergessen — und hier ist auch Goethe manchmal Hellene in dem Sinne des tragischen Mystikers, der die eleusinischen Mysterien feierte. Es ist lehrreich, daß gerade Gaethe das Wesen der Hellenen begriff, wo er rückhaltlas Germane war. Denn hier sprach die unbewußte Verwandtschaft der Natur, dort die bewußte Nachahmung der Konventian. Hier ist der Dichter zu suchen, der dauernd seinen Platz in der Geschichte der Menschen behaupten wird.

Die deutsche Aufklärung, welche mit Leibnitz anhub, hatte als Erbe des Franzasen René Decarte, als das Kriterian der Realität die größere Klarheit und Distinktian der Erfahrungsthatsachen angetreten. Das bedeutete einen Bruch nicht nur mit der ganzen Weltanschauung des Mittelalters, welches für die Kategarien der Sinnenwelt überhaupt wenig Interesse übrig hatte, sondern auch einen salchen mit der hellena-germanischen Mystik überhaupt, welche van jeher das blaß vorstellungsmäßige unsres Bewußtseinsinhaltes durchschaut hatte. Damit war in den Wissenschaften das Zeitalter der Physik inaugurirt, in der Religion entweder ein deistischer Agnastizismus oder gefühlsmäßiger Pantheismus, in der gesammten Weltanschauung aber eine überwiegende Scheu var der Spekulatian, welche die Erfahrungsthatsache synthetisch verarbeitet und somit gleichsam überwindet, verbunden mit einer allzu großen Ehrfurcht vor dem sinnlich Erschauten, Erfahrenen. Diese Zeit hat ihren Dichter gefunden in Gaethe, aus der einen überkommenen Behauptung des Decarte, läßt sich die ganze deutsche Aufklärung verstehen — und aus ihr begreifen wir auch den Germanen Goethe und seine Neigung zur hellenischen Aufklärung. Gleichzeitig kammt uns aber auch zum Bewußtsein, daß unsre eigene Zeit noch tief in den Aufklärungsidealen befangen ist; daß wir uns jetzt noch in der Reaktian gegen die zeitweilige Unterbrechung dieser Epache durch die deutsche Metaphysik und tragische Paesie befinden. Mit der Ueberwindung der Aufklärung, die sich wahl zuerst negativ durch eine Regeneratian der empirischen Wissenschaften ankündigen wird (wie sie jetzt zu beginnen scheint), um dann ein gesteigertes metaphysisches Bedürfniß hervarzurufen, wird auch die Anerkennung des dichterischen Genius dieser Zeit auf ihr richtiges Maß zurückgeschraubt werden. Dann wird die vertiefte Weltanschauung des neu erwachten metaphysischen Bewußtseins des Germanen sein dichterisches Ideal wieder in den graßen Tragikern seiner Rasse, Shakespeare, Schiller und Wagner suchen und die Kraft besitzen, dem Wesen jenes Einen gerecht zu werden, welches in Wahrheit der germanische Genius ist: der Glaube an die metaphysische-Bedeutung der Welt.

Karlsruhe. Leapold Ziegler.

---

## Hessische Balkstrachten.

Von Dr. Karl Heldmann (Halle a. S.).

### II. (Schluß.)

Weniger haben zum Festwerden bestimmter Maden die Kleiderardnungen beigetragen, die in löblichem Wetteifer mit den Reichsarganen (z. B. Reichstagsardnung van 1530), das Landesfürstenthum vam Anfang des 16. Jahrhunderts an (in Hessen z. B. der Vater Philipp des Graßen, Landgraf Wilhelm II., 1483—1509) bis gegen Ende des 18.[2]) zu erlassen für näthig fand. Denn sie beziehen sich nicht sowohl auf den Kleiderschnitt als auf die Verwendung kostbarer Staffe, die über das Vermögen einer bestimmten Valksklasse hinausgingen. Aber das Verdienst des Absolutismus des 18. Jahrhunderts war es, wie Falke urtheilt, nicht, wenn das Valk sich die Freude an seinen Trachten nicht hat nehmen lassen.

Endlich geht Justi auch nach auf die graße Frage nach der Begrenzung und Herkunft einer Tracht oder eines einzelnen Stückes derselben ein. Die Antwort hierauf ist schwer, weil uns ausreichende bildliche Darstellungen aus Gegenwart und (nach mehr) Vergangenheit nicht zu Gebate stehen. Man hat den Unterschied der Trachten benachbarter Gebiete vielfach auf ethnographische Verschiedenheiten zurückführen wallen. Sa sollten die bekannten Schwälmer auch wegen ihrer eigenartigen Tracht inmitten trachtenlaser Landstriche zurückgebliebene Kelten oder im Dienste des Klasters Fulda angesiedelte Wenden sein. Allein Justi belehrt uns (S. 10), daß schan im Mittelalter kein salcher Zusammenhang varhanden war. Die Schwälmertracht ist einfach die Tracht der alten Grafschaft Ziegenhain (1450 an Hessen gefallen), und in den Außenämtern derselben hat sie var den aberhessischen Trachten bereits den Rückzug antreten müssen.

Also vielmehr die palitischen Grenzen, die seit der Reformationszeit in der Regel mit den kanfessionellen zusammenfielen, sind es, die für die Verbreitung der einzelnen Trachten bestimmend waren. Daß gerade im 16. Jahrhundert die Territarien sich stärker konsalidirten und abschlossen, das hat der Trachtenbildung nicht zum wenigsten Varschub geleistet. Wer unsre Trachten karta-

[2]) 1750 verbot Kurfürst Max Emanuel von Bayern den Bürgerinnen und Bäuerinnen, Gold- und Silberschmuck zu tragen; 1780 schrieb der Fürstabt von St. Gallen allen Kirchenbesuchern schwarze Kleidung vor.

graphisch umschreiben wollte, würde vermuthlich in den weitaus meisten Fällen politische Grenzen des 16. und 17. Jahrhunderts ziehen.

Gerade Hessen ist hiefür ein höchst interessanter Beleg. Die reformirten Niederhessen der eigentlichen Landgrafschaft Hessen-Kassel tragen sich anders als die lutherischen Oberhessen der Landgrafschaft Hessen-Marburg, mit denen sie dauernd erst seit 1648 unter der gleichen Landesherrschaft verbunden sind. In Oberhessen selbst aber macht sich die von 1648 bis 1866 dauernde Scheidung in einen größeren östlichen Theil, der nach Hessen-Kassel gehörte, und einen kleineren westlichen, der mit seinem Hauptlande Hessen-Darmstadt nur in einem schmalen Landstrich verbunden war,[3]) auch in der Tracht geltend. Die ältere, steifere, einförmigere Tracht des früher darmstädtischen „Hinterlandes“ (Kreis Biedenkopf) weicht immer mehr zurück vor der jüngeren, noch am Ende des 18. Jahrhunderts nur auf einige Aemter im Osten Marburgs beschränkten lebhafteren und zierlicheren Tracht, deren sich Jeder erinnern wird, den sein Weg einmal nach der Musenstadt Marburg geführt hat. Aehnliche Unterschiede herrschen aber auch noch weiter innerhalb der beiden oberhessischen Gebietshälften selbst. Im hessen-kasselischen Antheil scheidet sich noch jetzt ganz auffällig die ältere Tracht der katholischen Bewohner des bis 1802 kurmainzischen Amtes Amöneburg, und der in vielen Stücken ähnlichen, nur farbloseren, des Kreises Frankenberg, von der soeben erwähnten jüngeren in den landgräflichen protestantischen Dörfern desselben Kreises Kirchhain, dem jenes Amt einverleibt worden ist. Noch auffallender, weil weder durch konfessionelle, noch durch politische Grenzscheiden bestimmt, ist die Trachtensonderung in dem einst nur durch Gerichtsgrenzen geschiedenen Breidenbacher Grund oder Perfgau im hessen-darmstädtischen Hinterland. In der einen Hälfte, dem sogenannten Obergericht der Herren von Breidenbach zu Breidenstein, tragen die Frauen eine Mütze neueren Datums aus irgend einer der vornehmen Moden, die sie wohl einmal einer Breidenbachischen Edelfrau absahen; in der anderen, dem sogenannten Untergericht der hessischen Landgrafen, hielten die Frauen an der alten „brabantischen Mütze“ fest.

Aus allen diesen Besonderheiten ziehen wir nun zwei wichtige Schlüsse. Einmal weist die Verschiedenheit benachbarter Trachten auf verschiedene Rezeptionszeiten hin; aus ihnen erklärt sich der Trachtenreichthum in den zahlreichen Landschaften unsres Vaterlandes. Sodann scheint es ein Naturgesetz zu sein, daß in kleineren und abgeschlosseneren Territorien, zumal wenn sie dem Wellenschlag städtischen Lebens nicht so sehr ausgesetzt sind, die Trachten ihr zähestes Dasein fristen, daß wir hier die älteren Trachten zu suchen haben.

Schon im Verlauf unsrer Darstellung hatten wir wiederholt Gelegenheit, auf einzelne Etappen in dem Entwickelungsgange hinzuweisen, den manche unsrer Volkstrachten im ganzen und einzelnen zurückgelegt haben. Gerade hier tritt die Stückbeschreibung an der Hand der Illustration in ihr Recht. Justi bemerkt darüber (und aus seinen Worten schimmern die leitenden Gedanken durch, die ihm selbst bei der Beschreibung seiner Trachtenbilder die Feder geführt haben): „Eine zuverlässige, allgemeine Geschichte der deutschen Volkstrachten wird erst dann möglich werden, wenn jede einzelne genau erforscht sein wird; denn nicht selten bieten geringfügige und leicht übersehbare Einzelheiten Anhaltspunkte für die Entdeckung merkwürdiger Zusammenhänge mit vorzeitlichen Kleidungsstücken, und es dauert oft lange, bis das Auge alle Einzelheiten der Tracht richtig sieht und ihre Urbilder im Wechsel früherer Moden wieder zu finden vermag, welche bei ihrem Uebergang in die Tracht gewissen von den Bedürfnissen der ländlichen Arbeit und von der auf dem Lande herrschenden Einfachheit gebotenen Veränderungen unterworfen zu werden pflegen.“ (S. 13.)

Es war gewiß hohe Zeit, diese Arbeit für Hessen zu unternehmen, und es wäre einfach Ehrenpflicht aller einigermaßen mit wissenschaftlichem Sinne geleiteten historischen Kommissionen und Vereine, es hierin dem hessischen Vorbild baldigst nachzuthun; zur finanziellen Unterstützung solcher Arbeiten werden in allen Gebieten des Reiches sich hochsinnige Gönner finden lassen.[4]) Denn daß die Stunde unsrer Volkstrachten geschlagen hat, ist doch wohl zweifellos. Mögen immerhin neue Trachten vor unsern Augen entstehen; die Stabilität und Geschlossenheit der früheren werden sie in unsrer Zeit der hastenden und gleichmachenden Massenkultur nicht erreichen. Man mag die Abschaffung der kostbaren und anmuthigen Trachten, die entweder allmählich bei den Kindern beginnt oder mit einem Schlage durch Uebereinkunft eintritt, vom künstlerisch-ästhetischen und national-gemüthlichen Standpunkt aus beklagen: wirthschaftlich und unter dem Gesichtspunkt der äußeren Kulturentwicklung betrachtet, wird man sie nicht verurtheilen dürfen. Die Geschichte aber sagt uns, daß dieser Prozeß keine zweifelhafte Errungenschaft der bösen Neuzeit ist, sondern daß sich in ihm an der gegenwärtigen Volkstracht nur das gleiche Geschick vollzieht, durch das sie selbst einst ins Dasein gerufen worden ist.

Dadurch ist auch der Standpunkt bezeichnet, den wir einem praktischen Vorschlag Justis gegenüber einnehmen. In sehr sinniger Weise macht er auf die Aehnlichkeit aufmerksam, die einerseits zwischen der absterbenden Volkstracht und dem zu gleichem Schicksal verurtheilten Volksgesang, andrerseits zwischen den verschiedenen Volkstrachten und den Volksmundarten des deutschen Sprachgebietes besteht. In der That: die gleiche Zeit des 14. Jahrhunderts, die dem Worte „Mode“ bei uns Eingang verschaffte, sah in der böhmischen Kanzlei Karls IV. die Keime einer gemeindeutschen Schriftsprache, die über die Mundarten unter Luther die Herrschaft davontragen sollte, in denselben Jahrzehnten, in denen, wie wir sahen, altes sich zur Ausbildung einer deutschen Nationaltracht anließ. Die Bedeutung der Volksmundarten für die Geschichte der Sprache ist längst erkannt. Weit weniger für die Geschichte der Moden gewürdigt ist das mit „Volkstrachten“ überschriebene Kapitel derselben. Justi verschließt sich nun zwar keineswegs der Erkenntniß, daß trotz aller sentimentalen Klagen die Widerstandsfähigkeit der Volkstrachten nicht stärker sein wird als die der Volksmundarten. Er glaubt aber, und man wird ihm für diesen warmherzigen Appell an das nationale Bewußtsein an und für sich durchaus

[3]) Auch unter preußischer Herrschaft sind diese beiden Theile Oberhessens leider nicht wieder vereinigt worden; das hessische „Hinterland“ gehört seit 1866 politisch und kirchlich zu dem ihm an sich ganz fremden Regierungsbezirk Wiesbaden (Nassau). Die natürlichen Beziehungen und Interessen gehen aber zweifellos mit dem Laufe der Lahn nach Hessen-Marburg, unter dessen Landgericht das Hinterland auch steht.

[4]) In Westfalen ist die Herausgabe eines Trachtenwerkes ebenfalls inzwischen beschlossen worden. – Für den Schwarzwald liegt jetzt eine private Arbeit vor: Volkstrachten aus dem Schwarzwald. 25 Originalaquarelle, nach der Natur gezeichnet von Josch. Mit einem Vorwort von Hansjakob. Herausgegeben von Joh. Elchlepp. Freiburg i. Br. Geb. in Leinwand mit Goldschnitt 10 M.

dankbar sein müssen, die deutsche Mode könne, ebenso wie die Schriftsprache sich nicht zu vornehm dünkt, gelegentlich ihren Wortschatz durch Dialektizismen bereichern und beleben zu lassen, auch einen reichen nationalen Schatz haben, wenn sie sich entschlösse, statt immer fremdländischen Vorbildern nachzulaufen, einzelne Motive und Stücke der kleidsamen, farbenfreudigen und reichen Volkstracht zu entnehmen. Repräsentativen, künstlerischen und nationalen Bedürfnissen würde dadurch in gleichem Maße Rechnung getragen. Wir müssen gestehen, daß wir uns von diesem Mahnruf wenig versprechen können. Die Beisteuer der Trachten zu unsern Moden kann naturgemäß nur sehr gering sein; ob eine den Geschmack befriedigende Wirkung durch solche buntscheckigen Anleihen erzielt würde, ist durchaus zu bezweifeln, und auf Bestand hätte auch eine solchergestalt nationalisirte Mode nicht zu rechnen. Mit der sich langsam und im wesentlichen nach organischen Gesetzen entwickelnden Sprache läßt sich die launische Eintagsfliege Mode und auch die etwas stabilere Mode der Volkstrachten im letzten Grunde eben doch nicht vergleichen.

Stehen wir also dem optimistischen Vorschlage Justis sehr skeptisch gegenüber, so dürfen wir um so enger die dem Untergang geweihten Volkstrachten in unser wissenschaftliches und künstlerisches Interesse schließen. „Die Volkstracht hat sich,“ so bemerkt Justi (S. 5), „nie durch Krinolinen lächerlich gemacht, gegen das Schamgefühl verstoßen, und Sittenpredigern zu vergeblichen Zornreden Anlaß gegeben. Sie hat den Kopf nicht mit falschen Haaren bedeckt, das Gesicht nicht mit Teigen und Pflastern beschmiert, und durch maßloses Einschnüren die Gesundheit geschädigt; auch hat sie sich nicht an der Unterstützung des tausendfachen Mordes von farbenprächtigen Vögeln für geschmacklosen Putz hohler Köpfe betheiligt.“ Gewiß, „manche Tracht kann auf unsre Vorstellungen von Schönheit abstoßend wirken, aber überall gibt es weibliche Wesen, die durch natürlichen Geschmack und ungelernte Kunstgriffe den Zweck, in ihrem Kreise zu gefallen, zu erreichen wissen, und durch ihr Beispiel zeigen, daß es darauf ankommt, wie man die Allen vorgeschriebene Tracht trägt. Ein Landmädchen kann mehr Poesie entfalten, als die Frau, die nur ängstlich nachahmt, was andere, deren Lebenszweck in Repräsentation besteht, ihr als Verwirklichung modischer Phantasie vorgebildet haben.“

---

## Besprechungen.

‡ Das „Jahrbuch des historischen Vereins Dillingen“ bringt in seinem 13. Bande (Dillingen bei J. Keller, 226 S. 8°) abermals eine Reihe sehr sorgfältig gearbeiteter Abhandlungen, deren Ergebnisse auch für weitere Kreise lehrreiches Interesse bieten. So von Dr. Theodor Weiß (Ansbach) über „Die Beziehungen der Stadt Donauwörth zu Bayern in der Zeit von 1266 bis 1459“. Die als „Schwäbisch-Wörth“ oder „Werde“ zuerst 1030 urkundlich auftauchende Stadt ist natürlich ihrer Ansiedelung nach viel älter, da die Herren der Burg von Werde, des späteren „Mangolden-Steines“ um das Jahr 1000 zum erstenmal genannt werden. Schon Kaiser Otto III. hatte dem Orte einen wöchentlichen Markt sammt Münze und Zoll verliehen und Kaiser Konrad II. bestätigte das Recht am 17. Januar 1030 und ertheilte die Erlaubniß, alle Jahre einen dreitägigen Markt abzuhalten. Mangold I. von Werd brachte aus Byzanz ein kostbar Reliquiar in die Stadt, das zur Stiftung von Kirche und Kloster „Heilig-Kreuz“ Anlaß gab; Herzog Stephan wollte das griechische Heilthum um 1370 verschönern lassen, aber Abt und Konvent schätzten die alte Fassung höher und lehnten das uneigennützige Restaurationsprojekt dieses heute noch erhaltenen Kunstwerkes dankend ab. Da die Mangolde mit dem Vierten dieses Namens schon zwischen 1147 und 1156 ausstarben, fiel der „Mangolden-Stein“ mit der Stadt als Reichslehen an die Staufer, die hier öfter Hof hielten und, wie Friedrich II., mit Gnaden bedachten, bis Konrad IV. und dessen armer Sohn, das „Kind“ Konradin, die Stadt verpfändeten, wodurch Otto des Erlauchten unholder Sohn, Ludwig der Strenge, Stadt und Burg mittelst Einlösung an sich brachte. Hier, auf dem Mangolden-Stein, ließ Ludwig, in eifersüchtige Wuth versetzt durch zwei „edle“ Herren (deren Namen in einer Reimstrophe gebrandmarkt wurden), seine schöne erste Gemahlin Maria von Brabant im Januar 1256 enthaupten, obwohl Ludwigs Schwester Elisabeth sich für die Unschuld der armen Fürstin kniefällig ebenso vergeblich verbürgte, wie nachmals Josephine für den jungen Herzog von Enghien vor dem rasenden Napoleon. Die Burg ging 1301 bei einer Belagerung durch Albrecht in Flammen auf; ein hohes Kreuz ragt jetzt über dem steilabfallenden Fels, an welchem man noch im 16. Jahrhundert das frische Blut der Herzogin zeigte, indem man ihr Schicksal mit dem Sturz ihrer Hofdame Helche von Brennenberg verwob, der Schwester des gleichnamigen Minnesingers, der, fast gleichzeitig, durch heimtückischen Ueberfall zu Regensburg ein tragisches Ende fand. Die Bürger von Donauwörth, gleich aller Welt von Maria's Unschuld überzeugt, ehrten ihr (1897 wieder geöffnetes) Grab gleich einer Martyrin und bewahrten die Erde aus dessen Fugen als Reliquie. Im Jahre 1308, kurz vor seinem schreckbaren Ende, kam König Albrecht, diesmal mit hohen Ehren empfangen, in die Stadt, die durch den Hausvertrag von Pavia 1329 ausdrücklich als Ludwigs des Bayern Antheil genannt wird. Dann kam die Stadt an die Luxemburger und nach drei Jahrzehnten wieder an Bayern; 1377 hielt hier Herzog Stephan, „der Kneißel“ genannt, ein mit Barbarossa's berühmtem Mainzer Reichstag an Pracht und Herrlichkeit wetteiferndes Sonnenwendefest „mit großer Hoffahrt, Wirtschaft und Kurzweil“, mit Turney, Rennen, Tanz, Saitenspiel und eitel Pracht von schönen Weiben, bis das traurige Ende des Ritters Zacharias von Hohenrain in der Wörnitz alle Lust verscheute. Es gab aber auch schwere Wehetage, als 1317 ein Brand den größten Theil der Stadt zerstörte, 1373 das Rathhaus sammt der Schatzkammer abbrannte und nach vielen anderen bitteren Erlebnissen Herzog Ludwig der Reiche 1458 mit gewaltiger Umlagerung die Stadt in seinen Besitz brachte, wobei Kaiser Friedrich der Dritte, der immer noch auf die endgültige Bezeichnung „der Dicke“ wartet, seine gewöhnliche Unthätigkeit bewährte. Mit der Schilderung dieses auch von Kluckhohn in dessen Monographie über den „reichen Ludwig“ beleuchteten Gewaltaktes schließt dieser anziehende Abschnitt über diese Stadt, deren weitere Schicksale in der Zeit des 30jährigen Krieges durch Lossen, Stieve und Riezler in ausführlichster Weise behandelt wurden. — Sehr dankenswerth sind die Regesten Ludwig Oblingers über die „Urkunden der Stadt Höchstädt“ aus der Zeit von 1334 bis 1460, darunter eine bisher unbekannte Urkunde Kaiser Ludwigs des Bayern vom 27. November 1342 aus Nürnberg (wodurch der Stadt Höchstädt alte Rechte bestätigt und neue Gesetze und Strafvorschriften für einzelne Vergehen, namentlich für Betrug an Maß und Gewicht ertheilt werden) und eine die Gründung des Spitales zu Höchstädt bestätigende Bulle Papst Bonifacius IX. vom 16. Juni 1402; beide sind mit acht weiteren Dokumenten ganz zum Abdruck gebracht. Ueber die vielen Personen- und Ortsnamen dieser Regesten, die allerlei kulturhistorische Findlinge enthalten, ist ein dankenswerthes alphabetisches Verzeichniß beigegeben. — Hr. Prof. Dr. Specht berichtet über die durch Otto Truchseß, Kardinalbischof von Augsburg (1543—1573) in Dillingen bald zur Universität erhobene Lehr- und Erziehungsanstalt, über die Verhältnisse der armen Studenten, die durch Singen und Pflege der Musik sich nützlich machten, ihren Unterhalt erwarben und im Jesuiten-Theater mitwirkten, über allerlei erfreuliche und ärgerliche, auch an anderen Hochschulen vorkommende Zustände. Daran reihen sich sehr genaue Referate über die Ausgrabungen zu Zöschingen, über die Flachgräber bei Steinheim, die Funde bei Faimingen u. dgl. Es ist eine erfreuliche Thatsache, wie diese Historischen Vereine nach allen Richtungen gutes Material zutage schürfen zum weiteren Ausbau der deutschen Geschichte. Ihre fördernde, unermüdliche Thätigkeit verdient alle Beachtung und Anerkennung.

Osterglocken, ein Schauspiel in einem Akt von Paul Remer. Verlag von Schuster u. Loeffler, Berlin 1901. — Das kleine Schauspiel spielt am Ostermorgen und will uns die Unduldsamkeit mancher Buchstabentheologen vor Augen führen.

Der Pastor des Ortes hat für das Mädchen Hanna, das von einem Menschen, den sie liebt, ein Kind zu erwarten hat, nur Worte des Abscheues und der Verdammung. Diese Hanna kommt darüber in Konflikt mit ihrem Gefühl. Es war ihr nie in den Sinn gekommen, daß sie eigentlich eine Sünderin sei. Sie war nur immer im Bewußtsein ihrer großen Liebe gewesen. Und nun sagt man ihr auf einmal, daß sie vor Gott eine Gebrandmarkte wäre, und der Pastor selbst sagt es ihr, den sie immer hoch verehrte. Aber sie kann es noch nicht verstehen. Während sie noch darüber nachgrübelt, kommt der Vikar des Dorfes zu ihr, um Abschied von ihr zu nehmen. Sein Gewissen zwingt ihn, seinem Beruf zu entsagen, da er einsieht, daß er seine idealen Anschauungen mit jenen, die sein Vorgesetzter, der Pastor, in der Praxis zur Geltung zu bringen verlangt, nicht in Einklang bringen kann. Er bestärkt Hanna in ihrer Zuversicht in die Liebe, die Gott sei, und richtet ihr Vertrauen zu sich und ihrem Glauben wieder auf: „Wo ein Menschenherz schlägt — wo eine Mutter ihr Kind erwartet — wo die Liebe ihre stillen, großen Siege feiert — da ist Gott!" Nemers Stück hat wirkungsvolle dramatische Momente und ist aus einer schönen Begeisterung herausgeschrieben. Der Dialog ist treffend, nur das Nothwendige berührend, und überstrahlt von einem schönen poetischen Glanze.

Hans Bethge.

## Mittheilungen und Nachrichten.

St. **Dritte Versammlung des Vereins für Kinderforschung in Jena.** Am 2. August eröffnete Direktor **Trüper** (Jena) die Versammlung und begrüßte die Anwesenden mit einer Ansprache, die zugleich eine Orientirung bieten sollte über die Arbeit und die Ziele des Vereins: Gemeinsame Arbeit an der Beobachtung der sich entwickelnden Kindesseele. Leider war Prof. Dr. **Hoffa** (Würzburg) erkrankt, weßhalb er seinen ersten Assistenzarzt Hrn. Dr. Pfeifer mit der Vorlesung seines Vortrages über **die medizinisch-pädagogische Behandlung gelähmter Kinder** betraut hatte. Aus seinen lehrreichen Darlegungen nur einiges: Hoffa unterscheidet zwei Arten der Lähmung, eine zentrale und eine periphere. Bei letzterer ist wenig Aussicht auf Heilung vorhanden. Die zentralen Lähmungen gliedert Hoffa in spinale und cerebrale. Bei spinalen Lähmungen ist die pädagogische Mitarbeit in der Behandlung nicht erforderlich. Anders aber bei cerebralen Lähmungen. Hier geht es nicht ohne einen erfahrenen, ausgebildeten Lehrer, denn es handelt sich sowohl um psychischen und moralischen Einfluß, wie auch um Beseitigung der die Lähmung begleitenden Sprachstörungen, Intelligenzdefekte und um Ertheilung des Schreibunterrichtes an Kinder mit gelähmter Hand. Hoffa gab am Schlusse der Hoffnung Ausdruck, daß es der vereinigten Arbeit von Arzt und Lehrer gelingen würde, auf dem Gebiete der Kinderlähmung noch große Erfolge zu erzielen. — Sodann sprach Inspektor **Piper** (Dalldorf) über **psychopathische Kinder** 1. mit moralischen Defekten, beruhend auf Schwachsinn, 2. mit einseitiger Begabung, beruhend auf Erblichkeit. Die Arbeit bestand in der Hauptsache in der Darbietung vortrefflicher Beispiele. Der Referent schlug vor, um prophylaktisch wirken zu können, solle man den Jünglingen und Jungfrauen zeitig Aufschluß geben über die Pflichten der Eltern und eine Anleitung für rechte Jugenderziehung; man solle sie warnen vor den Folgen der Unsittlichkeit und der Trunksucht. — Am 3. August, morgens 9 Uhr, begann die **Hauptversammlung.** Den ersten Vortrag hielt Hofrath Prof. **Binswanger** über **die Hysterie im Kindesalter.** Er definirte die Hysterie als eine gesteigerte oder gehemmte Erregbarkeit der Nervenzellen der Hirnrinde. Vorbeugung wie Heilung erfolgen am besten durch erziehlich-suggestive Behandlung. Wenn das Kind sich z. B. weh gethan hat, so soll man es nicht bemitleiden, sondern ihm Schmerzlosigkeit suggeriren. Das beste pädagogische Mittel ist auch hier das Beispiel. Hysterische Mütter erziehen darum auch nur hysterische Kinder. Bei den lebhaften Regungen der Hysterie hat der Erzieher einzugreifen. Erkennbar ist die Hysterie im allgemeinen am Fehlen der Würg-, Gaumen- und Augenlidreflexe. Doch ist das kein absolut sicheres Kennzeichen. Möchten doch Lehrer und Aerzte mehr ihre Aufmerksamkeit der Hysterie zuwenden. Sie ist häufiger als man glaubt. In der Debatte wurde noch besonders auf die Verweichlichung des Gefühlslebens hingewiesen, die gefördert werde durch die Trennung der Geschlechter bei der Erziehung. — Frau **Bieber-Böhm** (Berlin) sprach alsdann über **die Ursachen der jugendlichen Verwahrlosung.** Sie entrollte ein erschreckendes Bild sozialer Mißstände, besonders des Großstadtlebens. Dr. Keferstein betonte in der Debatte, daß der Industrialismus die Hauptursache der jugendlichen Verwahrlosung sei und daß dessen Gefahren durch sozial-erzieherische Einrichtungen vorgebeugt werden müsse. — Nach einer Pause folgte ein Vortrag des Herrn Regierungs- und Medizinalrathes Prof. Dr. **Leubuscher** (Meiningen) über **die Schularztfrage.** Seine Ausführungen waren in der Hauptsache eine Darlegung dessen, wie man in Sachsen-Meiningen die Schularztfrage gelöst hat. Und man muß anerkennen, daß dies in musterhafter Weise geschehen ist. Bei 40,000 Kindern sind 33 Aerzte angestellt, welche zweimal im Jahre die Schulen besuchen. Sie regeln mit dem Lehrer die Platzfrage, bestimmen, welche Schüler am Turn- und Schwimmunterrichte theilzunehmen haben und werden auch bei der Berufswahl zu Rathe gezogen. Außerdem liegen gedruckte Anweisungen und Fragebogen vor, nach welchen die Thätigkeit des Lehrers und Arztes in dieser Beziehung geregelt wird. Bei der Beurtheilung der geistigen Zustände ist die Erfahrung des Lehrers ausschlaggebend. Die mitgetheilten Ergebnisse erwiesen, wie segensreich die Schularzteinrichtung ist. — Die Debatte war sehr ausgedehnt. Besonders hervorgehoben wurde, daß der Arzt dem Lehrer nur Helfer und Berather sein solle, nicht aber Aufsichtsbehörde. Dann nur könne Ersprießliches dabei herauskommen. Von Seiten der anwesenden Lehrer wurde namentlich betont, daß der ganze Lehrerstand den Schularzt mit Freuden begrüßen werde, wenn die Frage in der von Leubuscher dargestellten Weise geregelt würde, daß er sich aber mit Recht dagegen wehre, neben der schon bestehenden nichtfachmännischen geistlichen Aufsicht nun noch eine zweite ärztliche zu bekommen. — Direktor Trüper schloß darauf die Versammlung mit einem Danke an die Anwesenden für die rege Betheiligung.

* **Die Handschrift des Paippalâda-Atharvaveda auf der Tübinger Universitäts-Bibliothek.** Soeben ist, wie im „St.-Anz. für Württemberg" mitgetheilt wird, ein Werk, das den größten Schatz, den die Tübinger Universitätsbibliothek unter ihren zahlreichen und werthvollen orientalischen Handschriften besitzt, in einer technisch vollendeten Nachbildung der Wissenschaft zugänglich gemacht worden. Es ist eine etwa vierhundert Jahre alte, auf Birkenrinde geschriebene Handschrift des Paippalâda-Atharvaveda. Unter den verschiedenen Sammlungen gleicher Art war der Paippalâda-Atharvaveda das heilige Buch der Brahmanen in Kaschmir, das sich deßhalb unter ihnen mehr als in anderen Theilen Indiens in ursprünglicher, von einer eigenen religiösen Schule, der Paippalâda-Schule, mit besonderer Pietät gepflegter Form erhalten hat. Das einzige Exemplar dieser in Kaschmir erhaltenen älteren Rezension des heiligen Buches ist von dem verstorbenen Oberbibliothekar der Tübinger Universitäts-Bibliothek Prof. Dr. Rudolf v. **Roth** mit einem reichen, kostbaren Schatz anderer indischer Handschriften als Vermächtniß der Universitäts-Bibliothek hinterlassen worden. Bei der selbst für den Fachmann schwer lesbaren Kaschmirer Schrift, in der die Handschrift geschrieben ist, und bei den zahlreichen dunkeln Stellen, die sich im Texte finden, konnte von einer bloßen Buchausgabe nicht die Rede sein. Der Forschung war nur mit einer getreuen photographischen Nachbildung wirklich gedient. So haben sich auf Anregung des Professors Dr. M. **Bloomfield** an der Johns-Hopkins-Universität in **Baltimore,** des ersten lebenden Kenners des Atharva-Veda, die beiden Universitäten Baltimore und Tübingen vor zwei Jahren verbunden, um durch ihre beiden Vertreter der indischen Philologie, Professor Bloomfield und Professor Dr. R. **Garbe,** eine würdige Ausgabe dieser kostbarsten Handschrift der Tübinger Universitäts-Bibliothek zu veranstalten.

* **Zur Frage der Erhaltung des Tempels von Phylae.** Es ist schon mehrfach von den Riesenbauten die Rede gewesen, die bei den Orten Assuan und Assiut am Nil in der Ausführung begriffen sind, um die Gewässer der Nilfluth aufzustauen, damit sie für die trockene Jahreszeit zur künstlichen Bewässerung des Landes verfügbar bleiben. Die Angelegenheit hat aber noch ein besonderes Interesse dadurch erregt, daß durch den Staudamm bei Assuan der altberühmte **Tempel auf der Insel Phylae** in seinem Bestande bedroht wurde. Die Rück-

sicht auf die Erhaltung dieses Bauwerkes hat gesiegt, sehr zum Aerger der englischen Praktiker, die keinerlei Verständniß dafür zeigen, daß ein großartiger Bau zur wirthschaftlichen Hebung eines großen Landes durch eine Nachgiebigkeit gegenüber idealen Interessen geschädigt werden könnte. Nach dem Londoner „Engineer" hat jetzt der Urheber des ganzen Planes, der Ingenieur Willcocks, einen Ausweg gefunden, die zugunsten jenes ägyptischen Tempels geschehene „Verstümmelung" des Projekts zu mildern. Ursprünglich ging die Absicht dahin, durch den Bau eines Staudammes bei Assuan so viel Fluthwasser aufzuspeichern, daß es für die künstliche Bewässerung des ganzen Ackerlandes von Aegypten ausreichend gewesen wäre. Bei einer Höhe des Dammes von 118 Fuß würde er 3700 Millionen Kubikmeter Wasser in dem dahinter gelegenen Sammelbecken zurückhalten können, hinreichend für die künstliche Bewässerung von 5½ Millionen Acker Landes, die die urbare Fläche von Aegypten darstellen. Die Ausführung des Dammes in dieser Höhe würde aber den Tempel von Philae für die Hälfte des Jahres unter Wasser gesetzt haben, und um dies zu verhüten, hatte man sich zu einer Erniedrigung des Dammes entschlossen, die dem ägyptischen Ackerland jedoch 2½ Milliarden Kubikmeter Stauwasser entzieht und nur noch die künstliche Bewässerung von einem knappen Drittheil des Ackerlandes gestattet. Willcocks hat nun aber ein unerwartet brauchbares Material für den Bau des Dammes gefunden und glaubt ihm eine solche Festigkeit geben zu können, daß der Wasserspiegel in dem Sammelbecken ohne Gefahr für die Sicherheit um 4 Meter höher angenommen werden könnte, wodurch noch eine Milliarde Kubikmeter Wasser mehr gewonnen werden würde. Die Mehrkosten werden auf 2 Millionen veranschlagt, der Mehrgewinn infolge der ausgedehnteren Unterstützung des Ackerlandes auf 180 Millionen jährlich. Freilich wird keine genügende Sicherheit dafür gegeben, daß bei der Annahme dieses Planes die Zerstörung des Tempels von Philae nicht doch wieder in den Bereich der Möglichkeit treten würde. Die Ingenieure, die nur an die möglichst vollkommene Ausführung ihres Planes denken, können allerdings nicht einsehen, daß es einen Unterschied macht, ob die berühmte Ruine drei oder sieben oder zehn Meter während der Stauzeit unter Wasser gesetzt wäre; sie stützen sich auf den Hinweis, daß auf der anderen Seite Tausenden von armen Aegyptern Brot gegeben und überhaupt Aegypten zu einem hohen Wohlstand gebracht werden würde. Die Verehrer der Alterthumskunde, die das ehrwürdige Werk unter allen Umständen erhalten haben wollen, denken freilich anders, wie noch G. Ebers in einem seiner letzten Beiträge für die Beilage der Allg. Ztg. sich für die Erhaltung dieses Tempels nachdrücklich einlegte.

γ. In der „Berliner philologischen Wochenschrift" macht jetzt Professor A. **Furtwängler** den Wortlaut der **Weihinschrift an die aiginetische Göttin Aphaia** bekannt. Die Inschrift lautet in deutscher Uebersetzung: „Als [Kle]oitas das Priesteramt verwaltete, wurde der Aphaia das Heiligthum gemacht, wurde der Altar und das Elfenbein dazu gemacht und [die Mauer] rings herum aufgeführt." Geschrieben ist die Inschrift in alten, der Insel Aigina eigenthümlichen Buchstaben, sie ist bis auf das linke Randstück erhalten. Was man aus dem Steine neben dem Namen der Göttin noch lernt, ist der auffallende Umstand, daß der Altar mit Elfenbein geziert war. In seinen folgenden Angaben über die Aphaia gibt Furtwängler das wieder, was er schon in dieser Beilage Nr. 149 ausgeführt hat. Zum Schlusse erwähnt er dann noch eine zweite Inschrift, die ebenfalls von großer Wichtigkeit ist. Der Stein, der heute im Museum von Aigina steht, ist noch nicht ganz gereinigt, doch kann man schon das Wesentlichste lesen. Er enthält die Reste eines Tempelschatzverzeichnisses des Heiligthums der aiginetischen Göttinnen Damia und Auxesia in Oia. Dies Heiligthum war uns schon aus Herodot bekannt. Derselbe Herodot erzählt, daß die Aigineten, als einst die Athener das Tragen der Gewandnadeln abschafften, den Beschluß faßten, daß ihre Frauen in das Heiligthum jener Göttinnen vornehmlich Gewandnadeln weihen sollten. Nun sind gerade in jener Schatzliste die zum Befestigen der Gewänder getragenen Nadeln (περόναι) am häufigsten vertreten! Furtwängler hofft, daß es ihm bei der Wiederaufnahme seiner Untersuchungen auf Aigina gelingen werde, auch die Tempelstätte der Göttinnen Damia und Auxesia aufzufinden.

* Zwei **altitalische Stadtanlagen** sollen demnächst in ihren vollen Umrissen bekannt werden. Zunächst **Aufidena** in Samnium, das heutige Alfedena. Hier ist schon sehr viel zur Erschließung der Alterthumsreste geschehen. Lucio Mariano hat in den letzten Jahren einen großen Theil der alten Italerstadt, insbesondere die Burg und die Todtenstätte, durchforscht und darüber im letzten Bande der Monumenti antichi eingehend berichtet. Durch die Funde ist besonders die Kenntniß der einheimischen Töpferkunst um ein Bedeutendes erweitert worden. Die gesammten Fundstücke sind in einer besonderen Sammlung in Aufidena vereinigt worden. Demnächst wird Mariano seine Grabungen fortsetzen und zu Ende führen. Der zweite Ort ist **Norba** in Latium, ausgezeichnet durch seine prächtigen cyklopischen Mauern, die die Burgeinfassung bilden. Hier sollen der italienische Archäologe Luigi Savignoni und der Ingenieur Raniero Mengarelli in kurzer Zeit die Aufdeckungsarbeiten beginnen.

* **Bonn.** Der Privatdozent Dr. Siegfried **Sudhaus** ist als ordentlicher Professor der klassischen Philologie an die Universität **Kiel** berufen worden.

* **Aus Oesterreich.** Am 29. Juli starb in Brunn am Gebirge der Regierungsrath, Marine-Akademieprofessor d. R. Joseph **Lukich** im 65. Lebensjahre. Professor Lukich ist durch seine wissenschaftlichen Arbeiten und Untersuchungen über Meerestiefen, die er auf fünf wissenschaftlichen Expeditionen im Adriatischen und Mittelländischen Meere, wie auch im Jahre 1900 im Rothen Meere vorgenommen hat, rühmlichst bekannt geworden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Th. **Lüdert**: Fünf Jahre in Transvaal, 1895 bis 1900. Hamburg, Meißner 1901. 85 S. — F. v. **Zobeltitz**: Der Herr Intendant. Roman. Berlin, Elsner 1901. M. 3.50. — 68. **Jahresbericht über die kgl. Kreisrealschule in München** für das Studienjahr 1900/1901. — Fr. **Benz**: Ausgewählte Gedichte. München und Leipzig, Schroeder 1901. — Ds., Dunkle Wege. 2. Aufl. München, Schroeder 1901. — Dr. **Marie v. Thilo**: Was sollen unsre erwachsenen Töchter von der Ehe wissen? Zürich und Leipzig, Schröter 1901. M. 0.80. — **Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.** Lfg. 376. Croatien und Slavonien. 8. Heft. Wien, Hölder. — A. **Winfried**: Los von Rom, hin zu Christus! Graz, Wagner 1901. — J. **Hetzenecker**: Studien zur Reichs- und Kirchenpolitik des Würzburger Hochstiftes in den Zeiten Kaiser Ludwigs des Bayern. (Würzburger Diss.) Augsburg, Rieger 1901. — S. **Lagerlöf**: Ingrid. (Allgemeine Bücherei, N. F., 9/10.) Stuttgart und Wien, Roth. — H. **Fischer**: Schwäbisches Wörterbuch. 2. Lfg. Tübingen, Laupp 1901. — **Laura v. Skubics und Erzherzog Ernst.** Leipzig, Gracklauer. — Dr. phil. Em. **Grigorovitza**: Libussa in der deutschen Literatur. Berlin, Duncker 1901. — F. **Hauspaul**: Die Seelentheorie und die Gesetze des natürlichen Egoismus. 2. Aufl. Berlin, Duncker 1901. 538 S. — M. **Bewer**: Ein Goethepreis. Dresden, Glöß 1900. M. 0.90.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München

Jahrgang 1901. München, Freitag, 9. August. Nummer 181.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

### Uebersicht.



## Hieronymus Lorm.

### Zu seinem 80. Geburtstage.

Brünn beherbergt in seinen Mauern einen ganzen Dichter, denn es ist das Kennzeichen desselben, daß er philosophiren muß, gleichwie der wahre Philosoph Dichter sein muß. Daß unser Jubilar Philosoph gewesen, geht schon daraus hervor, daß sein über die Maßen trauriges Schicksal vom Sonnenschein innerer Zufriedenheit verklärt ist.

Hieronymus Lorm, oder, wie er mit seinem bürgerlichen Namen heißt, Heinrich Landesmann, ward am 9. August 1821 in dem mährischen Städtchen Nikolsburg als der Sohn eines Kaufmannes von vielseitiger Bildung und großer Herzensgüte geboren. Er war in seiner Jugend so schwach und leidend, daß es sehr zweifelhaft schien, ob er am Leben zu erhalten sein werde. Aber die aufopfernde Sorgfalt und Pflege der Mutter leistete Ueberraschendes, und das Kind erholte sich in unerwarteter Weise. Schon war er in das Gymnasium eingetreten, als der Besuch eines ausgezeichneten Arztes den Anlaß dazu gab, daß der Schulbesuch sofort eingestellt wurde, und an dessen Stelle ein mäßiger Privatunterricht zuhause trat. Dieser hatte mehrere Jahre gedauert, der Gesundheitszustand des Knaben schien nichts mehr besorgen zu lassen, und so bezog er im Alter von zwölf Jahren die polytechnische Schule in Wien. Als er das dreizehnte Jahr vollendete, befiel ihn auf einmal eine Lähmung, die ihn über ein Jahr unter den grausamsten Schmerzen an das Krankenlager fesselte. Aller Unterricht fiel nun weg, und was ihn am tiefsten berührte, auch der in der Musik, für die er ein hervorragendes Talent bekundete. Die Lähmung ward wohl durch den Gebrauch der Bäder in Teplitz behoben, aber der Krankheitsstoff warf sich auf die kostbarsten Sinne. Im Alter von fünfzehn Jahren verlor Lorm das Gehör völlig, und das Sehvermögen wurde überaus geschwächt. Unter solchen Umständen blieb dem wissensdurstigen Jüngling nichts übrig, als auf autodidaktischem Wege weiter zu studiren. Wer sich in die ansehnliche Reihe der philosophisch-kritischen Werke Lorms vertieft, kann sich des Staunens nicht erwehren, wie es unter diesen Verhältnissen möglich sein konnte, sich ein so umfassendes Wissen anzueignen, das nirgends eine Lücke aufweist, und ihm den Ruf eines Philosophen eingetragen, der, wenn nicht äußere Umstände sich hinderlich in den Weg gestellt hätten, wohl befähigt und berufen gewesen wäre, eine erste Lehrkanzel zu besteigen. Gleich in seiner ersten Schrift: „Wiens poetische Schwingen und Federn“ offenbart sich sein scharfer alles durchdringender Geist. Er macht uns in ihr mit dem österreichischen Nationalgemüthe, das seinen schönsten Ausdruck in der eigenthümlichen Lyrik eines Lenau, Grün, Moritz Hartmanns, Becks und des weiblichen Adlers Betty Paoli gefunden, vertraut. Diesen Dichtern, welche, unbekümmert um daraus erwachsende Gefahren für ihre persönliche Sicherheit, „den Gott der eigenen Brust nicht in die Zwangsjacke schmählicher Gesetze steckten“, stellt er jene gegenüber, die sich mit Aufopferung ihres inneren Berufes leiblich und geistig an die Heimath gebunden, und er bringt den Schaden, den sie ihrer literarischen Geltung und dem Werthe ihrer Leistungen durch unwürdige äußerliche Rücksichten zufügten, klar und entschieden zur Anschauung. Ein Meer von Weh bricht sich Bahn in der leider eine große Wahrheit enthaltenden Einleitung zu der Kritik Grillparzers: „Nicht ohne beklemmendes Weh schreiben wir diesen edlen Dichternamen nieder, der wie ein sich verhüllender Priester durch die deutsche Literatur geht; nicht genug verhüllt, daß nicht die Strahlen, welche eine Glorie um sein Haupt ziehen, in unsre finsteren dramatischen Zustände ein spärliches Licht geworfen hätten. Aber wie segensreich hätte dieses Licht werden können, wäre es an würdigen Stoffen entzündet worden! Die Melpomene Grillparzers, den prächtigsten Sternenmantel auf den Schultern, durfte ihren tragischen Dolch nicht an der höchsten Aufgabe des dramatischen Dichters, an der vaterländischen Geschichte weben, sie mußte damit nach hohlen Phantomen zielen, und mochte dadurch kein Blut fließen, das, wie sie es so leicht vermocht hätte, zum belebenden Herzblut des deutschen Dramas geworden wäre. . . . Grillparzers Muse wollte nicht das Verbrechen begehen, im Sinne der sie bewachenden Eunuchen zu singen, darum schwieg sie; allein auch dieses Schweigen wird zum Verbrechen, wenn es nur eines kühnen Risses bedurft hätte, um sich von den heimathlichen Sklavenfesseln zu erlösen. Aber Grillparzer blieb in Oesterreich und seine Muse im Kerker.“

Lorms Erstlingsschrift ist recht eindringlich gegen Metternichs System gerichtet. In der Vorrede gibt er im Hinblicke auf die Bestrebungen der Wiener Schriftsteller, dem Staatskanzler Zensurerleichterungen abzuringen, seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß die Versuche, Konzessionen von einem System zu erlangen, das seine alleinige Stärke in seiner unerbittlichen Hartnäckigkeit hat, auf unbewußter oder bewußter Selbsttäuschung beruhen. „Ist es zu glauben,“ ruft er sarkastisch aus, „der Fürst, der das Jahr 1819 zum Widerspiel des Jahres 1813 machte, indem er die kaum errungene Freiheit des deutschen Volkes in den Karlsbader Sprudel warf, um sie todt und versteinert daraus hervorzuziehen, der Staatsmann, der sein Monument in der Weltgeschichte auf dem Postament des unerbittlichen Stillstandes suchte, werde plötzlich zum Lafayette umschlagen?“ Daß bei einem so geharnischten Auftreten von einem längeren Verbleiben innerhalb der Grenzen des Staates, der diese

eherne Konsequenz übte, keine Rede sein konnte, versteht sich von selbst. Lorm übersiedelte daher noch vor dem Erscheinen des Buches nach Berlin, wo bereits sein Bruder ansässig war. Um aber seine Angehörigen vor Belästigungen zu schützen, legte er seinen Namen ab und nannte sich Hieronymus Lorm. Den Vornamen entlehnte er dem ersten und einzigen Heiligen, der über die Einsamkeit schrieb.

Von furchtbarem Unglück verfolgt, war Lorm sozusagen der prädestinirte Pessimist. Gleichwohl rang er sich dank seinem Naturgenuß und seiner Theorie des grundlosen Optimismus zu innerer Glückseligkeit empor. Der Naturgenuß, wie ihn Lorm auffaßt, ist freilich nicht eins mit demjenigen, welcher von den fanatischen Landpartiemachern und Gletscherbesteigern unter diesem Begriffe verstanden wird. Der Naturfreund bedarf nicht außerordentlicher Gegenden und unwirthlicher Berggipfel, um seinem Naturgefühle Genüge zu thun. Er vergißt keinen Augenblick, daß ihn das Naturleben überall umgibt, mitten im Winter und mitten in der ummauerten Stadt, und er hat seine Freude an dem steten Wechsel der Erscheinungen, die jeden Monat und beinahe jede Woche besonders charakterisiren. Ein Berg und ein Grashalm, Sonnensystem und Infusorien haben für ihn fast den gleichen Werth. Er ist eben davon durchdrungen, daß dem Ursprunge nach alles eins und einerlei ist, alles gleich wichtig oder unwichtig, alles mit gleicher Nothwendigkeit als Sein, Werden, Veränderung in die Erscheinung tritt, und wird so in eine stets gehobene und weihevolle Stimmung versetzt. Das Gewöhnlichste ist ihm am Ende das Höchste, was sich erreichen läßt. Indem er sich einer reinen, uninteressirten, begehrungslosen Betrachtung der Natur hingibt, tritt sie aus den Gefängnißmauern alles Endlichen, aus den Anschauungsformen des Raumes und der Zeit heraus, sie wird von den Ketten der Kausalität und dem Joche der Zwecke befreit und läßt auf das Gemüth, das sie in dieser Befreiung umschließt, den beglückenden Schatten der Ewigkeit fallen. Es ist alles hinweggenommen, was hemmt, eins mit der Ewigkeit zu werden, und der in religiösen Vorstellungen Befangene würde sagen, daß er schon auf Erden zu Gott gekommen sei.

Der grundlose Optimismus lebt und webt in jedem Menschen. Sein und Leben wird an und für sich, ganz abgesehen von der äußerlichen Gestaltung desselben, als ein Gut und eine Lust empfunden. Diese allen Lebendigen eigene reine Daseinslust kann durch äußere Umstände allerdings vermehrt oder vermindert werden. Das reine Seins- und Lebensgefühl des normalen Menschen ist also keineswegs ein indifferentes, welches erst von außen einen Lustinhalt bekäme, sondern bekundet sich als natürliches, mehr oder weniger bewußtes Lebensgefühl schon durch den Schauder alles Lebendigen vor dem Tode, vor der Vernichtung. Daß dieser Schauder in einzelnen Fällen überwunden und der Mensch sogar zum Selbstmörder werden kann, ist kein Gegenbeweis. In der ungeheueren Mehrzahl der Fälle erträgt der Mensch lieber alles Leid des Lebens, ehe er auf das Dasein selbst verzichtet. Im tiefsten Gemüthe des Menschen lebt ein Wille, ein Lebenswille, und dieser findet am Leben seine Befriedigung, allem Leid zum Trotze. Zu wiederholtenmalen und wahrhaft treffend hat Lorm diese Stimmung beschrieben, in welcher das Gemüth ohne Grund das Leben des Lebens werth findet. Die größten Denker der Menschheit sind an der Erscheinung des grundlosen Optimismus nur mit Verwunderung vorübergegangen, sie haben ihn aber nicht erklärt, weil sie ihn eben nicht als solchen begriffen haben. Unser Jubilar hat zum erstenmal eine Theorie desselben aufgestellt.

Er ist ein überzeugter Pessimist. Sein Pessimismus hat freilich nichts mit dem landläufigen, empirischen, geistig inhaltlosen Pessimismus eines Eduard v. Hartmann, der in die Kreise der sogenannten Gebildeten Verwirrung getragen hat, gemein. Ihm stellt er Kant gegenüber, welcher die Philosophie aus ihrem dogmatischen Schlummer geweckt, die alte stolze Metaphysik von ihrem Throne gestürzt hat und so dem Pessimismus eine objektive Begründung angedeihen ließ, freilich ohne sich davon Rechenschaft zu geben, wie denn auch der Begriff und das Wort Pessimismus in seinen sämmtlichen Werken nicht anzutreffen ist. Eine ungeheuere, unüberbrückbare Kluft ist zwischen dem Menschen und dem höchsten Ziele seiner Sehnsucht durch die Vertheilung der reinen Vernunft aufgethan worden. Unser Unglück ist besiegelt, wenn uns der Urquell alles Daseins verschlossen ist, unsre Erkenntniß über das Reich der Erfahrung nicht hinausreicht. Ein Trost ist uns geblieben; wir werden selig in dem Bewußtsein, daß es zwischen der bloß subjektiv zu erkennenden, anschaulichen Welt voll Trübsal und Elend und der darüber schwebenden objektiven, aber unerkennbaren Wahrheit eine Grenze gibt. Daß die Welt, wie sie uns erscheint, nicht schon selbst das Unendliche ist, daß der Endlichkeit die Unendlichkeit, wenn auch nur als hoffnungslose Sehnsucht, gegenübersteht, das ist ein Gefühl, welches das Gemüth zu einem grundlosen, weil nicht dem Bereiche der Kausalität angehörenden, Optimismus hinüberleitet. Sehnsucht ist unter allen Umständen ein Gefühl der Schranke, aber es schließt nothwendig den Begriff der Unbeschränktheit mit ein. Das Reich des grundlosen Optimismus ist nicht von dieser Welt, die durch und durch Schranke ist; aber daß er trotzdem in ihr vorhanden ist, dies allein macht sie zur bloßen Grenze eines besseren, wenn auch nur empfundenen Reiches.

Wir sind nicht schadenfroh, aber wir freuen uns herzlich darüber, daß die „Gedichte“ unserm Dichterphilosophen eine gründliche Enttäuschung bereitet haben. Er schickte ihnen in der ersten Auflage ein Gedicht: „Mein Lied“ voraus, dessen zwei erste Strophen lauten:

Ich klage nicht, daß mir kein Ruhm erblüht,
Die Welt belohnt nur, was von Weltlust glüht.
Ich singe nicht als Wachtel im Getreid',
Ich singe, wie der Hirsch nach Wasser schreit.

Wer mich vernimmt, dem ist das Auge naß,
Er hält tief Athem, vor Erregung blaß.
Die Welt vernimmt mich nicht — sie findet schnell
Und mühelos im Sumpf der Freude Quell.

Und siehe da, in unsrer der Lyrik so abholden Zeit haben die Gedichte des Sängers, auf den die Welt nicht hört, bereits die siebente Auflage erlebt. Es ist dies auch sehr begreiflich, denn weicher und melodischer ist der tiefste Weltschmerz wohl nirgends ausgedrückt worden als in diesen Hymnen der stillen Verzweiflung, und es ist nicht, wie bei so vielen Nachahmern Lenaus und Heines, ein traditioneller Weltschmerz, sondern persönlichstes Erlebniß, ureigenste Erfahrung, was aus der erschütternden Klage hervortönt:

So lang die Sterne kreisen
Am Himmelszelt,
Vernimmt manch' Ohr den leisen
Gesang der Welt:

„Dem seligen Nichts entstiegen,
Der ewigen Ruh,
Um ruhelos zu fliegen —
Wozu? Wozu?“

Die Gedichte sind ein Erbauungsbuch für die von Gram und Kummer Gebeugten. Das unsägliche Weh der Menschheit, das sich in ihnen entladet, dringt wahr und überzeugend in unser Gemüth; die edle Entsagung, welche den Duft der Ewigkeit athmet, wirkt erlösend und befreiend auf uns.

Ein eigenes Gepräge haben Lorms Liebeslieder. Sie sind nicht erotisch. Der Dichter verleugnet eben nie den Philosophen. Die bewußte Thätigkeit des über die Erde hinausreichenden Optimismus, das denkende Betrachten, schließt sich ohne Leidenschaft dem Schönen auf Erden an als dem Widerschein des Unendlichen. Die vorzüglichsten Träger dieses Widerscheines sind die Frauen, und darum vollzieht sich in der Liebe keine physische, sondern eine metaphysische Seligkeit, welche, wie alle Metaphysik, die Philosophen noch nicht erklärt haben und auch niemals erklären werden. Denn diese Seligkeit streift an die Unerkennbarkeit des Weltgeheimnisses und drückt symbolisch die Befriedigung aus, welche die erkannte Wahrheit, der uns ewig versagte Blick in das Innere der Natur, uns einflößen würde, weil dadurch alle Konflikte gelöst, alle Gegensätze verschmolzen wären, und mit dem gesättigten Verlangen der Friede eines unendlichen Paradieses sich aufthäte.

B. Münz.

---

## Das Archivwesen Italiens.

Von Dr. P. Kehr, Professor in Göttingen.

II.*)

### Die Staatsarchive.

Ich habe nicht die Absicht, mit den folgenden Bemerkungen eine Geschichte der italienischen Staatsarchive und eine Analyse ihrer wichtigsten Bestände zu geben. Gewiß wäre das eine sehr erwünschte Arbeit. Nicht allein für den Historiker, der über die Materialien dieser Archive sich zu unterrichten wünscht. Auch für den Archivar bieten sich hier die lehrreichsten Probleme. Denn hier in Italien hat sich gleichsam vor unsern Augen eine Reform des Archivwesens und eine Diskussion aller archivalischen Prinzipien abgespielt, welche unserer besonderen Theilnahme würdig ist.

Der junge Einheitsstaat fand eine stattliche Zahl von Staatsarchiven vor von ganz verschiedenem Charakter und durchaus abweichenden Systemen. Die große innere Verschiedenheit auszugleichen vermochte er freilich nicht, umsomehr drang er auf eine äußere Gleichmäßigkeit. Inmitten noch der drängendsten politischen Arbeit fand die italienische Regierung Zeit, die Frage einer einheitlichen Organisation des staatlichen Archivwesens in Angriff zu nehmen. Aber die Frage war überaus schwierig. Zunächst: wohin gehören die Archive? Zum Bereich der Wissenschaft oder der Administration? Dann: nach welchen Prinzipien sind sie zu organisiren? Nach dem französischen System der Materien oder nach dem historischen System der Provenienzen? Endlich: wie ist das Bedürfniß des Einheitsstaates mit dem partikularen Recht der einzelnen Territorien auszusöhnen?

Anders als es bei uns üblich ist, wurde die Erörterung und Entscheidung dieser Dinge in Italien nicht der bureaukratischen Weisheit allein überlassen. Wer irgend sachverständig war oder es zu sein glaubte, vertrat öffentlich in Wort und Schrift sein Votum. Als eine Frage von allgemeinster Bedeutung und von nationaler Wichtigkeit ist die Reform des italienischen Archivwesens aufgefaßt und erörtert worden, in einem Umfang, der uns, die wir besser als die Italiener gelernt haben, regiert zu werden, wunderbar erscheint und unsre innerste Theilnahme erweckt. Vom Jahre 1870 ab, in dem die Minister des Innern und des Unterrichts — denn bis dahin unterstanden die einen Archive diesem, die anderen jenem Ministerium — eine Kommission von Sachverständigen beriefen, bis zum Jahre 1875, in dem das neue Archivgesetz erlassen wurde, ist eine außergewöhnlich reiche Literatur über das italienische Archivwesen emporgeschossen, welche noch heute des Studiums der Archivare werth ist. Denn niemals besaß eine Archivverwaltung stärkere Talente als Italien in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und in den folgenden Jahrzehnten: Bonaini, Guasti, Milanesi, Berti in Florenz, Desimoni in Genua, Gar, Toderini, Cecchetti in Venedig, Trinchera, Del Giudice, Capasso in Neapel, Silvestri und Starabba in Palermo, Bianchi und Vayra in Turin, Banchi in Siena, Bongi in Lucca. Die Bewegung getragen von lebhaften wissenschaftlichen Tendenzen, die Persönlichkeiten gehoben durch die Größe der Aufgabe.

Am Ende hat indessen das bureaukratische Element doch den Sieg davongetragen. Die Staatsarchive wurden gegen das Votum der eigentlichen Sachverständigen dem Ministerium des Innern unterstellt. Seitdem ist unverkennbar die wissenschaftliche Auffassung vor der administrativen zurückgetreten; der Beamte im Archivar überwiegt den Gelehrten. Darauf ist auch die Ausbildung der Archivare jetzt in erster Linie gerichtet. Infolge davon sind die Archivpublikationen ins Stocken gerathen. Auch die schon zur Zeit der Kleinstaaterei bei den Zentralarchiven eingerichteten Archivschulen wollen nicht recht gedeihen. Also, wenn ich nicht irre, ein Abweichen von der Richtung, die von den großen Archivaren Italiens, wie vor allem von Bonaini, gewollt war. Es wird ferner geklagt, daß die Karriere sehr schlecht sei. Wie dem auch sei, das Eine ist jedenfalls sicher, daß die Zahl der wissenschaftlichen Beamten viel zu gering ist. Davon überzeugt sich sogleich der Benutzer, der die großen Zentralarchive der Halbinsel aufsucht.

Wenden wir uns zunächst nach Florenz. Denn von hier ist der Aufschwung des staatlichen Archivwesens in Italien ausgegangen mit dem berühmten Motu proprio des Großherzogs Peter Leopold vom 24. Dezember 1778. Er ist der Schöpfer des großen Archivio diplomatico von Florenz. Hieher ließ er die Urkunden der aufgehobenen Klöster bringen, hiermit vereinigte er die Urkundenbestände des Archivs der Riformagioni, der alten Segretaria di Stato, der Carte Strozziane und des herzoglichen Archivs von Urbino. Ferdinando Fossi hat diese gewaltige Urkundensammlung von 140,000 in der Form von Rollen aufbewahrten Pergamenen zu einem großen chronologisch geordneten Archivkörper geformt, aber doch nicht so, daß er die Provenienz vollständig zerstört hätte; von jedem Fonds wurden genaue Inventare angelegt, so daß die alten Einzelarchive auch in ihrer Vereinigung mit den anderen weiterleben. Dies „Diplomatico“ ist immer wieder, und nicht ganz mit Unrecht, bewundert worden. Daneben bestanden noch das alte Archiv der Republik, das sogenannte Archivio delle Riformagioni, und das der Mediceischen Staatskanzlei, das sogenannte Archivio Mediceo, diese beiden 1818 miteinander verbunden, berühmte Schmerzenskinder der Willkür archivalischer Systematik. Hiezu kamen endlich die Archive der jüngeren staatlichen Behörden.

Aus diesen Massen bildete Francesco Bonaini 1852 das jetzige Staatsarchiv in den schönsten Archivräumen der Welt, den Uffizien. In der Geschichte der Archivwissenschaft ist die Neuordnung des Archivio centrale zu Florenz ein Ereigniß gewesen. Und wie man darüber im einzelnen urtheilen mag, mit der Energie und dem Organisationstalent Bonaini's können sich wenige Archivare messen. Man weiß, wie eines Deutschen Rath dabei nicht ohne Einfluß war, Johann Friedrich Böhmers. Damals wurde ein großes Programm aufgestellt, das wir noch heute mit theilnehmender Aufmerksamkeit lesen: nicht nur der Ordnung dieses großen Zentralarchivs, sondern auch der Prinzipien der Inventarisirung und endlich regelmäßiger

*) S. Beilage Nr. 172 u. 173 d. J.

Archivpublikationen. Und wenn auch der große Schwung dieser Jahre längst erlahmt ist, hier in Florenz ist auch heute noch der eigentliche Mittelpunkt der italienischen Archivwissenschaft: hier kann ein Archivar noch immer mehr lernen als in Rom.

Ein anderes altes Zentrum des staatlichen Archivwesens ist Neapel. Das heutige Archivio grande bewahrt noch jetzt die letzten Reste des ältesten Archivs eines mittelalterlichen Staates: die Registerfragmente Friedrichs II. An sie schloß sich unmittelbar an das Archiv der Anjou, das sogenannte Archivio della R. Zecca. Unter den Aragonesen entstand ein neues Staatsarchiv, das der R. Camera della Summaria, wozu dann noch das des R. Consiglio, das der Vizekönige und zahlreiche Archive der Zentralbehörden kamen. Hier in Neapel ist auch der erste Versuch einer Konzentration der staatlichen Archive gemacht worden; der Vizekönig Pietro di Toleda vereinigte jene Archive 1540 in Castel Capuano, wo sie blieben, bis sie 1845 in das heutige Archivgebäude, den riesigen Bau des Exkonvents von SS. Severino und Sosio gebracht wurden. Aber ein wissenschaftlich geordnetes und wissenschaftlich geleitetes Staatsarchiv entstand hier doch erst in der napoleonischen Zeit. In Nachahmung jenes Dekrets des Großherzogs Peter Leopold von Toscana und der französischen Archivreform schuf König Joachim Murat das Generalarchiv von Neapel. 1807—1809 erfolgte die Aufhebung der Orden und Klöster, nachdem schon 1767 die Bestände der Jesuiten, 1783 infolge des Erdbebens die Archive von Calabria ulteriore, andere im Jahre 1799 eingezogen worden waren; doch kamen diese hier, wie überall zuerst an die Administration dei Demanii und lagen eine Weile zu Bergen aufgethürmt im Refektorium von S. Domenico, dann in den feuchten Kellern und heißen Dachkammern von Castel Capuano, bis sie endlich eine sichere Zuflucht im heutigen Staatsarchiv fanden. Für dessen Ordnung wurden die Normen geschaffen durch die Legge organica von 1818, die zum Theil noch heute die Grundlage des staatlichen Archivwesens des südlichen Italiens ist.

Eine Sovrintendenza degli Archivi wurde errichtet für das Königreich diesseits des Phorns mit dem Sitze in Neapel, eine andere für Sicilien mit dem Sitze in Palermo. Das Murat'sche Archivio generale, jetzt Archivio grande genannt, wurde das Zentralarchiv für das Königreich, wie jenes von Palermo das für Sicilien wurde. In den Provinzen wurden die Provinzialarchive errichtet. Damals wurde in Neapel die Archivsystematik durchgeführt, die hier noch heute gilt: fünf Uffizien 1. Politica e diplomatica, 2. Amministrazione interna, 3. Amministrazione finanziaria, 4. Atti giudiziarii, 5. Guerra e marina. Man dachte in diesem Organismus ein Modell der vollkommensten legislativen Weisheit herzustellen, indem man die Archivalien nach den großen Funktionen des Staates ordnete; man bedachte aber nicht, daß man, was ursprünglich zusammengehörte, für immer auseinanderriß, und was früher nie beisammen war, willkürlich zusammenfügte.[1] So existirt heute das Archiv der R. Camera leider nicht mehr als eine Einheit, sondern ist über alle Uffizien, je nachdem seine Materien die Politik oder die Justiz oder das Innere oder die Finanzen betrafen, vertheilt. Am grausamsten erging es dabei den Archiven der aufgehobenen Klöster und Kongregationen. Wie in Florenz suchte man aus ihnen die Pergamene heraus, um aus ihnen ein „Diplomatico" zu bilden; diese ordnete man wieder in die besonderen Gruppen der Pergamene latine und Pergamene greche, und jene wieder in die besonderen Unterabtheilungen der Pergamene anteriori alla Monarchia (vor 1130), der Pergamene dei monasteri soppressi (von 1131 ab) und der Pergamene di curia ecclesiastica, und band sie dann in chronologisch geordnete Bände zusammen, ohne Rücksicht auf ihre Herkunft. Eine Riesenbibliothek von fast 600 Urkundenbänden steht so in der großen Sala diplomatica zusammen, ohne daß ein Führer in dies gebundene Chaos vorhanden wäre. Die Skripturen aber wies man der dritten Sektion, dem Finanzarchiv, zu. So ist der alte Zusammenhang hier vollständig zerstört worden, ohne daß man, wie beim Diplomatico in Florenz für eine genaue Inventarisirung der Provenienzen Sorge trug.

Dieses verhängnißvolle System ist bei den Neuerwerbungen verständigerweise aufgegeben worden. Die sog. Pergamene dei comuni, welche seit 1817 von den Intendanten der Provinzen aus den aufgehobenen Klöstern abgeliefert wurden, dann das 1869 vom königlichen Hausarchiv abgegebene Archiv der Farnese und das reiche Archiv des Klosters Monte Vergine (127 Bände mit 12,000 Pergamenen), endlich die als Deposita abgegebenen Stadtarchive, sind in ihrer ursprünglichen Ordnung aufgestellt.

Mit dem Zentralarchiv von Neapel kann sich das Archivio grande di Sicilia in Palermo nicht messen. Aber die geringeren Massen haben hier eine bessere und rationellere Ordnung erleichtert. Zwar sind auch hier die Pergamene in einer anderen Abtheilung (Sezione diplomatica) als die dem gleichen Archivfonds angehörenden Skripturen (Sezione amministrativa), aber jene sind doch nach ihrem ursprünglichen Zusammenhang geordnet. Der Benützer hat in Palermo allen Grund, sich ebenso der leichteren Uebersichtlichkeit der Materien wie des Verständnisses zu freuen, das er bei den wissenschaftlich geschulten Beamten findet.

Das berühmte Zentralarchiv in Venedig ist bekanntlich erst eine Gründung der napoleonischen Zeit. Bis zum Sturze der Republik befanden sich die Archive bei den verschiedenen Behörden, zu denen sie gehörten. Der Vizekönig Eugen Beauharnais vereinigte sie in drei große Gruppen: die Archivi politici bei S. Teodoro, die der Justizbehörden in dem Konvent der Lateranensischen Chorherren, die Demanialarchive bei S. Procolo. 1815 wurden sie dann in ein einziges konzentrirt. Jakob Chiodo ist der eigentliche Schöpfer des gewaltigen Archivs von Frari. In den 261 Räumen des Exkonvents von S. Maria Gloriosa ai Frari sollen damals 310 Archive aufgespeichert worden sein.

Diese ungeheuren Massen zwangen auch hier zu ernsthafter Beschäftigung mit der Frage der Ordnung. In Venedig ist im ganzen von Anfang an das Provenienzprinzip gewahrt worden — doch fehlt es auch hier nicht an Abweichungen von dem einmal ergriffenen System —; alle die alten Archive der Cancellaria secreta und Cancellaria ducale, des Consiglio dei Dieci, der Inquisitori di stato, der Provveditori, der Zecca, des Arsenale, des Uffizio, der Procuratori di S. Marco, der Herzöge von Candia, die Archive der Justizbehörden, und wie sie alle heißen, sind in ihrem ursprünglichen Zustand aufgestellt und zum Theil vorzüglich inventarisirt. Nur die „Manimorte" machen auch hier von dieser guten Ordnung eine Ausnahme. Es sind gegen 300 geistliche Archive, die meisten freilich schwer verletzt, die unter dieser Bezeichnung zusammengefaßt werden. Sie erlitten schon bei ihrer Einziehung in den Jahren 1767, 1770 und am Anfang des 19. Jahrhunderts große Einbußen, da sie zunächst in die Demanial- und Finanzarchive kamen, wo man sie als unwillkommenen Ballast behandelte; erst später sind sie dann an die Staatsarchivverwaltung abgegeben, und theils nach Venedig, theils nach Padua, theils nach Treviso gekommen. Jetzt füllen sie in Venedig einen großen Saal des Archivs, aber noch immer, nach länger als einem Jahrhundert, sind noch viele Fonds ganz ungeordnet, weil es an dem nothwendigen Personal fehlt.

Schlimmer noch sind jahrzehntelang die Zustände in dem großen Zentralarchiv der Lombardei, dem Staatsarchiv in Mailand gewesen. Darüber hat schon 1855 und 1858 Th. Sickel eine Polemik geführt, die damals viel Aufsehen machte, aber erst jetzt unter dem neuen Direktor Malaguzzi, der den Ruf hat, einer der energischsten und durch-

[1] Der Archivar Michele Baffi ging noch weiter; er hätte am liebsten das ganze Archiv in zwei große Abtheilungen zerlegt, die Atti primarii und Atti secundarii. — Giuseppe Del Giudice verdient hier noch ein spätes Lob. Er nannte diese Systematik una evidente e manifesta violazione di ogni sano principio di diplomatica e di storia und una inaudita barbarie. Zum vollen Begriff der Provenienz ist freilich auch er nicht durchgedrungen. Er wollte nur statt des administrativen ein „historisches" System.

greifendsten Archivdirektoren Italiens zu sein, soll eine gründliche Neuordnung der Bestände vorgenommen werden. In der That hat hier in Mailand die archivalische Systematik ihre verderblichsten Triumphe gefeiert. Da hat man eine Autographensammlung abgesondert: die reinste und vollkommenste Blüthe des archivalischen Dilettantismus. Da hat man alle alten Fonds (und wir wissen ja bereits, wie viele hieher das Machtwort Napoleons I. brachte) auseinandergerissen, um die Pergamene daraus zu einem Museo diplomatico zu vereinigen. Dabei hat offenbar das Vorbild des Diplomatico in Florenz vorgeschwebt. Aber der ordnende Archivar suchte jenes berühmte Modell noch zu verbessern. Er kannte seinen Mabillon und Fumagalli und hatte aus ihnen gelernt, daß die Urkunden in Diplomata, Bullae und Chartae Pagenses zerfallen: danach organisirte er sein Diplomatico. Allein man hat dies System nicht einmal durchgeführt, sondern mitten in der Arbeit abgebrochen; die ungeordneten Materialien füllen noch ganze Säle und kein Inventar führt uns in dieses Labyrinth. Die übrigen Bestände hat man alphabetisch nach Materien geordnet (so glaube ich wenigstens berichtet zu sein), also Acque, Agricoltura, Araldica u. s. f. bis Vittuaria.

Nicht viel anders sieht es in dem großen Staatsarchiv von Parma, dem Zentralarchiv für die ehemaligen Herzogthümer Parma und Piacenza, aus. Auch hier stecken noch große Massen von ungesichteten Beständen der Monasteri soppressi. Man hat sie übrigens auch hier nicht einmal zusammen; Theile desselben Fonds sind seinerzeit theils an die königliche Bibliothek in Parma, theils an das Staatsarchiv abgegeben worden. Welcher einzelne Gelehrte hat die Zeit Capsa für Capsa, Faszikel für Faszikel durchzusehen? Und doch sind es gerade die ältesten Bestände der Staatsarchive, eben diejenigen, welche die Urkunden unsrer alten Kaiser bergen. Die „Manimorte“ sind hier vielfach eine wirklich todte Masse.

Auch das Zentralarchiv von Piemont, das einstige Generalarchiv des Königreichs Sardinien, das jetzige Staatsarchiv in Turin, bietet dem fremden Forscher die größten sachlichen Schwierigkeiten. Es sind fünf große Archive, die hier zusammengekommen sind, das alte Archivio della R. Casa di Savoia, das Archivio della Corte subalpina, das Archivio Camerale, das Archivio della Guerra und das Archivio delle Finanze. Die Ordnung selbst ist durch und durch systematisch. Natürlich fehlt es auch hier nicht an einem Museo storico. Am schlimmsten fahren dabei wieder die alten Klosterfonds. Sie sind theils in dem ehemaligen Hofarchiv, theils in dem der Camera, theils in dem Archivio del R. Economato dei benefizi vacanti, theils in dem Archivio Maurizinno, theils in dem Archivio arcivescovile, theils in den Bibliotheken di S. Maiestà und der R. Deputazione di storia patria. Der Hauptbestand im ehemaligen Hofarchiv ist wiederum in die verschiedensten Sektionen, je nach der inneren Beziehung und der rechtlichen Qualität der Urkunden, vertheilt. Diejenigen der Klöster findet der Forscher entweder in der Abtheilung der Abbazie oder der Regolari di qua dai Monti oder der Benefizi di qua dai Monti oder auch in der Sektion Paesi. Genug, eine komplizirte Systematik die selbst an einen geschulten archivalischen Forscher die stärksten Anforderungen stellt. Wie soll da ein jüngerer und ungeübter Gelehrter sich zurechtfinden?

Alle diese Zentralarchive sind zu groß. Man braucht ja nur einmal durch die Räume des Archivs von Frari oder durch die prachtvollen Säle des Florentiner Archivs oder durch die labyrinthartigen Korridore des Archivio grande in Neapel zu wandern, um sich davon zu überzeugen, daß hier Massen aufgespeichert sind von einem Reichthum, von dem wir keine annähernde Vorstellung haben.[2])

Wer die archivalische Kunst der Italiener bewundern will, geht darum besser in die kleineren Staatsarchive. Einige von ihnen sind auch äußerlich stolze Monumenti nazionali. Das Staatsarchiv in Lucca ist im Palazzo Guidiccioni, das Staatsarchiv in Pisa im alten Palazzo Gambacorti, das Staatsarchiv in Siena im Palazzo Piccolomini höchst würdig untergebracht. Die Ordnung in diesen drei Archiven ist musterhaft. Das in ihnen geborgene Material ist freilich auch übersichtlicher; hier wie dort sind es die Archive delle Riformagioni, d. h. die der ehemaligen Comune, dann die der Monasteri soppressi, endlich die der Provinzialbehörden, welche den Hauptbestand ausmachen. Das Provenienzprinzip ist dabei streng gewahrt, die Inventarisirung ist vollständig durchgeführt, die Inventare sind zum Theil sogar gedruckt. In Modena bilden das Staatsarchiv das alte Archivio ducale secreto der Este, die Archive der früheren Staatsbehörden und die der aufgehobenen Klöster. Aehnlich ist das Staatsarchiv in Genua, das Centrum für Ligurien, organisirt. Jüngeren Ursprungs ist das Staatsarchiv in Bologna, das Bonaini einrichtete und aus dem Archivio demaniale des Dipartimento del Reno mit den aufgehobenen geistlichen Archiven, dem Archiv der Comune, der sogenannten Camera degli Atti, und dem Archivio pontifizio, dem ehemaligen päpstlichen Staatsarchiv, zusammensetzte. Einrichtung und Ordnung sind auch hier vortrefflich. Das Staatsarchiv in Reggio ist erst 1892 aufgestellt und hauptsächlich aus dem reichen Archivio delle Opere pie, dem Archivio provinciale, den Monasteri und dem Archivio comunale gebildet worden. Dazu kommen noch die kleineren Staatsarchive in Mantua in Brescia und in Massa.

Eine Stellung für sich nimmt das Staatsarchiv in Rom ein. Seine älteren Materialien sind unbedeutend. Aber es ist eine höchst wichtige Fundgrube für die Geschichte der päpstlichen Verwaltung vom 14. Jahrhundert ab. Es ist darum von deutschen Gelehrten während des letzten Jahrzehnts mehr besucht worden als die an sich viel bedeutenderen Archive von Neapel, Florenz und Venedig.

Damit ist die Liste der italienischen Staatsarchive indessen noch lange nicht erschöpft.[3])

In den Gebieten des ehemaligen Königreichs Sardinien bestehen die Archive der alten Provinzen, der Generalintendanzen und Präfekturen ebenso weiter, wie die im Jahre 1812 eingerichteten und von der Restauration beibehaltenen Provinzialarchive des ehemaligen Königreichs beider Sicilien. In diesen und in den anderen zahlreichen Verwaltungsarchiven finden sich wohl hier und da auch ältere Materialien, im großen und ganzen aber bezieht sich ihr Inhalt auf die Provinzialverwaltung der jüngeren Zeit. —

Aber nicht allein nach dem Zustand, in dem sich die italienischen Staatsarchive zur Zeit befinden, wird der Gelehrte, der eine Forschungsreise nach Italien anzutreten beabsichtigt, fragen, sondern auch nach den äußeren Bedingungen der Arbeit im Archiv. Und das muß man nun den italienischen Staatsarchiven nachrühmen, daß keinerlei bureaukratische Umständlichkeit den Zutritt zu der Sala di studio erschwert. Da braucht es keine Gesuche an Ministerium oder Oberpräsidium, wie das z. B. in Preußen bis zum Amtsantritt des jetzigen Generaldirektors der preußischen Archive erforderlich war. Man geht in das Archiv wie in eine Bibliothek. Ein höflicher Mann macht natürlich dem Direktor seinen Besuch, aber erforderlich ist nicht einmal dieses. Auch von der stillen kontrolirenden Mitarbeit der Archivare, wie sie in den Staatsarchiven vorzüglich auf den Gebieten der neuen und neuesten Geschichte vorgeschrieben ist, ist hier in Italien keine Rede.

Das ist nun freilich erst eine Errungenschaft des jungen Italiens. Noch im Jahre 1855 verbot die neapolitanische Regierung dem bekannten Historiker Minieri-Riccio die Einsicht in die Angiovinischen Register des 13. Jahrhunderts als staatsgefährlich. Das muthet den Forscher von heute an wie eine Kunde aus unendlich weit zurückliegenden Zeiten. Statt dessen ist heute manchmal die bureaukratische Rücksicht auf die strenge Innehaltung des nicht immer bequemen Regolamento hemmend, z. B. im

[2]) Das Gebäude des Archivio grande in Neapel mißt 16,250 Quadratmeter.

[3]) Die Archive in Sardinien kenne ich noch nicht.

römischen Staatsarchiv, wo man die heute bestellten Archivalien erst morgen erhält. Auch ungeordnete und noch nicht inventarisirte Materien sollen streng genommen nicht vorgelegt werden. Endlich ist die Arbeit durchaus an die Sala di studio gebunden. Erinnern wir uns nun, wie viele Materialien besonders der älteren Zeit sich noch ungeordnet in den Magazinen der größeren Staatsarchive befinden, so leuchtet ein, daß eine strenge Innehaltung der sonst üblichen bureaukratischen Normen eine so umfassende Forschung, wie ich sie als nothwendig bezeichnete, einfach unmöglich machen würde. Wir bedürfen also auch hier wieder besonders wirksamer Empfehlungen durch eine Persönlichkeit oder ein Institut, dessen Autorität einen Dispens von den strengen Normen des Regolamento bewirken könnte. Leider kennt man in den meisten Staatsarchiven Italiens das Preußische Institut in Rom als solches kaum dem Namen nach; ein Ausweis von ihm dürfte zur Zeit wenigstens nicht die gewünschte Wirkung haben. Sind wir nun schließlich auch ohne solche amtliche Hülfe doch zum Ziel gelangt, so verdanken wir das der persönlichen Freundschaft so ausgezeichneter Archivare wie Predelli in Venedig, Giorgetti in Florenz, D'Agliano in Turin, Lisini in Siena, Fumi in Rom (jetzt in Lucca), La Mantia in Palermo, Cervetti und Ferretto in Genua, Amadei in Parma u. A. Ihrer erinnere ich mich jetzt, beim Scheiden von den Archiven Italiens, mit besonderer Dankbarkeit, und ich bin gewiß, daß, wer immer sich an diese Männer, in denen die besten Traditionen der früheren Generation von italienischen Archivaren weiterleben, wendet, durch ihre Vermittlung alle erlaubten Erleichterungen erlangen wird. Immer freilich macht auch eine solche wahrhaft freundschaftliche Hülfe eine deutsche Zentralstelle in Rom nicht entbehrlich: hier sollten die deutschen Gelehrten jeder näheren Auskunft über die Bestände der Archive Italiens immer sicher sein. Aber wie weit bleibt zur Zeit die Wirklichkeit hinter solchen gewiß berechtigten Wünschen zurück!

---

## Besprechungen.

Die Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, redigirt von H. Heß, hergestellt durch die Verlagsanstalt von F. Bruckmann in München, liegt nun in ihrem 31. Jahrgang vor, und wieder ist der stattliche Band von 420 Seiten vorzüglich ausgestattet, sein Inhalt ist ungewöhnlich reichhaltig und vielseitig, die Vortrefflichkeit seiner Illustrationen ist bekannt. Wilhelm Burkhard erzählt die Entstehungsgeschichte des Zugspitzobservatoriums. Prof. Wettstein erörtert die wissenschaftlichen Aufgaben alpiner Versuchsgärten. Penck trägt geomorphologische Studien aus der Herzegowina bei. Die geologischen Wanderungen im Rhätikon von Rothpletz, Eckerts Studie über das Karrenfeld des Gottesackerplateaus in der Gebirgsgruppe des hohen Ifen und Kleins Aufsatz über den Nordföhn zu Tragöß (dem Schauplatz des Romanes „Gottsucher" von Rosegger) vervollständigen den rein wissenschaftlichen Theil der Zeitschrift, in dessen Pflege die Redaktion von Anfang an mit Recht eine ihrer vornehmsten Aufgaben erblickt hat. Hier ist auch vor allem der offene Brief von Anton E. Schönbach an Eduard Richter über den wissenschaftlichen Betrieb der Volkskunde in den Alpen zu nennen, in welchem in knappem Rahmen eine erquickende Fülle von Anregungen gegeben wird. In der interessanten Skizze über den Alpinismus als Element der Kulturgeschichte spricht Hogenauer über die Entwicklung des Naturgefühls und des Genusses am Hochgebirge, über das rein sportliche Moment des Alpinismus, über die alpinistische Assoziationsbewegung, die hygienische Seite des Bergsteigens, alpine Wissenschaft, Forschung, Kunst und Wirthschaft und über den hohen ethischen Werth des Alpinismus; kaum eine Seite des alpinen Lebens bleibt in dieser ausgezeichneten Studie unberücksichtigt. Ueber „einen der tiefsten und schauerlichsten Abgründe des Triestiner Karstes", die „Kačna jama" (Schlangenschlund) bei Divaca und die Erforschung dieser unheimlichen Höhenwelt schreibt Friedrich Müller. Richard Schucht liefert eine ganz reizende, knappe und inhaltreiche Monographie über das Pitzthal, seine Geschichte, seine Burgen und Schlösser, seine originellen Wohnstätten, über Lebensweise, Sitten, Bräuche und Erwerbszweige seiner Bewohner. Der Deutsch-Oesterreichische Alpenverein hat seit Jahren schon sein Interesse außereuropäischen Gebirgen zugewandt, und zwar sind es neben den Gipfeln des Kaukasus und Himalaya vor allem die Alpen Nordamerika's, die im Vordergrunde des Interesses stehen. Ueber die canadischen Rocky Mountains berichtet Jean Habel, über den Kartsch Chal, einen transkaukasischen Gebirgsknoten bei Batum, Willy Rickmer-Rickmers, der vor kurzem seine großartige alpinistische Bibliothek dem Alpenverein geschenkt hat. Die übrigen zehn Aufsätze des Buches sind rein sportlich-touristisch. Welchem Alpinisten lacht nicht das Herz im Leibe, wenn er den Bericht von Hans Lorenz über die Besteigung des Matterhorns vom Zmuttgrat aus liest oder diejenigen Lohmüllers über die Aiguille de Grépon? Anregend ist die Beschreibung des Loferer Steinbergs durch H. Cranz, und mit hohem Interesse liest man die von Nordon beschriebenen und von E. T. Compton meisterhaft illustrirten Streifzüge durch die feierlich ernste Reißeckgruppe. Fritz Benesch, der vielbeneidete Meister der alpinen Photographie, schildert frisch und humorvoll die Rieserferner, Karl Blodig das Rhätikon, Christomanos den Latemar, Karl Bindel die Sellagruppe. Hier helfen Wort und Bild zusammen, um einen Begriff von jener einzig wundervollen Felsenwelt zu geben. Zwei sehr interessante Aufsätze über weniger begangene Alpenländer bilden den Schluß: H. Steinitzer bringt eine sorgfältige Studie über die Carnischen Voralpen, Adolf Gstirner eine Monographie über den westlichen Theil der Julischen Alpen, die im nächsten Band fortgesetzt werden soll. Dem Bande ist eine Uebersichtskarte der Ostalpen aus dem Ravenstein'schen Verlage beigegeben, die mit rothen Punkten ganz übersäet ist: Jedes dieser Pünktchen bedeutet eine alpine Schutzhütte, und so redet diese Karte ganze Bände. In der That — und damit kommen wir zu der allgemeinen Seite dieser Anzeige — wird es wenige Vereinigungen geben, die eine so methodische, so ausgedehnte, unausgesetzte und nutzbringende Thätigkeit entwickeln, wie der Deutsch-Oesterreichische Alpenverein. Was er seit seinem Bestehen für die Erforschung und Zugänglichmachung der Alpenwelt, für die wirthschaftliche Hebung der Alpenländer, für die Förderung des edelsten Enthusiasmus, für eine der edelsten körperlichen Bewegungen, für gegenseitiges Näherbringen der einzelnen deutschen Stämme und Individuen in der Verfolgung eines schönen Zieles gethan hat, läßt sich kaum ermessen. Vom 30. August bis 2. September d. J. dauert die Generalversammlung in Meran. Noch vor dieser Generalversammlung auf den Alpenverein, seine vornehmen Ziele und seine vornehmen Veröffentlichungen mit ausdrücklicher und unbedingter dankbarer Anerkennung hinzuweisen, war der Zweck dieser Zeilen.

Dr. J. Hofmiller.

n. Die „Finnländische Rundschau" (Duncker und Humblot) bringt in ihrem zweiten Heft werthvolle politische und literarische Mittheilungen. O. Strömer berichtet über „die Auswanderung aus Finnland". Die verschiedenen Phasen dieser Bewegung und ihre Rückwirkungen auf das Heimathsland werden geschildert; das Hauptzentrum der Auswanderung Finnlands bildet die nordwestliche Küstenlandschaft, die den Namen Oesterbotten trägt. Die Auswanderung nach Amerika, die jetzt weitaus voransteht, kam erst in den 60er Jahren in Fluß, blieb dann aber im großen und ganzen in fortwährender Zunahme; im 8. Jahrzehnt dürften höchstens 15,000, im 9. etwa 30,000, im letzten etwa 60,000 Personen ausgewandert sein. Den Höhepunkt erreichte die Bewegung im Jahre 1899 mit 16,000 Auswanderern, ohne Zweifel eine Folge des drohenden neuen Wehrpflichtgesetzes. Im Jahre 1900 hat die Auswanderung eher etwas nachgelassen, sicherlich im Zusammenhang mit dem Aufschub der Militärreform. — Ein Artikel von A. Werner berichtet über die „Verfolgungen der finnländischen Presse", die immer unverhohlener die Absicht hervortreten lassen, alle freie Meinungsäußerung zu unterdrücken. Dann folgt eine wortgetreue Wiedergabe der „unterthänigen Petition der Stände Finnlands betreffend Mißgriffe in der Verwaltung des Landes" vom 2. Juni 1900, ein in seiner ruhigen Energie und schlichten Wahrhaftigkeit gewaltiges Dokument. Die weiteren Artikel sind dem hervorragenden Dichter Karl August Tavaststjerna gewidmet. Zunächst schildert W. Jelm in einer sehr feinsinnigen Skizze die Art und die Schicksale des hochbegabten Mannes, der

nach rastloser litterarischer Thätigkeit, einem aufreibenden Leben und manchen trüben Erfahrungen am 20. März 1898, noch nicht 38 Jahre alt, an einer Lungenentzündung starb. Die mitgetheilten Gedichte — sie fesselten uns mehr als ebenfalls dargebotene Novellen — haben auch in der Uebersetzung einen wunderbaren Rhythmus und Klang, sie sind wahre Kabinetstücke in der Verkörperung schwebender, kaum faßbarer Stimmungen, sie enthüllen dabei eine so eigenartige, so bewegte Individualität, daß man aufs stärkste von ihnen gefesselt wird. — So darf auch dieses Heft, wie überhaupt die „Finnländische Rundschau", allgemeiner Beachtung und Sympathie warm empfohlen werden.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

*γσ.* **Metz**, 5. Aug. Die sehr zahlreich besuchte 32. *Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft* ward heute durch deren Vorsitzenden, Geheimrath *Waldeyer* (Berlin), eröffnet. *Die räumliche Entwicklung von Metz* war das erste Thema, das Archivdirektor Dr. *Wolfram* in seinem ersten Vortrage behandelte, den wir jedoch, da mehr geschichtlichen Inhalts, hier übergehen können. — Prof. *Ranke* (München) knüpfte an das von Hazelius geschaffene Stockholmer Museum für Volkskunde allgemeine Betrachtungen über *das Wesen der Volkskunde* an. Erst wenn die volkskundlichen Sammlungen sich überall unter der Förderung der Behörden erheben, wenn die Gebildeten regen Antheil an ihnen nehmen werden, dann kann die Kenntniß der Volkskunde die guten Ansätze fördern, die für sie schon heute in Bayern und im Berliner „Trachtenmuseum" bestehen. Der Dezentralisation viel mehr als der Sammlungen in großen hauptstädtischen Museen bedarf heute die Volkskunde. Die Volkskunde muß zur „*Volksarchäologie*" werden. — *Die prähistorischen Fundstätten in Lothringen* bildeten das Thema für den französischen Vortrag des Bibliothekdirektors *Abbé Paulus*. Schon in der mittleren Quartärperiode ist die Anwesenheit des Menschen als des Zeitgenossen von Mammuth, Rhinozeros und Urochs in Lothringen nachweisbar. Die Reste der älteren Steinzeit sind in Lothringen seltener als die aus neolithischer Periode, aus der wir Reste von Steinbauten und Manufakten aus Kiesel haben. Vic ist für diese Dinge eine wichtige Fundstelle. Der Referent beschrieb nunmehr im einzelnen die Gräber der jüngeren Steinzeit wie die noch vorhandenen Dolmen. An eine Darstellung der Arten der Bestattung, der Verbrennung und der Beisetzung, der sogenannten Mare, und der eigenartigen *Briquetagen*, jener ausgedehnten prähistorischen Ziegelbauten, knüpfte Abbé Paulus eine Charakteristik der einzelnen prähistorischen Perioden Lothringens vom Auftreten des Menschen bis zur Römerzeit hin. — Prof. Dr. *Wichmann* berichtete über die neueren Forschungen zu der *Verbreitung und Bestimmung der Mare in Lothringen*. Die Mare oder Mardelle sind runde Vertiefungen, die zum Theil natürlicher Art, zum größten Theil allerdings durch Menschenhand hergerichtet sind. Im Mittelalter sah man in ihnen sogenannte *Hexenküchen* und die Urkunden berichten, daß noch 1617 in solchen Vertiefungen „Hexensabbathe" gefeiert worden sind. Die Forschungen der Neuzeit haben gezeigt, daß dies Wohngruben und Vorrathsgruben sind. In Lothringen haben wir sehr tiefe, meist mit Wasser angefüllte Mare, die bis zu 30 Meter im Durchmesser zeigen. An Zahl etwa 5000, finden sie sich in den Wäldern von der luxemburger Grenze an, um Metz herum sind sie seltener und fehlen in den Vogesen gänzlich. Im Lias, Keuper und im Diluvium kommen sie vor, fehlen dagegen durchaus im Buntsandstein und in Muschelkalkformationen; zu zwei, zu drei und zu vier liegen sie selten zusammen. In der Umgebung von Saargemünd hat man 256, bei Saarburg 776 solcher Mardelle gezählt. Funde von Holzresten, Thonscherben und Bronzestücken selbst römischen Ursprungs in diesen Maren deuten darauf hin, daß sie bewohnt waren. Jüngst ist das Vorhandensein ganzer Baumstämme auf solchem Mareboden konstatirt worden. Alle diese Stämme waren abgerindet, rund gelassen und zeigten Spuren der Bearbeitung mit der Axt an ihrem Ende, dagegen keine mit einer Säge; dazu fand sich ein vierkantig behauener Thürpfosten ganz am Boden der Mardelle. Wir haben es hier zweifellos mit den Fundamenten eines *Blockhauses* zu thun. Diese Wohngruben sind bis in die römische Zeit hinein benutzt worden, da die Römer die Einwohner der eroberten Gebiete allmählich romanisirt haben. — *Die Entwicklung der Nationalitäten und der nationalen Grenzen in Lothringen* war das Thema, das Archivdirektor Dr. *Wolfram* sodann behandelte. Elsaß-Lothringen ist nach den Ausführungen des Referenten kein einheitliches Gebiet. Der Natur und der Geschichte wie den Bewohnern nach ist das Elsaß durchaus von Lothringen verschieden bis in die französische Zeit hinein, wo auf beide Gebiete die mächtige französische Staatseinheit und Kultur gewirkt hat. Im *Elsaß* finden wir das hochgiebelige Fachwerkhaus und das *Haufendorf*, während uns in *Lothringen* das Steinhaus und das *Reihendorf* begegnen. Der germanischen Kunst des Elsaß gegenüber trägt die Lothringens durchaus romanisches Gepräge, da der Stempel ihr hier vom romanischen Metz aufgedrückt ward. Der deutsche Bischof in Metz, Konrad v. Scharfenberg, mußte zum Bau seines Domes französische Baumeister hinzuziehen, während in Straßburg eine deutsche Bauhütte bestand. In einem Drittel von Lothringen ist die deutsche Sprache niemals gesprochen worden. Die Forschungen nach der Sprachgrenze müssen sich nun zunächst auf die Frage richten, welche Sprache das Volk in den einzelnen Bezirken gesprochen hat, und dafür geben uns die Grabsteine und die Unterschriften in den Kirchenbüchern Auskunft. Diese Kirchenbücher leiten uns etwa bis zum Jahre 1640 zurück. Es ergibt sich daraus, daß das Französische Fortschritte gemacht hat; denn östlich von Metz war ehemals deutsches Sprachgebiet. Außerdem ist urkundlich bezeugt, daß in Metz im 12. Jahrhundert die lingua gallica die Landessprache gewesen ist. Im ganzen können wir sagen, daß die Sprachgrenze um das Jahr 1000 fast genau mit der von 1640 zusammenfällt. Um nun rückwärts über das Jahr 1000 hinauszukommen, müssen wir die Ortsnamen zuhülfe nehmen. Hier haben die neueren Untersuchungen ergeben, daß die Ortsnamen auf -ingen stets *Sippensiedelungen* sind, während die auf -heim, -hofen, -court, -ville ausgehenden Ortsnamen (fränkische) *Herrensiedelungen* sind, um die herum sich Romanen niederließen. Die auf -weiler ausgehenden Ortsnamen hält Wolfram entgegen den Anschauungen anderer Forscher nicht für romanisch. Um Metz herum hat sich ein Kranz romanischer Ansiedelungen gelegt. Oft sind indessen die germanischen Herrensiedelungen dem romanischen Einfluß unterlegen. Auf diesem Wege kommen wir zu dem Ergebniß, daß die Nationalitätsgrenzen sich in der Völkerwanderungszeit festgelegt haben, da an dem römischen Zentrum Metz und an den von ihm auslaufenden *Römerstraßen* den wandernden Germanenschaaren ein Halt geboten wurde. Diese Römerstraßen sind deßhalb auch für die Sprachgrenze bestimmend gewesen. Während die Allemanen Besitz von Straßburg nahmen, waren in Metz schon Romanen seßhaft, bevor es politisch in die Hände der Germanen kam. Der Dialekt ist nach Wolfram nicht entscheidend für das Volksthum eines Gebietes, sondern für die Verkehrsbeziehung, und so sind die allemanischen Bestandtheile im lothringischen Dialekt aus dem Verkehr mit dem allemanischen Elsaß zu erklären. Die Sprachgrenze, die durch Lothringen geht, ist uralt, und danach sind denn auch die Verhältnisse hierzulande zu beurtheilen. (Fortsetzung folgt.)

*γ.* Schon seit längerer Zeit hatte man in *Pompeji* keine nennenswerthen Funde mehr gemacht; was man zutage förderte, war zum größten Theile außer einigen hübschen Wandgemälden nur unbedeutendes Hausgeräth, Geschirr, Bronzesachen, Münzen und einige Marmorwerke geringeren Werthes. Da fand man am 27. November 1900 vor den Thoren der Stadt auf einem heute Fondo già Barbatelli genannten Grundstücke eine *prächtige versilberte Bronzestatue eines nackten Jünglings*. Die Statue war wunderbar erhalten, der abgebrochene rechte Arm wurde mit leichter Mühe wieder befestigt. Der Jüngling, der von der Sohle bis zum Scheitel 1.17 m mißt, steht ungezwungen da, gestützt auf das rechte Bein, während das linke leicht gekrümmt ist. Das Gesicht zeigt die bekannten schönen attischen Linien, zierlich gelocktes Haar, eine feine Nase, einen kleinen Mund mit leicht geöffneten Lippen. Der rechte Arm ist nach vorne gebogen, der linke hingegen hängt gefällig herab. Was dem Standbild so hohen Werth verleiht, ist einmal die wundervolle Behandlung des Körpers, ganz hervorragend z. B. ist der Rücken ausgearbeitet. Dann ist das ganze Werk mit einem *feinen Silberüberzug* versehen, der nur an wenigen Stellen derart verletzt ist, daß die Bronze durchschimmert. Die Versilberung

geschoß wohl so, daß die Statue in flüssiges Silber eingetaucht wurde; denn an einigen Stellen ist die Decke ganz fein, an anderen aber von ziemlicher Dicke. Sogliano, der soeben im letzten Bande der Monumenti antichi den Fund in einem mit zahlreichen vorzüglichen Abbildungen versehenen Aufsatze erläutert hat, ist der Ansicht, daß die Versilberung erst in Pompeji geschehen sei. Der Jüngling trägt nämlich in seiner rechten Hand eine an beiden Enden kunstvoll auslaufende silberne Ranke, die wohl als Lampenhalter diente. Diese Ranke ist aber, wie der erste Blick lehrt, nicht ursprünglich, sondern wohl von dem letzten Besitzer zu dem Zweck eingefügt, der Statue eine nützliche Bestimmung zu geben, und dabei wurde wohl auch die Silberdecke aufgelegt. Der Kunstweise nach gehört der attische Ephebe zur polykletischen Richtung, das Werk ist regelmäßig, genau und lebenswahr gearbeitet. Doch ist das Harte und Strenge jener Schule in schöner Weise gemildert, und man darf getrost behaupten, daß das neue Standbild sich in Hinsicht auf den künstlerischen Werth wohl mit dem Doryphoros, dem Meisterstück Polyklets, messen kann. So ist denn das Nationalmuseum von Neapel wieder um ein Kunstwerk ersten Ranges reicher geworden, und nicht lange wird es dauern, dann wird man auch in Deutschland an guten Gipsabgüssen den Zauber des neuen Fundes genießen können.

* Ueber den **Wassergehalt der Wolken** hat V. Conrad während eines dreimonatigen Aufenthalts auf dem Hohen Sonnblick, sowie durch Messungen auf dem Schneeberg und Schafberg neue Untersuchungen angestellt und dabei nach der „Naturwiss. Rundsch." folgende Ergebnisse erhalten: Wolken mit einer Sehweite von über 110 m haben einen verschwindend kleinen Wassergehalt, Wolken mit 12 m Sehweite sind als sehr dicht zu bezeichnen und enthalten etwa 5 g flüssiges Wasser im Kubikmeter. Die auf optischem Wege gemessenen Durchmesser der Tröpfchen in den Wolken schwanken zwischen 27 und 37 Mikren (gleich ein Tausendstel Millimeter).

* **Ein Ruhesitz für Wilhelm Raabe.** Zu Wilhelm Raabe's 70. Geburtstag am 8. September d. J. war, wie seinerzeit berichtet, unter anderem geplant, durch eine Sammlung bei Freunden und Verehrern des Dichters die Mittel zu beschaffen, um die einer Gesammtausgabe seiner Werke entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen. Leider haben sich die Verhandlungen mit den betheiligten Verlagsfirmen endgültig zerschlagen. Das Komitee hat sich nun entschlossen, den Ertrag der Sammlung zur Erwerbung eines „eigenen Heims auf eigener Scholle" für den Jubilar zu verwenden. Damit würde jeder Verehrer des Dichters an seinem bescheidenen Theile mithelfen können, um dem großen Humoristen für seinen Lebensabend das Behagen zu schaffen, das er so oft in seinen Büchern ausgemalt hat. Die Direktion der **Disconto-Gesellschaft in Berlin** und die **Braunschweigisch-Hannoversche Hypothekenbank** in Braunschweig nehmen Beiträge entgegen.

* **Bonn.** Professor Alfred **Philippson** hat, der „Köln. Ztg." zufolge, von Smyrna aus eine geologische Forschungsreise in das Innere angetreten und sich zunächst nach Soma begeben.

* **Thale a. Harz.** Hier starb am 6. d. M. der Justizrath Robert **Schellwien**, der sich als philosophischer Schriftsteller bekannt gemacht hat.

* **Berlin.** Dr. med. **Burghart**, Privatdozent an der hiesigen Universität, ist zum Oberarzt der inneren Abtheilung des städtischen Luisenhospitals in **Dortmund** berufen worden. — Ein **gerichtsärztliches Institut** wird in der nächsten Zeit an der hiesigen Universität eingerichtet werden, damit den Studirenden der Medizin Gelegenheit gegeben werde, die in der neuen ärztlichen Prüfungsordnung vorgeschriebenen gerichtlich-medizinischen Kenntnisse zu erwerben. Das neue Institut soll nach den bereits ausgearbeiteten Bauplänen einen Saal für gerichtliche Leichenöffnungen, einen Leichensaal, Protokollir- und Zeugenzimmer, einen Hörsaal für 80 bis 100 Hörer, ein Mikroskopirzimmer, einen Vorbereitungs-, Wasch- und Einsargungsraum, ferner Säle für die anzulegende Präparatensammlung für chemische, anatomische und spektroskopische Untersuchungen, ein photographisches Atelier, Materialienkammern, Direktorial- und Assistentenzimmer und die erforderlichen Verwaltungsräume enthalten.

wg. **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor der Experimentalphysik und physikalischen Chemie an der deutschen Universität in Prag, Dr. Gustav **Jaumann** ist an Stelle des verstorbenen Professors Dr. Robert Felgel zum ordentlichen Professor der Physik an der deutschen technischen Hochschule in **Brünn** ernannt worden.

* **Aus Ungarn.** In **Budapest** ist der magyarische Dichter Emil **Makay**, 30 Jahre alt, **gestorben**. Er war in Mako geboren, trat, 13 Jahre alt, in das Budapester jüdische Seminar und veröffentlichte noch als Gymnasiast „Religiöse Gedichte". Sein Drama „Absalon", sein Jugendroman „Die Komödianten", seine Uebersetzungen des „Hohen Liedes" und zahlreicher hebräischer Dichter und endlich seine Theaterstücke „Das Abenteuer", „Die Robinsone" und „Der Page der Königin", die auf ungarischen Bühnen gegeben wurden, haben ihm in jungen Jahren einen Namen gemacht. — An der ungarischen Rechtsakademie in **Eperies** ist der Professor des Privat-Berg- und Prozeßrechts Dr. Gustav **Schnlek** nach 50jähriger Lehrthätigkeit daselbst in den Ruhestand getreten. An seiner Stelle wurde der Raaber Advokat, Privatdozent für ungarisches Privatrecht an der Klausenburger Universität, Dr. Franz **Nagyay** ernannt.

* **Aus der Schweiz.** In **Genf** fand am 7. d. M. die Eröffnung des **internationalen Botaniker-Kongresses** statt, zu welchem Vertreter aus Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz und den übrigen europäischen Staaten, sowie aus Amerika erschienen sind. Prof. **Gaebel** (München) wurde zum Beisitzer gewählt.

* **Aus Frankreich.** In **Nancy** begann am 1. August die diesjährige **Hauptversammlung der französischen geographischen Gesellschaften.** Was dem Kongreß gegenüber den früheren eine besondere Bedeutung gibt, ist die starke Bevorzugung kolonialer Fragen. Jeder der vielen geographischen Vereine Frankreichs hat in der letzten Zeit eine besondere Kolonialabtheilung eingerichtet, zum Theil von Regierung und Städten unterstützt, wie z. B. in Lyon die Handelskammer sich lebhaft an den Bestrebungen betheiligte. In dieser Hinsicht wird besonders der Vortrag von Henri **Lorin** über koloniale Schulung hervorgehoben.

* **Aus den Niederlanden.** Dem Professor **van Gehuchten** in **Loewen** wurde, wie der „N. A. Ztg." berichtet wird, der belgische **Fünfjahrespreis** für medizinische Forschungen im Betrage von 5000 Fr., und zwar für seine Untersuchungen über das Gehirn und das Rückenmark verliehen.

T. **Aus Amerika.** Ein **neues Laboratorium zur Untersuchung des marinen Thierlebens** ist durch die Universität von **Californien** in San Pedro eingerichtet worden. Die Universität hat die Absicht, das Thierleben von der gesammten Meeresküste von Californien nach und nach untersuchen zu lassen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

**Xenien**, Sprüche und Gedanken von Einem. Dresden, Glöß 1899. M. 1.50. — **Th. v. d. Pfordten**: Gesetz betr. den Verkehr mit Nahrungsmitteln. München, Beck 1901. M. 1.80. — Dr. M. **Reindl**: Das Reichshaftpflichtgesetz. Ebd. 1901. M. 3. — **G. Freytags Touristen-Wanderkarte.** IX. Blatt. Westl. Salzkammergut. Wien, G. Freytag u. Berndt. — J. B. **Goetz**: Kardinal Karl August Graf v. Reisach als Bischof von Eichstätt. Eichstätt, in Komm. bei Brönner 1901. M. 2. — Dr. phil. O. **Volger**: Der Wasserschutz des Erdreiches. Nach der in des Verf. Nachlasse unvollendet vorgefundenen Handschrift als Vermächtniß Dr. Volgers an die Emdener Naturforschende Gesellschaft mitgetheilt von dessen Tochter. — B. **Björnson**: Absolons Haar. (Kleine Bibliothek Langen, Bd. 40.) München, Langen 1901. M. 1. — v. **Schlicht**: Der nervöse Leutnant. (Do., Bd. 41.) Ebd. 1901. M. 1. — E. **Zola**: Der Sturm auf die Mühle. (Do., Bd. 42.) Ebd. 1901. M. 1. — J. G. **Frimberger**: Weinlandler. Geschichten, Gestalten und Bilder aus Niederösterreich. Linz, Wien, Leipzig, Oesterr. Verlagsanstalt. 179 S.

Jahrgang 1901. München, Samstag, 10. August. Nummer 182.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.



## Zum Säkulartag Eduard Devrients.

Von Anton Bettelheim.

### I.

Am 11. August 1801 wurde der Geschichtsschreiber der deutschen Schauspielkunst zu Berlin geboren. Der Gedenktag könnte und sollte Freunden und Kennern, Jüngern und Meistern unsres Theaterwesens ein Festtag sein. Hoffentlich besinnen sich auch die zunächst berufenen Kreise, Bühnengenossenschaft und Bühnenverein, dem Verdienst des Mannes alle seinem Wesen angemessenen schuldigen, d. h. also durchaus keine eitlen, äußerlichen Ehren zu bezeigen. In der Hochsommerstille hat man bisher freilich nicht das geringste von Absichten der Art gehört, so daß, dem Anschein nach, während sonst in Deutschland viel zu viel, diesmal gar zu wenig „gefeiert“ werden dürfte. Dem Lebenswerk Devrients, das nicht an Tages- und Jahreskalender gebunden ist, wird das auf die Dauer nichts anhaben. Die Bedeutung seiner Gedanken, den Werth seiner Leistungen haben mit die Tüchtigsten unter seinen Zeitgenossen erkannt und anerkannt. Ein Musterfürst, der Großherzog von Baden, stellte vor nahezu einem halben Jahrhundert, 1852, den bürgerlichen Schauspieler mit weitgehender Machtvollkommenheit an die Spitze seiner Hofbühne und ließ ihn volle achtzehn Jahre, bis zu dem durch das Alter gebotenen Rücktritt Eduard Devrients, frei und selbständig walten. Die Summe dieser Karlsruher Wirksamkeit zog dazumal — 1870 — Gustav Freytag in dem unübertrefflichen, gerecht abwägenden Aufsatz: „Eduard Devrient als Theaterdirektor.“ Fünf Jahre später zeichnete G. Wendts Meisterhand in Weechs Badischen Biographien warm und wahr den Lebenslauf von Eduard Devrient.

Das dauerhafteste Denkmal hat sich aber Eduard Devrient selbst aufgerichtet in seinen dramaturgischen Werken, in der Reformschrift: Das Nationaltheater des neuen Deutschlands (1849); in der ideenreichen Studie: Das Passionsschauspiel in Oberammergau und seine Bedeutung für die neue Zeit (1851); vor allem jedoch in der literarischen Hauptarbeit seines Lebens: der Geschichte der deutschen Schauspielkunst, deren Veröffentlichung 1848 begann, und erst nach einem Vierteljahrhundert mit dem 1874 herausgegebenen fünften Bande zum Abschluß gelangte.

Die neuere theatergeschichtliche Forschung hat das längst vergriffene Buch in Einzelheiten vielfach ergänzt, berichtigt und überholt. Im ganzen kann es so wenig veralten, wie die Gesinnung, der es entstammt. „Ihre Geschichte der deutschen Schauspielkunst hatt' ich neulich in Händen,“ so schreibt 1849 Otto Ludwig an Eduard Devrient. „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich das Werk bearbeitet hat. Heut' und gestern schon plag' ich mich ab, Ihnen ein Bild davon zu entwerfen. Aber eben, daß mir dies noch nicht gelingen will, schildert die Größe der Wirkung besser als dies mir sonst gelingen könnte. So viel, was ich noch dunkel, mehr als Instinkt, beim Schaffen in mir hegte, wie als bewußte Erkenntniß, ist mir nun erst selbst deutlich geworden und gewiß zu meinem großen Nutzen; vieles überraschte mich, namentlich der Gesichtspunkt, nach dem Sie das Ganze betrachten und ordnen und beurtheilen, und der von allem Konventionellem, aller literarhistorischer Tradition so frei gewählt ist. In der Darstellung ist alles so einfach, so klar, so gar ohne das metaphysische Sausen und Brausen einer Schulsprache, mit und durch welche unsre Hegelischen Aesthetiker orakeln; so hell und doch so warm, so ohne Zertrümmerung Andersdenkender, in mildem sittlichen Ernste, so echt deutsch, thut es wohl, heilt es, ermuthigt es. Es wirkt mit einem Worte als Lehre und Kunstwerk zugleich. Für unsre Kunstgenossen wird dies Werk unendlich fördernder wirken, als all die spekulativen Briefe unsrer Philosophen. Mir ist's wie Ahnung, als sollte es die Grundlage einer selbständigen deutschen dramatischen Schule werden können — wenn nur die Zeit sänftlicher hauchen wollte.“ Was die Geschichte der deutschen Schauspielkunst einem so redlichen, urtheilsfähigen Stimmführer der Mitwelt, wie dem Autor des „Erbförster“ und der „Shakespeare-Studien“, gewesen, das ist sie bis zur Stunde der empfänglichen Nachwelt: Lehre und Kunstwerk zugleich.

Erwachsen aber ist diese Geschichte, wie zuvor ihr Geschichtsschreiber, in der Schule der Erfahrung und des Charakters. Als 18jähriger wandte sich der Berliner Kaufmannssohn der Bühne, zunächst der Oper, als Barytonist, zu. Der junge Sänger wurde 1822 mit dem sechs Jahre jüngeren Wunderkind Felix Mendelssohn bekannt, und im Laufe der Zeit immer inniger befreundet. An einem Musikabend im Hause Mendelssohn war Eduard Devrient durch Felix zum erstenmale die Herrlichkeit der Matthäus-Passion von Johann Sebastian Bach erschlossen worden. Das gewaltige Werk packte Devrient dermaßen, daß er nicht ruhte, bis Felix mit ihm den gefährlichen Weg zu Zelter wagte, dem die jungen Leute das Anliegen vortrugen, mit Unterstützung der Singakademie die Passion aufführen zu dürfen. Der Alte fertigte die Verwegenen zuerst derb genug ab als „ein paar Rotznasen, denen alles Kinderspiel sei“. Der Bescheid verdroß Felix Mendelssohn so grimmig, daß er das Zimmer sofort verlassen wollte. Der zähe, bedächtige Devrient hielt nicht nur den reizbaren Jugendfreund zurück: er verließ Zelter nicht eher, bis der ebenso bärbeißige wie grundgute Polterer umgestimmt war und

Ja und Amen sagte. Am 11. März 1829 stand Mendelssohn am Dirigentenpult, als, genau hundert Jahre nach der Leipziger Ur-Aufführung, die Matthäus-Passion in Berlin eine vollkommene Wiedergabe erfuhr. Devrient sang den Jesus mit heller Begeisterung. Die Chöre der Singakademie „leisteten unter vollendeter Führung das Vollendete. Der Vorgang machte zunächst in den Bildungskreisen Berlins eine ganz außerordentliche Sensation. Man fühlte die epochemachende Konsequenz des Wiederauflebens der populären Wirkung eines halb vergessenen Genies." Eine zweite Aufführung mußte folgen: sie war überfüllt, wie die erste. „Wie der Eindruck dieser Aufführungen bald ähnliche in anderen Städten hervorgerufen u. s. w., das alles ist der heutigen Musikwelt bekannt. Sie sollte aber nie vergessen, daß dieser neue Bach-Kultus vom 11. März 1829 datirt, und daß Felix Mendelssohn es war, welcher den größten und tiefsinnigsten Komponisten wieder in lebendige Wirkung gesetzt hat. Mir aber — so heißt es in Devrients Mendelssohn-Buch — ist es eine der theuersten Erinnerungen meines Lebens, daß ich dazu den hartnäckigen Antrieb gegeben."

An ähnlichen „hartnäckigen Antrieben" hat es Devrient in keiner späteren Lebenswendung fehlen lassen. Nur selten aber sollten ihm so muthige, opferfreudige Helfer und Schützer erstehen, wie 1829 in Mendelssohn und 1852 im Großherzog von Baden.

## II.

1834 vollzog Devrient seinen Uebertritt von der Berliner Oper an das königliche Schauspielhaus. Seine Naturgaben als Darsteller waren nicht zu vergleichen mit den weitaus reicheren seiner berühmten Brüder Karl und Emil Devrient, ganz zu geschweigen seines Oheims Ludwig Devrient. Als Kenner und Kritiker suchte er dagegen seinesgleichen. Die Technik der deutschen Schauspielkunst, Schäden und Vorzüge der deutschen Bühnenwelt, ihre vielgestaltige Gliederung in Nord und Süd, Hof- und Volkstheater, Pacht- und Intendantur-Systeme lagen schon in den 30er Jahren dem scharf und weit Blickenden offen vor Augen.

1839 begab er sich nach Paris: nicht als einer der jungdeutschen Literaten, die seit Börnes und Heines nothgedrungenem Aufenthalte in Lutetia die neuesten Moden in Theater, Kunst und Politik an der Seine zu erhaschen hofften, sondern als unbefangener, lernbegieriger Beobachter. Wer heute Devrients ursprünglich nur für seine Frau bestimmte „Briefe aus Paris" zur Hand nimmt, wird auf jedem Blatt Anregung finden. Victor Hugo, Delavigne, Auber, den älteren Dumas, die Rachel und viele andere Größen sehen wir im Verkehr mit ihm, hören wir im lebhaften Künstlergespräche. Für den Geist jener Tage, wie für Devrients Sinnesart, ist es in gleichem Maße bezeichnend, daß er anmuthige, reiche Gastfreundschaft nicht würdiger und wirksamer zu vergelten weiß, als durch die Vorlesung des Goethe'schen Faust vor einer auserlesenen Gesellschaft bedeutender Franzosen. Ihrer Sitten Freundlichkeit, das mächtig bewegte, großstädtische Treiben thut ihm wohl. Von Ausländerei hält er sich indessen so fern, wie von deutschthümelnder Ueberhebung. Einsichtig prüft, gerecht beurtheilt er den Unterschied der beiden Völker: „Hier wird die Form erstrebt und da das Wesen; hier soll die ganze Erde erobert, dort der ganze Himmel gewonnen werden; hier liebt man den hellen Tag, alles in scharf beleuchteten unzweifelhaften Formen, dort die Nacht mit ihren räthselhaften Sternen und der Welt von Ahnung und Sehnsucht. Wie werden mir aus meiner Ansicht über die französische Nation im allgemeinen alle einzelnen Erscheinungen völlig begreiflich, besonders die der Bühne." „Aus dieser Herrschaft im Gebiet der Wirklichkeit geht die Meisterschaft im Lustspiel hervor, die treffende Komik, die anmuthsvolle Wahrheit in allen Zuständen des täglichen Lebens, und die erschütternde Gewalt in Darstellung ungezügelter Leidenschaft. Aber damit hat auch die dramatische Kunst in Frankreich ihren Höhepunkt erreicht: über die Leidenschaft hinaus vermag sie nicht sich zu erheben. Wir sehen den Menschen hier immer in der Endlichkeit befangen. Die höchsten Höhen seines Daseins, die göttliche Beschaulichkeit, die Offenbarung des Ewigen in ihm — das zeigt uns kein Dichter und kein Schauspieler in Frankreich." Erkennt und bekennt er hier rundweg, was der Pariser Art und Kunst seiner Ansicht nach fehlt, so verkündigt er zum Segen der Heimath schon 1839 — wie nach dem Jahre 1870 H. v. Sybel — „was wir von den Franzosen lernen können". Bedeutenden Eindruck macht dem Fachmann das Pariser Conservatoire. Und in dessen Schauspielschule insbesondere der Unterricht Samsons. Gut und genau beschreibt er die von Napoleon geschaffenen Einrichtungen, Freiplätze, Lehrpläne u. s. w. als lehrreiche, nur keineswegs unverrückbare oder gar unübertreffliche Vorbilder: „Ich bin überzeugt", so fährt er fort, „errichtet man in Deutschland die so nothwendigen Schulen für Schauspielkunst, so wird man auf durchgreifendere Prinzipien und auf eine breitere Basis dafür bedacht sein." „Glaube nicht, daß ich die Wirksamkeit der Schule zu hoch anschlage; glaube nicht, daß meine Hoffnungen auf Erfüllung dieser schönen Träume eitel sind. Deutschland bleibt in der Pflege der Kunst und Wissenschaft nicht gerne hinter Frankreich zurück, es weiß, daß gerade in diesen höheren geistigen Entwickelungen seine eigenste Entwickelung zu verfolgen ist. Deutschlands Fürsten haben schon so viel für die dramatische Kunst gethan; sie haben ihr den Bettelstab abgenommen, mit dem sie durch Deutschland wanderte, in Palästen ihr eine Heimath gegeben, sie werden das Größte für diese Kunst thun, sie werden ihr mit vertrauensvoller Achtung einen Platz unter den akademischen Künsten anweisen, und ihre Jünger mit der ernsten Forderung ehren: durch strenge gewissenhafte Studien sich zur Erfüllung ihres erhabenen Berufes fähig zu machen —, ein Spiegel des Ebenbildes Gottes zu sein."

Die hier zum erstenmale ausgestreuten Gedankenkeime sollten bald Blüthen ansetzen und Früchte tragen. Alexander v. Humboldt forderte Devrient auf, gründlichere Untersuchungen über den damaligen Zustand der Schauspielkunst zu veröffentlichen. In einer selbständigen, diesem Gönner gewidmeten Schrift „Ueber Theaterschulen" kehrt Devrient zu jenem in den Pariser Briefen und in beiläufigen Andeutungen behandelten Thema zurück, erörtert er 1840 die theoretischen Aufgaben, die praktischen Vorschläge zur Begründung solcher Anstalten in einem wohlerwogenen, seither viel nachgeahmtem Programm. In Berlin fanden diese Anregungen Devrients indessen dazumal nicht den rechten Wiederhall. Auch ein von ihm ins Leben gerufener Schauspielerverein, dessen Mitglieder einander durch Uebungen, Kritiken, Kontroversen u. s. w. weiter bilden sollten, nahm keinen besonderen Aufschwung.

Auswärts war man dagegen auf den fähigen eifrigen Mann aufmerksam geworden, und berief ihn 1844 als Oberregisseur an die sächsische Hofbühne. Zwei Jahre hindurch bewährte er seinen Beruf zu einer der

artigen Stellung. Er brachte nicht nur Shakespeare und Goethe, Molière und Schiller zu gebührender Geltung. Er kam Neulingen, u. A. dem dazumal noch völlig namenlosen, seinen Weg unsicher suchenden Otto Ludwig mit einem Wohlwollen, einer Liebe und Treue entgegen, die unvergessen bleiben sollen, wie von dem Dichter der Makkabäer, so auch von allen Freunden seiner Art und Kunst. Er ging endlich oder vielmehr erstlich als Befehlshaber der Schauspielertruppe so streng und tapfer ins Zeug, daß er in kürzester Zeit Händel bekam, mit dem ungeberdigen Heldenspieler, einem Hätschelhans der Dresdener, und noch mehr der Dresdenerinnen, der zufällig der leibliche Bruder des Oberregisseurs war: — Emil Devrient. In der engsten Familie stieß er auf den Todfeind alles künstlerischen Gemeingeistes, den er bis an das Ende seiner Tage bekämpfen mußte. Noch der Schlußband der Geschichte der deutschen Schauspielkunst trägt den vorwurfsvollen Untertitel: — „Das Virtuosenthum".

## III.

In Dresden war der Zwiespalt nicht anders zu schlichten, als durch Eduards Verzicht auf Rechte und Pflichten des Regisseurs. Seine Beschäftigung im Charakterfach ließ ihm Muße genug, auf Grund seiner Forschungen und Erlebnisse 1848 mit den ersten drei Bänden seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst hervorzutreten. Kein ungelehrtes Buch und doch ein Buch, wie es niemals ein Fachgelehrter, sondern nur ein Theatermensch fertig bringen konnte, dessen eigene Biographie und Familiengeschichte ein Stück Theatergeschichte war. Eine Schöpfung von durchaus achtunggebietendem Charakter, weil sie nirgends den Charakter ihres durchaus achtunggebietenden Schöpfers verleugnet. Eine Generalbeichte über Vergangenheit und Gegenwart des deutschen Theaters, in der absichtslos und doch unverkennbar die Persönlichkeit des Bekenners in ihren geheimsten Eigenheiten, Neigungen und Abneigungen sich offenbart. Er schreibt „im Interesse seiner Kunst und seines Standes und weiß, daß ihnen eine geschminkte Geschichte nichts nützen könnte". Helden und Dulder, Siege und Niederlagen der deutschen Bühne schildert er liebevoll und eifervoll. Und als Kampfrichter verkündigt er seine Urtheile, an denen der Moralist und Menschenfreund so viel Theil hat wie der Kunstfreund.

Mit dem jungen Schiller betrachtet er die Schaubühne vornehmlich als moralische Anstalt. Auf die kürzeste Formel gebracht, erscheint ihm die Sendung jeder echten Nationalbühne in dem Kaiserwort, mit dem Joseph II. die Aufgabe des neugegründeten Burgtheaters umschrieb: es solle keine andere Bestimmung haben, als zur Verbreitung des guten Geschmackes und zur Veredelung der Sitten zu wirken. Seine höchste Kunstweisheit begegnet sich mit der alten Hanswurst-Weisheit Stranitzkys: das Theater ist so heilig wie der Altar und die Probe wie die Sakristei. Alle standes-, alle theaterfremden Führer verwirft er deßhalb mit dem Folgesatze: „Der Regieplatz im Prosenium der Bühne ist der Mittelpunkt der Theaterdirektion, von dort aus, nicht vom Bureau, ist Leben und Ausbildung des Theaters bis zu dem Glanze gediehen, den es beim Wechsel des Jahrhunderts zeigte." Die Lieblinge seines Herzens, die geborenen Prinzipale, sind Wundermänner, wie Shakespeare und Molière, die zugleich Darsteller, Dichter und Direktoren waren. Es geht wie eine halbverhaltene Klage durch Devrients Geschichte der deutschen Schauspielkunst, daß es dem heimischen Theater nicht so gut werden sollte. Die Klassiker waren keine Schauspieler. Schröder und Iffland waren keine Dramatiker ersten Ranges. Und nur ein Volksdramatiker von Bedeutung kam als Darsteller heraus: Raimund. Manches Grundübel unsres Theaterwesens führt Devrient auf diese Gegensätze zurück: er nennt das gelehrte Drama ein Kunstprodukt geistiger Bildung, und verhehlt seine Vorliebe nicht für das volksthümliche Schauspiel, das Erzeugniß eines natürlichen Kunsttriebes. Allein dieser Kunsttrieb muß nach Devrients Forderung geschützt und gestützt werden, wenn er sich gedeihlich entwickeln soll: „Der Verlauf der Theatergeschichte stellt es zur Genüge heraus, daß kein Theater, welches ausschließlich vom Geschmack des Publikums abhängig ist, sich unverrückt in der edlen Richtung zu erhalten vermag." „Ueberall spricht die Maßregel der Verpachtung dem Kunstgeist das Todesurtheil."

Die Kraft dieser Beweisführung verfehlte ihres Eindruckes an maßgebender Stelle nicht. Im Jahre 1848 forderte der preußische Kultusminister v. Ladenberg den Geschichtsschreiber der deutschen Schauspielkunst auf, ihm seine Ansichten mitzutheilen, welche Gestaltung dem Theater zu geben sei, um es, zu einem gedeihlichen Wirken, in Uebereinstimmung mit den übrigen Künsten zu setzen. Eduard Devrient willfahrte diesem Wunsche in der 1849 bei J. J. Weber in Leipzig veröffentlichten Schrift: Das Nationaltheater des neuen Deutschlands.

„Alles, was die Menschheit bilden und veredeln soll," so verkündigt das Reformprojekt, „muß vom Staate gestützt, vom bloßen Erwerbe unabhängig gemacht werden; das gilt von der Kunst, wie von der Schule und Kirche." „Kein Zweifel also, daß die Staatsregierung selbst die Schaubühnen des ganzen Landes unter ihre Oberleitung nehmen muß." „Auch muß durch diese einzige Maßregel: die Bühne zur Staatsanstalt zu erklären, unausbleiblich ihre ganze Beschaffenheit sich verwandeln."

Friedrich Wilhelm IV. war von Ladenberg für diese Reform gewonnen worden; die Subvention der Hofbühnen sollte von der Zivilliste auf den Etat des Kultusministeriums überwiesen, eine alle Künste umfassende Akademie errichtet, im Sommer 1849 ein Kreis von Künstlern und Fachkennern zur Berathung der Entwürfe nach Berlin berufen werden. Der Sturz Ladenbergs bereitete all diesen Plänen ein jähes Ende. Das Ministerium Manteuffel legte das ganze schätzbare Material ad acta.

Im neuen Reich herrscht Theaterfreiheit, im wesentlichen nach den Vorschriften der Gewerbe-Ordnung. Eduard Devrients Reformideen sind damit so gründlich beseitigt, daß jede Kritik — zu spät kommt. Als Zeiturkunde verdienen sie gleichwohl Beachtung. Und vielleicht nicht bloß als Zeiturkunde. So mancher entscheidende Kernsatz ist heute so beherzigenswerth wie 1849: z. B. das auf die Privatbühnen gemünzte Postulat: „man darf das Theater nicht länger als eine bloße Vergnügungs- und Industrie-Anstalt betrachten." Oder die den meisten unsrer heutigen Hofbühnen ins Stammbuch zu schreibenden Worte: „Wir sehen alle so reich dotirten Hoftheater in unausgesetzter ängstlicher Bemühung um die Einnahme. Der Zuschuß aus Staatsmitteln scheint seinen eigentlichen Zweck: die Kunst unabhängig zu machen, gar nicht zu erfüllen; er hat die Kassenverlegenheit nur auf größere Zahlenverhältnisse gebracht, hat den vornehmen Hofbühnen dieselbe plebejische industrielle Richtung der Privatunternehmungen gegeben. In stetem Kreislaufe von hazardirten Ausgaben

und kleinlicher Rath, sie wieder zu decken, erinnert man sich kaum, zu welchem höheren Zweck sie eigentlich in Bewegung gesetzt werden? Das Mittel ist zum Zweck geworden und der Zweck — die Kunst — zum Mittel; das Theater scheint lediglich eine Anstalt zum Geldumsatz zu sein."

Drei Jahre, nachdem Devrient diese Rügen hatte ausgehen lassen, wurde der 51jährige durch eine Anfrage des ihm völlig unbekannten badischen Gesandten in Berlin, Baron v. Meysenbug, überrascht, ob er geneigt sein würde, die gesammte Leitung des Karlsruher Hoftheaters sowohl in künstlerischer als in administrativer Beziehung zu übernehmen? Devrient hatte zunächst allerlei Bedenken. Würde man ihm in der bisher als Hofamt geltenden Stellung die unerläßliche persönliche und materielle Unabhängigkeit zubilligen? Der Briefwechsel mit dem Staatsminister v. Rüdt und dem Intendanten der Hofdomänen v. Kettner brachte ihm in dieser Beziehung ausgiebige Beruhigung. Aber noch zauderte er. Und seine Sorgen wuchsen, als er bei einem Besuch in Karlsruhe die Verwahrlosung der dortigen Theaterzustände in nächster Nähe kennen lernte. Inmitten solcher Zweifel wurde er vom Prinz-Regenten — dem gegenwärtigen Großherzog — zur Audienz beschieden. Den Verlauf dieser Begegnung hat Eduard Devrient gleich dazumal in einem Brief an seine Frau beschrieben, den *Eugen Kilian* 1893 in seinen „Beiträgen zur Geschichte des Karlsruher Hoftheaters unter Eduard Devrient" mittheilen durfte:

„Abends 6 Uhr. Dieser Brief bekommt schließlich noch ein ganz anderes Gesicht; Du wirst denken, ich habe meine Natur verändert und sei eine Windfahne geworden. Kannst Du Dir denken, daß ich von einem Prinzen entzückt bin? und siehe da: ich bin es und bekenne mich dazu! Heut' früh kam noch ein Lakai, mich zum Regenten zu laden und um 10 Uhr fuhr ich hin.

Was ist das für ein schöner junger Mann, von männlichen Zügen und rosiger Farbe und von den schönsten hellen, blauen, treuen Augen. Seine Freundlichkeit hat etwas herzliches, seine auffallende Bescheidenheit doch so viel Haltung! Er ist ohne alle die Prätension, die so bevorzugten Stellungen eigen zu sein pflegt, alles gesund und durch und durch vertrauenerweckend. Er wußte nicht genug von seiner Dankbarkeit zu sagen, daß ich gekommen sei, um ihn bei der schwierigen Aufgabe mit Rath und That zu unterstützen. Du kannst Dir denken, daß ich frei vom Herzen weg sprach, ihm sagte: daß meine jetzige Stellung in Dresden aufzugeben, es durchaus keinen anderen Beweggrund für mich geben könne, als die Aussicht, an einer anderen Stelle mit Zuverlässigkeit das ausrichten zu können, was ich in Dresden begonnen und was ich fortzuführen dort gehindert worden sei: meine Ueberzeugung von der Bestimmung der dramatischen Kunst wirksam ins Leben treten zu lassen. Bloß ein Theater zu errichten und zu führen, wie deren rundum in Deutschland beständen, um ein zerstreuungssüchtiges Publikum zu unterhalten, dazu fühlte ich nicht den geringsten Beruf in mir; ich könnte die aufopfernde Arbeit und die schwere Verantwortung einer Direktion nur da übernehmen, wo mir die bestimmte Aufgabe und die dazu nöthige Vollzugsgewalt verliehen würde: *durch die edle Richtung dieser Kunstanstalt* — natürlich ohne pedantische Ausschließlichkeit — *auf Veredelung des Publikums zu wirken.*

Der Prinz-Regent hatte mir mit leuchtenden Augen zugehört, reichte mir jetzt die Hand, drückte die meine ganz herzhaft und sagte, wie sehr es ihn freue, diese Aeußerungen von mir zu hören. Es sei sein dringender Wunsch: das Hoftheater in die Reihe der Kulturanstalten des Landes zu stellen. Er habe die geringe Meinung nie getheilt, daß das Theater nur zur Unterhaltung bestimmt sei, und wenn ich die Ausführung meiner Intention unternehmen wolle, *so werde ich an ihm einen zuverlässigen Verbündeten haben.*

Ich erwiderte ihm gerührt, daß er mit diesen Worten mir den lebhaftesten Unternehmungsmuth einflöße.

„Wenn nur nicht," erwiderte er, „die besonderen hier obwaltenden Schwierigkeiten mir den Muth wieder nehmen werden." „Ich habe mich bereits von den Zuständen so ziemlich unterrichtet," entgegnete ich, worauf er sagte, die inneren Verhältnisse möchten sich mir doch wohl nicht so deutlich dargelegt haben, als er sich verpflichtet fühle, mich zu unterrichten; weil er nicht wünsche, daß ich mich darüber täusche. Es sei eine solche Desorganisation im Geschäftsgange, unter ungeeigneten Vorständen, eingerissen, im Personal eine solche Indisciplin, daß die Aufstellung des Dienstrepertoirs und die Vertheilung der Rollen von den Interessenten im Bierhause vorgenommen worden sei. Dieser Zustand habe seinen Grund natürlich zunächst in der Person des letzten Intendanten gehabt, der zwar ein Ehrenmann, aber für diese Stellung ganz ungeeignet gewesen; ein anderer Grund liege aber in der Gewohnheit der Höfe: das Theater zum Terrain für zahllose Protektionen und Einmischungen zu machen, was alle Autorität vernichten müsse. *Er gäbe mir aber hiemit die Zusicherung, daß ich die Direktion ohne alle Einmischung führen und auch vor seiner eigenen ganz sicher sein solle.*

Diese letztere Zusicherung geziemendermaßen ablehnend, nahm ich die erste mit starker Betonung an. Ich hob hervor, daß die große Güte und Gnade der Höfe, welche sich seit Einsetzung der Hoftheater den Künstlern zugewandt, unläugbaren Antheil an der Schwächung des Gemeingeistes und der Disciplin gehabt, daß das Theater einer starken Direktion bedürfe, gegen deren Bestimmung auch nicht der kleinste Schlupfwinkel offen bleiben dürfe.

Der Prinz wiederholte seine Zusicherung, bat mich, jederzeit aufrichtig und unumwunden mit ihm zu sprechen und versicherte, meine unmittelbaren Vorträge gern annehmen zu wollen."

So schied Devrient nach einer Audienz, die weit über eine Stunde gewährt hatte, „gefangen von zwei blauen Augen". Auf der Rückreise verweilte Devrient einen Tag bei Freytag in Siebleben. Auch dieser treubewährte Freund rieth, anzunehmen. „Folgen Sie Ihrem Beruf! Aber eines thun Sie mir zuliebe: denken Sie nicht zu gut von den Menschen und seien Sie Despot!"

Devrient legte sich das ernste Wort des sonst so milden, schalkhaften Dichters nach seiner Gemüthsart zurecht: er bedrückte seine Leute nicht als Tyrann, er hob sie zu sich empor.

## IV.

Aus Pflichtgefühl hatte Devrient die Berufung nach Karlsruhe angenommen, aus Pflichtgefühl seine lebenslängliche Anstellung in Dresden, und, was mehr bedeutet, die eigene Bühnenwirksamkeit für immer aufgegeben. Unbeirrt durch Zweifel und Fragen wohlmeinender Warner, ob es denn auch lohne, so große Opfer für das damals noch recht kleinstädtische Karlsruhe zu bringen, sagte er sich: „Für den Rest meines

Lebens muß die schwerste Arbeit übernommen werden." In Dresden und Berlin waren seine reinen künstlerischen Absichten an dem Widerstand der Berufsgenossen und der Gleichgültigkeit der Mächtigen gescheitert. Deßhalb griff er entschieden zu, als ihm in Karlsruhe vergönnt schien, „das Ziel seiner Jugendbegeisterung zu erreichen" und „zu beweisen, daß eine auf das Ideal gerichtete konsequente Theaterführung möglich sei, selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen".

Gleich der Beginn seiner Amtsführung gestaltete sich heikel. Das alte Karlsruher Hoftheater war 1847 niedergebrannt. Die fünf folgenden Jahre mußte auf einer Interimsbühne, in der Orangerie, gespielt werden. Die Eröffnung des neuen Schauspielhauses — Mai 1853 — fiel ungefähr mit Devrients Ernennung zusammen, der, nun auch im buchstäblichen Wortsinne, ein vollkommen neues Theater von Grund aus neu einzurichten hatte. Als kluger Wirth verstand er mit bescheidenen Mitteln auszukommen, und vorzusorgen. Nicht minder bedächtig wußte er seinen künstlerischen Haushalt zu bestellen. Wohl war das Personal gelichtet. Gute Kräfte widerstanden selten den lockenden Anträgen besser zahlender größerer Bühnen. Das an bequeme, seichte Unterhaltungen gewöhnte Publikum kam Devrients „Intentionen" (nach seinen eigenen Aufzeichnungen) anfangs „unvorbereitet, ja feindlich gestimmt" entgegen.

Unbekümmert um all diese Widerwärtigkeiten, blieb der neue Mann guten Muthes. Schritt für Schritt ging er seines Weges. Den Schauspielern gab er nicht nur neue, auf große Muster, Eckhof, Schröder, Iffland, Goethe, Immermann zurückgehende Dienstregeln: er war selbst in Kunst und Leben ihr wirksamstes Beispiel. Als Lehrer unermüdlich, probte er mit jedem Einzelnen: einem (späterhin als Heldenspieler des Burgtheaters vielberufenen) Anfänger, Fritz Krastel, gab er persönlich Unterricht, unablässig auf Einfachheit bedacht. „Um seinen Schülern gleich von vornherein das Deklamiren abzugewöhnen", so berichtet Krastel, „ließ er sie die Goethe'schen Werther-Briefe auswendig lernen. Diese mußten dann in möglichst natürlichem Tone recitirt werden und das ist schwer, sehr schwer, aber er riß damit dem übertriebenen Kothurn Sohlen und Absätze weg."

Wer den Einzelnen so liebreich erzieht, läßt die Pflege des Zusammenspiels nicht außer acht. „Die Proben," so verbürgt Gustav Freytag, der oft und gerne im Karlsruher Hoftheater einsprach, „von der ersten Leseprobe, der Devrient nicht selten bei schwierigen Aufgaben eine Vorlesung des ganzen Stückes vorausschickte, durch die möglichst früh abzuhaltenden Einrichtungsproben hindurch, die das Rollenstudium wesentlich unterstützten, bis zu den drei bis vier Hauptproben, denen er, wie der Feldherr vor der Schlachtlinie stehend, mit eingreifenden Winken und Bemerkungen folgte, leitete er fast immer selbst mit Beihülfe des Regisseurs. Um die Prüfung der Abendwirkung zu machen, setzte sich der Direktor zur letzten Probe in eine Loge des Zuschauerraumes, und vermerkte hier auf ein Blatt, das der Coulissenwitz mit dem Titel Sündenregister oder Lasterbogen bezeichnete, die noch auffälligen Mängel der Aufführung, die er dann jedesmal nach dem Akte den Betreffenden einzeln mittheilte, wie er denn überhaupt vermied, den künstlerischen Stolz durch lauten Tadel vor Anderen zu kränken, und wie er auch die widersprechende Ansicht über Auffassungen, wenn er sie nicht zur seinigen überführen konnte, nicht zu erzwingen versuchte."

Dieser Sorgfalt und Verläßlichkeit vertrauten begreiflicherweise bedeutende Bühnendichter gern ihre neuen Stücke an: Karlsruhe hat „Die Journalisten" zur allerersten Aufführung gebracht (2. Januar 1853). Und nicht nur bewährten Freunden und Autoren, wie Freytag und Ludwig, kam Devrients bestes Können zugute. Er bahnte Neulingen, wie Albert Lindner, mit dessen „Brutus und Collatinus", den Weg zur Bühne. Und er nahm sich der überall abgewiesenen „Maria Stuart in Schottland" von einem vermeintlichen Herrn v. Eschenbach 1861 mit solchem Eifer an, daß Marie Ebner, die er — nach der erfolgreichen ersten Vorstellung ihres Jugendwerkes — in der Kommission für den Schillerpreis in Vorschlag gebracht hatte, mit Fug und Recht ein Dutzend Jahre später den ersten Band ihrer Erzählungen „dem verehrten Freund Eduard Devrient" widmete.

Wer die Mitlebenden so wirksam fördert, hütet das Vermächtniß der großen Todten. Wie fleißig Eduard Devrient auch in dieser Beziehung war, zeigt die Statistik seines Repertoirs, die Dr. Eugen Kilian in seinen obenerwähnten „Beiträgen zur Geschichte des Karlsruher Hoftheaters unter Eduard Devrient" mittheilt; das belegen auf das rühmlichste die Zeugnisse von Wilhelm Koffka, G. Wendt und G. Freytag. Neben so viel Licht kann nicht jeder Schatten fehlen: darunter verstehen wir nicht etwa Richard Wagners heftige Streitschriften und „Zensuren", sondern manche fragwürdige Bearbeitung Shakespeares, die übermäßige Bevorzugung der Birch-Pfeiffer und die schon von Kilian unliebsam bemerkte Vernachlässigung Grillparzers. In der Oper ist Devrients Regiment ebenso bedeutsam durch das, was er zu neuer Geltung brachte: allen voran Gluck, als durch sein beharrliches Fernhalten von Gounods „Faust" und Offenbachs sämmtlichen Operetten.

Angesichts dieser Fülle von Arbeit, von gesegneter, ehrlicher Künstlerarbeit, überkam den 72jährigen, als er im Ruhestande, im Schlußbande seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst, seiner Karlsruher Theaterleitung zu gedenken hatte, ein Gefühl warmen Dankes vor allem für den Großherzog, dessen Fürstenwort ihm vollen Spielraum gewährt und dessen nie getrübtes Vertrauen ihn jederzeit gekräftet und gestärkt hatte. Des eigenen Verdienstes erwähnte er kaum mit einer Silbe:

„Zum Glück fand die gewaltige Aufgabe", so fährt er fort, „ein neues Theater aus lauter zertrümmerten Zuständen zu erbauen, einen unschätzbaren Vortheil gerade in dieser Schwierigkeit. Wo alles neu werden muß, braucht man altes nicht zu schonen, nicht in den Neubau wieder einzuschleppen. Das ganze Kunstleben mit allem Zubehör konnte nach einer einigen Ueberzeugung übereinstimmend hergestellt, die künstlerische Praxis nach neuen Dienstregeln eingeführt, sämmtliche Stücke des Repertoires nach einem Sinne neu eingerichtet, und studirt werden. Die vergangenen Unglücksjahre konnten so zum Glück für Karlsruhe ausschlagen und eine Einheitlichkeit des Geistes in den Darstellungen rasch herbeiführen, die unter gewöhnlichen Umständen die längste Zeit gebraucht hätte. Und wieder bewahrheitete sich hier, was Immermann von seinem Kunstpersonal in Düsseldorf aussagte. Auch die auf mancherlei falsche Bahnen gerathenen Karlsruher Schauspieler wurden sogleich wieder andere Wesen, sobald würdige Aufgaben, gemeinsame Anstrengungen für edle Ziele ihnen zugemuthet wurden. Ein reinigender Luftstrom war es, den der frische fröhliche Arbeitstrieb in der durch neue Kräfte ergänzten Kunstgenossenschaft erzeugte, und sie in Achtung und Vertrauen um ihren Führer sammelte. Der

nichts als der Erste unter Gleichen sein, des Amtes des Komödiantenmeisters der alten Zeit warten wollte."

Von diesem Komödiantenmeister wollen — und sollen wir (wie uns glaubwürdige Gewährsmänner versichern) noch mehr hören. Schon Freytag hat den Wunsch geäußert, Eduard Devrients Regiebücher, alle technischen und praktischen Aufzeichnungen des auch in seinen Schreibgeschäften peinlich genauen Dramaturgen der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht zu sehen. Proben seines Briefwechsels mit Mendelssohn, Otto Ludwig, Rietschel, Marschner (dem er das Textbuch zu Hans Heiling geliefert), Marie Ebner u. A. sind im Lauf der Jahre bekannt geworden. Seine Korrespondenz mit Gustav Freytag hoffen wir nächstens in Westermanns Monatsheften zu lesen.

Aus dem Begleitbriefe, den Otto Devrient dem Bericht seines Vaters über seine Berufung nach Karlsruhe (in Kilians Denkschrift) voranschickt, erfuhren wir aber, daß dieses Prachtstück nur ein Fragment aus druckreifen Handschriften, die tagebuchartig sein ganzes inhaltreiches Leben voll Müh' und Arbeit wiedergeben. Ueber dem Vorhaben, diese Denkwürdigkeiten des Vaters — drei Bücher: die Jugend in Berlin; das Mannesalter in Dresden; die letzten Jahre in Karlsruhe — zu sichten und zu veröffentlichen, ist Otto Devrient weggestorben. Der Enkel des verehrten Mannes, Dr. H. Devrient in Weimar, beschenkt uns aber in hoffentlich nicht allzuferner Zeit mit dem Lebensbilde Eduard Devrients. Man wird da nach und neben dem bisher bekannten ernst und hoch strebenden, mit Vorliebe pathetische Töne anschlagenden Autor der Reformschriften und Theatergeschichten einen gemüthvollen, humoristischen Hausvater kennen und lieben lernen, der für seine treffliche Frau, mit der er 1874 die goldene Hochzeit feiern durfte, ein ganz eigenes „kleines Taschenherz" reservirte.

Die deutschen Schauspieler sind nicht besonders verschwenderisch mit Denkmalen für die wenigen ganz echten unter ihren Genossen: selbst Eckhof und Schröder müssen sich mit Hermen und Standbildern an halbversteckten Stellen bescheiden. Dem Geschichtsschreiber der deutschen Schauspielkunst würde vielleicht eine Büste auf freiem, offenem Marktplatz gebühren. Lebendiger als jedes Monument aus Erz und Stein wird indessen jederzeit sein lebendiges Wort für ihn zeugen: nicht zuletzt seine Selbstbiographie, die sich voraussichtlich neben Schröders Briefen und Tagebüchern mit Ehren zu behaupten vermag.

---

## Hallali.

Von Dr. v. Freydorf (Lörrach).

Hallali lautet ein bei der Parforcejagd in bestimmtem Augenblick gebrauchter Ausruf. Sodann wird auch die durch den Ausruf bezeichnete Scene selbst als „Hallali" bezeichnet.

Das Wort Hallali gilt gemeinhin für französisch. An sich ist es unerklärt. Man schlug schon vor die unmögliche Ableitung „hal là lit!" — „hal da liegt er!" —, der zum Hallali gebrachte Hirsch nämlich. (Vergl. Monatshefte des Allg. Jagdschutzvereins vom 10. Mai 1899 S. 231.) Mehr zu vermuthen ist indeß außerfranzösischer Ursprung.

Der Adel, der die Parforcejagd als Standesmonopol ausübte, war, auch in Frankreich meist, germanischer (fränkischer oder normännischer) Herkunft. Auch andere Fachausdrücke der Parforcejagd, so die Zurufe „Tocht Tocht" (Winckell, Handbuch für Jagdliebhaber Bd. 1, S. 122), „Hourvarit" (bei todter Spur), „Taiaut!" (beim Erblicken des Jagdhirsches) klingen jedenfalls unfranzösisch.

Noch rauheren Anstrich und keineswegs die Marke hofmännischer Erfindung zeigen einzelne weitere Gebräuche dieser Jagdart. (Strafe des Blattes u. a.)

In der „Hallali" genannten Scene stellt sich der Mittelpunkt der Parforcejagd dar. Der verfolgte Hirsch ist des Fliehens müde, hat sich zum Kampf mit der Meute „gestellt", ihn umgeben die herankommenden Reiter unter „Juchen" und entsprechendem, den Wasser- oder Landkampf ankündigenden Fanfaren. (Wasserfanfare oder Fanfare à la vue.) Man wartet so die Ankunft des Jagdherrn ab. Der Jagdherr selbst gibt nun dem Hirsch den „Fang". Ein Anderer dürfte, ohne besondere Vollmacht, wie solche hier und da als Ehre verliehen wird, den Hirsch nicht tödten.

Die Feierlichkeit dieses Moments wird dadurch bezeichnet, daß die umstehende Jagdgesellschaft den Fangstoß des Jagdherrn — beim Wasserhallali den entsprechenden tödlichen Stirnschuß — mit dem allseitig unter Handerheben und Waffenzücken aufgenommenen Rufe Hallali! begleitet. Wer die Waffe nicht zückt, die Rechte nicht enthandschuht, wird bestraft.

Auf das Hallali folgt dann die „Curée", d. h. das Zerwirken des Hirsches auf der Stelle. Den zuerst abgelösten rechten Lauf (Winckell a. a. O., S. 132) erhält der Jagdherr. Ein Nachspiel, ein Hundehallali, bildet das Necken der dürstenden Meute und deren endliche Zulassung zu den ihr überlassenen Theilen des Schmauses.

Das Wort Hallali ertönt in keinem anderen Augenblick der hohen oder niederen Jagd, auch bei keiner anderen Scene der Parforcejagd. Daß auf unsrer Opernbühne z. B. jeder grüne Rock mit „Hallali" erscheinen kann, entspringt musikalischem Bedürfniß und hat keinerlei urkundlichen Werth. Im Walde würde ein Halliruf an unrechter Stelle in recht wenig romantischer Weise (Strafe des Blattes) geahndet worden sein. (Vergl. a. Winckell a. a. O., S. 131, 99.)

Soviel zur Berichtigung etwa verschwommener Begriffe vom „Hallali".

Die Orthographie anlangend, erscheint das Wort, wenn deutsch gedruckt, im allgemeinen als „hallali", wenn französisch als „halali". (Vergl. Winckell a. a. O., S. 131 und die Fanfare im Notendruck Nr. 8, S. 134/135.) Wir halten uns an die erstere, auch dem Lautklang mehr entsprechende Schreibweise.

* * *

Man könnte sich damit zufrieden geben, hallali als freiformulirten Naturlaut, etwa wie „Hallo!" aufzufassen, ertönte nicht, an entferntester Stelle, aus den Tiefen deutscher Kulturgeschichte, ein merkwürdiger Ruf, lautlich wie sachlich unmittelbar daran gemahnend. In Westfalen und den Rheinlanden schreibt sich nämlich „Heilall! Heilalle!" die deutschrechtlich formelhafte Vokabel der einst weitverbreiteten sogenannten Gerüftesitte.

Zugänglich wurden uns vorläufig folgende Angaben: Petersen, Forschungen zur deutschen Geschichte, Band VII, S. 292, registrirt das Gerüfte „Heilalle" aus Hessen, dem Rheingebiet und der Westerau. Grimm, Rechtsalterthümer 2. Aufl., S. 877, citirt „heilalle geschrete" aus einer Urkunde von 1303 bei Senkenberg Cod. jur. Germ. I., 2. 4. „hetlalgeschrei" in einem Kasseler Statut von 1384: „sie schruen io heil alle" aus Diut, I, 410. „heilalgeschrei" als in den Weisthümern mit Zetergeschrei und Mordgeschrei gleichbedeutend gebraucht. Brunner, Rechtsgeschichte II, S. 482 A., 9 bezeugt gleiches.

Hier ein Wort über das heute völlig vergessene „Gerüfte". Es bedeutet im allgemeinen das zur Abwehr feindlichen Ueberfalls, zur Verfolgung eines Verbrechers auf der That, und zu anderen, fest umgrenzten Zwecken, die Wehrpflichtigen herbei- und zusammenrufende, formelhaft ausgeprägte Wort. In verschiedenen Gegenden lautete es verschieden. Den Rechtshistorikern noch bekannt ist das sächsische Gerüftewort „Jubute". (Vergl. auch d. Verf. Aufsatz: Zwanzig deutsche Schreibwahrzeichen und der Gerüftestaat in der Zeitschrift für Kulturgeschichte, August

1901.) Das Recht des Gerüftes war streng. Wer das in der sanktionirten Formel ausgeschrieene Gerüfte „versitzt", d. h. als Verpflichteter nicht am Platze erscheint, wird in den Weisthümern mit erheblichen Strafen bedroht. Als örtliche Rechtsregister bestimmen sie bis in Einzelne, wie weit und wie lange ein wehrpflichtiger Mann, einmal aufgerufen, dem Gerüfte zu folgen, verpflichtet sei, ob nur bis zur Säuberung der Gemarkungsgrenze, ob bis an die hohe Straße u. s. f. Sie bestimmen die nöthige Bewaffnung, sowie umständlich, wem die Ausführung „unter dem Gerüfte" zukomme. Im allgemeinen ist dies der Gerichtsherr.

Das Hallali als Wort und Sitte darf aus mehreren Gründen auf dieses Heilall zurückgeführt werden.

Sprachlich ist, soweit der Nichtphilologe urtheilen kann, Heilall und Hallali dasselbe. Das Konsonantengerippe stimmt überein, die abweichende Schreibung der Vokale zu erklären, genügt schon die Französirung, der das Wort bei Niederschrift durch die ersten — französischen — Kodifikationen der Jagdwissenschaft unterworfen ward.

Auch fachlich ist eine nahe Verwandtschaft nicht zu verkennen. Das Gerüfte — Heilallgeschrei u. s. f. — rief zu bewaffneter Verfolgung eines bestimmten Verbrechers oder von dessen Spuren unter Leitung des Gerichtsherrn. Der Ruf Hallali bezeichnet — in ausschließlichem Gebrauch — den Höhepunkt der bewaffneten Verfolgung eines bestimmt individualisirten Stückes „Edelwild" unter dem persönlich vollziehenden Vortritt des Jagdherrn.

Was diese Personifikation des Hirsches anlangt, so liegt in ihr der Ausgangspunkt auch einer Anzahl der übrigen Regeln und Sitten dieser Jagdart. Die Spur des einmal designirten (aufgebrachten) Hirsches darf nicht verloren, verwischt, noch verlassen werden, sollte auch inzwischen bequem ein andres Wild sich bieten. (Auch die nachgerade im Vordergrunde dieses Sports stehende Hundedressur ging von diesem Erforderniß aus.)

Die Verwandtschaft der beiden unter Heilall und Hallali vor Augen tretenden Scenen fällt umsomehr ins Gewicht, als die Zutheilung der führenden und Hauptrolle — hier Gerichts-, dort Jagdherr — thatsächlich dieselbe Persönlichkeit trifft. Gerichtsherrlichkeit und Herrschaft der hohen Jagd lagen — wie schon die Einleitungsformeln der Weisthümer jeweils besagen — sehr regelmäßig in ein und derselben Hand.

Soviel vom Rufe Hallali selbst.

Als eine weitere, ausdrucksvolle und streng festgehaltene Sitte ist das obenerwähnte, den dem Hirsch zu gebenden Todesstoß begleitende allseitige Zücken des Hirschfängers, auch bei unbewaffnetem Uebungsritt durch Erheben und Enthandschuhen der Rechten noch in Erinnerung gehalten.

Das bloße Erheben beliebiger Hände an sich könnte als Ausdruck der Freude erklärt werden, die auf Unterlassung stehende Strafe (beim kgl. Reitinstitut Hannover noch 3 M.), etwa als Strafe der Theilnahmslosigkeit.

Doch hält diese Deutung nicht Stich. Bei der echten, bewaffneten Form der Parforcejagd ist Erheben der Hand gar nicht das Wesentliche, vielmehr wird hier neben dem Enthandschuhen der Rechten streng das Lüften des Hirschfängers verlangt, dies „mindestens zwei Finger breit." (Vgl. auch Winckell a. a. O.)

Diese Sitte erweckt ihrerseits Erinnerungen rechtsgeschichtlicher Art, zunächst unabhängig vom Gerüftewesen, wenn auch aus derselben Zeit.

Dem Kenner der Weisthümer ist vertraut die häufige Vorschrift, daß beim Vollzug von Todesurtheilen die Gerichtsgemeinde thätig mitzuwirken habe. Diese Mitwirkung hat sich meist verflüchtigt in mittelbare, theils bewaffnete, theils unbewaffnete Hülfe. Der Sinn dieses verbreiteten Herkommens tritt deutlich noch vor Augen z. B. beim Vollzug eines auf Erhängen lautenden Urtheils (vgl. auch Grimm Rechtsalterthümer, 3. Aufl. S. 683), wo die ganze Gerichtsgemeinde (einzeln oder nacheinander?) an dem Seil des zu Erhängenden zufassen muß.

Der nächstliegende Grund dieser Vollstreckungsförmlichkeit ist eine Vorsicht — in Zeiten der uneingedämmten, gesetzlich zum Theil gestatteten Blutrache wohl begreiflich. Auch bei gerechtester gerichtlicher Verurtheilung und Tödtung bleibt die Blutrache der gekränkten, unter den Zuschauern vielleicht schon aufmerkenden Gesippen zu befürchten.

Durch das Zufassen Mehrerer am aufgezogenen Seil und entsprechende Bethätigung bei anderen Todesarten wird die Verantwortung und damit die Blutrachegefahr seitens des Feindes gleichmäßig vertheilt. Man kann diese Vollziehungsart „Kollektivvollzug" nennen.

Dieser Kollektivvollzug ist mehr als bloße „Sitte" und hat seine Rechtsgründe, zu suchen sind solche namentlich in der Prozeßnorm der allgemeinen Dingpflicht und in dem Kreise der damit verbundenen Fiktionen. Hier genüge das oben Gesagte. Von Rechtssätzen ist nur der eine hier in Erinnerung zu bringen, daß die Thingpflicht zum Spruch wie zum Vollzug eine streng obligatorische und daß auch sie bewaffnet zu leisten war.

Die Hallali-Scene erinnert mithin an zwei Rechtsgebräuche zugleich: an das Gerüfte und an die Vollstreckung zu gesammter Hand (Kollektivvollstreckung). Dies Zusammentreffen könnte Zufall sein: — eine Scene des ordentlichen mittelalterlichen Verfahrens, in welcher Beides in gleicher Weise zusammenträfe, ist uns nicht bekannt. Unter gewöhnlichen Umständen bildet auch das Gerüfte nur die Einleitung, nicht den Abschluß des Verfahrens. Nur der Gebrauch der Sturmglocke als Armsünderglocke weicht davon ab.

Eine außergewöhnliche, zudem wie es scheint, früh verdrängte Form des mittelalterlichen Gerichtsverfahrens ist indeß, so verbreitet sie gewesen sein muß, noch so gut wie unbekannt. Es ist das sogenannte „Verfahren auf handhafte That". Weil es in einer gewissen Regellosigkeit sich zu verlieren scheint, befassen sich die Rechtsgeschichten damit gewöhnlich nur vorübergehend; — doch wohl mit Unrecht. Denn was wir davon wissen, läßt auf formale Strenge sehr wohl schließen, möchten auch die Formalien nicht in schriftlichem Verfahren und Protokoll, sondern in anderem, zeremonialem Zubehör bestehen. Dieses außerordentliche Verfahren wird auch schlechthin als „Verfahren auf Gerüfte", „unter dem Gerüfte" bezeichnet.

Nicht ausgeschlossen ist — und es wird bei näherer Prüfung selbst wahrscheinlich, daß das Bild dieses Verfahrens in der Hallali-Scene uns mehr oder minder fragmentarisch erhalten ist, sei's als ritterliches Spiel, als Reminiscenz oder als Uebung für den Nachwuchs des gerichtsherrlichen Berufsstandes und für den seltener mehr beanspruchten Gerichts- und Jagdherrn selbst.

Das Nähere hat die Sonderforschung an Hand der uns nicht zugänglichen Urkunden zu ermitteln. Als bleibender Schluß darf so viel hier ausgesprochen werden, daß im „Hallali" das alte rheinische Gerüfte, und daß in dem obligatorischen Waffenzücken ein Bild alten Kollektivvollzuges sich uns darbietet.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Der Feldzug Friedrichs d. Gr. in Böhmen bis zur Schlacht bei Prag. Von der Darstellung des Großen Generalstabes, Kriegsgeschichtliche Abtheilung II, über den „Siebenjährigen Krieg" (Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin) ist dem ersten Bande (Pirna und Lobositz) schnell der zweite Band „Prag" gefolgt. Dieser Band ist besonders geeignet, dem deutschen Volke König Friedrich den Großen als genialen Feldherrn vor Augen zu führen. In zwei lebensvoll geschriebenen Hauptabschnitten „Der Winter 1756/57" und der „Feldzug in Böhmen im Frühjahr 1757 und die Schlacht bei Prag" wird der Gang der Ereignisse nach der Schlacht bei Lobositz bis zur Schlacht bei Prag, die den Abschluß des ersten Zeitraumes des Feldzuges bildet, dargestellt. Die Betrachtungen, die an die Darstellung geknüpft werden, sind so werthvoll, daß wir einiges daraus unseren Lesern nachstehend mittheilen. So wird über die Feldzugspläne geschrieben: „Die militärische Lage, wie sie sich im Frühjahr 1757 auf Grund der allgemeinen politischen Verhält-

nisse gestattet hatte, wies den Gegnern Preußens die Initiative zu. Auch verschloß man sich in Wien dieser Erkenntniß nicht. Browne, Neipperg, Kaunitz, Kaiser Franz, sie alle betonen in ihren Entwürfen die Nothwendigkeit der Offensive. Der Staatskanzler insbesondere legt der frühzeitigen Eröffnung der Operationen großen Werth bei. Dank seinem Geschick hatte sich eine mächtige Koalition gegen Preußen zusammengefunden, aber er am wenigsten vergaß darüber, daß mit voller Sicherheit doch nur auf die eigenen Streitkräfte gezählt werden konnte. Kaiser Franz hebt nachdrücklich hervor, daß es vor allem auf eine Vernichtung der preußischen Kriegsmacht und einen Vorstoß gegen das Herz der Staaten König Friedrichs ankomme. Gemeinsam aber ist allen diesen Entwürfen die Auffassung, daß der König, umringt von Feinden, wie er ist, unbedingt zu einem vertheidigungsweisen Verhalten gezwungen sein wird. Nur der kaiserliche Oberfeldherr selbst, Prinz Karl von Lothringen, schließt umgekehrt aus dieser Lage des Königs, daß sie ihm eine frühzeitige Offensive gegen Oesterreich vorzuschreiben scheine, um sich diesem, seinem Hauptgegner, gegenüber zunächst Luft zu machen. Er folgert demgemäß, daß es gut sein werde, die Entscheidung hinauszuschieben und den König durch die Künste des Manöverkrieges zu ermüden. In den vielfachen Berathschlagungen, die in Wien über die zu ergreifenden Maßnahmen gepflogen wurden, ist dann bei der Vielheit der Stimmen, die sich bei der Kaiserin Gehör zu schaffen wußten, die ursprüngliche Auffassung des Prinzen Karl nicht durchgedrungen, und zugleich sind die anfänglichen offensiven Absichten unter dem Hemmniß schwieriger Verhandlungen mit den Bundesgenossen und der Langsamkeit der eigenen Kriegsvorbereitungen immer mehr in den Hintergrund getreten. Sie wurden auf einen günstigeren Zeitpunkt verschoben, und die österreichische Heeresleitung zog es schließlich vor, das Eingreifen der Bundesgenossen abzuwarten, statt diese in bewußter Initiative mit sich fortzureißen. Der begreifliche Wunsch, die mit großen Kosten angehäuften, bei der damaligen Kriegsführung so überaus wichtigen Magazine so lange als möglich aufzusparen und die Truppen in ihren Unterkunftsorten zu verpflegen, führte dann weiter dazu, sie auch dann noch in diesen zu belassen, als der Einbruch des Feindes sich bereits deutlich ankündigte. Das Fehlen eines leitenden klaren Gedankens, die fortgesetzte Unterordnung des zu erstrebenden Hauptziels unter die verschiedensten Nebenrücksichten haben die Aussichten auf Erfolg für das kaiserliche Heer von Anbeginn sehr herabgemindert. König Friedrich besaß den Oesterreichern gegenüber den Vortheil des in ihm verkörperten einheitlichen Willens. Die Klarheit und Stetigkeit, womit er ihn zum Ausdruck bringt, kennzeichnet den Unterschied zwischen seinen Entwürfen und denjenigen seiner Gegner. Zu einer Zeit, da diese sich schon in weitestgehenden Plänen bewegen, lehnt er es fortgesetzt ab, bestimmte Ansichten über den voraussichtlichen Verlauf der künftigen Operationen zu äußern. Er verzeichnet lediglich die eingehenden Nachrichten über die Absichten seiner Feinde, prüft sie auf ihren Werth und bestrebt sich, die eigenen Kräfte für den bevorstehenden Riesenkampf so hoch zu steigern, als es die Mittel des Staates nur irgend erlauben. Erst in der zweiten Hälfte des Monats März, als er über die feindlichen Absichten ein annähernd richtiges Bild gewonnen zu haben glaubt, faßt er bestimmte Entschlüsse hinsichtlich der Aufstellung seiner Streitkräfte. Die Ziele, die er sich vorsetzt, halten sich stets in den Grenzen des Möglichen, mit den vorhandenen Mitteln Erreichbaren, der leitende Gedanke aber wird, unbeeinflußt von der größeren oder geringeren Bedrohlichkeit der politischen Gesammtlage, der zweifelhaften Haltung der Verbündeten, den widersprechenden Nachrichten aus Wien, festgehalten. Es ist bis in den März hinein kein anderer, als die Gunst der mittleren Lage Sachsens nutzend, sich strategisch in der Vertheidigung zu halten und aus ihr zum entschlossenen taktischen Angriff vorzubrechen. Dem Wiedergewinn Sachsens, das wußte der König, würden die Anstrengungen Oesterreichs in erster Linie gelten. Er mußte sonach mit einem gemeinsamen Angriff der Oesterreicher, Reichstruppen und Franzosen auf dieses Land rechnen, und dieses Angriffs dachte er sich durch eine Operation auf der inneren Linie zu erwehren. Den Oesterreichern wäre es dann zugefallen, die Gebirge im nahen Bereich des preußischen Heeres zu überschreiten. Wurde dieses in starken, zu wechselseitiger Unterstützung bereiten Gruppen nördlich der böhmischen Grenzgebirge zusammengehalten, dann durfte der König hoffen, die hohe Schulung seines Heeres für die Angriffsschlacht in den Ebenen Sachsens voll zur Geltung bringen, der entscheidenden Thätigkeit seiner trefflichen Reiterei ein geeignetes Feld zuweisen zu können. Nach einer glücklichen Hauptschlacht denkt er, den Krieg nach Mähren zu tragen, in einer die österreichische Hauptstadt wirksam bedrohenden Richtung. Auf diesen Gedanken, den er schon in den Generalprinzipien ausspricht, kommt er mehrfach zurück, noch ganz zuletzt unmittelbar vor der Prager Schlacht. Nördlich des Erzgebirges und der Lausitzer Berge denkt sich der König auf die Lauer zu legen wie 1745 in Schlesien, und er hofft auf ein zweites Hohenfriedeberg. Nur wirksamer sollte es werden, nur vernichtender für den Feind, denn, so sagt er, „kommt der Feind, ich schlage ihm und kann nicht nachsetzen, so ist nur ein unnützes Blutbad, das nichts decidiret, und das muß nicht seino . . .“ Er will an einer Stelle stark sein, „damit man was rechtes decidiren kann“. Aus diesen Worten spricht nicht Sucht zum Bataillren, wie seine Verkleinerer sie ihm vorgeworfen haben, wohl aber echt kriegerischer Genius, der mit Leidenschaft der Schlachtenentscheidung zustrebt, der sie sucht in der vollen Erkenntniß von der Bedeutung des Sieges, der in dem „accabler à la fois“ der vereinigten Streitkräfte des Hauses Oesterreich zur Wirklichkeit werden sollte. Diesem Gedanken verleiht er weiteren Ausdruck, indem er sagt: „. . . . jede Bataille, so wir liefern, muß ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes werden.“ Es ist unmöglich, dem Vernichtungsgedanken klareren Ausdruck zu verleihen! Als der König dann seine rechte Flanke für absehbare Zeit gesichert weiß, als er die Möglichkeit sieht, die in Böhmen bestehenden Verpflegungsschwierigkeiten zu überwinden, und er nun die anfänglich beabsichtigte strategische Defensive in eine Offensive mit allen verfügbaren Kräften verwandeln kann, da ist es wiederum die Entscheidungsschlacht, der er alle Nebenrücksichten unterordnet, denn sie gibt ihm die Möglichkeit, den Hauptgegner abzuthun. In der Voraussetzung, daß die feindliche Hauptmacht hinter der Eger standhalten wird, will er seine gesammten Kräfte bei Leitmeritz zusammenfassen, um dem Feinde den Todesstoß zu geben.“ Die ganze Darstellung des Werkes zeichnet sich, wie aus den wiedergegebenen Stellen ersichtlich, durch klare Schreibweise aus. Nicht nur der Soldat und Geschichtsforscher, sondern alle Freunde der vaterländischen Geschichte werden von dem Werke mit hohem Interesse Kenntniß nehmen; die Lektüre desselben wird niemand unbefriedigt lassen.

wg. **Göttingen.** In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität habilitirte sich der bisherige Privatdozent für Physik an der Breslauer Universität Dr. Emil Base.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

J. Hafner und O. Weithardt: Das neue Dorf. Schauspiel. Linz, Wien, Leipzig, Oesterr. Verlagsanstalt. 115 S. — Dr. O. Doering: Des Augsburger Patriziers Philipp Hainhofer Reisen nach Innsbruck und Dresden. (Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Neuzeit. N. F., Bd. X.) Wien und Leipzig. Graeser u. Co. und Teubner 1901. M. 7.20. — F. Norikus: Die Organisation der Gesellschaft in Vergangenheit und Gegenwart. Stuttgart und Wien, Roth 1901. — Dr. E. Geuniges: Körners Zriny. (Die deutschen Klassiker, 19. Bdch.) 2 Theile (Text und Erläuterungen). Leipzig. Bredt 1901. — Chr. L. Poehlmann: Die Schule der Zukunft. Leipzig, in Komm. von Jordan u. Co. 19 S. — Dr. J. Heimberger: Das landesherrliche Abolitionsrecht. Leipzig, Deichert 1901. M. 2.80. — G. Worgitzky: Blüthengeheimnisse. Leipzig, Teubner 1901. M. 3. — K. Kraepelin: Naturstudien im Hause. 2. Aufl. Ebd. 1901. M. 3.20. — F. Salomon: William Pitt. 1. Bd., 1. Theil. Ebd. 1901. M. 4.80. — Das dritte Jahr. (Theorie und Praxis des Volksschulunterrichts. III.) 4. Aufl. Leipzig. Bredt 1901. — Grete Meisel-Heß: Generationen und ihre Bildner. Berlin, Edelheim 1901. M. 1.50. — Lady Dr. Blenaerhassel: Gabriele d'Annunzio. (Moderne Essays zur Kunst und Literatur, Heft 8/9.) Berlin, Gose u. Tetzlaff 1901. M. 0.50. — E. Fuchs und H. Kraemer: Die Karikatur der europäischen Völker. Lfg. 7 und 8. Berlin, Hofmann u. Co. — 30. Jahresbericht der Höheren Handelsschule zu Stuttgart. 1900/1901. — Nauticus. 1901. (Nauticus-Schriften, Bd. VI.) Berlin, Mittler u. Sohn 1901. M. 3.80. — E. Kloß: Wagner, wie er war und ward. Berlin, Elsner 1901. M. 1.

Jahrgang 1901. München, Montag, 12. August. Nummer 183.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

## Uebersicht.



## Lee und Vischer als Shakespeare-Forscher.

### I.

Im folgenden soll die Rede von zwei Werken sein, von denen jedes in seiner Besonderheit einen Gipfel des Erreichbaren darstellt, jedes von einem Manne geschrieben worden ist, der in der Sache ein gewichtiges Wort mitzusprechen hat. Beiden ziemt jene verehrende Kritik, die nicht nach Ungenauigkeiten im kleinen spürt, sondern die Absichten des Werkes erläutert, seinen Wegen ruhig nachgeht, seine Ergebnisse berichtend mittheilt und die Grundanschauung, von der es getragen ist, zustimmend oder zweifelnd darlegt. So wenig, außer dem großen Gegenstande, beide Werke sonst gemeinsam haben, eines gilt für beide: sie sind nicht Bücher über Shakespeare im gewöhnlichen Sinne. Weder das Werk von Lee,[1]) noch die drei bis jetzt vorliegenden Bände aus dem Nachlasse Vischers,[2]) sind ursprünglich als Buch gedacht; ersteres ist hervorgegangen aus dem Artikel über Shakespeare, den der Verfasser im 51. Bande des Dictionary of National Biography veröffentlicht hat; das Werk von Vischer ist aus seinen Hochschulvorlesungen nicht nur entstanden, sondern von Schülern und Freunden geradezu zusammengefügt worden.

Die verschiedene und in beiden Fällen unbuchmäßige Art der Entstehung mußte die ganze Art beider Werke bestimmen und ist ihrer Beurtheilung zugrunde zu legen.

Das Werk von Lee erschien 1898 (die Originalausgabe ist bei Smith, Elder und Co. in London verlegt). Ueber seine Absichten äußert sich der Verfasser in der Vorrede zur ersten Ausgabe: „Mein Bestreben ist gewesen, Shakespeare-Forschern einen vollkommenen Bericht über die in gehöriger Weise bezeugten Thatsachen und Daten aus ihres Meisters Laufbahn zu geben. Ich habe vermieden, lediglich ästhetische Kritik zu üben. Aesthetische Abhandlungen über Shakespeare gibt es im Ueberfluß und ihre Zahl zu vergrößern, ist unnöthig. Aber in der Literatur über Shakespeare, soweit sie mir bekannt ist, fehlt es noch an einem Buch, das, kurz zusammengefaßt, eine erschöpfende und gut geordnete Darlegung der Thatsachen Shakespeares Laufbahn, Leistungen und Ruf anlangend, enthielte, in dem Muthmaßungen so wenig Raum, wie der Zusammenhang erlaubt, gegeben wäre, und das beweisbare Bezugnahmen auf alle ursprünglichen Quellen der Forschung darböte.“ Dieses schlicht und bescheiden ausgesprochene Vorhaben begriff eine unsäglich genaue und mühevolle Arbeit in sich. Was an positiven Thatsachen in diesem nicht ganz 500 Seiten zählenden Bande zusammengetragen und zusammengedrängt ist, was das Buch für die wirkliche Kenntniß des äußeren Lebensganges Shakespeares bedeutet, läßt sich schwer in einem kurzen Aufsatze sagen. In Bezug auf das biographische und bibliographische Detail ist durch das Werk Lees dasjenige Elzes mehr als ersetzt worden, wenn man auch zu den Abschnitten „Shakespeares Bildung“, „Shakespeares Charakter, seine Welt- und Lebensauschauung“ in Elzes Buche immer wieder wird zurückkehren müssen, bis auch sie übertroffen sind. (Für Shakespeares Bildung scheint in dem Preisausschreiben der Deutschen Shakespearegesellschaft ein glücklicher Versuch in dieser Richtung gemacht worden zu sein.) Jedenfalls hat Lee das vollkommen geleistet, was er sich vorgenommen hatte, wenn auch seine Wendung gegen die ästhetischen Abhandlungen mehr eine Grenze seiner Begabung verräth, als eine allseitige Auffassung Shakespeares, der im Grunde immer nur ein ästhetisches Phänomen bleibt, nicht ein Objekt biographischer Einzelforschung. Auch ist die Zahl kein Kriterium, das ästhetischen Untersuchungen gegenüber anzuwenden ist, bei denen nur die Qualität entscheidet; nicht den Vorrath derartiger Abhandlungen zu vermehren, sondern diese ganze Literatur zu bereichern, ist das Entscheidende. Wenn irgendwo, gilt hier das Wort Gustave Vapereaus: „Tout est dit. . . . Sans doute, mais tout est à redire“; und der Ausspruch Goethes ist nur für die seltenen Leser gültig, die schauend und gestaltend eine Biographie lebendig machen: „Alle pragmatisch-biographische Charakteristik muß sich vor dem naiven Detail eines bedeutenden Lebens verkriechen.“

Lees Shakespeare ist eine anerkannte Meisterleistung;[3]) kein Lernender, kein Forscher kann seiner entrathen. Durch die eigenen Worte Lees ist jeder Leser unterrichtet, was er in dem Buche nicht in erster Linie suchen darf: keine ästhetischen Untersuchungen und Urtheile, auch keine Darstellung dessen, was man die innere Biographie eines Helden nennen möchte, seiner Entwickelung, seines Wachsens, Blühens, Reifens. Dagegen ist kein Buch geeigneter, den sich um Shakespeare Bemühenden in die Welt von Arbeit einzuführen, die in den einzelnen Gebieten der Forschung schon geleistet worden ist; man empfängt ein zugleich entmuthigendes und erhebendes Gefühl, daß nirgends noch das letzte

[1]) William Shakespeare. Sein Leben und seine Werke Von Sidney Lee. Rechtmäßige deutsche Uebersetzung, durchgesehen und eingeleitet von Professor Dr. Richard Wülker. Leipzig, Verlag von Georg Wigand.

[2]) Shakespeare-Vorträge von Friedrich Theodor Vischer. Erster Band. Einleitung, Hamlet. Zweiter Band: Macbeth, Romeo und Julia. Dritter Band: Othello, König Lear. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

[3]) Vergl. Shakespeare-Jahrbuch XXXV, 303; XXXVI 3[illegible]0; Herrigs Archiv CV, 396.

Wort gesprochen ist, im Gegentheil überall noch zu forschen, zu prüfen, zusammenzufassen, übergenug des muthigen Mannes harrt, der sich der Arbeit unterziehen will. So ist, trotz der peinlich genauen Untersuchung über Shakespeares Familie in dem Werke Lees, vor kurzem ein umfangreiches Buch einzig über diesen Gegenstand erschienen.[4]) Lee untersucht die Verbreitung des Namens Shakespeare, er gibt an, was wir von den Vorfahren des Dichters, besonders von seinem Vater wissen, die Geldverhältnisse des Letzteren werden ebenso genau erörtert, wie des Dichters Heiroth. Die Ueberlieferung von der Wilddieberei in Charlecote wird als glaubwürdig angenommen; der Weg, den Shakespeare nach London gemacht hat, wird, soweit möglich, verfolgt, seine erste Beschäftigung im Schauspielhause festgestellt, die Theorie einer italienischen Reise mit den bekannten Argumenten zurückgewiesen. Die schwierige Frage der Chronologie der Dramen wird untersucht, wobei den metrical tests eine große, vielleicht zu große Rolle zugewiesen wird. Besonders liebevoll geht Lee auf die Einleitung zur „Zähmung der Widerspenstigen" ein, und erläutert die darin versteckten Anspielungen auf des Dichters Heimath; auch Heinrich IV. (zweiter Theil) ist reich an solchen Anspielungen, wie Lee zeigt. Eingehend wird untersucht, wie Shakespeares Vater in Geldnöthe gerieth, wie er selbst um ein Wappen nachsucht, das Haus New Place kauft, in der Werthschätzung seiner Mitbürger stetig steigt; seine Theatereinnahmen werden festgestellt und mit denjenigen von Heming, Condell und Burbage verglichen; sogar seine Schuldprozesse gegen Clayton, Rogers und Addenbrake werden bis auf Heller und Pfennig berichtet. Dagegen ist es nicht unbedenklich, wenn Lee den Kern des vielumstrittenen Zwistes mit Jonson dahin resümirt: „als der Verfasser von „Julius Cäsar" hatte er gezeigt, daß er Stoffen gewachsen war, zu deren Behandlung Jonsons Begabung besonders geeignet war, und hatte thatsächlich seinen plumpen Kameraden auf seinem eigensten Feld ausgestochen." Wenn Lee ferner meint, „Hamlet ist im wesentlichen eine psychologische Studie über das im Uebermaß entwickelte melancholische Temperament" — ist hier wirklich das „Wesentliche" getroffen? Ferner zeigt es ein mehr moralisches, als ästhetisches Urtheil, wenn Lee sagt, „selbst Kleopatra trotz ihres moralischen Unwerthes und Antonius trotz seiner verwerflichen Schwäche erscheinen erhaben"; es geht nicht an, prachtvolle Erscheinungen einer in leuchtender Morbidität endigenden Kultur mit dem sittlichen Maße einer anderen Weltanschauung zu messen.

Gefährlicher jedoch als derlei Kleinigkeiten scheint mir eine verhängnißvolle Tendenz Lees, die im ganzen Buche zu spüren ist. Es ist bequem, aber mehr als bedenklich, alle diejenigen Scenen, die dem Kritiker aus irgend welchen persönlichen Gründen nicht ganz auf der Höhe des sonstigen Schaffens Shakespeares zu stehen scheinen, seinen im einzelnen Falle oft nichts weniger als sicheren Mitarbeitern in die Schuhe zu schieben. Nichts ist subjektiver und willkürlicher, als aus ästhetischen Gründen einem Autor ganze Akte und Scenen zuschreiben oder absprechen zu wollen; auch die metrischen Kriterien sind hiebei schon oft in einer nicht mehr zu billigenden Weise als Argumente angeführt worden. Einige Beispiele mögen folgen: Im ersten Theile von Heinrich VI. soll nur die vierte Scene des zweiten Aktes, und die Rede des sterbenden Mortimer, vielleicht noch die Werbung Suffolks um Margarethe von Shakespeare sein. Der Behauptung von Ravenscroft (1678), der Dichter habe nur einige Meisterstriche zu „Titus Andronikus" hinzugefügt, stimmt Lee ohne Angabe von Gründen zu. Im „Perikles" sollen nur die Scenen von ihm stammen, in denen erzählt wird, wie Perikles seine romantischen Nachforschungen nach seiner Tochter Marina anstellt. Am weitesten geht Lee wohl mit seiner Beurtheilung von Heinrich VIII.; hier nehmen seine Vermuthungen einen geradezu bizarren Charakter an: Akt I, Scene 1, Akt II, Scene 3 und 4, Akt III, Scene 2 (mit Ausnahme der Zeilen 204—460) und Akt V, Scene 1 sollen aus metrischen und ästhetischen Gründen „mit Sicherheit" von Shakespeare sein, die übrigen dreizehn Scenen von Fletcher, unter gelegentlicher Mitarbeiterschaft Massingers. Wolseys Lebewohl an Cromwell (III, 204—460) ist im Stile Fletchers geschrieben; „aber der Schreibweise Fletchers wohnt hier eine Erhabenheit inne, die seinem Stil sonst nicht eigen ist. Daß Fletcher einmal ein solches Können an den Tag gelegt haben sollte und nie wieder, ist kaum glaublich. Wir werden darum zu der Folgerung gedrängt, daß dieser großartige Abschied Shakespeares Werk ist, der darin von seiner Gewohnheit Zeugniß ablegte, indem er ihn im Stil Fletchers, seines Genossen und geistigen Nachfolgers, schrieb, nur schlug er dessen Ton voller an." Es heißt die Grundthatsachen dichterischen, überhaupt künstlerischen Schaffens verkennen, wenn man zu solchen unbeweisbaren und innerlich haltlosen Hypothesen eines in einer Maske sich gefallenden Virtuosenthums seine Zuflucht nimmt.

Eine gleiche Verkennung gewisser Grundthatsachen der inneren Biographie ist es, wenn den großen Tragödien der persönlich-dokumentarische Charakter rundweg abgesprochen wird: „Wenn, wie gewöhnlich der Fall ist, dieser Umschwung in der Schreibweise des Dichters auf Erfahrungen seinerseits, die einen Wandel seiner Empfindungen zur Folge gehabt haben sollen, zurückgeführt wird, geschieht dies in Nichtbeachtung der objektiven Schaffensweise des Dichters überhaupt. Er vermochte sich in die verschiedenartigsten Stimmungen in einem Grade zu versetzen, daß nicht anzunehmen ist, daß besondere Vorkommnisse in seinem Privatleben ihm die Reihenfolge diktirt haben, in welcher er diesen verschiedenartigsten Stimmungen Ausdruck verleiht. Natürlicherweise ward ihm, wie anderen Menschen, in mittleren Jahren ein größerer Ernst eigen, und er vermochte tiefer in die Dinge, mit denen er sich beschäftigte, einzudringen als in der Jugend. Es lag ihm näher, an die gewaltigsten Aufgaben, welche dem Trauerspieldichter gestellt sind, mit beinahe vierzig Jahren heranzutreten, als zu einem früheren Zeitpunkte, zu welchem er sie zu lösen weniger sicher war. Ebenso ist es erklärlich, daß er, als er sich den Fünfziger näherte, geneigter war, romantische Stoffe zu bearbeiten, die ihm Gelegenheit boten, einer dem Alter natürlichen, abgeklärten Stimmung Ausdruck zu geben, als im zweiten oder dritten Jahrzehnt seines Lebens. Aber in direkterer oder in bestimmterer Weise spiegeln seine Werke in ihrer Aufeinanderfolge sein Leben in seinem Verlauf nicht wieder. In seiner Biographie noch einer Kette von Ereignissen suchen, die in seinem Innern alle oder irgend welche der gewaltigen Leidenschaften erregt haben könnten, welche in seinen großen Tragödien zur Darstellung gelangen, heißt völlig seine Gestaltungskraft unterschätzen, der kein Stoff widerstand." Es ist augenscheinlich eine extreme Ansicht, die hier zu Worte kommt, und wer die Shakespeare-Forschung der letzten Jahre verfolgt hat, liest

[4]) Mrs. C. C. Stopes, Shakespeare's Family, London, E. Stock.

zwischen den Zeilen eine Polemik gegen den subjektivsten interpretationsmächtigsten modernen Literarhistoriker heraus: gegen Georg Brandes. Nicht umsonst stehen in dem Vorworte, das Professor Wülcker der deutschen Ausgabe vorangestellt hat, die leise tadelnden Worte: „Doch kam es Brandes mehr darauf an, dem Ganzen eine gefällige anziehende Gestalt zu geben, als sich streng an die sicheren Ergebnisse der Shakespeare-Forschung zu halten." Gewiß lassen sich gegen die ganze Auffassung und Darstellung von Brandes manche Einwände erheben: er ist oft unerlaubt modern, er neigt zu künstlicher Ausdeutung und Unterlegung, zu willkürlicher Konstruktion, er ist manchmal geistreich auf Kosten der schlichten Richtigkeit, auch vermeidet er es nicht allzu ängstlich, sich selbst in Scene und Relief zu setzen, was dadurch auch äußerlich ausgedrückt ist, daß nicht Shakespeares, sondern Brandes' Bild dem Buche beigegeben ist. Der schwerste Einwand gegen Brandes ist vielleicht, daß er für die Kompositionsgeheimnisse, die technische Meisterschaft, die dramatische Handwerkslehre, für das im höchsten und letzten Sinne Dramatische und Tragische bei Shakespeare wenig innerliche Antheilnahme zeigt. Aber in der Frage nach dem psychologisch-persönlichen Hintergrunde der Dramen Shakespeares wird man nicht umhin können, Brandes gegen Lee recht zu geben. Denn wenn auch erst von Rousseau ab gerade die Werke der Größten mehr und mehr Bruchstücke einer großen Konfession werden, so ist es dennoch nicht erlaubt, den persönlichen und subjektiven Charakter manches unsterblichen Werkes früherer Jahrhunderte zu unterschätzen. Niemand wird in Dantes stolzen Versen einen persönlichen und aus dem Leben des Dichters zu erklärenden Ausdruck von gramvollem Haß und zorniger Liebe verkennen; und wer hätte je sinnend und ergriffen die erhabenen, von ungeheuerem Lebensgefühle gespannten Gestalten Michelangelos betrachtet, und nicht leidenschaftlichere Bekenntnisse einer mächtigen und einsamen Seele von ihren stummen Lippen vernommen, als der Meister je in seinen Gedichten niederlegte? Die düsteren und schweren Tragödien, die gleich einem Weltengewitter Schlag auf Schlag herniederkrachen, sollen von einem ganz objektiven Stimmungskünstler stammen, der nur den größeren Ernst des Vierzigers in Werke legt, denen er sich jetzt erst gewachsen fühlt? Kein persönliches Erlebniß hätte die selbstquälerisch-pessimistischen Ausbrüche Hamlets veranlaßt? Keine bittere Erfahrung stände hinter der grauenvollen Welt des Macbeth, hinter der unheimlichen psychologischen Genialität des Othello, hinter dem fürchterlichen Chaos und Zusammenbruch des Lear? Die ingrimmige Verachtung des Weibes in Troilus und Cressida, der großen Menge im Coriolan, der Menschheit als solcher im Timon — dies alles soll nur ein Ergebniß reifen Künstlerthums, nicht ein künstlerischer Befreiungsversuch von persönlichen seelischen Schmerzen sein? Man muß, gleich Lee, zwanzig Jahre lang mit der Durchforschung der Akten zu Shakespeares äußerem Lebensgange in mühevoller und gewissenhafter Kleinarbeit verbracht haben, um gegen die großen Aktenstücke und Dokumente seiner inneren Biographie so kurzsichtig zu sein. Aber Lees Psychologie versagt auch in einer anderen Frage, die eng mit der besprochenen zusammenhängt. So falsch es war, Shakespeare als antizipirten Byron darzustellen, das Kainszeichen der Genialität auf einer bleichen Stirne, als unsteten und unverstandenen Dichter im Geschmack des jungen Deutschland, ebenso unrichtig ist es, ihn lediglich als einen geriebenen Geschäftsmann aufzufassen, „dessen höchster Ehrgeiz war, unter seinen Mitbürgern seine Familie wieder zu ihrem alten Ansehen zu bringen, das sie durch die Mißerfolge seines Vaters zu verlieren Gefahr gelaufen war. Seine Befähigung als Dichter und seine Erfolge galten ihm hauptsächlich darum etwas, weil dem praktischen Zweck, für sich selbst und seine Töchter ein gutes Auskommen schaffen zu können, dadurch gedient wurde." Es ist rätselhaft, daß der Dichter sich mit einemmale von der Hauptstadt und vom Theater nach seiner Heimath zurückzieht, in Verhältnisse, die nach allem, was wir wissen, wenig erquicklich waren, zu puritanisch-bornirten Angehörigen, in eine lieblose und geistlose Umgebung; aber diese Thatsache läßt sich auf verschiedene Weise deuten. Ist wirklich damit etwas gewonnen, wenn man einer psychologisch erklärenden Deutung eine nüchterne gegenüberstellt? Hier steht einfach Auslegung gegen Auslegung. Lee ist nicht etwa objektiver, er ist lediglich nüchterner, jedoch nur in Bezug auf die Darstellung; es ist eine subjektive Nüchternheit. Man kann sich wehren, soviel man will: man kommt ohne Subjektivismus, ohne Interpretation, ohne Hypothesen über Shakespeare nicht hinweg. Ob man sich für diese oder jene Auslegung entscheidet, bleibt zuletzt Geschmackssache. Denn, um Brandes gegen Lee anzuführen, „Shakespeare ist mehr als 36 Dramen und einige Gedichte; er ist ein Mensch, der gefühlt und gedacht, sich gefreut und gelitten, gegrübelt, geträumt und gedichtet hat; wenn wir ungefähr vierzig gewichtige Schriften von einem Manne besitzen, so ist es ausschließlich unser eigener Fehler, wenn wir nichts von ihm wissen." Das letzte und lockendste Ziel der Shakespeare-Forschung wird daher immer bleiben, diesen geheimnißreichen Menschen aus seinen Werken und den Daten seiner Biographie zu errathen, ihm näher zu kommen, sich immer herzlicher und tiefer in ihn hineinzudenken und hineinzuempfinden. Die Aufgabe ist bei keinem Individuum restlos zu lösen, bei Shakespeare ist sie jedoch noch unverhältnißmäßig schwieriger; denn so blühend und reich, vielsagend und, wenn auch nicht im einzelnen, so doch als Ganzes, eindeutig sein Werk ist, so nichtssagend, dürr und der verschiedensten Ausdeutung entgegenkommend sind die entscheidenden Daten seines äußeren Lebensganges: seine übereilte und ungesegnete Ehe, sein fluchtähnliches Entweichen nach London, die rätselhafte Plötzlichkeit und Unwiderruflichkeit seiner Abkehr vom Theater, sein einsames Sterben. Mit einer Art faustischer Glücksempfindung wird man inne, daß man niemals in der Beschäftigung mit Shakespeare ausruhen kann; niemals kann das endgültig abschließende Wort über ihn gesagt, das erschöpfende Werk über ihn geschrieben werden; denn unerschöpflich und unergründlich ist dieser Mann, wie das Meer; jedes erschlossene Problem weist die Stufen zu neuen geheimnißvollen Pforten. Mit frohlockender Unersättlichkeit darf man auch von seinem Werke sagen: „Dem kommenden Tage weist es der Tag, die Nacht, die verschwand, der folgenden Nacht."

Nicht zum wenigsten sind es die Sonette, zu denen man immer wieder zurückkehren wird, um persönliche Bekenntnisse in ihnen zu lesen; besonders für den modernen Leser ist der Gedanke natürlich und naheliegend, daß eines Dichters Lyrik intimer und unmittelbarer von seinem Eigensten und Verschwiegensten rede, als seine Dramatik. Lee kommt auch hier zu ganz neuen Resultaten; hier feiern seine Gelehrsamkeit, seine Belesenheit und sein trockener Skeptizismus gegen romanhafte Ausdeutungen biographischer Denkmäler wahre Triumphe, aber man wird gut thun, wohl seine Thatsachen, nicht aber die aus ihnen abgeleiteten Folgerungen unbesehen

hinzunehmen. „Jedenfalls wurde Shakespeare zur Abfassung seiner Sonette durch seine persönlichen Beziehungen zu Männern und Frauen, die mit dem Hofe in Verbindung standen, veranlaßt.“ Dieser einleitende Satz ist verfänglicher als er aussieht. Denn die folgenden Auseinandersetzungen Lees lesen sich beinahe, als sähe er in diesen Beziehungen den ausschließlichen Grund zur Abfassung der Sonette. Aber die Anschauung, die die Sonette in weitem Umfange auch zur Erhellung der inneren Biographie des Dichters heranzieht und in ihnen Entladungen einer übervollen Seele erblickt, ist um so berechtigter, als sich Shakespeare in seinen Dramen fast gar nicht lyrisch gehen läßt. Er läßt Situationen, mit denen ein neuerer Dichter ein ganzes Drama bestreiten würde, scheinbar unausgenützt liegen — ich erinnere nur an den zugleich so stimmungsvollen und sachlichen Bericht über Ophelias Untergang — weil sie, lyrisch aufgequollen, die Knappheit und Energie der tragischen Form sprengen würden. Ist der Schluß wohl zu gewagt, daß die zarte und leidenschaftliche Gefühlsgewalt, die wir dem Dichter doch unbedingt zuschreiben müssen, nach einem Ausdruck drängte und diesen Ausdruck am natürlichsten in den Sonetten fand, denen keine Farbe und kein Ton gesteigerter Empfindung fremd ist? In einem gründlichen Exkurse schildert Lee die Blüthe der Sonettdichtung unter Elisabeth, 1591—1597; er theilt diese reiche, beinahe unübersehbare Produktion in drei große Klassen ein: „1. Von mehr oder weniger erdichteter Liebe handelnde, an eine mehr oder weniger erdachte Geliebte gerichtete Sonette; 2. an Patrone gerichtete Huldigungssonette; 3. an übersinnliche, abstrakte Dinge gerichtete oder in unpersönlicher Weise von Religion oder Philosophie handelnde Sonette.“ Die Eintheilung hat den Vortheil, übersichtlich dem Stoffe nach, und den Nachtheil, nichtssagend dem Tone nach zu sein. Der Ton aber ist hier das Entscheidende. Auch Lee ist sich dessen bewußt, aber wenn er z. B. sagt: „in vielen Sonetten Thomas Watsons wird derselbe Ton angeschlagen, wie in Shakespeares an die „Schwarze Dame“ gerichteten Sonetten“, so ist das zwar behauptet, aber nicht bewiesen. Fast scheint es, als ob Lee auch Shakespeare das Motiv unterlegen möchte, aus welchem Giles Fletcher seine Sonette — literarische Uebungen nennt sie Lee — verfaßte: „In dieser Art der Dichtung habe ich mich versucht, um zu erproben, in welche Stimmungen ich mich zu versetzen vermöchte.“ Interessant dagegen ist, wegen einer ganz bestimmten Gruppe von Shakespeares Sonetten, der Hinweis auf Richard Barnefields Sonette an Ganymed, in denen die persönlichen Reize des jungen Mannes gefeiert werden. Dagegen hat Lee es unterlassen, die Folgerungen aus den parodistischen Trugsonetten des Sir John Davies abzuleiten. Davies macht sich lustig über die Dichter, die ohne inneren Drang spielerische Gedichte fabrizirten; sollte wirklich Shakespeare dieses Kriterium der inneren Nothwendigkeit in geringerem Maße gefühlt haben als Davies? Sollte nicht vielmehr im Gegentheil sein Ehrgeiz gewesen sein, eine von Dichterlingen mißbrauchte edle Form mit der feurigen Echtheit und der prächtig-düsteren Gewalt seines Geistes zu erfüllen? Ich glaube, es war Shakespeare unmöglich, jemals „Kapellmeistermusik“ zu schreiben, Etüden zu dichten; er warf Sonaten hin, ernst und groß wie diejenigen Beethovens. Lee selbst gibt zu, daß Shakespeare, „der dem jeweiligen literarischen Geschmack gewöhnlich Rechnung trug (?), sich der Sonettdichtung, als sie in ihrer höchsten Blüthe stand, mit aller Kraft widmete, welche ihm seine Genialität verlieh“. Wenn man auch Lee darin zustimmen mag, daß manche Details, z. B. die Hinweise auf das zunehmende Alter, nicht wörtlich zu nehmen sind, wenn man ihm auch darin beipflichten muß, daß der Versuch, einen zusammenhängenden Sonettenzyklus herzustellen, ohne Prozeduren à la Prokrustes schlechterdings unmöglich ist, wenn man endlich auch die staunenswerthe Belesenheit Lees rückhaltlos bewundern muß, mit der er Anklänge an Petrarka, Ronsard, De Baïf, Desportes, Constable, Watson, Giles Fletcher u. A. nachweist —, der Kern der Frage bleibt immer der: ist es möglich, daß Jemand Shakespeares Sonette ruhig auf sich wirken läßt und den Eindruck von Poetical Exercises of a Vacant Hour[5]) erhält? Lee selbst sieht sich genöthigt, von Zeit zu Zeit seine Behauptungen etwas einzuschränken und den Sonetten wenigstens nicht allen autobiographischen Werth abzusprechen. Warum versucht er andrerseits immer wieder, diese leidenschaftlichen Dichtungen mit ihrer dunklen Gluth, ihrer selbstquälerisch bohrenden Kontemplation, ihrer kraftvollen und beredten Gedrängtheit auf das Niveau technisch gewandter, aber nicht übermäßig ernst zu nehmender Virtuosenstücke herabzudrücken?

So wenig übrigens Lee die Sonette als Dokumente nach der psychologischen Seite hin gelten lassen will, so sehr bemüht er sich andrerseits, das thatsächliche biographische Material aus ihnen nachzuweisen; so untersucht er das Patronat des Grafen von Southampton nach den zwanzig „Widmungssonetten“; bezüglich der Rivalen, von denen der Dichter gelegentlich spricht, vermag auch Lee sich nicht für eine bestimmte Person zu entscheiden; zu den von Interessenten oft in unflätiger Weise falsch interpretirten Freundschaftssonetten bringt Lee interessante Parallelen aus anderen Dichtern, um zu zeigen, daß derartige Innigkeit der Gefühlsäußerung Männern gegenüber im Stile der Zeit lag; für den Adressaten dieser Gedichte hält er ebenfalls Southampton, und belegt seine Ansicht vor allem mit den von dem Letzteren noch vorhandenen fünfzehn Bildern, die nachgewiesenermaßen authentisch sind. Dagegen erblickt Lee in den berühmten Versen von der „Schwarzen Dame“ die Spuren einer nur angeblichen Liebesaffaire.

Einen besonderen Abschnitt hat Lee den Autographen, Bildern und Denkmälern gewidmet; der deutschen Uebersetzung sind als willkommener Schmuck des Buches die drei Unterschriften aus Shakespeares Testament (nach dem Faksimile im 24. Bande des Jahrbuches der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft) beigegeben, sowie die drei zuverlässigsten Portraits des Dichters: die Büste des Grabdenkmals, das Bild aus der ersten Folio, und das neuentdeckte sogenannte „Droushout“-Portrait. Es folgt eine anziehende Geschichte der Shakespeare-Ausgaben und eine hübsche Skizze seines wachsenden Nachruhmes, seines Fortlebens auf dem Theater, in der bildenden Kunst und in der Musik; den Verdiensten der deutschen Forschung um Shakespeare läßt Lee, in rühmlichem Gegensatz zu manchem Vorgänger, volle Gerechtigkeit widerfahren. Die deutschen Uebersetzungen werden einzeln angeführt, die Kritik Voltaires und die allmähliche Befreiung der französischen Kritiker von Voltaires Einfluß, Shakespeares Fortleben in Italien, Holland, Rußland, Polen, Ungarn, die vollständigen böhmischen, schwedischen, dänischen, finnischen, spanischen und armenischen Uebersetzungen werden berücksichtigt. Mit zwei nicht besonders vielsagenden Seiten über die „allgemeine Werthschätzung“ schließt das eigentliche Buch. Abgesehen von einem sorgfältigen und brauch-

5) Wie König Jakob I. von Schottland seine Sonettensammlung überschrieb.

baren Index folgen noch 90 Seiten Anhang, die zu beachten sind, da Lee in ihnen strittige Fragen auf Grund eingehender Studien und reichen Materials behandelt. So untersucht er die Quellen der biographischen Kenntniß Shakespeares, die zahlreichen Fälschungen, unter deren Wirkung die Shakespeare-Forschung noch heute theilweise zu leiden hat, sodann die Bacon-Hypothese, die Jugend des Grafen von Southampton und seine Stellung als literarischer Patron. Die schwierige Druckgeschichte der Sonette, die phantastische Widmung Thomas Thorpes an den vielumstrittenen W. H., das zweifelhafte „begetter" der Widmung, die William Herberth-Hypothese, ebenso wie die dunklen „will"-Sonette, geben Lee Gelegenheit, eine thatsächlich außerordentliche Gelehrsamkeit zu entwickeln, wie er sich andrerseits in seiner Skizze des englischen und französischen Sonetts dieses Zeitalters in den entlegensten Winkeln der Renaissanceliteratur gleich heimisch zeigt.

Ueber das Werk Lees ein zusammenfassendes Urtheil abzugeben, ist nicht leicht. Man kann sagen, daß er ein werthvolles Buch geschrieben hat, soweit er sich an sein in der Vorrede formulirtes und oben erwähntes Programm gehalten hat. Seine Resultate sind immer von Interesse, wenn auch in strittigen Dingen meistens der Zweifel sein letztes Wort ist. Was ihm fehlt, ist die psychologische Neugier und das ästhetische Feingefühl. Er ist vorsichtig bis zur Paradoxie und nüchtern bis zur Schwärmerei eines literarischen Agnostizismus. Seine Ergebnisse sind verlässig, soweit sie auf irgend welchen positiven und materiellen Dokumenten beruhen; in diesem Falle sind sein Scharfsinn und seine Geduld gleichen Ranges. Es ist schwer, sich eine objektivere Biographie Shakespeares vorzustellen; aber eine innerliche Kühle und Geschäftsmäßigkeit bewirkt ein Gefühl der Fremdheit, das man dem Buche gegenüber schwer los wird. Sowie Lee sein Programm überschreitet, oder in Ausführung seines Programms ästhetischer und psychologischer Kriterien nicht entrathen kann, wird er unsicher und ist nicht minder auf Hypothesen angewiesen als seine Vorgänger. Er hat die „Ballade des äußeren Lebens" Shakespeares unvergleichlich rekonstruirt; an den Werken und der inneren Biographie ist er gescheitert. Das aber ist die Domäne jenes Mannes gewesen, dessen Name als zweiter an die Spitze des vorliegenden Versuches gestellt worden ist, Friedrich Vischers.

„Deine Vorlesung über Shakespeare möchte ich hören können. Zu lesen kriegt man das doch nie." So schrieb David Friedrich Strauß einst an Friedrich Vischer.[6]) Nun haben wir's doch zu lesen gekriegt. Wir haben allen Grund, Professor Robert Vischer in Göttingen herzlich dafür Dank zu sagen, daß er sich der ungemeinen Mühe unterzogen hat, aus zahlreichen ihm zur Verfügung gestellten Kollegmitschriften verschiedener Jahrgänge die Shakespeare-Vorlesungen seines Vaters treulich zusammenzufügen. Nun können auch wir, die wir nie zu Friedrich Vischers Füßen gesessen sind, nie seiner Stimme lauschen durften, denen nie sein Auge geleuchtet hat, uns ihn als einen Lebendigen und Gegenwärtigen vorstellen, und die posthume Wirkung dieser Vorträge mag vielleicht noch größer und tiefer werden als ihre Wirkung auf die damaligen Hörer. Mit einem Schlage steht Friedrich Vischer wieder in der vordersten Reihe der Shakespeare-Forscher, nachdem er eine Zeitlang zu unrecht etwas in den Hintergrund gedrängt war; aus dieser ersten Reihe wird ihn nichts mehr zurückschieben können, denn nun, da seine Rede im Drucke festgehalten und ihre Verbreitung räumlich und zeitlich unbeschränkt ist, werden wir erst der männlichen und herzhaft überlegenen Persönlichkeit dieses Vortragenden, der froh erquickenden Gegenwärtigkeit und Lebensfülle seiner Darstellung, der echt schwäbischen, kernhaft treffenden Natürlichkeit seines Sprechtones fröhlich lauschend inne. Ein paar Beispiele mögen diese Unmittelbarkeit und Frische illustriren: „Wahrheit muß her, das ist seine Losung. Er hat eine Amme vorzuführen. Da hätte nun einer der großen französischen Klassiker — sie haben immerhin etwas großes trotzdem — eine würdige Vertraute der Liebenden geschildert. Aber Shakespeare sagt sich: Da gehört ein altes Möbel her, zuverlässig — bis zu einem gewissen Grade — und ein Schwatzmaul." (I, 48.) „Anno 1582, also mit 18 Jahren, machte er eine große Dummheit. Er heirathete Anna Hathaway." (I, 91.) „Horatio ist gar nicht interessant; er ist einfach brav; eben so, wie man einen Menschen zum Freund haben mag; ich möchte sagen, wie gesundes Hausbrot." (I, 157.) „Dieser Ben Jonson muß doch kein unguter Mensch gewesen sein." (I, 117.) „Polonius, der Schwätzer, Sie haben gehört, wie er ist . . . Von wirklicher Ehre hat das alte Rätschmaul gar keinen Begriff." (I, 292.) „Horatio ist fast nur eine Antwortbüchse." (I, 477.) „Man sieht schon aus den paar Worten der Gräfin Capulet, daß ihr Alter unter dem Pantoffel ist: sie räth ihm Krücken, statt eines Schwerts." (II, 227.) „In der Antwort Romeos folgt nun ein Concetto, das geht über alle Häuser hinaus; es wurde aber damals gewiß für höchst geistreich angesehen." (II, 230.) „Nun kommt Capulet mit den Gästen. Und da finden Sie: er ist nicht etwa ein schwarzer Tyrann nach klassischem Rezept, sondern im Grunde eine gute Haut; er ist zunächst ein ganz gemüthlicher Philister, doch auch ein Polterer . . . Er gehört eben zu denen, die solange gut sind, bis sie bös werden." (II, 234.) „Ich begreife nicht, wie Wilhelm Schlegel so dickhäutig urtheilen konnte." (III, 136.) „Shakespeare geht hier wieder in Prosa über, weil es sich in diesem Fall um relativ Gleichgültigeres nämlich nur um eine gemeine Uebertölpelung handelt, und weil ihm der elende Wicht Rodrigo keinen Jambus werth ist." (III, 158.) „Lear fragt nach seinem Narren; es thut ihm ahnd nach ihm." (III, 295.) „Bei anderen Dichtern sind wir wie in einer leeren Stube; die Stube Shakespeares ist warm, gefüllt mit Geräth und Schmuck." (I, 81.) „Nun kommen wir an etwas sehr trockenes, das Sie aber wissen müssen. Wenn Sie daran gehen, Shakespeare zu lesen, so werden Sie meinen: das ist wie bei irgend einem unsrer modernen Dichter. Da hat man einen Text, dessen Druck ist vom Verfasser überwacht, und hinten kommt ein Verzeichniß der Druckfehler. Aber nein, wir haben hier mit dem Text zu schaffen Schritt für Schritt; da hilft nichts, das muß sein" u. s. w. (I, 173.)

Josef Hofmiller

(Schluß folgt.)

---

## Die Föderation Europas.

Es ist eine erwiesene Thatsache, daß die Menschheit mit Feuereifer alle Arbeiten verfolgt, die ihrem physischen Wohlergehen eine wenn auch noch so geringe Aussicht auf Besserung und Erhöhung eröffnet, daß sie aber mit der denkbar größten Gleichgültigkeit allen Versuchen gegenübersteht, deren Zweck es ist, ihr psychisches Wohlergehen

[6]) Ausgewählte Briefe von D. Fr. Strauß, herausgegeben und erläutert von Eduard Zeller. Bonn 1895. S. 126.

und ihre soziale Neugestaltung zu erreichen. Während es zu den Alltäglichkeiten gehört, daß die Menschheit in erster Beziehung den plumpen Charlatanerien zum Opfer fällt, verschließt sie sich mit dickhäutiger Beharrlichkeit den klarsten und logischsten Eröffnungen, die ihr in letzterer Beziehung gemacht werden. Wenn man die ungeheueren Erfolge der medizinischen Kurpfuscher mit der unermeßlichen Schwierigkeit vergleicht, mit der die Pioniere des geistigen Fortschrittes zu kämpfen haben, wird man sich völlig klar darüber, welches schwere Amt es ist, als Pionier der undankbaren Menschheit voranzuwandeln und ihr die Wege zu ebnen. Deßhalb wird es den Intellektuellen zur Pflicht, mit um so höherer Anerkennung und mit dankbarem Entgegenkommen die Arbeiten dieser Pioniere zu würdigen und durch eine solche Würdigung auch gleichzeitig zu fördern.

Wer heute von den vereinigten Staaten von Europa spricht, läuft ja Gefahr, von den unzähligen Neunmalweisen mit leichtfertigem Grinsen als Utopist, als ein Träumer abgethan zu werden. Und wenn man sogar sieht, daß ein Mann in einem dickbändigen Buche, dessen Niederschrift jahrelanger Studien bedurfte, einer solchen „Utopie" nachjagt, so wird man sich, wie es des Landes nun einmal Brauch ist, nicht der Mühe unterziehen, dieses dickleibige Argument zu prüfen, um sich danach ein Urtheil zu bilden, sondern man wird durch das papierene Hinderniß abgeschreckt noch viel leichtfertiger und mit einem noch viel größeren Schein der Berechtigung grinsen und seine Pflicht als Zeitgenosse damit für erledigt halten.

Vor uns liegt ein solches dickleibiges Argument, das Buch des durch seine zahlreichen Schriften auch in Deutschland nicht mehr unbekannten Soziologen *J. Novicow* aus Odessa.[1]) Wenn wir diesmal aber mit dem üblichen Brauch gebrochen und entgegen der gutdeutschen Sitte, die Schriftsteller zu loben oder zu tadeln, ohne sie gelesen zu haben, dieses Buch einer ernsten Prüfung unterzogen haben, so können wir nur konstatiren, daß dieser Autor es verdient, daß jeder denkende Mensch und in noch viel höherem Maße die zahlreichen weniger denkenden, sondern über unser öffentliches Leben so vielfach mehr redenden und schreibenden Personen dieses Buch durchlesen und immer wieder durchlesen mögen. Es muß, es wird von heilsamer Einwirkung sein auch für diejenigen, die sich nach der Lektüre noch immer als des Verfassers Gegner bezeichnen werden.

Die Föderation Europa's, ja sogar die Föderation der Menschheit, zieht Novicow, auf dem Boden der *modernen Naturwissenschaft* stehend, in Betracht. Für ihn ist das Streben der Moleküle, sich zu vereinigen, sich harmonisch zu organisirn und neben ihrem Einzelleben ein geordnetes und sich immer mehr verquickendes Gesammtleben zu führen, das getreue Vorbild unsres gesammten sozialen Werdens.

Die Einzelzelle Mensch gruppirte sich zu Familien und Horden, zu Stämmen, Gemeinden und Ländern, zu Länderbündnissen, die schließlich zu den großen, aus unzähligen Einzelorganisationen zusammengesetzten Staaten führen, innerhalb welcher sich klar und deutlich das Abbild einer künftigen Staatengruppirung, der künftigen immer einheitlicher gestaltenden Föderation der Menschheit zeigt.

Nicht als ein Ergebniß der Gewalt, wie sich unreife Köpfe das Werden jener politischen höheren Einheit vorstellen, zeigt uns Novicow Perspektiven eines politisch geeinten Europa's, sondern im Gegentheil als das naturnothwendige *Ergebniß der Ordnung und der Harmonie*. Gerade die Ueberwindung der heutigen politischen Anarchie in Europa, die Ueberwindung des chaotischen Breies, der sich naturnothwendig zu Krystallen fügen will, ist das, was uns der Verfasser dieses denkwürdigen Buches in minutiöser Gedankenarbeit vorführt.

Der Verfasser hat das Buch in vier Theile getheilt. In dem ersten Theil schildert er die *Vortheile* der Föderation, im zweiten Theil deren Hindernisse, im dritten Theil die der Föderation *günstigen Faktoren* und endlich im vierten Theil die *Verwirklichung* der Föderation. Im ersten Theil bekämpft er zunächst die irrigen Grundlagen unsrer gegenwärtigen Gewaltpolitik, die von der Ansicht ausgeht, daß die Schwächung des Nachbaen die eigene Stärke erzeugt. Er bekämpft jene Erscheinung, die er mit dem klassischen Worte „*Kilometritis*" bezeichnet, das ist jener Wahn, die Macht durch eine möglichst große Anzahl von Quadratkilometern zum Ausdruck zu bringen. Zahlenmäßig weist er diesen Irrthum nach. Er zeigt die materiellen Schäden, die die *Zollabsperrung* mit sich bringt und wie die politische Sicherheit, die heute zum Nachtheile unsrer gesammten sozialen Entwicklung allen Staaten fehlt, nur durch die *Verdrängung der herrschenden politischen und wirthschaftlichen Anarchie* zustande gebracht werden kann.

Der Krieg ist unter den gegenwärtigen Umständen einer verbohrten Grenzabsperrung der normale Zustand der Menschheit, und er wird aufhören, dies zu sein, sobald sich die Menschheit eine ihren entwickelten Formen angemessene, die Grenzen weit überragende Organisation gegeben haben wird. Hiebei erwähnt Novicow, daß es sich durchaus nicht um den „ewigen Frieden" handle; er gibt auch im Zustande der Föderation bewaffnete Auflehnungen zu; doch werden dieselben einen ganz anderen Charakter tragen als in der Gegenwart. Die Armee der Föderation wird alsdann als die Trägerin des Rechts erscheinen, nicht um zu erobern und um zu vergewaltigen, sondern um die Ordnung herzustellen. Der Krieger wird die Gestalt des Gendarmen angenommen haben, „jenes ideale Wesen, das niemals angreift, sondern sich immer nur im Vertheidigungszustand befindet".

Als die Hindernisse der Föderation erwähnt der Verfasser zunächst den *Länderhunger*, das Ansehen des Krieges, das derselbe durch jahrhundertelange Uebung genießt, und die unmittelbare Bereicherung, die er zur Schau trägt, die jedoch nur ein Trugschluß ist. Die militärischen Irrthümer, die den Krieg stets mit dem Kampfe und, jeder Logik bar, sogar immer mit dem Siege verwechseln, und die mit einer unsrer modernen Erkenntniß ins Gesicht schlagenden Einseitigkeit das kriegerische Verfahren begünstigen, bilden ein weiteres Hinderniß. Als einen ungeheuren Block, der die Entwicklung zur Föderation hindert, führt der Verfasser die durch den Militarismus geschaffenen Interessen an. Ferner den *Chauvinismus* und das nationale *Expansionsgelüste*, das auf eine internationale Gerichtsbarkeit fallende Mißtrauen, die Rassengehässigkeiten, den Egoismus und die Kurzsichtigkeit der Völker, die nationalen Illusionen, die Traditionen und die Routine, und schließlich die Armuth an Vorstellungsvermögen.

Unter seiner ätzenden Logik verwandeln sich alle diese Hindernisse in deutlich sichtbare Irrthümer. Das, was unüberwindlich erscheint, wird nach den Darlegungen Nowicows plötzlich wie mit einem Zauberstabe hinweggefegt. Es genügt eine einzige grundlegende Wandlung in der Erkenntniß der führenden Geister, und die gesammten berghohen Hindernisse, die dem Glücke der Menschen noch heute entgegenstehen, wandern in die Museen zu den übrigen Schutthaufen menschlicher Verirrung.

In hellen Strahlen entwickeln sich die Ausblicke, die uns der Verfasser über die werdende Föderation macht. Wenn in den beiden ersten Theilen seines Werkes manches enthalten ist, wo selbst ein begeisterter Anhänger seiner Anschauungen nicht mehr mitgehen möchte, so zeigt er uns in den beiden letzten Theilen greifbar und fühlbar die Gestaltung der kommenden Welt. Es gibt keine Rückwärtsentwicklung auf der Stufenleiter des Werdens, es gibt kein Zurück für die moderne Menschheit, sondern nur ein Vorwärts. Jede noch so unscheinbare Erfindung, die heute gemacht wird, wird nicht im Dienste einer Gemeinde, eines Königreichs, nicht im Dienste eines großen Nationalstaates gemacht, sondern im Dienste der gesammten Menschheit. Diese bildet sich immer mehr zu einer vitalen Einheit aus. Die wirthschaftlichen Faktoren, die Technik sind die Nerven-

[1]) J. Novicow: Die Föderation Europas. Einzig autorisirte deutsche Uebersetzung von Alfred H. Fried. Berlin und Bern, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften, Dr. John Edelheim 1901. 798 S. Preis 6 M.

stränge und Muskeln der sich bildenden Föderation. Im Mittelalter brauchte man 23 Tage, um von Florenz nach Paris zu gelangen, gegenwärtig bedarf es dazu nur 28 Stunden. Im Mittelalter gehörten zu einer solchen Reise auch noch ausreichende physische Kräfte, die nicht Jedermann besaß. Heute ist es Kranken möglich, die Reise mit Leichtigkeit zu unternehmen. Die Eisenbahnverbindungen eröffnen uns für die nächsten Jahrzehnte Perspektiven, die all das Bisherige noch in den Schatten stellen werden. Das Telephon ermöglicht uns heute die mündliche Rücksprache auf Hunderte von Kilometern. In der Theorie ist es heute schon möglich, von London nach Calcutta zu sprechen. Ein Gedankenaustausch, der auf dieser Linie vor 50 Jahren noch eines Jahres bedurfte, um zustande zu kommen, wird in nicht zu ferner Zeit in Sekunden bewerkstelligt werden können. Diese *geistige Verbindung der Menschheit* befördert natürlich auch deren *wirthschaftliche*. Das Deutsche Reich bedarf für die Ernährung seiner Volksmassen der Nahrungsmittel für 102 Tage im Jahre, also fast den dritten Theil seines Gesammtbedarfs aus dem Auslande. Als bei der Firma Baring Brothers in London, die stark in argentinischen Werthen engagirt war, die russische Regierung vor einigen Jahren ihre Anleihen zurückzog, entstand auf der Börse in Buenos Aires eine Panik. Eine Wechselwirkung von St. Petersburg nach Buenos Aires, also direkt zu den Antipoden, die sich heute innerhalb eines Tages vollzieht, war vor Jahren kaum denkbar. Alle diese wenigen hier angeführten Momente sind Thatsachen, die unbestritten sind und die nur hinweisen, wie eng vereinigt der politische und wirthschaftliche Körper der zivilisirten Menschheit ist. Die Sensibilität ist so ausgebildet, wie bei einem hochorganisirten lebenden Körper. Wenn man einen Menschen oder ein Thier am Fuß mit einer Nadel sticht, empfindet er es im selben Moment im Hirn. Man kann auf die einzelnen Theile eines Sandhaufens einwirken, soviel, wie man will, eine Reaktion wird nur auf dem bearbeiteten Theile wahrgenommen werden, sonst nirgends. Im Mittelalter hat eine wirthschaftliche Katastrophe der Mark Brandenburg an der Unterelbe oder in Thüringen nicht die geringste Einwirkung hervorgerufen. Heute ist kein Ort der Welt so entfernt, daß sich eine auf einem Punkte offenbarende politische oder wirthschaftliche Katastrophe nicht überall geltend machen sollte, ein Beweis, daß die gesammte Menschheit sich zu einem organisirten lebenden Wesen entwickelt hat.

Neben den *wirthschaftlichen* und *technischen* Faktoren sind es auch ferner die *ethischen* und *politischen* Faktoren, die Ausdehnung des geistigen Horizontes, die die Grenzen immer enger und immer unerträglicher machen.

Dabei denkt Novicow durchaus nicht an eine Beseitigung des Vaterlandes, an irgend einen kosmopolitischen „Kuddelmuddel“. Er weist im Gegentheil sogar nach, daß, aus der Organisation der Menschheit die Bedeutung und die Stellung der einzelnen Reiche und Nationen eine viel höhere werden wird. Nicht unangebracht ist ein Hinweis auf die höhere Stellung, die heute Hamburg und Sachsen und Braunschweig im Rahmen eines organisirten Nationalstaates einnehmen, als dies vor der Gründung des Deutschen Reiches der Fall war.

In einem interessanten Kapitel bezeichnet Novicow die Symptome, die heute bereits als internationale föderative Erscheinungen gelten können. Er zeigt, wie die einzelnen Staaten gezwungen sind, auf den verschiedensten Gebieten gemeinsam zu operiren, wie sich aus den bescheidenen internationalen Instituten und Kongressen, aus den internationalen Wirthschaftsinteressen und dem Gleichgewichtsbedürfniß der Völker die Zentralisation eines europäischen Vaterlandes entwickelt.

Es ist kaum möglich, auch nur annähernd den reichen Stoff und die überzeugende Logik dieses Buches hier anzudeuten, es muß gelesen und studirt werden, damit sich diese Logik auch den anderen mittheile. Unbestreitbar wird Novicow Gegner finden und aufs heftigste bekämpft werden; wäre dies nicht der Fall, hätte er es nicht nöthig gehabt, dieses Buch zu schreiben. Es ist aber ebenso unbestreitbar, daß dieses Buch einen Denkstein in der Geschichte bilden wird. Wie einst Machiavells Buch vom Fürsten eine ganze Periode der Entwicklung bezeichnete und abgrenzte, so wird dieses Buch Novicows ein Markstein sein, der den *Weg von der Anarchie zu einem geordneten Staatensystem* bezeichnen wird. Immerhin wird es auch jetzt schon Zeitgenossen finden, die seine Wahrheit erkennen und sich zu Aposteln dieser Wahrheit aufschwingen werden.

K.

---

## Besprechungen.

**Dr. Alexander Peez: *Erlebt, erwandert.*** I. u. II. Wien, Konegen, 1899. — Liebenswürdige Aufsätze germanistischen und kulturhistorischen Inhalts, durch den Titel der zusammenfassenden Buchausgabe in einem Haupttheil ihres Wesens charakterisirt. Einiges geht der ursprünglichen Veröffentlichung nach in die fünfziger Jahre zurück, so der Aufsatz über die Roßköpfe auf deutschen Bauernhäusern, welcher ebenso wie der seinerzeit (1860) bahnbrechende über das fränkische Bauernhaus neben Heynes Wohnungswesen und anderen neueren und maßgeblichen Werken seinen Werth behält. Die überaus inhaltreiche Abhandlung „Antike Technik und altdeutsche Holzkultur“ wird den Lesern der „Beilage“, worin sie 1887/88 erschien, noch vielfach in Erinnerung sein. Auch sie führt aus der territorialen Beziehung auf die Alpen und die deutsch-italienische Sprachgrenze heraus, in welcher andere Aufsätze stehen, z. B. „St. Leonhard in den Ostalpen“. St. Leonhard ist eine der Heiligenmaskeraden Donars. Das ganze zweite Heft der Sammlung wird gefüllt von der universalgeschichtlich ausgreifenden Abhandlung „Haine und Heiligthümer“. Man wird in Vielem anderer Meinung sein können oder müssen und insbesondere dem widersprechen, daß Peez zugunsten der taciteischen und Uhland'schen freien Haine des deutschen Gottes die bezeugten Heiligthumsgebäude der Germanen völlig ignorirt; Tacitus selbst, ein besser und konkreter unterrichteter Tacitus gegenüber dem Autor der älteren Germania, erwähnt solche in den Annalen. Nichtsdestoweniger wird die Fülle des hier über Haine, Heiligthümer, Malstätten, örtliche Feierlichkeiten u. s. w. vereinigten Materials und der oft auf nicht naheliegendes gelenkten wichtigen oder interessanten Hinweise von allen Forschern dankbar benutzt werden.

H.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

*yo.* **Metz**, 6. Aug. (*30. Deutscher Anthropologenkongreß.*) (Fortsetzung.) Der *zweite* Verhandlungstag begann mit den Darlegungen von Geh. Rath *Virchow über den prähistorischen Menschen und über die Grenzen zwischen Spezies und Varietät.* Die schwierigen Gebiete der varietates nativae und der künstlichen Veränderungen des menschlichen Körpers (Deformationen) sollen scheinbar weit auseinander, doch gibt es zwischen Variation und Deformation eine Reihe von Uebergängen, deren Bedeutung schwer festzustellen ist. Die Variation gehört in die Physiologie, die Deformation in die Pathologie und doch kann man sagen: ohne Pathologie keine Physiologie, und so gehören beide Gebiete zusammen. Bei genauerer Forschung erscheinen nun die Zwischenglieder mehr und mehr. Da wir thatsächlich ein Chaos von Typen des Menschengeschlechts besitzen, so ist es heute unmöglich geworden, die alte Grundlage für die Darstellung beizubehalten. Die bisherige Methode, *den prähistorischen Menschen zu fixiren*, war zumeist auf *ein* Exemplar gestützt. Neuerdings hat *Schwalbe* wiederum versucht, auf den Resten des Neanderthalers (des bei Düsseldorf gefundenen Reste eines uralten Skelets) eine Rasse prähistorischer Menschen zu begründen, und dieser neueren Behauptung Schwalbe's, der Neanderthaler sei doch der prähistorische Mensch, tritt nun Virchow entgegen: Vom Neanderthaler sind wir außerstande zu sagen, welche seiner Eigenschaften individuell und welche typisch sind. Der Vortragende zeigte an Gipsabgüssen, daß es beim Neanderthaler zunächst einen

gebrochenen und einen geheilten Arm gebe, daß sein Oberschenkel eigenthümlich wie infolge von Rhachitis gekrümmt sei, außerdem zeigt der Oberschädel Gruben, die etwa auf Hieb oder Stoß schließen lassen, am Hinterhaupte befindet sich eine rauhe Stelle, wo man sonst eine Kurve vermuthet ꝛc. Dieser Neanderthaler kann daher nicht als typisch, nicht als sogenannter Adamit gelten. Auch die Schädel aus den Höhlen von Spy bei Lüttich, die man mit dem Neanderthaler zusammengestellt hat, demonstrirte Virchow in Abgüssen und legte einen großen Schädel aus einem friesischen Grabe vor, den er als Kephaloden bezeichnet und der große Stirnwülste zeigt. Bei den Friesen und auf der holländischen Insel Seeland hat Virchow viele solcher Kephaloden gefunden mit breit vorstehendem Kinn, weßhalb er auch den friesischen Stamm bis nach Ostende hin als seßhaft angenommen hat. In der Debatte nahm Prof. Klaatsch (Heidelberg) Prof. Schwalbe gegen Virchows Angriff in Schutz. Er betonte, wie die Reste von Spy und Neanderthal gerade darin übereinstimmten, worin sie von den rezenten Bildungen abweichen, und solche Uebereinstimmung könne nicht individuell sein. — Dr. Koehl (Worms) besprach sodann das neuentdeckte Hockergräberfeld von Flomborn bei Worms als die Darstellung einer neuen Phase der Kultur der jüngeren Steinzeit. Es ist Dr. Koehl gelungen, zu beweisen, daß die Keramik mit Bogenbandverzierung, die Koehl gegen den Widerspruch anderer Forscher sicher als eine eigene Phase der Steinzeit aufgestellt hatte, in der That eine besondere in sich abgeschlossene Kulturperiode innerhalb der jüngeren Steinzeit vertritt. Die reichlich vorhandenen Schmucksachen der Gräber von Flomborn, besonders die Armringe, von denen der Vortragende eine Anzahl demonstrirte, sind nicht, wie es in älteren Gräbern der Fall war, aus fossilen Muscheln gearbeitet, sondern aus rezenten Mittelmeermuscheln, ein Beweis, daß hier schon Handelsverbindungen mit dem Mittelmeer und dem Rothen Meer bestanden haben müssen, die aus den älteren Gräbern der jüngeren Steinzeit nicht zu erschließen waren. — Prof. Johannes Ranke (München) behandelte die Frage des Zwischenkiefers beim Menschen. Schon Galenus hatte dem Menschen einen Zwischenkiefer als Grundlage für die Schneidezähne zugeschrieben. Andreas Wesal dagegen behauptete 1543, den Affen, nicht dem Menschen käme der Zwischenkiefer zu. Meckel hat aber im 18. Jahrhundert durch vergleichende anatomische Studien gefunden, daß der Zwischenkiefer dem Menschen zukomme und Goethe hat die gleiche Beobachtung ausgesprochen. Leukhardt und Paul Albrecht haben diese Studien dann um Mitte des 19. Jahrhunderts von neuem aufgenommen und P. Albrecht fand vier Zwischenkiefer beim Menschen, für je einen Schneidezahn je einen Kiefer. Die auf die Säugethiergruppe ausgedehnten Studien Theodor Köllikers und Biondi's, die durch Ranke's eigene Studien am Menschen in den ersten Stadien der Entwicklung ergänzt worden sind, haben das Resultat P. Albrechts bestätigt. — Mit großem Interesse wurden sodann die Darlegungen von Prof. Klaatsch (Heidelberg) aufgenommen über die Ausprägung der spezifisch menschlichen Merkmale in unsrer Vorfahren-Reihe. Nach Klaatsch schließt der Mensch direkt an niedere Formen der Thierwelt an, die Affen sind einseitig entwickelt. Wir müssen die ganze Säugethierreihe in ihrer Beziehung zum Menschen betrachten. Der Mensch ist wohl nach heutiger Kenntniß in der Tertiärzeit, in einem milden Klima, mit einzeln stehenden Bäumen, nicht im Urwald als kletterndes Wesen entstanden. Die Entwicklung des Gehirns, der Verlust des Haarkleides und die aufrechte Haltung sind ihm spezifische Eigenschaften. Uralte Merkmale hat der Mensch von den Primatenwesen her behalten; so ist die menschliche Hand uralter Besitz, die nie aus einer Pfote oder Schwimmflosse entstehen konnte. Der Mensch ist ihm die direkte Fortsetzung eines zentralen Stammes, an dem die Affen nur eine Seitenbildung darstellen, da sie niemals Menschen werden konnten. Auch der menschliche Fuß ist die direkte Fortführung eines uralten Zustandes, und es wäre erwünscht, die Skelette der Füße niederer Rassen, die vom europäischen Fuße stark abweichen, näher studiren zu können. — Auf diese entwicklungsgeschichtliche Darlegung folgte die Erörterung einer kulturgeschichtlichen Frage durch Hofrath Dr. Schliz (Heilbronn) über die Besiedelung von Südwestdeutschland zur Periode der jüngeren Steinzeit. Bei Groß-Gartach am Neckar in der Heilbronner Gegend ist es dem Referenten jüngst geglückt, eine einst friedlich von ihren Bewohnern verlassene Ansiedelung der jüngeren Steinzeit aufzudecken. Die Ansiedelung zeigte neben den Wohnungen, einen Herrensitz mit Wachtthurm, und es fanden sich auf dem Hochufer des Neckar Reste von Geräthen aus Stein, Knochen, gebranntem Thon, künstlerisch geschnitzte Holzgegenstände die auf eine wohlhabende intelligente Bevölkerung schließen lassen. Zeigt doch die Keramik von Groß-Gartach Linearverzierungen, Guirlanden, Troddeln, Schleifen vom Typus der Donauländer bis zum Rössener Typus. Das Band als Zier der Gefäße, deren Bemalung und das Material der Steinwerkzeuge (Serpentin und Flint) weisen auf die Donau, etwa nach Regensburg, als auf die Stätte, von der diese Kolonie ausgegangen sein mag, freilich mit mehreren Zwischenstationen. Eine nordische kurzköpfige Rasse wird etwa auf dem Longobardenwege zur Donau gelangt sein und sich von da aus stromaufwärts weiter nach Westen ausgedehnt haben. Die Linearkeramik als Volkskunst und die flache Hacke als Instrument des Feldbaues haben sie überall hin mit sich geführt. — Zum Schluß machte Oberstabsarzt Dr. Pauly (Devant-les-Ponts) ethnographische und anthropologische Mittheilungen nach eigenen Beobachtungen aus Kamerun.

(Schluß folgt.)

* **München.** Geheimrath Otto v. Grote, ordentlicher Professor der Maschinenkunde an der hiesigen Technischen Hochschule, ist in den Ruhestand getreten. Als sein Nachfolger ist Prof. Lynen von der Technischen Hochschule in Aachen berufen worden.

wg. **Göttingen.** Der Extraordinarius an der hiesigen Universität Prof. Dr. phil. Konrad v. Seelhorst hat den Ruf nach Gießen nicht angenommen, nachdem ihm hier ein Ordinariat zugesichert worden ist.

wg. **Berlin.** An der hiesigen Universität habilitirte sich Licentiat Dr. Hoennicke für neutestamentliche Exegese. — Der Pädagoge Dr. Adolf Doebbelin feierte, wie die „Voss. Ztg." mittheilt, am Samstag sein 50jähriges Doktorjubiläum. — Der „Apotheker-Zeitung" zufolge übernimmt Dr. Strunck, Garnisonapotheker vom Garnisonlazareth I, die Stelle eines zweiten Beamten und Chemikers am Botanischen Garten in Victoria (Kamerun). — Der technische Hülfsarbeiter Prof. Dr. Kurlbaum ist zum Mitgliede der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt ernannt worden.

wg. **Aus Oesterreich.** Am 7. d. M. starb in Wien der Assistent an der zweiten chirurgischen Abtheilung des Professors v. Mosetig im allgemeinen Krankenhause Dr. Gustav Oelwein, ein Sohn des Oberbaurathes, Professor an der Hochschule für Bodenkultur Arthur Oelwein, im 31. Lebensjahre. — In Prag starb am 9. d. M. der ordentliche Professor der Ingenieurwissenschaften an der hiesigen deutschen technischen Hochschule, diplomirter Ingenieur, Friedr. Steiner, im 52. Lebensjahre.

* **Aus der Schweiz.** Dem von seinem Lehramt an der Universität Zürich zurückgetretenen Professor der Pädagogik Dr. Otto Hunziker wurde der Titel eines Honorarprofessors verliehen mit dem Rechte, auch weiterhin Vorlesungen zu halten.

* **Aus Frankreich.** Wie aus Paris berichtet wird, ist der sechste Band des Katalogs der französischen Nationalbibliothek soeben erschienen; er beginnt mit dem Wort Baabe und endigt mit dem Worte Bancroft. Dieser Katalog, der alphabetisch nach Schriftstellernamen aufgestellt ist, fängt mit dem englischen Schriftsteller Rachs an. Er ist in ziemlich großen Buchstaben auf zwei Spalten gedruckt, und jeder Band in Oktavformat enthält ungefähr 1200 Seiten. Er wurde im Jahre 1897 begonnen. Da man vier Jahre zum Druck der ersten sechs Bände gebraucht hat, die die Schriftstellernamen mit A und einen Theil der mit B anfangenden umfassen, d. h. anderthalb Buchstaben des Alphabets, so kann man schließen, daß man etwa 60 Jahre gebrauchen wird, um bis zum Buchstaben Z zu gelangen.

Jahrgang 1901. München, Dienstag, 13. August. Nummer 184.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

### Uebersicht.



## Die Renaissance und die Moderne in der Architektur.

Die Ausführungen in der Besprechung des Hofmann'schen Buches „Raffael als Architekt“ seitens des Hrn. Hans Semper (Innsbruck) in Nr. 136 der Beilage dieses Jahres scheinen geeignet, im großen Publikum und besonders in kunstsinnigen Kreisen eine falsche Vorstellung der Stilverhältnisse hervorzurufen. Darin liegt eine große Gefahr für die ruhige Entwickelung der modernen Stilrichtung in der Architektur in gesunden Bahnen, weil die Ansichten des Publikums heutzutage von erheblich größerer Rückwirkung auf den schaffenden Künstler sind, als solches zu früheren Zeiten gewesen und man wohl gemeinhin annimmt. In unsrer schnelllebigen und mit Hochdruck arbeitenden Zeit wird alles zur Modesache gestempelt und vom Künstler gefordert, dieser zu huldigen. Es ist daher nicht gleichgültig, welche Auffassungen über den neuen Stil ins Publikum hineingeschleudert werden, wenn sie dazu angethan sind, den allgemeinen Wirrwarr, der von außenstehenden Kreisen, mit Hülfe aller möglichen Reklamemittel, in die Architektur hineingetragen worden, noch zu vergrößern.

Es gibt keine Kunst, der der Laie so urtheilslos gegenüberstände, wie gerade die Architektur. Er erkennt die Stile nur an äußerlichen Nebendingen und ist nicht in der Lage, in deren eigenstes Wesen einzudringen. Er erkennt die Renaissance an der Säulenordnung und die Gothik am Spitzbogen, und wo derselbe fehlt, steht er rathlos da. Die neue Richtung erkennt er an der individuellen Linie, dem Kastanien- oder Mistelzweig, vergißt aber ganz, daß solche zufällige Aeußerlichkeiten mit dem Wesen des Stils auch nicht das geringste zu thun haben. Jeder architektonische Stil ist das Abbild des Standpunktes der Entwickelung der Technik und der Lebensauffassung eines Volkes zu einer bestimmten Zeitperiode. Darin allein liegt schon begründet, daß der Stil des 20. Jahrhunderts, wenn er diese Anforderung erfüllen soll, nicht identisch sein kann mit einem solchen vergangener Zeiten. Wohl kann er sich nebensächliche Aeußerlichkeiten von solchen entlehnen, aber seinem Wesen nach muß er ein gänzlich anderer sein.

Gehen wir nach diesen einleitenden Bemerkungen auf die Auslassungen des Hrn. Semper näher ein. Derselbe citirt aus der Zeitschrift „Architekt“ eine Blumenlese von Phrasen, die darthun sollen, daß die Renaissance der einzigste Stil sei, der die Grundlage für die Ausgestaltung zu einem neuen Stil in sich trage, „da er die Grundformen für alle Zwecke aus sich heraus schafft, daß er kein Dekorationsstil, obgleich ihm die reichste Ornamentik zur Verfügung steht“. „Der zukünftige große Architekt wird wieder ein Klassiker sein.“

Hr. Semper scheint demnach mit seinem Gewährsmanne vom „Architekt“ die Renaissance, und auch die Hochrenaissance, die er besonders betont, unter die klassischen Stile zu rechnen und mit dem griechischen auf eine Stufe zu stellen. Er vergißt aber zu sagen, daß der klassische, altgriechische Stil nichts mit der Renaissance gemein hat als die Aeußerlichkeiten der Zierformen, daß aber ihrem Wesen nach diese Blüthe der herrlichsten aller Baustile dem romanischen und gothischen Stile wesentlich näher steht, um nicht zu sagen, auf dem gleichen Grundprinzip wahrer Baukunst aufgebaut ist, auf dem feinen Gefühl der statisch-ästhetischen Konstruktion. Denn bei keinem anderen Stile ist diese so weitgehend durchgeführt wie gerade beim griechischen. Die feingefühlte und klare Ausdrucksweise von Stütze und Last, Säule und Gebälk, in feinster Durchbildung der statischen Funktionen, das Zurschautragen der Triglyphen und Metopen, als die Stützen und deren Zwischenfelder für die Dachsparren, die Mutulen mit ihren tropfenartigen Knöpfen, als die Endigungen der Dachsparren selbst. Die Ausbildung der horizontalen Kassettendecke mit den durchgehenden Steinbalken und Zwischenfeldern sind nur dem Zwecke der Konstruktion dienende Elemente. Die Säulenreihe tritt nur als wirklich tragendes Element, wie als Fächerbelebung der Wand, auf. Alles ist Wahrheit, kein Schein, genau wie beim romanischen und gothischen Bauprinzip.

Wenn sich die neuesten Forschungen bestätigen, daß der achäische Volksstamm, die Helden des homerischen Zeitalters, die Nachfolger der Pelasger, der Träger der mykenischen Kultur sind, vom Norden eingewandert und allem Anschein nach der ostromanischen Rasse angehörten, so liegt die Schlußfolgerung nahe, daß sie gerade solche Elemente in die Entwickelung des Baustils hineintrugen, wie wir sie im Prinzip später beim Romanischen und Gothischen wieder finden: das grübelnde Theoretisiren, wie es der germanischen Rasse gegenüber der romanischen besonders eigen. D. h. die Betonung und Durchführung des konstruktiven Gedankens gegenüber der mehr schmückenden, auf das Auge wirkenden Aeußerlichkeit. Und so wird es nicht wundernehmen, daß gerade die Verschmelzung dieser beiden Prinzipien zu der herrlichen Kunstblüthe griechischer Bauweise führte, die unübertroffen dasteht und den Denker ebenso befriedigt wie den Sinnenreiz und das Schönheitsgefühl.

Vergleichen wir hiemit die Renaissance, so wollen wir ihr gerne zugestehen, daß sie diese letzteren beiden auch befriedigt und vielleicht durch ihre Aeußerlichkeiten gefangen nimmt. Aber der Erstere wird an ihr alles vermissen, was für ihn den Werth der Baukunst ausmacht, die Tiefe des inneren Wesens. Die Renaissance

ist daher nie und nimmer deutsch, weder von Deutschen erfunden, noch entspricht sie deutschem Wesen, sie ist typisch romanisch (dem Volksstamme nach) und diesem nachgebetet, sie ist eitel Schein ohne inneres Wesen, eine Architekturlüge schlimmster Art. Ihre Säulenordnungen tragen nichts, sie sind nur Flächenornament, die Wände zu beleben. Die Fenster- und Thüröffnungen sind Löcher, von Umrahmungen eingeschlossen, ohne Gefühl für die konstruktiven Funktionen, was besonders bei der Archivolte, dem Halbkreisabschluß solcher Oeffnungen, kraß zutage tritt, ebenso bei der Kassettendecke des Gewölbes, die geradezu einen Barbarismus gegenüber der horizontalen Kassettendecke der Griechen darstellt. Auch der Kuppelbau setzt sich meist unorganisch, im konstruktiven Sinne, auf den Gebäudekörper auf.

Die Renaissance ist kein aus dem Innern heraus organisch entwickeltes Ganzes, was in seiner äußeren Gestaltung die innere Disposition zum Ausdruck bringt. Es ist ein Maskenkostüm, welches man einem Baukörper überzogen, und welches ebenso gut auf einen anderen Mauerkern passend gemacht werden kann. Jede Miethskaserne kann in fragwürdigem Surrogatmaterial den Palazzo imitiren. Eine zwingende innere Nothwendigkeit für eine besondere Art der Gestaltung kennt die Renaissance nicht.

Dieses schwerwiegende Moment, was die Quintessenz jeder wahren Baukunst bildet, fehlt.

Wenn überhaupt von der Schaffung eines neuen Baustils des 20. Jahrhunderts die Rede sein kann, so ist das vollständige Abstreifen der Stilformen vergangener Zeiten die erste Hauptbedingung, da die Entwickelung aus einem solchen heraus oder die Mischung verschiedener nur hinderlich wirken kann. Nur das unbeeinflußte Neuentstehen einer Bauweise ohne Voreingenommenheit auf der Grundlage der nachfolgenden Prinzipien kann zu einer wahren, entwickelungsfähigen Baukunst führen, die sich würdig den vergangenen Baustilen zur Seite stellen können wird.

Diese Prinzipien sind:

1. Die Grundrißdisposition nach dem reinen Nützlichkeitszweck, nicht nach akademischen Achsen oder einer von vornherein festgesetzten Façadenwirkung.

2. Der äußere Aufbau entwickelt sich aus dem Grundriß heraus und trägt dessen Theilung äußerlich erkennbar zur Schau unter Betonung der ästhetischen Konstruktion der Bauglieder. Er baut sich nach den reinen Schönheitsgesetzen der Baukunst auf, das starre Material vergeistigend, indem es den Triumph der Ueberwindung der Schwere versinnbildlicht und in schöner Silhouette ausklingt. Die Belebung der Façade geschieht nicht durch ornamentale Behandlung, sondern durch die wohl abgewogene Gruppirung der Nutzbauglieder, wie Erker, Fenstergruppen, Eingänge, Giebel, Dachgeschneidung und Schornsteine zu einem Gesammtbild, welches 3. durch die natürliche Farbengebung der Materialien belebt und abgestimmt wird. Der Wechsel von Form und Farbe: Licht und Schatten, verschiedenfarbige Werksteine neben Ziegel und Terrakotta, gemildert oder aufgehöht durch das glattere oder rauhere Korn der Oberfläche, von der blanken Politur bis zum rauhen Bruch zackigen Gesteins, die weiße Putzfläche neben dunkelfarbigem Holzwerk, verbunden mit der Gruppirung obengenannter Nutzglieder, läßt eine solche Fülle des Ausdrucks und der Stimmungswirkung zu, daß die möglichste Einschränkung oder gänzlicher Verzicht auf ornamentale Behandlung, soweit solche nicht zur Klarstellung der konstruktiven Funktionen nothwendig sich von selbst ergibt, um die klare Ruhe nicht zu beeinträchtigen.

4. Das Ornament selbst kann nie und nimmer die schematische Nachbetung althergebrachter Zierformen vergangener Jahrhunderte, noch die individuelle Schwunglinie sein, aber die von der Plakatmalerei entlehnte Karikatur, die dem Papier angehört, nicht aber dem starren Material, mit dem der Architekt zu arbeiten hat. Er darf die Symbolik nur soweit treiben, daß er sich an organische und anorganische Formen anlehnt, diese aber nicht naturalistisch behandelt. Wohl im „Meurer-Seder'schen" Sinne, aber stilisirt und materialgerecht dessen Wesen zum Ausdruck bringend: also in Sandstein anders wie in Granit, in Terrakotta anders wie in Holz, in Schmiedeisen anders wie in Gußeisen oder Bronze. In diesem Sinne bildet z. B. die von Amerika entlehnte Behandlung der farbigen Glasfenster im Christian'schen Stile ein typisches Beispiel.

Wenn wir die so gekennzeichneten Grundsätze als Basis der im Entstehen begriffenen Baukunst festhalten und mit den einfachsten Mitteln die Ziele zu erreichen suchen, unter peinlichem Fernhalten aller vergangenen Formen oder Wesentlichkeiten und äußerstem Maßhalten in der Anwendung ornamentaler Behandlung, so werden wir sehen, daß wir auch ohne diese Kunstwerke der Architektur schaffen können, die an Wirkung den Prachtbauten vergangener Jahrhunderte nicht nachstehen werden, aber ihre eigene Sprache reden. Dann steht auch zu hoffen, daß allmählich ein in sich gefestigter neuer Stil entstehen wird, der sich dann auch in ornamentaler Beziehung vielleicht reich und eigenartig zu entwickeln imstande ist, aber nur Schritt für Schritt vom einfachsten Motiv zum reicheren fortschreitend, kann solche Entwickelung geschehen, wenn sie sich in richtigen Bahnen fortbewegen will. Je eher das Laienpublikum den Ausspruch Goethes verstehen lernt: „Steine sind stumme Lehrer, sie machen den Beschauer stumm, und das Beste, was sie uns sagen, ist mit Worten nicht auszudrücken", d. h. das Ornament soll nicht durch nichtige Phrasen zum Laien reden, sondern das Bauwerk in seiner Gesammterscheinung —, um so größer ist die Hoffnung für eine gedeihliche Entwickelung eines Baustils des 20. Jahrhunderts.

Rudolf Vogel

## Lee und Vischer als Shakespeare-Forscher.

### II. (Schluß.)

In der Einleitung geht Vischer von der Rolle aus, die Shakespeare bei der Wiedererweckung der deutschen Literatur gespielt hat. Er deutet kurz an, was dem modernen Leser an ihm fremdartig und abschreckend scheinen mag, wobei er eine Wendung gebraucht, die so recht zeigt, wie groß und tief er den Dichter auffaßt: „Nicht Jeder ist bereit, so viel an Schrecken, Grauen, befremdenden Wechsel und Umschlag im Gemüth einzuzahlen für den poetischen Genuß, der hier geboten wird. Es ist etwas Hohes, das wir bei Shakespeare hiemit erkaufen: die ideale Lust an der Majestät der Weltordnung." Vischer nähert sich hier deutlich gewissen modernen Anschauungen vom Wesen des Tragischen, die man als heroischen Pessimismus bezeichnen darf. Im folgenden fertigt er ganz kurz die Bacon-Hypothese ab, um sofort auf Shakespeares Zeitalter, den Charakter der nordischen Renaissance überzugehen, auf den Zwiespalt in ihrem Wesen, das seltsame gegenseitige Durchdringen zweier Welten. Breit und allseitig wird das Fundament entwickelt, auf

dem sich der mächtige Palast der Shakespeare'schen Dichtungen aufbaut: das Zeitalter der Entdeckungen und Erfindungen, des wiederbelebten Alterthums, des jugendlichen Humanismus — als „die Universitätsjahre der modernen Welt" bezeichnet Vischer es treffend —; die blühende italienische Literatur mit ihrer heiteren Helligkeit und gesunden Lebensfreude; die Reformation als ethische Renaissance, als Renaissance des Gewissens; der politische Aufschwung Englands, der Sieg über Spanien, das zu höchster Thatkraft entfachte englische Nationalgefühl, das Emporsteigen des Bürgerthums, „das schwungvolle, spannende Gleichgewicht der monarchischen und konstitutionellen Macht, heitere Regung aller Kräfte des Bürgerlebens, allgemeine Wohlfahrt" — so entwirft Vischer in großen Zügen die modernen Voraussetzungen der Shakespeare'schen Welt. Er entwickelt im folgenden, wie viel Mittelalter noch in üppiger Lebendigkeit phantastisch grünte und blühte, wie die alten Volksbücher in unverwüstlicher Frische immer neu gedruckt wurden, und ihr wohlvertrauter Gestaltenkreis mit der neuerweckten antiken Welt und den Stoffen der Italiener und Spanier sich abenteuerlich und reizvoll mischte; unheimlich blickt die Fratze des Hexenwahns, hold und launig der Johannesnachtsglaube herein; die ganze Naturanschauung ist noch poetisch, „noch von Mythen erfüllt und Mythen bildend. Noch kennt sie durchaus keine psychische Kausalität. Noch sieht sie den Alp im beklemmenden Traum, Elfen und Feen in Feld und Wald, Nixen im Wasser, Kobolde in den Bergen. Noch erscheint die Natur dem Menschen ominös. Der Aberglaube an Vorzeichen ist unendlich. Fällt ein Pferd, begegnet man einer Katze, einem Hasen, so bedeutet das etwas. Ebenso Niesen und Schluchzen. Grillengezirpe, Pferdegewieher, nächtiges Hundegeheul, der Ruf einer Eule oder Elster, oder wenn ein Rabe auf einem Ast sitzen bleibt. Erdbeben, Meteore, Sternschnuppen, Sonnen- und Mondfinsterniß kündigen Gefahr und Tod, Kriege und Krankheit an. Die Natur selbst verwandelt sich halb in einen Traum. Pferde fressen einander in der Mondnacht auf; Geister flüstern; Flämmchen erscheinen, wo ein Todkranker liegt, und nehmen den Weg zum Kirchhof. In der Nacht vor Cäsars Tod läßt Shakespeare Löwen durch die Straßen wandeln, Männer mit feurigen Leibern in Wolken kämpfen. Todte steigen aus den gähnenden Gräbern, Kometen stehen am Himmel, Eulen flattern umher, und seltsames Geräusch, wie Schlachtlärm erfüllt die Luft." Vischer gedenkt der plastischen Kraft jener Renaissance, fremde Stoffe und Vorstellungskreise sich einzuverleiben und zu Eigenem umzubilden: „Das Altrinheimische wird deutlicher, das Antike aber nimmt etwas vom nordischen Charakter an." Er nennt Shakespeares wichtigste Quellen: die italienischen Novellisten, Saxo Grammatikus, Holinshed, Hall, Volksbücher, die auf Galfried von Monmouth zurückgehen, volksthümliche Balladen, Plutarch in der Northschen Uebersetzung. Inmitten dieser traulich dämmerigen und zugleich bunten Fabelwelt steht Shakespeare, „begabt zugleich mit dem hellsten Selbstbewußtsein und der freiesten Bildung; aber dieser alte, dunkle Sagengeist weht über seine Phantasiegefilde. . . . Da fällt uns die Mutter ein im „Machandelbaum"; Märchenschauer überkommen uns, wie in Kinderträumen." Vischer geht des näheren ein auf den äußerlichen Charakter der englischen Reformation, auf die vielen Spuren des alten Feudalstaates, auf den ausgelassen festlichen Charakter der Geselligkeit, die malerisch prunkende Tracht, das gesunde Ablehnen jeder Prüderie, welch letzterer Zug bei Shakespeare zu einem Mangel an Decenz nach unsern heutigen Begriffen wird. An manchen Stellen der Einleitung fühlt man mit Bedauern die Lücken, besonders da, wo die Bedeutsamkeit des Vorliegenden das Fehlende ahnen läßt, so in den Abschnitten: „Shakespeares Besonnenheit. Individualität. Zustand. Leidenschaft. That. Lebensweisheit. Gewissen. Schicksal." Der letztgenannte Abschnitt bringt werthvolle Andeutungen, die im Zusammenhang mit anderen Bemerkungen Vischers zu seiner Meinung über das Wesen des Dramas leiten. Er sieht die Bedeutung Shakespeares vor allem darin, daß er, „das Schicksal als etwas Immanentes erkennt"; Vischer erläutert die antike Schicksalsidee, wobei sich seine Auffassung merkwürdig mit derjenigen Jakob Burkhardts berührt, die erst jetzt durch sein posthumes Werk über die Kultur der Griechen bekannt geworden ist. Sowohl für Vischer, wie für Burkhardt ist der antike Schicksalsbegriff wesentlich deterministisch und daher außerhalb der sittlichen Mächte stehend; und Vischer hätte gewiß Burkhardts Worte unterschrieben: „Ueber die Moira des Menschenlebens sind bei Anlaß der Tragödie von Neueren sehr hohe Worte gemacht worden: dieselbe sei eine sittliche Macht, welche die Widersprüche und Gegensätze in den menschlichen Dingen mit erhabener Gerechtigkeit ausgleiche, Freiheit und Nothwendigkeit versöhne und dem anspruchsvollen Einzelwillen gegenüber das allgemeine Gesetz geltend mache. Von diesem haben die Griechen nichts gewußt. Daß sich auf der tragischen Scene das Schicksal mit dem Thun des Menschen verflicht, versteht sich von selbst, aber sittlich gepriesen oder verklärt hat man dieses Schicksal niemals." Wenn Vischer es offen einen Fehlgriff nennt, daß Schiller in der „Braut von Messina" die antike Vorstellung vom Schicksal wieder aufgenommen habe, wenn er bei Calderon eine wunderliche Mischung von mohammedanischem Kismet, christlichem Wunderglauben und konventionellem Ehrbegriff anstatt eines würdigen tragischen Schicksalsbegriffes findet, so zeigt das klar, daß er sich mit der immer mehr Verständniß findenden Theorie des „Willensdramas" identifizirt. Er spricht das an anderer Stelle auch offen aus: „Der Wille ist im Drama der Angelpunkt des Lebens. Hier ist nichts bloß gegeben; alles gilt nur so viel, als der Wille daraus macht. Alles wird gewollt, wird Motiv, wird That, wird Schuld." Mit dem letzten Worte ist zugleich der Punkt gegeben, in dem die moderne Auffassung auch von derjenigen Vischers abweicht: wir haben kein Verständniß mehr für den tragischen Schuldbegriff; das Tragische kann dieses Sprößlings einer moralistisch-beschränkten Weltanschauung und einer schiefen philosophischen „Freiheits"theorie sehr wohl entrathen. Es macht einen peinlichen Eindruck, sehen zu müssen, wie Vischer bei jeder der hauptbetheiligten Personen eine tragische Schuld herauskonstruiren will; diejenige der Desdemona soll z. B. in dem Entweichen aus dem väterlichen Hause bestehen: „ein kleines Maß, ein Grad von Schuld liegt doch darin"; auch bei Cordelia findet er in ihrem Verhalten „eine leise Spur von Schuld". Ob Vischer das Absurde dieser veralteten Theorie vielleicht nicht doch unbewußt fühlte? In seiner Erklärung des Lear sagt er einmal: „Wie in den meisten Tragödien, so waltet hier zwischen Schuld und Strafe ein schweres Mißverhältniß, und eben dies ist das Tragische." Es ist lehrreich, zu sehen, daß ein Mensch, wie Otto Ludwig, der fast sein ganzes Leben damit zugebracht hat, Shakespeare zu erkennen, genau zu dem entgegengesetzten Resultat kommt wie Vischer, nur um an dem altgeheiligten Schuldbegriff nicht rütteln zu müssen: „Schuld und Strafe proportionirt Shakespeare in jeder

Persan jeden Stückes. Wie gelind ist die Strafe der Desdemana, der Cardelia für geringe Schuld. Die Schuld der Naiven kammt kaum zu ihrem Bewußtsein; der Zuschauer muß das Gewissen für sie haben, sa für Lear, Ramea und Julie, Othella, Desdemana, Cardelia, Ophelia."[7]) Später hat Ludwig seine Auffassung van der Schuld bedeutsam geändert, wie seine Gleichung „Schuld, d. h. Pravakatian des Leides"[8]) zeigt. Es ist lehrreich, zwei sa scharfsinnige Aesthetiker, wie Vischer und Ludwig, in den Fesseln dieser unfruchtbaren Hypathese, die auf einer Reihe van Mißverständnissen beruht, befangen zu sehen; lehrreich insaferne, als hiemit wieder ein Beispiel dafür gegeben ist, wie wenig man einem Kunstwerke gerecht werden kann, wenn man, anstatt seine immanenten Gesetze zu ergründen, van außen her irgend welche maralische Maßstäbe anlegt. Denn der ganze Schuldbegriff ist schließlich dach nichts anderes, als die Verwechselung des Kausalitätsgesetzes mit dem à la grecque maskirten Begriffe der „Sünde".

Wunderschän sind bei Vischer die Abschnitte „Naturbeseelung. Symbalik. Sprache." Hier versteht und erläutert ein Dichter den Dichter. Das sagenannte „Leben" Shakespeares, d. h. seinen äußeren Lebensgang, thut Vischer auf knappen zehn Seiten ab. Bei dieser Gelegenheit darf vielleicht gefragt werden, wie er wahl über Lee gedacht hätte, wäre ihm dessen Buch unter die Hände gekammen. Im ersten Bande dieser Varträge stehen einige Stellen, aus denen seine Meinung mit Deutlichkeit hervargeht. „Ueber unsre Dichter wächst ein Wissen an, daß z. B. van Gaethe bald affenkundig sein wird, wie er sein Halstuch knüpfte. Van Shakespeare dagegen weiß man nur wenig. Das ist fatal; man möchte dach mehr. Aber es ist dach auch wieder gut, denn so draht uns nicht, daß Herr . . .[9]) eine Biagraphie Shakespeares schreiben wird, und sa haben wir keinen Anlaß, uns bei allerlei Bagatellen aufzuhalten, wie das jetzt der Made zuliebe die Biagraphen Schillers und Goethes verlangen." Vam bekannten Wilddiebstahl sagt Vischer: „Mäglich ist es wohl, aber jedenfalls nicht wichtig." Nachdem er endlich ganz kurz die Thatsache angeführt hat, daß Shakespeare in seinem Testamente seiner Frau in einem Nachtrage nur sein zweitbestes Bett vermacht, bricht er beinahe unwillig ab: „Aber ich fange an, lächerlich zu werden, und will mich mit diesen Sachen nicht länger aufhalten."

Nach seiner kurzen Darstellung des äußeren Lebensganges Shakespeares entwickelt Vischer die Geschichte des englischen Dramas, diese bewundernswerthe und stetige Traditian van den Mysterien und miracle plays an über die Maralitäten und interludes bis zum Elisabethanischen Drama. Wahlthätiges und Hemmendes des antiken Einflusses wird abgewogen. Shakespeares Varläufer und Mitstrebende werden knapp und glücklich charakterisirt, das Hin und Her geistiger und paetischer Strömungen, Maden und Manieren der Zeit lebensvall gezeichnet. Der ganze äußere Theaterapparat wird erklärt, wabei feine Bemerkungen über die mitschaffende Phantasie des Zuschauers fallen. Mit Liebe verweilt Vischer bei des Dichters Charakter und Weltanschauung, bei seiner religiösen und palitischen Gesinnung. Wie fein ist die Bemerkung, daß er schlicht rechtschaffene Naturen, wie Haratia, Kent, Edgar, mit besanderer Neigung liebt und in ihrer Schilderung van der wilden Leidenschaft seiner Prableme sich gewissermaßen erholt. Vischer wird nicht müde, das Seelenbild des Dichters zu zeichnen. Er redet van seinem männlichen Patriatismus, van seiner besonnen rayalistischen Gesinnung, van seiner Bildung und Kenntniß fremder Literaturen und Sprachen, von seinem psychalagischen Tiefblick, seiner Liebe zur Musik. Er erkennt sein Wesen, wie Grillparzer, als die wundervalle Einheit van Schauspieler und Dichter. Aehnlich wie Lee, nur ungleich belebter und beziehungsreicher, schildert Vischer endlich die pasthume Wirkung Shakespeares, seinen Nachruhm, sein Fortleben, wie sein Werk in die Breite und Tiefe wirkt, und van Jahrhundert zu Jahrhundert neue Fackeln an seinem Herdfeuer entzündet werden. All das ist selbständig erdacht und erlebt; man kann sich kaum eine bessere Einführung in Shakespeare denken.

Was nun die Varträge über die einzelnen Dramen anlangt, sa ist es vielleicht am Platze, eine Bemerkung allgemeiner Art auszusprechen. Salange nämlich die Fähigkeit, paetische Werke rein und vallkammen zu genießen, nach sa mangelhaft entwickelt ist wie heute, solange sind gute Erläuterungsschriften nicht nur wahlthätig, sondern geradezu unentbehrlich. Diese Fähigkeit ist vielleicht in dem heutigen Eurapa in rapider Abnahme begriffen; man hat nicht mehr Zeit, das Quantum intensiver geistiger Arbeit selbständig zu leisten, das ein ernsthaftes Studium eines graßen Dichters erfardert. Hat man daher nicht allen Grund, dankbar die Hand eines berufenen Führers zu ergreifen, der auf die steilen Hähen liebevall hinaufhilft?

Eines ist diesen Varträgen gemeinsam: die Fähigkeit, lebendig zu schauen und lebendig zu machen. Nur zwei beliebig herausgegriffene Beispiele: „Diese Gesellen, die er sich zu seinen Handlangern ausersehen, muß Macbeth erst dazu bearbeiten. Es sind nicht zum voraus miethbare Mardknechte. Macbeth muß sie erst überreden. Sie sind beide sehr heruntergekammen. Matt und zerzaust vam Elend." Wie stehen mit den letzten Warten diese Kerle leibhaftig da! Nach stärker ist folgendes: „Denken Sie sich einen Spätsammerabend, wie er in die Nacht verdämmert. Die Fledermaus schweift um Klastermauern. Man härt Nachtglacken und das schwerfällige, schläfrige Summen der Käfer, die um diese Zeit herumschwirren. Mit paetischer Absicht nun kansundirt Shakespeare das träge, brummende, surrende Geräusch, das durch die Vibratian der harten Käferflügelschalen entsteht, mit den eigenthümlich gezogenen Tönen des Abendläutens: „Eh' der hartgeschalte Käfer, schläfrig summend, die gähnende Nachtglacke hat geläutet." „Gähnende Nachtglacke", eine echt Shakespeare'sche Kühnheit. Damit wird man ganz in einen salchen matt sich umflarenden Juliabend hineinversetzt." Vischer sieht immer das Werk var seinen Augen sich vallziehen, er denkt immer an die Aufführung: „Macbeth entläßt nun den Diener mit dem Auftrag an die Lady, sie mäge die Glacke ziehen, wenn sein Trank bereit sei. Man hat hier nicht, wie auf unsern Bühnen, die graße Schlaßglacke anzunehmen, sandern eine kleine Zimmerglacke. Ihr feines, aber scharfes Klingen wirkt viel mehr. Es ist das verabredete Zeichen, daß alle schlafen." „In ein Kloster, geh' — das ist tödlicher Spatt. Hier muß sa gesprochen werden, daß man die verbargene Liebe dennach hört und am Tane fühlt, wie sie der entsetzlichen Härte des Hahnes im geheimen widerstrebt." „Die Warte, mit denen Lear Cardelia anfangs zuredet, müssen vom Schauspieler ganz weich, wehmuthsvall gesprochen werden." Beispiele dieser Art ließen sich häufen: der

[7]) Otto Ludwig, Gesammelte Schriften V, 105.
[8]) Otto Ludwig, Gesammelte Schriften V, 447.
[9]) Der im Text stehende Name wurde von mir weggelassen, um nicht die Person eines verdienten Forschers in die Debatte ziehen zu müssen.

Leser wird auf Schritt und Tritt frappirt, wie eindringlich und deutlich bei Vischer alles wird.

Shakespeares Hamlet hat Vischer sein Leben lang beschäftigt. Schon der im zweiten Hefte der „Kritischen Gänge“ (1861) veröffentlichte Aufsatz enthält in nuce seine Grundansichten über dieses Drama, und wer die lohnende Mühe eines Vergleichs mit den Varlesungen nicht scheut, wird mit bewunderndem Erstaunen gewahr, daß jener ältere Aufsatz synthetisch zu fast denselben Resultaten kommt, wie die analysirenden Vorlesungen. Vischer hat Shakespeare gegenüber allezeit eine Sicherheit besessen, die etwas ganz anderes ist, als die Zuversicht eines der Lückenlasigkeit seines Wissens und der Solidität seines Materials vertrauenden Philologen und Literarhistorikers; diese Sicherheit, die Vischer Goethe gegenüber z. B. nie in diesem Grade hatte, ist vielmehr eine innerliche Wesensverwandtschaft, die instinktiv das Richtige trifft. Seine Anschauung über das Wesen Hamlets hat sich übrigens mit den Jahren doch etwas modifizirt. In jenem älteren Vortrage faßt er ihn nach durchaus als Cerebralmenschen, als tragischen Helden der Reflexion auf. Später, um 1867, scheint sich eine leise Wandlung in seiner Meinung über Hamlet vollzogen zu haben: das Entscheidende war für ihn, daß er in der Figur dieses Helden dem Menschen Shakespeare nöher gekammen zu sein glaubte, als dieses mit irgend einer anderen Person eines anderen Dramas der Fall ist. 1882 schrieb er:[10]) „Was ich bisher über den Hamlet geschrieben habe, genügt mir längst nicht mehr. Er leidet nur unter anderem auch an der Reflexion; sein Leiden ist das Genie, .... das Phantasiegenie.“ Mit dieser Auffassung hatte Vischer die Interpretation Kuno Fischers[11]) und Hermann Türcks varweggenommen. Diese Auffassung ist etwas einseitig, wie jeder Versuch, eine so schwierige Natur wie diejenige Hamlets in eine Farmel zu zwingen. In der That hat sich Vischer in seinen Varlesungen van dieser Formel befreit, und wenn man Zug um Zug seiner Erläuterung salgt, ergibt sich etwa folgende Charakteristik Hamlets: ein chalerischer Melancholiker, heftig aus sittlichem Zorn, genial-humaristisch, van jenem Wahnsinn erfüllt, an den das Genie streift, sensibel, krankhaft wandlungsfähig, weltmüde und leidenschaftlich in der Phantasie, ein verbitterter Idealist, sich und Anderen gegenüber ein psychalogischer Virtuose, schlagfertig-witzig, phantasiescheu, nervös, mehr in der Vorstellung heimisch als in der That, ahne ruhigen Puls der Tapferkeit, ahne positiven Agitatiansgeist; er fürchtet nicht die Gefahr, sondern das Mißrathen: „Der Faden des Denkens läuft ins Unendliche fort; man muß ihn, um zu handeln, irgendwo abreißen; wer handeln will, muß den Zirkel des Denkens durchbrechen; dieser irrationale Staß muß gewagt werden, sanst wird das Denken ein Hexenkreis.“ Wenn etwas an der Vischer'schen Auffassung vielleicht stören kann, sa ist es sein aftmaliges Betonen der Thatsache, daß Hamlet zweckwidrig handelt; bei der Art, wie Vischer es vorbringt, denkt man eher an den Julien Sarel Stendhals in Le Rouge et le Noir.

Wer Vischers prächtiges Buch „Auch einer“ kennt, und sich der Stelle über Ophelia erinnert (II, 326), wird nicht überrascht sein, in den Varlesungen dieselbe Auffassung aufs feinste und zarteste motivirt wiederzufinden, die dort so aphoristisch knapp dasteht: „Ein Engländer hat einen unsrer Shakespeare-Erklärer, der die Ophelia für eine leichte Weltdame nimmt, auf Pistalen gefardert. Recht. Der hat meinen Geschmack.“

Ein vallendetes Meisterstück nachschöpferischer Auslegung ist Vischers Vorlesung über Macbeth, aus der schon vorhin einige Proben citirt worden sind. Die „Tragödie des mißhandelten Gewissens“ steigt furchtbar und gewaltig vor dem Leser auf, und Macbeth selbst wird Zug um Zug entwickelt: ein zuerst unschuldiges Gemüth, ein treuer und tapferer Vasall, aber phantastisch-romantischem Ehrgeize leicht zugänglich, von der Schänheit des Herrschens berückt, von dämonischer Freude am Schrecklichen und Gier zum Verbrechen überwältigt, jedoch var und nach der That von zartem Gewissen, ein Bluthund wider Willen, „verzehrt er sich in moralischer Selbstvernichtung das Lebensmark, während das Schicksal van außen kommt, ihn zu zermalmen. Die äußere Vernichtung ist nur Kehrseite der inneren. Wir sehen ihn zwar tapfer untergehen, aber innerlich marsch und ausgehöhlt“. In den Anmerkungen van Lorenz Morsbach wird mit Recht darauf hingewiesen, daß der ganze Hexenstaff damals in der Luft lag; vielleicht wäre auch Ben Jansans Masque of Queens noch den van Marsbach aufgezählten Stücken anzureihen.

In den Erklärungen zu Rameo und Julie fällt es auf, daß an zwei Stellen Vischer in die geschilderte Renaissanceverhältnisse ein allzu modernes Empfinden hineinträgt: „Es ist bei aller feinen Art dieses Mannes (Paris) doch eine innere Seelenroheit, daß er nach Julias Willen überhaupt noch gar nicht gefragt hat.“ Etwas später heißt es: „Graf Paris, keine unedle Persönlichkeit, aber van ardinären Begriffen, varnehm unzart, da er um Julia wirbt, ehe er sich ihrer Liebe versichert hat. Es ist eine geheime Raheit des Egoismus, wie er ihrer gewiß zu sein meint. Wohl vertieft ihn ihr Tod. In stiller Wehmuth streut er Blumen auf ihr Grab. Doch nicht ohne Schuld fällt er durch Rameo: er wallte Julia zu einer Ehe ohne Leidenschaft bestimmen.“ Hier ist die maderne Ausfassung der Liebesheirath mit dem unglücklichen Schuldbegriff verbunden und wirkt so doppelt störend.

Hatte Vischer den Macbeth als Tragädie des mißhandelten Gewissens aufgefaßt und ausgelegt, sa bestimmt er den König Lear als die Tragödie der mißhandelten Pietät und führt seine Auffassung in packender Weise durch. Hier, wie im Othella, polemisirt Vischer wiederholt gegen Rümelins „Shakespeare-Studien eines Realisten“, hauptsächlich gegen den Vorwurf, Shakespeare habe nicht eigentlich kompanirt, sandern Scene um Scene gedichtet, wie sich's eben traf. Ueberhaupt sind Vischers Auseinandersetzungen mit anderen Shakespeare-Erklärern immer höchst interessant, auch wo man ihnen im einzelnen nicht überall beipflichten kann. Geradezu erstaunlich ist die Feinheit, mit der Vischer die Motivirung des Othello behandelt; er läßt an der Hand der Dichtung das Gewebe einer unheimlichen und dämonischen psychologischen Genialität entstehen und wachsen, so daß man im Banne seiner Darstellung athemlos von Scene zu Scene folgend den Dichter und seinen Interpreten gleich sehr bewundert.

Man darf mit Spannung den folgenden Bänden entgegensehen, var allem den Königsdramen, die zunächst erscheinen sollen. Antanius und Cleopatra, Julius Cäsar, und Carialan sallen die Reihe schließen. Der letzte Band soll ein Inhaltsregister über alle sechs Bände enthalten, und mit seiner Fertigstellung wird ein standard work der Shakespeare-Forschung varliegen.

[10]) „Altes und Neues“, III. Stuttgart, Bonz.

[11]) Beilage 1894, Februar und März: „Ein neues Wort über Hamlet und das Hamletproblem.“

Ein wichtiger Punkt ist noch zu berühren: Vischer als Uebersetzer Shakespeares. Eine eingehende Würdigung gerade dieser Seite der Thätigkeit Friedrich Vischers gehört naturgemäß nicht in diese Beilage, sondern in eine Fachzeitschrift, aber die allgemeine Seite der Frage darf umsoweniger umgangen werden, als Professor Förster an dieser Stelle sie schon berührt hat.[12]) Seinem Gefühle nach, führte er aus, sei sogar Dorothea Tiecks nicht gerade sonderlich gelungene Macbeth-Uebersetzung poetischer als die freilich stets korrektere Uebertragung Vischers. Dem gegenüber darf vielleicht darauf hingewiesen werden, daß Professor Hermann Conrad gerade von Vischers Macbeth-Uebertragung sagt:[13]) „Ich muß bekennen, daß ich davon begeistert war: ich hatte nie etwas gelesen, das an die Größe der Shakespeare'schen Poesie näher herangetreten wäre als diese Uebersetzung; die Schlegel'sche Uebersetzung steht poetisch gewiß hoch, aber nicht höher als die Vischer'sche, während sie andrerseits viel reicher an Ungenauigkeiten und Mißverständnissen ist, als diese. . . . Die Macbeth-Uebersetzung von F. Vischer ist eine klassische, die von D. Tieck eine werthlose Arbeit.“ So unbedingt der Standpunkt Försters richtig ist, daß der Schlegel-Tieck-schen Uebertragung Shakespeares „als der klassischen deutschen Shakespeare-Form unsrer großen Schiller- und Goethe-Zeit“ ihre ehrenvolle Sonderstellung zu erhalten ist, so sehr ist es andrerseits der Erwägung werth, ob nicht eine unbedingt genauere, dabei ebenso poetische Uebertragung eines einzelnen Stückes der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden soll. Hermann Conrad hat diese Frage offenbar für sich bejaht, indem er eine von ihm für die Schule bearbeitete Ausgabe der Vischer'schen Uebersetzung, bei Cotta erscheinend, am Schlusse seiner eingehenden Abhandlung ankündigte. Die Uebersetzungen Vischers, nicht nur des Macbeth, sondern aller von ihm in seinen Vorlesungen behandelten Dramen, sind auf Grundlage des Schlegel-Tieck'schen Textes entstanden; nebenher benutzte er, wo er es für gut fand, die Leistungen Sengers, Gildemeisters, Bodenstedts, Heyses, Wilbrandts, Herweghs und Anderer. Anfänglich beschränkte er sich auf Korrekturen in seinem Handexemplar, wenn er glaubte, etwas besseres bieten zu können; diese Korrekturen wurden immer zahlreicher, da er gerade auf die Textherstellung mit den Jahren immer peinlichere Sorgfalt verwendete, und wuchsen von selbst zu vollständigen Uebertragungen heran. Durch die Ausführungen Professor Eidams in dieser Beilage[14]) ist die Frage aufs neue angeregt worden, und die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft wird auf die Dauer sich der Forderung nicht verschließen können, auf der Grundlage der Schlegel'schen Uebertragung und mit Beibehaltung alles dessen, was nicht unbedingt geändert werden muß, einen Text herzustellen, der den Forderungen des dichterischen Sprachgefühles und dem individuellen Sprachgebrauche in gleicher Weise gerecht wird. Das letzte Wort in dieser Frage muß natürlich immer der Dichter behalten. Daß jedoch eine derartige allmähliche Herstellung eines korrekten und zugleich dichterisch werthvollen Textes möglich ist, beweisen eben die vorliegenden Uebertragungen Vischers aufs glänzendste.

Es wäre ungerecht, der werthvollen Nachträge und Anmerkungen zu vergessen, die am Ende jedes Bandes stehen und von dem Herausgeber und von Professor Lorenz Morsbach herrühren. Hier findet sich eine Fülle von Material zusammengetragen, theils einzelnes erläuternd und berichtigend, theils zu Exkursen verarbeitet. Besonders genau ist die Bibliographie berücksichtigt worden. Wenn es gestattet ist, auf einzelnes hinzuweisen, so möchte ich in erster Linie an die Exkurse über den Euphuismus, das Droushout-Portrait,[15]) den englischen Theaterbau zu Shakespeares Zeit, und den militärischen Rang Cassios und Jagos erinnern.

Der Preis des ganzen umfangreichen Werkes konnte natürlich nicht so niedrig gestellt werden, daß auch für den weniger bemittelten Privatmann seine Anschaffung leicht ist. Aber dieser Mißstand läßt sich wenigstens theilweise dadurch heben, daß diese Vorlesungen dem Interesse der Bibliotheken aufs angelegentlichste zu empfehlen sind, und zwar sowohl den öffentlichen, staatlichen, städtischen und Volksbibliotheken, wie insbesondere denjenigen der Schulen. Eine jede Gymnasial- und Lehrerbibliothek sollte es für ihre Ehrensache halten, dieses Werk zu besitzen. Das wäre eine ungemeine Förderung der Shakespeare-Kenntniß in Deutschland und käme auch vom Standpunkte der Methodik aus der Fähigkeit des Genusses poetischer Werke im allgemeinen zugute. Denn „Uebungen im Betrachten von Kunstwerken“, wie sie Alfred Lichtwark für Werke der bildenden Kunst veranstaltet und herausgegeben hat, sind auch für poetische Werke und vor allem für die Dramen Shakespeares nicht nur nützlich, sondern geradezu unentbehrlich.

Viktor Hehn schrieb einmal:[16]) „Ich habe Vischer nicht gefunden, und bin nun unnütz nach Schwaben gereist, denn er war doch der eigentliche Zweck.“ Nun ist der Mann, um dessentwillen allein Hehn einst nach Schwaben reiste, für uns Suchende und der Belehrung Bedürftige allezeit zuhause und steht uns Rede und Antwort.

Josef Hofmiller.

---

## Besprechungen.

**Nachklänge von Emil Neubürger.** — In Frankfurt a. M. hat der Name Neubürger seit Jahrzehnten guten Klang. Jeder der drei Brüder dieses Namens ist in seiner Art ein bedeutender und interessanter Charakterkopf. Der Jüngste, Ferdinand Ludwig, der im Jahre 1895 starb, war eine schwärmerische idealistische Natur, ein Dichter von hohem Flug. Seine nachgelassenen Schriften sind an dieser Stelle von Martin Greif besprochen und anerkennend gewürdigt worden. Theodor, der ältere Bruder, zählt zu den hervorragendsten Aerzten Frankfurts und ist zugleich ein genialer, tiefer Denker. Er war der beste Freund des so jung gestorbenen großen Sprachforschers Lazarus Geiger, der ihm sein Hauptwerk „Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft“ mit warmen Worten der Freundschaft und Dankbarkeit gewidmet hat, Worten, in denen er den „hohen und reichen Geist“ des Freundes feiert. Der älteste, jetzt im 76. Lebensalter stehende Bruder Emil macht in seiner literarischen Thätigkeit liebenswürdigen und gewinnenden Eindruck. Nicht gerade zu den Bahnbrechern gehörend, aber glücklich in seiner Fähigkeit, das Schöne und Gute zu finden und zu genießen. „Edle Menschen und gute Thaten“ hat er in einem früheren Buche behandelt, einem Buche, das in unserer Zeit gerade der Jugend wohl empfohlen werden darf, einer Zeit, in der sonst so oft das Wort gilt: „Schön ist häßlich, häßlich schön.“ Das jetzt vorliegende Buch „Nach-

---

[12]) Beilage Nr. 100, 2. Mai 1901: „Nochmals Shakespeare und Schlegel“.

[13]) Herrigs Archiv, März 1901: „Friedrich Vischer und Dorothea Tieck als Macbethübersetzer“.

[14]) Nr. 150 vom 4. Juli dieses Jahres.

[15]) Daß Robert Vischer und Morsbach im Gegensatze zu Lee für nichts weniger als authentisch halten.

[16]) Viktor Hehn. Ein Lebensbild von Theodor Schiemann. Stuttgart, Cotta.

klänge" [1]) könnte — wenigstens einem großen Theile seines Inhalts nach — den gleichen Titel tragen. Es charakterisirt den Verfasser durch das schlichte Vorwort: „Auch in höheren Jahren ist es für den Verfasser eine beglückende Thätigkeit geblieben, Bedeutendes, Erfreuliches und Erhebendes, das ihm das Studium der Geschichte und der Literatur, das Leben oder auch die eigene Phantasie entgegenbrachte, sich recht zu vergegenwärtigen, zu beleben und für sich und Andere festzuhalten." Werthvoll sind die Erinnerungen über Persönlichkeiten, die der Verfasser selbst gut kannte und über die er viel Anregendes zu sagen weiß. Dabei drängt sich uns unwillkürlich die Betrachtung auf, wie viel Bedeutendes doch verloren geht. Wer kennt heute noch Johann Jakob Mohr, der auch bei Lebzeiten nicht über einen kleinen Kreis von Freunden und Kennern hinausgedrungen war? Und das war nach den Proben, die Neubürger von ihm mitzutheilen weiß, ein wirklich großer und tiefer Geist! Ferdinand Gleichauf war eine vielversprechende Blüthe, die nicht zu voller Entfaltung kommen konnte. Was der Verfasser über Ferdinand Neubürgers gesammelte Werke, über Lazar Geiger, Christian Friedrich Diez, den Vater der romanischen Philologie, sagt, ist fesselnd und bietet manches nicht allgemein Bekannte. Ein anmuthendes und erhebendes Bild entwirft er von dem Frankfurter Stadtbibliothekar Lorenz Diefenbach, einem großen Gelehrten und edlen Menschen. Hübsch und fesselnd sind die historischen Anekdoten „Hugo Grotius' Befreiung durch seine Gattin", „Lavalettes Rettung durch seine Gattin", in diesen, wie in anderen novellistischen Skizzen sieht man so recht die Freude des Verfassers an Thaten der heldenhaften, immer opferwilligen Liebe. In den Betrachtungen über Gestalten der Dichtung findet sich manches gescheite Wort, auch in den Parabeln, während der Humor nicht die starke Seite des Verfassers ist. Aber im ganzen ein Buch, dem man manche Anregung und Erquickung zu danken haben wird und das ein echtes Lehrbuch für die Jugend genannt werden darf.

S. S.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

γσ. **Metz**, 7. Aug. (32. Deutscher Anthropologenkongreß.) (Schluß.) Die chemische Umwandlung an Feuersteinwaffen war die erste Mittheilung, mit der Dr. Schichtel (Metz) die Schlußsitzung des Kongresses einleitete. An Splittern, Waffen und Geräthen aus Feuerstein, die der Referent bei Novéant (unweit Metz) in großer Anzahl jüngst gefunden hat, konnte er feststellen, daß diese mit einer weißen Rinde bedeckt waren, die selbst hart blieb, während der Feuerstein darunter weich wurde; an einem der Fundobjekte ist indessen auch die harte poröse Rinde zerstört, und so haben wir hier die Thatsache vor Augen, daß nicht nur diese Rinde, sondern der Feuerstein darunter sich durch chemische Einflüsse völlig zu Staub aufgelöst haben. — Die künstliche Deformation des Schädels bildete sodann das Thema der Darlegungen Geh. Raths Virchow. Bestimmte geographische Regionen zeigen eine bestimmte Form künstlicher Deformation der Schädel. Hier konnte der Vortragende die sonderbaren Kopfformen der nordamerikanischen Eingeborenen vor der Conquista vorlegen, die fast durchweg künstlich deformirte Schädel haben. So ist namentlich der Schädel der Natches östlich der Mississippi-Mündung so gedrückt, daß der Hinterkopf eine Platte bildet. Die Flachköpfe, am Oregon und zum Theil auch in Peru bekannt, sind südlich von den an der pacifischen Küste weiter nach Norden wohnenden Langköpfen in extremster Form zu suchen. Es ergibt sich, daß die gleiche Form durch Krankheit auf natürlichem Wege und ebenso durch künstliche Veranstaltung bewirkt werden kann. Alle diese Verhältnisse sind bei der Bildung des Urtheils über die Schädelformen zu berücksichtigen, die Messung allein gibt keinen festen Maßstab. Auch einen an der Stirn verdrückten Schädel aus den Kaukasus-Gegenden konnte der Vortragende demonstriren, der deßhalb von Interesse ist, weil schon Hippokrates die Thatsache von Verdrücken der Schädel bei den alten Bewohnern von Kolchis überliefert hat. — Die Arbeit an der von der Gesellschaft unternommenen Herstellung prähistorischer und ethnographischer Karten von Deutschland nach den einzelnen Provinzen und Bundesstaaten schreitet, wie Geheimrath Voß (Berlin) berichtete, vorwärts und bald wird das Gebiet von Mitteldeutschland in solchen Karten vorliegen. Damit war das dem Kongreß vorgelegte Material erschöpft. In der Reihenfolge: Frhr. v. Andrian-Werburg (Wien), Virchow, Waldeyer (Berlin) wurde der Vorstand der Gesellschaft wieder gewählt und als Ort für die nächstjährige Versammlung Dortmund bestimmt.

* In der Schlesischen Zeitung hat, wie wir einer Mittheilung im „Globus" entnehmen, Prof. Partsch in Breslau einen vorläufigen Bericht über den nach Beendigung des 13. Deutschen Geographentages in das Riesengebirge unternommenen Ausflug veröffentlicht, der auch die Beachtung weiterer Kreise verdient, da bei dieser Exkursion eine Reihe der bedeutenderen Glacialforscher die gegen das übrige deutsche Mittelgebirge wesentlich abstechenden Verhältnisse (wenigstens so weit die bis jetzt vorhandene Literatur das Urtheil stützt) der Vergletscherung des Riesengebirges in Augenschein nahm und der vorliegende Bericht sich gewissermaßen als ein die dortigen seitherigen Befunde im wesentlichen bestätigendes Protokoll ansehen läßt. Von besonderem Interesse sind aber die am Schlusse angeführten kritischen Bemerkungen des Verfassers zu einer Arbeit des Dr. Werth über die Vergletscherung des Gebirges, durch die nachgewiesen wird, daß bei letzterer wesentliche Irrthümer mit untergelaufen sind, so z. B. ihr Verfasser den Abschlußdamm eines alten, historisch noch nachweisbaren Stauweihers für eine Endmoräne gehalten hat.

w. Der wissenschaftliche Nachlaß der Pariser Weltausstellung wird, soweit er von den Ausstellern nicht wieder zurückgezogen worden ist, zum größten Theile im Trocadéro aufbewahrt werden. Der Trocadéropalast beherbergt zur Zeit zwei ausgezeichnete Sammlungen, das von dem Schriftsteller Edmond Haraucourt geleitete Museum der vergleichenden Bildhauerkunst und ein in drei Theile zerfallendes Völkergeschichtliches Museum. Die erste Abtheilung, von Landrin geleitet, ist Europa und den Polargegenden gewidmet, die zweite ist das asiatische Museum (auch Khmer genannt), die dritte, welcher Hamy vorsteht, umfaßt die übrigen Länder der Erde. Eine jede dieser Sammlungen wird nun aus den Resten der Ausstellung ganz bedeutende Bereicherungen erfahren. Zur ersten kommt eine Gruppe von kostbaren Gypsabgüssen aus der tunesischen Moschee und weiter eine von der Akademie der Künste ausgestellte Sammlung von Modellen hervorragender geschichtlicher Denkmäler Frankreichs. Im Khmer wird wahrscheinlich die hübsche Cambodjapagode, die ganz in der Nähe des Trocadéro stand, in ihren Hauptbestandtheilen untergebracht werden. Sie war von der französischen Kolonialregierung errichtet worden und birgt eine Fülle von werthvollen Gegenständen. Die übrigen Kolonien Frankreichs werden zu Hamy's Museum wichtige Beiträge liefern. Man plante zuerst, nach der Ausstellung ein eigenes Kolonialmuseum in der Orleansgalerie des Palais Royal zu eröffnen, doch hat man jetzt diesen Plan wieder fallen lassen. Was nicht im Trocadéro Platz findet, soll unter die Provinzen vertheilt werden. Zu erwähnen ist noch das merkwürdige portugiesische Kolonialhäuschen, das mit seinem ganzen Bestande dem Trocadéro geschenkt wurde. Am meisten aber erhält Landrin. Zunächst die Geschenke des Unterrichts- und des Landwirthschaftsministeriums, darunter eine große Modellsammlung megalithischer Alterthümer Frankreichs. Von den nichtfranzösischen Ländern Europa's verschenkte Rußland am meisten, und zwar sowohl an das Louvremuseum als auch an den Trocadéro. Hier sollen die von Baron de Baye und Paul Labbé aus dem Kaukasus und dem asiatischen Rußland erworbenen Sammlungen Platz finden. Dänemark überläßt die Gegenstände, die Kapitän Brünn aus Island und Grönland zurückgebracht hatte. Aus dem Schweizerhause wird eine Wohnstube aus der Gegend des Brienzer Sees übernommen werden. Die Ungarn versprachen ein Modell des ungarischen Hirtenlebens. Der bosnische Pavillon soll nicht allein seinem ganzen Inhalte nach im Trocadéro ausgestellt werden, sondern die Landesverwaltung hat noch sehr schätzenswerthe Erweiterungen in Aussicht gestellt, darunter Zusammenstellungen von Waffen und Alterthümern. Andere Gaben

[1]) Druck und Verlag von Reinhold Mahlau, Fa. Mahlau u. Waldschmidt, 1900.

spenden Oesterreich, Serbien, Rumänien und Griechenland. Die feierliche Ueberreichung aller dieser Geschenke wird voraussichtlich im Oktober stattfinden, und damit erhält der Trocaderopalast eine Bedeutung, die etwa der des ethnographischen Museums in Berlin entspricht.

* **Der Tod des Island-Forschers Fred. W. Howell**, des ersten englischen Reisenden, der den Lang Jokul, eine isländische Eisfläche von 600 englischen Quadratmeilen, überschritten hat, wird dem „Belfast Telegraph" gemeldet. Die „Post" gibt danach folgende Darstellung: Vor einigen Tagen überschritt Howell mit Führern den Fluß Heradsvotz in Island. Alle kamen glücklich hinüber bis auf Howell, dessen Pferd im Treibsand stecken blieb und hinten auszuschlagen begann. Howell wurde vom Sattel geworfen, von der starken Strömung ergriffen und ertrank.

* In **Trinquetaille**, einem Flecken auf der im Mündungsgebiet der Rhone gelegenen Insel La Camargue, ist ein sehr gut erhaltenes und **werthvolles altes Mosaik** in den Trümmerresten einer römischen Villa von dem französischen Archäologen **Mora** aufgefunden und in das Museum von **Arles** übergeführt worden. Der Fund, der aus dem zweiten Jahrhundert stammt, stellt eine bekannte Scene aus der alten Mythologie dar: Europa, von Zeus in Gestalt eines Stieres entführt, und zeigt eine ganz hervorragende Feinheit in der anatomischen Darstellung.

* Dem **Vorstande des Verbandes der Deutschen Architekten- und Ingenieurvereine** ist jetzt zur Unterstützung der Eingabe der Studirenden der Technischen Hochschule an den Kultusminister um **Zulassung der Regierungsbauführer zur Promotion an den Technischen Hochschulen** folgende von einer großen Zahl angesehener Fachleute unterstützte **Entschließung** zugegangen. „Die Unterzeichneten richten an den Vorstand des Verbandes der deutschen Architekten- und Ingenieurvereine die Bitte, bei Berathung der in der Abgeordnetenversammlung zu Königsberg am 23. August zur Erörterung stehenden Eingaben der Studirenden der Technischen Hochschule zu Berlin in Sachen des Promotionsrechtes eine dahingehende Beschlußfassung beantragen zu wollen, daß die staatlich geprüften Bauführer ebenso wie die Diplomingenieure in allen Abtheilungen ohne weiteres zur Doktorpromotion zugelassen werden; sie erachten in Uebereinstimmung mit der Habilitationsordnung der Technischen Hochschulen in Preußen das erste Staatsexamen im wissenschaftlich-technischen Sinne als durchaus gleichwerthig mit der Diplomprüfung und erblicken in der von einem Theile der Hochschulprofessoren verlangten bedingten Zulassung der Bauführer unter Forderung einer Nachprüfung oder Ergänzungsarbeit eine ganz unbegründete Zurücksetzung des Staatsbaufachs". Die Entschließung bezieht sich auf die heute noch endgültige Kabinetsordnung vom Jahre 1884, in der die erste technische Staatsprüfung dem Diplomexamen und ebenso dem Universitätsdoktor gleichgestellt ist, weßhalb es unbillig wäre, zu verlangen, daß ein Regierungsbauführer, der seit 1884 für die Habilitation an der Technischen Hochschule ebensoviel gilt wie der Dr. phil. einer deutschen Universität, jetzt noch eine Nachprüfung oder Nacharbeit auf sich nehmen soll, um dann in Charlottenburg Dr. ing. zu werden.

* **Jena.** Zu den diesjährigen **Ferienkursen** haben sich 225 Theilnehmer, 156 Herren und 69 Damen, aus Deutschland und 18 anderen Staaten eingefunden. England ist durch 21 Theilnehmer vertreten.

* **Aus Frankreich.** In der letzten Sitzung der Académie de Médecine bestätigten, wie der „Voss. Ztg." mitgetheilt wird, die Doktoren Blanchard, Chantemesse und Hallopeau einstimmig die **Uebertragung des Aussatzes auf Menschen durch den Stich der Muskitos.** Im Hospital Saint-Louis (Paris) befinden sich etliche 20 Aussätzige in Behandlung, die wohl zeitlebens dauern dürfte, da die Heilerfolge bisher sehr gering gewesen. Natürlich ist eine eigene, abgeschlossene Abtheilung für die Aussätzigen eingerichtet. Während des letzten Jahrzehnts wurden unter den (etwa 300,000 jährlich) Wehrpflichtigen 242 Aussätzige gefunden, 37 Departements weisen keinen einzigen auf. Die meisten Aussätzigen entfallen auf die Departements: Côtes du Nord (Bretagne) 58, Vendée 17; Landes 21, Corrèze 10, Somme (Picardie) 10; Nord (Flandern) 8; Basses-Pyrenées 8; Finistère 6; Morbihan 5; Pas de Calais 5; Seine 6; Seine-Inférieure 6; Charente-Inférieure 3. Die Bretagne zählt die meisten, obwohl auch dort ein Departement (Ille-et-Vilaine) nur einen Fall aufweist. Der Stand ist ungefähr derselbe wie vor 60 Jahren, nur daß einige Departements jetzt eine geringere, andere eine höhere Zahl aufweisen. Die Verhältnißzahl ist sich gleich geblieben: 7.7 auf 100,000 junge Leute. Im Wasgau-Departement soll eine eigene Anstalt für Aussätzige eingerichtet werden. Die französischen Siedelländer sind vielfach angesteckt, während in den Häfen leider keine Vorkehrungen zur Abwehr getroffen sind. Neu-Kaledonien ist besonders ein Herd des Aussatzes, der auch die Weißen vielfach heimsucht, die Heilanstalten sind ungenügend eingerichtet.

* **Aus Rußland.** In einem Dorfe im Gouvernement Moskau starb, wie man der „Frkf. Ztg." meldet, am 3. d. M. der Privatdozent an der Universität **Moskau** Dr. med. A. A. **Tokarski** im 42. Lebensjahre. Er war ein namhafter Psychologe und gründete das erste psychologische Laboratorium in Rußland, das noch jetzt bei der psychiatrischen Universitätsklinik in Moskau bestehende Institut.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. G. **Schanz**: Dritter Beitrag zur Frage der Arbeitslosen-Versicherung und der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. Berlin, Heymann 1901. — E. **Huber**: Die Entwicklung des Religionsbegriffs bei Schleiermacher. (Studien zur Geschichte der Theologie und der Kirche, VII, 3.) Leipzig, Dieterich 1901. 315 S. — **Handwörterbuch der Staatswissenschaften.** 2. Aufl. 23. Lfg. Jena, Fischer 1901. — **Bericht über die 29. Wanderversammlung des Deutschen Photographen-Vereins in Berlin.** (S.-A. aus der „Deutschen Photogr.-Ztg." 1900, 32 bis 1901, 24.) — **La Mara**: Im Lande der Sehnsucht. Gedichte. Leipzig, Seemann 1901. 255 S. — **Das Bibliographische Institut in Leipzig.** Geschichtlicher Ueberblick zur 75jährigen Jubiläumsfeier. — **Humor und Satire.** Heft 1. Braunschweig, Schlegel. 50 Pf. — Dr. **Ludw. Wilser**: Die nordeuropäische Rasse (Homo europaeus Linné). (S.-A. aus der Pollichia, Dürkheim.) 15 S. — **Ugolino Mosso**: Der Einfluß des Zuckers auf die Muskelarbeit; **Pietro Albertoni**: Ueber das Verhalten und die Wirkung der Zuckerarbeit im Organismus. Berlin, Thormann und Goetsch 1901. (1 M.) — **Paul v. Schönthan**: Brave und schlimme Frauen. (Moderne Geschichten.) Linz, Wien, Leipzig, Oesterr. Verlagsanstalt 1901. — **Hans Fraungruber**: Neue Ausseer G'schichten. Ebd. — **Klemms Archiv.** Mittheilungen aus der Familiengeschichte. Hggb. von dem Verbande Klemm'scher Familien. Nr. 9. Pforzheim. — **Thomé's Flora von Deutschland, Oesterreich und der Schweiz.** 5. Band: Kryptogamen-Flora. Hggb. von Prof. Dr. Walter **Migula**. Lfg. 1. Gera, Fr. v. Zezschwitz. — **Wilhelm Idel**: Gestalten und Bilder. Dichtungen. Berlin, Concordia 1900. — **Friedrich Thudichum**: Die wahren Lehren Jesu. Leipzig, Max Sängewald 1901. 210 S. Preis M. 3.50. — Dr. **Arthur Sauer**: Die Christuslegende in ihrem Verhältniß zur arischen Mythologie. (Erster Theil der Trilogie: Götter- oder Menschendienst.) Leipzig, Max Sängewald 1901. — **Rose Stolle**: Das Einmachen und Konserviren der Früchte und Gemüse. (S.-A. aus dem „Neuen allgemeinen Kochbuch" von Rose Stolle.) Berlin, Wilhelm Möller. Preis 50 Pf. — **Werner v. Heidenstam**: Landschaften und Menschen. Reiseskizzen. Autorisirte Uebersetzung von E. **Stine**. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel). — **Die Religion der Menschheit.** Monatsschrift. (1. Jahrg. Nr. 4—6.) Hggb. von Dr. H. **Molenaar**. Selbstverlag des Herausgebers, München, Ungererstraße 26. — Dr. **Georg Bender**: Die deutsche Schreibung. München, A. E. Staegmeyr 1901. Preis 50 Pf. — **Hermine Ludwig**: Wie behandelt man seinen Arzt? Bunzlau, G. Kreuschmer 1901. Preis 30 Pf. — Pastor J. L. **Morin**: Evangelisches Erwachen im katholischen Canada; Pfarrer P. **Bräunlich**: Die Los von Rom-Bewegung in Steiermark. (Heft 6 u. 7 der Berichte über den Fortgang der Los von Rom-Bewegung.) München, J. F. Lehmann 1901. Je 60 Pf.

Jahrgang 1901. München, Mittwoch, 14. August. Nummer 185.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

**☞ Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Freitag.**

Uebersicht.



## Padua.

Von Berthold Riehl.

### I.

Padua wegen seines altberühmten Namens von den meisten Italienreisenden mit hoher Spannung betreten, verlassen Viele nach flüchtigem Besuch schwer enttäuscht. Von oberflächlichen Besuchern gering geschätzt zu werden, ist ein Loos, das Padua mit manchen Städten theilt, womit es sich jo trösten kann, daß aber der erste Eindruck, der unser Urtheil so leicht auch weiterhin bestimmt oder wenigstens beeinflußt, bei Padua in der That leicht enttäuscht, ist sicher und deßhalb interessant, weil es im Charakter der Stadt gründet.

In der lombardischen Ebene an dem unbedeutenden Bacchiglione gelegen, verbinden sich bei Padua keineswegs Natur und Kunst zu einem wirkungsvollen Gesammtbild, wie bei dem benachbarten, reizvollen Vicenza, dem stattlichen Verona oder gar in dem prächtigen Venedig.

Auch ein erster Gang durch Padua wird trotz vielem Interessanten durch den Vergleich mit den Nachbarstädten leicht enttäuschen. In Verona erinnert er durch das Amphitheater und die porta Borsari sofort an dessen Bedeutung unter der römischen Herrschaft und an die Nachwirkung jener Kunst in den späteren Perioden, in Padua dagegen, der einst so reichen Römerstadt, der Stadt des Titus Livius, ist nur noch der Platz zu sehen, auf dem einst die Arena stand, und die Reste antiker Kunst sind im Museum geborgen.

In Verona weisen die stattlichen Bauten des Mittelalters und der Renaissance sofort auf die hervorragende Stellung der Stadt in jenen Perioden, wie Vicenza's spätgothische Paläste anmuthig erzählen von dem Einfluß und selbständigen Verarbeiten venezianischer Kunst auf dem Festlande und Palladio's Werke einen wahrhaft großen Architekten zeigen.

Padua's Corso dagegen, die via servi und torricelle, erweckt gewiß nicht den Eindruck einer Stadt, deren Kunst eine weltgeschichtliche Rolle spielte. Padua hatte auch keine Kunstblüthe, die, wie jene Verona's, in der romanischen Periode einen großen Theil der Lombardei beherrschte, ja weit über deren Grenzen hinaus wirkte, und die Stadt besaß auch keinen Architekten, der ihr wie Sammichele Verona und Palladio Vicenza das Gepräge gab, die größten Kunstwerke der Stadt rühren vielmehr mit Ausnahme der Fresken Mantegna's von fremden Meistern her. Nicht der wirkungsvolle Gesammteindruck einer Blütheperiode bestimmt daher den Charakter Padua's, sondern seine Bedeutung liegt in einzelnen hervorragenden Werken, in denen sich die Einflüsse anderer Kunststädte kreuzen, durch die es vor allem eine interessante Mittelstellung zwischen Florenz und Oberitalien, Venedig und dem Festlande erhält. Die wichtigsten dieser Denkmäler liegen aber zum Theil abseits des großen Verkehrs, manche in Kirchen versteckt, hinter deren unbedeutender, oft auch unvollendeter Façade man solche Schätze nicht vermuthet, man muß sie suchen und sorgfältig studiren, was auch ihre eigenartige geschichtliche Bedeutung fordert. In der Stadt, die durch ihre gelehrten Studien eines so alten und großen Rufes genoß, fordert auch die Kunst wissenschaftliches Studium.

Der kunstgeschichtliche Schwerpunkt Padua's liegt im 14. und 15. Jahrhundert und das späte Mittelalter bestimmt in erster Linie das Gesammtbild der Stadt schon durch die charakteristischen Portici, die Arkaden im Erdgeschoß der Häuser, welche die Straßen fast allenthalben auf beiden Seiten begleiten oder begleiteten. Die paduanischen Paläste sind bescheiden, fast etwas ärmlich, wenn man sie mit gleichzeitigen Bauten etwa Verona's und Vicenzas vergleicht; besitzen sie feineres Detail, so weist dasselbe stets auf Venedig.

An die Unterwerfung Padua's durch Venedig im Jahre 1405 erinnert vor allem der Löwe, der auf einer antiken Säule vor der loggia del consiglio steht, Kunst und Kulturgeschichte der Stadt aber weisen zu allen Zeiten auf das wichtige Band beider Städte, wobei jedoch Padua Venedig nicht weniger gab, als es von ihm empfing. Padua ist nicht nur ein Ableger venezianischer Kultur auf dem Festlande, sondern besitzt eine große, selbständige Bedeutung, wie schon der eigenartige Charakter der Stadt zeigt, der sich bestimmt von dem der Nachbarstädte unterscheidet, und zwar schon in dem Palast oder, wie man hier lieber sagen möchte, in dem Wohnhaus trotz seiner schlichten Art, trotz jener venezianischen Details.

Jene Hallen des Erdgeschosses sind in Venedig, dessen Paläste meist am Wasser liegen, selten und bedeutend entfalten sie sich dort nur auf der piazza und der piazzetta; auf dem oberitalienischen Festland dagegen sind sie häufig und sehr mannichfaltig behandelt, oft mit reizenden spätgothischen und Renaissance-Details, wie namentlich in Vicenza, wirklich großartig gestaltet sie vor allem Bologna. Der Gegensatz der paduanischen und Bologneser Hallen ist bezeichnend für die Individualität oberitalienischer Städte und charakteristisch für die verschiedene kunstgeschichtliche Stellung beider, weßhalb wir ihn kurz skizziren wollen.

Die Bogengänge Padua's von bescheidener Höhe sind noch wesentlich mittelalterlich, der gemüthliche Abendspaziergang in ihnen heimelt uns an, er erinnert

an die Laubengänge süddeutscher Städle, und nur wenn die schweren Pfeiler zuweilen durch leichtere Säulen mit schlichten spätgathischen Kapitälen ersetzt werden, zumal wenn die Halte an einer Kirche entlang, wie etwa bei i servi di Santa Maria größere Dimensianen annimmt, zeigt sich der Gegensatz zu den bescheideneren, oft sa traulichen deutschen Lauben und werden wir an die Stadt erinnert, die diese Hallen am grossarligsten entfaltete, an Bologna.

Wie in Balagna diese Hallen die Straße begleiten, das ist aberilalienisch, aber ihre grossarligen Verhältnisse erklären sich schon seit dem zwischen 1382 und 1425 gebauten foro dei mercanti nicht nur aus dem Gegensatz der kleineren und gräßeren Stadt, wie er zwischen Padua und Bologna besteht, sandern vor allem daraus, daß sich Balogna insolge seiner Lage und Geschichte in innigster Fühlung mit der tascanischen Kunst entwickelte.

Die Aulage der Bologneser Hallen und manches seine Detail derselben, wie z. B. an dem Backsteinbau des foro dei mercanti, ist echl aberilalienisch; vereinzelt, wie beim palazzo Isolani, findet sich ein leiser Nachklang venezianischer Kunst; ihr grassartiges Raumgefühl aber wies schon über den Apennin und ebenso der in ihnen vorherrschende Stil auf die van Flarenz beeinflußte Frührenaissance, ja einige Paläste, wie der prächtige Bevilacqua, sind sagar in der Anlage flarentinisch.

Balogna's Charakter ist aberitalienisch, die Stadt eines bedeutenden künstlerischen Lebens verarbeitet die Anregungen Toscana's selbständig, aber durch diese Anregungen erscheint es dach dem Reisenden aus dem Norden wie eine Ouvertüre zu Flarenz. In Padua dagegen haben große florentinische Künstler gewirkt und dadurch die Kunst Oberitaliens wesentlich gefärdert, aber die Stadl bewahrt zäh ihre oberitalienische Arl und die Werke der Florentiner stehen fremd in ihr.

Die Arkade, der Hauptschmuck des paduanischen Hauses, bildel auch die charakteristische Zier des impasanlen Salone. Der umfassende Bau wird bei älteren Schriftstellern als ein Werk des 12. und 13. Jahrhunderls bezeichnet, aber der Salone, der heute zwischen der piazza dei frutti und d'erbe emporragt, ist nichl frühmittelalterlich, sandern gothisch und stammt daher wahl von dem Bau des Fra Giavanni degli Eremilani von 1306, dem später die Seitenlaggien angefügt wurden und an dem zuletzt nach dem Brande von 1420 durch die Architekten Bartalammea Rizza und M. Piccino geändert wurde, die auch durch Entfernung von Zwischenmauern den grossen Saal gewannen. Dem 15. Jahrhundert gehären ferner die reichen, feinen Gesimse über den Laggien und an dem Hauptbau an, die lambardischen Charakters, während die Attika wieder nach Venedig weist.

Als zu Beginn des 14. Jahrhunderts der Salane gebaut wurde, entwickelte sich die erste Kunstblüthe des madernen Padua, es war die Zeil der Herrschaft der Carrara, an deren Haf sich Dante und Giotla aufhiellen. Oestlich vom Salone liegt das municipia, der ehemalige palazzo del podestà, der, um 1200 gebaut, nach jenes Padua sah, in dem der 1236 durch Friedrich II. zum kaiserlichen Statthalter eingesetzte Ezelin die hächste Macht seiner grausamen Herrschaft erreichte. An der Seite dieses Palastes gegen die piazza dei frutti finden sich von einer früheren Halle zwei Säulen mit hübschen Kapilälen, deren byzantinisirende Dekoratian auf San Marco in Venedig weist. Noch deutlicher erinnern an San Marca die Kapitäle aus weißem Marmor, wohl des 12. Jahrhunderts, in der närdlichen Arkade der Kirche S. Safia, var allem aber deren interessante Apsis aus dem 11. Jahrhunderl, ein Zeugniß, wie Venedig diese Gegend lange künstlerisch beherrschle, ehe es politisch Machl über sie gewann.

Solch einzelne Einflüsse Venedigs finden sich allenthalben auf dem venezianischen Festland, Padua eigen aber ist, daß der charakteristischste Zug seines Gesammtbildes, nämlich die Kuppeln seiner Kirchen, sofort an Venedig erinnert und in der Thal stammen die Kuppeln van S. Antonio, S. Giustina, dem Dam oder del Carmina van der Markuskirche ab, allerdings, wie schan der erste Blick lehrt, indem sie die veneztanischen Anregungen selbständig verarbeiten.

Die Kirche des heiligen Antonius, „il Santo" genannt, gibl gleich zu Beginn der größeren Kunstthätigkeit Padua's diesem Anschluß an Venedig einerseits, der Selbständigkeit paduanischer Kunst andrerseits monumenlalen Ausdruck.

Am 13. Juni 1231 war Bruder Anlonius gestorben und im folgenden Jahre wurde er durch Papst Gregor IX. heilig gesprachen, bald darauf begann der Bau der großartigen Kirche. Während der Greuelherrschaft Ezelins, der den Franziskanern nicht geneigt war, ging der Bau langsam vorwärts, dagegen wurde er seit dessen Vertreibung (1256) durch die Stadt mächlig gefördert und im Beginn des 14. Jahrhunderts vollendet. Der Kultus des Heiligen, van dem man glaubte, daß er die Stadl im Kampfe gegen Ezelin geschützt, steigerte sich außerordentlich, es wurde acht Tage var und acht Tage nach seinem Festtage ein großer Markt bei der Kirche des heiligen Antonius angeardnet, der 1596 nach dem prato della valle verlegt wurde, woselbst auch das Pferderennen statlfand, Festlichkeiten, die allein den großen, sonst so stillen Platz voll beleben.

Daß nicht der Orden der Franziskaner, sandern die Stadl Padua die Kirche banle, ferner der Gedanke, eine großarlige Grab- und eine imposante Wallfahrtskirche für den berühmlen Heiligen zu errichlen, waren wohl die Gründe, daß man hier die Bautraditionen der Franziskaner välllg außer acht ließ und sich an das glänzende Vorbild van San Marco anschlaß, affenbar bestrebt, dasselbe noch durch gesteigerte Wirkung zu überbieten.

Die Wirkung zu sleigern, versucht man vor allem durch Großräumigkeil, nach der Venedig wegen seiner eigenartigen Verhältnisse nicht streben kannte, die aber der italienischen Architektur sanst durchweg eigen und an der man sich in Padua bewußt oder unbewußt im Gegensatz zu Venedig jetzl wie später besanders freute, was neben dem Santo vor allem der Dom und S. Giustina zeigen, auch der Riesensaal des Salone oder die weitläufige Anlage des prato della valle.

Der enge Zusammenhang mit der byzantinischen Kunst, der San Marca's Charakter vor allem bestimmt, lockert sich mit dem Betreten des Festlandes bei il Santo durch den Einfluß der oberitalienischen Kunst. Die Anlage des griechischen Kreuzes von San Marco wurde bei S. Antonio durch Anfügen einer westlichen Kuppel in die des lateinischen Kreuzes umgebildel, an Stelle des byzantinischen Systems mit Haupt- und Nebenkuppeln trat die basilikale Anlage mit niedrigen Seilenschiffen und die Wölbung schließt sich an die in Oberilalien herrschende des gebundenen Systems an, an Stelle der Apsis zeigl S. Antonio eine reiche gothische Charanlage mit dem Kapellenkranz.

Die Kreuzung dieser verschiedenen Einflüsse in der Kirche des heiligen Antanius ist für ihre Erbaunngszeit interessant, in der der ramanische durch den gathischen Slil abgelöst wurde, nach mehr für Padua's Ku-

sammenhang mit und seine Selbständigkeit gegenüber Venedig, der künstlerischen Wirkung des Baues aber war sie keineswegs günstig. Der einheitliche Charakter der trotz aller Veränderungen im Laufe der Zeit San Marco einen so großen Reiz verleiht, ging hiedurch bei S. Antonio verloren, ebenso San Marco's entzückende intime Wirkung; die weitere Kuppel nach Westen führt zu einem Widerspruch von Zentral- und Langbau, auch häufen sich die Kuppeln zu sehr, die noch dazu im Aeußeren durch die Schutzdächer des 15. Jahrhunderts verunstaltet wurden; der Chor stimmt nicht zur übrigen Anlage, romanischer und gothischer Stil einigen sich keineswegs, wie sonst so häufig, zu feiner Stilmischung. Das Aeußere, besonders die Façade ist unbedeutend, nur der Chor bietet, zumal aus den naheliegenden Gärten, ein hübsches malerisches Bild, und sehr stimmungsvoll sind die Kreuzgänge an der Südseite der Kirche. Das schlecht beleuchtete Innere von S. Antonio mit seinen infolge des Uebertünchens der alten Gemälde meist kahlen Wänden und den massiven Pfeilern wirkt zuerst düster und unfreundlich, aber doch zieht es uns immer wieder in den oft nur von spärlichem, manchmal jedoch eigenartig stimmungsvollem Dämmerlicht erhellten Raum des ehrwürdigen und merkwürdigen Baues zurück, schon wegen der herrlichen Kunstwerke, die er birgt.

Die Baugedanken von S. Antonio greift in der Hochrenaissance die großartige Kirche S. Giustina auf und der Dom, von denen ersterer durch den Paduaner Andrea Briosco, genannt Riccio, 1516 begonnen, durch den Venezianer Alessandro Leopardi 1521—1530 und später durch Morone fortgeführt wurde, während den Dom seit Mitte des 16. Jahrhunderts Andrea della Valle und Agostino Righetto bauten. Durch das Vielkuppelsystem erinnern diese Bauten wieder an Venedig, zu dem ihre Großräumigkeit und strenge Einfachheit in ausgesprochenem Gegensatz steht.

Die Widersprüche von Zentral- und Langhausbau konnten natürlich auch diese Kirchen nicht überwinden, und wie im Aeußern von S. Giustina die Nebenkuppeln die Hauptkuppeln beeinträchtigen, so schwächt im Innern das Wiederholen der Kuppel nur deren Wirkung. Manche Inkonsequenz dieser Bauten aber erinnert wieder an Venedig, dessen Architektur strenge Logik so sehr meidet, deren prächtige malerische Wirkung aber die großen Bauten Padua's nicht besitzen, dagegen theilen sie mit ihr den Reiz einer originellen, ausgesprochen lokalen und in den lokalen Verhältnissen begründeten Baukunst.

Die hiefür vor allem charakteristische Vorliebe für den Kuppelbau legte durch ihre bedeutende Wirkung bei S. Giustina und dem Dom den Gedanken an den Zusammenhang dieser Bauten mit dem mächtigsten Zentralbau jener Zeit, mit St. Peter in Rom, nahe. Die Tradition gab ihm Ausdruck, indem sie erzählte, daß dem Dom ein veränderter Plan Michelangelo's zugrunde liege, die moderne Forschung, indem sie vermuthet, daß Michelangelo's Modell für St. Peter in einzelnem auf die Wölbungsart des Domes Einfluß gehabt haben könne, während bei S. Giustina auf die Verwandtschaft des Chores mit dem Plan des Veronesers Fra Giocondo für St. Peter verwiesen wurde, der 1514 zum Architekten von St. Peter ernannt wurde.

Ein Veroneser, Giovanni Maria Falconetto, baute auch 1524 für Luigi Cornaro den reizvollsten Renaissancepalast Padua's den prächtigen Hof des palazzo Giustiniani, der in der via del Santo hinter einer ganz uninteressanten Façade versteckt ist. Falconetto hatte auch theil am palazzo del capitanaio, wo ihm die mittlere Pforte mit dem Uhrthurm gegen den Signorenplatz zugeschrieben wird, und baute mehrere der Stadtthore Padua's.

Die hübsche loggia del consiglio auf dem Signorenplatz mit ihrer Freitreppe und der eleganten offenen Halle, der einfachen, aber guten Dekoration in schönem Marmor ist ein Werk des Ferraresen Biagio Rosetti. Der Bau des imposanten Hofes der Universität, den auch die unbedeutende Façade des Gebäudes gegen die via servi nicht ahnen läßt, wurde 1552 durch Jacopo Sansovino geleitet, an dessen Herkunft aus Florenz und seine Thätigkeit in Rom die bedeutenden, durch gerades Gebälk verbundenen Säulenhallen im Erdgeschoß und dem ersten Stock erinnern, während die feine Dekoration derselben zeigt, nach welcher Seite Venedig den Künstler anregte, dem es so viel verdankte.

In diesen Hallen der 1222 gegründeten, 1493 hieher übersiedelten Universität wie in der Aula derselben sind zahllose Wappen akademischer Würdenträger angebracht, sie weisen auf Padua's große Rolle in der Wissenschaft, die natürlich auch auf das gesammte Leben der Stadt maßgebend einwirkte, der die Italiener den Beinamen „la dotta" gaben. Die wissenschaftliche Bedeutung Padua's tritt auch bei den Statuen der 82 berühmten, mit Padua's Geschichte verbundenen Männer in den Vordergrund, die den prato della valle schmücken, es sind dies meist keine bedeutenden Kunstwerke, aber sie führen interessant in die Geschichte der Stadt ein, wie erst kürzlich L. Volkmann in einem hübschen Aufsatz über Kunst- und Ruhmsinn in Padua darlegte (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1900, Nr. 231). Vor allem aber erzählen von dem gelehrten Padua seit dem 14. Jahrhundert die Grabmäler der Professoren in S. Giustina und dem Dom, namentlich aber in S. Antonio. Das Grabmal des Professors Pietro Roccabonella von Bellano, 1498 durch Riccio vollendet, zeigt den Gelehrten an seinem Schreibtisch, gewöhnlich aber sind die Portraitfiguren ruhig auf den Sarkophag gestreckt, die geliebten Bücher, von denen sie sich nicht trennen konnten, liegen zu ihren Füßen, manchmal ruht auch ihr Haupt auf schweren Folianten, aber Anderen erscheint dies doch als ein zu unbequemes Lager und sie schoben deshalb die drückende Weisheit unter ein weiches Kopfkissen. Aber wie jeder echten Wissenschaft war es auch der Padua's nicht um starre Schulweisheit zu thun, an die wir bei den schweren Folianten so leicht denken, sondern um das lebendige Erfassen und Gestalten der Vergangenheit, um das Erforschen der Natur, womit sie der Kunst so bedeutsam die Hand reicht, worüber man zwischen dem prato della valle und S. Antonio in dem schönen botanischen Garten nachdenken mag, der bekanntlich, da schon 1545 auf Vorschlag des Professors Bonafede von der Republik Venedig gegründet, der älteste der Welt ist.

* * *

Im Beginn des 14. Jahrhunderts, als der Florentiner Giotto die Fresken der capella dell' arena in Padua malte, war für diese auch Giovanni Pisano thätig, sein Werk ist laut Inschrift die schöne Madonna im Chor der Kirche und das bedeutende, fast lebensgroße Bildniß des Stifters der Kirche Enrico Scrovegna, während das etwas jüngere Grabmal desselben wieder auf venezianische Einflüsse weist, die für die paduanische Plastik des spätern 14. Jahrhunderts auch der Venezianer Andriolo belegt, der Meister der fünf Statuen an der capella S. Felice von 1372.

Den Zusammenhang mit Venedig zugleich mit der bedeutenden Veroneser Plastik zeigen ferner die interessanten Grabskulpturen Padua's. Die bedeutendsten dieser Monumente, die der Carrara des Ubertino († 1345) und des Jacopa († 1350), sowie jener des Rainerio degli Arsendi († 1358) sind nach A. G. Meyer's Ausführungen in seinen lombardischen Denkmälern des 14. Jahrhunderts (Stuttgart 1893) Werke desselben Meisters, wie das Denkmal des Giovanni della Scala († 1359) in Verona. Ob dieser Meister, der noch den auf den Sarkophagen liegenden Portraitgestalten ein tüchtiger Bildhauer war, Padua oder Verona angehörte, wissen wir nicht, jedenfalls ist seine Kunst aber echt oberitalienisch und durch ihren reichen malerischen Schmuck besonders durch die Gemälde über den Sarkophagen weisen die Denkmale auch auf venezianische Einflüsse.

Die gothische Plastik Padua's bietet viel Interessantes und ist zumal durch die Grabdenkmale in S. Antonio und dessen Kreuzgängen wichtig für die Geschichte der oberitalienischen Plastik, besonders des venezianischen Festlandes, zu weltgeschichtlicher Bedeutung dagegen erhebt sich die Plastik in Padua durch zwei Werke des Florentiners Donatello, durch das Reiterstandbild für Erasmo de Narni und den ehemaligen Hochaltar von S. Antonio, die dieser während eines etwa zehnjährigen Aufenthaltes in dieser Stadt schuf.

1443 war Erasmo de Narni, genannt Gattamelata, gestorben, der 1434 im Kampfe gegen die Visconti zum Oberbefehlshaber der venezianischen Truppen ernannt worden war. Die Signoria Venedigs bestimmte 250 Dukaten für eine würdige Leichenfeier in der Kirche des hl. Antonius, wo der Feldherr in der capella del sacramento beigesetzt und in der auch sein Marschallstab, den er 1438 erhielt, aufbewahrt wurde. 1444 wurde Donatello berufen und ihm das Denkmal übertragen, das 1453 vollendet war, wo Gattamelata's Sohn Giovanni Antonio durch schiedsrichterlichen Spruch verpflichtet wurde, dem Künstler für das Werk 1650 Golddukaten zu zahlen.

Vor der Kirche des hl. Antonius wurde das Standbild auf einen hohen, von Donatello entworfenen Sockel gestellt, in dem eine eherne Thür den Eingang zur Gruft versinnbildet, über der in zwei Reliefs Putten die Wappen und Waffen des Feldherrn halten. Wir verehren dies Denkmal als das erste monumentale Reiterstandbild der Renaissance und als directen Vorläufer von Verrochio's Colleoni-Denkmal vor S. Giovanni e Paolo in Venedig.

Der Gedanke, den Feldherrn durch ein Reiterstandbild zu ehren, ging wohl von den Bestellern aus, welche dazu die älteren Reiterdenkmale Verona's und Venedigs angeregt haben mögen. An der Spitze derselben steht der originelle Reiter, der das Grabmal des Can grande († 1329) in Verona bekrönt und dem jene auf den Denkmalen Mastino II. (vor 1351) und Can Signorio's (vor 1375) folgen, dann mag die hölzerne Reiterstatue auf dem Sarkophag des Paolo Savello († 1405) in S. Maria dei frari in Venedig genannt werden, der letzte und künstlerisch bedeutendste Vorläufer von Donatello's Werk aber ist das interessante Reiterbildniß auf dem Grab des 1432 gestorbenen Sarego in St. Anastasia zu Verona.

Seit mehr als hundert Jahren ehrte man hier also schon verstorbene Feldherren durch Reiterstandbilder und mit den Skaligergräbern waren sie auch bereits aus der Kirche auf den freien Platz vor derselben gerückt worden. Daß wir diesen Anregungen das erste Reitermonument der Renaissance danken und daß wir es deshalb, obwohl es das Werk eines Florentiners ist, in Padua treffen, wie das prächtigste Werk der Gruppe den Colleoni in Venedig, darauf weist deutlich die Grufthüre am Sockel des Gattamelata-Denkmals.

Zur Idee der Reiterstatue regten jene älteren oberitalienischen Werke an, weiter aber waren sie für Donatello's Werk nicht von Belang, schon weil sie, abgesehen vom Sarego-Denkmal, einer ganz anderen Entwickelungsstufe angehören. Auf die eigenartige Gestaltung dieser Idee wirkte dagegen die Antike, auf die schon der erste Eindruck weist, durch das Kostüm und eine allerdings nur sehr allgemeine Erinnerung an die Marc Aurel-Statue in Rom, sowie die Thatsache, daß Donatello offenbar die antiken ehernen Rosse an der Westseite von S. Marco in Venedig für sein Pferd eingehend studirte, was das hölzerne Hilfsmodell zu diesem im Salone deutlich erkennen läßt.

Aber auch diese antiken Denkmale bestimmten, obgleich sie Donatello bei dem schweren Werke angeregt und ermuthigt haben mögen, keineswegs den Charakter seines Werkes, der ganz sein Eigen ist. Frei anknüpfend an seine Vorgänger öffnet Donatello hier der Kunst neue Wege und das erinnert an seine große historische Bedeutung, daß er die italienische Plastik und mit ihr die gesammte Kunst des Landes namentlich durch sein eingehendes Naturstudium, durch seine eminente Technik so mächtig förderte, daß der große Vorsprung, den sie vor der Plastik der übrigen Kunstvölker des Abendlandes gewann, der ihre herrschende Stellung innerhalb derselben für die folgenden Jahrhunderte begründete, zu einem guten Theil sein Werk ist.

Aber Donatello interessirt nicht nur historisch, sondern er fesselt vor allem auch durch seinen künstlerischen Charakter, wodurch sich auch das Erasmo-Denkmal gerade in seiner einfachen und doch so ungemein individuellen Behandlung selbst neben dem fortgeschritteneren Colleoni voll behauptet, obgleich dieser weit freier bewegt feiner durchgeführt, deshalb leichter und packender wirkt.

Scharf, ja schroff ausgeprägt wie der prägnante Charakterkopf des Erasmo de Narni war Donatello's Eigenart, darin gründet auch das Schwanken des Urtheils über ihn im Wechsel der Zeiten, jene Perioden, denen Schönheit das Höchste in der Kunst, können ihm nur mühsam gerecht werden, während die, welche durch erregtes Leben, scharfe Charakteristik, ausgesprochenen Naturalismus eine gewisse Congenialität zu ihm führt, ihn schwärmerisch verehren, wie vor allem auch die Gegenwart.

Das Reiterstandbild vor der Kirche des heiligen Antonius läßt Anregungen der Antike auf Donatello erkennen, der Hochaltar für diese Kirche dagegen zeigt, wie der Meister zur Antike in den ausgesprochensten Gegensatz tritt mit seiner ganz modernen, ungeheuer dramatischen Kunst, die oft das Charakteristische über alles setzt.

Urkunden und Inschriften berichten, daß Donatello zu dem Hochaltar (1444—1449) zahlreiche Gesellen und Hülfsarbeiter beizog. Es erklärt sich daraus, daß einzelnes schwächer ausgeführt wurde, aber Donatello hielt doch das Ganze fest zusammen, prägte ihm seine Eigenart auf und da das Werk mächtige Gesammtwirkung, nicht feine Durchbildung vor allem erstrebt, so treten diese Ungleichheiten sehr zurück und z. B. die von Giovanni und Antonio Celino aus Pisa, von Francesco Valente und Urbano da Cortona ausgeführten Evangelistensymbole, die man als Gehilfenarbeit geringer anschlagen

zu müssen glaubte, sind in ihrer meisterhaften Stilisirung und vor allem auch durch ihre großartig kühne Einfachheit prächtige Dekorationsstücke.

Die schlagende Wirkung des Ganzen, keineswegs die einzelnen Figuren, so interessant auch manche der von Leidenschaft durchwühlten Köpfe sind, fesselt denn auch vor allem an den vier für Donatello höchst charakteristischen Reliefs aus der Legende des heiligen Antonius, die voll packenden dramatischen Lebens sind.

Ergriffen durch die Worte und Wunder des heiligen Antonius, so berichtet die Legende, stürzte das Volk auf ihn zu, küßte seine Hände und Füße, zerriß seine Kleider, so daß er des Beistandes bewaffneter Männer bedurfte, um ins Kloster zu kommen. Diese Wirkung der Predigt und Wunder des Heiligen will Donatello an dem ihm geweihten Altar schildern. In der meisterhaft klaren Komposition tritt die Hauptgruppe wirkungsvoll heraus, an sie schließen sich seitlich die äußerst frei bewegten Gruppen der Menge.

Der Heilige gibt dem Kind die Sprache, daß es seine Mutter künde, da drängt Alles erstaunt herbei, eine Frau sinkt vor Antonius anbetend in die Knie; noch stürmischer eilt das Volk herzu, als der Esel des ungläubigen Aleardino vor dem Sakramente kniet, das Antonius hält. Der Heilige heilt das Bein eines Jünglings, da drängen sich die Leute in dichtem Knäuel zu und als er aus der Brust des Geizhalses den Stein nimmt, dessen Herz aber in dem Geldkasten zeigt, da wenden sich die Begleiter des Leichenzuges, wegzugehen, an der Bahre knien die dem Heiligen Zunächststehenden nieder, blicken staunend zu ihm auf, beten tief ergriffen, Einer küßt den Boden, den der Heilige betreten, rechts aber wendet sich eine Mutter mit ihrem Kind entsetzt zur Flucht.

Man hat das Recht solch malerisch behandelter Reliefs bestritten und wer die Gesetze des Reliefsstils aus dem Parthenonfries ableitet, wird in der That Donatello nicht gerecht werden können. Aber sind denn Gesetze, die sich Einer zog, für Alle bindend? Beweisen nicht vielmehr diese Kunstwerke, die modernes Empfinden so packend aussprechen, wie durch dieses sich auch dem Relief neue Seiten abgewinnen lassen und daß ein ästhetisches Gesetz verfehlt ist, wenn wir sagen müssen, es hätte einen Künstler, wenn er es gekannt, in seinem eigensten und besten Schaffen gehindert.

Zum Schmuck dieses Altars, an dem sich seine dramatische Kraft so elementar ausspricht, schuf Donatello auch eines seiner liebenswürdigsten Werke, die reizenden, musizirenden Putten, die so sinnig und heiter das Tamburin schlagen, Harfe spielen, Flöte blasen und geigen, anmuthig bewegte, frische, kerngesunde Kinder.

Das Erasmo de Narni-Denkmal und der Altar für St. Antonio gehören zu den bedeutendsten Werken italienischer Plastik und ihre Ausführung in Padua ist eines der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte der Plastik Oberitaliens. In Padua selbst bildet sich jedoch keine wichtige, einheimische Bildhauerschule, obgleich sich in der Kirche des heiligen Antonius besonders durch die glänzende Ausstattung von dessen Grabkapelle im 16. Jahrhundert der Plastik ein reiches Feld der Thätigkeit bot. Trotz einzelner trefflicher Arbeiten einheimischer Bildhauer, wie z. B. Andrea Brioscos schönem Kandelaber für il Santo (1507—1516) entwickelt sich hier keine Plastik von selbständiger Bedeutung, sondern sie erhält ihr Gepräge einerseits durch das Nachleben der Kunst Donatello's wie bei seinem Schüler, dem Paduaner Bellano, andrerseits durch venezianische Einflüsse, ja die letzteren überwiegen dann durch die Arbeiten venezianischer Künstler so sehr, daß die Plastik in Padua, so beachtenswerth ihre Werke des 16. Jahrhunderts sind, eigentlich doch nur ein Ableger venezianischer Kunst ist.

(Schluß folgt.)

---

## Das Archivwesen Italiens.

Von Dr. P. Kehr, Professor in Göttingen.

III.*)

### Die Stadt-, Hospital-, Notariats- und Privatarchive.

Kirche, Stadt und Staat, wie sie seit dem Mittelalter die eigentlichen Faktoren des geschichtlichen Lebens Italiens gewesen sind, leben trotz aller Zentralisation des Einheitsstaates noch immer neben- und ineinander fort. Wie die Bisthümer und Kapitel noch heute die Ueberlieferungen eines reichen selbständigen geschichtlichen Daseins in ihren Archiven bewahren, um wie viel größer und wichtiger müßten diese in den großen mittelalterlichen Komunen Italiens sein! Und in der That, so groß auch die Verwüstung ist, welche die städtischen Archive des Landes im Laufe der Jahrhunderte betroffen hat, immer noch nehmen sie in der archivalischen Hierarchie Italiens eine sehr bedeutende Stelle ein.

Eine ganze Reihe alter Komunalarchive sind, wie wir bereits sahen, schließlich selbst zu Staatsarchiven erwachsen oder bilden doch sehr bedeutende Theile in ihnen. Es sind vorzüglich die Archivi delle Riformagioni, die wir als selbständige Archivkörper in den Staatsarchiven von Florenz, Lucca, Pisa, Siena, Genua, Bologna, Reggio wiederfinden. Die städtischen Archive, die sich dann noch neben und nach ihnen entwickelt haben, sind dann natürlich nur jüngere Registraturen.

Ein städtisches Archiv besitzt noch jetzt jede italienische Komune. Aber in allzuvielen sind die alten Bestände verloren gegangen. Rom, Neapel, Palermo, von den geringeren ganz zu schweigen — wie sehr bleibt was noch erhalten hinter der großen Vergangenheit zurück. Vor allem der Süden der Halbinsel bietet hier wie auch sonst in archivalischer Hinsicht dem Forscher die traurigsten Enttäuschungen. Die meisten Stadtarchive sind hier entweder durch Erdbeben zerstört oder verbrannt, einige erst in jüngster Zeit bei den Aufständen des hungernden Volkes. Nur sehr wenige Komunalarchive des Südens sind in leidlichem Zustand auf uns gekommen und haben in dem Archivio Grande in Neapel eine schützende Zuflucht gefunden.

Ein günstigeres Geschick waltete über den Komunalarchiven des nördlichen und mittleren Italiens. Turin, Alessandria, Chieri, Asti, Vercelli in Piemont, Sarzana in Ligurien, Como, Pavia in der Lombardei, Piacenza in der Emilia, S. Daniele in Friaul, Imola und Faenza in der Romagna, Matelica, Tolentino, Recanati, Jesi, Macerata, Pesaro, Cagli, Fano, Fabriano, S. Severino, Fermo, Ascoli in den Marken, Aquila, Sulmona, Teramo, Penne, Chieti in den Abruzzen, S. Sepolcro (jüngst wieder genannt wegen wichtiger Funde für die Kunstgeschichte), Pistoja, Arezzo in Toscana, Città di Castello, Foligno, Spoleto, Norcia, Terni, Narni, Todi, Assisi in Umbrien, Velletri, Sezze, Acquapendente im ehemaligen Patrimonium, besitzen noch heute zum Theil stattliche und wichtige Archive.

Andere haben eine noch bedeutendere Stellung erlangt. Nach der Aufhebung der zahlreichen geistlichen Archive hat man deren Bestände aus den Demanialarchiven, wohin sie zunächst gekommen waren, nur zum Theil den Staatsarchiven einverleibt; insbesondere in den Provinzen, wo solche nicht existiren, wie in den Marken und in Umbrien, hat man sie den städtischen Archiven zugewiesen. So sind städtische Archive entstanden, die es

*) S. Beilage Nr. 172, 173 u. 181 d. J.

wohl mit einem kleinen Staatsarchiv aufnehmen könnten. Um nur einige der wichtigeren zu nennen, so besitzt das Komunalarchiv zu Forli nicht nur die Akten des eigentlichen Archivio comunale antico, sondern auch die Bestände der aufgehobenen Klöster des Bezirks, wie von S. Mercuriale und S. Salvatore, ebenso Cesena, Rimini, Cingoli. Ein großes Zentrum derart ist auch das Stadtarchiv in Benevent. Viterbo und Orvieto ragen vor den anderen Archiven des ehemaligen Patrimoniums hervor, nicht nur wegen ihrer reichen Stadtarchive, sondern auch wegen der alten kirchlichen Fonds, die sie bergen. In Umbrien sind Gubbio und Perugia solche archivalische Zentren: in dem städtischen Archiv von Gubbio befinden sich neben dem Fonds von S. Pietro auch Theile des Archivs von Fonte Avellana; in Perugia sind mit dem berühmten Archivio decemvirale die Archive der aufgehobenen Klöster zu einer sehr stattlichen Sammlung vereinigt, die wohl demnächst als Staatsarchiv konstituirt werden wird. Indem ferner mit den so erweiterten städtischen Archiven auch die Stadtbibliotheken, oft mit alten Handschriften, verbunden worden sind, sind hier und dort höchst wichtige Mittelpunkte der Lokalgeschichte geschaffen worden mit alten Beständen, in denen es an Urkunden auch der deutschen Geschichte — von der eigenen und der Kunstgeschichte ganz abgesehen — nicht fehlt. So hat man 1869 in Verona durch Vereinigung der Biblioteca comunale und der Archivi antichi eine sehr bedeutende Sammlung zusammengebracht. Die Biblioteca Classense in Ravenna, das Museo civico in Pavia, die Biblioteca Quiriniana in Brescia, die Bibliothek im Palazzo Ponzone in Cremona, das Museo civico in Padua, die Biblioteca comunale in Vicenza mit dem Archivio Torre, die Biblioteca comunale in Treviso, das Museo civico in Belluno, die Biblioteca comunale in Udine, das Museo in Cividale, die Biblioteca Guarnacci in Volterra mit Urkunden von 907 ab, die Komunalbibliotheken in Arezzo, Cortona, Lodi und Genua, weiter im Süden das Museo Campano in Capua, das Museo civico in Reggio-Calabria, das Museo civico zu Catania sind ähnliche Zentren von hohem Rang, meist gut geordnet und gut gehalten. Bei manchen sieht man mit Freude, daß sie der Stolz der auf ihre ruhmreiche Vergangenheit haltenden Bürgerschaft sind, und man kann an ihnen beobachten, wie viel wirksamer für das historische Verständniß diese kleineren lokalen Archivzentren sind als die riesigen Deposita der Staatsarchive. Man nimmt dafür gern eine gewisse Aengstlichkeit und die innige Liebe der Beamten zu dem kunstvoll ausgeklügelten Regolamento in den Kauf.

Schlimm steht es freilich mit den kleinen Stadtarchiven. Der gebildete Italiener wie der einfache Mann sind fast durchweg liebenswürdige Leute, mit denen zu verhandeln ein Vergnügen ist. Bei den Beamten ist freilich der Bureaukrat oft mächtiger als der Mensch. Das unerfreulichste Produkt des jungen Italiens ist aber der subalterne Beamte. Die Sekretäre oder Schreiber in den kleineren Städten, die neben ihrem eigentlichen Geschäft das Stadtarchiv verwalten, sind nicht nur wie natürlich ganz unwissende Leute, sondern auch häufig sehr unliebenswürdige Herren, und ihre Archive sind schlecht gehalten und oft beispiellos vernachlässigt. Ich erinnere mich eines solchen archivalischen Idylls in einer Stadt Oberitaliens: der städtische Archivar, ehemaliger Medikus und Garibaldianer, machte die größten Schwierigkeiten; hernach empfing er mich doch im Archiv, in welchem sein zwölfjähriges Söhnchen wacker half, indem es von den Urkunden des Archivs die Siegel abschnitt. Der Alte war dabei der Meinung, der Junge würde einmal ein anderer Muratori werden. Wenn es uns zukäme, den Ruf nach einer Reform der Archivverhältnisse in Italien zu erheben, so würde ich zu allererst diese kleineren Komunalarchive der archivalischen Polizei des Staates empfehlen.

Ein besonderes und nicht unwichtiges Element in dem Archivwesen Italiens sind ferner die Hospitalarchive. Einige dieser Spitäler sind von sehr alter Gründung. Zu ihrer Dotirung wurden schon in alter Zeit vielfach Klostergüter verwandt. So kamen auch deren Archive in die der Hospitäler. Indem wir niemals unterließen, auch nach diesen zu fragen, haben wir manchen schönen Fund in diesen halbverschollenen, oft selbst von den Lokalhistorikern vergessenen Archiven gemacht. So fand L. Schiaparelli in dem Archivio degli Ospizi civili in Piacenza wichtige Urkunden aus den Klöstern S. Savino und Columba und in dem Hospitalarchiv in Parma solche aus dem Kloster Castiglione. Das Spedale civico in Brescia enthält noch jetzt den alten Fonds des Klosters S. Eufemia. Ein reiches und wichtiges Archiv ist auch das Hospitalarchiv in Lodi. Mit ihm kann gut und gern das Archivio dell' Ospedale maggiore in Cremona sich messen, zu dem sich hier noch das Archivio della Congregazione di Carità gesellt. Vercelli hat ein Hospitalarchiv mit Urkunden von 1148 ab. Das Archiv der Congregazione di Carità in Mailand entpuppte sich als eine wegen ihrer alten Originale ebenso ansehnliche Sammlung, wie es das bekanntere Archivio dell' Ospedale maggiore in Mailand ist. An Reichthum und Wichtigkeit der Materialien übertrifft sie noch das Archiv des Hospitals von S. Matthäus in Pavia, wohin fast der ganze Bestand des altberühmten Stiftes S. Pietro in Ciel d'oro gekommen ist. Das Hospitalarchiv in Treviso hat Urkunden vom 11. Jahrhundert ab und das Waisenhaus von S. Filippo in Benevent rühmt sich gar noch eines Originaldiploms Ottos des Großen.

Daß diese Archive dem Forscher leicht entgehen, ist nur zu natürlich. Der Zutritt ist auch nicht immer so ganz selbstverständlich. Darum wird besonders der fremde Benutzer es billigen, daß eine ganze Zahl dieser alten Hospitalarchive in die zugänglicheren Säle der Staatsarchive gebracht ist. So ist das Turiner Hospitalarchiv mit den Urkunden von Lucedio im Staatsarchiv deponirt; auch die Hospitalarchive von S. Michele degli Scalzi in Pisa, ein sehr alter und wichtiger Fonds, und von S. Maria della Scala in Siena, eines der reichsten Deposita, befinden sich längst in den betreffenden Staatsarchiven. Das Archiv der Opere Pie in Reggio bildet jetzt einen nicht unwesentlichen Bestandtheil des jüngst hier eingerichteten Staatsarchivs. Das Archiv des von Innocenz III. gegründeten Hospitals von San Spirito in Rom, des Prototyps für so viele heil. Geistspitäler, ist jetzt einer der wichtigsten Bestände des römischen Staatsarchivs, wo auch die Archive der Consolazione und des Hospitals von S. Giacomo sind.

Ein Führer in diese reichen und (soweit sie ältere, aus aufgehobenen Klöstern stammende Archivalien enthalten) wichtigen Archive wäre ebenso vonnöthen wie eine bessere Orientirung über die zahlreichen und zum Theil sehr alten Notariatsarchive. Ihre Bedeutung ist öfter gewürdigt worden, dabei ist in der Regel auch beklagt worden, daß der Staat durch das Notariatsgesetz von 1875 sich der direkten Sorge um diese Archive begeben und die Verwaltung den Notariatskammern überlassen hat. Ueberdies enthalten manche dieser Archive, wie z. B. die von Cremona und Pavia, nicht nur die alten Notariatsprotokolle und Akten, sondern auch alte kirchliche Urkunden. Mit Recht hat darum der fleißige Mazzatinti in seinem im übrigen sehr ungleichmäßigen, immer aber höchst nützlichen Sammelwerk „Gli archivi d'Italia“ gerade auf die ausführliche Beschreibung der Notariatsarchive Gewicht gelegt. Indessen was davon bisher bekannt ist, macht eine gleichmäßige und vollständige Erschließung auch dieser Gruppe höchst wünschenswerth.

* * *

So umständlich es auch ist, immer kann der Gelehrte aus dem Studium der historischen und archivalischen Literatur, aus den Reiseberichten älterer und jüngerer Forscher, durch Erkundigungen und persönliche Verbindungen sich über die bisher besprochenen Archive, und wenn nicht über ihren Inhalt, so doch wenigstens über ihre Existenz unterrichten. Aber keine überhaupt irgend ausreichende Kunde existirt über die zahlreichen Privat-

archive Italiens. Wir haben manche gleichsam zufällig entdeckt. Aber ebenso gewiß sind wir, daß wir gerade diese Gruppe nicht entfernt haben erschöpfen können. Sie bleibt die sprödeste, schwierigste und unsicherste aller archivalischen Aufgaben.

Eigentlich handelt es sich um verschiedene Dinge. Einmal um alte Familienarchive, dann um mehr oder minder zufällige Sammlungen von Gelehrten, Liebhabern, Sammlern.

Die Zahl der historischen Familienarchive Italiens ist vollkommen unsicher; das aber ist gewiß, daß sie sich immer mehr vermindert. Man kennt davon die Ursachen; von den großen Familien des Landes starben einige aus, andere büßten ihre hervorragende soziale Stellung ein und gaben mit ihr auch die alte Familientradition preis. Insbesondere hat eine Reihe von römischen Familien ihre Archive verloren oder verkauft. Die Archive der Altieri, Buoncompagni, Albani sind schon früher verhandelt worden, das der Borghese kaufte 1891 der Vatikan, das der Orsini kommt gerade jetzt unter den Hammer. Das Archiv der Rangoni in Modena ist bekanntlich nach Wien, zum Theil aber auch nach Paris verkauft worden. Andere sind dagegen noch jetzt stolze und reiche Sammlungen. Von den römischen Familien nenne ich die Colonna, Gaetani, Barberini, Sforza-Cesarini, Doria, Chigi, von den neapolitanischen die Ruffo di Calabria, von den Turinern die Biandrate und Romagnoni, von den Mailändern die Belgiojoso, Trivulzi und Greppi, von den Friauler Familien die Collalto auf S. Salvadore, die Frangipani in Porpetto, die Fiorio in Udine, die Puppi in Villanova, die Concina in S. Daniele, von den Paduanern die Papafava und die Marchesi di S. Bonifazio. In Mantua wird kein Historiker an dem Archivio Gonzaga vorübergehen.

Zu allen diesen Archiven haben wir mehr oder minder leicht Zutritt gefunden; in anderen versagte vorläufig selbst die gewichtigste Empfehlung. Wir haben so vergeblich angeklopft bei den Upezzinghi in Pisa und den Pallavicini in Parma. Von anderen, wie den Buondelmonte und Stufa, besaßen wir noch nicht die rechte Kenntniß des Materials. Andere, und sicher nicht wenige, werden uns ganz entgangen sein.

Der historische Werth dieser Privatarchive ist natürlich ganz verschieden. Nur wenige Familien, wie die Vorfahren der Collalto, die Ruffo, die Pallavicini, die S. Bonifazio haben bereits in den älteren Jahrhunderten eine solche Rolle gespielt, daß ihre Urkunden schon für diese einen erheblichen Quellenwerth besäßen. Die meisten haben doch erst am Ausgang des Mittelalters oder zu Beginn der Neuzeit eine größere historische Bedeutung erlangt. Man weiß, welche Wichtigkeit z. B. die Archive der Borromeo, der Portia, der Capilupi, der Graziani u. A. für die Nunziaturberichte besitzen. Auch der Werth der römischen Familienarchive hängt bekanntlich auf das engste mit ihrem Verhältniß zum Papstthum zusammen. In anderen konzentrirt sich alles Interesse und alle Ueberlieferung um die große Persönlichkeit des Hauses, wie bei den Doria-Pamphili um Andrea Doria. Aber einige dieser Familienarchive besitzen doch auch sehr alte Materialien, weche von Commendatar-Aebten herstammen. So ist bereits erwähnt, daß die Barberini in Rom das Archiv von Grottaferrata, die Colonna das Archiv von Marmossole besitzen. Die Trivulzi-Belgiojoso in Mailand haben das Archiv des Hospitals S. Biagii in Monza, die Collalto das von Nervesa, die Buondelmonte das von S. Maria dell' Impruneta.

Dazu kommen Sammlungen jüngerer Familien, die von Generation zu Generation vererbt, schließlich den Charakter von Familienarchiven angenommen haben, wie die der Pansa in Sulmona, der Camera in Amalfi, der Roncioni in Pisa, der Venturi in Reggio, der Portis in Cividale, der Tavanti in Arezzo, der Morbio in Mailand, der Desimone in Arnezano, der Corvisieri und Azzolini in Rom. Davon sind einige nur Liebhabersammlungen, die von dem einen Besitzer zum andern durch Tausch oder Verkauf wandern. Aber Andere haben ihre Inhaber aus Liebe zu ihrer Heimath zusammengebracht, um sie dann der Vaterstadt zu hinterlassen, wie Brambilla in Pavia, Robolotti in Cremona, Baffi in Neapel u. A.

Auch diese Privatsammlungen sind natürlich nicht ohne weiteres zugänglich und um zu ihnen zu gelangen, bedarf es einer genaueren Kenntniß von Land und Leuten als der Fremde überhaupt mitzubringen in der Lage ist. Immer wieder muß ich wiederholen, daß das überhaupt die wesentlichste Aufgabe eines historischen Instituts in Rom sein müßte: überallhin die Beziehungen zu unterhalten, die der mit Land und Leuten nicht hinreichend vertraute deutsche Gelehrte für seine Studien nicht entbehren kann.

* * *

Welch eine Masse und welch eine Mannichfaltigkeit von Archiven! wird der ermüdete Leser ausrufen. Aber damit ist noch immer nicht das Thema erschöpft. Archivalische Fonds befinden sich in mehr oder minderer Zahl auch in den Bibliotheken. Die Scheidung von Archiv und Bibliothek ist in Italien bei aller bureaukratischen Distinktion (die Bibliotheken unterstehen wie bei uns der Unterrichtsverwaltung, die Staatsarchive, wie wir sahen, dem Ministerium des Innern) doch nicht so vollständig, wie wir das vorauszusetzen von vornherein geneigt sind. Die Nationalbibliothek, die kgl. Bibliothek und die Bibliothek der R. Deputazione di storia patria in Turin, die Ambrosiana in Mailand, die Marciana in Venedig, die Biblioteca palatina in Parma, die Universitätsbibliotheken in Genua und in Pavia, die Nazionale und die Bibliothek der R. Società di storia patria in Neapel, dann, wie wir schon erwähnten, sehr viele Kommunalbibliotheken besitzen Urkundenbestände und andere Materialien, die nach der strengen Theorie in ein Archiv gehören würden.[1] Eine systematische Forschung würde also auch sie in den Bereich ihrer Aufgabe ziehen müssen.

Nimmt man hinzu die außerordentlich reiche, aber ganz zersplitterte und in vielen Zeitschriften begrabene Literatur über die einzelnen Archive Italiens — eine Literatur, wie sie in ähnlicher Fülle kein anderes Land Europas aufzuweisen hat —, so leuchtet wohl auch dem Laien sogleich ein, was uns vor allem anderen fehlt: ein auf systematischer Forschung beruhender Führer durch die Archive Italiens.

---

## Besprechungen.

D. Albert Hauck, Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Begründet von J. J. Herzog. III. Auflage. IX. Band. Jesus Christus-Kanon Muratori. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung 1901. Gr. 8°. 812 S. — Prompt und von gewohnter Sorgfalt des Herausgebers wie des Verlegers zeugend, tritt Band IX der großen Hauck-Herzog'schen Encyklopädie auf den Plan. Die Eigenart des weitherzigen Sammelwerkes ist längst bekannt und es bedarf kaum der Versicherung, daß der neue Band ihr in jeder Hinsicht treu bleibt. Darin liegt freilich auch begründet, daß er so wenig wie seine Vorgänger es allen Lesern und Benutzern recht machen konnte. Aber, wenn dem einen der modernen Kritik zu viel, dem andern zu wenig eingeräumt scheint, so werden doch alle billigen Kritiker von beiden Seiten in der Anerkennung zusammentreffen, daß sich durchweg das gut protestantische Bestreben ausspricht, thunlichst unparteiisch zu berichten und namentlich durch reiche Literaturnachweise dem Leser zu eigener Vertiefung in die behandelten Probleme und zu eingehenderem Zeugenverhör den Weg zu weisen. Und in dieser Anleitung zu eigenem Studium durch Orientirung über den Status controversiae und über die Literatur zu jedem besonderen Theile liegt meines Erachtens die eigentliche Aufgabe eines solchen Werkes, nicht in der Mittheilung fertiger Ergebnisse, die es in den höchsten Fragen der Menschheit nun einmal nicht gibt und geben kann. — Der vorliegende IX. Band ist ungewöhnlich

---

[1] Auch das Umgekehrte kommt vor. Ich sah im Staatsarchiv in Lucca einen griechischen Zauberpapyrus.

reich an wichtigen und demgemäß umfangreichen Artikeln. Er bildet nicht nur räumlich den Mittelpunkt des Ganzen. Eben darum würde auf seinen Inhalt irgend tiefer eingehen nicht viel weniger bedeuten als der protestantischen deutschen Theologie der Gegenwart den Spiegel vorhalten. Das ist hier und heute nicht die Aufgabe. Es genüge, einige der bedeutenderen Arbeiten hervorzuheben, die der Band bringt. Meist werden dem Kundigen schon die Namen der Verfasser andeuten, in welchem Sinne sie gehalten sind. Den Reigen eröffnet Zöckler mit dem Aufsatze über Jesus Christus (S. 1—43). Ueber Ignatius von Antiochien handelt der seit einem halben Jahrhundert auf diesem Gebiete des christlichen Alterthums thätige Abt Gerhard Uhlhorn. Reiche Ausbeute liefert der Name Innocenz, den dritten Papst d. N. bespricht nach Zöpffel diesmal Mirbt, den vierten Hans Schulz. Von der Inquisition handelt ausführlich (S. 152—167) Benrath, von der Inspiration (S. 183—203) vielleicht etwas reichlich dogmatisch und s. z. s. pro domo Cremer. Einen lehrreichen Abriß der christlichen Epigraphik bietet unter dem Stichwort: „Inschriften, christliche“ Nikolaus Müller. Der Name Johannes herrscht von S. 255—328; Johannes der Apostel, dessen Autorschaft des vierten Evangeliums Th. Zahn vertheidigt, ohne die gewichtigen Gegengründe zu verschweigen, steht im Mittelpunkt. Die verhältnißmäßig kurzen Abrisse der biblischen und nachbiblischen Geschichte Israels (von Orelli, Heman; S. 458—511) rechnen ihrer ganzen Anlage nach auf Ergänzung durch zahlreiche Spezialartikel und finden sie schon im Bande selbst durch Guthes ausführliche Arbeiten über Judäa (S. 556—585) und Kanaaniter (S. 732—741), Orellis kürzere über Juda Jakobs Sohn u. A. Auch der — in Wahrheit ziemlich junge — ewige Jude (von Karl Bertheau) durfte nicht fehlen. Den Kaiser Julian schildert Adolf Harnack (S. 609—619), Justin den Martyr Bonwetsch (641 bis 650), Kaiser Justinian G. Krüger (650—659). Viel Ehre geschieht dem goldenen Kalb durch eingehende Untersuchung des Grafen Wolf Baudissin (S. 704—713), sein Recht dem christlichen Kalender durch Zöckler (nach Piper 715—727). Der Band schließt mit dem Stichwort Kanon, unter dem in fast gleichem Umfange Herm. L. Strack vom Kanon des Alten, Th. Zahn von dem des Neuen Bundes und endlich dieser nochmals vom sog. Kanon Muratori handeln (S. 741—768, 768—796, 796—806). „Wer suchen will im grünen Tann, manch schönes Stück noch finden kann. Mir heut zuviel gewesen!“ Die Freude am kräftigen Wachsthum der Encyklopädie braucht man im Hinblick auf die Fülle von tüchtigen Arbeiten auch dadurch sich nicht stören zu lassen, daß Auflage III im Alphabet nicht unwesentlich hinter der zweiten zurück ist. Denn allerdings gelangte diese schon mit Band VII bis zu: Kirchenstrafen und mit Band IX bis: Mieczislaw. Ich meine: das ist Cura posterior, und die Leser werden sich gern in eine Erweiterung des Rahmens finden. S—r.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Ein neuer Entfernungsmesser, der von dem namhaften englischen Physiker Professor Forbes erfunden worden ist, hat die mit ihm kürzlich vorgenommenen Prüfungen glänzend bestanden. Für die Kriegstechnik war der Mangel eines leicht tragbaren und handlichen, dabei genauen Entfernungsmessers recht fühlbar, denn die Infanterie muß zur Erzielung einer genügenden Schußwirkung die Entfernung bis etwa 3000 Meter genau schätzen können. Die Erfindung von Forbes wird nun endlich die Bestimmung jeder Entfernung bis zu 3000 Meter mit einer Genauigkeit von 98 vom Hundert leisten, so daß also auf 3000 Meter nur ein Fehler von höchstens 60 Meter möglich bleibt. Der neue Entfernungsmesser besteht aus einem zusammenlegbaren Aluminiumstativ von 6 Fuß Höhe und einem Feldstecher in gewöhnlicher Form. Jedes Rohr des Feldstechers hat an beiden Enden ein doppelreflektirendes Glasprisma. Die von einem entfernten Gegenstand kommenden Lichtstrahlen treffen das äußere Paar dieser Prismen, werden in rechtem Winkel in das Rohr hineingeworfen und werden dann an den beiden mittleren Prismen in die Linsen des Perspektivs hineingelenkt. Der Winkel zwischen den aus den Rohren kommenden Lichtstrahlen kann durch zwei in den Rohren angebrachte senkrechte Drähte bestimmt werden, die mittelst einer Mikrometerschraube so gestellt werden müssen, daß sie als eine Linie erscheinen, während der Gegenstand scharf sichtbar bleibt. Die Entfernung des Gegenstandes kann von einer Skala abgelesen werden. Der Apparat gibt die Entfernung für 3000 Meter auf 60, für 1500 Meter auf 30 Meter genau an. Das Stativ für diesen Apparat wiegt unter drei Pfund.

* Durch kaiserlichen Erlaß ist die Zweckbestimmung des Deutschen archäologischen Instituts dahin erweitert worden, daß bei dem Institut eine Kommission besteht, welcher nach Maßgabe der vom Reichskanzler zu erlassenden Satzungen die Förderung der römisch-germanischen Alterthumsforschung zufällt. Das Institut bezweckt nach dem Statut von 1887 auf dem Gebiet der Archäologie und dem verwandten der Philologie die Beziehungen zwischen den Heimathsländern alter Kunst und Wissenschaft und der gelehrten Forschung zu beleben und zu regeln und die Denkmäler der griechischen und römischen Epoche in umfassender Weise zu veröffentlichen.

w. In der letzten Sitzung der Pariser Académie des sciences legte Gaudry den Bericht über die Verhandlungen des letzten internationalen Geologen-Kongresses zu Paris im Jahre 1900 vor, und theilte mit, daß der nächste Kongreß im Jahre 1903 in Wien abgehalten werden solle.

* **Freiburg i. Br.** Der Geh. Hofrath, großherzoglicher Konservator, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Freiburg i. Br. Dr. Franz Xaver Kraus schenkte seiner Geburtsstadt Trier seine kunsthistorischen Sammlungen im Werth von 200,000 M. Die Stadt verlieh ihm zum Dank dafür das Ehrenbürgerrecht.

* **Gießen.** Der a. o. Professor M. Fischer in Leipzig ist zum ordentlichen Professor für Landwirthschaft an die hiesige Universität berufen worden. — Der Privatdozent in der juristischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Erich Jung ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

wg. **Bonn.** Das an der hiesigen Universität gegründete Extraordinariat für Chirurgie ist dem Professor Dr. Rieder übertragen worden.

* **Weimar.** Wie der „Nat.-Ztg.“ gemeldet wird, ist der Ministerialdirektor Staatsrath Dr. Kuhn, ein feinsinniger Goethe-Forscher, vom Großherzog in das Kuratorium für das Goethe-Nationalmuseum berufen worden.

* **Breslau.** Der praktische Arzt Dr. med. Ignatz Ziller hierselbst ist als Assistenzarzt an die hiesige Universitäts-Poliklinik für Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten berufen worden.

wg. **Aus Oesterreich.** An Stelle des verstorbenen Ordinarius Dr. Mathias Kaserer wurde der Kooperator Dr. Andreas Eberharter zum außerordentlichen Professor des Bibelstudiums des Alten Testaments und der orientalischen Dialekte an der theologischen Fakultät in Salzburg ernannt.

wg. **Aus Ungarn.** Dr. Alfred Doleschal wurde als Privatdozent für ungarisches Privatrecht und Strafverfahren an der Budapester Universität bestätigt.

* **Aus Schweden.** Gestern, Dienstag, ist in Stockholm Prof. Frhr. A. E. Nordenskjöld, 68 Jahre alt, gestorben. In Helsingfors 1832 geboren, widmete sich der spätere große Entdecker zuerst geologischen Studien. Nachdem er mehrere Reisen zur Erforschung von Spitzbergen unternommen, wandte er seine Aufmerksamkeit auf Grönland, das er auf zwei Expeditionen, 1870 und 1883, der Forschung erschloß, indem es ihm in dem letzteren Jahre gelang, 130 Kilometer weit in das Innere einzudringen. Seit 1872 beschäftigte er sich mit dem Problem der nordöstlichen Durchfahrt zur Beringstraße, die er nach zwei Probefahrten im Sommer 1878 glücklich, wenn auch unter großen Beschwerden, zur Ausführung brachte.

Jahrgang 1901. München, Freitag, 16. August. Nummer 186.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.



## Ernest Lavisse und die neuere französische Geschichtschreibung.*)

Von Ernst Hauviller.

Im Jahre 1892 kündigte Ernest Lavisse, der auf dem Gebiete neuerer Geschichtsforschung und Darstellung gleich anerkannte Meister, im Verein mit seinem Kollegen A. Rambaud ein auf umfassender Grundlage aufgebautes Handbuch der allgemeinen Geschichte an, die Histoire générale du IVe siècle à nos jours.[1]) Nunmehr liegt uns das im großen Stile angelegte Werk im zwölften Bande abgeschlossen vor. Wie freudig das Unternehmen des Pariser Gelehrten allseitig begrüßt wurde, braucht hier wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden. Als Nachschlagewerk und als Handbuch hat es eine große Verbreitung gefunden, umsomehr als ihm wohl nicht leicht ein ähnliches Geschichtswerk an die Seite gesetzt werden kann.

Noch war Ernest Lavisse vollauf von der Herausgabe der Histoire générale in Anspruch genommen, als er den Plan faßte, nach ähnlichem Muster auch eine Darstellung der französischen Geschichte in Angriff zu nehmen. Für das französische Publikum weiterer Kreise, aber auch für Alle, welche außerhalb Frankreichs mit Interesse die reiche Geschichte des französischen Volkes, seine Stellung in der Weltpolitik, seine segensreiche Mission in der europäischen Kulturentwickelung verfolgen, hat nun Lavisse die Herausgabe einer achtbändigen Histoire de France übernommen, und dreizehn Mitarbeiter dafür gewonnen.[2]) Wir erhalten auf diese Weise eine Anzahl trefflicher Monographien und Bearbeitungen von kleineren Perioden und Zeiträumen aus der Feder kompetenter Forscher. Das Zeitalter Ludwigs XIV. hat sich der tüchtige Leiter des ersten Unternehmens für seine neue Publikation, die Histoire de France, vorbehalten. Daß wir von ihm wesentlich neue, zum Theil auf archivalischer Forschung beruhende Resultate erwarten dürfen, dafür bürgen zahlreiche neuere Abhandlungen der Pariser Universitätsprofessoren. Sie können als ebenso viele Vorarbeiten zum neuen Werke angesehen werden. Dabei habe ich namentlich seine Aufsätze in der Revue de Paris im Auge, deren Direktor bekanntlich der unermüdliche und geistvolle Lavisse ebenfalls ist.[3])

Wie es den Bearbeitern der Histoire générale gelungen ist, den reichen Stoff zusammenzudrängen, die Strömungen und Gegenströmungen im Leben der Völker und Nationen zu veranschaulichen, gute Charakteristiken der leitenden Persönlichkeiten und treffliche Gruppirungen der Thatsachen zu liefern, ist bekannt. Auch die bibliographischen Angaben haben sich als durchweg brauchbar und zuverlässig erwiesen. Unter anderem genügt schon zur Bestätigung dieses Urtheils ein Hinweis auf den vierten Band des erwähnten Werkes. Darin führt uns E. Gebhart durch Italien im Zeitalter des Rinascimento von 1484 bis 1559, und behandelt die Kriegsjahre von 1495 bis 1515, welche dann von Gaillard bis 1559 fortgesetzt werden. Mit De Crue verfolgen wir die politische, administrative und soziale Umgestaltung Frankreichs vom ausgehenden 15. bis zur zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und mit dem sozialökonomischen industriellen, kommerziellen und ackerbaulichen Aufschwung Frankreichs. Im folgenden Abschnitt werden wir von keinem Geringeren als Levasseur in das 15. Jahrhundert zurückversetzt. Ein Meister wie Petit de Julleville gibt uns eine Darstellung der Gesammtentwickelung der französischen Literatur im 15. und 16. Jahrhundert. Ueber Kunst und Wissenschaft in Europa handeln dann Michel, Lavoix und Tannery. Das Reformationszeitalter in Deutschland, in der Schweiz und in Frankreich schildern Denis, Lardy und Buisson. Großes Interesse dürfen auch die Bearbeitungen der englischen Geschichte von Bémont und Langlois beanspruchen. Dies nur die hauptsächlichsten Abschnitte aus der Reihe der trefflichen Monographien, die uns im vierten Bande geboten werden.

Wenn man bedenkt, daß der französische Buchhandel, ich möchte fast sagen, jahraus, jahrein, solch große Sammelunternehmen auf den Markt bringt,[4]) denen wir, was Glanz der Ausstattung und Billigkeit des Preises betrifft, wenig oder nichts an die Seite zu setzen vermögen, so müssen wir uns billigerweise fragen, wie es wohl kommen mag, daß jenseits der Vogesen bei dem anerkannt rudimentären französischen Büchervertrieb derartige Leistungen noch ermöglicht werden können? Ohne diese Frage erschöpfen zu wollen, begnüge ich mich mit dem Hinweise, daß Frankreich immer noch reich ist an vornehmen Bibliophilen, daß es neben dem frivolen Leserpublikum breite Schichten unter den Gebildeten

*) Histoire de France depuis ses origines jusqu'à la Révolution.

1) *Lavisse E. et Rambaud A.*, Histoire générale du IVe siècle à nos jours. Paris, Armand Colin.

2) Es sind dies: Bayet, Bloch, Carré, Coville, Kleinclausz, Langlois, Lemonnier, Luchaire, Mariéjol, Petit-Dutaillis, Rebelliau, Sagnac, Vidal de la Blache.

3) Ich verweise auf die hochinteressanten: Dialogues entre Louis XIV et Colbert. „Revue de Paris“ vom 15. Dezember 1900 und 1. Januar 1901.

4) So Petit de Jullevilles: Histoire de la langue et de la littérature française. Die Bedeutung dieses Werkes ist bereits in der Allg. Ztg., Beil. Nr. 36 (1901), S. 5 ff. von Karl Boretzsch hervorgehoben worden.

aufweist, die sich durch ihr Interesse an historischen Werken viele Verdienste erworben und den französischen Geschichtsschreibern eine große und treue Gemeinde erhalten haben. Endlich muß an dieser Stelle last not least des Rinascimento der französischen Universitäten gedacht werden, der Reorganisation der höheren Studien und der Kreirung und Dotirung zahlreicher gelehrter Institute. Freilich, es war kein leichtes dem von Duruy nach unter Napaleon III. in großen Zügen entworfenen (von Mommsen angeregten)[5]) von Renon so heiß ersehnten, von den verschiedenen französischen Unterrichtsministern[6]) und ihren eifrigen Mitarbeitern[7]) weiterentwickelten und endlich durchgeführten Universitätsprogramm auch praktisch zum Siege zu verhelfen. Dazu gehörte eine neue Generation von Gelehrten, eine Phalanx hingebender Meister. Diese mit ihren Schülern sollten alsdann an die Ausführung der geplanten Erneuerung des Universitätsstudiums treten, und den neuen Bau auf alter, bewährter Grundlage, wie sie die Alma Mater geschaffen, mit Sorgfalt und Bedacht auszuführen suchen.

Gleichsam Produkte aus den geistigen Bauhütten, welche berufen, die französischen Universitäten und allen voran die Sorbonne wieder im alten Glanze, wenn auch mit neuen Zielen wieder aufzuführen, liefern uns jene Sammelwerke, die unter der Leitung eines Meisters wie Ernest Lavisse erstehen. Das sind Bausteine, die uns durch ihre Fülle und ihre geschickte Bearbeitung zeigen, daß nunmehr die Zeit gekommen ist, wo dem imposanten Aufbau auch ein entsprechender innerer Ausbau der Hochschulen folgen kann. Quod felix faustum fortunatumque sit!

Und nun wenden wir dem neuen Sammelwerke, soweit wir es in dem bis dahin Geschaffenen übersehen können, unsre Aufmerksamkeit zu. Der uns vorliegende erste Band (2. Theil)[8]) der Histoire de France trägt den Titel: Les Origines. La Gaule indépendante et la Gaule romaine,[9]) und hat zum Verfasser G. Bloch, Professor an der Universität Lyon, der sich auf dem Gebiete der römischen Verfassungsgeschichte durch verschiedene Arbeiten hervorgethan hat.

Die Ausstattung des Buches im allgemeinen entspricht in ihrer vornehmen Einfachheit durchaus den ästhetischen Traditionen des Hauses Hachette u. Co.

Bezüglich des im ersten Bande (2. Theil) gebotenen reichen und anziehenden Stoffes und seiner Behandlung muß gesagt werden, daß darin dem Leser ein Beispiel geboten wird einerseits von der zusammenfassenden Darstellung in edlerem populärem Sinne, wie sie für das ganze Werk beabsichtigt ist, und andrerseits von der durchgehenden Bevorzugung derjenigen Gegenstände, welche zur französischen Geschichte gehören.

Es ist nicht meine Absicht, hier in eine allseitige Beurtheilung des Bloch'schen Buches einzutreten. Zunächst begnüge ich mich mit einer kurzen Inhaltsangabe des Werkes. Im ersten Abschnitt handelt der Verfasser von den Ureinwohnern Galliens und seiner uns geschichtlich bekannten Bevölkerung. — Dies ist ein Kapitel, über welches sich vieles sagen ließe. Der Verfasser hat aber mit Recht vorgezogen, nicht lange auf dem an gelehrten Hypothesen reichen Gebiete zu verharren. Es ist an dieser Stelle schon darauf hingewiesen worden, daß die letzten beiden Jahrzehnte sich viel mit der Lösung ethnographischer Sprachen beschäftigt haben. Das Interesse gerade an diesen Fragen beginnt sich eigentlich erst von da ab zu zeigen, wo das Sanskrit in den Gesichtskreis der abendländischen Welt tritt. Was vorher liegt, kommt wenig in Betracht.[10]) Hinzufügen möchten wir, daß gerade auf diesem Gebiete auch die vergleichende Religionsforschung noch manche Dienste zu leisten berufen ist.[11]) Im ganzen folgt hier Bloch d'Arbois de Jubainville, dem allseitig Fülle des Wissens und Klarheit des Urtheils nachgerühmt wird. Mit diesem Forscher dürfte vielleicht Bloch die Rolle der Kelten in der europäischen Kulturgeschichte etwas zu hoch anschlagen.

Das freie Gallien und seine Eroberung durch die Römer betitelt sich der nächste, ebenfalls noch etwas summarisch gehaltene Abschnitt des Buches.

Mit dem zweiten Theile seines Werkes: Das römisch r Gallien kommt der Verfasser so recht auf sein eigenstes Arbeitsgebiet, und schöpft hier aus dem Vollen. Seit Amédée Thierrys Histoire des Gaulois[12]) und seines anderen Werkes: Histoire de la Gaule sous la domination romaine[13]) sind nennenswerthe Leistungen für diese Periode nicht mehr zu verzeichnen gewesen. Wenn darum Bloch es sich zur Aufgabe gemacht hat, die empfindliche Lücke auszufüllen, und eine den modernen Anforderungen der Wissenschaft gerecht werdende Behandlung des Gegenstandes geliefert hat, so wird er dafür den Dank wohl aller Geschichtsfreunde ernten.

Ich muß es mir versagen, aus der Fülle des Gebotenen ein nur annähernd genügendes Referat zu geben, und muß daher in Kürze auf die Titel der Hauptabschnitte hinweisen. Sie lauten: I. Le Gouvernement de la Gaule au Ier et au IIe siècles ap. I.—C. 1. Le gouvernement central; 2. Le gouvernement local; 3. L'entrée des Gaulois dans la Cité Romaine. II. L'histoire et le gouvernement de la Gaule du IIe au IVe siècles ap. I.—C., 1. Histoire de la Gaule depuis l'avènement des Flaviens jusqu'à celui de Dioclétien; 2. Le Gouvernement de la Gaule au IVe siècle depuis la réforme de Dioclétien. — Le gouvernement central. — Le gouvernement local. 3. L'échec de la réforme Dioclétians-Constantienne. Histoire de la Gaule de Dioclétien à Théodore.

Kulturgeschichtlich bietet das vierte Buch eine überaus anziehende und lehrreiche Lektüre. Auch hier haben Blochs Darstellungen nichts gemein mit der Konstruktion historischer Hypothesen. Sie halten sich fern vor jeder tönenden, nur irgend einen Gemeinplatz geschickt verhüllenden Phrase. Es liegen Blochs Arbeit eine Menge neuer Nachrichten, manche glückliche Zusammenfassung bisheriger Farschungsresultate zugrunde.

Diese Eigenschaften gerade sind es, welche Lavisse vor allem bestrebt ist und war, seinen Sammel-

[5]) Die Reorganisation des französischen Hochschulwesens, namentlich der historischen Studien habe ich zum Gegenstand einer Schrift gemacht, deren Vollendung bevorsteht.

[6]) Jules Simon, Waddington, Bardoux, Paul Bert, Jules Ferry, Spuller, Bourgeois, Poincaré, Leygues.

[7]) Du Mesnil, Al. Dumont, L. Liard; unter den Professoren: Ernest Lavisse, Gaston Paris, G. Monod u. A.

[8]) Der 1. Theil wird später erscheinen.

[9]) 456 S. Paris. Hachette et Cie. 1901.

[10]) Sind die Ligurer Indogermanen? Von Prof. Dr. Karl Pauli. Allg. Ztg., Beil. Nr. 157, Jahrg. 1900, S. 1 ff.

[11]) Ich möchte mir erlauben, auf eine hochinteressante Abhandlung: Zur Geschichte der vergleichenden Religionsforschung von Prof. Hardy (Würzburg) hinzudeuten. Dieselbe erschien vor kurzem im Archiv für Religionswissenschaft, 1901, 1. H., S. 45—66.

[12]) 1. Aufl. 1828. 10. Aufl. 1877.

[13]) 4. Aufl. 1878

werken zu verleihen. Sein Hauptziel geht dahin, auf die b r e i t e r e Darbietung neu gewonnener Ergebnisse meist zu verzichten, dafür aber eine möglichst klare Anschauung der historischen, politischen und kulturellen Gesammtlage und der maßgebenden Persönlichkeiten zu erreichen.

Die ruhige sachliche Darstellung des Verfassers ist geradezu mustergültig. In den kulturgeschichtlichen Schilderungen finden sich wahre Kabinetstückchen, welche ebenso sehr von feiner Beobachtung wie von einer glänzenden Darstellungsgabe Zeugniß ablegen. Dazu möchte ich die Beschreibung der Villa zählen, dann jene, die uns das Alltagsleben des edlen Gallo-Römers veranschaulicht, worin wir aber bereits die Uebergangszeit ahnen, in welcher die friedliche Villa zum mittelalterlichen Castellum sich umwandelt. „Entre cette maison de plaisance et la citadelle des temps féodaux, on sent qu'un monde s'est écroulé. — Et pourtant il commence à se montrer, ce château fort dont l'ombre pèsera sur nos campagnes pendant des siècles.... C'en était fait de la paix romaine.“ (S. 450.)

Die Zeit, in welcher der burgus längst das altrömische Landhaus verdrängt hatte, die Regierungsperiode der Capetinger, das Lehnsherrenthum, die Provinzialdynastien, Adel, Kirche und Kultur in ihrer Entwickelung bis zum Eingreifen Gregors VII. in einem ersten Theile zu schildern, das ist die Aufgabe, welche sich L u ch a i r e,[14]) Professor an der Pariser Universität, im zweiten Bande (Theil 2) der Lavisse'schen Histoire de France zu lösen vorgenommen hat.

Der zweite Theil seines Buches ist der Renaissance française gewidmet. Darunter versteht Lavisse die Reformation des Episkopats, den französischen Investiturstreit, bei dem bekanntlich der Realpolitiker Hildebrand der erstgeborenen Tochter der römischen Kirche zuliebe ein Auge zudrückte, und ihr, wie das auch später seine päpstlichen Nachfolger noch befolgen sollten, die Peripetien eines Canossaganges ersparte.

Dieser waschechten Realpolitik Gregors VII. gedenkt Luchaire mehr denn einmal und weist nach, wie man es in Rom tempore appartuna selbst mit Prinzipienfragen nicht so genau nahm, wenn man sich anderweitige Vortheile dafür versprach. Und solche durfte man von Frankreich in höherem erwarten als von deutscher Seite her. — Charakteristisch für die Haltung Sr. Heiligkeit ist jene Auslassung an den päpstlichen Legaten Hugo von Die: „Es ist eine Gepflogenheit,“ meint Gregor VII. „der römischen Kirche, gewisse Dinge zu dulden, und andere zu verschweigen. Aus diesem Grunde haben wir es für nothwendig erachtet, die Strenge der kanonischen Bestimmungen durch diskrete Schonung zu mildern.“ (S. 217.) Seine Charakteristik Gregors VII. beschließt der Verfasser mit den Worten: „Cet Italien appartenait à une race déliée et souple; il a fait preuve en bien des cas d'une modération relative et d'une patience qui surprend.“ (S. 215.) Wenn Luchaire mit diesen Worten nur die französische Politik Gregors im Auge hat, kann man ihm vollauf zustimmen. Hildebrands Verhalten Heinrich IV. und dem Reich gegenüber erlaubt aber nimmermehr eine so zarte Beurtheilung all jener rücksichtslosen Maßnahmen und Härten, mit welchen der Welsche den Deutschen zu drangsaliren suchte.

[14]) *A. Luchaire:* Les premiers Capétiens (987—1137). Tome II• (II). Paris, Hachette et Cie. 1901. Der erste Theil dieses zweiten Bandes, welcher einen anderen Verfasser zum Bearbeiter hat, soll später erscheinen.

Wohl in weit höherem Maße als Blochs Arbeit dürften Luchaires Darstellungen Anlaß zur Kritik geben. Wenn schon bei Bloch die Literaturangaben zu dürftig eingestreut sind, so kommt bei den bibliographischen Anmerkungen, mit denen Luchaire seine Darbietungen versieht, noch jener weitere Mangel hinzu, daß sie theilweise veraltet, theilweise willkürlich ausgewählt,[15]) manche sogar werthlos sind.[16]) Ich müßte die mir bei einer summarischen Besprechung gesteckten Grenzen allzusehr überschreiten, wollte ich gerade bei diesem wichtigen Abschnitte weiteren Ausstellungen Raum geben.

Nicht einverstanden kann ich mich mit den Ausführungen des Verfassers über die Cluniacenser Klostergebräuche erklären, und ebenso muß ich bestreiten, daß das deutsche Kloster Hirschau im cluniacensischen Verbande gewesen. Völlig kritiklos sind die Angaben Luchaires über die Verfasser der Consuetudines Cluniacenses und ganz unhaltbar ist, was er über die Chronologie Ulrichs von Cluny anführt. (S. 128—130.) Ueber alle diese Punkte wird der Verfasser Aufschluß finden in meiner vor bald fünf Jahren erschienenen Schrift über Ulrich von Cluny.[17]) Die einschlägigen Arbeiten von B. Albers sind Luchaire ebenfalls unbekannt.

Noch unfaßlicher ist es, daß in dem der Kunstgeschichte gewidmeten Kapitel in einer verhältnißmäßig allzureichen Bibliographie das Standard Work auf diesem Gebiete, F. X. K r a u s, G e s ch i ch t e d e r ch r i s t l i ch e n K u n s t, mit keiner Silbe erwähnt ist.[18]) Wozu dann überhaupt noch Literaturangaben, wenn man die an erster Stelle anzuführenden Werke, wodurch jedwede andere Titelaufführungen entbehrlich gemacht worden wären, unterläßt!

Die nicht befriedigende Literaturkenntniß, wenigstens soweit deutsche Werke in Betracht kommen, hatte die von Ernest Lavisse herausgegebene Histoire générale mit den uns vorliegenden Bänden der Histoire de France keineswegs gemein. Zum Schaden dieses Sammelwerkes hat man geglaubt, ein anderes weniger befriedigendes Verfahren einschlagen zu dürfen. Es wäre im Interesse des schönen Unternehmens zu wünschen, daß man in dieser Hinsicht etwas freigebiger und sachlicher zu Werke ginge. Dies würde eine wählerische, kritische Auslese keineswegs ausschließen.

Damit sollen die großen Verdienste des Gesammtwerkes wie der Arbeit Luchaires nicht geschmälert werden. Diese wird als zweiter Theil der neuen f r a n z ö s i s ch e n G e s ch i ch t e i m M i t t e l a l t e r durch ihre den ganzen Stoff durchziehende Klarheit und ihre bestehende, leichte und flüssige Darstellung, sowie um mancher ihrer Ergebnisse willen, bleibenden Werth besitzen.

In ihr begrüßen wir freudig, wie auch in der Histoire générale, ein Monument französischer Gelehrsamkeit und französischen Schaffens. Die Histoire de

[15]) Statt die Dissertationen von News, Wiedemann und kleinere Aufsätze von untergeordnetem Werth zu erwähnen, hätten hier die gehaltvollen Abhandlungen von Scheffer-Boichorst nicht fehlen dürfen. (Vgl. Mitth. d. Inst. f. öst. Gesch., Ergänzungsband S. 77 ff., und Deutsche Zeitschr. f. Geschichtswissensch. XI, S. 227 ff.)

[16]) In diesem Zusammenhang das oberflächliche Buch von Rocquain (La Cour de Rome et l'esprit de réforme avant Luther) zu citiren, hätte Luchaire sich sparen dürfen.

[17]) E r n s t H a u v i l l e r: Ulrich von Cluny. Ein biographischer Beitrag zur Geschichte der Cluniazenser im 11. Jahrhundert. Münster i. W., H. Schöningh.

[18]) F. X. K r a u s: Geschichte der christlichen Kunst. Freiburg, Herder 1896. 1. Bd.

France zeigt uns, wie sehr die historischen Studien in Frankreich im Aufschwung begriffen sind. Die Namen so vieler älterer und jüngerer Forscher, welche uns als Mitarbeiter genannt werden, reden eine Sprache, deutlich genug, um die in der französischen Geschichtsschreibung eingetretene Periode ernsten Strebens und ehrlichen Wollens sieghaft weiterzuführen.

## Padua.

Von Berthold Riehl.

II. (Schluß.)

Die Thätigkeit Donatello's an den verschiedensten Orten Italiens trug wesentlich dazu bei, daß er die Kunst des ganzen Landes förderte und seine Werke in Padua sind das historisch bedeutendste Denkmal seines Wirkens außerhalb Florenz. Aehnliches kann man von Giotto sagen, von seiner Wirksamkeit durch und für ganz Italien und von seinen Fresken in der capella dell' arena zu Padua, die er im ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts malte.

Diese Fresken Giotto's sind aber nicht nur dadurch von Interesse, daß sie die Malerei Oberitaliens, die wichtigste neben der Toscana's, so wesentlich förderten, sondern noch mehr dadurch, daß sie, obgleich bereits fast sechs Jahrhunderte seit ihrem Entstehen verflossen sind, heute noch unmittelbar auf uns wirken, uns erheben und anregen und dadurch von dem erzählen, was man jetzt so oft vergißt, daß trotz alles Wechsels des Geschmackes und der Ausdrucksmittel der Kunst wahrhaft große Werke doch nicht veralten.

Die Architektur weist erheblich ältere Werke christlicher Kunst auf, die dies lehren, die Basiliken Roms und die bedeutenden Bauten Ravenna's, die phantasievollen Kirchen romanischen Stils und die Gothik, die bereits auf ihrer Höhe stand, als Giotto in S. Maria dell' arena malte, sie schufen Bauten, an denen wir heute noch lernen, die heute noch nachahmenswerth erscheinen, da wir erkennen, daß sie in ihrer Art unübertroffene Lösungen der Probleme christlicher Kunst sind.

Erheblich später als die Architektur bringt die Plastik Werke, die nicht bloß historisch interessant, sondern auch wirkungsvoll zu uns sprechen. Es sind nördlich der Alpen die großen plastischen Cyklen des 13. Jahrhunderts, in Italien ist es eigentlich erst Giotto's älterer Zeitgenosse Giovanni Pisano, dem wir ja gleichfalls in der capella dell' arena begegneten. Jedoch besteht immer noch ein erheblicher Unterschied zwischen diesen Bildwerken und jenen Bauten, so hoch wir sie schätzen, obgleich sie uns künstlerisch erheben und erfreuen, vorbildlich wie jene dem modernen Architekten können sie dem Bildhauer der Gegenwart nicht oder doch nur sehr bedingt sein, dafür ringen sie noch zu mühsam mit den Grundlagen ihrer Kunst, erst mit Ghiberti und Donatello erreicht die Plastik ganz diese Höhe.

So besitzt auch die Malerei vor Giotto lediglich historisches Interesse, er ist der erste, dessen Werke auch auf spätere Zeiten wirken, ein prächtiges Beispiel der dauernden Kraft wirklich guter Kunst.

Der moderne Maler wird zwar so wenig bei Giotto in die Schule gehen, wie unsere Bildhauer bei jenen Plastikern des 13. Jahrhunderts, dazu haftet auch ihm noch zu viel Befangenes an, aber gerade, wenn wir jene Schwächen erkennen, die in den Schranken seiner Zeit, in der Entwickelungsstufe, auf der er einsetzte, begründet sind, dann staunen wir nur umsomehr, wie er trotz dieser zu so allgemein gültiger Wirkung gelangen konnte.

Schon die ältesten christlichen Kirchen schmückten, zunächst in lehrhafter Absicht, Folgen von Mosaiken und Wandgemälden, was aber Giotto's Fresken der capella dell' arena, indem er diesen Gedanken seiner Vorgänger aufgreift, von jenen wesentlich unterscheidet, ist die einheitliche künstlerische Wirkung des Ganzen, das wahrhaft Monumentale. Dieser eigenste Vorzug der italienischen Kunst, der tief in Natur, Geschichte und Kunst des Landes begründet, hier in der Malerei zuerst voll zur Geltung kommt, eröffnet die weite Perspektive bis zur Sixtinischen Kapelle und erinnert an den Einfluß, den die italienische Malerei vor allem auch durch diesen Charakterzug auf die Malerei aller Kunstvölker des Abendlandes gewann.

Für die einheitliche Wirkung der Fresken der capella dell' arena ist deren Disposition von großem Interesse. An dem blauen, mit Sternen übersäeten Gewölbe weisen die Medaillons mit Christus, Maria und acht Propheten auf die himmlischen Mächte, neben dem Triumphbogen und an den Längswänden der Kirche schildern in drei Reihen über einander acht und dreißig Bilder das Marienleben, das Leben und Leiden Christi, sowie dessen Auferstehung, Himmelfahrt und das Pfingstfest. Die Bilder werden durch breite, schön ornamentirte Rahmen eingefaßt, die zugleich die ganze Folge zusammen halten und in die kleine Bilder mit typologischen Beziehungen zu den großen Gemälden eingefügt sind. Den Sockel bildet eine gemalte Marmordekoration mit Nischen, in denen wir, grau in grau ausgeführt, vierzehn Personifikationen von Tugenden und Lastern sehen, zum Theil Gestalten von wahrhaft mächtiger Charakteristik; über dem Eingang schließt das Ganze die Wiederkunft Christi, das jüngste Gericht.

Groß, einfach und klar, wie diese Disposition ist die Anordnung der einzelnen Gemälde, ist auch Giotto's Stil, er gibt stets nur die Hauptsache, das ist gleich wesentlich für die Wirkung des einzelnen Bildes, wie der ganzen Folge.

Die Umgebung deutet Giotto nur an, er führt sie nicht aus, lockt daher nicht, sich beim Betrachten in Details zu verlieren, Nebenscenen vermeidet er und beschränkt sich auf die für das Ereigniß nöthigen Figuren, diese gibt er aber nur in den Hauptlinien, kein Eingehen in die kleine Welt der Falten und Fältchen, in die feinen Züge des Gesichtes, sondern nur die Hauptlinien, diese aber sprechen durch prächtige Naturbeobachtung wahrhaft beseelt tiefes Empfinden, leidenschaftliches Handeln aus.

In dieser großartigen Einfachheit eine bewußte That des Künstlers zu sehen, lag nahe. Man glaubte, der große Idealist verschmähte das Eingehen in die einzelnen Schönheiten, die feinen charakteristischen Züge der Natur; aber doch gründet diese Einfachheit in den Grenzen der Kunst des beginnenden 14. Jahrhunderts, zeigt gerade sie, wie selbst der große Giotto im Banne seiner Zeit steht.

Die gesammte Geschichte der Malerei und Plastik lehrt, wie man vom Ganzen zum Detail fortschreitet, um dann, das Detail dem Ganzen unterordnend, zu diesem zurückzukehren. Der Plastik und Malerei des beginnenden 14. Jahrhunderts, nördlich wie südlich der Alpen, ist daher diese Einfachheit eigen und nach hundert Jahre später charakterisirt sie den Beginn der deutschen Tafelmalerei; was aber bei anderen als Schranke fühlbar wird, scheint bei dem genialen Künstler absichtlich gewollt. Nicht leicht wieder sehen wir so schlagend wie

hier bei Giotto, daß bei dem großen Meister uns das, was andere hemmt, wie ein Vorzug erscheint, weil er den speziellen Reiz seiner Zeit, ihre eigenste Poesie, ausspricht; der Zauber der keimenden Kunst, der Zauber der Jugend ist es, der uns zumal an Giotto's Jugendwerk, den Fresken der capella dell' arena so mächtig fesselt, durch den sie sich voll und ganz behaupten, auch neben den glänzenderen Wirkungen der späteren, reiferen Kunst.

Allenthalben keimt in dieser jugendlichen Kunst neues Leben, vor allem durch das innige Empfinden von der liebevollen Umarmung der Ehegatten bei Joachim und Anna an der goldenen Pforte, dem tiefen Kummer Joachims, der in seiner Hütte auf dem Felde zusammengekauert sitzt, als sich der Engel mit der frohen Botschaft nähert, bis zum jähen, in laute Klage ausbrechenden Schmerz bei der Beweinung des Leichnams Christi. Trotz allen Wandlungen künstlerischen Könnens und des Geschmackes bewegt und erhebt uns dieses Empfinden heute noch, weil es vom Herzen gegeben zum Herzen spricht, dessen Fühlen sich gleich bleibt, tratz alles Wandels der Zeiten. Daß dies aber Giotto in seiner schlichten, gerade dadurch aber oft so ergreifenden Art so tief, so allgemein gültig aussprechen konnte, war nur mäglich, weil er die Natur, vor allem den Menschen beabachtet, wie keiner vor ihm. Manche Züge, die bei Giotto frische Naturbeabachtung zeigen, knüpfen an die ältere Kunst an, wie die Geberden der Zuschauer bei der Erweckung des Lazarus, sie erinnern, daß das Streben, naturwahr zu schildern und dadurch lebendig zu wirken, im Wesen künstlerischen Schaffens von vorne herein begründet ist, andere dagegen, wie der weinkostende Mundschenk und sein häßlicher Diener bei der Hochzeit zu Kana, zeigen, wie selbständig Giotto die Natur beobachtete.

Das jüngste Gericht an der Westwand der capella dell' arena erinnert an das Zusammentreffen Giotto's, des Begründers der monumentalen Malerei mit Dante, dem „Vater der neueren abendländischen Dichtkunst" in Padua. Es lag daher nahe, hier den Einflüssen Dante's nachzuspüren, aber es ist, wie schon Ludwig Valkmann in seiner interessanten Iconagraphia Dantesca nachweist, nicht Dante, der Giotto beeinflußte, sondern er knüpft, glaube ich, auch hier an die ältere Kunst an, die wohl auch Dante Anregungen bot.

Eine gegenseitige Förderung der beiden Männer in Padua erscheint dadurch keineswegs ausgeschlossen. Gleiche Gedanken beschäftigen, da sie in dem gleichen Zeitgeist wurzeln, beide, aber der eine gestaltet sie als Maler, der andere als Dichter, er formt sie daher im ganzen wie im einzelnen anders. Schon deßhalb wird der Einfluß des Dichters auf den großen Maler, wenn er vorliegt, nicht darin zu suchen sein, daß dieser bei dem Dichter einzelne Motive borgt, das wird nur ein unselbständiger Künstler thun, sondern der große Geist der Dichtung erhebt und regt ihn an.

Für jenes Verhältniß Giotto's zu seinen Vorgängern ist ein Vergleich dieses jüngsten Gerichtes mit den wohl mehr als hundert Jahre älteren Mosaiken an der Westwand im Dam zu Torcello interessant. In diesem Mosaik, das gleich bezeichnend für die Verdienste, wie für die engen Grenzen der von Byzanz aus bestimmten Kunst ist, sehen wir unter der Kreuzigung und dem Triumph des auferstehenden Heilands in vier getrennten Reihen Christus mit den Beisitzern des Gerichtes, die Auferstehung der Todten, den Lohn der Gerechten, die Strafe der Verdammten. In Bilderschrift wird also die Lehre vom Opfertod, der Auferstehung, dem jüngsten Gericht, von aben nach unten erzählt. Es war wichtig, daß dem Künstler der Stoff gegeben, daß er ihm gegliedert wurde, daß er Anhaltspunkte für die Darstellung gewann, selbständig gestalten konnte seine Phantasie hier aber nicht.

Einzelnes belegt, daß Giotto an jene ältere Tradition anknüpfte, vor allem aber beseitigt er die scheidenden Linien, vereint die getrennten Gruppen, gestaltet statt jener dogmatischen Erzählung das Ganze zum einheitlichen Bild. Der Weltenrichter ist der Mittelpunkt, neben dem die Beisitzer des Gerichtes thronen, den die Schaaren der Engel verherrlichen, zu dem die Gerechten emporsteigen, während die Verdammten durch den feurigen Strom in die Tiefe gerissen werden.

Giatto tritt hier an das großartigste und schwierigste Thema der christlichen Malerei heran, natürlich kann er es nach nicht so lösen, daß es auch uns voll befriedigt, deren Auge und Sinn verwöhnt ist durch die Schöpfungen der größten Meister der folgenden Jahrhunderte. Das erklärt, warum das Bild meist weniger geschätzt wurde, als die übrigen der capella dell' arena, während es doch so bezeichnend für Giatto's Größe ist, daß er in diesem Jugendwerk den gewaltigsten Vorwurf der christlichen Malerei epachemachend neu gestaltet und damit die Reihe graßartiger Kunstwerke eröffnet, die einen gewissen Abschluß durch Michelangelo's Riesenwerk in der Sixtinischen Kapelle erfährt.

Giotto's Fresken in der capella dell' arena waren für die gesammte Malerei Oberitaliens von Bedeutung, ja sogar auf deutschem Baden, wie in Maria in Kampill bei Bozen spüren wir Nachwirkungen derselben noch nach hundert und mehr Jahren, am bedeutendsten aber wirken sie doch auf Padua's Kunst, wo sich eine monumentale Malerei durch mehrere Generationen an sie anschließt, die interessant von den Fortschritten der Kunst in den nächsten anderthalb Jahrhunderten erzählt.

1376 malten Attichiero da Zevio aus Verona und Jacopa Avanzi in der Kapelle S. Felice, der Kirche des hl. Antanius die Legende des hl. Jakobus und die Kreuzigung, im falgenden Jahre führten sie in der Kapelle S. Giorgia die umfangreiche Folge van einundzwanzig großen Bildern aus mit der Jugendgeschichte und Kreuzigung Christi, der Krönung Mariä und den Legenden der hl. Luccia und des Ritters St. Georg.

Durch diese großen Cyklen tritt Padua an die Spitze der oberitalienischen Malerei dieser Zeit. Sie knüpfen an die Traditionen von Giotto's Schule an, zeigen gegenüber dieser aber auch wesentliche Fortschritte. Daß Giotto der größere Genius, der epochemachende Meister, wird man safort empfinden, aber man wird auch nicht übersehen können, daß die Grundlagen der Malerei in jenen siebzig Jahren wesentlich andere wurden, so daß sich hier ein herrliches Beispiel bietet der fortschreitenden Entwickelung einerseits, der dauernden Wirkung der Werke großer Künstler andererseits.

Die Bilder gestalten sich jetzt wirkungsvoller, von stillbeschaulicher Erzählung, wie in einzelnen Scenen der Jakobuslegende bis zu graßen dramatischen Effekten, wie in Georg's Martyrium auf dem Rade oder bei der Kreuzigung. Die zahlreichen Zuschauer bieten hierin besonders bei der Kreuzigung einen auffälligen Gegensatz zu Giotto, tief ergriffen nehmen sie an dem Vorgang theil und bewegen sich so frei, daß wir Volk und Kriegsknechte, die in das Bild hinein Christus zugewandt sind, wiederholt von rückwärts sehen.

Die malerische Vertiefung des Bildes ermöglicht freiere Komposition, ungebundeneres Leben der Grup-

pen, die Umgebung rundet die Scenen wirkungsvoll ab und bezeichnend ist dabei, daß die Architektur, wenn sie auch im ganzen frei erfunden ist, doch deutlich die Eigenart venezianischer Bauweise erkennen läßt.

Die erheblichen Fortschritte in der Modellirung, dem Reichthum der Palette, wie in der Architektur, namentlich auch deren überraschend gute Perspektive, sind aber offenbar die selbständige That der oberitalienischen Maler, da Florenz in den siebziger Jahren des 14. Jahrhunderts nichts bietet, was diesen Werken hierin an die Seite gestellt werden könnte, geschweige denn den Anstoß zu diesen Fortschritten hätte bieten können. Das erscheint auch für die weitere Entwickelung der oberitalienischen, speziell der paduanischen Malerei beachtenswerth, die wohl ebenso in der Farbe und weiterhin im Kolorismus auch in strengerem Naturstudium, Perspektive und Aehnlichem sehr selbständig fortschritt und keineswegs so abhängig von Florenz ist, wie dies jetzt zumeist dargestellt wird.

Die Kreuzigungen in S. Felice und in S. Giorgio erinnern an tirolische und bayerische Wand- und Tafelbilder gleichen Gegenstandes, die seit dem zweiten Viertel und bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts entstanden. Man versuchte dies durch einen weitgreifenden Einfluß der Paduaner Fresken nach dem Norden zu erklären, aber diese Verwandtschaft hat ihren Grund wohl vielmehr in einer analogen Entwickelung, die jedoch in den deutschen Schulen fast hundert Jahre später verläuft. Schon dieser Zeitunterschied widerlegt einen maßgebenden Einfluß der Paduaner, denn bei ihm hätten sich die nordischen Maler des beginnenden 15. Jahrhunderts nicht nach an Giotto und erst jene aus der Mitte und vom Ende dieses Jahrhunderts an Altichiero und Avanzi angeschlossen.

Neben den Wandgemälden in S. Felice und S. Giorgio, welche die Höhe künstlerischen Könnens ihrer Zeit vertreten, stehen einige gleichzeitige und etwas spätere Cyklen von geringerem Werthe, deren Bedeutung mehr lokal, die aber das Bild der Wandmalerei Padua's in der zweiten Hälfte des 14. und im Anfang des 15. Jahrhunderts doch wesentlich vervollständigen, indem sie zeigen, wie breite Wurzeln diese Kunst hier faßt und wie auch weniger bedeutende Künstler durch die Fortschritte jener größeren Meister gehoben und diese dadurch allmählich bis zu einem gewissen Grad Gemeingut werden.

Das interessanteste Denkmal hiefür sind die um 1380 von Giovanni und Antonio nach Anderen von Giusto Padovano, einem geborenen Florentiner, gemalten Fresken des Baptisteriums beim Dom und von demselben Künstler stammen wohl auch die Fresken der Legende des Jakobus und Philippus in il Santo von 1382. Im Baptisterium hat sich der Schmuck der Kuppel und der Wände und dadurch in seltener Weise der Gesammteindruck einer solchen Dekoration erhalten. Der reiche Inhalt der Folge, die den Erlöser in der Glorie der Engel und Heiligen darstellt, die Schöpfung, die Geschichte Johannes des Täufers und Christi, sowie die Apokalypse ist im Vergleich mit älteren Denkmalen charakteristisch und ebenso die freiere, breitere Erzählung, die trotz deutlichen Anknüpfens an Giotto gegenüber diesem ähnliche Fortschritte wie Altichiero und Avanzi erkennen läßt, diesen Zusammenhang mit Giotto, wie jene Fortschritte ihm gegenüber, zeigen sich natürlich da besonders deutlich, wo die gleichen Gegenstände wie in der capella dell'arena behandelt werden.

Die Wandmalereien im Salone, die nach dem Brand von 1420 bei der Vergrößerung des Saales ausgeführt wurden, sind schon als Schmuck eines profanen Gebäudes interessant, zumal Altichiero's und Avanzi's Fresken im palazzo del capitanaio verloren gingen, die unter anderem die Gefangenschaft des Jugurtha und den Triumph des Marius darstellten. Daß die Bilder des Salone theils profanen, theils kirchlichen Inhalts, zeigt, wie sich die profane Kunst auch hier erst allmählich von der kirchlichen losringt. Die Darstellung verschiedener städtischer Aemter lag in dem Stadthaus nahe, die Zeichen des Thierkreises, die Figuren der Winde, namentlich aber die Schilderung der Jahreszeiten, die Monat- und Planetenbilder, die mit Kirchlichem wechseln oder auch eigenartig mit diesem verbunden sind, finden sich in den verschiedensten Gegenden unter den frühesten profanen Stoffen, mit denen sich die Kunst beschäftigte, erinnern hier aber doch sofort unwillkürlich an das gelehrte Padua.

Als der letzte und der größte Meister dieser Schule spricht Andrea Mantegna paduanisches Wesen in voller Schärfe aus. Ein Blick auf das bedeutendste Jugendwerk dieses Künstlers, das sich in Padua befindet, die Fresken der Kirche degli Eremitani, bildet daher den naturgemäßen Abschluß dieser Charakterstudie der Stadt, denn die Wandgemälde dieses Meisters, der bezeichnend für Padua einer der gelehrtesten unter den zahlreichen, hochgebildeten Malern der italienischen Früh- und Hochrenaissance ist, offenbaren zugleich auch deren weltgeschichtliche Bedeutung.

Vor dem „gelehrten" Künstler schrecken wir leicht ein wenig zurück und zwar nicht ohne Grund, wir wollen in der Kunst etwas anderes als Gelehrsamkeit. Die Wissenschaft soll den Künstler nicht beherrschen, er muß sie seinen Zwecken dienstbar machen, aber er bedarf ihrer für die Grundlagen seiner Kunst, die gesteigerte Bildung erweitert den Ideenkreis derselben, vertieft ihre Auffassung, daher ist der Bund von Kunst und Wissenschaft einer der wesentlichsten Gründe der weltgeschichtlichen Stellung der italienischen Kunst des 15. Jahrhunderts und neben Florenz spielt hier Padua namentlich durch Andrea Mantegna die wichtigste Rolle.

In den Fresken aus der Geschichte des heiligen Jakobus und Christoph, die Mantegna etwa 1454—1459 in der Kirche degli Eremitani in Padua malte, zeigen sich als bei einem Jugendwerk klar die kleinen Schwächen wie die großen Vorzüge des gelehrten Paduaners. Das wissenschaftliche Problem herrscht zuweilen mehr als rein künstlerische Absichten, Mantegna freut sich, die schwierigsten Aufgaben der Perspektive zu lösen, sein ernstes Formstudium zu zeigen, er fördert dadurch bedeutend das künstlerische Können, die Werke fordern deßhalb aber auch gerade, wenn man ihre eigensten Vorzüge erfassen will, fast ebenso viel gelehrtes Studium wie künstlerisches Genießen und mit dem Zurschaustellen seiner Kenntnisse betritt Mantegna doch den Weg des Virtuosen, für den weiterhin namentlich seine berühmte Untensicht so charakteristisch ist, an die ja auch direkt die Bravourstücke der Spätrenaissance, von Barock und Rokoko anknüpfen. Bei Mantegna freilich wird man nicht gern vom Virtuosen sprechen, er erscheint zu ernst, zu gediegen für den Begriff, den wir gewöhnlich mit diesem Wort verbinden.

Das Studium der Antike, das für Mantegna als den gelehrten Paduaner nicht minder charakteristisch ist als jene Meisterschaft der theoretischen Grundlagen zeigt sich in seinen Figuren, besonders auch im Faltenwurf oft so auffällig, daß wir den Vorwurf der Zeitgenossen begreifen, Mantegna habe Statuen gemalt, andrerseits aber ist ihm ein so strenges und sorgfältiges, ein so merkwürdiges, scharfes und sicheres Naturstudium, ein so

außerordentlicher Sinn für Charakteristik eigen, daß er gerade hierin als wahrhaft epochemachender Künstler erscheint. Der zerrissene Rock des Scharfrichlers zeigt dieses gewissenhafte Naturstudium Mantegna's ebenso wie die sorgfältige Modellirung des Körpers oder die Charaktristik der Köpfe, in denen er auch die herbsten Züge beim schmerzlichen Aufschrei nicht mildert, ein unerbittlicher Ernst, rückhaltlose Wahrheit mit scharfem Eingehen ins Detail bringen hier den Oberitaliener dem Deutschen näher als dem Florentiner, begründen den Einfluß Mantegna's auf Dürer.

Verwandte Bestrebungen wie Mantegna zeigt eine historisch interessante Gruppe etwas älterer florentinischer Künstler, in manchem aber zeigen sich hier künstlerisch doch auch recht erhebliche Unterschiede. Da sich nun Gentile da Fabriano mit dem Veroneser Pisanello, ferner 1434 Filippo Lippi und 1444 einer der charakteristischsten Vertreter jener Richtung, Paolo Uccelli, in Padua aufhielten, so suchte man wie schließlich auch mittelst des Andrea del Castagno nach einem für Mantegna wesentlichen Band mit Florenz, und was man suchte, glaubte man auch zu finden. Diese florentinischen Anregungen, die durchweg sehr hypothetisch sind, scheinen jedoch, abgesehen von den naheliegenden wirklich greifbaren Donatello's, die übrigens auch viel freier verarbeitet wurden als man gewöhnlich glaubt, doch nur sehr sekundär gegenüber dem, was Mantegna das wissenschaftliche Leben Padua's bot, sowohl die Naturwissenschaften wie die Philologie gegenüber aber auch den künstlerischen Traditionen in der Stadt, vor allem aber gründen auch diese Seiten der Kunst Mantegna's in seiner scharf charakteristischen Persönlichkeit, weßhalb uns sein Programm auch schon in diesem Jugendwerk überraschend fertig entgegentritt.

Interessanter noch als in formalen Einzelheiten zeigt sich bei Mantegna der gelehrte, ganz von der Antike erfüllte Paduaner, der jedoch stets selbständig, lebensvoll gestaltet, in den Bildern der Jakobus- und Christophlegende dadurch, daß er und zwar als der Erste die eigenartige, malerische Erscheinung der römischen Kaiserzeit, in der jene Ereignisse spielten, zu schildern versucht. Gewand und Umgebung sollen uns sofort in die Zeit dieser Ereignisse versetzen, sie sollen ein Bild antiken Lebens mit den gerade diesem eigenthümlichen Reizen geben.

Mantegna ist dadurch der erste eigentliche Historienmaler und wie ihn das gelehrte Padua zu seinem Streben nach festen, theoretischen Grundlagen für die Malerei anregte und ihn in diesem Streben förderte, so gaben ihm offenbar auch hier seine gelehrten Freunde wie der Florentiner Palla Strozzi, der seit 1434 in Padua weilte, namentlich auch der Epigraphiker Felice Feliciano oder Samuele da Tradate die wesentlichsten Anregungen, sie erzählte ihm vom Leben im alten Rom, das er, um es wirkungsvoll zu gestalten, bis in die kleinsten Züge verfolgt.

Das Wesen der italienischen Kultur dieser Periode, vor allem ihr fortschreitendes Studium der Antike, nicht etwa ein direkter Einfluß Mantegna's sind der Grund gleichzeitiger verwandter Erscheinungen in Florenz. Ich erinnere an Mantegna's jüngeren Zeitgenossen Filippino Lippi oder daran, wie sich Sandro Boticelli ebenso wie Mantegna in seinem in Mantua gemalten Parnaß in der Antike eine eigene Welt für seine freiesten, poetischen Gebilde schuf. Eines unterscheidet Mantegna aber doch sehr bestimmt von diesen Florentinern, der Ernst seines Studiums, die Konsequenz, mit der er sich in die Antike einlebt bis ins kleinste Detail.

Sein außerordentliches Wissen und hervorragendes Können vermag Mantegna, wie gerade die Fresken der Kirche degli Eremitani zeigen, nur in mühevollem Ringen zu freier künstlerischer Wirkung zu bringen. Wiederholt wurde mit Recht bemerkt, daß sich in diesen Wandgemälden ein erheblicher Fortschritt zu freierer Auffassung von den Bildern der Jakobus-Legende zu den wohl etwas später ausgeführten der Christoph-Legende beobachten läßt und daß der Gelehrte, der Theoretiker in den ersteren nicht selten zu sehr in den Vordergrund tritt, während er sich in den späteren besser unterordnet. Mantegna's Kunst ist durch all dies nicht leicht verständlich, sie will studirt sein wie alles in Padua, in so scharfem Gegensatz zu Venedig, aber sie lohnt auch dieses Studium, denn je mehr wir uns mit ihr beschäftigen, desto tiefer und mächtiger packt sie.

Aber nicht nur der künstlerische Charakter Mantegna's erscheint echt paduanisch, sondern auch seine bedeutende historische Stellung. Wie wir sahen, daß Padua nicht nur fremde Kunst empfing, sondern sie auch selbständig verarbeitete und andere förderte, so erscheint auch Mantegna dadurch, daß seine Kunst bis nach Florenz und Rom wirkte, besonders aber auf Oberitalien, zumal auf Venedig und durch Dürer und Holbein so interessant nach Deutschland übergriff, erst ganz als der echte Paduaner.

---

## Besprechungen.

—tn— **Briefe aus der Frühzeit der deutschen Philologie an Georg Friedrich Benecke.** Mit Anmerkungen begleitet und herausgegeben von Dr. Rudolf Baier. Leipzig, Dieterich'sche Buchhdlg. Th. Weichner, 1901. 173 S. 8°. — G. F. Benecke (1762—1844) war Bibliothekar und (seit 1805) Professor zu Göttingen und einer der Mitbegründer und ersten Meister der germanistischen Wissenschaft. Vom Englischen, das er an der Universität zu lehren hatte, ausgehend, zog er später auch das Mittelhochdeutsche in den Kreis seiner Vorlesungen und Studien auf, deren Ergebnisse ihn als einen ganz ausgezeichneten Kenner und feinfühligen Forscher erwiesen. Die Behandlung mittelhochdeutscher Dichtungen, vor allem nach der inhaltlichen und sprachlichen, weniger nach der textkritischen Seite hin, war sein eigenstes Feld, auf dem er den Jüngeren meisterhaft die Wege gewiesen hat; die Lehre von Bedeutung und Bedeutungswandel der Wörter zog ihn am meisten an, und dieser Neigung verdanken wir das vorzügliche Wörterbuch zu Hartmanns „Iwein" und die Anfänge zum großen mhd. Wörterbuch, das Müller und Zarncke zu Ende führten. Beneckes Thätigkeit fällt zeitlich mit der der Brüder Grimm zusammen, mit denen ihn dauernde Freundschaft verband. Lachmann, Haupt und viele Andere fanden in ihm ihren Lehrer und Anreger. — Wenn nun R. Baier die oben genannte Sammlung, die schon auf eine eigene kleine Geschichte von Unannehmlichkeiten zurückblicken kann, herausgibt, so hat er sich damit zweifellos den Dank aller Freunde des deutschen Alterthums erworben. Sie enthält 81 Briefe von 27 Absendern und umfaßt die Zeit vom 27. Februar 1810 bis zum 20. Januar 1844. Die Schriftstücke geben uns nicht bloß eine Vorstellung von den umfassenden Kenntnissen und den Bestrebungen des Meisters, von der wohlverdienten Achtung und Ehrerbietung, die er allenthalben genoß, sie sind uns auch wegen der Verfasser, von denen sie herrühren, höchst interessant. Jakob Grimm finden wir siebenmal, Wilhelm sechsmal vertreten; der rührige, eifrige Verleger G. Reimer in Berlin schreibt sieben Briefe in verschiedenen Angelegenheiten, meist wegen der Herstellung eines großen englischen Wörterbuches, dessen Ausarbeitung Benecke übernehmen sollte; von Lachmann begegnen wir elf, von dem rastlosen Handschriftensucher und glücklichen Entdecker Frhrn. v. Laßberg zehn Briefen; der förmliche und später infolge seiner Kränklichkeit allzu empfindliche Graff schreibt fünfmal, der damals noch als Anfänger erscheinende M. Haupt achtmal an ihn. Unter den zahlreichen anderen Briefen seien nur noch zwei lange englische Schreiben vom 18. Februar 1820 (Nr. 17 und 18) hervorgehoben, da sie auf Beneckes eigenen Lebensgang Bezug haben. Sie rühren

von Sir William Hamilton und J. Campbell Colquhoun her und enthalten eine in den ehrenvollsten und verlockendsten Formen abgefaßte Berufung des Gelehrten an die Advokatenbibliothek zu Edinburg, die dieser aber trotz der verführerisch winkenden englischen Pfunde ablehnte, um seinem Vaterlande treu zu bleiben. — Alle Briefe haben mehr einen gelehrten als privaten Charakter; man erbittet sich Rath und Auskünfte von Benecke, man widmet ihm Bücher, man sendet ihm Handschriften, man unterhält sich mit ihm über gelehrte Fragen und erörtert sie mitunter mit eingehender Gründlichkeit. So wird das Buch, das eine höchst beachtenswerthe Ergänzung zu anderen Briefsammlungen aus der Frühzeit der deutschen Philologie bildet, zu einem Spiegelbilde des damaligen Standes der Wissenschaft, in dem uns ein trefflicher Gesammtüberblick geboten wird, in dem aber auch eine Fülle von Einzelheiten mit lebensvoller Klarheit heraustritt. Sein Werth wird noch dadurch erhöht, daß der Herausgeber im Verein mit Professor Leitzmann in Jena die Briefe mit zahlreichen und gewissenhaften erläuternden Anmerkungen versehen hat, die auch dem Kundigen eine willkommene Beihülfe beim Lesen der Urkunden selbst bieten.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

γ. Auf dem letzten internationalen Kongreß für die Kunde der vorgeschichtlichen Menschheit, die zur Zeit und am Orte der großen Pariser Weltausstellung abgehalten wurde, kündigte Emile Cartailhac eine französische Forschungsreise zur Untersuchung der vorgeschichtlichen Reste Sardiniens an. Da es nun die italienische Regierung nicht gerne sieht, wenn Ausländer die wissenschaftliche Erschließung der Alterthümer des Landes betreiben, so sandte sie sofort einen tüchtigen jungen Gelehrten, Giovanni Pinza, einen Schüler des bekannten Direktors des römischen Museo preistorico ed etnografico, L. Pigorini, nach Sardinien, mit dem Auftrage, die ganze Insel auf ihren Inhalt an vorrömischen Kulturresten hin zu untersuchen. Pinza, von cav. Andrea Vachieri begleitet, erledigte sich seines Auftrages sehr schnell, und schon hat er in einem großen, von der Accademia dei Lincei veröffentlichten Buche, das nunmehr als das Hauptwerk über vorgeschichtliche sardinische Alterthumskunde zu betrachten ist, die Ergebnisse seiner Reise vorgelegt. Daraus ist besonders die Zeitbestimmung werthvoll. Bekannt sind die Nuraghen, große, den Dolmen und Menhirs ähnliche Steindenkmäler, die sich auf der ganzen Insel zerstreut finden. Die Zeit der Entstehung hat nun Pinza auf Grund von Geräthfunden an das Ende der Steinzeit gesetzt, in eine Zeit, in der eben vom Orient her das Kupfer eingeführt wurde, und er glaubt, daß sie mit der älteren mykenischen Zeit zusammenfällt. Zu erwähnen ist noch, daß der Italiener auch sehr merkwürdige, in Fels gehauene Grabkammern entdeckte, welche den von Paolo Orsi in Sicilien gefundenen ganz ähnlich sehen.

* **München.** Dieser Tage starb hier im Alter von 73 Jahren der kgl. Oberlandesgerichtsrath a. D. Dr. phil. h. c. Ferdinand Arnold. Seit Jahrzehnten galt er mit seinen Freunden Nylander in Paris und Magnus Theodor Fries in Upsala als angesehenste Autorität auf dem Gebiet der Flechtenkunde. Seine Sammlungen hat der Verstorbene dem Staate vermacht. — Der Assistent an der hiesigen Thierärztlichen Hochschule Dr. Gmeiner hat einen Ruf als außerordentlicher Professor an der hiesigen Universität angenommen.

* **Erlangen.** Der Assistent am physikalischen Institut der kgl. Universität Erlangen Dr. phil. Arthur Wenelt aus Rio de Janeiro wurde als Privatdozent für Physik und der Dr. phil. Herm. Leser aus Weimar als Privatdozent für Philosophie in die philosophische Fakultät der hiesigen Universität aufgenommen.

* **Stuttgart.** Der Privatdozent für hygienische Chemie an der hiesigen Technischen Hochschule Hofrath Dr. H. Spindler wurde, wie der „Nordd. Allg. Ztg." gemeldet wird, zum Vorstand der chemischen Abtheilung des hygienischen Laboratoriums des württembergischen Medizinalkollegiums ernannt.

* **Hildburghausen.** Der Herzog von Meiningen hat den Direktor des hiesigen Technikums, Ingenieur Tolle, zum Professor ernannt.

* **Aachen.** Der dirigirende Arzt des Louisen-Hospitals, Dr. med. W. Müller, hat an Stelle des nach Erlangen übersiedelnden Prof. Dr. med. Graser einen Ruf als Ordinarius der Chirurgie an die Universität Rostock erhalten und angenommen.

* **Aus der Schweiz.** Der schweizerische Bundesrath hat, der „Frankf. Ztg." zufolge, an Stelle des verstorbenen Professors der Akademie in Neuenburg Dr. A. Hirsch den Direktor der Sternwarte in Genf und Professor für Astronomie an der dortigen Universität, Raoul Gauthier, zum Vertreter der Schweiz in der permanenten „Kommission für internationale Erdmessung" ernannt.

wg. **Aus Ungarn.** Der Sekretär des Landes-Unterrichtsraths und Privatdozent an der Klausenburger Universität Dr. Joseph Ferenczy wurde zum außerordentlichen Professor der ungarischen Literatur und Geschichte am Josephs-Polytechnikum in Budapest ernannt. — Der außerordentliche Professor an der Kaschauer Rechtsakademie Dr. Valentin Kolozsvary hat sich für ungarisches Privatrecht, und der Direktor der Klausenburger Universitätsbibliothek, Dr. Paul Erdelyi, für ungarische Literaturgeschichte, Beide an der Universität in Klausenburg, habilitirt.

T. Ein bergbauliches Preisausschreiben hat das Londoner Institut für Bergbau und Metallurgie in der Höhe von 500 M. erlassen. Es soll festgestellt werden, ob für Schachte von großer Tiefe eine kreisförmige oder eine viereckige Form vorzuziehen sei.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Richard Graf du Moulin-Eckart: Englands Politik und die Mächte. München, J. F. Lehmann 1901. Preis M. 1.50 — Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des Preußischen Heeres. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Kriegsgeschichtliche Abtheilung II. 1. Heft: Die Anfänge der alten Armee. Erster Theil. Von Oberleutnant Jany; 2. Heft: Briefe Preußischer Soldaten 1756/1757. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1901. — Dr. Wolfgang Gyalui: Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn. Die Bibliotheken in Ungarn und im Auslande. (S.-A. aus der Oesterr.-Ungar. Revue, 27. Bd.) — Huber: Deutschland als Industriestaat. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Preis M. 10. — Max Schneidewin: Der Sternenhimmel und seine Verkleiner. Eine Streitschrift an E. v. Hartmann. Berlin, Georg Reimer 1901. Preis 80 Pfg. — F. Hoffmann: Wie bauen wir unsre Lokalbahn? München, A. E. Stangmeyr 1901. Preis 80 Pfg. — Otto Ribbeck. Ein Bild seines Lebens aus seinen Briefen. Mit zwei Portraits nach Zeichnungen von Paul Heyse. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1901. Preis M. 5.

---

Verantwortlich für den Inseratentheil i. V.: F. Xav Wöhrle in München.

Jahrgang 1901. München, Samstag, 17. August. Nummer 187.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V. Alfred Frhr. v. Mensi in München.

## Uebersicht.



## Der Handwerksbursche — der Geograph von der Landstraße.*)

Eine kulturgeschichtliche Jubiläumsbetrachtung.

### I.

Vor einer Reihe von Jahren drückte mir ein befreundeter hiesiger Geschäftsmann ein kleines unscheinbares Buch in die Hand mit dem dreifachen Wunsche, ich möchte das Buch nicht verloren gehen lassen, denn es sei ein Familienheiligthum, ich möchte das Buch durchlesen, und drittens — ich möchte einen Vortrag darüber halten. Es ist mir mit der Zeit möglich geworden, alle drei Wünsche zu erfüllen. Das alte Buch ist wieder an die Familie zurückgegangen, und man möchte nur wünschen, daß in allen Familien der Urväter Bücher, Briefe und Schriften so gehütet würden wie in dieser Familie, ich habe das Buch mit großem Interesse durchstudirt, und der Vortrag ist schließlich auch daraus geworden. Und so möge mir der alte biedere Seilermeister aus Dresden, der vor hundert Jahren mit dem Wanderbüchlein in der Tasche auf die Wanderschaft gegangen ist, gestatten, daß ich an der Hand des Büchleins am heutigen Abend ein Kulturbild vor Ihnen, meine verehrten Zuhörer, aufrolle — den Handwerksburschen vor hundert Jahren. Freilich ist es ein etwas ideal angelegter Handwerksbursche, der sich Ihnen präsentirt, und nicht immer sind Ideal und rauhe Wirklichkeit gute Freunde. Aber soviel ist sicher, daß es bedauerlich bleibt, daß der reisende Handwerkerstand, wie er uns aus dem Buche entgegentritt, durch die Allgewalt moderner Verhältnisse zur Seltenheit geworden ist.

Sollte aber einer der verehrten Zuhörer die nicht ganz unberechtigte Frage aufwerfen: Was macht denn der „Handwerksbursche“ im Verein für Erdkunde?, so sei ihm entgegengehalten, daß der alte deutsche Handwerksbursche mit Fug und Recht der Geograph von der Landstraße genannt werden kann. War er im Dorfe oft nicht der Einzige, der die große Welt gesehen hatte, der oft weit über die Grenzen des engeren und weiteren Vaterlandes hinausgekommen war, der wohl in Frankreich, ja selbst im fernen Morgenlande gearbeitet hatte, der vielleicht bis ins ferne Afrika und bis nach Asien gekommen war, der wirkliche Reiseeindrücke besaß in einer Zeit, da man so wenig wußte von dem, was draußen vorging, wie es anderswo aussah, in einer Zeit, da kaum eine Zeitung sich in das Dorf fand — denn selbst die gelesensten Blätter der Klein- und Großstädte sind nicht viel älter als hundert Jahre —, in einer Zeit, da Reisebeschreibungen noch eine Seltenheit auf dem Büchermarkte waren, da es wenig erdkundlichen Unterricht gab und noch kein Verein für Erdkunde die Bekanntschaft mit fremden Ländern und Erdtheilen vermittelte, in einer Zeit, da nur geringwerthige, wenig naturgetreue Bilder von Städten, Gebirgen, schönen Aussichten, Volkstrachten u. s. w. zu sehen waren, da die Photographie und die Ansichtspostkarte noch nicht ihren Siegeslauf um die Welt begonnen hatten. Wie lauschte man andächtig in der Familie, bei den Handwerksgenossen, am Biertische den Erzählungen des weitgereisten Mannes. War auch nicht immer alles buchstäblich wahr, was da erzählt wurde, da selten Jemand zugegen war, der den Reisebericht gewissenhaft prüfen konnte, soviel ist sicher: Die alten in ihre Heimath zurückgekehrten Handwerksburschen waren lange, lange Jahrzehnte hindurch die einzigen Vermittler geographischer Kenntnisse in ihren Kreisen, bei ihren Landsleuten. Darum sei in diesem Raume einmal dem alten Geographen von der Landstraße ein Stündchen gewidmet. Ihr Zeiten des Vaters, des Großvaters und Urgroßvaters steigt herauf!

Im Jahre 1800, also genau vor hundert Jahren, erschien bei Friedrich Traugott Uz in Meißen ein Büchlein, betitelt: „Der rechtschaffene Professionist, ein Taschenbuch für alle Handwerker.“ Es enthält im ersten Theil das beste Reisebuch für Handwerksgesellen, welche geschickte, gute und glückliche Menschen werden und mit Nutzen ihre Wanderschaft zubringen wollen, geschrieben aus eigener Erfahrung von einem ihrer Freunde. Der zweite Theil ist ein Hand- und Hülfsbuch mit allerlei zweckmäßigen Aufsätzen und Tabellen, welche sowohl auf Reisen, als auch besonders in bürgerlichen Haushaltungen, bei Handel und Wandel sehr nützlich zu gebrauchen sind. Das Buch hat im Jahre 1826 eine vierte Auflage erlebt, und wenn die Auflagen auch nicht zu groß gewesen sein mögen, so begrüßen wir doch sicher in dem Buche einen am Anfange dieses Jahrhunderts wohl geachteten Reise-Baedeker für alle wandernden Handwerksgesellen.

Auch für uns, die wir am Ende des Jahrhunderts stehen und in das eigentliche Zeitalter des Reisens erst getreten sind, die wir so viel mit Führern aller Art, mit Generalstabs- und Touristenkarten, mit Reisegelegenheiten, mit kombinirbaren Fahrkarten, mit Rundreisebillets, mit Landstraßen und Wirthshäusern zu thun haben, ist ein solches altes Reisebuch gewiß nicht ohne Interesse, gemahnt es doch an jene alte Zeit, da kein Dampfroß die Reisenden mit Blitzesschnelle von einem Orte zum anderen brachte, kein Dampfboot die Flüsse befuhr, kein Zwei- oder Dreirad die Landstraße belebte. Es ist jene Zeit, da die Landstraße mehr galt als heute

*) Ein Vortrag, gehalten im Verein für Erdkunde zu Dresden.

und belebter war als jetzt, jene Zeit, da die meisten per pedes apostolorum von einer Stadt zur anderen pilgerten und höchstens ein Musterreiter, der Ahne des modernen commis voyageur, ein schwerfälliger Stellwagen und eine immerhin sich flott bewegende Postkutsche oder gar eine dahinjagende Extrapost die Wanderer überholte. Man war mäßig in seinen Ansprüchen auf das Fortkommen. Zum Reisen gehörte eben Zeit, viel Zeit. Aber man hatte den großen Genuß, den heute noch jeder Wandersmann hat, man konnte sich alles recht genau ansehen, lernte Land und Leute kennen und wußte von einer kleineren Reise oft mehr zu erzählen, als jetzt von einer großen Reise mit nachhause gebracht wird. Jetzt fährt man, oft im Fluge, und gar vieles wird nur im Fluge berührt. Die Menschen haben keine Zeit mehr. Ach, und wie viel Poesie ist dabei verloren gegangen. Wohin sind die malerischen Gestalten reisender Handwerksgesellen, die die Poesie so oft verklärt hat. Und so sei denn dir, du alte Landstraße, dir du Handwerksbursche, du würdiger Vorfahr aller Touristen modernen Schlags, der heutige Sang geweiht.

Straße, du alma mater
Aller fahrenden Leut',
Bist fürwahr ein Theater
Unsrer Lebenszeit.

So singt Baumbach in seinen Liedern eines fahrenden Gesellen. Er kennt die Landstraßenstimmung, die gute und die böse, die reine und die unreine. Er malt so treu die alte Straße mit dem auf ihr verkehrenden Publikum, das Wirthshaus, das an der Straße liegt, das Städtchen, das man erreicht, er singt so wahr, wenn er spricht:

Bin ein fahrender Gesell,
Kenne keine Sorgen,
Labt mich heut der Felsenquell,
Thut es Rheinwein morgen.
Bin ein Ritter lobesam,
Reit' auf Schusters Rappen,
Führ' den lockern Zeisighahn
Und den Spruch im Wappen:
Lustig Blut und leichter Sinn,
Hin ist hin, hin ist hin. Amen!

Oder:

Das ist von Ahasver die Mär,
Von Vielen mißverstanden. —
Er zieht noch heute flott umher,
Zumal in deutschen Landen.
Besonders da, wo Pappeln steh'n,
Die eine bei der andern,
Könnt ihr den wackern Schuster seh'n,
Vergnügt im Staube wandern,
Doch heißt er nicht mehr Ahasver,
Jetzt heißt er Bruder Straubinger.

Doch zurück zu unserm Buche, welches allerdings in einem ernsteren, aber herzlichen, wohlthuenden und warmen Tone geschrieben ist. Die ersten acht Seiten enthalten einige Reise-Gebete. Es würde bei manchem Leser ein mitleidiges Lächeln zu bemerken sein, wenn z. B. Meyers Reisehandbücher mit einigen Morgen- und Abendgebeten anfangen wollten, aber soviel ist sicher, daß das Vorhandensein dieser Reisegebete in unserm alten Reisebuche außerordentlich angenehm berührt, und es hieße das Andenken an unsre Väter und Großväter verunglimpfen, wollte man über diese Gebete die Nase rümpfen. Es ist altväterisch, mit Gebeten ein Buch zu eröffnen, aber die Alten hatten einen frömmeren Zug in ihrem ganzen Thun und Lassen, als dies heutigentags bei den jungen Leuten oft zu finden ist. Jedenfalls war für Charakter und Gemüth das Gebetbuch besser als manche sozialistische Flugschrift, die vielleicht in unsern Tagen verborgen vom reisenden Arbeiter von Ort zu Ort getragen wird, um den Klassenhaß und die Unzufriedenheit noch mehr zu schüren und zu steigern.

Es folgen nun 13 Briefe über das Verhalten eines Handwerkers vor und während seiner Wanderschaft. Im 1., 2. und 3. Briefe sind die Pflichten eines Lehrlings enthalten. Im 4.—9. Briefe befindet sich das Verhalten bei Reisen und in Wirthshäusern beschrieben. Im 10. Briefe sind Vorschläge über Mißbräuche und gute Einrichtung befindlich. Im 11., 12. und 13. Briefe ist das moralische Verhalten gegen sich selbst und gegen andere Menschen gezeigt. Die einzelnen Kapitel reden von Reisen in Gebirgen, von der Lebensordnung auf der Reise, vom Verhalten in Wirthshäusern, von der Vorsicht beim Nachtlager, von der Behandlung der Füße, von Reisen im Sommer, von der Reisegesellschaft, von den Nachtheilen des Fechtens oder Bettelns, von Winterreisen, vom Gelde, vom Salpeterschwamm zum Feuerzeug, von der Vorsicht beim Reisen mit Unbekannten, von ansteckenden Krankheiten, vom Krieg und den Werbern und vom Tagebuch. Die Reichhaltigkeit des handlichen Reisebuchs, welches bequem in einer Rockseitentasche getragen werden konnte, erhellt noch daraus, daß das Buch einen vollständigen Weg- und Meilenzeiger durch Deutschland und die angrenzenden Länder enthält, ebenso ein Verzeichniß der berühmtesten Städte mit Bemerkungen ihrer Größe, ihrer Schönheit, ihrer Fabriken und bürgerlichen Nahrung, es gibt Nachricht über die Verschiedenheit des Geldes, hat Münzvergleichungstabellen und gibt den Werth verschiedener Münzen an, für jene Zeit höchst wichtig und nothwendig, man findet in dem Buche eine Haus- und Reiseapotheke, ein kleines Wörterbuch in vier Sprachen (deutsch, englisch, französisch, italienisch), einen Briefsteller, Geschäftsaufsätze, etwas aus der Himmelskunde und Zeitrechnung und einen geographischen Meilenzeiger. Nicht alles wird unser Interesse in gleichem Maße erwecken, und doch enthält das Buch eine so große Menge nützlicher Rathschläge für die Reise, es sind so vortreffliche Gedanken ausgesprochen, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, in dem alten Reisebuche etwas herumzublättern.

Karl, so heißt unser junger Freund, der im Begriff ist, sich auf die Wanderschaft zu begeben, hat ausgelernt. Er hat in seinem Lehrmeister seinen zweiten Vater erkannt, der ihn unterwiesen, wie er einst sein Brot sich verdienen kann und soll, er hat freilich auch manches harte Wort seitens des Meisters und der Gesellen hören müssen, es hat wohl auch nicht an Püffen und Schlägen gefehlt, er hat das Wort: „Lehrjahre sind keine Herrenjahre" in des Wortes tiefster Bedeutung kennen gelernt. Aber er hat sich endlich doch die Zufriedenheit des strengen Meisters erworben, er hat seine Lehrzeit richtig ausgenützt und sich vieles von zugereisten fremden Gesellen abgesehen, er hat kennen gelernt, daß mancher Geselle wohl ein großes Wort führt, aber wenig leistet, während ein anderer bei großer Geschicklichkeit bescheiden auftritt. Er hat allein ohne jedwede fremde Hülfe ein Gesellenstück gefertigt, um der löblichen Innung zu zeigen, daß er ausgelernt habe und sein Handwerk zu führen verstehe, und schon hat er im stillen Reisepläne geschmiedet, denn, was reizt wohl einen Jüngling mehr als die weite Welt. „Herr Vater, Frau Mutter, daß Gott euch behüt" hat auch er schon mitgesummt. Endlich ist der große Tag des Lossprechens gekommen. Vor versammelter Innung und vor geöffneter Lade ist er in

feierlicher Stimmung und festlicher Kleidung erschienen. Aus den Händen des Obermeisters hat er seinen Lehrbrief erhalten, eine Urkunde, deren verstricktes Kanzleideutsch ihm lange schwer verständlich blieb, er hat Gruß und Brauch des Handwerks erfahren, und mit linkischem Kratzfuß hat er sich von den ehrbaren Meistern und Gesellen empfahlen. Er ist nun selbst ein Gesell geworden, ein Mensch, der nach seinen Begriffen allerdings hoch über dem dummen Lehrjungen erhaben ist und das Recht hat, auf die Wanderschaft zu gehen, zu arbeiten, wo er will, Stock und Pfeife, je früher sogar einen Degen zu führen. Doch wird unser Karl von seinem väterlichen Freund und Berather gewarnt, mit dem neuen Stock und der neuen Pfeife sich nicht allzusehr aufzublasen, da nicht Stock und Pfeife den Mann machen, sondern Bescheidenheit und Geschicklichkeit in seinem Handwerk. Eine größere Aufmerksamkeit beansprucht die Zurüstung zur Reise. Ein Felleisen wird gekauft und gepackt. Es darf nicht zu groß sein und soll nur aufnehmen einen Rock, ein Paar Stiefeln, ein Paar Schuhe, eine gute und eine Arbeitsweste, ein Paar gute und ein Paar Arbeitshosen, 3—4 Hemden, ebensoviel Schnupftücher, Halstücher und Strümpfe. Vorhemdchen, Manschetten und Kragen, die sogenannte weiße Wäsche, kannte die gute alte Zeit noch nicht, und ihre Abwesenheit erleichterte nur das Wandern. Im Felleisen waren noch zu finden ein oder zwei Mützen, Kämme und Bürsten und noch zwei blecherne Büchsen, eine zu Schuhschmiere, die andere, um darin gemeines Inselt oder Hirschinselt zu haben. Strümpfe und Schuhe müssen im besten Stande sein. Die ersten dürfen besonders nicht zu alt oder gar gestopft sein, und wenn sie während der Reise Löcher bekommen, so müssen diese gleich wieder zugemacht werden. Es bilden daher Nadel, Zwirn und Garn einen eisernen Bestandtheil eines richtigen Felleisens und erhöhen nicht wenig die Selbständigkeit des Wanderers. Wollene Strümpfe erhalten den Vorzug vor allen anderen. Sie waren lang, denn noch trug man Kniehosen und lange Wadenstrümpfe. Die Schuhe waren nicht leicht. Es waren keine Tanzschuhe, sondern sogenannte Rahmenschuhe, mit starken Sohlen, hohen Hinterquartieren und mit Bändern versehen. Ueber den eigentlichen Zweck des Wanderns schreibt aber der Vormund an seinen Karl: „Mit dem Fahren, und sollte es auch nur mit einer Gelegenheit sein, laß dich nicht viel ein; denn ein Handwerksgeselle, welcher keine Verschreibung in der Tasche und mithin nicht sichere Arbeit hat, muß zu Fuß reisen und eben daher nicht zu viel Sachen bei sich haben, damit es ihm nicht zu lästig werde. Das Reisen zu Fuß ist eine Wohlthat für den Körper, das Bewegen in freier Luft und die Abwechselung der Witterung härtet Dich ab, stärkt die Nerven und macht das Blut leichter und gesünder; unterwegs kannst Du Dich nach allem erkundigen, Dich mit jedem, der Dir in den Weg kommt, unterhalten. Dabei vermeide allen Streit, und wenn zuweilen ein roher ungeschliffener Mensch Deine Fragen mit Grobheit beantwortet, so ertrage dies mit Geduld und erkenne daraus den Unterschied der Menschen. Das Reisen zu Fuß ist für Dich darum noch von mehr Nutzen, weil Du Dich dabei in jeder Stadt um Arbeit bemühen kannst, und wenn es keine gibt, Du doch das bestimmte Geschenk erhältst." Karl soll auf seiner Wanderschaft, die er natürlich nicht bloß machen soll, um der gesetzlichen Form zu genügen, fleißig die Werkstellen fremder Meister besuchen, selbst auf die Gefahr hin, daß es nicht gern gesehen wird, er soll die Augen überall weit aufmachen, damit er nicht einst, wenn er selbst Meister ist und Weib und Kinder besitzt, Ursache hat, darüber Reue zu empfinden, daß er die Jahre seiner Wanderschaft so schlecht angewendet und so wenig gelernt und erfahren hat, wie es anderswo zugeht. Selbst der, der allem Vermuthen nach einst seines Vaters Werkstelle erhalten wird, soll sich wohl umsehen, da wohlfeile und theure Zeiten, Krieg und Friede, Mode und andre Zeitumstände großen Einfluß auf die bürgerliche Nahrung hätten und oft in kurzer Zeit viel veränderten. Der Großstädter soll die Werkstätten des Kleinstädters aufsuchen und umgekehrt. Karl soll die Arbeit nehmen, wo er sie findet, und sich nicht durch andrer Gesellen Urtheil beeinflussen lassen. Der eigensinnige Meister soll ihm am liebsten sein. Nicht in der großen Zahl der Werkstellen, in der man gearbeitet, sei das Ziel der Wanderschaft zu suchen. Mit den Worten: „Vor allem suche die Freundschaft Deines Meisters zu gewinnen, denn gewöhnlich sind Meister und Gesellen selten Freunde mit einander, weil beide in ihrem Verlangen entgegen sind: der Meister will für wenig Lohn viel Arbeit, der Gesell aber für wenig Arbeit viel Lohn haben. Hier bedenke, was recht ist. Wenn Du dieses thust, so wird auch der Meister Dich ehren, er wird Dein Freund, Lehrer und Vater sein. Er wird Dich gleichsam in seine Familie aufnehmen, er wird Dich bei Krankheiten pflegen und warten und in seiner Kunst wenig Geheimnisse vor Dir verborgen halten. Bist Du aber unwillig oder wohl gar trotzig, so hört alle Liebe auf. Du wirst wie ein nothwendiger Knecht behandelt, zu dem man kein Zutrauen hat, und der auch nur so lange im Brote bleiben darf, bis entweder ein besserer Mensch seinen Platz besetzen kann oder bis die dringendste Arbeit vorüber ist und man mit Freuden Deiner los wird", mit diesen Worten berührt der Verfasser des lehrreichen Buches bereits vor 100 Jahren die soziale Frage, die die Neuzeit so viel beschäftigt, das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Charakteristisch ist es für jene Zeit, da der Geselle stets beim Meister in Kost und Logis war — gewiß eine höchst segensreiche, wenn auch etwas unbequeme Einrichtung —, daß der Mentor seinen Karl als eines der besten Mittel, das gute Einvernehmen zwischen ihm und dem Meister herzustellen und zu pflegen, das zeitige Aufstehen empfiehlt. Nachdem nun der 4. Brief von den Zurüstungen zur Reise gesprochen, kommt der 5. Brief auf die Reise selbst, und zwar zu allererst auf die Reisen in Gebirgen. Man mache den Anfang einer jeden Reise mit kurzen Tagemärschen und fange erst nach und nach an, stärkere zu unternehmen, denn wollte man gleich am ersten oder zweiten Tag starke Touren machen, so würde dieses dergestalt ermatten, daß man sicher mehrere Tage nicht gut fortkönnte. Anders sei es aber, wenn man fein langsam anfängt, dann werde es der Körper gewöhnt und härte sich ab. Wenn man in Gebirgen reist, so steige man bergauf langsam, daß das Athemholen nicht schwer falle und das Blut in zu starke Wallung gerathe. Dabei würden die Muskeln der Beine nicht zu gewaltig angegriffen, und der Körper behalte Kraft, mehrere Stunden auszudauern. Bergauf und bei entgegenwehenden Winden sei das Tabakrauchen schädlich, bei nebligem Wetter aber eher zuträglich. Zuweilen bleibe man auf schicklichen Punkten stehen, um die herrlichen Aussichten solcher Gegenden zu genießen. Bei solchen Märschen quäle aber oft der Durst den Wanderer mehr als der Hunger. Doch soll er sich nie gelüsten lassen, aus einer kalten Bergquelle zu trinken. Im Augenblick des Genusses erquicke zwar der kalte Trunk, aber die Folgen seien oft traurig. Um den brennendsten Durst zu stillen, führe man lieber ein Fläschchen mit gutem Essig bei sich, von dem man zu-

weilen einen Schluck nehmen könne. Das sei ganz vortrefflich. Süßholz, Lagniritzensaft oder Zuckerkand lindern ebenfalls den Durst, wenn man ein Stückchen davon im Munde hat. An Stelle dieser alten Präservativmittel gegen den Durst dürften jetzt getreten sein Pfeffermünzküchelchen, Anisplätzchen, Chokolade, Zucker u. s. w. An die Spitze der folgenden theilweise noch heute voll und ganz geltenden Reiseregeln stellt der alte weitgereiste Meister den Satz: „Auf der Reise mußt Du die Lebensordnung Deiner jetzigen ähnlich einzurichten suchen, sonst leidet die Gesundheit“ und er fährt in der Illustration dazu fort: „Du kannst auf der Reise nicht etwa von Bier, Brot und Branntwein allein leben, dadurch würdest Du Dir schaden; jedoch kann man in den Wirthshäusern auch nicht allemal das bekommen, was und wie man es haben will; sondern Du mußt Dich in Zeit und Ort schicken lernen. Du wirst am besten thun, wenn Du den Tag über nicht viel verzehrst, des Abends aber, wo Du übernachtest, lebe ordentlich. Sollte es treffen, daß Du im Nachtquartier nichts Warmes zu essen bekommen könntest, so laß Dir wenigstens eine Suppe machen. Des Morgens reise nie ganz nüchtern weiter, es sei die Jahreszeit, wie sie wolle, und ein Stück Brot habe jederzeit bei Dir. Es wird einem unter freiem Himmel zuweilen schlimm oder übel, und da ist es nöthig, wenigstens einen Bissen Brot zu essen. Wie beim Trinken, so nimm Dich auch beim Gehen vor Erkältung in acht. Glaubst Du, daß Dir warm werden wird, so gehe anfangs langsam und entledige Dich der Kleider, die Dir zur Last werden dürften, beizeiten, ehe der Schweiß kommt. Ist derselbe aber schon da, so ziehe Dich nicht aus. Willst Du einkehren, so gehe am Ende langsamer und ziehe Dich wieder an, ehe Du ins Wirthshaus kommst. Ist es im Sommer warm und im Wirthshause drinnen kalt, so bleibe lieber im Freien, bis Dein Blut ruhig und der Schweiß vorbei ist. Es ist besser, Du bist für Deine Gesundheit zu sehr besorgt, als daß Du sie durch Unachtsamkeit verlierst und nachher unter fremden Leuten krank wirst oder wohl gar stirbst. Wenn Du unter mehreren Wirthshäusern zu wählen hast, so erkundige Dich bei verschiedenen Personen, ehe Du in eins gehst, welches für Dich das beste sein möchte und wähle lieber das bessere. Es ist nicht allemal wahr, daß die besten auch die theuersten wären, in schlechten Gasthäusern mußt Du für schlechte Kost und wenig Bequemlichkeit ebenfalls auch bezahlen. Reinlichkeit ist eine der Hauptugenden in Wirthshäusern. Wo diese nicht ist, da ist alles andre unvollkommen. Zur Schlafstelle nimm lieber das Bett als die Streu. Auf der Streu fielet sich alles herum, und Du mußt Dir auch gefallen lassen, wer sich neben Dich legt. Im Bette hingegen ruhest Du nicht nur viel besser, sondern hast in mancherlei Hinsicht auch weniger Gefahr. Jedoch mußt Du das Bett ebenfalls erst untersuchen, ehe Du Dich hineinlegst. Scheint es etwa nicht ganz reinlich, so ziehe Dich nicht aus, sondern lege Dich mitsammt den Kleidern oben drauf und decke Dich mit Deinem Rocke zu. Dasselbe beobachte auch, wenn ein Fremder, den Du nicht kennst, mit Dir in einem Bette schlafen soll. Die Thüre der Kammer riegle oder schließe zu oder lehne wenigstens einen Stuhl an die Thür, so daß derselbe umfallen muß, wenn jemand zu Dir herein wollte. Deine Kleider lege in Ordnung, daß Du mit Geschwindigkeit alles finden kannst. Die Beinkleider, worin Du Geld oder die Uhr hast, nimm unter das Kopfkissen, jedoch mit Vorsicht, daß Du nichts daraus verlierst, sonst hänge sie lieber an einen Stuhl, gleich vor das Bette. Besiehe, wenn man Dich zu Bette bringt, die Gegend im Hause, merke Dir die Gänge und Treppen und siehe auch, wo die Fenster aus Deinem Schlafzimmer hingehen, ob auf die Gasse oder in den Hof, ob sie hoch oder tief sind, ob die Scheiben ganz sind und verwahre sie auch, daß kein Flügel aufstehe, schlafe übrigens ohne Sorgen und mit Vertrauen auf den göttlichen Schutz. Wenn Du des Abends müde bist, so wasche Deine Füße vor dem Schlafengehen mit Branntwein: er stärket und erhält die Füße gesund. Du mußt aber den dazu nöthigen Branntwein bei Dir haben, weil es die Wirthe nicht gern sehen, indem die Betten leicht den Geruch davon annehmen. Um dieses zu verhüten, mußt Du die Füße recht trocken werden lassen, ehe Du Dich ins Bette legest, so schadet es nichts. Hast Du eine Blase an den Füßen bekommen, so schneide sie nicht auf, sondern ziehe mit einer Nähnadel einen Faden durch, welcher vorher mit Inselt bestrichen worden, und laß diesen Faden darinnen stecken, daß die Enden einen Finger breit auf beiden Seiten hervorgehen. Durch diese Behandlung geht das Wasser heraus, und den folgenden Tag bestreiche ein Läppchen mit Inselt und lege es darüber, so wirst Du keine Schmerzen haben und gut gehen können. Alle Morgen mußt Du die Füße mit Hirsch- oder gemeinem Inselt bestreichen, besonders solche Stellen, wo es schmerzet und leicht eine Blase werden dürfte. Wechsele auch Schuhe und Strümpfe um. Alles dies verhütet schmerzende Füße. Bei harten Wegen und an heißen Tagen brennen die Fußsohlen. Dieses vermindert man ebenfalls durch mehrmaliges Bestreichen mit Hirschinselt und Eintauchen der Schuhe ins Wasser. Das Wundwerden zwischen den Beinen wird gleichfalls verhindert, wenn Du die Stelle, sobald dies anfängt wehe zu thun, sogleich mit Hirschinselt bestreichst.“ Der Vormund fährt fort: „Ich bin immer noch nicht fertig, Dich mit allem dem Nothwendigen, so zum vorsichtigen Reisen gehört, bekannt zu machen. Da Du Deine Reise im heißen Sommer anfängst, so rathe ich Dir, jeden Tag früh aufzustehen, damit Du schon eine Strecke Wegs zurückgelegt habest, ehe es Mittag und heiß wird. Bezahle daher des Abends alles, was Du verzehrt hast, damit Dich früh nichts aufhält. Nimm auch ein Glas Wasser mit in das Schlafzimmer und sage es, daß Du des Morgens früh bei Zeiten wieder fortwillst. Es ist sehr gesund, sowohl des Abends beim Schlafengehen als auch früh nüchtern etwas Wasser zu trinken. Mit diesem Trunk Wasser und einigen Bissen Brot kannst Du das Nachtquartier verlassen und nach Verlauf einiger Stunden etwas frühstücken. Sollte aber Deine Gesundheit dieses nicht vertragen, so möchte Kaffee das Beste sein, wenn es Deine Kasse zuläßt. Die Stunden von 11 Uhr früh bis Nachmittag 4 Uhr liege lieber in einem Wirthshause stille, um auszuruhen, und gehe nachher, wenn die Sonne tiefer steht, Deinen Weg weiter. Du wirst in diesen Früh- und Abendstunden mehr verrichten können, als wenn Du Deinen Körper bei der großen Hitze abmattest. Wenn Du unterwegs müde bist, so setze Dich nicht zu oft nieder. Es hilft Dir nichts, sondern schadet; denn je öfter Du Dich niedersetzest, desto saurer wird Dir's, wenn Du wieder aufstehen und weitergehen willst. Wenn die Füße aber zu schwer werden, so bleibe an einem Zaun oder Baum stille stehn und lehne Dich eine Weile an. Durch dieses Stillstehen ruhest Du ebenfalls und wird Dir es nicht so schwer, wenn Du wieder fortgehst. Das Niederlegen im Walde oder an andern entlegenen Orten ist nie rathsam, Du magst allein sein oder Gefährten bei Dir haben, so ist es allemal gefährlich. Die Erde ist im Schatten kühl und feucht, treibt daher den Schweiß zurück und verursacht Erkältung.

Auch kannst Du leicht einschlafen und so entweder von bösen Menschen oder auch von Raubthieren angefallen werden." Ueber die beste Reisezeit schreibt der Vormund an Karl: „Wenn Dich nicht Verhältnisse Deines Handwerks nöthigen, zu einer besonderen Zeit zu reisen und die Wahl der Zeit bei Dir steht, so wähle entweder die Monate April, Mai, Juni oder September, Oktober und November. Die letzten sind in vielen Stücken den ersteren noch vorzuziehen. Im Sommer trifft es zuweilen, daß man von einem Gewitter übereilet wird. Merkst Du nun, daß in der Ferne Gewitter herumziehen, so kehre ein, daß Dich das Wetter nicht im Freien erlange. Solltest Du aber kein Haus erreichen können, so suche nicht davon zu laufen, sondern gehe langsam Deinen Weg fort. Ob das Gewitter gerade über Dir stehe, kannst Du daran merken, wenn Blitz und Schlag in einem Augenblicke zusammenkommen, und da ist es immer gefährlich. Stelle Dich unter keinen Baum, denn da fährt der Blitz am ersten hin, sondern lege Dich gerade auf die Erde nieder, bis das Wetter etwas vorüber ist. Andre Gefahren hat das Reisen im Winter. Solltest Du einmal dazu genöthigt sein, so nimm Dich vorzüglich vor dem Branntwein in acht; glaube ja nicht, daß Dich dieser erwärme, nein, er macht Dich matt und müde, daß Du am Ende im Schnee sitzen bleiben und erfrieren mußt. Solltest Du auch noch so müde werden, so laß Dir's ja nicht einfallen, Dich nur einen Augenblick niederzusetzen, Du erfrierst sonst ganz gewiß; strenge lieber alle Kräfte an, um einen Ort zu erreichen, wo Du sicher bist. Statt des Branntweins trinke lieber ein Warmbier, welches Dich länger erwärmen wird, oder Kaffee, welcher nicht berauschet. Rauche Tabak und iß einige Bissen Brot in Essig eingetaucht. Essig trage auch im Winter bei Dir. Bist Du unterwegs sehr kalt geworden, so gehe in der Stube nicht gleich an den warmen Ofen oder halte Hände und Füße an denselben; das wäre der grade Weg, diese Glieder in der Stube zu erfrieren. Fliehe daher den warmen Ofen, soweit Du kannst, es ist der Gesundheit viel zuträglicher. Solltest Du aber ein Glied erfroren haben, so muß dies unverzüglich in eiskaltes Wasser gesteckt werden, welches den Frost herauszieht, oder mit Schnee solange gerieben werden, bis Du wieder Leben darin fühlst. Auf erfrorene Nasen und Ohren kann auch gefrorenes Sauerkraut aufgelegt werden, und zwar immer wieder frisches, bis der Frost aus dem Gliede heraus ist." Eine besondere Behandlung erfährt in unserm Buche das Feuerzeug. Wir sind jedoch aus dem Zeitalter des Feuerzeuges, des Salpeterschwammes und des Feuersteins und der Feuerlöschdose in das Zeitalter des Streichhölzchens gelangt, ohne welches ein rechter Reisender allerdings auch heute noch nicht sein soll. Doch auf etwas sei noch hingewiesen, was man in unserem vorgeschrittenen Zeitalter noch nicht bei jedem Wanderer antreffen kann, was aber hier mit vollem Recht unserm Karl als etwas sehr Nützliches und Nothwendiges warm empfohlen wird, d. i. die Anlage eines Reisetagebuches. Wie interessant lesen sich solche Aufzeichnungen. Haben sie wirklich keinen Werth für den Schreiber, für Kind und Kindeskinder? Sicher. Je älter, je besser sind sie. Ihnen verdanken wir oft die Kenntniß eines ganzen Zeitraums, einer ganzen Gegend. „Mache Dir ein solches Buch", schreibt der Verfasser, „und vergiß nichts darein zu schreiben, was Du nur irgend Auffallendes findest. Es ist dieses schon während Deiner Reise höchst nützlich, allein den größten Vortheil wirst Du erst alsdann davon haben, wenn Du als Bürger einst Dich ansässig machen und der Welt nützen willst. Aber auch während der Kondition setze dieses Tagebuch fort, damit es desto vollständiger und belehrender werde. Es versteht sich von selbst, daß Du hier nicht alle Tage, wie auf der Reise, etwas bemerken kannst, sondern Du mußt nur von Zeit zu Zeit eine Prüfung über Dich anstellen, zu soviel Zeit, als Du dazu brauchst, wird gewiß Rath. Ich habe immer den Sonnabend nach dem Feierabend oder den Sonntag früh dazu benutzt. Der Morgen ist am besten. Wenn Du besonders im Sommer bei aufgehender Sonne aufstehst und Dich gleich in der Kammer hinsetzest und schreibst, so wirst Du finden, wie reich die Gedanken da sind und zu welchen guten Entschlüssen Dein Herz ermuntert werde. Gewiß wird das heitere frohe Bewußtsein Deiner selbst, welches Du empfinden wirst, der geringste Lohn dieser Bemühung sein. Der noch weit größere Nutzen hievon wird in der Folge erst sichtbar. Bei dieser Prüfung denke nach, was Du seit Deinem letzten Einschreiben alles vorgenommen hast; ob jede Deiner Handlungen billig und erlaubt gewesen, ob Du Fortschritte im Guten sowohl in Angelegenheiten Deines Herzens als auch Deiner Arbeiten gemacht. Aber dieses thue unparteiisch und bemerke das Gute sowohl wie das Unrecht. Das Gute wird Dich erfreuen und Dir Kraft geben, das übrige Fehlerhafte auch nach und noch zu verbessern. Neben diesen wichtigen Angelegenheiten Deiner selbst mußt Du auch Dein Tagebuch zu andern Bemerkungen mehr nützen. Gib acht und merke auf Polizei, Armen- und Krankenanstalten, auf Haushaltung und Kinderzucht, auf Landesart und Oekonomie, auf bürgerliche Verhältnisse und den Charakter der Einwohner, wo Du Dich jedesmal befindest. Besonders merke, was für Arbeiten in diesem Orte vorzüglich gefertigt und wo sie wieder verkauft werden; wer sie macht und wer sie kauft; ob die Materialien am Orte selbst erzeugt werden oder wo sie dazu herkommen; alles dieses und jedes andere, was Dich interessiren könnte, gehört in das Tagebuch. Diese Aufmerksamkeit ist nicht nur allein dem Großstädter, sondern vorzüglich dem Kleinstädter nöthig. Auch in den großen Städten werden die erfahrensten Bürger bei der Regierung der Stadt mit zu Rathe gezogen. In mittleren und kleinen Städten aber besteht der Rath mehrentheils aus Handwerkern, und wie nöthig braucht daher so ein Mann die Kenntnisse und Einrichtungen anderer Städte. Glaube nicht, daß Dir dieses zu schwer sein müßte und Du es nicht recht machen würdest; das wäre kein guter Gedanke, welcher Dich eines großen Theiles des Nutzens Deiner Reise beraubte, oder laß Dich nicht etwa durch einen Nebengesellen davon abhalten, welcher gar nicht einmal weiß, warum er auf Reisen ist, und der sicher ebenso dumm wieder nachhause gehen wird, als er ausging; da wäre es ewig schade für Dich und sollte auch so einer Dich auslachen, so laß ihn lachen und handle Du klüger."

Soweit die Rathschläge, die hier in dem Buche unserm Karl mit auf die Reise gegeben werden. Können sie heutigentags mit geringen Ausnahmen nicht noch jedem jungen Wandersmann mitgegeben werden. Auf den Landstraßen ist der Handwerksbursche nicht mehr so häufig zu treffen als sonst, man möchte sagen leider, an seine Stelle ist der Tourist getreten, die Reaktion des Naturlebens gegen das Stadtleben. Er ist der quetschenden Enge der Mauern entflohen und ist auf die Wanderschaft gegangen, um die alltäglichen aufreibenden Beschäftigungen durch neue, frische, andere Eindrücke zu ersetzen. Sind da die alten Reiseregeln, die hier vor hundert Jahren niedergeschrieben sind, nicht heute noch gut. Höchstens könnte zur Reiseausrüstung als neu hin-

zugekommen zu verzeichnen sein: Etwas mehr Geld als sonst, eine Generalstabskarte und als zeitgemäß ein „Regenschirm"!

Moritz Martin.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Reform der französischen Orthographie und Syntax.

Im August vorigen Jahres veröffentlichte das „Journal Officiel" einen Beschluß des Unterrichtsministeriums, wonach in der französischen Rechtschreibung und Syntax manche Vereinfachungen eintreten sollten. Während im Auslande, speziell in Deutschland, der Beifall groß war, war die Freude in Frankreich selbst eine getheilte. Den Einen ging die Reform zu weit, den Anderen war sie zu eng. Die Ersteren staunten namentlich über die Kühnheit des Unterrichtsministers Leygues, der es gewagt hatte, eine, ihrer Meinung nach, so hochwichtige und einschneidende Frage ohne die Mitwirkung der französischen Akademie zu entscheiden. Und thatsächlich erhob sich von Seiten dieser Körperschaft die schärfste Opposition. In einer langen Abhandlung in der „Revue des Deux Mondes" wandte sich Brunetière besonders gegen die syntaktischen Neuerungen, die Reformen auf dem Gebiete der formalen Grammatik gefielen ihm eher. Da die Akademie in Frankreich noch immer großes Ansehen besitzt und als Hort der französischen Sprache gilt, so wäre Hr. Leygues nicht durchgedrungen, wenn er sich nicht mit dieser Körperschaft ins Einvernehmen gesetzt hätte. Die Reform sollte also von der Akademie unter die Lupe genommen, und was sie billigte, zum Gesetz erhoben werden. Man machte sich nicht auf viel gutes gefaßt, kannte man ja den konservativen Charakter der vierzig Unsterblichen. Jetzt, nach etwa dreiviertel Jahren, ist die Entscheidung endlich gefallen, und das „Journal Officiel" hat die Neuerungen, über die sich Unterrichtsministerium und Akademie geeinigt haben, ans Tageslicht gefördert. Allzu radikal ist die Akademie nicht verfahren. Noch viel bleibt zu thun, bis die französische Orthographie eine phonetische wird, d. h. die Schreibweise und Aussprache sich decken. Auch Marotten wie die Schreibungen appelle, aber zèle, muette, aber secrète, bleiben bestehen. Aber verlangen wir nicht zu viel auf einmal, und seien wir vorläufig zufrieden, daß ein Schritt vorwärts gemacht ist. Der Stein ist im Rollen und wird nun so leicht nicht mehr zum Stillstand kommen. Wir wollen aus der Fülle von neuen, oder besser gesagt, über Bord geworfenen veralteten Regeln nur einige herausheben, die Jeden interessiren, der Französisch versteht; die übrigen gehören eher in ein Fachblatt.

Beginnen wir mit der crux sämmtlicher Schüler, dem participe. Das participe présent soll weiter sorgfältig von dem sogenannten adjectif verbal geschieden werden, aber in selteneren Fällen mag man es machen, wie man will: des sauvages errant oder errants dans les bois. — Für das participe passé bleibt die Fundamentalregel: Ist es mit être verbunden, so richtet es sich nach dem Subjekt; ist es mit avoir konjugirt, nach dem vorangehenden Objekt. Ist die Regel auch nicht streng historisch, so ist sie jedenfalls nicht schwer zu behalten und darf die Freude nicht beeinträchtigen, daß man wenigstens die verschiedenen Modifikationen hat fallen lassen, die bis jetzt in allen Grammatiken einen so großen Raum eingenommen haben, z. B. Fälle wie les fruits que je me suis laissé (und laissés) prendre; les sauvages que l'on a trouvé (und trouvés) errant dans les bois. — Fügen wir hier bald hinzu die Adjektiva nu und demi: nu oder nus pieds, une demi oder demie heure, ohne Bindestrich.

Zur Syntax gehört auch die Anwendung der Negationspartikel ne. Aber nicht nur nach défendre, empêcher u. s. w., sondern auch nach den Verben des Fürchtens und Zweifelns und den entsprechenden Konjunktionen kann ne ohne Rücksicht auf die Bejahung oder Verneinung des Hauptsatzes unterdrückt werden; also: de peur qu'il aille oder qu'il n'aille; je ne doute pas que la chose soit vraie oder ne soit vraie. — Ebenso ist ne im Komparativsatze nicht mehr nöthig: l'anné a été meilleure qu'on l'espérait oder qu'on ne l'espérait; les résultats sont autres qu'on le croyait oder qu'on ne le croyait.

Der sogenannte article partitif heißt du, de la, de l', des, selbst wenn dem Substantiv ein Adjektiv vorangeht (bis jetzt galt dies nur in ganz bestimmten Fällen, nicht so allgemein): de oder des bons fruits; de oder de la bonne viande.

Die Zahlwörter hat man nicht sehr glimpflich behandelt: quatre-vingt und cent können ihr s sogar behalten, wenn ihnen noch eine Zahl folgt, selbst ohne daß sie attributivisch zu einem Substantiv gehören: quatre vingt oder quatre vingts dix hommes; quatre cent oder quatre cents trente hommes. — Mille braucht in Jahreszahlen nicht mehr mit mil zu tauschen: l'an mil huit cent quatre vingt dix oder l'an mille huit cents quatre vingts dix. Man beachte bei dieser Schreibweise auch das Fehlen des Bindestrichs zwischen Einern und Zehnern. Er ist nicht mehr nöthig, ebenso wenig wie bei der Frageform des Verbums: est il?

Greifen wir nur noch einiges aus der Syntax des Substantivs heraus: aigle ist nur in der Bedeutung „Fahne" männlich: les aigles romains. — Amour kann immer als männlich, gens als weiblich, Pâques männlich und weiblich, als Singular und Plural gelten. — Einen Unterschied zwischen les Corneille und les Gracques gibt's nicht mehr: Das Pluralzeichen s ist immer richtig, wenn vor dem Eigennamen der Artikel im Plural steht.

Doch genug der Einzelheiten. Das Ministerium sagt ausdrücklich und mit Recht, man soll bei den Prüfungen nicht mehr als schwere Fehler solche ansehen, die nichts gegen die Intelligenz und das wirkliche Wissen der Kandidaten beweisen, sondern nur die Unkenntniß irgend einer grammatischen Feinheit oder Spitzfindigkeit zeigen.

Es entsteht nun die Frage, wie die deutschen Lehrer in den oben angeführten Fällen sich verhalten sollen. Bevor die Reform in die Schulbücher Eingang gefunden hat, wird noch eine geraume Zeit vergehen, und doch ist es wichtig, alle jene Kleinigkeiten einfach zu streichen oder nur gelegentlich zu berühren, da ja das Alte noch immer als zurecht besteht. Namentlich hüte man sich, hier die rothe Tinte anzuwenden. Denn was den Franzosen recht ist, kann uns billig sein. Da aber der eine oder der andere Lehrer sich ängstlich an seine Grammatik als an seine Autorität halten wird, wäre es zu wünschen, wenn die Ministerien ganz einfach die Verfügung erließen, die französische Reform sei auch für uns maßgebend. Die Unsumme Zeit, die so erspart wird, wird der Lektüre und Konversation zugute kommen.

Frankfurt a. M. Dr. J. Caro.

## Besprechungen.

*ugr.* Das Pañcatantrom (textus ornatior). Eine altindische Märchensammlung zum erstenmal übersetzt von Richard Schmidt (Leipzig, Lotus-Verlag 1901). — Mit dem jüngst erschienenen zweiten und dritten Heft ist das von uns (in der Beilage vom 30. Mai d. J.) angezeigte Werk nun vollendet. Die beiden Hefte enthalten den Schluß des ersten Buches (Entzweiung von Freunden), das zweite (Gewinnung von Freunden), dritte (Krieg zwischen Eulen und Krähen), vierte (Verlust des Besitzes) und fünfte (unbedachtes Handeln). Die übersichtliche typographische Anordnung der Rahmenerzählung, der einzelnen Märchen und der durch fortlaufende Ziffern am Rande hervorgehobenen Weisheitssprüche, welche gewissermaßen die Moral der Geschichten enthalten, ist dieselbe geblieben. Der Schluß des dritten Heftes bringt die versprochenen, den Laien orientirenden Anmerkungen, die, da das Werk sich ausdrücklich vor allem an das große Publikum richtet, mitunter sogar etwas ausführlicher hätten sein dürfen, da sie zum kleinsten Theil philologischer Natur sind. Dafür erschrickt man über die stattliche Ausdehnung des Druckfehlerverzeichnisses (zwei Druckseiten), das sich durchaus nicht etwa auf indische

Namen, sondern auf den deutschen Text bezieht. Der Uebersetzer findet es selbst nothwendig, sich und seinen Mitkorrektor am Ende desselben mit einem Sanskrit-Citat und auf gut Deutsch zu entschuldigen. Nicht nur, um endlich erst den reinen Text zu erhalten, sondern vor allem um der Verdienstlichkeit der Uebersetzung willen wollen wir dem Werke wünschen, daß es bald eine zweite Auflage erlebe. Wie Zuschriften, die uns nach unsrer Besprechung des ersten Heftes der Schmidt'schen Uebersetzung zugegangen sind, beweisen, ist die Betonung der Priorität auf dem Titel und in der Vorrede des Buches von Manchen, u. A. auch von der noch in Göttingen lebenden Tochter des 1881 dort verstorbenen großen Orientalisten Theodor Benfey, dahin aufgefaßt worden, als ignorire der Uebersetzer ältere Verdienste. Zur Vermeidung von Mißverständnissen wäre es vielleicht gut gewesen, in der, wie bei R. Schmidt, immer sehr knappen Vorrede zu bemerken, daß den textus simplicior des Pañcatantra schon Benfey (Leipzig, 1859) und L. Fritze (ebenda, 1884) übertragen haben. Die Uebersetzung Richard Schmidts ist die erste des textus ornatior, und nur als solche will sie gelten.

p. Austria Romana. In Leipzig in Avenarius' Verlag erscheint im Verlauf des Jahres 1901 das Folgewerk „Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie", herausgegeben durch den Berliner Geographen Prof. Dr. W. Sieglin, und darin als Band 4 das Werk „Austria Romana". Dieses ist ein Lexikon aller zu Römerzeiten in Oesterreich genannten Berge, Flüsse, Häfen, Inseln, Länder, Meere und Meerbusen, Poststationen, Seen, Städte, Straßen, Völker- und Einwohnerschaften. Das geographische Lexikon über die zehn altrömischen Provinzen enthält beiläufig 700 Objekte mit 2430 Namensformen, nämlich an 30 Gebirge, 77 Gewässer, 21 Inseln, 14 Länder und Gaue, 430 Städte und kleinere Orte, 158 Völker- und Einwohnerschaften, dazu eine Landkarte mit zehn Grundtönen, entsprechend den provinzartigen Abtheilungen. Die Karte, hoch an 54 cm, breit an 70 cm, ist größer als die neueste Kiepert'sche, zeichnet ausschließlich die österreichisch-ungarische Monarchie mit Einschluß von Bosnien-Herzegowina, und bringt mehr Ortschaften, allerdings mit Zuzug der als zweifelhaft erkannten, als jede bisher ausgegebene. Dem Haupttexte mit geographisch-historischer Einleitung sind beigefügt fünf Anhänge: ein Verzeichniß der antiken Autoren (Geographen, Historiker rc.), Aethicus bis Zosimus, 185 Namen mit Zeitdaten, ein Verzeichniß der mittelalterlich-neuzeitlichen, Abraham bis Zippel, 365 Namen, ein Verzeichniß der Namen der Neuorte für die antiken Stellen, Abrudbanya bis Zwischenwässern, 1404 Namen, endlich antike Straßenort-Abstände, über 400 Orte u. s. w. Ein ähnliches Werk war bisher für Oesterreich-Ungarn nicht vorhanden; dasselbe ist nach vieljährigen Studien verfaßt von Dr. Fritz Pichler, Professor an der Universität Graz. In dem „Korrespondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft" zu München, 1898 Nr. 6, ist darüber schon weitläufigere Mittheilung gegeben worden.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* 42. Plenarversammlung der historischen Kommission bei der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften. München, im Juli 1901. Die 42. Plenarversammlung hat in der Pfingstwoche vom 29. mit 31. Mai stattgefunden. Da die Kommission im abgelaufenen Jahre zwei verdienstvolle Mitglieder, Geheimrath v. Planck in München und Geheimrath Erdmannsdörffer in Heidelberg, verlor und auch die Stellen der schon früher verstorbenen Mitglieder Professor Stieve in München und Hofrath Huber in Wien bisher nicht besetzt worden waren, wurden zu ordentlichen Mitgliedern gewählt: Prof. Dove in Freiburg i. Br., Prof. Grauert in München und Hofrath Winter, Direktor des k. und k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien. — Seit der letzten Plenarversammlung sind folgende Publikationen durch die Kommission erfolgt: 1. Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich IV. und V., von Meyer von Knonau, 5. Band (1077 bis 1084) (Leipzig 1900). 2. Deutsche Reichstagsakten, jüngere Reihe, 3. Band, herausgegeben von Adolf Wrede (Gotha 1901). 3. Deutsche Reichstagsakten, ältere Reihe, 12. Band, herausgegeben von Gustav Beckmann (Gotha 1901). 4. Allgemeine deutsche Biographie, 46. Band, Lief. 1—3 (Nachträge: Andrassy—Bessels) (Leipzig 1900). Sämmtliche Unternehmungen der Kommission sind in erfreulichstem Fortgang begriffen; zahlreiche Bände sind als druckfertig zu bezeichnen oder doch dem Abschluß nahe. Etwas zurückgeblieben ist die Allgemeine Deutsche Biographie. Bis Ende Oktober wird jedoch der Druck wieder aufgenommen werden können, und eine weitere Stockung ist nicht mehr zu besorgen. — Die Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Otto II., bearbeitet von Oberarchivar Uhlirz in Wien, werden im Laufe des Winters in den Druck gegeben werden. Prof. Simonsfeld hat das Manuskript eines Theiles der von ihm bearbeiteten Jahrbücher Friedrichs I., und zwar den Text der Einleitung, sowie der Jahre 1152—1154 nebst den dazu gehörigen Anmerkungen und Exkursen vorgelegt. Von Dr. Hampe in Bonn wird an der Fortsetzung der Jahrbücher Friedrichs II. fortgearbeitet, ebenso von Prof. Meyer von Knonau in Zürich am 4. Bande der Jahrbücher Heinrichs IV. — Die Arbeiten für die Chroniken der deutschen Städte nehmen unter Leitung des Geheimen Raths v. Hegel in Erlangen stetigen Fortgang. Der Druck des von Archivar Koppmann in Rostock übernommenen 3. Bandes der Lübecker Chroniken wird im Herbst dieses Jahres beginnen. Für den 4. Band bleiben noch übrig die selbständigen Detmar-Fortsetzungen von 1438—1482. — Von den Reichstagsakten, ältere Reihe, befindet sich die von Dr. Herre bearbeitete zweite Abtheilung des 10. Bandes bereits im Druck. Mit diesem Bande und nicht, wie früher beabsichtigt war, mit dem Vorwort zum 10. Bande soll die schon von Weizsäcker geplante Uebersicht über die gesammte archivalische Ueberlieferung verbunden werden. Der Supplementband von Prof. Quidde soll nach Abschluß der Reichstagsakten aus der Periode Kaiser Sigmunds als 13. Band der Gesammtreihe eingeschoben werden. — Für die Reichstagsakten, jüngere Reihe, sind Dr. Wrede und sein Mitarbeiter Dr. Fueter zur Zeit mit der Vorbereitung des 4. Bandes beschäftigt. Der 4. Band wird die Jahre 1523 und 1524 umfassen; den Haupttheil wird der wichtige Nürnberger Reichstag von 1524 bilden. — An der Geschichte der Wissenschaften sind nur noch Prof. Heller in Budapest und Prof. Landsberg in Bonn betheiligt. — Schon im verflossenen Winter sollte mit dem Druck des 3. Bandes der Wittelsbacher Korrespondenzen, ältere pfälzische Abtheilung, begonnen werden, doch erhielt Prof. v. Bezold gerade noch rechtzeitig von Monsignore Ehses in Rom Nachricht, daß P. Ehrle, Präfekt der Vatikanischen Bibliothek, in den bisher noch nicht repertorisirten Beständen eine Anzahl von Kalendern mit täglichen eigenhändigen Aufzeichnungen des Pfalzgrafen Johann Kasimir aufgefunden habe, die sich, insbesondere für das Itinerar und die Geschäftsführung des Pfalzgrafen und Administrators, als Quelle ersten Ranges erwiesen und den Anfängen des jetzt zum Druck gelangenden 3. Bandes, besonders den bisher ungenügend bekannten Vorgängen des Jahres 1568 zugute kommen. — Für die Wittelsbacher Korrespondenz, jüngere Reihe, brauchte sich die Thätigkeit des Prof. Chroust in Würzburg im abgelaufenen Etatsjahre nur noch auf Nachtragsarbeiten zu beschränken, da die Sammlungen für die von ihm übernommenen Bände 9 bis 11 der „Briefe und Akten" im wesentlichen als abgeschlossen gelten konnten. Es wird nunmehr mit dem Druck des 9. Bandes begonnen, und gleichzeitig auch der von Dr. Karl Mayr, Sekretär der kgl. Akademie der Wissenschaften in München, aus Stieves Nachlaß übernommene 7. Band in den Druck gegeben werden. — Schon im vorigen Jahre war für die weitere Fortsetzung der jüngeren Serie der Wittelsbacher Korrespondenz ein neuer Organisationsplan von Geheimrath Ritter vorgelegt worden, dem die diesjährige Plenarversammlung zustimmte. In der Person des Privatdozenten Dr. Goetz aus Leipzig wurde ein Mitarbeiter berufen, der sich schon früher im Dienste der Kommission als Herausgeber der Akten des Landsberger Bundes erprobt hat. Als Arbeitsgebiet wurde ihm vorerst der Zeitraum vom Regensburger Ligatag und von der Uebertragung der Kur an Herzog Maximilian 1623 bis zum Erlaß des Restitutionsediktes und dem Lübecker Frieden von 1629 übertragen. — Dr. Karl Mayr erklärte sich bereit, die Publikation über die Jahre 1618 bis 1620, für welche er unter Stieves Leitung umfangreiches Material gesammelt hat, nunmehr nach den von Geheimrath Ritter vorgeschlagenen, einen rascheren Betrieb ermöglichenden Grundsätzen einzurichten. — Das

unter Leitung von Prof. v. Bezold stehende Unternehmen, „Herausgabe süddeutscher Humanistenbriefe“, konnte im abgelaufenen Jahre nicht erheblich gefördert werden. Die Fertigstellung des Manuskriptes für die Herausgabe der Korrespondenz des Conrad Celtis, die Prof Bauch in Breslau bereits für Weihnachten 1900 in Aussicht genommen hatte, mußte wegen schwerer Erkrankung des Herausgebers hinausgeschoben werden. Prof. Bauch hat übrigens schon vorher alle nöthigen Reisen ausgeführt und verspricht Fertigstellung der Edition nebst Einleitung, Kommentaren u. s. w. bis zum Oktober 1901. — Erfreulichen Fortschritt hatte auch heuer wieder das neue Unternehmen, die Wiederaufnahme der „Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte“, aufzuweisen. Unter der Leitung Professor v. Riezlers ist Dr. Bitterauf seit einem Jahre mit den Vorarbeiten zur Herausgabe des vom Notar Kozroh in der Zeit Ludwigs des Frommen gefertigten ältesten Freisinger Traditionsbuches beschäftigt. An dieses reihen sich der sog. Codex commutationum und der liber seu notitia censualium manciplorum. Die drei Handschriften gehören dem kgl. bayer. Reichsarchiv. Eine vierte, der liber traditionum Frisingensium, ist in die Wolfenbütteler Bibliothek verschlagen worden. Hand in Hand mit der Stoffsammlung ging die Untersuchung der Handschriften. Aus den genannten Handschriften ergab sich ein Vorrath von über 2000 Urkunden. Mit dieser gewaltigen Masse dürfte sich kaum ein anderes deutsches Bisthum an Fülle des urkundlichen Stoffes zu messen vermögen. Für die Handschrift von Kozroh hofft Dr. Bitterauf um die Jahreswende mit der Drucklegung des ersten Bandes beginnen zu können. Der ganze Stoff wird voraussichtlich zwei Bände beanspruchen. — Für die unter Leitung des Sekretärs Dr. K. v. Heigel stehende Abtheilung „Bayerische Landeschroniken“ bereitet Bibliothekssekretär Dr. Leidinger die Herausgabe der Werke des Andreas von Regensburg vor. Die sämmtlichen Texte sind bereits nach den Handschriften im Manuskript hergestellt; nur die Erläuterungen und die Einleitung bedürfen noch der Ergänzung und Ueberarbeitung. Immerhin kann mit dem Druck schon in nächster Zeit begonnen werden. — An den Andreas von Regensburg soll sich die Chronik des Hans Ebran von Wildenberg anreihen. Auch hiefür sind von Professor Dr. Friedrich Roth in Augsburg alle Abschriften der in Frage kommenden Handschriften angefertigt; jeden Augenblick kann der Text in den Druck gegeben werden. — Auch die Arbeit Professor Spillers in Frauenfeld rückt stetig vor. Die alte Chronik des Ulrich Fuetrer mit den wesentlichen Ueberarbeitungen ist abgeschrieben und in der Hauptsache auf die Quellen geprüft worden.

* In den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1901 ist, wie wir im „Globus“ lesen, eine Zusammenfassung der Ergebnisse erschienen, welche Prof. Branco in Berlin und Fraas in Stuttgart bei ihren Arbeiten über die Geologie des Ries, eines der meistumstrittenen und geologisch bis jetzt rätselhaftesten Gebiete Deutschlands, erhielten. Es wurde dabei bestätigt, daß in großen Massen brauner Jura über den weißen Jura überschoben worden ist, und es ist nach der Meinung der beiden genannten Geologen mit Sicherheit anzunehmen, daß diese Ueberschiebung mit einem vulkanischen Tiefenerguß, der Entstehung eines sogenannten Lakkoliths unter dem Ries in Zusammenhang stehe, durch dessen Nachsacken der Einbruchskessel des Ries entstanden ist. Hat dies natürlich große Bedeutung für die lokale Geologie des Ries, so hat sich dabei aber noch ein anderes Resultat ergeben, das weit über die lokalen Grenzen des Ries seine Wirkung äußern dürfte, und für manches glazialgeologische Faktum in Süddeutschland, wo deren ja neuerdings so viele mehr oder weniger sichere aufgetaucht sind, und auch in anderen Ländern die Kritik herausfordern wird. Bei Abteufung eines 26 Meter tiefen Schachtes fand sich nämlich auf dem Dache des weißen Jura, an der Sohle des überschobenen braunen eine Schicht mit geritzten Kalkgeröllen, mit der ganzen eigenthümlichen Art der Packung, wie wir sie sonst nur in Grundmoränen zu sehen gewohnt, kurz mit allen seither für sicher glazial gehaltenen Erscheinungen, die aber nach Lage der Sache nur der Ueberschiebung ihre Entstehung verdanken. Kommt dadurch einerseits die Lehre von der Vergletscherung des Ries, von Koken eifrigst bisher verfochten, entschieden ins Wanken, indem ihr der Boden thatsächlich entzogen wird, so wird andrerseits der Fund, wie schon oben angedeutet, für die Kenntniß und Klassifizirung der sog. glazialen und pseudoglazialen Erscheinungen von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein.

P. In Paris wird im Anfang dieses Semesters „eine freie russische Hochschule“ eröffnet, für die bereits die namhaftesten russischen Professoren, so der Historiker Kareief, der Biologe Metschnikof, der Jurist und Soziologe Kowalefski, der Kulturhistoriker Miljukof, der Nationalökonom Tugan-Baranofski und Andere gewonnen sind. Die Vorlesungen werden mit wenigen Ausnahmen in russischer Sprache gehalten werden und sich auf sämmtliche Gebiete der Sozialwissenschaften und allgemeiner Naturwissenschaft beziehen. Alle genannten Professoren hatten noch vor kurzem in Rußland selbst Lehrstühle inne, die ihnen zum großen Schaden der St. Petersburger und Moskauer Universitäten angeblich wegen regierungsfeindlicher Tendenzen ihrer Lehrthätigkeit für immer entzogen wurden. Die „russische Hochschule“ ist vorzugsweise auf die große russische Kolonie in Paris berechnet und sucht unter anderem dem zu erwartenden Zudrang der von den russischen Universitäten relegirten Studenten nach dem Auslande entgegen zu kommen. Der Lehrplan kündigt innerhalb des Gesetzes der französischen Republik vollständige Lehrfreiheit an. Die Initiative der russischen Professoren und die wohlwollende Unterstützung von Privatpersonen sichern der guten Sache den Erfolg. Einzelne Versuche, die bereits vor kurzer Zeit von manchen Professoren gemacht wurden, fanden überall begeisterte Aufnahme.

T. Die Sternwarte zu Quito ist von der Regierung der Republik Ecuador der französischen Kommission zur Verfügung gestellt worden, die mit der neuen Messung des berühmten Peruanischen Meridianbogens betraut ist. Für diese Zeit übernimmt der Astronom der Sternwarte von Lyon, Prof. Gonnessiat, die Leitung jener Sternwarte.

wg. **Tübingen.** Die an der Universitätsbibliothek in Tübingen neu errichtete Bibliothekarstelle wurde dem Pfarrer Dr. Gradmann in Pfrondorf übertragen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Hermann Götz: Eine Orientreise. Leipzig, E. A. Seemann 1901. Preis M. 8. — Kirchliche Karte von Afrika. Nach dem Stande des Jahres 1900 bearbeitet und entworfen von Paul Maria Baumgarten. München, Allgem. Verlagsgesellschaft. — Lessings Werke (in einem Bande). Mit einer biographischen Einleitung von Ludwig Holthof, dem Bildniß des Dichters und drei Tafeln Abbildungen. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Zeitlexikon. Juniheft 1901 mit Generalregister für das erste Halbjahr. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. Preis M. 1. — Otto Albrecht: Die sozialen Rechtsverhältnisse der gewerblichen Gärtner in Deutschland. (Als Denkschrift an den Reichstag herausgegeben vom Hauptvorstande des Allgem. Deutschen Gärtnervereins). Berlin 1901. Preis M. 1.50. — *Ernst Steinmann: Botticelli.* Translated by Campbell Dodgson (Monographs on Artists, edited by Knackfuss, published by Velhagen and Klasing, Bielefeld and Leipzig). — Theodor Aemilius: Wilde Ranken. Sang und Sage für unmoderne Leute. Gotha, Gustav Schloeßmann 1901. — Paths-Wegner: Kreuz- und Querfahrten. I. Korsika, 2. Ausgabe; II. Capri, Venedig; III. Dalmatien, Montenegro, Albanien. Berlin, Paul Scheller 1901.

Verantwortlich für den Inseratentheil i. V.: F. Xav. Wöhrle in München

Jahrgang 1901. München, Montag, 19. August. Nummer 188.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

## Uebersicht.



## Sind für den Seekrieg Kreuzer nöthig?

Der auffallendste Punkt im neuen deutschen Flottengesetz ist der geringe Sollbestand an Kreuzern. Zweifellos sind bei der Aufstellung des Planes, neben der Erwägung des nach den gegenwärtigen Verhältnissen überhaupt Erreichbaren, die Erfahrungen der letzten Seekriege sorgfältig zu Rathe gezogen, aber gerade über den Nutzen und Werth der Kreuzer liegen aus dem spanisch-amerikanischen und dem ostasiatischen Kriege so gut wie gar keine Erfahrungen vor. Bei Santiago ließen sich die spanischen Kreuzer widerstandslos zusammenschießen, ohne überhaupt irgend eine Angriffsbewegung zu machen, die beim Cristobal Colon keineswegs ganz aussichtslos gewesen wäre; bei Manila fand eigentlich nur ein Scheibenschießen auf eine veraltete wehrlose Flotte statt, und an der Jalumündung versäumten die japanischen Kreuzer nach der Schlacht die Verfolgung der feindlichen Schiffe, wie sie ihre Erkundung vor derselben versäumt hatten. Auch im spanischen Kriege war von einem regelrechten Kundschafter- und Aufklärungsdienst gar nicht die Rede, und nur so konnte es geschehen, daß man in New-York wochenlang in Angst und Aufregung war eines Geschwaders wegen, das sich inzwischen still über den Ozean geschlichen, und dann ohne die geringsten offensiven Absichten zu bekunden, sich im Hafen von Santiago wie in einer Mausefalle festlegte. Kommt man endlich auf die Flottenaktionen des amerikanischen Bürgerkrieges, so war der Aufklärungsdienst dabei so jämmerlich bestellt, daß nahezu waffen- und wehrlose Segelschiffe der Südstaaten einen Kaperdienst ausüben konnten, der den Handel des Nordens um ungezählte Millionen schädigte.

Nach diesen Beispielen der Vergangenheit darf man also die Rolle der Kreuzer in dem Seekriege der Zukunft zwischen zwei mächtigen und gutgerüsteten Nationen nicht beurtheilen, denn alsdann wird von beiden Seiten jeder Nerv und jede Fiber angespannt werden, und jedes Mittel und jede Möglichkeit, den Feind zu vernichten, oder in den Nachtheil zu versetzen, wird alsdann mit erbarmungsloser Energie von Strategen zur Anwendung gebracht werden, die jede denkbare Art der Verwerthung ihrer Schiffe hundertmal und hundertmal erwogen haben. Nicht jedes Schlachtschiff allein, auch jeder Kreuzer, jeder Torpedojäger und die rasche Schaar der verwegenen Torpedoboote wird alsdann Stück für Stück in die Wage fallen, und nur der Feldherr wird für sich auf den Erfolg des Sieges rechnen können, der zur gegebenen Stunde am rechten Orte die überwiegende Macht zu versammeln weiß, und entschlossen ist, sie für die Vernichtung des Feindes bis auf den letzten Mann und den letzten Schuß einzusetzen. Nichts könnte irriger sein, als der Glaube, daß es dabei nur auf die Uebermacht an Schlachtschiffen ankommen werde. Jedes Segel, jedes Schnellfeuergeschütz, jeder Knoten Geschwindigkeit und jede Tonne Panzergewicht am rechten Orte wird den Sieg entscheiden helfen, und nichts von alledem wird ihn sichern können, wenn nicht die Fähigkeiten und die Nerven, alles einzusetzen, dahinter stehen.

Welche Rolle wird in diesem Ringen die Kreuzerflotte spielen?

Wenn englische Strategen verlangen, daß jedem in See gehenden Panzerschiff zwei Kreuzer zugetheilt werden, und wenn andrerseits jede Panzerdivision des neuen deutschen Flottenbestandes (vier Schiffe stark) nur einen großen und drei kleine Kreuzer für den Aufklärungsdienst erhalten soll, so drückt das die Verschiedenheit der Auffassung über den Kriegswerth der Kreuzerflotte deutlich aus. Für ein Panzergeschwader von acht bis neun Schiffen reichen die darauf entfallenden zwei großen und sechs kleinen Kreuzer als Aufklärungsschiffe vielleicht aus, wenigstens solange es sich um die Bewegung in heimischen und begrenzten Gewässern handelt. Für Blockaden aber und zur Unterstützung der Linienschiffe im Kampf ist ihre Anzahl, zumal nur die großen geschützten Schiffe sich feindlichen Linienschiffen nähern können, offenbar zu klein, es wird also diese Art der Verwendung vorläufig wohl nicht in der Absicht der leitenden Kreise liegen. Vielfach herrscht aber in Marinekreisen die gegentheilige Ansicht, daß Kreuzerflotten, sofern sie nach Zahl, Schnelligkeit und Bewaffnung gewisse Bedingungen erfüllen, einen ganz erheblichen Gefechtswerth besitzen können. Sicherlich wird der Kampf gegen feindliche Linienschiffe die letzte Verwendung sein, die man von ihnen verlangen wird, aber ebenso sicher wird es zu dieser Verwendung gelegentlich kommen, und wird dann das an raschen Schiffen reichere Geschwader einen Vortheil mehr über seinen Gegner besitzen. Zunächst mögen uns die übrigen näher liegenden Funktionen der Kreuzerflotte kurz beschäftigen.

Es ist wohl kaum ein anderer Zweig der Kriegführung zur See bisher so vernachlässigt worden, wie der Beobachtungs- und Erkundungsdienst. Nicht nur, daß er in der Praxis, wie G. S. Clarke in Brasseys „Naval annual" 1898, hervorhebt, viel zu wenig geübt wird, auch in der theoretischen Schulung der Seeoffiziere ist für die Taktik des Rekognoszirungswesens bisher kein Platz gewesen, und vollends die früheren Seekriege wissen in dieser Hinsicht nichts als Mißgriffe und Unterlassungssünden zu berichten. Nelson mußte 1798 länger als zehn Wochen das Mittelmeer nach der französischen Flotte durchforschen und den feindlichen Truppentrans-

part unbehelligt Alexandrien erreichen lassen, weil ihm die Aufklärungsschiffe fehlten; im amerikanischen Bürgerkrieg wurden bis zu vierzig Dampfer planlos hinter dem abenteuerlichen Kaperschiff „Tacany" hergejagt, und in den letzten Seeaktianen war es beinahe Zufall, wenn sich die wie im Dunkeln tappenden Gegner überhaupt fanden, um dann freilich blindlings aufeinander loszuschlagen. Die große und einfache Grundregel der Strategie, im Punkte des Angriffs stärker zu sein als der Feind, läßt sich eben zur See überhaupt nicht zur Anwendung bringen ohne einen ausgebreiteten, planmäßigen Kundschafterdienst. Unsre Panzerdivisianen, mögen sie an Zahl und Stärke immerhin einem beliebigen Feinde nachstehen, werden sicherlich im Kriege nicht unter die Geschützmündungen der Küstenfarts gelegt werden, sandern Befehl erhalten, den Feind in See zu suchen, und anzugreifen, wa die geringste Chance eines Erfalges ihren Einsatz rechtfertigt.

Ohne geschickten und umfassenden Aufklärungsdienst ist dies Pragramm unausführbar. Nicht die Stellung und Stärke der feindlichen Geschwader allein, auch der Zustand ihrer einzelnen Schiffe muß möglichst genau erkundet werden. Es sallte bekannt sein, mit welchen Schiffen man es zu thun haben wird, welche Schnelligkeit ein feindliches Eskadre im Verband innehalten kann, ob es mit gefüllten ader halbleeren Kahlenbunkern dampft u. s. w., denn jeder Umstand muß berücksichtigt werden, um die Gefechtsstärke des Feindes richtig abzuschätzen. Nicht nur mit eigenen, in denselben Gewässern operirenden Geschwadern sall die Verbindung erhalten werden, sandern auch über den Ort verschiedener feindlicher Flotten sallte ein Geschwaderchef genügend orientirt sein, gleichviel ab er sie sucht oder vermeiden will. Ein Kranz von leichten, schnellen Schiffen sall die Panzerdivisianen mindestens varn und an den Flanken umgeben, und die Selbständigkeit und Verantwartlichkeit der Kreuzerkammandanten wird den Ausgang eines Zusammenstaßes gewiß nicht weniger beeinflussen, als die Fähigkeiten der Linienschiffsaffiziere.

Neben dem frühzeitigen Sichten und Melden des Feindes fällt den Aufklärungsschiffen als zweite Aufgabe diejenige zu, den feindlichen Vedetten dieselbe Thätigkeit zu verwehren oder zu erschweren. Die Kreuzer der stärkeren Flatte werden eine Annäherung beider Geschwader herbeizuführen, diejenigen der schwächeren eine salche zu verhindern suchen, jede Abtheilung aber wird ein schnelles Schiff zur Benachrichtigung rückwärts entsenden, während sie das Gros der feindlichen Kreuzer entweder angreift, oder durch seitliches Ausweichen van der rechten Spur abzulecken sucht. Der Erfolg dieser wie jeder Begegnung wird auf Seiten der stärkeren Abtheilung sein, nur daß das Stärkersein hier mehr auf der Schnelligkeit und der weiten Tragkraft der Geschütze als auf der Gräße und dem Panzerschutz beruht. Ein Kreuzer, der über einige Knaten Fahrgeschwindigkeit mehr verfügt, wird immer imstande sein, den anderen zum Kampf zu zwingen, ebensa aber auch imstande, selbst einem Gefecht auszuweichen; das erstere kann näthig sein, um die feindlichen Kreuzer an ihrem Zweck, der Feststellung van Richtung und Stärke der eigenen schwächeren Flatte, zu hindern, letzteres, um die Nachricht der Annäherung möglichst rasch und sicher an das eigene stärkere Geschwader gelangen zu lassen, das die Schlacht sucht. Hienach kännte es scheinen, daß schwächere Linienschiffsgeschwader in häherem Grade einer starken Kreuzerdivisian bedürftig sind als mächtige, die den Kampf unter allen Umständen suchen. Wir werden noch mehr Fälle kennen lernen, die hiefür sprechen, und thatsächlich würde die Ansicht, ein schwaches Panzergeschwader brauche auch nur eine beschränkte Zahl und Stärke der Kreuzer, ein verhängnißvaller Irrthum sein. Nichtsdestaweniger kann auch eine starke Schlachtflotte der Kreuzer nicht entbehren, und gerade in England treten viele Autoritäten für die unbedingte Nothwendigkeit sowohl schneller als starker Kreuzer in graßer Zahl ein. Letzteres schan aus dem Grunde, um bei der Verfolgung eines die Seeschlacht vermeidenden Feindes nicht in der Verwendung der Varhut behindert zu werden. In der kürzlich beschlossenen Anschaffung von 26 Panzerkreuzern findet diese Ansicht der englischen Admiralität ihren konkreten Ausdruck.

Am wichtigsten jedoch bleibt die Unterstützung durch Kreuzer stets für diejenige Seemacht ader Flotte, die, an sich den feindlichen Linienschiffen nicht gewachsen, nur durch taktische Vortheile trachten kann, zur zeitweilig oder örtlich stärkeren zu werden. Dazu wird es aft genug gelten, den Feind über die Bewegungen, über Art und Stärke der eigenen Flatte zu täuschen, und sich selbst der feindlichen Rekognoszirung zu entziehen, nur zahlreiche schnelle und wenigstens theilweise starke Kreuzer kännen diesen Zweck erreichen helfen. Bei Tage sallen sie die feindlichen Kundschafter vertreiben ader vernichten, jedenfalls aber ihren Zweck vereiteln, bei Nacht sie täuschen und irreführen. In der 93er französischen Manövern ließ das versalgte Geschwader seine Kreuzer achter fahren, und unter dem blendenden Schutz ihrer rückwärts gerichteten Scheinwerfer schlug die Schlachtflatte unbemerkt eine seitliche Richtung ein. Ein anderes Mal werden die Kreuzer nächtlicherweile einen Scheinangriff auf eine sperrende Kette feindlicher Schiffe unternehmen, um das Linienschiffsgeschwader bei der entstehenden Verwirrung durchbrechen, oder sagar auf einen geschwächten feindlichen Flügel einen wirklichen Angriff unternehmen zu lassen. Unter allen Umständen ist die Verwendung von Kreuzern gegen Linienschiffe gefährlich, und die Wiederkehr aus derartigen Angrissen unwahrscheinlich, gleichviel ab der Zweck gelungen ist, ader nicht, aber auf die Erhaltung darf bei Kreuzern ader Tarpedobaoten, die aus irgend einem Grunde zum Angriff ausgesandt werden, nicht gerechnet werden. „Ein salches Fahrzeug," sagt Kommandant R. H. S. Bacan in seiner hächst werthvallen Studie über die Taktik schneller Fahrzeuge im „Naval Annual" (1900), „muß mit der gleichen Hartherzigkeit und Gleichgültigkeit dem Feinde entgegen gewarfen werden, mit welcher man eine Granate gegen denselben schleudert. Ein Mann, welcher im geringsten zägert, der irgendwie die Bewegungen des Fahrzeuges einschränkt, in der Haffnung, dasselbe zurückkehren zu sehen, sallte besser ein salches Wagniß nie anordnen. Wenn einmal der Augenblick zu ihrem (affensiven) Gebrauch gekammen ist, dann schleudere man diese Fahrzeuge fart, wie man einen Stein ins Wasser wirft, und sallte auch nicht ein einziges Baat zurückkehren, um den Sieg, den theilweisen Erfalg ader das Fehlschlagen des Angriffs zu berichten —, wahlan, der Schuß wurde abgegeben, das ist alles."

Indessen beziehen sich diese Aeußerungen mehr auf den geschlassenen Angriff von Kreuzer- und Tarpedaflotillen auf Linienschiffe, ein Fall, der fast immer die letzte Verwendung der schnellen Fahrzeuge bildet, und dem in der Regel der Entscheidungskampf der beiderseitigen Panzergeschwader auf dem Fuße falgen dürfte. Varher haben wir nach der wichtigen, dem Charakter des Kreuzers mehr entsprechenden Ralle zu gedenken, die das schnelle Fahrzeug bei der Küstenüberwachung und Blockade zu spielen hat.

Blockaden werden in einem künftigen großen Seekriege noch weniger als früher zu entbehren sein, aber sie werden einen wesentlich anderen Charakter haben. Die einfache Sperrung eines Hafens oder einer Rhede durch ein in steter Bewegung befindliches Geschwader ist heute nur noch ausnahmsweise durchzuführen, z. B. gegenüber einem unbefestigten Hafen, einem weit unterlegenen Feinde, von dem überdies bekannt ist, daß er keine Torpedoboote hat, der vor einem neutralen Hafen, in dem feindliche Kaperschiffe Zuflucht gesucht hat. Vor einem modern befestigten Hafen, der durch eine Torpedoflottille vertheidigt ist, würde ein kreuzendes Linienschiffsgeschwader rasch aufgerieben oder durch unaufhörliche Angriffe und Beunruhigungen in seinem Kohlenbestand erschöpft werden, um dann der ausbrechenden Flotte zum Opfer zu fallen. Ankerplatz und Operationsbasis der Blockadeflotte kann vielmehr nur eine 80—100 Seemeilen entfernte, relativ sichere Stellung in See sein, die mit den heimischen Kohlenhäfen in ungestörter Verbindung steht, oder mit einer Kohlenflottille ausgerüstet ist. Vor dem zu überwachenden Hafen selbst kann nur eine kleine Division schneller Schiffe, etwa einige Torpedojäger unter dem Schutz eines starken Kreuzers, unterhalten werden, deren oftmalige Ablösung überdies schon durch die baldige Erschöpfung ihrer Bunker bedingt ist. Der Posten dieser vorgeschobenen Fahrzeuge ist in hohem Grade gefährdet. Den Torpedo-Angriffen einer eingeschlossenen Flotte können sie nur, wenn in unausgesetzter schneller Bewegung, begegnen, beim Ausbrechen des feindlichen Geschwaders bleibt ihnen nur die Flucht bis auf den nächsten Stützpunkt, den in der Regel ein stärkeres Kreuzerdetachement zwischen ihnen und den Linienschiffen bilden wird, übrig. Einzelne ausbrechende Schiffe haben sie ohne Rücksicht auf die eigene Sicherheit zu verfolgen, und zu vernichten, unter allen Umständen aber befinden sie sich, wenn die Bewachung des Hafens — es kann ebenso gut auch eine Kanal- oder Flußmündung sein — eine zuverlässige sein soll, fast unausgesetzt im Aktionsfelde der feindlichen Torpedoboote. Leichter ist die Blockade eines Hafens, in welchem sich nur feindliche Kaper oder als Blockadebrecher bekannte schnelle Handelsschiffe befinden, aber gerade zu deren Verfolgung und Aufbringung sind in noch höherem Grade nur schnelle Kreuzer oder Hülfskreuzer zu brauchen. Es ist unter diesen Umständen sehr fraglich, ob die Blockirung feindlicher Schlachtflotten, wie der Eskadre Cerveras, in Zukunft einem entschlossenen Gegner gegenüber noch geübt werden wird, da die zernirende, von ihren Kohlenstationen entfernte Flotte dabei immer gewisse Nachtheile hat und es trotzdem fraglich bleibt, ob der ausbrechende Feind von der schnell benachrichtigten Flotte zur Schlacht gezwungen werden kann. Wenn die stärkere Flotte nicht über sehr viele schnelle Fahrzeuge verfügt, die durch einen rücksichtslosen Angriff die feindlichen Linien zur Abwehr und zum Standhalten zwingen, bis das Gros herangedampft ist, so wird sie sich meist darauf beschränken müssen, die vom Feinde angebotene Schlacht, selbst wenn dann die taktischen Vortheile auf der entgegengesetzten Seite liegen, anzunehmen. Unter allen Umständen ist aber einer starken Schlachtflotte eine erhebliche Zahl von schnellen Schiffen nöthig, und in noch höherem Maße bedarf derselben das gegenüberstehende schwächere Eskadre.

Mag sich letzteres im Hafen oder in See befinden, keinesfalls kann es die Hülfe einer größeren Zahl von Kreuzern, Torpedojägern oder Torpedodivisionsbooten von hoher Geschwindigkeit entbehren. Nur durch schnelle, angriffsbereite Fahrzeuge können wir uns vor einer Blockade unsrer Häfen schützen, und eine überlegene feindliche Flotte zwingen, ihre Operationsbasis genügend weit zu verlegen, um das Ausbrechen zu einem uns passenden Zeitpunkt nicht zu hindern. Nur durch sie können wir die schnellen Schiffe des feindlichen Geschwaders in Schach halten und verwegene Angriffe derselben abwehren; nur sie ermöglichen es, selbst den feindlichen Handel zu stören, und die Kaperschiffe des Gegners zu bedrohen.

Kommt es endlich zum Gefecht, so ist der Kreuzer, wenn er gut bewaffnet, von schneller Fahrt und gegen Schnellfeuer gut geschützt ist, ein dem Linienschiff zwar nicht ebenbürtiger, aber keineswegs ein zu verachtender Gegner. Es gibt in allen Flotten Linienschiffe von höherem Alter, die weder an Schnelligkeit noch an Tragkraft ihrer Geschütze den heutigen Forderungen genügen, aber im Kriegsfalle trotzdem verwendet werden würden. Ihnen gegenüber werden moderne, geschützte Kreuzer in vielen Fällen nicht nur gefechtsfähig sein, sondern sogar, wenn sie in der Mehrheit sind, oder ihre Schnelligkeit eine bedeutend größere ist, die Wahrscheinlichkeit des Erfolges haben. Ein schnelleres Schiff kann nicht nur ein langsameres zum Gefecht zwingen, wenn einmal die Annäherung erfolgt ist, sondern es bestimmt auch die Distanz, auf welche dasselbe ausgetragen werden soll. Kapitän H. J. May urtheilt in seinen Betrachtungen über die Taktik moderner Schiffe und Waffen sehr günstig über den Erfolg solcher Kämpfe zwischen modernen schnellen Kreuzern mit weittragenden Schnellfeuergeschützen und älteren Schlachtschiffen, und meint, daß in einem solchen Gefecht aus genügender Entfernung das Linienschiff kampfunfähig gemacht werden kann, ohne besondere Gefahr für den viel kleineren und deßhalb und infolge seiner schnelleren Fahrt viel schwerer zu treffenden Gegner. Zwei schnelle Kreuzer werden dagegen selbst einem modernen Linienschiff, das sie an Schnelligkeit um einige Knoten übertreffen, sehr gefährlich werden können, indem der eine es aus der Schnellfeuerdistanz bekämpft, und der zweite sich von der anderen Seite zum Nahkampf und Torpedo-Angriff nähert. Das Feuer des Schlachtschiffes mag für die Kreuzer gefährlich, aber kaum überwältigend werden, da sie den Nahangriff mit schnellster Fahrt ausführen, und sich in der gefährlichen Zone des Schnellfeuers zwischen 3000 und 1500 Meter nur wenige Minuten befinden. Daß sie nahe genug an den Feind kommen, um den Torpedo-Angriff mit Erfolg zu unternehmen, ist sehr wahrscheinlich, und daß ein von zwei Seiten durch schnelle Gegner bedrohtes Schiff einem Torpedoangriff sich entziehen kann, ist ebenso sehr zu bezweifeln.

Eine bisher noch nicht berücksichtigte, aber im Ernstfall sehr wichtige Chance derjenigen Flotte, die über zahlreiche Kreuzer verfügt, mag zum Schlusse behandelt werden. Es ist der Versuch eines unerwarteten, womöglich nächtlichen Angriffes der Kreuzer und Torpedoboote auf ein überlegenes feindliches Geschwader, nicht um zu siegen, vielmehr mit der Gewißheit des eigenen Unterganges für die größere Zahl der verwendeten Schiffe, aber gleichzeitig mit der Gewißheit, den Feind bis zu dem Maße zu schädigen und zu schwächen, daß das nunmehr zum Hauptangriff übergehende Linienschiffsgeschwader nicht mehr einen überlegenen, sondern einen wenigstens theilweise gebrochenen Gegner findet. Es ist dies demnach ein Manöver, welches sich besonders für Flotten eignet, die dem Kampf mit einem stärkeren Gegner weder ausweichen wollen, noch können; für sie ist unter Umständen die offensive Kreuzerverwendung

eine zwingende Nothwendigkeit, ebenso wie für die stärkere Flotte, wenn ein schwächerer Gegner dem Kampf auszuweichen sucht. R. H. S. Bacon betrachtet diesen Fall des Kreuzerangriffs gegen eine überlegene Flotte in seiner oben angeführten Studie eingehender, und kommt zu dem Schluß, daß es, solange überhaupt einer siegreichen Seeschlacht noch einiger Werth für die Entscheidung des Krieges beigemessen wird, keine bessere Verwendung für die schnellen Fahrzeuge geben kann. Ist es überhaupt möglich, eine schon am Nachmittag oder Abend als nothwendig erkannte Schlacht bis zum Morgen hinauszuschieben, so wird ein nächtlicher Angriff der Kreuzer und Torpedoboote nicht nur ihre nutzbringendste Verwendung, sondern häufig auch das einzige Mittel sein, selbst einen derartigen Ueberfall von sich fern zu halten. „Sollte der Admiral (der schwächeren Flotte) nicht des Nachts seine schnellen Fahrzeuge gegen den Feind jagen? Soll er sie für künftige Aufklärungsdienste aufbewahren, die vielleicht gar nicht mehr nöthig sind? Oder sollen sie unthätig der morgigen Niederlage zusehen? Sollten sie nicht vielmehr gleich Höllenhunden, nachts die feindliche Flotte zerreißen, die Schiffe des Gegners antanzirend, rammend, zerstörend, jeden Nerv und jeden Knoten benützend, zu ihrem Vernichtungswerk, und so die Bahn ebnend, für den Sieg des nächsten Tages? — Nehmen wir an, daß zwanzig Kreuzer 1. und 2. Klasse so gegen den Feind entsandt werden, und daß am Morgen fünfzehn von ihnen fehlen, beide Flotten aber sich nun gleich stark gegenüberstehen — wäre der Einsatz nicht vollkommen wettgemacht?“

Aber selbst wenn ein Geschwaderführer es im Hinblick auf eine Schlacht für besser hält, seine Kreuzer bis zum letzten Augenblick in der Hand zu behalten, wer kann sagen, welchen Einfluß ein Dutzend schnelle Fahrzeuge, unter entschlossener Leitung den Nahkampf erzwingend, und die Flottille der Torpedoboote heranführend, auf den Ausfall der Seeschlacht üben werden? Mit Geschützfeuer allein wird selten ein neueres Panzerschiff bezwungen werden, wenn nicht Torpedo oder Ramme zum Angriff gelangen. Die Führung dieser Waffen aber ist, neben Glück und Zufall, so sehr abhängig von der Schnelligkeit, und ihre Abwehr erfordert so vollständig die Aufmerksamkeit des Angegriffenen, daß vielleicht der erste verwegene Ansturm der Kreuzerdivisionen die Entscheidung einer Seeschlacht herbeigeführt haben wird, bevor die Schlachtschiffe das Duell ihrer schweren Geschütze nur zum Theil beendet haben. Ein Erfolg des frühzeitigen, dem Haupttreffen vorhergehenden Angriffs der Kreuzer, der in den zahlreichen fachtechnischen Auslassungen über diesen Gegenstand wenig hervorgehoben ist, dürfte auch sein, daß die Abwehrmanöver der angegriffenen Flotte den Kohlenvorrath derselben, der ohnehin nach längerer Jagd oder Fahrt stark angegriffen sein wird, weiter in Anspruch nehmen, und daß unter Umständen bei dem entstehenden Mêlée eine oder die andere Maschinenhavarie entsteht, die das betreffende Linienschiff für den Hauptkampf empfindlich schwächt.

Ist die Seeschlacht geschlagen, so werden die übrigbleibenden Kreuzer des unterliegenden Geschwaders nur noch von geringem Nutzen sein. Sofern sie nicht von denen des Siegers im Laufe der Verfolgung noch aufgebracht, oder in den Grund gebohrt werden, bleibt ihnen nur die bittere Aufgabe, eine Niederlage zu melden, welche durch ihre Erhaltung nicht weniger schmerzlich wird. Umsomehr Grund, während oder vor dem Kampf der Linienschiffe „jeden Nerv und jeden Knoten“ daranzusetzen, eine vernichtende Bresche in die feindliche Schlachtlinie zu legen. Während des Angriffs kann ein Kreuzer, vollends mit Unterstützung einiger Torpedojäger, fast mit Gewißheit darauf rechnen, ein feindliches langsameres Linienschiff mit Erfolg zu torpediren, sei es auch mit dem eigenen gewissen Untergang, nach der Schlacht ist es verloren, oder werthlos, ohne Nutzen gebracht zu haben —, für einen entschlossenen Kommandanten liegt der Ausgang der Wahl auf der Hand. Der Einwurf, daß sich Kreuzer gegen Linienschiff nutzlos opfern würden, ist zurückzuweisen. Wohl ist es bei Schießversuchen leicht, in 10—15 Minuten ein wehrlos verankertes Schiff in ein Wrak zu verwandeln, aber so schießt man nicht im Ernstfalle auf Fahrzeuge, die in jeder Sekunde ihren Ort um 10 Meter verändern, so schießt man vor allem nicht, wenn das eigene Schiff unter Aufbietung seiner ganzen Steuer- und Maschinenkraft einem Torpedo- oder Rammangriff ausweichen und begegnen muß. In der Yaluschlacht sollen die Schiffe gleich Sieben durchlöchert worden sein, aber dazu gehörten fünf Stunden, und selbst dann waren fast sämmtliche Panzerschiffe und Kreuzer in ihren vitalen Theilen unzerstört. Ein Kreuzer, der binnen 5—10 Minuten aus dem äußersten Feuerbereich in Lanzirdistanz eintritt, könnte höchstens durch einen schweren Schuß in der Wasserlinie, durch die Vernichtung seiner Steuerfähigkeit oder durch einen Torpedo unschädlich gemacht werden, selbst das wohlgenährteste Schnellfeuer dürfte ihn nicht im mindesten hindern, seinen Angriff auszuführen, mag es ihn auch nachher vernichten.

Soviel über die Kreuzerflotte, die man sich beiläufig immer mit den großen Torpedobooten im Verein operirend vorstellen mag, als Offensivwaffe, etwas anderes dürfte ihre Rolle und Einschätzung bei der an Zahl und Schiffsstärke überlegenen Flotte sein, die zum Angriff unter allen Umständen entschlossen ist, und vermöge der eigenen Uebermacht, ihr Ziel ohne große Opfer zu erreichen hofft. Sie mag ihre Kreuzer vor der Schlacht brauchen, um den entweichenden Gegner zum Standhalten zu zwingen, aber sie wird in der Schlacht selbst auf die möglichste Erhaltung ihrer schnellen Fahrzeuge bedacht sein, um sich nicht der Früchte des Sieges zu berauben. Die an Zahl kleinere Flotte mag ihre Kreuzer opfern, um durch ihren Einsatz den Feind um größere Objekte zu schädigen, und weil sich Kreuzer und Torpedoboote während eines langen Krieges ersetzen lassen. Ihre Linienschiffe wird sie, wenn ein günstiger Ausgang der Aktion unmöglich ist, immer zu retten suchen, für den späteren Gebrauch. Erfahrungen in Krieg und Frieden haben gezeigt, daß ein modernes Linienschiff selbst nach mehrstündigem Kampf noch steuerbar, schwimmfähig und, wenigstens was das schwere Geschütz betrifft, gefechtsfähig ist, selbst ein Torpedo wird es bei geschlossenen Schotten keineswegs mit Gewißheit sinken machen. Ein fliehendes Eskadre derartig geschwächter Panzer zu verfolgen, ist eine selbst durch furchtbare Angriffe erschöpfte Panzerflotte wenig geeignet. Es wird Sache der großen Kreuzer sein, die weichenden Schiffe zum weiteren Kampf zu zwingen, sie zu beunruhigen, und endlich den geeigneten Moment für den Torpedo-Angriff zu benutzen. In der Yaluschlacht ließen freilich die japanischen Kreuzer ihre fliehenden Gegner unbehelligt; man sagt, weil sie nicht wagten, ihren Bug dem feindlichen schweren Feuer, das also nach fünfstündigem Kampfe keineswegs gebrochen war, bloßzustellen. Einer größeren Zahl schneller Kreuzer von großem Aktionsradius wird aber die Ver-

folgung feindlicher Linienschiffe, sofern dieselben nicht einen Stützpunkt in der Nähe haben, doch meist Erfolg versprechen.

Die Frage: Sind für den Seekrieg Kreuzer nöthig? wird man hienach wohl nicht anders als mit ja beantworten können. Sie sind sicherlich nöthig für starke Flotten, die nur mit Hülfe schneller Fahrzeuge ihre Stärke nachdrücklich geltend machen können, sie sind noch nöthiger für kleinere Flotten, die nicht für jede feindliche Panzerdivision eine gleich starke einzusetzen haben, gar nicht zu reden von der jüngeren französischen Richtung, die den Kreuzerkrieg auf der reinen Basis der schnellen Schiffe empfiehlt, wohl wissend, daß den feindlichen Linienschiffsgeschwadern zum guten Theil der Boden entzogen wird, wenn ihnen keine Panzerkolosse, sondern nur noch leichte, windige, verwegene Gesellen gegenüberstehen.

Wilhelm Berdrow.

---

## Der Handwerksbursche — der Geograph von der Landstraße.

Eine kulturgeschichtliche Jubiläumsbetrachtung.

II. (Fortsetzung.)

Haben wir bis jetzt den Handwerksburschen als Mitglied des reisenden Publikums betrachtet, so wollen wir ihn jetzt als Handwerksburschen selbst betrachten. Wir kommen von den vor hundert Jahren allgemein gültigen Reiseregeln zu den speziellen Erfahrungen und Rathschlägen für Reisende des Handwerkerstandes. Die Lebensweisheit des Vormundes empfiehlt zunächst als Hauptgrundsatz dem auf die Reise gehenden, noch unerfahrenen jungen Manne, alle Reisegesellschaft thunlichst zu vermeiden. Er meint, daß es zwar recht lustig sei, wenn mehrere Wanderbrüder beisammen wären, daß es aber keineswegs von Nutzen, sondern schädlich sei. Schädlich deßwegen, weil Uneinigkeiten entstehen können, weil in Gesellschaft nicht alles beobachtet werden kann, indem einer sich immer nach dem anderen richten muß und sich es öfters zutragen würde, daß sie gegenseitig aufeinander warten müßten, und endlich, weil in Gesellschaft immer gern viel Verführung zum Spiel, zum Trunk und zur Liederlichkeit herrsche. Zuweilen gäbe es wohl auch zwei oder drei gute, vielleicht ganz rechtschaffene Bekannte von einerlei Handwerk, welche sich zusammen beredeten, daß sie nicht voneinander gehen wollten, und wenn daher Einer Arbeit bekommt und der Andere nicht, so nimmt der Eine auch keine Arbeit, sondern geht um deßwillen wieder mit fort. Das sei ganz thöricht gehandelt, denn es sei doch offenbar, daß schließlich auch nur Zwei am Ende sich voneinander trennen müssen, geschweige denn noch Mehrere. Auch sieht unser junger Freund manchen Handwerksburschen vor fremden Thüren stehen und betteln. Die Einen thun es aus Noth, die Anderen aus Muthwillen. Da greift er zu den Rathschlägen des mit ihm wandernden treuen Berathers und liest, mit welchen eindringlichen Worten dieser ihn vor dem Betteln warnt. Er ruft ihm mahnend zu: „Besonders fliehe solche Gefährten augenblicklich, welche betteln gehn, sie mögen solches aus Noth oder aus Muthwillen thun, das ist einerlei. Thun sie es aus Noth, so bist Du in Gefahr, um das Deinige zu kommen, thun sie es aus Muthwillen oder der Sparsamkeit wegen, so zeigt es doch allemal, daß diese Leute keine Ehrliebe besitzen, und vor Menschen, welche kein Gefühl für ihre eigene Ehre besitzen, nimm Dich jedesmal in Acht. Das Betteln ist etwas ganz Abscheuliches, und beinahe ist es unbegreiflich, wie jetzo so viele hübsche, dem Ansehen nach ordentliche Handwerksburschen sich so wegwerfen können und sich selbst durch das Betteln in die Klasse der liederlichsten Landstreicher versetzen. Gewiß ist dies eine Hauptursache, warum die Handwerksburschen von Vielen so gering geschätzt und verachtet werden. Wenn die Gesellen das Häßliche davon doch wollten einsehen lernen und keinen unter sich duldeten, welcher bettelte: es würde dadurch der Gesellenstand bald in besseres Ansehen kommen. Jedermann würde alsdann den gebildeten und ordentlichen Gesellen von dem liederlichen unterscheiden, den Guten schätzen, den Bettler aber mit desto mehr Recht verabscheuen. Dadurch würde der Liederliche und Faule sich angereizt fühlen, besser zu werden und so an Leib und Seele sein Wohl zu befördern suchen. Irrig und falsch ist die Meinung, wenn die Gesellen glauben, das Betteln sei keine Schande, weil sie überall ganz unbekannt sind. Kein guter Mensch denkt also. Wer Ehre und Gefühl hat, dem muß daran gelegen sein, daß auch der fremdeste Mensch nicht nachtheilig von ihm denke. Schande ist und bleibt das Betteln, denn jeder Bettler beschimpft und schändet sich selbst und auch sein Handwerk. Und welche Freude kann wohl Jemand bei einer Hand voll Bettelpfennige haben? Wehe dem Menschen, welcher nicht innerliche Scham und Betrübniß dabei empfindet. Fliehe, lieber Karl, ich bitte Dich um alles, fliehe diese Menschen!"

So schließt der treue wandernde Rathgeber seine Predigt gegen das Betteln der Handwerksburschen. Wohl hat er vollkommen recht, aber doch muß er sich sagen, daß der Fall eintreten kann, daß Einer und wenn er der rechtschaffenste Handwerksgeselle von der Welt wäre, schließlich in eine so bedrängte Lage gerathen kann, daß er betteln gehen muß, sei es um Geld oder Nahrungsmittel, und mancher ehrbare Meister, jetzt in Würden und Ansehen in der ganzen Stadt, hat auf seiner Wanderschaft an fremde Thüren „geklopft". Honni soit, qui mal y pense. Eingedenk dieser Zwangslage, in die der Mensch, namentlich bei den höchst dürftigen und mangelhaften Verkehrsverhältnissen jener Zeit unverschuldet gerathen konnte, fügt der Verfasser des „Reisenden Handwerksburschen" noch die Bemerkung hinzu, daß allenthalben in jedem Orte Kassen errichtet werden möchten, aus denen der durchreisende Handwerker ein Ortsgeschenk erhalten möchte. In prophetischem Geiste sieht der Verfasser bereits die höchst wohlthätigen Einrichtungen der Neuzeit wie Almosenverbände, Vereine gegen Armennoth und Bettelei, Asyle und Zufluchtsstätten aller Art, Herbergen zur Heimath u. s. w., wie sie gegen Ende des Jahrhunderts sich immer mehr ausbreiten, heraufsteigen.

Was nun das „Fechten" der Handwerksburschen anbelangt, so scheint sich seit jener Zeit, da der erste Handwerksbursche auf die Wanderschaft auszog, bis auf unsre Tage das gesammte Reisen in drei Perioden einzutheilen. Erst reiste man ohne zu „fechten". Dann reiste man „fechtend". Jetzt wird wieder viel gereist, ohne zu „fechten". Das Fechten hatte sich nach und nach eingebürgert und hatte sein übles Odium nach und nach ganz verloren. Es war beinahe selbstverständlich, Ort für Ort gehörig abzuklopfen, und wer kein allzugroßer Freund vom Arbeiten war, konnte sich bei einiger Sparsamkeit bis tief in die Wintermonate hinein auf dem reisenden Fuße erhalten. Am übelsten daran waren die unmittelbar an den großen Landstraßen liegenden Ortschaften. Hier gab oft ein „armer Reisender" dem

andern die Klinke in die Hand, und der Hofhund gab aller Augenblicke über den lästigen Besuch seinen gemischten Gefühlen beredten Ausdruck. Am liebsten fuhr er dieser Art Besuch zwischen die Beine und suchte Stiefel und Hosen zu fassen, so daß es zweckmäßig war, zu Zweien zu fechten. Einer hielt die herzerweichende Ansprache, und der Andere suchte mit dem Stocke den Hund abzuwehren. Auch größere Städte mit ihrer dicht beisammenliegenden Bevölkerung waren nicht verachtet, fehlten hier doch die unangenehmen Hunde, die draußen, wenn irgend thunlich, den Ansprechenden bis zum nächsten Nachbar begleiteten. Aber die städtische Polizei war vigilant und machte manchen dingfest, was noch unangenehmer war wie die Hundebegleitung. Wer denkt nicht aber noch gern zurück an die gute Mutter, die keinen unbeschenkt davonziehen ließ. Verstand doch gar mancher von diesen Fechtbrüdern das Herz der Frauen so zu rühren, daß sie Hemden, warmes Essen, Strümpfe, alte Stiefel herbeiholten, um den armen Reisenden wirksam und kräftig zu unterstützen, so daß alle Handwerksburschen darüber einig waren, daß vom weiblichen Geschlechte mehr zu bekommen sei als vom männlichen. Hatte nun gar die gute Mutter selbst einen Sohn auf der Wanderschaft oder war ihr Mann einst auch auf Reisen gewesen, und hatte von guten Menschen so oft erzählt, die ihm in schwerer Winterszeit in barmherziger Weise beigestanden, dann gab's kein Halten mehr, und der wandernde Fremdling, der ihrem Wilhelm noch dazu so ähnlich sah, bekam, was er wünschte. Es genügte schon, wenn er ein richtiges Reisebündel hatte, aus dem ein Paar des Besohlens höchst bedürftige Reisestiefel hervorschauten. Ja im äußersten Falle genügte die Versicherung, das Bündel läge auf der Herberge, denn man müsse hier in der Stadt solche geheime Gänge etwas vor den Augen der Polizei verbergen. Unangenehmer wurde die Lage schon, wenn der Vater dazu kam, denn dieser als der erfahrene Mann that schon verflixt verfängliche Kreuz- und Querfragen, ließ sich die Papiere zeigen und, was das Betrübendste an der ganzen Sache war — er gab weniger. Ja, die bösen Hausväter gingen noch weiter. Sie gründeten die häßlichen Almosenverbände. Wenn die Frauen Stimm- und Wahlrecht in der Gemeinde gehabt hätten, es wäre sicher nicht so weit gekommen! Das Geschäft wurde nach und nach furchtbar erschwert, der Ertrag geringer, die Gefahren größer. Besonders Herzhafte machten es allerdings so, daß sie erst bescheiden das Ortsgeschenk in Empfang nahmen, dann aber noch jedem Haus einen Extrabesuch zudachten, um sich bei Allen — zu bedanken. Aber die Ortspolizei wurde immer aufdringlicher, zu den unschädlichen Nachtwächtern auf dem Lande gesellten sich die Tagwächter, die Ortspolizisten, die Schutzleute und dergleichen mehr, und die Zahl der fechtenden Handwerksburschen hat sich auffällig vermindert. Man ist mehr als sonst geneigt, einem wirklichen guten Handwerksburschen, der in die üble Lage gekommen ist, ansprechen gehen zu müssen, für einen gewöhnlichen Landstreicher zu halten. Es gehört eben zum Reisen Geld, und das trifft heutzutage den Handwerksburschen genau so wie den Geschäfts- und den Vergnügungsreisenden. Es ist auch leichter und schneller, heutigentags Geld von zuhause zu erhalten, Muttergroschen, die in der Fremde noch besser thun als in der Heimath. Aber trotz alledem ist anzunehmen, daß der letzte Handwerksbursche, der zuletzt fechten gegangen ist, noch nicht geboren ist.

Ein weiteres Kapitel, über welches beim Entwurfe des Kulturbildes eines Handwerksburschen vor hundert Jahren noch zu reden sein dürfte, sind die Papiere, die der Handwerksgeselle auf Reisen bei sich zu führen hatte. Mit besonderer Sorgfalt verwahrte ein ordentlicher Handwerksbursche in seiner Brustrocktasche seine Brieftasche, seinen Reisepaß, die Kundschaft und das Wanderbuch. Das waren seine Ausweise, mit denen er sich den Polizeiorganen und Thorschreibern gegenüber legitimirte. Sie durften unter keinen Umständen verloren gehen, nicht naß werden oder verderben. Selbst wenn das Felleisen verloren ging mit den geringen Habseligkeiten des oft blutarmen Wanderers, wenn es gestohlen worden war oder sonstwie abhanden gekommen war, so war das ein großer Verlust. Aber er war zu ersetzen. Anders bei den Papieren. Sie hütete er an seinem Körper wie einen kostbaren Schatz, wie den Nothpfennig, eine kleine Geldsumme, die die fürsorgliche Mutter ihrem auf die Wanderschaft gehenden Sohne in ein Säckchen eingenäht um den Hals gehängt hatte. Mit weniger soliden Grundsätzen ausgerüstete Söhne des Volkes reisten oft ohne Papiere, oder sie führten ein Wanderbuch bei sich, in welchem radirt worden war, unangenehme Einträge der Bettelvögte gewaltsam beseitigt worden waren, oder sie wagten es sogar, einen falschen Paß, ein falsches Wanderbuch, gestohlenes Gut, bei sich zu führen. Verhängnißvoll für sie wurde das, was sie sich widerrechtlich angeeignet, wenn Polizei- oder Militärbehörden ihren Ausweisen gegenüber anfingen, Verdacht zu schöpfen. Scharfes Verhör und Gefängniß waren die unabwendbaren Folgen für die Besitzer gefälschter oder gestohlener Papiere. Die Wanderbücher wurden als eine große Errungenschaft des beginnenden 19. Jahrhunderts begrüßt, waren sie doch ein ordentliches Register der Bekanntschaft des reisenden Handwerkers mit anderen Ländern, und waren sie nicht eine große Ehre für den Inhaber, wenn in denselben lauter Lob verzeichnet stand? Es enthielt ein ordentliches Wanderbuch nicht bloß tüchtige Arbeitsbescheinigungen, sondern es enthielt oft eine lange Reihe Zeugnisse über das Verhalten des gewanderten Gesellen, Zeugnisse, die nicht bloß von der Dauer der Arbeitszeit sprachen, sondern auch von der geleisteten Arbeit, vom Grund des Wegganges, vom moralischen Verhalten des jungen Mannes, welches zu jener Zeit noch recht gut überwacht werden konnte, da es kaum einen Gesellen gab, der nicht bei seinem Meister gewohnt hätte. Es gab viel patriarchalische Verhältnisse. Der Zeitgeist, die Freizügigkeit, die Gewerbefreiheit, sie alle haben das Wanderbuch, den Stolz des Großvaters, als mittelalterliche Einrichtung, als überlebte Institution unsanft beiseite geschoben, mit Recht oder Unrecht, das sei hier dahingestellt.

Von außerordentlich hohem Werthe sind die Aufklärungen und Rathschläge, die der Vormund seinem Karl über die traurigen Geldverhältnisse am Anfange dieses Jahrhunderts gibt: die den Verkehr so furchtbar erschwerende Geldverschiedenheit in den vielen deutschen Ländern und Ländchen, unter denen Niemand mehr zu leiden hatte, als der Kaufmannsstand und — der Handwerksbursche. War es doch in vielen Städten Sitte und Brauch, daß der reisende Handwerker beim Thorschreiber seine Baarschaft vorzeigen und sich über den legitimen Besitz eine Anzahl Gulden oder Thaler in landesüblicher Münze ausweisen mußte. Brachte er das vorschriftsmäßige Geldquantum nicht zusammen, so schob ihm der alte schnauzbärtige Thorschreiber kopfschüttelnd das Wanderbuch durch das kleine Fenster zurück, und das Stadtthor blieb ihm aus pekuniären Gründen verschlossen. Doch die Noth macht erfinderisch. Man trat in größerer Anzahl, vier, fünf, sechs Mann hoch, vor das Fenster des gestrengen Herrn und der

Erste zählte laut und vernehmlich die geforderte Summe auf, der Zweite ebenso und so fort, bis zum Letzten, aber es war immer dasselbe Geld, welches aus allen Taschen gezogen wurde. Heimlich wanderte es von Hand zu Hand. Man hatte es draußen im Straßengraben zusammengeschafft, und drin auf der Herberge wurde die Kommanditgesellschaft nach kurzem Dasein wieder aufgelöst und Jedem das Seinige zurückerstattet. Verbunden werden auch die Schwachen mächtig. Dem Gesetz war Genüge gethan. Was aber die Bedeutung des Geldes für den Handwerksburschen anbelangt, so heißt es in unserm Buche zunächst ganz allgemein:

„Vom Gelde mußt Du Dich nie ganz entblößen, zumal da in mehreren Ländern der reisende Geselle auf der Grenze oder im Polizeiamte seine Baarschaft vorzeigen muß, und wenn diese nicht befriedigend ist, ihm der Eingang verweigert wird. Hast Du eine Reise gemacht und wieder eine neue Werkstatt, so muß es das erste sein, daß Du wieder einige Thaler auf die Seite legest. Hast Du aber einiges Geld in Kassa, so sei dieserhalb nicht trotzig gegen Deinen Meister und laß ihn nicht, um einer Kleinigkeit willen, in der Arbeit sitzen; das wäre kein rechter Gebrauch hievon und zeugte weder von Deinem guten Herzen, noch von einem verständigen Charakter. Besonders mußt Du aber die Kunst verstehen, mit Gelde rathsam umzugehen und gut wirthschaften lernen, sowohl dann, wenn Du in Kondition stehest als auch auf der Reise selbst. Ich verstehe hiedurch keineswegs einen Geiz, der Dir jeden Labetrunk versagte, nein, nur bloß in allem die edle Mittelstraße gehalten, so wird es recht gut gehen. Sei nicht liederlich, aber auch nicht niedrig geizig. Während einer Reise mußt Du besonders vorsichtig sein. Laß weder im Wirthshause noch auf freier Straße jemanden viel Geld bei Dir sehen, sondern nimm beim Bezahlen nur wenig heraus, und das übrige halte geheim; vergiß diese Klugheitsregel nie, Du möchtest es sonst ernstlich bereuen müssen. Ebenso vorsichtig mußt Du auch beim Ausgeben des Geldes werden, wenn Du in andre Länder kommst, wo andre Münzen gangbar sind und Dein Geld andern Werth bekommt. Laß Dich überall über den richtigen Werth des fremden Geldes belehren, damit Du keinen Schaden leidest."

Aus jener angedeuteten babylonischen Münzverwirrung bis in die Hälfte des Jahrhunderts nur das Wichtigste. Oft nahm der Nachbarstaat das Geld des Nachbars gar nicht oder mit großem Verlust. Es wurde zum „bösen Gelde" gestempelt, sobald es die oft gar engen heimathlichen Grenzen verließ.

Ein Speziesthaler galt in Kursachsen 1 Thaler 8 Groschen, in Preußen und den Herzogthümern 1 Thaler 10 Groschen, im Reiche, wo der Gulden 15 Batzen hatte, galt der Speziesthaler 2 Gulden 24 Kreuzer. Die beste und sicherste Bezeichnung guten und allgemein gültigen Geldes war: „Eine feine Mark". 10 eine feine Mark war ein Speziesthaler oder 2 Gulden gutes Geld, 20 eine feine Mark war ein halber Speziesthaler oder 1 Gulden oder 60 Kreuzer, 40 eine feine Mark war ein halber Gulden und kostete 8 gute Groschen oder 30 Kreuzer, 80 eine feine Mark kostete 4 gute Groschen oder 15 Kreuzer, 160 eine feine Mark kostete 2 Groschen, 320 eine feine Mark war ein guter Groschen. 60 eine feine Mark war ein guter 20-Kreuzer, galt aber im Reiche 24 Kreuzer. 120 eine feine Mark waren 10 gute Kreuzer, im Reiche aber 12 Kreuzer.

Das war das offiziell allgemein anerkannte Reichsgeld. So nebenher marschierte aber eine stattliche Kolonne andern Geldes, welches zwar auf dem Reichsthaler, auf dem Reichsgulden und auf der Mark stand, dabei aber die abenteuerlichsten ortsüblichen Divisionen und Bezeichnungen zuließ. Es gab eine Unmasse deutsches Kleingeld, welches der gereiste Handwerksbursche in einigen Exemplaren mit in seine Heimath zu retten versuchte, um Vater und Mutter und Geschwistern, Muhmen und Vettern vollgültige Beweise der Größe seiner Wanderschaft zu geben und ein klares Bild der noch höchst mangelhaften deutschen Einigkeit zu zeigen. Sachsen und Brandenburg rechneten den Reichsthaler zu 24 Groschen und einen Groschen zu 12 Pfennigen. Ein Theil von Niedersachsen rechnete den Reichsthaler zu 36 Mariengroschen und den Mariengroschen zu 8 Pfennigen. Hamburg, Lübeck, Mecklenburg, Holstein und Schwedisch-Pommern ließen den Reichsthaler 48 Schillinge gelten, den Schilling 12 Pfennige Lübisch. Hessen-Kassel theilte den Reichsthaler in 32 Hessen-Albus ein, einen Albus zu 9 Pfennigen gerechnet. Schlesien hatte den Reichsthaler mit 30 Silbergroschen, diesen mit 12 Denaren berechnet. Im Reiche, d. h. in Oberdeutschland, im heutigen Bayern, Württemberg und Baden galt der Reichsthaler 90 Kreuzer, der Kreuzer 4 Pfennige, der Reichsgulden 60 Kreuzer. Im preußischen Westfalen und in Köln am Rheine hatte der Reichsthaler 60 Stüber, der Stüber 4 Ort. Bremen endlich hatte Reichsthaler zu 72 Groot, ein Groot hatte 5 Schwere. Es rechneten aber auch Hamburg, Lübeck, Mecklenburg und Holstein die Mark zu 16 Schößchen, das Schößchen zu 12 Pfennige Lübisch. Daneben kursirten noch in Bayern und Schwaben Batzen und Kaisergroschen, im Reich und in Frankfurt a. M. Kopfstücke, Batzen, Kaisergroschen und Albus, in Leipzig und ganz Sachsen Gulden, halbe Gulden, Viergroschenstücke, Groschen, Sechser, Dreier und Pfennige. In Hamburg und Lübeck hieß die Münzfolge Reichsthaler, Mark Lübisch, Schilling Flämisch, Schilling Lübisch, Grot Flämisch, Dreilinge und Pfennige Lübisch. In Hannover, Braunschweig und Osnabrück hieß es Reichsthaler, Reichsgulden, Mariengulden, Gute Groschen, Mariengroschen, Gößchen, Mathiere, Dreier und Pfennige. Im Lüneburgischen hatte man Reichsthaler, Gute Groschen, Schwere Schillinge, Mariengroschen, Leichte Schillinge, Mathiere, Witten, Pfennige und Scherflein. Wismar, Rostock und ganz Mecklenburg besaß Reichsthaler, Reichsgulden, Mecklenburger Gulden, Mark, Gute Groschen, Schillinge, Witten und Pfennige. Stralsund hatte eignes Geld: Reichsthaler, Pommersche Gulden, Mark Sund, Gute Groschen, Schillinge, Sechslinge, Witten und Pfennige. Kleve, Duisburg und Emmerich hatten eine ergiebige Auswahl: Reichsthaler, Reichsgulden, Schillinge, Gute Groschen, Stüber, Kreuzer, Fettmännige, Ordentliche Füchse, Deut und Pfennige. Emden besaß Reichsthaler, Gulden, Mark, Schillinge, Flinderke, Schopen, Stüber, Groten, Oert und Witten. In Münster dagegen gab es Reichsthaler, Reichsgulden, Blamüsen, Schillinge, Mariengroschen, Pfennige und Heller. In der Mark folgten aufeinander Reichsthaler, Scheidemünzthaler, Gulden, Gute Groschen, Gute Stüber, Scheidemünzstüber, Gute Pfennige, Scheidemünzpfennige. Kurhessen zählte auf Reichsthaler, Reichsgulden, Gute Groschen, Hessische Albus, Mariengroschen, Kreuzer, Pfennige und Heller. In Regensburg kannte man Reichsthaler, Reichsgulden, Batzen, Kaisergroschen, Landmünze, Albus, Kreuzer, Pfennige und Heller. Wien hatte Reichsthaler, Reichsgulden, Schillinge, Groschen, Polturaken, Kreuzer, Gröschel und Pfennige, weiter nördlich aber gab es Böhmen, weiße Groschen oder Fledermäuse.

Selbstverständlich hatte Ostdeutschland wieder anderes Geld, wenn auch nicht in der tollen Auslese wie Nordwestdeutschland. Von Preußen bis Warschau galten Dukaten, Reichsthaler, Kaisergulden, Pohlnische Gulden, Silbergroschen, Ditchen und Pahlnische Graschen.

Sich das alles zu merken, das dürfte selbst für den Kopf des begabtesten Handwerksburschen zu viel gewesen sein. Hoch willkommen war daher ein Buch, das über die verzwickten Münzverhältnisse des seligen Deutschen Reichs einigermaßen Auskunft gab. Oft und gern wird gerade über dieses Thema von den wandernden Handwerksgesellen gesprochen worden sein, und manche Erfahrung auf diesem Gebiete wird da der ältere Kollege dem jüngeren übermittelt haben. Dankbar aber müssen wir dem Mann die Hand drücken, der als Schlußstein in das neue Reichsgebäude einerlei Münz-, Maß- und Gewichtssystem einfügte. Es war ein großer Fortschritt, den man im Jahre 1873 machte. Die sorgfältig ausgearbeiteten Münzvergleichungstabellen, die fleißig zusammengestellten Gewichtsberechnungen, alles hat sich überlebt. Aber es dürfte eine anständige Münzsammlung sein, die alle kursfähigen deutschen Münzen aus dem Jahre 1800 aufweisen kann. Das Reisen ist bequem geworden, auch für den Handwerksburschen.

Moritz Martin.

(Schluß folgt.)

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Ueber die Ursachen, die zu dem Verkauf der Bibliothek von Max Müller nach Japan geführt haben, schreibt die „Köln. Ztg." folgendes: Nach der Bestimmung des Verstorbenen sollte die Bibliothek als ein Ganzes verkauft, zusammengehalten und womöglich mit seinem Namen versehen untergebracht werden; dem Verkaufspreis hatte er eine vor etwa sechs Jahren vorgenommene Schätzung zugrunde gelegt. Zwei große englische Bibliotheken in der Provinz ließen sich den Katalog kommen, fanden aber, daß sie bereits mehr als die Hälfte der darin aufgeführten Bücher besaßen, und konnten für die andere Hälfte den für die ganze Sammlung festgesetzten Preis nicht erlegen, sich aber auch nicht mit 6000 oder mehr Doubletten belasten. Eine andere englische Bibliothek hätte die Sammlung gern erworben, konnte dies aber nicht, weil sie für angewandte Wissenschaften gegründet worden war. Ein großer Londoner Buchhändler erklärte schließlich, die Hinterbliebenen würden nie imstande sein, die Sammlung als ein Ganzes zu verkaufen. So viel für England. Was Deutschland betrifft, so hatten zwei bedeutende deutsche Buchhändler den Katalog etwa fünf Monate in Händen, ohne daß sie ein Gebot übermittelt hätten. Allerdings machte eine deutsche Bibliothek ein Gebot, aber dieses lautete nur auf die Hälfte des Schätzungswerthes. Inzwischen war von Japan ein telegraphisches Angebot gekommen, auf das die Hinterbliebenen, da sie die Bibliothek weder in England noch in Deutschland zu annehmbaren Bedingungen verkaufen konnten, eingingen. Die Japaner nahmen die Bibliothek, ohne die Uebersendung des Katalogs abzuwarten, zum Schätzungswerth. Die Universität Tokio baut eine besondere Halle für die Bücher, die den Namen „Max Müller-Bibliothek" führen wird. Ein reicher Japaner, Baron Iwosaki, trägt die sämmtlichen Kosten und macht der Universität die Bibliothek zum Geschenk.

-g. **Aus Baden.** Zu außerordentlichen Professoren wurden ernannt: an der medizinischen Fakultät in Heidelberg die Privatdozenten Dr. Ludolf Brauer, Dr. Walter Petersen und Dr. Siegfried Bettmann, an der philosophischen Fakultät in Freiburg der Privatdozent Dr. Jonas Cohn.

B. **Heidelberg.** Geh. Hofrath Dr. Dietrich Schäfer hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Straßburg abgelehnt. Inzwischen hat Prof. Schäfer auch einen Ruf nach Leipzig als Nachfolger von Erich Marcks erhalten.

x. **Baden-Baden,** 15. Aug. Die mit der Moskauer Universität verbundene älteste russische Literatur-Gesellschaft hat beschlossen, im nächsten Jahre aus Anlaß des 50. Todestages des Dichters Shukowsky (gestorben 14. April 1852 zu Baden-Baden) eine nationale Gedenkfeier zu veranstalten. Es sind festliche Versammlungen, öffentliche Vorträge, eine Ausstellung von Shukowsky-Erinnerungen u. dgl. in Aussicht genommen. Shukowsky, dessen Leben in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom Jahre 1899 beschrieben wurde, hat sich als Dichter, Uebersetzer und Sprachbildner hervorragende Verdienste erworben. Da er längere Zeit in Deutschland gelebt und vielfache Beziehungen zu diesem Land gehabt hat, hat der Vorsitzende des Festausschusses, Prof. Alexis Wesselowsky in Moskau, die Bitte ausgesprochen, daß ihm auch aus Deutschland etwaige auf Shukowsky bezügliche Gegenstände, seltene Ausgaben, Briefe, Kupferstiche 2c. zur Ausstellung leihweise zugesandt werden möchten.

* **Bonn.** Der bisherige Lektor der französischen Sprache Dr. Eugen Gaufinez ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Jena.** Gelegentlich der zur Zeit hier stattfindenden Ferienkurse ist, der „Post" zufolge, hier eine „Pädagogische Gesellschaft" mit dem Sitz in Jena begründet worden.

* **Berlin.** Das 50jährige Doktor-Jubiläum feierte am gestrigen Sonntag der im 77. Lebensjahre stehende Geh. Legationsrath Prof. Dr. Ludwig Karl Aegidi. Am 18. August 1851 wurde er in Göttingen zum Doktor der Rechtswissenschaft promovirt und begann dort auch 1853 seine akademische Lehrthätigkeit. Nach vier Jahren folgte er einem Ruf als außerordentlicher Professor nach Erlangen. In dieser Zeit verfaßte er auch drei Denkschriften „Suum cuique", „Preußen und der Friede von Villafranca" und „Der Kern der italienischen Frage" im Auftrage des Kabinets Hohenzollern. Von 1859 bis 1868 wirkte er als Geschichtsprofessor am Hamburger Johanneum. 1868 wurde Aegidi Ordinarius für öffentliches Recht in Bonn. Den französischen Feldzug machte er als freiwilliger Helfer mit. Nach Beendigung des Krieges berief ihn Fürst Bismarck zur Leitung der Preßabtheilung ins Reichskanzleramt. 1877 wurde er mit dem Range eines Geh. Legationsrathes zur Disposition gestellt und erhielt dann ein Lehramt als ordentlicher Honorarprofessor an der Berliner Universität, wo er noch jetzt wirkt. — Kunstschriftsteller Dr. Oskar Bie, bisher Privatdozent für Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule, ist zum Professor an derselben Anstalt ernannt worden.

* **Aus der Schweiz.** Wie der „Frkf. Ztg." gemeldet wird, sind die außerordentlichen Professoren in der philosophischen Fakultät in Zürich Dr. J. Ulrich (roman. Sprachen) und Dr. Th. Vetter (englische Philologie) zu ordentlichen Professoren ernannt worden. — Der außerordentliche Professor für Pharmakologie an der Universität Zürich Dr. Friedr. Goll (geb. 1829) ist von seinem Lehramte zurückgetreten. Zu seinem Nachfolger wurde der Privatdozent in der medizinischen Fakultät Dr. Max Cloëtta ernannt. — Dr. Otto Sutermeister, Professor der deutschen Literatur an der Berner Hochschule, ist, 69 Jahre alt, gestorben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Theodor von der Pfordten: Gesetz betreffend den Verkehr mit Wein. Textausgabe mit Einleitung, Anmerkungen und Sachregister. München, C. H. Beck (Oskar Beck) 1901. — M. Platen: Die neue Heilmethode. Lehrbuch der naturgemäßen Lebensweise, der Gesundheitspflege und der arzneilosen Heilweise. Lieferung 5—24 (Schluß). Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. — Festschrift der Stadt Schaffhausen zur Bundesfeier 1901. Im Auftrag des Stadtrathes der Stadt Schaffhausen, herausgegeben vom historisch-antiquarischen Verein. Schaffhausen, Buchdruckerei Kühn u. Kompagnie 1901.

Jahrgang 1901. München, Dienstag, 20. August. Nummer 189.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

### Uebersicht.



## Eduard Sueß.

(Zu seinem 70. Geburtstage.)

Der siebzigste Geburtstag bildet im Leben eines jeden Menschen einen beachtenswerthen Markstein. In dem Leben eines österreichischen Universitätslehrers gewinnt dieser Tag noch dadurch an Bedeutung, weil ihn in diesem Alter der Arm des Gesetzes fällt und er sein Lehramt niederlegen muß. Dies trifft nun Eduard Sueß, den Begründer der Wiener geologischen Schule, und dies ist auch der Anlaß, mit einigen Strichen sein Leben und die Förderung zu skizziren, welche die Geologie ihm zu verdanken hat.

Eduard Sueß wurde am 20. Aug. 1831 zu London geboren. Jedoch schon als vierjähriger Knabe wurde er von seinen Eltern nach Oesterreich gebracht. Ende der 40er Jahre studirte er in Prag und zu Beginn der 50er Jahre in Wien. Er war ursprünglich für die technische Laufbahn bestimmt. Das Studium der Naturwissenschaften machte ihm jedoch mehr Freude, und er gab sich demselben mit solchem Eifer hin, daß er bereits im Jahre 1852 die Stellung eines Assistenten am Hofmineralienkabinet in Wien bekleidete. Hier trat er zwei Jahre später mit einer großen Arbeit „Ueber die Brachiopoden der Kössener Schichten" hervor. Kössener Schichten nennt Sueß die von anderen Geologen als Gervillienschichte bezeichnete Stufe mit Einbeziehung der oberen St. Cassianer Schichten. Er schildert die Verbreitung derselben in den Nord- und Südalpen und beleuchtet ihre nahe Verwandtschaft zu den Starhemberg-Schichten, dem Dachstein, dem Lithodendron-Kalk und den bituminösen Fischschiefern von Seefeld. Hallstätter-Schichten bilden das Liegende und obere Lias das Hangende. Aus dieser Lagerung und aus den Petrefakten zieht Sueß den Schluß, daß die in Rede stehenden Brachiopoden dem unteren Lias angehören.

Im Jahre 1857 wurde Sueß zum außerordentlichen Professor der Geologie und im Jahre 1866 zum ordentlichen Professor des genannten Faches an der Wiener Universität ernannt.

Eine 1862 veröffentlichte Schrift über den Boden der Stadt Wien lenkte die Aufmerksamkeit auch außerhalb der gelehrten Kreise auf den Forscher. Die Folge davon war, daß er 1863 von dem Wahlbezirke Leopoldstadt in den Wiener Gemeinderath entsendet wurde, dem er viele Jahre hindurch angehörte. Hier zeigte er, wie man mit dem Berufe eines Forschers und akademischen Lehrers denjenigen eines für das Gemeinwohl wirkenden Bürgers nützlich und harmonisch vereinigen könne. In der im Jahre 1873 eingesetzten Kommission zur Versorgung Wiens mit gutem Trinkwasser war er so erfolgreich thätig, daß ihm im darauffolgenden Jahre das Ehrenbürgerrecht der Stadt Wien verliehen wurde. Seinen Bemühungen hat Oesterreichs Hauptstadt nicht nur das ausgezeichnete Wasser zu verdanken, sondern als Folge davon eine günstige Wendung in ihren hygienischen Zuständen.

Er hatte auch Gelegenheit, seine gemeinnützige Thätigkeit nicht nur auf kommunalem Gebiete, sondern auch auf dem Felde der Politik darzuthun, indem er 1869 in den niederösterreichischen Landtag und 1873 von den Wählern der Leopoldstadt in den Reichsrath entsendet wurde. Hier wirkte er nicht nur durch seine Begabung und sein großes Wissen, sondern auch durch seine glänzende Rednergabe. Er bildete eine der bemerkenswerthesten Stützen der liberalen Partei. Hervorragenden Antheil hatte er in diesen gesetzgebenden Körperschaften an der Durchführung des neuen Reichsvolksschulgesetzes.

Man muß sich fragen, woher der auf so vielen Gebieten meisterhaft thätige Forscher noch die Zeit zu so vielen Reisen fand. Mehrere derselben führten ihn nach Italien, namentlich in das Reich des Aetna, den er im April 1871 bestieg. Er hatte sich schon früher mit dem Vulkanismus beschäftigt. So vergleicht er die Oberflächengestaltung des Mondes mit den Wallungs- und Auftriebserscheinungen im Innern geschmolzener Mineral- oder Metallmassen und stellt eine genetische Tafel der verschiedenen Mondformen auf. Seinen vulkanischen Studien ist auch die Entstehung der äolischen Inseln hinzuzufügen, welche er in seinem klassischen Werke „Das Antlitz der Erde" schilderte; ferner eine Abhandlung über den Vulkan Venda bei Padua (1875).

Unter den verschiedenen herrschenden Theorien über den Vulkanismus stützte Sueß namentlich diejenige, welche auf das Magma im glühenden Erdinnern zurückgreift, und deßhalb magmatische Theorie genannt wird. Im ersten Bande vom „Antlitz der Erde" schildert er die Massenergüsse oder „Batholithe" der Tiefengesteine, das Eindringen von Laccolithen zwischen Sedimentgesteinen und die Spaltenausbrüche der älteren homogenen Vulkane unter dem Einflusse des Druckes der Erdkruste. Er spricht sich darüber mit folgenden Worten aus: „Die obersten peripherischen Theile des Erdkörpers sind durch tangentiale Spannung festgehalten wie ein Gewölbe. Entweder radiale Spannung oder Abstau trennt einen Theil des Erdkörpers gegen innen ab und es bildet sich eine große, der Erdoberfläche mehr oder minder parallele, bei radialem Abriß sehr ausgedehnte, bei Abstau mehr linsenförmige Ablösung, eine Macula, welche sich mit Lava füllt. Findet an der Oberfläche die tangentiale Spannung nach irgend einer Richtung ihre Auslösung, z. B. durch Faltung oder durch Ueberschiebung

einer anderen Scholle, so sinkt hinter der Faltung oder Ueberschiebung das Gewölbe in die Macula und auf den Sprüngen oder Eindrüchen quillt Lava hervor."

Zwei Arbeiten Sueß', „Die Erdbeben Niederösterreichs" (1873) und „Die Erdbeben des südlichen Italien" (1874), enthielten neue Gesichtspunkte insoferne, als darin gezeigt wird, wie sich die Erdbeben in bestimmten Schütterungs- oder Stoßlinien häufig wiederholen. Diese Linien sind unabhängig von vulkanischen Erscheinungen und durch den Gebirgsbau bedingt.

Durch die Theorie der Schütterungslinien wies Sueß der Erdbebenforschung ebenso neue Bahnen zu, wie er die Gebirgsbildung durch sein geniales, das ganze Gebiet der Forschung überschendes und beherrschendes Eingreifen förderte. Es geschah dies in dem Buche: „Die Entstehung der Alpen", das im Jahre 1875 erschien. Einer der größten Paläontologen der Jetztzeit, K. A. v. Zittel, sagt in seiner „Geschichte der Geologie und Paläontologie" von diesem Werke, daß es in kurzen, aber scharfen Umrissen eine Fülle neuer Ideen enthält, welche wie ein befruchtender Regen auf einen vertrockneten Boden fielen.

Zittel gibt folgendes Resumee über die von Sueß aufgestellte Theorie der Gebirgsbildung. „Das Streichen der Gebirgsketten erfolgt nicht nur in Parallelen zu größten Kreisen, sondern ist ablenkbar durch Hindernisse; die großen Faltensysteme der Gebirge entstehen häufig, wenn auch nicht ausschließlich in Geosynklinalen und bedürfen zu ihrer Ausbildung unendlich langer Zeiträume. Die Vulkane spielen bei der Gebirgsbildung eine untergeordnete Rolle. Die meisten Gebirge haben einseitigen Bau, und zwar macht sich in Europa, Nordamerika und Nordafrika eine Massenbewegung gegen Norden, in Asien gegen Süden geltend. Aus diesen Thatsachen folgert nun Sueß einige Erfahrungsgesetze. Die einfachste Form der Gebirgsbildung ist ein Riß senkrecht zur Kontraktionsrichtung, wobei das abgerissene Stück in der Richtung der Kontraktion fortbewegt wird (Beispiel: Erzgebirge). Die zweite häufigste Gebirgsform beginnt mit der Anlage einer quer auf die Kontraktion streichenden und in der Richtung der Kontraktion geneigten Hauptfalte, worauf in der Falte, an der Linie der größten Spannung ein Riß erfolgt. Darauf wird der nach vorwärts liegende Theil der Hauptfalte in der Richtung der Kontraktion weiter bewegt und thürmt vor sich die Sedimentgesteine in weiteren Falten auf, während der nach rückwärts liegende Theil hinabsinkt, und zwischen seinen Trümmern Vulkane hervortreten (Beispiele: Apennin und Karpathen). Bei einer dritten Form der Gebirgsbildung entsteht eine größere Anzahl paralleler Falten, welche eine größere Breite einnehmen, und in der Regel mit einem steilen Bruch der Innenseite der innersten Falte endigen (Beispiele: Faltenjura, Appalachen, Taunus, Ardennen). Von dem Maße und der Richtung der faltenden Kraft, von der Art des Widerstandes und von der größeren oder geringeren Sprödigkeit der Gesteinsarten hängt es ab, ob sich die sekundären Falten erhalten, oder ob sie die Gestalt von Brüchen annehmen, die auf Ebenen erfolgen, welche von außen gegen das Innere des Gebirges geneigt sind, und meist Ueberschiebungsebenen darstellen. Die kontrahirende Kraft scheint in ausgedehnten Regionen seit außerordentlich langer Zeit dieselbe Richtung gehabt zu haben. Zuweilen ist die Amplitude einer Hauptfalte so groß, daß es nicht zur Bildung einer Gebirgskette, sondern zu einer kontinentalen Massenerhebung, wie gegenwärtig in Skandinavien, kommt."

Die Festländer sind nach Sueß durch Zusammenziehung der Erdkruste entstanden, die Gebirge sind als Faltungen der äußeren Zonen zu betrachten. Diese sind wieder eine Folge von den Kontraktionen der tiefer liegenden Stufen. Unsre Bergwelt ist das bewegte Material der Erde. Außer diesem gibt es nach stauende Massen, welche entweder ungestärt wagerecht liegen, wie in Rußland, oder auf einander gethürmt erscheinen, wie in Böhmen. In ihrer Anordnung findet Sueß nicht den Ausdruck eines geometrischen Gesetzes. Die Gebirge haben sich nach ihm durch Erstarrung der Erdkruste gebildet, und hielten Linien ein, welche durch die Vertheilung älterer Urschollen oder Archiboden vorgezeichnet waren.

Nach tiefer begründet Sueß die hier dargelegten Ergebnisse der geologischen Forschung in seinem schon erwähnten Hauptwerke: „Das Antlitz der Erde". Von diesem Buche erschien der erste Band in zwei Abtheilungen in den Jahren 1883 und 1885 bei F. Tempsky und G. Freitag in Prag und Leipzig. 1888 erschien der zweite Band. Mit dem dritten werden uns Autor und Verlagsbuchhandlung in Kürze beschenken.

In dem „Antlitz der Erde" erklärt Sueß die Vorgänge, welche sich in der festen Erdkruste und in der Wasserhülle der Erde abgespielt haben. In diesem Werke zeigt sich Sueß nicht nur als tiefdenkender Geologe und umsichtiger Forscher, sondern auch als ein die Sprache meisterhaft beherrschender Naturmaler. Seine Darstellungsweise erinnert an die von Alexander v. Humboldt. So wie dieser den Kosmos, so überlieht Sueß seinen Gegenstand — den Erdball gleichsam aus der Vogelperspektive. In einer Einleitung stellt er den Leser auf denjenigen Höhepunkt, von welchem aus er die Erde als das Produkt einer jahrtausendelang währenden inneren Entwickelung betrachten kann.

„Könnte ein Beobachter, aus dem Himmelsraume unserm Planeten sich nähernd, die röthlichbraunen Wolkenzonen unsrer Atmosphäre beiseite schieben, und die Oberfläche des Erdballs überblicken, wie sie, unter seinen Augen rotirend, sich im Laufe eines Tages ihm darbietet, so würde vor allen anderen Zügen, der südwärts keilförmig sich verengende Umriß der Festländer ihn fesseln." So beginnt Sueß von einem erhabenen Standpunkte aus, die Vergangenheit und den aus ihr resultirenden gegenwärtigen Zustand unsres Planeten wahrheitsgetreu und schwungvoll zugleich dem Leser vor Augen zu führen. Er beginnt mit der Sintfluth, einer Katastrophe, die durch Erdbeben und Cyklone vom Persischen Meerbusen ausging und Mesopotamien unter Wasser setzte. Hierauf behandelt er die Erdbeben und Dislokationen der Erdschichten. Er bringt die verschiedenen Spalten und Risse, Verwerfungen und Risse der Erdrinde in ein System. Sodann behandelt er die Vulkane und Erdbeben in der schon angedeuteten Weise. Die Bildung der Gebirge, der Festländer und Meere wird aus den geologischen Ergebnissen abgeleitet. Die Strandverschiebungen, die Hebungen und Senkungen des Bodens, das Alter der Gebirgssysteme und noch vieles andere findet in dem Meisterwerke geniale und erschöpfende Erläuterung.

Das Buch ist so großartig angelegt, daß es als das Ideal einer vergleichenden aber allgemeinen Geologie hingestellt zu werden verdient. Einzelforschung, lokale und spezielle Ergebnisse lieferten Sueß die einzelnen Bausteine, mit denen er ein ebenso kunstvolles wie auf solider Basis beruhendes Gebäude aufführte, auf das er heute an seinem Ehrentage mit Stolz blicken kann.

Außer den im Laufe dieser Skizze genannten Arbeiten, die er selbst als Material zutage förderte, um daraus „Das Antlitz der Erde“ konstruiren zu können, wäre noch eine große Zahl von Publikationen zu nennen, die er in der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien, deren Präsident er seit dem Jahre 1897 ist, ferner in der kais. kgl. Geologischen Reichsanstalt und an anderen Orten der Gelehrtenwelt übergab.

Dahin gehören Untersuchungen über das Alter der Tiefengesteine, über die Lacolithentheorie, über die künstliche Erzeugung von Vulkanen, über Dislokationsbeben, über den vielfach umstrittenen Serapistempel bei Puzzuoli, über die Zugehörigkeit der Salzstöcke im Salzkammergute zu den sogenannten Werfner Schiefern. Ferner machte Sueß eingehende und langjährige Studien über die alpine Trias, über die Gliederung der Raibler Schichten, er erläuterte die Faciesentwickelung der rhätischen Gruppe, er wies nach, daß der Klippen- und Stramberger-Kalk dem oberen Jura angehört. Er legte die Stratigraphie des Tertiärs zwischen den Alpen- und dem Manhartsgebirge klar. Außerdem stammen von ihm Untersuchungen über die Graphtolithen Böhmens und werthvolle Fingerzeige in der Systematik der Ammoniten.

Damit sind nur die Hauptpunkte und wichtigsten Etappen des Gebietes bezeichnet, welches Sueß durchforschte. Ein lebendiges Bild seiner vielseitigen und erfolgreichen Thätigkeit hat sein Universitätskollege Theodor Gomperz mit folgenden Worten gegeben: „Bald griff er nach dem Bergstock, der immer neben seinem Bücherschranke lehnte, und durchquerte an der Spitze einer lernbegierigen Jüngerschaar die Alpen; dann sann er in der Stille seines ländlichen Heims den schwierigsten Problemen der Naturwissenschaft nach; jetzt plante und vollführte er das gewaltige Werk, durch welches das reine Quellnaß der Berge in den Qualm der Riesenstadt geleitet ward; ein andermal rang er in heißen parlamentarischen Schlachten als der glänzendsten Kämpfer einer um die Verbesserung des Volksschulwesens und half die errungene Neuschule in der engeren Heimath einbürgern und ausgestalten. In Tagesfragen aller Art hat er durch Schrift und Rede zumeist siegreich eingegriffen, und über den Fragen des Tages hat er die Anliegen der Ewigkeit nicht hintangesetzt.“

Sueß zieht sich bloß vom Lehramte, nicht aber von der Wissenschaft zurück, welcher er sein Leben gewidmet hat. Für die Zeit, zu der er sein Rüstzeug — den geologischen Hammer und die Feder — gänzlich zur Ruhe legen wird, hat er in seinem Sohne, Dr. Franz Sueß, der sich bereits durch namhafte Studien auf demselben Gebiete, so z. B. über die Moldawite, auszeichnete, einen hoffnungsvollen Ersatz herangebildet.

Möge es dem Siebzigjährigen noch in der Folge beschieden sein, es mit anzusehen, daß die Fachgenossen einst in seinem Sohne einen gleichen Förderer und Mehrer des Wissens begrüßen!

Dr. Ludwig Karell.

---

**Der Handwerksbursche — der Geograph von der Landstraße.**

Eine kulturgeschichtliche Jubiläumsbetrachtung.

III. (Schluß.)

Soweit der Geldmarkt jener Zeit. Doch sind es noch einige alte gute Reiseregeln, die unserm Karl mit auf den Weg gegeben werden. Ueberlebt hat sich ebenfalls die Fürsorge um gutes, schnell funktionirendes Feuerzeug. Das Streichhölzchen hat alles abgelöst, doch ist es heutzutage noch nicht ganz unzweckmäßig, daß man auf Reisen stets Streichhölzchen bei sich führt, und zwar schwedische, der Giftlosigkeit und Mindergefährlichkeit wegen. Um in Nothfällen bei Selbstvertheidigung nicht ganz schutzlos zu sein, empfiehlt der Verfasser einen Stockdegen, warnt aber überhaupt, bei einsamen Wanderungen Unbekannte hinter sich her gehen zu lassen. Vor unvorsichtigem Gebrauch fremder Löffel, Messer, Gabeln, Zahnstocher, Tabakspfeifen, Abtritte, getragener Sachen u. s. w. warnt der Führer eindringlich. Wo ansteckende Fieber und Krankheiten herumgehen, bediene man sich saurer Speisen, kaue fleißig Wachholderbeeren und sei im Essen und Trinken mäßig. Kommt man in eine Stube, in der ein Kranker liegt, so schlucke man keinen Speichel hinunter, sondern spucke fleißig aus und entferne sich so bald als möglich. In Kriegszeiten hat zu jener Zeit ein Handwerksbursche besonders klug und vorsichtig zu handeln, vorzüglich in denjenigen Gegenden, wo Lager stehen. Kundschaft und Paß müssen aufs Härchen stimmen. Alle unnöthige Neugier muß unterbleiben, und es empfiehlt sich, sich vom Militär so fern als möglich zu halten, um nicht als Spion aufgegriffen und als solcher behandelt zu werden. Ein Handwerksgeselle hat sich insbesondere vor Werbern, ja in einigen Gegenden sogar vor Seelenverkäufern in acht zu nehmen, vor gewissenlosen Leuten, welche auf alle mögliche Weise einen Fremden in ihr Netz zu bringen suchen. Durch die allgemeine Wehrpflicht hat sich auch dieser Uebelstand vermindert, doch hat sich in den letzten Jahren noch mancher Sohn einer deutschen Mutter für Hollands oder Englands Kolonialtruppen anwerben lassen oder ist so thöricht gewesen, in die französische Fremdenlegion einzutreten.

Der zehnte Brief des Vormunds handelt nun von den groben Mißbräuchen, die bei fast allen Handwerkern Mode gewesen sind, zum großen Theil aber das Zeitliche bereits gesegnet haben, welche Hoffnung der Briefschreiber auch bereits in sich trägt. Interessant bleibt es aber, wie soziale Erscheinungen der Jetztzeit vermeintlich etwas ganz neues, Unerhörtes sind, während sie oft Hunderte von Jahren alt sind, z. B. die hier und da auftretende Unbotmäßigkeit der Handwerksgesellen, der Ausstand, die Auflehnung gegen Magistrats- und Staatsgesetze, der Strike u. s. w. Der Verfasser schreibt: „Eins der größten Uebel und beinahe ein ordentliches Handwerkslaster ist das tumultuarische Zusammenhalten, wo die Gesellen eines Handwerks oft um einer Kleinigkeit willen alle aus der Arbeit laufen, einander aufhetzen und durch Trotz erzwingen wollen, was ihnen auf billigen Wegen, wenn sie Recht hätten, ebenfalls gestattet würde, aber gerade wegen dieser trotzigen Selbsthülfe verweigert wird. Solcher Hang zum Aufruhr ist den Handwerksgesellen — wir können hinzufügen „und den Fabrikarbeitern“ — beinahe durchgängig eigen und jetzo weit stärker und verderblicher als ehedem; aber eben dadurch schaden sie sich auch gewaltig und verdunkeln das Gute, das sie etwa an sich haben, gänzlich. Es sind seit einigen Jahren etliche Beispiele dieser Art vorgefallen; allein, was ist damit ausgerichtet worden? Nichts, als daß Viele, die daran theil genommen, entweder mit Gefängniß oder dem Zuchthause bestraft, oder sie sind wohl gar, wie zu Breslau 1792, im Tumult verwundet oder todtgeschossen worden. Dies alles sind die unausbleiblichen Folgen von solchen Unruhen; denn die Gesetze verbieten im ganzen Deutschen Reiche dergleichen

Selbsthülfe und bestrafen sie auf das schärfste. Ein anderer Mißbrauch ist folgender: Wenn ein Lehrling seine Lehrzeit treulich bestanden hat und von der Innung rechtlich losgesprochen, so ist ein solcher Mensch bei vielen Handwerkern noch kein vollkommener Geselle, sondern die Gesellen machen Unterschiede unter sich, welche aber bloß auf Mißbräuchen und Geldschneiderei beruhen, und fast jedes Handwerk hat seine besonderen Gebräuche. Ich meine hier nicht das erste Gesellenmachen, oder vielmehr die Gesellenaufnahme. Diese mag immerhin feierlich sein und könnte noch viel feierlicher gemacht werden, wenn dem Ausgelernten die Wichtigkeit und der Werth des Gesellenstandes dabei ans Herz gelegt würde, und man ihm die richtigen und nützlichen Grundsätze eines guten Gesellen dabei bekannt machte. Da würde diese Zeremonie gewinnen. Diese kann und muß gewissermaßen bleiben. Aber das zweite Gesellenmachen, das Hobeln, Schleifen, Walken, Schlüsselbeißen, Examiniren oder wie es sonst heißen mag, das ist Mißbrauch, welcher verboten und mit der Zeit immer mehr abgeschafft werden möchte." Moritz Busch bringt in seinem „Deutschen Volkshumor" unter Benutzung von Stahls „Deutschem Handwerk" und Frisius' „Ceremoniell der Handwerke und Künste vom Jahre 1708" eine heitere Auslese über das Gesellenmachen, über Gebräuche der Handwerker, wie sie weit bis in dieses Jahrhundert herein gereicht haben, jedenfalls bis zur allmählichen Einführung der Gewerbefreiheit in den einzelnen deutschen Staaten. Es wurde viel gehänselt, getauft, geschliffen, gehobelt und gedreht. Zwei Meister führten den Losgesprochenen in die Versammlung der Gesellen, und der Altgeselle vollzog die Aufnahme. Der Zweck der Zeremonie war die Unterrichtung des angehenden Gesellen in den Bräuchen seiner Zunft, die er wissen mußte, wenn er in die Fremde ging, da deren Kunde ihm gewissermaßen als Paß und Beglaubigungsmittel auf den Herbergen und bei den Meistern diente, bei denen er Arbeit suchte oder um das herkömmliche Geschenk vorsprach. Die Unterweisung geschah vermittelst einer stereotypen Rede, die mit allerhand humoristischer Zuthat gespickt und gewürzt war, und deren Hauptstellen durch gewisse Handgreiflichkeiten, Zupfen an den Haaren, Schläge mit Ruthen oder Holzlöffeln, Backenstreichen, Begießen mit Bier oder Wasser eingeprägt wurden. Bei manchen Handwerkern kam hiezu noch eine Prüfung. Bei den Beutlern mußte der Jünger Handschuhe und Strümpfe mit Kohle auf den Tisch der Herberge zeichnen, und versah er sich dabei, so hatte er die Zeichnung auszulöschen, wobei man ihm mit Ruthen auf die Finger schlug. Bei den Buchbindern mußte er alle Handgriffe, die zum Einbinden eines Buches erforderlich sind, nach bestimmter Formel aufzählen, während er auf einem Klötzchen, dem „Arbeitsholze", saß. Die Gesellen nahmen ihm dies im Verlauf seiner Rede wiederholt weg und warfen es durchs Fenster auf die Straße, von wo er es zurückzuholen und dann genau da fortzufahren hatte, wo er stehen geblieben war. Vermochte er das nicht, so erhielt er von dem ihn Prüfenden mit einem Rührlöffel einen Schlag auf die Hand. Aus Neckereien wurden bei manchen Handwerkern Gewaltthätigkeiten, ja sogar Grausamkeiten. Bei den Messerschmieden bekam der Aufzunehmende vom Herbergsvater ein paar Ohrfeigen mit den Worten: „Das leide von mir, wenn Dir aber ein Anderer eine gibt, so wehre Dich." Bei den Tischlern wurde das arme Opfer vollständig schwarz angestrichen. Bei den Beutlern, wo der Bewerber um die Gesellenwürde mit einem Strohkranze auf dem Kopfe und Kniebändern von Stroh zu erscheinen hatte, wurde derselbe am Schlusse der Zeremonie durch einen Barbier bearbeitet, der ihn mit einem Hackmesser abschabte, ihn mit einem Ziegelstein rieb und ihn zuletzt mit Staub puderte, worauf ihm der „böse Zahn" ausgerissen und in den mit einem Löffel offen gehaltenen Mund ein rohes Ei geworfen wurde, welches der „Zahn der Weisheit" hieß. So hatte jedes Handwerk seine eigene Aufnahme, die in alten Zeiten „Taufe" hieß, bei der ein „Pfaffe", „Pathen" und ein „Glöckner" zu fungiren hatten. In feierlichem Aufzuge erschienen sie in alten Zeiten in der Herberge, voran der Pfaffe mit Meßbuch und Weihwedel, dann die Pathen mit dem Jünger, zuletzt der Glöckner, der seine Glocke schwang, und sangen ein „Laudate Dominum". Als aber die Kirche Einspruch gegen die lästerlichen Gebräuche erhob, richteten sich die Gesellen anders ein. Die Taufe wurde bei den Tischlern zum „Hobeln", bei den Schmieden zum „Feueranblasen", bei den Gerbern zum „Einweichen", bei den Böttchern zum „Schleifen", der Pfaffe verwandelte sich in einen „Hobel" oder „Schleifgesellen", die Pathen hießen fortan „Zeugen" oder wie bei den Böttchern „Schleifgöttinnen". Der Aufzunehmende führte während der Hänselung einen besonderen Namen; bei den Weißgerbern hieß er der „Jude", bei den Tischlern der „Kuhschwanz" aber auch der „Schlüssel", bei den Böttchern der „Ziegenschurz". Am Schlusse der Zeremonie aber empfing er einen anderen Namen, den Gesellennamen, bei dem er von nun an allein genannt werden durfte.

Aber es kam eine andere Zeit. Die Handwerks- und Gewerbsbanden lockerten sich allenthalben, und mit dem behaglichen Gefühl der Zusammengehörigkeit verschwand manch alter Brauch, dem man eine gewisse Poesie nicht absprechen konnte. Es wurde alles nüchterner, geschäftsmäßiger, und Einer, der mit prophetischem Geiste in die Zukunft blickt, ist der Verfasser unseres Buches. Er steht an der Schwelle des Jahrhunderts und sieht hinüber in eine andere Zeit. Wenn wir das betrachten, was ihm nicht gefällt und das, was er wünscht, so müssen wir staunen, wie vieles von dem, was sich nach seinen Begriffen überlebt hat, spurlos verschwunden ist, wie aber auf der anderen Seite so mancher seiner frommen Wünsche sich erfüllt hat. Er klagt, daß ähnliche Mißbräuche wie bei den Aufnahmen auch bei den gewöhnlichen Zusammenkünften bestünden, daß bei offener Lade ein überaus steifes Zeremoniell herrsche und alles mit den Worten „Mit Gunst" hergebetet werde. Die Auflagen seien zwar nothwendig, indem jede Gesellschaft einige Thaler Geld für arme reisende aber kranke Gesellen in Vorrath haben und Rechnung darüber halten muß. Auch sei es höchst nöthig, daß bei solchen Auflagen Ordnung und Bescheidenheit beobachtet werde, alles andere aber, was nicht zur Sache selbst gehöre, besonders die langen, abgeschmackten Reden aber Handwerkssprüche, das narrenmäßige, besondere Sitzen, der Zwang, unterm Tisch zu schnupfen und dergleichen dummes Zeug mehr seien als unnütz abzuschaffen. Wohl aber könnten nützliche Sachen eingeführt werden. Der Altgeselle, welcher bei der offenen Lade das Wort führt, soll bei der Auflage der Versammlung berichten, wie er dies oder jenes in seiner Arbeit mit Vortheil fertigt. Es sei nur die Frage, ob es dem Altgesellen frei stünde zu reden, über was er wolle, aber ob es nicht besser sei, wenn die Gesellschaft bestimme, worüber sie bei der nächsten Auflage belehrt zu sein wünsche. Bei den Auflagen könnten auch von den Gesellen verfertigte Arbeiten vorgezeigt werden, an denen sowohl das Gute als auch das Schlechte bemerkt werden

müßte. Es würde dabei jeder Geselle den Unterschied der Arbeiten kennen lernen und sich überzeugen, was für Eigenschaften ein gutes Stück Waare haben müsse, und woran man die Fehler erkennen könne. Durch diesen Gebrauch würde mancher beim Meisterstück weniger Gefahr haben. Der Mann, der diese Gedanken vor hundert Jahren dachte und niederschrieb, würde gewiß keine graße Freude haben, wenn er sähe, wie viele seiner Wünsche in Erfüllung gegangen sind. Da gibt es Handwerkerschulen, Fachschulen, Sonntagsschulen, Fortbildungsschulen, Gewerbeschulen, da werden Zeichnungen und Lehrlingsarbeiten ausgestellt, da sind Handwerker- und Gewerbevereine gegründet warden. Alle wollen Fortbildung, Ausbildung, Fortschritt. Es ist ein reges Leben auf allen Gebieten, und wer nicht mit dem Strome schwimmt, bleibt zurück und wird überhalt. Was einst bescheiden unter der Hand des geübten Meisters hinten in der Werkstatt entstand und dann ebenso bescheiden, und wenn es das beste Stück Arbeit war, van nur Wenigen beachtet und beschaut dem Orte seiner Bestimmung, dem Auftraggeber zugeführt wurde, das steht jetzt vorn im Laden, das Urtheil der Menge herausfardernd. Ja, die Innung thut sich zusammen, gründet ein Magazin, und Jeder bemüht sich, das Beste auf den Markt zu liefern. Die Oeffentlichkeit ist mehr denn je an der Tagesardnung. In graßen Ausstellungen geben sich verwandte, in Weltausstellungen alle denkbaren Gewerbe ein Stelldichein, und ein Wettlauf um die Prämien entsteht, über den sich unser alter Gewährsmann entsetzen würde, da er des Guten zu viel in sich birgt, denn wa viel Licht ist, ist auch viel Schotten.

Wir kammen nun zum Schluß.

In den drei letzten Briefen des alten, einfachen, aber erfahrenen Meisters an den jungen Handwerksgesellen wird in der Hauptsache das moralische Verhalten des Letzteren gegen sich und seine Mitmenschen, männliche und weibliche, Höher-, Gleich- und Tiefergestellte beleuchtet. Der alte Meister warnt vor dem beständigen Aufliegen in den Herbergen während der freien Stunden, weil dadurch zu leicht ein gefährlicher Zusammenhang entstehe und der ausschließliche Umgang mit Handwerksgesellen nicht färdere und bilde, sandern ungelenkig und eckig in den Umgangsformen mache, er warnt var dem leichtsinnigen Verschleudern des sauer verdienten Wochenlahnes während des Sonntags, er warnt vor den damals oft stattfindenden Zänkereien zwischen Studenten und Handwerksgesellen, er warnt vor jedem intimen Umgang mit dem anderen Geschlecht, waraus nur allerlei Verlegenheiten, verfrühte Eheschließungen, verhindertes Fartkammen u. s. w. entstünden, er warnt var den drei gefährlichsten Dingen, die für den Charakter des heranwachsenden Jünglings höchst nachtheilig werden kännen, vor berauschenden Getränken, dem Spiel und der Wollust, aber er ermahnt seinen Karl, das angefangene Klavierspiel nicht zu vergessen, denn die Liebe zur Musik mache gefällig und freundlich, fleißig zu zeichnen, denn das Zeichnen brauche beinahe jedes Handwerk und sei der nützlichste Zeitvertreib und gebe Gelegenheit, mit den besten Menschen bekannt zu werden, die Sanntagsschule fleißig zu besuchen, sabald sie varhanden sei und einen ader zwei Freunde zu suchen, wahre Freunde, mit denen er froh und heiter hinaus in die herrliche Natur spazieren und ihre Schönheiten genießen sall, denn nichts sei imstande, das Gemüth edler aufzuheitern und stillere, sanftere Freuden in die Seele zu gießen als die betrachtende Lustwandlung in der freien Schöpfung, sie schaffe nützbare Reichthümer der edelsten Kenntnisse und verdränge die unedlen Bilder der Phantasie. Die Betrachtung der prächtigen Natur erwecke Wahlwallen, Freude und Vertrauen zu Gatt, befördere die Gesundheit, mache das Herz weich und sanft, kurz, es sei die ergiebigste Quelle, aus welcher sanfte Ruhe und Zufriedenheit fließe. Auch empfiehlt der treue Führer dem jungen Freunde das Lesen guter Bücher, nicht jener süßen herzzerbrechenden Romane, wie sie zu jener Zeit schon in Massen zu haben woren, sondern er schlägt vor, die Schriften Gelletts, Campens Theophron, Naturgeschichten, der Pächter Martin und sein Vater, Starckens Gemälde aus dem häuslichen Leben, Salzmanns Himmel auf Erden, Lienhard und Gertrud, Ueber den Umgang mit Menschen, Sittenlehre in Beispielen, Götzens Allerlei und Gottfried Wacker und zur Abwechselung Reisebeschreibungen. Karl sall aber lesen mit dem Bleistift in der Hand und sall nützliche und wichtige Sachen in seinem Tagebuch eintragen, da man nicht alles im Gedächtniß behalten känne. Auch das gute Schauspiel in größeren Städten wird Karl zum Besuch angelegentlichst empfahlen, denn während man im Schauspielhaus einige Groschen ausgibt, kann man im Wirthshaus nichts verthun und hat einen effektiven Nutzen für Geist und Herz. Auch die Gesellschaft höherstehender Personen sall Karl mit Freuden begrüßen, denn der feinere und artigere Umgang sei van unverkennbarem Nutzen fürs spätere Leben. Mit zehn eigens für den auf die Wanderschaft ziehenden jungen Freund geschriebenen Geboten der Moral schließt der alte Meister und macht von ihrer Befolgung die frohe Zukunft seines Karl abhängig.

Das Buch ist zu Ende, unsere Betrachtung über dasselbe auch. Jedenfalls ist das Buch eines der besten Produkte der Reiseliteratur aus dem Anfang des Jahrhunderts. Es entstand zu der nämlichen Zeit, da in Weimar die beiden Unsterblichen in edlem Wettstreite Werke schufen, die das Herz manches deutschen Jünglings entflammt haben, auch das Herz manches gebildeten Handwerksburschen, zu derselben Zeit, da Goethe seine italienischen Reisebriefe redigirte, da Johann Gottfried Seume, ein Wanderer von Gattes Gnaden, seinen Spaziergang nach Syrakus machte. Mancher hat das aus der Meißener Verlagsbuchhandlung hervargegangene Buch in seinem Felleisen mit sich herumgetragen van Stadt zu Stadt, van Land zu Land. Es hat ihm gute, unschätzbare Dienste geleistet. Und wenn der alte Meister, der mit ihm gewandert, schon längst zur ewigen Ruhe eingegangen ist, so heben doch Kinder und Kindeskinder das alte schlichte Buch sorgsam auf. In stillen Stunden blättern sie in dem Wanderbuche herum. Es ist eine längst vergangene Zeit, die aus ihm entgegenschaut. Die Ahnen werden var unserm Geist lebendig. Das Bild des seligen Vaters, des Graßvaters, des Urahnen steigt vor uns auf, aber es ist ein Bild aus ihrer Jugendzeit, das sich unsern Blicken zeigt. Nur zu oft haben sie in jugendlichem Uebermuth die guten Lehren, die ihnen Vater und Mutter, Meister und erfahrene Rathgeber mit auf den Weg gegeben, in den Wind geschlagen. Nicht immer wird der Varmund mit seinem Karl vall und ganz zufrieden gewesen sein. Die Jugend muß austoben. Der beste Wein ist erst unruhiger, gährender Mast gewesen. Fröhliche Gesellen sehen wir die Straße dahinziehen, Gestalten, wie sie ein Ludwig Richter gemalt, denn keiner wie er hat die Mützen und Pfeifen, den ganzen Anzug der Handwerksburschen so getreu wiedergegeben, wir erblicken frohe Burschen, wie sie das deutsche Volkslied so oft und gern besingt, an denen der selige Till Eulenspiegel, der Urvater aller reisenden Handwerksgesellen, alles Handwerksburschen-

schabernacks seine helle Freude stets gehabt haben muß. Aus Frankfurts Thore ziehen sie aus und singen: „Es, es, es und es, es ist ein harter Schluß. Er, Er, Er und Er, Herr Meister leb' Er wohl. Sie, Sie, Sie und Sie, Frau Meistrin leb' Sie wohl." Muthwillig stimmen sie das Lied an: „Ein Heller und ein Batzen war'n allzwei beide mein, der Heller ward zu Wasser, der Batzen ward zu Wein." Es ist eine junge frohe Gesellschaft, die sich da zusammengefunden am Kreuzweg im Walde, der Thüringer, der Bayer, der Sachs, der Schlesinger. Es ist jene goldene Zeit, da der Mensch herausfordernd sagt: „Was kostet die Welt?" Und am Abend in der Herberge fliegen die Scherze hinüber und herüber, den Jüngeren wird von den alten vielgereisten und erfahrenen Herren die Kundensprache gelehrt, man stimmt Lob- und Preislieder auf das und jenes Handwerk an, scheut sich aber auch nicht, abwesende Handwerker durch Spottgedichte zu verhöhnen. Mit sichtlicher Freude singt der ganze Chor: „Die Leineweber haben eine saubere Zunft, Mitfasten halten sie Zusammenkunft. Aschegraue — Dunkelblaue. Mir ein Viertel, Dir ein Viertel, Fein oder grob, Geld gibt's doch. Aschegraue, Dunkelblaue. Die Leineweber haben sich ein Haus gebaut von Buttermilch und Sauerkraut. Die Leineweber sind alle auf Du und Du, sie trinken einander aus dem Waschkübel zu. Die Leineweber schlachten alle Jahr zwei Schwein, das eine ist gestohlen, das andre ist nicht sein. Die Leineweber sind eine kahle Art, sie kriegen keinen Backenbart. Die Leineweber nehmen kein' Lehrjungen an, wenn der Schlingel nicht sechs Wochen lang hungern kann. Die Leineweber haben alle Jahr ein Kind, die Blitzkröt ist sechs Wochen lang blind. Die Leineweber haben auch ein Schifflein klein, da fahren sie Mücken und Flähe drein." So verging mancher Abend bei heiterem Scherzwort, bis endlich die würdige Frau Herbergsmutter Feierabend gebot und der Herbergsvater seine Nachtgäste zur Ruhe brachte, nachdem er mit kritischem Blick Paß und Kundschaft geprüft. Kam besonders das liebe Frühjahr und schien die Sonne so lustig durch die Fenster in die Werkstatt, wehten wieder laue Lüfte draußen in Feld und Wald, dann gab es kein Halten mehr. Es ging wieder auf die „Walze". Dann hieß es:

Das Frühjahr thut ran kommen,
Gesellen werden frisch;
Sie nehmen Stock und Degen,
Degen, ja Degen,
Und treten vor Meisters Tisch.
„Herr Meister, wir wollen rechnen,
Jetzt kommt die Wanderzeit.
Ihr habt uns diesen Winter,
Winter, ja Winter,
Gehudelt und gekeit."

Herausfordernd wird dem Meister die Arbeit aufgesagt und der Frau Meisterin unverblümt gesagt: „Ihr Speck und Kraut, das schmeckt mir nicht." Dann wird das Lied angestimmt:

„Die Wanderschaft ist schöner doch, als sitzen still im Haus;
Und weht der Wind ins Aermelloch, er weht wohl wieder 'raus.
Wir zieh'n zu zwei, wir zieh'n zu drei, durch Sachsen und durch Preußen,
Und reißt der Stiefel auch entzwei, so laßt den Schelmen reißen."

Und damit klinge das Lied vom Handwerksburschen aus. Mag das aufgerollte Kulturbild den Alten eine angenehme Erinnerung, den Jungen aber ein nachahmenswerthes Beispiel sein und möge allezeit der Wanderstab des reisenden Handwerkers im lieben deutschen Vaterlande in Ehren stehen.

Moritz Martin.

---

## Besprechungen.

**Philosophie des Fahrrads.** Von Eduard Bertz. Dresden und Leipzig. Reißner. 1900. 254 S. 8°. 4 M. — Kein Sportbuch und kein bloßer Katechismus für Radler, die es werden wollen oder soeben geworden sind, sondern eine gediegene, feinsinnige Zusammenfassung der Ergebnisse, zu welchen ein gebildeter, objektiver Mann auf Grund geschulter Selbstbeobachtung, medizinischer resp. pädagogischer Gesichtspunkte und umfassender Achtsamkeit auf das Ganze gekommen ist. Das Buch würde nicht geschrieben worden sein, wenn der Verfasser nicht von der gefestigten Ueberzeugung geleitet wäre, daß das Rad (immer bei logischer und richtiger Verwendung!) von immensem Werth wie für den Einzelnen, so für den Volkskörper als Ganzes sei. Mit schärfster Kritik wendet es sich gegen die Kilometerfresserei und den Rennbahnsport, gegen verschrobenen Ehrgeiz und schlechte Gewöhnungen, gegen mancherlei Gedankenlosigkeit und auch Roheit, die zuweilen von den Plakaten der Räderfabriken geradezu glorifizirt werden (seinen Ausführungen und dem Beispiel aus England kann noch das Plakat einer an sich trefflichen deutschen Firma angereiht werden, wo ein Fuchs sich unter der ihn überfahrenden Radlerin krümmt), und er stellt diese Ausführungen in interessanter Weise auf den Boden kulturhistorischer Parallelen, die mit der griechischen Virtuosenathletik beginnen. — Das Radeln soll nie Selbstzweck, das Rad nie der Diener sein, der seinen Herrn beherrscht und lenkt. Sein Werth für den Einzelnen ist, ihn unabhängig von Fahrplänen und derlei zu machen und ihm außer körperlicher Bewegung jenes eigenthümliche, unbeschreibliche Freiheitsgefühl der Seele zu geben, welches die spielende Raumüberwindung, das flugartige, wohlige Dahingleiten, die Zurückgabe an freien Himmel oder Waldesluft, an das unsichtbare Glück, das die Luft da draußen erfüllt, mit sich bringen. „Man ist wirklich wie ein Vogel, nicht nur an Schnelligkeit, sondern an reiner, naiver, harmloser Sinnen- und Daseinsfreude." Man soll nicht hinausradeln, um draußen an allem vorüberzufahren, sondern absteigen, rasten, sich erfreuen; darum bleibt die Steigerung der Daseinsfreude durch das Radeln selbst, bei mäßiger Fahrt auf gutem Weg, doch noch ein Ding für sich. Wichtige Kapitel widmet Bertz dem Rade im Dienste der Volksgesundheit und der sozialen Probleme, stets wieder auf das Gesammtthema der Leibesübungen zurückgreifend. Wir werden nie in diesen aufgehen können, denn wir sind kein Plutokratenvolk, dessen junge Leute es sich leisten können, den Kopf ausschließlich voll Sport zu haben. Aber die Leibesübungen, und gerade das Rad, sind ein Hülfsmittel für die Rückkehr zur Natur, die von neuem die Losung des Tages geworden ist, wenn auch anders als zu Rousseau's Zeit: bescheidener im Anspruch, wirklichkeitsgemäßer im Ziel und in den Mitteln. Sie, die Leibesübungen, werden zur Regeneration der Rasse allein nicht genügen, noch weniger die soziale Frage lösen können, aber sie können den Rückgang aufhalten, bis die übrigen Bedingungen reif geworden sind. Das Radfahren ist nicht die Spitze oder der Ersatz, sondern die Ergänzung sonstiger Leibespflege, dabei freilich mehr als irgend etwas anderes der Quell unmittelbaren seelischen Genusses und geistiger Erholung. Ein Ausruhen der durch Arbeit erschöpften Gehirnkräfte bietet das Radfahren nur insofern, als es die produktiven außer Wirksamkeit setzt, dafür aber die bei schaffender Denk- und Phantasiethätigkeit ruhenden rezeptiven in Anspruch nimmt. Aber eben, daß es somit einen Wechsel der Kraftbethätigung erfordert, die Assoziationszentren des Gehirns durch die Sinneszentren ablöst, das ist das Rationelle und hierin leistet es den Geistesarbeitern etwas Beträchtliches für die Hygiene ihres Gehirnlebens. Anders gesagt: Auf dem Rade denkt man nichts, sondern erfreut sich und geht mit den Gedanken müßig spaziren. Der Stein des Anstoßes auf der Fahrstraße, auf den man angeblich beständig zu achten hat, gehört, wie vieles, den Fabeln der Nichtradler an. Keineswegs verschweigt der Verfasser übrigens den Schaden, den das Rad als Verführer zu Pflichtversäumniß und Mehrausgaben bringen kann. Eben denjenigen, welche Fragen und Einwände haben und es mit diesen ernsthaft nehmen, empfehlen wir dieses Buch aufs angelegentlichste. Sie werden sich

mit feiner ruhig-sachlichen Darlegung stets verständigen können und ihm für mannichfaltige Aufklärung und Belehrung dankbar sein. Außer von den Erziehern möchten wir es insbesondere von den **Polizeiorganen** beachtet wissen, welche Vorschriften für Radfahrer zu entwerfen haben; diese, wie das nichtradelnde Publikum können dabei nur gewinnen. Eine Inhaltsangabe möge noch äußerlich über die behandelten Fragen orientiren: 1. Die Geschichte des Fahrrads und ihre Symbolik. Schnelligkeit und Verbreitung. Kostenpunkt. — 2. Das Rad als Verkehrsmittel. Kriegsdienst. Die soziale Bedeutung des Arbeiter-Fahrrads. — 3. Der Kampf gegen die Entartung der Rasse. Darwin. (Spencer.) Nietzsche. (Tolstoi.) Die Leibesübungen. — 4. Das Rad im Dienste der Volksgesundheit. — 5. Der Rad-Rennsport und die Nachtheile der Sportleidenschaft. — 6. Die Psychologie des Radsports. — 7. Das Fahrrad und die Frauenfrage. Etwas vom Sportkostüm. — 8. Das Rad als Bildungsmittel und Kulturbringer. — 9. Die Feinde des Fahrrads. — 10. Ein werdendes Recht.

Heyck.

P. R. **A. Norden** (Anna Hinnius): „**Schlagende Wetter.**" Erzählung aus Mainzer alten Tagen. Zwei Theile in einem Bande. Berlin 1901. Verlag von Otto Janke. — Die Frauen haben sich in den letzten Jahrzehnten nicht ohne Glück auch an geschichtlichen Romanen versucht. Hier ist natürlich nicht auch an die gute, fleißige Luise Mühlbach zu denken, welche den dreißigjährigen Krieg kaltlächelnd in das zehnte oder elfte Jahrhundert verlegte, wenn er ihr dort eben besser paßte als im siebzehnten, und von welcher Heinrich Heine ebenso treffend wie witzig singt:

Luischen Mühlbach sitzt und strickt
Am welthistorischen Strumpfe;
Und hat sie den Friedrich abgeknickt,
So nimmt sie Napoleon beim Rumpfe.

Anna Hinnius, welche unter dem Decknamen A. Norden schreibt, gehört schon ganz gewiß nicht in die Klasse der Luise Mühlbachs. Ihr Roman: „Schlagende Wetter" beweist eben so gründliches wie gewissenhaftes und liebevoll vertieftes Studium in die Geschichte des goldenen Mainz zur Zeit Napoleons. Richtiges Erfassen der damaligen Ansichten, der Strömung jener Tage, und eine schöne Kraft, den einmal gewählten Stoff auch geschickt zu beherrschen, zeichnen die Verfasserin aus. Geschickt und hübsch auch erzählt sie die nothwendige Liebesgeschichte, bringt auch diese in Zusammenhang mit den damaligen Sitten, oder besser gesagt Unsitten, und versteht den Knoten, welchen sie schürzte, auch zur Befriedigung der Leser wieder zu lösen. Ausklingen läßt sie das Ganze, nachdem „Schlagende Wetter" des großen Korsen Macht vernichtet, und Ludwig XVIII. Frankreichs Thron einnahm. Die Wandlungen des Lebens sind von Anna Hinnius-Norden mit scharfem Blick erkannt worden. Für Leser, welche mehr wollen, als etwa eine W. Helmburg'sche Thränenmayonnaise mit obligatem Seufzerchampagner wird vorliegender Roman eine angenehme Gabe sein.

## Mittheilungen und Nachrichten.

* **Die Berliner Akademie der Wissenschaften** bereitet, wie bekannt, seit einigen Jahren eine **Ausgabe der Werke Kants** vor. Zum Zweck einer möglichst peinlichen Darbietung des Textes ist nun eine Benutzung der Originaldrucke nothwendig. Der von der Akademie eingesetzten Kant-Kommission ist es mehr als früheren Herausgebern gelungen, solche zu erhalten. Eine Ausnahme macht nur die Schrift: „Gedanken bei dem frühzeitigen Ableben des Herrn Joh. Friedr. v. Funk 1760 Königsberg, gedruckt bei Driest." Der Vorsitzende der Kant-Kommission, Prof. Wilhelm **Dilthey**, wendet sich daher im „Zentralblatt für Bibliothekswerke" an die öffentlichen und privaten Bibliotheken mit der Frage, ob sie ein Exemplar der genannten Schrift besitzen oder nachweisen können. Für die zweite Abtheilung der Ausgabe: Kants Briefwechsel, wäre ferner die Benutzung der Schrift: „Friedrich Theodor Rink, Actenmäßige Ablehnung der Vollmer'schen Insinuationen, Danzig bei Driest 1803" wünschenswerth. Bei der geringen Seitenzahl beider Schriften ist die Möglichkeit vorhanden, daß sie Schriften größeren Umfanges angebunden sind.

G. In Genf fand vom 7. bis 13. August ein **internationaler botanischer Kongreß** statt, der von zahlreichen Vertretern der Botanik aus Deutschland, der Schweiz, Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Nordamerika und anderen Ländern besucht war. Der Zweck des Kongresses war ein doppelter. Wie auf anderen Wissensgebieten hat sich auch in der Botanik das Bedürfniß nach einem Zusammenarbeiten der verschiedenen Nationen geltend gemacht. Es handelte sich also zunächst darum, eine internationale botanische Gesellschaft zu konstituiren. Außerdem aber stand die wichtige Frage auf der Tagesordnung, wie die immer mehr anschwellende Literatur allgemein zugänglich gemacht werden könne. Die vorhandenen referirenden Zeitschriften haben sich als unzureichend erwiesen, eine Besserung schien nur durch ein internationales Zusammenwirken möglich. Die Sitzungen fanden unter dem Vorsitze von Prof. **Chodat** (Genf) statt. In zweitägigen Sitzungen wurde die Gründung einer „Association internationale des botanistes" beschlossen und deren Statuten berathen. Der neubegründeten Gesellschaft traten schon etwa 450 Mitglieder bei. Sie wird geleitet von einem internationalen Ausschuß, an dessen Spitze ein Präsident und ein Ehrenpräsident stehen. Als letzterer wurde gewählt Dr. Ed. **Bornet**, Mitglied der Pariser Akademie, als Präsident Professor **Goebel** in München, als Sekretär Dr. **Lotsy** (Holland). Die „Association internationale" beschloß sodann, den Ankauf des „Botanischen Centralblattes", welches einer gründlichen Reorganisation unterzogen werden soll. Der nächste Kongreß findet im Jahre 1905 in Wien statt.

G. **Ein von Etienne Dolet gedrucktes Buch.** Am 3. August feierte Paris auf der Place Maubert den 455. Todestag des französischen Humanisten und Buchdruckers Etienne Dolet, der, des Atheismus bezichtigt und für schuldig erkannt, im Jahre 1546 auf eben diesem Platze auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde. Nach einem Berichte des „Temps" wurde gleichfalls am 3. August bei einem fliegenden Buchhändler auf dem Seine-Quai ein von Dolet gedrucktes Buch entdeckt, das mit die Ursache seines Verhängnisses war. Es ist dies ein Exemplar der Ausgabe des ersten Buches von Rabelais, das Dolet im Jahre 1542 in Lyon gedruckt hat und trägt den Titel: La Plaisante, et joyeuse histoyre du grand Geant Gargantua. Prochainement reveue, et de beaucoup augmentée par l'Autheur mesme. A Lyon, Chés Estienne Dolet. 1542. Dieser kleine Sedez-Band reproduzirt, abgesehen von einigen orthographischen Abweichungen, den Text der höchst seltenen editio princeps in gothischen Charakteren aus dem Jahre 1535. Er hat 282 Seiten, ein Vorsatzblatt und ein Blatt, auf dessen Vorderseite die Notiz steht: C'est oeuvre fut imprimé l'an de grâce-mil cinq cens quarante et deux-à Lyon, chés Estienne Dolet-demeurant pour lors-à la rue Mercière-à l'enseigne de-la Doloire-d'or — und auf dessen Rückseite man das Zeichen des Buchdruckers erblickt, eine Binderbarte, die eine aus Wolken hervorkommende Hand drohend gegen einen knorrigen Baumstamm schwingt. Unter der Vignette stehen die Worte: Dolet-Délivrés-moi, ô Seigneur, des- Calumnies des hommes. Im Jahre 1542, in dem diese Gargantua-Ausgabe erschienen ist, wurde Dolet von seinen Freunden beschuldigt, ketzerische Bücher gedruckt zu haben, und 15 Monate lang in der Conciergerie gefangen gehalten. Auf die Vermittlung des Bischofs von Tulle, Pierre Duchatel, hin, wurde Dolet für kurze Zeit wieder auf freien Fuß gesetzt, die inkriminirten Bücher aber ließ das Parlament von Paris verbrennen. Dolet selbst wurde, wie bekannt, am 3. August 1546 zufolge eines neuen Prozesses auf der Place Maubert gehenkt und dann auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

* **Statistik der russischen Bildungsanstalten.** Nach einer Mittheilung des Ministeriums der Volksaufklärung zählte man bis zum Jahre 1901 in Rußland (mit Ausschluß Finnlands) 9 Universitäten, 7 geistliche, 2 medizinische, 3 juridische, 2 historisch-philologische, 12 technische, 5 militärische, 3 Hochschulen für orientalische Sprachen, 3 landwirthschaftliche, 4 Veterinär- und 3 weibliche höhere Lehranstalten, mithin also 54 Hochschulen mit 16,570 Schülern. An Mittelschulen waren 880 vorhanden, deren Schülerzahl 162,000 überstieg. Am bedeutendsten ist die Zahl der Elementarschulen aller Ressorts, die sich auf 79,000 mit 154,650 Lehrern und 4,204,000 Schülern belief. Bei den Schulen des Ministeriums der Volksaufklärung waren außerdem 6419 Garten- und Baumschulen, 106 Versuchsfelder,

944 Bienenhöfe, 626 Werkstätten und 729 Lehrlingsschulen vorhanden.

* **Freiburg i. B.** Prof. Dr. Schröer hat den an ihn ergangenen Ruf an die Handelshochschule in Köln angenommen.

* **Heidelberg.** Die von der „Frkf. Ztg." und gestern auch von uns gebrachte Meldung, daß Professor Dietrich Schäfer auch einen Ruf nach Leipzig erhalten habe, ist, wie das „Heidelberger Tagbl." zuverlässig erfährt, vollständig unbegründet.

* **Marburg.** Prof. Dr. Ernst v. Halle in Berlin wurde mit den Vorlesungen im staatswissenschaftlichen Seminar der hiesigen Hochschule für das Wintersemester beauftragt.

* **Leipzig.** Auf Anregung des Professors der theologischen Fakultät an der hiesigen Universität Dr. phil. Lic. theol. Georg Schnedermann hat sich eine Anzahl von meist im kirchlichen Lehramt stehenden Gelehrten zur Herausgabe von „Beiträgen zur Vertiefung der kirchlichen Unterweisung" zusammengethan. Nach Maßgabe der Verbreitung sollen die Beiträge in zwanglosen Heften erscheinen. Die Herausgabe leitet Professor Schnedermann.

D. **Berlin.** Wieder hat unsre Universität und die deutsche Wissenschaft einen schweren Verlust erlitten durch den am 15. d. M. in Bad Nauheim erfolgten Tod des Altmeisters der deutschen Philologie Karl Weinhold. Der Dahingegangene, der fast das 78. Lebensjahr vollendet hatte, war noch ein direkter Schüler von Jakob Grimm und einer der ersten, die sich für deutsche Philologie habilitirt haben (1847). Als Erbtheil des großen Begründers der Germanistik hatte Weinhold jene Universalität der Forschung überkommen, die den ganzen Kreis der Aeußerungen des geistigen Lebens unsrer Vorfahren umfaßte, Mythologie, Kulturgeschichte, Sprache und Volkskunde. Auf jedem dieser Gebiete hat er Dauerndes geleistet; ganz besonderes Verdienst hat er sich um die erst in der neuesten Zeit wieder aufblühende Mundartenforschung erworben: seine Schrift „Ueber deutsche Dialektforschung" (1853) war grundlegend, und in seiner allemannischen und bayerischen Grammatik hat er einen Theil seines Programms zur vorbildlichen Ausführung gebracht. Speziell die Kenntniß seiner heimathlichen schlesischen Mundart hat er sehr gefördert. Von seinen sonstigen größeren sprachwissenschaftlichen Arbeiten ist noch seine „Mittelhochdeutsche Grammatik" zu nennen (1877). Das deutsche Mittelalter und Alterthum war überhaupt das eigentliche und erste Feld seiner Forschung. Seine kulturgeschichtlichen Werke über „Altnordisches Leben" (1856) und besonders „Die deutschen Frauen im Mittelalter" (1851; 3. Auflage 1897) sind klassische Leistungen auf diesem Gebiete geworden. Auch seine Schrift über die heidnische Todtenbestattung in Deutschland (1859) sei hier genannt. Die Mythologie verdankt ihm Untersuchungen über „Die Sagen von Loki", eine seiner frühesten Arbeiten (1848), und über die Riesen des germanischen Mythus (1858) und mehrere kleinere Schriften. Von der Mythologie kam Weinhold zur Erforschung der alten Sitten und Gebräuche der Gegenwart, zur Volkskunde, die in ihm besonders als Vorsitzenden des vor zehn Jahren von ihm begründeten Vereins für Volkskunde einen ihrer kundigsten Führer betrauert. Schon durch seine Wirksamkeit an Universitäten der verschiedensten Theile des deutschen Landes — Weinhold lehrte nacheinander in Halle, Breslau, Krakau, Graz, Kiel, Berlin — war ihm reiche Gelegenheit geboten, die mannichfachen Gebräuche des Volkes an der Quelle zu studiren. Seine Arbeiten hierüber hat er meistens in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift des genannten Vereins niedergelegt. Besonders zu nennen sind noch die „Weihnachtsspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien" (1855). Endlich hat sich der Unermüdliche auf literarhistorischem Gebiet bethätigt durch eine Schrift über Boie und durch Ausgaben von Lenz' Gedichten und Dramen. Auch alt- und mittelhochdeutsche Texte hat Weinhold herausgegeben. — Dem Wesen des Lehrers und Menschen in Weinhold war nicht leicht gerecht zu werden. Er war eine äußerlich herbe, schwerflüssige Natur, die sich nicht Jedem sofort erschloß. Erst in seinen Seminarübungen und im persönlichen Gespräch hatte man Gelegenheit, seine im Innersten treue, liebevolle und vornehm-schlichte, wenn auch etwas zurückhaltende Art im Verkehr kennen zu lernen. Jeder, der ihn kannte, wird ihm auch als Menschen aufrichtigste Verehrung bewahren.

* **Breslau.** Der Medizinalassessor Dr. Otto Künnemann, Lektor der Thierheilkunde an der Universität Jena, welcher als außerordentlicher Professor für Veterinärwissenschaften in die philosophische Fakultät hiesiger Universität berufen worden ist, hat diesen Ruf angenommen.

* **Aus Belgien.** Der belgische Minister des Innern und des Unterrichts, Dr. Trooz, hat in der Kammer die Stiftung eines „Belgica"-Preises vorgeschlagen, benannt nach dem Schiff der belgischen Südpolar-Expedition, das nach Norwegen verkauft worden ist und dessen Erlös (41,000 Fr.) den Kern der Stiftung bilden soll, die der wissenschaftlichen Klasse der Akademie zur Verfügung zu stellen wäre. Dagegen hat der Leiter der Expedition, de Gerlache angeregt, daß man die Summe bis auf 100,000 Fr. auflaufen lassen möchte und daß dann die Zinsen als Schenkungen an belgische Ozean-Forscher benutzt werden, sowie auch zu einer „Belgica"-Medaille, die Polarforschern aller Nationen zu verleihen sei. Wie das „Athenaeum" berichtet, ist der Minister geneigt, die beiden Anregungen de Gerlaches zu unterstützen.

* **Aus der Schweiz.** An Stelle des an die Frankfurter Handelshochschule berufenen Professors Morf ist der Privatdozent an der Universität Rom Ernst Bovet zum Ordinarius für romanische Philologie und Literatur an der Universität Zürich ernannt worden. — Die venia legendi als Privatdozenten an der Universität Zürich haben der „Frkf. Ztg." zufolge erhalten der prakt. Arzt Dr. Sidler-Huguenin für Augenheilkunde, Rechtsanwalt Dr. Bader für schweizerische Rechtsgeschichte und Dr. P. Pfeiffer für Chemie. — Am 15. August starb in Genf im Alter von 69 Jahren der Historiker und Politiker Professor Etienne Patru. Er war von 1875—1879 Konservator der Stadtbibliothek und 1880 Staatskanzler und Vorsitzender des Großen Raths.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Jahresberichte der Gewerbe-Aufsichtsbeamten im Königreich Württemberg für 1900. Berlin, Reichsdruckerei 1901. — Arthur Zapp: Ein sensationeller Fall. Kriminalroman. Berlin, Karl Duncker 1901. — Heinrich Lee: Rosen-Rasel. Ein Roman aus der Reichshauptstadt. Ebenda. — Dr. med. Norbert Grabowsky: Die Lösung der Welträtsel, 2. verbesserte Auflage; Enthaltsamkeit, 2. Auflage; Kant, Schopenhauer und Dr. Grabowsky, 2. Auflage; die Magenleiden und ihre Behandlung. 2. Auflage; Leipzig, Max Spohr. Preis je M. 1. — Dr. Augustin Krämer: Die Samoa-Inseln. 3. Lfg. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (E. Naegele) 1901. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 377. Ungarn. 6. Band, 9. Heft. Wien, Hölder 1901. — Dr. August Reißmann: Richard Wagner; Max Kirchstein: Gerhart Hauptmann (Bedeutende Männer aus Vergangenheit und Gegenwart I u. II/III) Berlin, Hugo Schildberger 1901. Preis je M. 1. — Wilhelm Nestle: Euripides, der Dichter der griechischen Aufklärung. Stuttgart, W. Kohlhammer 1901. Preis M. 15.

Verantwortlich für den Inseratentheil i. V.: F. Xav. Wöhrle in München.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.



## Robert Koch und der Kampf gegen die Tuberkulose.

Während sonst die offiziellen Kongresse nur zu oft durch ihre Ergebnißlosigkeit enttäuschen, ist die Gesammtheit der an hygienischen Fragen Interessirten durch die Debatten des britischen Tuberkulosekongresses in eine gewaltige Erregung versetzt worden. Wiederum ist es wie seinerzeit in Berlin auf dem internationalen Aerztekongreß Robert Koch, der Vorkämpfer Deutschlands auf dem Gebiete der Bakterienforschung, der durch seine überraschenden Mittheilungen der Diskussion der aus allen Welttheilen zusammengekommenen Forscher ihre Richtung anweist. Die Mittheilungen, welche Koch über die thatsächlichen Ergebnisse seiner Untersuchung gemacht hat, können vorläufig nicht der Kritik unterzogen werden; dazu wäre es nöthig, seine Versuche im einzelnen zu kennen; dagegen greifen die von ihm gezogenen Schlüsse so tief in die gesammte Hygiene ein, daß die Berechtigung der öffentlichen Besprechung sich förmlich aufzwingt.

Es bedarf keiner Erörterung darüber, daß eine Mittheilung Kochs wichtig genug ist, um deren Ergebnisse dem Verständniß aller Betheiligten zugänglich gemacht zu wünschen. Ein Mann, dessen faszinirendes Wirken eine solche Gewalt ausübt, daß einer der späteren Redner des Londoner Kongresses nach den Zeitungsberichten seine mit den Ergebnissen Kochs in Widerspruch stehenden Mittheilungen mit der Phrase einleitet, er sei nicht werth, Koch die Schuhriemen zu lösen, übernimmt durch eine jede Aeußerung vor der Oeffentlichkeit eine Verantwortung wie kein Anderer. Braucht es der Erinnerung, wie damals, als Koch auf dem Berliner internationalen Aerztekongreß seine Mittheilungen über das Tuberkulin machte, ein förmlicher Wettlauf der Aerzte und der Kranken um die Anwendung des neuen Mittels begann? Ist schon vergessen, was damals durch die kritiklose Anwendung der in ihren Eigenschaften noch wenig bekannten Substanz, durch die weitgehende Ausnützung derselben seitens Einzelner mit deren Besitz Bevorzugten gesündigt worden ist? Wie andererseits die Sterblichkeit unter den Schwindsüchtigen durch verfehlte Anwendung des Tuberkulins vorübergehend in die Höhe ging, wie es infolgedessen lange dauerte, bis es gelang, der Anwendung des Tuberkulins ihre berechtigte Stellung in der Hygiene zu geben? All das liegt noch so nahe, daß man nicht denken sollte, es könnte sich ähnliches wiederholen. Und doch besteht die Gefahr, daß aus den Mittheilungen Kochs, deren wissenschaftlicher Werth vielleicht erst in Jahren, wenn seine Arbeiten eingehend veröffentlicht sind, klar liegen wird, ähnliches hervorgehen kann. Zu groß ist die Verlockung für Milchproduzenten und Viehzüchter, die ihnen heute gegebene Handhabe zu benutzen, um sich über die Beschränkungen, die jetzt der Verwerthung des Fleisches perlsüchtigen Viehs und der Milch euterkranker Kühe entgegenstehen, hinwegzusetzen. Fast möchte man die Bindung hygienischer Maßregeln durch das mosaische Gesetz, wonach das Fleisch kranker Thiere auch ohne wissenschaftliche Begründung jeder Verwerthung entzogen ist, als allgemeines Gesetz wünschen. Wiederum besteht die Gefahr, daß wenn in Konsequenz der Koch-Schütz'schen Versuche auf die mühsam errungenen bisherigen Kontrolen verzichtet wird, zahllose Menschenleben gefährdet und geschädigt werden. Das hat gar nichts mit der Frage zu thun, ob die Koch'schen Mittheilungen thatsächlich richtig sind. Auch wenn man seinen Schlüssen kritisch gegenübersteht, wie dies von den meisten Rednern des Kongresses, Lister an der Spitze, geschehen ist, besteht für uns kein Grund, an den thatsächlichen Feststellungen zu zweifeln. Aber leicht könnte es damit gehen, wie mit anderen Erfahrungen der Hygiene. Es ist nicht zulässig, Maßregeln auf diesem Gebiete ausschließlich unter den Gesichtspunkten, die sich aus der Betrachtung einer einzelnen Krankheit ergeben, zu gestalten; nur allzu häufig widerstreiten sich hier verschiedene Interessen. Als die Cholera ihren Einzug in Hamburg gehalten hatte, war es natürlich, daß man die Maßregeln zu ihrer Bekämpfung aus dem theoretischen Studium des Choleraerregers, der eben eingehender erforscht worden war, abzuleiten suchte. Unter diesen wurde beispielsweise vorgeschlagen, weil der Cholerabazillus durch Austrocknen seine Kraft verliert, auf das Besprengen der Straßen in den Städten zu verzichten. Als ob man hätte vergessen dürfen, daß das Austrocknen der Straßen durch die Vermehrung des Staubes gesundheitliche Gefahren mit sich bringt, die selbst dann noch groß genug blieben, wenn die ganze Zahl der Schwindsüchtigen gelehrt worden wäre, nicht mehr auf die Straße zu spucken. Selbst wenn der Schwindsuchtsbazill dadurch vermindert ist, wird der Straßenstaub doch immer sattsam Gefahren in sich bergen. Genau so steht es mit dem Verzicht auf das Kochen der Milch, weil dieselbe vielleicht nicht als Tuberkulosenträger zu fürchten wäre; daß Typhus[1]) und

[1]) Hier nur ein Beispiel. In Frankfurt a. M., wo sonst der Typhus fast unbekannt ist, traten vor einigen Jahren mehrere Typhusfälle auf, bei welchen sich der Bezug der Milch in den betreffenden Haushaltungen von einem 14 Stunden von Frankfurt entfernten Milchgute herausstellte. Bei einem neuen Typhusfalle wurde offiziell der behandelnde Arzt zur Nachforschung veranlaßt; die Familie bezog ihre Milch von der Frankfurter Milchkuranstalt. Zufällig aber stellte sich dann heraus, daß das erkrankte Kind 14 Tage vor der Erkrankung einen Sonntagsausflug zu seinen Großeltern in einem Orte nahe bei jenem Milchgute gemacht hatte; dort hatte es eine halbe Tasse roher Milch getrunken, die von da stammte!

Scharlach durch den Genuß roher Milch übertragen werden, steht derart fest, daß man, auch wenn es keine Tuberkulose gäbe, bei der jetzt üblichen Vorschrift, die Milch abzukochen, bleiben müßte. Daß auch die beste Fleischschau den Genuß rohen Fleisches nicht ungefährlich machen kann, beweist das Vorkommen von Bandwürmern bei Juden, das gelegentliche Auftreten von Trichinose nach dem Genuß von rohem Schweinefleisch trotz vorangegangener Untersuchung. So liegt es klar, daß bei aller Werthschätzung der Koch'schen Mittheilung an den beiden Dingen nicht gerüttelt werden darf, deren Aufhebung nach den Zeitungsberichten wenigstens, von Koch als zulässig bezeichnet worden sein soll. Wir dürfen weiter nur gekochtes Fleisch essen, wir müssen weiter die Milch in einer Weise durch Abkochen behandeln, die dieses unentbehrlichste aller Nährmittel bekömmlich und rein erhält.

Die Bedeutung des Koch'schen Vortrages liegt vor allem anderen darin, daß der große Forscher durch denselben das Recht des wissenschaftlichen Irrthums in der Geschichte der Forschung offen und frei vertritt. Die Geschichte der Wissenschaft zeigt uns in allen Disciplinen, nirgends aber mehr als in der Medizin, die fast regelmäßig wiederkehrende Erscheinung, daß eine mehr oder weniger lange Phase ihrer Entwickelung von Doktrinen beherrscht wird, deren Ausführung und Befestigung von der großen Zahl der berufsmäßigen Forscher zum Leitmotiv genommen wird. Im vorigen Jahrhundert kann man in der Geschichte der Medizin in diesem Sinne zwei Epochen unterscheiden, eine humoralpathologische unter der Führung Rokitanskys, eine cellularpathologische, die von Virchow eingeleitet wurde. Als das Gebäude, das Rokitansky errichtet hatte, durch die ersten machtvollen Arbeiten Virchows in seinen Fugen erschüttert wurde, vermochte sich Rokitansky in die neue Zeit nicht zu finden; er zog sich auf die Lehrthätigkeit zurück. Die von ihm vertretenen Theorien hielten sich nur noch kurze Zeit gegenüber dem Vordringen der jugendlichen neuen Lehre, die so überraschend kam, daß es den Anhängern der alten Schule nicht möglich war, sich mit ihr abzufinden. Von historischem Interesse wird es immer bleiben, zu lesen, wie ein hochgeachteter Arzt, Dr. Spieß, der Autor eines jetzt fast verschollenen Buches, „Pathologische Physiologie", in einer gegen Virchow gerichteten Streitschrift damals sagen konnte: die pathologische Physiologie wird bleiben, wenn die Cellularpathologie längst der Vergessenheit anheimgefallen sein wird. Als dann später die Pathologie durch die Erkenntniß der Bedeutung kleiner Lebewesen als Krankheitserreger einen neuen Anstoß erhielt, als der Fundamentalsatz Virchows „Das Wesen der Krankheit ist die kranke Zelle" durch die Feststellung, daß das Wesen der Krankheit in vielen Fällen in der Wesenheit ihres ein selbständiges Lebewesen darstellenden Erregers begründet sei, vermochte es der umfassende Scharfblick Virchows, sein Gebäude, ich möchte sagen, dem neuen Stil entsprechend, umzubauen. Gerade in der Weise, wie Virchow sich weiterhin in der Mitarbeit am Fortschritt der öffentlichen Gesundheitspflege bethätigte, zeigt sich die volle Größe dieses Mannes. Und gleiche Größe wird man Koch zuerkennen müssen, wenn er, der Schöpfer der heute vorherrschenden pathologischen Anschauungen, selbst versucht, unter Preisgabe eigener früherer Feststellungen seiner Wissenschaft neue Bahnen anzuweisen; denn durch den Verzicht auf die vorhergegangenen Doktrinen, durch die Beschränkung ihrer Anwendung wird das, was sie für die Wissenschaft geleistet haben, nicht entwerthet. Was unter den alten Lehren aufgebaut worden ist, bleibt erhalten, und wird, gleich den Marmorblöcken des Kolosseums, zu neuen Bauten im neuen Stil verwerthet.

Was Koch in seinem Tuberkulosenvortrag geleistet hat, steht allerdings wohl einzig in der Geschichte der Wissenschaft. Man geht wohl nicht zu weit, wenn man denken möchte, daß der Mut zu einem solchen Auftreten sich wohl kaum bei einem aus dem Fideikommißbesitze einer akademischen Stellung, aus dem regulären Wege des zunftmäßigen Akademikerthums hervorgegangenen Facharbeiter gefunden hätte. Aber Kochs Weg ist von vornherein ein anderer gewesen. Nicht als wohlbestallteter Assistent an einem offiziellen Universitätsinstitute hat er seine ersten Forschungen ausgeführt. Er war nach Erledigung seiner Studien zuerst praktischer Arzt in kleinen Städten, wie Langenhagen und Rackwitz, dann Physikus in Wollstein im Kreise Bomst. Ganz losgelöst vom Getriebe akademischen Lebens gelangte er dazu, dort seine ersten durchschlagenden Untersuchungen über Wundinfektion und Milzbrand anzustellen. Vielleicht war es gerade diese Unabhängigkeit, die ihm seinen freien Blick bewahrte, und ihn Mittel anwenden ließ, an denen andere Forscher achtlos vorübergegangen waren. Um ein Beispiel anzuführen, will ich nur erwähnen, daß nicht der Leiter eines der großen Universitätsinstitute, sondern der damals noch unbekannte Physikus in Wollstein es war, der die zu jener Zeit von Ernst Abbe in Jena erfundenen Verbesserungen des Mikroskopes durch Benutzung des Kondensors und der Oel-Immersion in Anwendung zog.

Während hervorragende Mikroskopiker die Abbe'schen Neuerungen, wie der Schreiber dieser Zeilen aus eigener Erinnerung weiß, fast spöttisch zurückwiesen, mindestens mit kühler Skepsis ihnen gegenüberstanden, hatte Koch sich dieselben nutzbar gemacht mit demselben kühnen Erfassen, mit dem er aus den botanischen Untersuchungen von Brefeld und Kohn alles verwerthete und neu gestaltete, um die Schranken, welche bisher der Erkenntniß der Krankheitserreger im Wege standen, fortzuräumen. In dem scharfen Erfassen dessen, was die neu an ihn herantretende Frage neues verlangt, liegt die Größe Kochs. Dieser Unbefangenheit seines Blickes verdanken wir es, wenn er bei jeder neuen Frage, die er in Angriff nimmt, uns überrascht und blendet, auch wo er nicht unmittelbar neue Thatsachen zutage fördert. Das gilt gleichmäßig von seinen Untersuchungen über den Milzbrand, die Tuberkulose, die Cholera, die Rinderpest, das Wechselfieber. In allen Fällen, mochte er neue Grundlagen schaffen, oder Bekanntes einer Sichtung unterziehen, hat er Klarheit geschaffen, hat er dem praktischen Vorgehen neue Wege erschlossen.

So kann, wenn Koch in seinem neuesten Vortrage mit der verblüffenden Behauptung hervortritt, daß die bisher der Bekämpfung der Tuberkulose zugrunde gelegten Anschauungen, bei welchen die Annahme der Identität der Schwindsucht mit der Perlsucht des Rindes zugrunde liegt, falsch seien, Niemand es wagen, sich ohne weiteres auf einen verneinenden Standpunkt zu stellen; es müssen sämmtliche Thatsachen, auf welche die bisherigen Anschauungen sich gründen, einer neuen Prüfung unterzogen werden. Gerade darin liegt aber ein besonderes Verdienst Kochs, daß er selbst diese Anregung der Oeffentlichkeit übergibt; denn kein Anderer hat die Grundlagen für die bisherigen Anschauungen geschaffen als er selbst. Die Geschichte der heutigen Lehre von der Tuberkulose datirt, streng genommen, von der hochbedeutenden Diskussion über diese Krankheit auf der Naturforscherversammlung zu Wiesbaden, bei welcher

der anatomischen Auffassung Virchows zum erstenmale von den Professoren Rindfleisch, Klebs und Anderen die Parasitentheorie gegenübergestellt wurde. Unzweifelhaft hat gerade diese Diskussion einer Reihe von Gelehrten den Anstoß gegeben, nach dem damals hypothetischen Krankheitserreger zu suchen; so kam es, daß gleichzeitig mit Koch auch Andere, so Professor B a u m g a r t e n, Mittheilungen über den Befund kleiner Lebewesen in den Krankheitsprodukten der Tuberkulose machen konnten; aber K o c h errichtete gleich in seinen ersten Veröffentlichungen ein fertiges Gebäude; er erbrachte den Nachweis ganz charakteristischer Eigenschaften des von ihm gefundenen Pilzes; er stellte fest, daß diese Eigenschaften demselben überall, bei Züchtung nicht nur aus der Tuberkulose der verschiedensten Organe, sondern auch aus den Krankheitsprodukten bei verschiedenen Thieren, speziell auch aus der Perlsucht des Rindes gemeinsame seien. Unter anderem ist noch bis heute eine feststehende Thatsache, daß die Färbungsmethoden, durch welche wir den Pilz nachweisen können, auf keinen der zahllosen inzwischen bekannt gewordenen Krankheitserreger, mit Ausnahme des Erregers der auch sonst der Tuberkulose verwandten Lepra, des Aussatzes sich anwenden lassen. Und heute versucht K o c h dieses sein eigenes Gebäude umzugestalten durch Versuche, in denen er zeigt, daß es nicht möglich ist, mittelst des aus den Krankheitsprodukten des Menschen gezüchteten Tuberkelbazills Rinder und Schweine zu infiziren, während dieselben durch Einverleibung von vom Rinde stammenden Material ohne weiteres erkranken. Daran anknüpfend, versucht er den Nachweis, daß auch umgekehrt die Rindertuberkulose sich nicht auf den Menschen übertragen lasse. „Wenn die Rindertuberkulosebazillen fähig wären, den Menschen zu infiziren, müßten viele Fälle von Tuberkulose, hervorgerufen durch thierische Tuberkelbazillen enthaltende Nahrung unter den Einwohnern großer Städte, speziell unter den Kindern, bekannt werden" . . . „indessen ist es in der Regel nicht so."[2]) Das Argument, mit welchem K o c h diesen wichtigeren zweiten Theil seiner Behauptungen zu begründen sucht, die angebliche Seltenheit primärer Eingeweide-Tuberkulose — denn eine Infektion durch die Nahrung müßte sich in den Därmen und nicht in der Lunge zeigen — ist sofort auf Grund statistischer Angaben von den anderen Theilnehmern des Kongresses bestritten, und in seiner Beweiskraft angezweifelt worden. Es ließen sich unschwer aus mannichfachen Thatsachen der Bakteriologie und vor allem der Blutphysiologie noch andere Gründe beibringen, aus welchen wir uns erklären könnten, wenn trotz einer etwaigen Identität beider, der Rinder- und der Menschentuberkulose, die Ueberimpfung scheiterte. Es würde zu weit führen, dies an dem Verhältniß der Kuhpocken zu den Menschenblattern zu erläutern, oder die Parallelen, die sich aus den gegen die Hundswuth gerichteten Impfversuchen ergeben, plausibel zu machen. Die von K o c h festgestellte Thatsache, daß die Uebertragung der Tuberkulose vom Rindvieh auf den Menschen und umgekehrt mindestens nur in Ausnahmsfällen die Krankheit hervorzurufen geeignet ist, ist wohl nicht zu bestreiten. Damit erwächst die Nothwendigkeit, das Ergebniß der K o c h 'schen Untersuchungen bei der Feststellung der Grundlagen für eine wirksame Bekämpfung der Tuberkulose zu berücksichtigen.

Die Bekämpfung jeder Infektionskrankheit, also auch der Tuberkulose, muß nach deren besonderer Individualität erfolgen; „auch im Kampfe mit der Tuberkulose müssen wir diese Lehre stets im Auge behalten". Die Vorbeugung der Pest muß davon ausgehen, daß die wirklichen Verbreiter der Krankheit die Ratten sind, und sich dementsprechend gegen diese richten; Beschaffung reinen Trinkwassers ist der beste Schutz gegen die Cholera; der schweren Gefahr der Hundswuth vermag der Maulkorbzwang als Vorbeugungsmittel wirksamer zu begegnen als die genial ersonnene und mit so wunderbarem Erfolg gekrönte P a s t e u r 'sche Behandlung nach erfolgter Infektion; die Bekämpfung der Lepra, bei welcher die unmittelbare Uebertragung von Mensch zu Mensch die Hauptrolle spielt, kann nur durch Absperrung der Erkrankten wirksam gestaltet werden. Nachdem jetzt die K o c h 'schen Untersuchungen unter allen Umständen dazu führen, noch mehr als bisher den Auswurf der Schwindsüchtigen als den eigentlichen Träger der Krankheit anzusehen, dem gegenüber Vererbung und Infektion durch die Nahrung als minder wichtig erscheinen, wird sich der Kampf vor allem gegen diese wichtigste Infektionsquelle zu richten haben. Kämen dabei nur die groben Auswurfsmengen in Betracht, welche der Kranke zeitweise als solche in Form zusammenhängender Schleimballen aushustet, so ließe sich der Kampf gegen die Tuberkulose in drei Worte zusammenfassen: „Vernichtung des Auswurfes" oder „Verbot des Spuckens". Dies wird ja schon durch manche der üblichen hygienischen Maßregeln erstrebt. Die Insassen der Heilanstalten für Schwindsüchtige lernen ihren Auswurf ausschließlich in das von ihnen mitgeführte, von dem Leiter der Falkensteiner Anstalt, Dr. D e t t w e i l e r, angegebene Speigläschen zu sammeln; in Hospitälern öffentlichen Gebäuden, Bahnhöfen u. s. w. sieht man bereits vielfach weit sichtbare Plakate, die auf den Spucknapf verweisen; polizeiliche Verbote des Ausspuckens in Straßen, Eisenbahnwaggons u. s. f. mit entsprechenden Strafen für Zuwiderhandlungen werden unzweifelhaft vieles nützen können. Aber der Schwindsüchtige verbreitet auch mit jedem Athemzuge in der von ihm ausgeathmeten Luft einzelne Bazillen in feiner Vertheilung; in derselben können diese Krankheitsträger mehr oder weniger lang sich schwebend erhalten, und da, wo ein geringerer Luftraum von vielen Menschen gemeinsam benutzt wird, bei dem immer größeren Zusammendrängen der minder bemittelten Bevölkerungsklassen in Fabrikräumen und Werkstätten, vor allem aber in den überfüllten, durch das Hausagrarierthum übermäßig vertheuerten Arbeiterwohnungen ihre schädigende Kraft äußern, durch welche die Schwindsucht ihren Charakter als typische Proletarierkrankheit erhält. Gegen diese Art der Verbreitung der Krankheit gibt es keinen direkten Schutz. Es ist nicht möglich, die Hunderttausende von Kranken — nach der von K o c h angeführten Statistik des Deutschen Reichs-Gesundheitsamtes gibt es in Deutschland allein 226,000 Personen über 16 Jahre, die für Heilstättenbehandlung geeignet sind — aus dem Kreise ihrer Angehörigen zu reißen, um sie in Hospitäler und Heilanstalten zu bringen.

Die Klarstellung dieser ja schon lange bekannten Gefahr durch K o c h s Vortrag wird dahin führen müssen, den Bestrebungen auf Besserung der Arbeiterwohnungsverhältnisse neue Kraft zuzuführen. Es ist hier nicht der Ort, wie wir bereits betont haben, den thatsächlichen Inhalt des Koch'schen Vortrags zum Gegenstande der kritischen Besprechung zu machen. Was wir aus demselben hier angeführt haben, würde bestehen

[2]) Die Citate sind dem ausführlichen Referat über den Vortrag K o c h s in der Zeitschrift „Medizinische Reform", IX. Jahrgang Nr. 30. entnommen.

bleiben, auch wenn fortgesetzte Untersuchungen zeigen sollten, daß die von Koch festgestellte Verschiedenheit der Tuberkulose des Rindviehs und des Menschen keineswegs darauf beruhte, daß beide in ihrem Wesen verschiedene Krankheiten seien, daß vielmehr derselbe Tuberkelbazill für beide die gemeinsame Ursache darstellt. Die von Koch betonte Nothwendigkeit, den Kampf gegen die Tuberkulose auf die Verbreitung derselben durch den Auswurf einerseits, auf deren Begünstigung durch die schlechten Wohnungsverhältnisse der Unbemittelten andrerseits zu begründen, wird auch dann nicht auf Widerspruch stoßen können, wenn seine Feststellung über die Resistenz des Rindviehs gegen die Menschentuberkulose, seine Annahme über die Seltenheit der Infektion auf dem Wege der Vererbung und der Nahrungsaufnahme sich als irrig erweisen sollten. Wenn auch unabhängig davon die Koch'schen Anschauungen, wie es wahrscheinlich ist, durchdringen, dann eröffnen sich neue Fragen und neue Ausblicke in großer Zahl. Der Tuberkelbazillus findet sich in den engen Wohnungen, im Straßenstaub, überall. Wir Alle athmen ihn tagtäglich ein, ganz abgesehen von der Häufigkeit unmittelbarer Einimpfungen bei Verletzungen. Und doch bleibt trotz allem die größte Zahl der Menschen verschont. Es bleibt eben trotz alledem bestehen, daß die Abkömmlinge schwindsüchtiger Familien häufiger als andere infizirt werden, daß unter den jugendlichen Schwindsüchtigen die künstlich mit minderwerthiger Milch aufgezogenen Proletarierkinder den größten Prozentsatz der Angesteckten liefern, daß also erbliche Belastung und ungenügende Ernährung nicht die Tuberkulose, aber den Boden schaffen, auf welchem die Tuberkulose wächst. Die Verbesserung dieses Bodens, damit das Unkraut des Tuberkelbazills darauf nicht wuchern könne, wird, da nun einmal der Tuberkelbazill überall sich findet und seine Verbreitung nur allmählich durch die Abnahme der Schwindsüchtigen selbst eingeschränkt werden kann, die erste Aufgabe sein. Die Heilbarkeit der Schwindsucht ist nicht zu bestreiten; aber die Zahl der Geheilten ist unzweifelhaft nur eine verhältnißmäßig sehr geringe; diese geringe Zahl der Geheilten erfordert aber einen Kostenaufwand, wie er kaum für andere hygienische Aufgaben bis jetzt geleistet worden ist. 5500 Betten werden die zur Behandlung der Schwindsucht errichteten Heilanstalten in Deutschland gegen Ende des Jahres 1901 bergen; etwa 20,000 Kranken von den 226,000 — so hoch etwa beläuft sich die Zahl der Schwindsüchtigen in Deutschland — werden diese im Laufe des Jahres Aufnahme gewähren können. Davon werden allenfalls ein Fünftel, also etwa 4000 im Laufe des Jahres die Bazillen verlieren, d. h. wenigstens zunächst zur Heilung gelangen, also allenfalls zwei Prozent. Und das sind überdies zum Theil nur vorübergehende Heilungen. Dafür bedurfte es, wenn wir die Kosten für ein Bett in diesen Anstalten mit etwa 3000 M. veranschlagen, allein für die Errichtung der bestehenden Anstalten eines Kapitals von mindestens 15 Millionen Mark; mindestens das Zehnfache müßte aber aufgewendet werden, um nur annähernd der Gesammtheit der Schwindsüchtigen die Aufnahme in Anstalten zu ermöglichen. Dazu kommen aber dann erst die Kosten für die Erhaltung und Pflege der Kranken und die Unterhaltung ihrer des Ernährers verlustigen Familien, die selbst wieder jährlich viele Millionen erfordern würden. Dann tritt aber die Frage an uns heran, ob nicht gegenüber dem Erforderniß so immenser Summen es besser wäre, dieselben unmittelbar der Besserung der Wohnungshygiene, der Besserung der Volksernährung nach allen Richtungen dienstbar zu machen; ob nicht gegenüber der kümmerlichen Resultate einer jährlichen Heilung von zwei Prozent der Erkrankten durch zielbewußtes, vor dem gleichen, ja vielleicht nicht einmal so großen Aufwande nicht zurückscheuendes Eingreifen zum Zwecke der Vorbeugung mehr geleistet werden könnte.

Wir bewundern Kochs selbstloses, die Einschränkung früherer eigener Forschungen proklamirendes Auftreten. Mag die Prüfung der von ihm verkündeten Lehren an seinen Ergebnissen im einzelnen dieses und jenes ändern, der Weg, auf den er uns führt, wird davon nicht berührt. Klar und fest die unmittelbaren Ergebnisse seiner Versuche verfolgend, ist Koch in seinem Vortrage in den von ihm aufgestellten Forderungen nicht über das hinausgegangen, was unmittelbar daraus logisch hervorgeht; indem er seine Ergebnisse aber der objektiven Prüfung der Gesammtheit mittheilt, eröffnet er, das wünschte ich, hier gezeigt zu haben, der öffentlichen Gesundheitspflege in der Bekämpfung der mörderischsten aller Krankheiten neue und freie Bahnen.

Frankfurt a. M.

Prof. Dr. Max Flesch.

---

## Historische Institute.*)

Von Heinrich Finke.

Das Preußische historische Institut in Rom war in den zehn Jahren seines Bestehens in der Oeffentlichkeit eigentlich nur lobend erwähnt worden: Persönliches hatte man nicht berührt, sondern nur des Geleisteten rühmend gedacht. Die lange Reihe von Bänden mit Nuntiaturberichten wirkten ja für sich überzeugend. Wohl hatte die Kritik auch hier, wie bei jedem öffentlichen Institute, eingesetzt, Wünsche aller Art, persönliche und sachliche, waren geäußert, aber das geschah nur privatim, in camera caritatis; der großen Menge auch der zünftigen Historiker schien alles in schönster Ordnung.

So kam denn der scharfe Angriff, den als Neujahrsgruß ein völlig Eingeweihter an dieser Stelle dem Institut überbrachte, ganz überraschend. Tadel und Reformvorschläge waren vermischt mit pikanten Personalien. Wenn der Verfasser die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf das Institut lenken wollte, so erreichte er das Ziel unzweifelhaft. Historiker von Fach und aus Liebhaberei befaßten sich plötzlich angelegentlich mit dem Institut und seinen Leistungen; die Tagesblätter brachten Artikel für und wider „die Hetze gegen das historische Institut".

Es folgte die bekannte Eingabe nach den Vorschlägen der Marburger Historiker: sie verlangt größeren Wechsel in den Institutsmitgliedern, um „den unvergleichlich bildenden Einfluß eines Aufenthalts in der ewigen Stadt" recht vielen jungen Gelehrten zu ermöglichen, statt der raschen Ausbreitung des vatikanischen Archivs eine „umfassende Erschließung aller italienischen Archive" und vor allem Verwandlung des preußischen in ein Reichsinstitut.

Neben Fachleuten hatten die Eingabe eine auffällig große Anzahl anderer meist hervorragender Persönlichkeiten unterzeichnet, auch Parlamentarier, von denen wahrscheinlich recht viele das Institut nur dem Namen nach kannten.

Wie bei manchem Kollegen, der die Verhältnisse aus eigener Anschauung kannte, stritt bei mir die Neigung für die Unterzeichnung mit dem Bedenken gegen die Art

*) Anmerkung der Redaktion. Unsre Beilage hat es stets für richtig erkannt, gegenüber Fragen von wissenschaftlichem Gehalt, zumal wenn sie zuerst in ihren eigenen Spalten aufgeworfen worden, nicht bloß eine Person zum Wort und somit nicht bloß eine Seite der Sache zur Sprache kommen zu lassen. In diesem Sinne wird man die obstehende Aeußerung eines mit dem Gegenstande besonders vertrauten Gelehrten allgemein willkommen heißen.

der Eingabe. Und als ich mich dann doch zur Hergabe meines Namens entschloß, war es zu spät.

Daß eine Reform des Instituts sehr erwünscht sei, steht wohl bei Allen fest; sicherlich auch bei der Berliner Leitung. Sachliche Schwierigkeiten — auf die aus der Beamtenstellung der Institutsmitglieder erwachsenden gehe ich nicht ein — erheben sich sofort, wenn man nach dem nothwendigen Umfange der Reform fragt. Was mich und Manche von der Unterzeichnung zunächst abhielt, war das Auftreten in der Oeffentlichkeit, die Benutzung der Presse, die natürlich auch immer wieder zur öffentlichen und peinlichen Kritik der in Aussicht genommenen Dirigenten führte, die, wenn auch nicht gewollte, so doch leicht unterzulegende Kritik der obersten Leitung. So lange man nicht wußte — und es ist bis jetzt nichts darüber bekannt geworden —, ob nicht ein anderer nicht öffentlicher Weg zur Einführung der nothwendigen Aenderungen führen konnte, schien mir ein derartiges erstes Auftreten in der Oeffentlichkeit verfehlt.

Inzwischen sind mehrere Monate vergangen; nach Zeitungsandeutungen ist die Umwandlung des preußischen in ein Reichsinstitut vorläufig vertagt, die Ernennung des oder der Leiter des ersteren steht bevor, wenn sie nicht schon erfolgt ist. Darum dürfte jetzt der passende Augenblick gekommen sein, möglichst sachlich, unter Berücksichtigung der Marburger Eingabe, die nothwendigen und wünschenswerthen Aenderungen des römischen Instituts zu prüfen.

Ein gewisses Anrecht dazu glaube ich, weniger aus der Aufforderung mehrerer Kollegen, meine Ansicht zu äußern, als aus meiner langjährigen Bekanntschaft mit den einschlägigen Verhältnissen herleiten zu dürfen; denn öfter wohl als die meisten deutschen Kollegen habe ich in den letzten 15 Jahren die römischen, daneben die französischen und spanischen Archive besucht. Vielleicht dienen einige Angaben über die Entstehungszeit der römischen Institute auch zur Erklärung und damit Entschuldigung der vorhandenen Schwächen.

Als ich in den Wintern 1886 und 1887 im Vatikanischen Archiv die Westfalica sammelte und so eine Arbeit vollendete, aus deren Anfängen der unerbittliche Tod den so viel versprechenden Dielamp unerwartet abberufen hatte, da konnte man an dem hufeisenförmigen Tische sich noch bequem ausdehnen, wenn man nicht etwa zufällig in die Nähe des auch schon heimgegangenen nervösen Forschers Cristofori gerieth, der jede unliebsame Berührung mit einem hastigen „scusi" begleitete. Nur zwei Westfalen vertraten damals das Deutsche Reich, daneben gab es noch einige deutsche Oesterreicher vom Istituto austriaco und deutschsprechende Polen.

In der ersten Begeisterung habe ich schon 1886 an meinen verehrten Lehrer Weizsäcker geschrieben und, wie Brieger, Schottmüller und Andere vor mir, auf die Nützlichkeit der Gründung eines Preußischen Instituts hingewiesen. Seine Antwort besitze ich nicht mehr: allzu ermunternd wird sie wohl nicht gelautet haben, denn sonst hätte ich sie nicht vergessen. Wattenbachs Antwort weiß ich noch: Er vertröstete mich auf das Branntweinmonopol! Wenn Bismarck damit durchgedrungen sei, dann gäbe es in Preußen auch Geld für wissenschaftliche Zwecke. Man wird es danach begreiflich finden, daß die Urtheile über Preußens wissenschaftliche Neigungen nicht allzu freundlich lauteten, wenn ich mit den römischen Freunden Nothwendigkeit und Plan eines solchen Instituts und die Nützlichkeit des gemeinsamen Handinhandarbeitens von Preußen und Oesterreichern erwog.

Eines der häufigsten Gesprächsthemen der Archivbesucher im Vatikan war bekanntlich in jenen Jahren: Wie lange wird's noch dauern? Wenn Kardinal Hergenröther stirbt, was dann? Wir wußten, daß maßgebende Kreise mit den hochherzigen Absichten Leo's XIII., aus dem Vatikanischen Archiv dauernd einen Tempel der Wissenschaft zu machen, nicht übereinstimmten; zweifelhaft war nur die Stärke dieser Reaktion. Die Pessimisten glaubten an eine baldige völlige Schließung des Archivs, die Weitsichtigen vermutheten nur größere Beschränkungen. Wenn man dann Männer wie Denifle oder den zwar nicht amtlich beschäftigten, aber stets in Archivsachen unterrichteten Ehele wegnahm, wie sollte man sich ohne Führer im archivalischen Labyrinth zurecht finden?

So suchte man mit einer gewissen berechtigten Hast einzuheimsen, wessen man habhaft werden konnte. Man warb neue Kräfte zur Ausbeutung und begann schon damals, allerdings in bescheidenstem Maße, archivalischen Raubbau zu betreiben. Was war aber der eine Abschreiber gegen das Kopistenheer, dem man in den neunziger Jahren zeitweilig im Vatikanischen Archive begegnete, in einer Zeit, wo nach Festigung der Verhältnisse keine Berechtigung zu der fieberhaften Ausnützung mehr vorhanden war.

Freilich konnte man auch so nicht an die ergiebige Ausnutzung eines Archives denken, dessen Schätze man nach damaligem Wissensstande für unerschöpflich hielt und auch halten durfte. Nur von neuen Instituten mit genügenden Hülfskräften ließ sich das erwarten. Hat diese Auffassung auch Schottmüller getheilt, so muß man ihm solches zum Verdienst anrechnen.¹)

Die Furcht vor vorzeitigem Archivschluß hat mich dann veranlaßt, bei der Görresgesellschaft die Gründung eines römischen Institutes anzuregen. Da hier bereits vorgearbeitet war, so fand ich geneigteres Gehör wie in Berlin. Im Sommer 1888 wurde das historische Institut der Görresgesellschaft nach meinen Vorschlägen ins Leben gerufen, fast zur selben Zeit, als den Uneingeweihten ganz unerwartet, aber auch den Eingeweihten überraschend schnell das Preußische historische Institut geschaffen wurde. Denn daß um die Wende 1886, selbst noch etwas später, Weizsäcker und Wattenbach an die Möglichkeit der Schöpfung geglaubt haben, hatte ich nach ihren Mittheilungen, vor allem auch nach dem Verhältnisse Weizsäckers zu mir, für ausgeschlossen.

So gab es seit dem Jahre 1888 drei deutsche historische Institute in Rom.

Man hat nun vielfach ein gemeinsames freundschaftliches Zusammenarbeiten erwartet und darauf die größten Hoffnungen gesetzt. Kann man sich auch einen idealeren Bund denken? Eine größere Anzahl junger Männer, darunter einige wissenschaftlich hervorragend begabt, andere voll künstlerischer Interessen, alle im richtigen Alter, um die Herrlichkeiten des Roms der Klassiker wie der Renaissance mit jugendfrischem und doch gereiftem Verständniß in sich aufzunehmen — wie mußten sie bei ihren Arbeiten sich gegenseitig fördernd beeinflussen, welche prächtige Schöpfungen durfte man von ihnen erhoffen! Das erstere blieb ganz aus, das letztere erfüllte sich nur in beschränktem Maße. Leise persönliche und Institutsreibereien gab's schon im Anfang; sie ließen sich zuerst leicht beheben; das Schlimme war nur die stete Wiederholung. Nach und nach wurden sie chronisch. Wer jährlich oder alle zwei Jahre in diese römischen Kreise kam, nahm mit Trauer eine immer stärker werdende eisige Entfremdung der einzelnen Institute und ihrer Mitglieder wahr. Schließlich war der Gefrierpunkt erreicht. Als eines angenehmeren Intermezzos werden Manche aus der Zeit, da noch eine Besserung zu erhoffen war, sich der heiteren Abendversammlungen im Sicilianer und sonst erinnern, die wir Ludwig Quidde verdanken. Wenn Einer, so wäre Quidde imstande gewesen, bei längerer Wirksamkeit und bei Einhaltung einer streng wissenschaftlichen Laufbahn hier Wandel zu schaffen; denn er war ein Institutschef, der sich Anhänglichkeit bei den Stipendiaten erzwang.²)

Was verschuldete diese Entfremdung? Nicht nationale, nicht konfessionelle Gegensätze — ihr Auftauchen wurde meist mit löblichem Eifer unterdrückt — sondern

¹) Ich verstehe deßhalb nicht recht, wie der Verfasser des II-Artikels (Beilage Nr. 9) sagen kann: „Nicht daß damals eigentlich ein Bedürfniß zu einer solchen Gründung vorhanden gewesen wäre." Gerade eines preußischen Instituts, mag sein, nach Institutsgründungen überhaupt war sicherlich das Bedürfniß vorhanden. Das Fraknoi'sche Institut ist übrigens sehr viel später entstanden.

²) Seine Beurtheilung in dem II-Artikel halte ich für durchaus unrichtig.

wissenschaftliche Eifersüchteleien. In Rom beinahe sprichwörtlich gewordene Eifersüchteleien, die auch den Mitgliedern ausländischer Institute nicht unbekannt blieben, und von ihnen — ich muß es leider bezeugen — belacht wurden. Man fürchtete, daß der Nachbar seinen Fund, sein Thema wegnehmen, in sein Arbeitsgebiet einfallen, ihm den Ruhm des ersten Editors rauben könne. Man erzählte sich, daß der eine oder andere Stipendiat beim Skat oder Wein es besonders geschickt verstände, dem Mitglied eines anderen Instituts sein Thema oder die Nummer des Codex, den er unter Händen habe, zu entlocken. Und das Merkwürdige war: in der römischen Luft, unter den einander mißtrauisch beobachtenden Gesichtern, wurde man von dieser Manie angesteckt; selbst der schwieg sich über seine Arbeiten aus, der in der Heimath den Freunden mit der Vorführung seiner Pläne beinahe lästig werden konnte.

Nicht zum wenigsten wurde diese Entfremdung und Eifersüchtelei durch das gemeinsame Arbeitsgebiet hervorgerufen: das 16. Jahrhundert, die Bearbeitung der Nuntiaturberichte.

Eine seltsame wissenschaftliche Umwerthung ging in den römischen Kreisen seit Gründung der neuen Institute vor sich. In den achtziger Jahren bearbeitete man im Vatikanischen Archiv nur das Mittelalter; hier und da hatte sich ein unbedeutender Ausländer in die Neuzeit verirrt: im großen Ganzen galt das als Kopierarbeit. Am höchsten wurden die Arbeiten der Mitglieder des österreichischen Instituts geschätzt. Durch Sickel vorzüglich geschult, kamen diese nach Rom mit einem bestimmten in einem Jahre zu erledigenden Thema, meist diplomatischer oder paläographischer Natur; ich erinnere nur an die Arbeiten v. Ottenthals, Kehrs, Tangls u. A. Das wissenschaftliche Abschreiben überließen sie der école française oder uns, die wir Provinzialgeschichtliches sammelten und unsern Arbeiten durch diplomatische Einleitungen einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben suchten. Die Inangriffnahme der Nuntiaturberichte habe ich mit v. Ottenthal im Winter 1887 öfter erörtert; wir sahen die Nothwendigkeit ein, aber nicht ohne das Gefühl, daß man dieses Gebiet den Schnellsammlern, den Anfängern überlassen könne.

Auf einmal wurde das anders durch die zielbewußte Inangriffnahme der Nuntiaturberichte des 16. Jahrhunderts seitens des preußischen Institutes. „Ein Hauptvorzug desselben,“ wurde mir vor einigen Wochen noch von maßgebender Seite in Rom erklärt, „ist, daß es von Anfang an gewußt hat, was es wollte.“ Das standard work des preußischen Institutes sollte diese Edition werden. Man ist sich wohl zu Anfang nicht klar über den Umfang des Unternehmens geworden, doch daß man lieber das Ganze als einen Theil nehmen wollte, ist natürlich. Aber der Gedanke: Nuntiaturberichte zu ediren, schwebte in der Luft; ohne von anderen Plänen Kenntniß zu haben, beschloß die Görres-Gesellschaft dasselbe, und nur ein Zufall hat sie veranlaßt, mit dem Ende des Jahrhunderts, statt mit dem Beginn der Reformation anzufangen. Auch das österreichische Institut suchte verspätet, obwohl es schon vor Gründung des preußischen den Gedanken erwogen, sein Gebiet sich zu sichern.

Bei der Abgrenzung erwachte Eifersucht, die sich dann auch auf andere Gebiete übertrug; sie erhielt noch ihre besondere Schärfe in der Thatsache, daß der hervorragendste Editor der Nuntiaturberichte auf lange Zeit Leiter des preußischen Instituts war. Selbst bei lockerem Zusammenhang der Institutsmitglieder mußte eine Entfremdung zwischen ihm und Anderen eine Rückwirkung auf sie ausüben. Schließlich kam man dazu, fast jede aus einem fremden Institut hervorgehende Arbeit als Konkurrenzarbeit anzusehen.

Wie zu Anfang erwähnt, scheint man das Disharmonische sehr lange nicht empfunden zu haben; es gab eine Zeit, wo man nicht nur mit Stolz auf diese stattliche Reihe von Nuntiaturberichts-Bänden schaute — dazu ist man vollauf berechtigt, wenn man auch nicht zugeben will, daß „die Ergebnisse geschichtlicher Studien ein um so größeres Interesse erwecken, je mehr sie sich der Gegenwart nähern“ —, sondern wo auch ganz junge Leute über die unsterblichen Leistungen eines Sickel aburtheilen zu dürfen glaubten, weil sein Institut es immer noch nicht zu einem Band Nuntiaturberichte gebracht habe.

Diese Auffassung, daß es auf möglichst rasches und umfangreiches Publiziren ankomme, daß alle anderen Gesichtspunkte eines Instituts dagegen zurücktreten müssen, ist meines Erachtens die charakteristischste Schwäche in der Entwicklung des preußischen Instituts geworden. Inwieweit Hr. v. Sybel sie mitverschuldet hat, entzieht sich meiner Kenntniß.

Jetzt ist plötzlich die Reaktion gekommen: die neue, von Marburg ausgehende wissenschaftliche Umwerthung athmet durchaus Sickel'schen Geist! Eine sehr große Zahl deutscher Historiker will das preußische Institut in der Weise umgestalten, wie das so lang und hart kritisirte österreichische in den achtziger Jahren gewesen ist! Nur der Zeit entsprechend umfangreicher, mit mehr Aufgaben. Die Elite jüngerer Historiker soll für kurze Zeit nach Rom und Italien gesandt, hoffentlich mit einem bestimmten Thema, eine anregende historische Kraft an die Spitze des Instituts gestellt werden und ihm Ansehen und Geltung verschaffen.

Damit bin ich ganz einverstanden, glaube aber, daß man das Kind mit dem Bade ausschütten würde, wenn man nun auf die Nuntiaturberichte, oder Quellen zur neueren Geschichte aus dem vatikanischen Archiv und ähnliche Veröffentlichungen ganz verzichten, wenn man überhaupt jetzt nur mehr Aufsätze, keine Bücher von den Stipendiaten erhalten würde. Die naturgemäße Reaktion nach weiteren zehn Jahren wäre dann der Wunsch nach dicken Bänden, die Rückkehr zur Aera Friedensburg. Das Repertorium Germanicum würde in seinen vielversprechenden Anfängen nicht stecken geblieben sein, wenn die kolossale Summe aus der kaiserlichen Schatulle sich auf eine große Anzahl Bände vertheilt hätte. Denn daß der eine Band ein vorzügliches, dem Forscher des Mittelalters — und solche gibts doch auch noch — unentbehrliches Buch ist, das seinen Sammlern alle Ehre macht, wird doch Niemand leugnen wollen.

Nachdem die fast vollständige persönliche Neuordnung des Instituts unzweifelhaft geworden ist, kann ich meine Ansicht über die nothwendigen Reformen dahin zusammenfassen:

1. An die Spitze stelle man eine Persönlichkeit von wissenschaftlichem Ansehen — Autoritäten hat man nicht immer zur Hand —, die nicht das Hauptgewicht auf Edition zahlreicher Bände legt, die in erster Linie vielmehr die Arbeiten Anderer, vor allem der Institutsmitglieder fördert, die in Rom und anderswo nur einen zu bewältigenden Gegner kennt: das unbekannte archivalische Material. Will man einen weiteren Ausbau des Instituts, so errichte man zwei leitende Stellen, etwa wie beim archäologischen Institut, und besetze die eine mit einer mehr repräsentativen Persönlichkeit, die andere mit einer vorzüglichen Arbeitskraft.

2. Man ermögliche den Anschluß an das Institut neben den für mehrere Jahre angestellten Mitgliedern auch einer größeren Anzahl jüngerer, besonders talentirter Historiker, die nur vorübergehend die Schätze Roms und Italiens für ein bestimmtes kleines Arbeitsgebiet benutzen wollen. Daß das Institut mehrjähriger Mitglieder nicht ganz entbehren kann, wird jeder Kenner der römischen Verhältnisse zugeben. Jede irgendwie nennenswerthe Quellenedition erfordert bei der karg bemessenen Arbeitszeit einen mehrjährigen Aufenthalt. Die Frage der Heranziehung preußischer Archivbeamten möchte ich hier nur streifen; daß auch für sie die „römischen Lehrjahre“ von unberechenbarem Nutzen sind, ist ebenso unbestreitbar, wie, daß ihre alleinige Verwendung für diese Stellen nicht erwünscht sein kann.

3. Man beschränke sich nicht einseitig auf ein viele Jahre beanspruchendes Thema; man berücksichtige gleichmäßiger Mittelalter und Neuzeit, die Edition wie die Untersuchung, die Hülfswissenschaften wie die Publikation erzählender Quellen.

Den anderen Wünschen der Marburger Eingabe stehe ich kühler gegenüber. In bescheidenerem Maße wird ein Theil von ihnen: Hülfe für gelehrte Gesellschaften, umfassendere Erschließung des vatikanischen und der anderen Archive — von einem gut geleiteten Institut erfüllt werden können. Aber sie unbedingt in den Vordergrund zu stellen, sie für ebenso nothwendig zu halten wie die obigen drei Punkte vermag ich nicht. Ist denn das Erstere überhaupt so sehr erwünscht, abgesehen davon, daß doch die meisten Institutsmitglieder ihren Beruf nicht in erster Linie in Handlangerdiensten sehen werden. Werden denn nicht die Monumenta Germaniae und andere Gesellschaften lieber ihre speziell geschulten Leute aussenden? Will man größeres Gewicht darauf legen, so engagire man hiefür eine besonders geeignete Persönlichkeit, gliedere sie dem Institut an, ohne aber diesen Punkt auf die Organisation des Instituts einwirken zu lassen. Ist dann ferner die „systematische Durchforschung aller Bestände des vatikanischen Archivs" so leicht möglich? Die diesen Punkt betonen, meinen doch natürlich nur in loyalster Weise, d. h. in Verbindung mit den vatikanischen Beamten. Ob sie dafür zu haben sind, bezweifle ich trotz des weitest gehenden Entgegenkommens der jetzigen Verwaltung. Und die Auskundschaftung der übrigen Archive? Soll diese Thätigkeit der Direktor im Umherziehen ausüben mit einem Stabe jüngerer Gelehrten oder diese selbst? Dann müßten sie eine mehrjährige Schulung und eine Gewandtheit besitzen, wie sie selten einem jungen tüchtigen Gelehrten eignet.

Gewiß muß auf allen diesen Gebieten mehr geschehen als bisher, es müssen systematische Forschungen [3]) in den Archiven nach bestimmten zusammenfassenden Gesichtspunkten, z. B. Beziehungen Deutschlands zu Italien und ähnliches erfolgen, es muß auch hier das Institut mehr der Allgemeinheit dienen, aber mir scheinen diese Punkte in den Reformprogrammen zu stark betont zu sein. Ob darin nicht eine Ueberschätzung der italienischen Archive spricht? Es kommt doch nicht alles wissenschaftliche Heil von Italien! Wer die französischen und spanischen Archive mit ihren ungehobenen Schätzen kennt, wird mit mir die Errichtung einer wissenschaftlichen Zentrale in Paris, die ihre Fühler nach Spanien und London ausstrecken könnte, befürworten.

Und dieser Gedanke ist es auch, der mich zurückhält, dem so sympathischen Ruf nach einem Reichsinstitut in Rom so unbedingt zuzustimmen. Werden hier in Rom gewaltige Ausgaben dauernd festgelegt, wird man dann für andere Zwecke noch Geld erübrigen? Wenn ja, so würde auch ich ein solches Reichsinstitut zu Ehren des deutschen Namens und zum Nutzen der deutschen Wissenschaft begrüßen. Aber die Einrichtung braucht nicht in aller Eile zu geschehen; es kann aus dem neuorganisirten preußischen Institut erwachsen, die prinzipiellen Einzelarbeiten könnten aber auch so schon unter einheitlicher Leitung des preußischen Instituts erfolgen.

---

## Besprechungen.

*Deasy.* In Tibet and Chinese Turkestan. Being a Record of three Years' Exploration. 8°, XVI und 420 S. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte. London, T. Fisher Unwin, 1901. Preis 21 Sh. — Kapitän H. H. P. Deasys Forschungen im westlichen Tibet und in Ost-Turkestan, über die in dem vorliegenden Werke berichtet wird, fallen in die Zeit vom Mai bis November 1896 und vom September 1897 bis Juli 1899. Zweck seiner ersten Reise waren Aufnahmen in Tibet im Anschluß an die indische Landesvermessung, eine Aufgabe, auf die er sich schon mehrere Jahre vorher fleißig vorbereitet hatte. Das Eindringen in Tibet über die Himalayapässe, also von Süden und Westen her, ist, wie die Erfahrungen mehrerer Reisenden lehren, weit schwieriger als aus irgend einer anderen Richtung, da die Lamas vor ihren indisch-britischen Nachbarn ganz besonders auf der Hut sind, und so gleicht ein Versuch, dem Hochland von Tibet von jener Seite aus beizukommen, im wahrsten Sinne einem Einschleichen. Lange bleibt aber trotz aller Vorsicht die Entdeckung durch die Beamten des Dalai Lama nicht aus, und die Eindringlinge werden dann hinausbefördert. So erging es seinerzeit dem bekannten Maler Landor, und so erging es auch Deasy, dem freilich nicht so übel mitgespielt wurde. Deasy überschritt von Leh aus auf dem Passe Lanak La die Grenze und kam, die Routen Dalgleish', Careys und de Rhins berührend, in östlicher Richtung bis zum See Jeschil Kul. Da von hier ein weiteres Vordringen nach Osten nicht räthlich schien, wandte sich Deasy südostwärts, kreuzte am See Aru Tso die Route Bowers und gelangte bis zum See Tschoka. Inzwischen waren die Tibetaner auf ihn aufmerksam geworden, man witterte in seiner kleinen Karawane die Vorhut einer starken Militärmacht und eskortirte ihn auf einem neuen Wege an die Grenze zurück. Deasys zweite Reise begann in Srinagar und endete wiederum in Leh; er verfolgte mit ihr den Zweck, das bislang unbekannte Stück des Jarkandflusses zwischen Raskam (37° n. Br.) und der Stadt Jarkand zu erforschen und von Norden, von Ost-Turkestan her, die Verbindung mit seinen Tibetrouten von 1896 herzustellen. Diese Unternehmung beanspruchte fast zwei Jahre und war reich an Fehlschlägen und Enttäuschungen, die theils die Natur des Landes, theils die Feindseligkeit der chinesischen Lokalbehörden hervorrief; trotzdem aber gelang es Deasy, nach und nach seinen Zweck zu erreichen und die Heimkehr nach Leh auf der Route Polu-Jeschil Kul-Lanak La zu bewerkstelligen. Freilich hatten ihn die Entbehrungen und Strapazen so mitgenommen, daß er zwei Monate in Simla krank darniederlag und er sich auch bei seiner Rückkehr nach England, Dezember 1899, noch sehr schwach fühlte. Deasys Bericht, so schlicht er gehalten ist, gewährt ein deutliches Bild von den aufreibenden Schwierigkeiten des Reisens und der wissenschaftlichen Thätigkeit in den unwirthlichen, eisigen Einöden Hochasiens, und man bekommt Hochachtung vor dem Manne, der unter den entmuthigendsten Verhältnissen unermüdlich seine astronomischen, geodätischen und topographischen Arbeiten durchführte, der sich nicht auf die übliche Routenaufnahme und einige astronomische Ortsbestimmungen beschränkte, sondern ein richtiges Dreiecksnetz vor sich her schob und es durch Meßtischaufnahmen ausfüllte; dazu kommen zahllose barometrische und trigonometrische Höhenmessungen. Hiefür stand ihm als Hülfskraft nur ein indischer Landmesser zur Verfügung. Das Ergebniß dieser Arbeiten, das später von der indischen Landesaufnahme bearbeitet und auszugsweise auf einer dem Buche beigegebenen schönen Karte in 1 : 1,500,000 (zuerst im November 1900 im „Geogr. Journ." veröffentlicht) veranschaulicht worden ist, muß als eine glänzende Leistung bezeichnet werden, und wir glauben, daß sich ihr für Hochasien nicht viele anderen an die Seite stellen können. Erwähnenswerth ist, daß Deasy für den Mustagata statt der 7800 m unsrer Karten nur eine Höhe von 7320 Meter abgeleitet hat, allerdings durch Messungen aus einer Entfernung von 100 km. Auch glückte Deasy die Entdeckung der Quelle des Khotanflusses. Im übrigen finden die Natur und das Volksleben in dem einsamen Tibet sowohl wie in den Oasen Ost-Turkestans in dem Buche gebührende Berücksichtigung, und von Interesse ist auch mancherlei von dem, was über die allgemeinen Verhältnisse in Ost-Turkestan mitgetheilt wird; zu vergessen ist allerdings nicht, daß da natürlich der englische Standpunkt hervortritt. Der russische Generalkonsul in Kaschgar, Petrowsky, wird von Deasy sehr hart beurtheilt, und insofern vielleicht mit Recht, als der Russe dem Engländer mit Mißtrauen begegnete und ihn in keiner Weise unterstützte, weil er an die rein wissenschaftlichen Ziele Deasys nicht glauben wollte. Thatsache ist jedenfalls, daß Petrowski fast allmächtig ist und mit seiner Kosackenwache weit mehr respektirt wird als der britische Geschäftsträger; die Russen verstehen es zweifellos gründlich, den Chinesen zu imponiren, und der Reisende, der sich ihres Schutzes erfreut, kommt besser fort als mit den schönsten Pekinger Pässen. Es sei daran erinnert, daß sowohl Sven Hedin wie die Deutschen

---

[3]) Die Institutsdirektionen sollten überhaupt mehr Uebersicht über den gesammten römischen Arbeitsbetrieb haben. Wie nothwendig wäre ein möglichst vollständiges Verzeichniß aller in Rom seit 1883 im Vatikan begonnenen Arbeiten!

Halderer und Futterer sich der wirksamsten Förderung durch den gefürchteten Petrowski erfreut haben. Ost-Turkestan, so meint Deasy zutreffend, könnten die Russen jederzeit in die Tasche stecken, und er ist vorurtheilslos genug, zuzugeben, daß eine russische Occupation für das Land nur von Vortheil sein könne, und daß England kein Interesse daran habe, sie zu hindern. — Das Werk ist mit vielen guten Abbildungen ausgestattet und alles in allem ein erfreulicher Beitrag zur englischen Literatur über Hochasien.

Sg.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

C.K. **Die letzten nachgelassenen Werke von Victor Hugo.** — Zu derselben Zeit, wo das Victor Hugo-Museum eröffnet, sein Denkmal eingeweiht und die erste Aufführung von „Les Burgraves“ im Théâtre-Français stattfinden wird, soll auch der letzte Band der nachgelassenen Werke Victor Hugos von Auguste Vacquerie und Paul Meurice veröffentlicht werden. Alsdann wird die vor zwanzig Jahren unternommene Ausgabe vollendet sein; wenn noch einige Kleinigkeiten bleiben, sollen sie in die Gesammtausgabe eingeschaltet werden. Nur der „Briefwechsel“, von dem bis jetzt erst drei Bände erschienen sind, bleibt noch zu veröffentlichen. Vor dem 26. Februar des nächsten Jahres, dem 100. Geburtstag des Dichters, im kommenden Oktober noch, wird Paul Meurice einen vorletzten Band in Prosa erscheinen lassen: „Post-Scriptum de ma vie“. Diesen Titel wählte Victor Hugo selbst für das Buch, um zu bezeichnen, daß sich seine letzten Worte darin finden würden; in einer Art philosophischen Testaments „Méditation suprême“ bekennt der Dichter seinen Glauben und seine Ueberzeugung; es beginnt mit den Worten: „Meine Kinder, weinet nicht, wenn ich sterben werde…“ und zeigt ein vollständiges festgefügtes System seines Deismus. Unter verschiedenen Bruchstücken werden „Promontorium Somnii“, eine Studie über Phantasie und Trugbilder in Literatur und Geschichte, über die kleinen Götter des Alterthums und die Heiligen zweiten Ranges im Mittelalter, andere über Shakespeare, über den Geschmack, über die Ironie und schließlich unter der Bezeichnung „Tas de pierres“ eine Gedankensammlung von 1830—1880 enthalten sein. Der letzte Band „Dernière gerbe“ wird sehr verschiedenartige Verse enthalten. Neben wichtigen und unvollendeten Bruchstücken wird man darin humoristische und fröhliche Reiseerzählungen lesen, dann den nie beendeten „Don César de Bazan“, ein anderes unvollendetes Stück „Maglia“ und schließlich die Perle dieses Bandes „Un voyage en Hollande“. Schließlich finden sich in dem Band noch Stücke über allerlei Sitten und aus allen Zeiten.

* Auf dem letzten in Monaco abgehaltenen Kongreß für interozeanische Forschungen war von verschiedenen Seiten darauf aufmerksam gemacht worden, daß zur Erforschung der atmosphärischen Erscheinungen eine Beobachtungsstation auf den Azoren außerordentlich wichtige Dienste leisten würde. Dieser Anregung hat die portugiesische Regierung bereits Folge gegeben. Bei dem letzten Besuche des Königs von Portugal wurde in seiner Gegenwart das meteorologische Observatorium eingeweiht. Es ist nicht allein für rein meteorologische Beobachtungen eingerichtet, sondern auch mit Instrumenten für Seismologie ausgestattet.

-g. **Heidelberg.** Der Privatdozent Dr. Georg Bredig an der Universität Leipzig wurde zum etatsmäßigen außerordentlichen Professor für physikalische Chemie an der hiesigen Universität ernannt.

* **Aus den Niederlanden.** Professor Dr. Boot, langjähriger Sekretär der literarisch-historischen Abtheilung der königlichen Akademie der Wissenschaften in Amsterdam, feierte, einem Bericht der „Voss. Ztg.“ gemäß, am 17. d. M. seinen 90. Geburtstag. Boot war zuerst Professor an der Universität Franecker (Friesland), kam nach deren Aufhebung an das Athenäum in Amsterdam und trat, als dieses 1876 zu einer Universität erweitert wurde, als ordentlicher Professor in deren Lehrkörper ein. Sein Lehrfach waren die klassischen Sprachen. Im Jahre 1893 legte er das Sekretariat der Akademie, das er 40 Jahre lang bekleidet hatte, nieder und der kürzlich gestorbene Philosoph Professor Dr. Bellaar Spruit wurde sein Nachfolger.

* **Aus Amerika.** In Washington starb, wie der „Köln. Ztg.“ gemeldet wird, am 31. Juli Prof. Schott, der seit über 50 Jahren dem amerikanischen „Geodätischen und Küstenvermessungsamt“ als eines seiner hervorragendsten Mitglieder angehört hat. Er war geboren in Mannheim im Jahre 1826 und hatte die Heimath verlassen, nachdem er seine Studien am Karlsruher Polytechnikum 1847 vollendet hatte. Seine zahlreichen Veröffentlichungen in den Berichten der Anstalt erstrecken sich über ein sehr weites Gebiet. So verarbeitete er die Materialien, die auf einer Reihe von Polarfahrten gemacht wurden, meteorologische, magnetische, astronomische und physikalische. Seine Tafeln über Vertheilung der erdmagnetischen Kraft in den Vereinigten Staaten, über Variationen der atmosphärischen Temperatur, seine Studien über atmosphärischen Niederschlag in Nordamerika haben ihn berühmt gemacht, und im Jahre 1898 erhielt er den Wilde-Preis des Instituts von Frankreich. Sein Hauptwerk ist der kurz vor seinem Tode veröffentlichte Bericht über „The Transcontinental Triangulation and American Arc of the Parallel“, das Ergebniß und die wissenschaftliche Darlegung einer 25jährigen Vermessungsarbeit des Geodätischen Amts, die weitaus die bedeutendste ihrer Art geworden ist. Schotts noch lebende Frau gehört zu der Bremer Familie der Gildemeister.

w. **Preisaufgabe.** Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg gibt für die Preise der Michelson-Stiftung folgende Aufgaben bekannt: 1. Die türkischen Bestandtheile der russischen Sprache vor dem Beginn der Mongolenherrschaft; 2. die germanischen, lateinischen und romanischen Elemente, welche bis zum 15. Jahrhundert in das Russische Aufnahme gefunden haben; 3. der Einfluß Westeuropa's auf das Russische im Zeitalter Peters des Großen; 4. Verkleinerungs- und Vergrößerungssilben der russischen Sprache, sowie Silben, welche kosende, geringschätzige u. ä. Ausdrücke bezeichnen, unter Zugrundelegung der russischen Literatursprache und der großrussischen, kleinrussischen und weißrussischen Mundarten. Die Arbeiten sind bis zum 1. März 1903 einzuliefern und können außer in slavischen Sprachen auch französisch oder deutsch abgefaßt sein. Die Preise betragen 1000, 500 und 300 Rubel. Nähere Erläuterungen liefert die Sprach- und Literatur-Abtheilung der russischen Akademie.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Die Stuttgarter Stadterweiterung mit volkswirthschaftlichen, hygienischen und künstlerischen Gutachten. Herausgegeben vom Stadtschultheißamt Stuttgart. Stuttgart, W. Kohlhammer 1901. Preis M. 8. — Dr. C. F. Georg Heinrici: Dürfen wir noch Christen bleiben? Kritische Betrachtungen zur Theologie der Gegenwart. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. Preis 60 Pfg. — Otto Engelhardt: Licht und Leben. Klingende Gedanken, Sinnsprüche und Satirisches. Dresden und Leipzig, E. Pierson 1899. — Th. Sprater: Das Problem einer internationalen Orthographie-Reform. Neustadt a. d. Haardt, Aktien-Druckerei 1901. Preis M. 1.50. — Roscoe-Schorlemmers Ausführliches Lehrbuch der Chemie von Jul. Wilhelm Brühl. 8. Band: Die Kohlenwasserstoffe und ihre Derivate (6. Theil der Organischen Chemie) bearbeitet von Edvard Hjelt u. Ossian Aschan. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn 1901. M. Schneider: Die Maschinen-Elemente. 1. Bd. 1. Lfg. Schraubenverbindungen. Mit 8 Tafeln. Ebenda. — Brockhaus' Konversations-Lexikon. Neue revidirte Jubiläumsausgabe. 3. Bd. (Biserta-Cesnola). Leipzig, Berlin, Wien, F. A. Brockhaus 1901. — Handbuch der Physikalischen Therapie. Herausgegeben von Dr. A. Goldscheider u. Dr. Paul Jacob. Bd. II, Theil 1. Mit 175 Abbildungen. Leipzig, Georg Thieme 1901. — Luise M. Richter: Siena; Walter Goetz: Ravenna. (Bd. 9 u. 10 von „Berühmte Kunststätten“) Leipzig, E. A. Seemann 1901 — Rudolf Menge: Einführung in die antike Kunst. 3. Auflage. Ebenda. — W. v. Seidlitz: Die Kunst auf der Pariser Weltausstellung. Ebenda. — Richard Scheid: Madonna. Gedichte. Dresden und Leipzig, E. Pierson 1901. — Ernst Kreowski: Von goldner Spindel. Lyrisch-epische Dichtungen. Ebenda.

Jahrgang 1901. München, Donnerstag, 22. August. Nummer 191.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.



## Zur Geschichte des japanischen Farbenholzschnittes.[1]

### I.

Es ist noch nicht lange her, daß man von einer chinesischen, koreanischen, japanischen Kunst spricht. Wohl haben auch schon frühere Jahrhunderte die künstlerischen Erzeugnisse des asiatischen Ostens angestaunt, es gehörte damals zum guten Ton, sein Heim mit ihnen zu schmücken, die Fürsten füllten ihre Kunstkammern damit, wodurch manch seltenes Stück von unschätzbarem Werthe erhalten geblieben ist; ja ganze kunstgewerbliche Zweige, so namentlich die Keramik, fingen an, den chinesischen Stil nachzuahmen. In dieser Beziehung ist namentlich Delft mit seiner Fayence-Industrie ein lautredendes Beispiel, denn chinesische und japanische Porzellane lieferten hier die Vorbilder, wenn auch die niederländischen Künstler sich dabei manche Anachronismen erlaubten. Aber in den Augen der damaligen Zeit waren die chinesischen und japanischen Wunderwerke doch nur Raritäten und Kuriositäten, den wahren Werth dieser Erzeugnisse, ihre kulturhistorische Bedeutung und ihren ästhetischen Gehalt, wovon man früher kaum eine Ahnung gehabt hat, hat man jedoch erst in unsrer Zeit kennen und würdigen gelernt, als man angefangen hatte, diese Nationen nicht nur als ethnologische Merkwürdigkeiten zu betrachten, sondern auch tiefer in den Volksgeist einzudringen.

Ein Bronnen von gewaltiger Fülle, von übersprudelndem Reichthum, von berückendem Zauber that sich uns da auf völkerpsychologischem und namentlich künstlerischem Gebiete auf, und als man nun daran ging, ihn zu erforschen, auf seinen Inhalt zu prüfen und zu ergründen, da wurde des Staunens kein Ende, und ganz besonders auch über die künstlerischen Leistungen, auf die man früher nur mit Geringschätzung und einem gewissen Spott herabgesehen hatte, wurde man jetzt der Bewunderung voll, ja übervoll, so daß es nicht wenig Heißsporne, überspannte Köpfe gab, die allen Ernstes meinten, daß China und Japan in kurzem uns allein aus dem Sumpfe retten könnten, in den unser Kunstgewerbe Schritt für Schritt fast bis zum vollständigen Untergang gerathen war, daß uns von Osten her die Wiedergeburt unsrer in den letzten Zügen liegenden Kleinkunst kommen müsse. So ließ sich im Uebermaß der Begeisterung eine Autorität auf kunstgewerblichem Gebiete hinreißen, den japanischen Stil als den europäischen Zukunftsstil zu bezeichnen.

Trotz des Werthes und trotz der Bedeutung der chinesischen und japanischen Kunst müssen doch solche Extravaganzen von jedem besonnen denkenden und fühlenden Menschen als ein ganz unbegreiflicher Irrthum bezeichnet werden. Wenn wir in unsrer großen Noth zur Gothik und Renaissance griffen, beim Barock, Rokoko und Zopf unser Heil versuchten, so muß dies zwar als ein künstlerisches Armuthszeugniß angesehen werden, aber zu verstehen ist es immer noch, es hat auch seine guten Seiten gehabt und ist nicht ohne Vortheil für die Kunstentwicklung geblieben, wenn es auch die vielersehnte Wiedergeburt unsrer Kunst nicht gebracht hat; die Historie kann keinen Genius erzeugen, sondern solche nur bilden. Aber der Most ist endlich in Gährung gerathen, und wenn er sich auch heute noch recht „absurd“ geberdet, so wollen wir mit Goethe hoffen: „es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein.“

Wären wir aber den Enthusiasten gefolgt, die für Ostasien schwärmten und von dort das Heil erwarteten, hätten wir die Transfusion des chinesischen und japanischen Kunstgedankens in unsre arischen Adern vorgenommen — hier und da hatte man schon Anstalt dazu gemacht — so würden wir geradezu fürs Narrenhaus reif geworden sein. Sehr richtig beurtheilt und würdigt Brinckmann diese zwar wunderbare, aber dabei doch immer exotische Pflanze, die niemals bei uns heimisch werden, niemals bei uns Bürgerrecht erlangen kann und darf, wenn er bemerkt: „Wenige Jahrzehnte nur sind vergangen, seitdem das japanische Inselreich nach Jahrhunderten der Abgeschlossenheit sich den Völkern des Abendlandes wieder geöffnet hat. Diese kurze Zeit hat genügt, nicht nur einen schwungvollen Handelsverkehr zu entwickeln, sondern auch einen Austausch höherer Ordnung. Das Abendland hat den Japanern die wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften, welche es vor dem Reiche des Mikado voraus hatte, die Grundzüge seiner Gesetzgebung und Verwaltung dargebracht und darüber hinaus begonnen, mit seinen gesellschaftlichen Bräuchen und Sitten auch deren äußere Erscheinung in der Tracht, im Hausrath, in der Baukunst an die Stelle der nach der Vorväter Brauch in Japan üblichen Formen zu setzen. Als Gegengabe für diese unermeßlichen Spenden aus unserm Kulturerbe empfingen wir aus dem Lande des fernsten Ostens neue künstlerische Anregungen, welche auf dem Gebiete des Kunstgewerbes und der dekorativen Künste von weittragendem, nachhaltigem Einfluß sein werden. Drohte dem Abendlande infolge des Raubbaues, welchen es mit zunehmender Hast auf seinem kunstgewerblichen Acker betrieb, eine Auszehrung seines historischen Nährbodens, so öffnete sich ihm durch die japanische Kunst ein Blick in eine neue Welt, welche noch nicht verlernt hatte, aus dem ewigen Jungbrunnen aller Kunst, aus der Natur, zu schöpfen. Um so belebender mußte dieser Blick wirken, als im Abendlande längst schon auf anderen Kulturgebieten

[1] W. v. Seidlitz: Geschichte des japanischen Farbenholzschnittes. Mit 95 Abbildungen. Dresden, Verlag von Gerhard Kühtmann, 1897.

durch Dichtung und Wissenschaft innigere Beziehungen des Menschen zur Natur sich gestaltet hatten, und die kunstgewerbliche Produktion sich diesen Einflüssen nur deßwegen entzogen hatte, weil sie bei der üblichen Madewirthschaft rascher ihre Rechnung fand, wenngleich auf Kosten ihres Kapitals. Der erfrischende und heilsame Einfluß, welchen die Kunst Japans auf die technischen und dekorativen Künste des Abendlandes zu üben berufen erscheint, würde aber ausbleiben, wenn wir dem kunstgewerblichen Raubbau auch auf die japanischen Vorbilder ausdehnten und Japanisches nur ebenso nachahmten, wie wir, uns selbst nachzuahmen, uns gewöhnt haben. Bei Vorwürfen und Formen, welche einer uns völlig fremden Kultur entsprungen sind, würde deren Abnützung und Verknöcherung nur um so rascher eintreten, und es schließlich eine abgelegte Mode mehr geben. Muß vor der einfältigen Nachahmung hier wie überall eindringlich gewarnt werden, so wird andrerseits das wahre Verständniß der geist- und poesievollen Kundgebungen des japanischen Schönheitssinnes und Naturgefühles in ihrem tiefinnerlichen Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwicklung und dem gesammten geistigen Leben dieses merkwürdigen Volkes zeigen, daß eine Nachahmung so fest im nationalen Boden wurzelnder Gebilde auch im besten Falle nur eine rein äußerliche bleiben müßte, weil an diese Gebilde Vorstellungen sich knüpfen, die unserm Volke fremd sind. Je mehr jedoch diese Einsicht sich klören wird, desto sicherer wird sie uns des weiteren einen neuen Weg eröffnen zu neuem Studium und Erfassen der Natur, zu neuer Verarbeitung neu gefundener Naturmotive, zur Wiedereinkehr in unsre eigenen volksthümlichen und poetischen Ueberlieferungen. Nicht in exotische Formen wird das Studium Japans unsre Schritte lenken, sondern zu einem frischen, fröhlichen Erfassen eigenen Besitzes, den wir nur verkannt und verzettelt hatten, zu einem Wiedereinpflanzen des kränkelnden Stammes unsres Kunsthandwerks in den gesunden Nährboden unsrer heimischen Natur und Volkssitte." Und ebenso verwahrt sich Gonse in seinem trefflichen Werke: „L'Art Japonais", so sehr er auch für die japanische Kunst begeistert ist und sich ihr mit aller Liebe hingibt, mit Entschiedenheit gegen eine mögliche Verdächtigung, als wenn er dem Nachahmen japanischer Kunsterzeugnisse Vorschub habe leisten wollen, da doch diese künstlerischen Schöpfungen den Gewohnheiten und Anschauungen einer anderen Rasse und eines anderen Gesellschaftskreises als des unsrigen entsprechen. „Aussi dois-je affirmer — bemerkt er sehr richtig — que mon but n'a pas été de pousser à l'imitation à la copie de conceptions artistiques qui sont aux antipodes des nôtres, qui répondent aux habitudes, aux instincts d'une autre race et d'un autre milieu social. Je m'élève même avec la plus vive énergie contre l'abus qui a été fait récement par nos artistes décorateurs du pastiche japonais. C'est une grave erreur que d'emprunter, en les répétant servilement, des formes et des décors qui sont le langage dessiné d'un peuble."

Glücklicherweise waren unsre europäischen Kulturvölker noch nicht so weit dem künstlerischen Marasmus verfallen, daß sie diese so beherzigenswerthen Worte eines Brinckmann, eines Gonse u. A. nicht angenommen und sie in den Wind geschlagen hätten. Noch war genug gesunder Sinn in den arischen Völkern, noch strömte genügend frisches Blut durch unsre Adern, um der Versuchung und der Verführung zu widerstehen. Und der Segen richtiger Erkenntniß und die Begeisterung falscher Triebe ist auch nicht ausgeblieben. Der Nutzen, der uns aus der Beschäftigung mit der ostasiatischen Kultur entsprungen, ist nicht zu unterschätzen und hat eminenten Einfluß auf unsre nationale künstlerische Entwicklung ausgeübt, nicht nur, daß wir neue Anschauungen auf kultur- und kunstgeschichtlichem Gebiete gewonnen, auf völkerpsychologischem und ästhetischem Gebiete unsern Gesichtskreis erweitert und vertieft haben, auch die Schaffenskraft hat neue Antriebe erhalten zur Wiedergeburt in unserm Geiste. Sehr treffend sagt hier wiederum Gonse: „Les Japonais, sont les premiers décorateur du monde. Toute explication de leur esthétique doit être cherchée dans un instinct suprême des harmonies, dans une subordination constante, logique, inflexible de l'art aux besoins de la vie, à la récréation des yeux. On risquerait de méconnaitre les mérites les plus rares et les plus délicats des industries artistiques du Nippon si l'on ne se plaçait à ce point de vue défini. Nous avons perdu insensiblement le sentiment du décor et le sens de la couleur, tandisque les Japonais, jusqu'en ces derniers temps, les ont conservés intacts. De là, dans leurs création les plus personnelles, quelque chose qui nous déconcerte et que notre goût abâtardi ne comprend pas sans effort. L'honneur, je dirai même la gloire du Japon est d'avoir fixé des principes d'une valeur incomparable et de s'y être subordonné toujours et partout, même dans ses plus extrêmes fantaisies, et Dieu sait si son imagination en est prodigue!" Und so sei auch die Beschäftigung mit den Erzeugnissen des japanischen Kunstfleißes nicht nur den Forschern dringend empfohlen, sondern auch den schaffenden Künstlern recht warm ans Herz gelegt, damit unsre gewerblichen Zeichner von diesen Orientalen, die wir so lange als Barbaren behandelt haben, das Natürliche und Wahre lieben lernen, wie es einst unsre Vorfahren im Mittelalter liebten, damit das Studium der japanischen Kunst in ihrer Blüthezeit sie dahin führe, sich die fruchtbaren Grundsätze, die heilsamen Lehren derselben anzueignen, daß es ihnen ein wenig von dieser leidenschaftlichen Liebe zur Natur, von dieser Heilighaltung der Arbeit einflöße, die in allen Werken Japans zur Erscheinung kommt, daß es sie für die Gesetze der Farbenharmonie empfänglicher mache, sie von den Handwerksformeln der Symmetrie befreie, ihnen offenbare den Werth der räumlichen Zusammenstellung und der Vereinfachung des dekorativen Theiles.

Wenn wir so lernen die ostasiatische Kunst nicht nur mit unserm äußeren Auge zu betrachten, sondern sie auch mit unserm inneren Auge zu erfassen und zu begreifen, wenn wir die neuen Empfindungen und Wahrnehmungen, wenn wir die neuen Gefühlswerthe nicht als ein Gegebenes hinnehmen, sondern sie in unsre ästhetische Währung umprägen, und dann mit ihnen wuchern, so wird aus einem so edlen Pfropfreis eine Frucht gezeitigt werden, die für uns eine neue „Renaissance" bedeutet, und zwar eine Renaissance, die nicht aus der Antike erwachsen ist, wie die erste, wie das römische Recht und das erste Kaiserthum in Deutschland aus dem römischen Rechte und aus dem römischen Kaiserthum, sondern durchaus im germanischen Geiste, das heißt, in einem Geiste, der in der Natur der germanischen Eigenart wurzelt und der nur von außen den Antrieb zu neuem nationalen Aufschwung erhalten hat. Nur eine solche Kunst, die aus der eigenen Art entsprungen, auf dem eigenen heimischen Boden erwachsen ist, mag sie auch von fremdher Düngung erhalten haben, wird sich, wenn sie diese nur assimilirt hat, lebend kräftig entwickeln und fortpflanzungsfähige Früchte tragen.

Wenn man von gewissen Bizarrerien, von den ins ungeheuerliche gehenden Ausschreitungen der Phantasie absieht, so muß man zugestehen, daß die technischen und ästhetischen Leistungen der japanischen Kunst und des japanischen Kunstgewerbes in ihrer Art unübertroffen sind und einzig dastehen. Was die japanischen Kunsterzeugnisse in so hohem Maße auszeichnet, das ist, daß sie in jeder Beziehung wahr sind, nirgends finden wir Heuchelei, nirgends künstlerische Lüge. Zu einem ausgebildeten Formensinn gesellt sich bei dem Japaner ein feiner Farbensinn, verbunden mit einer Fähigkeit für die Dekoration, die ans Wunderbare grenzt. Bei aller Freiheit der Phantasie wird ebensowenig die liebevolle, feinfühlige Hingabe an die Natur, wie die künstlerische Logik verletzt und dadurch eine harmonische Wirkung erzielt, die Jeden bezaubern, fesseln muß, der gelernt hat, die fremdartige Formensprache und ihren geistigen Gehalt zu verstehen.

So thut sich uns eine im Denken und Fühlen unbekannte und ungeahnte Welt auf, und was von ihr uns bisher offenbart worden war, war unverstanden geblieben, wir hatten es nur angestaunt, ohne es zu begreifen. Vom Anstaunen dieser Wunderwerke, die, märchenhaft, uns, wie aus einem Zauberlande kommend, anmutheten, ging man aber bald zu ernstem Erforschen dieser neuen Offenbarung des Kunstgedankens über; nicht mehr als eine Unterhaltung, als ein Spiel zum Vertreiben der Zeit betrachtete man hinfort die Beschäftigung mit der japanischen Kultur und Kunst. Gelehrte wie Künstler gaben sich mit Feuereifer und Begeisterung jetzt dem ernsten Studium derselben hin. Zunächst zog man das besonders in die Augen Springende in den Kreis der Forschung, die merkwürdigen, vom Standpunkte der Technik wie Aesthetik wunderbaren Erzeugnisse des Kunstgewerbes, dabei lernte man aber auch die Erzeugnisse der Malerei und der zeichnenden Künste als Kunstwerke an sich, nicht als nur angewandte Kunstbestrebungen, kennen und verstehen. Deutschland, das sonst so ideal veranlagte, war bei diesem Wettlauf der arischen Nationen den Engländern, Franzosen und Amerikanern merkwürdigerweise nachgeblieben, aber nur aus äußeren Gründen, vorzugsweise aus Mangel materieller Mittel, in welcher Beziehung unsre Mitbewerber ungleich günstiger gestellt sind als wir, finden wir doch die reichsten und werthvollsten japanischen Kunstsammlungen in Frankreich, in England, in Amerika, wo vielfach der Sammeleifer zu einem Sport ausgeartet ist.

Daß aber, was geistigen Gehalt, Tiefe der Forschung und Behandlung des Stoffes anbelangt, die Deutschen in keiner Weise ihren Mitarbeitern auf den betreffenden Gebieten nachstehen, das haben hinreichend Werke bewiesen, wie Reins überaus fleißige, grundlegende Arbeit: „Japan nach Reisen und Studien", dann Brinckmanns ebenso geist- wie gehaltvolle, tief in das Wesen des eigenartigen Volksgeistes eindringende, leider immer noch unvollendete Studie: „Kunst und Handwerk in Japan", zu denen sich jetzt als Dritter und Jüngster W. v. Seidlitz mit seiner „Geschichte des japanischen Farbenholzschnittes" gesellt, in der er uns zum erstenmale eine Zusammenstellung unsres Wissens vom japanischen Farbenholzschnitte, der eine wichtige Rolle in der japanischen Kunst und im japanischen Geistesleben spielt, bietet. Wenn er allzu bescheiden von einer „vorläufigen Zusammenstellung" spricht, so müssen wir gleich, um vor falscher Auffassung zu bewahren, betonen, daß wir es hier nicht mit einer bloßen, wenn auch sehr fleißigen Kompilation zu thun haben, wenn es v. Seidlitz dabei auch zunächst darauf ankam, all die zahlreichen zerstreuten Notizen, die bereits zu einem reichen, der Uebersicht sehr benöthigenden Material herangewachsen waren, zu verarbeiten, aus den vereinzelten Werkstücken ein architektonisches Ganze zu errichten. Dabei ist aber das Werk noch, namentlich wenn man dabei berücksichtigt, daß es ein erster Versuch ist, eine ganz vorzügliche historisch-kritisch-ästhetische Leistung in meisterhafter Darstellung. Mögen auch von den Franzosen, Amerikanern, Engländern die größten, gewähltesten und werthvollsten Sammlungen auf diesem Gebiete zusammen gebracht worden sein, so daß wir Deutschen gewaltig nachstehen und Jenen es niemals gleichthun werden, immerhin sind diese nur die Magaziniers, trotz der trefflichen Vorarbeiten eines Anderson, unter denen hier namentlich dessen: „Japanese Wood Engravings their history, technique and characteristics" hervorzuheben sind, dann eines Fenollosa, dessen grundlegender Katalog der „Masters of Ukioye", eine Hauptquelle ist, ebenso Bings in Paris und Anderer, während wir in v. Seidlitz' Arbeit eine Zusammenstellung erhalten, in der der japanische Kunstgedanke nach seinem geistigen Gehalte wie seiner technischen Ausführung zu einem organischen Ganzen vereinigt ist.

Aber nicht losgelöst von dem Gesammtkörper der japanischen Kunst behandelt der Verfasser den japanischen Farbenholzschnitt, sondern „um uns in den japanischen Holzschnitten zurechtfinden zu können", bemerkt er sehr richtig, „wollen wir wissen, in welchem Abhängigkeitsverhältniß die einzelnen Künstler zu einander gestanden haben und wie die einzelnen Entwicklungsstadien dieser Kunst aufeinander gefolgt sind; wir brauchen auch einen Werthmesser, an dem die einzelnen Leistungen gemessen werden können, damit wir uns nicht mit Schwachem und Nachgeahmtem begnügen, wo uns Besseres zugänglich wäre." Dies ist die Absicht, die v. Seidlitz mit seinem Werke verfolgt, wobei er den japanischen Farbenholzschnitt zugleich mit den verwandten Kunstgattungen betrachtet, ohne deren Hinzuziehung, wenn auch nur im Ueberblick, denn die chinesische und japanische Malerei bildet die Grundlage für die Beurtheilung und Darstellung der gesammten zeichnenden Kunst der beiden ostasiatischen Reiche, der eigentliche Vorwurf des Werkes nicht zu verstehen sein würde.

Von großer Wichtigkeit bei der Beurtheilung japanischer Kunst ist die Wahl des Standpunktes, den man ihr gegenüber einnimmt, und legt man an sie, hebt v. Seidlitz hervor, wie dies in der letzten Zeit zumeist üblich gewesen ist, den europäischen Maßstab an, so werden wir dazu geführt, in den impressionistischen Künstlern unsres Jahrhunderts, vor allem in Hokusai, den Höhepunkt der japanischen Holzschnittkunst zu erblicken, indem das Verwandte in diesen vom Einfluß der europäischen Kunst nicht mehr ganz freien Künstlern uns in erster Linie berührt. Suchen wir dagegen nach Fenollosa's Vorgang uns auf den japanischen Standpunkt zu stellen, so erkennen wir, daß das, was Hokusai's wirkliche Größe ausmacht, gerade das uns fremde Element seiner Kunst ist; und wir sehen weiter, daß es unter der endlosen Zahl der Künstler des vorigen Jahrhunderts viele gegeben hat, die ihm in dieser Hinsicht sogar weit überlegen gewesen sind und daher dort, wo es sich um den Beitrag Japans zu dem allgemeinen Weltbesitz an künstlerischen Errungenschaften handelt, vor Hokusai genannt werden müssen. Die Kunst des 19. Jahrhunderts, die dem größeren Publikum gewöhnlich allein bekannt ist, in den Schriften über japanische Kunst aber gewöhnlich viel zu ausführlich behandelt wird, da sie in Wirklichkeit nur eine Nachblüthe, zumeist sogar einen

entschiedenen Verfall darstellt, diese Kunst wird von v. Seidlitz nur kurz abgethan; die Kunst des 18. Jahrhunderts, die in seltener Klarheit das Bild einer reichen, stetigen und mannichfaltigen Entwicklung bietet, wird mit möglichster Ausführlichkeit auf ihren vielfach verschlungenen Pfaden verfolgt.

v. Seidlitz beginnt zunächst mit einer Charakterisirung der japanischen Malerei, die sich nach ihm gleich ihrer Aeltermutter, der chinesischen, dadurch von der neueren, europäischen Malerei unterscheidet, daß sie auf alle Mittel der unmittelbaren Täuschung verzichtet, keine Körperhaftigkeit kennt, sondern sich mit der dekorativen Flächenwirkung begnügt, dabei aber kraft der außerordentlich entwickelten Beobachtungsgabe der Japaner in ungewöhnlich hohem Grade den Schein der Lebendigkeit zu erwecken vermag. Der Raum bildet bei Chinesen wie Japanern keine fortlaufende Vertiefung, ist, wenigstens in der Blüthezeit ihrer Kunst, wenn er überhaupt dargestellt wird, nicht den Gesetzen einer strengen Perspektive unterworfen, sondern wird durch eine Reihe von Coulissen nur angedeutet. Die Menschen und Gegenstände, die sich in ihm befinden, haben keine Rundung und werfen keinen Schatten; der chinesischen Lehre zufolge ist der Schlagschatten etwas zufälliges, das gar nicht dargestellt zu werden verdient. Weder werfen die Gegenstände in der Form von Glanzlichtern das Sonnenlicht zurück, noch spiegeln sie andere in der Nähe befindliche Gegenstände wieder; am auffälligsten tritt dies am Wasser hervor, das weder Spiegelung noch Glanzlichter zeigt. Von einer einheitlichen, die Farben nach einer bestimmten Richtung hin ändernden Beleuchtung, einem Helldunkel, kann daher auch weder bei Innen-, noch Außendarstellungen die Rede sein. Dabei sind die Körperverhältnisse der Gestalten meist ganz willkürlich, theils infolge fehlender Achtsamkeit, theils infolge bewußter Absicht. Die Unbeweglichkeit der Gesichter erklärt sich aus den besonderen Anstandsbegriffen der Japaner, die den Ausdruck eines stets gleichmüthigen Ernstes zur Pflicht machen. Aber auch die Körper erscheinen meist in dem Zustande einer an Erstarrung grenzenden Ruhe; ein leiser Schwung, dem die lose herabhängenden Gewänder willig folgen, eine kaum bemerkbare Beugung müssen genügen, um den Charakter der dargestellten Person, die Regungen ihres Seelenlebens zum Ausdruck zu bringen; der Austausch der Gefühle führt auch im Leben zu keiner Berührung der Körper: der Händedruck ist ganz unbekannt, der Kuß nicht üblich; man pflegt nicht, Arm in Arm zu gehen. Selbst die Tänze bieten nur selten Gelegenheit zu lebhafteren Bewegungen und meist beschränken sie sich auf die Pantomime, die durch die Stellung des Körpers, durch die Bewegung der Beine und Hände, namentlich aber durch den Blick die auszudrückenden Gefühle anzudeuten sucht. Zu Verkürzungen und Ueberschneidungen ist daher wenig Gelegenheit geboten.

Der Verfasser untersucht nun, worauf die Eigenart der ostasiatischen Kunst beruht, was die Ursache ist, die sie bedingt hat. Man hat, bemerkt er, diese Eigenart aus technischen, in der Natur des Landes wurzelnden Gründen erklären wollen und kömmt dabei zu dem Schlusse: „Eigenthümlichkeiten des Landes und besondere Lebensgewohnheiten erzeugen wohl lokale Verschiedenheiten, können aber eine Kunst nicht in ihrem Wesen bestimmen; dieses ist in der Natur des Volkes begründet, das sich seine Darstellungsmittel, seine Technik je nach den ihr eingeborenen Zielen selbst schafft, nicht aber umgekehrt durch solche Aeußerlichkeiten in der Gesammtrichtung seiner Kunst bestimmt wird. Die Naturnachahmung bildet für den Japaner nur ein Mittel zum Zweck, stellt jedoch keinen Selbstzweck dar; Virtuosität auf diesem Gebiet erregt nicht seine Bewunderung, sonst hätte er es bei seiner außergewöhnlichen Anlage zu scharfer Naturbeobachtung — man braucht nur an die Darstellung von Vögeln, Fischen und Blumen zu denken — darin viel weiter bringen können, als thatsächlich geschehen ist. Die Natur bietet für ihn nur das Material, woraus der Maler das schöpft, was er für die Verkörperung seiner persönlichen Ideale, seines besonderen Geschmacks braucht. Und mit diesen Elementen wird ganz willkürlich, nach freiem Belieben geschaltet. Denn die Malerei gilt, nach dem Vorbilde China's, nicht als eine Technik, als ein Handwerk, sondern ist durchaus der Kalligraphie gleichgestellt, die eine freie Kunst, eine Unterhaltung für vornehme, auf der Höhe der Bildung stehende Leute ist, wobei es weit mehr noch, als auf die Kunst- und Fingerfertigkeit, auf die Reinheit des Empfindens, die Erhabenheit der Ideen, die Gewähltheit des Geschmacks ankommt, kurz, auf die „individuelle Schöpferkraft". Aber die individuelle Schöpferkraft ist in ihrer Eigenart durch die Natur des Landes bedingt; Himmel und Erde bestimmen die körperliche Beschaffenheit des Menschen, wie das Wasser die Fische, die Luft den Vogel hervorgebracht hat, so Afrika die Neger, Asien die Mongolen, ohne Afrika könnte es keine Neger, ohne Asien keine Mongolen geben. Unsre körperliche Eigenart bedingt hinwiederum die geistige, die innersten und anscheinend freiesten Regungen der Seele, und was v. Seidlitz die „eingeborenen Ziele" nennt, so sind diese in ihrem Charakter durch den Zustand unsres Leibes, durch unbewußte Gehirn- und Nervenerregungen, durch das, was wir durch unsre Sinne empfangen, hervorgerufen, und somit durch das Milieu beeinflußt. Das Transscendente ist wissenschaftlicher Erkenntniß verschlossen — ignoramus und ignorabimus — und wie die heutige Psychologie den Begriff einer individuellen, metaphysischen Seele entschieden zurückweist, und nur von psychischen Erscheinungen spricht, so kennen wir auch keine „individuelle metaphysische Schöpferkraft", sondern nur individuelle Schöpfungen, deren Eigenart nicht in unserm immanenten Ich liegt, sondern durch äußere Bedingungen und Einflüsse hervorgerufen wird.

Im weiteren Verlaufe seiner Darstellung wirft v. Seidlitz nun zunächst einen Blick auf die Technik, die beim japanischen Holzschnitt in Betracht kommt, und macht darauf aufmerksam, daß man streng zwischen den Erzeugnissen der um 1840 beginnenden Verfallzeit und denen der vorhergehenden anderthalb Jahrhunderte unterscheiden muß. Die neuen Erzeugnisse, bemerkt er, dienen, ähnlich wie unsre Bilderbogen, dem Unterhaltungsbedürfniß der breitesten Volksschichten; die älteren dagegen nehmen zumeist, ähnlich den Holzschnitten und Kupferstichen der europäischen Renaissancezeit, eine Mittelstellung zwischen den Werken der Malerei und den volksthümlichen Illustrationen ein. Hier, wie in Europa, lieferten vollgültige Maler, die daneben entweder ihren eigentlichen Beruf weitertrieben, oder wenigstens vollkommen dazu befähigt waren, die Vorlagen für den Holzschnitt. Ausdrücklich weist er auch darauf hin, daß der japanische Holzschnitt, gleich wie der europäische, keinen Ersatz für Gemälde bilden wollte, sondern aus der Buchillustration hervorgewachsen ist und sich so der Eigenart des japanischen Buches anbequemt.

Der Verfasser bespricht nun die Herstellung der japanischen Holzschnitte. Wie früher bei uns, wird auch in Japan die Zeichnung auf dem Holzblock ausgespart,

so daß sie erhaben stehen bleibt. Die Zeichnung wird nicht auf dem Holzblock selbst ausgeführt, sondern der Künstler trägt sie mittelst des Pinsels auf das Papier auf, worauf sie mit der Bildfläche auf den Holzstock aufgeklebt wird. Der Künstler befaßt sich nie mit dem Schnitt seiner Zeichnung, er begnügt sich mit der Anleitung und Beaufsichtigung des Holzschneidens. Das Schneiden der Zeichnung erfolgt in der Weise, daß zuerst mit einem Messer die beiden Ränder der Umrißlinien nachgezogen werden und dann alles überflüssige Holzwerk mit verschieden geformten Meißeln — früher geschah auch dies mit dem Messer — derartig entfernt wird, daß nur die Zeichnung erhaben bleibt. Nach Abwaschung der noch anklebenden Papiertheilchen ist die Platte dann zum Druck fertig. Der Druck wird stets entweder mit der Hand, oder, wie in Europa in älterer Zeit, mit dem Reiber ausgeführt. Darauf beruht, wie v. Seidlitz hervorhebt, dessen Klarheit und Schönheit, sowie die erstaunliche Anpassung an die Absichten des einzelnen Künstlers.

Handelt es sich um Buntdrucke, so zeichnet der Künstler auf so viel Abdrücke des Umrißstockes, als er Farbenplatten zu verwenden gedenkt, je die in einer und derselben Farbe gehaltenen Theile hinein, die dann auf ebenso viel Platten nachgeschnitten werden. Das Aufeinanderpassen der verschiedenen Farbenplatten wird dadurch gesichert, daß auf der Umrißplatte rechts unten ein rechter Winkel und in der gleichen Linie links ein Strich ausgeschnitten wird. Diese beiden Zeichen werden auf allen weiteren Platten an der gleichen Stelle ausgeschnitten, und beim Drucken werden die Blätter so aufgelegt, daß ihr Unterrand und ihre rechte Vorderseite genau an diese Zeichen stoßen. Mit diesen einfachen Hülfsmitteln wird eine nur selten versagende Genauigkeit des Ueberdruckes erreicht. Verfasser gedenkt nun der Farben, die bei den guten alten Abdrücken zur Verwendung kamen, und führt an, daß zur Erhöhung der Wirkung auch Trockenpressungen benützt wurden, die man auf eine letzte Platte schneidet, um Muster auf Gewändern und Stoffen, Einzelheiten in entfernten Theilen der Landschaft, die Wellenlinien des Wassers, bisweilen auch die Falten hellgetönter Gewänder zum Ausdruck zu bringen.

O.

(Schluß folgt.)

## Kernfragen des höheren Unterrichts.*)

Wir leben in einer krisenreichen Zeit, die auf allen Gebieten des geistigen, wie des wirthschaftlichen Lebens ein Hasten und Sehnen nach neuen Wegen und neuen Zielen zeigt. Kein Wunder daher, daß auch die Schule mit hineingezogen wird in den Streit der Meinungen, in den heißen Kampf der Interessen. Die höheren Schulen in Deutschland, besonders in Preußen, verrathen dies Uebergangsstadium, diese Gährung, die noch immer nicht zu einer allgemein befriedigenden und versöhnenden Klärung führen will, dadurch, daß sie noch immer unter dem Zeichen des Experiments stehen. Ein Lehrplan löst den anderen ab; dem von 1882 folgte der von 1892, und der allerneueste wird wohl noch eher erscheinen, als wieder eine 2 das Jahrzehnt abrundet. Bei den Plänen von 1882 und 1892 tröstete man sich, daß man weder den einen noch den anderen für den — letzten zu halten brauchte. Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird der zukünftige manche Schwächen und Einseitigkeiten, welche in der ganzen — dem Praktischen, Nüchternen, Wirklichen zugewandten — Zeitrichtung ihre Erklärung fanden, aufheben und durchweg mehr Bewegungsfreiheit den Individualitäten lassen. Daß daneben Reformpläne immer von neuem geschmiedet und Reformgymnasien mit mehr oder weniger einschneidenden Abweichungen gegründet werden, das wird auch der nicht weiter bedenklich finden, der einen Beweis dafür eigentlich für überflüssig ansieht, daß es auch einmal anders herum als gewöhnlich geht, daß man die Sache auch einmal auf den Kopf stellen, also einmal mit Französisch, statt mit dem Lateinischen, beginnen, la lune auch einmal vor luna lernen lassen kann, wie man ja auch die Geschichte rückwärts aufzurollen sich zu gewöhnen vermag. Heilsam ist jedenfalls die Erkenntniß, die sich mehr und mehr Bahn bricht, daß es auch in der Pädagogik keine allein selig machende Methode gibt, daß der Stoff nicht allein entscheidet, sondern vor allem die Persönlichkeit, die aus dem Stoffe etwas zu machen versteht, d. h. ihn geistig zu gestalten — das ist eben Kunst —, Geist an Geist zu entzünden vermag, daß zur echten Bildung nicht eine vielschichtige Gelehrsamkeit, sondern ein tiefes Verständniß für alles Menschliche gehört. Gewiß führen dahin verschiedene Wege.

Zu denen, die auch heute noch — wie der Referent — meinen, daß der kürzeste über Hellas führt, gehört auch der ausgezeichnete Philologe und Pädagoge Oskar Weißenfels. Sein Name hat schon lange einen guten Klang, denn Weißenfels verbindet mit umfassendster Sachkenntniß hervorragenden pädagogischen Takt und das Talent klarer und eindringlicher Darstellung. Dabei ist er ebenso in der französischen wie in der antiken Literatur bewandert, aber was er darbietet, ist nicht ein Wiederhall der Gedanken Anderer, sondern auf eigenstem Boden des Denkens und reicher Erfahrung Erwachsenes. Ein sehr gewandter Dialektiker, weiß er mit erschöpfender Behandlung seines Gegenstandes das Für und Wider abzuwägen und so auf festgefügtem Grunde seinen Gedankenbau aufzuführen. Er hat vortreffliche Schriften über Epikur, Lukrez, Horaz und Cicero veröffentlicht; er hat vor allem diesem Vielverkannten und Vielgeschmähten wieder eine gerechtere Beurtheilung zutheil werden lassen. Und als in den 80er Jahren der Sturm wider das Gymnasium losbrach, da war Weißenfels einer der Ersten unter den energischen Fürsprechern des Humanismus. Leider aber ließ er sich nur in fachwissenschaftlichen Zeitschriften vernehmen, die dem großen Publikum nicht zugänglich sind oder von diesem, als parteiisch und vorurtheilsvoll, nicht beachtet und geachtet werden, im Gegensatze zu jenen Rufern im Streite, deren Urtheil „durch Sachkenntniß nicht getrübt" ist, d. h. zu den Laien, die auch einmal auf der Schulbank mit mehr oder weniger Erfolg gesessen haben und nun sich berechtigt, wenn nicht verpflichtet, glauben, ihre einseitigen Erfahrungen zu verallgemeinern und möglichst interessant und pikant zurechtzustutzen, ohne zu bedenken, daß, wie überall, auch unter den Lehrern Handwerker und Pfuscher neben Gottbegnadeten und Künstlern des Berufes wirken, daß eben Viele berufen, aber Wenige auserkoren sind. Schon damals konnte man nur bedauern, daß die gediegenen Aufsätze über das Gymnasium in der Ztschr. f. G. W., die auch heute nicht übertroffen sind, nicht als Broschüre in die Welt gesandt wurden. Um so freudiger ist es zu begrüßen, daß der Verfasser sich nunmehr entschlossen hat, seine Aufsätze zu sammeln, zu sichten, zu überarbeiten und in geschlossener Phalanx vorzuführen. Er hat die erste Reihe „Kernfragen des höheren Unterrichts" genannt. Mit Recht. Wesen und Zweck des Gymnasiums, vor allem des Sprachunterrichts in den antiken Sprachen, bilden den Mittelpunkt, dem von verschiedenen Seiten die acht Aufsätze zustreben. Die Diskussion geht allenthalben ebenso in die Tiefe wie in die Weite; eine Fülle anregender Gedanken und fruchtbarer Gesichtspunkte bietet sich uns dar, die nicht nur den Schulmann, sondern für jeden Gebildeten, der das, was unsre Zeit bewegt, innerlich mitlebt, von höchstem Reiz und Interesse, ja auch von nachhaltiger

*) Kernfragen des höheren Unterrichts von Dr. Oskar Weißenfels, Professor am kgl. Französischen Gymnasium in Berlin. Berlin, Gaertners Verlagsbuchhandlung 1901. 352 S. 6 Mark.

Wirkung sein müssen. Spricht doch aus jeder Zeile ein moderner Mensch, der sehr wohl den Pulsschlag der Gegenwart versteht, ja ihre Zwiespältigkeit und Unruhe nur zu gut beobachtet und zugleich der Seelenkenner, der da weiß, daß nur Verinnerlichung und Vertiefung, wie sie eben die Meisterwerke der Menschheit, vor allem des Hellenenthums, in sich schließen, einen Damm entgegensetzen können der immer weiter um sich greifenden Verflachung.

In höchst wirkungsvollen Bildern und Vergleichen weiß er im Vorwort die Zeit zu charakterisiren, die wenig günstig für das Gedeihen der Schule ist und eine praktische, politische Generation erziehen möchte, fernab von — Ideen und „unfruchtbaren" Theorien. Er weiß, daß ein mit voller Klarheit erfaßtes Bild, ein in der Tiefe erfaßter Gedanke oft zu einem Leuchtthurm an der klippenreichen Küste des Lebens werden kann, daß Gedanken und Anschauungen von bleibendem Werthe in die Seele der Schüler zu senken die Hauptaufgabe des Lehrers sein muß, daß das Alterthum in der verständlichsten und einfachsten Form uns das menschliche Wollen und Geistesstreben übermittelt und so die beste Vorstufe für die Erkenntniß der vielgestaltigen Gegenwart bietet und zugleich den Blick schärft, auf daß er sich abwende von dem Platten, Verzerrten, Unwahren, Schlechten. Der Werth des Griechischen, des Idealismus, des Sprachstudiums, die Unzulänglichkeit aller Uebersetzungen, nicht minder die Bedeutung der poetischen Lektüre, der Philosophie, des von Ideen erfüllten deutschen Unterrichts als des wichtigsten von allen, tritt uns in fesselndster Darlegung entgegen; oft formt sich der Gedanke in schlagender, epigrammatischer Kürze, wie z. B.: „Jede wahre Poesie birgt in sich eine latente Philosophie und lehrt, ohne lehren zu wollen" oder: „Es gibt keine fruchtbarere Mühe für den Geist, als sich in die Weisheit der Sprache zu vertiefen" oder: „Aller fremdsprachliche Unterricht besitzt eine sehr heilsame, geraderückende, ergänzende und ausweitende Kraft, aber der altsprachliche in weit höherem Grade als der neusprachliche." Nicht weniger besonnen und gründlich wird die Frage behandelt, ob man mit dem Französischen, oder mit dem Lateinischen beginnen soll; für den Fortgeschrittenen wird jenes mit seiner Klarheit und Schärfe ein herrliches Bildungsmittel sein, aber nichts fällt der französischen Sprache schwerer, als naiv zu sein; so dürfte sie für den Sextaner auch wenn sie Einfaches behandelt, stets zu keck und altklug sein; sie ist der vollkommenste Typus der modernen Sprache; aber eben deßhalb, weil sie dem jugendlichen Staunen und der jugendlichen Denk- und Empfindungsweise mit ihrer Art, die Gedanken einzukleiden und zuzuspitzen, so wenig Verwandtes bietet, ist sie gerade für den Anfang des fremdsprachlichen Unterrichts am wenigsten geeignet.

Zum Feinsinnigsten, was Weißenfels in dem Bande gibt, rechne ich den Aufsatz über „die natürliche und künstliche Spracheuwerthung", der mit wenigen Seiten mehr Gedanken enthält, als Andere in Bänden entwickeln; dabei tritt auch der praktische Schulmann hervor, der zeigt, wie er es selbst gemacht hat, der selbst dem sogenannten Schreckgespenst, genannt Extemporale, den Schrecken zu nehmen weiß, der den Werth des grammatischen Unterrichts weder über- noch unterschätzt u. s. w. Der fünfte Aufsatz erläutert das alles noch eingehender im Anschluß an moderne Reformbestrebungen; der sechste bezog sich einst auf den „neuen Lehrplan des Lateinischen"; der Lehrplan selbst ist jetzt schon veraltet, aber was Weißenfels damals bot, hat auch heute noch seinen bleibenden Werth, denn er wendet sich mit aller Energie gegen die schroffe und einseitige Bevorzugung des bloß Thatsächlichen, Historischen, das er in seinen verschiedenen Formen und Bedeutungen trefflich charakterisirt, und gibt vorzügliche Portraits von Sallust, Tacitus — den er vielleicht doch etwas zu ungünstig beurtheilt —, Livius und vor allem Cicero.

Mehr technische Fragen — die Vorlagen zum Uebersetzen aus dem Deutschen und Versetzungen — behandeln die letzten Aufsätze mit vollendeter Einsicht und Umsicht; kurz und gut, das Werk ist eine ebenso erfreuliche wie dauernd werthvolle Erscheinung. Möchte es weiteste Verbreitung finden und viel Segen stiften!

Neuwied. Alfred Biese.

---

## Besprechungen.

W. v. Hassell, Geschichte des Königreichs Hannover. II. Theil. 1. Abtheilung 1849—1862. XVIII und 512 Seiten. 1899. — II. Abtheilung 1863—1866. XXVII und 679 Seiten. 1901. 8°. Mit 7 Portraits und 2 Karten. Leipzig. Verlag von M. Heinsius Nachfolger. — Die groß angelegte Geschichte des Königreichs Hannover von W. v. Hassell ist vollendet. Ihr erster Theil, der die Zeit von 1813—1848 umfaßt, durfte in Beilage 179 des Jahres 1898 angezeigt werden. Der zweite Theil, zu zwei selbständigen Bänden ausgewachsen, die von 1849 bis 1863 und von da bis 1866 führen, liegt nun vor. Ueber das Jahr 1866 hinaus berücksichtigt der dritte Band (II, 2) nur kurz die Ereignisse, die den entthronten König Georg V. noch persönlich berührten. Der Bericht vom Georgs Tode (Paris, 12. Juni 1878) schließt die umfassende Arbeit und läuft in die Sätze aus: Tausende und Abertausende seiner hannover'schen Landeskinder gedenken noch heute mit unveränderter Liebe und Verehrung ihres unglücklichen verbannten Monarchen, den bis zuletzt die Hoffnung nicht verlassen hat, in sein Land zurückkehren zu können. Und wenn es ihnen auch nicht gestattet wurde, ihm in der Residenzstadt, die er so sehr geliebt, ein Denkmal zu setzen, so lebt er doch unverändert fort in den Herzen seiner Unterthanen. Auch sie halten die Hoffnung auf die einstige Wiederherstellung der Selbständigkeit ihres Vaterlandes fest: Denn, meint was einst ein Selbst gewesen, — Es kann nicht völlig untergehn. — Es kann ein Land voll treuer Herzen — Nicht spurlos wie der Wind verwehn! Man mag dem Verfasser die nach Inhalt und Form gleich anfechtbaren Verse verzeihen, obgleich sie in ihrer Schiefe als Schlußakkord kläglich wirken. Man kann menschlich mit ihm das schwere Geschick empfinden und beklagen, das den blinden Herrscher nicht ohne tragisches Verschulden, aber doch überhaupt getroffen hat. Man wird hier um so wärmer mitfühlen, wenn man selbst 1866 ein Stück Herz hat opfern müssen. Aber doch werden hoffentlich nicht viele Leser in seine Worte einstimmen. Wie? Nach allen Lehren der Geschichte und der Erfahrung, nach allem, was deutsche Herzen so tief gebeugt und so hoch erhoben hat, mag sich noch eine Stimme vernehmen lassen, die das Königreich Hannover als Vaterland bezeichnet und dessen politische Selbständigkeit ohne jeden Vorbehalt zugunsten der höheren und heiligeren Rechte des Deutschen Reiches als höchstes Ziel des Strebens bekennt? Das wenigstens weiß ich, daß Tausende und Abertausende einstiger Landeskinder Georgs V., die das ohne ihr Verschulden in Trümmer gesunkene Alte in pietätvollem Gedenken halten, des jüngeren Nachwuchses zu geschweigen, von solchem Hannoverianismus sich mit Unwillen abwenden! Daß bei dieser Grundansicht Hassell kein unbefangener und unparteiischer Geschichtsschreiber der Zeit von 1848—1866 sein konnte, liegt auf der Hand. Wie sollte er den Männern des deutschen Nationalvereines, wie den leitenden Motiven der preußischen Politik, Bismarcks vor allem, wirklich gerecht werden können? Aber es wäre unbillig, mit diesem summarischen Urtheile das fleißige und in vieler Hinsicht ehrenwerthe Werk abthun zu wollen. Sein Verfasser hat, wie er in den Vorworten zu beiden Untertheilen berichtet, reiches Aktenmaterial zur Hand gehabt und, wie der Augenschein lehrt, diese Schätze eifrig benutzt. Die Monatsakten und die gesammte politische Korrespondenz der hannoverischen Minister E. Freiherr v. Schele, v. Lütcken, Graf Borries, ferner Aufzeichnungen, Denkschriften und Berichte der Minister Graf Kielmansegg, Freiherr v. Hammerstein, der Gesandten von Reitzenstein, von Stockhausen, von Heimbruch, von dem Knesebeck, des Staatsrathes Zimmermann, des Generaladjutanten Dammers u. A. lagen ihm vor. In den Jahren 1848 und 1849 kommt außerdem oft der ehrenwerthe Freiherr H. v. Wangenheim zu Worte. Das wird dem Historiker manche kleine Nachlese zu dem bereits Bekannten über das innere Getriebe der deutschen Politik ermöglichen. Freilich verleitet der Mangel großer historischer Gesichtspunkte oder die Vorliebe für Hannoverana in jeder Gestalt Hassell oft, in seinen Citaten zu sehr ins Kleinliche und Persönliche sich zu verlieren, und strenge Fachkritiker, die wie Dr. F. Thimme in Göttingen auch die kleinen Rechnungen moniren, warnen vor

blindem Vertrauen auf Hassells diplomatische Genauigkeit. — Andrerseits leitet ihn ganz offenbar das ernste Bestreben, gerecht zu sein. Bei der Darstellung der innerhannoverischen Geschichte geht er darin so streng zu Werke, nicht nur gegen die liberal und national gesinnte Opposition, sondern gegen König Georg V. selbst, seine Rathgeber und Vertrauensmänner, ja nicht am wenigsten gegen die eigenen Standesgenossen, die sogenannten Ritterschaften, daß der unbefangene Leser klarer als der Verfasser selbst erkennt, wie schlimm es mit diesem Staatswesen bestellt war, und wie richtig diesmal nicht der laue, von Hassell gehaßte Hannoveraner Rudolf v. Bennigsen, sondern der von ihm verehrte Exminister Graf Alexander v. Bennigsen sagte: Ich fürchte weniger für Hannover von seinen wirklichen oder angeblichen Feinden, als von seinen allzulauten, übelberathenen Freunden. Uebrigens macht es dem Urtheile Hassells Ehre, daß er gerade die Männer der altliberalen sogenannten Märzministeriums Stüve-Bennigsen-Lehzen und von ihren Nachfolgern, besonders den ersten Premierminister Georgs V., den jüngeren Frhrn. Eduard v. Schele (1851—1853), unter den Staatsmännern des sinkenden Welfenreiches auszeichnet. Dieser jüngere Schele als wirklich geschulter, selbständig denkender, auch von Bismarck geschätzter Staatsmann hätte vielleicht gar noch die verfahrene deutsche und äußere Politik Hannovers auf gesunde Bahn lenken können, wäre nicht König Georg so bald an ihm irre geworden und über ihn hinaus von den Ritterschaften zum Verfassungsbruche von 1855 gedrängt worden. Jene Männer von 1848 freilich, so ehrenwerth durch ihr inneres Wirken, waren dazu nicht imstande. In der deutschen Politik wie farbenblind, suchten sie — nach der Anklage der Gegner — in der That abwechselnd bei Preußen und bei Oesterreich Halt und Anschluß, indem sie dabei nur das eine konsequente Streben zeigten, dem König von Hannover jede Einbuße an souveräner Selbstherrlichkeit zugunsten der deutschen Einigung zu ersparen. Wie in einem unbewachten Augenblick entschlüpft dem Verfasser (II, 1, S. 124), der sonst die deutsche Einheitspolitik Ernst Augusts sehr hoch stellt, das Eingeständniß, daß es nicht das Verdienst dieser Minister sei, wenn das Schicksal, das 16 Jahre später über das Land hereinbrach, es nicht schon 1849 oder 1850 ereilte, während er gleichzeitig den alten König zeigt, wie er auf dessen Durchreise in Hannover den Feldzeugmeister v. Haynau, die Hyäne von Brescia, und in ihm das reaktionäre schwarzgelbe Prinzip in allen Tonarten und allen Farben feiert. — Daß mit besonderer Wärme und inniger Trauer bei Hassell die letzten Tage des Königreiches um und bei Langensalza geschildert werden, ist natürlich. Hat er doch jene wirren und blutigen Tage selbst im hannoverischen Hauptquartier unmittelbar mit erlebt. Auf den interessanten Bericht Hassells über sie sei der Leser noch ausdrücklich hingewiesen. Ihn im einzelnen zu kontroliren und mit Anderen zu vergleichen, muß man freilich den Spezialisten überlassen, denen das schwierige Kapitel von Langensalza längst anheimgefallen ist. Schade nur, daß auch hier das scharfe politische Urtheil versagt. Zwar kommen einige Nebenfiguren der Tragödie schlecht genug weg, wie Oskar Meding (Gregor Samarow) u. A. Aber der heilige Zorn fehlt, in dem, meine ich, jedes hannoverische Herz sich krampfen muß bei dem Gedanken an jene hoffährtigen und liebedienerischen Räthe des Königs, die den blinden Mann in seinem monarchischen Größenwahn sich soweit hatten versteifen und versteigen lassen, daß es nicht anders mehr kommen konnte. Aber es hat nach höherer Fügung so kommen sollen, um Deutschland einig zu machen. Wenn es Bismarck wirklich gerade so recht war, wie es kam: wer will ihn, den Preußen, darum schelten? Doch auch für jeden guten Hannoveraner ist und bleibt — so schrieb ich 1898 in der Anzeige des ersten Bandes, so sage ich heute — bleibt es der einzig richtige Schluß ihrer Sondergeschichte: War das Jahr 1866 nöthig, um das Jahr 1870/71 möglich zu machen, welcher Deutsche darf noch murren, selbst wenn er aus jenen Tagen persönlich eine Wunde im Herzen trägt, die sich nie völlig schließt? S—r.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Gesammtsitzung vom 25. Juli. 1. Hr. Branco las über das vulkanische Ries bei Nördlingen. Der Vortragende berichtete über das in der Erforschung des Ries bisher Erreichte und nun weiter zu Erstrebende. Anknüpfend an die pseudoglacialen Erscheinungen des Ries sprach er sodann über die Gründe, welche man gegen die Annahme einer permischen Eiszeit geltend machen könnte, und über die Frage, ob eine andere Erklärung dieses Problems denkbar sei. — 2. Hr. Frobenius las: Ueber auflösbare Gruppen. III. Mit Hülfe der Theorie der Gruppencharaktere wird der Satz bewiesen: „Sind f und g theilerfremde Zahlen, und enthält eine Gruppe der Ordnung fg eine Untergruppe der Ordnung f, von deren Elementen nicht zwei konjugirt sind, so enthält sie auch eine und nur eine Untergruppe der Ordnung g.“ Daraus folgt u. a.: „Ist p eine Primzahl und g zu p (p—1) theilerfremd, so enthält eine Gruppe der Ordnung pg eine und nur eine Untergruppe der Ordnung g.“ — 3. Hr. Quincke übersendet eine Abhandlung: Ueber unsichtbare Flüssigkeitsschichten und die Oberflächenspannung flüssiger Niederschläge bei Niederschlagmembranen, Colloiden und Gallerten. — 4. Hr. Harnack legte vor: „Das Martyrium des heiligen Eustatius von Mzchetha“, aus dem Georgischen übersetzt von Hrn. Dschawachoff, bearbeitet von A. Harnack. Es wird gezeigt, daß das Martyrium in die Zeit Chosrau's I. Anoscharwan gehört, und es werden die merkwürdigen evangelischen Citate, die sich in demselben finden, untersucht. — 5. Hr. Kekule v. Stradonitz überreichte einen zweiten vorläufigen Bericht des Direktors bei den königlichen Museen, Hrn. Dr. Theodor Wiegand, über die von den königlichen Museen begonnenen Ausgrabungen in Milet. — 6. Hr. Warburg legte eine Abhandlung des Hrn. Prof. Dr. Leo Grunmach hierselbst vor: Experimentelle Bestimmung der Oberflächenspannung flüssiger Luft. Es wird die Dichte der flüssigen Luft, sowie deren Oberflächenspannung in ihrer Abhängigkeit vom Sauerstoffgehalt nach der Capillarwellenmethode bestimmt. — 7. Hr. Fischer überreichte das von ihm mit Hrn. Max Guth herausgegebene Werk: Der Neubau des Ersten chemischen Instituts der Universität Berlin. Berlin 1901. — 8. Hr. Heinrich Weber übersendet den II. Band seines Werks: Die partiellen Differentialgleichungen der mathematischen Physik. Nach Riemanns Vorlesungen bearbeitet. Braunschweig 1901, und das zur Ehrung des verstorbenen Korrespondenten der Akademie Fr. Brioschi gebildete Komitee italienischer Gelehrter übersendete: Opere matematiche di Francesco Brioschi. Tomo I. Milano 1901. — 9. Ferner wurden vorgelegt: durch Hrn. Waldeyer ein Vierter Bericht des Hrn. Dr. L. Asher in Bern über seine mit Unterstützung der Akademie ausgeführten Untersuchungen über die Eigenschaften und die Entstehung der Lymphe (S.-A. Zeitschr. f. Biologie. München 1900), und durch Hrn. v. Bezold: Expédition Norvégienne de 1899—1900 pour l'étude des aurores boréales. Resultats des récherches magnétiques. Parks-Birkhand. Kristiania 1901.

* **Die astronomische Expedition**, die zur **Beobachtung** der totalen **Sonnenfinsterniß** nach **Sumatra** gesandt worden war, ist mit dem Transportdampfer „Indiana“ zurückgekehrt. Nach dem vom Prof. Barnard erstatteten Bericht wurden die günstigsten Beobachtungen in Port de Kock gemacht. Dort arbeiteten neben dem Berichterstatter noch die Professoren Dr. Eichelberger, Humphreys und Peters. Eines der interessantesten Ergebnisse der mitgebrachten photographischen Aufnahmen ist eine merkwürdige totale Störung, die sich in der Korona zeigt, als wenn eine ungewöhnliche Attraktion an dieser Stelle stattfände. Bei früheren Sonnenfinsternissen hatten augenscheinlich alle Einzelheiten der Koronabildung ihren Ursprung in der Sonne, und deßhalb ist das diesjährige Phänomen von großer Wichtigkeit und mag zu einer genaueren Erkennung der Natur der Korona führen. Es ist bewiesen worden, daß die Form der Korona in bis jetzt noch unaufgeklärter Weise von den Bedingungen der Aktivität der Sonne abhängt. Ein gleichmäßiger Zustand ohne Sonnenflecke scheint eine Korona mit großen flügelartigen Lichtstreifen in den äquatorischen Regionen und prachtvolle, aus Strahlengarben bestehende Polarfächer, ähnlich denen des Nordlichts, zu erzeugen. Bei dem Vorhandensein von Sonnenflecken nimmt die Korona eine mehr symmetrische Form an, die unter dem Namen „Sonnenblumen-Form“ bekannt ist. Diesmal war die Sonne fleckenlos und die Korona infolgedessen äußerst prächtig.

* Der Privatdozent für Physik an der **Wiener Universität** und Adjunkt am physikalisch-chemischen Institut daselbst,

Dr. phil. Hans Benndorf, welcher mit Unterstützung der Wiener Akademie der Wissenschaften Messungen der Luftelektrizität in Sibirien und in anderen Gebieten vorgenommen, hat der Akademie einen von ihm erfundenen selbstregistrirenden Apparat für luftelektrische Messungen vorgelegt. Die wenigen meteorologischen Stationen, die bisher luftelektrische Beobachtungen vornahmen, benutzten hiezu eine photographische Fixirung, welche höchst umständlich und mit hohen Kosten verbunden ist. Der neue Apparat, welchen Dr. Benndorf im Wiener Physikalischen Institut ausführen ließ, registrirt auf mechanischem Weg vollkommen sicher, macht zehnminutliche Aufzeichnungen und hat achttägigen Gang. Dr. Benndorf will noch in diesem Sommer eine Anzahl Beobachtungsreihen mit seinem neuen Apparat vornehmen.

* **Marburg.** Der außerordentliche Professor Dr. v. Savigny, der aus der Sezession deutscher Professoren von der schweizer Universität Freiburg bekannt geworden ist und in letzter Zeit als Hülfsarbeiter im Kultusministerium thätig war, hat, wie die „Nat.-Ztg." erfährt, einen Ruf als ordentlicher Professor für öffentliches Recht, Staats- und Verwaltungsrecht an die hiesige Universität erhalten und angenommen.

* **Paris.** Die letzten Funde der Ausgrabungen von Antinoe, welche der Aegyptologe Gayet seit einigen Jahren jeden Winter vornimmt, sind gegenwärtig in einer Rotunde des Musée Guimet an der Place de Jena ausgestellt, ehe sie an die verschiedenen Museen vertheilt werden. Sie bestehen in der Hauptsache aus dem Inhalte von Gräbern der frühesten christlichen Epoche Aegyptens und sind besonders merkwürdig durch die reiche Sammlung von Geweben und Stoffen, welche sie geliefert haben. Die Mumien sind nicht wie die aus der Zeit der Pharaonen ausdruckslose Formen mit Leinwandstreifen umwickelt, sondern bei ihnen sind die einzelnen Theile des Gesichtes deutlich erkennbar, wenn auch stark zusammengeschrumpft. Einige zeigen ein vollständiges Gebiß weißer Zähne, die Haare sind gut erhalten, sogar eine Perrücke ist vorhanden, die mit Hülfe eines Eisens gekräuselt war. Die Haut ist tief dunkelbraun, ebenso wie die allen Fleisches baaren Arm- und Beinknochen. In einigen Fällen sind die Gesichter mit Leinwand- oder Musselinschleiern bedeckt und der Kopf auf beiden Seiten von schmalen Brettchen eingefaßt. Gelegentlich rahmt ein Wulst aus Wolle oder einer Art Geflecht das Gesicht ein, der das letztere vielleicht gegen den Druck des Schlußsteines der sehr niedrigen Gräber schützen sollte. Man fand in den Gräbern Leichen auf Binsen oder Zweigen von Datteln ruhen, häufig auch auf Geflechten von Palmblättern. Auffallend ist die Zahl der Kleidungsstücke, in welche die Körper gehüllt waren. Selten findet man weniger als zwei Röcke und zwei Ueberwürfe oder Tuniken, außerdem noch eine Reihe von Leichentüchern. Die Füße sind zum Theil mit hohen, bis auf die halbe Wade reichenden Lederstiefeln, zum Theil mit gestickten Sandalen oder Pantoffeln bekleidet. Die „Dame mit den 18 Tuniken" trägt sogar lange gestrickte Strümpfe. Sie hieß die Dame Uraionia und war mit ihrer ganzen Garderobe bestattet worden. Auch zwei Paar Frauenbeinkleider aus feinstem gestickten Musselin findet man unter ans Tageslicht geförderten Kleidungsstücken; es sollen die einzigen dem Alterthum entstammenden sein, die man kennt. — Das meiste Interesse erregen aber die Ueberreste einer Thaias, die für eine Martyrerin gehalten wird, weil Palmzweige ihren Oberkörper einrahmten und des Einsiedlers Serapion, der ein Gefährte des heiligen Antonius in der Thebaide gewesen sein könnte. Daß Thaias Christin war, schließt man trotz der mythologischen Verzierungen ihrer Tunika aus einem kleinen Henkelkreuz, dem Symbol der ägyptischen Christen, aus geflochtenen Kelchbehältern und Brotkörbchen, die beim Abendmahl dienten, wie man bildlichen Darstellungen aus jener Zeit entnimmt. Das Skelett Serapions, eingehüllt in die härene Kutte, ist noch umschlossen von zwei schweren Eisenreifen, und auch Arme und Beine tragen starke Eisenringe. Die Stoffe der Kleider wechseln zwischen Wolle, Baumwolle und Musselin. Die Röcke haben meistens am unteren Rande breite Borten von Sammet und Seide, durchwirkt oder reich gestickt. Bunte Einsätze schmücken die Tuniken, und mit dem einfarbigen Ueberkleide trug man gestickte Achselbänder und Gürtel. Die Muster der Borten und Stickereien sind zum großen Theil der Mythologie entlehnt, ferner sind es Arabesken, Thiere, geometrische Figuren und stilisirte Pflanzen. Alle Farben sind von wunderbarer Frische, lebhaft, aber selten grell, und die Stoffe erscheinen von unverwüstlicher Dauerhaftigkeit. Die Todtenshawls und Leichentücher sind meistens mit Fransen versehen, aber eine besondere Farbe der Trauer scheint es nicht gegeben zu haben, denn man sieht rothe und gelbe mit bunten Mustern und sogar ein zartes Rosa.

* „Klassiker der Pädagogik". Die wissenschaftliche Leitung der bisher von dem kürzlich verstorbenen Kreisschulinspektor Dr. Fröhlich in Saull Johann herausgegebenen „Klassiker der Pädagogik" (Verlag der F. G. L. Greßler'schen Schulbuchhandlung in Langensalza) hat Dr. Hans Zimmer in Leipzig übernommen. Die Sammlung umfaßt bis jetzt 20 Bände; mit dem 21. Bande beginnt die Wirksamkeit des neuen Herausgebers.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Arnold Hagenauer: Die Perlen der Chloë. Linz, Wien, Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt 1901. — Wilhelm Raabe: Das Horn von Wanza. Erzählung. 2. Aufl. Berlin, Otto Janke 1901. — Raabenweisheit. Zum 70. Geburtstage des Dichters aus den Werken Wilhelm Raabes ausgewählt, zusammengestellt und herausgegeben von Hans v. Wolzogen. Ebenda. — Alfons Paquet: Schutzmann Mentrup und Anderes. Köln, J. G. Schmitz'sche Buchhandlung (Ferdinand Sohn u. Jacob F. Laué) 1901. — Prof. Adolf Rahmeder: Seid barmherzig. Predigt gehalten am 30. Juni 1901 in der St. Markuskirche in München. München, Verlag Isaria (Martin Konicki). Preis 20 Pfg. — Fr. Stützer: Die größten, ältesten oder sonst merkwürdigen Bäume Bayerns in Wort und Bild. 2. Heft. München, Piloty u. Loehle 1901. — Deutschlands Eisenbahnen. Denkschrift. Stuttgart, Grüninger 1901. 65 S. — E. Hilm: Der Sklavenkrieg. Trauerspiel. Wien und Leipzig, Braumüller 1901. M. 2. — Al. Ortany: Wagner contra Bayreuth. Ein Mahnruf. Wien, Holzwarth u. Ortany 1901. 16 S. — Dr. Ed. Romberg: Plaudereien eines Arztes über das Radfahren der Damen. Leipzig, Seemann 1901. 88 S. — Do., Aerztlicher Rathgeber für Radfahrer. 10.—12. Tausend. Ebenda M. 1. — M. v. Biehler-Buchensee: Das kleine Modell, und andere römische Skizzen. Ebd. M. 1.20. — E. G. Sretiger: An der Riviera. Ebd. M. 3. — R. Heuberger: Im Foyer. Ebd. 1901. 303 S. — M. Pautinus: Mitgelitten und Mitgestritten! Erlebnisse eines deutschen Mitkämpfers im Burenkriege. Ebd. 1901. M. 1.50. — E. Segnitz: Richard Wagner und Leipzig. (Musikalische Studien V.) Ebd. 1901. 80 S. — Dr. F. Lütgenau: Der Ursprung der Sprache. Ebd. M. 1.50. — H. Brun: Italienische Reiseskizzen. Ebd. 1901. M. 2. — H. Frank: Das Abendland und das Morgenland. Ebd. M. 2.50.

Verantwortlich für den Inseratentheil i. V.: F. Xav. Wöhrle in München.

Jahrgang 1901. München, Freitag, 23. August. Nummer 192.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

## Uebersicht.



## Aus dem katholischen Irland.*)

Durch das untengenannte antiklerikale Geschichtswerk tritt Irland in die Reihe derjenigen katholischen Länder ein, in denen sich eine entschiedene Opposition gegen den Klerus geltend macht. Daß das am meisten katholische Land Europas, daß Spanien, neuerdings verzweifelte Anstrengungen macht, um sich seiner Priesterherrschaft zu entledigen, haben wir mit Erstaunen in den Zeitungen gelesen. Daß Italien durch das Sardinische Königshaus mindestens theilweise vor einem ähnlichen inneren Zerwürfniß bewahrt bleibt, haben wir seit Jahren mit Freuden bemerkt. Das viel energischere Frankreich hat schon vor hundert Jahren in einem Anfalle von Wuth gegen alle Kirchengewalt mit eisernem Besen Kehraus gemacht und wendet sich zu dieser Politik des Ausfegens gelegentlich zurück, wie eben jetzt, wo das Ministerium Waldeck-Rousseau an der Spitze steht. Dies alles und mehreres ähnliches bei anderen Völkern ist jedem Leser dieser Zeitung hinlänglich bekannt. Daß aber auch das katholische Irland ins Lager der Antiklerikalen übergehen könnte, daß auf der Insel der Heiligen, im Vaterlande St. Patricks, der hl. Brigitte, und Daniel O'Connells, Stimmen laut werden, die die Priesterherrschaft verurtheilen, wird wohl den meisten Lesern etwas neues sein; denn kein Land galt bisher als ein so sicheres Erb- und Hauseigenthum des Klerikalismus wie gerade Irland.

Mr. Michael Mac Carthys „Fünf Jahre irischer Geschichte" ist eines von denjenigen Werken, die eine solche vollständige Wendung der öffentlichen Meinung, die eine solche neue Epoche in der Geschichte Irlands ankündigen. Es gibt wohl kein Buch in der englischen Tagesliteratur, das ein so ungeheueres Aufsehen gemacht hat wie dieses. Im April dieses Jahres in London und Dublin zugleich erschienen, befindet es sich schon nach drei Monaten im Stadium der vierten Auflage. Jede Zeitung, jede Wochen- und Monatsschrift von Bedeutung bringt Besprechungen darüber. Das hohe Interesse des Buches liegt in der glücklichen Vereinigung des historischen mit dem gemäßigt-tendenziösen Inhalte. Es ist ein Geschichts- und Kulturbild des heutigen Irland, voll genauer, tief einschneidender Sachkenntniß, und doch zugleich eine begeisterte Philippika gegen Priesterherrschaft, mit dem Anspruch, das landläufige Urtheil über Erin und seine Verhältnisse geradezu auf den Kopf zu stellen.

*) Michael McCarthy: Fünf Jahre irischer Geschichte. *Five Years in Ireland*, 1895—1900, by *Michael J. F. McCarthy*, B. A Trinity Coll. Dublin, Barrister-at-Law; 4th Edition. London, Simpkin & Co. 1901. 8 sh. Dublin, Hodges.

Nicht in der englischen Regierung, so ruft es uns zu, liegt der Krebsschaden, der am Leibe Irlands nagt — die englische Regierung ist nur allzu gutmüthig gegen das katholische Volk Irlands, sondern an unserm eigenen Klerus, an dessen Habgier, an seinem Hochmuth, an seinem Unverstande und seiner unerträglichen Herrschsucht. Warum darbt und murrt Irland beständig? Warum entvölkert es sich? Warum verarmt es? Der Grund ist nicht englische Mißregierung, English misrule, wie man gewöhnlich behauptet; sondern der Grund liegt in den kirchlichen Zuständen des katholischen Theiles der Bevölkerung. Das Laienthum wird ausgesogen von der Geistlichkeit; die Klöster nehmen in erschreckendem Maße zu; die Bischöfe und Landpfarrer sind die allmächtigen Herren des Volkes; die Laien sind die unterwürfigen Diener der Hierarchie, und, das wunderlichste von allem ist, daß eine uns eigentlich fremde, eine protestantische Regierung diese Hierarchie begünstigt, und ihr die Ruthe in die Hand gibt, womit sie uns peitscht.

Ehe wir zur Analyse schreiten, müssen wir einige nähere Notizen über die Person des Verfassers einschalten. Mr. Mac Carthy ist ein etwa 40 Jahre alter Dubliner Advokat, von dem man bisher wenig gehört hatte. Nur in gewissen journalistischen Kreisen kannte man ihn als den Verfasser origineller Artikel eines angeblichen Katholiken, der aber für protestantische oder für Regierungsblätter schrieb. Wer Irland kennt, weiß, wie selten solche Fälle vorkommen. Er stammt aus einer wohlhabenden katholischen Familie Südirlands. Sein Vater ist (oder war) ein Gutsbesitzer in der Nähe von Midleton in der Grafschaft Cork, ein Freund und Gesinnungsgenosse C. St. Parnells. Er war eine Zeitlang Präsident der Landliga und wurde im Oktober 1881 eingekerkert, als Gladstone es nöthig fand, die den Gutsbesitzern allzu gefährliche Landliga aufzulösen. Er wurde jedoch nach zwei Monaten auf freien Fuß gesetzt. Obwohl ein Katholik, schickte doch der alte Mac Carthy seine Söhne auf protestantische Schulen, weil diese die bei weitem anständigeren Schulen Irlands sind. Dies erklärt die freien Grundsätze seines Sohnes Michael, der um etwa 1880 auf die protestantische Universität Dublin, d. h. Trinity College, trat. Er bestand alle seine Prüfungen mit Erfolg, besuchte die akademischen Vorlesungen über Jurisprudenz, aß seine dinners in London (d. h. er wurde in den englischen Advokatenstand eingeführt), und kehrte dann nach Dublin zurück, um dort unter die Barristers Irlands sich aufnehmen zu lassen. Da er, wie viele junge Juristen, keine Beschäftigung als Advokat finden konnte, so ging er allmählich zum Journalismus über. Er verfaßte 1891 eine kleine Flugschrift über die irische Regierungspolitik des Staatssekretärs Arthur Balfour. Aber Niemand hat das Schriftchen gelesen. Um so ungeheuerer war das Aufsehen, welches seine „Fünf Jahre" diesen Frühling erregten; — es ist das Werk, womit wir uns hier beschäftigen.

Unsre Leser sollen sich hüten, den Verfasser der „Fünf Jahre" mit Mr. Justin Mac Carthy zu verwechseln, der nicht bloß ein Namensvetter, sondern auch ein Landsmann, ein Partei- und (insoferne als Beide Journalisten sind) ein Berufsgenosse Michaels ist. Hr. Justin Mac Carthy wohnt in London; er ist Parlamentsmitglied, 70 Jahre alt, einer der Hauptführer der Homerulepartei, aber ein sehr zahmer und gutmüthiger Anhänger John Redmonds, berühmt durch seine Korrespondenzen für die „Daily News", seine Geschichte unsrer Zeit, von 1880—1900, seine Geschichte der vier Georges von England, und durch mehrere Romane. Beide Schriftsteller kommen von demselben Theile des britischen Inselreiches; denn fast alle Mac Carthies stammen aus der Nachbarschaft von Blarney bei Cork; aber der Jüngere von Beiden ist ein Mann von viel originellerem Geiste, und von viel besserer Familie als der Aeltere. Zu dem Ersteren kehren wir jetzt zurück.

Mr. Michael Mac Carthy erinnert seine Leser im Anfange seines Buches — eines Werkes von 550 Seiten —, daß er, obwohl ein gelegentlicher Lobredner der englischen Regierung, doch in keiner amtlichen oder geselligen Verbindung mit Regierungskreisen steht. Auch betont er seinen Katholizismus. Er stellt sich vor als einen treuen, gläubigen Sohn seiner Kirche, obwohl er gesteht, die Handlungs- und Denkweise der irisch-katholischen Geistlichkeit in mancher Hinsicht nicht billigen zu können. Er erhebt den Anspruch, als ein unabhängiger patriotischer Irländer, nichts als das Wohl seines Vaterlandes im Auge zu haben; und sagar das Wohl der katholischen Geistlichkeit will er befördern, wenn er auch letzteres wohl nur auf einem Umwege zu thun scheint. Er fängt dann damit an, die Ursache der Verarmung und Entvölkerung Irlands zu untersuchen. Er hat den Muth und die Offenherzigkeit, die englische Regierung von jeder Verschuldung an dem Niedergange seines Vaterlandes freizusprechen. Im Jahre 1841 hatte Irland noch acht und eine halbe Million Einwohner; jetzt hat es vier und eine halbe; von diesen sind nur 1,100,000 Protestanten. Der Boden Irlands, der ehemals überall unter blühender Kultur stand, ist jetzt zum großen Theil unbebaut. Die Bauernhütten stehen leer; die Bewohner sind nach Nordamerika gezogen. Korn wird kaum noch gebaut; Wiesenland nimmt die Stelle des Kornes ein, soweit nicht der sogenannte irische Bog, d. h. Torfmoor, vorherrscht. Die Industrie schreitet im Süden und Westen nicht bloß zurück, sie hat aufgehört; der Wohlstand sinkt. Nur mit einer Ausnahme, und gerade auf diese kommt es an. Im nordöstlichen Landesviertel, im sogenannten Diamantenlande, steht alles in voller Blüthe. Hier sind sechs reiche, wohlhabende Städte — Belfast, Londonderry, Ballymena, Lisburn, Coleraine und Portadown. Ihre Bewohner sind — Protestanten! Hier summt der Webstuhl; hier wimmelt der Hafen von Schiffen; hier wird Leinwand fabrizirt; hier werden die größten Schiffe der Welt gebaut. Ein Deutscher aus Hamburg, Mr. Wolff, das bekannte Parlamentsmitglied, steht an der Spitze des riesigen Schiffbaugeschäftes von Harland und Wolff, und unter dem Einflusse dieses und ähnlicher großartiger Unternehmungen ist Belfast in 30 Jahren aus einer kleinen Provinzialstadt zu einer der ersten Fabrikstädte des britischen Reiches, mit 300,000 Einwohnern, gestiegen.

Im übrigen Irland, d. h. im katholischen Süden, im Westen und Zentrum, liegt alles darnieder. Es ist das Schweigen des Grabes, das Hinsiechen des Verfalls. Nur mit einer Ausnahme. Ein Theil der katholischen Bevölkerung blüht — blüht mitten in der Armuth des Volkes. Das ist der Priesterstand.

Mr. Mac Carthy beschreibt dann auf Seite 23 bis 47, wie reich sein Vaterland mit katholischen Geistlichen gesegnet ist. Die Pilze im Sandmeer, die Haifische zwischen den Häringen, können es nicht besser haben. Die Geistlichen sind etwa ein Zehntel oder Zwölftel der Bevölkerung. Sie produziren nichts; sie pflügen nicht, sie weben nicht; sie bauen keine Schiffe, sie hüten kein Vieh; aber sie leben flott, von Messelesen und Beichtenabhalten, und dergleichen. Ein Kardinal, drei Erzbischöfe, 25 Bischöfe, 2 Aebte, 2722 weltliche Priester (d. h. Stadt- und Dorfpfarrer), etwa 3000 bis 5000 Mönche (oder Reguläre), Jesuiten, Franziskaner, Dominikaner, Vinzentianer, Karmeliter, Maristen, u. s. w. Dann kommen die Nonnen in ihren reichen Nonnenklöstern, die Priester in Weiberkleidern, die auch nichts thun, als beten. Zu dieser „formidablen Armee" von Geistlichen muß man noch die Schulmeister hinzurechnen; denn die Schule im katholischen Irland ist nichts als ein Anhängsel der Kirche. Wahrhaftig, an Geistlichen scheint es nicht zu fehlen. Wer muß nun diesen nichtsproduzirenden Theil der Bevölkerung füttern? Natürlich die arbeitenden Klassen; hier sind es die irischen Farmers. Ein irischer Farmer ist ein unwissender, aber religiöser und geduldiger, wenn auch viel geplagter Mensch. Er ist nicht so arm, wie man gewöhnlich meint. Er führt jährlich nach England 750,000 Stück Vieh, 800,000 Schafe, 700,000 Schweine, 30,000 Pferde aus; für jedes Stück Vieh bekommt er durchschnittlich 10 Pfd. St., für jedes Pferd 30 Pfd. St. Man kann daraus schließen, wie viele Millionen Geld jährlich in seine Hände kommen. Seine Ausgaben sind von entsprechender Höhe. Zuerst kommt der Pachtzins (rent) an den Eigenthümer seines Bodens; denn er selbst besitzt noch kein Land, obwohl er angefangen hat, es zu bekommen durch die neuen englischen Landgesetze. Gewöhnlich ist ein Farmer im Rückstand mit seinem Pachtzins. Dann kommt die Regierung an die Reihe; der Farmer muß schwere Steuern zahlen für die Armen, für Wege, Brücken, Krankenhäuser und für sein Einkommen. Aber sein drückendster Gläubiger ist nicht der Landbesitzer, auch nicht der Steuereinnehmer; es ist sein Ortsgeistlicher, der ihm alles aus der Tasche zu ziehen weiß, was die beiden Erstgenannten noch darin lassen. Kirchensteuer, Schulgeld, Peterspfennige, Tauf- und Firmelungsgelder, und unaufhörliche mildthätige Gaben zu den verschiedensten Zwecken, erschöpfen seinen Geldbeutel, und die Schrecken der ewigen Verdammniß werden bei jeder Gelegenheit heraufbeschworen, um etwaigen Knausereien oder Verheimlichungen Paddys ein Ende zu machen.

In Deutschland wird jeder Ortsgeistliche jedes Bekenntnisses aus der Ortskasse bezahlt; Bettelei ist ausgeschlossen. In Irland ist es anders. Der Staat kümmert sich nicht um die Wahl, aber den Unterhalt der Geistlichen. Dieser muß sich sein Einkommen erbetteln, oder es durch Vermiethung von Kirchenstühlen und Gebühren für kirchliche Handlungen, die er vollzieht, zusammenbringen. Indessen indirekt steuert die britische Regierung dennoch große Summen für die Geistlichkeit bei — nämlich durch Zuschüsse zu den Erziehungsanstalten, welche im katholischen Irland ganz in den Händen der Geistlichkeit sind. Der parish-priest ist der absolute Autokrat und unumschränkte Gebieter der Elementarschule. Es gibt 5890 katholische Elementarschulen in Irland. Für diese bezahlt die Regierung jährlich 568,814 Pfund Sterling, und da die Schulmeister und ihr

priesterlicher Direktor sich gewöhnlich noch viel hinzuverdienen, durch erfolgreiche Prüfungen, für die ihre Zöglinge sogenannte results-fees davontragen (d. h. Belohnungen oder Preise für gutes Antworten beim Examen), so beläuft sich die von der Regierung hergegebene Summe auf jährlich 1,156,144 Pfd. St., über welche die katholische Geistlichkeit beinahe ausschließlich nach ihrem Gutdünken verfügen kann. Ein kleiner Theil davon natürlich gebührt dem Schullehrer, jenem unglücklichen Unterbedienten, den sein Geistlicher auf dreimonatliche Kündigung ein- und absetzen kann, wie es ihm gefällt. Es geht in Irland gerade so zu wie in Spanien; die Schule ist eine Anstalt der Kirche; der Staat schießt zwar sein Geld zu, aber um den Unterricht, um den Schulmeister, hat der Staat sich nicht zu kümmern.

Zwei Umstände in diesem System erregen den gerechten Unwillen des Mr. Mac Carthy. Der eine ist die vollständige Ignorirung des Laienthums; der andere die Verrohung und Verdummung des Volkes, die davon die Folge ist.

In einem Lande, wo das Prinzip: No taxation without representation, d. h., daß Jeder das Recht hat, über die Anwendung der von ihm bezahlten Steuern mitzustimmen, gewissermaßen in das Blut und Leben des Volkes übergegangen ist, wie es auf den britischen Inseln der Fall ist, bleibt die völlige Beiseitesetzung der Laien in allen Kirchenangelegenheiten ein schreiender Widerspruch. In Irland muß der arme Farmer für seinen Geistlichen zahlen; der Priester lebt von ihm, d. h. von seiner Gemeinde; sein Haus, sein Land, seine Kirche, sein Brot kommen von dem Laienthum, welches neun Zehntel der Bevölkerung ausmacht, und doch thut das priesterliche Zehntel, welches von den Laien lebt, was es will, in allen Angelegenheiten des Lebens, ohne je das Laienthum zu befragen. Die Ursache davon liegt in der hochorganisirten hierarchischen Konstitution der katholischen Kirche, der ein ganz willen- und hülfloses unverbundenes, unwissendes, gründlich verachtetes Laienthum gegenüberstehe. Mac Carthy weist auf das Beispiel der protestantischen Religionsgemeinschaften hin; er verlangt dringend eine totale Reform der katholischen Kirchengesetze; er sagt, die Zeit wäre gekommen, den Laien zu einer ähnlichen mitwirkenden Stimme in allen kirchlichen Fragen, mit Abrechnung der dogmatischen, zu verhelfen.

Noch bitterer jedoch sind Mr. Mac Carthys Klagen über die greuliche Unwissenheit, worin die irische Geistlichkeit das Landvolk aufwachsen läßt. Trotz der Landschulen, die die Regierung überall errichten läßt, gibt es in Irland noch immer eine erschreckende Anzahl von Analphabeten. Ein erhöhter Bildungsgrad des Volkes ist der Geistlichkeit geradezu unerwünscht; denn, wie ein früherer Erzbischof von Dublin, Paul Cullen, sich ausdrückte, das nächste würde doch nur sein, „daß der Irländer, wenn einmal gebildet, seinen Geistlichen angreifen würde“; „er hätte schon zu viel Erziehung; bis jetzt griffe er nur die Regierung an; gäbe man ihm noch mehr Erziehung, so würde er sich gegen die Kirche erheben.“ (S. 309.) Bei solchen Prinzipien kann man sich nicht wundern, wenn der unglückliche arme Irländer nicht vorwärts kommt in der Welt. Mr. Mac Carthy erzählt auf Seite 141 bis 194 zwei haarsträubende Fälle von Volksaberglauben, welche in den letzten paar Jahren in Irland vorgefallen sind. In Bally-Vadlea in der Grafschaft Tipperary hat ein irischer Farmer, Namens Cleary, im Jahre 1896 seine Frau verbrannt, weil er ihre Identität bezweifelte und fest überzeugt war, daß sie ein Teufel oder eine fairy wäre, welche nur die Gestalt seiner Frau angenommen hätte. Zu Lisphelan in der Grafschaft Roscommon haben ähnliche Teufelsbeschwörungen, etwa um dieselbe Zeit stattgefunden, und in beiden Fällen hat das Gericht schwere Strafen für Blutvergießen und Mord aus Aberglauben verhängen müssen. Solche Vorfälle beweisen sprechender als alle Argumente, wie grauenhaft das irische Landvolk von seinen geistlichen Erziehern verwahrlost wird.

Höchst eindringlich widerräth Mr. Mac Carthy die Errichtung und Dotirung einer katholischen Universität. Der jetzige Vizekönig von Irland, Lord Cadogan, und die Brüder Balfour, Arthur und Gerald, frühere Staatssekretäre von Irland, haben sich von falschem Edelmuth verleiten lassen, Versprechungen in diesem Sinne öffentlich in Reden verlauten zu lassen, als ob dadurch dem irischen Volke, weil es seiner Mehrzahl nach katholisch ist, eine neue Wohlthat, eine weitere Konzession an seine Herzenswünsche, gewährt werden würde. Nichts könnte jedoch trügerischer, ja gefährlicher sein, als eine neue radikal-katholische Universität für Irland. Die Einzigen, die dies lebhaft wünschten, wären die katholischen Prälaten. Diese hofften dadurch neue Würden, neue Gehälter, neuen Einfluß auf die Erziehung zu erobern; den Laien, auf die es doch hauptsächlich ankomme, läge nichts daran; sie hätten Gelegenheiten genug zu akademischer Ausbildung in Trinity College und in der konfessionslosen Royal University. Seine Worte über diese Frage werden die ernstlichste Beachtung von Seiten jedes Denkenden verdienen, weil sie von einem gebildeten Katholiken kommen, der selbst in Trinity College studirt hat, während seine Brüder die Royal University besuchten und dort graduirten. Die katholische Hierarchie im Punkte der Universitätserziehung zu befriedigen, ist leider unmöglich. Sie verflucht seit lange alle protestantischen Hochschulen, und nennt auch die konfessionslosen Universitäten godless colleges. Das einzige, was ihrem Geschmack entspricht, ist eine „Catholic University“, d. h. ein erweitertes katholisches Seminar, wo sie allein die Professoren anstellen und die Erziehung überwachen.

Zum Schluß dieser Notiz kommen wir noch auf das so viel umstrittene Priesterseminar zu Maynooth in der Grafschaft Kildare, 20 Meilen westlich von Dublin. Mr. Mac Carthys Bemerkungen über dieses Maynooth sind sehr lesenswerth, vorzüglich jetzt, wo man in Deutschland daran denkt, ein elsässisches Priesterseminar zu stiften. Maynooth ist bekanntlich vor hundert Jahren vom irischen Parlament, das 1801 aufhörte, kurz vor seiner Auflösung gegründet. Es hatte damals 50 junge Priesteramtskandidaten, jetzt hat es 600. Im Jahre 1845 wurde es vom englischen Parlament nach langen leidenschaftlichen Debatten mit einer Summe von 26,360 Pfd. St. jährlich dotirt. Diese Dotation hörte 1869 auf, indem Gladstone, bei der Entpfründung und Entstaatlichung der englischen Staatskirche in Irland, die genannte Summe in ein einmaliges Geschenk von 400,000 Pfd. St. konvertirte, womit die theologische Fakultät zu Maynooth machen konnte, was sie wollte. Der Staat kümmert sich seitdem nicht weiter um Maynooth. Die großen Geldsummen, die der Fakultät 1869 zufielen, sind zu allerlei kostspieligen Bauten verwendet. Großartige Kirchen, Säulengänge, Glockenthürme, Dormitorien und Hörsäle sind neben weiten Gärten, Kellern und Küchen errichtet. Freistellen für arme Bauernsöhne, die sich ordiniren lassen wollten, wurden dutzendweise errichtet. An weltliche Bildung, an andere Fakultäten neben [illegible]

theologischen, zu denken, kam den Geistlichen nicht in den Sinn; denn an Universitätsbildung lag und liegt der Klerisei nichts, und welcher anständige Irländer würde je seinen Sohn mitten zwischen jungen Priestern erziehen lassen? Aber eine große Union (Vereinshalle), d. h. eine Aula, wurde gebaut, wo politische und theologische Debatten von den Studenten gehalten werden konnten, und wo junge Irländer über die Schlechtigkeiten der englischen Regierung schimpfen, und die Leiden Irlands bejammern, ungefähr in dem Tone, der uns den Parlamentsreden der irischen Homerulepartei zu Westminster bekannt ist. Alle zwei oder drei Monate halten die 31 Prälaten Irlands dort ein großes Konklave. Dann werden Hirtenbriefe erlassen, die Protestanten denunzirt, eine „Catholic University“ wird verlangt, und öffentliche Erklärungen über die Ungerechtigkeiten, die die Katholiken erdulden sollen von England, werden veröffentlicht. Die Geduld der englischen Regierung bei diesem Gebahren ist großartig. An der Spitze dieser bösen Demonstrationen steht gewöhnlich der Doktor Walsh, Erzbischof von Dublin, ein klassisches Exemplar von einem hochmüthigen, streitsüchtigen irischen Priester. Mac Carthy sagt von ihm, Seite 320, daß nach dem Hinscheiden des friedlich gesinnten, edel denkenden Kardinals Dr. Mac Cabe wohl kein Laie für die Erhebung dieses theologischen Hetzkaplans gestimmt haben würde; Walsh war sonst Professor in Maynooth, und dortiger Präsident; aber leider, sagt Mac Carthy, nähme der heilige Stuhl in Rom gar keine Rücksicht auf die Stimme der Laien, und höre nur auf die der Geistlichkeit, sonst würde Dr. Walsh nicht sein, was er ist.

Trotz seiner Vorliebe für Maynooth sträubte sich der Papst lange, dieses obskure Stift als eine vollgültige Hochschule anzuerkennen. Irländer, die die höchsten kirchlichen Würden und den Doktortitel suchten, mußten nach Rom kommen, um vor dem irischen Kollegium unter Dr. Kelly ihr Examen zu bestehen. Nach langem Bitten ertheilte jedoch der jetzige Papst im Jahre 1898 den Professoren von Maynooth die Erlaubniß, Doktoren der Theologie zu kreiren. Diese Gnade des Papstes wurde mit großem Jubel in Irland begrüßt. Ein junger Dorfgeistlicher, der Pater Dineen, wurde auf die Beine gekriegt und mußte mehrere Thesen in englischer Sprache proponiren und vertheidigen. Es war eine wahre Duns Scotus Erigena-Scene, eine Parodie des Mittelalters! Eine Thesis hieß, daß die Existenz der Bewegung im Weltall einen persönlichen Gott beweise, weil sich keine Bewegung denken ließe, ohne daß Jemand den ersten Stoß gäbe. Eine andere, daß es zur Rechtfertigung der Gläubigen keinen wirksameren Beistand gebe, als die Hülfe der heiligen Jungfrau Maria, welche die erläßlichen Sünden (venial sins) verzeihen machte; und eine dritte, daß Gott die Erlösung unmündiger Kinder ebenso sehr wünsche wie diejenige der Erwachsenen. Hohe Würdenträger opponirten dabei, natürlich nur zum Scheine. Der Pater Dineen entwaffnete alle Gegner, und wurde zum Lohne für seine siegreichen Syllogismen zum ersten Doktor der Theologie Maynooths gemacht. Und für solchen scholastischen Plunder, für solchen Trödel, hat der Staat seine 400,000 Pfd. St. geschenkt!

Wenn Deutschland sich selbst achtet, wird es kein solches Maynooth auf seinem Boden entstehen lassen. Es ist nichts als eine Brutstätte illoyaler unpatriotischer Gesinnung, ein Herd des brennenden Religionshasses, eine Rumpelkammer von Albernheiten und vermoderten Knochen; und überdies ist es eine großartige Verschwendung; denn kein vernünftiger Deutscher wird je seinen Sohn in eine Anstalt schicken, wo er neben einem Pater Dineen von Professoren wie Dr. Walsh unterrichtet werden soll.

S.

---

## Zur Geschichte des japanischen Farbenholzschnittes.

### II. (Schluß.)

Wir erhalten dann weiter, nachdem sich v. Seidlitz kurz über die Erschließung Japans ausgesprochen hat, deren wir bereits im Eingange gedacht haben, zunächst einen Ueberblick über die Geschichte der japanischen Malerei, was für das Verständniß des japanischen Holzschnittes um so nothwendiger ist, da dieser aus der Malerei hervorgewachsen ist. Wie die ganze japanische Kultur, ist auch die Kunst des Malens in Japan aus China, und zwar um das fünfte Jahrhundert nach Christi Geburt über Korea nach dem Inselreiche gelangt. Mit der chinesischen Kunstweise wurden auch die durch den Buddhismus gegebenen Stoffe mit nach Japan verpflanzt.

Der erste japanische Maler, dessen Namen uns die Geschichte überliefert hat, ist Kose no Kanaoka, zu Ende des neunten Jahrhunderts. Er bedeutet aber nicht den Anfang der japanischen Malerei, sondern vielmehr den Höhepunkt innerhalb des ersten Abschnittes derselben. Er hat aber auch für alle Folgezeit den Ruhm, der größte japanische Maler gewesen zu sein, sich bewahrt. Obgleich er, beeinflußt durch seinen Lehrer, einen chinesischen Emigranten, noch vollständig innerhalb des Bannkreises der chinesischen und besonders buddhistischen Vorstellungsformen stand, so ist er doch der Begründer der national-japanischen Malerschule, die Kose-riu, nach seinem Geschlechtsnamen so benannt, wodurch er sich fast noch größeren Ruf erworben hat, als durch seine eigenen Leistungen, von denen Fenelossa meint, daß man sie mit denen des Phidias in der griechischen Kunst vergleichen könne, und die theilweise zu den großartigsten Schöpfungen der japanischen Kunst gehören sollen.

Mit Bestimmtheit scheint sich aber die japanische Malweise von der chinesischen erst zu Anfang des elften Jahrhunderts losgetrennt zu haben, wenn man auch noch bis in unser Jahrhundert Anklänge dieser in der japanischen Kunst findet. Durch die Kasuga-Schule, die an die Stelle der aussterbenden Kose-Schule trat, ward dieser Wandel vollzogen und der Yamato-ye, der eigentliche „japanische Stil“ geschaffen, der dann seine hervorragende Fortsetzung in der im zwölften Jahrhundert erblühenden großen Tosa-riu, Tosa-Schule, fand.

Im 15. Jahrhundert machte sich dann der Einfluß China's abermals und in erneuter Stärke geltend, was zur Begründung der gleichfalls bedeutenden Kano-Schule führte. Später fand eine Vereinigung der beiden Schulen, der Kano-riu mit der im Niedergange begriffenen Tosa-riu statt, wodurch dieser neues Leben zugeführt wurde, und ein abermaliger Aufschwung der letzteren eintrat, obgleich trotz der Verbindung beide Schulen ihren ausgeprägten Charakter auch weiter bewahrten. Aus der Tosa-Schule ging gegen Ende des 16. Jahrhunderts derjenige Künstler hervor, der das volksthümliche Genre, das bis dahin nur gelegentlich gepflegt worden war, wahrhaft begründete. Er ist, wie v. Seidlitz hervorhebt, der Vater jener nationalen Schule, die später in dem Holzschnitt ihr vornehmstes Ausdrucksmittel fand und diese Kunstart zu voller Blüthe und allgemeiner Verbreitung brachte.

Im 17. Jahrhundert trat dann ein Verfall der japanischen Kunst ein, der japanische Geist verfiel in

weitem Bereich der Unthätigkeit und Kleinlichkeit. Ausgenommen müssen aber vier Künstler werden, die bedeutend über das Niveau der übrigen hervorragen. Wir erwähnen von ihnen nur Kórin. Er ist, wie v. Seidlitz bemerkt, dank der Größe und Eigenart seines Stils, der bekannteste der japanischen Maler geworden und verdient diese Hochschätzung durchaus wegen der unauslöschlich dem Gedächtniß sich einprägenden Kraft seiner Erfindungen, die an die Werke der um viele Jahrhunderte zurückliegenden Anfangszeiten erinnern, ohne sie doch je nachzuahmen. Als der größte der japanischen Impressionisten nimmt er eine Sonderstellung ein.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfolgte dann die Begründung einer naturalistischen Schule. Mit dem Ende des Jahrhunderts fanden aber, anfangs vereinzelt, später aber immer mehr europäische Einflüsse Eingang in die japanische Kunst, die deren allmählichen Niedergang im 19. Jahrhundert herbeiführten.

Wie die Blüthezeit der japanischen Kunst mit dem heroischen Zeitalter in der Geschichte des Volkes zusammenfällt, so hat auch der japanische Holzschnitt in dieser Zeit seine Glanzperiode, die als ein Ausläufer der großen Kunst aufzufassen ist, die im 17. Jahrhundert durch die Maler der volksthümlichen Richtung geschaffen worden war. Nicht also diejenigen Erzeugnisse der Holzschnittkunst, bemerkt v. Seidlitz, sind als die höchsten Leistungen anzusprechen, die am meisten der europäischen Art sich nähern, den Vergleich mit europäischen Kunstwerken herausfordern, und daher uns am leichtesten verständlich sind, sondern diejenigen, die vermöge der Ausbildung des kalligraphisch-dekorativen Charakters sich dem japanischen Ideal von künstlerischer Größe, Vornehmheit und Eleganz am meisten nähern und zugleich die größte Eigenart und Erfindungskraft bekunden. Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht unterlassen, zu bemerken, daß v. Seidlitz das Wesen der Kalligraphie in der erwähnten Beziehung, wie sie von den Chinesen eingeführt worden ist, nicht etwa in der Sauberkeit und Gleichmäßigkeit der Durchführung, die leicht zu Erstarrung führen können, findet, sondern vornehmlich darin, daß man das, was man auszudrücken hat, in möglichster Vollkommenheit, dabei aber mit dem geringsten Aufwand von Mitteln darstellt.

Der Holzschnitt hat sich als Kunstzweig verhältnißmäßig spät in Japan entwickelt. Wenn der Bilddruck zwar schon im 12. Jahrhundert, in nachweisbarer Form aber erst seit dem 14. Jahrhundert in Japan ausgeführt worden ist, so sind die Anfänge des eigentlichen Holzschnittes und zwar in der Form der Buchillustration, nicht über den Anfang des 17. Jahrhunderts zurückzudatiren. Den wahrhaft künstlerischen Aufschwung verdankt der japanische Holzschnitt jedoch dem Einfluß Morónobus, der von 1675 bis 1715 wirkte und durch seine zahlreichen immer noch im Stile der Tosa-Schule komponirten, aber frisch und lebhaft erfaßten Illustrationen ein Vorbild gab, das bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus nachgewirkt hat. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts erreichte dann der japanische Holzschnitt seine volle Entwicklung. Hókusai, zu Anfang des 19. Jahrhunderts, war der letzte große Künstler dieser Reihe. Europäischer Einfluß, so namentlich des Rokoko unter Masánobu, der bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts lebte, macht sich immer aufdringlicher bemerklich, während gleichzeitig Vornehmheit und Sorgfalt immer mehr schwinden. Interessant ist der Gang der Entwicklung, den der Holzschnitt in Japan genommen hat, mit dem Werden in Europa zu vergleichen. Dort wie hier finden wir ziemlich denselben Verlauf der Dinge, ohne daß man sagen könnte, mit Ausnahme in der letzteren Zeit, daß eins auf das andere gewirkt und so die Uebereinstimmung hervorgebracht hätte. Wir haben hier eine der interessantesten „ethnographischen Parallelen", wie sie in der Kulturgeschichte wiederholt anzutreffen sind zwischen Völkern, die niemals miteinander in Berührung gekommen sind.

Noch wollen wir erwähnen, daß der japanische Farbenholzschnitt mit Zweifarbendrucken begonnen hat, und daß der Anfang derselben erst in den Beginn der 40er Jahre des 18. Jahrhunderts zu setzen ist, vorher hat man nur Handkolorirung von Holzschnitten gekannt. Als plötzlich um 1743 der Buntdruck mit zwei Platten, rosa und grün — über die Technik haben wir schon früher gesprochen — aufkam, eine Erfindung, die Shigénaga zugestanden wird, doch wahrscheinlich, wie die Kunst überhaupt von China herübergenommen worden ist, fand er gleich allgemeine Verbreitung bei den führenden Künstlern, so daß er als das Kennzeichen der 40er Jahre angesehen werden kann. Das Kolotiren der Schwarzdrucke hörte daneben nicht mit einem Schlage auf, trat aber mehr in den Hintergrund. Gegen Ende der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts ward dann weiter eine dritte Platte hinzugefügt und es folgten dann rasch auseinander verschiedene Versuche, die Farbenwirkung durch Tönungen und Farbenverbindungen zu erhöhen und nicht lange dauerte es mehr, bis gegen 1765 die Zahl der Platten vermehrt und dadurch der in seiner Farbenwirkung völlig unbeschränkte Holzschnitt begründet wurde. Die Zeit des Ueberganges von den primitiven zweifarbigen Buntdrucken zu den vollentwickelten war sehr kurz, sie umfaßte nicht viel mehr als die erste Hälfte der 60er Jahre des 18. Jahrhunderts. Für v. Seidlitz sind die Buntdrucke in mehr als drei Farben der eigentliche Vorwurf seines Werkes. Es wird nun zunächst die erste Blüthezeit des Buntdruckes behandelt, in der vor allen Dingen Harunóbu uns entgegentritt, der auch der Erfinder dieser vervollkommneten Art des Buntdrucks ist; ihm folgten Shigémasa und Shunsho als die hervorragendsten Künstler auf diesem Gebiete, während Kiyónaga, der um die Mitte der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts auf den Plan trat, um fortan durch anderthalb Jahrzehnte hindurch die Kunst des Holzschnittes in Japan zu beherrschen, den Höhepunkt des japanischen Farbenholzschnittes bedeutet.

Als dann gegen 1790 Kiyónaga vom Plane zurücktrat, hinterließ er seine Erbschaft drei Meistern, die während des letzten Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts die Herrschaft führten und bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein fortwirkten. Diese waren Yeishi, Utámaro und Toyo Kuni. Sie stellen, wenn auch nicht mehr, wie v. Seidlitz betont, die größte Kraft und den größten Reichthum, so doch die äußerste Verfeinerung des japanischen Holzschnittes dar.

Wäre es dem Verfasser auf einen effektvollen Abschluß seines Werkes angekommen, so hätte er als den letzten in der Reihe der namhaften Künstler Hókusai auftreten lassen müssen, der in Europa die größte Popularität erlangt hat und eine Zeitlang sogar als der größte angesehen worden ist. Eine bedeutende Rolle hat er, wie v. Seidlitz hervorhebt, allerdings in der Geschichte des japanischen Holzschnittes gespielt, sowohl durch die Eigenart seines Talents, wie durch den Einfluß, den er während eines langen, arbeitsreichen Lebens ausgeübt hat. Aber an die Meister des 18. Jahrhunderts reicht er doch nicht heran, obgleich er Eigen-

schaften besitzt, die ihm, namentlich bei den Ausländern, große Sympathien eingebracht haben, so daß vielfach für ihn geschwärmt worden ist. Aber gerade diese Eigenschaften, die an ihm neu sind und seine Werke dem europäischen Auge so anziehend machen, so der stillose Realismus, der die Naturbeobachtung keiner höheren Kunstauffassung dienstbar macht, sind es hinwiederum, die ihm in seinem Heimathlande die Mißachtung eingetragen haben, unter der er Zeit seines Lebens zu leiden gehabt hat.

Die Epigonen nun, die zum Theil heute nach ihr Wesen treiben, veranlassen v. Seydlitz schließlich zu folgendem zwar herben, aber treffenden und gerechten Urtheil, das uns mit Betrübniß für den japanischen „Völkergedanken" im allgemeinen, wie insbesondere für die japanische Kunst erfüllen muß: „Seit der Eröffnung Japans für die Europäer und dem Eindringen antinationaler Anschauungen ist die dortige Kunst völlig zurückgegangen und hat sich nur noch einen dünnen Faden rein technischer Ueberlieferungen erhalten. Nicht wie in China an Erstarrung, sondern an der Ungunst der Verhältnisse, an der Auflösung der Beziehungen, die den Künstler mit seinem Publikum verbinden, ist die japanische Kunst zugrunde gegangen. An Kräften fehlte es nicht, die ebenso, wie im 18. Jahrhundert die Kunst hätten weiterfördern können, Ansätze zu neuen Gestaltungen, zu einer Erweiterung des Darstellungsgebietes, zur Erschließung neuer Auffassungsweisen waren vorhanden: das Publikum aber, das solche Bestrebungen hätte fördern können, fehlte. Es begnügte sich mit schlechten Schauspielerbildnissen und ließ sich durch unbedeutende Illustrationen amüsiren. Es empfing somit die Kunst, die es verdiente. Fragt man zum Schlusse, ob es denkbar sei, daß je die Japaner wieder zu einer eigenartigen, bedeutenden Kunst gelangen könnten, so wird diese Frage wohl zu verneinen sein. Denn alte Kultur und Zivilisation sind Begriffe, die einander ausschließen. Japan hat den zweiten Weg erwählt und hat ihn wohl betreten müssen, wollte es nicht im Völkerkampfe vernichtet werden. Damit hat es aber zugleich, und zwar in höherem Grade noch als Europa, dem ein solch schroffer Uebergang erspart blieb, auf die Vergangenheit verzichten müssen."

Wir meinen mit Unrecht. Die Zivilisation an sich ist keine Vernichterin nationalen Geistes, und so wäre sie auch kein Hinderniß der Fortentwicklung der japanischen Eigenart gewesen, im Gegentheil, sie hätte sie nur fördern, verfeinern und bilden können, wären die Japaner sich selbst treu geblieben und hätten nicht für „fair" gehalten, Europa nachzuäffen, wie namentlich auch die Gebildeten durch Ablegen ihrer so kleidsamen nationalen Tracht, die namentlich den Frauen so vorzüglich steht und mit Grazie getragen reizend wirkt, bewiesen haben. Sie ist dem Wesen der Japanerinnen angepaßt, während diese in den geschmacklosen europäischen Moden mit Schnürbrust und Tournüre wie Karikaturen aussehen. Daß Zivilisation den Volksgeist nicht zu vernichten braucht, ihn aber entwickeln und zu klassischer Höhe zu bringen vermag, das haben die Griechen, das haben wir bewiesen, ja, seinerzeit auch die Japaner, als sie die chinesische Kultur aufnahmen, ohne durch sie ihrer Eigenart sich zu begeben und in ihr unterzugehen. Aber aus anderen Gründen, als v. Seydlitz, fürchten auch wir den künstlerischen Untergang der Japaner, wie in erschreckender Weise die jüngste Pariser Weltausstellung dargethan hat.

O.

## Besprechungen.

Theodor Suse: Merlin, ein Buch Liebeslieder. Leipzig bei S. Hirzel. — Die neueste Dichtung Suse's steht zu der im Vorjahre (bei Ascher in Berlin) erschienenen Sammlung der Gedichte „Gärten der Träume" in ergreifendem Gegensatze, der in einer leidvollen persönlichen Erfahrung seine Erklärung findet. Hier wie dort das unerschöpfliche Thema, wieder das „von Einer Empfindung volle Herz", wieder die Fünfzeiler; aber es ist nicht mehr die stürmische welterobernde Liebe, die dort lodert, es ist die Liebe, die diese Welt, die Raum und Zeit überwunden hat, die nur noch im wonnigen Schmerz der Erinnerung lebt. Hier liegt das Leben weit hinter ihm, wie weit Jugend und Glück! Was hat er erfahren und was errungen? „Und mir blieb nichts, als von dem kurzen Glück zu träumen," so klagte der Dichter schon früher einmal. Einst ward ihm das Leben, so schön war es, zum Traum, nun ist der Traum sein Leben. Und diesen Traum erzählt er uns jetzt: Jenes Glück erlebt er wieder als — Merlin, der, wie die Sage meldet, „der Weiseste der Menschen, aber auch zugleich der Thörichtste war, weil er eine Andere mehr liebte als sich selbst."

Welch großartige Vergeistigung seiner Erlebnisse, welcher Schwung der Phantasie spricht aus der Wahl dieser Form, dieser Gestalt des liebebethörten Künstler-Weisen, in die unser Dichter hier seine Empfindungen gießt! Und wie erzählt er diesen Märchentraum, aber nein, wie erlebt er ihn! Alles Aeußerliche der Merlinsage wird verinnerlicht und erhält eine tiefe, geheime Beziehung zum Schicksal der Liebenden. Nun ist der Montsalvasch nicht mehr die alte Burg der Ritter, es ist das lichte Ziel der Beiden, wohin sie nach des Lebens Irrsal streben. Der heilige Gral ist jetzt ihr eigen Herzblut, das in dornenvollem Leben geflossen und womit sie sich jenen lichten Himmel verdient. Und worin besteht der Zauber Merlins, den er sie lehren muß, wenn er sie ganz zu eigen haben will? Es sind nicht die Künste des Magus, er lehrt sie — das Leben, Liebesleid und Liebeslust. Er erzählt ihr in farbenglühenden Bildern von der heiligen Magdalena im Rosenhag, von der verstoßenen Königstochter und dem Edelknecht, von dem Mädchen, das durch Qual und Noth an den Quell des Lebens gelangt ist, vom Dichter und seinem todten Weibe:

> Nun liegt der Dichter zu des Frühlings Füßen,
> Und senkt das Haupt auf seine Kniee nieder;
> Er schaut ihn an und seine Thränen fließen:
> Warum so schwer das Sonnenlacheln büßen,
> Gib mir mein Weib, gib mir mein Leben wieder!

Mit solchen Tönen weckt Merlin ihre Seele und gewinnt sie ganz. Der dritte und letzte Theil des Buches gehört ganz dem Ineinanderleben der Beiden. Es ist nicht mehr die Nynianne, die sich Verweigernde der alten Sage, unser Dichter nennt sie Viviana, die Lebenspendende. Nun bedarf sie nicht mehr seiner Märchenkünste, sie übt sie jetzt selbst an ihm mit ihrer beseligenden Liebe. Um sie duftet der Frühling, wieder blühen wie dereinst des Dichters Lieblingsblumen, Lilien und Narzissen, und hinter der Weißdornhecke versinkt den Glücklichen die ferne Welt. Nun steigt aus seinem Liebestraum das Ziel ihrer Sehnsucht, das Wunderschloß, empor, er sieht die Taube heranschweben, die Schale glüht, „es flammt das Blut, das Gott für uns vergoß," er fühlt den heiligen Tropfen auf seinen Lippen, nach dem er lechzt: „Der Himmel bricht herein." So sterben sie, aneinander geschmiegt, dem neuen Leben entgegen. Was besagen solch matte und dürftige Worte gegenüber den süßen Strophen mit ihrer bald verhaltenen, bald emporlodernden Gluth, in der sich hier ein Dichterherz verzehrt? Welche Melodien sollen wir herausgreifen aus der Fülle des Wohllauts, womit uns der Künstler hier überschüttet? Meisterhaft ist im Merlin die Märchenstimmung festgehalten. Wie auf Goldgrund spielt sich das stets sich erneuernde Wunder dieses Liebeslebens ab. Kein rauher Ton stört die stille Magie der Geschehnisse, kein Bild, das nicht diesem Zauberreiche angemessen wäre. Immer sind wir in einer idealen, überirdischen Welt: Stille Schwäne gleiten, wie in einem Märchenbilde Schwinds auf verträumten Wassern, in Dorées Zauberlicht erglüht die Gralsburg und das Mädchen irrt durch die Schrecken des Schmerzensthales wie ein Schwan in Dante's Geisterreich. Wie Merlin das Wunder der Begegnung mit der Geliebten im Walde von Briogne erlebt, wie er sie niemals selbst reden läßt, sondern sie nur in ihrem feenhaften Wesen und Thun besingt, wie er dem theuern Schatten seine tiefsten Erinnerungen hervorholt und ihr so das Blut seines Herzens zu trinken gibt, damit sie Leben gewinne, wie er dann seine mystische Vereinigung mit ihr feiert

— dies alles ist wie ein Traum im Traum, so zart, so versonnen, ein Gewebe, wie von Geisterhand gewebt. Und nirgends wird bloß geschildert, alles wird zum Zustand, zum Erlebniß Merlins, selbst die Erzählung des zweiten Theiles, die ja nur Erinnerung ist. Nirgends ein episches Moment. Suse ist eben der geborene Lyriker. Und der Merlin vereinigt alle die tiefen Gedanken seiner Lyrik. Es ist orphische, prometheische Kunst, wenn der Dichter seinen Merlin wunderkräftig Welt und Tod besiegen und ihn selbst sich verjüngen läßt, wenn die schöpferische Liebe des Künstlers das Entseelte wieder beseelt. Es ist die Urlyrik, wie sie die Lyrik Goethe's in seinem heißesten Schöpferdrange war. Wie dereinst in den Dionysien der Mensch im heiligen Rausche zurücksank in den Schoß der Natur, daß er sich eins mit ihr und seinem Gotte fühlte, so fühlt sich der wahre Künstler als Schöpfer seiner Welt und „sein heilig glühend Herz vollendet alles selbst". Bei Suse äußert sich, auch in seinen freien Rhythmen, dieser Zug nicht titanisch, der Schmerz überwiegt bei ihm den Trotz. Auch eignet ihm mehr die Schönheit, als die Kraft. Er ist der Sonne näher als der Erde. Das Apollinische, mit Nietzsche zu reden, ist sein eigentliches Element, nicht das Dionysische. Darum liebt er den „Traum", indeß die ihm so ungleichen heutigen den „Rausch" erstreben. Den „Erdgeruch" und das „Bodenständige" der Modernen wird man vergeblich bei ihm suchen. Auch nicht die Spitzpinselei der „Pointillisten" noch das Dichten mit dem Spachtel, wie es die „Impressionisten" lieben. Auch versteckt er seine Gedanken nicht wie die „Symbolisten", sondern er spricht sie aus, klar und schön; denn er **hat** Gedanken. Er schöpft aus dem Vollen und darum dichtet er pastos. Und mit welcher Gewalt der Sprache! Wie duftig ist seine Schilderei, wenn er seinem Auge, wie grandios sind seine Bilder, wenn er seinem Gefühle genug thun will: da „rollt ein Leben in den Staub" oder „die Halle eines Lebens steht leer". An dem großen Thema, dessen sein Herz voll ist und wovon sein Mund überfließt, kann er sich nicht ersättigen, und auch gewisse Attribute, die ihm theuer geworden sind, kehren wieder. Ist das so verwunderlich? Ist uns nicht bei den Italienern des Quattrocento, wenn sie poesievolle Wunder der Verkündigung wieder und wieder malen, dieser Vorwurf immer neu, sind uns nicht Engel und Lilie stets gleich verehrungswürdig? Auch über die kleine Schwäche, hier und da eine gelehrte Reminiszenz einzuflechten, oder einen italienischen oder französischen Reim zu gebrauchen, wozu ihn seine große Belesenheit und sein virtuoses Formtalent (vielleicht auch das Beispiel Heyse's, der jenes Moment aber meist nur humoristisch verwerthet) verleiten mag, sieht der lächelnd hinweg, welcher Suse's hohe dichterische Eigenschaften erkannt hat. Nirgends wirkt dieser Zug unschön und störend, niemals beleidigt bei diesem geschmackvollen Dichter „die alte Schwiegermutter Weisheit das zarte Seelchen Phantasie". — Wir hegen den Wunsch und das Vertrauen, daß noch Viele, die es nach ernster Kunst verlangt, den Weg zu Theodor Suse finden werden.

Dr. E. **Traumann.**

## Mittheilungen und Nachrichten.

C. K. **Der erste „pankeltische Kongreß"** findet in dieser Woche in **Dublin** statt. Er bezweckt die Förderung des Studiums der verschiedenen gälischen Dialekte, die Pflege der gälischen Literatur, Archäologie und Staatswirthschaft und schließlich die Förderung und Entwicklung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den verschiedenen Zweigen der durch das Meer getheilten keltischen Familie. **Die Pflege der fünf sehr verschiedenartigen gälischen Dialekte** ist jedoch der Hauptzweck der panceltischen Bewegung. (Der sechste kornische Dialekt ist ausgestorben; er unterschied sich jedoch wenig vom bretonischen.) Die fünf Dialekte sind irisch, wallisisch, schottisch, Mundart der Insel Man und bretonisch. Sie sind von dem deutschen Gelehrten Zeus in das Irische und Britische getheilt worden. Zum Irischen oder Goidelic gehört das Irische, Schottisch-Gälische und die von den Iren der Insel Man gesprochene Mundart, zum Britischen das Kymraeg oder Wallisisch und das Armorikanische oder die Sprache der Bretagne. Zwischen Irisch und Schottisch besteht ein sehr kleiner Unterschied, aber die Sprache der Insel Man zeigt eine bedeutende Abweichung, und das Wallisisch ist fast eine besondere Sprache geworden. Der bretonische Dialekt ist gleichfalls sehr verschieden von den anderen. Vorsitzender des Kongresses ist **Lord Castletown**, der selbst das Haupt des alten Clans McGillnphaddring ist, der in alten Zeiten gewohnt war, dem Königreich Ossory seine Könige zu geben und als die Seele der Bewegung gilt. — Bei dieser Gelegenheit sei an einen Vortrag von Mr. W. **Evans** erinnert über die **Verbreitung des Gälischen**, woraus sich ergibt, daß in den letzten 20 Jahren die Zahl derer, die gälisch sprechen konnten, um zehn Prozent zurückgegangen ist. Im Jahre 1871 hätten noch 1,006,100 Personen gälisch sprechen können, 1891 seien es nur noch 911,289 gewesen; das sei eine Abnahme von 95,811 trotz der Zunahme der Bevölkerung. Sehr bemerkenswerth sei, daß die Abnahme gerade mit der Einführung des Schulgesetzes i. J. 1870 begonnen habe. Unter diesen Umständen hat das bedrohte irische Volksthum allen Grund, auf seine Selbsterhaltung bedacht zu sein.

* Für die, wie bereits gemeldet, neu errichtete **römisch-germanische Kommission** des deutschen **Archäologischen Instituts** sind nun vom Reichskanzler besondere **Satzungen** erlassen worden. Danach hat die Kommission die Aufgabe, die archäologische Erforschung derjenigen Theile des Deutschen Reichs, die dauernd unter römischer Herrschaft gestanden haben, mit Rath und That zu fördern. Innerhalb dieses Gebietes ist die Kultur von den ältesten Zeiten bis zum Ende der Römerherrschaft gleichmäßig zu untersuchen. Die außerhalb dieser Grenzen, namentlich zwischen Elbe und Weser sich findenden römischen Reste sind, soweit die Organisation der Kommissionsarbeiten es gestatten wird, in die Forschung einzubeziehen. Die Kommission besteht aus dem Generalsekretär und zwei weiteren von der Zentraldirektion des Archäologischen Instituts aus ihrer Mitte zu wählenden Mitgliedern, ferner aus dem Direktor, drei vom Reichskanzler zu berufenden Mitgliedern und sechs weiteren Mitgliedern, von denen je eines die Regierungen von Preußen, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen und Elsaß-Lothringen berufen. Außerdem hat die Zentraldirektion das Recht, die Berufung von Vertretern einzelner Alterthumsvereine und anderer an der römisch-germanischen Forschung interessirter Körperschaften bis zur Zahl von fünf Personen bei dem Reichskanzler zu beantragen. Die Kommission tritt jährlich einmal an einem im Forschungsgebiet belegenen Orte, der auf Vorschlag des Direktors in jedem Jahre vom Reichskanzler bestimmt wird, zusammen. Ueber die Einberufung außerordentliche Sitzungen entscheidet auf Antrag des Generalsekretärs des Archäologischen Instituts oder von drei Mitgliedern der Kommission der Reichskanzler. Die unmittelbare Leitung der Arbeiten erfolgt nach den Beschlüssen der Kommission durch einen Direktor, welcher von dem Reichskanzler bestellt wird. Für diese Stelle hat die Zentraldirektion des Instituts eine geeignete Persönlichkeit in Vorschlag zu bringen. Der Direktor nimmt seinen Wohnsitz im Forschungsgebiet an einem vom Reichskanzler nach Anhörung der Zentraldirektion des Instituts zu bestimmenden Orte. Befindet sich an diesem Orte eine Universität, so erhält er nach Vereinbarung mit der betreffenden Landesregierung die Befugniß, an dieser Universität Vorlesungen zu halten. Es ist die Aufgabe der Kommission, und zwar zunächst des Direktors, sich mit den die römisch-germanische Forschung betreibenden Vereinen und den leitenden Persönlichkeiten im Forschungsgebiet in stetiger Fühlung zu halten, ihre Unternehmungen, soweit dies gewünscht wird, berathend und eventuell leitend zu fördern. Die vom Reiche gewährten Mittel können zur Unterstützung und zur Weiterführung dieser Lokalforschungen verwendet werden. Die Betheiligung, insbesondere des Direktors an den örtlichen Untersuchungen bleibt der Verständigung mit den Landesregierungen und, soweit nöthig, auch mit den Alterthumsvereinen vorbehalten.

* **Kasse für wissenschaftliche Forschung.** Im „Journal officiel de la République française" wird ein von den Kammern genehmigtes Gesetz veröffentlicht, das eine kräftige Förderung der wissenschaftlichen Forschung bezweckt. Der erste Artikel des Gesetzes hat, wie die „Neue Freie Presse" mittheilt, folgenden Wortlaut:

„Unter dem Namen Kasse für wissenschaftliche Forschungen wird eine öffentliche Einrichtung zu dem Zweck geschaffen, den Fortschritt der Wissenschaft durch Subventionen zu erleichtern. Diese Kasse untersteht dem Unterrichtsministerium. Sie wird durch einen Verwaltungsrath geleitet. Diesem Rathe steht eine technische Kommission für die Vertheilung der Subventionen zur Seite."

Der Verwaltungsrath besteht aus einem Staatsrathe, einem Senator, einem Abgeordneten, dem Direktor des höheren Unterrichtes, dem Direktor des Ackerbaues und dem Generaldirektor der öffentlichen Buchhaltung im Finanzministerium, sowie zwei Delegirten der technischen Kommission. Diese zerfällt in zwei Sektionen, von denen die erste sich mit den Fortschritten der biologischen Wissenschaften, namentlich zu dem Zwecke der Entdeckung neuer Heilverfahren für Krankheiten der Menschen, Hausthiere und Kulturpflanzen, und die zweite mit den anderen Wissenschaften zu befassen hat. Die Einkünfte der Kasse werden gebildet: 1. aus den Subventionen des Staates, der Departements, der Gemeinden, der Kolonien und anderer öffentlicher Anstalten; 2. Geschenken und Legaten; 3. individuellen und Kollektivbeiträgen; 4. einem Antheil an dem Erträgniß des Totalisators, der alljährlich durch den Spezialausschuß des Ackerbauministeriums festgesetzt werden wird, aber nie weniger als 125,000 Fr. betragen darf; 5. dem Zinsenerträgniß der Gelder; 6. den für bestimmte Zwecke gemachten Geschenken oder Vermächtnissen. Die Einkünfte der Kasse dürfen nur zur Förderung wissenschaftlicher Forschungen und zur Deckung der Verwaltungskosten verwendet werden.

* Zu der von uns in Nr. 139 der Beilage vom 7. d. M. gebrachten kurzen Notiz über den **neuesten Fund** von **P. Sabatier** werden uns auf Grund der inzwischen erschienenen Publikation [1]) folgende genauere Mittheilungen von allgemeinem Interesse gemacht: „Sabatier hat das neue wichtige Dokument für die Anfänge der Franziskanergeschichte im Mai 1900 in einer Handschrift der Bibliothek des Franziskanerklosters in Capistrano gefunden — dieses malerisch gelegene Abruzzennest ist bekannt als Geburtsort des 1456 nach langem Umherziehen in Illok oberhalb Peterwardein gestorbenen und 1690 kanonisirten Johann von Capistrano, jenes gewaltigen, freilich auch recht prahlerischen Volkspredigers, Wunderthäters, Juden-, Hussiten- und Türkenbekämpfers aus dem Orden der Franziskanerobservanten. Man muß den lebhaften, geistvollen Franzosen selbst hören, wie er mit Entzücken der erfolgreichen Entdeckungsreise gedenkt: „Stundenlang in einem bescheidenen Wägelchen hin und her gerüttelt werden, jeden Augenblick anhalten, um ein Denkmal zu bewundern, eine Erinnerung zu suchen, eine Aussicht zu betrachten, dann droben ankommen in einem ganz in blendendes Sonnenlicht getauchten Kloster, da Franziskaner vorfinden, die von Güte und Freude strahlen, und einen Gemeinderath, der stolz ist auf seine Schätze, glücklich darüber, sie bewundern lassen zu können; arbeiten in einer Bibliothek voll von Luft und Licht, von wo man beim Schreiben nur die Wipfel der Cypressen des Kirchhofs und da, ganz nahe die jähen Abhänge des Gran Sasso d'Italia mit ihrem leuchtenden Schnee, bemerkt, während eine Schwalbe hereinfliegt und das ewige Lied der Liebe und des Lebens zwitschert; dann plötzlich das finden, was man sucht — das läßt vielleicht Uneingeweihte ahnen, warum die Gelehrten so selten ihrer ersten Liebe untreu werden." Die Tertiarierregel, die Sabatier gefunden hat, ist nicht die älteste, wahrscheinlich 1221 von dem heil. Franz selbst aufgestellte, aber doch ein, wenn auch nur schwaches Echo derselben. Wenn anders Sabatiers scharfsinnige Ergänzung des Incipit richtig ist, so hat die Regula ihre definitive Fassung am 20. Mai 1228 erhalten. Das Stück gibt zu den interessantesten Erwägungen Anlaß. Sehr lehrreich ist der Vergleich einerseits mit der von Nikolaus IV. in der Bulle Supra montem (18. August 1289) promulgirten Regel und andrerseits mit dem Propositum approbatum Humiliatorum Tertii ordinis.

O. Cl.

* Der amerikanische Psychologe Harlow **Gale** hat Beobachtungen über den **Wortschatz der Kinder** an drei Kindern derselben Familie gemacht. Wie die „Zeitschr. f. Psychol. u. Physiol. d. Sinnesorgane" berichtet, fand er am Ende des zweiten Lebensjahres bei dem Erstgeborenen einen Wortschatz von etwa 400, bei den späteren von über 700. Bei allen dreien fand bis zum Alter von $2\frac{1}{2}$ Jahren ungefähre Verdoppelung statt. Daß die meisten anderen Kinderpsychologen auch ungefähr die Zahl 400 fanden, erklärt Gale daraus, daß solche Untersuchungen mit Vorliebe bei den „wunderbaren" Erstgeborenen gemacht werden. An einem Tage gebrauchten die Kinder 5000—10,000 Worte, darunter 50—65 v. H. ihres gesammten Wortschatzes, dabei freilich auch wohl angeregt durch das Gebahren ihrer Eltern, die ihnen von Zeit zu Zeit einen ganzen Tag mit dem Notizblei folgten, an den anderen Tagen aber immer nur die neuen Worte anmerkten. Sehr interessant waren die individuellen Verschiedenheiten im Wortschatze der drei Kinder. Trotz der großen Aehnlichkeit der äußeren Bedingungen hatten die drei Kinder weniger als die Hälfte der Worte gemeinsam, und jedes über ein Viertel ganz für sich.

* Kürzlich starb der deutsche Missionär **J. Erhardt**, einer der Veteranen der Afrika-Forschung. Erhardts Name wird in deren Geschichte stets zusammen mit denen seiner älteren, ihm lange im Tode vorausgegangenen Gefährten Rebmann und Krapf genannt. Während man Rebmann und Krapf die Entdeckung des Kilimandscharo und Kenia (1848 und 1849) verdankt, ist der erste Versuch einer kartographischen Darstellung der ostafrikanischen Seen Erhardts Verdienst. Er veröffentlichte 1855 im „Church Missionary Intelligencer" einen Bericht und eine Karte, die einen ungeheuren See im Hinterland der Suahelikäste verzeichnet. August Petermann unterzog diese Karte einer Nachprüfung und gab den See in etwas verkleinerter Form auf einer Karte im Jahrgang 1856 seiner „Mittheilungen" wieder. Diese Karte gehört zu den wichtigsten Dokumenten der afrikanischen Entdeckungsgeschichte; denn sie gab die Veranlassung zu den ergebnißreichen Reisen von Burton und Speke, auf denen im Februar 1858 der Tanganika und im folgenden Juli der Victoria Nyansa entdeckt wurde, während gleichzeitig und unabhängig davon Livingstone den Nyassasee auffand. Damit war Erhardts unnatürlich großer „See von Uniamwesi" in seine drei Bestandtheile zerlegt, und die Forschungsthätigkeit der beiden nächsten Jahrzehnte schuf weitere Klarheit. Das erste Glied in dieser entdeckungsgeschichtlichen Kette ist Erhardts berühmte Karte, das letzte Stanleys Umfahrung des Victoria Nyansa und die Lösung der Nil-Quellen- und Congo-Frage.

* **Würzburg.** (Telegramm.) Der ord. Professor der Physiologie an der hiesigen Universität Geh. Rath Dr. Adolf Fick ist im Seebad Blankenberge im Alter von 72 Jahren plötzlich **gestorben.**

* **Heidelberg.** Die Privatdozenten in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. S. **Bettmann** und Dr. L. **Brauer** sind zu außerordentlichen Professoren ernannt worden.

* **Berlin.** Der bisherige Privatdozent und Titularprofessor in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Richard M. **Meyer** ist zum außerordentlichen **Professor** in derselben Fakultät ernannt worden. — Dr. **Seeßelberg**, Privatdozent in der Architektur-Abtheilung der hiesigen Technischen Hochschule, ist zum **Professor** ernannt worden.

* **Preisausschreiben.** Die **rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät zu Freiburg** i. B. setzt in Gemäßheit der bei ihr bestehenden Dr. Rudolf Schleiden-Stiftung einen Preis von 1000 M. für die beste Arbeit über folgendes Thema fest: „**Die Kriegskontrebande in der Völkerrechtswissenschaft und der neueren Staatenpraxis.**" Die Arbeiten müssen in deutscher Sprache verfaßt und bis zum 1. März 1903 bei dem Dekan der Fakultät unter Geheimhaltung des Namens des Verfassers eingereicht werden. Die Entscheidung über die eingegangenen Arbeiten wird am 1. August 1903 bekannt gemacht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

W. **Haacke** u. W. **Kuhnert**: Das Thierleben der Erde. Lfg. 29—32. Berlin, Oldenbourg. — H. **Schiller**: Weltgeschichte. III. Uebergangszeit. Berlin u. Stuttgart, Spemann 1901. 771 und 88 S. — Dr. J. **Schneider**: Rhönführer. Würzburg, Stahel 1901. M. 2. — v. **Schicker**: Die Gewerbeordnung für das Deutsche Reich. 4. Aufl. 3. Lfg. (Band II.) Stuttgart, Kohlhammer 1901. — M. **Wittich**: Vineta. Humorist. Roman. Dresden und Leipzig, Reißner 1901. 221 S. — **Das Pañkatantram.** Uebersetzt von R. **Schmidt.** 2. und 3. Heft. Leipzig, Lotus-Verlag 1901. — Bericht über den 1. Verbandstag der west- und süddeutschen Vereine für römisch-germanische Alterthumsforschung zu Trier. (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Ergänzungsheft X.) Trier, Lintz 1901.

[1]) Regula antiqua fratrum et sororum de poenitentia seu tertii ordinis sancti Francisci nunc primum edidit *Paul Sabatier*. Paris, Fischbacher 1901. 23 p

Jahrgang 1901. München, Samstag, 24. August. Nummer 193.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.



## Das Handelsschulwesen in Oesterreich.

Von Ludwig Fleischner.

Es sind etwa zwölf Jahre verflossen, seitdem man begonnen hat, dem kommerziellen Bildungswesen in Oesterreich eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Während vorher die Ausbildung der jungen Kaufleute zum großen Theile der privaten Initiative, die einen recht einträglichen Industriezweig daraus zu gestalten verstand, überlassen worden war, begann die Unterrichtsverwaltung nunmehr selbst thätig einzugreifen, indem sie dem gesammten kaufmännischen Unterrichtswesen eine Neuorganisation unterzog, neue Schulgründungen unterstützte, und auch für Heranbildung von Lehrkräften, sowie für Abfassung von Lehrbüchern für diese Anstalten Sorge trug.

Ein rascher Ueberblick über die Geschichte des kommerziellen Bildungswesens in Oesterreich soll der Darstellung des gegenwärtigen Zustandes desselben vorangeschickt werden.

Die erste kommerzielle Lehranstalt, die in Oesterreich nachweisbar ist, stammt aus dem Jahre 1758, aus einer Zeit also, in der auch in Deutschland noch keine Handelsschule bestand, da die Gründung einer solchen Anstalt durch J. G. Busch in Hamburg in eine spätere Zeit fällt. Die österreichische Schule hieß „Kommerzielle Zeichnungs-Akademie“; im Jahre 1786 wurde jedoch die Anstalt, die in Verbindung mit einer Handwerkerschule stand, als eigene Abtheilung der Akademie der bildenden Kunst einverleibt. Allein schon vorher, im Jahre 1762, wurden in Wien in Verbindung mit anderen Lehranstalten einzelne Kurse über Rechnungswissenschaften eröffnet wurde nämlich den Piaristen gestattet, in ihren Schulen auch doppelte Buchhaltung, Wechselrechnung und Kameralrechnung zu lehren. Einige Jahre später ist abermals ein Fortschritt zu verzeichnen. Infolge einer von der obersten Handelsbehörde erflossenen Kundgebung, die auf die lückenhaften merkantilen Kenntnisse des Kaufmannsstandes hinwies, wurde im Jahre 1770 in Wien eine k. k. Realhandlungs-Akademie errichtet, und mit 3000 Gulden aus Staatsmitteln dotirt, die in ihrem Lehrplan ebenfalls einige kaufmännische Disciplinen enthielt. Sie bestand aus zwei Klassen, in denen gelehrt wurde: Arithmetik, Vernunft- und Sittenlehre, deutsche Sprachlehre und Stil, Geographie, Schreib- und Zeichenkunst, Rechenkunst, Handlungswissenschaft, Geometrie, Naturlehre, doppelte Buchführung, französische und italienische Sprache. Finanzielle Schwierigkeiten hinderten den Aufschwung der Schule, die sich aber trotzdem 30 Jahre lang als Staatsanstalt erhielt. Im Jahre 1804 wurde die Anstalt unter die damals neu geschaffenen „Realanstalten“ eingereiht, 1815 aber erstand sie wieder als kommerzielle Abtheilung des neuen polytechnischen Instituts, dessen Gründung durch den Aufschwung von Handel und Industrie bedingt worden war. Die kommerzielle Abtheilung dieses Institutes bildete einige Jahre hindurch Kaufleute heran, bis im Jahre 1852 selbständige Realschulen errichtet wurden. Als ferner im Jahre 1857 in Wien die Handelsakademie gegründet wurde, welche dieselben Zwecke verfolgte wie die kommerzielle Abtheilung des Polytechnikums, wurde diese letztere gänzlich aufgehoben, zumal man auch an der zur Hochschule gewordenen polytechnischen Schule die kommerziellen Disciplinen nicht mehr für gleichwerthig erachteten.

Aber auch vor der Gründung der Handelsakademie waren in Oesterreich theils aus privater Initiative, theils durch Mitwirkung verschiedener Korporationen kaufmännische Schulen entstanden, die als zweiklassige Handelsschulen oder als kaufmännische Fortbildungsschulen sich eines zahlreichen Zuspruches zu erfreuen hatten. Man hatte eben einsehen gelernt, daß es nicht mehr genüge, junge Leute nach Absolvirung einer Pflichtschule sofort in ein Geschäft zu geben, damit sie sich hier die für die Praxis nöthigen Kenntnisse aneignen. Was bei allen anderen Berufsarten als selbstverständlich gilt, daß nämlich eine entsprechende allgemeine und fachliche Ausbildung vorausgehen müsse, ehe man zur praktischen Ausübung des Berufes befähigt erklärt wird, das ist hinsichtlich des kaufmännischen Standes ohnedies lange genug nicht beachtet worden. Es ging nun ziemlich rasch vorwärts. Im Jahre 1868 erschien ein niederösterreichisches Landesgesetz, demzufolge in diesem Kronlande das kommerzielle und industrielle Bildungswesen von der Landesgesetzgebung geregelt wird, während es in den übrigen Ländern unmittelbar dem Ministerium für Kultus und Unterricht untersteht. Im Jahre 1870 erschien eine Ministerialverordnung, die sich auf die Prüfung der Kandidaten für das Lehramt der Handelswissenschaften bezog. Aus dem Jahre 1873 stammt ein weiteres niederösterreichisches Landesgesetz, durch welches eine genaue Scheidung zwischen privaten und öffentlichen Handelsschulen festgesetzt wurde. Im Jahre 1884 erschien eine Verordnung betreffend die Prüfung von Lehramtskandidaten für höhere Handelsschulen und endlich im Jahre 1892 eine solche für das Lehramt an niederen kommerziellen Tagesschulen. Die Prüfungsvorschrift aus dem Jahre 1884 wurde jedoch im Jahre 1898 durch eine andere ersetzt, die an die Kandidaten bedeutend erhöhte Anforderungen stellt.

Die eigentliche Neuorganisation des gesammten österreichischen Handelsschulwesens stammt aber aus

dem Jahre 1888, wobei man vor allem darauf bedacht war, in steter Fühlung mit den betheiligten Kreisen vorzugehen, und bei den einzelnen organisatorischen Maßnahmen die Bedürfnisse der kommerziellen Praxis zur Richtschnur zu nehmen. Nach dieser Organisation gliedern sich nunmehr die hieher gehörigen Anstalten in 1. Handelshochschulen, 2. Handelsakademien, 3. niedere kommerzielle Tagesschulen (zweiklassige Handelsschulen), 4. kaufmännische Fortbildungsschulen. Diese Neuorganisation, welche sich trotz der zahlreich bestehenden Privatschulen in Wien und in den größeren Provinzstädten als nöthig erwies, wurde in der Weise vorgenommen, daß durch dieselbe das staatliche Budget nicht erheblich belastet und doch die Errichtung von Handelsschulen überall dort in Angriff genommen wurde, wo sie sich wünschenswerth erwies. Die Schulen werden nämlich zumeist aus kommunalen oder privaten Mitteln, errichtet, und erhalten bloß staatliche Subventionen, wogegen sie sich jedoch der staatlichen Oberaufsicht unterziehen müssen; überdies sind sie alle nach einem einheitlichen Organisationsstatut eingerichtet und unterrichten nach einem Normallehrplane; wo dies nicht der Fall ist, entfällt auch die staatliche Subvention.

Was nun die einzelnen Schulkategorien anbelangt, so sei zunächst die Exportakademie des k. k. österreichischen Handelsmuseums in Wien erwähnt, die den Charakter einer Handelhochschule trägt. Die Anstalt hat den Zweck, ihren Hörern die Befähigung zu geben, zugunsten des österreichischen Außenhandels höhere kommerzielle Aufgaben im In- und Auslande, namentlich auf überseeischen Plätzen übernehmen und dauernd erfüllen zu können. Sie soll in erster Linie kaufmännisch geschulte Kräfte für den österreichischen Außenhandel, sowie eventuell auch für kommerzielle Aufgaben des Konsulardienstes heranziehen. Die Anstalt umfaßt zwei Jahrgänge und einen einjährigen Vorbereitungskurs, ferner Spezialkurse von verschiedener Dauer. Die Handelsakademien haben die Aufgabe Jünglingen, die sich nach absolvirter Untermittelschule dem Handelsstande oder anderen demselben verwandten Berufsarten zuwenden wollen, eine umfassende Fachbildung zu gewähren, zugleich aber auch ihr allgemeines Wissen zu fördern und zu erweitern. Die zweiklassigen Handelsschulen verfolgen den Zweck, Jünglingen nach Absolvirung der Bürgerschule oder einiger Klassen der Untermittelschule außer einem gewissen Maße allgemeiner Bildung auch eine fachliche Ausbildung zu gewähren und zur Hebung der Erwerbsfähigkeit der Handelsangehörigen beizutragen. Die kaufmännischen Fortbildungsschulen sollen nach dem Gesetze den bereits in der Praxis stehenden Handelsangehörigen in einem Alter unter 16 Jahren eine entsprechende fachliche Ausbildung bieten.

Bezüglich der Exportakademie als Handelshochschule, sowie anderer hochschulartiger Einrichtungen für das kommerzielle Bildungswesen sei auf die vortreffliche Studie des Professors an dieser Akademie Anton Schmid in der „Deutschen Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen“ (IV. Jahrgang, Heft 4, S. 267 ff.) verwiesen, in welcher der Autor darlegt, daß die Exportakademie eigentlich bereits die vierte Handelshochschule sei, die in Oesterreich entstanden ist. Als erste solche Anstalt sei die kommerzielle Abtheilung des Wiener Polytechnikums aus dem Jahre 1815 anzusehen, als zweite die im Jahre 1872 an der Wiener Handelsakademie entstandenen Handelshochschule, als dritte die im Jahre 1876 begründete Handelshochschule in Triest, die ihre Entstehung einer Stiftung verdankt, welche der Triester Großhändler Baron Pascal Revoltella im Betrage von 300,000 Gulden zur Gründung einer solchen Anstalt errichtete. Die Exportakademie wurde am 1. Oktober 1898 eröffnet und hat sich bis nun in ihrer vortrefflichen Organisation aufs beste bewährt.

Die zweite Kategorie von kommerziellen Lehranstalten bilden die Handelsakademien. Bei einem Theil dieser Anstalten ist vor kurzem eine vielumstrittene Reform ins Leben getreten, welche die bisher aus drei Klassen bestehenden Anstalten in solche mit vier Klassen umzuwandeln bestrebt ist. Die Unterrichtsverwaltung, auf deren Wunsch diese Erweiterung seitens der die Schulen erhaltenden Korporationen vorgenommen werden soll, begründet dieselbe mit dem Hinweise auf den Umstand, daß eine mehrjährige Beobachtung bei den dreiklassigen Anstalten die Thatsache ergab, daß es unmöglich sei, mit der Mehrzahl der Schüler in drei Jahren das Lehrziel zu erreichen, wiewohl den Anstalten noch ein Vorbereitungsjahr vorausgeht, so daß minder begabte Schüler der dreiklassigen Schulen auch früher schon vier Jahre zur Absolvirung der Anstalt brauchten. An Stelle dieser Vorbereitungsklassen soll nunmehr ein eigener Jahrgang treten. Bei den in der Umwandlung begriffenen Handelsakademien ist daher die Vorbereitungsklasse so einzurichten, daß sie der künftigen ersten Klasse entspricht, und das unmittelbare Aufsteigen in den zweiten Jahrgang der vierklassigen Schule ermöglicht. Der neue Lehrplan der Anstalten ist derart eingerichtet, daß das Lehrziel, welches die dreiklassigen Schulen anstrebten, in den vierklassigen thatsächlich erreicht werden kann. Die so organisirte Handelsakademie soll ihre Aufgabe künftig in Heranbildung jenes kaufmännischen Nachwuchses erblicken, der bestimmt ist, in der Folge höhere und leitende Stellungen im Großhandel einzunehmen, und der Absicht hat, seine Fähigkeiten in den Dienst des Exporthandels zu stellen. In den ersten Jahrgang der vierklassigen Handelsschulen werden aufgenommen a) Mittelschüler, welche die vierte Klasse eines Gymnasiums, einer Realschule oder eines Realgymnasiums mit gutem Erfolge absolvirt haben, b) Bürgerschüler, welche die dritte Klasse dieser Anstalten mit durchaus gutem Erfolge besucht haben und sich einer Aufnahmsprüfung aus den deutschen Sprachen, dem Rechnen und der Algebra unterziehen. Jeder Aufnahmsbewerber muß bei seinem Eintritte mindestens schon 14 Jahre alt sein, oder aber dieses Alter bis zum 31. Dezember des laufenden Jahres erreichen.

Es waren in der That insbesondere zwei Umstände, welche in den letzten Jahren die an die Schüler der höheren Handelsschulen gestellten Anforderungen erhöhten: die natürliche Erweiterung sämmtlicher Fachgegenstände und der Einfluß, den die Verleihung des Einjährig-Freiwilligen-Rechtes auf die Lehrpläne hatte.[1]) Dieser Einfluß ist von nachtheiliger Wirkung gewesen; denn die Militärverwaltung wünschte, um den Absolventen das oben erwähnte Recht zu verleihen, die Aufnahme von Gegenständen, die man vorher an kommerziellen Anstalten nicht gekannt hatte, die auch für den künftigen Kaufmann von geringem Belange waren, die aber die Absolventen der Handelsakademien jenen des Obergymnasiums oder der Oberrealschule gleichstellen sollten. Die Unterrichtsverwaltung ging bei

1) Vgl. hiezu: Dr. Karl Zehden: „Zur Geschichte des kommerziellen Bildungswesens in Oesterreich von 1848—1898“, dessen Darstellung wir auch an anderen Stellen dieses Artikels folgen; ferner: Anton Schmid: „Die Reformen auf dem Gebiete des kommerziellen Unterrichtswesens in Oesterreich und die Lehrerbildung“ (Wien 1900).

dieser Neugestaltung selbst mit gutem Beispiel voran, indem sie im Jahre 1899 eine vierklassige staatliche Handelsschule in Lemberg errichtete. Allerdings hat es in vielen Kreisen gerechtes Befremden erregt, warum diese erste und einzige staatliche höhere Handelslehranstalt nicht in einem industrie- und handelsreichen Zentrum des Reiches (Wien, Brünn, Prag, Graz), sondern gerade in Galizien errichtet wurde. Freilich wohl werden durch die Umwandlung der dreiklassigen Handelsschulen in vierklassige, der sich, wie erwähnt, bereits einige Anstalten unterzogen haben, diesen Schulen jene ihrer Besucher verlieren, die daselbst nicht gerade die Ausbildung zum Kaufmanne, sondern lediglich die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienste anstrebten; allein ein solcher Verlust ist doch wohl eher als Gewinn zu bezeichnen. Schwieriger fällt der Umstand ins Gewicht, daß die Erweiterung dieser Schulen auf vier Klassen den Angehörigen der Schüler, wie nicht minder den Erhaltern der Anstalten, größere Geldopfer auferlegt; überdies sind diese Anstalten durch die längere Studiendauer dann z. B. den siebenklassigen Oberrealschulen gegenüber im Nachtheil, da die Schüler der vierklassigen Handelsakademie ihre Studien an dieser Anstalt erst nach Absolvirung einer vierklassigen Untermittelschule beginnen.

Es haben sich denn nun auch in der That gewichtige Stimmen gegen die geplante Erweiterung ausgesprochen. Fast sämmtliche bedeutenden Handels- und Gewerbekammern, Handelsgremien und andere kaufmännische Korporationen, die zur Erhaltung der kommerziellen Bildungsanstalten herangezogen werden, beharren auf dem Standpunkte, daß die höheren Handelsschulen nach wie vor aus drei Klassen bestehen sollen, da sich die Absolventen dieser Anstalten bisher in der Praxis vollkommen bewährt haben, und da überdies in der Verzögerung des Eintrittes der Abiturienten in die geschäftliche Praxis um ein Jahr ein großer Nachtheil für deren praktische Ausbildung gelegen ist. Gegen die Unterrichtsverwaltung wird aber außerdem der Vorwurf erhoben, daß sie verabsäumt habe, die betheiligten Körperschaften vor Inangriffnahme der Reform zu Rathe zu ziehen, und deren Meinung zu hören. Es muß abgewartet werden, wer aus diesem Kampfe als Sieger hervorgehen wird: ob die Regierung, indem es ihr gelingt, sämmtliche dreiklassige Anstalten in vierklassige umzuwandeln, ob die Kuratorien und Verwaltungsausschüsse der einzelnen Sulen, die sich vorläufig hartnäckig der Reform entgegensetzen, wenn auch einzelne Anstalten bereits dem Wunsche der Unterrichtsverwaltung nachgekommen sind. Vielfach herrscht jedoch die Meinung vor, daß diese Frage wohl dann gelöst sein wird, wenn die Regierung sich zur Verstaatlichung des gesammten Handelsschulwesens entschließt.

Die nächste Kategorie der Handelsschulen stellen die niederen kommerziellen Tagesschulen (zweiklassige Handelsschulen) dar. Sie bilden Hülfskräfte für den mittleren und kleineren Handel heran; sie wurden auf Anregung der Regierung von öffentlichen Körperschaften (Gemeinden, Handelskammern, Sparkassen, kaufmännischen Vereinen u. s. w.) gegründet, werden von Kuratorien, in denen nebst je einem Vertreter der subventionirenden Korporationen auch ein Vertreter der Unterrichtsverwaltung Sitz und Stimme hat, verwaltet und haben sich in ihrer Organisation bisher insofern bewährt, als sie gute Praktikanten heranziehen, die mit den comptairistischen Arbeiten wohl vertraut sind, dabei aber auch eine genügende allgemeine und fremdsprachliche Bildung besitzen. Schon im Jahre 1892 bemerkte die Unterrichtsverwaltung in ihrem Motivenberichte zum Voranschlage für das kommerzielle Bildungswesen: „Die Hebung und Vermehrung der zweiklassigen Tagesschulen herbeizuführen, ist ein unabweisliches Bedürfniß, da für die Ausbildung von kaufmännischen Hülfskräften im engeren Sinne des Wortes in vielen Theilen der Monarchie nahezu gar nicht vorgesorgt ist. Es wird daher das Bestreben von Korporationen, dort, wo sich ein geeigneter Boden für derartige Schulen findet, thunlichst unterstützt und denselben die Erhaltung solcher Anstalten zu erleichtern gesucht."

Allein diese für den kleineren und mittleren Waarenhandel, dem fast 95 Prozent aller österreichischen Kaufleute angehören, bestimmten und aus dem zweifellos bestehenden Bedürfniß nach geeigneten Hülfskräften für den Kleinhandel hervorgegangenen Anstalten haben es trotzdem seit ihrem Bestehen noch zu keiner rechten Geltung im Schulorganismus unsrer Tage bringen können. Der Grund dieser Erscheinung ist darin zu suchen, daß sie ihren Absolventen keine besonderen Rechte gewähren, insbesondere nicht das Recht des Einjährig-Freiwilligen-Dienstes, um dessentwillen eben viele junge Leute die höheren Handelsschulen aufsuchen. Daß dem so ist, wird schon durch den Umstand bewiesen, daß die meisten Kuratorien dieser Schulen sich in den letzten Jahren mit dem Gedanken trugen, dieselben in drei-, beziehungsweise in vierklassige umzuwandeln. Es war zwar vor einiger Zeit davon die Rede, daß für die Absolventen der zweiklassigen Schulen eine Abkürzung der Militärdienstpflicht auf zwei Jahre, wie eine solche sogar den Absolventen der niedern Ackerbauschulen gewährt wird, erwirkt werden würde, und es haben diesbezüglich auch viele Handelskammern und kaufmännische Vereine sich mit Petitionen an die betheiligten Ministerien gewendet, indem sie darauf hinwiesen, daß der Mangel jeglicher Militärdienstbegünstigung für die Absolventen dieser Schulen diese Anstalten gegenüber den Handelsakademien zu sehr in Nachtheil setze, und daß hiegegen eine solche Begünstigung einen großen Gewinn nicht nur für die Schulen selbst, sondern für Handel und Volkswirthschaft überhaupt bedeuten würde; allein bislang ist in dieser Hinsicht noch nichts geschehen, da, wie man sagt, die Kriegsverwaltung nicht gewillt ist, eine solche Begünstigung zuzugestehen, so sehr sich auch die Unterrichtsverwaltung bemüht, dieselbe für die genannten Schulen zu erlangen. Auch auf dem vor zwei Jahren in Venedig abgehaltenen internationalen Kongresse für das kaufmännische Unterrichtswesen wurde von dem österreichischen Vertreter der Vorschlag gemacht, den Absolventen der zweiklassigen Schulen gewisse militärische Begünstigungen zu gewähren, was von allen Staaten mit allgemeiner Wehrpflicht auch angenommen wurde.

Die unterste Stufe der kommerziellen Anstalten stellen die kaufmännischen Fortbildungsschulen dar, die sich in den letzten Jahren ebenfalls einer Reform in der Richtung unterziehen mußten, daß sie statt sechs Wochenstunden deren acht erhielten, wobei der Unterricht auch auf eine entsprechende Tageszeit verlegt wurde. Doch ist die Zahl dieser Schulen eine zu geringe, weil es immer noch Städte mit 40—50 Lehrlingen gibt, die keine solche Schule besitzen. Auch für die Heranbildung von Lehrern für solche Anstalten ist noch wenig Vorsorge getroffen, wiewohl schon vielfach darauf hingewiesen wurde, daß die Handelsakademien die besten Pflanzstätten zur Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses für solche Lehrer abgeben würden; insbesondere die an

vielen Akademien bestehenden Abiturientenkurse, an welchen nur die kaufmännischen Disciplinen gelehrt werden, und die für Absolventen der Mittelschulen oder für solche Hochschüler (Juristen) bestimmt sind, die ihre Kenntnisse in kommerzieller Beziehung vervollständigen wollen, könnten als Vorbildungsschulen für Lehrer an kaufmännischen Fortbildungsschulen angesehen werden. Das Schuljahr dauert an diesen Anstalten 6—9 Monate; allein der Schulbesuch ist an vielen Orten ein sehr mangelhafter, woran nebst der Lässigkeit mancher Chefs auch die Unterrichtszeit in den späten Abendstunden viel Schuld trägt. In der jüngsten Zeit wurden von kaufmännischen Korporationen viele Wünsche laut, die sich auf eine bessere Organisation dieser Schulen, sowie insbesondere auf den Umstand beziehen, daß der Unterricht an den Fortbildungsschulen sich mehr der Praxis anschmiege, und nur jene Disciplinen umfasse, die der zukünftige Kaufmann auch praktisch verwerthen kann. Außerdem wird die Forderung erhoben, den Schulbesuch an den kaufmännischen Fortbildungsschulen obligatorisch zu gestalten.

Neben den bisher angeführten kommerziellen Fachschulen gibt es in Oesterreich noch eine Anzahl von Privatschulen, Fortbildungs-, Abend- und Abiturientenkursen für Angehörige des Handelsstandes, die zwar vielfach nur des Erwerbes wegen von ihren Eigenthümern gegründet wurden, die aber doch, insbesondere vor der Errichtung der öffentlichen Anstalten, manches Ersprießliche in der Ausbildung des kaufmännischen Nachwuchses geleistet haben, und noch leisten, wenn sie auch bei der Wahl ihrer Schüler nicht eben allzu strenge vorgehen, und Manchem Aufnahme gewähren, der besser der Schule fern bliebe. Am besten bewähren sich noch die bereits erwähnten Abiturientenkurse, die für solche Absolventen der Mittelschulen bestimmt sind, die sich aus innerem Berufe der kaufmännischen Karriere zuwenden; nur muß in diesen Kursen die Schülerzahl eine beschränkte sein, und dürfen die Kurse nicht mehr leisten wollen, als man billigerweise von ihnen erwarten kann.

Mit einigen höheren und niederen Handelslehranstalten sind seit einigen Jahren auch Handelskurse für Mädchen (Mädchenhandelsschulen) in Verbindung, die der heranwachsenden weiblichen Jugend Gelegenheit bieten sollen, sich für den kaufmännischen Beruf auszubilden, um dadurch ihre Erwerbsfähigkeit zu erhöhen. Diese Kurse dauern 1—2 Jahre mit gewöhnlich 18 Wochenstunden, und umfassen meist nur kaufmännische und fremdsprachliche Fächer. Als Vorbildung wird in der Regel die Absolvirung der dritten Bürgerschulklassen, sowie das vollendete 14. Lebensjahr gefordert. Das Schulgeld an diesen Anstalten schwankt zwischen 50—60 Gulden jährlich. Es gibt dermalen etwa 35 solcher Schulen, die von ungefähr 4000 Schülerinnen besucht werden.

Es wäre ferner zu erwähnen, daß seit zwei Jahren mit einer höheren Handelslehranstalt eine Eisenbahnakademie verbunden ist, und zwar in der Art, daß die Zöglinge beider Anstalten in einer Anzahl von allgemein bildenden Lehrgegenständen gemeinsam nach dem für die Handelsakademie approbirten Lehrplänen unterrichtet werden, daß aber für die Zöglinge der Eisenbahnakademie gewisse spezielle Disciplinen, wie Eisenbahn-Technologie, Verkehrsstatistik, Transportdienst, Eisenbahn-Tariflehre u. a. eingeführt sind, so daß die Absolventen dieser Akademie sogleich nach dem Austritte aus der Anstalt Stellungen im Eisenbahn-, Post- und Telegraphendienste annehmen können, was übrigens auch für die Absolventen der reinen Handelsakademie angestrebt wird.

So beschaffen stellt sich demnach das kommerzielle Unterrichtswesen Oesterreichs dar. Der Hauptvorwurf, der gegen dasselbe gerichtet wird, besteht darin, daß diese Anstalten nicht wie die Gymnasien, Realschulen oder Gewerbeschulen auch Staatsanstalten sind, und daß sie vielfach nach einer einheitlichen gesetzlichen Regelung entbehren. Während nämlich der Staat Schulen der genannten Kategorien gründet und reichlich unterstützt, verweist er die kommerziellen Lehranstalten zumeist auf das Prinzip der Selbsthülfe, wiewohl die Steuerleistung der Handeltreibenden eine ziemlich bedeutende ist; das kommerzielle Bildungswesen entbehrt eben jenes schützenden Faktors, dessen wohlwollender Förderung sich die anderen Fachschulen erfreuen. Im Abgeordnetenhause wurde einmal die interessante Thatsache mitgetheilt, daß die jährliche Subvention für alle höheren kommerziellen Lehranstalten gerade so viel betrage wie jene für eine einzige Thierarzneischule in Lemberg. Seitdem ist es freilich besser geworden.

Schon in den 70er Jahren machten sich nämlich im österreichischen Abgeordnetenhause Stimmen geltend, welche eine stärkere Förderung des kommerziellen Unterrichtswesens durch den Staat verlangten; allein damals hatte infolge der wirthschaftlichen Verhältnisse die Frequenz diese Anstalten bedeutend abgenommen. Auch wurde damals schon eine Resolution eingebracht, welche die Regierung aufforderte, „der Vermehrung der öffentlichen und Privatlehranstalten für den merkantilen Unterricht die geeignete Aufmerksamkeit zuzuwenden“. Wie aus dem „Jahresberichte des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht für das Jahr 1876“ zu ersehen ist, wälzte die Regierbung schon zu jener Zeit die Errichtung von kaufmännischen Lehranstalten einzelnen Korporationen zu, „weil in allen Ländern die Beispiele, daß die Handelsherren die materiellen Mittel zu großen kommerziellen Unterrichtsinstituten aufbringen, zahlreich sind und spärlich die Fälle, wo Industrielle dasselbe für gewerbliche Lehranstalten thun“. Kann man sich nun wohl auch der Absicht nicht verschließen, daß die Errichtung von Handelsschulen aus nichtstaatlichen Mitteln manche Vortheile im Gefolge hat — wir rechnen hiezu die größere Bewegungsfreiheit und den Umstand, daß jedes Kuratorium seine Schule nach seinem Ermessen und nach Maßgabe seiner finanziellen Lage ausgestalten kann —, so wird man es andrerseits auch nicht unbegründet finden, wenn der Ruf nach Verstaatlichung auch der Handelslehranstalten immer lauter erschallt. Die Regierung hat sich aber bisher nicht bewogen gefunden, ihm Folge zu leisten, wiewohl ihr bei Uebernahme der bestehenden Anstalten in eigene Verwaltung ein werthvolles Inventar an Gebäuden und Lehrmittelsammlungen zufiele; sie hätte nur für die laufenden Betriebskosten aufzukommen. Sie hat sich jedoch in den letzten Jahren wiederholt bereit erklärt, die bislang gewährten Subventionen zu erhöhen, und zwar wie es in dem Motivenberichte zum Staatsvoranschlage für das Jahr 1900 heißt, deßhalb, „weil die Klagen über die enormen Lasten, welche das kommerzielle Schulwesen den lokalen Faktoren aufbürdet, immer dringender werden, der finanzielle Nothstand manche Schulen unerträglich wird“. Die staatliche Subvention für die kommerziellen Anstalten beträgt nunmehr für das laufende Jahr 158,560 Gulden, während sie für das Jahr 1899 bloß 99,400 Gulden und für 1898 nur 95,800 Gulden betrug. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß das industrielle

Bildungsklassen stets noch bei weitem besser dotirt ist; so betrug z. B. im Jahre 1898 die staatliche Subvention für diese Schulen 2,612,680 Gulden, und im Jahre 1893, als die kommerziellen Schulen 57,250 Gulden erhielten, kosteten die gewerblichen Anstalten dem Staate 2,063,861 Gulden, ja, eine einzige Gewerbeschule — die von Prag — erfordert einen jährlichen Aufwand von 106,450 Gulden.

Den österreichischen Handelsschulen haftet aber noch ein anderer Mangel an, auf den nachdrücklichst hingewiesen werden muß. Zwischen den einzelnen von Korporationen erhaltenen Anstalten besteht kein Verhältniß der Reciprozität, durch welches nämlich gesetzlich bestimmt werden würde, daß die von einem Lehrer an einer Anstalt zugebrachte Dienstzeit demselben bei seinem Uebertritt an eine andere gleichartige Anstalt in seine Dienstjahre eingerechnet werden würde. Die Verhältnisse zwischen den einzelnen Lehranstalten sind gegenwärtig derartig, daß es lediglich von dem Wohlwollen oder der Gnade des betreffenden Kuratoriums abhängt, ob dem von einer anderen Schule übernommenen Lehrer wenigstens ein Theil seiner dortselbst zugebrachten Dienstzeit bei dem Uebertritte an die neue Lehranstalt in die abzuleistenden 30 Dienstjahre eingerechnet wird. Infolge dieser Zustände ist der Lehrer, will er nicht bei jedem Wechsel seines Dienstortes in vorgerückterem Alter wieder von vorne anfangen, an die Scholle gebunden, da er sich doch selten entschließen wird, einen Theil seiner Dienstjahre preiszugeben. Da in Oesterreich sämmtliche vom Staate, von den einzelnen Kronländern oder Gemeinden unterhaltenen Schulen untereinander im Reciprozitätsverhältnisse stehen, so könnte dies wohl auch leicht bei der mit dem Oeffentlichkeitsrechte versehenen Handelsschule der Fall sein, schon deßhalb, weil dies auch wesentlich zur Hebung des Standes der Handelsschullehrer beitragen würde.

Was das Schülermaterial an den kommerziellen Anstalten anbelangt, so weist dasselbe kein einheitliches Gepräge auf; es ist fast an allen Anstalten bunt zusammengewürfelt und verschieden vorgebildet, so daß zu Beginn des Schuljahres immerhin eine beträchtliche Zeit vergeht, bis es dem Lehrer gelingt, die Schüler auf ein möglichst gleiches Niveau zu bringen. Um dies zu erleichtern, sind eben die Vorbereitungsklassen geschaffen worden, die für solche Schüler bestimmt sind, deren Vorkenntnisse im allgemeinen und insbesondere in den sprachlichen Fächern, im Rechnen oder den naturkundlichen Disciplinen keine Garantie für die Erreichung des Lehrziels der ersten Klasse bieten. Die ungleiche Vorbildung der Schüler also ist es, die den Unterrichtserfolg bedeutend beeinträchtigt; es hängt dies wesentlich mit dem bereits erwähnten Umstande zusammen, daß viele junge Leute die Handelsschule nicht deßhalb aufsuchen, um tüchtige Kaufleute zu werden, sondern um das Einjährig-Freiwilligen-Recht zu erwerben, und daß sie daher in diese Anstalten erst auf dem Umwege einiger schlecht absolvirter Mittelschulklassen eintreten; sie sind nicht schon von Hause aus für den Handelsstand bestimmt, sondern sie widmen sich demselben erst, „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“.

Zu bemerken ist schließlich noch, daß es für die kommerziellen Anstalten von großem Vortheile wäre, wenn sie gleich den übrigen Mittelschulen, genau ausgearbeitete Instruktionen und Weisungen für den Unterricht in den einzelnen Gegenständen besitzen würden, wodurch eine Einheitlichkeit im Lehrziele, das dermalen nur im allgemeinen durch einen Normallehrplan geregelt ist, bewirkt werden könnte. Für die Lehrpersonen mangelt es an Disciplinarvorschriften, und wenn auch die seit dem Jahre 1888 bestehende fachliche Inspektion der kommerziellen Lehranstalten vieles Gute im Gefolge hatte, so entbehren die Lehrkräfte immer noch eines Forums, vor dem sie ihre Wünsche und Beschwerden vorbringen könnten. Einzelne Anstalten besitzen zwar für ihre eigenen Lehrkräfte besondere Disciplinarvorschriften, allein die große Mehrzahl der Lehrer ist nicht in der Lage, sich gegebenenfalls an eine andere als die administrative Behörde, Kuratorium der Anstalt, zu wenden.

Betrachtet man jedoch unbefangenen Blickes die Fortschritte, welche das österreichische Handelsschulwesen seit den letzten zwölf Jahren aufzuweisen hat, so muß man rückhaltlos anerkennen, daß vieles zur Verbesserung und Ausgestaltung desselben geschehen ist; auf dem bereits erwähnten Kongresse in Venedig wurde es sogar als eines der fortgeschrittensten und vielfach musterhaften bezeichnet. Manche Einrichtungen dieser Anstalten wurden in der That bereits von anderen Staaten nachgeahmt; wir zählen hieher z. B. die Bestimmung, daß die Schülerzahl in keiner Klasse mehr als 40 und beim fremdsprachlichen Unterricht mehr als 25 betragen darf, daß das Schulgeld an einzelnen Anstalten eine bedeutende Ermäßigung erfuhr — es beträgt an den höheren Anstalten zwischen 120—150 Gulden, an den niederen zwischen 50—60 Gulden jährlich, und entfällt vollständig an den meisten kaufmännischen Fortbildungsschulen —, daß die wöchentliche Stundenzahl an den höheren Schulen 34 und an den niederen 30 Stunden nicht übersteigt, und daß auch die Stellung der Lehrer insofern gesichert erscheint, als sie nach 30jähriger Dienstzeit den vollen Gehalt sammt allen Dienstesalterszulagen als Ruhegehalt beziehen.

Schließlich sei noch die Thatsache verzeichnet, daß auch der Vorschlag aufgetaucht ist, behufs einheitlicher Regelung aller auf das kommerzielle Bildungswesen bezüglichen Fragen eine „Zentralkommission für das kaufmännische Unterrichtswesen“ einzusetzen, welche ebenso wie dies für das gewerbliche Unterrichtswesen der Fall ist, als berathendes Organ der Unterrichtsverwaltung zu dienen, und eine Berücksichtigung aller aus kaufmännischen und fachlichen Kreisen stammenden diese Schulkategorie betreffenden Wünsche und Vorschläge anzustreben hätten.

---

## Zwei neue Kunstbücher von Richard Muther.

Von Richard Muther gibt es zwei neue Werke[1], die da geeignet sind, den Eindruck zu verstärken, den man von der starken literarischen Thätigkeit dieses Schriftstellers in den letzten Jahren haben mußte. Der Grundton jeder kritischen Meinung über Muther wird noch immer die Dankbarkeit für seine Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert sein. Diesem Werke verdanken wir Großes in der Entwicklung des Publikumsgeschmacks. Jeder von uns hat aus diesem Buche gelernt. Das Bedenken stellt sich ja allerdings unabweislich ein, daß man wieder viel von dem da Aufgenommenen zu verlernen hatte. Doch kann die Erkenntniß all' der Fehler und Unehrlichkeiten des Buches, die man später erwirbt, den großen, lange fortwirkenden Eindruck der ersten Lektüre nicht verwischen. Schon die Geschichte der Malerei, die Muther im letzten Jahre (in fünf Bändchen der Göschen'schen Sammlung) herausgab, forderte eine ernst die Grenzen der Muther'schen Begabung abwägende Kritik heraus, die nun den beiden Novitäten gegenüber unabweisbar ist.

[1] „Ein Jahrhundert französischer Malerei“. Berlin, S. Fischer 1900. Studien und Kritiken I. Wien, Wiener Verlag 1901

Richard Muther ist ein Journalist, und man ist auch Journalist, wenn man Bücher schreibt. Das ist kein Tadel, gilt auch keinem Einsichtigen als solcher, solange nur das Bemühen und der Anspruch nicht merklich wird, als Historiker und unfehlbarer Beurtheiler zu gelten. Wird die impressionistisch-feuilletonistische Kritik tyrannisch, strenge und — wissenschaftlich, so wird sie auch unleidlich. Sonst ist die Feststellung: „Er ist ein Journalist" nur eine Bedeutungsgrenze. Als Journalist, als Erreger von Kunststimmungen, Politiker und Agitator ist Muther von vorzüglicher Wirkung, zu der ihm sein Geist, ein flüssiger Stil und eine immanente Schreib- und Kampflust verhilft. Nun ist es bei der Werthung des Journalisten vielleicht so wie bei der des Redners. Man fragt vor allem nach der Wirkung. Ob die Resultate seiner Thätigkeit dann die guten sind — die Frage bleibt im Hintergrunde. Seine erste vorzüglichste Aufgabe ist es, Stimmung zu erzeugen, die Disposition, aus der die Kunst ins Publikum dringt. Man hat sich gewöhnt, Redner und Journalisten, Agitatoren, Politiker in der Kunst wie in der Literatur als Soldaten zu betrachten, deren Muth und Geschicklichkeit man mißt, die man aber nicht nach ihrem Kampfziel werthet. Solange Muther nur diese Werthung verlangt und genießt, möchte ich kein Wort sagen. Doch gilt er seit einigen Jahren als der Wissenschaftsmann, er selbst hat seine alte Art abgestreift, geht neuen Zielen nach, was wunderschön und anerkennenswerth wäre, wenn er nicht die alte oberflächlich-legère Arbeitsmethode beibehalten hätte. Und seine Fähigkeiten sind von der anderen Art.

Das eine neue Buch heißt: Ein Jahrhundert französischer Malerei. Man erwartet eine Geschichte der Entwicklung. Man hofft, im Vertrauen und in der Erinnerung an die „Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert" auf eine Darstellung, wo die Zusammenhänge der Malerei mit der Kultur jeder Epoche aufgezeigt werden. Man möchte doch etwas wie eine Psychologie der französischen Kunst hören, wozu es in dem ersten Werke Muthers Anfänge gab. Man erhält einen catalogue raisonné der Pariser Ausstellung, einen schönen und geistreichen Baedeker: An dieser Wand hängt Moreau, im dritten Saale Puvis de Chavannes u. s. w. Illustrationen begleiten den Text und geben besser wie dieser einen Eindruck der Kunstentwicklung. Doch will ich Muther im Gefühl der herben Enttäuschung nicht allzu Unrecht thun. Es ist bei dem geistreichen Manne, der unerhört viele Bücher exzerpirt hat und seit Jahren als Kunstreisender durch die Welt zieht, selbstverständlich, daß eine ganze Menge von Nebenbemerkungen interessant sind. Die Parallele — das ist die Fähigkeit Muthers. Es fallen ihm vor jedem Bilde viele Sachen ein und er weiß sie anmuthig vorzubringen. Oft schreibt er auch auf, was gar nicht zur Sache gehört, bringt den Leser in Verwirrung, schwelgt in Namen, korrigirt die Kunstgeschichte durch gewaltsame Vergleiche — der Leser kommt außer Athem, wird mitgerissen in der Fluth der Analogien und hat zum Schluß gar kein Bild der Sache, von der gehandelt wurde, oder ein verschwommenes, da und dort auch ein ganz falsches. Denn Muther ist vor allem Stilist; um einer guten Wendung willen läßt er die Wahrheit im Stich, hat er einen schönen Ausdruck für Zorn oder Freude gefunden, so nimmt er es mit dem thatsächlichen Ausmaß seiner Gefühle nicht sehr genau. Auch wenn er in der Materie und der Richtung zuverlässig und ehrlich ist, im Tone ist er es nie.

Die Analogiewuth macht ihn nervös und ungerecht. Und hat man schließlich das Buch zu Ende gelesen, von der Schilderung der Rokokozeit bis zum letzten Kapitel, in dem die Kunst der Linie propagirt wird, so ist man erstaunt, daß gerade das Französische, das nationale Element der Malerei, so gar nicht herausgekommen ist. Und was das Verwunderlichste ist, dieses Buch vermittelt dem Leser weder ein starkes Gefühl der Malkunst jener Zeit, noch überhaupt der künstlerischen Kultur. Einigemal gelingt es Muther, Persönlichkeiten scharf umrissen herauszubringen, der Abschnitt über Moreau ist ein Beispiel. Hier merkt man auch eine Ergriffenheit im Ton, wo sonst nur tändelndes Plaudern zu sehen ist. Muther hält jetzt bei der Kunst der Linie, er, dessen Hauptfähigkeit im Nachempfinden des poetischen Gehaltes eines Gemäldes liegt, neigt momentan — dies ist die einzige Zeitbestimmung, die für den erfreulich beweglichen Geist dieses Mannes paßt —, dazu, das Technische zu überschätzen. (Im übrigen hat seine von Nachbetern mißverstandene Vorliebe für technische Originalität in Wien, wo Muther als Recensent der „Zeit" Einfluß hat, nicht geringes Unheil angerichtet.) Allein gerade die Arbeiten Muthers aus der allerletzten Zeit verschaffen mir die Ueberzeugung, daß er zum eigentlich Malerischen kein tiefes Verhältniß hat. Er geht durch Ausstellungen, liest Kunstbücher, ihm fallen Sachen ein, die schreibt er auf. Er ist ein geistreicher Stimmungsmensch wiederum: ein Journalist. Aehnliche Sachen würden ihm Büchern, die dieselben Stimmungswerthe haben, oder der Natur selbst gegenüber einfallen; oder um bei der Malerei zu bleiben: eine Radirung wirkt primär auf ihn nicht anders wie ein Oelbild. Es macht immer den Eindruck des unsäglich Mühevollen, wenn er, der jetzt technisches Wissen natürlich in hohem Grade besitzt, der Technik eines Kunstwerkes auch Empfindungen entgegenbringen will. (Man beobachte seine hülflosen Kritiken über Kunstgewerbe.) Es muß wiederholt werden: Seine Beziehung zu Werken der bildenden Kunst ist eine zufällige, journalistische. Deßhalb verfügt er trotz allen Fleißes, trotz vorzüglicher Augen nur über Kunstwissen, nicht über ein zuverlässiges Kunstgefühl.

Der Mangel eines sicheren Kunstgefühls, das Fehlen einer sofort und unmittelbar wirkenden Urtheilskraft macht es aus, daß das zweite vorliegende Buch Muthers nicht befriedigt. Nun muß ich vorausschicken, daß ich über dieses Buch nur mit Reserve sprechen darf. Der Band enthält Studien von der Pariser Ausstellung, Reiseschilderungen aus Spanien, Berichte über das Wiener Kunstleben im Jahre 1900 und nebenbei auch Buchbesprechungen. In diesem Abschnitte gibt es nun auch die Reproduktion einer Notiz, die Muther vor einem Jahre über eines meiner Bücher geschrieben hat. Ich will konstatiren, daß ich da — zwar nicht klipp und klar, aber mit allerhand Umschreibungen — ein Analphabet und Poseur genannt und „verrissen" wurde. Allein so lange es sich Schriftsteller gefallen lassen müssen, von Berufsgenossen, wieder Schriftstellern, kritisirt zu werden, kann ich mir durch diese eine Notiz doch nicht das Recht nehmen lassen, über die neuen Arbeiten meines Rezensenten zu urtheilen. Hier umsomehr, als ich (in Parenthese) in einer früheren Kritik auch schon allerlei Bedenken gegen Muther vorgebracht hatte. Und überdies: der Leser ist nun zum Mißtrauen gegen meine Kritik gewarnt. Aber ich will über den kunsthistorischen Theil des „1900"-Bandes — den feuilletonistischen darf ich ganz kurz außerordentlich rühmen — einen sicherlich nicht gegen Muther eingenommenen Autor sprechen lassen — ihn selbst. Der Band enthält die Aufsätze, in denen Muther die Wiener Secessionisten in den Himmel hebt — auch er spricht vom „Kunstfrühling", ohne je die geringsten Bedenken zu haben; aus Paris weiß er trotz der Knappheit seiner Berichte zu melden, daß jedes einzelne Bild der „Secession" ein Kunstwerk sei — und? Ein Aufsatz der „Zeit" am 6. April — das Buch enthält ihn nicht mehr — sagt das Gegentheil. Acht Tage zwischen dem letzten März- und dem ersten April-Samstag haben genügt, um Muther zur Meinung zu bringen, daß „in der neuen Bewegung die Secessionisten keine größere Rolle spielen als die alten Herren des Künstlerhauses in der alten", und Bernatzik, der vor kurzem (S. 64 des Buches) die Erwartungen („da man ihn schon als fertigen Künstler kannte") noch übertraf und „subtile Werke schuf", gibt nun, trotzdem jeder Aufrichtige versichern muß, daß seine Werke im Frühjahr 1900 dieselbe Art zeigen wie die im Frühjahr 1901, Muther jetzt Anlaß zur Bemerkung: „Lange kann ein Bär ein so künstliches Menuett nicht aushalten. Auf allen Vieren gehen thut ihm wohler. Und wenn die Secession mit verächtlichem Naserümpfen auf die Bilder

Werners, Temples und Swobadas blickt, die im Künstlerhaus hängen, so ist immer noch fraglich, ob ein ehrlicher Dreck nicht besser ist als eine parfümirte Lüge." In diesem Tone widerlegt Muther am 6. April seine kunsthistorische Thätigkeit der letzten Jahre. Nun — man ändert seine Meinung. Muther ist Bahrs Nachfolger in der „Zeit" — er folgt ihm und „überwindet" sich. Nur so bequem geht das bei Leuten, die überhaupt Kunsturtheile haben, nicht. Und zu alledem gibt es einen Schlußpassus des Artikels; da heißt es: „Für mich bedeutet dieser Artikel weder eine Schwenkung noch einen Widerspruch zu dem, was ich früher sagte. Denn ich bin der Ansicht, daß man alle Dinge von zwei Seiten betrachten kann." (Das ist die alte Journalistenregel.) Dann folgt das Bekenntniß, daß die früheren Studien Kunstpolitik gewesen seien. Nun, ich brauche keinen weiteren Beweis dafür, daß Muthers Begabung im geistreichen, anregenden Journalismus ihre letzte Grenze hat. Das mußte aber gesagt werden, denn noch immer gibt es Leute, die bei seinem Worte schwören; insbesondere Journalisten, die ihre ersten kunstkritischen Erfolge der Lektüre seines großen Werkes zu verdanken hatten, gehören zu dieser Gruppe. Der Kunsthistoriker darf denn doch nicht aus äußerlichen Gründen — weil gerade ein paar Künstler größenwahnsinnige Artikel schreiben — zu allem „Nein" sagen, was er bisher bejahte. Solches Vorgehen beweist im Grunde nur eine ungemein entwickelte Gleichgültigkeit der Kunstentwicklung selbst gegenüber. Ein Mann, der von Kunst im tiefsten ergriffen ist, wird nie derartiges thun. „Ueberwindungen" können eben Reichthum und Armuth der Seele beweisen.

Wien. W. Fred.

---

## Besprechungen.

G. P. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften. Dr. John Edelheim. Berlin-Bern. — Vor uns liegt eine Reihe von Werken aus einem vor etwas mehr als einem Jahre neugegründeten Verlage, die ihrer Besprechung harren. In einemfort folgen Werke auf Werke, die den Kritiker umsomehr an seine Pflicht mahnen, als sie ihn gleichzeitig nach verschiedenen Seiten des heutzutage ziemlich ausgeweiteten Gebietes sozialer Wissenschaften zu rufen drohen, was selbstverständlich kein Vergnügen macht. Ein wenig mußten wir uns jedoch dieser Gefahr aussetzen. Die rührige Thätigkeit des Verlags machte Eindruck. Er versprach uns mehr als eine einfache Serie von Werken, und wir hielten es für angemessen, abzuwarten, bis seine eigentliche Physiognomie mehr oder minder deutlich hervortrete. Nachdem nun in der kurzen Zeit seit der Gründung des Verlags zahlreiche Werke erschienen sind, fühlen wir uns verpflichtet, jedes einzelne Werk, abgesehen von seinem individuellen Werthe, vom Standpunkt des Gesammtcharakters der sozialen und wissenschaftlichen Richtung, in deren Dienst sich der Verlag gestellt hat, zu betrachten. Er hat entschieden seine eigene, leicht erkennbare Physiognomie. Und diese ist die fast photographische Aufnahme der Neugestaltungsprozesse, in der das herrschende sozialistische Denken begriffen ist. Darin offenbaren sich seine nicht zu unterschätzenden Vorzüge, aber zugleich auch seine kleinen Schwächen. Neben den typischen, markanten, charakteristischen Zügen des Kampfes um eine soziale Weltanschauung, die nicht weit genug in den Vordergrund gedrängt werden können, laufen wenig bemerkenswerthe, nicht immer kritisch gerichtete Gedankengänge unter, die ruhig übersehen werden können. In den wissenschaftlichen sozialistischen Kreisen nimmt der Verlag seine eigene Stelle ein. Um ihn gruppiren sich vorzugsweise die in den Dogmen der Marx-Orthodoxie sich beengt fühlenden „ketzerischen" sozialistischen Schriftsteller. . . . Der von allen Seiten bedrohte, herrschende, marxistische Sozialismus muß sich trotz allem in vernünftiger Ueberlegung freuen: er bekommt neues Leben. Es ist endlich im einzelnen der Versuch des neuen Verlags hervorzuheben, den aufstrebenden Arbeitermassen, die wissenschaftliche Forschung vielseitig, wenn auch in großen Zügen, zu vermitteln. Wenn diese Versuche glücklich fortgesetzt werden sollten, so werden sie entschieden heilbringend wirken. — Wir beginnen nun unsre kritische Uebersicht über die Erscheinungen des Verlags mit dem Werke von Paul Kampffmeyer: Wohin steuert die ökonomische und staatliche Entwicklung? — Seit der Wandlung des ersten Bernstein in den zweiten nimmt in den wissenschaftlichen sozialdemokratischen Kreisen die Einsicht an Interesse und Lebhaftigkeit zu, daß die theoretischen Grundlagen der marxistischen Doktrin — zumal in ökonomischer Hinsicht — nicht mehr, oder wenigstens nicht ganz, den Vorgängen und Zustandsveränderungen des modernen wirthschaftlichen Lebens entsprechen. Daß dabei vor allem die Zusammenbruchstheorie — die eigentliche Grundsäule des marxistischen Gebäudes — eine für die Erhaltung des Ganzen bedenkliche Bresche bekommen mußte, ist selbstverständlich. Die Zusammenbruchstheorie hat zu ihrer Unterlage bekanntlich die Theorie der Verschärfung der Widersprüche. Diese sollen sich mindestens dreimal dreifach verschärfen: 1. zwischen den entfesselten Produktivkräften, die die Arbeit immer mehr als gesellschaftliches Produkt erscheinen lassen, und den Produktionsverhältnissen (marxistisch Eigenthumsverhältnissen), die ihren privatkapitalistischen Charakter widernatürlich und krampfhaft zu erhalten suchen; 2. zwischen dem wachsenden Reichthum der abnehmenden kapitalistischen Minderheit und dem wachsenden Pauperismus des zunehmenden Proletariats; 3. zwischen dem status quo und der revolutionären Mission des Proletariates. Es ist klar, daß, wenn auch nur ein Rädchen aus diesem streng einheitlichen Mechanismus verloren geht, daß, wenn z. B. die sich verschärfenden Widersprüche — die selbstverständlich existiren — als einander immer mehr abstumpfende sich herausstellen, auch der ganze aufgerichtete theoretische Bau bedenklich zu wanken beginnt, so daß es sogar vom Standpunkt des viel besprochenen sozialistischen Endzieles nothwendig erscheint, sich nach anderen theoretischen Grundlagen des wissenschaftlichen Sozialismus umzusehen. Nun ist es aber eine Thatsache, die nicht mehr ernstlich bestritten werden kann: die Zusammenbruchstheorie brach wirklich zusammen, wenn auch nicht ganz unter den kritischen Hieben Eduard Bernsteins, so doch ganz entschieden unter der zunehmenden Erkenntniß der thatsächlichen Richtung unsrer staatlichen und ökonomischen Entwicklung. Die Konstatirung dieser Thatsache und die fraglichen Entwicklungstendenzen des Kapitalismus beschäftigen den Verfasser des oben angegebenen Schriftchens. Es ist ein behutsamer, formell wie inhaltlich vorzüglicher Versuch, auf einem denkbar kurzen Raum eine der wichtigsten sozialwissenschaftlichen Fragen in die Debatte zu werfen und, ohne ihre vielfache Zusammengehörigkeit mit einer Reihe von anderen Fragen außer acht zu lassen, die sich selbst ergebende Beantwortung in klarer Weise vorzubereiten. „Wohin steuert die ökonomische und staatliche Entwicklung?" lautet die Frage. Die Antwort ist eine zweifache, erstens „steuert" sie nicht so, wie die Marx-Orthodoxie annimmt, zweitens vielleicht nicht dahin, wohin die marxistische Doktrin weist oder sie steuert wenigstens nicht mit dieser Bestimmtheit oder gar auf einem anderen Wege dahin. Für Marx und seine Schule ist es eine ausgemachte Thatsache, daß die vergesellschafteten Produktivkräfte die kapitalistische Hülle der Produktionsverhältnisse sprengen müßten. Kampffmeyer erblickt in dieser Behauptung offenbar nur dramatischen Werth und weist mit Ueberzeugungskraft nach, daß die entfesselten Produktivkräfte in Kollision mit den Produktionsverhältnissen (Eigenthumsverhältnissen) weder gekommen sind, noch in absehbarer Zeit kommen werden, da sie die offenkundige Tendenz an den Tag legen, sich immer mehr zu steigern. Ebenso ist er der Ueberzeugung, daß die Produktionsverhältnisse in jenem Theil, der die Werthbestimmung der Arbeitskraft in der kapitalistischen Gesellschaft umfaßt, sich einer Verschiebung zugunsten der Arbeiterklasse unterziehen, und zwar in Abhängigkeit von der Steigerung der Produktivkräfte. „Alle diese Thatsachen scheinen uns eine fröhliche, herzerquickende Aussicht auf ein allmähliches Aufsteigen der gesammten Arbeiterklasse zu eröffnen. Jedenfalls bedeuteten die märchenhaft schnelle Monopolisirung der Produktionsmittel und der treibhausmäßige Fortschritt der Technik im letzten halben Jahrhundert keine wachsende Zunahme des Elends, des Druckes, der Knechtung und der Erniedrigung der (englischen) Arbeiterklasse." Folgerichtig entdeckt daher der Verfasser den Widerspruch, in den die Zusammenbruchstheorie mit sich selbst geräth, indem sie die sozialistische Zukunft in ein kausales Verhältniß mit dem angeblich zunehmenden Pauperismus bringt. Sollte — fragt er — die Arbeiterklasse die ihr diktirten Rettungsthaten ausführen — wie könnten sie dann geschehen seitens dieser versklavten, degenerirten Klasse. „Das Meer des Elends peitscht und rührt nicht nur die Menschen auf, nein, es verschlingt sie auch." Die Entwicklungstendenzen des Kapitalismus sollten eher auf einen all-

mählichen Sozialisirungsprozeß hinüberweisen, der in seinem Verlauf ordnende und die ökonomischen Kräfte zusammenfassende Mittel erzeugte. Diese sieht Kampffmeyer einerseits in der Genossenschaftsbewegung innerhalb der Arbeiterklasse selbst und in dem Einfluß der wachsenden proletarischen Machtverhältnisse auf das Staatswesen, andrerseits in den Versuchen, die Anarchie in der Produktion durch Truste, Verstaatlichung ganzer Produktionszweige u. s. w. zu regeln. Damit gibt der sozialistische Verfasser entschieden in allen Punkten die Aussichten auf eine revolutionäre Katastrophe in der Zukunft auf und gewinnt den wissenschaftlich gerechtfertigteren Standpunkt, dem er folgenden Ausdruck verleiht: „Der Staat ist ein Klassenstaat! Gewiß, aber der Staat ist ein sich mit den wirthschaftlichen und sozialen Machtverhältnissen verändernder Klassenstaat, der Staat ist nicht fest, wie Granit, er ist sehr wandlungsfähig."

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Aus Genf wird dem „Athenäum" eine interessante Entdeckung gemeldet. Als einige Arbeiter mit Ausbesserungen im Stadthause beschäftigt waren, fanden sie hinter einer Bretterwand, die der richtigen Wand vorgelegt war, ausgezeichnet erhaltene Wandgemälde. Der Staatsrath ließ die Ausbesserungsarbeiten sofort unterbrechen und die Holzwand beseitigen, und da zeigte sich, daß die zuerst entdeckten Wandgemälde einen Theil eines langen Frieses bildeten, der wahrscheinlich sich um das ganze Zimmer herumzog. Der Fries enthält zwei Reihen lebensgroßer Gestalten, die wahrscheinlich dem alten Testament, besonders dem Buche der Richter, entnommen sind. Unter den Figuren ist Moses, mit der Legende: Tu ne prendras point de don, car le don aveugle les prudens et renverse la parole des justes, also eine Mahnung an den Richter, sich durch Geschenke nicht bestechen zu lassen. Rechts davon steht eine Zahl von Personen, denen die Hände abgehauen sind. In der Mitte der anstoßenden Mauer ist die Figur der Justitia gebildet. Diese ist sehr fein ausgeführt und verdient schon allein die Beachtung aller Kunstkenner. Sie ist von verschiedenen Spruchbändern mit lateinischen Inschriften aus Cicero und anderen klassischen Schriftstellern umgeben. — Man hat wohl mit Recht diese Gemälde auf die Umwandlungen des Stadthauses bezogen, die in den Jahren 1473—1474 unter dem Bürgermeister Michael Monthyon ausgeführt wurden. Der betreffende Saal war jedenfalls als Gerichtssaal benutzt worden, wie aus dem Charakter der Bilder sich ergibt.

* In einer an die Pariser Académie des sciences gesandten Abhandlung, die in ihrer letzten Sitzung vom 29. Juli zur Verlesung gelangte, hat der Naturforscher Staffano eingehende statistische Beobachtungen über das Vorkommen der Nordlichter und ihre Beziehungen zu atmosphärischen Vorgängen im Aequatorgürtel der Erde gemacht. Staffano, der im Gegensatz zu manchen anderen Forschern den Ursprung der Nordlichter auf der Erde selbst sieht, will auf Grund seiner jahrelangen Aufzeichnungen folgendes konstatirt haben. In den Aequatorgegenden gibt es im Verlaufe eines jeden Jahres zwei Maxima- und zwei Minimaperioden für die bekanntlich mit starken elektrischen Entladungen verbundenen großen Regengüsse. Eine Untersuchung über die Vertheilung der Nordlichter auf den Zeitraum eines Jahres ergibt gleichfalls, daß auch hiebei zwei Maxima- und zwei Minimaperioden existiren, die den Minima bezw. Maxima der äquatorialen atmosphärischen Erscheinungen zeitlich vollkommen entsprechen. Hieraus zieht Staffano den Schluß, daß die Erscheinungen des Nordlichtes in engem Zusammenhang mit den erwähnten starken Niederschlägen und Gewittererscheinungen am Aequator stehen. Er sieht darin einen Beweis für die Richtigkeit der Theorie de la Rives, nach der die Elektrizität des Nordlichtes herrührt von der Verdunstung der Meerestheile und Binnenseen unter dem Aequator, die von den Luftströmen nach den Polen zu getragen werde.

M. Byron in Harrow School: Die Schülereintragungen der berühmten englischen Harrow-Schule sind jetzt neu herausgegeben worden. Es wirft ein scharfes Licht auf die Sporterziehung in England — wenn wir hier nicht von Sportnarrheit reden wollen —, wenn wir den Bericht der Direktoren dieser Schule über Lord Byron betrachten. Den ursprünglichen Einzeichnungen sind nach und nach kurze Notizen zur Lebensgeschichte der Harrow-Schüler beigefügt, welche die jeweiligen Direktoren (Headmasters) zugeschrieben haben. Lord Byron war Ostern 1801 in Harrow School eingetreten: „Byron, George Gordon Lord (Rektorium Drury und Evans), Sohn des Kapitains J. Byron, folgte als sechster Baron 1798 (nämlich seinem Großoheim); wurde 1804 Monitor (eine Schulwürde); trat 1805 aus; der Dichter; arrangirte 1805 ein Cricketwettspiel, dessen Mannschaften hauptsächlich aus früheren und gegenwärtigen Eton- und Harrow-Schülern auf den beiden Seiten bestanden und das zweifellos die erste Veranlassung zu den Eton- und Harrow-Spielen war. Starb zu Missolunghi am 19. April 1824." Wir empfehlen diesen Eintrag dem Straßburger Universitätsbuch für Goethe: „ritt oft des Abends nach Sesenheim und war zweifellos die erste Veranlassung zu Straßburger Nachtritten"; oder der Karlsschule für Schiller: „Fuhr heimlich nach Mannheim zur Räuberaufführung und erreichte einen Rekord im Schnellfahren". Wir wollen doch im Sport nicht hinter England zurückbleiben.

* **Karlsruhe.** Prof. Wilhelm Schell von der hiesigen technischen Hochschule ist mit dem Ende dieses Halbjahres in den Ruhestand getreten. Er stand gerade ein halbes Jahrhundert lang im akademischen Lehrberufe und ist jetzt 75 Jahre alt.

* **Gießen.** Gestern Nachmittag verschied nach längerem schweren Leiden der außerordentliche Professor der Medizin Dr. Steinbrügge im Alter von 70 Jahren. Der Verstorbene, ein geborener Hamburger, war zuerst Assistenzarzt an der Klinik in Heidelberg, dann in Hamburg und habilitirte sich 1881 in Heidelberg, 1885 in Gießen für Ohrenheilkunde. 1889 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt.

* **Berlin.** Die an der hiesigen Landwirthschaftlichen Hochschule angekündigten Vorlesungen und Uebungen wurden im Sommer-Semester 1901 von 444 Studirenden besucht, und zwar von 315 ordentlichen und außerordentlichen Hörern, 129 Hospitanten, unter denen sich 37 Studirende der Universität, 8 Studirende der Bergakademie, 9 Studirende der Technischen Hochschule, 1 Studirender der Forstakademie befinden. Von den vorstehend aufgeführten Studirenden gehören 169 der landwirthschaftlichen, 270 der geodätisch-kulturtechnischen und 5 der landwirthschaftlich-technischen Abtheilung an. — Dem Kustos am Pathologischen Institut der hiesigen Universität Dr. Rud. Johannes Jürgens ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

* **Eberswalde.** Forstmeister Riebel zu Muskau, O.-L., hat nach sicherem Vernehmen der „Germ." einen Ruf auf den Posten als Direktor der hiesigen Forstakademie angenommen.

* **Aus Italien.** Wie man der „Frkf. Ztg." berichtet, starb in Vicenza, 88 Jahre alt, der Domherr Dr. Giuseppe Fogazzaro, ein Oheim des Dichters Fogazzaro. Der Verstorbene ist literarisch deshalb interessant, weil er seinem Neffen das Modell zu der idealen Figur des Geistlichen Don Giuseppe Flores, der Hauptgestalt in Fogazzaros letztem Roman „Il piccolo mondo moderno" gewesen ist.

* **Preisaufgabe.** Für die „Darstellung der Formen des öffentlichen Kredits in ihrer geschichtlichen Entwicklung bis zum 19. Jahrhundert" hat die fürstlich Jablonowski'sche Gesellschaft einen Preis von 1000 M. ausgeschrieben. Die Bewerbungsschriften sind in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen und unter den bei Preisausschreiben üblichen Modalitäten bis zum 30. November 1904 an den derzeitigen Sekretär der Gesellschaft, Prof. Justus Hermann Lipsius in Leipzig, zu richten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

L. F. Wirschinger: Das Jagdrecht des Königreichs Bayern. 1. Lieferung. München, Schweitzer 1901. Preis M. 1.50. — Frhr. H. v. Wahnlich: Menschen Menschen sind sie alle (Iris-Bücher 11.) München, Schupp. — L. Tolstoi: Die Kreutzersonate. (Do. 13.) Ebd. — Hel. v. Below: Fußreise durch Oberbayern und Tirol. Ebd. 112 S. — S. Treil: Stimmungsbilder. München, Warth u. Co. 1901. — Der barmherzige Samaritan. Blätter zur Förderung christlicher Wohlthätigkeit. I. Jahrgang. 1. Heft. Wien, kathol. Wohlthätigkeitskomitee für Oesterreich 1901. Jährlich K. 2.40.

Jahrgang 1901. München, Montag, 26. August. Nummer 194.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.



## Kunstbetrachtungen.

Von Dr. Oskar Münsterberg (Berlin).

Wenn ein starkes, selbständiges Kunstbewußtsein aufgehört hat, im Volke zu pulsiren, dann wird zurückgegriffen auf die Werke der Vergangenheit, dieselben steigen in der öffentlichen Schätzung und werden gesammelt.

Soweit die Geschichte verfolgt werden kann, ist das „Sammeln“ der Ausdruck einer kunstarmen, unproduktiven Zeit. Der Wille Weniger, selten die Macht der Regierung, häufig der Zufall erhalten dieses und jenes Werk der Vergangenheit in gleicher Weise, wie zur Zeit der Ebbe die zurücktretende Fluth glitzernde Muscheln am ausgetrockneten Strande zurückläßt; aber es fehlt die schaffende Kraft zur Neugestaltung. Im ewigen Wechselspiel der Strömungen kommt die Fluth wieder, erst langsam und zögernd, dann mächtig aufschwellend und den Strand von neuem bewässernd. So folgt auf die Zeiten des nüchternen Realismus die befruchtende Welle des Gott anstrebenden Idealismus und neue schaffende Geister werden geboren.

Die „Sammlungen“, zuerst nach Laune geordnet, werden systematisch bearbeitet, und bilden als Vorbild die Brücke zwischen den verschiedenen kunststrebenden Zeiten. So haben uns die Klöster der Mönche die Schätze ältester Zeit gerettet; dann waren es die „Raritätenkammern“ und „Kunstkabinette“ der Fürsten und in neuester Zeit die Galerien und Museen der Staaten.

Je höher die Kultur, desto empfindlich nervöser das Volksempfinden, und desto schneller wechseln die Interessen. Während vor Jahrhunderten in vielen Jahrzehnten ein Kunstgefühl sich entwickeln und ausreifen konnte, um lange Zeit herrschend jedem Gegenstande von der Kirchthurmspitze bis zum Bauernstuhl seinen „Stil“ aufzuprägen, sind in neuerer Zeit die Strömungen durch die schnell wechselnden politischen und wirthschaftlichen Momente so sehr beeinflußt, daß der natürliche Fluß einer Kunstentwickelung oft in dem natürlichen Ausreifen gehemmt wird. In der Zeit des elektrischen Funkens können maßgebende wirthschaftliche Entwickelungen mit unvorhergesehener Schnelligkeit und Stärke auftreten, während alle Gehirnarbeit über ein gewisses langsames Tempo, trotz der besseren Hülfsmittel und Hülfskräfte niemals hinauskommen wird. Wenn schon die Entwickelung einer Technik eine längere Zeit gebraucht, als das Entstehen eines Bedürfnisses, so wird wiederum die Heranbildung eines Talentes noch längere Vorschulung als die Schaffung einer Technik gebrauchen.

Ein siegreicher Krieg wird in wenigen Monaten Reichthum und damit gesteigerte Bedürfnisse aller Art hervorrufen; die Heranziehung der zur Befriedigung nothwendigen geschulten Arbeitskräfte wird viele Jahre fleißiger Uebung bedingen. Um aber feinfühlige Künstler zu schaffen, werden Generationen in fleißigem Streben erforderlich sein.

Wir, die wir den glänzenden Aufschwung Deutschlands seit 1871 erleben durften, hatten reichliche Gelegenheit, diese Entwickelung zu verfolgen, die noch lange nicht beendet sein dürfte, wenn auch ein guter Theil des Weges zurückgelegt ist.

Wie kläglich wurden in den 70er und noch in den 80er Jahren, die Aufgaben, welche Staat und Gesellschaft an die Architektur stellten, gelöst. Es war die Zeit, des treffend benannten „Protzenstils“. In Gips wurde das Unglaublichste geleistet, und jetzt sehen wir in Berlin, wie diese damals bewunderten Häuser niedergerissen, und durch gut eingetheilte Bauwerke mit prächtigen Sandsteinfaçaden ersetzt werden.

Und doch war das Streben der vergangenen Jahrzehnte nicht minder ernst als das heutige, aber der Geschmack war nicht entwickelt, und zugleich irregeleitet durch dieselben Einrichtungen, welche wir als die Grundlage unsrer neu anstrebenden Kunst zugleich erkennen müssen: durch die Sammlungen der Schätze vergangener Zeiten, und der damit zusammenhängenden „Kunstgeschichte“.

Wenn ein Volk um seine Erhaltung kämpft, um das tägliche Brot für Frau und Kind, dann greift auch der Künstler zum Säbel und seinen hohen, gottbegnadeten Beruf opfert er einem höheren Berufe, der Vertheidigung des Vaterlandes. In solchen Zeiten fliegt der Geist aus den Regionen des Ideals herab zur Wirklichkeit und ein nüchterner Sinn für das, was ist, und nicht für das, was sein könnte und sollte, wird vorherrschend im Volk. Es ist die Zeit der kraftvollen Männer, die im harten Kampfe des Völkergetümmels mit Energie und Pflichteifer die Weltengeschichte machen und ihren Völkern als Heros voranschreiten.

Und ist dieser Sieg errungen, dann heißt es, mit Klugheit das Erreichte ausbauen, und den neuen veränderten Verhältnissen Rechnung tragen. Die wirthschaftlichen Verhältnisse des Volkes müssen als das wesentliche Fundament seiner Existenz ausgearbeitet und durchgebildet werden. Der kühle Verstand muß herrschen, und die Wissenschaft und Technik geben die Hülfsmittel zur Erreichung des Ziels.

Sind solche Zeiten des Kampfes und der Entwickelung glücklich überwunden, dann tritt eine gewisse Ernüchterung ein. Das Gelderwerben hat doch nur dann einen Sinn, wenn auch für das Geld andere Werthe an Lebensbehagen und Lebensglück eingetauscht werden können. Der nüchterne Realismus genügt dem Ver-

stande, aber nicht dem Gemüth, und so gonz leise beginnt die Fluth des Idealismus, ihre ersten Wellen ans Ufer zu senden. Wenn in früheren Johrhunderten solche Strömungen sich aus sich selbst, ous dem eigentlichen Volksinnern heraus, gonz langsom entwickelt haben, so wird heute dieser Entwickelungsprozeß von außen beschleunigt.

Die hoch entwickelten Techniken geben genügend Hülfsmittel, domit die geistigen Führer des Volkes und eine kluge Regierung in der Lage sind, die leiseu, fast noch unbewußten Regungen des Volkes zu färdern und zu leiten.

Wor die idealistische Bewegung in der Mitte dieses Jahrhunderts von den politischen Ereignissen im Keime erstickt, sa war doch in den Köpsen einzelner Genies dos ideale Streben nicht gänzlich erstorben. So können wir verfolgen, wie Richard Wagner die Phantasie der Deutschen in die Heldenzeit der alten Germonen zurückführt; einer Zeit, die der großen, durchlebten Kompfeszeit viele Gleichnisse bietet. Die Literotur nimmt lange Zeit ihre vornehmlichste Anregung ous den Heldengeschichten vergangener Zeiten. Und den gleichen Weg gehen die bildenden Künste und das Kunstgewerbe. Letzteres ist — wenn man Architektur hinzu rechnet — eigentlich in viel höherem Moße der Ausdruck eines Volksempfindens, ols die hahe Kunst, da diese nur für Wenige sichtbor und verständlich wird, jene aber vom Kaiserschloß bis in die Hütte des Arbeiters dringt, und die Menschen immerwährend umgibt. Sa kommt es, doß löngst verachtete Gebrauchsgegenstände der olten Zeit ols Vorbilder herausgesucht und gesommelt werden. Der Staat erkennt, daß diese am besten das Volk bilden können, und die Wissenschaft beginnt, die Arbeiten vergangener Zeiten zu registriren und zu beschreiben. Hiebei knüpfte man ebenfolls an die ideale Bewegung um die Mitte des Johrhunderts an, do Gottfried Semper — 1848 ein politischer Flüchtling — in Englond die Veranlossung zur Gründung des ersten kunstgewerblichen Museums der Welt in Sauth Kensington gab.

Der deutsche Gedonke erreichte in Deutschland die größten Erfolge, und nicht nur fremdländische Werke, sondern vor ollem deutsche Werke aus den glönzendsten Zeiten des Vaterlondes wurden gesommelt und erholten. Eine wohre Wuth des Sammelns wurde Mode und aus der ärmsten Bauernkate wurden aft die recht traurigen Trümmer einer vergongenen Zeit herbeigeschleppt und bewundert. Viel Werthloses wurde theuer bezahlt, aber der Erfolg war in seiner Gesammtheit ein ungeohnter. Kunstwerke allerersten Ranges, die koum beachtet, durch Zufoll erhalten waren, wurden als Zeugen eines vergongenen Könnens, ols Barbild für die Zukunft gerettet. Var allem aber die „Mode“ des Sammelns, reizte das Auge des Gebildeten zum Vergleich mit den nüchternen Dingen der Gegenwart, und die junge Generotion wuchs schon zwischen diesen Dingen, besser geschult und vorgebildet, auf. Ein jeder Staot, spöter jede Provinz wollte ihr Spezialmuseum hoben. Bei der gesteigerten Nachfrage wurden die „alten Sachen“ theuer bezohlt, und durch den erzielten Gewinn wurden wiederum die reolistischen, in solchen Fragen passiven, Mossen oufmerksam und interessirt. Es entstonden die Nachahmungen und Fälschungen und durch sie der erste Stomm der Kunstgewerbetreibenden. Es wurden, dem Bedürfniß Rechnung trogend, Kunstgewerbeschulen errichtet, und on den alten Barbildern Auge und Hond geübt.

Zu gleicher Zeit hot sich auch die Wissenschaft diesem Studium gewidmet, und so sehen wir „Kunstgeschichten“ entstehen, die in fleißiger Sammelorbeit olles Erreichbare zusommentragen und systematisiren. Entsprechend der reolistischen Wissenschaft wird aber ohne Empfinden für die idealen Gefühle der domoligen Künstler und ihrer Zeit, nur das Objekt registrirt. Man schreibt im besten Falle Biogrophien des einzelnen Künstlers, und führt gelehrten Streit, ab ein Werk echt oder gefälscht ist. De. Historiker ist mit Ameisenfleiß on der Arbeit, und häuft sorgfältig Moteriol ouf Material. Aber trotz ollem Streben und Bemühen wird kein tieferer Accord einer volksthümlichen Kunstbewegung geschaffen; es entsteht keine neue, eigene Kunst. Die Wissenschaft, die Literotur, die bildende Kunst — alle „sommeln“ die Reste vergangener Zeiten, aber keine Disciplin schafft Neues, Eigenortiges.

Die Vorbilder, herausgerissen aus dem Orte ihrer zweckmäßigen Verwendung, in ein, ihrer Entstehung fremdes Milieu versetzt, wirken hauptsöchlich in ihrem Detoil, das säuberlich kopirt wird. Hier erblicken wir den zunächst unheilvollen Einfluß der Sammlungen. Ohne Rücksicht auf Material und Zweck, ouf Format und Verwendungsort, werden gute Einzeltheile beliebig zusammengewürfelt, und man glaubt, einen Reichthum durch Mossenwirkungen erhöhen zu können.

Noch fehlt jenes tiefere Verständniß für die feinen Empfindungen eines kunstsehenden Volkes, noch ist der Realismus mit seiner trockenen historischen Wissenschaft vorherrschend und ausschloggebend. Nicht wird gefrogt, ob der Gegenstond unserm Empfinden und unsern Zwecken entspricht, sondern ob er klossisch, oder stilvoll, aber korrekt ist. Wieder waren es einzelne Genies, welche onknüpfend an den Idealismus ous der Mitte des Johrhunderts, in stiller Klause, den Kampf gegen den Realismus, unbeachtet von der Welt —, fartsetzten und zum Siege führten. Erst unbeachtet oder gar verlacht, wurden diese Führer einer neuen Zeit endlich von ihren Mitlebenden entdeckt und verstonden. Böcklin zeigte uns den Weg, neue zeitgemäße Ideale zu gestolten, und neben ihm Thoma.

Auch die Wissenschaft fing on, zu erkennen, daß die Kunstgeschichte nicht nur eine Geschichte des „Könnens“ sein darf, sondern ouch eine Geschichte des Kunstlebens der Völker, jener heiligen idealen Strömungen, die den Menschen vom Nahrung schoffenden Thiere zum Gott hochstrebenden Wesen gestalten, und ihren höchsten Ausdruck finden in der Bestötigung einer frei empfundenen „Kunst“.

Ueberall, in überhostender und überschötzter Weise kam die Sucht nach dem „Neuen“. Jetzt galt das Alte als zopfig, und wurde verachtet und nur dos Noch-nicht-dogewesene galt ols erstrebenswerth.

Die 90er Jahre haben eine Fülle werthloser Neuerungen geschoffen, die nicht schnell genug verschwinden können und verschwinden werden. Aber dennoch steckt ein herrlicher Kern in diesen Werken von vorwörts strebenden Verirrten. Der Wille muß für das Erreichte gewürdigt werden, und der Wille war nicht nur gut, sondern auch fruchtbar. Getrogen von einer storken Welle des vorbrechenden Idealismus wird dieses Streben sein Ziel in einigen Jahrzehnten erreichen, sobald starke Talente voll ausgereift in vollendeter Form dos wilde Göhren der Jetztzeit einheitlich zusammengefoßt, und zum prögnanten Ausdruck gebracht haben werden. Und wieviel Vorarbeiter und Streiter sind om Werk. Jede Kunstausstellung, seien es solche von Bildern der hohen Künste, oder solche von den tousenden Objekten der Kleinkunst, zeigen uns bald in Farbe oder in Form, bald in der Technik oder im Moteriol neue, eigenartige Versuche. Nur ist es ein großer Irrthum, zu

glauben, daß das Endziel der Kunst darin besteht, eine neue Farbstimmung herauszufinden, aber einen effektvollen Rahmen zu bauen. Das sind alles Hülfsmittel, die selbstverständlich nothwendig sind, und ausprobirt werden müssen, denn nur durch Probiren, niemals durch Ueberlegung allein werden Darstellungsformen geschaffen. Leider drängen sich diese Spezialversuche sehr „protzig" vor und treten als Selbstzweck auf, aber die Entwickelung wird über diese Periode gerade so hinweggehen wie über die ganze realistische Zeit, welche nur als Uebergang und Lehrzeit, niemals als Endzweck anzusehen ist.

Das Volk hat ein feines Empfinden für die Kunst, die ihrem eigenen, innersten Seelenleben angepaßt ist, und nimmt nur diese an. Wie einerseits die politischen Ereignisse verhinderten, daß der Empirestil in weiten Kreisen Eingang finden konnte, und daß die idealistische Bewegung in der Mitte des Jahrhunderts sich stark bethätigen konnte, so ist zu hoffen, daß eine lange Zeit des Friedens die Belebung neuer Ideale und das Ausleben derselben in der Gestalt einer neuen volksthümlichen Kunst gestattet.

Die Wissenschaft, als der Interpret der Kunst in weiten Kreisen, und als der Lehrmeister der Jugend, soll bahnbrechend voran gehen. Die historische Forschung gab die nothwendige Anregung zur Beschäftigung mit künstlerischen Vorbildern, und bildet als durchgeführte Katalogisirung der Galerien und Museen den werthvollsten Grundpfeiler jeder Kunstforschung, aber sie darf nicht als Endziel der Kunstbethätigung gelten. Durch diese Art der Forschung werden uns Kunstwerke verständlicher im Inhalt und Technik, aber solche Wissenschaft wird niemals ausreichen, eine talentvolle Jugend zu eigenem, neuen Schaffen anzuregen.

Wie man in der Naturwissenschaft zuerst die Eintheilung der Pflanzen und Thiere nach ihren äußerlichen Erscheinungsformen vornahm, und dann erst später die eigentlichen Schöpfungsmomente als die maßgebenden Faktoren richtig erkannte, so muß auch die bisherige „Kunstgeschichte", die Geschichte der Künstler und Kunstwerke übergehen in eine „Kunstwissenschaft", in ein Erfassen der natürlichen und kulturellen Strömungen, welche die wahren Schöpfungsfaktoren der Kunstrichtungen sind, in denen das einzelne Kunstwerk nur einen zufälligen Ausdruck dieser Strömung bildet. Die einzelnen besten Kunstwerke bilden nicht, aneinandergereiht, die Kunst eines Volkes, sondern sind nur die zufälligen Formen der Bethätigung eines solchen einheitlich zusammengefaßten Kunstfühlens. Es muß das Gelingen des einzelnen Künstlers zurücktreten, hinter dem Empfinden, welches das ganze Volk in seiner Vielseitigkeit durchdringt. Es muß abgesehen werden, die Kunst nur auf Gemälden und Skulpturen, und in der Architektur zu erkennen, sondern es muß erkannt werden daß das einheitliche Kunstempfinden eines Volkes sich in jeder menschlichen Bethätigung ausdrückt, selbst über das eigentliche Kunstgewerbe hinaus, in jedem Werkzeug und Fahrzeug, in der Toilette und Frisur, selbst in der Bewegung und Form der Geselligkeit. Dieses Kunstempfinden muß die Sinne eines jeden Menschen mit feinen Formen und Verhältnissen erfüllen, so daß jede geschriebene Zeile selbst den Stil verräth. In diesem Sinne das Kunstgefühl einer Zeit erfaßt, wird das Verständniß für das einzelne Kunstwerk als Ausdruck einer Zeit zu einem ganz neuen und weit vertiefteren Eindruck gelangen.

Während die Erscheinungsform allen angeführten Bethätigungen des Kunstempfindens gemeinsam ist, so kommt der „hohen Kunst" und deßhalb pflegt man Architektur nicht einzurechnen — noch ein weiteres ausschlaggebendes Moment hinzu, der geistige Inhalt. Der nüchterne Realismus hat sich hierüber leicht hinweggesetzt und behauptet, daß jedes Stück Leben das naturwahr dargestellt ist, auch für den Inhalt eines wahren Kunstwerkes genügt, denn die Abbildung der Natur sei das höchste Ziel für den Künstler.

Soviel wahres in dieser Behauptung steckt, soviel Irrthümer sind aus diesem Satze gefolgert. Ich möchte sogar die Behauptung aufstellen — obgleich ich viel Widerspruch fürchten muß —, daß gerade dieses ausschließliche Streben nach Wahrheit als dem höchsten Ziele, dieser typische Ausdruck einer realistischen Weltanschauung, verhindert, den Höhepunkt einer Kunst zu erreichen. Die realistische Strömung ist ein vorzüglicher Lehrmeister für Naturstudien und Technikentwickelung: „doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen, wenn es euch nicht von Herzen geht".

Die heute bewunderten Kunstwerke der vergangenen Zeiten sind getragen von einem tiefen idealen Zuge, der uns heute kaum erfaßbar, doch aufs tiefste berührt. In den religiösen Bildern sehen wir heute mit kritischem Auge nur das Technische und die der Natur entliehene Form, aber die tiefe Inbrunst des gläubigen Menschen fühlen wir unbewußt und mit uns die Massen des Volkes wie in der früheren so auch in der jetzigen Zeit. Erhaben über die wechselnde Formsprache der Zeiten bleibt der ideale Inhalt zu allen Zeiten verständlich. Sobald trotz Technik, trotz Können, trotz Naturbeobachtung dieser geistige Inhalt fehlt, so wird nur eine vorübergehende Wirkung bei einem kleinen Kreis von Interessenten erreicht werden.

Die realistische Form ist das Primäre, aber der geistige Inhalt das Höhere.

Kraftvolle Talente sind stets vorhanden, und die letzten Jahre haben auch die Bildung und Entwickelung derselben begünstigt, aber noch sind dieselben befangen, als Kinder ihrer Zeit. Noch erblicken dieselben das Wesentliche ihrer Kunst im Erfassen der Naturwirklichkeit, in der wissenschaftlichen Richtigkeit der Einzeltheile ihrer Darstellungen, statt aus der Tiefe des Gemüthes den wahren Inhalt zu schöpfen, und die Gestalten nur als Mittel zum Ausdruck ihres idealen Empfindens zu benutzen.

Schon zeigen sich Ansätze zu diesem Streben, aber es fehlt noch ein machtvoll wirkendes Ideal. Einst waren es Götter, dann Fürsten und Könige, in deren Darstellung die Künstler den höchsten Ausdruck ihres Könnens suchten, heute fehlt dieser vorbildliche Uebermensch und nur die nackte Wahrheit des wissenschaftlichen Körpers bleibt zum Vorbilde.

Das Gemüth sucht noch planlos die Liebe, anstatt daß eine große Liebe das Gemüth erfüllt, und zwingend zur Gestaltung des Empfindens treibt. Die Aufgabe einer Kunstwissenschaft in unserm Sinne wäre es, hier anregend und führend zu wirken. Es wäre zu untersuchen, welche religiösen, historischen und wirthschaftlichen Einflüsse bisher besonders wirkend gewesen sind. Die Kunstwerke müßten neu gruppirt werden, nicht nur historisch nach den Verfertigern, sondern nach dem Inhalte und nach dem Zweck, dem sie dienen sollten, nach ihrer Idee.

Es müßte von der Idee der Kunstwerke ausgegangen werden, und ihre verschiedenartige Darstellung im Laufe der Jahrhunderte entwickelt werden. Wie armselig würde eine Geschichte der modernen Malerei unter diesem Gesichtspunkte ausfallen.

Wenn auch Genies nur selten und meist zufällig entstehen, so sind Talente und auch starke Talente stets vorhanden. Diese werden von den Zeitströmungen in bestimmte Richtungen geleitet, und daher ist es Aufgabe der Wissenschaft diesen Zeitströmungen nicht nur Rechnung zu tragen, sondern dieselben auch zu lenken. Publikum und Künstler sollen ihr Wünschen nicht nur auf die realistische Wiedergabe der Natur in ihrer äußeren Erscheinungsform richten, sondern auch anstreben, ihren köstlichsten Besitz, ihre Ideale, im Hoheliede der Kunst zum Ausdruck zu bringen.

---

## Das Archivwesen Italiens.

Von Dr. P. Kehr, Professor in Göttingen.

IV.*)

### Die Vatikanischen Sammlungen.

Eine wenn auch noch so oberflächliche Erörterung der archivalischen Verhältnisse Italiens kann nicht stillschweigend vorübergehen an dem heutigen Zentrum des archivalischen Lebens in Italien, dem Vatikanischen Archiv in Rom. Was einst Florenz, Venedig und Neapel in archivalischer Hinsicht bedeuteten, das ist jetzt seit jenem denkwürdigen Tag, an dem Papst Leo XIII. die Archive der römischen Kirche den historischen Studien öffnete, das päpstliche Archiv.

Das wird Jedem sogleich deutlich, der Zahl und Art der Benützer hier und dort mustert. In den Archiven des Staates arbeiten heute zumeist nur einzelne einheimische Gelehrte, darunter, wie der aufgeklärte Menschenfreund des 20. Jahrhunderts nicht ohne Genugthuung konstatirt, auch Damen (in Florenz sah ich sogar hübsche und junge), hier und da auch ein fremder Forscher, der in der Regel ein deutscher Professor ist. Was für ein Leben dagegen im Vatikanischen Archiv! Forscher aller Länder und aller Konfessionen begegnen sich hier, neben dem deutschen Professor sitzt einträchtig der französische Gelehrte, eilen bewegliche italienische Kollegen einher, begrüßen sich Sendboten aus England, Oesterreich, Amerika, Spanien. Dieses gelehrte Zivil unterbrechen in bunter Mannichfaltigkeit die Vertreter der Kirche, Dominikaner, Franziskaner, Benediktiner, Jesuiten, Weltgeistliche aller Länder arbeiten im friedlichen Wettstreit mit- und nebeneinander. Die zahlreichen historischen Institute und Stationen, die seit der Oeffnung des Vatikanischen Archivs in Rom emporgeschossen sind wie Pilze nach einem Frühlingsregen, haben vorzüglich hier ihre festen Sitze und ihre Arbeitsgebiete. Da sieht man die Vertreter des Preußischen Historischen Instituts, des Instituts der Görres-Gesellschaft, des Istituto Austriaco di studi storici, der französischen École de Rome, des Ungarischen Instituts; auch eine kleine dänische Kolonie ist da, so gut wie eine belgische und eine Mission polonique. Dazu die ihnen dienenden Kopisten. In der „Hochsaison" ist es nicht immer leicht, einen Platz zu bekommen. Jahraus, jahrein hat sich mit einer Energie ohnegleichen die historische Forschung auf dieses eine Archiv angesammelt. Worum handelt es sich nun bei diesem archivalischen Zentrum?

Ganz allgemein gesprochen, enthält oder sollte das Vatikanische Archiv enthalten die Quellen sowohl der Geschichte des Papstthums wie der Geschichte seiner Beziehungen zu den europäischen Nationen. Allein thatsächlich enthält es nur Fragmente davon.

Man darf wohl heute, nach den Erfahrungen fast zweier Jahrzehnte, aussprechen, daß man von Anfang an hinter den jahrhundertelang verschlossenen Thoren des Vatikanischen Archivs viel mehr vermuthet hat als wirklich vorhanden. Die lange Spannung hatte die stärksten Hoffnungen erregt, das ängstlich behütete Geheimniß hatte immer wieder die weitgehendsten Erwartungen erweckt. So drängte nach der Oeffnung des Archivs in einem gelehrten Wettstreit ohnegleichen Alles herbei und eilte, von der Gunst des Augenblicks Gebrauch machend, die erhofften Schätze zu heben. Aber wie Mancher ist enttäuscht heimgezogen.

Die außerordentlich zahlreichen Publikationen aus dem Vatikanischen Archiv lassen uns jetzt sowohl seine Geschichte wie seine Bestände im großen und ganzen übersehen. Ich skizzire sie, meiner Absicht keine gelehrte Auseinandersetzung zu geben, treu bleibend, in flüchtigen Umrissen.

Das alte Archiv der Päpste, wie es das älteste und wichtigste aller mittelalterlichen Archive gewesen ist, war auch das erste in Hinsicht auf seine merkwürdigen Schicksale. Es theilte alle Katastrophen des Papstthums, den normannischen Brand, die Bürgerkriege der römischen Faktionen, die Flucht der Päpste. So ist es bis auf dürftige Reste zugrunde gegangen. Es ist der schwerste Verlust, den die Geschichte des Mittelalters erlitten hat.

Aus den geretteten älteren und den jüngeren Beständen bildete Papst Sixtus IV., der Begründer der Vatikanischen Bibliothek, den Kern des heutigen päpstlichen Archivs, indem er in der Bibliotheca secreta die Urkunden und Register barg, während er den kostbaren Privilegien der römischen Kirche ein sicheres Heim in der Engelsburg, dem Castello di S. Angelo, bereitete. Aus den archivalischen Beständen der Bibliotheca secreta, der Guardarobba und anderen Materialien setzte dann 1611 Paul V. das eigentliche päpstliche Geheimarchiv im Vatikan zusammen, während daneben als selbständiges Archiv jenes in der Engelsburg fortbestand. Neue Bestände kamen hinzu und fanden theils hier theils dort ihren Platz. So 1616 das Archiv der päpstlichen Kammer, dann in verschiedenen Absätzen die nach Rom zurückgebrachten Avignonesischen Bestände, dann das Archiv der Segreteria di stato, die Lateranregister und andere jüngere Erwerbungen. Als sie nun 1815 aus der babylonischen Gefangenschaft in Paris zurückkehrten, fanden sie alle ein neues Heim in dem den päpstlichen Gärten gegenüberliegenden langen Flügel des Vatikanischen Palastes.

Für die Forschung wäre vielleicht die gesonderte Erhaltung der einzelnen so vereinigten Archive am bequemsten gewesen. Aber die Archive sind nun einmal nicht für den Gelehrten allein da. Die Verwaltung hatte andere Bedürfnisse und strebte aus diesem archivalischen Chaos zu einer sachlichen Ordnung. Sind doch auch die alten Komplexe des Engelsburg-Archivs und des Geheimarchivs selbst nichts anderes als zusammengesetzte Archivalien aus verschiedenen Provenienzen. Von Anfang an sind so die archivalischen Bestände der römischen Kirche in fortwährender Bewegung gewesen und auch heute noch ist diese Bewegung nicht zum Stillstand gekommen. Der Forscher hat hier die schwere, aber auch reizvolle Arbeit zu leisten, durch die verschiedenen archivalischen Systeme zu dem ursprünglichen vorzudringen.

Die älteren Materialien befinden sich in der Hauptsache noch heute in dem sogenannten Engelsburg-Archiv. Hier sind die wenigen Reste von hohem Alterthum, die berühmte Purpururkunde Ottos des Großen von 962, das nicht minder berühmte Wormser Konkordat von 1122, das Sicilianische Konkordat von 1156. Hier sind auch die Urkunden und Verträge der Kaiser seit dem 13. Jahrhundert. Hier sind endlich die zahlreichen Urkunden, welche die Päpste aus den Archiven des Kirchenstaats gesammelt haben, aus Ravenna, Imola, Ferrara, Comacchio, aus Anagni, aus der Tuscia Romanorum, aus Parma.

Der andere große Komplex, das Geheimarchiv, enthielt in 80 Armarien die Beweissammlungen, Skripturen und Prozesse, die in jüngerer Zeit über die Rechtstitel der römischen Kirche, besonders die territorialen, zusammengestellt worden sind, unter denen vorzüglich zu nennen sind des Bartholomäus Platina große Privilegiensammlung und die Deduktionsschriften des P. Feretti, D. Raynaldus, G. Valla, F. Contelori, A. Massarello, O. Panvinio, C. Margarini, ferner die großen Serien der Register.

*) S. Beilage Nr. 172, 173, 181 u. 185 d. J.

Jetzt bilden diese eine Gruppe für sich, ebenso die Lateranregister, die Avignonesischen Register und die Supplikenregister. Eine andere Gruppe sind die Register der Finanzverwaltung, der Introitus et Exitus, der Obligationes et Solutiones, der Collectoriae.

Ein dritter großer Komplex ist das ehemalige Archiv des Staatssekretariats mit den Nuntiaturen, den Lettere und den Miscellanea, unter denen die sogenannten Varia Politicorum vorzüglich wichtig sind.

Aber damit ist der Bestand noch entfernt nicht erschöpft. Da ist noch zu nennen das dem Engelsburgarchiv aggregirte Archiv von Urbino, ein großes Venezianisches Depot, der Nachlaß von Garampi und Consotoneri, die Bibliotheken Albani, Bolognetti, Pio, Carpegna, das Borghese-Archiv und verschiedene kleinere Deposita. Dazu kommen endlich noch andere Vatikanische Archive mit besonderer Verwaltung, das der h. Rota, das Konsistorialarchiv, das Archiv der Segretaria dei brevi, das der Segnatura u. a.

Ueber sie alle sind die geschichtlichen Materialien verstreut, die der Forscher sucht. Aber wie sie finden? Wohl sind Indices da, die die aufgeklärte Verwaltung dem Besucher bereitwillig zugänglich macht. Aber diese Indices sind zumeist nur Summarien, welche in der Regel angeben, wo eine gewisse Materie zu suchen ist, oder von dieser selbst nur eine sehr ungefähre Beschreibung geben. Sie sind mehr ein Leitfaden für den Archivar, als ein Führer für den Forscher. Für diesen aber, wenn anders er nicht eine sehr beschränkte an eine bestimmte Provenienz gebundene Aufgabe zu lösen hat, komplizirt sich so die Arbeit im Vatikanischen Archiv zu einer ebenso schwierigen wie mühevollen Forschung. Wie oft habe ich, die Bändeserien des Archivs schnell durchmusternd, geseufzt, daß nicht eines der römischen Institute den historischen Inhalt dieser Bestände längst registrirt hatte. Nicht in der Form einer archivalischen Inventarisirung, wie sie früher einmal in unpassender Weise vorgeschlagen und von der Vatikanischen Verwaltung mit Recht zurückgewiesen worden ist. Aber wie viel Mühe und Zeit vermöchte dem Einzelnen eine solche systematische Forschung von Institutswegen ersparen. Dieselbe Aufgabe also wie in den italienischen Archiven überhaupt!

Die Institute in Rom haben für ihre Arbeiten im Vatikanischen Archiv einen anderen Weg eingeschlagen; sie haben sich ein jedes eine sehr bestimmte Aufgabe gestellt.[1] Das Preußische Institut und das Istituto Austriaco konzentrirten ihre Kräfte auf die Nuntiaturberichte, die Görres-Gesellschaft auf die Quellen der päpstlichen Finanz- und Verwaltungsgeschichte und auf die Akten des Tridentiner Konzils, die École de Rome vorzüglich auf die Register des 13. Jahrhunderts. Nimmt man hinzu, was von Polen, Spaniern und einzelnen französischen und deutschen Gelehrten geleistet worden ist, so kann man heute bereits mit einiger Sicherheit sagen, wo für die römischen Institute die allgemeinste und dringendste Aufgabe liegt.

Meine Meinung ist, daß der wichtigste zusammenhängende Quellenstoff des Vatikanischen Archivs die Register sind, jene Bände, in die die Beamten der päpstlichen Kanzlei die ausgehenden Bullen und Breven eintrugen. Es leuchtet ohne weiteres ein, welchen Werth sie sowohl für die Geschichte der päpstlichen Verwaltung, deren fortlaufender Kommentar sie sind, wie für die Geschichte der verschiedenen Länder, in die die päpstlichen Schreiben gingen, besitzen: ihre erschöpfende Ausbeute scheint mir neben den allgemeinen Orientirungsarbeiten die einzige große und auf die Dauer dankbare Aufgabe für unsre Institute zu sein.

Was aus ihnen bisher geschöpft worden ist, ist bereits recht erheblich sowohl an äußerer Fülle wie an innerem Werth. Aber wie viel bleibt noch zu thun! Eine kritische Ausgabe der Register Johanns VIII., Gregors VII. und Innocenz' III. werden uns hoffentlich bald die Monumenta Germaniae bringen. Die Register des 13. Jahrhunderts liegen zum Theil bereits in der Ausgabe der École de Rome vor. Von den Registern des 14. Jahrhunderts besitzen wir diejenigen Clemens V. in der großen Ausgabe der Benediktiner von S. Callisto, diejenigen der folgenden Päpste wenigstens theilweise in zahlreichen Publikationen von lokaler Tendenz. Eben wegen des unermeßlichen historischen Stoffes, den die Register in sich bergen, hatte ich die Idee des Repertorium Germanicum, d. h. die Sammlung aller auf Deutschland sich beziehenden Aktenstücke, nicht nur für eine gute Sache, sondern ich meine sogar, daß es eine Ehrenpflicht sei, das angefangene Werk zu vollenden, sogar über die Grenzen hinaus, die man sich gesteckt hat. Aber allerdings glaube ich, daß man bei der Exzerpirung der Registerbände einen anderen Weg einschlagen muß als bisher. Die in ihnen eingetragenen Urkunden selbst sind zumeist laufende Stücke der Verwaltung, die in der Regel ganz formelhaft gehalten sind, und auch die Angelegenheiten, welche sie behandeln, kehren mutatis mutandis immer wieder. Man kann aus ihnen lernen, daß die historische Einsicht nicht von den erhaltenen Massen abhängt. Indem man zu Anfang diese ungeheuren Massen nicht recht übersah, hat man die Aufgabe mehr mit wissenschaftlichem Ehrgeiz als mit praktischem Verstand angefaßt und den Stoff nicht nur zu verzeichnen, sondern möglichst zu erschöpfen versucht. Aber dazu reichten weder die Zeit noch die Mittel aus, und das wissenschaftliche Ergebniß war nicht so groß, daß es den Aufwand verlohnt hätte. Wir brauchen auch zunächst weder Abschriften noch mehr oder minder ausführliche Regesten, sondern wir brauchen vor allem ganz dringend und recht bald die Indices der in den Registern vorkommenden Namen, und zwar nicht nur für ein Pontifikat, sondern für die ganze Serie, und nicht nur für ein Land, sondern für das Gebiet der ganzen Christenheit. Ich würde, wenn die verantwortlichen Herren es für der Mühe werth hielten, mich zu fragen, rathen, vor allem die im 18. Jahrhundert von Garampi und Pistolesi begonnene Arbeit zu vollenden und die Indices zu publiziren. Wenn jedes Institut eine Partie übernähme, konnten wir Jüngeren sogar hoffen, die Vollendung zu erleben. Alle anderen Aufgaben können auch einzelne Gelehrte lösen.

Die Arbeit im Vatikanischen Archiv war früher nicht leicht. In den ersten Zeiten nach der Eröffnung bedurfte es noch diplomatischer Vermittelung, um Zutritt zum Archiv zu erhalten. Jetzt sind Zulassung zum Archiv und Forschung daselbst in einer Weise erleichtert, daß kein Benutzer die gastlichen Räume verläßt, ohne der Liberalität der Verwaltung seinen Dank zu zollen. Wie schon erwähnt, sind seit einigen Jahren sogar die Indices des Archivs zugänglich; seitdem herrscht statt des früheren Halbdunkels volles Licht. Und wenn diese Indices, die meist aus früheren Jahrhunderten stammen, hier und da zu wünschen lassen, so ist der Benutzer des Rathes und der Aufklärung durch die Archivare jeden Augenblick sicher. An der Spitze des Archivs steht zur Zeit der Kardinal Segna, ein Kirchenfürst von lebhaftem wissenschaftlichen Interesse. Die Leitung selbst liegt in den Händen von Mons. Wenzel, der einen guten Theil seines Lebens im Archiv zugebracht und seiner Ordnung gewidmet hat, mit Recht als einer der genauesten Kenner des Archivs und als einer der liebenswürdigsten Beamten gerühmt. Ihm zur Seite steht der Dominikaner-Pater H. Denifle, die Zierde seines Ordens, dessen Gelehrsamkeit und Scharfsinn besonders in Deutschland und Frankreich allgemeine Anerkennung gefunden haben. Auch eine Professur für Paläographie und Diplomatik ist am Archiv eingerichtet, welche Prof. Metampo, zugleich Kustos des Archivs, inne hat. Die ganze Verwaltung ist dank dieser Herren von jeder Kleinlichkeit frei und hat selbst taktlose oder ungeschickte Zumuthungen ohne Empfindlichkeit überwunden; mit dem größten Wohlwollen befördert sie die kleinen wie die großen Unternehmungen der gelehrten Besucher.

[1] Was übrigens Niemand mißbilligen wird. Ein anderer Weg wäre früher auch nicht gangbar gewesen, da die Indices des Archivs, die zunächst allein einen Ueberblick geben, erst seit einigen Jahren zugänglich sind. Seitdem aber wäre eine systematischere Forschung, wie ich sie fordere, sogleich möglich gewesen.

Nur ein Punkt pflegt diesen empfindlich zu sein, das ist die Arbeitszeit. Der freie Donnerstag in Archiv und Bibliothek wird von vielen Benutzern, die nur spärliche Zeit zur Verfügung haben, als unfreiwilliger Ferientag empfunden, und auch die normalen Arbeitsstunden von 8½ bis 12 Uhr erschöpfen nicht immer die Arbeitslust besonders der Besucher aus dem Norden. Die Gründe davon liegen bekanntlich in der Schwierigkeit, ein stärkeres Beamtenpersonal zu unterhalten. Indessen ist doch durch das Entgegenkommen der Verwaltung der Vatikanischen Bibliothek wenigstens für diejenigen Benutzer, welche zugleich Archiv und Bibliothek besuchen, eine Einrichtung getroffen worden, welche den Arbeitslustigen ein reichlicheres Tagewerk ermöglicht.

Archiv und Bibliothek des Vatikans stehen miteinander in so inniger Beziehung, daß wir auch der letzteren mit ein paar Worten gedenken müssen. Früher gab es für den Fremden keine direkte Verbindung zwischen den beiden Instituten. Jetzt tritt man vom Archiv sogleich in die Konsultationsbibliothek, welche Archiv und Bibliothek verbindet. Diese unter der Leitung von Msgr. **Ugolini** stehende Handbibliothek ist eine der glänzendsten Errungenschaften des Leoninischen Papstthums. Die prachtvollen Säle sind angefüllt mit den bibliographischen Hülfsmitteln und so bequem zugänglich, daß jeder Benutzer sich die Werke, deren er bedarf, selbst holt. Alle Kenner sind darüber einig, daß die Auswahl der Hülfsmittel vorzüglich ist. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man prophezeit, daß die Leonina einmal eine der vornehmsten Bibliotheken Roms und Italiens sein wird. Von da führt eine Treppe in die eigentliche Vatikanische Bibliothek, in der der allen Gelehrten wohlbekannte Pater **Ehrle** waltet.

Die obere Verwaltung der Vaticana steht bei dem Bibliothekar Kardinal **Capecelatro**, Erzbischof von Capua, und dem Staatssekretär Kardinal **Rampolla**. Nach den aufgeklärten und wohlwollenden Intentionen dieser Herren leitet P. Ehrle die Bibliothek in einer Weise, welche je länger je mehr die allgemeinste Anerkennung im Inland wie im Ausland gefunden hat. Da ist keine Spur von Engherzigkeit oder Pedanterie; jeder ernsthafte Gelehrte, sei er Katholik oder Protestant, ist nicht nur voller Unterstützung innerhalb des Rahmens des Regolamento, sondern selbst erheblicher Förderung über dasselbe hinaus sicher. Daß der Benutzer schon nach einer Viertelstunde die geforderten Handschriften erhält, wird nicht in jeder Bibliothek zu erreichen sein. Daß ein Benutzer in die Säle an die Handschriftenschränke selbst geführt wird, um sich dort schnell zu orientiren, würden selbst liberale Bibliotheksdirektoren bei uns als unbilliges Verlangen zurückweisen. Daß der Präfekt selbst außerhalb der Dienststunden Gelehrten, die es besonders eilig haben, unter seiner Aufsicht zu arbeiten erlaubt, wird in der ganzen Welt eine Ausnahme bleiben. Dieser ganze, von aller bureaukratischen Schablone freie Betrieb ist ausschließlich beherrscht von dem Willen, der Wissenschaft mit aller Kraft zu dienen, die Interessen der Bibliothek zu voller Geltung zu bringen, die Blüthe der philologischen und historischen Studien zu befördern.

Einer besseren Erhaltung der kostbaren Handschriften gilt P. Ehrle's besondere Sorge. Er hält mit Recht strenge darauf, daß die Benutzer mit den Handschriften säuberlich umgehen. Er hat für die Restauration der ältesten Codices der Bibliothek keine Mühen und Kosten gescheut, und schließlich die Genugthuung gehabt, das von ihm vorgeschlagene Verfahren in der gelehrten Welt lebhaft diskutirt und meist gebilligt zu sehen. In der That sind die Ergebnisse staunenswerth. Der Veroneser Gaius z. B. ist jetzt nach der Restauration kaum wieder zu erkennen. Möchten doch des Präfekten Bemühungen überall Unterstützung und Nachahmung finden!

Allein wichtiger als alles dieses ist die Anregung, die so von der Vatikanischen Bibliothek auf die geistlichen Archive und Bibliotheken Italiens ausgeht und die bei längerer Dauer von der größten Bedeutung für das gelehrte Leben der Halbinsel zu werden verspricht. Mag man sich nun über diese Verstärkung des geistlichen Elements in dem gesammten Betriebe der Wissenschaft freuen oder ärgern, der unbefangene Gelehrte und der voraussetzungslose Forscher wird diesen großen Erfolgen der vatikanischen Verwaltung seine ehrliche Anerkennung nicht versagen können.

* * *

In diesen archivalischen Erinnerungen ist öfter die Rede von dem **Preußischen Historischen Institut** in Rom gewesen. Ich benutze mit Vergnügen die Gelegenheit, mich als den Missethäter zu bekennen, der den Anstoß zu der Diskussion über dieses Institut gegeben hat,[2]) und ich habe keinen Anlaß, zu verschweigen, daß ich auch diese Erinnerungen mit Rücksicht auf dasselbe niedergeschrieben habe. Als derjenige, der in den letzten Jahren wohl am meisten und am gründlichsten die italienischen Archive besucht hat, glaube ich nicht nur das Recht, sondern geradezu die Pflicht zu solcher Kritik zu haben. Aber diese Kritik, so wenig sie persönlichen Motiven entsprungen ist,[3]) hat nicht Personen treffen wollen: ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln, daß die obere Direktion in Berlin wie die untere in Rom innerhalb der Grenzen ihres Könnens das Mögliche geleistet haben. Meine Kritik richtete und richtet sich ausschließlich gegen das **wissenschaftliche Programm** des Instituts.

Um den Kernpunkt der Differenz mit möglichster Bestimmtheit zu bezeichnen: das Institut ist bisher wesentlich eine **Publikationsstelle von Materialien aus dem Vatikanischen Archiv** gewesen. Hieraus resultirt als nothwendige Konsequenz, daß es praktischen Nutzen nur denjenigen Gelehrten zu bieten in der Lage war, die im Vatikanischen Archiv arbeiten, und nur für diejenigen Gebiete, auf denen es selbst thätig war. Sein Charakter war der einer Station der Berliner Akademie, bezw. der preußischen Archivverwaltung für bestimmte und eng begrenzte gelehrte Aufgaben, aber nicht der eines historischen Instituts.

Demgegenüber vertrete ich auf Grund der Erfahrungen, die ich während einer mehr als vierjährigen Arbeit in den Archiven und Bibliotheken Italiens gemacht habe, noch einmal die Forderung einer **systematischen Forschung über ganz Italien hin.** Ich denke mir das Institut weniger als eine publizirende Station, denn als eine die deutschen Materialien der italienischen Archive und Bibliotheken repertorisirenden Zentralstelle. Es leuchtet sogleich ein, daß die erweiterte Aufgabe auch eine größere Organisation und eine bessere Repräsentation in Rom erfordern würde: irre ich nicht, so ist das auch die Meinung der zahlreichen Historiker gewesen, welche die Eingabe der Marburger Kollegen an den Herrn Reichskanzler unterschrieben haben.

Man wird einem solchen ausgedehnten Programm vielleicht entgegenhalten, daß dazu sehr erhebliche Mittel nothwendig seien. Man wird ferner den vielleicht begründeten Zweifel geltend machen, ob zur Zeit in Deutschland eine so eminente wissenschaftliche Persönlichkeit, welche mit der genauen Kenntniß der italienischen Archive zugleich die Geschicklichkeit eines Diplomaten und das konziliante Wesen eines Weltmannes verbindet, vorhanden

[2]) Ich habe den Artikel am 11. Januar 1901 in Nr. 9 dieser Beilage geschrieben, um die deutsche Wissenschaft vor einer Blamage zu bewahren, und ich hoffe, mir damit den Dank der Betheiligten erworben zu haben.

[3]) Der Offiziosus des Preußischen Instituts im „Berliner Tageblatt“ (23. April 1901, Nr. 203) weiß es freilich besser. „Die Angriffe kamen zu überraschend und unvermittelt, um hier nicht vermuthen zu lassen, daß sie weniger sachlichen als persönlichen Motiven entsprungen und angeblich auf eine Stelle zurückzuführen seien, die sich enttäuscht fühlte, wie als Nachfolger des Professors **Friedensburg** ein ostpreußischer Gelehrter genannt wurde —, eine Stelle, von der auch die Anregung zu der bekannten Marburger Petition ausgegangen sein soll.“ Ich habe wohl eigentlich nicht nöthig, dem freundlichen Herrn zu bestätigen, daß seine Deutung meiner Motive — denn auf mich ist das gemünzt — ebenso richtig wie scharfsinnig ist.

sei. Man wird endlich zweifelnd fragen, ob zur Zeit in Deutschland hinreichend geschulte jüngere Gelehrte, die jene schwierigen archivalischen Aufgaben, wie ich sie skizzirt habe, zu lösen imstande wären, vorhanden sind: gerade was zu solchen Arbeiten in erster Linie nothwendig, die volle Sicherheit in der Technik der historischen Forschung, ist unter unsern jungen Historikern seltener als je. Ich verkenne nicht das Gewicht dieser Argumente; aber wer möchte nicht die schmerzliche Empfindung theilen, wenn wir offen bekennen müßten, daß wir in dem gelehrten Wettstreit in Rom den alten Ruhm unsrer Wissenschaft nicht mehr zu behaupten vermögen? *

---

## Besprechungen.

A. F. **Litterarische Gesellschaft in Köln.** (Köln 1901. Verlag der J. G. Schmitz'schen Buch- und Kunsthandlung (F. Sohn u. A. F. Laué). Dem in der Beilage vom 24. Januar unsres Blattes besprochenen ersten Jahrbuche der Kölner Blumenspiele ist nunmehr auch der zweite gefolgt. Wie sein Vorgänger enthält der schön ausgestattete, mit Portraits der gekrönten Dichter ꝛc. gezierte stattliche Band einen Bericht über die zweite Feier der Kölner Blumenspiele und den Abdruck der preisgekrönten oder mit ehrenvoller Erwähnung ausgezeichneten Arbeiten. Ferner, und hier dürfte des Guten wohl bei weitem zu viel geboten sein, Telegramme und Festgrüße, ein Schreiben des Erzbischofs von Köln, Dr. Hubertus Simar, Dichterbriefe an den Stifter der Kölner Blumenspiele (Seite 107—146) und Preßstimmen über das diesjährige Fest, sowie über das erste Jahrbuch der Kölner Blumenspiele (Seite 149—213). Bei den beiden letzteren Abschnitten, die über hundert Seiten umfassen, kann man, bei aller Hochachtung vor den gewiß sehr löblichen Intentionen des Gründers der Blumenspiele, Hrn. Dr. Johannes Fastenrath in Köln, den Wunsch nicht unterdrücken: „Laßt endlich genug sein des grausamen Spiels!“ In diesen verhimmelnden Huldigungsepisteln und Lobeshymnen in deutscher Zunge und in fremden Sprachen finden sich Stellen, die denn doch offenbar stark übertrieben sind, wie z. B. der Passus in einem Schreiben des Hrn. Louis de Sarran d'Allard: „Du fond de leurs tombes les trouvères de la Wartburg ont dû se lever pour vous bénir.“ (Seite 145). Ein Gedenkblatt ist dem Gedächtniß dahingegangener „begeisterter Freunde der Kölner Blumenspiele“ gewidmet und der Erinnerung an deren „warmherzige Freundin Eleonore Benzinger-Wahlmann, die gefeierte Heroine der Stuttgarter Hofbühne“, die durch einen Druckfehler (Seite 147) irrthümlich Benzinger-Wattmann genannt ist. Der Anhang bespricht die Blumenspiele von Zaragoza 1900 und enthält am Schlusse eine Einladung, in welcher auch „die Dichter und Dichterinnen germanischer Zunge aufgefordert werden, sich an den Zaragozanischen Blumenspielen vom 19. Oktober 1901 dadurch zu betheiligen, daß sie in einem beliebigen Versmaß, in einem Gedichte von beliebiger Ausdehnung, irgend ein beliebiges ruhmvolles Ereigniß aus der deutschen Geschichte besingen, was spätestens am 15. September nebst Wahlspruch und einem geschlossenen Briefumschlag, der Namen und Wohnung des Verfassers enthält, unter der Bezeichnung „Tema Colonia“ in Händen des Sr. Secretario del Excelentisima Ayuntamiento de Zaragoza (Espana) sein muß. Der Siegespreis wird diesmal in der silbernen Nachbildung eines Kapitäls des Castillo de la Aljaferia in Zaragoza bestehen. Das Ergebniß der Blumenspiele von Zaragoza von 1900 ist also, daß von jetzt an die poetischen Turniere der spanischen Stadt immer ein „Tema Colonia“ für die Dichter germanischer Zunge und die Kölner Blumenspiele stets ein „Tema Zaragoza“ für spanische Poeten haben werden.“

P. R. „**Der Weg gen Golgatha.**“ Roman von **Else Hofmann.** Leipzig. Verlagshandlung von Paul List. — Was die Verfasserin in ihrem vorliegenden Buche bietet, ist noch keineswegs etwas vollkommen Fertiges oder Ausgereiftes, allein ganz gewiß schon etwas über der Alltag-Schablone Stehendes. Else Hofmann ist auf dem besten Wege zu der Erkenntniß: daß im letzten Grunde und im innersten Innern der Mensch eben doch allein steht, und umgäbe ihn auch eine Fülle von Liebe. Die Verfasserin läßt ihre Geschichte in einfachen Kreisen spielen, und die Menschen, welche sie ihren Lesern vorführt, sind alle aus dem Leben gegriffen. Ohne in das bei so vielen Schriftstellerinnen beliebte Herunterziehen des Mannes einzustimmen, versteht sie sehr gut dessen meist ganz unbewußte Selbstsucht zu schildern. Da Else Hofmann aber glücklicherweise weder ein Blaustrumpf, noch eine Frauenrechtlerin, noch gar — das Sinnloseste von allem — eine Männerfeindin ist, so versteht sie es recht hübsch und angenehm, ihren H[illegible] zu Bewußtsein kommen zu lassen, was dem Ganzen den [illegible] Abschluß gibt.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* **Ein Denkmal für Gottfried August Bürger.** In **Molmerswende**, dem Geburtsorte Bürgers, soll dem Vater der deutschen Ballade, ein Denkmal gesetzt werden. Um den Plan zu verwirklichen, hat sich ein **Denkmalskomitee** aus Sangerhausener Bürgern gebildet, das infolge eines Aufrufes bereits 3000 M. gesammelt hat. Das Denkmal ist als Steinmonument mit Medaillonbildniß des Dichters gedacht. Die Kosten dürften sich, der „B. Ztg.“ zufolge, auf 5000 M. belaufen. Die Bildhauer Künne und Schellbach in Berlin, Kustharbt in Hildesheim haben sich bereit erklärt, Entwürfe für den Denkmalsbau zu liefern. Durch einen weiteren Appell an die Verehrer des Dichters hofft das Komitee, die noch erforderlichen Mittel bald flüssig zu machen und damit das gesteckte Ziel in kurzer Zeit zu erreichen. Spenden für das Denkmal nimmt Baudirektor **Schmidt** in **Sangerhausen** entgegen.

γ. **Julian der Christenfeind als Kirchenheiliger.** Oben auf dem Giebel der uralten Kathedrale von Acerenza, dem alten Acherontia, in Apulien steht ein kleiner antiker, ziemlich verwitterter Marmorkopf, den alle Ortsbewohner für den heiligen Canio erklären, einen aus Afrika herübergewanderten Bischof, dessen Gebeine in Acerenza begraben liegen. Nun findet sich in den Mauern der Kathedrale eine alte römische Weihinschrift eingemauert, welche dem Kaiser Julian, dem reparator orbis, gesetzt wurde (im Mommsen'schen Corpus IX 417). Dem Franzosen Franz Lenormant, der die Inschrift zuerst gelesen hatte, war es aufgefallen, daß auch das kleine Giebelköpfchen ein ganz antikes Aussehen zeige, und er kam auf den Gedanken, es müsse wohl der Kaiser Julian selbst sein. Diesen lange unberücksichtigt gelassenen Gedanken hat dann Salomon Reinach wieder aufgegriffen. Er suchte zunächst durch Vermittelung des französischen Archäologen in Rom, des Abbé Duchesne, eine Photographie des Kopfes zu erhalten. Doch der Abbé konnte ihm aus Rücksicht gegen die hohe Geistlichkeit den Wunsch nicht erfüllen. Da wandte er sich an den Baron Barracco in Rom, der in Apulien reich begütert ist. Auf Grund der ganz genauen Photographien, welche der Baron Barracco unter nicht geringen Kosten ausführen ließ, konnte jetzt der französische Archäologe in der Revue archéologique berichten, daß in der That der heidnische Kaiser und Christenverfolger die Kathedrale ziert. Julian ist in Brustfigur dargestellt, mit Lorberkranz und Kriegsmantel; seine Züge stimmen genau mit denen der Münzen und der erhaltenen Standbilder überein. Ob ihm der Bischof von Acerenza wohl nun noch länger den Schutz seiner Gläubigen anvertraut?

* **In Aetolien** sind auch in diesem Sommer unter der Leitung des Ephoros **Sotiriades Ausgrabungen** veranstaltet worden, deren vorläufige Ergebnisse bereits erkennen lassen, wieviel jener Boden insbesondere für die Zeiten des Bundes, aber auch für das griechische Mittelalter noch verspricht. Zu den neuesten Funden, die in Thermos gemacht wurden, gehören, nach der „Berl. philolog. Wochenschr.“, eine Künstlerinschrift des Lysipp (*Λύσιππος ἐποίει*), ein Bronzegewicht von 500 g mit der Aufschrift *Ἀπόλλωνος Θερμίου*, nach Ansicht des Finders eine *μνᾶ*, ferner mehrere Exedren. In einigen ansehnlichen Privathäusern, die in der Nordostecke des großen Apolloheiligthums freigelegt wurden, kamen Ziegel mit Fabrikantenstempeln zum Vorschein. Freigelegt wurde sodann eine Reihe von Exedren mit den Namen der Männer,

deren Statuen das *κοινὸν τῶν Αἰτωλῶν* den Göttern weihte. Die Statuen waren anscheinend von Bronze, Marmorbruchstücke sind gar nicht gefunden. Die nächsten Ausgrabungen bezwecken die Freilegung der Ostseite des Heiligthums des Apollon Thermios; dann soll auch in der Stadt *Θεστιεῖς*, auf dem Berge Blochos, wo man früher Thermos ansetzte, sowie im Tempel der Artemis Laphria in Kalydon und in Trichonion gegraben werden.

* Neue Beobachtungen auf dem Besuv. Prof. E. Semmola veröffentlicht im „Rendiconto" der Akademie zu Neapel einen Bericht über den neuen Eruptionskegel auf dem Besuv, der sich in der Zeit vom September 1900 bis zum April d. J. gebildet hat. Der Kegel hat eine Höhe von nur 40 Meter; doch bietet ein Aufstieg infolge der steil abfallenden Wände und des auf diesen in dichten Schichten lagernden Flugsandes die größten Schwierigkeiten. Der Kraterschlund glich zur Zeit der Erforschung einer unregelmäßig geformten Ellipse, deren Längsachse einen Wall bildete, der sich im Innern des Kegels bis zur halben Höhe desselben erhob und den Kessel in zwei Theile theilte. In dem nordöstlichen Theil hatte sich ein Krater gebildet, dessen Tiefe scheinbar 25 Meter nicht überschritt und auf dessen Grunde man eine Spalte wahrnehmen konnte, der stark qualmende Gase entströmten. Die weit kleinere Höhlung auf der anderen Seite des Trennungswalles wurde von einem Graben durchquert, aus dessen zahlreichen Rissen und kleinen Spalten leichte Dampfwolken aufstiegen. Die inneren Wände des Kraters waren mit Sublimaten besäet, bei denen rothe und gelbe in den verschiedenartigsten Schattirungen vorherrschten. Prof. Semmola konnte beobachten, wie der durch die ausströmenden Gase verursachte Qualm in kleinen rundlichen Wolken emporstieg, die sich erst in einer Höhe von mehreren hundert Metern nach und nach verflüchtigten. Ein angestellter Versuch ergab, daß die ausströmenden Gase Lackmuspapier roth färbten. Der Boden auf der Spitze des Kegels fühlte sich heiß an; in einer Tiefe von nur 50 Centimeter wurde eine Temperatur von ca. 50 Grad Celsius gemessen. Ein Widerschein eines unterirdischen Feuers war an keiner Stelle zu entdecken, und Prof. Semmola schließt, den „H. N." zufolge, aus dieser Wahrnehmung, daß der Eruptionsherd nur in einer sehr bedeutenden Tiefe zu finden sein kann.

* In seinem Jahresbericht über die Arbeiten des königlichen meteorologischen Instituts hebt Professor v. Bezold, der Leiter der Anstalt, an erster Stelle den Abschluß und die Drucklegung des drei stattliche Bände umfassenden Werkes „Wissenschaftliche Luftfahrten" hervor, das Prof. Aßmann und Berson herausgegeben haben. Durch das Werk ist unsre Kenntniß von dem ursächlichen Zusammenhang der meteorologischen Vorgänge wesentlich gefördert worden. Von Bedeutung war ferner die Errichtung des Observatoriums auf der Schneekoppe. Die großen Schneefälle in den ersten Wintermonaten des Berichtsjahres gaben wiederum Anlaß zu einer ausgedehnten Berichterstattung an die Strombau-Verwaltungen über die Ausdehnung und Mächtigkeit der Schneedecke. Die magnetische Landesaufnahme wurde nachdrücklich weitergeführt. Von Dr. Edler wurden magnetische Messungen an sechs Haupt- und 50 Nebenstationen angestellt, von denen die letzteren im Osten gelegen sind, während die Hauptstationen sich über den Westen ungleich vertheilen. Zur Zeit bildet eine Hamburg, Magdeburg, Potsdam und Görlitz verbindende Linie ungefähr die Grenze, bis zu der vom Osten her die Detailvermessung vorgeschritten ist. Der in dem Programm der aëronautischen Abtheilung enthaltene Plan, die meteorologischen Vorgänge in größerer Erhebung über der Erdoberfläche unter Anwendung von Drachen und Drachenballons vermittelst Registrirapparaten möglichst ununterbrochen zu verfolgen, konnte noch nicht im vollen Umfang zur Durchführung gebracht werden. Doch fanden bereits an einer großen Reihe von Tagen Drachenaufstiege statt, wobei der Registrirapparat achtmal eine Höhe von 1000 Meter, zweimal von 2000 Meter und am 26. Juli gar eine solche von 4255 Meter erreichte. Ungünstiger gestalteten sich die Verhältnisse mit den Drachenballons, die bisher nur bis zu Erhebungen von 1323 Meter zu bringen waren.

* **Würzburg.** Der Assistent am physikalischen Institut der hiesigen Universität Dr. Wilh. Seitz wurde als Privatdozent für Physik und der Assistent am mathematischen Seminar an der genannten Universität Dr. Georg Rost aus Würzburg als Privatdozent für Mathematik in der philosophischen Fakultät, dann der approbirte Arzt und Assistent an der hiesigen Universitäts-Augenklinik Dr. Paul Römer aus Neundorf als Privatdozent für Augenheilkunde und der approbirte Arzt Dr. Jakob Riedinger aus Schwanheim als Privatdozent für Orthopädie und Mechanotherapie in die medizinische Fakultät der hiesigen Universität aufgenommen.

* **Halle.** Der Privatdozent für romanische Philologie Heuckenkamp wurde, der „Mag. Ztg." zufolge, als außerordentlicher Professor nach Greifswald berufen.

* **Berlin.** Die physikalisch-mathematische Klasse der kgl. Akademie der Wissenschaften beschloß im vorigen Jahre, nachdem ihr bei der 200 Jahrfeier größere Mittel zugeflossen waren, die Herausgabe eines reichlich mit Abbildungen ausgestatteten Werkes „Das Pflanzenreich" oder „Regni vegetabilis conspectus". Die Leitung des Unternehmens wurde dem Direktor des Botanischen Gartens Prof. Engler übertragen, und bei der vorgesetzten Behörde die Anstellung eines Beamten zur Unterstützung des Leiters bei den Redaktionsgeschäften erwirkt und Dr. Harms als solcher gewählt. Es haben nicht bloß zahlreiche deutsche, österreichische und schweizer Botaniker, sondern auch einzelne englische, holländische, schwedische und amerikanische ihre Mitwirkung an diesem großen wissenschaftlichen Unternehmen fest zugesagt, so daß in den folgenden Jahren eine größere Anzahl von Bearbeitungen erscheinen wird. Schon im Jahre 1900 sind drei Hefte erschienen, die Bearbeitungen der Musaceae von Professor Dr. Karl Schumann, der Typhaceae und Sparganiaceae von Dr. Paul Graebner, der Pandanaceae von Prof. Dr. Otto Warburg, von welchen namentlich die letztere ungemein viel neues bringt. Für die Weiterentwicklung des kgl. botanischen Museums ist dieses Unternehmen insofern von großem Vortheil, als dadurch die wissenschaftliche Durcharbeitung der Sammlungen noch mehr als bisher gefördert wird, ferner aber auch bei den Bearbeitungen, die in den Sammlungen und der Bibliothek vorhandenen Lücken mehr hervortreten und die Ausfüllung derselben von der Direktion und den Beamten mit noch größerem Eifer betrieben werden wird. Soweit die von der Akademie zur Verfügung gestellten Mittel reichen, sollen auch den Bearbeitern solcher Familien, die in den Berliner Sammlungen nicht ausreichend vertreten sind, bescheidene Reiseunterstützungen gewährt werden, welche sie in den Stand setzen, nach Durcharbeitung des leicht zugänglichen und zugesandten Materials auch noch an den größeren Museen das Material der von ihnen zu bearbeitenden Familie zu vergleichen.

△ **Dorpat.** An Stelle des bisherigen Rektors unsrer Universität A. S. Budilowitsch ist laut dem „Regierungs-Anzeiger" am 2./15. August der ordentliche Professor für Staatsrecht Dr. A. N. Philippow, und zwar zunächst für vier Jahre, ernannt worden. Professor Philippow gehört dem Lehrkörper bereits seit 1892 an und bekleidete von 1893 bis 1895 als Nachfolger des letzten deutschen Prorektors Professor Waltz das Prorektorat. Man erhofft von ihm eine gerechtere und weniger einseitige Leitung der ihm anvertrauten Universität, als es unter seinem Vorgänger der Fall war.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Roth: Die in Elsaß-Lothringen geltenden Gesetze betreffend die direkten Steuern. Straßburg i. E., van Hauten 1901. M. 2. — Programm der Technischen Hochschule zu Darmstadt für das W.-S. 1901—1902. — J. B. Müller-Hersfurth: Nüchterne Briefe über die Darmstädter Kunstausstellung. Frankfurt a. M., Sonne. 39 S. — E. Delpy: Die Legende von der heil. Ursula in der Kölner Malerschule. Köln 1901. 182 S. — Fr. Paulsen: Die höheren Schulen und das Universitätsstudium im 20. Jahrhundert. Braunschweig, Vieweg u. Sohn 1901. — Riemann-Weber: Die partiellen Differentialgleichungen der mathematischen Physik. 4. Aufl. II. Bd. Ebd. M. 10. — F. Hartwig: Die Rechte des Angeklagten. 7. Aufl. (Bibliothek des praktischen Wissens, Nr. 6.) Leipzig, Lipinski 1901. M. 0.50. — Heimathklänge aus deutschen Gauen. 3. Aus Hochland und Schneegebirg. Leipzig, Teubner 1901.

Jahrgang 1901. München, Dienstag, 27. August. Nummer 195.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

## Uebersicht.



## Das Rassenproblem in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Gegen die Mitte der 70er Jahre sprach sich Friedrich v. Hellwald in seiner Kulturgeschichte auch über das endliche Schicksal der Neger in den Vereinigten Staaten von Nordamerika aus, das er als gänzlich hoffnungslos bezeichnete. Er schloß seine Ausführungen mit dem Satze: „In der Sklaverei vermehrt sich, in der Freiheit stirbt der Schwarze. Seit ihrer Emanzipation sind ihrer fast die Hälfte, von vier Millionen etwa anderthalb, zugrunde gegangen. . . . Kurzum, die Emanzipation bedeutet den Rassentod.“

Eine ähnliche pessimistische Ansicht gelangte neuerdings in einem von William Hannibal Thomas in New-York veröffentlichten Buche „Der amerikanische Neger“ zum Ausdruck. Der Verfasser, der selbst ein Angehöriger der farbigen Rasse ist, kann zwar der Vorhersage des deutschen Schriftstellers über das baldige Aussterben der Neger in der Union nicht beipflichten, da die Thatsachen die Unrichtigkeit der Voraussetzung dargethan haben. Was er aber über die bisherigen Erfolge der Schwarzen seit ihrer Befreiung und der Beendigung des Bürgerkrieges zu sagen hat, gestattet sich zu einem vernichtenden Verdammungsurtheil seiner Rassengenossen. Ihre geistige Fähigkeit bezeichnet er als wenig entwickelt, ihre Sittlichkeit steht nach seinem Dafürhalten auf der allerniedrigsten Stufe. Das kirchliche Leben bestehe in einer äffischen Nachahmung gottesdienstlicher Formen, von wirklicher Religiosität, besonders von einer ethischen Beeinflussung könne nicht die Rede sein. Das Denken des Negers stehe unter der Herrschaft abergläubischer Vorstellungen, sein Handeln werde durch die Eingebungen einer ungezügelten Phantasie, durch augenblickliche Regungen des Gefühls, oder Ausbrüche seines leidenschaftlichen Temperaments bestimmt. So lasse ihn eine erwachende Begierde die Moralgebote wie die gesetzlichen Bestimmungen über den Besitz vergessen, und ein unwiderstehlicher Geschlechtstrieb dränge ihn unter gänzlicher Mißachtung aller anderen Erwägungen zur Befriedigung sinnlicher Gelüste. Sein geselliger Verkehr werde zu einer grotesken Parodie der bei seinen weißen Nachbarn gebräuchlichen Umgangsformen. Die meisten bisherigen Versuche zur Erziehung der Neger seien in Unkenntniß ihrer wirklichen Bedürfnisse nach einer falschen Richtung hin gemacht worden. Sie hätten deßhalb die Fähigkeit, sich neben den Weißen wirthschaftlich zu bethätigen, nicht merklich entwickelt, und die Lage der Schwarzen nur unerheblich gebessert. Ein Verharren bei den gegenwärtigen Daseinsbedingungen müsse zum Untergang der Rasse führen. Nur ein gänzlicher Bruch mit der Vergangenheit und das ernste Bestreben, die besten Errungenschaften zeitgenössischer Kultur verstehen zu lernen und sich dieselben unter Berücksichtigung seiner Rassenveranlagung anzueignen, könne dem Farbigen in der Folge im amerikanischen Freistaate den Platz sichern, auf welchem er sich als ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu behaupten vermöge und die Achtung seiner kaukasischen Mitbürger erringen könne.

Wenn die eingangs erwähnte Aeußerung des deutschen Geographen zur Zeit in der amerikanischen Presse mehrfach besprochen wurde, so hat das jüngst kundgegebene absprechende Urtheil des farbigen Schriftstellers eine wahre Fluth von Erörterungen zur Folge. Die Gegner der Negerbevölkerung im Süden entnahmen dem Thomas'schen Buche neues Beweismaterial zur Erhärtung ihrer früheren Angriffe. Die berufensten Vertreter der Farbigen wiesen die in dem Werke enthaltenen Behauptungen als niederträchtige Verdächtigungen ihrer Rasse zurück und fanden bei ihrer Abwehr die Unterstützung hervorragender amerikanischer Publizisten und Gelehrten. Jedenfalls wurde durch die Schrift die Rassenfrage, die seit der Befreiung der Neger eine förmliche Umwälzung der politischen, sozialen und wirthschaftlichen Zustände in den früheren Sklavenstaaten hervorgerufen hat, wieder in den Vordergrund der öffentlichen Meinung gerückt und drängt mehr als je nach ernstlichster Erwägung.

Die Lösung des Problems, welche die Koexistenz zweier grundverschiedener Rassen in denselben Gemeinwesen, ihr Zusammenarbeiten im Interesse des Staates, wie ihr geselliges Nebeneinanderleben ermöglichen würde, ist aber zur Zeit auch für andere Kulturstaaten von großer Bedeutung. Denn verschiedene der letzteren finden in ihren kolonialen Erwerbungen ähnliche Bevölkerungsverhältnisse vor und werden deßhalb die Beziehungen verschiedener Elemente zu regeln haben. Aus diesem Grunde dürfte eine Prüfung des Zustandes der Neger, ihrer Fortschritte seit der Emanzipation, wie ihrer Aussichten für die Zukunft auch außerhalb der Union Beachtung verdienen, und eine solche soll in Nachstehendem versucht werden.

Als Moses sein Volk aus der ägyptischen Gefangenschaft befreit hatte, führte er es nicht sogleich in die verheißenen Wohnsitze des gelobten Landes, wo es den neuen Besitz gegen streitbare Stämme zu vertheidigen galt, sondern er suchte die Israeliten durch eine lange Wüstenfahrt voll Entbehrungen und Kämpfe zu einem selbständigen Bauernthum zu befähigen. Abraham Lincoln, dem volksthümlichsten Präsidenten, der sich den Beinamen eines Moses der farbigen Rasse erworben hat, war es nicht vergönnt, die Sklaven nach Aufhebung der Hörigkeit durch ein Uebergangsstadium für die Ausübung der Rechte und Pflichten eines Bürgers geeignet zu machen. Mit der Freiheit ward dem Neger ohne sein

Zuthun auch das Stimmrecht und damit die politische Gleichstellung mit seinen bisherigen Herren zutheil. Daß die Letzteren durch eine solche Maßregel aufs tiefste verletzt werden mußten und sich ihren praktischen Folgen aufs äußerste widersetzen würden, lag auf der Hand. Doch auch manche Staatsmänner des Nordens, die für die Befreiung der Farbigen in die Schranken getreten waren, bezweifelten die Weisheit des Schrittes, da nach ihrer Ansicht die Befreiten zur Ausübung des Stimmrechtes keineswegs reif seien. Diesen Bedenken gegenüber erklärte man aber, der Neger bedürfe des Stimmrechtes als einer unentbehrlichen Waffe zur Behauptung seiner neu erlangten Freiheit. Allein die Geschichte der Südstaaten während der letzten vierzig Jahre hat gezeigt, daß diese Waffe zum zweischneidigen Schwerte wurde, das dem Kämpfer oft mehr Unheil brachte als seinem Gegner.

Man wird noch lange kein Vertheidiger der Sklaverei, wenn man, wie Friedrich v. Hellwald, dafür hält, die Periode der Hörigkeit sei der Vermehrung der schwarzen Rasse und ihrem körperlichen Gedeihen günstig gewesen. Die geistigen Fähigkeiten des Negers erfuhren jedoch während dieser Zeit nur die allergeringste Pflege. Sein Denken bewegte sich in den einfachsten Formen und blieb ganz am Konkreten haften. Eine freie Bethätigung seines Willens war ausgeschlossen, zur selbständigen Fassung von Entschlüssen bot sich keine Gelegenheit, und die Regungen seines Gefühles mußte er den Wünschen und oftmals den Launen seines Gebieters unterordnen. Nur seine Phantasie hatte freies Spiel, und in diesem zeitigte sie einen Schatz von Fabeln, Märchen und Sprüchen, in denen die gesammelte Lebensweisheit des Stammes poetisch verklärt zutage tritt.

Durch seine Arbeit auf dem freien Felde wurde die Kraft des Negers gestählt, seine Sinne geschärft und sein Verständniß für die primitiven Verhältnisse seiner Umgebung geweckt. Außerdem gewann er eine gewisse Geschicklichkeit und erlernte einige Hantirungen ausüben. Dies war die ganze Ausrüstung, mit welcher er nach dem Bürgerkrieg, ohne die gewohnte Anleitung, selbständig für seinen Unterhalt sorgen und im Kampf ums Dasein dem geistig und körperlich überlegenen Weißen gegenübertreten mußte. Was Wunder, daß er in diesem Wettstreit überall unterlag und die erlangte Freiheit als ein Danaergeschenk betrachten lernte, das ihm nur den Haß und die Verfolgung seiner früheren Herren zuzog, ohne ihm irgend welche Vortheile zu bringen. Allein der Norden, der ihn der Hörigkeit entrissen hatte, empfand jetzt die moralische Verpflichtung, sich des Farbigen in seiner hülflosen Lage anzunehmen. Er ließ es nicht an materiellem Beistand fehlen, und brachte für die Erziehung der Neger große Opfer. Neben diesen durchaus selbstlosen und menschenfreundlichen Bestrebungen machten sich jedoch auch andere, weniger heilbringende Einflüsse geltend. Von der Beendigung des Bürgerkrieges an bis zur Wiederherstellung der einzelstaatlichen Macht im Süden lagen die Vertretung der Regierung wie die Verwaltungsangelegenheiten in den Händen nördlicher Beamten, die fast alle Politiker aus der republikanischen Partei waren. Viele derselben gelangten bald zur Ansicht, daß die Verlängerung der Rekonstruktionsperiode im Interesse des Negers, jedenfalls aber zu ihrem eigenen Vortheil, durchaus wünschenswerth sei. Sie entfalteten eine agitatorische Thätigkeit in diesem Sinne, und wußten sich dabei die Unterstützung der Farbigen zu sichern, wodurch der Gegensatz zwischen den beiden Rassen verschärft wurde.

Aber auch die aufrichtigen Freunde der Farbigen begingen trotz ihrer redlichen Absichten in der Wahl der Mittel zur Verbesserung der Zustände im Süden vielfache Irrthümer. Bei den verschiedenen Versuchen zur Bildung der Schwarzen faßten sie ausschließlich die Uebermittelung von Wissen ins Auge, und riefen zu diesem Zwecke nach dem Muster der nördlichen Colleges und Seminarien höhere Unterrichtsanstalten ins Leben, die bald von lerneifrigen Schülern besucht wurden. Die hier erworbenen Kenntnisse hatten jedoch nur für eine Minderheit besonders Begabter praktischen Werth, während die weniger befähigte Mehrheit mit ungenügender Fachbildung, aber gesteigerten Ansprüchen ins Leben trat, und da sich ihr keine entsprechende Wirkenssphäre erschloß, mit ihrem Loos nach unzufriedener war als zuvor. Viele dieser Enttäuschten wurden Handwerkspolitiker. Sie erhofften von Staatshülfe und gesetzlichen Erlassen die Rettung ihrer Rasse, ließen sich deßhalb von den Farbigen, da, wo diese in der Mehrzahl waren, zu lokalen Aemtern wie für die Staatsgesetzgebungen erwählen, und suchten ihre Stellung zur Verwirklichung ihrer Pläne auszunützen. Damit wurde der Antagonismus auf das politische Gebiet hinübergetragen, und der Zwist wurde und wird hier ausgefochten, unter Anwendung der verwerflichsten Mittel, mit jenem bitteren Haß, welcher Rassenkämpfe kennzeichnet.

Man kann südlichen Publizisten nicht unrecht geben, wenn sie behaupten, die Negerfrage habe alle anderen Probleme in den Hintergrund gedrängt, die Energie des Südens lahmgelegt und seine geistige wie materielle Entwickelung gehemmt, so daß die Kulturfortschritte des Jahrhunderts jenem Landestheil nur wenig zugute gekommen seien. Die Bedürfnißlosigkeit des Schwarzen ermöglicht es ihm, bei geringer Bezahlung zu bestehen, wodurch natürlich für den weißen Taglöhner und Handarbeiter eine gleich niedrige Lohnskala maßgebend wird. Infolgedessen sieht es in der Wohnung des Letzteren gerade so unwohnlich, armselig und oftmals auch so schmutzig aus, wie in der baufälligen Negerhütte, und der ärmste Holzfäller im bayerischen Hochgebirg und der kleinste Bauer im Schwarzwald führen ein angenehmeres und sicher ein froheres Leben als mancher herunter-gekommene Weiße in den Bergen Nordkarolinas und auf den Sandfeldern Floridas.

Die persönliche Unreinlichkeit vieler Neger, ihre Gleichgültigkeit gegen die allereinfachsten Forderungen der Hygiene beeinträchtigen den Gesundheitszustand südlicher Städte, und erhöhen die Sterblichkeitsrate. Der Mangel des Farbigen der niederen Klassen an Umgangsformen, die häufige Mißachtung der Gesetze, wo eine solche ungestraft geschehen kann, üben auch auf seinen kaukasischen Nachbar einen ungünstigen Einfluß aus. Die Ausschreitungen seines unbändigen Temperaments, das leicht alle Schranken durchbricht, und zu unnennbaren Gewaltthaten schreitet, wecken auch die brutalen Instinkte der Weißen, die sich zu schmachvollen Racheakten hinreißen lassen, so daß der Süden der Union einen höheren Prozentsatz von Verbrechen aufweist als irgend ein zivilisirter Staat der Welt.

Alle diese bedenklichen Zustände, die man im Süden auf die Gegenwart der Neger zurückführt, bestehen ohne Zweifel, doch finden sie im Lichte der modernen Wissenschaft ihre natürliche Erklärung. Ein Stamm, der durch Generationen in der Sklaverei lebte, gewinnt nicht in einigen Jahrzehnten klare Rechtsanschauungen und ein lebhaftes Sittlichkeitsgefühl als Basis für seine Hand-

lungen, und auch hier müssen die Nachkommen büßen für die Unterlassungssünden ihrer Vorfahren.

Wiederholt haben Schwarzseher und Demagogen — Erstere aus Unkenntniß der Verhältnisse, Letztere in selbstsüchtiger Absicht — die Wahrscheinlichkeit einer künftigen Oberherrschaft der Neger über die Weißen in einzelnen Theilen des Südens vorausgesagt, die Schreckrufe dieser Unglückspropheten werden jedoch durch das Ergebniß der Volkszählung Lügen gestraft. Die schwarze Rasse bleibt im Wachsthum hinter der weißen zurück, und während sich die letztere im verflossenen Jahrhundert um das Sechzehnfache vermehrte, hat erstere nur um das Zehnfache zugenommen, und das farbige Element bildete in jedem Jahrzehnt einen kleineren Bruchtheil der Gesammtbevölkerung als im vorhergehenden.

Noch ehe die Folgen der Verleihung des Stimmrechtes an die Neger zutage traten, war man sich der Schwierigkeiten bewußt, die aus der neuen Beziehung der Rassen zu einander erwachsen würden. Schon der sonst so klar blickende und praktische Lincoln redete einer Kolonisation der Neger als der besten Lösung des Problems das Wort. Seitdem sind wiederholt, außerhalb und innerhalb des Kongresses, Vorschläge in ähnlicher Richtung gemacht worden, die zu verschiedenen Versuchen führten. Man veranlaßte Neger zuerst nach Liberia, dann nach Mexico und später noch dem flachen Lande von Kansas auszuwandern, ermöglichte ihnen die Erwerbung von Land unter äußerst günstigen Bedingungen, und ließ es nicht an weitgehender Unterstützung fehlen. Allein jedes dieser Experimente erwies sich als vollkommener Fehlschlag, und auf die Auswanderung folgte jedesmal eine Rückkehr nach den Vereinigten Staaten, denn der Neger fühlt sich in dem Lande, an dessen Bebauung seine Vorfahren seit den ersten Kulturbestrebungen der Weißen theilnahmen, am wohlsten — er will nicht auswandern. Diese Versuche haben ferner dargethan, daß die schwarze Rasse, sich selbst überlassen, wieder degenerirt, wie dies ja auch die traurigen Zustände in den Negerrepubliken zur Genüge zeigen. Nur im Wechselverkehr mit der weißen Bevölkerung erscheint ein Fortschritt der Farbigen möglich.

Einige südliche Heißsporne befürworteten einen Massenabschub der Neger als das einzige Mittel zur Rettung des Südens. So erklärte in jüngster Zeit William Ellis Abernethy, Präsident des Rutherford College in Nordcarolina in seinem Blatte: „Es mag hart und grausam erscheinen, doch der Neger muß fort, und wenn nicht freiwillig, dann unter Anwendung von Gewalt! . . . Hätte man das Geld, welches in dem Quixotischen Krieg mit Spanien und für die ruchlose und unmenschliche Abschlachtung der Filipinos verschleudert wurde, für das Negerproblem verausgabt, so wäre es gelöst."

Diese Ansicht wird voraussichtlich niemals von der überwiegenden Mehrheit des amerikanischen Volkes getheilt werden. Es wäre ein Verstoß gegen die Humanität wie gegen alle staatsrechtlichen Grundsätze und der bitterste Hohn auf die Republik, wollte man die gewaltsam — und nicht allzu selten durch gewinnsüchtige Yankee-Sklavenhändler — nach dem Süden gebrachten Neger, von denen eine beträchtliche Anzahl bereits Grundeigenthum erworben hat, jetzt expatriiren, und zur Auswanderung zwingen.

Ebenso sind die neuerlichen Versuche in Georgia und Nordcarolina, den Neger durch Erlasse der Staatsgesetzgebungen vom Stimmrecht auszuschließen, von recht zweifelhaftem Werthe. In diesen Verordnungen wird die Zulassung zum Stimmkasten von einem Bildungsnachweis abhängig gemacht. Erstreckt sich diese Forderung, wie in Maryland auch auf die Weißen, so läßt sich gegen ein solches Gesetz nichts einwenden. Wenn man jedoch, wie in den beiden oben erwähnten Staaten den Nachweis gewisser Kenntnisse von den Negern fordert, denselben aber gleichzeitig durch Verkürzung der staatlichen Beisteuer zur Unterhaltung ihrer Schulen die Möglichkeit ihrer Ausbildung benimmt, dann muß eine solche Vorenthaltung der von der Konstitution verbürgten Rechte den Rassenhaß aufs neue entflammen, und zu schlimmen Resultaten führen. In der That liegt dem Obergericht der Vereinigten Staaten bereits die Frage zur Entscheidung vor, ob das Vorgehen jener Staatslegislaturen gesetzmäßig war, oder nicht.

Während der Süden so durch zeitweilige Rassenfehden in Aufregung erhalten wurde, und Soziologen wie Gesetzgeber sich mit der Lösung der Negerfrage beschäftigten, gab es im Norden wie im Süden eine Anzahl ernster und opferwilliger Menschenfreunde, wie hervorragender Führer der Farbigen selbst, die in aller Stille und mit unermüdlicher Ausdauer auf die Hebung der Neger hinarbeiteten. Diese Männer vertreten die Ansicht, daß zwischen den Weißen und Schwarzen kein nothwendiger Gegensatz bestehe, vielmehr die beiden Bevölkerungstheile bis zu einem gewissen Grade aufeinander angewiesen seien. Der Weiße, so sagen sie, könnte bei den obwaltenden klimatischen Verhältnissen ohne die Beihülfe des Schwarzen niemals die reichen natürlichen Hülfsmittel des Südens entwickeln und ausnützen, die Farbigen dagegen vermöchten einzig und allein durch die wohlwollende Unterstützung der Weißen zu einem nützlichen Faktor im öffentlichen Leben des Südens zu werden, und diese Unterstützung müsse sich der Neger sichern, nicht durch Geltendmachung seiner politischen oder gar durch die Forderung sozialer Gleichberechtigung, sondern durch unermüdliches Streben nach der Vervollkommnung seiner Rasse.

Ist nun der Farbige einer solchen überhaupt fähig? Kann er aus einem unsteten Halbnomaden ein seßhafter Bauer, aus einem unwissenden, trägen und nicht allzu ordentlichen Tagelöhner ein gewerbfleißiger und ordnungsliebender Bürger, mit einem Wort, aus einer Gefahr für die Gesellschaft eine Stütze derselben werden? Diese Fragen lassen sich am besten beantworten mit dem Hinweis auf die Errungenschaften, die in den letzten Jahrzehnten unter den Auspizien der „Freed Men's Association" und anderer Gesellschaften, wie durch die energischen Bemühungen der Farbigen selbst im Süden erzielt wurden.

Zur Zeit der Aufhebung der Sklaverei war der Neger ausschließlich Plantagenarbeiter. Er konnte also zunächst nur als Taglöhner sein Brot verdienen, aber als Pächter eine kleine Farm bewirthschaften. Allein die Landbesitzer des Südens ließen oft lieber ihre Plantagen verwildern, als daß sie Theile derselben an Schwarze verpachteten oder verkauften. Erst mit der Zeit und unter dem Druck der Nothwendigkeit traten sie Letzteren Land ab. So stellten sich dem Neger nicht nur die größten Schwierigkeiten beim Erwerb seines Lebensunterhaltes entgegen, sondern er mußte auch lernen, wie man das verdiente Geld vernünftig und zweckentsprechend ausgibt, und hatte für seine diesbezüglichen Erfahrungen oft einen hohen Preis zu bezahlen. Trotz dieser ungünstigen Bedingungen arbeitete er sich langsam empor, und heute sind in den Südstaaten zwischen 30 und 50 Prozent der Farbigen Landbesitzer, die über 140,000 Farmen und

Häuser im Werthe von 750 Millionen Dollars ihr eigen nennen.

Während der ersten Jahrzehnte nach dem Bürgerkrieg lagen Handel und Industrie in den Südstaaten gänzlich darnieder. Den Farbigen war deßhalb keinerlei Gelegenheit geboten, als Fabrikarbeiter thätig zu sein, und wenn dem auch so gewesen wäre, ihre Ungeschicklichkeit und ihr Mangel an Erfahrung hätten ihnen hindernd im Wege gestanden. Sie konnten nur die einfachsten Beschäftigungen ergreifen. Nach dieser Richtung hin wußten sie denn auch als Schuhputzer, Anstreicher, Barbiere, Aufwärter und Hufschmiede sich zu bethätigen, und Ersparnisse zu machen. Mit der Zeit wagten sie sich auch an geschäftliche Unternehmungen, und man findet jetzt in südlichen Städten Krämer, Leihstallbesitzer, ja sogar Bankiers afrikanischer Abstammung. Für den erwachenden Erfindungsgeist der Rasse spricht die Thatsache, daß in den letzten Jahren in Washington 5000 bis 10,000 Patente an farbige Bewerber verliehen wurden. Die Interessen des Stammes vertreten über 500 verschiedene von Farbigen geschriebene und veröffentlichte Zeitschriften.

Als nördliche Kapitalisten in der Mitte der 80er Jahre begannen, die unglaublich reichen Mineralschätze der Cumberlandberge auszubeuten, wurden in Alabama, Tennessee und im nördlichen Georgia industrielle Unternehmen der verschiedensten Art begründet, und Farbige fanden als Kohlengräber, Bergleute und Fuhrknechte eine weitere Gelegenheit zum Verdienst. Allein sie vermochten nur die gröbste Arbeit zu verrichten, bei deren Bewältigung es hauptsächlich auf Körperstärke ankam. Jeder Thätigkeit, die Ueberlegung und Geschick erforderte, waren sie nicht gewachsen. Was noch bedenklicher erschien — wenn die vom Norden eingewanderten weißen Arbeiter ohne Beschäftigung waren, so verdrängten sie infolge ihrer Ueberlegenheit die Farbigen aus den Berufsarten, die sie bisher als ihr eigenstes Gebiet betrachtet hatten.

Da kam den besten und weisesten Führern aufs neue der Irrthum bei der Erziehung ihrer Rassengenossen zum Bewußtsein, dessen der farbige Schriftsteller Thomas erwähnt, und auf den schon in Vorstehendem hingewiesen wurde, und von nun an legten sie bei ihren Bestrebungen nicht mehr auf die Uebermittelung von Wissen das Hauptgewicht, sondern boten ihren Schülern vermehrte Gelegenheit zur Aneignung von Können. Unter diesem Gesichtspunkte riefen sie Ackerbau-, Handwerks- und Kunstgewerbeschulen ins Leben, von welchen die unter der Aufsicht Booker Washingtons stehende als verständig geleitete und trefflich ausgestattete Musteranstalt in der ganzen Union ihresgleichen sucht. Als Resultat ihrer Bemühungen auf dem Gebiete der Erziehung befinden sich jetzt in den Südstaaten 170 Schulen in den Händen der Farbigen, die von 2,816,340 Schülern besucht werden. Eine höhere Bildung auf der Grundlage des sogenannten College-Kurses erwarben sich im Schuljahr von 1896 auf 1897 etwa 2410 junge Leute; auf das Lehramt bereiteten sich zur gleichen Zeit 5081 vor, während 1311 wissenschaftlichen Fachstudien oblagen, und 13,581 Ackerbau- und Industrieschulen besuchten. Das Schuleigenthum der Farbigen im Süden repräsentirt einen Werth von 12, das Kircheneigenthum einen Werth von 40 Millionen Dollars. Was aber vielleicht noch mehr Beachtung verdient als dieser Zahlennachweis, ist die Thatsache, daß die Tausende und aber Tausende aus jenen Industrieschulen hervorgegangenen jungen Leute sich der großen Mehrzahl nach in ihren Stellungen als ordentliche, fleißige und zuverlässige Arbeiter bewährten und das Vertrauen ihrer Arbeitgeber zu erwerben wußten. Dieses Verständniß für den Werth einer steten und geregelten Thätigkeit und das Gefühl der Verantwortlichkeit und Selbstachtung sind den Massen noch fremd, beides zu erwecken ist die weitgehendste und schwerste Arbeit, die unter den Farbigen noch zu verrichten ist.

Wenn der Farbige durch Steigerung seiner Produktionskraft in höherem Grade als bisher zum wirthschaftlichen Gedeihen des Landes beitragen könnte, so besitzt er gewisse Eigenthümlichkeiten, die, wenn richtig entwickelt und verwerthet, für das südliche Leben nicht ohne Bedeutung bleiben würden. Bei guter Behandlung zeigt er eine große Anhänglichkeit an seinen Herrn; ein erlittenes Unrecht verzeiht er leicht, eine empfangene Wohlthat vergißt er selten. Den ererbten diebischen Gelüsten lernt er in günstiger Umgebung entsagen. Er hat die Keime künstlerischer Neigungen, schwärmt für Musik und zeigt eine große Vorliebe für gefällige Formen und Bilder. In der Jugend ist er sehr empfänglich für äußere Eindrücke, und je nach denselben kann er leicht zu einem Ungeheuer, auf der anderen Seite aber auch zu einem brauchbaren Knecht und zu einem treuen Diener werden. In den Farbigen hat also der Süden ein treffliches Material zur Gewinnung häuslicher Hülfe, und die Dienstbotenfrage, die das Familienleben in anderen Theilen der Union oftmals erschwert, ja bei weniger Bemittelten die Führung eines eigenen Haushaltes zu Zeiten ganz unmöglich macht, ist hier fast als gelöst zu betrachten.

Die weitgehenden Verluste, welche die Südländer im Bürgerkriege erlitten, das Scheitern ihrer Hoffnungen und Pläne, die Nothwendigkeit sich in die neue Ordnung der Dinge zu finden, die ungünstige materielle Lage, dies alles lag wie ein Alp auf jenem Landestheil, und verbitterte und verdüsterte die Gemüther auf Jahrzehnte. Nur aus diesem krankhaften Zustand heraus ist das Vorherrschen des sogenannten Populismus mit seinen kommunistischen Forderungen zu erklären, von deren Erfüllung die Massen einen allgemeinen Aufschwung und die Besserung der Zustände erwarten. Die südlichen Farmer und Kaufleute gehen ganz und gar in der Arbeit und in geschäftlichen Sorgen auf. An Vergnügungen, die nach den landläufigen Anschauungen statthaft erscheinen, kann nur der Reiche theilnehmen. Für Leute des Mittelschlages und die ärmeren Klassen bilden die einzige Abwechselung kirchliche Veranstaltungen, die aber auch wieder den Geist genußfeindlichen puritanischen Ernstes athmen. Von dem anregenden geselligen Verkehr in anderen Theilen der Union ist keine Rede. Noch einförmiger und freudenloser ist das Dasein der Frauen, besonders der verheiratheten, die sich ganz und gar in ihre Häuslichkeit einspinnen. Eine Erholung in Parks und öffentlichen Gärten, den Besuch von Vergnügungslokalen und Konzerten, gemeinschaftliche Familienausflüge, wie sie in Europa selbst bei den Arbeitern in den bescheidensten Verhältnissen Brauch sind, kennt man hier nicht. Eine graue, eintönige Melancholie brütet über dem ganzen Leben, und nur der Neger mit seiner munteren Geschwätzigkeit, seiner regen Phantasie, seinem grotesken Humor ist die einzige heitere Person in diesem trübseligen Sittenstück des Südens. Und wenn er durch kluges Verhalten auf die Beseitigung der jetzt bestehenden Spannung zwischen den Rassen hinarbeitet, so daß sich wieder freundliche Beziehungen wie vor dem Krieg, nur in freierer Form, herausbilden, so kann sein sonniger

Optimismus zu einem wohlthätigen Element in dem geselligen Gestaltungsprozeß des neuen Südens werden.

Es wäre unrichtig, wollte man die Kulturbefähigung der Farbigen mit dem Hinweis auf die geistige Bedeutung ihrer berufensten Vertreter zu begründen suchen, allein sicherlich dürfen die Leistungen dieser Männer bei einer Beurtheilung der Rasse nicht unerwähnt bleiben. Die Bestrebungen des als Redner wie als Schriftsteller gleich bedeutenden Frederic Douglas, wie des Agitators Charles Price, gehören der Vergangenheit an. Gegenwärtig besitzt die farbige Rasse in Paul Dunbar einen Dichter von begrenzter aber starker Begabung, der innige Herzenstöne, wie einen frischen Humor in gleicher Weise zum Ausdruck zu bringen weiß. Der Vollblutneger Tanner ist einer von den drei einzigen amerikanischen Malern, von welchen die französische Regierung Bilder für den Louvre kaufte. Und der Octorone Charles W. Chesnutt hat das geistige Können seines Stammes als feinsinniger Novellist und klar blickender Sittenschilderer auch auf dem Gebiete der Literatur mit großem Erfolge zur Geltung gebracht. Vor allem aber entfaltet jetzt eine ganze Anzahl angesehener farbiger Prediger und Lehrer eine achtunggebietende Thätigkeit auf den Feldern ihres Berufes. Unter diesen Führern nimmt der schon oben erwähnte Booker Washington die erste Stelle ein. Dieser Mann wurde aus einem des Lesens und Schreibens unkundigen Kohlengräber zuerst der Hausdiener, dann Schüler und hierauf Lehrer der Tuskegee Normal- und Arbeitsschule für Farbige, und steht dieser von Tausenden von Zöglingen besuchten Anstalt jetzt als Direktor vor. Seine seltene geistige Begabung, die Reinheit seiner Gesinnung, die Tüchtigkeit seines Charakters, wie sein selbstloser Opfermuth haben ihn in der ganzen Union bekannt und geachtet gemacht. Unter den Erziehern beider Rassen nimmt er einen ganz hervorragenden Rang ein, nach dem Deutschamerikaner Karl Schurz und dem Irischamerikaner Bourke Cochran zählt er jetzt zu den besten öffentlichen Rednern. Es ist sein hauptsächlichstes Verdienst, in klarer Erkenntniß der Bedürfnisse seines Stammes das Rassenproblem weniger als eine Rechts- und Machtfrage denn als Erziehungsaufgabe aufgefaßt zu haben. Unter diesem Gesichtspunkte lenkte er die Bemühungen der Farbigen von den aufreibenden und unfruchtbaren Kämpfen in der politischen Arena nach den stillen und segenbringenden Arbeitsfeldern der wirthschaftlichen Ausrüstung und geistigen und sittlichen Vervollkommnung und hat damit der Entwickelung seiner Rasse aussichtsvolle Bahnen eröffnet.

Die greifbaren Erfolge dieser tiefernsten Männer und die tüchtigen Leistungen ihrer Zöglinge sind nicht ohne eine weitgehende Wirkung geblieben. Sie trugen dazu bei, das unter den Massen der südlichen Weißen bestehende Vorurtheil zu erschüttern, sie verwandelten die herablassende Freundlichkeit der besser Gesinnten gegenüber den Farbigen in aufrichtige Achtung, sie befestigten in den Hülfsbereiten den Glauben an die Befähigung der Neger zu höheren Kulturaufgaben, und ermuthigten die intelligenteren Farbigen selbst zur Nacheiferung und zu erneuter Anstrengung. Sie wurden zur besten Widerlegung der eingangs erwähnten Kritik des Schriftstellers Thomas. Sie sind sicherlich auch für die Besiedelungsversuche der Europäer in Afrika nicht ohne Bedeutung, und erschließen Letzteren die Möglichkeit, durch zweckentsprechende und ausdauernde erziehliche Beeinflussung die Eingeborenen zu brauchbaren Werkzeugen kolonialer Pionierarbeit heranzubilden.

New-York. M. Wilhelm.

## Eine geographische Festschrift.

Daß bei wissenschaftlichen Kongressen jeder Gast mit einer reichen Gabe von Drucksachen bedacht wird, ist eine bekannte Thatsache. Leider fehlt dem Fremden gewöhnlich die Muße, um gleich an Ort und Stelle die oft so werthvollen Arbeiten gehörig durchmustern zu können, die aber, wie das die Natur der Sache mit sich bringt, zumeist viel Gemeinsames haben. Da hat es nun Prof. J. Partsch in Breslau, der seit bald fünfundzwanzig Jahren an dieser Universität das Fach der Erdkunde vertritt, trefflich verstanden, einmal eine wirkliche Abwechselung eintreten zu lassen, die denn auch den allseitigsten Beifall fand. Er ließ nämlich, als in der Pfingstwoche der Geographentag in der alten Bratislavia zusammentrat, durch die Angehörigen seines Seminars die hier gemeinte stattliche Schrift[1]) ausarbeiten, welche sämmtlichen Theilnehmern wie nicht minder der ganzen Organisation und ihrem Leiter ein Zeugniß ausstellt, welches in den Augen eines jeden Sachkundigen für sich selbst spricht. Der originale Charakter der ganzen Veröffentlichung und der Werth ihres wissenschaftlichen Inhalts rechtfertigen wohl einen etwas eingehenderen Bericht an dieser Stelle. Derselbe darf nicht verschweigen, daß, was wir als eine sehr erfreuliche Erscheinung bezeichnen müssen, die Herausgabe durch eine Bewilligung des Kultusministeriums ermöglicht ward, welche der Kurator der Hochschule erwirkt hatte. Wir geben nun kurz, nebst einigen Bemerkungen, den Inhalt der zehn Abhandlungen an, aus denen sich das Ganze zusammensetzt.

I. Prof. Partsch: Die Geographie an der Universität Breslau. Diese ansprechende Skizze verfolgt die Geschicke des Faches nur, bis in die neueste Zeit hinein, ein gedrücktes Dasein führenden Lehrfaches von Anfang an. Besondere Lehrer hat es nie gegeben; immerhin nahmen sich derselben, sozusagen im Nebenamte, ganz liebevoll an die Mathematiker der alten Jesuitenuniversität, der Naturphilosoph Steffens, der Physiker Frankenheim, der später nach Erlangen übergesiedelte Mineraloge K. v. Raumer, die Philologen Passow, Kruse und Kephalides, endlich verschiedene Statistiker und Historiker, unter denen sich Kutzen durch seine viel gelesene, wiewohl den heutigen Ansprüchen nicht mehr ganz entsprechende Schrift „Das deutsche Land" ehrenvoll bekannt gemacht hat. Von 1863—1880 endlich war der erste Professor der Geographie hier thätig, der als einer der Bahnbrecher der akademischen Erdkunde mit Recht hoch angesehene Karl Neumann, der leider durch die ihm zugleich aufgebürdete Vertretung der alten Geschichte an der freien Entfaltung seiner Kräfte gehindert war, trotzdem aber auch als Lehrer der Erdkunde Hervorragendes leistete und auch den Anstoß zur Schaffung des Seminars gegeben hat. Seine zu Beginn des Wintersemesters 1863/1864 gehaltene Eröffnungsrede wird erstmalig hier mitgetheilt; sein Bildniß schmückt nebst Autogramm das Buch. Seit 1876 Extraordinarius, seit 1884 Ordinarius der Geographie, hat Prof. Partsch — wir erinnern nur an die „Physikalische Geographie von Griechenland" (1885) — das Werk des verehrten Lehrers fortgeführt, aber auch zugleich ungemein viel weiter ausgestaltet. Dies beweist schon das Verzeichniß der geographischen Universitäts-

1) Festschrift des Geographischen Seminars der Universität Breslau zur Begrüßung des XIII. Deutschen Geographentages. Mit einem Portrait in Heliogravure, zwei Karten in Farbendruck und drei Skizzen im Text. Breslau 1901. Druck der Breslauer Genossenschaftsbuchdruckerei. V. 286 S. gr. 8°.

schriften Breslaus, welche seit 1873 ans Licht getreten, und in denen, mit Wegfall jeder früheren Beschränkung, alle Zweige der geographischen Wissenschaft vertreten sind.

II. Kurt Müller: Die Kunde des Alterthums von den Kanarischen Inseln. Eine gelehrte archäologisch-geographische Studie, deren Hauptresultat darin besteht, daß zur Zeit der römischen Bürgerkriege das bekannte Wort „Glückselige Inseln“ sich allem Vermuthen nach auf die Gruppe Madeira-Portosanto bezog, für welche alle Kennzeichen zutreffen, während schon bei Plinius, der namentlich durch den geographischen Mauretanierfürsten Juba beeinflußt war, die Benennung südwärts gewandert war, und sich auf die eigentlichen Kanarien erstreckte. Als sicher identifizirt kann die Insel Lanzarote gelten; für Tenerife und Gran Canaria ist die — zum Theil auf pflanzen- und thiergeographische Merkmale sich stützende Bestimmung wahrscheinlich; für Fuerteventura ungewiß. Ban Palma und Ferro scheint, vielleicht weil der gewaltige Piro de Teyde jede Aussicht versperrte, die Antike keinerlei Kenntniß besessen zu haben.

III. Willy Marcus: Oasen und Inseln; ein kulturgeographischer Vergleich. Daß die Oasen als Inseln im Stein- und Sandmeere der Wüste aufgefaßt werden, ist bekannt, aber der Vergleich ist wohl noch niemals genauer durchgeführt worden. Bei Karl Ritter findet sich übrigens, wie wir erfahren, die kühne Wortbildung für pacifische Randinseln: „Korallenoasen“. Der Verfasser macht nun mit Glück auf die zahlreichen Analogien aufmerksam, die hier obwalten, und hebt insbesondere hervor, daß fromme Anachoreten weltabgeschiedene Inseln aufsuchten, wenn ihnen ihre Oasen noch zu wenig dem Verkehr der Menschen entrückt erschienen. Auch als Asyle spielen Oasen und Inseln wesentlich die gleiche Rolle, und die Bewohnerschaft steht in beiden Fällen gleichmäßig unter dem Drucke stets drohender Gefahren — hier der Sand, dort die Brandungswoge. Endlich sind sie beide Stützpunkte des Handels und Weltverkehrs, wobei freilich die wirthschaftliche Bedeutung der Meeresinseln sich als die weitaus überwiegende herausstellt.

IV. Dr. Bernhard Dentzer: Topographie der Feldzüge Robert Guiscards gegen das byzantinische Reich. Diese wirklich feinsinnige Untersuchung läßt so recht deutlich erkennen, wie sehr gar oft der Historiker, wenn es sich um die Prüfung schwieriger Quellen handelt, auf die Unterstützung des Geographen angewiesen ist. Es handelt sich hauptsächlich um Oertlichkeiten des auch heute noch zu den mindestbekannten Gegenden Europas gehörenden Albanesenlandes; der kühne Normanne wollte nämlich den Krieg direkt in das Innere des byzantinischen Kaiserreiches tragen. Es gelingt dem Verfasser, alle die zweifelhaft gewesenen Punkte so genau zu bestimmen, daß man sich ein deutliches Bild von dem Verlaufe der Kämpfe machen kann, welche zuerst zu einer schweren Niederlage des oströmischen Kaisers Alexius führten, während später allerdings ein Rückschlag erfolgte. Gegen andere Historiker wird nachgewiesen, daß Robert auf Kephalleina verstarb, wo noch heute der Ortsname Porto Phiscardo an ihn erinnert. Auch die Topographie jenes Theiles von Thessalien, der im Jahre 1083 den Kriegsschauplatz für den Kaiser und für Roberts Sohn Bohemund bildete, ward ausreichend geklärt.

V. Dr. Friedrich Sturm: Die Entstehung der Wasserfälle. Es war ganz am Platze, diesem Thema einmal näher zu treten, denn in der physikalischen Geographie wird darüber gemeiniglich zu rasch hinweggegangen. In der Regel ist wechselnde Erosion die Ursache der Gefällstufen; sei es, daß plötzlich an einer Stelle die Erosionskraft sich jäh verstärkt, oder, daß im Untergrunde ein Wechsel der Widerstandskraft bemerkbar wird. Beispiele lassen sich für beide Möglichkeiten zahlreich erbringen. Auch lokale Massenanhäufung und Bewegungen der Erdrinde können eine Unterbrechung des Bachbettes bewirken und Wasserfälle zuwege bringen, die indessen kraft der rückläufigen Erosion sich selbst immer wieder zu zerstören bestrebt sind. Auch der glazialen Erosion wird eine gewisse Mitwirkung zugeschrieben.

VI. Dr. Otfried Schwarzer: Die Kunde der Entdeckung Amerikas im deutsch-slavischen Osten. Die Anregung zu dieser dankenswerthen Ergänzung der Entdeckungsgeschichte ging aus von Prof. Bauch, dem bekannten Spezialhistoriker der humanistischen Bewegung. Der Umstand, daß mehrere Buchdrucker, die bei der Verbreitung der Nachrichten über das neue Indien eine Rolle spielten, dem europäischen Osten entstammten, hat gewiß dazu beigetragen, daß dortselbst die Flugschriften des Entdeckungszeitalters rascheren Eingang fanden. Celtis, der ja in Krakau studirt hatte, und vor allem Johann Slobnica, einer der eifrigsten Vertreter der Ansprüche Vespuccis, leisteten dabei hülfreiche Hand. Es war wesentlich die elsässisch-lothringische Schule eines Waldseemüllers, Ringmann, Lud, die den Nachrichtendienst für die slavischen und halbslavischen Länder besorgte, wogegen das sonst so einflußreiche Nürnberg diesmal ganz im Hintergrunde stehen bleibt.

VII. Paul Kämmerling: Georg Benjamin Mendelssohn und seine Schilderung des Riesengebirges. Daß B. G. Mendelssohn, von dem das viel zu wenig bekannte Buch „Das germanische Europa“ herrührt, auch eine Monographie über das Riesengebirge geschrieben, werden nur Wenige wissen. Und der Mann selbst ist in einem so unglaublichen Grade verschollen, daß die Einschiebung einer kurzen Biographie sehr am Platze war. Er kam, als ein Enkel des Philosophen, im Jahre 1794 zur Welt, machte noch als Jude die Befreiungskriege mit und trat später aus tiefer Ueberzeugung zum Christenthum über. Seit 1835 Privatdozent, seit 1847 ordentlicher Professor an der Universität Bonn, war er erfolgreich als Lehrer der Geographie thätig, in deren Dienste er die erwähnte, bedeutende Schrift verfaßte, aber schon 1857 hörte er zu lesen auf und zog sich ins Privatleben zurück. Achtzigjährig, ist er 1874 auf seinem Landgute am Rhein gestorben. In seiner 1828 nun gedruckten Dissertation „Observationes geologico-geographicae“ hatte Mendelssohn auch das böhmisch-schlesische Grenzgebirge, und zwar insbesondere das Riesengebirge, eingehender Betrachtung gewürdigt, und dieser Abschnitt wird uns hier in deutscher Uebersetzung vorgeführt. Die Bemerkungen des Hrn. Kämmerling stellen fest, daß die Charakteristik völlig auf der Höhe steht, die damals überhaupt zu erreichen war; daß zwischen Geologie, d. h. Erklärung, und Geographie, d. h. reiner Beschreibung, noch ein scharfer Unterschied gemacht wird, liegt auch in der grundsätzlichen Verschiedenheit der Auffassung, wie sie heute ist, und wie sie vor einigen siebzig Jahren war.

VIII. Robert Fox: Das Gesenk; eine Paßstudie. Als Durchgangspunkt der Handelswege

war die niedrige „Mährische Pforte“ von jeher viel besucht; Portulan von 1351 verzeichnet bereits die sonst doch nicht gerade hervorragende Stadt Troppau. Es wird die Entstehung der Paßstraße historisch weit zurück verfolgt; das Wort „Gesenke“ wird nicht, wie es allgemein üblich ist, aus dem Slavischen hergeleitet, sondern mit der bergmännischen Kunstsprache in Verbindung gesetzt. Die Stadt Würbenthal hieß vor 1609, in welchem Jahre sie an die Familie der Grafen Vrbna fiel, „das Gesenk“; und allmählich scheint sich jene Erweiterung des Sinnes ergeben zu haben, welche die gegenwärtige Geographie kennt und anwendet.

IX. Dr. Ludwig Schütte: Die Lage von Parma und ihre Bedeutung im Wechsel der Zeiten. Die Ausdehnung der Römerherrschaft „Gallia cispadana“ brachte die Anlegung einiger römischen Kolonien im Jahre 183 v. Chr. mit sich. Die Lage der Stadt gegenüber dem Po und dem Apenninen-Uebergange La Cisa war eine vortheilhafte; mehrere Verkehrslinien liefen in ihr zusammen. So behält sie ihre Bedeutung auch nach dem Verfalle des Römerreiches, unter Gothen und Langobarden, bei, und in der folgenden frühmittelalterlichen Periode des Emporkommens der Städterepubliken dehnt sich das Stadtgebiet aus; natürliche Grenzen gewähren ihm theilweise Halt, wie denn der Umstand, daß Friedrich II. den subtropischen Charakter der Taro, eines unbändigen Torrente, nicht beachtete, die Aufhebung der bekannten Belagerung Parmas mit sich brachte. Auch die Kämpfe mit San Donino und Piacenza sind durch den Wunsch, jenen Paßweg zu beherrschen, bedingt; natürlich greift auch der alte Zwist zwischen Guelfen und Ghibellinen mit ein. Parmas Blüthe nimmt im 13. Jahrhundert stetig zu, und so führt auch mehrmalige Mauerhinausschiebung den viereckigen, dem römischen Kastrum entsprechenden Kern zu dem stattlichen Städtebilde der Folgezeit empor. Aber die Straße von La Cisa büßt allgemach ihre hohe verkehrspolitische Wichtigkeit ein, und damit verliert Parma gleichfalls seine beherrschende Stellung, rettet sich jedoch als Hauptstadt eines selbständigen Staates eine gewisse Bedeutung auch hinüber in die neueste Zeit.

X. Marie Kranske: Breslaus Stellung im Schnellverkehr. Die Entfernungen zum Zwecke der Reisen und des Gütertransportes leidlich genau messen zu können, war seit der Tabula Peutingeriana der Wunsch der Meisten, die eine Karte zu Rathe zogen. In weiterer Verfolgung dieses Gedankens sind die „Isochronenkarten“ erdacht und mannichfach erörtert worden, so von Galton, Hahn, W. Goetz, Penck, Moenß. Die Verfasserin konstruirt auf den beiden ihrer Abhandlung beigegebenen Karten die Eisenbahn-Isochronen für die beiden Verkehrszentren Breslau und Berlin, indem sie mit einer bestimmten Farbe den ganzen Flächenraum kennzeichnet, an dessen Umfangslinie der von jenen Punkten mit Schnellzug abfahrende Reisende nach Ablauf einer bestimmten Anzahl von Stunden angelangt ist. Das Studium dieser Karten ist in der That sehr instruktiv, und zeigt vor allem, wie sehr die Nähe der verkehrsfeindlichen russischen Grenze die Ausdehnung des deutschen Handels erschwert hat und noch erschwert. —

Unser Ueberblick gibt uns wohl ein gutes Recht, zu erklären, daß der Vorstand des Breslauer Seminars mit Freude und Stolz auf die Arbeit zurückschauen darf, die hier von ihm selbst und von seinen Schülern — und Schülerinnen — geliefert worden ist. Neben der guten Anlage der wackeren Detaildurchführung spricht auch die Vielseitigkeit der gestellten und gelösten Aufgaben an; physikalische Erdkunde und Verkehrsgeographie, Länderkunde und Geschichte der Wissenschaft sind vertreten. Das Breslauer Geographische Seminar hat durch diese Sammelschrift einen schönen Beweis für das in seinen Räumen pulsirende geistige Leben erbracht.

S. Günther.

---

## Besprechungen.

Dr. Albrecht Wirth: „Ostasien in der Weltgeschichte“ Bonn 1901 (Carl Georgis Verlag) 110 Seiten. — Einer „Geschichte Formosas“ und einer „Geschichte Sibiriens und der Mandschurei“ läßt der fruchtbare Verfasser nun nicht eine „Geschichte Ostasiens“, sondern nur eine Betrachtung „Ostasiens in der Weltgeschichte“ folgen. Aber auch dieses Thema steht mit dem Umfang der Broschüre in Widerspruch. Der Verfasser stellt eingangs folgende Thesen: „Die ostasiatische Kultur ist jünger als die europäische. China ist nicht ein Land der Abschließung, der Sonderung. Die chinesische Kultur stand nicht ewig still und ist nicht verknöchert. China ist nicht im Niedergang, sondern im größten Aufschwung begriffen. China kann nicht aufgetheilt werden.“ — Diese gewichtigen Sätze können geschichtlich nicht in 110 Seiten nachgewiesen werden. Diese Seiten sind voll von Wissen und Selbstbeobachtetem, und daß viel Persönliches dabei ist, sei kein Tadel. Aber warum läßt sich der Verfasser nicht Zeit zu einem guten Buch, zu dem er das Material hätte? 110 Seiten voll Andeutungen, Bemerkungen und Gedanken, ein anstrengender Flug durch Jahrtausende, vom Ursprung der Rassen bis zur Gegenwart, über Dutzende von Dynastien und Kaisern hinweg, deren jede und jeder mit ein paar Zeilen bedacht wird, und die doch alle dann kein bleibendes Bild hinterlassen; — aber kein festes Gerippe, kein fortlaufend sich entfaltender Gedankenfluß. Man wünscht auf jeder Seite eine genauere Darlegung, Perioden statt kurzer Sätze, und Ruhepunkte. Man wünscht am Ende, der Verfasser möge sein Wissen und Können nicht in Bruchstücken vergeuden, sondern einmal längere Zeit seßhaft werden und mit Ruhe ausführlich berichten, was er gelernt, gesehen und erkannt. Es thut heutzutage noth, daß Jemand die Thesen des Verfassers, die der Referent bis auf eine theilt, unanfechtbar begründet. Der chinesische Koloß soll aus der Form, in der er als ungegliederte, unförmige Masse bisher stand, Europa vor Augen gestellt und in seiner Vielgestaltigkeit, seinem Leben und seinen vielfachen Ausstrahlungen dem Verständniß nahe gebracht werden. Es genügt nicht, daß Sven Hedin gegenwärtig die fernen Berührungspunkte Chinas gegen Westen in Tibet erforscht; nicht nur an Einzelheiten, sondern auch aus dem geschriebenen Wort sollte der Westen lernen; Albrecht Wirth könnte ihn lehren; es ist zu bedauern, daß er es nicht besser gethan hat.

Dr. R. Hermann.

Richard Lieske, „Die wirthschaftliche Selbständigkeit des deutschen Nationalstaates.“ Berlin, 1901, Selbstverlag. Richard Lieske verfolgte mit der Herausgabe des kleinen Buches die Absicht, denjenigen, die sich über die zur Zeit so bedeutsamen Fragen der deutschen Zollpolitik rein sachlich unterrichten wollen, einen Leitfaden an die Hand zu geben, der die exakten Grundlagen zur Bildung eines eigenen Urtheils vermitteln soll. Es zeigt die Ausdehnung und die Lage der wichtigsten deutschen Wirthschaftszweige hauptsächlich vom Standpunkt der Produktion in kurzer Darstellung, zieht ab und zu auch die entsprechenden Verhältnisse im Auslande zum Vergleich heran und streift die Entwicklung der Verkehrsmittel. Recht anschaulich wirkt der Rückblick auf die hervorragenden Momente in der Wirthschaftsgeschichte der besonders in Betracht kommenden Nationen. Die Erörterung der Hauptfragen der Zollpolitik erfolgt in einer frischen anregenden Art, bei der besonders die Selbständigkeit der Auffassung und die Vermeidung rein akademischer Auseinandersetzungen gegenüber der sonst vielfach üblichen Diskussion auf diesem Gebiete angenehm berührt. Die Anerkennung, daß der Verfasser redlich bemüht war, gerecht zu schildern und zu urtheilen, kann man ihm nicht versagen. In diesem Sinne ist das Büchlein, ohne daß man allen

Ausführungen Liekles kritiklos beistimmen wird, als fachliches Orientirungsmittel und als Anregung zu weiterer Beschäftigung mit der Materie recht brauchbar. L.

## Mittheilungen und Nachrichten.

M. **Ein neugefundenes Petrarcabildniß.** In Wiese und Percopo's Geschichte der italienischen Literatur (1899) ist das in der Pariser Bibliothèque nationale 1890 entdeckte Portrait Petrarca's abgebildet, das an der Spitze von „de viris illustribus", und zwar in dem Exemplar gefunden wurde, welches Lombardo della Seta, Petrarca's treuester und ergebenster Schüler, an Francesco de Carrara, den letzten Protektor des Dichters, als Andenken aus der Bibliothek Petrarca's übergeben hatte. Durch dieses Bildniß von unanfechtbarer Echtheit wurden alle früheren Portraits des Dichters aus ihrem Range verdrängt. Denn obwohl einige Jahre nach dem Tode Petrarca's (1379) dem Protektor dedicirt, läßt doch Herkunft, Bestimmung und Ort keinen Zweifel aufkommen, daß die Pariser Handschrift Petrarca's wirkliche Züge wiedergab. Nun hat sich wiederum ein Portrait Petrarca's gefunden, welches von Pierre de Nolhac in der Aprilnummer der „Gazette des Beaux arts" veröffentlicht wird. Es ist zu Petrarca's Lebzeiten auf seine Bestellung und unter seinen Augen ausgeführt. Auch diese Miniatur ist in einer Pariser Handschrift, die, wie die erste, aus der Bibliothek des Dichters stammt. Da, wo sonst in den Handschriften von Petrarca's „Liber rerum memorandarum" ein Phantasie-Cicero oder ein mit dem theologischen Doktorhut bekleideter Aristoteles abgebildet ist, finden wir hier in der Originalhandschrift des Buches einen greisen Petrarca von erstaunlicher Präzision und Realität. Die Aehnlichkeit mit dem Bild in „de viris illustribus" ist treffend. In der Pariser Handschrift blickt zu Beginn derselben aus einem wunderschön stilisirten und dekorirten S der greise Dichter. Er trägt eine braune, grün verzierte Kapuze. Die Stirne hat zwei tiefe Falten, der schöne Mund unter langer Nase ist von schmalen Lippen eingeschlossen, das Kinn ist glatt rasirt. Laura wurde auch in Miniatur gemalt (Simone Martini la vide e la ritrasse in carte); aber dies Miniaturportrait hat sich noch nicht finden lassen. Dagegen besitzen wir in den zwei Pariser Handschriftsminiaturen zwei unbedingt echte Bildnisse Petrarca's.

* **Der neue Stern im Perseus**, über dessen Schicksal man lange nichts gehört hat, scheint sich in Nebel aufzulösen. Das ist die neueste Entdeckung, die Direktor Archenhold auf Grund seiner Beobachtung gemacht hat. Das Spektrum des neuen Sternes zeigt besonders Wasserstoff, was bisher zu den verschiedensten Muthmaßungen hinsichtlich seiner Entstehung geführt hat. Die wechselnde Lichtstärke des Sternes gab Anlaß zu der Annahme, daß derselbe zeitweise durch eine Art von Dunstmasse gehe, die infolge der großen Reibung ins Glühen und damit zum Leuchten gebracht werde. An eine chemische Reaktion, also eine Verbindung von in dieser Dunstmasse enthaltenen Stoffen mit einzelnen Elementen des Sternes, konnte von vornherein nicht gedacht werden; gerade dadurch aber fehlte die Erklärung für das Sichtbarwerden des Nebels, die ohne chemische Veränderung der Bestandtheile des letzteren nicht wahrscheinlich sein kann. Waren in dem Nebel Stoffe, die mit Bestandtheilen des glühenden Sternkörpers eine chemische Verbindung eingehen konnten, so ist auch anzunehmen, daß die bezügliche Reaktion sich beim ersten Zusammentreffen in ausgiebiger Weise vollzog. Die hieraus resultirenden hohen Temperaturen erreichen nicht die Temperatur selbstleuchtender Himmelskörper, sie waren also schwerlich die Ursache des periodischen Aufleuchtens. Können wir sie aber hierin erblicken, so kann weiter angenommen werden, daß der Nebel infolge jener Reaktion nun eine derartige Veränderung erfahren hat, daß die entstandenen neuen Körper ein dichteres und daher weniger lichtdurchlässiges Medium darstellen, in dem der Stern schließlich ganz untergehen wird.

* In dem Jahrgang 32 der Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins hat Prof. E. Oberhummer in München die **älteren Versuche zur Kartographie der Alpen** in einem reich und vorzüglich illustrirten Aufsatz beschrieben, der zusammen mit seinem Vortrage auf dem 7. internationalen Geographenkongresse und Pencks kritischer Besprechung der neuesten Alpenkarten die wesentlichen Grundzüge einer Geschichte der alpinen Kartographie darstellt. Zuerst werden, so lesen wir im „Globus", Proben der Gebirgsdarstellungen auf den alten Ptolemäus-Handschriften vorgeführt, daran die ältesten gedruckten (zu Rom 1478) Karten der Alpen angereiht, die auf Ptolemäus fußen, und in reichlicher Anzahl Ausschnitte aus mittelalterlichen Karten, die die Alpen mit umfassen, wiedergegeben. So finden sich Abbildungen der Alpen auf den tabula Peutingeriana, auf der Beatuskarte, auf der Ebstorfer Karte, auf der Katalanischen Weltkarte und auf der Weltkarte des Fra Mauro reproduzirt. Von Karten der neueren Periode sind Ausschnitte aus der Karte von Nikolaus von Kues, aus der ältesten Schweizerkarte von K. Turst, aus der bekannten Tschudikarte, die Umgebung von Berchtesgaden nach Apian, die hohen Tauern nach Mercator, Kartenausschnitte, Bilder und ein Stadtplan nach Merian, ein Stück der Peter Anich-Karte und der Cassini-Karte zur Wiedergabe gewählt. Schon diese Aufzählung zeigt den reichen Inhalt des Aufsatzes an, der zu jeder der wiedergegebenen Abbildungen Bemerkungen und Vergleiche über die Art der Gebirgsdarstellung beifügt und auch auf die im Aufsatze selbst nicht durch Bilder wiedergegebenen Karten, welche Alpentheile enthalten, verweist. Wenn sich die Arbeit auch an ein weiteres Publikum wendet, dürfte die kurze und prägnante Darstellung mit dem reichen Bilderschmuck auch dem Fachmanne nicht unwillkommen sein.

* **Berlin.** Dr. Seeßelberg, Privatdozent in der Architektur-Abtheilung der hiesigen Technischen Hochschule, ist der „Vossischen Zeitung" zufolge, zum Professor ernannt worden. — Dr. Rudolf Jürgens, Leiter der Kurse der pathologischen Anatomie im hiesigen Dozentenverein und Kustos am pathologischen Institut, ist zum Professor ernannt worden. — Der Verlag von W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung) ist nach dem kürzlich erfolgten Ableben seines Besitzers, wie die „Nat.-Ztg." hört, an die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart übergegangen, und wird in Berlin, verbunden mit einer Filiale des Cotta'schen Verlags, weitergeführt werden.

* **Königsberg.** Auf dem durch Geh. Baurath Waldow (Dresden) geleiteten 30. Abgeordnetentag des Verbandes der deutschen Architekten- und Ingenieur-Vereine wurde, wie der „Voss. Ztg." gemeldet wird, der wichtigste Antrag zur „Doktorpromotion" in der Form angenommen, daß staatlich geprüfte Bauführer ebenso wie die Diplomingenieure ohneweiters zugelassen werden sollen.

* **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor Dr. P. Lada v. Bienkowski ist zum ordentlichen Professor der klassischen Archäologie an der Universität Krakau ernannt worden. — Der Privatdozent und Gerichtssekretär Dr. A. Ehrenzweig ist zum außerordentlichen Professor des österreichischen Privatrechts an der Universität Wien ernannt worden.

* **Aus Frankreich.** In Paris wird demnächst ein neues medizinisches Museum eingerichtet werden. Sein Schöpfer ist der bekannte Hygieniker Brouardel, zur Zeit Dekan der dortigen medizinischen Fakultät. Auf seinen Antrag werden die drei Bibliotheksäle der Sorbonne dazu benützt werden, eine Uebersicht über die Geschichte der Heilkunde zu geben. Eine besondere Sehenswürdigkeit wird eine Sammlung römischer geburtshülflicher Instrumente darstellen, die man in Pompeji gefunden hat.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

O. Harnack: Goethe in der Epoche seiner Vollendung. 2. umgearbeitete Auflage. Leipzig, Hinrichs 1901. M. 5. — Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten für 1902. Lahr, Geiger 1902. — P. Ludendorff: Leitfaden für den Unterricht im Pionirdienst bei der Kavallerie. Berlin, Mittler u. Sohn 1901. — M. Raß: Richtet nicht, ...! Ein Schauspiel. Berlin, Bloch 1901. — B., Feldgemäßer Schießdrill durch einfache Methode. Berlin, Felix. — Militär-Lexikon. Lieferung 7—11. Je M. 1.25. Berlin, Oldenbourg 1901.

Jahrgang 1901. München, Mittwoch, 28. August. Nummer 196.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.



## Das hungernde Rußland.*)

Von Dr. Georg Polonsky.

> Die Welt hat 'n Zaren,
> Der kennt kein Erbarmen:
> Hunger wird er genannt....
>
> Nekrassow.

Wenn man einen Einblick in die während der letzten drei, vier Jahrzehnte groß angewachsene ökonomische Literatur Rußlands nimmt, fällt einem sofort eine Erscheinung auf, die geeignet wäre, von vornherein deren Inhalt zu charakterisiren. Fast alle nennenswerthen Untersuchungen auf volkswirthschaftlichem Gebiete gelten der einen Frage — der Frage über die Hungersnöthe. So sehr sie in Bezug auf das in Betracht kommende Material, wie auf die ihnen zugrunde liegenden Tendenzen sich mannichfaltig und vielseitig erweisen; so sehr sie sich durch objektiv wissenschaftlichen Werth, der alle Voreingenommenheit ausschließt, auszeichnen, so wenig ist ihr eigenthümlicher — ich möchte sagen — eintöniger Charakter zu verkennen. Der Niedergang der Landwirthschaft, der totale Ruin des Bauernthums, die Verwüstung von ganzen immensen Gebieten, chronische, partielle, totale Hungersausbrüche mit all ihren Begleiterscheinungen, Verelendung der Massen, epidemische Krankheiten, das Versiegen von Steuerquellen, offizielle, offiziöse und private Nothstandsaktionen u. s. w., all das bildet den wesentlichen, obligaten Inhalt, dem gegenüber alles andere als unbedeutend und nebensächlich erscheint. Von welcher Seite die russischen volkswirthschaftlichen Werke auch herrühren, ihr Inhalt bleibt sich gleich. Noch gehen die Ansichten über die Ursachen oder die Beseitigungsmittel der erwähnten Erscheinungen auseinander, aber die Erscheinungen selbst bleiben unbestritten. Ein gewaltiger Zerrüttungsprozeß, in dem ein ganzes Wirthschaftssystem in den letzten Athemzügen liegt, enthüllt darin sein Zerrbild. Millionen zu Tode verurtheilter Menschen lauern hier hinter regelmäßigen Zahlenreihen. Und die von diesen Thatsachen selbst eingegebenen Dichterworte gellen wehmüthig in die Ohren:

> Die Welt hat 'n Zaren,
> Der kennt kein Erbarmen:
> Hunger wird er genannt.

An die Ergebnisse jener russischen Nationalökonomie, in der sich die russische Wirklichkeit treu wiederspiegelt, schließt sich auch das vor uns liegende treffliche Werk von Dr. Lehmann und Parvus an. Für den russischen Leser — und das sei keine Ausstellung an dem Werthe des Werkes — bietet „Das hungernde Rußland“ trotz seinen originellen und unabhängigen Eigenschaften kaum etwas neues. Für den deutschen Leser hingegen ist es eine förmliche Offenbarung. Man darf sich nicht verhehlen, daß Rußland gerade in seinen eigenthümlichsten und wichtigsten ökonomischen Beziehungen so gut wie unbekannt geblieben ist. Zwar äußert sich seit einigen Jahren das Bestreben, sich darüber wissenschaftliche Auskunft zu sichern, kaum jedoch sind die dazu gemachten Aufsätze über die engen Grenzen der Fachwelt hinausgelangt. Was man in dieser Hinsicht von Rußland im allgemeinen weiß, ist sicherlich nicht mehr, als es für die praktischen Bedürfnisse der Börse und der Kaufmannschaft, des Fabrikanten und des Landwirthes nothwendig ist. Der wissenschaftlichen Erkenntniß bleibt dasselbe noch wie vor verschlossen. „Das hungernde Rußland“ von Dr. Lehmann und Parvus erscheint daher ganz besonders geeignet, die bestehende Lücke auszufüllen. Das Buch besitzt unschätzbare Eigenschaften. Wissenschaft und Leben paaren sich hier auf das vortheilhafteste. Intime Kenntniß des heimathlichen Landes eines geborenen Russen und glückliche, geschulte Beobachtungsgabe des deutschen Arztes verquicken sich hier. Reiseeindrücke, Beobachtungen, Untersuchungen und Schilderungen des unmittelbar Gesehenen und Erlebten verdichten sich zu einem einheitlichen Gesammtbilde, das von dem weihevollen Ernst der Sache getragen wird. Effektvolle, überraschende Neuigkeiten, die man aus Rußland gerne mitbringt, fehlen hier vollständig. Keine Spur von übereiliger Zusammenfassung auffallender Einzelheiten, die die üblichen „Reisen“ und „Rundfahrten“ „über“ und „durch“ das Zarenreich auszeichnet. Historische Streifzüge, medizinische Analysen, wissenschaftliche, ökonomische, statistische und politische Auseinandersetzungen treten anspruchslos an deren Stelle. Unter welcher Bedingung Rußland seine gegenwärtige wirthschaftliche Struktur erhalten hat; die Lage des russischen Bauernthums; wie sich dessen nächste Zukunft gestaltet, respektive auf welche jetzt schon sichtbare Zustände und Verhältnisse die heutige Entwickelung Rußlands hinausläuft: um diese drei Kardinalfragen gruppirt sich der reiche Inhalt des Werkes. Auf diese Fragen wollen auch wir näher eingehen.

Rußland ist bis jetzt noch ein typischer Agrarstaat geblieben. Seine Wirthschaftsgeschichte ist wesentlich die Geschichte des Verhältnisses zwischen der Gutswirthschaft und der Bauernwirthschaft, der ökonomischen und rechtlichen Beziehungen des landbesitzenden Adels zu der ackerbautreibenden Bevölkerung. In dem Maße, als diese gegenseitigen Beziehungen sich verändernd gestaltet hatten, veränderte und gestaltete sich die gesammte wirthschaftliche Struktur des Landes. Als Ausgangspunkt gilt hier die Zeit der Leibeigenschaft, die auf der Naturalwirthschaft beruhte. Alles, was produzirt wurde, geschah von den einem Landbesitze angehörigen Leib-

*) Von Dr. L. Lehmann und Parvus. Stuttgart, Verlag von Dietz Nachfolger.

eigenen. Der Landbesitzer kam sich in seinem Bereiche als unbeschränkter Selbstherrscher vor, der keine Grenzen seiner Macht über Land und Leute kennt. Bei näherer Betrachtung aber erscheint seine Gewalt vor allem von rein rechtlicher Beschaffenheit. Vor allem war es das berüchtigte Recht auf die eigene Person des Leibeigenen, auf die Ausnützung des Bauern für persönliche Zwecke, nach einer verrückten Laune, auf die vollständige Mißachtung des Bauern als Menschen, auf die Behandlung seiner als Sache, als Eigenthum. In wirthschaftlicher Hinsicht hingegen schränkten sich die Beziehungen des Gutsherrn zu seinen Leibeigenen bald innerhalb gewisser Grenzen ein, die verhältnißmäßig die wirthschaftliche Lage des Bauernthums im allgemeinen günstiger erscheinen lassen. Bei der geringen Entwicklung des Getreidemarktes, bei dem noch wenig erschöpften Boden füllten sich die Speicher des Gutsherrn mit den durch unbezahlte Arbeit erzeugten Getreidemassen derart, daß es für ihn ein leichtes war, ohne sich in seiner Willkür beschränkt zu fühlen, die materiellen Bedürfnisse der geringen Bevölkerung zu befriedigen. Sein persönliches Interesse lag an der Erhaltung der leibeigenen Arbeitskraft, und infolge der primitiven Verhältnisse der Naturalwirthschaft, die es, wie bereits erwähnt, auf den äußeren Verkehr nicht absah, lag es bald in der Natur der Sache, daß der Gutsherr seinen ganzen Reichthum nach der Zahl der „Seelen", d. h. der ihm zugehörigen Leibeigenen einschätzte. Die Zahl der Leibeigenen allein war es, die ihm den Boden werth machten. Die Leibeigenen waren es wieder, durch die er einen Geldnutzen aus Handel und Industrie zog, indem er selbst Baumwollwebereien, Tuchfabriken, Maschinenfabriken, Glas- und Porzellanfabriken ins Leben rief, und sie darin arbeiten ließ, oder sie anderweitig für einen Geldpreis verkaufte und vermiethete. Endlich waren es die Leibeigenen, die zur Steigerung seines pompösen Lebens werthvoll waren, indem er sie, wie die Römer ihre Sklaven, zu Handwerkern, Musikanten, Schauspielern u. s. w. abrichtete, im Lakaiendienst hielt, oder als zahlloses Hofgesinde zur Erhöhung der Pracht und des Prunkes seiner Feste verwendete. Wie sehr das Hab und Gut des Gutsherrn mit der Person des Leibeigenen unzertrennlich verbunden war, ist daraus zu ersehen, daß damals nicht einmal der Rechtsbegriff an Grund und Boden durchgebildet war. Bei Verkäufen von Gütern z. B. bildete die Grundlage des Vertrages nicht die Bodenbemessung, sondern die Zahl der verkauften „Seelen."

Ueberblickt man summarisch die wirthschaftlichen Verhältnisse dieser Zeit, so fällt vor allem die charakteristische Thatsache auf, daß auf dem Landbesitze des Gutsherrn die Gutswirthschaft im eigentlichen Sinne nicht existirt. Das ganze Wirthschaftssystem ist eine Bauernwirthschaft. In den Händen des Bauernthums befindet sich das ganze Gutsland, das es bebaut, und dessen Ernte-Ertrag er zuerst in Naturalabgaben, später dann in Geldabgaben mit dem Gutsherrn theilt. Der Gutsherr führte keine Wirthschaft, da er auch so von den Bauern mehr Getreide erhielt, als er es los werden konnte. Mit dem Umsichgreifen der Waarenproduktion und der Geldwirthschaft, vorzugsweise aber mit der Entwickelung des ausländischen Handelsverkehrs mit England beginnen sich im Anfang des verflossenen Jahrhunderts die althergebrachten Beziehungen des Gutsherrn zu den Leibeigenen allmählich zu verschieben. Zuerst machte sich das Bestreben geltend, um der erweiterten Geldwirthschaft nachzukommen, die Naturalabgaben regelmäßig in Geldabgaben, den sog. Obrok, umzusetzen, dann erscheint es bald für den Gutsherrn von Vortheil, viel Getreide anzusammeln, worauf die Umänderung der Naturalabgaben in die Frohnde, d. h. in die Arbeitsleistung auf dem Gutsacker eintritt. Ein Theil des Feldes wird als Privateigenthum des Gutsherrn abgesondert, den der Bauer, wie sein eigenes Feld, zu bestellen, mit Aussaat zu versehen, und abzuernten hat. Nur gehört der Ertrag davon dem Gutsherrn. Anstatt der Ernte, wie früher, wird nun der Boden, auf der sie wächst, getheilt. Für den Bauern wie für den Gutsherrn erweist sich dieses neue Entwickelungsmoment von weittragender Bedeutung. Von der Knute des Gutsherrn getrieben, wird der Bauer gezwungen, mit seinem Gespann u. s. w. die fremde Ernte einzubringen, während sein eigenes Korn in jeder Hinsicht vernachlässigt wird. Der Gutsherr hingegen entfremdet sich mehr und mehr der Bauernwirthschaft, indem er mehr und mehr lernt, den Träger seines Reichthums in dem Boden zu sehen und den Bauern als ein lästiges Anhängsel desselben zu empfinden. Damit beginnen zugleich die an grausigen Reminiscenzen reiche „Reinigung" des Bodens von den Bauern und die ersten erfolglosen Versuche, eine selbständige Gutswirthschaft einzuführen. Das Bauernland wird fortgesetzt eingeschränkt, und damit der Gutsacker vergrößert. Das ehemals noch sehr ausgedehnte Wiesen- und Weidenland wird allmählich unter den Pflug gebracht. Schließlich werden Anstrengungen gemacht, Betriebsverbesserungen nach englischem Muster anzulegen. In allen Fällen aber mußten die Bauern die Arbeit leisten. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts zeigen die landwirthschaftlichen Verhältnisse Rußlands folgendes Bild. Im allgemeinen überwiegt das Frohnverhältniß. Daneben eine gewaltige Zahl von Bauern, die „Obrok" zahlen, endlich bestand noch ein guter Theil der sich selbst genügenden, auf ihre Unabhängigkeit von der Außenwelt stolzen Naturalwirthschaft. In diese Verhältnisse kam die Aufhebung der Leibeigenschaft hinein. Sie hat Niemand befriedigt. Am allerwenigsten wurde sie den Interessen des Bauern gerecht. Hat bereits früher der Gutsherr schon das beste Ackerland, die meisten Wiesen und fast sämmtlichen Wald genommen, so wurde ihm jetzt noch der Rest gekürzt, den er noch dazu zu einem hohen Preis dem Gutsherrn abkaufen mußte. Hart getroffen fühlten sich ferner jene mittleren Gutsbesitzer und der große Schwarm des kleinen Adels, die sich am wenigsten von der Naturalwirthschaft entfernt hatten. Nur die Großgrundbesitzer, die ihre Bauern im „Obrok" hatten, und die „modern" angehauchten Landwirthe fanden sich mit der Bauernemanzipation leichter ab, da sie im Besitze von großen Landmengen erschienen, und außerdem große Geldsummen von der Regierung erhielten, um einen kapitalistischen Großbetrieb zu organisiren. Doch zeigte sich in Bälde, daß sie ihre günstige Lage nicht auszunützen wußten. Vor allem jedoch gewann dadurch die Landeskultur so gut wie nichts. Der landwirthschaftliche Großbetrieb blieb bei einzelnen Ansätzen, und war äußerst gering vertreten. Die meisten Versuche scheiterten rettungslos an den persönlichen Eigenschaften der gutsherrlichen „Pioniere" sowohl, als auch an den allgemeinen Verhältnissen des russischen Staates. Enttäuscht, verarmt, verbittert, begann man bald mit der Liquidation der Besitzthümer, der Abholzung der Wälder u. s. w., um, solange es geht, das gewohnte Lotterleben weiter fristen zu können. Als sich der Trubel der Reformen gelegt hatte, stellte sich heraus, daß fast der ganze Boden der adeligen Gutsherren an den Bauern verpachtet werden mußte. Der frühere „Obrok" wurde in den Pachtzins umgesetzt, und an die Stelle der Frohnde trat das soge-

nannte Halbpartsystem, bei dem der Bauer mit seinem Gespann und seinem Ackergeräth den Gutsacker zu bestellen, und abzuernten hatte, dafür aber für sich einen Theil der Ernte behalten durfte. Der Leibeigenschaft gegenüber erfuhren so die wirthschaftlichen Verhältnisse Rußlands auf dem maßgebenden Gebiete nur eine kapitalistische Umschreibung. Die neuen Formen haben an den eigentlichen Prinzipien, an dem eigentlichen Wesen des Wirthschaftssystems nichts geändert. Nur ein geringer Theil der Gutsherren hat eine selbständige, von dem Bauernthum unabhängige Großgutswirthschaft durchgeführt. Innerhalb dieses Schemas blieb die wirthschaftliche Entwickelung Rußlands bis auf den heutigen Tag. Nach wie vor blieb die Landwirthschaft mit dem Schicksal des Bauernthums auf das innigste verbunden. Nach wie vor war die Möglichkeit einer rationellen Entwickelung der Landeskultur ausgeschlossen. Die Verpachtung des Bodens an das Bauernthum enthob den Gutsherrn der Aufgabe, dafür zu sorgen. Dem Bauern, dem eigentlichen Träger der Landwirthschaft, stand nichts zur Verfügung, das ihm ermöglicht hätte, diese schwierige Aufgabe zu lösen. Gewisse Hoffnungen konnte man auf das kaufmännische Kapital, oder auf die Einwanderung fremder Kolonisten setzen. Allein auch diese Entwickelungsaussichten sind zunichte geworden. Die Liquidation mancher Gutswirthschaften wie überhaupt der Niedergang der Landwirthschaft sind zwar manchem Kaufmann zugute gekommen, aber der russische Kaufmann war noch weniger als der adelige Grundherr für die moderne Agronomie voreingenommen, und sah von vornherein den eigentlichen Sinn der Gutswirthschaft in der raffinirtesten Auspressung des Bauernthums. Das Schicksal der deutschen Kolonisten an der Wolga, die bekanntlich sich mit ihrer unkulturellen Umgebung bis zur Unkenntlichkeit assimilirt haben, bot nur ein lehrreiches Beispiel dafür, wie auch andere Kulturtraditionen, die z. B. in Amerika in üppigen Blüthen sich auslösten, in Rußland den geeigneten Boden für ihr Gedeihen nicht finden konnten. Abgeschnitten von jedem Verkehr mit der Außenwelt während eines ganzen Jahrhunderts, gingen etwa Hunderttausend deutscher Kolonisten in den Verhältnissen auf, unter denen 60 Millionen Russen lebten.

Inzwischen wuchs die russische Bevölkerung, und um dieselbe Zeit entstand auch dem russischen Bauern die gewaltige amerikanische Getreidekonkurrenz. Um den Pachtzins zahlen zu können, mußte der Bauer als Getreideverkäufer auf dem Markt auftreten. In denjenigen Gegenden, wo die Gutsherrschaft selbständig ist, begegnet er nebst der ausländischen auch der inländischen Konkurrenz des Gutsherrn. Der ihm zutheil gewordene Boden erscheint ihm bald gering. Er pachtet neuen, und erhöht den Pachtzins. Weiter, weiter und er geräth in Steuer- und Schuldknechtschaft. Dort, wo das Halbpartverhältniß existirt, ist es der Gutsherr, der den Bauern mit uneinlöslichen Verpflichtungen bindet, sonst ist es der Fiskus, der Geld- und Getreidewucher. Mit eiserner Nothwendigkeit bereitet sich sein Ruin. Das Mißgeschick der Gutsherren, das Geldaccumulationsbestreben des Kaufmannes, der Preisdruck auf dem Weltmarkt und der Steuerbedarf des Staates — alles ladet sich auf ihn ab. Nun muß er zu den letzten Verzweiflungsmitteln, die ihm zur Verfügung stehen, greifen. Das ist das wirthschaftliche Ausraubungssystem, das solange geführt wurde, bis die Fruchtbarkeit des Bodens versagte. Das ist der rücksichtslose erzwungene Getreideverkauf, der seinen eigenen Unterhalt knapper und knapper machte, und ihn soweit brachte, daß er jetzt selbst nichts zu essen hat. So ist der Boden für die russischen Hungersnöthe entstanden, und sie begannen zu wüthen. In einzelnen Gebieten haben sie sich bereits seit mehreren Jahrzehnten eingestellt. Für andere waren sie mit aller Sicherheit vorauszusehen, und vorausbestimmt. Im Jahre 1891—1892 sind sie in erschreckendem Maße in ganz Rußland ausgebrochen. Seitdem verschwinden sie nicht von der Oberfläche, indem sie immer neue Gebiete in Anspruch nehmen, immer drohender — unausrottbar erscheinen. Seitdem sind sie in Rußland kein Geheimniß mehr. Sie haben schließlich eine Nothstandsaktion hervorgerufen, die dem russischen Staate und der russischen Gesellschaft — schon im eigenen Interesse — unerläßliche Pflichten dem Bauernthum gegenüber auferlegt hatte. Gerade diese Nothstandsaktion, an der sich ziemlich alles betheiligt, würde ein helles Licht über die Dimensionen und das eigentliche Wesen der Hungergebiete werfen können. Es lohnt sich jedoch, bevor man darauf näher eingeht, die Verwüstungs- und Zerstörungserscheinungen, die mit dem Hungern verbunden sind, flüchtig in Augenschein zu nehmen.

„Was wir auf unsrer Reise wahrgenommen haben, erzählen die Verfasser des „hungernden Rußlands" — war mehr als eine große Zahl von verhungernden Bauern, es war ein gewaltiges Gebiet im Zustand der wirthschaftlichen Auflösung, des Niederganges, der Verkümmerung und Verwüstung, ein Land, das vor den Augen seiner Einwohner sich in eine Wüste verwandelt, und eine Bevölkerung, die dem Untergang geweiht ist, wenn sie nicht auswandert, oder eine Aenderung der Verhältnisse eintritt. Wir haben die mageren Felder gesehen, die vom Wald entblößten Ebenen, die von Sonnengluth ausgedorrte Erde, die ausgetrockneten Bäche, die gewaltigen Risse des Bodens, dem die Feuchtigkeit entzogen wurde, und die Wolken Flugsand, die der Wind auf die beackerten Fluren ablagerte, um die Fruchtkeime zu ersticken. Das menschliche Denken, gewohnt, in der Natur die freie Geberin zu erblicken, sträubt sich gegen die Vorstellung, daß diese Quelle seines Daseins versiegen könnte. Doch zeigt uns die Erfahrung aller Zeiten, lehrt uns die Geschichte, daß die Menschen den Boden bis zur Unfruchtbarkeit ausrauben, und die keimtreibende Kraft der Sonne in lebentödtende Gluth verwandeln können."

Diese Naturbeschreibung ist von dem gegenwärtigen Zustande der im Striche der Schwarzerde sich befindlichen Wolga und Kamagebiete diktirt. Es ist bezeichnend, daß gerade die Schwarzerdegebiete den eigentlichen Typus für die Hungergebiete abgeben. Im Jahre 1891 waren 25 Gouvernements von der Mißernte erfaßt. Darunter war nur eines, das nicht dem Gebiete der Schwarzerde, dem Gebiete der sogenannten Getreideüberschüsse, angehörte. Alle anderen gehörten direkt zu der traditionellen Kornkammer Rußlands. 1898 brachen die Hungersnöthe ausschließlich im Gebiete der Getreideüberschüsse aus. Von 40,107,961 Dessjätinen desselben waren 16,161,250 von der Mißernte getroffen. Sie breitete sich zu den beiden Seiten der mittleren Wolga aus, und umfaßte das ganze Bassin der Kama. 1898 wurde mehr als ein Drittel der Kornkammer Rußlands von der Kalamität heimgesucht. Eine konkrete Vorstellung davon ergibt sich, wenn man erwägt, daß in demselben Jahre im Gouvernement Samara z. B. die Hälfte der ländlichen Bevölkerung am Verhungern war. Da stelle man sich das Dorf, die Straße, das Haus, den Menschen, das Vieh und allen Zubehör des Bauernlebens vor, die sich hinter diesen Zahlen bergen. „Die Bevölkerung — heißt es in einem der zahllosen Berichte,

die die Hungersnoth in ihren Anfängen schildern — blieb ohne Brot, ohne Hirse, ohne Kartoffel, ohne Kraut und in manchen Fällen ohne Hoffnung, ohne Zukunft. Am Rande äußerster Erschöpfung haben Viele im geheimen ihre Landantheile veräußert. Auf dem Boden der allgemeinen Erschöpfung entstanden verschiedene Krankheiten, Verbrechen und Sterblichkeit mehrte sich, es mehrte sich die Zahl der Todigeburten, Skorbut und Typhus griffen tief ein, es wird einem bange, wenn man sich einem Dorfe nähert, zumal abends. Die halb vom Schnee verwehten Isbas (Blockhäuser) sind wie dunkle Massen ohne Lichtschimmer, ohne Schimmer vom Leben; aus den Rauchfängen steigt kein Rauch, es laufen die Hunde nicht entgegen, denn schon im Herbst wurden sie tollwüthig und krepirten vor Hunger. Man fährt wie durch einen Kirchhof. . . . Man tritt in eine Isba ein und bleibt betroffen stehen. . . . Eine bläuliche, dunstige Luft, abgezehrte, wachsgelbe Gesichter, eingefallene Augen in Fiebergluth, das Jammern der Kinder, das Stöhnen der Siechen und ein schwerer widerwärtiger Geruch von den Kranken." Bei den Anfängen bleibt es aber nicht. Von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf schleppt sich dann das Elend hin, gewinnt einen epidemischen Charakter, und erfaßt wie eine Panik die ganze Bevölkerung im Hungergebiete. Folgendes Bild wird uns entrollt. Auf der öden und leeren Landstraße herrscht Grabesstille. In ihrer Nähe sehen wir magere Herden. Auf den weiten Weideflächen, wo sonst zahlreiche Pferde grasten, und muntere Füllen sich tummelten, die Kuhherden langsamen Schrittes das Terrain abweideten und große, graue Massen der sich aneinander drängenden wollhaarigen Schaafe zu sehen waren, sehen wir jetzt hier und da etliche bis zum Gerippe abgemagerte Gäule, und zwei oder drei Kühe, deren um spitze Knochen hart umspanntes Fell eiternde Wunden zeigte, weil sie die letzte Zeit im Stalle unbeweglich gelegen hatten. Keine Spur von Jungvieh, keine Spur von Schafen.[1])

Noch trostloser ist das Bild, wenn man den Blick auf die Bauernhäuser richtet, die in geraumer Entfernung voneinander stehen. Wie sie aussehen! Niedrig, einförmig. Das Stroh der jämmerlichen Bedachung fehlt an verschiedenen Stellen, und das dünne Balkengerüst ist bloßgelegt. Die langen Stangen, die zur Befestigung des Strohdaches von oben dienten, sind bereits heruntergeholt. Sie lehnen jetzt am Hause, um bald zu Holz zerschlagen zu werden. Ein trauriges Bild des Elends und des Ruins. Dann der Bewohner dieser Häuser, der Muschik? Zerlumpt, zerzaust, verschlafen und schwach hat er sich noch in letzter Stunde abgemüht, mit ungelenkem Urvätergeräth die schwere Scholle zu heben. Jetzt liegt er auf der Pritsche seiner dunkeln Stube rathlos und flehend, in Schmutz und in Wunden, an Skorbut erkrankt.

Der Skorbut ist die typische Hungerkrankheit. Er ist das Resultat der allgemeinen Bedingungen der Hungersnoth. „Der Skorbut des russischen Dorfes — erklärt der Sanitätsarzt Kudrjawzew — hat nichts mit jenem gemein, der manchmal unter der Schiffsmannschaft oder in den Gefängnissen ausbricht. Hier ist er die Folge der üblichen Lage der Dinge. Der Skorbutkranke macht auf den Arzt einen ganz anderen Eindruck als alle anderen Kranken. Jeder erfahrene Arzt hat die gräßlichsten Krankheitsformen beobachtet; kraft der Gewohnheit werden seine Nerven dafür abgestumpft; besonders, wenn die Aetiologie der Krankheit zufälliger Natur ist. Wenn er aber den entkräfteten, blutarmen Skorbutkranken, dessen Beine geschwollen sind, dessen Körper mit gräßlichen Blutgeschwülsten bedeckt, dessen Zahnfleisch wund und verschimmelt ist, beobachtet, geräth er unwillkürlich in Entsetzen. Warum? Nur darum, weil er weiß, daß alle diese schrecklichen Leiden nur die eine Ursache haben — den Hunger." Der Skorbut wie der Hunger tritt nicht plötzlich auf. Er wird während einer längeren Periode allmählicher physischer Erschöpfung und Blutarmuth vorbereitet. Die Skorbutepidemie schleicht sich unbemerkt an die Bevölkerung heran; hat sie aber diese erfaßt, so wächst sie schier in ein unüberwindliches Elend aus.

In den Hungerjahren 1898—1899 hatte so das Gouvernement Samara allein nach den Angaben seines Sanitätsbureaus 23,000, nach jenen des unter dem Protektorate der Kaiserin stehenden „Rothen Kreuz" 29,000 Skorbutkranke aufzuweisen. Wie weit die Verelendung und Verpestung der russischen Volksmassen fortgeschritten ist, zeigt übrigens ein Dokument, das der gegenwärtigen Sachlage eine fachwissenschaftliche Sanktion verleiht. Das ist die Resolution, die der im Mai 1899 in Kasan tagende Kongreß russischer Aerzte angenommen hat. Wir lassen sie folgen: „Der VII. Kongreß der russischen Aerzte, zum Gedächtniß von N. G. Pirogoff zusammengekommen in dem von der Mißernte heimgesuchten Gebiete, und tief betroffen durch die traurige Lage der Bevölkerung, hält es für seine höchste Pflicht, darauf hinzuweisen, daß die sich stets in mehr oder weniger umfangreichen Gebietstheilen Rußlands wiederholenden Mißernten eine Menge aller möglichen akuten und chronischen Erkrankungen hervorrufen, auf lange Zeit oder auf immer die Kräfte und die Gesundheit der unrationell und ungenügend sich ernährenden Bevölkerung untergraben, die Arbeitsfähigkeit dieser Bevölkerung und ihre Widerstandsfähigkeit gegen verschiedene gesundheitsschädliche Bedingungen heruntersetzen, und am letzten Ende zu einer vermehrten Sterblichkeit, die an manchen Orten die Geburtszahl übertrifft, also zur Verminderung der Bevölkerung führen. Ein solcher anormaler Zustand der Dinge macht die im Dienste der Regierung wie dem der Gemeinden stehenden Organe der ärztlich-sanitären Organisation und die Wohlthätigkeitsgesellschaften ohnmächtig im Kampfe mit diesem Uebel; die außerordentlichen gewaltigen Aufwendungen erweisen sich als wenig zweckmäßig und legen sich als neue Last auf dieselbe Bevölkerung; alle ärztlich-sanitären Maßnahmen, selbst die rationellsten verlieren ihren Boden und ihre Bedeutung, jede Regel und Planmäßigkeit der Handlungen wird gestört, und als Ergebniß erscheint die völlige Unmöglichkeit einer weiteren Entwickelung der ärztlichen Sache in Rußland. Deßhalb findet der VII. Kongreß russischer Aerzte es nothwendig, an die Regierung ein Gesuch um unaufschiebbar schleunigste Aufklärung und Beseitigung aller sanitär-wirthschaftlichen Grundursachen der sich chronisch wiederholenden Hungersnoth der Bevölkerung zu richten, und stellt mit voller Bereitschaft alle Kräfte und alles Wissen seiner sämmtlichen Mitglieder zur Verfügung, um nach Kräften den Kampf mit diesem ungeheueren Uebel, das den regulären Lauf und die Entwickelung des sozialen Lebens Rußlands stört, zu führen. Außerdem kann der Kongreß nicht umhin, hervorzuheben, daß die Grundlage selbst des bisherigen Kampfes gegen die vorhandene Hungersnoth und ihre Wirkungen unzweckmäßig ist, und erlaubt sich ein Gesuch zu richten um eine vermehrte und aktive Theilnahme in dieser Sache der am meisten kom-

[1]) S. 180 ff.

petenten sozialen Institutionen[1]) und ihrer medizinischen Organisationen."

Die Schrecken der Hungersnöthe nehmen mit den ungeheuern Opfern, die sie der Bevölkerung zufügen, keineswegs ein Ende. Die Tragik offenbart sich von neuem, wenn das eigentliche Nothjahr überstanden ist, und der verkümmerte, entkräftete Bauer sich für den weiteren Kampf ums Dasein rüstet. Da enthüllen sich neue Momente, die den hartnäckigsten Fleiß erfolglos machen, den verzweifeltsten Muth sinken lassen. Nehmen wir den durchschnittlichen Bauern nach einem Hungersjahre. Es kommt der Frühling. Die Gräslein sprießen aus dem Boden; seine Phantasie zaubert ihm bereits Erlösung aus allen Leiden hervor. Er rafft seine letzten Kräfte zusammen. Vieles gelingt ihm auch. Der erschöpfte Boden hat sich während der Mißerntejahre ausgeruht. Spröde und unergiebig ist er den Bemühungen des Bauern zugänglicher geworden. Er nimmt gieriger das Korn auf und treibt es zur Saat auf. Diese Wahrnehmung erfüllt ihn mit Freude. Allein sie dauert nicht lange. In Steuer- und Schuldknechtschaft ist er schon längst gerathen; in den Nothjahren hat sich seine Lage noch mehr verschlimmert. Nun lauern auf ihn der Fiskus, der Wucher und der Gutsherr, dem er sich zur Arbeit verpflichtet hat. Unter diesem vielfachen Druck kann er es nicht mehr aushalten, er läuft davon, sobald er nur irgendwie kann. Die Häfen und Handelsstädte werden von den Bauernmassen überfluthet, die sich zu jeder Arbeit haufenweise herandrängen. Zahllose Bettler ziehen durch die Landstraßen. Schließlich wandern Massen zu Hunderttausenden nach Sibirien aus. Immense Gebiete, die das Bauernthum zuerst der landwirthschaftlichen Kultur erschlossen hat, werden von demselben Bauernthum geräumt: es stirbt aus, oder es zieht fort. Sie wären schon längst zu einem Todtenacker geworden, wenn der Staat nicht mit Hülfe eilte. . . . Wie ist diese beschaffen?

Wir haben bereits erwähnt, daß die Hungersnöthe eine Nothstandsaktion hervorgerufen haben, die alle Schichten der Gesellschaft wie verschiedene Staatsinstitute in Anspruch nimmt. Das verdient eine besondere Betrachtung.

Der russische Bauer hat bereits seit 1834 ein gesetzlich verbrieftes Recht auf Unterstützung im Falle einer Hungersnoth, das unter dem Titel „Gesetz über Sicherung der Volksernährung" dem russischen Gesetzbuche einverleibt ist. Danach soll Unterstützung von kurzfristigen (1—3 Jahre) unverzinsbaren Darlehen in Getreide oder in Geld gewährt werden. Und zwar 1. von den Vorräthen — an Getreide oder Kapital — der Gemeinden, 2. wenn die ersteren nicht ausreichen, von den zu dem gleichen Zwecke gesammelten Reserven der Vertretungen der Regierungsbezirke und Gouvernements (Semstwos), 3. wenn auch letztere nicht ausreichen, vom Reichskapital. Es würde uns zu weit führen, wollten wir ausführlich darauf eingehen, wie diese gesetzliche Fürsorge zu einem Wirrwarr von Widersprüchen, Unzuträglichkeiten, Beamtenübergriffen, Schikanirungen und Malträtirungen des Bauernthums durch die russische Wirklichkeit geworden ist. Es genügen die Resultate. Die Getreidevorräthe der Bauerngemeinden sind überhaupt seit undenklichen Zeiten geleert, und als sie noch vorhanden waren, kamen sie nie den Bauern zugute, da sie in der Regel verfaulten, von den Mäusen aufgefressen oder gestohlen wurden. Ebenso bestehen oft die Ernährungsfonds der Semstwos nur in der Rechnung. Denn wenn den Semstwos die Mittel zu anderen Ausgaben nicht reichen, so machen sie Anleihen beim Ernährungsfonds, d. h. sich selbst. Außerdem sind die Semstwos in fortwährender Schuld bei der Reichsregierung, und zwar hauptsächlich gerade aus Veranlassung der bei Mißernten gewährten Unterstützungen; schließlich beziehen die Semstwos ihre Einnahmen in erster Linie von den Bauern, sie haben also während einer Mißernte mit einem Rückgang der Einnahmen zu rechnen. Wenn die Semstwos sich dann gezwungen sehen, an das Reichskapital zu appelliren, da tritt der Moment ein, wo die Regierung selbst als Unterstützerin der Nothleidenden erscheint. Dabei ist zweierlei auseinanderzuhalten: das politische und wirthschaftliche Element. Die Regierung will die Noth bemessen haben, da tritt der Konflikt zwischen der Zentralgewalt und den Verwaltungsorganen ein. Der Vertreter der Regierung widersetzt sich in der Regel der Anerkennung des Nothstandes, denn seines Amtes ist es, dafür zu sorgen, daß im Lande Ruhe und Ordnung herrschen, d. h. daß nichts vorkommt, das der Regierung unangenehm wäre. Die Mißernte jedoch ist eine große Unannehmlichkeit, denn, wird der Nothstand anerkannt, so kann man auch bei der Eintreibung der Steuer nicht so energisch vorgehen. Der Vertreter der Regierungsgewalt weiß aber, daß darauf seitens seiner Behörde vor allem gesehen wird. Er hält es daher für seine Pflicht, dem Nothstand in jeder Hinsicht Opposition zu machen. Von Bezirk zu Bezirk, von Gouvernement zu Gouvernement setzt sich dann der Konflikt fort, bis er endlich nicht weitergeschleppt werden kann. Nach unendlichen Scherereien wird der Nothstand anerkannt. Dann finden neue Konflikte zwischen den Semstwos selbst und ferner zwischen den Semstwos und der Zentralregierung in St. Petersburg statt. Die schwierigen Fragen, die hier entstehen, sind neben der Größe der Unterstützungen die des Ankaufes des nöthigen Getreides. Die Semstwos sind in der Regel von Gutsherren vertreten, und sind an dem Ankaufe des Getreides im Nothstandsgebiete selbst sehr interessirt. Die Regierung aber weigert sich, ihren Forderungen Genüge zu leisten 1. weil die Getreidepreise im Gebiete der Mißernte hoch sind, 2. wegen der eventuellen Unmöglichkeit, die nöthige Quantität aufzutreiben. Darauf antworten die Semstwos mit triftigen Gründen, nämlich, daß das Getreide beim Ankauf in auswärtigen Gouvernements durch die Kosten der Zustellung vertheuert werde, daß es zu spät ankomme, währenddem rechtzeitige Lieferung besonders für die Aussaat eine conditio sine qua non ist, ja, daß das auswärts gekaufte Getreide manchmal infolge der schlechten Kommunikationsmittel nicht ans Ziel gelange. Fügen wir noch hinzu, daß sich dazu noch der innerhalb der Zentralregierung selbst entstehende Konflikt gesellt, der Konflikt zwischen dem Finanzministerium und dem Ministerium des Innern, so ist leicht einzusehen, daß dieser Theil der Nothstandsaktion der Regierung nur eine Menge Geld kostet, für den Bauern aber weniger als ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein bedeutet. Die Hülfeleistung der Regierung verfehlt in der Regel nicht nur ihren momentanen Zweck, sondern legt sich noch als vermehrte Last auf den Bauern während den nachfolgenden besseren Jahren, da alles, was sie zur Unterstützung der Nothleidenden unternimmt — die Lieferung von Saatkorn, Inventar u. s. w. — nur leihweise geschieht. Nicht besser als mit der offiziellen ist es mit der offiziösen Nothstandsaktion des bereits erwähnten unter dem Protektorate der Kaiserin stehenden „Rothen Kreuz" bestellt. Gestützt in seinen wesentlichen Funktionen auf

[1]) d. i. der Semstwos, der landschaftlichen Selbstverwaltungsorgane.

freiwillige Hülfe und Spenden seitens einzelner Privatpersonen und seitens der russischen Gesellschaft, kann das „Rothe Kreuz" seine Wirksamkeit nur unter der Bedingung der öffentlichen Bekanntmachung des Nothstandes entfalten. Schon deßhalb, weil nur dann ihm Geld zufließt. In der Regel ist es aber dann der Fall, wenn die Verhältnisse mindestens bis zum Skorbut und Hungertyphus gediehen sind. Die ganze Thätigkeit des „Rothen Kreuz" hat somit mit der Sicherung des wirthschaftlichen Aufkommens des Bauern nichts zu thun und beschränkt sich von-vornherein auf die Bekämpfung der alleräußersten Notherscheinungen, die die Hungerausbrüche begleiten. Es errichtet Bäckereien, Speiseanstalten, Spitäler, es ertheilt medizinische Hülfe, verschreibt nach Bedarf Aerzte, Studenten der Medizin, Feldscherer und Feldscherinnen, engagirt barmherzige Schwestern, u. s. w. Die Frage ist hier nur die, ob wenigstens der Zweck der momentanen Hülfe erreicht wird? Leider kann darüber kein Zweifel mehr bestehen. Die Noth ist derart groß, daß die zur Verfügung stehenden Mittel nicht einmal für die Ernährung der Kinder im Schulalter und der Skorbutkranken ausreichen. Oft kommt es vor, daß Speisehäuser, die ursprünglich für eine bestimmte Personenzahl berechnet waren, eine zehnfache Zahl ernähren oder vollständig geschlossen werden müssen, damit der Rest der Mittel den dahinsiechenden Kranken zugeschossen werden kann. Dabei ist zu bemerken, daß das „Rothe Kreuz" prinzipiell Niemand Hülfe gewährt, der auf irgend welche Weise von einer anderen Seite unterstützt worden war. Alle, die sich an der Wohlthätigkeit des „Rothen Kreuz" betheiligt haben, offizielle und private Persönlichkeiten, Aerzte und Verwalter von Speisehäusern, stimmen darin überein, daß dieses Institut, wo es auch wirkte, zu einer fruchtlosen Arbeit verdammt war. „Bei uns hier — schreibt eine barmherzige Schwester, die im Dienste des „Rothen Kreuz" wirkte —, ist nur Leid und Jammer. Von furchtbarem Hunger tritt jetzt in jedem Dorfe der Skorbut auf. O, welch schreckliches Bild zeigt die unglückliche Bevölkerung! Es wäre eine gute Ernährung nöthig, um die Unglücklichen zu retten. Die Mittel aber sind gering. Der Landschaftshauptmann bittet nur um eins: möglichst wenig Speisehäuser zu eröffnen, er sagt: „Die Mittel werden nicht reichen, und Alle kann man nicht satt machen. Wenn man aber die Kranken ohne Hülfe läßt, gehen sie zugrunde." Deßhalb hatten wir mit dem Landschaftshauptmann beschlossen, selbst alle bereits eröffneten Speisehäuser zu schließen, und die Mittel zur Ernährung der Kranken zu verwenden." Dieser Verzweiflungsschrei wiederhallt überall im hungernden Zarenreich.

Das Bild des „Hungernden Rußland" wird nicht vollendet erscheinen, wenn man nicht jene russische Jugend und Intelligenz erwähnt, die sich mit seltenem Idealismus und geläutertster Humanität in den Dienst der nothleidenden „Brüder" stellt. Es thut wohl, von dem „allrussischen" Gestöhne und Gejammre, allerhand Unbeholfenheit und Willkür den Blick auf die reinste Aufopferungsfreude und Selbstlosigkeit zu richten. Eine neue Empfindungswelt tritt uns da entgegen. Wir denken und fühlen reiner; unsre moralischen Begriffe werden höher. Die Kompetenzsphäre der Intelligenz ist in Rußland sehr beschränkt. Weder die Macht, dem unsäglichen russischen Elend vorzubeugen, noch die Mittel, demselben gründlich abzuhelfen, stehen ihr zur Verfügung. Mit um so größerer Begeisterung stürzt sie sich dafür in oft so fruchtlosen Kampf mit dem Uebel des Tages und reißt durch ihren fast religiösen Enthusiasmus groß und klein hin.

Einige documents humains dürfen wohl von allgemeinem Interesse erscheinen.

Eine Volksschullehrerin bietet ihre Dienste an:

„Geehrter Herr!

Mein Bruder ging nach Samara, um den hungernden Brüdern zu helfen, ich aber habe vorläufig noch keinen Reisepaß, aber mein Herz ist dort, wo es so viel Leid gibt, ich sehne mich dorthin.

Ich bitte, flehe sie an, schicken Sie mich dorthin, wo es Krankheiten gibt und Leiden, dorthin, wo Andere sich schon der Gefahr der Ansteckung preisgeben müssen: ich werde alles überwinden und thun, wenn Gott mir Kraft gibt."

Der Vater eines Knaben schreibt:

„Sehr geehrter Alexander Stepanowisch! Entschließe mich, Sie mit folgender Anfrage zu belästigen. Mein Sohn, ein Sekundaner, möchte zusammen mit einem Kameraden anfangs Mai irgend wohin reisen, um in den Speiseanstalten mitzuwirken. Allerdings bei ihrem Alter und geringer Erfahrung würden sie nur unter anderer Leitung mitthun können — sie würden sich aber sicher mit dem größten Eifer hingeben. Würden Sie vielleicht die Güte haben, mir in kurzen Worten mitzutheilen, ob bei Ihnen am Orte Gymnasiasten zur Arbeit in den Speiseanstalten zugelassen werden, ob solche Hülfsarbeiter von Nutzen sein könnten, und ob ich meine Gymnasiasten an Sie weisen soll?"

Ein drittes Dokument enthüllt ein rührendes Familiendrama.

Ohne die Antwort auf eine Anfrage abzuwarten, schreibt ein junges Mädchen:

„Geehrter Herr!

Erlaube mir, Sie nochmals zu belästigen, und bitte nur, mir mitzutheilen, ob ich bei Ihnen Arbeit finden würde, und ob bei Ihnen ein Bedürfniß an Persönlichkeiten vorhanden ist, um Hungernden zu helfen. Ich bringe Kleidung, Thee, Zucker und etwas Geld mit."

Dieser Brief kreuzte sich mit einem Telegramm des Vaters des Mädchens folgenden Inhalts: „Meine einzige Tochter will zu Ihnen ins Hungergebiet. Bitte Sie flehentlich, mitzutheilen, ob bei euch Typhuskranke vorhanden."

Die Entwickelung der wirthschaftlichen Verhältnisse Rußlands während der letzten Jahrzehnte hat den Boden für die Hungersausbrüche geschaffen. Die objektive wissenschaftliche Erkenntniß desselben zeigt bis zur Evidenz, daß man hier mit einem sozialen Entwickelungsprozesse zu thun hat, der die offenkundige Tendenz an den Tag legt, die Verhältnisse noch mehr zu verschlimmern, und schlägt der allgemein verbreiteten Behauptung ins Gesicht, als seien die Hungersnöthe nur die Folge ungünstiger Naturereignisse. Mit ebenso zwingender Kraft ergibt sich die Ansicht, daß, solange die Ursachen der bestehenden Verhältnisse nicht beseitigt sind, es nicht besser und anders sein wird. Die vorläufigen Bekämpfungsmittel haben sich in jeder Hinsicht als unzulänglich erwiesen. Die Verwüstungs- und Zerstörungserscheinungen der überwundenen Hungerjahre künden drohend das Heranbrechen der kommenden. Der einsichtsvolle Verfasser des „Hungernden Rußlands" hatte daher recht, als er von seiner Heimath mit folgenden tragischen Worten Abschied nahm: „Die Hungersnoth 1898 ist überwunden, die Hungersnoth mit knöcherner Hand klopft an die Pforte des Zarenreiches."

Die Nachrichten über die Mißernte, die aus den zahlreichen Gouvernements kommen, und das künftige Urtheil anmelden, haben eilig genug diese mit den maßgebenden Forschungen Rußlands im Einklang stehende Prognose bestätigt.

Angesichts dieser Thatsachen erscheint die Antwort auf die Frage über die soziale und wirthschaftliche Entwickelung des russischen Bauernthums wie von selbst gegeben: es ist im vollständigen Auflösungsprozesse begriffen. Da drängen sich aber unwillkürlich neue Fragen auf: Das Bauernthum ist die einzige Stütze des russischen Staates, von ihm lebt er ja ausschließlich — wie werden dann seine gegenwärtigen Bedürfnisse bestritten; worauf bauen sich dann seine Hoffnungen in der Zukunft auf? Die nicht hoch genug zu schätzenden Untersuchungen über die russischen Finanzen, die Parvus in seinem Buche anstellt, und auf die wir mit ganz besonderer Betonung den Leser verweisen möchten, ertheilen schier erschöpfende Auskunft auf die erstgestellte Frage. Zur Beantwortung der zweiten aber müssen wir uns auf das Gebiet des neugeborenen russischen Kapitalismus, des industriellen und landwirthschaftlichen begeben; wir müssen die Ansichten über eine Neugestaltung und Vertheilung der Arbeits- und Produktivkräfte in Rußland untersuchen, zugleich und vor allem die sozialrevolutionären Strömungen Rußlands in ihrem geschichtlichen Werdegang klarlegen. Das ist eine Aufgabe für sich, die wir uns für die nächste Zeit vorbehalten.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

F. D. **Der V. Internationale Zoologen-Kongreß in Berlin** (12.—16. August 1901). In glänzender und höchst anregender Weise ist die Tagung des Internationalen Zoologenkongresses im Berliner Reichstagshause verlaufen. Der äußere Verlauf des Kongresses ist bereits durch die Tageszeitungen bekannt geworden. Es waren 700—800 Theilnehmer erschienen und etwa 130 Vorträge und Demonstrationen angemeldet. Alle wichtigeren Fragen, die zur Zeit die Zoologie und damit die gesammten biologischen Wissenschaften bewegen, wurden in Vorträgen erörtert, von denen der Referent einige, die für ein größeres Publikum Interesse haben, erwähnen möchte. Ein Gebiet der Zoologie, das in der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf sich gelenkt hat, ist die Kunde von den **Protozoen**, den Urthierchen. Derjenige Mann, der das größte Verdienst an der Lösung der Frage hat, wie die von gewissen Protozoen erzeugte Malaria von Mensch zu Mensch übertragen wird, Professor B. **Grassi** aus Rom, hielt den ersten der wissenschaftlichen Vorträge über das „**Malariaproblem vom zoologischen Standpunkt**". Da unsre Leser über Grassi's folgenreiche Entdeckung schon unterrichtet sind, können wir über den Vortrag schneller hinweggehen. Erwähnt sei nur, daß die komplizirte Entwicklung des Malariaparasiten durch zwei Umstände in der Hauptsache bedingt ist: einmal durch seine Natur als Protozoon und zweitens durch seine Natur als Parasit. Ferner ist in neuester Zeit bewiesen worden, daß auch das **Gelbe Fieber** durch die Stiche der Mosquitos übertragen wird. Von ganz besonderem Interesse ist auch die Andeutung des Vortragenden, daß er dem Erreger des **Carcinoms** auf der Spur zu sein hofft; er vermuthet, daß dieser ebenfalls ein protozoenartiger Organismus sei, der aber sich weder in unser heutiges System einreihen, noch mit den allgemein gebräuchlichen Methoden darstellen lasse. Fast in noch höherem Grade aktuell, wenn auch nicht so leicht für weitere Kreise verständlich und daher weniger Aufsehen erregend, sind die Resultate der neueren **experimentellen Forschungen** auf dem Gebiete der Zoologie. Auch sie waren durch einige Vorträge vertreten, die sowohl die exakte, rein thatsächliche, als auch die theoretische, philosophirende Seite des Forschungsgebietes repräsentirten. — Die Untersuchungen von C. **Herbst** (Heidelberg) sind insofern von großem Interesse, als sie beweisen, daß bei Beschädigungen eines Organismus dieselben Zellen ganz Verschiedenes erzeugen können, je nachdem sie einem formativen Reiz vom Zentralorganismus unterliegen oder nicht. Bei gewissen Crustaceen wird an Stelle eines amputirten Auges ein Fühler regenerirt, wenn das nervöse Sehzentrum (das Ganglion opticum) gleichzeitig entfernt würde; entfernt man jedoch nur den peripheren Theil des Sehorganes, so würde das Auge in normaler Weise wieder hergestellt. — Dr. **Spemann** (Würzburg) demonstrirte eine Serie von Doppelbildungen der verschiedensten Art, die experimentell aus sich entwickelnden Eiern des Wassersalamanders erzeugt worden waren. Durch Einschnürung der Keime in frühen Stadien der Entwicklung erhält man Verdoppelungen des Kopfes u. s. w. Diese experimentelle Richtung in der Zoologie verdient die große Aufmerksamkeit, die man ihr in Fachkreisen schenkt, deßwegen, weil die Experimentatoren sich niemals darauf beschränken, diese verschiedenartigen Kuriositäten der Natur zu erzeugen, sondern weil sie mit ihren Experimenten der Lösung ganz allgemeiner und wichtiger Fragen nachgehen. Indem sie die Gesetze der experimentell abgeänderten Entwicklung verfolgen, suchen sie den Gesetzen des normalen Geschehens auf die Spur zu kommen. So kam es, daß durch die experimentelle Zoologie der alte Streit zwischen Vitalismus und Mechanismus von neuem angefacht wurde. Der Hauptvertreter des **Neovitalismus** in der Zoologie, Dr. Hans **Driesch** (Heidelberg), verfocht seine Ansichten selbst in einem höchst geistreichen und durchdachten Vortrag über: „**Zwei Beweise für die Autonomie von Lebensvorgängen**". Die Thatsachen, daß bei der Beschädigung von bestimmten Organismen eine stets in ganz gesetzmäßiger Weise proportionale und lokalisirte Reparation eintritt, führte den Vortragenden auf Grund von philosophischen Erwägungen und einer scharfen Definition der Begriffe zur Annahme einer Autonomie der Lebensvorgänge und einer wirkenden Zweckmäßigkeit (Entelechie). Er spricht neuerdings von einer Autonomie der Lebensvorgänge, um nicht durch die Bezeichnung „Vitalismus" eine Verwechslung mit den mystischen Vorstellungen des älteren Vitalismus herbeizuführen. Seine Ansicht geht dahin, daß die organischen Gebilde wohl allen Kräften unterworfen sind, die in der anorganischen Natur wirksam sind, daß aber in den Organismen weitere Gesetzmäßigkeiten sich zeigen, die außerhalb von ihnen nicht vorkommen. Seine Anschauungen im einzelnen darzulegen, würde zu weit führen, da sie ohne gewisse Voraussetzungen nicht zu verstehen sind. — Dasselbe gilt für den Vortrag von Professor O. **Bütschli** (Heidelberg) über **Mechanismus und Vitalismus**, der mit dem Grassischen Vortrag wohl das meiste Interesse der Kongreßbesucher auf sich zog. Bütschli erkennt keine der für den Vitalismus neuerdings vorgebrachten Begründungen als zwingend an. Ihm scheint die Abgrenzung zwischen Organischem und Anorganischem nicht so scharf wie den Vitalisten. Trotzdem sein Vortrag mehr als eine Stunde dauerte, war er so knapp und prägnant gefaßt, daß man ihn ganz nachlesen muß, um seine Gedankengänge zu würdigen. Der Vortrag ist auch bereits, wie ich höre, bei Engelmann in Leipzig erschienen. — Ein Spezialgebiet mit ganz besonderen Forschungsmethoden, das auch bei den Laien sich von jeher besonderer Sympathie erfreut, ist die **vergleichende Psychologie**. Die Untersuchungen über das Seelenleben der Thiere haben in den letzten Jahren einen neuen, erfreulichen Aufschwung genommen, besonders diejenigen über die sozialen Insekten, die Ameisen und Bienen u. s. w. In der Beilage wurde schon wiederholt über diese Bewegung berichtet. A. **Forel** (Chigny bei Morges), der schon seit langen Jahren der Hauptvertreter solcher Untersuchungen auf dem Kontinent ist, legte in einem großen Vortrag „**Ueber die psychischen Eigenschaften der Ameisen und einiger anderer Insekten**" seine prinzipiellen Ansichten über die Thierseele dar. Er wendet sich gegen gewisse Autoren, die in den Insekten nur Reflexmaschinen sehen. Nachdem er zunächst die Begriffe, mit denen er operirt, definirt hatte: das Verhältniß des Bewußtseins zur Gehirnthätigkeit, die Sinneseigenthümlichkeiten der Insekten und die zwei Grundformen des psychophysiologischen Geschehens, den Automatismus und die Plastizität, gab er eine Anzahl von Beispielen von psychischen Funktionen bei Insekten. Er wies besonders auf ihr Erinnerungs- und Orientirungsvermögen hin und gab einige Beispiele, die sogar zur Annahme einer associativen Gehirnthätigkeit führen. Weiterhin führte Forel aus, daß er die Sinne der Insekten für die gleichen hält wie die beim Menschen vorkommenden; allerdings sind Gesichts- und Geruchssinn in bestimmter Weise modifizirt: das Facettenauge funktionirt ja in ganz eigenartiger Weise und manche Insekten sind

imstande, ultraviolette Strahlen wahrzunehmen. Das Geruchsorgan, dessen Sitz die Antennen sind, funktionirt nach Forels Ausdrucksweise als „topochemischer Sinn“ und mit Hülfe des „Kontaktgeruches“. Die verschiedenen Stufen geistiger Funktion gehen unmerkbar ineinander über: Reflex, Instinkt und „plastische, individuell anpaßbare zentrale Nerventhätigkeiten“. Entsprechend diesen einzelnen Stufen ist der Bau des Gehirns bei verschiedenen Insektenformen verschieden; die sozialen Insekten besitzen ein besonders großes Gehirn. „Bei den letzteren kann man Gedächtniß, Assoziation von Sinnesbildern, Wahrnehmungen, Aufmerksamkeit, Gewohnheiten, einfaches Schlußvermögen aus Analogien, Benutzung von individuellen Erfahrungen, somit deutliche, wenn auch geringe individuelle plastische Ueberlegungen oder Anpassungen nachweisen. Auch einfachere Formen des Willens (Durchführung von Entschlüssen), ferner verschiedene Arten von Lust- und Unlustaffekten, sowie Wechselwirkungen und Antagonismen zwischen jenen diversen psychischen Kräften sind nachweisbar. Endlich tritt die Thätigkeit der Aufmerksamkeit einseitig und stark in den Vordergrund bei den Handlungen der Insekten. Sie engt ihr Gebiet stark ein und macht das Thier vorübergehend blind (unaufmerksam) für andere Sinneseindrücke.“ — Damit sind die ein weites Gebiet umfassenden Vorträge noch nicht erschöpft. Abstammungslehre und Darwinismus wurden in den Vorträgen der HH. Emery (Bologna), Perrier (Paris), Poulton (Oxford) und Patten (Hannover U. S. A.) berührt. Auch der Wiener Physiologe L. Schenk war auf dem Kongreß erschienen und legte seine Theorie der Geschlechtsbestimmung beim Menschen vor. Wie ich von Besuchern der Sitzung der betr. Sektion hörte, fand er viel Widerspruch. — Von der großen Menge interessanter Vorträge über kleinere Gruppen und Fragen habe ich noch diejenigen über fossile und recente Säugethiere hervor. Brancos (Berlin) Vortrag über fossile Menschenreste, der den Reigen der wissenschaftlichen Darbietungen des Kongresses in glänzender Weise schloß, die Mittheilungen von Forsyth Major über fossile Säugethiere von Madagascar, diejenigen von Burckhardt (Basel), Andrews, Rörig (Frankfurt a. M.) und Anderen waren für die Kenner des Spezialgebietes hochinteressant. — Ich möchte nur noch eine Demonstration hervorheben, die in gewisser Hinsicht ein besonderes Interesse verdient. Es wurde nämlich durch Prof. Sclater (London) ein Schädel und Theile des Felles, sowie von dem Entdecker angefertigte Abbildungen eines merkwürdigen neu entdeckten Säugethieres aus dem zentral afrikanischen Urwald vorgezeigt. Es ist ja schon vor einigen Monaten in den Tagesblättern von diesem auffallenden Fund viel die Rede gewesen. Es handelt sich um ein großes Säugethier, die Okapia Johnstoni, welches die Größe eines Pferdes erreicht und in die nächste Verwandtschaft der Giraffen gehört; es hat allerdings keinen so langen Hals wie die echten Giraffen, aber die gesammte Schädelform und die Beschaffenheit der Beine verweisen es in diese Verwandtschaft. Am nächsten steht es gewissen ausgestorbenen Formen, welche in der Tertiärepoche, nach den bisherigen Funden, von Griechenland bis nach Indien verbreitet waren, z. B. Helladotherium. Das Thier wird von den Eingeborenen Okapi genannt, ist offenbar sehr scheu und lebt im Urwald sehr verborgen. Seine Färbung ist sehr auffallend. Der Kopf ist an der Unterseite hell, sonst ist die Färbung rothbraun mit Ausnahme der Beine, welche zebraartig gestreift sind. Ein Bild des auffallenden Thieres, nach einem Aquarell seines Entdeckers, des britischen Regierungskommissärs in Uganda, Sir Harry Johnston, wird demnächst im Münchener zoologischen Museum aufgehängt werden. — Afrika und seine Thierwelt waren außer durch diese Mittheilung und die vorher erwähnten Vorträge über fossile Thiere noch durch die interessanten Beiträge und Bilderprojektionen zweier deutscher Afrika-Reisenden vertreten. C. G. Schillings (Düren), der ja hier in München durch seine Schenkungen wohlbekannt ist, projizirte seine wunderschönen Aufnahmen afrikanischer Thiere, welche nach dem Leben in freier Natur gemacht sind, und theilte gleichzeitig manches Bemerkenswerthe über die Lebensweise derselben mit. Oskar Neumann machte vorläufige Mittheilungen über seine Durchquerung von Abessynien; seine Reiseausbeute verspricht ebenfalls für die Wissenschaft manche wichtige Aufklärung zu bringen. — Wenn ich von weiteren Vorträgen nichts berichte, so hat dies seinen Grund darin, daß es für einen Einzelnen unmöglich war, die große Anzahl von Darbietungen zu verfolgen, zumal die verschiedenen Sektionen gleichzeitig tagten. Verschiedene Forscher hatten interessante Präparate und Objekte ausgestellt. Besonderes Aufsehen erregte die von dem Japaner Professor Ijima (Tokio) mitgebrachte wundervolle Kollektion von Tiefsee-Glasschwämmen (Hexactinelliden) aus Japan. — Der Hauptzweck des Kongresses, den gegenseitigen persönlichen Austausch von Meinungen zu ermöglichen, ist jedenfalls erreicht worden. Möge sein Nachfolger, der im Jahre 1903 in Bern abzuhaltende 6. Internationale Zoologen-Kongreß, ebenso fruchtbringend sich ihm anschließen.

* **Stuttgart.** Gestern feierte der Kunsthistoriker Dr. Karl Lemcke, Professor an der hiesigen Technischen Hochschule, seinen 70. Geburtstag. Karl Lemcke hat seine akademische Thätigkeit in Heidelberg, München, Aachen und Amsterdam ausgeübt und wirkt seit 1885 in Stuttgart.

* **Hannover.** Wie die „Straßburger Post“ mittheilt, war die hiesige Thierärztliche Hochschule im abgelaufenen Sommersemester von 301 Studirenden besucht.

* **Halle.** Gestern, am 27. d. M., ist in St. Anton am Arlberg Prof. Dr. Rudolf Haym gestorben. Am 5. Oktober hätte der Allverehrte seinen 80. Geburtstag feiern können. Wie in einer seltsamen Vorahnung, daß es ihm nicht vergönnt sein würde, hat die Beilage schon zum Antritt des 80. Lebensjahres dem Altmeister eine von pietätvoller Schülerhand gezeichnete Skizze seines reichen Lebens gewidmet, die nun am heutigen Tage der Trauer zu einem Erinnerungsblatte für den Todten wird und auf die wir daher unsre Leser verweisen (Beilage 1900, Nr. 237 und 238). — Gestern, Dienstag, feierte der Senior der hiesigen juristischen Fakultät, Geheimer Justizrath Prof. Fitting, seinen 70. Geburtstag. Der Jubilar hat seit bald 40 Jahren den Lehrstuhl für römisches Recht und Zivilprozeß an der hiesigen Universität inne.

* **Berlin.** Professor Dr. Greeff, der dirigirende Arzt der Abtheilung für Augenkranke in der hiesigen königlichen Charitee, hat einen Ruf als ordentlicher Professor und Direktor der Augenklinik nach Rostock erhalten. — Hier ist gestern der Generalstabsarzt der Armee, Professor Dr. v. Coler im Alter von 71 Jahren gestorben. Alwin v. Coler wurde am 15. März 1831 in Gröningen bei Halberstadt geboren, studirte seit 1852 auf dem Friedrich Wilhelms-Institut in Berlin, trat 1856 in den Militärdienst, wurde 1863 Stabsarzt und, nachdem er sich in den Feldzügen von 1864 und 1866 als Arzt bei der Truppe besonders bewährt hatte, 1867 zum Medizinalstab kommandirt. 1868 trat er in die neuerrichtete Medizinalabtheilung des Kriegsministeriums ein, 1879 wurde er Generalarzt und 1880 Generalstabsarzt des preußischen Heeres, Direktor der militärärztlichen Bildungsanstalten und Präses der Prüfungskommission für Militärärzte. 1892 wurde er zum ordentlichen Honorarprofessor an der Universität ernannt. Als Decernent in der Medizinalabtheilung unter Grimm und als Abtheilungschef unter Lauer nahm Coler hervorragenden Antheil an der Neuordnung des Sanitätsdienstes im Heere. Er erstrebte die gedeihliche Entwicklung und Förderung des militärärztlichen Standes (Schaffung des Sanitätsoffizierkorps), Hebung der militärärztlichen und medizinischen Wissenschaft (Einrichtung von Fortbildungskursen für Militärärzte des Aktiven- und Beurlaubtenstandes) und die Nutzbarmachung der militärärztlichen Kenntnisse und Kräfte für die Armee. Die von ihm verfaßte Kriegssanitätsordnung (1878) und die Friedenssanitätsordnung (1891) sind für alle Armeen vorbildlich geworden und haben ein beständiges Sinken der Krankheits- und Sterblichkeitsziffer in der Armee bewirkt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Die elf Scharfrichter. 1. Band. Berlin und Leipzig Schuster u. Löffler 1901. M. 1. — F. Abraham: Methodische Werthbeurtheilung der Witwatersrand Goldbergbau-Unternehmungen. Berlin, Boll u. Pickardt 1901. 128 S. — Fr. Wegener: Altstädt. Langgasse Nr. 29. Studien zur Geschichte einer Königsberger Buchdruckerei. Königsberg i. Pr., Ostpreuß. Druckerei und Verlagsanstalt 1901. 70 S. — Dr. M. Spanier: Die jüdische Ethik und Herbarts fünf ethische Ideen. Magdeburg, Loewenthal u. Co. — P. Lindenberg: Paris. 10. Aufl. Minden i. W., Bruns. M. 1.25. — Alfred Mombert, der Denker. Ebd. M. 2.50. — J. Schlaf: Jesus und Mirjam. Der Tod des Antichrist. Ebd. M. 1.75. — E. Engitz: Leben! Eine Wiener Geschichte. Ebd. M. 1.75.

Jahrgang 1901. München, Donnerstag, 29. August. Nummer 197.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.



## August Böckh.

Einer der bedeutendsten Philologen des vorigen Jahrhunderts, Verfasser epochemachender Werke, hat August Böckh mehr als 50 Jahre hindurch eine ausgedehnte praktische Wirksamkeit als Bildner von Lehrern geübt, und an den geistigen Kämpfen, die Wissenschaft und Staat bewegten, einen entschlossenen Antheil genommen: ein ausgezeichneter Träger und Vertreter der geistigen Macht, durch welche Preußen sich ebenso wie durch sein Staats- und Kriegswesen den Anspruch erworben hat, an die Spitze des geeinigten Deutschlands zu treten. Es ist in der That auffallend, daß ein Mann von solcher überragender Bedeutung bisher keinen Biographen gefunden. Diese Lücke hat Max Hoffmann ausgefüllt, der auf Böckhs Werke und schriftlichen Nachlaß gestützt, und aus eigener Erfahrung schöpfend, soeben eine Lebensbeschreibung seines großen Lehrers nebst einer Auswahl aus seinem Briefwechsel bei Teubner in Leipzig[1]) herausgegeben hat. Wir wollen hier die äußeren Daten seines Lebens und Lehrens nur in der Kürze wiederholen und eingehender bei seiner öffentlichen Wirksamkeit weilen.

August Böckh wurde am 24. November 1784 in Karlsruhe geboren, wo sein Vater als Jurist thätig war. Von tüchtigen Lehrern wohl vorbereitet, verließ er 1803 die Schule, um in Halle Theologie zu studiren, wandte sich aber bald, angezogen durch F. A. Wolfs geistvollen Vortrag und Schleiermachers feinsinniges Wesen dem philologischen Studium zu, begab sich im Frühjahr 1806 nach Berlin, wo er mit Gelehrten wie Buttmann und Heindorf in näheren Verkehr trat. Da bei der Ungunst der Verhältnisse eine Anstellung in Preußen aussichtslos war, kehrte Böckh in seine badische Heimath zurück, und wurde Herbst 1807 außerordentlicher und zwei Jahre später ordentlicher Professor in Heidelberg, wo er die Einwirkung der Romantiker Arnim, Brentano und Görres und die von ihnen ausgehende Anregung eines neuen patriotischen Aufschwunges der deutschen Poesie an sich erfuhr. Die in Heidelberg herausgegebenen Schriften zeigen den 26jährigen Böckh schon als Meister der Philologie. Seinem jungen Ruhme hatte er es zu danken, daß er Ostern 1811 an die neugegründete Universität Berlin berufen wurde, wo er bald neben Buttmann, Bernhardy, Lachmann und später Moritz Haupt eine umfassende Wirksamkeit entfalten sollte. Die Heidelberger Zeit war abgeschlossen worden mit der Pindarausgabe, die den Text nebst einer lichtvollen Darstellung der Versmaße bot, später folgten Scholien und eine lateinische Uebersetzung. Während der Kriegsjahre schloß sich Böckh mit anderen Lehrern dem Landsturme an. In den Friedensjahren erhob sich Böckh zu größerem Wirken von epochemachender Bedeutung. Schon 1817 erschienen die Niebuhr gewidmeten beiden Bände seiner Staatshaushaltung der Athener. Der erste Band enthielt den Haupttheil der Darstellung, der zweite den Schluß und die urkundlichen Beilagen mit Erläuterungen. Es erschien 1850 in zweiter und 1866 in dritter Ausgabe, ein Beweis, daß das auf breiter Grundlage beruhende Buch eine bleibende Geltung gewonnen, was nicht zum wenigsten seinen stilistischen Vorzügen verdankt wird.

Hoffmann gibt der Ueberzeugung Ausdruck, daß Böckh mit diesem Werke einen bedeutenden Schritt vorwärts that. Während man bisher sich mit Vorliebe der idealen Seite des Griechenthums zugewandt, sei jetzt durch Böckhs Verdienst die Beleuchtung der wirthschaftlichen Zustände auf Grund genauer Einzelforschung hinzugekommen. Man sei der Wirklichkeit vergangener Zeiten näher getreten, habe die Bedingungen jener herrlichen Entwickelung des Geisteslebens kennen, und die Werthschätzung besser begründen lernen. So sei es gekommen, daß auch die Erforschung der deutschen Sprachdenkmäler, der Rechts- und Verfassungsgeschichte unsres Volkes, von diesem Werke mächtig beeinflußt wurde.

Böckh hat die Alterthumsstudien zu einer lebendigen Erkenntniß der gesammten Kultur des Alterthums erweitert. Diese Aufgabe hat er am meisten gefördert durch die Sammlung der griechischen Inschriften. Er gewann für diese große Aufgabe die Unterstützung der Akademie der Wissenschaften. Von dem Corpus inscriptionum Graecarum erschien I 1825—1828, II 1843, III 1853 von J. Franz, IV. 1859 von E. Curtius und A. Kirchhoff. Den Schluß machte das Corpus inscriptionum Atticarum 1873—1888. Der in der Geschichte der deutschen Philologie bekannte Streit mit Gottfried Hermann wird anknüpfend an das Erscheinen des ersten Bandes des Corpus mit klarer Beleuchtung der Streitpunkte erzählt. Der anfangs mit Heftigkeit geführte Kampf wurde in einer vornehmen Weise ausgetragen, und die beiden Gelehrten sind zuletzt ohne Groll einander begegnet.

Außer den genannten drei Hauptwerken hat Böckh eine stattliche Reihe größerer und kleinerer Schriften verfaßt, die sich auf die verschiedensten Gebiete seiner Wissenschaft beziehen. Ihr Ganzes umfaßte Böckh in den Vorlesungen über Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften (herausgegeben von Bratuschek 1877). Böckh beginnt mit einer kurzen und scharfen Begriffsbestimmung: „Philologie ist „die Erkenntniß des

[1]) Leipzig, B. G. Teubner 1901. 8⁰. S. 483. Mit einem Portrait in Lichtdruck. Hrn. Geheimrath Prof. Dr. Richard Böckh zum 77. Geburtstag gewidmet, der den Verfasser durch mündliche Mittheilungen und durch Gestattung des Abdrucks von Privatbriefen und Gedichten unterstützt hat.

Erkannten", d. h. Repraduktian dessen, was der menschliche Geist in früheren Zeiten hervorgebracht hat." Sie ist ihm nicht blaß Sprachwissenschaft, sandern Kunde, vorzüglich die durch Tradition erwarbene. Ihm fällt der Begriff der Philologie mit dem der Geschichte im weitesten Sinne zusammen, das geschichtlich Produzirte ist ein Geistiges, welches in die That übergegangen ist. Die Geschichte ist daher nur scheinbar von der Philalagie verschieden, nämlich in Bezug auf den Umfang, weil jene gewöhnlich der Hauptsache nach auf das Palitische beschränkt wird und das übrige Kulturleben im Anschluß an das Staatsleben behandelt. Soweit die Ueberlieferung reicht, sall die Philologie wiedererkennen, rein darstellen, die Verfälschung der Zeiten, den Mißverstand wegräumen, was nicht als Ganzes erscheint, zu einem Ganzen vereinigen. Um diese Aufgabe auszuführen, ist Beschränkung nach Raum und Zeit geboten, es muß ein relativ geschlossenes Zeitalter ader ein Valk allein in Betracht gezagen werden. Besanders wichtig ist die Philolagie des klassischen Alterthums, weil das Klassische varzüglich wissenswerth und die Kultur der Griechen und Rämer die Grundlage unsrer gesammten Bildung ist.

Durch alle Ausführungen zieht sich die Ueberzeugung hindurch, daß als Quelle für den Inhalt unsres Wissens das Alterthum nicht zu entbehren sei; auch habe die Beschäftigung mit ihm einen hahen moralischen Werth, denn überall gebe das Alterthum rein menschliche, vorurtheilsfreie, geistige, van dem αἰσχρόν entfernte Ansichten und mache den Menschen frei und frei gestimmt.

Mit besanderer Vorliebe hat der Biagraph Bäckhs Betheiligung an dem geistigen und palitischen Leben seiner Zeit behandelt. Als Quelle für diesen Abschnitt werden die öffentlichen Reden benutzt, die in den ersten drei Bänden seiner „Kleinen Schriften" (Leipzig, Teubner) gesammelt varliegen. Muthig und besannen ist der graße Philaloge als Redner bei den äffentlichen Festfeiern und bei solennen Versammlungen der Akademie für die Sache der Wissenschaft eingetreten, ohne deren Freiheit das Staatswahl nicht bestehen könne. Meisterhaft verstand er es, was für die Gegenwart wichtig war, in lehrreichen Zusammenhang mit den Ueberlieferungen der Vorzeit zu bringen. Seine Reden waren bis 1847 lateinisch gehalten, von da an in deutscher Sprache, aber eine wie die andere in vallendeter Beherrschung der Farm. Für die gebildeten Kreise wird es van hahem Interesse sein, den Gedankengang einiger seiner besten Reden kennen zu lernen.

Mit der Herstellung des Friedens waren für Preußen und Deutschland die inneren Fragen des Staatslebens in den Vordergrund getreten. Es handelte sich 1815 um Herstellung des tiefgesunkenen Wahlstandes, um weitere Entwickelung der Mitthätigkeit des Volkes am Staatswesen und um Ausbildung des neugeschaffenen Deutschen Bundes zu einem Ersatz für das alte Reich. Die preußische Verwaltung machte bald die wahlthätigsten Wirkungen fühlbar; dagegen setzten sich der Einführung einer Volksvertretung, wie sie das Wart des Königs verheißen hatte, allerlei Schwierigkeiten entgegen, und die Ausbildung gemeinsamer Einrichtungen für die deutschen Bundesstaaten gestaltete sich unter Oesterreichs Leitung zu einem alle Kräfte der Nation lähmenden System polizeilicher Aufsicht. Insbesondere äußerten die Karlsbader Beschlüsse von 1819 ihre Wirkung in Preußen durch das Verbot des Turnens und mancherlei Verfalgung. Es drahte die Gefahr der Vernichtung der bisherigen Lehrfreiheit und Lernfreiheit, die freie Entwickelung der Wissenschaft schien manchen Staatsmännern schädlich, weil sie ihr die Kraft nicht zutrauten, verderbliche Irrthümer durch ihre innere Macht zu überwinden. Böckh erkannte, daß er durch seine Stellung berufen sei, in dieser Beziehung sich an den palitischen Kämpfen der Zeit zu betheiligen. Und wenn in der preußischen Regierung nach längerem Schwanken das Vertrauen auf die ihrer hahen Aufgabe sich bewußte Wissenschaft siegte, sa hat Bäckh durch Wort und That dazu mitgewirkt.

Am 26. April 1817 redete Böckh über Zweck und Geist des Universitätsunterrichts: die Wissenschaft werde um ihrer selbst willen gelehrt, nicht zu äußerem Nutzen; sie veredele den Geist, zerstreue den Aberglauben, befestige Religion und Tugend, sie könne aber ohne Freiheit der Farschung, des Lernens und auch des äußeren Lebens nicht gedeihen. Habe vor kurzem Napalean, um die ihm gefährliche Geistesfreiheit zu unterdrücken, die Lehrer einer strengen Aufsicht unterwarfen, und die Wissenschaft unter Fachschulen vertheilt, sa seien die deutschen Universitäten durch das innere Band der van dem gemeinsamen Licht der Phantasie erleuchteten Wissenschaften lebenskräftig, und nicht militärischer Geharsam herrsche auf ihnen, sandern väterliche Leitung, die der akademischen Freiheit Raum gebe, aber sie nicht ausarten lasse. Am 3. August desselben Jahres gab die bevorstehende Jubelfeier der Refarmatian ihm Anlaß, darzulegen, was die Wissenschaft zur Kirchenverbesserung beigetragen habe, und was sie wiederum derselben verdanke. Einst war das Sinken der wissenschaftlichen Bildung eine Hauptursache des Verfalls der Kirche. Das Werk der Refarmataren stützte sich auf die van dem Humanismus ausgegangene Wiederbelebung des Geisteslebens, unter deren Einwirkung die wissenschaftlichen Erfolge der neueren Zeit eintreten kannten.

Die Rede vom 3. August erwähnte im Eingange die infalge des Wartburgfestes gegen die Universitäten entstandene Mißgunst und rühmte die Milde des Känigs, der für die aus Berlin betheiligten Studenten nicht Bestrafung wie für Verschwörer, sandern nachsichtiges Verfahren angeardnet habe; sie entwickelte dann den Werth, den die freie Entfaltung der Wissenschaft für den Staat habe, und falgerte daraus, daß den Universitäten die äußere Freiheit, auch die Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten als Grundlagen der inneren Politik verbleiben müsse. Am 3. August 1819 sprach Bäckh über die Ausbildung zu vollkommener Humanität und wies auf die im Alterthum erreichte Hähe, sodann freimüthig auf Mängel der neueren Zeit hin, betante die Wichtigkeit der Pflege der Muttersprache und der Leibesübungen, die den Griechen als wesentlich für die Ausbildung des freien Mannes gelten.

Als dann doch die strengere Staatsaufsicht über die Universitäten angeardnet war, wandte die Rede vam 3. August 1820 sich gegen die verbreitete Meinung, daß die Aufgabe der Universitäten sei, brauchbare Staatsdiener zu bilden. Böckh wies aus ihrer Geschichte nach, daß sie zur Förderung der Wissenschaften gegründet seien; der Staat pflege sie aus demselben Grunde, wie er die Kirche schütze, damit nicht die höchsten menschlichen Güter dem Zufall und der Vernachlässigung preisgegeben würden. Habe der Staat anerkannt, daß die auf Universitäten Gebildeten ihm am besten dienen, so sei das für beide Theile ehrenvoll und nützlich, für den Staat, weil das Licht der Wissenschaft sich in alle seine Theile verbreitet, für die Universitäten, weil die auf ihnen gebildeten Beamten, der Wissenschaft kundig, für sie Sorge trügen.

Nach Entlassung des Staatsrathes Schulz stellte

sich das Vertrauen der Regierung zur Universität wieder her. Die folgenden Reden Böckhs haben vorwiegend den Zweck, ideale Gesinnung auch unter ungünstigen Umständen zu erhalten.

Die Rede von 1822 legte den Werth der Alterthumsstudien dar, die nicht ausschließlich die Bildung zur Humanität für sich in Anspruch nehmen können, aber die unvergänglichen Grundlagen dieser Bildung enthalten; die von 1823 entwickelte die Tugenden des Gelehrten im Gegensatz zu dem auf äußere Ehren und Einfluß gerichteten Streben des Sophisten. Vor allem empfahl sie die Tugend der Tapferkeit, sowohl im Ringen nach tieferer Erkenntniß als in der Vertheidigung der Wahrheit; nicht zur Unzeit solle der Gelehrte seine Stimme erheben, aber die Schuld der Bosheit oder der Heuchelei dürfe er nicht auf sich nehmen. Diese Rede deutete auf ernste Gefahr hin, aber im Mai 1824 trat die günstige Wendung ein. Und für die am 3. August 1824 gehaltene Rede von dem Wesen der lebendigen und kräftigen Wissenschaft wurde ihm der Dank der Regierung ausgesprochen.

Im Jahre 1830 gab die Vollendung des Berliner Museums Anlaß, von der Pflege der Kunst zu reden. 1831 begann die Rede mit einem Umblick auf die in den europäischen Staaten eingetretenen Erschütterungen und rühmte die in Preußen bestehende gegenseitige Zuneigung zwischen Fürst und Volk; diese verbürge den inneren Frieden und das ruhige Vorschreiten des Staates, sie könne durch das äußere Band von Verfassungen und Verträgen nicht ersetzt werden. Er gab damit der in Preußen damals durchaus vorherrschenden Stimmung Ausdruck, im Gegensatz zu dem unruhigen Drängen, welches infolge der französischen Juli-Revolution sich in vielen kleineren deutschen Staaten bemerkbar machte. Ebenso sagte er in der Rede von 1832: in Preußen herrsche größere Freiheit als anderswo, wo man sich für sehr frei halte, weil gute Sitten hier mehr Kraft haben, als anderswo gute Gesetze. Als aber 1834 der Bundestag abermals Demagogenverfolgungen ins Werk setzte, erhob seine Rede sich zu scharfer Abwehr der mit Unrecht wiederum gegen die Universitäten ausgesprochenen Vorwürfe. Friedrich Wilhelms Aussaat auf geistigem Gebiet habe nicht Drachenzähne ausgestreut, aus denen Blut und Verderben hervorwachse, sondern ein erfreuliches Aufblühen der trefflichsten Studien bewirkt. Die Rede des folgenden Jahres konnte gegenüber den eingetretenen Verurtheilungen und den bedrohlichen, nur zum Theil veröffentlichten Beschlüssen der Wiener Konferenz sich nur in allgemeiner Betrachtung halten; sie gab aber dem weitverbreiteten Unwillen über das Polizeisystem des deutschen Bundestages erkennbaren Ausdruck. Als der Verfolgungssturm vorübergegangen, konnte Böckh 1836 mit gutem Grunde die Mäßigung Friedrich Wilhelms III. rühmen.

Inzwischen hatte der gegen die Göttinger Sieben geführte Schlag allenthalben in Deutschland die Sache der Verfassungsfreunde gestärkt. Böckh sprach in der nächsten Rede (25. Januar 1838) nachdrücklich von dem „Sokratischen Muth, mit welchem der Gelehrte auf jedem Gebiet des Erkennens ohne Menschenfurcht seine Einsicht vertreten soll, weil er einen größeren Schaden nicht erleiden kann, als welchen er durch Lüge an seiner Seele erleiden würde"; dann auf Friedrich d. Gr. Werthschätzung der Wissenschaft eingehend, hob er das „beneidenswerthe Verhältniß der Einigkeit zwischen der Regierung eines großen Fürsten und der Gesinnung der freiesten und ausgezeichnetsten Denker seiner Zeit" hervor. Am 3. August 1839 redete er freimüthig über das Thema, was ein Fürst zur Blüthe der Wissenschaft beitragen könne, und was er nicht vermöge. Das Geistesleben entwickele sich nach eigenen, von menschlicher Lenkung unabhängigen Gesetzen zu Erscheinungen höchster Blüthe, auf die dann wieder ein Sinken folge, bis eine neue Zeit sich erfülte; hierauf habe der Fürst keinen Einfluß; aber jedenfalls könne er die Talente hervorziehen und fördern, ihnen Wirkungskreis geben, wissenschaftliche Anstalten einrichten und vervollkommnen.

Bei dem Ableben Friedrich Wilhelms III. hielt ihm Böckh in der Universität eine feierliche Gedächtnißrede aus bewegtem Herzen, die seine hohen persönlichen Tugenden und die mannichfachen Segnungen seiner Regierung rühmte. Am Schluß sprach er die Hoffnung aus, daß der Nachfolger die Wohlthaten des Vaters noch steigern, und den Bedürfnissen einer neuen Zeit Rechnung tragen werde.

Ließ der Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms IV. erkennen, daß dieser einer freieren Bewegung im Staats- und Geistesleben nicht abgeneigt war, so wuchs die Verstimmung in Preußen, als der König die Erfüllung der politischen Wünsche seiner Unterthanen immer weiter hinausschob. An dem Guten, das er stiftete, hatte auch Böckh hervorragenden Antheil.

Böckh war es, der an der Spitze der Kommission stand, die 1856 die Gesammtausgabe der Werke Friedrichs des Großen zu Ende führte, gewissermaßen als Ergänzung zu dem Denkmal, dessen Grundstein noch die vorhergehende Regierung gelegt hatte. Die Theilnahme weiterer Kreise für die literarische Arbeit hielt Böckh rege durch eine Reihe von Reden über Friedrich den Großen, die er bei den Festsitzungen der Akademie hielt und nachher veröffentlichte. Alle diese Reden bewähren die Klarheit eines in der Geschichte des Alterthums geschärften Blickes und einen hohen Grad von Befähigung, historische Personen und Ereignisse zu beurtheilen. „Je mehr Friedrich im Ganzen seines reichen geistigen Wesens gefaßt wird, desto mehr muß er, auch ohne daß wir alle seine Ueberzeugungen, Ansichten und Gesinnungen theilen, nicht bloß bewundert, sondern auch geliebt werden." An einer anderen Stelle führt Böckh aus, wie Friedrich an den von ihm viel gelesenen Schriftstellern des Alterthums seinen Sinn für ernstes und freies Denken nährte und ihnen im Jugendunterrichte eine wesentliche Stelle anwies. Als der innerste Kern seines Wesens wird die geistige Freiheit bezeichnet, die auch die religiöse in sich schließt, die Freiheit des Denkens und Glaubens, der Forschung und Untersuchung, die Verwirklichung der Menschlichkeit, Gesetlichkeit, Sittlichkeit im Staate, der Geist des religiösen Friedens und der Duldung innerhalb der Grenzen dessen, was eines guten Bürgers ist. Den Reden auf Friedrich den Großen stehen sechs Reden auf Leibnitz zur Seite.

Ein anderer Plan Friedrich Wilhelms IV., den Böckh fördern half, war darauf gerichtet, die griechische Tragödie auf der deutschen Bühne wieder zu beleben. Während Mendelssohn die Chorlieder komponirte, vollendete Böckh 1843 seine Uebersetzung der Antigone und gab sie mit gegenübergestelltem griechischen Texte heraus. Auch die späteren epigraphischen Abhandlungen und philologischen Schriften werden von Hoffmann mit Verständniß gewürdigt, namentlich die Schriften „Manetho und die Hundsternperiode, ein Beitrag zur Geschichte der Pharaonen", und die andere: „Zur Geschichte der Mondcyklen der Hellenen", die das außerordentlich schwierige Thema der attischen Jahresrechnung behandelt. Seinem unermüdlichen Forschen gingen die man-

nichfachsten Beziehungen zur Außenwelt zur Seite: aber nur als Gelehrter nahm er an ihrem Leben theil.

Seine Reden begleiten auch fernerhin die wichtigsten Ereignisse des öffentlichen Lebens und sind zum Theil Meisterstücke eines feinen und doch entschiedenen Auftretens. In der am 15. Oktober 1848 zum erstenmale in deutscher Sprache gehaltenen Festrede warnte er vor der Ochlokratie und sprach die Ueberzeugung aus, daß der preußische Staat nach Ueberwindung der inneren Schwierigkeiten als Verfassungsstaat sich zu schöner Blüthe erheben werde. Am 15. Oktober 1851 ging er auf die Bedeutung des inzwischen in Preußen begründeten verfassungsmäßigen Königthums ein. Er verkennt nicht, daß die absolute Monarchie dem Staate Einheit und Stetigkeit gegeben habe, findet aber, daß ein durch weise Gesetze gemäßigtes und beschränktes Königthum die Einheit und Festigkeit des Staates auf eine edlere Weise erhält als ein unumschränktes, und fordert zum Schlusse auf, die Lehren der Geschichte endlich einmal zu hören. Auch in den Jahren, in denen die politische und kirchliche Reaktion sich breit machten, bewahrte Böckh sich den Glauben an eine bessere Zukunft.

Ueber seine amtliche Wirksamkeit und seine persönlichen Verhältnisse von 1840 bis zu seinem Lebensende geben die letzten Abschnitte des gehaltvollen Buches Aufschluß. Darin werden Böckhs Beziehungen zu hervorragenden Gelehrten behandelt. Auch von den Böckh zutheil gewordenen außerordentlichen Ehren und seinen Familienbeziehungen nehmen wir gerne Kenntniß. „Wie Humboldt war ihm nach reichem Ertrag der Mannesjahre ein gottbegnadetes Alter beschieden.“ Er hatte die Freude, daß unter seiner Leitung seine „kleine Schriften“ gesammelt wurden. Zur größten Befriedigung gereichte ihm der Beginn einer freien Regierung in Preußen und die Lösung der deutschen Frage, die er in seinen öffentlichen Reden begleitete und mit klar schauender Geisteskraft beurtheilte. Im Jahre 1860 leitete er als Rektor die fünfzigjährige Jubelfeier der Berliner Universität, allein noch übrig von den bei ihrer Gründung berufenen Lehrern. Das Thema seiner auf der Kanzel der Nikolaikirche gehaltenen Festrede schildert die Zeitumstände, unter denen, und den Geist, in welchem die Universität einst gestiftet war. Sie erhob sich zur Ausführung des Satzes: „Das vernünftige Erkennen des menschlichen Geistes ist eine fortwährende Gottesverehrung im Abbilden der Ideale.“ Am 3. August 1867 verschied Böckh, umgeben von der liebenden Sorgfalt seiner Angehörigen.

Um zu einem Gesammturtheile über Böckh zu gelangen, geht Hoffmann von der Gedächtnißrede aus, die E. Curtius ihm 1885 gewidmet hat. Curtius findet, daß Böckh die alte Welt in solchem Umfange neu aufgeschlossen, „das hellenische Leben in so großem Zusammenhange ans Licht gebracht habe, daß man von einer zweiten mit Böckh beginnenden Wiedergeburt des klassischen Alterthums reden dürfe; eine Wiedergeburt, die mit derjenigen des eigenen Volkes eng verwachsen sei.“ Hoffmann faßt dann (S. 146) sein eigenes Urtheil in folgenden Worten zusammen, denen wir uns gerne anschließen: Erwägt man die Schwierigkeiten, welche seine Zeit ihm entgegenstellte, in der Unfertigkeit der Hülfsmittel, wie in den beengenden Zuständen des öffentlichen Lebens, so muß man in Böckh einen der Vorkämpfer und Heerführer auf geistigem Gebiete verehren, dem die günstiger gestellten Nachkommen den größten Dank für Wahrung und Sicherung der Geistesgüter schuldig sind.

Wie für die sachliche, korrekte, den Stoff beherrschende Darstellung, sind wir Hoffmann auch für die Mittheilungen aus dem Briefwechsel mit Welcker, Niebuhr, Thiersch, Schoemann, Meier, Gerhard, Schaefer, Fr. Ritschl und Humboldt sehr verbunden. Besonders interessant ist der auf Pindar bezügliche Briefwechsel mit Thiersch, von seiner humoristischen Veranlagung zeugen die an Meier gerichteten Briefe (z. B. S. 303, 305, 307, 328). Den Schluß macht ein sauber gearbeitetes Verzeichniß der von Böckh gehaltenen Vorlesungen und eine Liste der Mitglieder des philologischen Seminars. Alles in allem, das Werk steht auf der Höhe der Bedeutung des Mannes, dem es gewidmet ist.

J. A.

---

## Brasilisches.

Die längst nicht unbedeutende deutsche Schilderungsliteratur über Brasilien hat sich neuerdings zu üppigem Reichthum entfaltet, auch wenn man dabei von den wissenschaftlichen Veröffentlichungen gänzlich absieht. Diese Fülle ist nur ein Symptom des fortwährend wachsenden nationalen Interesses bei uns an Brasilien, insofern als mit der Voraussetzbarkeit dieses Interesses bei zahlreichen Lesern gerechnet wird; daß dieses nationale Interesse nicht in die Richtung politischer Phantastereien drängt, braucht wohl nicht erst wieder gesagt zu werden.—In Mittelbrasilien überwiegen durchaus die merkantilen Beziehungen von und nach Deutschland, obwohl es auch dort an deutschen Ansiedlern nicht fehlt. Ueber die hierhin gehörigen Staaten der Bundesrepublik hat 1899 Moritz Lamberg ein von der Verlagsbuchhandlung (Zieger in Leipzig) schön illustrirtes und ausgestattetes Buch veröffentlicht. Es betitelt sich nicht ganz mit Recht „Brasilien, Land und Leute“, denn es umfaßt im Grunde nur die hauptsächlichsten Städte auf der Linie von Pernambuco bis Santos, mit ihrem Zubehör, und bringt daneben noch einen Ausblick an den Amazonas. Aber eine solche Beschränkung liegt in der Natur der Sache, wenn man aus eigener Anschauung berichten will, und der Inhalt des stattlichen Bandes hat diesen letzteren Werth, ist sachlich, anschaulich und nützlich. Komisch nehmen sich zwischen den Statistiken und Alltäglichkeiten des übrigen Textes drei Gerstäckeriaden aus, in die der Leser so unvermittelt hineingeräth, daß er unwillkürlich den Titel aufschlägt, was das plötzlich mit dem Buche zu bedeuten habe. Ein blutiger Kampf mit Indianern, ein Sklavenaufstand und ein Eifersuchtsdrama, alles von Hrn. Moritz Lamberg sieg-, resp. hülfreich mitgemacht. Hiebei treten Ort- und Zeitangaben diskret zurück, im Gegensatz zu der Genauigkeit, womit der Verfasser sonst die Personalien behandelt und Ausweise gibt. Das Ehedrama z. B. beginnt ganz im Novellenstil: „Auf meinen Reisen in Zentralbrasilien hatte ich die Bekanntschaft einer besseren Familie gemacht, auf deren Fazenda ich einige Tage sehr angenehm verlebte.“ Es läßt sich dem Europäer schwer begreiflich machen, wie viel Harpunierpunkte für skeptische Kritik schon in diesen paar harmlosen Worten vorhanden sind. Indessen wollen wir nicht weiter fragen. Europa verlangt vielleicht von Brasilien nach des Verfassers Meinung unbedingt ein Indianergefecht, einen Sklavenaufstand, eine „gluthvolle“ Ehegeschichte, und auf alle Fälle befriedigt das Buch in den romantischen wie in den prosaischen Partien die gerechten Ansprüche.

Nach Südbrasilien, wohin das Lamberg'sche Buch nicht reicht, führt ein soeben (1901) bei Schottländer in Breslau erschienenes, reichhaltig illustrirtes Werk von Rob. Gernhard: Dona Francisca, Hansa und Blumenau (416 S. 8°). Hr. Gernhard hat lange Jahre in Südbrasilien gelebt und in Joinville, der Hauptstadt der

Kolanie Dana Francisca, die deutsche Zeitung „Reform" redigirt. Im Gegensatz zu Hrn. Lamberg faßt er den Titel eher zu eng. Denn der Gesammtinhatt des Buches und im besanderen einige Abschnitte geben doch ein eingehendes und onschauliches Bitd des Staates Santa Catharina überhaupt, sowie attgemein der Existenzbedingungen für deutsche Kalanisten in Südbrasilien. Paraná, Santa Catharina und Ria Grande do Sul, um sie von Narden noch Süden aufzuzählen, sind ja die deutschenSiedtungsstaaten varzugsweise, für die auch der v. d. Heydt'sche Erlaß — leider viel zu spät, nachdem er aus Vernunft und Wahlthat nationale Schädiging und Hemmung geworden war—aufgehoben warden ist. Santa Catharina steht unter diesen Staaten insafern an zweiter Stelle, als die deutsche Bevälkerung in Rio Grande sowahl älter wie auch zahlreicher ist. Aber durch mancherlei, wie das Wirken Dr. Blumenaus und neuerdings durch das färderns)werthe Unternehmen der hanseatischen Kalonisalionsgeseltschaft, ist die Aufmerksamkeit fost lebhafter nach Santo Catharina getenkt worden. Indem Gernhard Btumenau, Dano Francisco und die Hansakalanie schildert, kammen in der That die für uns in Deutschtond wichtigsten Gebiete und Unternehmungen in dem genannten Staate zur Darstellung.

Diese Schilderung ist nun überaus eingehend, wir lernen eigenttich jedes Haus von einiger Bedeutung und jeden irgendwie verdienten ader bekannten Mann, von der Gründung der Kolanie an bis zu der lebenden jungen Generation, persänlich kennen und aftmots achtungsvall gern gewinnen. Wir sehen mit diesem Buche in alles und jedes hinein, von der Gemeindevertwaltung und den öffentlichen ader privaten Wirthschafts- und Existenzverhältnissen und Lebensbedingungen bis in die Kochtöpfe der Hausfrauen, in die Prableme der Liebhabertheater ader in die Hergänge bei erinnerungswürdigen Festtichkeiten und lakaten Begebenheiten. Gernhard versteht diese lebendige Anschautichkeit sehr geschickt herbeizuführen, sa z. B., indem er auch Zeitungs- und Inseratenproben gibt, mit ihren Fahnenweihen, „graßen" Festbällen, Kulturvereinssitzungen, Schauturnen, Leihbibliothekfsanzeigen. Er häite auch nach bringen kännen: „Ich nehme hiemit die gegen Hrn. X. Y. ausgesprachene Beleidigung zurück, indem dieselbe nicht wahr ist. Carlos Schulze", woran es in der kleinen Presse auch nicht mangelt: alles bis ins Minimale das wahlbekannte Bild unsrer kleinen Landarte, nur daß es zwischen Palmen, subtrapische Pflanzungen und schlanke weiße Urwaldstämme gestellt ist. Und daß die Staffage zum Theil in Palmhütten wahnt, ehe es den fleißigen Leuten dann auch zum Steinhause reicht. In dieser erschöpfenden Unmittelbarkeit liegt ein großer Werth des Gernhard'schen Buches für Atle, die sich etwa mit Auswanderungsplänen nach Südbrasilien tragen, und für alle die, die salchen amttich oder privatim zu rathen haben, resp. rathen könnten.

Aber auch die Darstellung, der Stil selbst, hat die gleiche photagraphische Treue; es wird Einem bei der Lektüre ganz wie „drüben" zu Muth, wenn mon das rasch vertraut gewordene „Brasildeutsch" fartwährend anklingen spürt, wenn von Urubus und Venden und Roças sa selbstverständlich gesprachen wird, daß aft erst ganz hinterher eine flüchtige Erklärung salgt. Es ist nun einmal deutsche Arl und daher nur werthvall und gut, die imponderobleren Gefühle eng on die Scholle zu knüpfen, onch an die, die in der Fremde soeben erst zur neuen Heimath wird. Demnach hat sich, wie ich es mit Vorbehatt nennen mächte, noturgemäß sa etwas wie ein südbrosilischer Partikutarismus der dortigen deutichen Siedler gebildet, ein absalut nicht der Nationalität Einlrag thuender, aber ein territarialer und kultureller. Diese Leute ous den verschiedensten Gegenden Deutschlands sind rasch zu bestimmter landsmannschaftlicher Eigenart zusammen- und zurechtgewachsen, so gut, wie die deutichen Pommern oder Ostpreußen, die seit dem 12. Jahrhundert van Westen über die Etbe gekommen sind. Atso zu einer Arl van deutschem Sonderstamme, mit ausgeprägten und zwar durchweg sehr werthvallen Eigenschaften. Es sind gesunde Leute (denn Brosilien ist, saweil nicht lokal das gelbe Fieber und in weiterem Umfang die Wechsel- und Niederungsfieber herrschen, im ganzen ein sehr gesundes und gesundheitsfärderliches Land), dabei freiheitlich im seelischen und persäntichen Sinne, lüchtig, redlich, voller Selbstachtung und bei aller bewußten Individualität, wozu dos dortige Leben und Arbeiten erzieht, valler Gemeinsinn. Ihr gewisser Partikularismus, wie ich es nannte, ermangett nun aber nicht der charokteristischen Bethätigungen noch der Seite des politischen Denkens hin. Diese bewußten und strammen Deutschen, die z. B. auch Ortsgruppen des Alldeutschen Verbandes bilden, haben doch immer ein klein wenig Besargniß var uns hier drüben, daß einmal der Plan aufs Tapet kamme, sie zu annektiren und brasilische Kolonien des Deutschen Reiches zu erabern. Oder, daß mon ihnen etwa übel nehme und nicht recht verstehe, wenn sie brasilische Slaatsbürger und sehr layale Unterthonen der brasilischen Obrigkeit werden. Die Erwerbung des brasilischen Bürgerrechts ist in der That, von allem anderen abgesehen, der einzige Weg, um das Ansehen, die saziale Gettung, die relative Bildung und Wohthabenheit des Deutschen gegenüber dem Italiener und dem durchschnittlichen „Lusabrasitier" in politisches und kammunales Schwergewicht, durchaus zum Vartheil der deutschen Nationatität, an der sie keinen Schaden leiden wollen, umzusetzen. Bei der Unwillkürlichkeit, wamit Gernhard trotz seiner Rückkehr in die Heimath immer noch wie von drüben aus schreibt, echauffirt er sich ein wenig unnöthig ats Warner unsrer Politik in der angedeuteten Richtung. Darin aber kann man ihm van Herzen zustimmen, daß derDeutsche,der einmal auswandern will und nicht etwa nach Südwestafrika ader sanst in die deutschen Reichskolanien gehen will oder kann, in erster Linie nach Südbrasitien gehen mäge, wo er — im Gegensatz zu dem Auswanderer in die englisch sprechenden Ueberseeländer — Deutscher bleibt. Und wa er zwar kein Graßspekulant, kein Jangleur im Kampfe ums Dasein zu werden Getegenheit hat, aber desta sicherer ist, nicht wie jene Unzähtigen Nordamerikas, van denen nie die Rede ist, unler die Räder zu kommen, sandern bei ettichem Fleiß und Beharren zu auskämmlichem, behaglichem, vereinsfrählichem Wahlstand und Ansehen zu gelangen.

Ueber Schule und Kirche erhalten wir aus Gernhards Buch ebenfalls erwünschte und instruktive Aufschlüsse. Wenn er auch ouf diesem Gebiete mit vollem Recht seiner gewissen Freudigkeit im Anerkennen und Rühmen Genüge thun kann, und wenn insbesandere, ganz nach Verdienst, die kirchtichen, erzieherischen und nationalen Erfalge des unermüdlichen Pastors Faulhober in Blumenau hervorgehoben werden, so spiegett Gernhords Buch wiederum hinsichtlich des gelegenttichen Uebereifers minder erfahrener und minder geschickter, abschon van bestem Willen beseelter junger Geistlicher die charakteristische dann eintrelende Stimmung der Laien sa getreulich wieder, daß man von betheiligter Seite das Buch mit großem Nutzen zu Rathe ziehen wird. In diesem Zusammenhange nun,

quasi von der Gegenseite, wenn auch nicht von der des „ungeschickten Uebereifers", möge kurz zum Schluß das Buch des Pastors Ludwig Happe, Aus dem Tagebuch eines brasilianischen Urwaldpfarrers, Essen, Bädeker, 1901, erwähnt sein, das zwar nach Rio Grande, aber doch in ganz parallele Verhältnisse führt, viel redliches, eifriges und offenherziges Temperament offenbart, den Frauenvereinen der Gustav Adolf-Stiftung gewidmet, und mit dem Bilde des berittenen, gestiefelten und beponchoten (Ponchot ist eine Art Mantel) jungen Pastors auf dem Titelbilde geschmückt ist.

Soweit die Deutschen in Brasilien nicht dortige Kolonisten sind, werden sie immer mit wenigen Ausnahmen früher oder später nach Deutschland zurücktrachten und heimkehren. Ihre Schilderungen werden dementsprechend in der Regel ein memoirenartiges Gepräge tragen, mindestens im Material, und sich zeitlich ie auf die Spanne der dort verlebten Zeit erstrecken. Um so interessanter ist es, sich mittelbar, durch Heranziehung älterer Literatur, den historischen Vergleich zu schaffen, für welchen die einzelnen Darstellungen in der Regel nicht ausreichen. Als ein solcher historischer Ausgangspunkt empfehlen sich die beiden Werke des vormaligen bayerischen Offiziers J. Fr. v. Weech (des Vaters des bekannten Historikers Geheimrath Dr. Fr. v. Weech in Karlsruhe), „Brasiliens gegenwärtiger Zustand und Kolonialsystem" (Hamburg, Campe, 1828) und „Reise ... nach Brasilien und den vereinigten Staaten des La Plata-Stromes, 1823—1827", drei Theile, München, 1831. Diese lebendigen, kundigen, feinsinnigen Schilderungen fallen in die Zeit unmittelbar nach der Unabhängigkeitserklärung, da das vom Mutterlande losgelöste Kaiserreich auf eigenen Füßen zu stehen und sich nach den Mitteln zu seiner Entwickelung umzuthun begann. Auf die beiden Bücher aufmerksam geworden, verdanke ich ihnen viel Genuß, den gewiß auch andere Freunde Brasiliens theilen würden. Tritt dem Leser sehr oft das Heutige in Zuständen und Sitten schon damals in frappantester Weise entgegen, so fesselt es andrerseits, die Veränderungen seit jenen Geburtsjahren des unabhängigen Brasilien zu konstatiren. Ob letzteres im ganzen in dem Maße, welches dem Zeitraum entsprechen würde, an wirklichen Fortschritten gewonnen hat, soll hier nicht untersucht werden; jedenfalls aber können wir Deutsche außerordentlich zufrieden sein mit dem Heute gegenüber den Verhältnissen, welche v. Weech gerade in Hinblick auf eine von ihm vorausgesagte „vielleicht nicht mehr ferne" Zeit deutscher Auswanderung nach Brasilien und dem La Plata schildert.

Ed. Henck.

---

## Besprechungen.

**Jules Payot, Die Erziehung des Willens.** Berechtigte Uebersetzung nach der XI. Auflage der französischen Ausgabe von Titus Voelkel. — Buchschmuck von Richard Grimm. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. 1901. Kl. 8° 315 Seiten. — Die pädagogische Welt und was sich in Deutschland für die große Frage der Jugenderziehung in besonnenem, echt nationalem Sinne interessirt, schuldet dem Verleger dieses Buches schon manchen Dank. Nicht am wenigsten für die Pflege der Kenntniß der ausländischen Bestrebungen auf diesem Gebiete. Leider hat das Hauptunternehmen des Voigtländerschen Verlages, das diesem schönen Zwecke diente, die treffliche „Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen", herausgegeben von Dr. J. Wychgram, die in diesen Blättern seinerzeit freudig begrüßt und empfohlen ward, wegen zu geringer Betheiligung des Publikums soeben nach sechsjährigem Bestehen aufgegeben werden müssen; hoffentlich, um bald wieder zu erstehen, da ein derartiges Organ in Deutschland auf die Dauer gar nicht fehlen darf. Daß inzwischen von Hrn. Robert Voigtländer die löbliche Tendenz festgehalten und weiter verfolgt wird, beweist u. a. die hier in Rede stehende neueste Frucht seines pädagogischen Verlages. Ein ernster Versuch über die wichtige Frage der Erziehung des Willens, der bei unsern Nachbarn jenseit der Vogesen seit acht Jahren elf Auflagen erlebte, darf gewiß die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auch bei uns beanspruchen; und das Payotsche Buch, das besonders an die studirende Jugend und ihre Lehrer sich richtet, verdient die Aufmerksamkeit nicht nur in diesem äußeren Sinne. Zwar will es auch im deutschen Gewande als französisches Buch verstanden und gewürdigt sein. Schon in der Form: die rhetorische, mit geistreichen Aperçus und Zitaten, Hyperbeln und zugespitzten Antithesen gespickte Sprache ist nicht ganz von der Art, wie wir so wichtige Fragen zu behandeln pflegen. Auch in der Sache: die scharfe Kritik des bestehenden Zustandes im Erziehungs- und Unterrichtswesen ist vielleicht für Frankreich selbst nicht ganz billig, sie würde unbillig sein, wollte man sie ohne weiteres auf Deutschland übertragen; und was Hr. Payot gelegentlich über Deutschland und deutsches Wesen äußert, zeigt, daß er nicht zu den modernen Franzosen gehört, die das alte Vorurtheil gegen den östlichen Nachbar völlig überwunden haben. Selbst unserm Kant mit seinem kategorischen Imperativ und seinem Primate der praktischen Vernunft steht er nicht ganz freien Blickes gegenüber. Aber das hindert nicht, daß er viel auch für uns Lehrreiches und Beherzigenswerthes bietet. Tiefer auf die Gedanken des Verfassers eingehen, hieße die ganze große, philosophisch schwierige wie praktisch wichtige Frage aufrollen, was hier nicht angeht. Es sei nur im allgemeinen die Bahn angedeutet, die er sich selbst vorgezeichnet hat. Payot schildert zunächst das zu bekämpfende Uebel der auch unter den geistig führenden Ständen weit verbreiteten Zerfahrenheit und Willensschwäche und bezeichnet das Ziel: an Stelle dieser krankhaften Zustände dauerhafte Energie selbständiger Aufmerksamkeit auf eine leitende Idee zu setzen. Dann bekämpft er zwei irreleitende Theorien, deren eine den Charakter für ursprünglich gegeben und unwandelbar erklärt (Kant? Schopenhauer?), während die andere eine Willensfreiheit lehrt, die in jedem Augenblicke durch ein bloßes „Fiat!" Wunder thun kann. Jene verleitet zur thatlosen Resignation, diese zu immer wieder mißlingenden, dadurch abstumpfenden und zuletzt entmuthigenden Versuchen. Der von ihm empfohlene Weg ist, zunächst im Verstande die höheren Ideen zur Herrschaft zu bringen und sie dann mit den entsprechenden, erfreuenden und erhebenden Gemüthszuständen, die sie naturgemäß erwecken, fest und fester zu verketten. Daraus werden lebenskräftige Willensantriebe hervorgehen, die es nun gilt, durch beschauliches Nachsinnen zu vertiefen, durch Uebung und Gewohnheit des Sieges über die niederen Triebe zu stärken, wobei verständiger Gesundheitspflege und leiblicher Uebung wesentlicher Antheil zugesprochen wird. Ein praktischer Theil, der diesen theoretischen Betrachtungen folgt, beschäftigt sich mit den zu bekämpfenden Feinden (inneren: Sentimentalität und Sinnlichkeit; äußeren: schlechte Kameraden, Sophismen der Trägheit) und den Hülfsquellen zum Kampfe (inneren: besonders die steigende Freude an der Arbeit; äußeren: Umgang, Eltern, Lehrer und Umgebung, erweckende Vorbilder aus Literatur und Geschichte). Alles das wird mit sittlichem Ernst und erfahrener Lebensklugheit abgehandelt. Die Uebersetzung verdient nicht uneingeschränktes Lob. Peinliche Treue gegen das französische Original führt an einzelnen Stellen zu einem gewissen Nebelgrau der Rede und zu Mißgriffen im deutschen Ausdruck. Anderswo wünscht man dagegen, der Uebersetzer hätte die Schlagwörter des Verfassers entweder durch entsprechende Fremdwörter wiedergegeben oder sie in Klammern beigefügt. Beispiel die Ueberschriften: „Das beschauliche Nachsinnen". Was ist das? Kontemplative Meditation — oder dergleichen könnte im Deutschen ganz wohl stehen. Gefühlsseligkeit. Wie sagt der französische Autor? Das Aeußere des Buches zeugt vom guten Geschmack seines Verlegers. Der sparsam eingestreute Buchschmuck ist modern und eigen, aber nicht gesucht.

S-r.

P. Zur deutschen Volkskunde. Wachsendes Bedürfniß nach nationaler Selbsterkenntniß und Vertiefung äußert sich in dem zunehmenden Interesse für deutsche Stammeskunde. Die von Ernst Wachler herausgegebene „Deutsche Zeitschrift" in Berlin, hat die Einrichtung getroffen, daß sie einzelne ihrer Hefte je einem Stamme widmet. Zuerst erschien ein Baltisches, dann ein Schwäbisches Heft. Der August d. J. brachte nun ein Schlesisches Heft, welches — vielleicht auch wegen voller Vertrautheit des Herausgebers als geborenen Schlesiers — besonders viel Schönes enthält. Ueber „Schlesiens ideelle Bedeutung" spricht Ernst Wachler. Schlesien ist die Heimath Schleiermachers, Alexis', Adolf Menzels, Eichendorffs, G. Hauptmanns. Die verschiedenen Seiten des schlesischen Landes, Volkes, der Zustände prägen sich in diesen Männern aus. „Schlesien ist ein halb süddeutsches Land" meint Victor Hehn. „Der Schlesier," sagt der Herausgeber, „darf bei seinen geistigen Bestrebungen nie vergessen, daß er nach Blut, Sprache, Brauch und Sage zum Süden gehört, daß Thüringer und Franken seine nächsten Vettern sind, daß er, wie der Deutsche Böhmens und Mährens, in einer Sudetenlandschaft wohnt, daß Preußen sein Vaterland, Oesterreich sein Mutterland ist." Ferner: „Man durchwandere die herrlichen Grenzlande von Schlesien, Böhmen und Mähren: lebt diese Welt schon in der großen Kunst? Und wenn nicht, sieht man da nicht, wo eine goldene Zukunft unsrer Poesie zu suchen ist?" Kurd v. Strantz behandelt in einer gedrungenen Arbeit Schlesiens Vergangenheit und Zukunft, Dr. Drechsler das Schlesische Volksthum, E. Hickmann Schlesiens wirthschaftliche Entwicklung 1800—1900. Außerdem finden noch die Schlesische Literatur, Mundart, bildende Kunst, Theater und Zeitungswesen verständnißvolle Bearbeiter. Ein fast abgeschlossenes Bild eines deutschen Landes, erhebend für die Schlesier, belehrend für alle Deutschen, eine Musterarbeit für die Darstellung weiterer Stämme und Gruppen des großen, deutschen Vaterlandes.

## Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Das erste deutsch-lateinische Wörterbuch wurde in Ulm von Joh. Zainer um das Jahr 1471 gedruckt; es führt den Titel: Vocabularius Incipiens teutunicum ante latinum und besteht aus 282 Quartblättern. Weder Panzer noch Graesse scheinen jemals ein Exemplar desselben gesehen zu haben, obschon Beide das Wörterbuch erwähnen, Graesse mit dem Zusatz: „C'est probablement le premier lexique allemand-latin." Ein Exemplar bietet jetzt das bekannte Antiquariat von Heinr. Kerler in Ulm zum Kaufe und zwar um die Kleinigkeit von — 2000 M.! Wie viele Philologen sich wohl um diesen ebenso ehrwürdigen als höchst seltenen Thesaurus reißen werden?

* Die Wärme des menschlichen Körpers ist neuerdings, wie wir in der „Köln. Ztg." lesen, von Dr. Lumbard in New-York mit einem neu erfundenen feinen Apparat an vielen Personen untersucht worden. Unter den Ergebnissen ist zunächst auffallend, daß der weibliche Körper im Durchschnitt um etwa $^3/_4$ Grad, zuweilen auch nur um $^1/_2$ Grad wärmer ist als der männliche. Der Unterschied kann sich in einigen Fällen noch weiter verringern, aber es ist kein einziges Beispiel gefunden worden, in dem ein männlicher Körper wärmer gewesen wäre als ein weiblicher. Es ist auch ganz sicher festgestellt, daß Kinder entschieden wärmer sind als Erwachsene, und zwar beträgt der Unterschied etwa 1 Grad und ist um so größer, je jünger das Kind ist. In keinem einzigen Falle war die Wärme auf den beiden Seiten des Körpers völlig gleich. Die linke Seite des Kopfes bis gegen den Nackenansatz hin ist wesentlich wärmer als die rechte. Diese Beobachtungen sind von erheblichem Interesse für die Physiologie und Medizin, und es ist anzunehmen, daß der von Dr. Lumbard erfundene Apparat der Untersuchung ein neues Feld eröffnen wird.

* Ueber die Entstehung der Fjorde, die unter Geographen und Geologen noch immer eine vielumstrittene Frage ist, hat der jüngere Nordenskjöld eine größere Arbeit in dem Bulletin des Geologischen Instituts der Universität Upsala veröffentlicht, die auf eigene Beobachtungen begründet und von Karten und Photographien begleitet ist. Nordenskjöld unterscheidet, so entnimmt die „Post" Karl Stangens „V. Ztg.", zwischen normalen oder radialen Fjorden, wie denjenigen in West-Grönland und Neu-Seeland, parallelen Fjorden, wie in Alaska und Patagonien, und zusammengesetzten Fjorden, wie den norwegischen. Die Fjorde kommen stets in Gruppen oder Systemen vor. Der Meeresboden ist in ihnen uneben, mit großer Tiefe in den Becken und mit geringerer Tiefe am Zugang vom offenen Meere her, der also durch eine Art untermeerischer Schwelle ausgezeichnet ist. Sie sind fünf- bis vierzigmal länger als breit und stets von steilen hohen Mauern aus festem Fels eingeschlossen. Ihre Vertheilung auf der Erde beweist, daß sie in einer Beziehung zur Vergletscherung stehen. Die Austiefung älterer Thäler durch Ströme von Eis vermag die verschiedenen Eigenschaften der Fjorde noch am besten zu erklären. Es macht sich aber dabei der Uebelstand bemerkbar, daß über eine kräftige und jahrhundertelang andauernde Wirkung von Gletschern auf den Untergrund noch nichts Genügendes bekannt ist, um die Entscheidung der Frage zu ermöglichen, ob das strömende Eis einem durch das Wasser vorbereiteten Felsenthal die Gestalt zu geben vermag, die in den heutigen Fjorden zum Ausdruck kommt.

* Graf Barthélemys Forschungsreise in Hinterindien. Der um die Erforschung Hinterindiens wohlverdiente Graf Pierre de Barthélemy unternahm im Februar 1900 von Tay Ninh in Cochinchina aus eine Reise in nordöstlicher Richtung ins Quellgebiet des Donai und seines Nebenflusses Song Be in der Absicht, über die Orographie dieser bisher nur von den Missionen Blim und Baoie flüchtig berührten Gegenden, besonders über die Lage und Bedeutung des Berges Djamlea Klarheit zu erlangen und nach einem der vorgeschobenen Militärposten von Annam durchzustoßen. Der letztgenannte Zweck wurde zwar nicht erreicht, da die undurchdringlichen Wälder im Quellgebiete des Donai Graf Barthélemy etwa unter 12 Grad nördlicher Breite zur Umkehr zwangen, im übrigen aber wurde ein bisher noch fast unbekanntes Stück Cambodjas erschlossen. Ein Bericht und eine Routenkarte Graf Barthélemys, diese im Maßstabe 1:200,000, finden sich im Juni-Hefte von „La Géographie". Die Reise führte zunächst durch das Land der Stieng, das offen und ziemlich eben und nur von 100 bis 170 m hohen Hügeln durchsetzt war. Weiter im Osten, in der Nähe des Berges Djambra, wurden die Erhebungen etwas höher, doch stellt dieser Berg trotzdem einen isolirten Rücken dar. Er liegt nach Graf Barthélemys Karte etwa unter 11° 45′ nördl. Br. und 106° 55′ östl. L. und ist dem Texte zufolge 1800 bis 2000 m hoch, während auf der Karte nur eine Höhe von 1000 m eingetragen ist. Der Berg und die ihn umgebenden Höhenzüge stellen die Wasserscheide zwischen den nach Norden und nach Süden strömenden Nebenflüssen des unteren Mekong dar.

γ. Das Bohnenverbot der Pythagoreer und die indogermanische Religionsforschung. Eines der eigenthümlichsten Gesetze, welches die Pythagoreer ihren Schülern auferlegten, war, sich der Bohnenspeise zu enthalten. Wie es zu erklären sei, haben schon die Alten nicht recht gewußt, und schließlich wurde zur landläufigen Meinung, daß die Bohne wegen ihrer sinnenreizenden Wirkung verboten worden sei. Das Räthsel ist nun durch die vergleichende Religionswissenschaft gelöst. Schon im Jahre 1884 wies L. v. Schröder ein ähnliches Bohnenverbot in den ältesten Ritualtexten der Inder, dem Yajurveda, nach. Hier heißt es, daß der Inder, wenn er sich auf das Opfer vorbereite, sich der Bohnen enthalten solle. Indessen fehlte damals dem österreichischen Forscher noch jeder Aufschluß über den Zusammenhang zwischen Indern und Griechen. Den haben ihm weitere Untersuchungen inzwischen erbracht. Bei den Esten im Dörpterlande (um Dorpat) wird um die Weihnachtszeit ein Topf mit Bohnen im Hause aufgestellt, und jeder nimmt sich eine Bohne daraus, in Skandinavien steht beim Julfest ein Bohnentopf im Kreise der Feiernden, bei den alten Römern endlich wurde den Lemuren, den Todtengeistern, ein Bohnengericht vorgesetzt. Das führt zum Schlusse, daß die Bohne eine Todtenspende gewesen ist, wodurch es sich dann erklärt, daß den Lebenden die Speise untersagt wurde. Die Bohnenart aber ist nicht die Stangenbohne, sondern die Puff- oder dicke Bohne (Vicia faba L.).

Mit dieser Untersuchung ist ein weiteres Glied der Kultur der indogermanischen Urwelt erschlossen und wenn auch heute über den Ort dieser Urwelt immer noch keine Einigung erzielt ist, so sind doch schon so viele Beobachtungen durch die Vergleichung von Sprache und Sitte der indogermanischen Völker gemacht worden, daß man schon eine ziemlich deutliche Vorstellung von dem Leben und dem Kulturzustand jenes verschollenen Menschengeschlechts erhält.

* **Ueber das Medizinstudium der Frauen an den deutschen Universitäten im Sommersemester 1901** schreibt Eulenburg in der „Deutsch. Med. Wochenschr.", Nr. 28, 1901: „Bei der aktuellen Bedeutung, die die gesetzliche Regelung des Frauenstudiums und der Zulassung zur Praxis für den ärztlichen Stand augenblicklich gewonnen hat und voraussichtlich in naher Zukunft in noch verstärktem Maße gewinnen wird, macht sich der Mangel sicherer statistischer Unterlagen über den Umfang des gegenwärtigen Frauenstudiums an den deutschen Hochschulen in bedauerlicher Weise fühlbar. Wir haben deßhalb geglaubt, durch eine an die sämmtlichen medizinischen Fakultäten des Deutschen Reichs, sowie auch Deutsch-Oesterreichs und der Schweiz gerichtete Umfrage zunächst ermitteln zu sollen, wie hoch sich die Zahl eingeschriebener Hörerinnen — da es sich zumeist noch nicht um immatrikulirte Studentinnen handelt — an den einzelnen Fakultäten gegenwärtig beläuft und wie viele darunter als deutsche Reichsangehörige für die Ausübung der ärztlichen Praxis in den nächsten Jahren voraussichtlich in Betracht kommen. Dekane der medizinischen Fakultäten Deutschlands haben fast sämmtlich durch Ausfüllung des zu diesem Zwecke übersandten Schemas unsern Wünschen freundlichst entsprochen — mit alleiniger Ausnahme von München, von wo wir trotz wiederholter Bitte die gewünschte Auskunft nicht erhalten konnten. Unter den nicht zum Deutschen Reiche gehörigen Universitäten, bei denen wir anfragten, haben Wien, Basel und Genf bisher keine Antwort gegeben. Wir lassen nun zunächst die ermittelten Zahlen in tabellarischer Uebersicht folgen:

Universitäten des Deutschen Reichs.

| Zahl der eingeschriebenen Hörerinnen der Medizin im Sommersemester 1901 in | | darunter Inländerinnen (Reichsdeutsche) | Ausländerinnen |
|---|---|---|---|
| Berlin . . . | 25 | 4 | 21 |
| Bonn . . . . | 5 | 5 [1] | — |
| Breslau . . . | 2 | 2 | — |
| Erlangen . . | — | — | — |
| Freiburg i. B. . | 18 | 14 [2] | 4 |
| Gießen . . . | — | — | — |
| Göttingen . . | — | — | — |
| Greifswald . . | — | — | — |
| Halle a. S. . . | 12 | 8 [3] | 9 [4] |
| Heidelberg . . | 6 | 6 [1] | — |
| Jena . . . . | — | — | — |
| Kiel . . . . | — | — | — |
| Königsberg . . | 1 | 1 [1] | — |
| Leipzig . . . | 24 | 2 | 22 |
| Marburg . . | — | — | — |
| Rostock . . . | — | — | — |
| Straßburg . . | 2 | 2 | — |
| Tübingen . . | — | — | — |
| Würzburg . . | — | — | — |
| Gesammtzahl | 95 | 39 | 56 |

Wie aus dieser Zusammenstellung und den Anmerkungen hervorgeht, verfügt nur die Minorität der medizinischen Fakultäten Deutschlands bisher über „Hörerinnen" der Medizin, die als solche in das Fakultätsalbum eingetragen werden; immatrikulirte Studentinnen haben bisher nur die badischen Fakultäten (Freiburg und Heidelberg). Ganz oder überwiegend ablehnend gegen die Zulassung von Frauen als Hörerinnen verhalten sich, wie aus den uns zugegangenen Begleitschreiben hervorgeht, einstweilen die medizinischen Fakultäten von Kiel und Tübingen."

[1]) Darunter nur 4 eigentlich inskribirt (mit Reife vom hum. Gymnasium); 1 ohne Reifezeugniß hört nur einzelne Vorlesungen.

[2]) Darunter 10 „immatrikulirt", 4 (ohne Maturitätsexamen) nur als „Hörerinnen" eingeschrieben.

[3]) 3 Inländerinnen haben in diesem Jahre das Staatsexamen absolvirt, eine davon ist zum Dr. med. promovirt worden.

[4]) Russinnen.

* **Marburg.** Die beiden diesjährigen Ferienkurse wurden, der „Frkf. Ztg." zufolge, insgesammt von 149 Herren und Damen besucht. Der Nationalität nach waren unter den Theilnehmern 63 Deutsche, 46 Engländer, 16 Schweden, 12 Holländer, je 2 Franzosen, Italiener, Russen, Finnländer und Japaner, aus Norwegen, Oesterreich, Ungarn und der Schweiz je einer.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

H. Arsuna: Die zehn Gebote des Germanen. Braunschweig, Vieweg 1901. M. 0.20. — Statistischer Rückblick auf die königlichen Theater zu Berlin, Hannover, Kassel und Wiesbaden für 1900. Berlin, Mittler und Sohn. — V. v. Heidenstam: Landschaften und Menschen. Reiseskizzen. Deutsch von E. Stine. Straßburg, Heitz. M. 2.50. — W. Fred: Modernes Kunstgewerbe. Essays. (Ueber Kunst der Neuzeit.) Heft VI. Ebd. 1901. M. 2.50. — B. Delbrück: Grundfragen der Sprachforschung. Straßburg, Trübner 1901. M. 4. — E. v. Kupffer: Doppelliebe. Novellen. Zürich, C. Schmidt 1901. M. 2. — Dr. R. Behla: Ueber „Cancer à deux" und Infektion des Krebses. (S.-A. aus der „Deutschen Medizin. Wochenschrift 1901, Nr. 26.) Leipzig, Thieme 1901. — Volksbote. 1902. Oldenburg und Leipzig, Schulze M. 0.50. — J. Burg: Coulissenstaub. Berlin, Lilienthal 1901. M. 1. — W. Gentsch: Die Weltausstellung in Paris 1900. Berlin, Heymann 1901. M. 2. — E. O. Hörsting: Welteuträume. 2. Heft. Leipzig, Grieben 1901. M. 1. — E. Linde: Kunst und Erziehung. Leipzig, Brandstetter 1901. M. 3.40. — Dr. med. F. Grimm: Mißstände der Aerzteversorgung, bei den gesetzlichen Krankenkassen in Deutschland. Stuttgart, Stähle u. Friedel 1901. M. 1. — Nouvelles Conversations de Goethe avec Eckermann, 1897—1900. Paris, Revue blanche. Fr. 3.50. — Führer durch Rappoltsweiler und das Carlsbad. (Woerls Reisehandbücher.) Würzburg und Wien, Woerl. — Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst. VIII. Jahresbericht. Ständige Ausstellung. I. Verloosung. München, Manz. — Dr. Ph. Allfeld: Die Gesetze betr. das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst. 2. Aufl. München, Beck 1901. M. 1.20. — M. Pollwein: Bayerisches Gesetz betr. Ausübung der Jagd. 5. Aufl. Ebd. 1901. M. 2.50. — R. Heymann: Skizzen und Geschichten. München, „Frühroth" M. 1. — Do., Weiße Nächte, Märchen. Ebd. — Die Baukunst. 6. Heft, II. Serie: Othmar v. Leixener: Der Kirchenbau der Hoch- und Spätrenaissance in Venedig. Berlin und Stuttgart, Spemann. — Hand-Kommentar zum Neuen Testament. I. Bd., 1. Abth., 2. Hälfte u. 2. Abth. 3. Aufl. Tübingen und Leipzig, Mohr 1901. M. 2.50. — J. Kürschner: China. 1. Lfg. Leipzig, Zieger. M. 0.75.

Verantwortlich für den Inseratentheil i. V.: F. Xav. Wöhrle in München.

Jahrgang 1901. München, Freitag, 30. August. Nummer 198.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.



## Die Eva des Genter Altarwerkes.

Von Dr. Heinrich Röttinger.

Als Dürer 1521 in Gent des „Johannes Tafel" gesehen hatte, schrieb er in sein Tagebuch: „Das ist ein überköstlich, hochverständig Gemäl, und sonderlich die Eva, Maria und Gott Vater sind fast gut", und gab damit das älteste uns erhaltene Kennerurtheil über das Werk der beiden Eyck. Menschenalter hindurch blieb es bei dieser unbedingten Anerkennung (fast = fest), und daß allmählich die Gestalten des ersten Menschenpaares vor den anderen Tafeln die Bewunderung der Beschauer erregten. Das 18. Jahrhundert schuf auch hierin Wandel. Zwar ist es nur eine Sage, aber eine bezeichnende, wenn erzählt wird, Kaiser Joseph II. habe über die Erscheinung der Eva gelacht, und die Entfernung der „fast guten" angeordnet.[1]) In dieser Verbannung verblieb sie 80 Jahre, während welcher ein vollständiger Umschwung im Kunstgeschmacke erfolgte. Der Name der Eyck war wieder zu seinen Ehren, der Genter Altar zu voller Würdigung gelangt, nur die Bewunderung, die man auch jetzt der Eva nicht verweigerte, war nicht mehr die alte. Was Joseph II. zur Heiterkeit gereizt hatte, darüber kam auch die Kunstbegeisterung unsrer Zeit nicht hinweg. Dürer hatte Evas massiger Bauch zu keiner Einschränkung seines Lobes veranlaßt, er verlor über ihn als selbstverständlich kein Wort. Moderne Menschen stehen vor dem Bilde wie vor einem Räthsel, Unbefangene lachen wie weiland der Kaiser, Menschen mit historischem Sinne suchen nach einer Erklärung, unschön erscheint die Rumpfbildung der Eva aber heute Allen. Die Bewunderung gilt nur der getreuen Kopie der Natur.

Die Meinung, daß die Eva ein Wunder von Naturerscheinung sei, war bis vor kurzem die allgemeine, und wir wollen ihr vorerst nicht entgegentreten. Aber die so oft gestellte Frage dürfen wir wagen: warum hat Jan, als dessen Werk die Eva heute gesichert ist, sich zur Kopie einer so häßlichen Natur entschlossen? Weil, lautet die traditionelle Antwort, es dem nordischen Maler der Zeit fast unmöglich war, ein gutes Modell aufzutreiben. Daß das Wiedergegebene Jan selbst nicht gefallen habe, steht dabei als ein Axiom außer Zweifel.

Von dem Vorwurfe der Prüderie ist das 15. Jahrhundert freizusprechen. Das Geschlechtsleben stand im Vordergrunde des Interesses der Zeit, in den Schwänken und Fastnachtsspielen finden wir es bis zum Ueberdrusse abgehandelt. Was uns glaubhafte Quellen über die Freiheiten der Badehäuser erzählen, findet in dem Wohlwollen, mit dem die Zeit der Prostitution gegenüberstand, seine erläuternde Ergänzung.[2]) Der Besuch der Frauenhäuser galt als erlaubt und selbstverständlich, ja dem deutschen Bürgerthum war es geläufig, durchreisende Fürsten darin zur Ehrung freizuhalten. Die niederländisch-französischen Verhältnisse waren von den deutschen nicht verschieden. Eine burgundische Miniatur in einer französischen Handschrift auf der Stadtbibliothek zu Breslau gibt uns eine drastische Illustration französischen Badelebens (Schultz a. a. O., Fig. 83). Je ein Mann und eine Frau sitzen in einer Wanne zusammen, nicht lediglich wegen der Konversation, wie Geberden verrathen. Der üppige burgundische Hof war seinen deutschen Nachbarn in diesen Dingen an Raffinement voraus. Die Heerzüge der burgundischen Fürsten machten Tausende von fahrenden Fräulein mit. Namentlich in Frankreich und Burgund war das Stellen lebender Bilder bei fürstlichen Einzügen beliebt: Ludwig XI. begrüßten 1461 in Paris drei nackte Mädchen als Sirenen, Karl dem Kühnen wurde 1468 zu Brügge Adam und Eva im Paradiese vorgeführt, und Karl V. empfing die Bürger Antwerpens 1520 mit „schönen Jungfrauenbildern", die Dürer so gefielen.[3]) Zu keiner Zeit seit den Tagen der Alten war das schöne Geschlecht weniger spröde, seine Reize öffentlich zu zeigen, als zu der der Eyck. Warum gerade dieses Jahrhundert dem in seiner Werkstätte verschlossenen Künstler so ungern Modelle geliefert haben soll, da es, wie wir ebenfalls aus burgundischen Miniaturen wissen,[4]) den Lehrern der Medizin zur Unterweisung ihrer Hörer den Leib lebender Frauen willig gewährte, ist nicht einzusehen. Und da die Annahme, die so freigebig zur Schau gestellten Frauenkörper seien durchwegs minderwerthige gewesen, im Ernste nicht gemacht werden kann, so muß die Beharrlichkeit, mit der die Künstler großbäuchige Typen in ihren Werken darstellen, doch einen anderen Grund als den des Mangels tauglicher Modelle gehabt haben.

Gegenüber der herrschenden Anschauung von dem Naturabklatsche, den Jan in der Eva gegeben, sind die Stimmen, die das Gegentheil andeuten, denn mehr als Andeutungen geben auch diese nicht, überaus selten. Mir sind nur zwei bekannt geworden: erstlich die Otto Seecks,[5]) der nur an Gesicht und Hals, Händen und

[1]) Crowe und Cavalcaselle, Geschichte der altniederländischen Malerei. Leipzig 1875. S. 66.

[2]) Vgl. darüber A. Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert. Wien 1892, und J. Scherr, Geschichte der deutschen Frauenwelt. 4. Aufl. Leipzig 1879.

[3]) Crowe und Cavalcaselle, a. a. O., S. 197 und Floegels Geschichte des Grotesk-Komischen. 4. Aufl. Leipzig 1887. S. 265.

[4]) Vgl. die Facsimilia bei Choulant, Geschichte der anatomischen Abbildung. Leipzig 1852.

[5]) O. Seeck, Die charakteristischen Unterschiede der Brüder van Eyck. Berlin 1899. (Abhandlungen der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, N. F. III. 1.) S. 6.

Armen, Füßen und Beinen bis etwa zum Knie hinauf Naturstudien erkennen will, den Rumpf aber für „gänzlich mißlungen“ erachtet. Leider glaubt auch Seeck an die unübersteiglichen Schwierigkeiten der Modellbeschaffung. Er findet Naturtreue nur an jenen Körpertheilen, „welche ein keusches Weib einem nahestehenden Manne allenfalls sehen läßt“.[6]) Dabei übersieht Seeck, einmal, daß im Mittelalter Mann wie Frau nackt zu Bette lagen, und deßhalb für die keusche Frau, die dem ihr nahestehenden Manne die Beine bis zum Knie zeigen zu können glaubt, kein Grund vorlag, ihm den Anblick ihres Rumpfes zu entziehen — und dann, daß Jan keineswegs auf die Körperformen einer keuschen Frau angewiesen war. Weniger eingehend, aber weitere Ausblicke eröffnend, äußert sich Fr. Carstanjen in seiner Abhandlung über die „Entwickelungsfaktoren der niederländischen Frührenaissance“,[7]) wenn er bei aller Anerkennung für die Beobachtungsgabe und das Modellstudium Jans findet, die Eva sei an einzelnen Stellen, so am Unterleib, etwas übermodellirt. Indem er von Uebermodellirung spricht, verwirft er mit Seeck die These von der unbedingten Naturkopie. Während aber Seeck in der eigenthümlichen Rumpfgestaltung der Eva lediglich die Ergebnisse unsicherer Gestaltungsversuche erblickt, weist Carstanjen auf ein Unterstreichen, Ueberbieten, Verbessern der Natur hin.

Die verläßlichste Belehrung wird uns aus der aufmerksamen Betrachtung der Gestalt der Eva selbst erwachsen. Da drängt sich uns zunächst die Thatsache auf, daß der Nabel überaus hoch liegt. Brücke gibt in seinem Buche: Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt (2. Aufl., Wien, 1893), S. 84, eine Anweisung, die normale Nabellage zu bestimmen. Man hat darnach die Entfernung des Nabels von der Halsgrube mit seiner Entfernung von dem Punkte, wo sich die Linien der Schenkelbeugen treffen, in Vergleich zu setzen. Wird die zweitgenannte Entfernung gleich 100 gesetzt, so schwankt die entsprechende Verhältnißzahl für die erstere zwischen 174 und 157. Bei der Eva Jans beträgt sie ungefähr 110.[8]) Weiteres erscheint bei größerer Fettablagerung der Nabel wegen des an dieser Stelle stattfindenden festen Anhaftens der Haut an der Bauchwand eingesunken,[9]) was bei der Eva so gut wie nicht der Fall ist. Daß weiters die linea alba, bedingt durch die Wölbung der beiden geraden Bauchmuskeln, die sie trennt, unter dem Nabel um so viel deutlicher ausgeprägt ist als aber ihm, während das Gegentheil die Regel ist (Langer, S. 208), fällt auf, umsomehr, als man an einem so fettreichen Bauche ein deutliches Hervortreten der geraden Bauchmuskeln überhaupt nicht erwarten darf. Findet dies aber statt, so befremdet, daß ihre nach außen liegenden Abdachungen, die Depression, „welche der sehnigen Partie der Bauchwand zwischen geraden und schiefen Bauchmuskeln entspricht“ (Brücke, S. 75), vollständig fehlt. Bei der starken Entwickelung des Bauches sollte man ferner ein durch das Hineinragen der Eingeweide unter die von den Rippenbögen gedeckten Bauchräume bewirkte Auftreibung des unteren Theiles des Brustkastens erwarten (Langer, S. 203). Statt dessen zeigt die Eva eine zwar an falscher Stelle, nämlich unmittelbar unter der Brust angebrachte aber deutlich erkennbare Taille. Dieser unerwarteten aberen Abgrenzung des Bauches entspricht seine untere. Langer führt S. 207 aus, daß nur bei jugendlichen und fettarmen Personen die Wölbung des Bauches ohne bestimmte Grenze, wie dies bei der Eva geschieht, in den Schomberg übergeht daß er aber bei großer Fettansammlung sich von diesem deutlich zu scheiden pflegt.

Alle diese Erscheinungen drücken dem Rumpfe der Eva Jans den Stempel des Unorganischen auf. So hoch man auch die Schwierigkeit der Modellbeschreibung für das 15. Jahrhundert anschlagen mag, sie ist verschwindend gegen die Mühe, die Bauchbildung der Eva an einer Frau von Fleisch und Blut nachzuweisen. Zieht man den Habitus der übrigen Körpertheile der Eva in Betracht, so läßt sich eine beiläufige Rekonstruktion des Bauches geben, den das Modell thatsächlich gehabt haben mochte. Jan bediente sich für seine Eva einer 35—40jährigen Frau von magerem aber sehnigem Körperbau. Arme und Beine kopirte er getreulich. Beim Entwerfen des Bauches aber beeinflußte ihn die vorgefaßte Absicht, ihn groß und rund erscheinen zu lassen. Diese Rundung plastisch hervortreten zu machen, schob er den störenden Nabel möglichst hoch hinauf. Die bei seinem Modelle stark entwickelten geraden Bauchmuskeln behielt er als der Kopist, der er seinem Wesen nach ist, bei; die seitlichen Einsenkungen aber vernachlässigte er zugunsten der ungetrübten Wölbung des Bauches. An seinem fettarmen Modelle war die Furche zwischen Bauch und Schamberg wenig bemerkbar. Das nahm er auf seine Tafel hinüber, ohne Rücksicht darauf, daß sich der Bauch seiner Eva; könnte er sich dimensional gestalten, deutlich gegen den Schamberg absetzen müßte.

Bei dieser Erkenntniß drängt sich uns die Frage auf: was hat den sonst so gewissenhaften Jan zu dieser entschiedenen Abweichung von der Natur bewogen? Da diese Frage nie gestellt wurde, fehlt es auch an Versuchen, sie zu beantworten. Aber die Andeutung einer Erklärung gibt beiläufig Arthur Weese im Begleittexte zu Hirths Schönem Menschen (II, 11), wenn er sagt, es sei „das Weib mit den kleinen hängenden Brüsten und dem aufgetriebenen Leibe als Mutter der Menschheit hingestellt“. Weese will also etwa die Wahl des praenaturen Modells, denn von einem Abgehen von der Natur ist auch bei ihm keine Rede, mit der Absicht des Malers anzudeuten, zu symbalisiren, in Verbindung bringen. Nun ist diese Erklärung ein hübscher Versuch, modernen Beschauern die abstoßende Eigenthümlichkeit der Eva ausdeutend genießbar zu machen, aber historisch haltbar ist sie nicht. Abgesehen davon, daß z. B. Adolf Michiels gerade Merkmale der Jungfräulichkeit vom Körper der Eva (allerdings in Coxcies Kopie) ablesen zu können glaubte:[10]) die nordische Kunst des 15. Jahrhunderts symbalisirt noch nicht durch physiognomische Veränderungen, sondern lediglich durch

[6]) Man ist versucht, dabei an Jans Frau zu denken, aber sie kann dem Künstler als Modell zur Eva nicht gedient haben. 1430, in welches Jahr Seeck die Arbeit an den Tafeln der ersten Menschen setzt, war Jan wahrscheinlich noch unbeweibt, 1432, in welchem Voll (Die Werke des Jan van Eyck. Straßburg 1900, S. 57) die Eva als letzte Arbeit am Altarwerke entstehen läßt, scheint Jan zwar geheirathet zu haben; die junge Frau stand aber damals, wie wir aus der Inschrift auf ihrem Portrait von 1439 wissen, im 22. Lebensjahre. Das Modell war jedoch bedeutend älter.

[7]) Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, 20. Jahrgang, 1896. S. 177.

[8]) Die von C. H. Stratz (Die Schönheit des weiblichen Körpers. 3. Aufl. Stuttgart 1899) S. 36 f. empfohlene Methode zur Bestimmung der menschlichen Proportionen von Fritsch, an der Eva wegen ihrer Stellung nur mit Vorsicht in Anwendung zu bringen, weist ebenfalls eine abnorm hohe Lage des Nabels nach.

[9]) Langer, Anatomie der äußeren Formen des menschlichen Körpers. Wien 1884. S. 208.

[10]) Michiels spricht in seiner Histoire de la peinture flamande et hollandaise. Bruxelles 1845, II, 60 von „seins voluptueux, qui n'ont pas encore allaité les fils de l'homme“.

gegenständliche Zugaben. Und dann: wenn auch der Genter Altar nicht für Jans, sondern Huberts theologisches Wissen Zeugniß ablegt, bleibt es doch unwahrscheinlich, daß sein Vollender in der eben sündigenden Eva die Mutter hätte andeuten wollen, da doch der Herr nach dem Sündenfalle zur Eva spricht: Ich will dir viele Schmerzen schaffen, wenn du schwanger wirst.

Ist ein Abgehen von der Natur zum Zwecke symbolischer Charakterisirung ausgeschlossen, so bleibt nur ein Grund, der nächstliegende, aus dem heraus der Künstler ja zumeist an seinen Modellen bessert: das Streben nach Schönheit, d. h. nach dem, was den Gebildetsten und feinst Empfindenden seinerzeit als Schönheit galt.

Wie häufig und leicht dem Manne des 15. Jahrhunderts auch im Vergleiche zu den Gepflogenheiten unsrer Zeit die Möglichkeit geboten war, nackte Frauenkörper zu sehen, zu einer sicheren Kenntniß und geläufigen Beurtheilung, wie sie der Grieche besaß, ließen ihn klimatische Verhältnisse, sowie die Tendenz des Christenthums nicht vordringen. Das Nackte war zum Anstößigen geworden, und das Bewußtsein des Unerlaubten trübte den überdies durch sinnliche Regungen befangenen Blick. Die Darstellung von den Formen des weiblichen Körpers entbehrte der Grundlage gefestigter anatomischer Kenntnisse und blieb daher trotz aller Gelegenheit, sie nach der Natur zu berichtigen, schwankend. Eine ruhige Prüfung gestattete nur die bekleidete Frau, und der gewohnte Linienfluß ihrer Erscheinung wurde zum Ideal der nackten Gestalt,[11]) ein Vorgang, der sich gewiß im Mittelalter ebenso vollzog, wie er sich heute noch vollzieht, nur mit dem Unterschiede, daß sich seinem Einflusse in der Frühzeit unsrer Kunst auch Männer vom Range eines Jan willig hingaben, während sich ihm später besonders Manieristen zugänglich erwiesen, heute ihm aber nur mehr etwa Zeichner pornographischer Witzblätter und ihnen kongeniale Künstler erliegen.

Die Mode des 15. und der ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts hat verschiedene Elemente aufzuweisen, welche die Betonung des Bauches bei der bekleideten Frau begünstigen. Den nächsten Anstoß gab die durch stöckellose Schuhe bedingte schlaffe Haltung der Frau (Stratz, Frauenkleidung, 126). Dazu kommt dann der eigenthümliche Schnitt der Röcke, welche von so außerordentlicher Länge waren, daß die Frauen beim Gehen den vorderen Theil des Kleides aufraffen und tragen mußten, während der rückwärtige als Schleppe nachzog. Bei andauernder Bewegung fiel das Tragen lästig, zumal man die Röcke mit schwerem Pelzwerk zu füttern liebte, und man half sich, indem man den aufgerafften Bausch durch den Gürtel zog. In beiden Fällen sammelte sich vor dem Bauche eine Menge Tuches an, die bei vornehmen Damen, die schwere und stark gefütterte Röcke trugen, zu beträchtlichem Umfange anwuchs. „Die mentel . . .“ schildert Geiler von Kaisersberg, die Mode seiner Zeit, den Oberrock, den Surcot der Franzosen darunter verstehend, „heben sie uff und nemen sie under die arm und sein groß umb sich, und wenn sie den mantel herab lant fallen, so stand sie darin . . . nit anders, dann wann sie in eim starckennest stünden“. (Schultz, S. 347.)

Das macht jedoch noch nicht Erscheinungen verständlich, wie sie die Frau des Arnolfini auf dem Londoner Bilde Jans oder die hl. Katharina auf seinem Dresdener Reisealtärchen bieten. Diese Bäuche zu erzeugen, war das schwerste Kleid unvermögend, dazu bedurfte es eines eigenen Toilettenartikels, den die Mode sich auch wirklich schon im 14. Jahrhundert geschaffen hatte, wenn er auch seinen Einfluß augenfälliger erst auf die ausdrucksreichere Formensprache des 15. Jahrhunderts geltend machte, nämlich eines unter den Oberkleidern auf dem Bauche befestigten Polsters. Er findet sich zumeist in Verbindung mit einer rund um die Hüften laufenden Polsterung, welche etwa die Wirkungen der späteren Vertugalla erzielte. Seiner Unscheinbarkeit und Werthlosigkeit wegen erhielt er sich nirgends in Natura, seiner Intimität wegen nirgends in Stichen oder Bildern gegenständlich dargestellt. Dafür haben ihn uns Satiriker und Moralisten literarisch bezeugt. Für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts citirt Viollet-Le-Duc eine Belegstelle aus dem Testamente des Jehan de Meung, für den Anfang des 15. verweist er auf den Mirouer du Mariage des Eustache Dechamps.[12]) Eine vorzügliche Schilderung gibt Geiler in seiner Predigt vom Kaufmannsschatz 1517, in der er als 15. der unnützen Zierden der Frauen „die seck, die sie umb sich gürlen“ nennt. „Wenn die Frauen clein (mager) umb sich seind, so nemen sie ein sack oder sunst ein grob dick thuoch und ist etwann mit baumwollen gfült, das binden sie umb sich, daz sie dick scheinen, und kummen eben als die bratbeckerknecht mit der schürtzen.“ (Schultz, S. 357.) Auch hier ist von einer Polsterung rund um den Leib die Rede. Die Schlußwendung weist aber auf den vor dem Bauche befindlichen Sack als charaktergebend hin. Kenner der mittelalterlichen Literaturen werden reichlichere Belege beizubringen imstande sein, doch bedürfen wir ihrer nicht: genügende Dokumente liefert uns, da der Bestand der Mode einmal bezeugt ist, die lange Reihe modisch bekleideter Frauen von den burgundischen Miniaturisten des 15. Jahrhunderts bis auf Lucas Cranach, das beste Beispiel vielleicht die Frau auf dem Stiche Zasingers (Passavant 22, Hirths Formenschatz, 1885, 113), und zwar deßhalb, weil hier durch das Sichtbarwerden der Schenkelkontur das Vorhandensein des Polsters besonders deutlich wird. Diese der Stabilität der Grundformen der spätmittelalterlichen Tracht entsprechend langlebige Mode erreichte ihren Höhepunkt im 15. Jahrhundert, das in Dingen der Mode wie in anderen ganz besonders zu Ausschreitungen neigte, und da natürlich in den reichsten Ständen, den Hofkreisen und dem Bürgerstande. Sie fällt erst der Umgestaltung zum Opfer, welche das europäische Kostüm durch das Uebergewicht der spanischen Mode erfuhr.

Den bestimmtesten Ausdruck fand der Einfluß der geschilderten Mode in den Aktfiguren der niederländischen Künstler des Jahrhunderts. Ich hoffe wahrscheinlich gemacht zu haben, daß der Rumpf der Eva Jans, der einzigen erhaltenen weiblichen Aktfigur von seiner Hand (das leider verlorene, ein Frauenbad darstellende Bild,

[11]) Ich bemerke, daß diesen Satz, zu dessen Begründung ich seit langem Material sammle, mit anderen Worten zuerst Stratz in seinem 1900 erschienenen Buche: Die Frauenkleidung ausgesprochen hat.

[12]) Dictionnaire raisonné du mobilier français. Paris 1870 f. III, 112.

De telles en verras par Paris offrir maintes,
Qui ainsi com je di sont senglées et ceintes
D'unes larges ceintures, qui si pou sont estraintes,
Qu'on ne cognoist sovent les vuides des enceintes.
— — — — — — — — — — — —
Toutes sont par reins lées, combien que maigres soient;
Ne sai qu'eles y boutent, ne qu'eles y emploient,
Fors que viez peliçons, si com maintes gens croient;
Tuit se sevent, espoir, celles ou cils qui m'oient.

Vgl. auch IV, 74 und 93.

von dem Facius berichtet, hätte reicheres Material geboten), eine mit Zugrundelegung thatsächlichen Modellstudiums entworfene Konstruktion ist. Memling und van der Goes sind ihm darin mit ihren Even gefolgt[13]) und sicher noch eine große Zahl nordischer Künstler zweiten und dritten Ranges zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Ein Dürer allerdings wird die Konstruktion durch Wahl eines entsprechenden Modells überflüssig gemacht haben; der Gesichtspunkt, aus dem er diese traf, bleibt derselbe wie der Jans. Sein großes Glück, 1503, also vor seinen Proportionsstudien entstanden, macht den Eindruck voller Natur.[14])

Der Gebrauch des Bauchpolsters war eine Begleiterscheinung der hohen Taille, d. h. der unmittelbar unter der Brust bewirkten Gürtung. Zweimal nach gelangte die hohe Taille zu allgemeiner Geltung: in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts und zu Anfang des 19., und jedesmal findet sich in Gemäßheit des Eindruckes, den eine hochgegürtete Frau machen muß, gleichzeitig eine Anzahl mehr oder minder hochbeiniger Akte in der Kunst.[15]) Es fällt auf, daß sich diese Hochbeinigkeit bei der Eyck'schen Eva nur schwach, bei jenen Memlings und van der Goes' gar nicht zeigt. Der Grund ist darin gelegen, daß durch die Verstärkung des Bauches das Entstehen der Vorstellung der Hochbeinigkeit, wie gewiß bei hüftenstarken Frauen auch in den späteren Perioden der hohen Taille, sehr erschwert wurde. Dafür empfand das 15. Jahrhundert die Partie zwischen Gürtung und Bauch, den Rumpf, als besonders langgestreckt. Jans Eva, an der auch die hochgesetzte Taille bemerkbar wird, hat einen langen Rumpf, einen noch längeren die Eva Memlings, am deutlichsten zeigt ihn die Liebeszauber übende Frau (van Seeck übrigens für den jungen Jan angesprochen) im Leipziger Stadtmuseum.

Es erübrigt endlich, zu untersuchen, wie sich die dem Jan zugemuthete Uebertragung des Linienflusses der bekleideten Frau auf die nackte Idealgestalt zu dem als ein Merkmal Eyck'scher Kunst erkannten Realismus des Meisters stellt.

Was schon an den Hervorbringungen der burgundischen Miniatoren des 14. Jahrhunderts deutlich wird, gilt auch für Jan und seine Nachfolger: ihre Frauentypen stehen beträchtlich unter ihren Männertypen. Der Mann ist von vornherein geneigt, am Geschlechtsgenossen vor allem das individuell Charakteristische, am Weibe das generell Charakteristische, in seinen Augen das Schöne zu bemerken, dem Maler der Zeit, von der wir reden, insbesondere bot sich allein in der Darstellung von Mannesgestalten Gelegenheit, charakterisirend zu differenziren: dem göttlichen Dulder und den gottseligen Bekennern auf der einen, den Pharisäern und Schergen auf der anderen Seite; die weiblichen Gestalten, welche seine Kunst von ihm fordert, fallen fast ausnahmslos in die zweitgenannte Gruppe der Verklärten. Dieser Umstand läßt uns zusammen mit dem besonderen Gesichtswinkel, unter dem er die Andersgeschlechtigen betrachtet, die Armuth an Typen, die ihm für das Weib zu Gebote stehen, begreifen.

Für den h. Donatian der Palamadonna wählte Jan etwa einen Mann zum Modell, der ihm die Charakteristika eines würdigen Bischofs am ausgeprägtesten zu bieten schien. Der h. Donatian ist in geringerem Grade Portrait als der Kanonikus Pala selbst. An der Maria des Bildes fehlen die portraithaften Züge vollständig (Voll a. a. O. 21). Jan wird auch für sie nach einem Modelle gesucht haben, das die wesentlichen Eigenschaften, mit denen die Zeit sich die Mutter des Heilandes dachte, besaß: höchste Anmuth und himmlische Schönheit. Diesen Anforderungen genügte kein Modell ganz, und er schuf idealisirend eine Gestalt, der er nach Geschmack und Können jene himmlische Schönheit verlieh. Zwischen Maria und Donatian steht in Auffassung und Bildung der h. Georg, die jugendliche Idealgestalt eines christlichen Ritters, an welche Jan höhere Anforderungen stellte als an die Figur des greisen Bischofs. Das Bildniß seiner Frau beweist, daß er als Portraitist auch weiblichen Individualitäten gerecht zu werden ver-

13) In seinem Buche: Die Frauenkleidung, S. 127, sagt Stratz: „Alle Evas des Mittelalters haben schmale Schultern, kleine Brüste und einen vorspringenden, stark gewölbten Bauch. Natürlicherweise ist diese Haltung der Frau in schwangerem Zustande eigen. Daraus erklärt sich, warum der künstlerische Geschmack damaliger Zeit selbst vor der Darstellung der schwangeren Frau in nacktem Zustande nicht zurückschreckte. Die Eva von Hans Memling in der k. k. Gemäldegalerie in Wien ist schwanger, die von van Eyck im Museum in Brüssel ist es in noch viel höherem Maße, und selbst Tizians nackte Schöne von Urbino in den Uffizi zu Florenz, ein Nachklang jener Zeit, ist in demselben Zustande gemalt. Man fand nicht die Schwangerschaft als solche schön, sondern man erkannte sie einfach nicht und malte auch diese, weil sie mit dem damals herrschenden Ideal bekleideter weiblicher Schönheit in Uebereinstimmung zu bringen war." In dieser Form ist die Behauptung Stratz' unannehmbar. Was die Eva des Memling anbelangt, so fehlen an ihrem Leibe die bekannten Schwangerschaftszeichen vollständig: die Brust ist flach, der Warzenhof rosig, von einer [illegible] keine Spur. Diese fehlt auch der Eva des Jan. Dafür ist allerdings ihre Brust derber, der Warzenhof dunkel pigmentirt und die Warze hervorragend. Man beachte aber, daß bei Jans wie bei Memlings Even sowohl Farbe als Prominenz der Brustwarzen denen der korrespondirenden Adam-Gestalten entsprechen, wir es also offenbar mit dem freien Belieben der einzelnen Meister zu thun haben. Die volle Brust allein kann doch wohl nicht als Zeichen der Schwangerschaft gelten und bezüglich des Hauptmerkmales, des vorspringenden Bauches, halte ich an meiner oben dargelegten Anschauung fest. Daß das Unschöne der Schwangerschaft im 15. Jahrhundert nicht so gefühlt wurde wie heute, ist gewiß so richtig wie etwa die Behauptung, daß die Steatopygie niemals weniger als Schönheitsfehler galt, als zu Zeiten des cul de Paris. Auch mag es der Zufall gewollt haben, daß einmal ein Maler ein besonders gutes Modell in einer Schwangeren gefunden zu haben glaubte, deren Zustand er nicht erkannte. Aber generalisiren darf man diesen möglichen Einzelfall nicht. Die Eva des Jan wie die des Memling geben den Typus der weiblichen Aktfigur im 15. Jahrhundert. Sind sie schwanger, so sind es auch alle anderen, die ihnen gleichen. Daß aber durchaus schwangere Weiber sich den unwissenden Malern als Modelle aufgedrängt haben sollten, ist nicht sehr glaublich. Aber unverständlich ist es, wie Tizian in dieser Angelegenheit genannt werden konnte. Stratz irrt, wenn er glaubt, daß seine Kunst ein Nachklang der Zeit ist, aus der Jan heraus seine Eva schuf. Dann aber: der Bauch der Schönen von Urbino steht im besten Verhältniß zu ihrer sonstigen Körperfülle. Von der durch die Haltung der linken Hand geschaffenen Kontur und Schattenpartie sollte sich ein geübter Beschauer nicht täuschen lassen. Nicht einmal die an späteren Aktgestalten Tizians und seiner Nachfolger gewöhnliche massige Fülle, ein Reflex der plumpen Majestät der wattirten spanischen Tracht, ist an der Schönen von Urbino wahrzunehmen. Ihr Bauch ist nicht größer als jener der im ganzen schlankeren Venus des Giorgione in Dresden, welche die[illegible] Handhaltung zeigt, und bei der eine Beeinflussung durch [illegible] spanische Mode ausgeschlossen ist.

14) Die italienische Kunst blieb, dank dem durch das beständige Vorbild des Alterthums geläuterten Schönheitsgefühle der Nation, wie das Land von der Mode des Bauchpolsters, von der besprochenen Erscheinung frei. Die einzige italienische Aktfigur, die in ihren Formen an die niederländischen Even erinnert, ist die sogenannte nuda veritas des Giambellin in der Akademie in Venedig, deren voller Bauch aber offenbar eine allegorische Bedeutung hat, welche, wie die der ganzen Reihe, der das Bildchen angehört, noch nicht erkannt wurde.

15) Ich verweise auf mir naheliegende Beispiele, für das 17. Jahrhundert auf das Bild Bacchus und Ceres von Hans von Achen im Wiener Hofmuseum, für das 19. auf ein „Die Friedende" betiteltes Werk J. B. Mallets, das ich aus einem Stiche kenne.

stand. Aber seine Madonnen und heiligen Frauen verrathen das Streben nach Idealisirung alle.

Nun ist des öfteren auf die Aehnlichkeit hingewiesen worden, welche zwischen den Gesichtszügen seiner Eva, welche ihrerseits wieder den Idealtypus Jans repräsentirt, und denen der Jeanne de Chenany auf dem Londoner Verlobungsbilde besteht. Sie gestattet eine zweifache Erklärung: entweder hat Jan die Züge der Frau des Arnolfini idealisirend denen seiner heiligen Frauen ähnlich gemacht, oder Jeanne näherte sich seinem Ideale von weiblicher Schönheit. Die erste Annahme ist bei einem so gewissenhaften Portraitisten wie Jan unstatthaft. Besteht die zweite zu Recht, war die junge Jeanne im Urtheile unsres Meisters eine seinem Ideale wenigstens nahekommende „Schönheit", so wird uns an ihrem Beispiele verständlich, daß Jan, so wie er dem Eva-Modelle ihre zum Ideale geklärten Züge verlieh, auch dem Rumpfe des Modells die gewohnte Bildung zu geben strebte, welche die Jeanne, wie jede elegante Dame, mit Hülfe ihrer Toilette vortäuschte, und die Jan mit seiner Zeit als schön empfand, wie der Umstand beweist, daß er sie auch an seiner h. Katharina auf dem Dresdener Altärchen nicht vermissen wollte.[16]) Auf höchste Schönheit hat Eva, das unmittelbare Werk Gottes, nicht weniger Anspruch als die Mutter Gottes. Ich habe vorhin bemerkt, daß ein tieferes Verständniß des menschlichen Körperbaues, das heute den subjektivsten Künstler in der Behandlung des Aktes in die Schranken des organisch Mäglichen zwingt, Jans Phantasien nicht beengte. Der Satz: was modisch ist, ist schön, naiv Empfindenden nach heute geläufig, beherrschte unausgesprochen auch Jans Urtheil. Für den Reiz der Mode sein Gefühl zu schärfen, hatte sein Aufenthalt am Hofe in Lille Gelegenheit genug geboten. Das 15. Jahrhundert fühlte sich in keinem Gegensatz zur Natur, und darum waren ihm auch ästhetische Einwürfe gegen Erscheinungen der Mode unbekannt.

Dieses Idealisiren seiner Frauengestalten scheint nur ein Durchbrechen der realistischen Kunstübung Jans. Die Absicht moderner Realisten, die Personen der heiligen Geschichte uns durch ein Herabdrücken der Form menschlich näher zu bringen, hätte er als Gotteslästerung empfunden. An der Realität des Himmels und seiner Bewohner hat Jan natürlich nie gezweifelt. Dieser Realität höherer Ordnung entsprechende Typen waren auf Erden nicht zu finden, sie, wenn auch mit Mühe, seiner gestaltenden Phantasie abzuringen, die letzte Konsequenz seines Realismus.

## Hannibals Alpenübergang.

Wo hat Caesar seine Rheinbrücke geschlagen? Wo haben Varus und seine Legionen den Untergang gefunden? Ueber welchen Paß ist Hannibal gezogen? Das sind drei von den anscheinend „ewigen" Streitfragen, welche auf die Alterthumsforscher eine unverwüstliche Anziehungskraft ausüben und immer wieder neue „Lösungen" zeitigen. Während der Kampf um die Oertlichkeit der Varus-Schlacht noch mit unverminderter Heftigkeit tobt und sich wohl auch so bald nicht legen wird — es müßte denn sein, daß überraschende Funde das Dunkel der Schriftstellerberichte heben —, scheint die Frage nach Caesars Rheinfestung jetzt der Entscheidung zugeführt zu sein;[1]) und wenn nicht alles trügt, ist auch das Problem des Weges, auf welchem Hannibal die Alpen überschritt, jetzt seiner Lösung näher gerückt durch Wilhelm Osiander, den unermüdlichen Verfechter der Montcenis-Theorie. Das letzte, 1900 erschienene Buch desselben („Der Hannibal-Weg neu untersucht und durch Zeichnungen und Tafeln erläutert"), ist die spezielle Frucht seiner im Sommer 1899 unternommenen Wanderung durch die Westalpen, auf welcher die Routen über den Großen und Kleinen St. Bernhard, den Kleinen und Großen Cenis, den Genèvre und Lautaret der Reihe nach untersucht wurden. Der Verfasser genoß noch eine besondere Vergünstigung, indem ihm von der italienischen und französischen Regierung „freie Circulation" gewährt wurde, wodurch er in Stand gesetzt war, manche Punkte, die andere Forscher nur flüchtig berühren konnten, in aller Muße zu studiren. Sodann muß erwähnt werden, daß ihn zwei Kollegen begleiteten, die ihm in naturwissenschaftlichen, insbesondere geologischen Fragen werthvolle Aufschlüsse zu geben vermochten.

Ranke kleidete seine Urtheile über den Stand der Frage in die Worte: „Ich bilde mir nicht ein, diese Streitfrage lösen zu können, will vielmehr nachweisen, weßhalb eine solche Lösung unendlich schwierig und immer hypothetisch bleiben muß." Das klingt nicht sehr ermuthigend, aber im Grunde hat Ranke die Unlösbarkeit des Problems doch nicht bewiesen. Viele Lösungen sind in der That nicht möglich: es gilt nur unter den wenigen in Betracht kommenden Gebirgspässen denjenigen ausfindig zu machen, der den Berichten des Alterthums am besten entspricht. Zwei Gewährsmänner kommen hauptsächlich in Frage: Polybios und Livius, und unter den Pässen der Westalpen im wesentlichen nur vier: der Große und Kleine St. Bernhard, der Mont Genèvre und Mont Cenis.

Der Große St. Bernhard ist jetzt ziemlich allgemein aufgegeben. Die vulgäre römische Tradition hielt allerdings an ihm fest, indem man den Namen Mons Poeninus irrthümlich mit den Puniern zusammenbrachte.[2]) Dieser östliche Paß, der erst zur Zeit des Augustus durch Straßenausbau gesichert wurde, lag für den karthagischen Feldherrn viel zu weit ab: wenn er zu den Salassern (nach Aosta und Ivrea) niedersteigen wollte, war der Kleine St. Bernhard die für ihn gegebene Route, und an diesem halten namhafte Gelehrte neuerer Zeit fest, u. a. Niebuhr, Mommsen, Kiepert. In der That ist diese Alpenpassage bei weitem die bequemste, und man dürfte kaum dagegen einwenden, daß Hannibal dann immer noch einen weiten Umweg gemacht hätte. Zudem steht fest, daß dieser Weg seit den ältesten Zeiten die große Heerstraße aus dem keltischen in das italische Land war. Wohl aber harmonirt damit nicht die Nachricht der Alten, „daß der erste Offensivstoß der Karthager gegen Turin gerichtet war, und solches hätte für eine aus dem Thal von Aosta debouchirende Armee unter den obwaltenden Verhältnissen nicht den mindesten Sinn gehabt".

Es bleibt also nur die Entscheidung zwischen dem Mont Genèvre (1865 Meter) und dem Mont Cenis

[16]) Die arme Jeanne hat ihre modische Eleganz in neuerer Zeit in häßlichen Verdacht gebracht, in dem befangen Laborde das Verlobungsbild la légitimation benannte. Vgl. Weale, Notes sur J. v. Eyck. Londres 1861, S. 24. Ich bemerke, daß mir der Abstand der Entstehungszeit der Eva von der des 1434 gemalten Londoner Bildes wohl bekannt ist. Es ist aber kaum zweifelhaft, daß Jan den seit 14 Jahren in Brügge lebenden Arnolfini wie dessen spätere Gemahlin schon früher kannte. Vgl. Kämmerer, Hubert und Jan van Eyck. Bielefeld 1898 (Künstler-Monographien Nr. 35), S. 66.

[1]) Vergl. Bonner Jahrb. 104, S. 1 ff.

[2]) Vergl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 20. März 1901 Nr. 65 S. 5 und 7.

(2064 Meter). Auf den ersten schwören diejenigen Forscher, die dem Livius ols der glaubwürdigsten Quelle falgen (d'Anville, Gibbon, Letranne, Desjardins u. A.); ouf den Mont Cenis die Anhänger des Polybios (Saussure, Uckert, Nissen u. A.). Beiden Parteien scheint es vallkommen unmöglich, die beiden Berichte ouf vernünftige Weise miteinonder zu vereinigen. Osiander dagegen glaubt, sie ungezwungen in Einklang bringen zu können. Der Bericht des Palybias, des ältesten und (man mag einwenden, was man will) kampetentesten Zeugen, konn nur auf den Mont Cenis bezogen werden. Nach Livius marschirte Hannibol von der „Insel der Allobrager" on der Isère-Mündung durch das Gebiet der Tricastiner, die Thäler der Isère und des Drac an die Druentia (Durance). War er aber erst einmol im Durance-Thal, so ergab sich für ihn ols einzig bequemer Uebergang der Mont Genèvre, der ihn direkt zu den Tauriniern führte. Nach Palybios dagegen ist Hannibal niemals an die Duronce gekommen. Eine Vereinigung dieser beiden Berichte ist nur dann möglich, wenn die Druentia des Livius nicht die Duronce ist, sondern, wafür Osiander sich entscheidet, der Droc. Daß diese Läsung eine „ungezwungene" sei, wird man Osiander schwerlich zugeben, und noch bedenklicher ist die von ihm postulirte Gleichsetzung der Statianen Durotincum und Druantium. Gewiß kann im Alterthum nach mancher Fluß keltischen Gebietes den Nomen Druentio geführt haben — es sei nur an die in den Genfer See mündende Dranse erinnert —, aber kein Leser des Livius wird sich unter der Druentia einen anderen Fluß als die Duronce vorgestellt haben, und auch Livius selbst hat schwerlich on einen anderen gedacht.

Als Hauptgrund gegen die Mantcenis-Theorie wird geltend gemacht, daß keines der römischen Itinerore eine über den Cenis führende Straße erwähnt, und das betont u. A. auch Mammsen ausdrücklich: „der Weg über den Mant Cenis ist erst im Mittelalter eine Heerstraße geworden." Thatsächlich wird der Mons Cinisius erst im 8. Jahrhundert erwähnt. Auf der Paßhöhe soll ein Juppitertempel gestanden haben (vgl. den Poeninustempel auf dem Graßen St. Bernhard): das berichtet der Chronist von Navolese unter dem Jahre 773: „olim templum ad honorem cuiusdam cacodei scilicet Jovis ex quadris lapidibus plumbo et ferro valde connexis mirae pulchritudinis quondam constructum fuerat", eine Nachricht, welcher Osiander merkwürdigerweise Glauben schenkt. Aber davon obgesehen, kann der Paßübergang den Römern nicht unbekannt gewesen sein. Das beweist eine Natiz Strabons (IV, 203) über das Alpenvolk der Meduller, „welche die höchsten Berggipfel bewahnen". „Oben steht in einigen Vertiefungen ein großer See, und zwei Quellen sind nicht sehr weit ab voneinander. Aus der einen kammt der Druentias, ein reißender Bergstram, der gegen den Rhodanus obstürzt" u. s. w. Mit dem See der Meduller kann nur der See ouf dem Cenis-Plateau gemeint sein. Die Paßebene soll nach heute plaine Médulline heißen, und Lago Laridn gilt als der „sehr olte" Name des Cenis-Sees, den Osionder bei Ptolemaios, III, 1, wiederfindet in der Form *Λαρίδη λίμνη*. Dazu kommt als weiteres nicht zu unterschätzendes Argument, daß es dem Verfasser gelungen ist, die Aussicht vam Cenis auf die Pa-Ebene durch Zeichnung zu fixiren. „Die Wolken waren verschwunden," schreibt er, „nur eine dünne Dunsthülle lag über dem Ausgong des Dorathales, und mit Hülfe meines Feldstechers entdeckte ich ein Stück des Pa-Landes, wie ich es mir nicht besser wünschen kannte. Das typische Bild einer aberitalienischen Ebenenlandschaft mit ihren geraden, an manchen Punkten sich kreuzenden Pappelalleen lag auf schmalem Raum, doch unverkennbor deutlich vor mir; ab und zu durchbrach im Lichtstrohl die Dunsthülle, und für einen Augenblick schimmerte das Land hellgrün auf. Mit der steigenden Sanne stiegen auch die Wolken wieder ous dem Dorathal empor, und in einer Viertelstunde war das schlichte, ober hochinteressante Bild verschwunden."

Das sind einige bemerkenswerthe Punkte in dem Osiander'schen Buche, die den Wunsch einer gründlichen Nachprüfung rechtfertigen. Die Anhänger der Genèvre-Thearie werden sich jedenfalls nicht sa leicht besiegt erklären; denn sie kännen sich nach wie vor auf Livius berufen, dessen Dorstellung allerdings an so starken Widersprüchen leidet, „daß ihr einem ölteren und zuverlässigen Gewährsmann wie Palybios gegenüber keinerlei Gewicht beizulegen ist" (Nissen). Den Einwand, daß der Mont Genèvre erst im Jahre 77 v. Chr. von Pampejus den Römern erschlossen worden ist, läßt van neueren Gelehrten Portsch nicht gelten.[3]) Möglich wäre es ja, daß der Paß, den Pampejus wählte, und mit der ihm eigenen Uebertreibung preist, eine thatsächlich minderwerthige andere Paßpforte gewesen ist. Aber der Beweis, doß es der Mant Genèvre nicht gewesen sein könne, läßt sich natürlich nicht erbringen.

m.

---

Besprechungen.

* Das „Jahrbuch des Scheffel-Bundes" eingeleitet van Oskar Pach (Schwetzingen-Heidelberg und Wien, 255 S. 8°. Verlag des Scheffel-Bundes) feiert mit dem vorliegenden Bande sein zehnjähriges Bestehen. An vierhundert Mitarbeiter lieferten in dieser Zeit beinahe tausend literarische und artistische Beiträge, unter denen sich 94 Arbeiten aus Scheffels Nachlaß finden, fast ebenso viele Studien über den Dichter, mit neun Bildnissen desselben, weiter viele Illustrationen, Autographen, Tonstücke u. dergl. Der vartiegende Band bringt einen köstlichen Aufsatz über Scheffels „Aufenthalt in Toblino", der jüngst erst durch die Herausgabe seiner während dieser „Einlagerung" verfaßten Briefe und Berichte, wobei ihm der Maler Anselm Feuerbach Gesellschaft leistete, in die Oeffentlichkeit gelangte (Stuttgart bei A. Bonz). Die Beziehungen des damals noch schwer ringenden Malers zu dem als Dichter schon bahnbrechenden Scheffel erläutert Clara Farstenheim aus Feuerbachs eigenen Briefen; Max Braun schildert eine Begegnung mit Scheffel 1862 im Argauer Bade zu Brestenberg. In anziehendster Weise aber schildert Dr. Joseph Thamas Cathiau Scheffels ganze Entwicklung, seine lang dauernden Kämpfe mit der Themis und der Kunst, seinen Drang zur Landschaftmalerei und nach Italien, seine Fahrten und Studienreisen daselbst und wie derselbe endlich auf dem glückseligen Capri-Eiland seines wahren und echten Berufes inne gewarden sei. Dabei führt uns Cathiau eine Menge von interessanten Portrait- und Charaktergestalten vorüber: den ernsten, wahlmeinenden Vater des Dichters, die feinsinnige, hochdichterisch veranlagte Mutter, von welcher Joseph Victor die „Frohnatur und Lust zum Fabuliren" ererbte; Scheffels edle Freunde, darunter der geniale Archäaloge Julius Braun, der herbe Landschaftsmaler Ernst Willers, die Häupter der damals in Rom florirenden deutschen Künstlerkolonie, den tiefblickenden gelehrten Engerth und viele andere gleich anregende Männer und Frauen. Und mitten darunter unser Poet: ein Mensch voll der reichsten Begabung und überschäumenden Kraft, eine reine, schöne, groß angelegte, glücklich entwickelte, feingebildete Natur, unter dem fröhlichen Künstlervalke vielleicht der Fröhlichste, jeden Tag wie einen Festtag genießend — die Arbeit sowahl wie die Erholung. Wie köstlich spiegelt sich dieser stets perlende und erfrischende Humor in den Episteln aus den Sabinerbergen und Olevana! Mit Fug und Recht wurde ihm hier im Eichenhain der Serpentara, beim Frühlingsfest

---

[3]) In Pauly-Wissowa's Realencyklopädie I, 1606.

der deutschen Künstler 1897 ein gebührendes Denkmal errichtet, ein ähnliches wird auch alsbald den Felsen nächst dem Appenzeller Wildkirchlein zieren. Besondere Beachtung verdient der Umstand, wie frühe dem Dichter schon die schemenhaften Gestalten entgegentraten, die er dann später im Trompeter und im Ekkehard künstlerisch verwerthete; darunter der „stille Mann in der Erdmannhöhle", wovon er schon in der ersten Zeit seiner juridischen Praxis der geliebten Schwester erzählte — eine phantastische Schöpfung, welche auch in dem „stillen Mann in der Heidenhöhle" des Ekkehard wiederkehrt. Dann die beliebte häufig wiederkehrende Signatur des „Meister Josephus vom dürren Ast", der Popanz des „Enderle von Ketsch" und des „Waldgeistes Meisenhart", der unübertreffliche „Kater Hidigeigei" und viele andere persönliche Beziehungen und Erlebnisse, die alle, wie bei Goethe, aus der subjektivsten Erfahrung zu objektiven Schöpfungen krystallisirten. Scheffel bleibt immer originell und frisch, je tiefer uns gegönnt wird, ihn in der geheimen Werkstatt seines Schaffens zu belauschen. Welche Fülle von Einblicken in diese arbeitselige Kraft wird die endlich auch in Sicht gestellte Sammlung von Scheffels Briefen gewähren! Bei weiterem fleißigen Suchen und Forschen mögen sich noch viele Ueberraschungen ergeben! Dankenswerth ist auch die Studie von Oskar Pach über „Scheffel im Elsaß". — Beigegeben sind dem Jahrbuch die Biographien und Bildnisse mehrerer Scheffel-Freunde, wie August Ferdinand Maier, des mit Scheffel so treu verbundenen Malers und Dichters Eduard Ille, Karl Maria Heidt, Ludwig Liebe u. s. w. und da das Jahrbuch auch zur Förderung neuerer Lyriker seine Spalten öffnet, allerlei Beiträge von Hermann Hango, Leopold Hörmann, A. M. Kalloden, Peter Rosegger, Ferdinand v. Saar, Paul Wilhelm (zum 70. Geburtstage der Marie v. Ebner-Eschenbach), Arthur Achleitner und vielen Anderen.

Gegen Ende des abgelaufenen Jahres ist im Verlag von Schwetschke in Braunschweig die erste Hälfte eines größeren Werkes erschienen, das nicht nur von den eigentlichen Fachmännern, an welche es sich richtet, sondern auch von den Gebildeten und den Lesern dieses Blattes beachtet zu werden verdient. Da das Werk noch nicht abgeschlossen vorliegt, so beschränken wir uns auf eine vorläufige Anzeige. Dasselbe darf ein zweifaches Interesse für sich in Anspruch nehmen: einmal und in erster Linie um des Gegenstandes willen, der für die christliche Theologie und mittelbar auch für die christliche Gemeinde von hervorragender Bedeutung ist: es ist das Räthsel des Johannesevangeliums. Die Literatur über dasselbe ist ja unübersehbar, und auch die jüngste Zeit hat zur Beantwortung der Frage ja mancherlei beachtenswerthe Beiträge zutage gefördert, daß der Verfasser des obigen Werkes den Zeitpunkt zur definitiven Lösung eines der dunkelsten aller Probleme für gekommen erachtet. Das Ergebniß, das er mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit zu beweisen unternimmt, geht darauf hinaus, daß das vierte Evangelium von einem Gnostiker des 2. Jahrhunderts herrühre, der in Antiochien gelebt habe, und der Inhalt desselben unter der Hülle der Allegorie ein zeitgeschichtlicher sei. Daß diese Beantwortung der Frage für die gesammte Theologie, falls der Wahrheitsbeweis oder doch Wahrscheinlichkeitsbeweis sollte geliefert werden können, und auch für die christliche Gemeinde von größter Bedeutung wäre, versteht sich von selbst. Ein Urtheil abzugeben wird natürlich erst möglich sein, wenn einmal das abgeschlossene Werk vorliegen wird. Daß der Verfasser aber mit dem Rüstzeug ausgezeichneter Gelehrsamkeit an seine Aufgabe herangetreten ist, soll hier, wiewohl es sich eigentlich für den Verfasser eines solchen Buches von selbst versteht, doch ausdrücklich bemerkt werden. Und das führt uns auf das andere, was an diesem Buch Interesse erregt: das ist die Persönlichkeit des Verfassers, Dr. Kreyenbühl in Zürich. Derselbe ist seinem Fach nach Theologe und Philosoph zugleich, also durch seinen Bildungsgang gerade zur Lösung dieser Aufgabe ganz besonders befähigt. Er ist aber nichts weniger als nur ein trockener Gelehrter, sondern zugleich ein Mensch von Gemüth und Charakterstärke, der auch in der Philosophie das Moment der Gesinnung betont und nach Fichte's Wort lehrt und lebt: „Was für eine Philosophie Jemand hat, hängt davon ab, was er für ein Mensch ist." Und an der Schule zur Stählung des Charakters hat es ihm in seinem Leben fürwahr nicht gefehlt. Man kann dasselbe im vollen Sinn des Wortes als Martyrium bezeichnen. Geborener Katholik war der Verfasser des angezeigten Buches in seinen jungen Jahren an einem Lyceum in Luzern für die propädeutischen Fächer der Philosophie als Lehrer angestellt, wurde aber dort, da seine Ansichten über Religion und Christenthum durch die Veröffentlichung einer Schrift bekannt wurden und der Verfasser in derselben seine wahrhaft protestantische Gesinnung an den Tag legte, aus seiner Stellung vertrieben und sah sich genöthigt, auf einige Jahre mit Unterrichten an einer Bezirksschule der Nachbarschaft von Luzern sein Dasein zu fristen. Auf die Dauer konnte ihm aber diese Thätigkeit nicht zusagen, und er entschloß sich, als Dozent an der Universität Zürich aufzutreten und hat an dieser Hochschule eine stattliche Reihe von Jahren über Philosophie Vorlesungen gehalten, sich auch durch publizistische Thätigkeit am öffentlichen und kirchlichen Leben betheiligt und erst vor wenigen Jahren ein Buch über kirchliche Reform veröffentlicht. Wenn der Verfasser des angezeigten Werkes sich der Hoffnung hingeben mochte, daß der von seinen Glaubensgenossen Ausgestoßene nun in der freien protestantischen Atmosphäre Zürichs wiederfinden könne, was ihm in seiner Kirche verloren gegangen war und mit einer gewissen Nothwendigkeit hatte verloren gehen müssen: einen seinem Talent und seinem Gelehrtenfleiß lohnenden Wirkungskreis — so ist ihm leider — nicht durch die Schuld der Fakultät, welche vor dem Charakter wie der Gelehrsamkeit des Mannes die größte Hochachtung und ihn auch im letzten Falle, da es sich um ihn handelte, der Regierung vorgeschlagen hatte — diese Hoffnung bis heute nicht erfüllt worden. Möge er sich inzwischen mit dem Worte trösten, dessen bittere Wahrheit noch Höhere als er zu kosten bekommen haben; daß ein Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt, bis ihm so oder anders die verdiente Anerkennung zutheil wird und eine Thüre sich aufthut. Möge auch das angezeigte Buch dazu helfen, ihm einen Weg zu bahnen.

G.

## Mittheilungen und Nachrichten.

rd. **Der angebliche Verkehr zwischen Christus und dem Könige Abgarus von Edessa und der indische König Yndopheres als einer der heil. drei Könige der Bibel.** Nach einer Legende, die schon dem Vater der christlichen Kirchengeschichte, Eusebius (270—340), bekannt war, soll ein König Abgarus von Edessa mit dem Beinamen A. Uchama, d. i. der Schwarze, ein Zeitgenosse des Augustus und Tiberius, mit Christus einen Briefwechsel unterhalten und von diesem das sogenannte Edessein'sche Bild empfangen haben, d. i. ein Marienbild, welches nach einem im 11. Jahrhundert von Johannes Europalates erstatteten Berichte Christus selbst ohne Anwendung einer Farbe durch bloßes Auflegen eines Tuches auf das Angesicht Mariens hergestellt habe. Von der Herrscherfamilie, welcher dieser Abgarus A. Uchama angehörte, wissen wir nur, daß im Jahre 137 v. Chr. Orhoi-Bar-Chewje in Edessa das nach ihm benannte osrhoënische Reich gegründet und 28 Nachfolger gehabt hat, die insgesammt den Namen Abgarus führten. Daß die Legende, wie sie über Abgarus A. Uchama in Umlauf gesetzt worden ist, nicht echt sei, bedarf wohl keines Beweises; vermuthlich wollte man mit ihr nur die Thatsache ausschmücken, daß Abgarus von der Lehre Christi manches vernommen und ihr vielleicht auch Beifall gezollt habe, ohne förmlich zum Christenthum überzutreten. Auf keinen Fall darf Abgarus A. Uchama, den die Legende mit großer Bestimmtheit als einen Zeitgenossen des Augustus und Tiberius bezeichnet, mit einem der zwei später lebenden Könige dieses Namens verwechselt werden, von welchen nach dem untrüglichen Zeugnisse der auf uns gekommenen Münzen der eine gemeinsam mit dem römischen Kaiser Septimius Severus (193—211), der andere gemeinsam mit dem römischen Kaiser Gordianus III. (238—244) Münzen geprägt hat. Von den Münzen welche ein König Abgarus von Edessa gemeinsam mit Septimius Severus geprägt hat, zeigt eine auf der Vorderseite die Worte: *ΒΑΣ(ΙΛΕΥΣ) ΜΕΓ(ΑΣ) ΑΒΓΑΡΟΣ* (d. h. der große König Abgaros) und das mit der Tiara geschmückte Haupt des Abgarus nach rechts gewendet, und die Rückseite die Worte: *ΛΟΥΚ(ΙΟΣ) ΣΕΠ(ΤΙΜΙΟΣ) ΣΕΟΥ(ΗΡΟΣ)* (d. h. Lucius Septimius Severus) und das lorberbekränzte Haupt des Septimius Severus nach rechts gewendet (S. Mionnet V. 620, 147). Von den Münzen, welche ein König Abgarus von Edessa gemeinsam mit Gordianus III. geprägt hat, zeigt eine auf der Vorderseite die

Worte: *ΑΒΓΑΡΟΣ ΒΑΣΙΛΕΥΣ* (d. h. König Abgaros) und das mit der Tiara geschmückte Haupt des Abgarus nach rechts gewendet und hinter demselben einen Stern; die Rückseite zeigt die Worte: *ΑΥΤΟΚ(ΡΑΤΩΡ) Κ(ΑΙΣΑΡ) Μ(ΑΡΚΟΣ) ΑΝΤ(ΩΝΙΟΣ) ΓΟΡΔΙΑΝΟΣ*, (d. h. Selbstherrschender Kaiser Markus Antonius Gordianus) und das strahlenbekränzte Haupt des Gordianus nach rechts gewendet und vor demselben einen Stern. (Mionet V. 623, 157). — Neben Abgarus A. Uchamo, der sicher ein Zeitgenosse Christi war, mag von den asiatischen Herrschern noch eines anderen Zeitgenossen Christi gedacht werden, des Königs Yndapheres (*ΥΝΔΟΦΕΡΗΣ*) von Indien, dessen Münzen über eine Stelle der heiligen Schrift des neuen Testamentes (Matthäus II. 1—13), wo von der Ankunft dreier Könige aus dem Morgenlande in Jerusalem und Bethlehem die Rede ist, einen geradezu überraschenden Aufschluß geben, der bis in die neueste Zeit herein fast gar nicht beachtet worden ist. Dieser König heißt wechselnd bald Yndapheres und ähnlich, bald Goudophares oder Goudopharus, indisch „gudnphara", und ist identisch mit einem der hl. drei Könige, welche aus dem Orient kamen, um das Christuskind anzubeten. Die „legenda aurea" (historica lombardica) des Jakobus a Voragine (12. Jahrhundert nach Christus) erzählt, der Apostel Thomas habe den „rex Indiae Gudoferus" bekehrt; in den ältesten Quellen, welche die Geschichte der hl. drei Könige erzählen, heißt der eine „Gathaspar", „Gudaphorum" u. s. w., Wörter, aus denen allmählich „Gaspard", „Kaspar" geworden ist.

* Die europäische Wetterberichterstattung ist im Begriff, einen weiteren Schritt vorwärts zu thun. Die Great Northern Telegraph Company hat beschlossen, finanziell unterstützt durch die nordischen Königreiche, ein Kabel von den Shetlandsinseln über die Faröer nach Island zu legen. Dieser Kabellegung liegt, wie der „Standard" erfährt, der Wunsch zugrunde, eine genauere und sicherere Vorherbestimmung des Wetters im westlichen Europa zu ermöglichen, das wesentlich durch die von den nordwestlichen britischen Inseln kommenden Depressionen bestimmt wird. Man glaubt, daß diese telegraphische Verbindung mit Island auch die deutschen Wetterbureaus, vor allem die Seewarte in Hamburg, in den Stand setzen wird, bevorstehende Depressionen und darauffolgende Witterungsumschläge vorherzusagen.

* Ueber die russische Polar-Expedition geht der „Nowoje Wremja" eine Korrespondenz aus Jenisseisk vom 26. Juni zu, der wir folgendes entnehmen: Vor zwei Wochen machte sich Admiral Makarow auf seinem „Jermak" nach dem fernen Norden auf in der Absicht, in Port Dickson anzulaufen, um dort nach Spuren unsrer Polar-Expedition zu forschen, die vor einem Jahre aus St. Petersburg aufbrach und von der bis jetzt noch keine Nachrichten eingetroffen sind. Bekanntlich besteht das Ziel der unter der Leitung des Geologen Baron E. W. Toll stehenden Expedition in der Erforschung des Sannikow-Landes, das im Nord-Nordwesten von den Neusibirischen Inseln gelegen ist. Die Expedition schiffte sich auf dem in Schweden speziell zu diesem Zweck erworbenen Schiffe „Sarja" ein. In Nowaja Semlja sollte die Expedition ihren Kohlenvorrath ergänzen, ging aber, ohne das zu diesem Zweck gecharterte Schiff abzuwarten, in die Jugorski-Meerenge ab. Auf seiner weiteren Fahrt traf die „Sarja" kein einziges Schiff, um sich mit Brennmaterial zu versorgen. Dieser Umstand veranlaßte die Ankunft des Kommandeurs der „Sarja", Leutnants N. N. Kolomijzew, in Jenisseisk. Die „Sarja" überwinterte in der Taimyr-Bai. Die Ueberwinterung verlief recht günstig, obgleich fünf Mann der Bemannung am Scorbut erkrankten. Leutnant Kolomijzew verließ zweimal die „Sarja", um nach Kamtschatka zu gelangen, doch beidemal vergebens. Die Mündung des Flusses Taimyr konnte nicht gefunden werden. Das erste Mal machte sich Leutnant Kolomijzew am 20. Januar auf den Weg, mußte aber wegen Futtermangels für die Hunde nach 18 Tagen zurückkehren. Die zweite Reise nahm 26 Tage in Anspruch, wobei die ganze Küste der Taimyr-Bai erforscht wurde. Das dritte Mal ging Kolomijzew zu Wasser nach Goltschit und verließ die „Sarja" am 5. April; nachdem er 40 Tage zu Fuß gegangen war, kehrte er am 14. Mai auf das Schiff zurück. Unterwegs hatte er sich vom Fleisch eines getödteten Bären und eines getödteten Renthieres genährt. Aus Goltschit fuhr er mit Renthieren nach Dudinka und aus Dudinka per Boot nach Jenisseisk. Gegenwärtig verfügt die „Sarja" über einen Vorrath von 107 Tonnen Kohlen, d. i. einem Quantum, das unter den günstigsten Umständen nur dazu hinreicht, um bis Sannikow-Land zu gelangen und hierauf zu den Neusibirischen Inseln zurückzukehren. Bei dieser Sachlage kommandirte Baron Toll seinen Gehülfen und zugleich den Kommandeur der „Sarja" ab, um Kohlenniederlagen in Port Dickson und auf den Neusibirischen Inseln anzulegen. Kolomijzew folgte dem Rathe des Geologen L. A. Jatschewski und reiste anfangs nach Krassnojarsk, hierauf zu den Ssudrenski'schen Kohlengruben und schließlich nach Tomsk. Wenn der Ankauf von Kohle auch keine Umstände bereiten dürfte, so stehen der Zustellung derselben nach Port Dickson doch große Schwierigkeiten im Wege. Der Zustellung von Kohle auf die Neusibirischen Inseln stellen sich fast unüberwindliche Hindernisse entgegen. Im Lena-Bassin ist die Kohle zwar bekannt, doch findet dort keine Ausbeute derselben statt; sie müßte daher zur Lena per Achse aus Irkutsk transportirt werden. Die Ausfuhr von 100 Tonnen, d. i. 6000 Pud, würde sehr theuer zu stehen kommen.

* Ueber einen wichtigen archäologischen Fund wird der „Post" aus Turin geschrieben: Bei den Ausschachtungsarbeiten für den Bau eines neuen Armenhauses entdeckte man hier einen hohlen Bronzekopf aus der römischen Zeit, von vortrefflicher Arbeit und hohem künstlerischen Werth. Er gehörte offenbar zu einer Büste oder Statue des Kaisers Drusus oder Tiberius, die wahrscheinlich noch in der Erde liegt. In den Augen, den Haaren und an den Ohren des Kopfes fand man sichtbare Spuren von Vergoldung. Der Kopf wurde in der Nähe einer Mauer aus der Römerzeit gefunden. Er hat lockiges, auf die Stirn herabfallendes Haar und ein jugendliches Aussehen; er mißt 26 cm von einem Ohr zum anderen und 29 cm von der Stirn bis zum Kinn. Das Gewicht beträgt etwa 5 kg. Als man ihn fand, war er voll Wasser, das die äußere Patina der Bronze etwas mitgenommen hat.

* **Marburg.** Der Privatdozent der klassischen Philologie Dr. G. Wentzel in Göttingen ist zum außerordentlichen Professor an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Jena.** Der diesjährige 12. Ferienkurs war von 225 Theilnehmern aus allen Ländern besucht. Es entfielen auf Deutschland 118, England 23, Holland 11, Schweden 10, Oesterreich-Ungarn 20, Amerika 7, Dänemark und Rußland je 6, Japan 5, Norwegen und Serbien je 4, Belgien, Finnland, Italien und Frankreich je 2, Griechenland, Schweiz und Luxemburg je 1 Besucher.

* **Berlin.** Der Eisenbahnbau- und Betriebsinspektor Cauer, der kürzlich an der hiesigen Technischen Hochschule die neugeschaffene Dozentur für Eisenbahnbetriebe erhalten hat, ist zum Professor ernannt worden.

* **Konstantinopel.** Zum Direktor des hiesigen russischen archäologischen Instituts soll, wie man der „Frkf. Ztg." mittheilt, an Stelle des Archäologen Uspenski der Universitätsprofessor Kulakowski in Kiew ernannt werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Grazer Kunst. Hrgb. vom Grazer Künstler-Bund. Mai 1901. Graz, Wagner. — O. E. Hartleben: Goethe-Brevier. 2. verb. und verm. Aufl. München, Schüler 1901. — Zeitlexikon. Juli 1901. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. — Dr. F. Gottl: Die Herrschaft des Wortes. Untersuchungen zur Kritik des national-ökonomischen Denkens. Jena, Fischer 1901. M. 3. — Prof. Ad. Wagner: Agrar- und Industriestaat. Ebd. 1901. M. 1. — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich. 25. Jahrgang. 3. Heft. Leipzig, Duncker u. Humblot 1901. — Dr. J. Hann: Lehrbuch der Meteorologie. Lfg. 7 und 8. Leipzig, Tauchnitz 1901. Je M. 3. — H. Geyer: Katechismus für Terrarienliebhaber. Magdeburg, Creutz 1901. M. 1.50. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 378. Croatien und Slavonien. 9. Heft. Wien, Hölder. — W. Weigand: In der Frühe. Neue Gedichte. Leipzig und Berlin, G. H. Meyer 1901. M. 4. — Do., Tessa. Tragödie. 2. Aufl. Ebd. 1901. M. 2.50.

Jahrgang 1901. München, Samstag, 31. August. Nummer 199.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

### Uebersicht.



## Die schlesischen Weihnachtsspiele.

Nur einmal hat Schlesien in der Geschichte der deutschen Literatur eine führende Stellung erworben. Das geschah im 17. Jahrhundert, als Martin Opitz die Gebildeten der Nation davon überzeugte, daß allein in der Nachahmung antiker und französischer Muster das Heil für die deutsche Dichtung liege. Die urwüchsige Volkspoesie des Zeitalters von Hans Sachs gerieth in Verachtung, bald in Vergessenheit. Wohl sang das Volk nach wie vor seine schlichten Lieder, wohl führte es nach altem Brauche dramatische Spiele auf, aber die Theilnahme der höheren Schichten ging der Volksdichtung verloren. Daß wahre Kunst ohne gelehrte Kenntniß der fremden Muster nicht denkbar sei, galt den Gebildeten als ausgemacht.

In solchen Anschauungen ist noch Goethe aufgewachsen. Wie mußte er erstaunen, als er in seiner Straßburger Studienzeit aus Herders Munde die Offenbarung vernahm, daß die Poesie die „Muttersprache des menschlichen Geschlechtes" sei, nicht Caviar für Feinschmecker, sondern Brot für Jeden, der da hungert. Mehr und mehr verbreitete sich mit dieser Erkenntniß die Theilnahme für das dichterische Schaffen des Volkes. Auf Herders Spuren wandelnd, zogen die Romantiker mit liebevollem Verständniß alte Lieder und Mären aus dem Dunkel hervor. Gebrach es ihren Arbeiten bisweilen an wissenschaftlicher Genauigkeit, so wurde diese Lücke durch die aufblühende germanistische Forschung ausgefüllt. Auch in Schlesien, dem Heimathlande der Kunstdichtung des 17. Jahrhunderts, fand die Volkspoesie die verdiente Beachtung. Ein Schlesier, Karl Weinhold, verbreitete vor fast fünfzig Jahren Licht über die Geschichte des deutschen Volksschauspiels; dem gleichen Forschungsgebiet gehört das bedeutsame Buch „Die schlesischen Weihnachtsspiele" an, das Friedrich Vogt, Weinholds Nachfolger, auf dem germanistischen Lehrstuhl der Breslauer Universität, neuerdings veröffentlicht hat.[1]) Im Besitz zahlreicher handschriftlicher Texte vermochte Vogt das noch heute nicht ganz ausgestorbene schlesische Weihnachtsdrama in seinen mannichfachen Formen zu kennzeichnen, sein Verhältniß zu den Spielen anderer deutscher Landschaften zu ermitteln, seinen Entwickelungsgang aufzuklären. Die folgenden Darlegungen sollen auf Grund des Werkes von Vogt ein Bild von Schlesiens Weihnachtsspielen geben.

Dreierlei Stoffe werden um die Advents- und die Weihnachtszeit in häuslichen oder öffentlichen Aufführungen dargestellt: Christkinds Besuch, Christi Geburt, die Geschichte von den heiligen drei Königen und von Herodes. Demgemäß unterscheiden wir: Advent-, Christi-Geburt- und Herodes-Spiele. Christi Geburt wurde jedoch niemals selbständig, sondern stets in Verbindung mit dem Herodes- oder dem Advent-Spiel aufgeführt. Das letztere nimmt in seiner vollständigsten Gestalt, in der es noch heute im Riesengebirge lebt, folgenden Gang: Das Christkind und der Engel Gabriel, Beide von Mädchen oder jungen Frauen dargestellt, treten in langem, weißem Kleide und Schleier, oft auch mit Blumen oder Kronen geschmückt, in die Stube; Petrus mit Krone und Schlüsseln begleitet sie. Nach einigen Eingangsworten des Engels wünscht das Christkind den Anwesenden einen guten Abend und erkundigt sich, ob die Kindlein auch fromm gewesen seien:

Und wenn sie fromm gewesen sein,
hat's draußen einen Wagen stehn,
der ist geschmückt mit schönen Gaben
für die Mägdlein und für die jungen Knaben.

Aber Petrus muß über die Kinder bitter klagen. Auf dem Schulwege säumen sie, die Bücher zerreißen sie, ja sie schelten und fluchen sogar. Mit Unwillen vernimmt dies das Christkind; es macht Anstalten, die Stube zu verlassen, und seine Gaben wieder mitzunehmen. Da bittet der milde Engel für die Kinder, und das Christkind läßt sich erweichen. Nun aber tritt ein wilder Gast ein, der auch im Gefolge des Christkindes gekommen ist, und bisher vor der Thür geharrt hat. Joseph — so wird er genannt — trägt einen Pelz, das Fell nach außen gekehrt, eine Keule und auf dem Rücken einen Sack, in dem die Scherben klirren. Während die Anderen hochdeutsch sprechen, wettert er in schlesischer Mundart:

Plietsch Plaatsch Fladerwisch,
Dranßa is mer'sch gar zu frisch,
War mich ei die Stube packa,
War a Kindern vertreiba das Lacha,
War se lacka ei a Sack,
War se reiba zu Schnupptaback.

Indessen brauchen die Kinder sich vor seinen Drohungen nicht allzusehr zu fürchten; er meint es nicht böse und schließt seine Rede mit guten Wünschen für die Zuschauer. Er wünscht ihnen alles, was das Herz begehren kann: Ein ellenlanges Leben, einen Sack voll Dukaten, einen tüchtigen Schweinebraten und ein Schock Gurken. — Während bisher gesprochenes und gesungenes Wort miteinander abwechselten, folgen jetzt, von einem kurzen Zwiegespräch abgesehen, nur noch Weihnachtslieder; sie gehören nicht mehr zum Adventspiel, sondern behandeln Christi Geburt, von deren Darstellung nachher die Rede sein soll.

[1]) Die schlesischen Weihnachtsspiele. Von Friedrich Vogt. Leipzig, B. G. Teubner 1901. XVI und 500 S. (= Schlesiens volksthümliche Ueberlieferungen. Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, herausgegeben von Friedrich Vogt. Band I.)

Die im Riesengebirge heimische Fassung des Adventspiels ist nur eine von vielen. In manchen Gegenden begleiten zwei Engel, nicht Gabriel allein, das Christkind; die Aufgabe, die Kinder anzuklagen, oder für sie zu bitten, fällt nicht immer demselben Begleiter des Christkindes zu. Der Palterer, der die Kinder schreckt, heißt statt Joseph oft Nikolaus oder Ruprecht. Dem Christkind und seinen Begleitern geht bisweilen eine Person voraus, die vor ihnen her die Stube fegt; hier tritt sie als altes Mütterchen in bäuerlicher Tracht, als „Kehrweibel“, auf, dort als Mann unter dem Namen „der Laufer“. Wie in Schlesien ist das Adventspiel in den übrigen ostmitteldeutschen Landschaften verbreitet, während es den süddeutschen fehlt.

Seine Entstehung zu verfolgen, ist eine ebenso reizvolle wie schwierige Aufgabe. Keiner der vorliegenden Texte ist vor 1650 aufgezeichnet, während alle anderen Arten des christlichen Dramas sich schon im frühen Mittelalter nachweisen lassen. Dennoch ist das Adventspiel sicherlich noch vor 1600 entstanden. Sein Stil, sein Knüttelvers, sein Inhalt zeigen nahe Verwandtschaft mit der Volksdichtung des 16. Jahrhunderts, jenes Zeitalters, „in welchem man sich so gern in einer naiven und doch humorvollen Vermenschlichung des Himmels und seiner Insassen erging, wo die Schwänke vom Wandeln des Herrgotts und St. Peters auf Erden blühten.“ Wie sich im Adventspiel das Christkind überzeugt, ob die Kinder fromm gewesen seien, so kehrt bei Hans Sachs Gottvater in Adams Hause ein, und hält Kinderlehre ab. Die Wurzeln des Adventspiels liegen schon im Mittelalter. Es knüpft an die Aufführungen und Umzüge an, durch die der heilige Nikolaus am Vorabend seines Kalendertages, des 6. Dezember, vom 12. Jahrhundert bis auf die neueste Zeit gefeiert wurde. Der Heilige erschien in Bischofstracht, that Wunder und spendete Gaben. Da er früh der Schutzpatron der Schüler geworden ist, mag er in mittelalterlichen schon ebenso wie in neueren Spielen mit den Kindern ein Examen angestellt haben. Trifft diese Annahme zu, so haben Nikolaus- und Adventspiel vier Züge gemeinsam: Den Charakter des Umzugs, die Jahreszeit der Darstellung, das Examen, die Bescherung von Gaben. Wir dürfen daher vermuthen, daß Christkinds Besuch aus dem des Nikolaus entstanden ist. Auch die Ursachen dieser Entwickelung liegen klar zutage: Protestantischer Eifer nahm Anstoß an dem Auftreten des Heiligen und setzte an seine Stelle das Christkind; nur diesem sollten die Kinder alle guten Gaben danken. Höchstens in einer Nebenrolle, als Begleiter des Christkindes, vermochte sich Nikolaus zu behaupten; wie erwähnt, führt der Poltergeist im Adventspiel oft seinen Namen. Christkinds Besuch ist also ein Erzeugniß der Reformation; daher ist er im wesentlichen nur in evangelischen oder evangelisch gewesenen Gegenden verbreitet, während das Nikolausspiel dem katholischen Deutschland angehört.

Der Zusammenhang mit dem Nikolausdrama vermag einen auffallenden Zug des Adventspiels nicht zu erklären. Wie kommt es, daß das Christkind allem Herkommen zuwider als weibliche Erscheinung in weißem Gewande und Schleier auftritt? Eine Vermischung mit Maria hält Vogt für ausgeschlossen; sie ist im Weihnachtsspiele anders gekleidet. Das Christkind hat seine Tracht vielmehr einer Gestalt des alten Volksglaubens zu verdanken. Um die düstere Zeit der Wintersonnenwende geht, so erzählte man seit alter Zeit, eine göttliche Frau um, Frau Holle oder Berchta mit ihrem Gefolge von Geistern, bald als freundliche Erscheinung in lichtem Kleide oder Schleier, bald als finstere Schreckgestalt. An Berchtas Stelle spukt in manchen Gegenden ein männliches Gespenst verwandten Namens, Berchtold. Früh sind diese Umzüge göttlicher Wesen in allen deutschen Gauen durch übermüthiges junges Volk nachgebildet worden. In allerhand Vermummungen trieb und treibt es in den „Zwölfnächten“ zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstage sein Wesen, entweder in wildem Aufzuge, besonders in Thiermasken, oder in freundlicher Gestalt, weiß gekleidet und mit leuchtendem Kopfputz, ebenso wie Berchta selbst, bald als düsteres, bald als lichtes Bild im Volksglauben lebt. Solche heidnische Bräuche erregten schon im 8. Jahrhundert den geistlichen Zorn des Bonifatius, des Apostels der Deutschen. Merkwürdig genug, daß zwischen ihnen und dem Adventspiel mehr als eine Uebereinstimmung besteht: Wie Frau Berchta, erscheint das Christkind um die Zeit der Wintersonnenwende als weiß gekleidetes und verschleiertes Weib; die Krone, die es gleich seinen Engeln trägt, erinnert an den leuchtenden Kopfschmuck der weißen Frauen; auch der goldene Wagen, auf dem im Adventspiel die himmlischen Gäste herniederfahren, fehlt Berchta nicht. Aus diesen gemeinsamen Zügen läßt sich schließen, daß Christkinds Besuch von Berchtas Umzügen beeinflußt worden ist. Mit Berchtas männlichem Seitenstück, Berchtold, der sich noch heute in Oesterreich als ein zottiger Geselle in Pelz oder Stroh sehen läßt, fällt Ruprecht zusammen; beider Name und Wesen ist verwandt. Wenn in Wahrheit Berchtold auf den Götterkönig Wuotan, Berchta auf dessen Gemahlin Frija zurückzuführen ist, so haben wir in den Gestalten des christlichen Dramas germanische Heidengötter zu erkennen! Wahrlich, in der Entwickelung des bescheidenen Volksspiels spiegelt sich ein gutes Stück deutscher Geistesgeschichte: Heidnische Ueberlieferungen, katholische Heiligenverehrung, die Reformation des 16. Jahrhunderts haben ihre Spuren hinterlassen.

In Verbindung mit dem Advent-, oft auch mit dem Herodes-Spiel stellte man Christi Geburt dar. Noch jetzt wird zu Batzdorf in Böhmen hart an der Grenze Preußisch-Schlesiens ein Weihnachtsspiel aufgeführt, das von Christi Geburt und zugleich von Christkinds Besuch handelt. Wie letzterer zu verlaufen pflegt, ist bereits geschildert worden; wir betrachten daher nur den Gang des Geburtsspiels, jedoch unter Ausschluß einiger Auftritte, die seinem ursprünglichen Bestande erst nachträglich beigefügt worden sind. Ein Gespräch zwischen dem Herbergswirth zu Bethlehem und seinem Haushälter eröffnet die Aufführung. Man erwartet viele Gäste, da der Kaiser alles Volk zur Schatzung geladen hat. Reiche Gäste wünscht sich der Wirth, bald aber erscheint ein ärmliches Paar. Ein Graubart, den Zimmermannskasten auf dem Rücken, und ein junges Weib in blauem Kleide, weißem Kopftuch und weißem Schleier, treten ein. In bescheidenen Worten bittet der greise Joseph um ein Nachtquartier; Geld habe er freilich nicht. Aber der Wirth weist ihn in hartem Tone ab, ja er schilt ihn einen Landstreicher, der vielleicht Ungeziefer ins Haus bringe. Umsonst bittet Maria den Wirth um Erbarmen, umsonst verweist sie ihn auf Gottes Lohn; er antwortet mit Worten voll Hohn. Nur um die unbequemen Bittsteller endlich los zu werden, räumt er ihnen einen Stall ein. Dann rühmt er sich in eitlem Selbstgespräch, wie er seine Kunden zu prellen verstehe.

Es folgt ein Wechselgang zwischen dem heiligen Paare. „Wie kann die Welt so untreu sein,“ klagt Maria. Joseph, der sich schneller in die Lage fügt, überredet sie endlich, im Stalle zu nächtigen. Darauf verkündet ein Lied der Engel die Geburt des Messias. Der

nächste Auftritt, der eigenartigste des ganzen Stückes, spielt sich zwischen den Hirten auf dem Felde ab. Gerade in den Hirten sah das schlesische Landvolk vertraute Gestalten; ihnen legte es Bekenntnisse in den Mund, wie sie der Kampf um das tägliche Brot in den armen Berglandschaften der Sudeten manchem Landmann entlocken machte. Sie unterhalten sich im Gegensatze zu den übrigen Personen in schlesischer Mundart. Einer der Hirten im Batzdorfer Spiel berichtet seinem Gefährten, wie er jüngst dem Wolf ein geraubtes Schaf abgejagt habe; dann erzählen sie einander von ihren Brotherren. Der Eine meint mit Galgenhumor, er diene einem gottseligen Bauern; jeden Morgen gebe es drei Löffel saure Suppe und einen alten, harten Käse; bei solcher Kost müsse man freilich fett werden. Der Zweite dient einem gottlosen Bauern, der die ganze Woche flucht; wagt sich der Hirt einmal in die Stube, so wird er gleich in den Stall zu den Schafen zurückgejagt. Als Lohn bekommt der Eine ein paar alte Schuhe, deren Löcher er mit Stroh verstopfen muß, der Andere ein Paar alte Hosen, durch die der Wind von Polen nach Herzenslust blasen kann. Auch die Flachsernte ist schlecht genug gerathen. Nach solchen Gesprächen legen sich die Hirten zum Schlafe nieder. Durch die frohe Botschaft von der Geburt des Heilands, durch die Mahnung, zu ihm zu pilgern und ihn anzubeten, weckt sie der Engelchor. Der Eine freilich hört schwer und begreift schwer. Das Lied der Engel hält er für den Klang der Schafschellen und als ihm sein Gefährte zuruft: „A Kind iß gebarn", versteht er gar: „A alt Weib hat en Stramp verlorn". Endlich aber rafft er sich auf, und Beide eilen zum Stalle. Das Bild, das einer der Hirten hineinschauend erblickt, ist anderwärts noch anmuthiger als im Batzdorfer Spiel geschildert:

Ich schlech mich uff de Seite
Ich guckt a klee wing nei [= ein klein wenig hinein]
Do sach ich a par Leute
Und ooch das Kind derbei:
Es hatt kee Ploitzla Bette [Ploitzla = schlechtes Bett]
A eenzig Wischla Struh [= ein einziges Büschel Stroh]
Und lag wull asu [= so] nette
Kee Maler träf's asu.

Die Hirten treten ein, sie verehren das Kind und bringen ihm ihre bescheidenen Gaben, ein Lamm, ein paar Federkissen, dar; Einer lädt es ein, ihn zu besuchen, wenn es groß sei; dann solle es mit Hirsebrei und Butterbrot bewirthet werden. Zum Schlusse singen die Schäfer dem Kinde ein Wiegenlied. Das „Kindelwiegen" ist eine der ältesten und heitersten Scenen des deutschen Christnachtspiels. Schon im 14. Jahrhundert sang Maria:

Joseph, lieber neve myn [= Vetter mein],
hilff mir wiegen daß Kindelin . . .

und Joseph erwiderte:

Gerne, liebe mume myn,
helff ich dir wiegen dyn Kindelin. . . .

Dieser Wechselgang, das wichtigste unter den vielen Weihnachtsliedern, die ins Drama übergegangen sind, hat sich in den schlesischen Spielen bis heute erhalten. In einem von ihnen singt Maria:

Ach Joseph, liebster Joseph mein,
Hilf mir das Kindlein wiegen ein!

Die Antwort Josephs, den sich schlesischer Humor gern als das Urbild eines schwerfälligen Alten vorstellte, lautet weniger ernst als in dem alten Liede:

Jetz soll ich erst auf meine alten Tage Kinder wiegen,
ich kann kaum selbst den Puckel biegen!

Joseph ist also zur komischen Gestalt geworden; als solcher ist er uns bereits im Adventspiel an Ruprechts Stelle begegnet.

Im letzten Auftritt des Batzdorfer Spiels hält der Engel dem Wirth seine Hartherzigkeit vor; leichtfertig habe er sich den Himmel verscherzt. Nun bereut der Wirth. Er schickt den Haushälter zu dem heiligen Paare und erlangt Verzeihung. Nachdem er nochmals seine Reue ausgesprochen, wünscht er den Zuschauern eine gute Nacht, und das Spiel ist aus.

Das Herodes-Drama beginnt in Schlesien meist mit dem Empfang der heiligen drei Könige bei Hofe. Mit Schrecken vernimmt Herodes von ihnen, daß ein neuer König der Juden geboren sei; auf ihre Bitte, ihnen den Weg zur Wiege des Messias zu weisen, ruft er die Schriftgelehrten herbei und erfährt, daß der Messias nach alter Weissagung in Bethlehem zur Welt kommen sollte. Die Schriftgelehrten sind meist satirisch behandelt; plappernd und schachernd erscheinen und verschwinden sie. Herodes entläßt die Könige mit der arglistigen Bitte, ihm zu melden, wo das Kind weile, damit auch er es anbeten könne. Die folgende Scene stellt die Anbetung des Kindes durch die drei Könige dar. Schon wollen sie zu Herodes zurückkehren, als ein Engel erscheint und Herodes' Mordplan enthüllt. Der himmlische Bote befiehlt den drei Königen einen anderen Heimweg einzuschlagen, dem Joseph aber, mit Mutter und Kind nach Aegypten zu flüchten. Der Rest der Handlung spielt wieder am Hofe. Herodes sieht sich in der Hoffnung getäuscht, daß die drei Könige zurückkehren und ihn auf die Spur des Messias leiten würden. Daher befiehlt er seinen Dienern, alle neugeborenen Knaben zu tödten. Die Diener sind scharf gezeichnete Typen: Während der Eine, freilich umsonst, seine Gewissensbedenken geltend macht, gibt sich der Andere mit Freuden zu dem Henkersamte her. Der Kindermord vollzieht sich in manchen Stücken auf der Bühne, in anderen erfährt ihn der Zuschauer aus den Berichten der Mörder. Dem Urheber der Greuel, dem König Herodes, kündigt ein Engel die Strafe an; Leibes- und Seelenqualen suchen ihn heim; endlich überwältigt ihn der Tod, nur in einem einzigen Stücke der Teufel, der im mittelalterlichen Drama so häufig auftrat, aus den schlesischen Spielen aber fast ganz verschwunden ist. Den herrenlosen Thron besteigt ein Lakai. So endet das Spiel; es entläßt den Zuschauer mit dem Bewußtsein, wie hinfällig mißbrauchte Macht ist.

Zu einem selbständigen kleinen Dreikönigsdrama hat sich ein Volkslied, das die drei Könige anfangs gemeinsam, dann mit vertheilten Rollen sangen, das Sternsingerlied, entwickelt.

Die Christnacht- wie die Herodesspiele sind aus kirchlichen Feiern hervorgegangen. Der katholische Gottesdienst des Mittelalters war reich an Wechselgesängen. So wurde bei der Weihnachtsfeier ein Wechselgesang zwischen den Hirten und den zwei Hebammen, die nach alter Ueberlieferung Maria zur Seite standen, vorgetragen. Ursprünglich that dies der Chor; doch in dem Bestreben der Gemeinde, den Sinn der lateinischen Gesänge verständlich zu machen, vertheilte man später die Rollen und ließ das Wort durch Handlung begleiten. Dadurch ergaben sich dramatische Auftritte. Einige Geistliche zogen als Hirten zu der Krippe, die man seit alter Zeit zu Weihnachten in der Kirche aufzustellen pflegte, und fanden dort die Hebammen. Nun wurde jener Wechselgesang angestimmt; nachdem er verklungen war, beteten die Hirten das Kind an und entfernten sich. In ähnlicher Weise wurde am Dreikönigstage der Gang

der Weisen zur Krippe dargestellt. Später begnügte man sich nicht mit diesen einfachen Vorstellungen; ein neuer Auftritt nach dem anderen wurde hinzugefügt, wobei Festevangelien und kirchliche Gesänge den Stoff lieferten. Die Kirche hörte auf, der Schauplatz der Aufführungen zu sein. Wie der ganze Gottesdienst, waren auch die geistlichen Spiele lateinisch gewesen; später drang die deutsche Sprache und mit ihr eine immer volksthümlichere Behandlung ein. Niemand nahm Anstoß daran, wenn mit dem Heiligen das Scherzhafte sich mischte, wenn Joseph und die Hirten komisch wirkten. Wie Vogt mit Recht hervorhebt, steht die Entwickelung des Christnacht- und des Herodesspiels in scharfem Gegensatze zu der des Adventspiels: Dort sind Gestalten des heidnischen Volksglaubens ins Christliche übertragen, hier christliche Feiern volksthümlich umgebildet worden. In derselben Weise ist aus der kirchlichen Osterfeier das Oster- und Passionsspiel hervorgegangen, das sich in Oberammergau bis zur Gegenwart erhalten hat.

An Versuchen, das Weihnachtsspiel zum regelrechten Kunstdrama umzugestalten, hat es im 17. Jahrhundert nicht gefehlt. Die Anhänger der damaligen Modedichtung vermißten im Weihnachtsspiel Gelehrsamkeit und Künstelei; fromme Seelen witterten in dem ausgelassenen Treiben der Ruprechtsdarsteller den heidnischen Kern; eifrige Schulmeister klagten, der heilige Stoff sei nicht erbaulich genug dargestellt, um sich für Schüleraufführungen zu eignen. So bemühte man sich, ihn zu untadeligen Schulkomödien zu verarbeiten. Auch der berühmteste unter den reimenden Schulmeistern jener Zeit, der Zittauer Rektor Christian Weise, hat ein Adventspiel gedichtet; es versteht sich von selbst, daß er das Examen der Kinder zur Hauptsache machte. An die Stelle des Knüttelverses, der im Volksstück herrschte und herrscht, setzte er den Alexandriner. In Schlesien findet sich dies Versmaß nur in einigen Auftritten des Breslauer Herodesspiels. Aus den kindlichen Worten, mit denen im alten Volksstück einer der drei Könige den Jesusknaben begrüßt „O kleines Kind, o großer Gott — der du hier liegst und leidest Noth!“ ist in den Alexandrinern des Breslauer Dramas die hochtrabende Anrede geworden:

O angenehmes Kind, ein Glanz von hohem Throne,
Du liegest hier gering und bist des Höchsten Sohne....

Diese Probe zeigt zur Genüge, wie dankbar wir dem Geschick dafür sein müssen, daß es die schlesischen Spiele vor gelehrter Umgestaltung rettete. Denn ihr Reiz liegt in ihrer Volksthümlichkeit, in der gemüthvollen, ja gemüthlichen Auffassung der heiligen Personen, in der Einfalt, mit der Begebenheiten aus dem Alterthum und dem Morgenlande in ein modernes und nationales Gewand gekleidet sind, in den naturfrischen Farben, mit denen das Hirtenleben, die Noth der obdachlosen Zimmermannsfamilie geschildert ist, in der heiteren Laune, die sich mit frommem Ernste paart.

In keinem Lande deutscher Zunge zeigt nach Vogts lehrreichen Untersuchungen das Christnachtdrama eine so nahe Verwandtschaft mit den schlesischen Stücken wie in Bayern und Oesterreich. Vielleicht ist es dem Weihnachtsspiel, das man vor einem Jahre in Breslau mit Erfolg aufgeführt hat, beschieden, auch in München und Wien eine fröhliche Auferstehung zu feiern!

Dr. Otto Schiff.

## Gobineaus nachgelassene Alexander-Tragödie.

Von Dr. Fritz Friedrich.

Ein eigenthümliches Geschick waltet über den Geisteskindern des Grafen Gobineau. Während Frankreich sich im großen und ganzen ablehnend gegen sie verhält, haben die Deutschen ziemlich rasch erkannt, daß dies Geist von ihrem Geist sei. Eine deutsche Gobineau-Gesellschaft hat sich gebildet, und auch außerhalb derselben wächst die Zahl der Bewunderer und Verehrer des genialen Verfassers der „Renaissance“. Seine wissenschaftliche Hauptleistung, die Theorie von der Ungleichheit der Menschenrassen, hat sich noch jüngst in einem deutsch geschriebenen und in deutscher Bildung wurzelnden Werke ersten Ranges als außerordentlich fruchtbar erwiesen; ja man kann behaupten, daß der Grundgedanke, der Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ durchzieht und trägt, direkt aus Gobineaus „Essai sur l'inégalité des races humaines“ herausgewachsen ist.

Unter diesen Umständen ist es mit Freude zu begrüßen, daß uns jetzt, fast zwanzig Jahre nach Gobineaus Tod († 1882), sein literarischer Nachlaß, und zwar durch einen deutschen Herausgeber und einen deutschen Verlag, zugänglich gemacht wird. Ludwig Schemann, der verdienstvolle Uebersetzer dreier Werke Gobineaus, ist von dessen Erben mit der ehrenvollen Aufgabe betraut worden, die hinterlassenen Schriften des großen Franzosen zu veröffentlichen. Er beginnt ihre, wie es scheint, recht stattliche Reihe mit einem Jugendwerke, der vor 1848 entstandenen Tragödie „Alexandre le Macédonien“, dem einzigen Drama, das Gobineau geschrieben hat.[1] Nur ein Zufall, der Sturz des Julikönigthums, hat, wie der Herausgeber in der Einleitung mittheilt, die Aufführung des schon vom Théâtre Français angenommenen Werkes verhindert und es über ein halbes Jahrhundert in Vergessenheit begraben. Nun ist es auferstanden und will seinen Platz in der Literatur erringen; da ziemt es, daß wir es, ohne uns zunächst von den dithyrambischen Ueberschwänglichkeiten des gobineaubegeisterten Herausgebers zu blinder Zustimmung oder rascher Opposition hinreißen zu lassen, ruhig und vorurtheilslos auf seinen künstlerischen Werth prüfen.

Das Erscheinen eines Alexander-Dramas ist an sich ein literarisches Unikum, da die dramatischen Dichter aller Zeiten, wie Schemann mit Recht hervorhebt, die Gestalt des größten aller Eroberer ebensosehr vernachlässigt, wie die epischen sie bevorzugt haben, obschon doch Alexanders früher und jäher Tod auf dem Gipfelpunkte eines fast unvergleichlichen Lebens an und für sich und abgesehen von allen etwa außergewöhnlichen Begleitumständen ein tragisches Geschick genannt werden muß. Eine knappe Skizze des Inhalts wird am leichtesten erkennen lassen, wie Gobineau in seinem Drama den lockenden, aber auch gewaltigen und nicht leicht zu bändigenden Stoff gefaßt und verwerthet hat.

Das Stück spielt in Babylon und setzt ein kurz nach der von den Soldaten erzwungenen Rückkehr Alexanders von dem indischen Feldzug. Der erste Akt, der eine vorzügliche Exposition darstellt, läßt fast vom ersten Wort an die aufs höchste gespannte Situation in ihrer ganzen Bedenklichkeit erkennen. Alexanders makedonische Generale, unter denen Perdikkas, Klitus und der ungestüme und unüberlegte Philotas hervorragen, erklären sämmtlich, der Eroberungen müde zu sein, weitere Dienste nicht leisten, sondern sich endlich des erworbenen Reichthums in behaglicher Muße erfreuen zu wollen. Philotas deutet sogar ziemlich unverblümt an, daß sich dieses Ziel nur durch Alexanders Beseitigung erreichen lasse, und daß er diesen Weg nicht scheue. In der That gibt Alexander den unzufriedenen Makedoniern deutlich zu erkennen, daß er, wenn sie sich ihm versagen, sich auf die durch die Segnungen seiner Herrschaft für ihn gewonnenen Perser

[1] Nachgelassene Schriften des Grafen Gobineau, herausgegeben von Ludwig Schemann. — Dichterische Werke: I. Alexandre le Macédonien, tragédie en cinq actes. Straßburg, Karl J. Trübner, 1901.

stützen werde. An sie vertheilt er eine Reihe wichtiger Statthalterposten, mit ihrer Hülfe droht er seinen Riesenplan, nach dem Atlas und über die Säulen des Herakles nach Westeuropa zu dringen, auszuführen; um sie sich noch enger und unlöslich zu verbinden, ist er entschlossen, sich mit des Perserkönigs Tochter Statira zu vermählen, und die leidenschaftlichen Vorwürfe der Gemahlin seines Herzens, Roxane, vermögen diesen Entschluß keinen Augenblick wankend zu machen. Freilich treibt er das eifersüchtige, allen Gründen der Politik völlig unzugängliche Weib dadurch in das Lager der Feinde, und ihm bleibt der treue alte Hephästion, der wie eine Mutter um den König besorgt ist, als einzige Stütze, auf die er sich verlassen kann. Hephästion entdeckt (I, 9) den Verrath des Philotas; dieser wird (II. Akt) von allen seinen stillen Gesinnungsgenossen natürlich preisgegeben, von Perdikkas mit besonderer Tücke und von Alexander trauernd dem Tode geweiht. Sein Geschick aber beschleunigt nur das des Königs, denn um so rascher und wirksamer beschließen nun Perdikkas und Klitus zu handeln, und Jener setzt sich mit Roxane in Verbindung (II, 7). Auch dies merkt Hephästion. Er warnt Roxane vor Perdikkas und läßt nicht undeutlich fühlen, daß er sie selbst beargwöhnt (III, 3); indessen hat sie Kaltblütigkeit genug, ihn mit der Maske stolzer Verachtung in seine Schranken zu weisen. Unmittelbar danach aber hetzt sie den tückischen Perdikkas gegen ihren Gemahl und läßt sich von ihm das Gift geben, das sie am folgenden Tage bei einem Festmahl in Alexanders Becher träufeln soll (III, 4). Der vierte Akt bringt die letzte Aussicht auf einen glücklichen Ausgang und dann, was man die Peripetie nennen muß; ja sogar die eigentliche Katastrophe fällt noch in diesen Aufzug, während der fünfte eher eine Art Nachspiel enthält. Perdikkas hat nämlich den allzu scharfsichtigen Hephästion aus dem Wege geräumt. Alexander beklagt mit rührenden Worten seinen Tod. Roxane sucht ihn zu trösten, indem sie ihn darauf hinweist, daß er doch sie noch habe; wird er sich ihr wieder zuwenden, so wird sie reuig alles bekennen und den Perdikkas opfern. Wirklich entlockt sie Alexandern Liebesworte, aber ihre Bitte, Statira zu verstoßen, schlägt er schroff ab, von solcher Selbstsucht in dieser Stunde tief gekränkt. Roxane beharrt von nun an ohne zu schwanken bei dem Mordplan; Perdikkas triumphirt.

Alexander ordnet nun göttliche Ehren für Hephästion an und feiert das schon angesetzte Banket ihm zu Ehren. Dieses Banket ist der scenische Höhepunkt des ganzen Stückes. Der trunkene Klitus verspottet den Herrscher, und dieser erschlägt ihn im wilden Jähzorn. Hierauf erscheint Roxane und kredenzt Alexander den vergifteten Wein. Er trinkt und wird, nachdem er vor des Klitus Leichnam seiner Reue verzweifelten Ausdruck gegeben, ohnmächtig hinweggetragen.

Sein Geschick ist damit erfüllt. Dennoch war der 5. Akt nöthig, um ihn selbst darüber aufzuklären; denn einstweilen ist er sich der Natur seines schmerzhaften Leidens so wenig bewußt, daß er vielmehr zum schleunigen Aufbruch ins Feld alles bereiten läßt. Es ist Roxane, die, von Gewissenspein gequält, dem sterbenden Gemahl die fürchterliche Wahrheit enthüllt. Sie verspricht ihm, seine letzten Wünsche zu erfüllen, besonders die verrätherischen Generale noch rechtzeitig zu beseitigen; als er sie aber auch anfleht, die mit einem Kinde Alexanders gesegnete Statira zu beschützen, verläßt sie ihn unter wilden Drohungen. Die Generale treten ein, und in ihrer Gegenwart stirbt Alexander mit den Worten, er hinterlasse seine Krone dem Würdigsten.

Die Mängel in dem dramatischen Aufbau dieses Stückes aufzudecken, ist nicht schwer. Daß die Philotas-Episode, die fast den ganzen zweiten Akt einnimmt, viel zu breit ist, hat Gobineau schon selbst erkannt, indem er später die Gestalt des Philotas überhaupt als überflüssig bezeichnete. Schwerer wiegen die Passivität des Helden und das Fehlen eines dramatischen Höhepunktes, Mängel, welche die rechte dramatische Spannung nicht aufkommen lassen. Das Stück steigt im Gegenspiel an. Nach Gustav Freytags noch immer gültiger, weil der Erfahrung abgelauschter Theorie muß der Höhepunkt eines derartig angelegten Dramas darin bestehen, daß die Gegenspieler den Helden in eine verhängnißvolle Befangenheit versetzen, in der er begehrend und handelnd abwärts zur Katastrophe stürzt. Die große Klitus-Scene erscheint aber nur äußerlich als ein solcher Höhepunkt, indem allerdings hier erst Alexander zu leidenschaftlichem aktiven Handeln hingerissen wird. Aber auf den weiteren Gang des Stückes hat diese Scene keinen Einfluß. Alexanders Schicksal ist vielmehr längst entschieden, auch ohne Klitus' Ermordung wäre Roxane mit dem Giftbecher gekommen. Das einzige, was der Held auf der Bühne wirklich thut, bleibt wirkungslos. Daß dies die Spannung beeinträchtigen muß, liegt auf der Hand, und ganz mit Unrecht behauptet Schemann, daß sich die tragische Wirkung von Akt zu Akt steigere. Daß trotz der Schwächen des dramatischen Aufbaues tragische Wirkung vorhanden ist, kann nicht bezweifelt werden, denn die Zerstörung eines großen und reichen Menschenlebens, wie sie auch herbeigeführt werde, hat ja an sich schon tragischen Charakter. Un der Dichter hat dafür gesorgt, daß wir in seinem Alexander nicht den blind ins Ungemessene strebenden Eroberer sehen, sondern den großen Organisator, den Kulturbringer, den, wenn dieser moderne Ausdruck erlaubt ist, Wohlfahrtspolitiker, als den wir den historischen Alexander kennen. Er selbst weist mit gerechtem Stolz auf sein Werk hin (I, 3):

> J'ai fondé des cités, j'ai peuplé des déserts,
> Des ports et des chemins partout se sont ouverts, u. s. w.,

und in der dankbaren Anerkennung der Unterworfenen, der Roxanens Vater Oxyartes beredten Ausdruck verleiht (II, 1), spiegelt sich sein segensreiches Wirken.[2]) Weltbewegende Gedanken wälzt er in seinem Gehirn, großartige Pläne ringen in seinem Haupt nach Gestaltung, nach Verwirklichung. Und als er stirbt mit dem erschütternden Vermächtniß „au plus digne" auf den Lippen, da drängt sich dem Leser gebieterisch die Erkenntniß auf, daß das Große und Herrliche dahingeschwunden sei und nur das Kleine und Gemeine zurückbleibe. Nur Eins fehlt diesem Charakter, was für den eines dramatischen Helden wesentlich ist: er durchlebt keine Entwicklung.

Schemann weist darauf hin, daß fast alles Licht auf den Haupthelden konzentrirt ist, und steht nicht an, von einer erhabenen Apotheose Alexanders zu reden. Und in der That dürfte er damit Gobineaus eigene Auffassung getroffen haben. Denn während die herkömmliche Ansicht in der Erschlagung des Klitus einen Mangel an Selbstbeherrschung, eine That des blinden, unvernünftigen Affekts, jedenfalls keine Großthat Alexanders erblickt, hat Gobineau in einer Stelle seiner Histoire des Perses, die Schemann dankenswertherweise anführt, deutlich seine abweichende Meinung präzisirt. Ihm zufolge war Alexander in seinem Rechte, wenn er seine Größe nicht durch den frechen Hohn eines trunkenen Soldaten beschimpfen ließ und mit eigener Hand die Strafe vollstreckte: c'était, une fois par hasard, la grandeur mettant le pied sur la bassesse, et, pour la rareté du fait, il n'y a rien là que de très beau.

Mag man diese Auffassung theilen oder nicht, einen Mangel der Tragödie könnten wir nicht darin erblicken, wenn Alexanders Charakter ganz fleckenlos, sein Thun ganz unanfechtbar wäre. Wir glauben nicht mehr an die Unentbehrlichkeit der tragischen Schuld, aus der die dogmatische Aesthetik eine Art Gespenst gemacht hatte; wir wissen, daß auch der Untergang der makellosen Größe tragisch wirkt. Wohl aber pflegt es den Eindruck des Ganzen zu erhöhen, wenn auch die Gegenspieler für ihr Thun irgendwelche berechtigten Gründe aufzuweisen haben. Es muß das keineswegs der Fall sein, man denke nur an Othello oder König Lear; aber wenn es geschieht, so wird dadurch das sonst leicht aufkommende, quälende Bewußtsein mindestens abgeschwächt, daß der Ausgang den

---

[2]) *Oxyarte:* Loin qu'il se plaise au jeu de briser un empire,
C'est à tout relever plus brillant qu'il aspire.
Nous découvrons en lui le meilleur de nos rois.
Nous vénérons l'esprit d'un Dieu dans sa personne;
— — Il est notre saint! —

Triumph der nackten Bosheit und Gemeinheit bedeute. Der Alexander-Stoff legte dem Dichter eine solche partielle Entlastung der Gegenspieler außerordentlich nahe. Ich denke dabei nicht so sehr an Roxane, die ja auch bei Gobineau das menschlich-natürliche Gefühl ihrer Eifersucht als Entschuldigung hat, als vielmehr an Perdikkas und in zweiter Linie Kitus. Gobineau läßt sie nur aus der Sehnsucht nach einem schwelgerischen Wohlleben und aus ruchloser Herrschgier handeln. Es lagen aber auch sachliche Gründe vor, die ihrem Verbrechen einen Schein der Berechtigung verleihen konnten. Und hier berühren wir den tiefen Gegensatz, der auch den historischen Alexander von seinen Heerführern trennte und ihn bis dicht an eine furchtbare Krisis heranführte, deren Ausbruch vielleicht nur sein, in Wirklichkeit natürlicher, Tod verhindert hat. Es ist der Gegensatz zwischen Hellenenthum und Perserthum, den Gobineau wohl angedeutet hat, aber ohne ihm eine ausschlaggebende Rolle zuzuweisen. Sollte in der neuen Weltkultur das griechische oder das orientalische Element das herrschende werden? Sollte die Verschmelzung beider begünstigt oder sollte das Griechenthum möglichst rein erhalten werden? Sollten die makedonischen Eroberer auch die alleinigen Beherrscher der morgenländischen Welt werden, oder sollten sie aus Gründen der Staatsklugheit die Herrschaft mit den Unterworfenen theilen? Von der Beantwortung dieser Fragen konnte in der That Alexanders persönliches Schicksal abhängen. Gobineau läßt keinen Zweifel darüber, daß er sie und ihre Wichtigkeit kennt; aber auf die Entschlüsse der handelnden Personen gestaltet er ihnen nur einen ganz geringen Einfluß.

Und noch eins. Der Plan, den Alexander (I, 3) entwickelt, ist großartig, aber auch im höchsten Grade phantastisch. Es ist schwer, zu denken, daß auch diese neuen Eroberungen zu Vorläufern eines Kulturwerkes werden würden. Einem so maßlosen Unternehmen sich zu widersetzen, war keineswegs ein ganz unberechtigtes Unterfangen. Auch diese Thatsache hat sich Gobineau, und zwar vollständig, entgehen lassen. Sein Stück hat dadurch nicht gewonnen. Ohne übrigens ein dramatisches Kunstwerk an der geschichtlichen Wirklichkeit messen zu wollen, wird man hier doch die Bemerkung anfügen dürfen, daß Roxane und Perdikkas, wenn sie einmal unverdienterweise zu Meuchelmördern gestempelt werden sollten, ein gewisses Anrecht besaßen, vom Dichter zu fordern, daß er ihre That durch mildernde, d. h. sachliche Gründe erkläre. Indessen, das sind Erwägungen, die mit der Tragödie Gobineau's nur noch in losem Zusammenhang stehen. Näher liegt die Frage, ob dieselbe nicht trotz der unleugbaren technischen Mängel und trotz der nicht recht befriedigenden Motivation des Gegenspiels, sei es durch ihre Grundidee, sei es durch die Gewalt der darin entfesselten Leidenschaften, ein solch einzigartiges Meisterwerk ist, wie der Herausgeber es versichert. Das Urtheil hierüber muß nothwendig bis zu einem hohen Grade ein subjektiv bestimmtes sein, und so kann Schreiber dieser Besprechung eben nur von sich sagen, daß er trotz mehrmaliger Lektüre und eingehender Beschäftigung damit in der Tragödie keineswegs so hervorragende Schönheiten hat entdecken können. Das Grundmotiv, wie sehr das Große hier auf Erden einsam steht, ist klar herausgearbeitet. Es ist eine ergreifende Wahrheit, die den tragischen Konflikten sehr vieler Trauerspiele zugrunde liegt. Daß Gobineau ihr eine besonders individuelle Ausprägung gegeben habe, kann ich nicht finden. — Ferner bewegt er sich ohne Frage in den Formen der klassischen französischen Tragödie mit großer Freiheit, von dem Konventionalismus der Gefühle und Gefühlsäußerungen, der die Tragödien Racine's und Voltaire's beherrscht, findet man nichts: aber ist es nicht auch ein Unding, einen so freien Geist wie Gobineau mit jenen Dichtern einer längst vergangenen Zeit und Gedankenwelt in eine Reihe zu stellen? Schemann lehnt es ab, ihn mit den Romantikern zu vergleichen, und doch wandelt er in dieser Beziehung Wege, die sie angebahnt haben, und zwar auch in Frankreich, wenngleich sie im 19. Jahrhundert dort keinen bedeutenden Nachfolger gehabt haben. Gewiß ist diese Freiheit des Gefühlsausdrucks wesentlich germanisch; aber neben den grandiosen Offenbarungen dieses Geistes, wie wir sie Shakespeare verdanken, kann dieses Gobineau'sche Werk schwerlich angeführt werden. Der Herausgeber möchte es dem „goldenen Nothschatze" unsrer Schulen einreihen, ein Gedanke, dem man, bei der großen Seltenheit französischer Tragödien, die unsern Schülern einen geistigen und sittlichen Gewinn bieten, wohl Beifall zollen darf; aber allzuviel Gegenwirkung gegen die „plumpen utilitaristischen Endabsichten des Zeitgeistes", denen Schemann bei dieser passenden Gelegenheit einen Seitenhieb versetzt, wird man sich davon kaum versprechen dürfen.

Alles in allem glaube ich das Bedauern, daß Gobineau keine Tragödien weiter geschrieben hat, nicht theilen zu müssen. Dieser erste Versuch ist eine ehrliche und anerkennenswerthe Leistung, kein Meisterwerk. Ihre technischen und sonstigen Mängel hätte Gobineau bei späteren Versuchen möglicherweise vermieden; sie lassen aber die Frage mindestens offen, ob die herrlichen Gaben seines Genius gerade zu dramatischer Gestaltung drängten. Dagegen wird für die Erkenntniß seines Geistes und für die Würdigung seines wunderbar reichen Lebenswerkes diese wie jede fernere Gabe, die uns der Herausgeber noch bescheren wird, ihren Werth behalten.

## Besprechungen.

r. **Gedichte von Friedrich Bach.** Herausgegeben im Auftrag der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen" von Julius Reinwarth (Prag, J. G. Calve). — Ein Verschollener, der schon bei Lebzeiten der Vergessenheit anheimgefallen war, wird der Nachwelt ins Gedächtniß gerufen. Die Neuausgabe der Gedichte Friedrich Bachs, die zuerst unter dem Titel „Sensitiven" vor zwei Menschenaltern erschienen, war für die Deutschen in Böhmen eine Pflicht der Dankbarkeit und Pietät. Aber unabhängig von solchen Empfindungen wird das Urtheil über den Werth einer großen Zahl dieser Gedichte nicht anders lauten können, als daß in den Kranz der Erinnerung, den man Friedrich Bach nun windet, auch Immergrün und Lorbeerreiser zu flechten sind. So reich der Garten unsrer Lyrik ist, wir wären dieses Besitzes nicht werth, wenn wir an solchen Blüthen von unsagbar keuscher Zartheit achtlos vorübergingen. . . . Friedrich Bach wurde im Jahre 1817 in der heute ganz tschechischen Stadt Königgrätz geboren. In Prag absolvirte er das Gymnasium, sein Lehrer Jungmann, der bewährte tschechische Schriftsteller, erkannte bald seine Fähigkeiten und nährte in ihm den dichterischen Trieb. Nach Absolvirung seiner Universitätsstudien erlangte Bach in Prag das medizinische Doktorat. Während seiner Studienzeit schloß er sich eng an Alfred Meißner und Moriz Hartmann an; in dieser Zeit entstanden alle Gedichte, die er der Oeffentlichkeit übergab. Für die erste, im Jahre 1833 unter dem Titel „Sensitiven" erschienene Sammlung derselben legten sich Rückert und Lenau warm ein, fanden aber nur wenig Aufmerksamkeit und Anerkennung; die Zeit war bereits, wie Julius Reinwarth bemerkt, von anderen Interessen bewegt, die das Behagen an einer so sanften, traumhaft sinnigen Lyrik nicht aufkommen ließen. Eine tiefe Herzensneigung erfüllte damals das Herz des jungen Dichters, und ein zweiter Band „Neue Gedichte" spiegelte diese Empfindungen und auch das Leid der Entsagung. Aber auch diesmal fanden Bachs Verse nur geringen Wiederhall, und verbittert warf der Dichter die Leier von sich. Nur einmal noch trat er in späterer Zeit mit einem wehmüthig schönen Gedichte aus seiner Schweigsamkeit heraus, vor der Oeffentlichkeit, die ihn nicht gewürdigt hatte, zog er sich scheu zurück. Er zog von Prag weg und ließ sich zuerst in einem kleinen Orte des Banats, schließlich in der ungarischen Stadt Versetz als Arzt nieder. Fern der Heimath, in einem Exil, das er allmählich in seiner Berufsarbeit lieb gewann, lebte er bis zu seinem Tode, nachdem er die stillen Träume und die stolzen Hoffnungen seiner Jugend frühzeitig zu Grabe gelegen hatte. Einer der ersten Kritiker der Bach'schen Gedichte hat Bach richtig beurtheilt, als er ihn mit Hölty verglich. Seine Kunst ist nicht zu voller Reife gediehen, auf manche „Mattheiten, Härten und Formmängel" hat jener erste Kritiker schon hingewiesen, aber eine Reihe von Gedichten zeigt die traumhafte Weichheit, die innige Keuschheit Hölty'scher Verse. Es sind nicht stolze, volle Rosen,

es sind die duftigen zarten Blüthen der wilden Rose. Diese Verse, von denen einige den Volkston in entzückender Weise treffen, mußten der Vergessenheit entrissen werden; sie werden dauern. Sei es gestattet, einige dieser Gedichte, die Kleinode der deutschen Lyrik sind, hier wiederzugeben und damit dem kleinen Bändchen Freunde zuzuführen.

### Wenn ich nur wüßte . . .

Wenn ich nur wüßte — Was die Blätter schallen,
Wenn sie welk vom Baume — Herunterfallen.
Wenn ich nur wüßte — Was die Mauern sprechen,
Wenn sie morsch vom Alter — Zusammenbrechen.
Wenn ich nur wüßte — Was die Wellen sagen
Wenn sie um die Häupter — Versinkender schlagen!
Wenn ich nur wüßte — Was die Sterbenden lallen,
Wenn schlaff schon die Arme — Herunterfallen. —
Sind es Klagelaute? — Ist dann nichtig alles Streben? —
Sind es Jubellieder? — Sagt, was ist dann unser Leben? . . .

### Heidekraut.

Wenn die Blumen all' vergangen
Blühet noch die rothe Heide.
Wo die weiße Anemone blühte,
Wo der blaue Ehrenpreis,
Wo die Belladonna finster
Nickte auf den gelben Ginster;
Alles deckt die rothe Heide
Mit dem schönen Purpurkleide! —
So verschönt in der Erinn'rung
Alles, Alles sich in Freude!

### Schluß.

Die Hagebutte flammet — In purpurrothem Kleid,
Längst hat die Rosenblüthen — Ein kühler Wind verstreut!
„Wohl würd' ich nicht so flammen — Spät in des Herbstes Tagen,
Hätt' ich im frühen Lenze — Die Rose nicht getragen!“

Längst ist der Fluß versickert — Im weichen Sand und Moos,
Das Strombett treibt noch üppig — Blumen aus seinem Schoß.
„Wohl würd' ich nicht so prächtig — Wogen in Grün und Gold,
Hätt' nicht in meinen Armen — Dereinst der Strom gerollt!“

Das Gedicht, das Friedrich Bach aus seinem Exil als letztes dichterisches Lebenszeichen in die Welt schickte, spricht von der tiefen Sehnsucht des Entfernten nach der Heimath, der Stadt an der Moldau, von der Erinnerung an entschwundene Jugendideale und von der stillen Wehmuth der Resignation, weil sie das Leben nicht verwirklichte. Dieses Gedicht ist die traurige Bilanz eines Lebens. Es lautet:

### Ex ponto.

Gestörte Jubeltänze — Vernüchtertes Gemüth —
Unausgeblühte Lenze — Unausgesung'nes Lied —
Erzwungenes Entsagen — Und mißverstand'nes Sein —
Dies alles kann ich tragen — Nur Ein's möcht' ich allein:
Weit über die grünen Höhen, — Weit über die lachenden Au'n,
Weit über die lachenden Seen — Möcht' ich hinüberschau'n;
Auf rollenden Wettern reiten — Ins schöne Vaterland,
Auf schaukelnder Woge gleiten — Um steile Bergeswand.
Wenn Schwalben selig ziehen — Hoch über der Moldaustadt,
Und Frühlingsrosen blühen — Am Fels von Wyssehrad!

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

C. K. **Ueber die Beschlüsse der internationalen Association der Akademien**, die vom 16. bis zum 20. April in **Paris** tagte, erstattet im Septemberheft der „Deutschen Revue“ Professor Hermann **Diels** in Berlin einen zusammenfassenden Bericht; er ist um so bemerkenswerther, als über das denkwürdige Ereigniß eine wirkliche Berichterstattung in Deutschland wie im Ausland unterblieben ist, da die Oeffentlichkeit ausgeschlossen war und Niemand von den Delegirten imstande war, alle Verhandlungen genau zu verfolgen. Nunmehr sind die offiziellen Protokolle vom „Vorort“ Paris („Académie des Sciences“) ausgegeben worden. Der Gedanke, einen solchen Areopag der Wissenschaften zu versammeln, ist alt; aber erst jetzt ist die Association unter mancherlei Irrungen und Wirrungen ins Leben getreten, von denen Diels nur soviel verräth, daß der Ministerialdirektor Althoff und Professor Mommsen in Berlin und sodann Präsident Sueß und Minister v. Hartel in Wien den eigentlichen Anstoß zu dieser Bewegung gegeben haben, die nach manchen Peripetien im Oktober 1889 zu dem Zusammenschluß von zunächst 10 Hauptakademien führten, denen sich dann noch 8 weitere angeschlossen haben. Das Programm umfaßte 17 Nummern; die Berathungen, die theils in Plenar-, theils in Sektionssitzungen stattfanden, führten zu folgenden greifbaren Beschlüssen: In den ersteren wurde auf Antrag der Berliner Akademie ein Beschluß über die gegenseitige Verleihung von Handschriften und Archivalien einstimmig angenommen und zweitens nach einer meisterhaften Berichterstattung des erblindeten Philosophen Brochard einstimmig beschlossen, eine von der Association herzustellende vollständige Leibniz-Ausgabe ins Auge zu fassen; der nächsten Versammlung soll ein Editionsplan vorgelegt werden und inzwischen ein Aufruf an alle öffentlichen und privaten Bibliotheken erlassen werden, in dem man um Mittheilung aller Leibniziana ersucht. In der naturwissenschaftlichen Sektion erstattete die Londoner Royal Society Bericht über das großartige Katalogunternehmen, das sie angeregt hat; es soll vom 1. Januar 1901 ein bibliographisches Verzeichniß aller in der Welt erscheinenden naturwissenschaftlichen Publikationen aufgenommen werden. Ein „Zentralbureau“ in London leitet die „Regionalbureaux“ der einzelnen Länder, wie in Berlin ein solches mit Anfang dieses Jahres begründet wurde. Das von den letzteren gelieferte Material wird dann in London in einem Riesenkatalog jährlich veröffentlicht, von dem ein Exemplar 340 M. kosten wird. Besonders ausführlich verweilt Diels bei der einstimmigen Annahme des Gile'schen Planes, die Regierungen, die es angeht, zu ersuchen, im Anschluß an die Gradmessungen in der Kapkolonie eine auf dem 30. Meridian vorgenommene Messung durch Afrika zu veranlassen, welche an dem Tanganikasee, also zwischen Deutsch-Ostafrika und dem Congostaat, entlang geführt, dann durch den Sudan an den Ufern des Nils bis Alexandrien weitergehend, durch den durch Palästina und Kleinasien gezogenen Bogen mit der Struve'schen Meridianmessung in Rußland in Verbindung gesetzt würde. Die Erreichung dieses Ziels würde in Bezug auf die Erkenntniß der Größe der Erde einen eminenten Fortschritt bedeuten und zugleich für die Figur der Erde und Zusammensetzung der Erdkruste äußerst werthvolle Aufschlüsse gewähren. Die weiteren Beschlüsse der naturwissenschaftlichen Sektion betrafen fachwissenschaftliche Fragen, so die einheitliche Kontrole der physiologischen Instrumente und die internationale Organisation der Gehirnforschung. Auch die Beschlüsse der geisteswissenschaftlichen Sektion bewegen sich mehr auf dem Boden der Fachwissenschaft. Man beschloß, eine Realencyklopädie des Islam ins Leben zu rufen, ferner eine Sammlung der griechischen Urkunden der byzantinischen und nachbyzantinischen Zeit. Diels hebt auch die Schwierigkeiten der Verständigung hervor. Die drei Weltsprachen, Deutsch, Englisch und Französisch, wurden gesprochen, und schließlich dominirte namentlich in den Kommissionen, um die Zeit des Dolmetschens zu sparen, das Französische; aber dieses wurde mit den nationalen Accenten der verschiedenen europäischen Völkerschaften zu Gehör gebracht, und es zeigte sich, daß die eigentliche Schwierigkeit des Verständnisses weniger die Verschiedenheit der Sprache als der Aussprache des Accents ist, eine Schwierigkeit, die sich auch bei einer Universalsprache erheben würde.

* **Francisque Sarcey**, der während vierzig Jahren von 1859 bis 1899 jede Woche ein Feuilleton von mindestens sechshundert Zeilen über die Pariser Theaterereignisse schrieb, ist durch seinen plötzlichen Tod verhindert worden, selbst zu bestimmen, was er aus diesem reichlich aufgehäuften Material für die Nachwelt gerettet sehen möchte. An seiner Stelle haben **Larroumet**, sein Nachfolger im Theaterfeuilleton des „Temps“ und Sarceys Schwiegersohn Adolphe **Brisson** die schwierige Aufgabe übernommen, den Stoff für **sieben** Bände gewöhnlichen Umfanges aus der etwa zwölfmal umfangreicheren Masse auszuscheiden. Soeben ist der **fünfte** Band davon erschienen, der besonderes Interesse in Anspruch nimmt, weil hier Sarceys Urtheile vereinigt sind über **Augier** und **Dumas** d. J., in denen er nicht mit Unrecht die Begründer einer Epoche des Dramas sah. In den früheren Bänden, die der Reihe noch allgemeinen Theaterfragen, der

klassischen Komödie, der klassischen Tragödie und den Modernen bis auf Hugo und Scribe gewidmet sind, ließ sich oft als Nachtheil empfinden, daß die Herausgeber die Artikel Sarceys nicht chronologisch, sondern sachlich geordnet haben. So hat z. B. Sarcey seine Ansichten über Racine merkwürdig geändert. Er wollte ihn anfangs nur als feinfühligen Dichter, aber nicht als Dramatiker gelten lassen, bis ihn ein gründliches Studium der „Athalie" eines besseren belehrte, so daß er schließlich sogar die in der That etwas handlungsarme „Bérénice" durchaus dramatisch fand. In der jetzigen Anordnung des dritten Bandes ist diese Entwicklung nicht leicht wiederzufinden. In Bezug auf Augier und Dumas d. J. ist dagegen Sarcey immer ungefähr der gleichen Meinung geblieben. Für Augier war seine Sympathie besonders groß. Sie ließ ihn sogar den konventionellen Charakter der meisten seiner Liebespaare übersehen. An Dumas bewunderte er den echt dramatischen Instinkt, die Kunst der Vorbereitung und der packenden Ausgestaltung der „scène à faire", wollte aber von seinen sozialen und moralischen Thesen und Tendenzen nichts wissen. Besonders bitter ist er daher für „La Femme de Claude", wo die Moral des „Tue-la!" so dick aufgetragen ist und die einzelnen Personen, wie Sarcey meint, des wahren Lebens entbehren. Die „Kameliendame" vertheidigt er dagegen mit großer Wärme, indem er mit guten Gründen ausführt, daß dieses Stück keineswegs die These der Rehabilitirung der Courtisane aufstelle und im bejahenden Sinne beantworten solle. Sehr zu beklagen ist, daß die Herausgeber keinen Raum gefunden haben für Sarcey's Besprechungen der „Gabrielle", der „Mariage d'Olympe", der „Effrontés" von Augier und der „Visite de Noces", der „Princesse Georges", des „Ami des Femmes" und des „Père Prodigue" von Dumas d. J. Feuillets „Dalila", Erckmann-Chatrians „Ami Fritz" und Barrière's „Faux Bonshommes", die im gleichen Bande besprochen werden, hätten wir viel leichter entbehrt.

T. **Die Temperatur in den höchsten Luftschichten.** Seit drei Jahren hat der Leiter der Wetterwarte in Trappes, Dr. Teisserenc de Bort, eine planmäßige Erforschung des Luftmeeres in großen Höhen eingeleitet, indem er in regelmäßigen kurzen Zeitabständen kleine unbemannte Ballons absendet, die mit selbstaufzeichnenden meteorologischen Instrumenten ausgestattet sind. Im ganzen sind bisher 240 solcher Ballons erfolgreich aufgelassen worden, und de Bort hat jetzt über die Ergebnisse der durch sie erhaltenen Beobachtungen an die Pariser Akademie der Wissenschaften berichtet. Es haben sich daraus einige wichtige Schlüsse auf den Zustand der höheren Luftschichten ergeben, die eine wesentliche Berichtigung der bisherigen Annahmen herbeiführen werden. Zunächst ist die Thatsache zu erwähnen, daß bis zu einer Höhe von mindestens 10 Kilometer über der Erde der Wechsel der Jahreszeiten in beträchtlichen Schwankungen der Temperatur zum Ausdruck kommt. Diese jahreszeitliche Temperaturschwankung nimmt allerdings mit steigender Höhe ab. Am Erdboden beträgt sie im Mittel 17 Grad für jenen Beobachtungsort, in 5 Kilometer Höhe etwa 14½ und in 10 Kilometer 12 Grad. Im Januar, wenn in Trappes eine mittlere Monatstemperatur von 0.9 Grad herrscht, hat die Luft 5 Kilometer hoch eine Temperatur von — 19 und 10 Kilometer hoch eine solche von — 52 Grad. In den Monaten März und April ist in diesen Höhen die Kälte noch etwas größer. Eine bedeutende Erwärmung der oberen Luftschichten macht sich erst im Juli bemerkbar; während im Juni in 5 Kilometer Höhe noch fast — 17 Grad und in 10 Kilometer über — 51 Grad verzeichnet werden, steigt die Temperatur im Juli in 5 Kilometer Höhe auf über — 9 Grad. Am wärmsten ist die Luft dieser Schicht im September mit — 7.2 Grad. Niemals steigt die Temperatur in diesem Abstand von der Erdoberfläche über den Gefrierpunkt, sondern sie schwankt zwischen — 7.2 und — 21.8 Grad im Monatsmittel. In 10 Kilometer Höhe findet sich die höchste Temperatur ebenfalls im September, sie beträgt aber — 41.8 Grad, kommt aber in ihrem Maximum schon der größten Kälte gleich, die auf der Erdoberfläche überhaupt zu beobachten ist, die niedrigste Temperatur ist — 53.7 im April. Im Sommer muß man etwa 3600 Meter emporsteigen, um die Temperatur des Gefrierpunktes zu erreichen, im Winter nur 100 Meter.

* **Freilegung eines römischen Triumphbogens in Frankreich.** Die Schleifung der Befestigungen von Langres bringt den Triumphbogen ans Licht, den Kaiser Constantius Chlorus 301 zur Verherrlichung seines im selben Jahre über die Alemannen erfochtenen Sieges erbauen ließ. Dieser Triumphbogen ist seit mehr als einem Jahrhundert vermauert und so in die Wälle eingefügt, daß er nur zum kleinsten Theil, auf der einen Seite, sichtbar ist. Jedoch hat ihn die lange Einmauerung und Bedeckung um so besser erhalten. Der Bogen ist ein Meisterstück der gallo-römischen Baukunst, erinnert an den Triumphbogen in Reims und Autun. Er besteht aus zwei Jochen und zeigt korinthische Pilaster. Constantius Chlorus hatte seinen Sitz in Trier und war der Vater Constantins des Großen, der ebenfalls öfter sich in Trier aufhielt.

* Der Vorsitzende der Internationalen Aëronautischen Kommission, Prof. Dr. **Hergesell**, theilt mit, daß am 5. September d. J., in den Morgenstunden, abermals eine **internationale wissenschaftliche Ballonfahrt** stattfinden wird. Es steigen bemannte und unbemannte Ballons auf in Trappes, Paris, Straßburg, München, Wien, Krakau, Bath, Berlin, St. Petersburg, Moskau. Der Finder eines jeden unbemannten Ballons erhält eine Belohnung, wenn er, der beigegebenen Instruktion gemäß, den Ballon und die Instrumente sorgfältig birgt und an die angegebene Adresse sofort telegraphische Nachricht sendet. Auf eine vorsichtige Behandlung des Ballons und der Instrumente wird besonderes Gewicht gelegt. Für Hülfeleistung beim Landen eines bemannten Ballons werden besondere Vergütungen bezahlt, deren Höhe in jedem Fall von dem Ballonführer festgestellt wird.

* **Erlangen.** Dr. phil. **Gebhardt** aus Nürnberg hat sich für deutsche Philologie an der hiesigen Universität habilitirt.

* **Berlin.** Dr. Ernst **Vogel**, früher Assistent an dem von seinem Vater geleiteten photochemischen Laboratorium der Berliner Technischen Hochschule, ist im Alter von 35 Jahren gestorben.

* **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor Dr. phil. Anton **Pelikan** ist zum ordentlichen Professor der Mineralogie und Petrographie an der deutschen Universität in **Prag** ernannt worden.

* **Aus Schweden.** Die beiden **ersten Nobel-Preise** werden jetzt bekannt gegeben: Die zwei wissenschaftlichen Preise der bekannten Nobel-Stiftung zu je 200,000 Kronen wurden dem dänischen Professor Niel R. **Finsen**, Gründer des Instituts für Heilung des Lupus durch Licht, und dem russischen Physiologen **Pawlow**, bekannt durch seine Arbeiten über die Ernährung, verliehen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

R. **Huch**: Preisturnier. Ein Renaissance-Drama. Leipzig und Berlin, G. H. Meyer 1901. M. 2. — E. **Wachler**: Schlesische Brautfahrt. Schauspiel. Ebd. 1901. M. 2. — F. **Lienhard**: Literaturjugend von heute. (Grüne Blätter für Kunst und Volksthum, Heft 1.) Ebd. M. 0.15. — Ad. **Bartels**: Wilhelm Raabe. (Do., Heft 2.) Ebd. M. 0.15. — H. **Sohnrey**: Der kleine Heinrich. (Do., Heft 4.) Ebd. M. 0.15. — W. **Pastor**: Gustav Theodor Fechner. (Do., Heft 5.) Ebd. M. 0.15. — O. **Schwindrazheim**: Offener Brief an den Bürgermeister einer deutschen Kleinstadt. (Do., Heft 6.) Ebd. M. 0.15. — Dr. Th. v. **Frimmel**: Geschichte der Wiener Gemäldesammlungen, IV. Kap. Ebd. 1901. M. 8. — **Mittheilungen des Vereins für Chemnitzer Geschichte.** XI. Jahrbuch für 1900—1901. Chemnitz, in Komm. bei O. May 1901. — H. **Grauert**: Meister Johann v. Toledo. (S.-A. aus den Sitzungsberichten der philosophisch-philologischen und der historischen Klasse der bayer. Akad. d. W. 1901, Heft 2.) München, k. Akademie 1901. — **Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch für das deutsche Reich.** 17. Lfg. München, Schweitzer 1901. — **Multatuli**: Die Abenteuer des kleinen Walther. 1. Theil. Minden i. W., Bruns. — Dr. J. v. **Körösy**: Statistik des Unterrichtswesens der Hauptstadt Budapest für 1889/1890 bis 1894/1895. (Publikationen des Statist. Bureaus der Haupt- und Residenzstadt Budapest. XXX.) Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1900.

Jahrgang 1901. München, Montag, 2. September. Nummer 200.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

A 1798 Z

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

### Uebersicht.



## Rosminianische Bewegungen in Italien.

Von Franz Xaver Kraus.

Der in Nr. 147, 174 und 175 unsrer Beilage veröffentlichte Aufsatz über das Centenarium Vincenzo Giobertis hat mir einige Reklamationen eingebracht. Ich spreche nicht von dem Ingrimm kleiner Leute, die mir sehr gleichgültig sind, sondern der wohlbegründeten Beschwerde mehrerer Freunde, welche sich und mich bei diesem Anlaß daran erinnerten, daß ich seinerzeit nicht über das Centenar Antonio Rosminis (1897) berichtet habe. Ich erkenne diese Beschwerde als vollkommen berechtigt an: einmal, weil die Allgemeine Zeitung an keiner bedeutsamen Regung geistigen Lebens in Italien vorüberzugehen pflegt, dann, weil ich doch seit langen Jahren als der wärmste und treueste Freund der rosminianischen Sache diesseits der Alpen gelte: vielleicht ein großes Unglück, sicher eine große Ehre.

Ich habe seinerzeit den Bericht über das Centenario Rosminis hinausgeschoben, weil der für diese Feier vorbereitete Sammelband erst einige Zeit nachher ausgegeben werden konnte: dann drängten sich andere Arbeiten heran, welche es unmöglich machten, auf die Sache zurückzukommen. Ich will das heute nachholen, indem ich eine kurze Uebersicht über die geistige und wissenschaftliche Bewegung gebe, welche sich in den letzten Jahren an den Namen und das Andenken Rosminis knüpft.

Am 24. November 1895 hatte sich in Verona eine Anzahl Verehrer Rosminis eingefunden, welche ein provisorisches Komitee für die Centenarfeier Rosminis bildete, und aus dem dann ein definitives Festkomitee hervorging. Von bekannteren Namen Italiens gehörten demselben außer dem Podestà von Rovereto, dem Baron Malfatti und dem Präsidenten der Accademia degli Agiati daselbst, dem Grafen Filippo Fedrigotti (einem Vetter Antonio Rosminis) an: Prof. Billia (Turin), Calzi (Correggio), P. Cafara (Venedig), Angelo Carnelia (Mailand), P. Giovanozzi (Florenz), Graf Grabinski (Bologna), Prof. Litta (Messina), Manfroni (Rom), Prof. Morando (Vicenza), der Senator Gaetano Negri (Mailand), P. Pistelli (Florenz), der Prof. und Senator Giovanni Schiaparelli, Direktor des Observatoriums der Brera, der Senator Antonio Fogazzaro (Vicenza), Marchese Passano (Florenz), Graf Luigi Sernagiotti (Venedig), Graf Stefano Ciampa (Mailand), Tancredo Canonica, Senator und Präsident des Kassationshofes (Rom), Zappi (Verona). Das Ausland war in demselben Komitee vertreten durch den Franzosen Prof. Dejob (Paris), den Schweizer Prof. Ernest Naville (Genf), Deutschland durch den Schreiber dieser Zeilen. In dieser Zusammensetzung mußte Jedermann auffallen, daß das Istituto della Carità, Rosminis schöne Stiftung, keinerlei Vertretung hatte, wie dasselbe sich auch von der ganzen Centenarfeier geflissentlich zurückhielt. Das alles beruhte auf einer wohl durchdachten Verabredung. Das Istituto della Carità, immer bedroht durch die Arglist und Brutalität seiner offenen und geheimen Gegner, mußte alles vermeiden, was diesen irgend einen Anlaß zu neuen Denunziationen und Verfolgungen geben konnte. Es blieb also der Feier fern, und wir erlebten das seltsame Schauspiel, daß diese Feier vor sich ging, ohne daß die Söhne Rosminis selbst daran theilzunehmen wagen durften. Man kann nicht niedrig genug von den Menschen denken, welche dem Institut und dem Komitee diese Situation aufdrängten. Das Komitee ist noch weiter gegangen. Auf der Versammlung, welche im Frühjahr 1896 in Bologna stattfand, beschloß es auf meinen Antrag, sowohl in seinem Aufruf, wie in den bei dem Fest zu haltenden Reden und bei den beabsichtigten Publikationen alles zu vermeiden, was dem hl. Stuhl irgend eine Ursache oder Veranlassung zur Klage geben konnte. Wir wußten, wer den Schlägen ausgesetzt war, die einem unbedachten Verhalten unsrerseits hätten folgen müssen. Für dieses Verhalten gab es aber nicht bloß äußere Gesichtspunkte. Wir halten Rosminis Andenken hoch, weil er in unsrer Zeit einer der edelsten Vertreter des religiösen Idealismus war, und sein Name die Harmonie von Wissenschaft und Religion bedeutete. Er war für Tausende das einzige und letzte Band, welches sie noch mit der Kirche zusammenhielt. Man kann daher in seinem Geiste nur wünschen, daß sein Name kein Gegenstand kirchlichen Unfriedens werde; ich für mein Theil würde keine Bewegung unterstützen, welche die geistliche Autorität des Primates schädigte, und ich kann nur wünschen, daß wir Alle über diesen Punkt so denken, wie Antonio Rosmini selbst darüber gedacht hat.

So fand denn am 2. und 3. Mai 1897 (der Geburtstag Rosminis ist der 24./25. März) die Centenarfeier in Rovereto, im Palazzo della pubblica Istruzione statt. Die Festrede hielt der ehrwürdige Senator Fedele Lampertico, der seit langer Zeit mit Antonio Fogazzaro die Seele alles geistigen Lebens in Vicenza ist, und dessen rege, unermüdliche Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens in ganz Italien dankend anerkannt wird. Seine Rede auf Rosmini stellt eine geistvolle, maßvolle, verständige Verherrlichung des Helden des Tages dar. Specifisch ideologischer Natur war die zweite Festrede, welche Prof. Vincenzo Litta (Messina) über Rosminis Aufstellungen betreffs des Essere possibile und den ganzen Komplex der einschlägigen ideologischen Fragen hielt. Der Vortrag gipfelte in der Ausführung, daß Rosmini mit

Thomas v. Aquin und Giambattista Vico den Höhepunkt der philosophischen Forschung in Italien darstelle.

Die Idee, eine Anzahl Abhandlungen zu einer Festschrift zu vereinigen, war dem Komitee durch den Grafen Stefano Stampa und Antonio Fogazzaro unterbreitet worden. Sie wurde durch das Zusammenwirken einer Anzahl italienischer und auswärtiger Schriftsteller verwirklicht, und es konnte das prächtig ausgestattete Volume unico in zwei Abtheilungen noch im Jahre 1897 die Pressen der um die Rosminianische Literatur so verdienten Cogliati'schen Verlagshandlung verlassen. Dem Werke ist eine Kopie des sehr anziehenden Portraits Rosminis, welches ein namhafter Maler Mailands zu Anfang der 40er Jahre zeichnete, beigegeben. Das Original dieser Zeichnung, wie dasjenige eines entsprechenden Bildnisses Al. Manzonis, befand sich seinerzeit im Besitz meines verstorbenen ehrwürdigen Freundes Msgr. Jacopo Bernardi in Venedig, der beide Ritratti auf meine Veranlassung hin photographiren ließ. Ich hätte gewünscht, daß auch dasjenige Manzonis hier reproduzirt worden wäre. Es zeigt den Verfasser der Promessi sposi in seinen besten Jahren, hochaufgerichtet, frisch, voll des Lebens. Die schönen Portraits Manzonis, Rosminis und, wenn ich mich recht erinnere, d'Azeglios, welche Hayez malte, gehören einer etwas späteren Zeit an: ich sah sie noch alle vereinigt bei dem Stiefsohn Manzonis, dem Grafen Stampa; das prachtvolle Bildniß Rosminis ist von Cerani vorzüglich gestochen; man sieht da den Philosophen von Roverето auf der Höhe des Lebens, in seiner ganzen Hoheit und Milde. So oft ich vor ihr stehe, sage ich mir: der Anblick dieses Kopfes allein, dieser Stirn, auf der ein so mächtiger Strahl des göttlichen Anhauches liegt, müßte Jeden überzeugen, daß diesem Manne nur derjenige Feind sein konnte und kann, in dessen Seele sich das Verbrechen eingefressen hat.

Und dieser Meinung ist auch mein herrlicher und edler Freund Antonio Fogazzaro, mit dessen Essay „La figura di Antonio Rosmini" sich die Festschrift einführt. Man kann diese von reiner Begeisterung eingegebenen, köstlichen Seiten nicht ohne tiefe Ergriffenheit lesen. Fogazzaro führt in scharfen, sicheren Zügen das Bild des Denkers, des Politikers, des Mannes, der die treueste Hingebung an die Sache des Christenthums mit ehrlicher, wissenschaftlicher Arbeit, höchstem Talent, glühender Liebe für die Nation und das Vaterland, dem er durch sein Blut und seine Abstammung angehörte, vereinigte. Das alles hat Fogazzaro in diesen von Poesie duftenden Blättern niedergelegt; er hat uns keine eitle, von leeren Worten geschwellte Deklamation gegeben, sondern seinen italienischen Landsleuten zugleich ein klares Programm für ihre Zukunft aufgestellt: una franca professione di fede e un appello.

Sehr vielgestaltig sind die Themata, welche in den nun folgenden Aufsätzen Beleuchtung erfahren. Der Philosophie gehören die Arbeiten an von Morando (über das Fundamentalprinzip der rosminianischen Philosophie), Morelli (desgleichen), Moglia (über das Essere ideale), Vitta (über die Quellen der rosminianischen Spekulation), de Nardi (über die Gnoseologie des Positivismus und ihre Widerlegung durch Rosmini), Bricoli (über Wesen und Modalität des Rechts), Bazailles (über Rosmini und Malebranche), Petrone (über Rosminis und Anderer Ideologie), Beurlier (über die in der heutigen französischen Spekulation hervortretende Evolution der kantischen Philosophie zur rosminianischen), Salimani (Gegensatz des Rosminianismus und Materialismus). Die Pädagogik Rosminis behandeln Caliini, Allievo, Alessia (Rosmini und die Frau!). Der allgemeinen Literaturgeschichte wenden sich zu die Essays von Bellezza, F. X. Kraus (über Rosminis Dante-Studien, im zweiten Bande meiner „Essays" deutsch erschienen); der Politik Monzini (über den pensiero politico Rosminis), Zoppi (über dessen politische Volkswirthschaftslehre). Endlich finden sich auch Beiträge zur persönlichen Geschichte des Gefeierten. Dahin zählen außer dem einleitenden Aufsatze Fogazzaros die Essays von Billia über den sittlichen Charakter Rosminis; von Ferrari über dessen Aufenthalt in Padua; von Ruscani über denjenigen in Mailand; von Biadego über Rosmini in Verona. Gradinski kommt auf die römische Mission Rosminis 1848—1849 zurück; die vielgenannte geistvolle Schriftstellerin Luisa Anzoletti verbreitet sich über die religiösen und Freundesbriefe Rosminis und theilt drei neue Briefe desselben, gerichtet an Cesare Cantù, mit. Mein hochverehrter Freund, Graf Luigi Sernagiotti in Venedig, ergänzt seine Bearbeitung der Lockhart'schen Vita di Antonio Rosmini (Venezia 1888) durch einen Aufsatz, welcher über die Beurtheilung Rosminis im In- und Auslande handelt.

Den Schluß des Ganzen macht ein Anhang, mit welchem der Geschichte der italienischen Philosophie im 19. Jahrhundert ein großer Dienst geleistet ist.

Im Jahre 1850 rettete sich, nach den Stürmen der Revolution, ein Schiffbrüchiger an die herrlichen Ufer des Lago Maggiore, wohin sich Antonio Rosmini nach seiner Verabschiedung aus Gaëta begeben hatte. Dort, in der Villa Bolongaro, hat Antonio Rosmini die letzten Jahre seines Lebens verbracht; die Zimmer, welche er bewohnt hat, und in welchen er seine Seele dem Schöpfer zurückgegeben hat, werden von der jetzigen Besitzerin dieses schönen, der Isola Bella gegenüber liegenden Landhauses, der Herzogin von Genua, sorgfältig in Ehren gehalten: ich sah dort die Erinnerungen an den großen Roveretoner, gemischt mit denen an den Vater der edlen Fürstin, der uns als „Philalethes" den besten deutschen Kommentar zu jener Divina Commedia schenkte, der Antonio Rosmini so frühzeitig seine Studien zuwandte, und für deren Deutung wie ich das in dem oben angeführten Aufsatze nachweisen konnte, der Roveretoner schon zehn Jahre vor den Publikationen Blancs, Willes und des Königs von Sachsen, Dionisi, Marchetti (und später Rossetti) gegenüber die richtigen Prinzipien aufstellte. So weht auch in diesem Hause die Luft, welche von den Höhen der dantesken Dichtung herkommt, und es ist kein Wunder, wenn jene hochsinnige Königin, deren Gestalt nun von der Weihe des grausamsten Unglücks umwoben ist, frühzeitig Dante und Rosmini in gemeinsamer Verehrung mit ihrem königlichen Großvater zusammenschließen gelernt hat.

Hier in Stresa verkehrte Rosmini auf das angenehmste mit seinem großen Freunde Alessandro Manzoni, der vielfach seine Villeggiatur in dem benachbarten Lesa bei seinem Stiefsohne, dem Grafen Stefano Stampa, zubrachte. Man pflegte sich auf dem Spaziergang an dem lieblichen Ufer des Sees zu begegnen, gegenüber dem berühmten Wallfahrtsorte S. Caterina del Sasso, über dem einst jener Macigno-Block hängen blieb. Hier war es, wo sich den Unterhaltungen der beiden berühmten Weisen jener Flüchtling aus Neapel zugesellte, Ruggero Bonghi, der nun, bis zu Rosminis Tode, diesen sozusagen nicht mehr verließ. Er lernte die Freunde in Pallanza bei den Arconati zuerst kennen:

schon war er Beiden empfohlen durch seine Uebersetzung der platonischen Schriften, die er 1847 mit dem „Filebo" eingeleitet hatte. Von da ab fand der regste Wechselverkehr zwischen den Dreien (ihnen gesellte sich auch zuweilen der Marchese Gustavo di Cavour bei) statt, welcher nur durch vorübergehenden Aufenthalt Bonghis in Florenz, Paris und London (1851—1852) unterbrochen wurde.[1]) Bonghi selbst verzeichnete den Ertrag dieser philosophischen Gespräche in Tagebuchblättern, von denen ein Theil in den Atti der Academia della filosofia italica 1854 durch Mamiani herausgegeben wurde, wo sie für das große Publikum völlig begraben waren. Andere Dialoge, 1852 von Bonghi niedergeschrieben, tauchten 1895 in einer Handschrift auf, welche Bonghi selbst verloren glaubte, und über die 1896 der Senator Gaetano Negri dem königlichen lombardischen Institut einen Bericht abstattete. Diese Handschrift ging in den Besitz der Firma Cogliati über, und ist jetzt in der Rosminischen Festschrift ihrem philosophischen Inhalt nach zum erstenmal abgedruckt, und zwar mit den werthvollen Noten und Nachweisen Morandos. Der Hauptinhalt dieser Dialoge ist metaphysischen und ideologischen Inhalts. Negri fand in ihnen einen durchaus subjektivistischen und stellenweise sogar agnostizistischen Zug; was Morando nicht gelten lassen will, indem er jeden Zusammenhang zwischen der Philosophie Rosminis und Kants ablehnt. Bekanntlich hatte Gioberti in seiner Polemik gegen Rosmini das Gegentheil behauptet; die Rosminianer de pure sang sehen in Rosminis Lehre von dem idealen Sein als der einzigen und originalen Form der Vernunft das Antidoton gegen den zum Skeptizismus führenden Kantianismus. Einen Mittelweg schlagen die modernsten französischen Philosophen, wie Lachelier und E. Beurlier (in dem oben erwähnten Beitrag zu der Festschrift, II, 185) ein, indem sie eine vom Kantianismus zum Rosminianismus führende Evolution des modernen Geistes annehmen. Es hängt diese Bewegung zusammen mit der in den letzten zehn Jahren in Frankreich so plötzlich aufgetretenen Herrschaft der kantischen Philosophie, die nicht bloß unter den „Agnostikern", sondern auch unter den katholisch-kirchlichen Forschern so rasche Fortschritte gemacht hat, daß, wie bekannt, Leo XIII. sich im vorigen Jahre veranlaßt sah, dagegen einzuschreiten und vor Kant als dem Quell aller heutigen Uebel zu warnen; Dinge, über welche unser Rudolf Eucken das deutsche Publikum auf dem Laufenden gehalten hat.

Bonghi selbst war in jener Zeit hinsichtlich seiner Stellung zu den Problemen der Metaphysik und der Religion in starker Schwankung begriffen. In einem Briefe vom 23. Juli 1851 beglückwünschte ihn Rosmini noch für sein treues Festhalten an der Sache des Katholizismus, räth ihm aber auch schon, sich gegen seine eigenen akatholischen und sozialistischen Freunde zu vertheidigen. Wir lernen aber auch aus dem I miei fatti ed i miei pensieri betitelten Diario, welches uns in dieser Publikation vorliegt, mit wie viel Leichtfertigem und Frivolem sich der junge Neapolitaner, namentlich gelegentlich seines Pariser Aufenthaltes von 1852 herumzuschlagen hatte, und wir entnehmen demselben Dokument, wie sich der Geist der Opposition, zuerst gegen Rosminis Argumente, dann wohl auch gegen dessen religiöse Auffassung allmählich bei ihm einstellte. Ich kann es nur bedauern, daß das Leben R. Bonghi in ganz andere Bahnen hineinriß. Er ist gleichwohl niemals antireligiös gestimmt gewesen, und je älter er wurde, desto mehr kehrte er in der Politik wie in Hinsicht der religiösen Fragen zu konservativen Anschauungen zurück. Wie manchesmal, wenn ich in seiner herrlichen Bibliothek, in jener schönen Villa von Macaa, die die Freude seines Herzens und der Ruin seines ohnehin stets leichten Beutels war, wenn ich da neben ihm saß, und vergangene Zeiten an unserm Geiste vorüberzogen, wie manchesmal hat er mir doch gestanden, daß die Tage von Stresa die schönsten und besten seines Lebens waren! Des großen Meisters hat er nie anders als mit inniger Verehrung gedacht, und so werden auch seine „Stresiane" stets zu den wichtigsten Urkunden zählen, welche wir für die Geschichte Rosminis, und überhaupt der italienischen Philosophie im 19. Jahrhundert besitzen. Rein literarisch betrachtet, sind sie nicht unwürdig jener platonischen Gespräche, an welche sie sich ihrer Form wie ihrem Inhalte nach anschließen.

Die Herrschaft, welche die Spencer'sche Lehre über einen großen Theil der heutigen Menschheit gewonnen hat, rechtfertigte es, daß auch einmal Rosminis ethisch religiöse Gedankenwelt mit derjenigen des berühmten englischen Denkers zusammengestellt wurde. Das hat ein auch durch andere Studien wohlbekannter italienischer Gelehrter, Hr. Giovanni Vidari in einem Bande unternommen, den man nicht ohne reichen Genuß und mannichfache Belehrung aus der Hand legen kann.[2]) Von einem Einflusse des einen der beiden Philosophen auf den anderen kann hier natürlich nicht die Rede sein. Rosminis Hauptwerke lagen vor, ehe Herbert Spencer seine erste große Arbeit (Social statics, 1851) veröffentlichte, und jener starb im selben Jahre, wo Spencers berühmte Principles of psychologie (1855) erschienen. Andrerseits ist nicht nachweisbar, daß der Engländer den Italiener gekannt hat. Ihre Ausgangspunkte und der ganze Charakter ihrer Spekulation sind total verschieden. Der Rosminianismus ist ein spezifisch italienisches Produkt, ebenso gut, wie Spencers Philosophie einen ausgesprochen national englischen Zug hat. Beide spiegeln eine Gedankenwelt ab, welche von breiten Massen der beiden Nationen getragen wurde: in dem raschen Leben der Gegenwart hat eine die andere schnell abgelöst, und vielleicht lassen sich auch bereits die Anzeichen nachweisen, welche darauf hindeuten, daß Herbert Spencers beste Tage vorüber sind. Vidari sieht in der Lehre des englischen Philosophen nicht sowohl die Frucht einer objektiven Analyse der Thatsachen, als vielmehr das Produkt einer von der Mode der Gegenwart emporgetragenen Weltanschauung, die ihr rasches Emporsteigen vor allem jener tiefen Ermüdung verdankte, welche sich, nach dem Niedergange der Hegel'schen Schule, der philosophischen Forschung bemächtigte. Der tiefe Gegensatz zwischen Rosmini und Spencer offenbart sich nicht bloß an den erkenntnißtheoretischen Fragen, sondern noch viel stärker an den Problemen des sittlichen Lebens.

Vidaris Ausführungen sind besonders nach dieser Richtung sehr lesenswerth, umsomehr, als der italienische Gelehrte auch die neuesten Arbeiten unsrer deutschen Wissenschaft (Wundt, Paulsen) und die bedeutenderen Franzosen wie Guyau und Fouillée eingehend berücksichtigt.

[1]) Für alle diese Dinge ist jetzt, außer R. Bonghi's Le Prime Armi, Bologna 1894, besonders Francesco d'Ovidio's gehaltvoller Aufsatz in der „Nuov. Antologia" 1895, 1 nov., nachzusehen.

[2]) *Vidari, Gio.*, Rosmini e Spencer. Studio espositivo-critico di filosofia morale. Milano, Ulr. Hoepli 1899.

Wie lebhaft das Interesse ist, welches die fachmännische Forschung fort und fort der rosminianischen Philosophie zuwendet, zeigt, neben Vidari, der Brief eines anderen Italieners, den ich bereits als vortrefflichen Kenner und Beurtheiler Giobertis den Lesern vorgeführt habe.[3]) Das Thema ist ein beschränktes, aber die Darstellung greift darüber hinaus, und erweitert sich fast zu einer Gesammtdarstellung des Pensiero italiano zwischen 1815—1855. Gentile geht hier namentlich auch auf Mamianis Rinnovamento (1836) ein, ein jetzt ziemlich vergessenes Buch, das doch in der Entwickelung des Ontologismus seine Stellung hat, und Rosmini Anlaß zu einem kräftigen Ausfall gegen seinen Urheber gab. Dieser interne Krieg dreier Denker, welche im Grunde sich so nahestanden, ist sicher eine der merkwürdigsten Episoden in der Geschichte unsrer modernen Philosophie. Die allmähliche Herausbildung der rosminianischen Erkenntnißlehre in den verschiedenen Stadien (Nuovo Saggio, Teosofia u. s. f.) ist von Gentile sorgfältig nachgewiesen, ebenso die Stellung Giobertis zu derselben, welche seinerzeit schon berührt wurde. Ich wage es nicht, hier auf diese Dinge näher einzugehen, da sie der Mehrzahl meiner verehrten Leser etwas ferne liegen dürften.

Nehmen die Schriften Vidaris und Gentiles der rosminianischen Philosophie gegenüber eine zwar höchst günstige, aber doch immerhin kritische Stellung ein, so begegnen wir in einem anderen italienischen Philosophen einem Rosminianer von striktester Observanz. Giuseppe Morando[4]) war einst in das Istituto della Carità eingetreten, wo er seine erste größere Schrift über „Optimismus und Pessimismus" schrieb — eine gegenüber der seit Leopardi in Italien so mächtigen pessimistischen Strömung sehr verdienstliche und zeitgemäße Untersuchung, welche sich wesentlich mit der Geschichte der einen wie der anderen dieser beiden Weltanschauungen beschäftigte und beiden die Vorzüge und den Trost der christlichen Ueberzeugung entgegenstellte. Unglücklicherweise fiel diese Publikation in einen Zeitpunkt, wo man es in Rom für angezeigt fand, wieder einmal einen Schlag gegen Rosminis Institut zu führen: stets glücklich berathen, griff man zu den neuesten Veröffentlichungen desselben und setzte Morandos Ottimismo und I Nomi eucaristici Lonzonis auf den Index (Dekret vom 16. November 1892, auch wieder aufgenommen in die neueste Ausgabe des Index vom Jahre 1900). Es ist nie bekannt geworden, auf welchen Grund hin diese beiden Bücher verdammt wurden: vielleicht, weil sie theologische Gegenstände ohne bischöfliches Imprimatur behandelten, was auch die neue Indexkonstitution Leos XIII. (§ 41) verbietet.[5]) Indessen war die englische Ausgabe der Nomi eucaristici des Generalsoberen des Istituto della Carità von dem Benediktinerbischof Hedley in Wallis eingeleitet, in welcher dieser Prälat es als eine Ehre bezeichnet, diese worthy and welcome addition zu der Devotionalienliteratur der Gegenwart befürworten zu dürfen; außerdem hat der Erzbischof und Kardinal Walsh in Dublin, der Primas von Irland, das Werkchen approbirt. Implicite sind also auch diese zwei Prälaten dem Index verfallen. Mein edler Freund Lonzoni hat sich diesem Dekret unterworfen, was der Index novissimus nicht zu verzeichnen so gütig war. Dagegen hat Morando keine Antwort gegeben, worauf man ihm das Predigen und Messelesen untersagt hat. Da Morando noch keine Weihe besaß, konnte er diesem Gebote sehr leicht nachkommen; er wie seine Oberen fanden es jetzt besser, daß er den Orden verließ, worauf er in die staatliche Laufbahn eintrat. Er wirkte seither als Professor der Philosophie an verschiedenen Lyceen und Fakultäten, zuletzt in Lodi und Mailand, in welcher Stellung er eine sehr fruchtbare Thätigkeit entwickelt hat. Von kleineren Schriften ist der freundschaftliche Austausch mit Gaetano Negri über den Skeptizismus[6]) und über die Freiheit des menschlichen Willens[7]) zu nennen. Dann folgte das Hauptwerk, ein Handbuch der Philosophie auf wesentlich rosminianischer Grundlage,[8]) welchem der Verfasser nunmehr (1900) auch ein Kompendium der Elemente der Philosophie hat folgen lassen.[9]) Diese Werke haben in Italien sehr günstige Aufnahme gefunden, und verdienen auch bei uns berücksichtigt zu werden. Seit Calzas Tode[10]) ist Morando jetzt unzweifelhaft der bedeutendste und energischste Vertreter des Rosminianismus. Mit welchem Erfolge, das läßt sich schon jetzt einigermaßen absehen. Bekanntlich bilden die Elemente der Philosophie, wie früher an den süddeutschen Gymnasien, in Italien noch jetzt einen integrirenden Bestandtheil des Unterrichts in den oberen Gymnasial-, bezw. Lycealklassen. Gegenwärtig nun haben schon nicht weniger als 21 Lehranstalten ihren philosophischen Unterricht nach dem Plan und den Prinzipien Antonio Rosminis eingerichtet, und die Bewegung zugunsten dieser von den Jesuiten so hart angegriffenen, von Don Albertario tagtäglich begeiferten Doktrin ist stets im Wachsen. Das alles ist nun gewiß für gewisse Kreise höchst betrübend, aber es ist der natürliche Rückschlag gegen Gewaltthätigkeiten, wie wir sie erlebt haben; wie ich denn, lebend und sterbend, nie aufhören werde, die Rosmini zutheil gewordene Behandlung eines der größten Verbrechen zu nennen, deren die Annalen der neueren Kirchengeschichte auf ihren Blättern zu gedenken hat. Die byzantinische Kirche hat sich nie mehr von dem Schlage erholt, den sie gegen ihren edelsten und besten Mann, gegen Johannes Chrysostomus, geführt hat: wird die italienische wieder Lebenskraft genug gewinnen, um wett zu machen, was an Rosmini und seinem Andenken gesündigt wurde?

Freilich, der treuen Seelen gibt es noch viele, und sie sammeln an Erinnerungen an den großen Meister, was noch zu finden ist. Zu ihnen zählt ein römischer Rechtsgelehrter, Giulio Bonola, welcher uns kürzlich mit unedirten Briefen und Fragmenten Manzonis und A. Rosminis beschenkt hat.[11]) Man hat gefunden, und es ist auch sehr erlaubt, zu finden, daß in diesem Bande zahlreiche gänzlich unbedeutende Billette, Einladungsbriefe u. dgl. Aufnahme gefunden haben. Die Manie, alle denkbaren kleinen Ueberreste aus der Hand berühmter Männer zu publiziren, ist oft genug gerügt worden; wer möchte ihr das Wort reden? Aber Bonola steigt doch nicht herab bis zur Wiedergabe von Waschzetteln,

3) *Gentile, Giovanni,* Rosmini e Gioberti, Pisa 1898.

4) *Morando, Giuseppe,* Ottimismo e Panteismo. Milano 1890.

5) Nicht bloß das; die §§ 42 und 43 verbieten auch die Publikation von Schriften über Kunst und Naturwissenschaft, sowie diejenige von Zeitungen und Zeitschriften absque praevia Ordinariorum venia.

6) *Morando* Lo scetticismo e Gaetano Negri. Con Lettera del Sen. Negri a l'Autore.

7) *Morando:* Il Problema del Libero Arbitrio. Milano 1895.

8) *Morando:* Corso elementare di Filosofia. 3 voll., Milano 1898—1899. Cogliati.

9) Ders. Compendio del Corso elementare di Filosofia ad uso dei Licei. 3 voll. Milano eb. 1900.

10) Vgl. Pagani Della vita e degli Scritti di Gius. Calza. (Estr. d. Rassegna naz.) Firenze 1898.

11) Carteggio Fra *Alessandro Manzoni e Antonio Rosmini.* Raccolto e annotato da *Giulio Bonola.* Milano, Cogliati. 1901.

und wenn man zugeben muß, daß viele der hier abgedruckten Stücke für die allgemeine Literatur und für weitere Kreise belanglos sind, so ist auf der anderen Seite doch zu berücksichtigen, daß es eine kleine Manzoni- und Rosmini-Gemeinde gibt, welcher jede Reliquie ihrer verehrten Meister theuer ist. Sie hat für Italien ebenso gut ihre Berechtigung, wie die dicken Bände, welche unsern großen Dichtern diesseits der Alpen gewidmet sind.

Inzwischen ist nun auch P. Lanzoni, der Generalobere der Kongregation der Rosminianer, aus dieser Welt geschieden. Ich empfing in den ersten Tagen des letzten Januars die Anzeige seines Todes fast zu gleicher Zeit mit den letzten Briefen dieses mir theueren Freundes. P. Luigi Lanzoni war ein tüchtiger Theologe, wie seine dreibändige Dogmatik es ausweist; ein fleißiger und geschmackvoller asketischer Schriftsteller, wie namentlich seine „Schizzi e Meditazione" über das „Magisterio della Morte" (Torino 1882) beweisen; vor allem eine der liebenswürdigen, durchaus idealen Naturen, die überall, wo sie auftreten, den Parfum einer gebenedeiten Persönlichkeit hinterlassen. Sein Nachfolger im Generalate des Ordens, P. Bernardo Balfori, hat ihm einen warmen Nachruf gewidmet. Möge das Institut unter der Leitung dieses trefflichen Mannes auf dem bisher innegehaltenen Wege sich ruhig weiter entwickeln, und möge, nach so schwerer Ungunst der Zeiten, ihm bald wieder etwas Sonnenschein geschenkt werden. Es ist diesseits der Alpen, wenigstens in Deutschland, noch wenig bekannt; ich würde mich freuen, wenn die einfachen Worte, die hier zu seinen Gunsten und Ehren vorgebracht wurden, den einen und anderen verständigen und ehrlichen Betrachter menschlicher und kirchlicher Zustände dazu brächte, einmal den Wanderstab in die Hand zu nehmen, den herrlichen Simplonpaß zu überschreiten und jenseits desselben in Domodossola das von den Rosminianern gehaltene städtische Realgymnasium zu besuchen, draußen vor der Stadt aber auf dem wundervoll gelegenen Calvario die Stätte zu verehren, wo Antonio Rosmini so viele Jahre in der Einsamkeit zugebracht und seinen Geist auf die ihm zugefallene Mission vorbereitet hat. Kein braver Mann wird in diesen Räumen und in der Gesellschaft der geistlichen Söhne des großen Roveretaners weilen ohne die Empfindung zu haben, daß von ihm mit Recht das Wort der h. Schrift gebraucht wurde: homini bono in conspectu suo dedit Deus sapientiam et scientiam et laetitiam.

Ich habe den Lesern der Allg. Ztg. nunmehr in Gioberti und Rosmini wieder zwei der Männer in die Erinnerung zurückgerufen, welche den stärksten Antheil an der inneren geistigen und sittlichen Wiedergeburt Italiens zwischen 1830 und 1848 gehabt haben. Noch bleibt ein Dritter zu betrachten, über den die letzten Jahre auch manches Neue gebracht haben. Es ist Pellegrino Rossi, von dem ich demnächst einiges zu erzählen habe.

---

## Anselm Heine.

Von Dr. Hans Bethge.

Anselm Heine ist eine überaus feinsinnige Novellistin, denn hinter dem Anselm verbirgt sich eine Selma. Sie ist in weiteren Kreisen noch nicht viel bekannt, aber die Leser der „Deutschen Rundschau" kennen sie schon seit Jahren. Sie ist ruhig und nachdenklich. Ihr Stoffkreis ist kein sehr bunter. Die Schicksale der Werkeltagsmenschen reizen sie am meisten. Sie hat erst zwei Bücher geschrieben: „Unterwegs" und „Drei Novellen" (beide im Paetel'schen Verlag, Berlin). Das letztere Buch ist das bedeutendere. Das andere enthält eine Arbeit, die ihre frühe Entstehung nicht verleugnen kann und, zumal sie am Ende steht, dem Genuß der beiden anderen vortrefflichen Stücke leider einen kleinen Dämpfer aufsetzt. Von den „Drei Novellen" ist jede in ihrer Art vollendet. Es sind Künstlernovellen — so hätte das ganze Buch vielleicht auch besser benannt werden sollen. Alle drei sind tragisch, es sind drei kleine Tragödien menschlicher Schwäche. Den Anfang macht Peter Paul, die Geschichte eines Malers. Peter Paul ist der verhätschelte Geniale, dessen bißchen Talent unter der unsinnigen Verhätschelung flöten geht, da es sich so nicht entwickeln kann. Er macht lauter große Ansätze, aber er hat nicht Mark genug, sich zu einer künstlerischen That aufzuschwingen. Er ist ein interessanter Mensch, Held bei den Frauen und durch seine feine kritische Begabung, die immer mehr bei ihm Oberhand gewinnt und ihn seine schöpferische Unfähigkeit immer mehr erkennen läßt, auch von den Männern geschätzt und geliebt. Aber sich selbst lebt er nicht zur Befriedigung. Er weiß ja, es wird niemals etwas rechtes aus ihm werden. Sein Talent ist nichts als ein Scheintalent, und die Hohlheit des bißchen Glanzes von außen, der ihn erst über alle Skrupel hinwegsetzte, sieht er nur zu bald ein. So bricht sein Lebensmuth und sein Wille zusammen. Da findet er ein Weib, zu dem er eine heilige Liebe faßt, und sie liebt ihn wieder. Er vermählt sich mit ihr, und noch einmal schwingt er sich auf und rafft sich zusammen, um für sie zu schaffen und um sich die Hochachtung, die sie vor seiner Kunst bekundet, zu erhalten. Aber nur zu bald wird ihm wieder bange. Er merkt, es geht und geht nicht, trotz aller Energie. Er arbeitet, er „schuftet", — und bleibt vor sich selbst und seinem quälenden Bewußtsein ein Stümper. Da tritt etwas ein, was seine ganze Lebenslage verändert. Etwas, was all seine Freunde beklagen und bejammern, was ihn in der ganzen Welt zum Objekt allgemeinen Mitleids macht, was seinen Namen noch mehr in aller Munde trägt — und das er selbst mit einem gewissen Wohlbehagen still begrüßt: er erblindet.

Nun darf man nichts mehr von ihm verlangen. Er braucht nicht mehr zu arbeiten, er kann seinen Ruhm nicht mehr verlieren, denn die Welt wird nun nicht mehr erfahren, daß er der allgemeinen Hoffnung auf eine große Zukunft nicht würdig war; daß er im Grunde nichts als ein ganz Alltäglicher war. Er beginnt, ein frohes, zufriedenes Leben zu kosten mit seiner Frau, die ihn anbetet. Nur mitunter hat er wohl trübe Stunden, wenn ihm eine Stimme sagt, daß er doch eigentlich ein jammervoller Betrüger sei. Aber diese Stunden gehen schnell vorbei. Die Freunde kommen zu ihm und die Freundinnen, und Peter Paul, der Raffael ohne Augen, ist der alte geistreiche Mensch, und wenn er den Mund aufthut, lauschen Alle in Andacht und Verehrung. Er weiß seinen Nimbus durch allerhand Effekte gegen früher fast noch zu verstärken. Und nun: ein Freund kommt und meldet ihm, daß man ein Mittel gefunden habe, sein Augenleiden zu heilen, seine Sehkraft wieder herzustellen. Der Freund meinte, daß Peter Paul jubeln werde, wenn er die Nachricht erführe — aber Peter Paul jubelt gar nicht, ihm ist die Nachricht geradezu peinlich, denn: er will gar nicht mehr geheilt sein. Das Leben lebt sich so für ihn ja viel bequemer, so wird er die Welt nie zu enttäuschen brauchen, wenn er sie auch betrügt. Aber er entschließt sich doch, den Arzt aufzusuchen. Der Gang wird ihm schwer, bitter schwer. Es ringt in ihm das sehnsüchtige Verlangen, die Wunder der herrlichen Welt wieder in ihrem Glanz erstrahlen zu sehen mit der ekelhaftesten Eitelkeit, und er wird fast krank in diesem Kampfe. Der Arzt untersucht ihn und konstatirt, daß er unheilbar sei. Peter Paul kehrt in seine Klause zurück und — das alte Gaukelspiel beginnt von neuem. Er bleibt der interessante, unglückliche, geniale Mensch, und in seinen geistreichen, hohlen Aeußerlichkeiten findet er das hohle Glück seines verfehlten Lebens.

Die feinen Einzelheiten dieser galligen Novelle wieder-

zugeben ist unmöglich. Der Stoff ist so originell und wahr und zugleich mit so großem poetischen Zartgefühl behandelt, daß er auf Jeden den größten Reiz ausüben muß. Es schlummert ja in uns Allen ein wenig von diesem eitlen, geckenhaften Lebenskünstler, und gerade deßhald greift uns diese Erzählung so an die Nieren und öffnet uns die Augen über so Manchen und so Manches, wozu wir bisher nicht recht Stellung zu nehmen wußten.

Das zweite Stück des Buches, nach meinem Gefühl das beste, heißt: Der Rosenstock. Hier ist der unglückliche Held ein Musikant, ein lieber, biederer Durchschnittsmensch und Durchschnittsmusiker am Theater einer mittleren Provinzialstadt. Durch den einen unglückseligen, in einer übermüthigen Frühlingslaune gefaßten Gedanken, seiner Frau einen Rosenstock zu kaufen, bringt er allen Jammer und alles Elend über seine Familie herein und verlumpt selbst zum Säufer. Ich will die Geschichte nicht weiter detailliren, da ihr das nur ihren diskreten Reiz nehmen könnte und es überdies auch sehr ausführlich geschehen müßte, um das Problem dem Leser glaubhaft zu machen. Man soll diese Novelle lesen. Es ist so viel feinste psychologische Kleinmalerei in diesem Kunstwerk und so viel Wahrheit und treffende Beobachtung, wie ich selten irgendwo vereint gefunden habe. Ich stehe nicht an, diese Novelle als eine der besten zu bezeichnen, mit denen wir in den letzten Jahren beschenkt worden sind. Sie ist exakt, folgerichtig konstruirt und alle Mittel und Wirkungen darin sind von einem weisen Maß. Es ist eine fast klassische Novelle, aber nicht von der kühlen marmornen Art, sondern von warmer, lebenpulsender Realität.

Das dritte Stück des Buches ist das ausführlichste: Einklang. Hier spielt der Zufall für mein Empfinden eine etwas zu ausgiebige Rolle. Allerdings greift der Zufall nicht beeinträchtigend in das Problem ein, sondern dient nur als äußere Staffage, aber gerade deßhalb eben hätte er vermieden werden sollen und können. Im übrigen ist auch „Einklang" ein tiefsinnerliches, ergreifendes Werk. Es ist die Tragödie von den zwei liebenden Menschen, die ihrer Anlage nach füreinander bestimmt sind und durch ein thörichtes, gewaltsames Anpassen aneinander ihren Einklang und ihr Glück verlieren. Ungleichnamige Elektrizitäten ziehen sich an, gleichnamige stoßen sich ab. So ist es auch mit den Menschen. Zwei Menschen, die sich lieben sollen, dürfen sich in ihren Qualitäten nicht decken. Zwei, die sich völlig gleichen, werden sich nicht lieben. Hier ist das Problem nun so gestaltet: Zwei Menschen lieben sich, da sie für einander geschaffen erscheinen, d. h. da sie sich gegenseitig ergänzen. Aber ihre Liebe ist so groß, daß sich der Eine in den Andern hineinzuleben, sich die Eigenschaften des Andern selbst zu eigen zu machen bestrebt. Und je mehr dies geschieht, desto mehr nimmt die gegenseitige Liebe nothwendigerweise ab. Zu spät sehen sie ihr Irren, ihre verfehlte Lebenskunst ein. Dem Einen von ihnen kostet dieser grausame Irrthum das Leben und der Andere verzehrt sich in Sehnsucht nach dem alten, wunderbaren Glück.

Anselm Heine ist eine weise Vermittlerin zwischen der älteren und jungen Generation. Ihr Stil ist ernst und auf das sorgsamste durchbildet, ihre Probleme sind tief erfaßt und immer von hervorragendem Reiz. Humor hat sie so viel wie nicht, ihr Schritt schreitet schwer und sie sieht die Dinge eher in einem trüben Licht. Sie hält immer den Blick aufs Ganze gerichtet und vermeidet es, sich in Einzelbetrachtungen zu verlieren. Daher kommt es, daß ihre Novellen technisch zumeist musterhaft sind.

---

## Besprechungen.

Neue populär-medizinische Bücher. Gerne bereit beizutragen, medizinische Gebiete, auf denen ärztliches Wissen zu einem gewissen sicheren Abschluß gekommen ist, in weitere Kreise dringen zu lassen, sollen einige der Redaktion überwiesene Schriften in Kürze besprochen werden. Mancher mag für sich oder befreundete Kreise Nutzen daraus ziehen, andrerseits bringen zahlreiche Broschüren unzweifelhaften Beleg, daß mit Mühe und Geschick viele Aerzte versuchen, medizinisches Wissen zu verbreiten. — Dr. Weygandt: Die Behandlung der Neurasthenie (Stuber, Würzburg 1901) ist in der Hand des gebildeten Neurasthenikers — und der geistig arbeitende Stand liefert nicht die wenigsten derartigen Kranken — eine Nutzen bringende Abhandlung. Besonders kann sie auch die Umgebung des Kranken derart beeinflussen, daß ärztliche Mühen um ihn fruchten. Im gleichen Verlage erschien von Dr. Hammer: Die Prinzipien der Säuglingsernährung. Der Wunsch, lebenerhaltende Grundsätze in möglichst breite Schichten zu bringen, ist für dieses Alter gewiß am nöthigsten. Vieles, natürliche und künstliche Ernährung angehend, wird besprochen, was Tagesgespräch in Familien, welche mit Kindern beglückt sind, sein muß. — Der Verlag von Müller, Berlin, bringt in den wohlbekannten Hausbüchern für Gesundheitspflege Bd. 29, eine ganz populär gehaltene Schilderung von Dr. Baas: Ueber die Frauenkrankheiten, deren Verhütung und hygienische Behandlung mit Einschluß einer Gesundheitspflege für Frauen und Mädchen, außerdem eine Abhandlung von Dr. Schönenberger und Siegert: Ueber das Geschlechtsleben und was junge Leute davon wissen sollten und Eheleute wissen müßten. Um das Verdienst, gerade auf diesen beiden Feldern aus den Rahmen der strengen Wissenschaft herauszutreten, haben sich schon viele Autoren bemüht. Das erstere Buch ist an die Frauenwelt adressirt, und die heikle und schwierige Aufgabe wurde sehr gut und dezent gelöst. Fraglos können oft langwierige, abscheuliche und kostspielige Leiden der Mutter und dem weiblichen Nachwuchs erspart bleiben, wenn der Leserinnenkreis solcher guter Bücher sich vergrößern würde; auch gerade vor der Ehe stehenden Mädchen ist der Einblick und die Durchsprache mit der orientirten Mutter oder Freundin zu empfehlen. Vom Grundsatze der Aufklärung ausgehend, ist auch das zweite Büchlein geschrieben. Es schlägt im ganzen einen frischen und überzeugenden Ton an, obwohl überschwängliche Stellen nicht fehlen und in einigen Fragen (Alkohol, Prostitution) allzu optimistische Wünsche ausgesprochen werden. Auch scheint mir das Buch nur in die Hände der Erwachsenen, Eltern, Vormünder und Lehrer zu gehören. Denn ärztlicher Erfahrung nach, können derartige Werke auch auf recht ungünstigen Boden fallen. Vermißt wird bei Besprechung der Syphilistherapie der Hinweis auf die Behandlung mit Quecksilberkuren, welche die wissenschaftliche Medizin energisch vertritt. Ich würde diese Unterlassung nicht erwähnen, wenn andere therapeutische Behandlung, physikalischer und diätetischer Natur (p. 112), nicht besonders angeführt worden wäre und der Eindruck geschaffen würde, als genügen solche Methoden. — Mit Freuden nennen wir ein kleines Heft als Bd. 35 der Hausbücher von Dr. Grünfeld: Die Zimmergymnastik, ihre Bedeutung und Anwendung; Preis 2 M. Reichlich mit leicht verständlichen Abbildungen ausgestattet, kann jede Mutter und Kindergärtnerin im Freien Uebungen anstellen lassen, nachdem die Zweckmäßigkeit derselben durch den Text klar gemacht wurde. Die wichtigsten schwedischen Heilgymnastik-Maschinen sind auch abgebildet und werden gegebenenfalls dafür werben, daß Eltern ihre Kinder in Städten mit solcher Ausrüstung oder in Badeorten die Apparate benutzen lassen. — Im Band 14 der gleichen Sammlung unterrichtet Dr. Baas über die Herzkrankheiten; ihre Formen, Ursachen, Verhütung und diätetisch-hygienische Behandlung. Gerade bei Herzkranken aller Art, besteht in der Aufklärung und Erklärung die halbe Behandlung. Die wissenschaftliche Medizin und ausschließlich diese, hat sich mit den Zirkulationsstörungen intensiv beschäftigt und nach scharfer Kritik und Gegenkritik, schließlich einen festen Standpunkt gewonnen, der im ganzen dahin charakterisirt werden kann, daß der Herzkranke sein Herz zu üben und zu schonen hat. Jeder Fall erfordert andere Berathung. Schema gibt es hier nicht, und mit Recht warnt der Verfasser eindringlichst vor Quacksalbern und Pfuschern. Vielleicht ist es am Platze, auch gewichtige Worte eines hervorragenden deutschen Klinikers bei dieser Gelegenheit zu wiederholen. Th. v. Jürgensen schreibt noch 1899: „Die allen chronisch Leidenden eigene Untugend, häufiges Wechseln der Aerzte, ist bei Herzschwachen Hausfreund. Da blüht der Weizen der „Spezialisten", von denen jeder nur „sein" Organ versteht oder, wie so oft, nicht versteht. Wer lange in der Praxis war, kann davon erzählen. Und ebenso von den Universalspezialisten — Prälat Kneipp und Compagnie, die mehr den Gottesacker als den Acker

Gottes bestellen." — Das gleiche Feld bearbeitete in gemeinverständlicher Darstellung Dr. Bürwinkel: Die Herzleiden, ihre Ursachen und Bekämpfung. (Verlag O. Gmelin, München 1901.) Die Studie ist gut, kann jedem Gebildeten in die Hand gegeben werden. Sie läßt die vielerlei krankhaften Beziehungen, welche zwischen dem kranken Herzen und anderen Organen stets vorhanden sind, auch nicht unberücksichtigt; ihre Lektüre wird eine förderliche und nachhaltige Unterstützung der mündlichen ärztlichen Berathung sein. Wir stimmen bei, daß zu bedauern ist, wenn die alte Sitte des Hausarztes mehr und mehr abhanden kommt. Er wäre gerade besonders imstande, aufkeimende Krankheiten dieser Art zu überwachen, was bei sprunghaftem Arztwechsel oft unmöglich ist. — Es scheint zweckmäßig, daß allerlei Kranke, welche Bäder mit bestimmten natürlichen Heilmitteln aufsuchen, populär verfaßte ärztliche Wegweiser lesen. Kurzeit und Heilfaktoren können besser ausgenutzt werden, ebenso gewinnt der Arzt im unterrichteten Kranken einen Mitarbeiter gegen die Krankheit. Dr. Sachs legt eine derartige Besprechung der Gichttherapie in Karlsbad (Verlag Karger, Berlin 1901) vor. Sind vornehmlich die Grundsätze für Aerzte selbst entwickelt, so ist diese ruhig abwägende und schildernde Schrift in häufigen Fällen auch von Laien verwendbar. Die übersichtliche Disposition ermöglicht ihm leicht, das Wissenswerthe herauszufinden. Wohl verstanden, solche Winke sollen nicht arztfrei machen, sondern können nur den Gang der Kur erleichtern und die vorhandenen Heilfaktoren verstehen helfen. — In einer Broschüre faßt Dr. Saroson: Ueber Wasserkuren im Rahmen der wissenschaftlichen Heilkunde (Verlag von Vogel u. Kreienbrink, Leipzig-Berlin 1901), den jetzigen Stand der Dinge auf diesem Gebiete zusammen. Wird nicht jeder Fachmann dem Autor so weit folgen, wie er wünscht, so ist doch vollauf beizustimmen, wenn die wissenschaftliche Hydrotherapie, besonders mit Hereinziehung der Hülfsmittel des Dampfes, der heißen Luft, der breiigen Stoffe, des Sandes, der strahlenden elektrischen Wärme u. s. w. immer mehr begeisterte und ernste Vertreter findet. Der Verfasser hat Verdienste um die praktische Weiterbildung, der bekanntlich von Prof. Winternitz wissenschaftlich begründeten Heilmethode. Schreitet man kritisch, nicht fanatisch weiter, dann ist zu erwarten, daß auch auf diesem Gebiete die laienhaften Pfuscher und sogenannten Naturkundigen wieder verdrängt werden und daß, wie Dr. A. Mayer so treffend schreibt: „die Hyänen des Schlachtfeldes aus dem noch nicht ganz ausgetobten „Kneipp-Rummel", jene marktschreierischen, unvorgebildeten sogenannten „Naturheilkünstler" wieder verscheucht werden. Empfohlen wird zur Hebung der Spezialität die Gründung von wissenschaftlich eingerichteten und geleiteten Instituten in Großstädten. „Dann würden (S. 8) die vielen bis dahin leider noch nothwendigen (?), unter Laienkommando stehenden Naturheilanstalten verschwinden, dann würde auch jenen noch unter den Kurpfuschern stehenden Aerzten, die sich, abtrünnig von der wissenschaftlichen Medizin und jeder Selbstachtung baar, zu Handlangern oder Aushängeschildern dieser Leute degradiren, der Boden entzogen." — In dieser Broschüre steht vieles, was Aerzte und Publikum sich aneignen sollten. — Eines gedankenreichen Vortrages von Dr. Forster: Warum und was essen wir? Rück- und Ausblicke in der Ernährungsfrage (Verlag: Heitz, Straßburg 1901), ist zu gedenken. Die Ausführungen in angenehmer Tonart führen den Leser in spekulative Gebiete und dann zurück auf den Boden der Wirklichkeit. Der Redner gibt erstrebenswerthe Ziele der Ernährungschemie zu erkennen und verweilt, wenn auch nur für Augenblicke, bei den Grundpfeilern und ersten Stützen dieser Wissenschaft. Er gibt Fingerzeige für Arbeit in der Zukunft, die voll von Problemen sein dürfte. — Ein Werk, rein praktischen Interessen gewidmet, ist von vielen schweizerischen analytischen Chemikern herausgegeben. Schweizerisches Lebensmittelbuch (Verlag Neukomm u. Zimmermann, Bern 1899). So ziemlich sämmtliche Lebensmittel und wichtige Gebrauchsgegenstände wurden besprochen. Man findet die Angaben nach der Sinnesprüfung, die Reaktionen, Fälschungen und Anhaltspunkte zur Beurtheilung. Aeußerst übersichtlich, scheint es ungemein zweckmäßig für den Chemiker und den Laboratoriumsgebrauch zu sein. Streng wissenschaftlich hängt der Inhalt jedoch mit vielen Berufen eng zusammen und verschafft einen schönen Einblick, wie weit die angewandte Physik und Chemie mit der wissenschaftlichen Medizin zusammen über das Volkswohl wacht. Endlich bringt der oben schon genannte Dr. A. Mayer in drei Abhandlungen Forschungsergebnisse, die ein breiteres Publikum interessiren. Der gelehrte Verfasser zeichnet sich durch eine eigenthümliche Schreibweise aus, die einer Sache, die mit dem heiligen Feuer der Ueberzeugung vertreten wird, auch ganz gut steht. — Gedanken über systematische Hungerkuren (Verlag: Reichel, Augsburg 1900), sollen auf eine mächtige derartige therapeutische Unterstützung bei verschiedenen Krankheiten hinweisen. Bei vielen Krankheiten längst bekannte Faktoren, dehnt der Verfasser seine Theorie auch auf schwere und schwerste Konstitutionskrankheiten der Menschen aus. Voller Anregung, muß ich doch fürchten, daß die Vorschläge weit über therapeutische Ziele hinausschießen. — Unter dem Titel „Forschung", erster und zweiter Theil, im Selbstverlag erschienen, sind naturwissenschaftlich medizinische Abhandlungen dargeboten, die sich mit „völlig neuen Theorien" beschäftigen. Es sind schwierige Probleme, deren Lösung der Autor erstrebt, und auf die Hauptsache kann hier nur hingedeutet werden. Im ersten Theil geht M. der Ursache und der Entstehungsweise des Kropfes und seinen oft begleitenden Degenerationserscheinungen (Idiotismus Kretinismus u. s. w.) nach. Seit Jahrhunderten stehen diese Fragen im Zenith der Forschung; Bibliotheken sind darüber geschrieben, ohne im wesentlichen Klarheit zu schaffen. Der Spekulation stand gerade hier Thür und Thor offen und die subjektiven Eindrücke trübten und fälschten die Forschung. Daß diese sich aber zur Zeit auf dem richtigen Wege befindet, kann nicht unbedingt zugegeben werden, zumal zu bemerken ist, daß selbst der physiologische Zweck des kropfbildenden Organes, der Schilddrüse, nicht aufgedeckt ist. Schließlich eilte die chirurgische Kunst mit schadlosem Entfernen des Uebels in abertausend geeigneten Fällen den physiologisch befriedigenden Deutungen voraus. Freilich mußte auch die Chirurgie Lehrgeld bezahlen, ehe sie erlernte, den Kropf zu meistern. In diese Unsicherheit wirft A. Mayer eine neue Theorie. Sie erklärt den Kropf und mit ihm mannichfache Degenerationserscheinungen als Folge rein mechanischer Verhältnisse, die Zirkulationsstörungen beim wachsenden Embryo hervorzurufen geeignet sind. Mayer sucht in Einklang zu bringen — und mir scheint mit Glück — ein vorwiegendes Vorkommen des Kropfes und des Kretinismus bei Bergvölkern und üble Folgen, die dem ungeborenen Kinde durch fortwährendes Bergsteigen (überhaupt Belastung) der Mutter erwachsen. — Die zweite Abtheilung geht höchsten Problemen nach, indem der Forscher den Entstehungsmodus des Menschengeschlechtes, der verschiedenen Rassen und Thierarten studirt. Jedenfalls ist Wissen und breite Fachkenntniß die Grundlage und Vorbedingung, um so schwierige Themata zu diskutiren und gar mit einer Hypothese zu stützen. Die Lektüre bereichert das Wissen nach anthropologischer Seite und zeigt, ob man beistimmt oder nicht, daß vieles von verschiedensten Wissenschaften mit großem Geschick zur Durchfechtung einer Hypothese in den Dienst gestellt werden kann. Die Hypothese Mayers nimmt an, daß die menschenähnlichen Aeffinnen in der Schwangerschaftszeit diejenige Haltung lange Zeit und Generationen hindurch angenommen haben müssen, die der schwangeren Frau jetzt eigenartig ist. Die Erhebung von vier Füßen auf zwei Beine ist bedingt gewesen durch rein äußere Lebensbedingungen, besonders durch ein Leben auf Bäumen und an Felsen, das häufig eine senkrechte Haltung beim Erklettern des Wohnortes erzwang. Diese Haltungsänderung ist der erste Schritt gewesen, um schließlich die Nachkommen auf eine höhere, menschenähnliche Stufe zu leiten. Mancher fruchtbare Gedanke ist in den beiden Abhandlungen ohne Zweifel niedergeschrieben. Für Viele hat der Verfasser sicher in ein Wespennest gestochen, oder der freie Forscher nimmt es hin. N.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Auf eine Textverderbniß in Schillers „Wallenstein", die um so interessanter ist, als sie sich unter den Augen des Dichters selbst eingeschlichen und festgesetzt hat, macht Paul Machule-Brieg in der „Zeitschrift für deutsche Philologie" aufmerksam. In „Die Piccolomini" 1. Aufzug 2. Auftritt läßt Schiller Isolani vom Kaiser sagen: „Drum stößt er uns zum Raubthier in die Wüste, um seine theuren Schafe zu behüten", worauf Questenberg mit Hohn erwidert: „Herr Graf! Dies Gleichniß machen Sie — nicht ich." Die Worte Isolani's lauten nun in der von Coleridge verfaßten englischen „Wallenstein"-Uebersetzung: „And therefore thrusts he us into the deserts As beasts of prey, that so he may preserve His dear sheep in his fields at home". Coleridge übersetzte nicht aus der deutschen Ausgabe, sondern

aus einer in lateinischen Buchstaben mit größter Sauberkeit und in vollendeter Schönheit geschriebenen Handschrift, die Schiller durch eigenen handschriftlichen Vermerk vom 30. September 1799 beglaubigte. Die obige Uebersetzung läßt nun auf eine Lesart schließen, die sich in keiner anderen Handschrift und keinem anderen Drucke findet, nämlich: „Drum stößt er uns als Raubthier in die Wüste". Daß hier eine Aenderung Coleridge's vorliegt, ist ausgeschlossen. Für die Ursprünglichkeit und Richtigkeit der Lesart spricht der Zusammenhang. Nur durch sie erhält die Antwort Questenbergs ihren Sinn. Der Gesandte findet den Vergleich des Wallenstein'schen Heeres mit den Raubthieren ganz treffend. Darin, daß er betont, dieser Vergleich gehe nicht von ihm, sondern von Isolani aus, liegt der schneidende Hohn seiner Antwort. Auch die weiteren Worte Illos knüpfen an den Vergleich an: „Doch wären wir, wofür der Hof uns nimmt, gefährlich wars, die Freiheit uns zu geben." Man hat es eben bei der Lesart „zum Raubthier" mit einer Textverderbniß zu thun. — Ferdinand Freiligrath hat bereits im Jahre 1861 den Wunsch ausgesprochen, daß die beiden Handschriften, aus denen Coleridge übersetzte, in den Besitz einer öffentlichen Bibliothek übergehen möchten. Dieser Wunsch ist aber noch nicht erfüllt; sie befinden sich noch immer in englischem Privatbesitz.

* Tag- und Nachtschmetterlinge. Die Thatsache, daß ein Theil der Schmetterlinge nur am Tage, ein anderer nur bei Nacht fliegt, hat man bisher gewöhnlich auf den Einfluß des Lichtes zurückgeführt, indessen ist dieses nicht der Fall, wie schon daraus hervorgeht, daß die Tagesschmetterlinge nicht gleich nach Sonnenaufgang fliegen und andrerseits Nachtfalter sich durch starkes elektrisches Licht nicht stören lassen. Wie nun nach einem Auszuge in der „Köln. Ztg." die „Allgemeine Zeitschrift für Entomologie" mittheilt, hat P. Bachmetjew gefunden, daß ein ganz anderer Umstand hiebei maßgebend ist. Die Flügelmuskeln der Schmetterlinge erleiden nämlich bei einer Temperaturerhöhung des Körpers derselben eine vorübergehende Lähmung. Diese tritt bei Tagesschmetterlingen bei 45 Grad ein, bei Nachtschmetterlingen bisweilen schon bei 33 Grad. Hiezu kommt, daß die Flugart (das Summen) der letzteren weit mehr Wärme erzeugt, als das Flattern oder Segeln der ersteren; bei jenen beträgt die Zahl der Flügelschläge auf die Sekunde 8 bis 20, bei diesen selten mehr als 4. Deßhalb bedürfen die Nachtschmetterlinge zum Fliegen einer niedrigeren Temperatur als die Tagschmetterlinge. Daß jene nicht bei Nachtzeit der Kältestarre verfallen, erklärt sich dadurch, daß infolge größerer Körpermaße, starker Behaarung und der Art des Flügelhaltens die Wärmeabgabe der Nachtschmetterlinge erheblich geringer ist, als die der anderen. Wenn die Tagesschmetterlinge sich abends bedeutend abgekühlt haben, und nicht imstande sind, zu flattern, ist für die Nachtschmetterlinge infolge langsamer Abkühlung die günstigste Temperatur eingetreten. Diese erhält sich für sie auch trotz des Sinkens der Nachtwärme durch die Flugart des Summens und durch ihre Behaarung. Letztere fehlt den Tagesschmetterlingen, weil die durch Fliegen entstehende Wärme rasch ausgestrahlt werden muß, damit der Schmetterling nicht die Lähmungstemperatur seiner Flügelmuskeln erreicht.

* Eine kleinrussische Bibelübersetzung. Der vor einigen Jahren verstorbene kleinrussische Gelehrte Kulesch hinterließ eine von ihm im Laufe vieler Jahre besorgte Uebersetzung der ganzen heiligen Schrift ins Kleinrussische. Diese Uebersetzung wurde dann von dem Gelehrten J. Lewizki geprüft, ergänzt und verbessert, und die Wittwe Kuleschs wollte diese erste vollständige kleinrussische Bibelübersetzung dem Druck übergeben. Die russische geistliche Zensur gestattete die Drucklegung des Werkes jedoch nicht. Frau Kulesch hat sich nun an die Britische Bibelgesellschaft gewandt und diese ging auf das Anerbieten sofort ein. Frau Kulesch hat der „Köln. Ztg." zufolge das Verlagsrecht für 5000 Rubel an die genannte Gesellschaft verkauft.

T. Der fünfte Internationale Kongreß für kriminelle Anthropologie wird in den Tagen vom 9.—14. September in Amsterdam abgehalten werden.

* **Aus Oesterreich.** Die Wiener Akademie der Wissenschaften war von dem kürzlich verstorbenen Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Karl Zatecky in Wien zur Universalerbin seines ganzen Vermögens eingesetzt worden. Dr. Zatecky knüpfte hieran die Bedingung, daß das Vermögen zur Erforschung griechischer oder assyrischer und babylonischer Alterthümer verwendet werde, ferner, daß die Tochter des verstorbenen Rittmeisters Andreas Zeibig, Marie Zeibig, die Nutznießung des Nachlasses haben soll, so daß erst nach deren Ableben die Akademie über das Vermögen zu obigen Zwecken frei verfügen kann. Die Ordnung der Hinterlassenschaft ergab nach Berichtigung sämmtlicher in Abzug zu bringenden Kosten einen Betrag von 35,400 Kronen, auf welche das Eigenthumsrecht der Akademie vorgemerkt wurde. — Der Alterthumsforscher Dr. Karl Lind ist am 31. v. M. in Wien gestorben.

* **Aus Rußland.** Aus St. Petersburg wird gemeldet, daß jetzt von Alexander Herzens Werken eine neue Gesammtausgabe erscheinen soll, bei der die gesammten Kürzungen der Zensur „nicht mehr als 100 Seiten" umfassen sollen. Es ist zwar bereits Ende der 1870er Jahre eine russische Gesammtausgabe der Werke des „Kolokol"-Redakteurs erschienen, die aber durch Zensurstriche derart verstümmelt war, daß sie in Rußland wenig Sympathie fand.

* **Aus Amerika.** Die californische Universität in San Francisco wird ein Seminar für das Studium der amerikanisch-indianischen Alterthümer, Sprachen und Volkslegenden gründen. Es soll vor allem versucht werden, die noch vorhandenen Bruchstücke von Folklore zu retten. Es ist festgestellt worden, daß heutzutage noch mehr Indianersprachen gesprochen werden als in sämmtlichen anderen Staaten zusammen. Einige dieser Sprachen werden nur mehr von sehr wenigen Menschen gesprochen und würden daher, wenn die Wissenschaft nicht eingriffe, in wenigen Jahren ausgestorben sein.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Ouida: Gesammelte Novellen. 1. Bändchen. (Internationale Bibliothek.) Berlin, Internationale Verlags-Anstalt 1901. M. 0.50. — Statistisches Jahrbuch deutscher Städte. Herausgegeben von Dr. M. Neefe. 9. Jahrgang. Breslau, Korn 1901. M. 11.20. — Professor Dr. K. W. Zenger: Die Meteorologie der Sonne und das Wetter im Jahre 1890. Prag. Selbstverlag 1901. Kr. 2.40. — Führer durch die Gemäldegalerie Brukenthal in Hermannstadt. 5. Aufl. Hermannstadt, Selbstverlag 1901. — F. Hrigl: Der hl. Alfons von Liguori. Graßmanns Broschüre und seine Gegner. Berlin, Germania 1902. M. 1. — R. Presber: Aus dem Lande der Liebe. Berlin, Eysler u. Co. 1901. — Der Hofkaplan. Wiener Erinnerungen eines katholischen Priesters. Leipzig, Grunow 1901. M. 3. — J. Fritzenschaf: Die Praxis des Journalisten. Leipzig, Fiedler 1901. — Dr. Chr. Labor: Das Land ohne Armuth. — *Ed. Lockroy:* Du Weser à la Vistule. Lettres sur la marine allemande. Paris et Nancy. Berger — Levrault & Co. 1901.

Jahrgang 1901. München, Dienstag, 3. September. Nummer 201.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

### Uebersicht.



## Der Lebensmuth und seine Vertreter in Wilhelm Raabes späteren Werken.

Von **Konrad Koch** (Braunschweig).

### I.

Wenn schon im Laufe des letzten Jahrzehnts die Anerkennung des braunschweigischen Dichters Wilhelm Raabe dauernd gestiegen ist, und er jetzt in seinem 70. Lebensjahre den wohlverdienten, ihm lange versagten Ruhm zu genießen anfängt, so ist doch bisher eine lange Reihe seiner Werke verhältnißmäßig wenig beachtet. Wie er selbst sagt, werden wesentlich nur die Schriften aus seinen ersten zwanzig Jahren berücksichtigt, die zweite, längere Strecke seiner schriftstellerischen Thätigkeit, alles, was er in den letzten fünfundzwanzig Jahren geschrieben hat, wird nur ausnahmsweise eingehender gewürdigt. Die große Lesewelt findet im allgemeinen ihr Genüge an den beiden verbreitetsten Schriften, an der „Chronik der Sperlingsgasse" und am „Hungerpastor", und die literarische Forschung nimmt meist nicht mehr als die beiden anderen Theile der sogenannten großen Trilogie, „Abu Telfan" und „Schüdderump" hinzu. Freilich sind Raabes Schriften zum Theil schwer zugänglich. Der Leser muß sich erst an manche Eigenheit seines humoristischen Stiles gewöhnen. Auch reicht es nicht aus, wenn ihm für den Verlauf der Geschichte, für die einzelnen Charaktere, für Zusammenhang und Bedeutung der Handlung der Sinn aufgeht, nein! er muß sich in den betreffenden Ausschnitt Raabe'schen Gedankens- und Empfindungslebens ganz hineindenken und hineinempfinden. In unsrer hastigen Zeit hat nicht Jeder Muße dazu, auch gelingt es nicht Jedem, gelingt nicht in jeder Stimmung. Wem es aber gelingt, dem lohnt diese Hingabe an den Dichter reichlich. Böcklins Kunstwerke stellen an den Beschauer ähnliche Ansprüche; lange Jahre hindurch haben sie deßhalb dem Meister vorwiegend Hohn und Spott eingetragen. Schließlich hat aber der Schweizer Künstler auf der ganzen Linie gesiegt, und auch sein eigenartiger Humor wird gewürdigt. Möge es unserm norddeutschen Humoristen gleichfalls beschieden sein, in seinem Alter voll verstanden und anerkannt zu werden.

Zur Zeit der Neugründung des Deutschen Reiches war für einen Dichter, der hohe Anforderungen an die Leser stellte, kaum ein großes Publikum in Deutschland zu finden. Damals herrschte in unserm Geistesleben vielfach ein flacher Materialismus vor, eine öde Wichtigthuerei mit dem, was wir schon alles Herrliche erforscht und ergründet hätten, und entsprechend eine klägliche Verflachung der Bildung, der jede Tiefe zuwider war. Anerkennung und Ruhm ward vor allem den Schriftstellern, die dem Bildungsdünkel ihrer Zeitgenossen huldigten, und, ohne viel Geistesarbeit vom Leser zu fordern, ihn angenehm zu unterhalten und oberflächlich zu belehren wußten. Mit dem „Milliardensegen" brachten uns die großen Erfolge nach außen leider jenes widerwärtige Hasten nach Gewinn und Genuß. Doch die übergroße Selbstzufriedenheit der Geister im neuen Deutschen Reiche ließ sich dadurch im allgemeinen wenig beirren. Wilhelm Raabe hat das Verdienst, einer der Wenigen gewesen zu sein, die dagegen auftraten. Es ist grundfalsch, wenn ihm deßhalb der Vorwurf der Reichsverdrossenheit gemacht ist. Ja, die 70er Jahre haben ihm eine starke Enttäuschung gebracht. Bei der Kunde von den glorreichen Kriegsthaten und von der Kaiserkrönung im Versailler Königsschlosse hatte er aufgejubelt wie nur Einer. Doch seine Freude schwand schnell dahin, als er im neuen Deutschen Reiche anfangs sich einen so ganz anderen Geist breit machen sah, als er von Jugend auf gedacht hatte. Wenn das deutsche Volk damals seine alten Ideale ganz zu vergessen, ja zu verachten schien, so mußte auch seine neue Größe dadurch gefährdet erscheinen. Darum hielt er es für seine erste Pflicht als Schriftsteller, den Sinn für diese Ideale in seinem Volke wieder zu erneuern und zu schärfen, und darum bringen seine späteren Werke in mancherlei Einkleidungen derartige Mahnungen immer aufs neue.

In tiefgreifenden, die gesammten Schriften des Dichters umfassenden literarischen Aufsätzen[1]) hat W. Brandes, der durch eine langjährige nahe Bekanntschaft mit Raabe besonders befähigt ist, manches seiner Räthselworte zu deuten, ausführlich nachgewiesen, weßhalb die neue Strömung in der deutschen Literatur, die so vieles Alte weggerissen und fortgespült hat, unsern Dichter nicht überfluthet, sondern ihn trägt und ihn endlich zu seinen wohlverdienten Ehren gelangen läßt. „Gründeutschland" jubelt ihm zu, und erkennt ihn als Meister an, weil auch seine Poesie nie ein Schlummerkissen gewesen ist für satte Menschenkinder, sondern geboren aus der Tiefe seines Gemüthes, und weil sich in seinem Gemüthe schon vorher geregt hat, was jetzt die ganze Zeit bewegt, was ihn schon längst Widerspruch, scharfen Widerspruch erheben ließ gegen die in den 70er und 80er Jahren geltenden Götzen des flachen Bildungsphilisterthums.

Das wechselnde Verhältniß Raabes zu Schopenhauers Philosophie läßt uns die Wandlungen seiner Weltanschauung begreifen. Keineswegs ist der Dichter von Anfang an Pessimist gewesen. Wie Brandes mit

1) Wilhelm Raabe, Sechs Abhandlungen von W. Brandes, erschienen zuerst im „Braunschweiger Magazin" 1900—1901 und werden neu bearbeitet zum 8. September d. J. in Buchform im Verlage von Zwißler in Wolfenbüttel zum zweitenmal herausgegeben.

Recht bemerkt, gönnt er dem Leide des Lebens in seinen Werken einen großen Raum, der Wirklichkeit entsprechend, dagegen der menschlichen Bosheit nur einen sehr beschränkten. Ein Charakter, wie derjenige Pinnemanns in den „Drei Federn“ darf in der That nicht als ein „echter Raabe“ gelten. Die große Trilogie bestätigt zwar anscheinend die Bemerkung, daß sich sein Pessimismus mit den Jahren verschärfte. Wenn der Dichter anfangs nur mittelbar von Schopenhauer beeinflußt erscheint, so tritt er im dritten Theil derselben, im Schüdderump, ganz unter seinen Einfluß. Das allerdings sehr herbe Ende dieses Romans trägt ohne Zweifel Spuren von der damals gerade sehr eingehenden Beschäftigung des Dichters mit den Schriften des großen pessimistischen Philosophen. Später aber überwindet er diese lebensfeindliche Stimmung wieder und überwindet sie gründlich. Nicht länger ist ihm buddhistische Weltentsagung das Höchste, sondern Goethe'sche Weltüberwindung. Die Grundlagen seiner Weltanschauung hatten ursprünglich auf derjenigen unsrer Klassiker geruht. Daneben hatte sich früh bei ihm eine Hinneigung zum Pessimismus bemerkbar gemacht, bis er zeitweise dem überwältigenden Eindruck, den Schopenhauers-Schriften auf ihn machten, fast ganz unterlegen war. In seinen späteren Schriften jedoch zeigt er sich wieder seinem besseren Selbst getreu. Seine Lebensauffassung hat sich nun vertieft; Goethe'scher Einfluß ist es wesentlich, der ihn jene unfruchtbare Verneinung des menschlichen Einzelwillens hat aufgeben und zur Behandlung der jetzt die Geister bewegenden Willensprobleme übergehen lassen.

Gegen den niederzwingenden Druck des Pessimismus hat in den letzten Jahrzehnten die gesammte Geisteswelt unsres Volkes zu kämpfen gehabt. Die gewaltige Anregung, die von Fr. Nietzsche auf so viele Jüngere ausgegangen ist, erklärt sich ohne Zweifel daraus, daß er im Gegensatz zu Schopenhauer die fröhliche Lebensbejahung und das Recht der Persönlichkeit predigte. Raabe gehörte zu einer älteren Generation, die sich von Nietzsche nicht so leicht fortreißen ließ, weil sie eben, sagen wir, fester und tiefer in dem Boden von Goethes Lebensweisheit eingewurzelt war. Bei ihm suchte und fand sie beides, Vertretung des Rechtes der Persönlichkeit wie des Rechtes auf Lebensfreude, und sie erlebt schon, daß die Jugend sich auch dahin zurechtfindet.

Für die Gegnerschaft, in die Raabe nach und nach zu seinem früheren Lieblingsphilosophen gerathen ist, scheint mir die Thatsache so recht bezeichnend zu sein, daß er für den edlen, freien Lebensmuth sich weibliche Gestalten als Vertreterinnen ausgewählt hat. Schopenhauer, wie sein früherer Schüler und späterer Gegner, Fr. Nietzsche, haben bekanntlich Beide über das weibliche Geschlecht den ärgsten Bann ausgesprochen. Aber ihre Weiberverachtung gründet sich ähnlich, wie ihre Weltweisheit im allgemeinen nur auf eine beschränkte, einseitige Kenntniß. Sie entstand schließlich aus ihrer eigenen „inferioren Gesinnung“. Goethe, der die Frauen wie kein Anderer kennen gelernt hatte, hat uns als seine herrlichsten Gestalten die der Iphigenie, der Leonore und der Dorothea geschaffen. Ebenso hat Raabe gerade in den Dichtungen seiner späteren Jahre bei der Auswahl der Vertreter für den echten Lebensmuth ersichtlich das weibliche Geschlecht bevorzugt. Daß sein ausgelassener Humor trotzdem manche Schwächen des weiblichen Charakters gelegentlich mit mehr oder weniger kräftigen Pritschenschlägen trifft, gehört für unsern Dichter unbedingt mit dazu, es geschieht das unbeschadet aller schuldigen Verehrung. Jedenfalls hat er in nicht wenig Erzählungen mit künstlerischer Berechnung das Hauptlicht auf eine Frauengestalt fallen lassen, und, wer sich auf seine Eigenart versteht, merkt heraus, wie er bei der Schilderung dieser Charaktere nicht bloß mit dem Verstande arbeitet, sondern von seinem Herzblute einfließen läßt.

Im „Deutschen Adel“, derjenigen Raabe'schen Erzählung, in die der Krieg von 1870 bis 1871 am stärksten hineinspielt, läßt der Dichter seinen Helden, Ulrich Schenk, auf seiner Heimreise in einem großen Rekonvaleszentenzuge sich dessen bewußt werden, daß er nun aus seiner tollen Jugend zum Manne herangereift ist, und seinem Vaterlande sich schuldet. Von seiner stolzen alten Mutter hat er gelernt, „frei durch gehen“, wie Raabe sagt, „das größte Wort, das in diesem mit Stricken und Banden liegenden Menschenleben gesprochen werden kann.“ Ihr spricht er jetzt ebenfalls nach: „Gens nobilissima sumus, ein adelig Geschlecht sind wir Deutsche.“ „Und,“ fährt dann der Dichter selbst fort, „er (Schenk) überlegte mit grimmigem Bangen, was er zu thun und zu lassen habe, um diesen alten Adel, so viel es an ihm lag, aufrecht zu erhalten.“ Unser Dichter hatte vor 1870 für sein bescheiden Theil dazu geholfen, die großen Erfolge vorzubereiten, soweit eben von deutschen Geistesarbeitern dem großen Baumeister des Deutschen Reiches im Frieden vorgearbeitet werden konnte. In seinen Dichtungen hatte er keusch und rein den vaterländischen Sinn gepflegt, hatte in seiner zweiten Heimath, in Wolfenbüttel, bei der großen nationalen Feier des Schillerfestes an der Spitze gestanden, und war seinerzeit mit den Gründern des Nationalvereins nach Coburg gezogen. Nach 1870 galt es, den alten „deutschen Adel“ aufrecht zu erhalten, und da mag auch unser Dichter „mit grimmem Bangen“ erwogen haben, was nun zu thun an ihm sei. Und so riß er sich trotz aller Enttäuschungen los aus den Banden des lebensfeindlichen Pessimismus und verkündete das Ideal eines Lebensmuthes, der echt deutscher Sitte und Denkungsart entspricht. Anfangs nur einer kleinen Gemeinde. Den Bildungsphilistern von damals war seine strenge Lebensauffassung und Forderung nicht minder unbequem, als allen pessimistisch gestimmten Schöngeistern. Aber wenn auch Raabe seine Anklagen gegen den Materialismus seinerzeit nicht mit der drohenden Stimme eines Volkstribunen, wie etwa Lagarde, vortrug, schließlich drangen sie doch in weitere Kreise durch, und weckten zunächst in den tiefer angelegten Naturen den Nachhall; und ebenso wirkungsvoll erklangen seine Mahnungen zur Lebensfreude im Goethe'schen Sinne des Wortes:

**Höchstes Glück der Erdenkinder**
**Ist nur die Persönlichkeit.**

Es gehört wesentlich zu der Ungunst des Geschickes, die von Anfang an eine volle Würdigung Raabes beeinträchtigt hat, daß man dem Dichter vielfach Maß nimmt nach dem, was er im Hungerpastor geleistet hat. Mit gutem Rechte schwärmen wir Raabe-Freunde Alle für den köstlichen Humor, die reiche Lebensfülle und das tiefe Gemüth, wie sie aus so vielen Scenen desselben uns entgegenleuchten, und jeden Leser vom Herzensgrunde froh machen. Doch dürfen wir trotz aller Schwärmerei nicht übersehen, daß wir im Hungerpastor ein Volksbuch vor uns haben, ein tüchtiges Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes, das den Deutschen geschenkt zu haben, unser Dichter unbedingt stolz sein darf. Die nüchterne Kritik eines philosophischen Kopfes mag aber — das dürfen wir nicht verkennen — sich zu weiter-

gehenden Ansprüchen berechtigt fühlen, und einen markigeren Helden mit größerem Wirkungsfelde verlangen, als den Hons Unwirsch auf seiner Hungerpfarre in Grunzenow. Der Gegensatz zur Welt des Schoffens und Wirkens vertieft sich nach in den beiden folgenden Stücken der Trilogie zusehends. Und damit leidet die Liebenswürdigkeit des Raabe'schen Humors mehr und mehr. Wenn schon bei der Schilderung der Verhältnisse und Personen im Hause des Geheimraths Götz recht schrille Töne durchklingen, so steigern sich in den Abschnitten Abu Telfans, die in den Kreisen der kleinstootlichen Residenz, sowie in denjenigen des Schüdderump, die unter dem Abenteurergesindel in Wien sich abspielen, diese Mißklänge derart, daß unser frohes Einverständniß mit dem Dichter einigermaßen beeinträchtigt wird. Statt des wohlthuenden Lachens des weltüberwindenden Humors schlägt uns an diesen Stellen das herbe, gehässige Hohnlachen der Weltverachtung entgegen, und wir begreifen, wie auf Grund dieser und ähnlicher Stellen manche nicht tiefer eindringende Leser das innerste Wesen unsres Dichters so sehr haben mißverstehen können.

„Es lebe, wer sich topser hätt." Wer dieses muthige Wort aus dem Munde des 60jährigen Dichters selbst einmal gehärt hot, etwa auf einem stundenlangen Marsche durch Sturm und Regen hinaus zu den gastlichen Räumen des großen Weghauses, das in der deutschen Literaturwelt schon von der Lessing'schen Zeit her wohl bekannt ist, dem tönt es um so vernehmlicher aus seinen meisten späteren Schöpfungen immer wieder entgegen. Vor dem Klonge dieses echt Goethe'schen Mahnworts bestehen die Weltflucht des Hungerpostors, die Weltentsagung Leonhord Hagenbuchers und die Weltverneinung, die olles für den Schüdderump in Anspruch nimmt, recht wenig. Das sind schwächliche Stimmungen. Der echte Raabe'sch Humor hat dagegen etwas heroisches in sich. „Es lebe, wer sich topfer hält." Ein hohes Lied gleichsam des Lebensmuthes, der auch dem härtesten Schicksale widersteht, und sich nie feige ergibt, hat der Dichter z. B. in einem seiner Kabinetstücke gebaten, in der Großstadtgeschichte, die er „Im alten Eisen" überschreibt, aus der kein Leser die Tadtenwache der beiden Kinder vergessen wird. Die vier Vertreter des Lebensmuthes, die er im Keller der Mama Cruse zusammenführt, sind ihrem Wesen nach sa verschiedenartig wie nur irgend möglich, haben aber den gemeinsamen Zug, daß sie die schlimmsten Schicksalsnöthe und die härtesten Prüfungen ihrer Widerstandskraft mit allen Ehren durchmachen, und trotz der schlimmen Verluste, die sie erleiden, doch nach sich ein leidliches Dasein aus dem Reste zusammenzimmern. Frau Wendeline Cruse, die einstige Schauspieldirektorin vam Hamburger Berg, die schließlich in einem Berliner Keller im wörtlichen Sinne unter das alte Eisen gerathen ist —, sie fühlt sich auf ihrem Altentheil unter den Lumpen und abgenagten Knochen doch allen Schicksalstücken gewachsen, und bewahrt auch im alten Eisen ihre alte Würde und Frische. Nicht minder wetterfest tritt ihr gegenüber der Schmid van Jüterbogk, Peter Uhusen aus Lübeck, dem nach abenteuerreichem Leben ein spätes Glück im Vorort Unterweidling bei Wien aufgeblüht, aber jäh wieder vernichtet ist. Trotzdem er alle seine Lieben begraben und auch die eine Gesichtshälfte in der Lebensschlacht eingebüßt hat, steht er noch immer kräftig seinen Mann. Am ergreifendsten tritt der Lebensmuth auf in jenem kleinen Jungen, der inmitten des Gewühls der Graßstadt Berlin sa schlimm verlassen ist. Weil die feigen Seelen der anderen Hausbewahner Ansteckung fürchten, muß der topfere Knabe, die Klinge seines Großvaters, des Leutnants Hegewisch von Bau und Kolding in der Hand, zwei Tage und Nächte lang allein bei der Leiche seiner Mutter Wache halten und seine Schwester in ihrer Angst beschützen. „Die Mutter hat gesagt, daß sie sich auf mich verläßt, und daß ich ein topferer Held sein sall." Der Dichter bringt das Grauen und das Elend dieses Leichenzimmers absichtlich uns immer wieder vor die Augen, damit wir volle Gelegenheit haben, zu bewundern, wie heldenmüthig sich der Sohn der Erdwine Wermuth als würdiger Enkel seines Graßvaters, des Freiheitskämpfers van 1848 und 1849, beweist. Als vierte in der seltsamen Gesellschaft, die Raabe in seiner Erzählung so eng aneinander bringt, möge hier das Rothkäppchen seine Stelle erhalten, trotz seines leichten Sinnes überall hülfsbereit, var der Polizei stets auf der Flucht und doch immer lebensfreudig, in der bittersten Nath des Lebens unverzagt. Wie kläglich sticht gegen diese vier kräftigen Gestalten der fünfte ab, der in unsrer Geschichte seine Ralle spielt, der einzige, dem es im bürgerlichen Sinne des Wartes „wirklich gut geht", Albin Brockenkarb, Uhusens einstiger Schulfreund; sein Leben ist jetzt ganz dem sagenannten Kultus der Ideale gewidmet, doch seine ästhetische Schöngeisterei erscheint neben seiner erbärmlichen Charakterschwäche nur verächtlicher. In der Gesellschaft der übrigen kommt er uns, um den kräftigen narddeutschen, wenn auch nicht schriftmäßigen Ausdruck zu gebrauchen, wie der reine Jammerpropp vor. Aller äußerer Schein und Glanz der Welt schwindet hin, wenn er gegen sichere, feste Innerlichkeit gemessen wird.

Die Kunst unsrer Tage fühlt sich wieder gebunden an Wirklichkeit und Handeln. W. Brandes hat sehr richtig herausgefühlt, daß Raabes Humar für das Wollen etwas bietet, und nicht bloß für das Gemüth, und daß er gerade diesem Umstande seine heutige Beliebtheit zum großen Theile verdankt. Je mehr wir heutzutage den Intellektualismus, der dem Deutschen des 19. Jahrhunderts sozusagen tief im Blute steckte, nach allen Richtungen hin überwinden, um so mehr werden wir unsres Dichters späteren Werken gerecht werden, in denen er die Willenskraft als solche verherrlicht. Auch hier ist die Wandlung, die der Dichter im Laufe der Jahre durchgemacht hat, wohl zu bemerken. In seinen Erstlingswerken bescheidet er sich, in dem Berichterstatter der „Chronik" einen würdigen alten Herrn vorzuführen, der alle Ereignisse mit regster gemüthlicher Antheilnahme verfolgt, doch kaum irgend handelnd eingreift; Hans Unwirsch flüchtet sich aus der Welt, da er sich ihr nicht gewachsen fühlt, an den einsamen Strand der Hungerpfarre, und Leanhard Hagenbucher weiß sich schließlich nichts besseres als den Rückzug auf sein väterliches Grundstück und zur väterlichen langen Pfeife, dem echten Symbole deutscher Philistergemüthlichkeit. Zu diesen drei Männern stehen im schroffen Gegensatz drei Frauengestalten in des Dichters späteren Werken: Frau Salome aus der gleichnamigen Erzählung vom Jahre 1879, Thekla Overhaus aus dem „Horn van Wonza", das 1881 erschienen ist, und Phoebe Hahnemeyer, die Heldin der „Unruhigen Gäste" van 1866. Die Größe des Abstandes zwischen jenen Männern und diesen Frauen läßt uns am besten ermessen, wie sehr sich Raabe nach und nach freigerungen hat vom mittelbaren und unmittelbaren Einflusse Schopenhauers, dessen geistreicher, aber schwächlicher Pessimismus, einen Willen, d. h. einen bewußten Willen im Menschen überhaupt nicht recht anerkennen mag. Gleichzeitig sehen wir ihn dem Einflusse Jean Pauls immer mehr entwachsen, dessen Helden sich wesent-

lich auf empfindsame Schwärmerei beschränken, und kaum zum Handeln kommen, da ihnen die Muskeln fehlen und ihre Nerven allein nicht ausreichen. Zur Weltüberwindung bedarf der Humor dessen, was Goethe unter dem Begriffe Persönlichkeit zusammenfaßt. Persönlichkeiten sind es, die uns Raabe in jenen Frauengestalten zeichnet. Der Lebensmuth, der sie charakterisirt, beruht auf festem Grunde. Der Dichter läßt uns darüber nicht im Zweifel. Es sind kernhafte Persönlichkeiten, wie wir sehr deutlich empfinden.

(Schluß folgt.)

## Shakespeare's Hamlet in neuer Beleuchtung.

„Shakespeare und kein Ende" betitelte Goethe seinen berühmten Aufsatz vom Jahre 1813. Heute aber möchten wir ausrufen: „Hamlet und kein Ende!" Denn am meisten hat von je die Hamlet-Tragödie Theilnahme sowohl wie Nachdenken geweckt. Eine ganze Bibliothek ist allein in Deutschland über dieses räthselhafte Werk geschrieben worden. Unentschieden wogt noch heute der Kampf der entgegengesetzten Meinungen. Lehrreiche Uebersichten, die von den Verfassern der neuesten Lösungsversuche[*] gegeben wurden, zeigen die erstaunliche Verwirrung und die zahllosen Verirrungen der Hamlet-Kritik. Jedes Zeitalter, seit dem jungen Goethe bis heute, hat seine eigene Weltanschauung, jeder Philosoph sein System herauszulesen verstanden. Die große Mehrzahl aber der Erklärer hat, das muß ausgesprochen werden, nicht ausgelegt, sondern untergelegt. Ein unläugbarer Fortschritt der neuesten Hamlet-Forschung liegt darin, daß man sich wieder ernstlich bemüht, vor allem den Dichter selbst nach Möglichkeit zu Worte kommen zu lassen. Da muß es auffallen, daß ein Grundmotiv des Dramas wenig oder überhaupt nicht beachtet worden ist, ein Motiv, das gerade die Kernfrage des Problems genügend aufhellt. Diese schwierigste Frage geht dahin, aus welchen Gründen Hamlet die Vaterrache zwar zu vollstrecken schwört, sie aber solange hinauszögert, bis er selbst das Opfer des verbrecherischen Oheims wird. Und trotz allem bleibt Hamlet ein tragischer Charakter, der so sehr als irgend ein anderer Held Shakespeare's diesen spezifisch tragischen Eindruck hervorruft. Vergleichen wir ihn mit einigen anderen Gestalten des Dichters.

Tragisch ist ein Charakter, der eine außergewöhnliche Energie entwickelt, die ihn auf eine gewisse Einseitigkeit seines Wirkens hintreibt und dadurch in Konflikte bringt, an denen er schließlich erliegen muß. Wir sehen im Macbeth die Herrschsucht bis zum Verbrechen gesteigert; in Coriolan das Heldenthum bis zur Untreue; in Othello den Ehrbegriff bis zum Morde; in Richard III. die Energie jenseits von Gut und Böse, die zum eigenen Untergange führen muß.

Man hat auch Shylock schon eine tragische Figur genannt, aber hier gerade sehen wir den Unterschied. Shylock hat Energie, aber nicht bis zu der äußersten Konsequenz, und das allein macht den tragischen Charakter. Richard stürzt in den letzten Kampf mit den Worten: „Ist's nicht zum Himmel sei's zur Hölle". Das flößt uns selbst bei einem Scheusal Achtung ein. Aber Shylock, sobald er sieht, daß Gefahr im Verzug ist, sagt: „Gebt mir mein Geld und laßt mich gehn." Dadurch wird er verächtlich und lächerlich.

Wäre Shylock ein tragischer Charakter, so würde er Antonio das Messer in den Leib stoßen und rufen: ich nehme was mein ist, ich habe sein Leben mir erkauft, auch wenn ihr mir mein Recht verweigert, oder in ähnlicher Weise müßte er vorgehen, auch wenn sein Leben dabei auf dem Spiele stände.

Wie aber steht es mit Hamlet? Ophelia schildert ihn als einen Mann, der mit allen Tugenden ausgerüstet ist, bei dem alle Charaktereigenschaften in schönstem Gleichgewicht stehen, und wir lernen ihn im ganzen Verlauf der Geschichte auch so kennen. Also nirgends ein Ueberfluthen einseitiger Energie und dennoch ist Hamlet eine Erscheinung von eminenter Tragik. Die moderne Richtung zeichnet ihn von Anfang an als geistig gestört, und auch dieser verrückte Hamlet findet bei dem modernen Publikum begeisterte Aufnahme, besonders wenn er bei stockfinsterer Nacht seine Schreibtafel hervorzieht, um sich zu notiren: daß Einer lächeln kann und immer lächeln und doch ein Schurke sein. Wenn Shakespeare das wirklich so gemeint hätte, so könnten wir allerdings an eine erbliche Belastung denken, aber in allem anderen sehen wir ihn seiner ganzen Umgebung geistig weit überlegen. Wir sehen, daß er mit Allen spielt; daß er Alle für den Narren hält, während er selbst sagt, es werde ihm passen, von Zeit zu Zeit den Narren zu spielen. Anstatt der erforderlichen Energie sehen wir ihn aber in das Gegentheil verfallen, und zwar ist seiner angeborenen Kraftentfaltung die Spitze künstlich abgebrochen und er gezwungen, seiner eigenen Natur zuwider zu handeln. Es ist ihm nämlich das Außerordentliche begegnet, daß ihm ein Bote aus der anderen Welt erschienen ist, dessen Erscheinen so zweifellos beglaubigt ist, daß wir dabei nicht an eine Vision glauben dürfen, wie bei der Erscheinung von Cäsars oder Bankos Geist. Der Geist seines eigenen Vaters hat ihm die Schrecken des Jenseits geschildert und ihr Bestehen auf das glaubhafteste dokumentirt. Zugleich spornt er ihn zur Rache an und gibt damit seinem Charakter das tragische Element, zugleich aber warnt er ihn: was du beschließest, belaste dein Gewissen nicht, und diese Aufgabe löst Hamlet, indem er, nicht wie der tragische Held, seine Thaten mit seinem Tode sühnt, sondern als Sühne für seinen eigenen Tod begeht er den von ihm verlangten Mord. Erst nachdem er selbst vergiftet ist und die Sühne dafür zum voraus dargebracht hat, glaubt er sich berechtigt, die Vaterrache zu vollziehen. Das ganze Stück hindurch aber ist seine Thatkraft gelähmt durch die Mittheilungen des Geistes. Wären wir doch Alle, wenn wir eine Gewißheit über ein Jenseits hätten, unserer Willensfreiheit beraubt! Wir müßten bei allem, was wir thun und lassen, an die Strafe oder an den Lohn denken; wir wären Alle Sklaven unserer Furcht. Hamlet sagt es mit klaren Worten: „So macht Gewissen Feige aus uns Allen." Seinen ersten Gemüthszustand nach Erscheinung des Geistes schildert uns Ophelia mit den rührendsten Worten. Er ist nicht mehr fähig zu lieben, nachdem er einen Blick in die Schrecken der Ewigkeit gethan hat; er hat Ophelien gegenüber nur noch den einen Wunsch: „Geh in ein Kloster, bleibe keusch und rein." Er will den König niederstechen, da er betet, da kommt ihm die grausame Ironie in Sinn, daß der Mörder es in der Hand hat, den Tugendhaften in die Hölle und den Lasterhaften in den Himmel zu spediren. Er ist durchaus nicht feig zur Rache, wie er sich selbst anklagt, sondern die Warnung des Geistes: „Beschwere dein Gewissen nicht," das ist es, was ihn lähmt. Er stößt den Polonius sofort nieder, wenn er glaubt, den König in einer verwerflichen Lage erwischt zu haben. Wenn er des Geistes auch nie mehr erwähnt, so schwebt ihm derselbe doch stets vor Augen. Auffallend ist, daß er mit Horatio in der Kirchhofsscene, wo er die Hinfälligkeit alles Irdischen schildert, nicht über die Erscheinung spricht; aber Shakespeare hätte sich um die wirkungsvolle Scene im ganzen Stücke gebracht, wenn er dies gethan hätte. In der Scene mit Laertes, am Grabe der Ophelia, da vergißt er in seinem ungeheuren Schmerz den Geist und alles, was damit zusammenhängt, da ist er der sich wiedergegebene Hamlet der Däne, ein Held an Leib und Seele.

Bei seiner Mutter vergißt er sich, er geht zu weit mit ihr, da erscheint ihm der Geist wieder, ihn in die richtige Bahn zu

[*] Hier seien vor anderen Schriften die drei folgenden genannt: Richard Loening, Die Hamlet-Tragödie Shakespeare's, Stuttgart 1893. Kuno Fischer, Shakespeare's Hamlet (Kleine Schriften, II. Reihe. Heidelberg 1896, S. 13 bis 326) Auch separat. August Döring, Hamlet. Ein neuer Versuch zur ästhetischen Erklärung der Tragödie. Berlin 1898.

letten. Wie die Worte eines Geheiligten klingen die Worte des Geistes gegenüber dem weltlichen Fühlen und Denken Hamlets. Die Mutter sieht den Geist nicht, der ihr verzeiht, da sie bereut, nur den entweihten Thron will er gesäubert sehen von dem hartgesottenen Schurken, bevor er weitere Verbrechen verüben kann. Würde auch die Mutter den Geist sehen, so müßte sie das, bei ihrem Gemüthszustande, zu einem Akt der Verzweiflung treiben, wir würden einen großen Theatercoup erleben, aber wir kennen nur die wunderbare Wirkung dieser Scene, wie sie uns jetzt erhalten ist. Erst durch die Pflicht der Vaterrache wird der Charakter Hamlets tragisch. Es werden an seine Energie außergewöhnliche Forderungen gestellt. Der Geist, der diese an ihn stellt, sagt ihm aber zugleich: „was du auch thun magst, belaste dein Gewissen nicht!" Dadurch wird er in Konflikt mit sich selbst gebracht. Wo immer er einen Anlauf zur That nimmt, gebietet ihm das Gewissen wieder Halt. Er provozirt den König gewaltsam, gegen ihn vorzugehen, wohl in dem Gedanken, dabei Gelegenheit zu finden, zu handeln. Aber der abgefeimte König hütet sich wohl, gewaltsam gegen ihn vorzugehen, und bequemt sich zu heimtückischen Plänen gegen Hamlets Leben. Aber Hamlet durchschaut ihn und kommt seinen Ränken zuvor. Bei der Fechterscene hat er keinen Argwohn, aber es befällt ihn plötzlich eine Todesahnung und er ist bereit zu allem: „Bereit sein ist alles." Mit dieser letzten Scene kommt aber auch die Gelegenheit, die er sich stets ersehnt hat. Nachdem er weiß, daß er den Tod im Herzen trägt, nachdem er die Schuld zum voraus gesühnt hat, da erwacht der Löwe in ihm und wie ein Blitz zuckt es durch seine Gedanken: „Die Spitze auch vergiftet? So thu denn Gift dein Werk." Er braucht den König nur zu ritzen und er ist gerächt durch des Schurken eigene Verrätherei. Ein wunderbar versöhnender Abschluß für das Ganze.

Adolf Wechßler.

---

## Besprechungen.

A. J. Little: *Mount Omi and beyond. A record of travel on the Thibetan border.* 8°. XV u. 272 S. Mit Abbildungen und einer Karte. London, William Heinemann, 1901. Preis 10 Sh. — Wir verdanken dem englischen Kaufmann Archibald John Little, der seit länger als 20 Jahren in Tschungking am Jangtsekiang ansässig und mit den Provinzen, die dieser Fluß durchströmt, wohlvertraut ist, bereits mehrere Arbeiten, die namentlich auch verkehrs- und wirthschaftsgeographische Wichtigkeit erlangt haben. In dem vorliegenden, hübsch ausgestatteten Werke schildert Little nun zwei größere Reisen in Nordwest-Szetschwan aus den Jahren 1892 und 1897. Die erste Reise, die er durch Wiedergabe eines ausführlich gehaltenen Tagebuchs beschreibt, ging von Tschungking in direkt westlicher Richtung über Kiating am Min und den heiligen Berg Omi nach Tatsienlu an der tibetanischen Grenze, von da östlich nach Jatschou, dem wichtigsten Theehandelsplatz Szetschwans, und den Ja, Min und Jangtsze abwärts nach Tschungking zurück. Von historisch-geographischem Interesse ist die eingehende Beschreibung eines 13tägigen Aufenthalts auf dem 3500 m hohen Berge Omi. Er ist dem Puhsien, einem Buddha, geweiht, der nach der Tradition auf einem Elefanten reitend zu Beginn unserer Zeitrechnung aus Indien hier ankam und sich auf dem Berge niederließ. Im Lauf der Jahrhunderte ist dann der ganze Berg mit einer Anzahl von Tempeln bedeckt worden, in denen man die frommen Pilger aufs gründlichste zu brandschatzen versteht. Ueberhaupt hat Szetschwan eine Masse von Tempeln, und tief wurzelt in dieser Provinz der Buddhismus, der hier noch einen deutlich indischen Charakter trägt. Nur kurz hat Little seiner zweiten Reise gedacht: diese führte ihn von Tschungking nach der Provinzialhauptstadt Tschöngtufu, dann am Min nach Norden bis zur tibetanischen Grenze (bei Sungpanting) und am Fokiang nach dem Ausgangspunkt zurück. Die letzten Ereignisse in China, die ja auch das Jangtszethal in den Vordergrund des Interesses gerückt haben, gaben jedenfalls den Anlaß zum Erscheinen des Buches, doch ist der ganze Inhalt noch vor den Wirren geschrieben und in einer englisch-chinesischen Zeitung veröffentlicht worden. Hierin aber erblicken wir keinen Nachtheil, sondern eher einen Vorzug des Werkes, wobei zu beachten ist, daß Little über chinesische Verhältnisse weit besser zu urtheilen berufen ist als mancher neuere Reisende, der aus Anlaß der Wirren sich nach dem Reich der Mitte aufgemacht hat und nach seiner Heimkehr mit dem Anspruch auf Unfehlbarkeit ein Buch über China schreibt. Little hatte über die Chinesen Szetschwans nicht zu klagen, obwohl sie seit den achtziger Jahren — wie Little meint, infolge der verstärkten Missionsthätigkeit — mißtrauischer geworden zu sein schienen, vielleicht auch durch die Behörden mißtrauischer gemacht worden waren. Allerdings müsse man, um schnell und sicher reisen zu können, die chinesische Sprache verstehen, da der Verkehr durch Dolmetscher eine Quelle unangenehmer Mißverständnisse und Hindernisse sei. Die wirklichen Feinde des Fortschritts seien übrigens die gelehrten Kreise und die höheren Beamten, während der Durchschnittschinese Intelligenz genug besitze, um seinen wahren Vortheil zu erkennen. — Von Bedeutung sind auch in diesem Buche Littles die zahlreichen verkehrs- und wirthschaftsgeographischen Betrachtungen. Szetschwan, die volkreichste Provinz Chinas, soll erst noch erschlossen werden; denn seine Hülfsquellen sind bisher noch so gut wie gar nicht für den Weltverkehr genutzt worden. Es liegt das daran, daß die Verkehrsverhältnisse, vor allem die Verbindungen mit der Küste, noch sehr mangelhaft sind. Die regelmäßige Dampfschifffahrt reicht über Itschang in Hupei vorläufig nicht hinaus, und bis Tschungking, dem großen Flußhafen Szetschwans, sind nur vereinzelt, und der Schnellen und Engen wegen nicht ohne Gefahr und Verluste, Dampfer vorgedrungen. Allerdings ist nun Aussicht vorhanden, daß diese Schwierigkeiten behoben werden. Sehr erheblich ist schon seit Alters her der Verkehr mit Dschonken und Flößen auf dem Jangtszekiang oberhalb der Schnellen und auf seinen Nebenflüssen innerhalb Szetschwans. Mit Flößen bis zu 18 t Ladefähigkeit, die stromauf freilich gezogen werden müssen, wird der Ja von Jatschou bis zur Einmündung in den Min befahren, der letztere, den die Chinesen seines größeren Wasserreichthums wegen für den eigentlichen Oberlauf des Jangtsze halten, mit Flußbooten; doch ist die Fahrt in der reißenden Strömung so gefährlich, daß hier — wie übrigens auch am Jangtsze selbst — Rettungsboote unterhalten werden müssen. Auch der Fokiang wird 320 km weit aufwärts von Booten benutzt. Szetschwan ist außerordentlich reich an Steinkohle; die Kohle — so sagt Little — ist so allgemein über ganz Szetschwan verbreitet und so leicht zugänglich, daß den dortigen Chinesen der Mangel geeigneter Kommunikationen nicht fühlbar wird. Das Theegebiet von Jatschou ist 5500 qkm groß, die Gegend zwischen der Provinzialhauptstadt und Mien am Fokiang produzirt besonders Zucker, Indigo, Tabak, Seide, Baumwolle und alle Getreidearten. Das Klima Szetschwans wird als mild bezeichnet, während es in dem östlich angrenzenden Hupei sehr extrem ist. — Der von Little geschilderte Theil Chinas ist für uns Deutsche auch deßhalb beachtenswerth, weil unser Jangtszehandel schon jetzt eine erhebliche Rolle spielt und in absehbarer Zeit auch die Provinz Szetschwan in seinen Kreis ziehen wird.

Sg.

E. Wasserzieher: Leben und Weben der Sprache. Leipzig, F. W. Bader, 1901. 1[illegible]5 S. 8°. — In einem kleinen, [illegible] Bändchen vereint der Verfasser eine Reihe von [illegible] und [illegible] Bücher [illegible], die zum größten Theil bereits [illegible] in Zeitschriften oder Zeitungen, darunter auch in dieser Beilage erschienen sind. Als Leserkreis denkt er sich ein gebildetes [illegible] blikum [illegible] Geschlechter, das [illegible] [illegible] Charakter d[illegible] [illegible]. Neues wird nicht geboten, aber bekannte [illegible] gar zu anspruchsvoll wird, allgemeinverständlich vorgelegt, und es ist [illegible] Aufsätzen nachzurühmen, daß sie durchweg von guter [illegible] des Verfassers Zeugniß ablegen und in allen Hauptsachen wirklich Zuverlässiges berichten. Die Stoffe sind außerordentlich mannichfaltig; die meisten gehören der deutschen Sprachgeschichte an, manche behandeln andere Fragen, z. B. Kamerunse

Englisch, über den Zusammenhang der Sprachwissenschaft mit den Naturwissenschaften, über die Heimath der Indogermanen u. a. Gesunde, richtige Gedanken und praktisch verwendbare Fingerzeige enthält auch der pädagogische Aufsatz. „Wie kann die lateinlose höhere Schule bei ihren Zöglingen das Sprachbewußtsein wecken und pflegen?“ — Zu dem Abschnitt „Tautologien“ sei bemerkt, daß man dergleichen schon öfter beobachtet und zusammengestellt hat; viele der angeführten Beispiele und auch noch einige andere finden sich z. B. in Engeliens neuhochdeutscher Grammatik (4. Aufl. 1892.) S. 295, und auch Palle behandelt in seinem hübschen Büchlein „Wie denkt das Volk über die Sprache?“ (Leipzig 1898) S. 110 ff. diesen Gegenstand. — Ein Lieblingsgedanke des Verfassers, der vor allem in dem obengenannten Aufsatz, aber auch sonst öfters vertreten wird, ist die Forderung, den Schülern in jeglichem Sprachunterricht möglichst klar und eingehend zum Bewußtsein zu bringen, daß die Sprache durchaus etwas Lebendes ist; für die nähere Erkenntniß der Muttersprache wird dabei natürlich der Hauptantheil abfallen, und das ist nur ein Vortheil; denn auch der Satz ist vollkommen richtig, daß erhöhtes Sprachbewußtsein erhöhtes Volksbewußtsein im Gefolge hat. Wir können dem Büchlein den Wunsch weiter Verbreitung um so eher auf den Weg geben, als ja sprachliche Bildung ein Gebiet ist, auf dem man heutzutage außerhalb der Fachkreise auch bei den Gebildeten leider nur allzu wenig Kenntniß antrifft. Für eine neue Auflage würde es sich vielleicht empfehlen, ein Verzeichniß der besprochenen Wörter und Wendungen hinzuzufügen. Dadurch würde die Uebersichtlichkeit erhöht und die praktische Verwendung, namentlich den Lehrern, erheblich erleichtert werden.

H. Jantzen.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

Der gestirnte Himmel im Monat September. (Gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends.) Die Milchstraße zieht als breites glänzendes Band vom westlichen Horizonte durch den Scheitelpunkt hindurch bis zum nordöstlichen Horizont, wobei sie immer noch den sichtbaren Theil der scheinbaren Himmelskugel in zwei annähernd gleiche Hälften theilt.

Im Nordwesten sind die Sternbilder des Bootes mit dem Stern erster Größe Arkturus und der Schlange, im Westen der Schlangenträger und der Sobieski'sche Schild im Untergang begriffen; die Jagdhunde, die nördliche Krone und Herkules stehen dort noch in mäßiger Höhe über dem Horizont. Innerhalb der Milchstraße erblicken wir, nur wenig östlich vom Zenithpunkt, das Sternbild des Schwans mit dem hellen Stern Deneb, südwestlich davon das Sternbild des Adlers mit dem Stern erster Größe Atair, zwischen beiden den Fuchs mit der Gans. Südlich vom Schwan, am südlichen Rand der Milchstraße, steht das Sternbild des Delphins und am gleichen Rand, südlich vom Adler, das Sternbild des Antinous. Westlich vom Schwan, zwischen diesem und dem Herkules, glänzt das schöne Sternbild der Leier mit dem Stern erster Größe Wega (gleichschenkliges Dreieck Deneb-Wega-Atair). Südlich vom Delphin und Antinous, in geringer Höhe über dem südwestlichen Horizont, bemerken wir die Sternbilder des Füllens, des Wassermanns und des Steinbocks; das Sternbild des Schützen, dem die beiden noch immer in ihm weilenden Planeten Jupiter und Saturn nach wie vor einen ungewöhnlichen Glanz verleihen, schickt sich im Südwesten zum Untergange an.

Etwa 20 Grad südöstlich vom Zenithpunkt, mit seinen Ausläufern schon den Meridian überschreitend, steht das ausgedehnte Sternbild des Pegasus mit einem gelbrothen veränderlichen Stern (Scheat). Nur einige Grad nördlich vom Scheitelpunkt steht das kleine, aber recht sternreiche Sternbild der Eidechse, bemerkenswerth u. a. durch einen in ihm sich befindenden fünffachen Stern (8 Lacertae) und einen ziemlich reichen Sternhaufen von über 1/3 Grad Durchmesser. Der Eidechse gegenüber, am jenseitigen, nördlichen Rand der Milchstraße, steht das Sternbild des Cepheus; etwas östlich von diesem breitet sich quer über die Milchstraße das prägnante Sternbild der Cassiopeja aus (leicht erkennbar an der Form eines in die Länge gezogenen W, das ihre fünf hellsten Sterne bilden).

Im Osten geht das langgestreckte Sternbild des Walfisches auf; zwischen ihm und dem Pegasus bemerken wir im Südosten noch das ebenfalls weit ausgedehnte, aber sternarme Sternbild der Fische und in ganz geringer Höhe über dem Horizont den südlichen Fisch mit dem funkelnden Stern erster Größe Fomalhaut. Im Nordosten stehen schon etwas höher die Sternbilder des Widders und des Stiers, der hellste Stern des letzteren, Aldebaran, ist eben aufgegangen. Oestlich der Cassiopeja steht das Sternbild der Andromeda, nordöstlich von dieser treffen wir innerhalb der Milchstraße auf den Perseus und noch tiefer auf das Sternbild des Fuhrmanns mit der hellen Capella. Zwischen Perseus und Stier, am Ende eines stark nach Osten ausspringenden Astes der Milchstraße, ist noch der bekannte Sternhaufen der Plejaden wahrzunehmen.

Tief im Norden stehen die Sternbilder des Großen Bären und des Luchses, in der Nähe des Himmelspols endlich der Kleine Bär mit dem hellen Polarstern (2. Größe), der Drache und die Giraffe.

---

Die Sonne bewegt sich im Laufe des Monats September um rund 11 Grad nach Süden, so daß ihre Kulminationshöhe um die Mitte des Monats in unsern Breiten nur noch etwa 45 Grad beträgt. Ihre Entfernung von der Erde nimmt im September abermals um rund 165,000 Meilen ab, der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe steigt dementsprechend von 31' 42.1" auf 31' 57.5" an. Am 23. September, um 7 Uhr abends, geht die Sonne durch den im Sternbild der Jungfrau liegenden Schnittpunkt des Himmelsäquators mit der Ekliptik, den Herbst-Aequinoktialpunkt: abgesehen von der Dämmerung sind Tag und Nacht um diese Zeit gleich lang, es ist (astronomisch) Herbstanfang. (Zur Zeit des griechischen Astronomen Hipparch — 190 bis 125 v. Chr. — lag der erwähnte Schnittpunkt im Sternbild der Waage, weßhalb man wohl auch heute noch bei Beginn des Herbstes sagt: die Sonne tritt in das Zeichen der Waage.)

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

| September | Aufgang | | | Untergang | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. | 5 h | 32 m | vorm. | 6 h | 55 m | nachm. |
| 8. | 5 | 41 | „ | 6 | 41 | „ |
| 15. | 5 | 51 | „ | 6 | 27 | „ |
| 22. | 6 | 1 | „ | 6 | 12 | „ |
| 30. | 6 | 12 | „ | 5 | 56 | „ |

Die Länge des Tages nimmt im Laufe des Monats um 1 Stunde 39 Minuten ab, und zwar nimmt, wie ein Blick auf die obige Tabelle zeigt, die Länge des Nachmittags (entsprechend dem Anwachsen der „Zeitgleichung“ von 0 auf minus 10 Zeitminuten) rascher ab, als die Länge des Vormittags. Am Ende des Monats beträgt die Tageslänge nur mehr 11 Stunden 44 Minuten, wozu jedoch noch die astronomische Dämmerung kommt. Diese währt im September durchschnittlich 48 Minuten, so daß die gesammte Tageslänge Ende September sich auf 13 Stunden 20 Minuten beläuft.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat September sind folgende:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 1. | Septbr. | 8 h | abends | Erdnähe (49,260 Meilen) |
| 5. | „ | 2 | nachm. | Letztes Viertel |
| 12. | „ | 10 | nachts | Neumond |
| 17. | „ | 6 | abends | Erdferne (54,620 Meilen) |
| 21. | „ | 3 | früh | Erstes Viertel |
| 28. | „ | 7 | vorm. | Vollmond |
| 29. | „ | 7 | abends | Erdnähe (48,580) Meilen) |

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

| September | Aufgang | | | Untergang | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. | 7 h | 56 m | abends | 8 h | 44 m | vorm. |
| 8. | 12 | 50 | nachts | 4 | 2 | nachm. |
| 15. | 8 | 31 | vorm. | 7 | 14 | abends |
| 22. | 2 | 41 | nachm. | 12 | — | nachts |
| 30. | 7 | 5 | abends | 8 | 57 | vorm. |

Am 15. September wird die Spica, der hellste Stern in der Jungfrau, am 17. der Planet Mars und am 18. September der helle Doppelstern Beta im Skorpion vom Monde bedeckt; sämmtliche Bedeckungen sind jedoch in unsern Breiten nicht sichtbar.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten sind auch im Monat September noch ziemlich günstige.

Merkur geht rechtläufig vom Sternbild des Löwen in das der Jungfrau. Seine Entfernung von der Erde nimmt noch zu bis zum 3. September, an welchem Tage sie bis auf 27.8 Millionen Meilen ansteigt (sekundäres Maximum), um bis zum Schluß des Monats wieder auf 23.8 Millionen Meilen herabzusinken. Die Merkurscheibe ist im September durchschnittlich zu 89 Prozent beleuchtet, ihr scheinbarer Durchmesser steigt im Laufe des Monats von 4.8" auf 5.7" an. Merkur geht am 17. September durch den niedersteigenden Knoten und am 27. durch das Aphel (Sonnenferne) seiner Bahn, am 14. September kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen. Er geht durchschnittlich eine Stunde nach der Sonne auf und nur etwa eine Viertelstunde nach ihr unter, bleibt daher während des ganzen Monats dem bloßen Auge unsichtbar.

Venus gelangt in rechtläufiger Bewegung vom Sternbild der Jungfrau in das der Waage. Ihr Abstand von der Erde sinkt im Laufe des Monats von 26.9 auf 23.0 Millionen Meilen, der scheinbare Durchmesser ihrer durchschnittlich zu 79 Prozent beleuchteten Scheibe steigt demgemäß im gleichen Zeitraum von 12.6" auf 14.8" an. Am 11. September geht Venus durch den niedersteigenden Knoten ihrer Bahn; am 10. steht sie mit dem hellen Stern Alpha in der Jungfrau (Spica), am 16. mit dem Monde in Konjunktion. Venus geht während des ganzen Monats rund eine Stunde nach der Sonne unter, so daß sie, tief am südwestlichen Himmel, als Abendstern in der Dämmerung sichtbar ist.

Mars geht gleichfalls rechtläufig vom Sternbild der Jungfrau in das der Waage. Seine Entfernung von der Erde steigt dabei von 38.4 auf 41.0 Millionen Meilen an, was eine weitere Abnahme des scheinbaren Durchmessers seiner durchschnittlich zu 93 Prozent beleuchteten Scheibe von 5.0" auf 4.6" zur Folge hat. Mars geht im September durchschnittlich 1½ Stunden nach der Sonne unter, ist also bei Einbruch der Dunkelheit gleichfalls tief am südwestlichen Himmel wahrzunehmen. Am 17. September kommt Mars in Konjunktion mit dem Monde zu stehen; für Orte südlich von 40° Breite findet, sofern der Mond in den frühen Morgenstunden über ihrem Horizont steht, eine Bedeckung des Planeten statt.

Jupiter kommt im Sternbild des Schützen im Monat September um rund vier Vollmondsbreiten in rechtläufigem Sinne vorwärts. Seine Entfernung von der Erde wächst im Laufe des Monats von 94 auf 103 Millionen Meilen an, der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe sinkt demgemäß im gleichen Zeitraum von 39.0" auf 35.6" herab. Jupiter kommt am 28. September in Quadratur zur Sonne, am 21. September in Konjunktion mit dem Monde zu stehen. Da der Planet um die Zeit des Sonnenuntergangs gegenwärtig seine größte Höhe am südlichen Himmel erreicht und im Monatsdurchschnitt erst gegen 11 Uhr nachts untergeht, kann er, wie bisher, unter verhältnißmäßig günstigen Umständen beobachtet werden.

Saturn ist im Sternbild des Schützen zunächst noch rückläufig, wird am 14. September dort stationär und hierauf wieder rechtläufig. Sein Abstand von der Erde steigt im Laufe des Monats von 191 auf 200 Millionen Meilen an, so daß der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe von 16.2" auf 15.4" herabsinkt. Die scheinbaren Dimensionen des elliptischen Ringes, der diesen Planeten umgibt, sind im Monatsdurchschnitt die folgenden: große Achse 38.6", kleine Achse 16.7"; Erhöhungswinkel der Erde über der Ringebene 25.7 Grad (nördlich). Saturn geht im Monat September durchschnittlich um 11½ Uhr nachts unter, er ist also, von seiner tiefen Stellung am Himmel und der beständigen Abnahme seines scheinbaren Durchmessers abgesehen, nach wie vor ein äußerst günstiges und sehr lohnendes Beobachtungsobjekt.

Uranus setzt seine langsame rechtläufige Bewegung im Sternbild des Schlangenträgers fort. Im Monatsdurchschnitt beträgt seine Entfernung von der Erde 387 Millionen Meilen und der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe 3.6". Uranus kommt am 6. September in Quadratur zur Sonne zu stehen. Der Planet geht Mitte September um 1 Uhr nachmittags auf und schon um 9½ Uhr nachts unter, er kann also nur für ein paar Stunden, tief am südwestlichen Abendhimmel, als Sternchen sechster Größe wahrgenommen werden.

Neptun schiebt sich im Laufe des Monats im Sternbild der Zwillinge um knapp eine halbe Vollmondsbreite in rechtläufigem Sinne vorwärts. Er ist im Monatsdurchschnitt von der Erde nicht weniger als 605 Millionen Meilen entfernt, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe beläuft sich auf 2.4". Neptun geht Mitte September um 10½ Uhr nachts auf und ist dann (mit besseren Fernrohren) am nordöstlichen Himmel wahrzunehmen.

Kometen. Der Encke'sche Komet, dessen Wiederkehr schon seit einiger Zeit erwartet wurde, ist in den frühen Morgenstunden des 6. August von Mr. Wilson in Northfield (Nordamerika) aufgefunden worden. Die Umlaufszeit dieses schon im Jahre 1787 von Méchain entdeckten und seitdem bei zahlreichen Erscheinungen beobachteten Kometen um die Sonne beträgt nur 3½ Jahre. Gewisse Unregelmäßigkeiten, welche diese Umlaufszeit aufzuweisen hatte, veranlaßten den Berliner Astronomen Encke, der zuerst genaue Bahnelemente für ihn ableitete, zur Annahme eines „widerstehenden Mittels" im freien Weltenraum — einer Annahme, die auf Grund neuerer Untersuchungen sich jedoch als unhaltbar erwiesen hat. — Der Encke'sche Komet passirt bereits am 15. September das Perihel (die Sonnennähe) seiner Bahn; trotz seiner verhältnißmäßig großen Helligkeit wird er daher während des Monats September in unsern Breiten nicht mehr beobachtet werden können.

Sternschnuppen. Im September sind vereinzelte Sternschnuppenfälle mit mehr oder weniger starker Frequenz zu beobachten, deren Ausstrahlungspunkte in der Leier, in der Cassiopeja, im Fuhrmann und im Drachen liegen.

—rt—

* Ein Lessing-Kuriosum. In einer früheren Nummer dieser Beilage (Nr. 36 vom 13. Februar 1896) habe ich auf ein verschollenes Seitenstück zur Emilia Galotti aufmerksam gemacht, das „tragische Gemälde" Bianka von einem ungenannten Autor, 1802 in zweiter Auflage erschienen. Meine Hoffnung, daß diese Anzeige auf irgend eine Spur des ungenannten Verfassers leiten werde, erwies sich als vergeblich; es hat sich bei den verschiedenen Vermuthungen, die auf den Artikel hin geäußert wurden, nichts Stichhaltiges ergeben. — Ueber ein anderes Lessing-Kuriosum finde ich in der umfangreichen Lessing-Literatur, die mir zugänglich ist, keinerlei Andeutung und glaube deßhalb, auch damit in die Oeffentlichkeit flüchten zu sollen: 1785 erschien in Paris ein Auszug aus der Hamburgischen Dramaturgie, die Uebersetzung einiger der hervorragendsten Kritiken, nach den Stücken geordnet enthaltend, unter dem Titel:

DRAMATURGIE,
ou
observations critiques sur plusieurs Pièces de Théâtre, tant anciennes que modernes.

Ouvrage intéressant, traduit de l'Allemand,
de feu M. Lessing par un François.

Revu, corrigé & publié par M. Junker, Premier Professeur de Droit public à l'Ecole Royale Militaire, & Censeur Royal.

Premiere Partie. —

A Paris,
Chez M. Junker, à l'Ecole Royale Militaire.
Chez Durand, Neveu, Libraire, rue Galande.
Et chez Couturier, Imprimeur-Libraire, Quai & près les Augustins.

MDCCLXXXV.
Avec Approbation & Privilège du Roi.

Bei Goedeke ist diese Uebersetzung unter dem Vermerk: „französisch von Mercier und Junker, Paris 1785" verzeichnet. Als „Additions" bringt das Buch eine Uebersetzung der Lessing'schen Abhandlung über die Fabel und ein einaktiges Lustspiel „Le maître de pension", worüber ein „Avis" sagt: „Le Drame ou Dialogue suivant, qui s'est trouvé dans le portefeuille de feu M. Lessing, a été communiqué à l'Editeur comme pouvant être placé à la suite de la Dramaturgie. On a cru devoir se prêter à cette vue, d'autant plus que cette Pièce n'a aucune été imprimée ni en Allemand ni en Français." Darin ist also nicht unmittelbar ausgesprochen, daß das Stückchen Lessing zum Verfasser habe, wohl aber ist dies „subintelligirt". Die Unterstellung, daß Lessing der Verfasser sei, dürfte mit aller Bestimmtheit abzuweisen sein. Erich Schmidt betrachtet das Stückchen als

falsch und bezeichnet es als Kuckucksei. Es ist in dem angeführten Avis nicht gesagt, daß Lessing der Verfasser sei und somit kann man eigentlich nicht wohl von einer Fälschung reden. Die Möglichkeit aber, daß das Stückchen auf irgend eine zufällige Weise in den Nachlaß Lessings gekommen war, läßt sich nicht ohne weiteres als ganz ausgeschlossen bezeichnen. Dem Inhalt nach müßte das Stück, wenn es Lessing zum Verfasser hätte, aus seiner Jugendzeit stammen. Aber einzelne Aeußerlichkeiten deuten ganz unverkennbar darauf hin, daß es von einem Franzosen herrührt. Da soll z. B. ein junger Marquis in die Pension aufgenommen werden, der von seiner Mutter und dem Abbé begleitet wird. Die Stellung dieses Abbé in der Familie ist etwas ganz Spezifisches aus dem französischen Gesellschaftsleben, was der Vorstellungsreihe des jungen Lessing ganz fern gelegen haben mag. Die Verspottung des Pensionsinhabers, der nur auf seinen materiellen Vortheil bedacht ist, und sich um die geistige und sittliche Hebung der ihm anvertrauten Kinder wenig Sorge macht, ist etwas dünn. Auf die Frage, ob man den jungen Marquis nicht auch die Geographie lernen lassen solle, antwortet sein Begleiter: „Was würde ihm das nützen? Wenn der Herr Marquis seine Besitzungen besucht, werden die Postillone dann nicht den Weg finden? Sie werden ihn sicherlich nicht irre führen. Man reist sehr bequem von Paris nach der Auvergne, ohne daß man deßhalb wissen muß, unter welchem Breitegrad man sich befindet.“ Eine ähnliche Stelle meinen wir schon einmal in irgend einem französischen Stück gefunden zu haben. Der Maitre de Pension ist also nach unsrer Ueberzeugung ganz gewiß nicht von Lessing. Aber ist es nicht merkwürdig, daß weder bei Goedeke noch in der einzigen Besprechung der vorliegenden französischen Bearbeitung der Dramaturgie des Stückchens irgendwelche Erwähnung geschieht? Diese Besprechung steht in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste. Band 37, zweites Stück, Leipzig, in der Dyck'schen Buchhandlung 1789. Fol. 337—340. Weiß nun vielleicht irgend einer der Leser etwas von dem angeblich im Nachlaß Lessings aufgefundenen, 1785 zum erstenmal gedruckten Stückchen und seinem Verfasser?

Frankfurt a. M. Sigmund Schott.

* Die Erforschung des alten Tarent hat in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht. Ausgedehnte Friedhofsanlagen griechischer Zeit wurden freigelegt, und eine genaue Untersuchung der Küste zeigte, daß die Griechenstadt auf einem uralten, noch der vorgeschichtlichen Zeit angehörigen Ansiedelungsplatze erbaut worden war, so daß damit Tarent zu einem der ältesten Orte Italiens wurde. Kürzlich begann man damit, den Platz, auf dem die alte Tarentiner Kathedrale steht, zum Zwecke von Erneuerungsarbeiten zu untersuchen. Dabei stellte sich heraus, daß der Platz schon in sehr früher Zeit der Gottesverehrung geweiht war. Zur Griechenzeit trug er einen griechischen Tempel, der der Nike geweiht war, und noch haben sich Mauerreste und Säulen erhalten. In justinianischer Zeit ersetzte den heidnischen Bau eine umfangreiche christliche Basilika. Eine Reihe von schönen Wandbildern sind aus dieser Zeit zutage getreten; besondere Bemerkung verdient eine Darstellung der Maria, neben der ein Heiliger steht. Vincenzo Fago, der die Arbeiten leitet, hofft, noch weitere Ergebnisse zutage zu fördern.

* Archäologenkongreß in Athen. Wie man aus Athen schreibt, hat der engere Ausschuß des großen Komitees für die Veranstaltung eines internationalen Archäologenkongresses in Athen in einer unter dem Vorsitz des Unterrichtsministers Stais abgehaltenen Berathung beschlossen, diesen Kongreß für April 1903 in Aussicht zu nehmen. Der Kongreß soll fünfzehn Tage dauern, wovon fünf Tage den Verhandlungen, zehn Tage archäologischen Exkursionen zu widmen wären. Endgültige Beschlüsse werden nach der Rückkehr des Kronprinzen, der das Ehrenpräsidium des Kongresses übernommen hat, gefaßt werden.

T. Eine internationale Ingenieurversammlung wird in dieser Woche vom 3. bis 6. September in Glasgow tagen. Da der Kongreß gleichzeitig zur Abhaltung der Jahresversammlungen der britischen technischen Gesellschaften benutzt werden soll, wird er wohl in der Hauptsache ein englisches Gepräge tragen, wie denn auch der Vorsitz in allen Abtheilungen mit englischen Fachleuten besetzt ist. Zum Ehrenvorsitzenden ist Lord Kelvin gewählt worden. Die Arbeiten werden sich in 9 Sektionen vollziehen, in denen zum Theil recht beachtenswerthe Vorträge angemeldet sind. In der ersten Abtheilung für Eisenbahnkunde wird Professor Carus-Wilson über Wirthschaftlichkeit der Elektrizität als Triebkraft auf den bisher mit Dampf betriebenen Eisenbahnen sprechen. In der zweiten Abtheilung für Wasserwege und maritime Arbeiten werden die Vorträge von Ockerson über die Verbesserung des unteren Mississippi und v. Willcocks über die Bewässerung des Nilthals und ihre Zukunft die Aufmerksamkeit erregen. Die dritte Abtheilung beschäftigt sich mit der mechanischen Ingenieurkunst; hier wird der Erfinder der Dampfturbine, Parsons, die Anwendung seiner Maschine zum Betrieb von Dynamos erörtern. In der vierten Abtheilung für Schiffsbau spricht Barnaby über die Eigenarten der Schiffsentwicklung im 19. Jahrhundert. Die fünfte Abtheilung handelt von Eisen und Stahl; darin wird von dem Eisen- und Stahl-Institut Bericht über die in der Metallbearbeitung anzuwendenden Namen erstattet werden. In der Abtheilung für Bergbau berichtet Walker über die mögliche Anwendung von Wechselströmen im Bergbau. Die siebente Abtheilung gehört der Technik im Dienste der Großstadt. Die Vorträge beziehen sich hauptsächlich auf Fragen der städtischen Entwässerung. Die achte Abtheilung ist der Bereitung und Verwerthung von Gas vorbehalten, die neunte der Elektrizität. Während des Kongresses wird das neue Laboratorium, das auf den Namen von James Watt getauft ist, in Gegenwart der Mitglieder durch Lord Kelvin eröffnet werden; die Einrichtung dieser Anstalt hat fast eine Million Mark gekostet.

* **Augsburg.** Der Stadtarchivar Dr. Ad. Buff ist, 63 Jahre alt, gestorben. Dr. Buff hat sich durch Veröffentlichungen zur Geschichte und Kunstgeschichte Augsburgs einen Namen gemacht.

* **Leipzig.** In dem mit Ende Juli zu Ende gegangenen Prüfungsjahre haben, der „Leipz. Ztg.“ zufolge, an der hiesigen Universität 105 Kandidaten die Approbation als Arzt, 6 Kandidaten die Approbation als Zahnarzt und 44 Kandidaten die Approbation als Apotheker erlangt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

*M. Sarraut:* Le Problème de la marine marchande. Paris et Nancy, Berger-Levrault & Co. 1901. — G. v. Mayr: Die Ziele des Ausbaus der Auswanderungsstatistik. (Institut international de statistique, Circulaire No. 6.) — K. Blümlein: Die Saalburg. (S.-A. aus dem „Humanistischen Gymnasium“ 1901.) — Dr. L. Lemme: Das Wesen des Christenthums und die Zukunftsreligion. Gr. Lichterfelde-Berlin, Runge. M. 3.50. — E. H. Petzold: Städte-Lexikon des Deutschen Reichs. Bischofswerda i. S., Petzold 1901. M. 2. — J. Kaerst: Geschichte des Hellenistischen Zeitalters. 1. Bd. Leipzig, Teubner. M. 12. — L. Bloch: Alkestis-Studien. Ebd. M. 2. — Das Christenbuch. 1. Lfg. (Vollständig in 25 Lieferungen.) Stuttgart, Buchhandlung für innere Mission. Je 0.40 M. — H. H. Busse: Der Tod des Sonnensuchers. München, Schüler. („Erde!“ VI/VII.) M. 1. — Veterinärkalender für 1902. 2. Abtheil. — Monatliche Nachweise über den auswärtigen Handel des deutschen Zollgebiets. Juli 1901. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1901.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1901. München, Mittwoch, 4. September. Nummer 202.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

## Uebersicht.



## Der Lebensmuth und seine Vertreter in Wilhelm Raabes späteren Werken.

Von Konrad Koch (Braunschweig).

II. (Schluß.)

Unter Raabes Novellen bringt es keine andere zu einer so zwingenden Wirkung wie Frau Salome. Der Dichter steht hier auf der Höhe seiner Erzählungskunst. Mit gewohnter Meisterschaft schildert er treu die Natur des heimathlichen Harzes; von dem Hintergrunde der gewaltigen Naturereignisse hebt sich ein tief erschütterndes Menschenschicksal ab. Mit wahrhaft shakespearischer Kunst benutzt der Dichter das Toben der Elemente als Folie für das entsetzliche Handeln des seltsam gewaltigen Helden seiner Geschichte. Kunstvoll ist die Katastrophe vorbereitet. Aus der behaglichen, träumerischen Stimmung der Sommerfrische wird der Leser durch manche kleine Züge in eine sich stets steigernde Beklemmung versetzt, bis die ahnungsvolle Spannung durch den ängstlich erwarteten und doch in seiner schlichten Einfachheit überraschenden Schlußeffekt gelöst wird. Eine der wirkungsvollsten Natur- und Charakterschilderungen in unsrer deutschen Literatur.

Es sind drei im höchsten Grade eigenartige Charaktere, deren Geschicke sich in dem ärmlichen Harzdorfe entscheiden. Von Anfang bis zum Schlusse der Erzählung steht vorn im Mittelpunkt Justizrath Scholten aus Hannover, während die Gestalt von Peter Schwanewende in Pilsum fast ganz im Dunkel des Hintergrundes bleibt. Unser Hauptinteresse fesselt der Dritte im Bunde, der in dem Dorfe selbst ansässige Bildhauer, das Scholten nur als Sommerfrische aufsucht. Anfangs hält der Dichter den Dritten, den „Prometheus auf dem Dorfe“, Querian —, der Name weist darauf hin, wie schlecht sich diese reich begabte Künstlernatur in die Welt paßt — gleichfalls mehr im Hintergrunde, nur aber, um allmählich sein seltsames Wesen und die sonderbare Gewalt, über die er verfügt, in immer helleres Licht zu setzen, bis er mit seinem unheimlichen Thun die Katastrophe heraufbeschwört. Um das künftige Lebensschicksal seiner jungen Tochter Eilike schlingt sich der Faden der an sich einfachen Erzählung, und dieses veranlaßt auch das Eingreifen der Frau Salome, der Baronin von Veitor, einer Bankierswittwe aus Berlin.

Frau Salome hat in ihrem Wesen nichts so auffallendes wie die drei alten Schulfreunde aus Quakenbrück; sie vertritt gegenüber der knorrigen Eigenart der Niedersachsen, die sich in jenen ausprägt, diejenige Lebensart und Lebensauffassung, wie sie dem Durchschnitte der großstädtischen Deutschen im 19. Jahrhundert eigneten, aber sie ist sehr weit davon entfernt, ein Durchschnittsmensch zu sein. Ihr Charakter vermag sich neben jenen Dreien unbedingt zu behaupten; ja, er fesselt unser Interesse beim Fortschreiten der Erzählung in immer höherem Maße. Ehe Frau Salome in ihre behagliche Unabhängigkeit und in den Besitz ihrer stattlichen Villa am Fuße der Harzberge gekommen ist, hat sie schwere Lebenskämpfe bestehen müssen, um ihre Persönlichkeit behaupten zu können. Wie ihr Stammesvetter Heinrich Heine, stammt sie aus Affrontenburg, und hat sich ihrer Haut wacker wehren müssen, aber sehr im Gegensatz zu ihm und seiner großen Gesellschaft semitischer und arischer Abkunft hat sie sich gänzlich frei gehalten von jenem Frevelmuthe, der sogenannten Frivalität, die den Deutschen von einst bei Heine und Genossen leider zu leicht als etwas heldenmäßiges vorkam, uns aber jetzt, nachdem wir uns der wahren Quelle unsrer Kraft bewußt geworden sind, nur widerwärtig ist. An so manchen kleinen Zügen merken wir ihr ab, daß sie sehr wenig von der Ueberhebung jenes Renegaten Moses Freudenstein besitzt, dessen Bild Raabe im Hungerpastor gezeichnet hat, daß sie im Gegentheile neben allem ihrem Lebensmuthe in der Tiefe ihres Herzens echte Demuth vor allem Hohen und Ewigen empfindet.

Echt goethisch, möchte ich sagen, ist ein Wort, das sie gelegentlich im Gespräche über Querians Geheimnißthuerei dem Justizrath Scholten zuwirft. „Wir hellen Leute,“ sagt dieser, „lassen keine Geheimnisse gelten.“ Auf diese Aeußerung, die ein wenig nach Bildungsphilisterthum schmeckt, ruft die Baronin schlagfertig: „Und bleiben deßhalb vielleicht so oft während der Feier der eleusinischen Geheimnisse vor der Thür stehen!“ Mit dem tiefsinnigen, uns von Falk überlieferten Worte Goethes, über die kleine Schlange in einem langgehalsten Zuckerglase, die aus dem Glase und aus ihrer Natur so gern heraus möchte, hebt der Erzähler an und entläßt uns am Schlusse mit einer entsprechenden Betrachtung der Frau Salome über die engen Grenzen unsres Könnens. Die That des Wahnsinnigen erweist sich stärker als alle vernünftige Ueberlegung, und er hat selbst nach seinem Tode noch das ganze Dorf auf seiner Seite. Unsre menschliche Selbstüberhebung ist oft unbeschreiblich thöricht; wir dürfen nie vergessen, wie sehr wir in unserm Thun nach außen hin, und wie sehr wir andrerseits in unserm innersten Wesen bedingt sind. Wenn wir uns wie Frau Salome trotzdem unsern Lebensmuth erhalten und unsre Persönlichkeit wahren können, so verdanken wir das vor allem dem zuverlässig sicheren Gefühle in uns — philosophisch bezeichnet, der Bewußtseinsthatsache —, daß diese Art Bedingtheit unsre Freiheit nur einschränkt, nicht aber sie ganz vernichtet. Goethe läßt in seinem großen Erziehungsroman seinen Helden in werkthätiger

Liebe Befriedigung suchen und finden. In diesem Lichte verstehen wir den herzlichen Wunsch und die eifrige Bemühung der Frau Salame, der unglücklichen Eilike Querian zu einem menschenwürdigen Dasein zu verhelfen.

Weniger großartig und gewaltig wirkt eine ondere Erzählung Raabes, der er den symbolischen Namen „Das Horn von Wanza" gegeben hat, aber ich mächte meinen, bei einem liebevollen Versenken in die vallendete Kunst des Dichters, in seinen köstlichen und behaglichen Humar und in seine hohe und reine Lebensauffassung, wie sie sich in dieser Erzählung entfalten, wird der Leser durch sie nicht minder stark ongeregt und vielleicht sagar auf eine längere Dauer gefesselt werden. Zur Feier von des Dichters 70. Geburtstage erscheint gerade dieses Werk jetzt in neuer Auflage; der Dichter hat mit liebevallster Sargfalt daran gearbeitet, und es zu einem Meisterstücke feiner Kunst gestaltet. Jeder, der sich in die Geschichte hineinzuleben vermag, wird immer wieder dozu zurückkehren und nicht am wenigsten, weit feine ja treue vaterländische Empfindung in ihr zum starken Ausdruck kommt.

Was ist uns Wanzo? Was kümmert uns, ob in diesem kleinstädtischen Neste der Nachtwächter zum Klange des altmadischen Harnes die Stunden abruft aber zum schrillen Tane der Pfeife? Was kümmert uns, daß sich dart der westfälische Rittmeister Grünhage im Jahre 1819 mit seiner Frau häuslich niedergelassen, daß Wanza 1830 auch seine kleine Revalutian gehabt hot, was kümmern uns schließlich im Johre 1869 Neffe und Nichten der Frau Rittmeisterin? Die Kleinstädter in Wanza wollen ihrem olten, ergrauten Nachtwächter Morten nicht mehr gestotten, in der nächtlichen Stille den guten, treuherzigen Klang des Harnes ertönen zu lassen; zur madernen Bildung paßt das Horn nicht mehr, und dieses ihr heiligstes Gut fehen sie dadurch bedraht; sie fürchten, dadurch würde der gute Ruf Wanzas gefährdet. Mit Recht mahnt die Frou Rittmeisterin, daß die wirklichen Güter des deutschen Volkes — sie meint feine alten Ideale — vielmehr durch ganz andere Gegnerschaft bedroht oder gar verdrängt seien. Die Welt wird ihr van Tag zu Tag schriller; die alte Frau kann es nicht glauben, was sie ihr Neffe versichert, daß das alte Harn demnächst in die Jubelmusik bei der Gründung des neuen Deutschen Reiches mit einstimmen müsse, und mit einstimmen würde. Es ist dies jedoch nur eine kleine pessimistische Anwandlung der Frau Rittmeisterin; sanst ist die Alte nach ebensa vall kräftigen Lebensmuthes wie vall köstlichen Humors, und genießt nach einer in Kummer und Entbehrung verlebten Jugend, nach einer anfangs wenigstens sehr wenig glücklichen Ehe den Rest ihrer Lebenszeit in Frohsinn und Frische.

In drei Absätzen läßt der Dichter die Handlung aufsteigen. Auf dem ersten werden wir in studentische Rückerinnerungen und Ulkereien hineinversetzt. Bürgermeister van Wanza ist nämlich ein einstiger Senior der Caninefaten, eines hachangesehenen Gättinger Karps. Dorsten, der „weise Seneka", ist sich denn auch seiner früheren okodemischen Würde noch immer bewußt, und die Ankunst eines jungen Verbindungsbruders, des Neffen der Rittmeisterin, läßt dies Bewußtsein wieder kräftig oufwachen. Aber wie kläglich schwindet alle studentische Herrlichkeit und Ueberhebung vor dem hellen Auge der weißhaarigen Greisin, die ja „kräftig ihre Klinge zu binden versteht", und beide Burschen ja schnell und sicher abführt. Den Sohn ihrer verstorbenen Freundin hat sie zu einem „nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft" gemocht und ihm seinen Bürgermeisterposten verschafft; mit ihrem Neffen weiß sie ebensa leicht fertig zu werden. Gewaltigen Respekt hegen Beide, der Regierende von Wanza und der „grüne Junge" ous der Lüneburger Heide, var der Frau Rittmeisterin, und der Leser wird nicht umhin können, diesen Respekt zu theilen. Doch wir haben in diesem zweiten Absatze noch nicht die Höhe erreicht. Der Weg, den uns Roabe führt, geht hinweg über das stattliche Hous der Frau Rittmeisterin am Markte in die Varstadt zur Gartenwohnung van Thekla Overhaus. Diese alte Jungfer, allein übergeblieben van der einst in Wanza allmächtigen Familie der Overhaus, verarmt und erblindet, ist die wahre Heldin der Geschichte, und die eigentliche Willensheldin, der die Anderen ihre Kraft und Stärke zu danken haben, vor der sich alle innerlich beugen müssen, nicht zum wenigsten die Frau Rittmeisterin selbst, obgleich sie sonst „im Gemeinwesen von Wanza ja hach zu Rosse sitzt".

Unser Valk verdankt seine Ideale zum großen Theile Schiller. Für die graße Menge hot sich im Laufe des vergangenen Jahrhunderts bei ollen Gelegenheiten der Schiller'sche Idealismus als wirkungsvoll erwiesen, während nur in dem recht engen Kreise van wohrhaft Gebildeten Goethe'sche Lebensweisheit ihren Einfluß ausgeübt hot. Thekla Overhaus steht zu Frau Salame schan dodurch im Gegensatze, daß sie van Schiller'schen Idealen zehrt. Dem entspricht, daß sie von Jugend ouf stark vaterländisch empfunden hat. Von sich und ihrem bei Leipzig gefallenen Bräutigam berichtet sie selbst, daß sie einst die stalzesten Herzen in ganz Wanza gewesen seien. Und ihren edlen Stalz bewahrt sie sich tratz aller Schicksalsschläge.

> In **großes** Unglück lehrt ein edles Herz
> Sich endlich finden; aber wehe thut's,
> Des Lebens kleine Freuden zu entbehren.

Sie verliert alle ihre Verwandten, büßt ihr Vermögen ein, und schließlich auch das Augenlicht, und doch bleibt ihr Lebensmuth ungebrochen. In stolzer Unabhängigkeit hält sie sich aufrecht und frohgemuth trotz aller Lebensnöthe, nur von einem Getreuen im Elend nicht verlassen, dem einstigen Kriegsgefährten ihres Bräutigoms, dem Jäger van 1813 und 1815, dem ihre Angehärigen vor fünfzig Jahren die Stelle des Nachtwächters in Wanza ousgemocht hatten. Es ist nicht am Orte, ouf die vartreffliche Charakterschilderung van Marten näher einzugehen. Nur dos eine will ich dem Dichter hier nachtaben, daß er mit seinem Schicksal die wehmüthig statzen Erinnerungen on Schill und seinen Zug im Jahre 1809 verwebt hat. Dem jungen Geschlechte, dem nochts nicht mehr das Harn, sondern die Pfeife ertänt, sollte unvergessen bleiben, wie stalz wir Deutsche vor den Heldenthaten von 1870, oder richtiger von 1864 und 1866, ouf den Todesmuth der Schill'schen und ihres Führers gewesen sind.

An Schiller und die Ueberlieferungen aus seiner Zeit gemahnt uns ouch der Zug in Theklas Chorakterbilde, daß die wenigen hinterlassenen Gedichte des Freiheitskämpfers ihren theuersten, heiligsten Besitz ausmochen. Auf Vaterlandsliebe und idealer Gesinnung gründet sich ihr Lebensmuth. Wie im Jahre 1819 ihre spätere gute Freundin als junge Frou Rittmeisterin wildfremd noch Wanzo kam, wor Thekla noch in tiefer Trauer, aber sie half der Fremden treulich die ersten schlimmen Ehejahre durchzukämpfen. Der Verlauf dieser Ehe, den wir aus den lebhaften und anschaulichen Erzählungen der beiden alten Damen und den Ergänzungen von Marten in aller Deutlichkeit entnehmen

können, zeigt uns einen seltsamen Umschwung. Fast möchte es uns vorkommen, als führte Meister Raabe einen Zauberstab in seiner Hand; eine so überraschende Veränderung bietet sich unsern Blicken. Zu Anfang stehen wir mit unserm ganzen Mitgefühl auf Seite der armen jungen Frau, die von den Eltern schonungslos dem französischen Wütherich preisgegeben wird, und dringend der Unterstützung von Thekla bedürftig ist, um sich wehren zu lernen. Aber noch und noch wird der ehemalige Westfälinger, der doch im Heereszuge des corsischen Eroberers in alle europäischen Hauptstädte stolz zu Rosse eingezogen war, immer mehr geduckt und muß schließlich so zu Kreuze kriechen, daß er sich nicht selten aus seinem eigenen Hause in die Einsamkeit des festen Thurmes am Teichthore wegstiehlt, und dort endlich die Stelle findet, wo er in Ruhe verscheidet. Martin Marten entnimmt sich aus diesem ehelichen Mißgeschicke seines einstmaligen Gegners von 1813 und 1815, mit dem er später zusammen manchesmal die alten Kriegsthaten bei einem Gläschen Wachholder durchgesprochen hat, die weise Lehre, seinen Hals nicht unter das Ehejoch zu stecken. Wir aber freuen uns, der seltenen Kunst des Dichters, der seine Schilderung so fein abzutönen versteht, daß es uns allmählich immer zweifelhafter wird, auf wessen Seite von den beiden Ehegatten wir uns stellen sollen und ob wir nicht schließlich selbst dem anfangs uns so widerwärtigen Rittmeister aus dem Regimente Bastineller eine gewisse Sympathie schulden.

Der dritte Gleichaltrige im Bunde neben den beiden Greisinnen von Wanzo ist eine für des Dichters Lebensauffassung zu wichtige Figur, als daß hier nicht darauf eingegangen werden müßte, auch schon um Raabe als Erzieher ins rechte Licht zu setzen. Nach den Magistratsakten stellt der Bürgermeister Dorsten auf dem Rathhause die äußeren Thatsachen aus dem langen Lebenslaufe Martens fest. Als Waise von Jugend auf dem Uebelwollen der Welt preisgegeben, sinkt er zum Schinderknecht und Pferdedieb herab. Aber auch in sein Herz ist ein Funke des hehren Patriotismus gefallen, der in der Zeit vor der Erhebung Deutschlands die edelsten Herzen durchglühte. 1809 hat er in jugendlicher Begeisterung sich in Schills Schaaren einreihen wollen. So nehmen sich denn seiner „die zwei stolzesten Herzen in Wanzo" an, aber er findet sich in der Welt, die ihn nach seiner Dienstzeit auf dem Schindanger in den Bann gethan hat, auch mit ihrer Hülfe nicht zurecht. Erst das Jahr 1813, wo „das ganze deutsche Volk sich wieder ehrlich machte", macht auch ihn „knapp und mit Mühe wieder ehrlich". Indeß, den rechten Muth zum Leben findet er erst später. Als Invalide, „mit einem Stück Blei im Leibe", kehrt er aus den Flammen von St. Amand bei Ligny lebensüberdrüssig heim, doch Thekla Overhans weiß den Leidenden über alle seine Leibes- und Seelennöthe mit gelinder, aber fester Hand wegzuhelfen, so daß er später zu einem recht vergnüglichen Alter kommt und sich nach und nach zu einem lachenden Philosophen auswächst, wie wir ihn im Jahre 1869 kennen lernen.

Raabe will mit seinen Schriften mehr als unterhalten; er nimmt das selbst für sich im Vergleich z. B. mit Fontane in Anspruch. Am anregendsten zugleich und lehrhaftesten wirkt sein „Roman aus dem Säkulum, Unruhige Gäste". Dieser spiegelt des Dichters Lebensauffassung so deutlich wieder, wie kein anderer. Die Weltüberwinderin Phoebe Hahnemeyer erhebt sich nicht nur über die streitenden Parteien im Romane, nein, auch über alle sonstigen Charaktere des Dichters um Hauptes länge. Freilich ist ihre Größe und Höhe dem flüchtigen Beobachter nicht so schnell erkennbar. Sie erfordert dieselbe liebevolle Aufmerksamkeit, wie wir sie den dichterischen Gestalten unserer großen Dichter widmen. Die ernsthaftesten Lebensfragen werden in dem entlegenen Harzdorfe und dem nahen Badeorte, wo der Roman spielt, in all ihrer Tiefe verhandelt, und zuletzt zeigt sich Schwester Phoebe als im Besitz der größeren Kraft und des reineren Glücks.

Die heitere Ruhe, zu der sich Schwester Phoebe durchgerungen hat, ist wieder ohne Zweifel echt Goethisch. Aber — darin scheint mir ein Fortschritt des Dichters zu liegen — sie beruht nicht wie bei Frau Salome auf Goethe-Studien, sondern auf dem Ergebnisse innerer Kämpfe und auf eigener Herzensbildung. Wesentlich aus sich selbst heraus hat Phoebe die starke Kraft gewonnen, die ihr im Lebenskampfe den Sieg verleiht. Unser Dichter, der das hohle, anmaßliche Wesen der Halbbildung so schnöde zu verspotten weiß, überschätzt ebenso wenig den Werth der echten Bildung durch Kunst und Wissenschaft. Seine Lebenserfahrung hat ihn gelehrt, daß innerliche Naturen auch ohne solche Studien durch unausgesetztes Arbeiten an sich zu einem hohen Grade von feiner Herzensbildung aufsteigen können, die sie den im gewöhnlichen Sinne des Wortes Gebildeten mindestens gleichwerthig macht. In unserm Romane stellt sich neben Phoebe, wenn auch nicht auf gleich hohe Stufe, der freigeistige Tischler und Kommunist Spörenwagen. Noch charakteristischer dafür ist aber Meister Autor in der gleichnamigen Erzählung, der den Durchschnitt der sogenannten Gebildeten gleichfalls nicht wenig überragt.

Bei Goethe findet sich der Begriff der „stillen Seele" zumal in den 80er Jahren immer wieder. Er bezeichnet damit die Harmonie des Gemüthes, das durch Irrthum und Wahrheit des Lebens hindurch in inneren Kämpfen zur Sicherheit der Erkenntniß und zur Stetigkeit des Handelns gelangt ist. Sie eignet vor allen jenen edlen Frauengestalten, wie Iphigenie, Leonore und Dorothea; und diese wissen sie auch an anderen zu erkennen und zu schätzen. Ein müheloses Gut ist sie freilich nicht. Sie zu behaupten, müssen wir uns immer wieder in Selbstüberwindung und in Weltentsagung bewähren zum Widerstande gegen alles, was störend von außen an uns herantritt. Sie ist unser köstlichstes Gut, denn sie ist die Grundbedingung für die innere Freiheit, deren Besitz inmitten aller Bedingtheit unsres Wesens von außen und im Inneren unser höchstes menschliches Glück ausmacht. Durch sie werden wir uns unsrer Persönlichkeit bewußt und sicher.

Es sind die wahren Herrennaturen, die solche Ruhe behaupten. Ihr gegenüber tritt die innere Schwäche des Pessimismus klar zutage. Die Ruhe, zu der er es bringt, gibt kein Glück und keine Thatkraft. Es klingt zwar heroisch, wenn der Pessimist alles über Bord werfen will und alles, sich selbst eingeschlossen, für schlecht erklärt. Und doch beruht es vielmehr auf Selbstüberhebung und auf einen gewissen Größenwahn, der alle Geheimnisse der Natur durchschauen zu können sich einbildet, wenn er meint, weil er sieht, wie alles vergeht, daß deßhalb auch alles vergehenswerth sein müsse, und wenn er seine Augen gegen die Thatsache verschließt, daß alles nur stirbt, um neuem Leben Platz zu machen, daß aber das Leben selbst unvergänglich ist. Es ergibt sich daraus die Pflicht, soweit an uns ist, dafür zu sorgen, daß ein neues, aufsteigendes Leben Platz finde und gedeihen könne. Die werkthätige Liebe Phoebes, die nach allen Seiten hin Segen verbreitet, macht sich zu Anfang der Erzählung weniger stark geltend. Dem kecken, selbstbewußten Auftreten des Weltmannes, des Professors

Veit von Bielaw, gelingt das, was alle Anderen vergeblich versuchten, dem halsstarrigen Räkel die Einwilligung zum kirchlichen Begräbnisse seiner Frau abzuringen. Aber als dann ernste Lebensprüfungen an die Beiden herantreten, werden doch die gesammte hohe Bildung und Kunst des Mannes aus dem Säkulum und sein erst so kecker Muth auf der Waagschale als zu leicht befunden. Schwer erschüttert wird die Ruhe Phoebes allerdings, indeß ihr fester Sinn bewährt sich der Schwäche Veits gegenüber um so sieghafter. Einen charakteristischen Zug, den wir gerade bei der Schwäche nicht selten bemerken, läßt der Dichter wohl mit Absicht auch in Bielows Benehmen gegenüber seiner treuen Pflegerin deutlich hervortreten. Mit der Schwäche und Feigheit verbindet sich leider zu oft eine recht schlimme Grausamkeit, die freilich durchaus unbeabsichtigt sein mag und doch viel verletzender und verderblicher wirkt, als alle Uebergriffe der starken Naturen.

Gerber hat in seinem trefflichen Raabe-Buche mit Recht darauf hingewiesen, daß die Ruhe Phoebes nicht die sog. klassische Ruhe ist, die sich vornehm und kalt von der Welt und ihrem Elend abwendet. Im Gegentheil, sie hat sich einer schweren Aufgabe christlicher Wohlthätigkeit gewidmet, dem Dienste der idiotischen Kinder. Der Dichter stellt sie und ihr Christenthum in einen wohl berechneten Gegensatz zu ihrem Bruder, dem sich selbstquälenden, finsteren Pfarrer, der der äußeren Welt so wenig gewachsen ist. Nicht die christlich-religiöse Gesinnung und noch weniger der Dogmenglaube ist es, was ihr Kraft verleiht, wohl aber das Johanneische Evangelium von der Liebe und die Nachfolge in der Liebesthätigkeit Christi. Mit Barmherzigkeit und Demuth ist ihr Herz erfüllt und daneben mit jenem echten Heldenmuthe, der die Welt überwindet. Die Verbindung dieser scheinbar widerstreitenden Tugenden ist durchaus christlich, wie Schiller in seinem Epigramme über die Johanniter ausspricht und im Kampf mit dem Drachen, wie in der Jungfrau von Orleans in den Charakterbildern des Ritters und der Jungfrau ausführlich zeigt. Beides tritt in den Dienst der Idee: die Selbstentäußerung um des hohen Zweckes willen und die Selbstbehauptung, wenn es gilt, für diese Zwecke einzustehen.

Verstanden wird Phoebe von ihrer Umgebung recht wenig. Die Weltkinder, Veit und Valerie, blicken mit staunender, aber kühler, ablehnender Bewunderung an ihrer Größe hinauf. Auch ihr Bruder lebt in einer anderen Welt, nur Spörenwagen, der Mann mit dem echten Herzen, kann ihr nachempfinden. Besonders rührend ist es, wie die argverbitterte Dorette Kristeller, deren Bekanntschaft der Dichter uns fast ein Jahrzehnt früher in der Apotheke „Zum wilden Mann“ machen ließ, durch die Bekanntschaft mit Phoebes liebreichem und thatkräftigem Wirken erst in ihrem hohen Alter zu einer rechten Schätzung der Welt kommt und alle Aeußerlichkeiten des Lebens gering achten lernt. Das Verhältniß Räkels zu Phoebe muß noch kurz gestreift werden, weil Raabe darin anscheinend seine Auffassung der sozialen Frage andeutet. Wie bedenklich unüberlegte Wohlthaten wirken können, dafür bringt er ein Beispiel in der Wirkung, die das Aufrücken des ehemaligen Räkels zum Forstwart Volkmar Fuchs gehabt hat. Die Baronin von Bielaw hat ihm damit eine Wohlthat erweisen wollen, und thatsächlich hat sie seine äußeren Verhältnisse gründlich aufgebessert, aber ein wie widerwärtiger Kerl ist nun aus dem vorher allenfalls erträglichem Burschen geworden, wie breit macht er sich in der edlen Dorfkruggesellschaft, wie entschieden hält er es jetzt ohne weiteres mit den Reichen und Mächtigen! Als Siebzigjähriger steht unser Dichter dem öffentlichen Leben fern. Er weiß und hat es selbst im Horacker ausgesprochen, daß andere Ideale aufkommen und die alten verblassen, weil eben die Jugend ihr Recht hat. Aber das kann er nicht dulden, wenn so manche ernstmeinende Leute ihre „soziale Gesinnung“ damit begründen und deßhalb den Armen zu helfen für ihre Pflicht halten, als könnten diese mit ihren geringeren Mitteln nicht ebenso glücklich sein wie wir wohlhabenderen. Diese oberflächliche Auffassung, die auf die Aeußerlichkeiten des Lebens den Hauptwerth legt und die wahre Quelle unsres Glückes übersieht, ist ihm mit Recht in tiefster Seele zuwider. Freilich trifft ein solcher Vorwurf die verständigen Wohlfahrtsbestrebungen nicht. Aber gedankenlose Wohlthaten stiften nur Unheil, stacheln die Ueberhebung und andrerseits den Neid an. Und es ist schon an sich die schlimmste Gedankenlosigkeit, wenn man meint, der allgemeinen Armuth überhaupt abhelfen zu können. Raabe hat für alle Nothleidenden und Unterdrückten ein warmes Herz und schildert die Schattenseiten unsrer heutigen sozialen Zustände mit liebevoller Sorgfalt. Wenn er aber von dem Mitleid mit den sogenannten Enterbten nicht viel wissen will, wenn er schilt, daß man unternimmt, der allgemeinen Unzufriedenheit mit äußeren Mitteln zu steuern, so thut er das in dem Bewußtsein, daß solche Ansichten zu allem, was er in seinen Schriften über die wahren Lebensgüter gelehrt hat, in schroffem Widerspruch stehen.

Es ist Raabe mehrfach vorgeworfen, daß er in seinen späteren Werken dieselben oder ähnliche Charaktere immer wieder bringt und sich in seinen Motiven wiederholt. Aehnliche Vorwürfe sind auch gegen Böcklin laut geworden. Erklärlich wird diese anscheinende Wiederholung durch das Streben des Künstlers, das ihm vorschwebende Ideal zu möglichst vollendetem Ausdrucke zu bringen. Er kann sich so leicht nicht genug thun. Wir werden ihm nur gerecht durch ein eindringliches Nachfühlen des tiefen Gemüths, aus dem seine Phantasie hervorwächst und immer neue Gestalten ans Licht stellt, wenn diese schon eine gewisse Aehnlichkeit mit früheren nicht verleugnen. Unsre drei Frauengestalten, die Jüdin Frau Salome, die Greisin Thekla Overhaus und die jugendliche Schwester Phoebe Hahnemeyer, beweisen in ihrer Verschiedenartigkeit, wie reich des Dichters Kunst ist, welch mannichfaltige Farben er auf seiner Palette besitzt. Bezeichnend für den Ernst, mit dem Raabe in den „Unruhigen Gästen“ seine Lebensanschauung zum Ausdruck bringen will, ist das Fehlen jeder humoristischen Ader in Phoebes Charakterbild, während jene beiden anderen Frauengestalten so verschwenderisch mit köstlichem Humor ausgestattet sind.

Blicken wir zurück von Phoebe Hahnemeyer auf Antonie Häußler im „Schüdderump“ und auf den edlen Ritter von Glaubigern an ihrer Seite. Antonie und der Ritter tragen alle Züge einer schlimmen Hülflosigkeit an sich, Phoebe steht festgewurzelt in der Wirklichkeit da und hält sich inmitten aller Lebensstürme aufrecht. In den 16 Jahren, die zwischen dem „Schüdderump“ und den „Unruhigen Gästen“ liegen, hat der Dichter selbst eine nicht geringe Wandlung durchgemacht. Aus der Zeit, wo er sich der Welt allzu sehr entfremdet hatte, stammt die Charakterschilderung des schurkischen Barons Häußler. Auch Volkmar Fuchs, der Räkel, ist ein krasser Egoist mit seinem rohen Humor, und doch wie ganz anders steht er in der Welt da. In seinen späteren Schriften zwingt sich der Dichter mehr aus seiner innerlichen Welt hervorzutreten, kehrt das erfreuende Licht und die so belebende Wärme dieser seiner Welt nach außen und weiß die wirkliche Welt mit Licht und Wärme zu durchdringen. Er ist sich seiner Sache sicher geworden. Nach vielen Kämpfen und langen Mühen hat er sich seine äußere Stellung im Leben

geschaffen und gesichert, hat er sich innerlich gefestigt und sicheren Boden gewonnen. Trotz aller schlimmen Enttäuschungen in seiner schriftstellerischen Thätigkeit und in seinen nationalen Hoffnungen hat er die Anlage zu lebensfeindlicher Stimmung in sich überwunden und gänzlich unterdrückt. Er hat sich bis in sein Alter stets „tapfer gehalten". Seine Lebenserfahrung weist ihn auf den geschlossenen Kreis deutschen Bürgerlebens hin. Dort fühlt er sich zuhause, und dort läßt er die großen Probleme des Menschenlebens sich entwickeln und abspielen.

Es ist die Berechtigung aller Kunst, und zumal der Dichtkunst, von großen reformatorischen Geistern ernstlich geleugnet, so im Alterthum vom großen Dichterphilosophen Plato und in jüngster Zeit von Leo Tolstoi, weil sie auch jene Gelüste im Menschen wecke, die an allem irdischen Elend die Schuld trügen. Dem gegenüber empfinden wir voll das hohe Recht unsrer deutschen Meister, aus deren Werken uns das deutsche Gemüth entgegenstrahlt, die uns die echte Lust und den wahren Werth des Lebens zum Bewußtsein bringen. Von dem großen englischen Humoristen Dickens, mit dem man Raabe wohl zusammen nennt, wird mit Recht gerühmt, daß er sich gegen manche heillose Mißstände drüben mit stets neuer Energie in seinen Schriften ausgesprochen und viel zu deren Beseitigung beigetragen habe. Raabe hat seiner vaterländischen Pflicht, der er sich von Anfang seiner Laufbahn an wohl bewußt gewesen ist, in anderer Weise genügt. Er hat das Seine gethan, um uns Deutsche von dem weitverbreiteten schlimmen Pessimismus zu befreien und zu echtem Lebensmuth zu erziehen. Weit davon entfernt, einem flachen Optimismus zu huldigen, kennt und ermißt er alle Schmerzen und Aengste des menschlichen Lebens. Aber wie Goethe, empfindet er dennoch in sich selbst die Kraft und die Gabe, dem Schicksale gewachsen zu sein, und so fordert er von uns allen einen allezeit frischen und thätigen Lebensmuth.

Die letzten Worte in den „Unruhigen Gästen" lassen erkennen, wie sicher Raabe sich jetzt seiner Sache fühlt. Noch unter dem Eindrucke, den der Brief Bielows und seine Sendung aus Italien auf Phoebe gemacht haben, richtet sie leise an ihre idiotischen Kinder in Schmerzhausen, bei denen sie schon in ihren Gedanken ist, die Worte: „Daß mir keines den Reigen stört; sonst muß ich böse werden!" Die Weltkinder des Romans und wir anderen unruhigen Gäste des Erdenlebens sind in unserm Thun und Treiben oft nicht eben verschieden von Phoebes Pfleglingen; auch wir wissen nicht immer recht, was wir wollen und sollen auf Erden; auch wir stören hin und wieder aus Laune, Anmaßlichkeit und Ungebärdigkeit den Reigen. Darum mögen wir es dem Dichter nicht verargen, wenn er jene Mahnung zur Ruhe, die Phoebe im Gefühle des Sieges, den sie über sich errungen hat, an die Kinder in Schmerzhausen richtet, über seinen Roman hinaus an die Weltkinder aller Orten gerichtet sein läßt. So spricht denn Phoebe lächelnd, indem ihr der Dichter zuguterletzt noch einen leisen Anflug von Humor leiht, leise zu uns Allen: „Daß mir keines den Reigen stört; sonst muß ich böse werden!"

---

## Urgeschichte der Kultur.*)

Ein Werk wie das vorliegende, das in lesbarer und auch weiteren Kreisen verständlicher Darstellung die Anfänge der Kultur zu schildern sucht, ist schon lange ein Bedürfniß gewesen. Es gab zahlreiche Schriften über die Kultur der Naturvölker, ihre Lebensgewohnheiten, Sitten, gewerblichen und sonstigen Bethätigungen u. s. w. Es gab auch eingehende Untersuchungen über die Anfänge der Sprache, Religion, der Kunst, sowie der sozialen Gliederung, aus der alle späteren Formen, wie die Gegenwart sie darbietet, sich erst entwickelt haben. Nur eine zusammenfassende Darstellung, die keinen Zweig des Kulturlebens gegenüber anderen vernachlässigt, gab es nicht, und wer sich über die Anfänge der Kultur, über die Urgeschichte der Menschheit belehren wollte, der sah sich auf eine Fülle zerstreuter Abhandlungen angewiesen, aus der er sich erst selbst ein Gesammtbild mühsam konstruiren mußte. Nunmehr erscheint auch diese Lücke der bisherigen Kulturgeschichte ausgefüllt. Heinrich Schurtz, einer unsrer bedeutendsten Ethnographen, der zugleich das naturwissenschaftliche Material mit der gleichen Sicherheit wie die geschichtlichen Zusammenhänge beherrscht, hat sich der schwierigen, aber äußerst lohnenden und dankenswerthen Aufgabe unterzogen, die vorhandenen Einzelarbeiten auf diesem Gebiete zu einem großen Gesammtbilde zusammenzufassen.

Ausgehend von einer Untersuchung über den Begriff der Kultur, die er als die Erbschaft der Arbeit vorhergehender Generationen bestimmt, soweit sie sich in den Anlagen, dem Bewußtsein, der Arbeit und den Arbeitsergebnissen der jedesmal Lebenden verkörpert, behandelt er zunächst die allgemeinen Grundlagen der Kultur: die natürlichen räumlichen und zeitlichen Bedingungen derselben, das Wesen des Kulturfortschrittes, den Unterschied der Natur- und Kulturvölker, den Rückschritt und Untergang der Kultur. Es folgt sodann die Untersuchung über die Gesellschaft, ihre Anfänge und sozialen Schichtungen, über die Anfänge des Staates, über Sitte und Brauch. Ein fernerer Abschnitt ist der Darstellung der Wirthschaft gewidmet und handelt von den Aufgaben und Anfängen der menschlichen Wirthschaft, den Wirthschaftsformen, Kulturpflanzen und Hausthieren, Gewerbe und Handel. Daran schließt sich alsdann die Darstellung der materiellen und geistigen Kultur an, wobei unter dem ersteren Begriff die Benutzung und Beherrschung der Naturkräfte und Naturstoffe, die Technik, die Art der Waffen, Werkzeuge und Geräthe, des Schmuckes und der Kleidung, der Bauwerke und Verkehrsmittel zur Sprache kommen, während das Kapitel über die geistige Kultur Sprache, Kunst, Religion, Rechtspflege, sowie die Anfänge der Wissenschaft behandelt.

Ueberblickt man diese Fülle des Materials, so muß man ebenso über die Sachkenntniß des Verfassers wie über seine geistige Beherrschung der Thatsachen staunen. Unterscheidet sich doch sein Werk von ähnlichen zusammenfassenden Darstellungen gerade dadurch, daß es nicht eine einfache Kompilation und eklektische Zusammentragung der bezüglichen Gegenstände bildet, sondern dieselben zugleich mit philosophischem Blick durchdringt, sie durch die Aufdeckung ihrer innersten Beziehungen untereinander verbindet und in künstlerischer Weise zu einem einheitlichen Gemälde ordnet. Schon das einleitende Kapitel über die Grundlagen der Kultur zeigt den Verfasser von einer Seite, daß der Leser sofort Vertrauen zu ihm gewinnt und gern dem kenntnißreichen Führer folgt, der über der Masse der Erscheinungen doch niemals das Wesentliche aus den Augen verliert und in seiner philosophischen Bildung und Denkart den Ariadnefaden besitzt, um sich trotz alles Eingehens in das Detail der Thatsachen, doch nirgends in diesem zu verlieren. Ein Gesichtspunkt, der den meisten heutigen Forschern noch so fern liegt, derjenige der unbewußten Zweckmäßigkeit der Natur, woraus das Bewußtsein erst hervorgeht und deren Fortsetzung es selbst bildet wird von ihm mit großer Entschiedenheit in den Vordergrund gestellt, und wenn der Verfasser sich schon hierin mit Hartmann berührt, so noch mehr durch seine ganze Auffassung des Wesens der Kultur und des Kulturfortschrittes, die sich auf die Entwicklung des Bewußtseins gründen. Der Verfasser ist nicht der trivialen Ansicht, daß der Kulturfortschritt dazu diene, das Glück der Menschen zu fördern. Er weiß recht wohl, daß Kultur-

*) Heinrich Schurtz: „Urgeschichte der Kultur." Leipzig, Bibliographisches Institut, 1900.

fortschritt und Glückseligkeit in einem gegensätzlichen Verhältniß zu einander stehen, wie dies schon der alte Aeschylos in seinem Prometheus zum Ausdruck gebracht hat, aber er fordert nichtsdestoweniger, seine Kräfte in den Dienst des Kulturfortschritts zu stellen, und weist mit Recht auf die Gefahren hin, die einem Volke daraus erwachsen, daß es aus eudämonologischen Gründen auf die Mitarbeit am Kulturfortschritt verzichtet und sich in dumpfer Zufriedenheit dem Genusse des gerade erreichten Standpunktes hingibt.

Zeigt sich somit die prinzipielle Auffassung des Verfassers als eine wohl begründete und solide, so befriedigt er im einzelnen nicht weniger durch die Neuheit der Gesichtspunkte, die er an vielen Stellen offenbart, wie durch die vornehme und umsichtige Art, womit er entgegengesetzte Ansichten zurückweist und sich durch das Gewirr der streitenden Parteien zu einer eigenen Ansicht durchringt. Ganz vortrefflich und einleuchtend ist in dieser Hinsicht seine Darstellung der Anfänge der Gesellschaft. Die verwickelten Verhältnisse der mutterrechtlichen Familie sind mit großer Klarheit dargelegt, und der Hinweis auf die große Bedeutung der Altersklassen für die ursprüngliche Gliederung der Gesellschaft dürfte viel zur Klärung der vielverhandelten Beschaffenheit der Urgesellschaft beitragen. Es ist unmöglich, an dieser Stelle auf die Einzelheiten des Werks näher einzugehen. Bemerkt mag nur noch werden, daß der eigentliche Schwerpunkt des Werks, wie natürlich, in der geistigen Kultur liegt, und daß gerade hier die Darstellung des Verfassers ihre höchsten Triumphe feiert. Sprache, Kunst, Recht und Religion der Urmenschheit und der primitiven Kultur dürften kaum irgendwo eine gleich liebevolle, anregendere und geistreichere Darstellung gefunden haben als in diesem Werke. Diese Ausführungen ersetzen eine ganze Bibliothek über die einschlägigen Gegenstände und enthalten so ziemlich alles, was jeder Gebildete hierüber wissen sollte. Daß der Verfasser nicht überall abschließende Resultate bringen konnte, daß er häufig zu mehr oder weniger unsicheren Hypothesen seine Zuflucht nehmen und manche Fragen offen lassen mußte, versteht sich bei dem heutigen Stand der Forschung von selbst. Mögen Andere manche seiner Ergebnisse anfechten und etwas besseres dafür an die Stelle setzen: der Ruhm wird ihm doch bleiben, als der Erste eine Gesammtdarstellung des verwickelten Materials gewagt, einen Ueberblick über das vorhandene Bereich an Wissen ermöglicht und dadurch zugleich zu neuen Forschungen die Anregung gegeben zu haben.

Was die Ausstattung des Werkes anbetrifft, so ist sie, dem Verlag entsprechend, eine durchaus vornehme und gediegene. Zu bedauern ist nur der Mangel eines Literaturregisters, wie es z. B. Woermann seiner in dem gleichen Verlag erscheinenden Kunstgeschichte angefügt hat. Nicht Jeder kennt die im Text erwähnten Werke ihrem genaueren Titel nach, und Mancher würde dem Verfasser dankbar gewesen sein, wenn er ihn durch ein Verzeichniß der hauptsächlichsten einschlägigen Werke in den Stand gesetzt hätte, selbständig die gegebenen Anregungen weiter zu verfolgen.

A. D.

---

## Besprechungen.

Die größten, ältesten oder sonst merkwürdigen Bäume Bayerns in Wort und Bild. — Im Sommer vorigen Jahres erschien im Verlag von Piloty u. Löhle in München das erste Heft eines eigenartigen, vielversprechenden Sammelwerkes unter vorstehendem Titel. Es fand allseitig in der Presse die günstigste Beurtheilung und bei allen Betheiligten ungetheilte Anerkennung. Nunmehr, schon nach Jahresfrist, ist der Verfasser in der Lage, uns mit einem zweiten Hefte dieser Sammlung zu erfreuen. Das vorliegende neue Heft steht dem im Vorjahre erschienenen an Gediegenheit des Inhalts und der Ausstattung, sowie hinsichtlich des Reichthums historischer und forstwissenschaftlicher Angaben nicht nach. Wieder enthält es eine stattliche Reihe von prächtigen, nach eigenen Aufnahmen des Verfassers von F. Bruckmann in München hergestellten Lichtdruckvollbildern, zum Theil von hervorragender landschaftlicher Schönheit, sowie kleinere, im Text vertheilte Bilder und Uebersichtspläne; zahlreiche historische Daten begleiten den gewandt geschriebenen Text, bei jedem einzelnen Baume sind Angaben über das Alter und die Ausmaße desselben und ab und zu auch über die klimatischen und Bodenverhältnisse, unter denen der Baum aufgewachsen ist, zu finden. Neben dem Herausgeber haben auch andere Schriftsteller begleitende Texte für das Werk geliefert, so stammt z. B. die Besprechung der Bäume des Bernrieder Parkes von Tanera. Im einzelnen kommen im zweiten Hefte zur Darstellung und Beschreibung: die Königseiche im Kurgarten zu Brückenau, der Lieblingsplatz König Ludwigs I., die Affenthalfichte bei Eichstätt, die Linde auf der Insel Wörth im Staffelsee, in deren Beschreibung eine launige Dialekterzählung Franz v. Kobells über die Erhaltung derselben aufgenommen ist. Des weiteren sind beschrieben: zwei große Tannen, eine im Bayerischen Walde bei Eisenstein und eine im Weissenburger Stadtwald (Mittelfranken), dann die Wendelinseiche bei Geisfeld (Oberfranken) mit prachtvollem Bilde und einer poetischen Schilderung von Pfarrer Wachter in Drosendorf, sodann die nackte (rinden- und nadellose) Tanne im Forstbezirk Schirnding bei Eger, die „breit' Eichen" bei Bruckmühl (Oberbayern), deren Erhaltung sich ihr Besitzer, der Dieslbauer, besonders angelegen sein läßt; ferner die große Weißfichte im Haßwald bei Welkendorf und die alte Fichte bei Altpoppenreuth. Weiterhin die Kirchenlinde bei Holzhausen am Starnberger See, wovon auch Maximilian Schmidt in seinem Volksroman „Der Himmelsbrand" schreibt; die Wallensteinsföhre bei Kriegenbrunn (Mittelfranken), der dicke Kastanienbaum in Dannenfels am Donnersberg und die schiefe Tanne im Rothenburger Spitalwald. Dann die herrlichen, ehrwürdigen Baumgruppen des Bernrieder Parkes (Text von Tanera), die Ulme im Landshuter städtischen Hofgarten. Endlich die Beschreibung einer Abnormität, die Ernährung eines wurzellosen, mit dem Boden nicht mehr zusammenhängenden, freischwebenden Baumes durch Endosmose, und zum Schlusse die Tanzplatzlinde in Peesten bei Kulmbach, eine prächtige Linde, welche belaubt den Eindruck eines grünen Hauses mit Fenstern und Thüren macht und in ihrem ersten „Stockwerke" einen Tanzsaal, den Lindensaal, enthält, sowie die abgebrannte Korbinianslinde auf Weihenstephan bei Freising, von welcher zwei Reproduktionen älterer Bilder aus den Jahren 1865 und 1879 den begleitenden Text schmücken.

Das vorliegende Heft birgt also, wie wir sehen, einen reichen und beachtenswerthen Inhalt, der wohl die Behauptung rechtfertigt, daß kein Leser das verdienstvolle Werk aus der Hand legen wird, ohne reiche Befriedigung empfunden zu haben, und der aber auch den Wunsch rege macht, es möge der Verfasser bald eine dritte Folge des vielversprechenden Unternehmens veröffentlichen und uns die am Schlusse des ersten Heftes zusammengestellten weiteren Merkwürdigkeiten aus der Baumwelt in Wort und Bild vor Augen führen.

Dr. Roßmann.

*μα.* Der Tod, das Jenseits, das Leben im Jenseits von Dr. Karl du Prel. II. Auflage (Jena, Hermann Costenoble 1901). — Diese letzte Schrift des bald nach seiner 60. Geburtstagsfeier verstorbenen bekannten occultistischen Schriftstellers wird zwar nicht zu seinen bedeutendsten gerechnet werden dürfen, aber sie ist seinen Freunden theuer als ein die Ziele seiner Philosophie glücklich zusammenfassendes, das eigene Ende gewissermaßen vorahnendes Vermächtniß eines edlen Forschers und Charakters, dessen Streben zeitlebens den höchsten Fragen der Menschheit galt. Die eben erscheinende zweite Auflage ist ein unveränderter Abdruck der ersten, jedoch sind die ziemlich zahlreichen Druckfehler der ersten Auflage korrigirt worden. Das Format der ursprünglich in Großoktav erschienenen Schrift ist nun handlicher geworden und diese selbst ist aus dem Selbstverlag, in dem sie der Autor versuchsweise herausgegeben hat, in den renommirten Verlag von H. Costenoble übergegangen, der auch schon du Prels „Magie als Naturwissenschaft" aufgenommen hatte. Während aber die erste Auflage im Selbstverlag 2 Mark kostete, hat der Verleger jetzt den Preis desselben Buches auf

5 Mark angesetzt, gleich hoch wie die weit größere Schrift „Die magische Physik“ (201 S. in gr. 8°). Das ist ein vielleicht folgenschwerer Fehler. Die erste billige Auflage war schnell vergriffen, wodurch rechtfertigt aber die zweite den mehr als um das Doppelte erhöhten Preis und — was sich ein kundiger Verleger doch beantworten sollte! — wo ist das deutsche Publikum zu finden, das 5 Mark für ein broschirtes Buch von 177 Seiten, für eine nicht belletristische Schrift zahlt? Ja, wenn's noch der Roman einer unsrer literarischen Modegrößen wäre!

R. E-r. **Was ist ästhetisch?** Ein Beitrag zur Lösung der Frage. Von Joh. Adolf **Herzog**. Leipzig, Verlag von H. Häßel. 1900. — Der vorliegenden Untersuchung kann man gewiß manche Anregung verdanken, sie enthält eine Reihe hübscher Analysen und guter Gedanken, läßt aber eine höhere psychologische Schulung vermissen, woraus sich die Thatsache erklärt, daß der Verfasser mehr das Problem streift, als in dasselbe eindringt. Zunächst führt er aus, daß Lust überhaupt durch „jede naturgemäße Bethätigung unsrer Anlagen und Vermögen, der körperlichen wie der geistigen“ entstehe. Jede Kraft will sich ausleben, so auch die seelischen Thätigkeiten. Zu unterscheiden sind die Lust, die mit der Verstandesbethätigung verbunden ist, Lust, die aus dem Spiel der Phantasiethätigkeit entspringt und Lust, die im Gefolge der Willensthätigkeit einhergeht. Thatsache ist, „daß der Wille, solange wir uns einem ästhetischen Genusse hingeben, gleichsam ausgeschaltet und passiv ist.“ Das stimmt mit dem, was Kant und Schopenhauer vom ästhetischen Zustand lehren, überein. Zu diesem negativen Merkmal des Aesthetischen (im subjektiven Sinne) kommt ein positives, der Trieb des Menschen nach gemüthlicher Erregung. Alles Aesthetische muß das Gemüth in Bewegung bringen, es erzeugt Affekte. Von den „gemeinen“ Affekten ist aber der ästhetische Affekt unterschieden erstens durch seine geringere Intensität, zweitens durch seine „Reinheit“, d. h. durch das Fehlen der persönlichen Beziehungen zwischen Objekt und Betrachter. „Aesthetisch ist, was reine Affekte erregt.“ Den Aristotelischen Begriff der Katharsis deutet Herzog dahin, daß er darunter die Läuterung der Affekte selbst versteht. „In der Kunst ... bringen wir allem Angeschauten ethisch reine Affekte entgegen.“ Daher ist alles, was die Reinheit der Affekte zu trüben vermag (Grausenhaftes, Sensationelles, Ekelhaftes u. dgl.) unästhetisch. „Die ästhetische Stimmung wird aufgehoben, wenn das Begehrungsvermögen erwacht.“ Sollen reine Affekte ausgelöst werden, so müssen die Gebilde der Kunst auch durch und durch klar sein, die Röthigung beständiger Reflexion stört das ästhetische Genießen. Nicht neu, aber gut durchgeführt ist von Herzog der Gedanke, daß die Kunst durch Suggestion wirke, daß wir uns durch das Aesthetische täuschen lassen wollen, blind an die Wirklichkeit des Dargestellten glauben. Seine Erklärung des Gefühls des Tragischen erscheint uns unzulänglich, zu unbestimmt. Was Herzog über ästhetische Kritik bemerkt, könnte mancher Kunstrecensent sich zu Herzen nehmen.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

λ. Es sind nun bald hundert Jahre, daß Pestalozzi in Burgdorf im Kanton Bern nach einer übermenschlichen, ihn fast aufreibenden, aufopfernden Anstrengung als reife Frucht seiner seitherigen erziehenden und unterrichtenden Thätigkeit auf dem Neuhofe und in Stanz seine epochemachende Schrift „wie Gertrud ihre Kinder lehrt“, herausgab. Die damalige Augsburger Allgemeine Zeitung hat das Verdienst, zuerst weitere Kreise darauf aufmerksam gemacht zu haben, vor allem dadurch, daß sie den Bericht eines hochstehenden Schweizers, des von der helvetischen Regierung beauftragten Dekans Ith, die Pestalozzische Lehrart zu prüfen, mittheilte. Vortrefflich ist auch die Schilderung, welche der frühere Gegner der Pestalozzi'schen Lehrmethode, der geistvolle Gohaux aus Berlin damals von Pestalozzi, seiner Persönlichkeit und seinem Charakter entwirft, wie von der Rastlosigkeit seines Strebens, der außerordentlichen Kühnheit seines Geistes und dem gewaltigen Emporstreben einer ungebundenen Kraft, wie er hin und her getrieben von dem unruhigen Wellenschlag des Schicksals, ohne Regel, ohne Leitung einer bildenden Kunst und Wissenschaft sich dem mächtigen Strom seiner Meditationen überließ. In Lienhard und Gertrud hatte Pestalozzi seine umfassenden volkswirthschaftlichen Pläne, dem armen, versunkenen Volke zu helfen, niedergelegt, als sozialpolitischer Schriftsteller in großen Zügen dargestellt, was zum Heile des Volkes noth sei. Als Armenvater hatte er in der edelsten, sich selbst verleugnenden Weise mit seinem „Vatersinn und seiner Muttertreue“ die Elenden aus dem Schlamm der Unwissenheit und des Verderbens zu retten gesucht. Jetzt wird der Volkserzieher und Armenvater zum Methodiker; in 14 Briefen will er für die Mütter in dieser Schrift „wie Gertrud ihre Kinder lehrt“, Anleitung geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten. Diese Briefe schildern zuerst die Geschichte seines Lebens und Wirkens, seiner Gedankenentwicklung bis zur ersten Zeit seines Burgdorfer Aufenthalts, während welcher er noch allein arbeitete; dann die Gewinnung seiner Gehülfen Krüsi und Buß. Hierauf wird die Naturgemäßheit des Unterrichts, dann werden die durch ihn berühmt gewordenen Elementarbildungsmittel Zahl, Form und Sprache nach ihrer universellen Bedeutung für den Unterricht ausführlich behandelt, und zuletzt das Wesen, die Wichtigkeit und die Pflege der Anschauung als des Fundamentes aller Geistesbildung sogar der sittlichen und religiösen besprochen. „Es zieht sich,“ wie der Herausgeber der ausgewählten Werke Pestalozzi's, Friedrich Mann, mit Recht sagt, „durch das ganze Buch ein zermalmender, ingrimmiger Kampf gegen die fundamentlose Bildung seiner Zeit.“ Armselige „Wortmenschen“ mit „Brockenwahrheiten gefüttert“, sieht Pestalozzi den Geist der Wahrheit tödten. Die Bildung des Welttheils scheint ihm wie das Bild des Propheten mit dem goldenen Haupte bis in die Wolken zu reichen, aber „der Volksunterricht, der das Fundament dieses goldenen Kopfes sein sollte, ist dagegen allenthalben, wie die Füße des gigantischen Bildes, der elendeste zerbrechlichste, nichtswürdigste Kopf.“ Die unpsychologischen Schulen seiner Zeit sind ihm nur „künstliche Erstickungsmaschinen“: gegen die Philanthropen, die seine Bestrebungen ebenso verkannten, wie auch er wiederum das Gute an ihnen übersah, trat er mit herben Worten auf. Ausgehend von dem Grundgedanken, der Möglichkeit einer Veredelung des Menschengeschlechtes und der Nothwendigkeit, dem armen Volke durch eine bessere Erziehung aufzuhelfen, betrachtete er als hervorragendstes Mittel zur Erreichung dieses Zweckes den Unterricht. Dieser muß also vor allem einen erziehenden Charakter und Werth haben und nicht bloß deutliche Begriffe und vollendete Fertigkeiten auf dem Grunde der Anschauung mittelst lückenlosen Fortschreitens und in steter Anpassung an die Natur zutage fördern, sondern er soll die gesammte, physische, intellektuelle und sittlich-religiöse Bildung umfassen. „Durch den Unterricht,“ sagt er, „muß die Bildung und Leitung unsres Geschlechts der blinden sinnlichen Natur und dem Einfluß ihrer Finsterniß und ihres Todes aus den Händen gerissen und in die Hände unsres sittlichen und geistigen inneren Wesens in seiner göttlichen, ewigen, inneren Wahrheit gelegt werden.“ Die Schwäche des Buches liegt in der Art, wie Pestalozzi im einzelnen seine Prinzipien durchführen will, die Stärke desselben, wie schon Herbart, als er ihn im Jahre 1800 in Burgdorf besuchte, es anerkannte, in der Methode, die „kühner und eifriger als jede frühere, die Pflicht ergriff, den Geist des Kindes zu bauen, nicht zu thun, als hätte der Knabe schon eine Erfahrung, sondern zu sorgen, daß er eine bekomme“. Es ist die intellektuelle und ethische Kraftgewinnung, die Pestalozzi anstrebte, sein Verdienst bleibt dabei „der sichere, überlegte Fortschritt von Stufe zu Stufe und die unerläßliche Nothwendigkeit, die Kunst des scharfen, richtigen Anschauens ernster zu betreiben und den gesammten Elementarstoff nach festen Gesichtspunkten nebeneinander zu stellen und aufeinander folgen zu lassen,“ wie Gohaux nach einem Besuch der Burgdorfer Anstalt schon damals geschrieben hat. Manche herrliche, begeisterte Worte finden sich in diesem Buche neben einem dunklen, abstrakten Ringen, neben unklaren Bildern und mehrfachen Widersprüchen, aber durch das Ganze leuchtet sein edles Streben, der armen Menschheit zu helfen, strahlend hindurch. Es ist nicht bloß, wie der Vollziehungsrath Glayre bei einer Prüfung treffend zu ihm sagte, ein mécaniser l'éducation, eine psychologische Ordnung, die er anstrebte, nicht nur ein Vereinfachen des Mechanismus des Lehrens und Lernens, sondern er steigt dabei zum Höchsten auf. „Ich glaube an meine Mutter, ihr Herz zeigte mir Gott, Gott ist der Gott meiner Mutter, er ist der Gott meines Herzens, er ist der Gott

ihres Herzens. — Mutter! Mutter! Du zeigtest mir Gott in deinen Befehlen, und ich fand ihn in meinem Gehorsam. Mutter, Mutter, wenn ich Gott vergesse, vergesse ich deiner!" Wohl hat kaum eine Mutter jemals ihr Kind nach diesem Buche: „wie Gertrud ihre Kinder lehrt" systematisch unterrichtet, aber deßwegen bleibt es doch ein Eckstein des Volksunterrichts, und ging von ihm eine pädagogische Wellenbewegung aus, die bis auf den heutigen Tag noch ihre Kreise zieht.

* **Camille Lemonnier**, der gegenwärtig an der Spitze der in französischer Sprache schreibenden Belgier steht, hat sein Talent in seinem letzten Roman „Le Vent dans les Moulins" von einer neuen Seite gezeigt. Er, der in seinen bekanntesten Romanen die brutalsten Leidenschaften zu schildern pflegte und noch in „L'Homme en Amour" vor zwei Jahren hierin so weit ging, daß er in Brügge wegen Unsittlichkeit angeklagt, aber freilich von den Geschworenen freigesprochen wurde, erzählt hier eine in einem flandrischen Dorfe spielende Liebesgeschichte, die an Zartheit und Keuschheit kaum zu übertreffen ist. Zwischen Daies, dem Sohne des reichen Leinwandhändlers Adels, und Mamie, der Tochter des begabten, aber geistig gestörten Komponisten Maris, kommt es erst auf den zehn letzten Seiten des Buches zu einem Aussprechen der Gefühle, obwohl diese schon von Anfang an vorhanden sind und sich aus allerlei Merkmalen errathen lassen. Neben dieser diskreten Liebesgeschichte geht aber noch ein anderer Gedanke durch den Roman, nämlich eine sehr interessante Studie über den Sozialismus auf dem Dorfe. Daies Adels ist zu Beginn der Erzählung ein eifriger Bekenner der neuen Lehre und sucht sie unter den Bauern zu verbreiten. Da er entdeckt, daß der Leinwandhandel, den er von seinem Vater ererbt hat, eine Ausbeutung der Arbeiter darstelle, so gibt er das Geschäft auf und bewirthschaftet nur noch sein kleines Gut, was ihm sehr viel freie Zeit läßt. Nach und nach merkt er aber, daß die Bauern seiner Predigt wenig zugänglich sind, weil sie in ihm nur den reichen Müßiggänger sehen, und daß auch Mamie, die für ihre jüngeren Geschwister und ihren Vater die Haushaltung zu besorgen hat, seine Bummelei wenig billigt. Er gibt daher die Propaganda auf, tritt mit 24 Jahren bei einem Tischler in die Lehre und hält erst dann um die Hand des Mädchens an, nachdem ihm der Meister aus freien Stücken den Lohn eines guten Arbeiters zugesprochen hat. In der Schilderung des Dorflebens und der sanften flandrischen Landschaft ist Lemonnier auch in diesem Werke besonders glücklich gewesen.

* Die mit **drahtloser Telegraphie** auf dem Lande erreichten Ergebnisse waren durch die dazwischen liegenden Hindernisse bisher auf verhältnißmäßig kurze Entfernungen beschränkt geblieben. Bei den Versuchen von Slaby und Arco zwischen Berlin und Oberschönweide betrug der Abstand zwischen Sender und Empfänger rund 15 Kilometer. Neuerdings ist es nun, der „Elektrischen Zeitschrift" zufolge, Emile **Guarini** gelungen, Verbindungen zwischen Brüssel und Antwerpen, deren Entfernung in Luftlinie 41 Kilometer beträgt, herzustellen und zwar mit Hülfe eines Zwischenüberträgers, der in Mecheln, etwa in der Mitte zwischen Brüssel und Antwerpen, aufgestellt war. Der Ueberträger besteht aus einem Empfänger und einem selbstthätig wirkenden Sender, deren Einwirkung aufeinander durch besondere Schutzvorrichtungen ausgeschlossen ist.

C. **Vom Forum Romanum.** Nachdem der Boden unter dem Caligulabau in dem zur Kirche umgewandelten Saale die Bauten einer früheren Epoche offenbarte, hat man auch unter und neben der Basilika Julia-Reste aufgefunden, die in der republikanischen Zeit und vielleicht noch unter den Königen zu einer religiösen Weihe der Stätte gehörten. Es sind dies **Brunnenschachte**, die so dicht nebeneinander und in der großen Anzahl von 14 unmöglich des Gebrauchs wegen gegraben wurden. Man glaubt, sie seien dem Dienst der Auguren bestimmt gewesen und hätten zum Vorhof eines Tempels gehört, der später dem stattlichen Bau Cäsars weichen mußte. Die Brunnen der Auguren, die sich in einer Reihe befanden, wurden noch lange Zeit geschont; man wagte auch nicht das populäre Heiligthum zu zerstören; erst allmählich konnten sie überdeckt und bei der nothwendigen Erhöhung des Pflasters einer Straße überbaut werden. Sie ziehen in der gleichen Flucht wie die östliche Langseite der Basilika. — Diese Auffindung und ihre Folgerungen wirft nun auch einiges Licht auf die noch immer räthselhafte Stätte des lapis niger und die darunter befindlichen Stelen und Fundamente eines Baues. Rings um denselben hat man längst nicht weniger als 22 solcher Brunnenschachte entdeckt, die sich bisher absolut nicht erklären ließen. Mit der Annahme, auch sie seien den Auguren dienlich gewesen, verbindet sich nun von selbst die Erklärung, das ganze räthselhafte Heiligthum sei etruskischen Ursprungs gewesen, wie ja die ganze Institution der Auguren. Vermuthlich hat sie einer der ersten römischen Könige — möge es Numa oder ein anderer gewesen sein — von dem gebildeteren Nachbarvolk entliehen. Vielleicht entziffert man nun mit mehr Glück als bisher die oft erwähnte Inschrift der Stele, da ja die Möglichkeit vorliegt, man habe nur mit lateinischen Buchstaben etruskische Worte geschrieben. **Soviel** scheint sicher zu sein, daß die 22 Brunnen um den schwarzen Stein die Grenze des ältesten Forums oder Versammlungsort bildeten, daß die neu entdeckten aber die Ausdehnung des Forums in der republikanischen Zeit, und zwar nach dem Gallierkrieg, anzeigen. Man wird im Sommer fleißig weiterarbeiten, namentlich an der Ostseite des Forums, wo tiefer als die Cloaca Massima ein anderer etruskischer Kanal entdeckt wurde, der die Abflüsse der Subura sammelte. — Gleichzeitig ist in einer ganz anderen Stadtgegend, auf dem rechten Tiber-Ufer, ein **altrömisches Haus** aufgedeckt worden. Es lag unter dem Fußboden der Kirche der hl. Cäcilia, die ja nach der Tradition über dem Wohnhaus der vornehmen Römerin erbaut ist. Nicht nur die Fundamente des Hauses, auch Theile seiner Wände und Wandverzierungen sind erhalten. Die Ausgrabungen läßt Kardinal **Rampolla** unternehmen.

* **Nürnberg.** Eine **Gedenkfeier** für Hans Frhrn. **von und zu Aufseß**, den verdienstvollen Begründer des Germanischen Museums, wird am 7. d. M., seinem 100. Geburtstage, im hiesigen Museum-Saal durch eine Gedächtnißrede des jetzigen ersten Direktors Prof. G. v. **Bezold** festlich begangen werden.

* **Aus Holland.** Wie der „Frankf. Ztg." mitgetheilt wird, findet vom 9. bis 14. September in **Amsterdam** ein **internationaler Kongreß für kriminelle Anthropologie** statt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. E. **Steidle**: Lehrbuch der Deutschen Militärstrafgerichtsordnung für Armee und Marine. Leipzig, Drichert 1901. M. 3.25. — Dr. H. **Stegmann**: Katalog der Gewerbesammlung des Germanischen Nationalmuseums. II. Theil. Nürnberg 1901. — **Ingolstadt und Umgebung.** Praktischer Führer. Ingolstadt, Krüll. M. 1. — R. **Heymann**: Maria. München, „Frühroth". M. 1. — G. **Bilfinger**: Untersuchungen über die Zeitrechnung der alten Germanen. II. Das germanische Julfest. Stuttgart, in Kommission von Kohlhammer. — K. **Kron**: Habsburgische „Los von Rom"-Kaiser. Wien, Schalk 1901. M. 1. — **Gesetzentwurf einer ungarischen Zivilprozeßordnung.** Budapest, Zeitschrift für ungar. öffentl. und Privatrecht 1901. — Dr. med. **Fischer**: Für junge Mütter. 4. Aufl. Berlin, Möller. — **Gutenberg-Fest zu Mainz** im Jahre 1900. Mainz, in Komm. bei H. Quastaff 1901. M. 2. — **Alte Meister.** Lfg. 3—5. Leipzig, Seemann. Je M. 5. — Ad. **Kiene**: Tante Brigitte. Humoristischer Roman. Berlin, Janke 1901. M. 5. — E. v. **Winterfeld-Warnow**: Deutsche Frauen in schwerer Zeit. Roman aus den Jahren 1806 bis 1812. Ebd. 1901. M. 4. — R. **Thurneysen**: Sagen aus dem alten Irland. Berlin, Wiegandt u. Grieben 1901. M. 6. — H. **Stoll**: Geschichtliches Lesebuch. I. Theil. Hamburg, Boysen 1901. — Fr. **Erdmann**: Knud Laward. Trauerspiel. Ebd. 1901. — **Aus dem Archiv der deutschen Seewarte.** 23. Jhg.: 1900. Hamburg 1901. — **Chemische und medizinische Untersuchungen.** Festschrift zum 60. Geburtstag von M. Jaffe. Braunschweig, Vieweg 1901. M. 12. — O. **Werneck**: Die Geschlechter. Frau Elly. Dresden und Leipzig, Pierson 1901. M. 1.50. — **Thula**: Im Zaubergarten. Ebd. M. 1.50.

Jahrgang 1901. München, Donnerstag, 5. September. Nummer 203.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## „Geflügelte Namen“,

### eine Nachlese zu „Büchmann“.[1]

Von Dr. Eduard v. Mayer.

Die Sprache ist wie alles Lebendige ein Eroberer, der das Gute nimmt, wo und wann er es findet. Und für die Sprache ist ein unschätzbares Gut jedes Wort, sobald es dem Bewußtsein eine gegenständliche Form aufzuzwingen vermag. Bloße Allgemeinheiten sind werthlos, weil wirkungslos; sie kräuseln die Oberfläche, ohne die tiefsten Tiefen aufzuwühlen, ohne eine fortzeugende Bewegung im Innern wachzurufen. Daher stammt das Satte, Pralle, Reife aller Worte, die rastlos den Kreislauf des bodenständigen Lebens mitmachen, und das Fade, Abgestandene, Unfruchtbare der hohen Begriffe, die das Leben in ein Spinngewebe sinnlich nichtssagender Begriffe einfangen möchten; daher endlich der Trieb zum Bilde, der jeder gesunden Volkssprache eignet, und der Widerwille gegen die stammfremden Kosmopolitismen, die nur im Gedächtniß ein kümmerliches Dasein fristen und nicht in allen Sinnen und Gliedern unmittelbar mitklingen.

Die Sprache entwickelt sich also an dem Leben des Volkes; aber dieses geht schließlich so wenig auf einer verlorenen Insel vor wie außer Zusammenhang mit seiner eigenen Geschichte. Es wirken denn auch Menschen, Ereignisse, Orte auf die Gegenwart ein, so fern sie auch in Raum und Zeit abliegen mögen. Da drängt das Fremde heran: doch meistens verschwindet es, sobald es den Widerstand und damit die Eigenentwicklung des Einheimischen angeregt: und das ist eigentlich seine weltgeschichtliche Kulturaufgabe. Nur in seltenen Fällen bürgert sich der fremde Einfluß dauernd ein, und auch da wohl mehr in den Kreisen regsameren Geisteslebens, wo die selbständigeren Persönlichkeiten weniger eng, doch darum nicht immer weniger tief, mit dem Volksganzen verwachsen sind.

Und so erfährt auch die Sprache eine Bereicherung aus der Fremde; aber während jedes Wort, das eine kulturelle Neuerung bedeutet, übersetzt wird oder sich eine lautliche Anpassung und Umbildung gefallen lassen muß, um wirklich in den Geist und das Leben des Volkes einzudringen, haben die Namen das Recht ihrer Eigenheit; mag die Aussprache nun richtig oder falsch sein, in seiner Schreibweise darf er sein Ursprungszeugniß behalten.

Doch bei weitem nicht jeder Name bleibt so haften. Er muß einen Ort, eine That, einen Menschen in die sinnfällige Erinnerung rufen und den Hauch des Lebendigen an einen Vorgang, an einen Charakterzug, eine Gestaltung knüpfen, der in seiner Art einzig ist oder durch die Umstände dazu wird. Es sind im wesentlichen ethische Werthe, danach diese Auslese vor sich geht; sie erst verleihen einem Namen den rechten Flug, machen ihn zu einem „geflügelten“. Das ganze Archiv geographischer oder historischer Namen sind an sich für ein empfindendes Bewußtsein todt.

Ob dieser Ethos nun dem Träger des Namens wirklich eignet, ist natürlich gleichgültig: genug, wenn er auch mißverstandenerweise dazu kam, eine ethische Idee zu verkörpern. Das gibt ihm sein Lebens- und Bürgerrecht, mag auch eine gewissenhafte Forschung sie ihm absprechen, mag die Bedeutung auch im Laufe eines langen Gebrauches wechseln und die Stimmung aus einer günstigen in eine ungünstige, aus einer feindseligen in eine heiterspöttische umschlagen. Die Sprache ist eben kein abstraktes Machwerk, sondern eine naive Empfindung.

* * *

In besonders starkem Maße und besonders lehrreich für das Empfinden eines Volkes tritt dies hervor, wo der Name nicht erst auf literarischem Umwege zu den Schichten der großen Menge hinabsickert, wo der Mensch aus seiner Umgebung heraus unmittelbar und frisch sich am Fremden mißt. Dies geschieht, wenn Angehörige fremder Nationen miteinander in Berührung kommen: da stehen sich zwei Welten gegenüber, wie vom Zufall auf den einen Stern geworfen, halb mißtrauisch-prüfend halb neugierig-spöttisch. Aber das nimmt sich nicht die Mühe, nachzuforschen, was ihnen an Menschenthum gemein ist; das hält sich an die belustigende oder abstoßende Oberfläche, die gewiß das Wesen wiedergibt, aber nur in der Gesammtheit der Aeußerungen. Aber so wird, häufig nach den zufälligen Umständen, nach Gedankenspielen und halbem Hörensagen, ein Zug herausgegriffen, so recht aus dem vollen Menschenleben. Und so wird der Mensch nur zum einseitigen Vertreter einer Eigenschaft, die ihm vielleicht recht nebensächlich ist, dem Anderen jedoch sein Wesen, seine Gestalt, seinen Namen einprägen und ausmünzen ließ.

Und ist eine Nation einmal so zu einem Typus geworden, dann vererbt sich ihr geachteter Name von Geschlecht zu Geschlecht, ja von Volk zu Volk, von Kultur zu Kultur.

Weniger unmittelbar und weniger tiefe Wurzeln schlagen darum Namen von Orten, deren Sonderheit ja nur Wenigen zum Augenschein gelangt, deren Eigenthümlichkeiten somit auch nur mündlich überliefert und daher leicht übertrieben, phantastisch sich in dem Bewußtsein festsetzen. Und eben weil die unmittelbare Abschätzung und Auseinandersetzung fehlt, bleibt der Werth ein oberflächlicher und streift das Ethische mehr, denn daß es aus ihm Saft und Kraft söge.

Die Ungunst der mangelnden Gegenwart wird bei den Eigennamen von Personen weit ausgeglichen durch das überwiegende, theilnehmende Interesse des Menschen am Menschen, der Masse am Einzelnen, der Namenlosen und Unbekannten an den wenigen Namen, die durch die Nacht der Vergangenheit glänzen, aus dem Nebel der Gegenwart ragen. In der lebendigen Mannichfaltigkeit ihrer Schicksale, ihres Wollens und ihrer Thaten, ihres Wirkens und Leidens werden sie zu Wesenszügen des Menschen überhaupt. Aber auch hier wird jede Persön-

[1] Ich ziehe nur „Namen“ in Betracht, die sich bei Büchmann nicht finden. (20. Aufl. Berlin 1900)

lichkeit von einer Seite erfaßt und häufig verstümmelt. Dann wird sein ganzes geschichtliches Dasein im Sinne dieser einen Idee überarbeitet; sein Leben wird stilvoller als es vielleicht je gewesen, sein Erdenwallen wird zur planmäßigen Darstellung eines außerzeitlichen Schicksalsschlusses; er selbst wird zur Dichtung, ob es nun die vielköpfige Phantasie des Volkes von Mund zu Mund ist, die ihm die letzte Gestaltung verleiht oder ein Künstler, der seine eigenen Empfindungen einem verwandten Charakter unterlegt und ihn so endgültig in Umlauf setzt. Oder aber die Persönlichkeit schuf eine Lage der Dinge, die seinen Namen in dauernde und absolute Formen goß.

Hier ist der Name nur ein fleischgewordenes Ethos.

Der verschiedene Grad ist zur Beurtheilung der einzelnen Gruppen unerläßlich.

* * *

Betrachten wir zuerst die geflügelten Ortsnamen als die geringste Stufe. Sie scheiden sich in solche rein geistiger Bedeutung und in andere, bei denen das ursprüngliche Geographische sich mehr erhalten hat. So ist ein „Venedig“ das Gegenbild einer gewöhnlichen Stadt, ein Zwitter von Meer und Land: denn diese Stadt ohne Straßen, ohne Gefährte, ohne Zugthiere ist thatsächlich etwas beinahe Einziges. Natürlich hat die Geschichte, die Macht, der Glanz, die weitverzweigten Beziehungen gerade diese Lagunenstadt in Aller Mund gebracht; wer weiß etwas vom benachbarten Murano oder Chioggia? Und „Palmyra“, die Wunderstadt in der Wüste, die Residenz der Zenobia, glauben wir wiedererstanden, wo Herrscherwille einen todten Boden die Denkmäler seiner Gewalt tragen heißt. St. Petersburg gilt daher ebensosehr als ein nordisches „Venedig“ wie für ein nordisches „Palmyra“. Es ist im Grunde eine luxuriöse Unnatur, nicht gerechtfertigt durch das Leben und die Bedürfnisse des Um- und Hinterlandes.

Im „Chimborasso“ tritt das Ueberragende, Riesige hervor, auf welchem Gebiete es auch sei; wiederum ist es nur e i n Berg von den unzähligen, der so zum Urbilde machtvoller Unterschiede geworden ist, vermuthlich durch seine berühmte Besteigung und Schilderung seitens Alexander v. Humboldts, die ihn dem großen Publikum näher gebracht; andrerseits dient sein dem Cordilleren-Kamm hoch aufsitzender Kegel mehr dazu, die Empfindung der Ueberlegenheit zu verkörpern, als z. B. der Mont Blanc, dessen vielgipfelige Spitze terrassenförmig absteigt und durch diese Zwischenstufen weniger einzig, weniger überwältigend erscheint.

Eine solche übermächtige Einzigkeit kommt auch der „Sahara“ zu, deren furchtbare und unfruchtbare Einöde von alters her sich dem Bewußtsein unsrer Kulturwelt aufzwang, an deren Grenzen sie so nahe heranrückt. Eine „Sahara“ ist darum, was durch seinen Umfang, seine geistige Dürftigkeit, seine anödende Leere denselben Zustand tiefen, beinahe körperlichen Mißbehagens hervorruft, wie ihn der Anblick so unendlicher Sandebenen erzeugen muß. „Sibirien“ wiederum ist uns eine willkürliche und erbarmungslose Justiz, deren Schrecken von der Wildniß, der Kälte, der Abgelegenheit würdig begleitet wird, wie sie im wirklichen Sibirien ja nur theilweise herrscht. Aber die physische Unbill däucht uns dabei das geringere Uebel, mehr eine verschärfende Nebeneigenschaft, denn das wesentliche Moment der aussichtslosen Rechtlosigkeit.

„Mekka“ gilt für den Brennpunkt einer Kultur, zu der ein Jeder in nahezu religiöser Andacht pilgern muß und die das Odium der Tempelschändung vor einem Angriff, einer Züchtigung schützen soll. Solche Sentimentalitäten wollten 1870 eingreifen, um das „Mekka der Zivilisation“, Paris, vor den siegreichen Rächern ihrer eigenen Kultur zu retten: dieser Frevel begründete eine neue Religion, die des Deutschthums im einzelnen, der selbständigen Nationen im allgemeinen. Zu lange hat die gallische Zivilisation alle Kulturen überschwemmt und war „Paris“ das unübertreffbare Vorbild weltstädtischen, ungebundenen und erziehenden Treibens, neben dem alle Städte nur spießbürgerliche Provinzler großzogen, deren Horizont nicht über die verwitterten Mauern reichte. Und welche Ehre, auch nur ein „Klein-Paris“ zu sein! Und das Paris in Paris war das „Quartier Latin“, ein lebendiges Studentenviertel voll Daseinsfreude und Ausgelassenheit, allem Mangel, aller Kärglichkeit zum Trotz. Wir reden überall von solch einem „Quartier Latin“, wo der gleiche akademische Frohsinn sein freies Zepter führt.

Und das Gegenstück dazu, die ernste Stätte des Todten, der seine Größe und Herrlichkeit in seine Grabstätte verpflanzt und noch verwest sein Wesen verkündet, bildet das „Mausoleum“, jener ragende Wunderbau am Karischen Meere, den die Königin Artemisia von Halikarnaß ausführen ließ von des Skopas Meisterhand. Und von der bunten Säulenhalle in Athen, der bildergeschmückten „Stoa“, leitet sich das „stoische“ Wesen auch jener Leute her, die nie etwas von Zeno gehört, aber die gleiche Naturanlage entwickeln, wie jener weise Lebenskünstler, der die Maßlosigkeit wie im Genießen, so im Verzichten gleich verurtheilte.

Ganz und gar übertragen, innerlich geworden ist „Golgatha“, die schmerzliche Prüfungsstunde eines Idealisten, da alles zusammenbricht und verloren scheint und nur ein letztes und höchstes Opfer das Lebenswerk zu retten und zum Siege zu führen vermag, das blutige oder unblutige Opfer des eigenen Lebens.

* * *

Hier lenkt unsre Betrachtung zu den geflügelten Volksnamen über. Da sind es zuerst Städte, die nicht in ihrem äußeren Bilde, wohl aber in der Sinnesart, in der Lebensweise, in der kulturellen Mitarbeit ihrer Bewohner zu Merkzeichen geworden sind. In den „Sybariten“ ist das Uebermaß alles unthätigen Lebensgenusses geschildert, wie es das weiche üppige Klima Unteritaliens über alle die kräftigen Hellenenzüge ergossen, die dort ihre neue Heimath gesucht. Und das waren dieselben Dorier, die in Lakonien ihre strenge, männliche Kultur entwickelten, und im „Spartaner“ die herbe Frische des Hellenenthums in die Geschichte hineinstellten, zum Beispiel für einen Jeden, der im Ebenmaße genießenden und thätigen Lebens, sinnlicher, muskulärer und geistiger Befriedigung sein Ideal sieht. Der Gegensatz von Menschenwürde, von Mannesstolz vor Königsthronen ist das „byzantinische“ Wesen, wie es nicht zum ersten- und nicht zum letztenmal in der Kaiserstadt am Bosporus überhand genommen; aber auch hier fällt der alte Glanz von Ost-Rom mit in die Waagschale. Byzanz war eine zu bedeutende Macht, als daß es nicht vorbildlich von oben nach unten und umgekehrt hätte wirken sollen. „Alexandrinisch“ ist nur ein halbes Lob. Wie die Gründung Alexandrias äußerlich das unheilvolle Verschieben des hellenischen Mittelpunktes in die nichthellenische Welt bezeichnete, wie damit eine straffe Nationalkultur in den brodelnden Hexenkessel orientalischen Völkermischmasches hineingeworfen wurde und scheinbar siegte, thatsächlich aber zugrunde ging, so gleißt auch das Alexandrinerthum, eine glatte Oberfläche über zusammengewürfelten Theilen, eine elegante Manier, die nicht aus dem Ernst der eigenen Tiefe die Heiterkeit der Naivetät schöpft, sondern das heimliche Nagen und Streiten der widerstrebenden Kräften unter der Maske erkünstelten Leichtsinns, freisinniger Abgeschmacktheit verbirgt. Und das findet immer einen leichten Erfolg.

Nächst diesen typischen Städtern stehen die Völker, die Menschen- und Lebensarten, die ihren Namen der Landschaft entlehnen, in der sich ihr Wesen entfaltete.

Um mit dem Mythos zu beginnen, erinnere ich an die „Hyperboräer“, deren heutige Bedeutung allerdings weit von dem ursprünglichen Sinn entfernt ist, wohl infolge der veränderten Erdkenntniß. In frühester Zeit war den Hellenen der Balkan die nördliche Grenze ihrer Erdkunde; von diesem Gebirge, dem Rhipäischen, stürmte Boreas, „Thrakiens nordischer Sturm“, wie es bei

Ibykos[1]) heißt, allverheerend durch die Lande. Jenseits mußte das glückselige Land des ewigen Frühlings, der ewig jungen Menschen sein. Aber vom Ister, der Donau, wo noch Pindar[2]) sie hinversetzt, rückte das Land der Hyperboräer immer weiter nach Norden. Nach Christoph Marlowe läßt in „König Eduard II“ dessen Geliebten Caveston sprechen:

„Liebt wohl des Nordens Volk das Licht der Sterne,
Da ihm bei Tag und Nacht die Sonne scheint?“

Schließlich überzeugte sich die Menschheit davon, daß der Norden kein Jenseits habe und nun wurden die „Hyperboräer“ zu stumpfsinnigen Stiefkindern der Natur, wie der Kampf ums Dasein im äußersten Norden den Menschen wohl verkümmern lassen mag.

„Aegyptisch“ ist nur das Wesen einer erstarrten, erschöpften Lebensform, die greisenhaft unbeweglich und unverständlich auf den Neuling herabschaut, der in jugendlichem Uebermuth an ihr herumtastet: war doch die letzte Blüthe des Nilthals seit sieben Jahrhunderten vorbei, als der Strom des hellenischen Lebens herandrang und Kenntniß von ihm nahm. Ebenso ist der „Chinese“ durch die späte, überreife Geschichte seines Landes das Urbild eines umständlichen, überhöflichen, steifen Menschen, ob nun ein künstlicher Zopf die Vermummung seines eigentlichen Wesens und Wollens vervollständigt oder nicht: denn diese Aeußerlichkeiten prägten sich dem europäischen Sinne mehr ein, als was sonst Wissenswerthes und Neugestaltiges aufzunehmen gewesen wäre.

Unverständlich und fremdartig wirkte auch das Wesen der „spanischen“ Truppen, die seit den Wirren der Reformation Deutschland überflutheten. Dagegen ist der „Franzose“ die fleischgewordene Leichtfertigkeit und Galanterie, sprudelnd und sinnlich, geistreich und gewissenlos. Umgekehrt und mit Unrecht ist der „Böotier“ zum plumpen, geistlosen Rüpel geworden dank den ungerechten Ausfällen seiner „attischen“ Nachbarn, die einzig zu sein wußten in allem, was Geist, Witz und vornehme Anmuth hieß.

* * *

Von der Landschaft zum Volke selbst führen uns der göttlichen Sappho Gefühle; die „lesbische“ und die „hellenische“ Liebe haben wohl aufgehört, für Eigenthümlichkeiten Griechenlands zu gelten; wir wissen, daß es Erscheinungen der reichen menschlichen Natur sind, überall daheim, die nur den Namen noch von jenen Gegenden tragen, wo sie zuerst Kulturelemente geworden. Denn ein „Hellene“ ist eben ein Mensch, der sein Wesen allseitig zu irdischer Harmonie entwickelt.

Ein „Phäake“ ist ebenso die leibhafte Harmlosigkeit, die ihre Weltabgeschiedenheit fröhlich beschränkt genießt, wie der „Kaffer“ die leichtgläubige, unmaßende Geschwätzigkeit. Als „Zigeuner“ gilt, wer ohne Bande eines Heimes, einer Familie, eines Berufes sich seinen Aufenthalt, sein Leben, seinen Umgang willkürlich wählen kann. Nicht so der gleichfalls unstete, hausirende „Jude“: er ist der unbarmherzige Wucherer, dessen Gewerbe das Geld ist, ob nun arisches oder semitisches Blut in seinen Adern rollt.

Rücksichtslose, verwüstende Kriegsführung kennzeichnete die „Hunnen“; gleich roh und ungesittet erscheinen die „Tataren“, wie denn auch ein englisches Sprichwort sagt, der Tatar käme beim Russen zum Vorschein, wenn man ihn kratze. Sein Islam, seine Vielweiberei war also nicht in die Augen fallend, trotzdem Europa seine Bekanntschaft früher machte als die des „Türken“, der sich dafür häuslich niederließ und seine widersprechenden Sitten in verführerischer Weise dem Abendlande vorlebte. In Rußland gilt seit den Gräuelthaten der kaukasischen Horden, die von der Pforte nach Bulgarien verpflanzt wurden, ein „Baschibozuk“ für einen blutdürstigen, kriegerischen Fanatiker. Ebenfalls in Rußland ist ein „Masurik“, ein Masure der geborene Gauner und Spitzbube. „Polnisch“ ist im Gegensatz zu deutscher Schneidigkeit und Barschheit die lässige Liederlichkeit, die besonders im „polnischen Reichstage“ zum Muster anarchistischer Zustände geworden ist.

„Punische“ Treue galt den Römern für gleichbedeutend mit verrätherisch, ebenso wie wir von der Falschheit der „Dänen“ sprechen: in den harten Interessenkämpfen Roms mit Karthago und der Hansa mit den Dänen mußte der unterliegende Theil eben die äußersten Mittel anwenden und List ist immer noch die Tugend des Schwachen gewesen.

* * *

Es erübrigt nun noch die Personen zu untersuchen, deren Namen in dem Bilde der Menschheit nicht fehlen dürfen. Hier spielen allerdings Wahrheit und Dichtung in stärkstem Maße in einander; kaum eine dieser Gestalten, die nicht die Dichter verlockt hätte, an ihnen Ideen großen Stils zu entwickeln. Daher weichen hierin auch die einzelnen Nationen nach ihren verschiedenen Literaturen ab und gilt bei den Einen ein Name für typisch, den die Anderen kaum kennen. Gemein sind uns Europäern die aus der griechischen Mythologie und der älteren Geschichte stammenden Gestalten, eben aus dem Boden unsrer humanistischen Bildung.

Hier ist denn auch Büchmann ausführlich, weil sich hier bibliographisch vorgehen läßt. Um am weitesten zurückzugreifen steht „Eva“ als die Neugierige da. Wer will den ganzen Gehalt einer Mythe ausschöpfen? Aber daß nicht der sinnliche Genuß, sondern der Erkenntnißdrang in erster Linie das goldene Zeitalter vernichtet habe, scheint doch am meisten heraus empfunden worden zu sein. Welche Kulturperspektiven in Vergangenheit und Zukunft eröffnen sich nicht da. In solchem Sinne habe ich die „Mutter der Lebendigen“ in meinen „Büchern Kains“ reden lassen: „Siehe! unsre Erkenntniß war höherer Lebensdrang: denn nicht Neugier hieß uns sündigen, sondern weil wir zu wissen verlangten, was das Leben sei; was das Leben sei, sollte nur kund werden, auf daß wir es ewig hätten.“

„Kain“ ist der Brudermörder, aber es spielt in seine That der eigenmächtige Trotz gegen Jehovah hinein; so wird er beinahe zum „Titanen“, zum Götterstürmer, zu einem „Prometheus“, dem Bildner des irdischen Menschen, der das Höchste in sich finden will.

„Ahasver“ betont das Moment im Judenthum, das wir zuerst im Gegensatz zum „Zigeuner“ aus dem Begriffe des „Juden“ fallen sahen. Der Fluch des heimathlosen Kosmopolitismus kann nicht größer empfunden werden. Die „göttlichen Jünglinge“, die „Dioskuren“ Kastor und Polydeukes sind uns das Sinnbild wunderbaren Zusammenlebens und -Schaffens von Männern, wie Goethes und Schillers, doch fehlt ihnen das sinnliche Liebeselement von David und Jonathan, von Orestes und Pylades. „Faust“ gilt für einen Menschen, dessen Wesen in grübelndem Forschungsdrange aufgeht; aber der Goethe'sche Faust ist das nur in seiner Jugend gewesen. Sollte das zeigen, daß der „Faust“ nicht über die ersten Scenen hinaus wirklich gekannt und empfunden wird? Denn „Faust“ ist die idealste Propaganda der „That“! Und darin ist er ein Gegenstück zu „Hamlet“, dessen Gedanken nicht ein begleitendes Spiel seiner Thaten sind, sondern hier allerdings die Verirrung und Verzettelung seiner Kraft im Gehirn bedeuten: er ist der willenlose Träumer, der Unthätige, den die Welt des Geschehens mit Leid erfüllen muß.

Und um hier die dichterischen Gestalten zu verlassen, sei Molière's „Harpagon“ genannt, der Geizhals, für den in Rußland „Pljuschkin“ aus Gogols „Toten Seelen“ steht und als sein Gegenbild „Timon“ von Athen, der Menschenhasser aus Verschwendung,

der sich Menschenhaß
aus der Fülle der Liebe trank

Und König „Lear“!

Halb phantastisch und ganz unbewiesen, aber den schwelgerischen Orient gegenüber dem hellenischen Maß-

[1]) Athenaion XIII, 601.

[2]) Pindar Ol. III Ep. 1 u. 2.

ideal darstellend, ist uns „Sardanapal“ überkommen; der patriotische Sinn wird immer in „Leonidas“ seinen Heiligen verehren. Eine lebensheitere große Dame der Halbwelt heißt uns „Phryne“, trotz der Tizian'schen Lais Corinthiaca; das macht wohl die Geschichte ihres Prozesses; ihr gegenüber steht „Diogenes“, als Mensch, dessen übertriebene Genügsamkeit alles verachtet. Und einer, dessen Ehrgeiz, dessen Ruhmsucht auch vor dem Aeußersten nicht zurückschreckt, vor dem Verbrechen großen Stiles ist ein „Herostrat“.

Der zügellose „aristophonische“ Witz ist ebenso sprichwörtlich, wie die „anakreontische“ sinnliche Heiterkeit, wie der „epikuräische“ weise Lebensgenuß. Ueber ihnen leuchtet gemeinsam das blaue irdische Firmament der „dionysischen“ Freude, sie verehren im „Eros“ das die Einzelwesen zusammenführende, verbindende Prinzip und somit die gestaltende Kraft, die den Chaos zum Kosmos umbildete, der Götter ältesten, weil die physikalische Welt erst durch ihn möglich ward, und jüngsten, weil in der letzten der Erscheinungen, dem Menschen, er zum Wunderthäter wurde.

Jener erste der „Caesaren“ wußte, daß man nach ihm die gewaltigen Herrscher nennen würde; er ahnte aber nichts von seinem rücksichtslosen Namensvetter, dem „Borgia“. Daß der gelehrte Kurfürst Johann von Brandenburg sich nach ihm nannte, hätte „Cicero“ geschmeichelt, aber wenig Freude gemacht, den notizenreichen Cicerone bildungsdurstiger Reisender zu machen. Und was würde Jesus zu den „Jesuiten“ sagen oder zum Verfechter seiner Göttlichkeit „Torquemada“? Die strenge Römertugend ist dagegen in „Cato“ der Ewigkeit gesichert.

Aus neuster Zeit stammen der Urvater aller Industrieritter, „Cagliostro“, der Europa in Athem hielt, der sprachenkundige „Mezzofanti“ und „Knigge“, der Zeremonienmeister des guten Tons. Endlich der schweigsame „Moltke“, der von den großen Männern des letzten Jahrhunderts allein zur Redensart geworden. Welche Ironie!

Und ob künftig nicht auch „Brockhaus“, „Meyer“ und „Kürschner“ geflügelt sein werden?

---

## Eine Heilige als Journalistin.

Die Vorkämpferinnen der Gleichberechtigung der Frauen beklagen sich oft darüber, daß man dem schönen Geschlecht kein Ministerportefeuille, ja nicht einmal das geringste staatliche Aemtchen anvertrauen will, obwohl doch mehr als eine tüchtige Monarchin den Befähigungsnachweis für das Regieren geliefert hat. Und nicht bloß irdischer, auch himmlischer Throne haben sich Frauen würdig gezeigt. Der katholische Kalender nennt Dutzende von weiblichen Heiligen. Und es sind nicht bloß Märtyrerinnen, für ihren Glauben geduldig Leidende, auch tapfere Streiterinnen, für eine Idee, für einen hohen Zweck Agitirende finden sich in der frommen Schaar, trotzdem daß der Apostel Paulus gesagt hat: „Eure Weiber lasset schweigen unter der Gemeine, denn es soll ihnen nicht zugelassen werden, daß sie reden.“

Das 14. Jahrhundert sah in Rom fast gleichzeitig zwei heilige Frauen: die Schwedin Brigitta und die Toscanerin Katharina Benincasa. Erstere war eine Klostergründerin, und, man könnte sagen, eine Durchschnittsheilige. Katharina aber war eine Heilige ganz eigener Art: eine eifrige Agitatorin, keine Mühe und Gefahr scheuend, viel herumreisend, eine politische Heilige, für Reformen und für den Frieden eifrig agitirend, fast wie Baronin Suttner, die vielleicht noch einmal heilig gesprochen werden wird. Auch Katharina Benincasa hat auf den Heiligenschein warten müssen, bis der, wie sie aus Siena stammende Pius II. auf den heiligen Stuhl gelangte und sie (1461) heilig sprach.

Katharina hat wenig Wunder gethan. Sie hat viel gebetet und gefastet, Unglückliche getröstet und Kranke gepflegt. „Aber,“ sagt tadelnd der Kirchenhistoriker und Beichtvater Ludwigs XV., Abbé Fleury, „ich finde in ihrer Lebensgeschichte nichts von Handarbeit und sonstiger praktischer Beschäftigung, nur ein paar Kranke hat sie gepflegt!“ Den Tadel hat sie nicht verdient, und diese Thätigkeit war überhaupt nur die Vorbereitung für ihren eigentlichen Beruf, durch die sie sich die Legitimation für ihre Sendung erwarb. Katharina war keine große Volksrednerin, sie konnte nicht, wie manche heilige Redner, Volksmassen enthusiasmiren, sie zog es vor, zu einem kleinen, gewählten Kreise zu sprechen, agitirte aber am liebsten mit der Feder. Ich spreche nicht von ihrem „Buch von der göttlichen Lehre“, gewöhnlich ihr „Dialog“ genannt, das sie mehr zu ihrer eigenen Erbauung, zur Rechenschaft über sich selbst geschrieben zu haben scheint, aber von ihren höchst eigenthümlichen Briefen, von denen beinahe 400 auf uns gekommen sind, und die die Schreiberin für uns so überaus interessant machen.

Katharina, im Jahre 1347 als Tochter des mit Glücksgütern wenig, aber desto mehr mit Kindern — sie war das vierundzwanzigste — gesegneten Färbers Jakob Benincasa in Siena geboren, hat keine Schulbildung genossen, erst im 30. Jahre auf wunderbare Weise schreiben gelernt. Und doch sagt Karl Hase mit Recht: „Boccaccios Novellen und Caterinas Briefe, wie weit sie auch sonst auseinander liegen, enthalten die erste klassische Prosa Italiens.“ Die Briefe sind an Personen der verschiedensten Stände, vom Papste und der Königin von Neapel bis hinunter zu einer gemeinen Dirne gerichtet, aber stets ihr eigenthümliches Gepräge tragend, manchmal freilich etwas süßlich oder ein falsches oder unschönes Bild enthaltend. Manche sind wohl allgemein erbaulich gehalten, die meisten aber mit einem bestimmten Zweck, für die angeredete Person oder für den Tag bestimmt. Man fühlt sich versucht, sie Leitartikel oder politische Korrespondenzen und die Schreiberin eine heilige Journalistin zu nennen.

Die vielschreibende Heilige hat auch viele Biographen gefunden. Der erste war ihr Beichtvater, der Dominikaner Raimund von Capua, der im Jahre ihres Todes General seines Ordens ward und 1399 in Nürnberg gestorben ist. Von neuen Biographien Katharinas sind die besten vom Kardinal Capecelatro (1885), und vom Kirchenhistoriker Karl Hase (1864), und nun hat sie in ihrer Namensschwester, Frau Caterina Pigorini Beri auch eine Erzählerin ihrer Lebensgeschichte gefunden. In dem „Pantheon berühmter Italiener und Ausländer“, einer recht gemischten Gesellschaft, ist ihre Biographie neben denen Rossinis, Goethes, Napoleons III. u. s. w. erschienen.[1])

Die Schrift Hases ist der Beri unbekannt geblieben, und was hätte ihr auch ein Werk aus dem Lande der „Räuber- und Barbarenhorden“, dessen „eidbrecherischer, simonistischer und grausamer Kaiser“ von dem großen Gregor VII., wie er es verdiente, gedemüthigt wurde, nützen können.

Auch außer dieser Verherrlichung Canossas findet sich in dieser neuesten Biographie „der größten Frau ihres Jahrhunderts und der Welt“ manches, wogegen allerlei einzuwenden wäre; aber ich will hier keine Kritik schreiben, vielmehr der Verfasserin dafür danken, daß sie mir Gelegenheit gibt, von der liebenswürdigen Heiligen zu reden.

Dieselben fast stereotypen Züge wie in vielen Lebensgeschichten anderer Heiligen finden wir auch in der ihren, zum Theil auch als Folge des aus älteren Legenden und erbaulichen Erzählungen ihr kund gewordenen: in ihrer Kindheit ungewöhnliche Frömmigkeit, Hang zur Einsamkeit; dann, wie sie etwas älter wird, Streben nach einem reinen jungfräulichen Leben, harte Kämpfe mit den Eltern, welche sie durchaus verheirathen wollen, vorübergehende Schwachheit und Zweifel und endlicher Sieg über den Widerstand der Eltern. Aber Katharina tritt nicht, wie zu erwarten war, ins Kloster, sondern findet Aufnahme bei den Schwestern der dritten Genossenschaft des heiligen Dominikus, größtentheils Wittwen, von denen ungefähr Hundert unter einer Vorsteherin in Siena leben. Von ihrem über einem weißen Unterkleid getragenen schwarzen Mantel werden sie dort die Mantellate genannt. Es ist

---

1) Pantheon, Vite d'illustri italiani e stranieri. Santa Caterina da Siena, von Caterina Pigorini Beri. Florenz, G. Barbèra 1900.

ihnen wohl eine bestimmte Form kirchlicher Frömmigkeit und religiösen Lebens vorgeschrieben, aber eigentliche Klostergelübde legen sie nicht ab. Die fünfzehnjährige Katharina bleibt im Hause ihrer Eltern, sich geißelnd und kasteiend, fleißig betend, und die Kirche besuchend, behält aber doch genügende Unabhängigkeit und Bewegungsfreiheit, wovon sie später bei ihrer politischen Wirksamkeit reichlich Gebrauch machte. Dabei fehlt es ihr auch nicht an Versuchungen und Verleumdungen, letztere sogar seitens einer Frau, die sie in einer ekelhaften Krankheit mit Aufopferung gepflegt hat. Aber, wie andere Heilige, überwindet auch sie schließlich ihre Widersacher und Neider, oder vielmehr den bösen Feind, der sich dieser irdischen Werkzeuge bediente, und ihre Reinheit und Frömmigkeit findet allgemeine Anerkennung.

An Visionen und Verzückungen aller Art hat es auch Katharina nicht gefehlt. Schon als Kind, mit ihrem Brüderchen spazieren gehend, will sie in einer Vision den thronenden Christus in Prachtgewändern, mit der päpstlichen Tiara auf dem Haupt, von Aposteln umgeben, erblickt haben — wahrscheinlich Rückerinnerung an ein Kirchengemälde. Was sonst von derartigen Erscheinungen und ekstatischen Zuständen aus ihrem Leben erzählt wird, unterscheidet sich im allgemeinen nicht von dem, was die Legenden von anderen heiligen Frauen berichten. Dem Gläubigen ist es himmlische Erscheinung und Ausfluß göttlicher Gnade, der Ungläubige oder Skeptiker sieht darin nur das Spiel erregter und gepeinigter Nerven, Folgen des übermäßigen Fastens und Kasteiens, der Hysterie oder anderer Krankheit. So will sie auch einmal aus göttlicher Gnade die Wundenmale Christi erhalten haben und behauptete sie, wie der Heilige von Assisi, beständig am Körper zu tragen und zu fühlen. Sie beschrieb das Wunder ganz so wie es auf Bildern aus dem Leben des heiligen Franziskus gewöhnlich dargestellt wurde. Aber seine Wunden haben auch Andere gesehen, die Katharinas außer ihr kein Mensch, wie es scheint, auch nicht nach ihrem Tode. Es wird erzählt, sie habe Gott darum gebeten, daß die Wundmale an ihrem Körper nicht sichtbar werden sollten.

Ihrer Legende eigenthümlich und auch nur aus ihren eigenen Mittheilungen bekannt, sind zwei andere Wunder: Als sie einst gebetet hatte: „Gott, schaffe mir ein neues Herz und einen neuen Geist," sei ihr Christus erschienen, habe ihr Herz herausgenommen und sei damit fortgegangen, so daß sie einige Tage ohne Herz lebte; dann sei er wieder gekommen und habe ihr, nicht etwa ihr gereinigtes Herz gebracht, sondern sein eigenes, ihre linke Seite geöffnet, und sein göttliches Herz eingefügt. — Ein anderesmal erschien ihr Christus, verlobte sich förmlich mit ihr und steckte ihr seinen Ring an den Finger. Der Ring des Gyges hatte die Eigenschaft, seinen Träger unsichtbar zu machen, und konnte manchmal recht nützlich werden; der Verlobungsring Katharinas, den sie beständig am Finger trug, und der mit vier Perlen und einem Diamanten geziert war, ist noch wunderbarer gewesen, denn er ist nur von ihr allein, sonst von keinem Menschen, selbst nicht von ihrem Beichtvater und Biographen gesehen worden. — „An eine absichtliche Täuschung der Benincasa kann nicht von fern gedacht werden, bei der sittlichen Reinheit und Hoheit ihres ganzen Lebens", sagt der erst vor zehn Jahren verstorbene große deutsche Kirchenhistoriker, der skeptische französische Abbé Fleury aus der Voltaire-Zeit aber meint, daß solche Geschichten eher geeignet sind, die Autorität ihres Biographen zu erschüttern als die Katharinas zu befestigen. Und seine Kirchengeschichte wurde vor fünf Vierteljahrhunderten im päpstlichen Avignon „avec approbation" und noch ein halbes Jahrhundert früher in Paris gedruckt!

Aber selbst der Ungläubige ist gezwungen, zuzugeben, daß in der Persönlichkeit Katharinas, der schönen, sanften Handwerkerstochter, ein Zauber gewaltet haben muß, der ihr menschliche Herzen unterwarf. Fast unmerkbar gewann sie nach und nach Einfluß und Ansehen in Siena und außerhalb ihrer Vaterstadt. Sie wirkte als Trösterin, Ermahnerin und Bekehrerin, als Friedensstifterin zwischen Familien, und wurde, ungefähr wie jetzt berühmte Heilkünstler, oft nach auswärts als Seelenarzt berufen. Eine kleine Gemeinde von Gläubigen, Bekehrten und Getrösteten, Männern und Frauen, die man ihre Familie nannte, bildete sich um sie, begleitete sie, manchmal vierzig Köpfe stark, auf ihren Reisen. Zu dieser Familie gehörten auch ihre drei Beichtväter, Dominikaner, zu denen sie anfangs wie natürlich mit Respekt hinaufsah, von denen sich aber zwei bald dem Zauber ihrer Persönlichkeit unterwarfen. Es gilt das besonders von ihrem Biographen Raimund von Capua, der ihr Schüler und Jünger ward, der sie aber auch gewissermaßen zur Heiligen ausbildete.

Zum Theil vom eigenen Drang getrieben, zum Theil unter Einflüssen von außen erweiterte Katharina nach und nach ihren Wirkungskreis, begann, noch nicht dreißigjährig, in die Politik ihres Vaterlandes, ja in die Weltpolitik einzugreifen. Drei Fragen waren es, welche damals die politische Welt, besonders Italiens, beschäftigten: die Wiedereroberung des am Ende des 13. Jahrhunderts wieder verlorenen heiligen Landes, die Reform der korrumpirten Geistlichkeit und die Zurückführung der seit 1305 in Avignon, dem „babylonischen Exil", residirenden Päpste nach Rom. Katharina griff mit Eifer in alle drei ein. In glühenden Briefen an den Papst, an Prälaten und weltliche Monarchen, forderte die Friedensstifterin par excellence zum Kriege gegen die Ungläubigen auf. Selbst an John Hawkwood, den Anführer der schrecklichen englischen Söldnerbande schrieb sie, ihn auffordernd, mit einer „Compagnie Christi" gegen die ungläubigen Hunde zu ziehen. Ja, sie äußerte sogar die Absicht, an der Spitze einer Schaar von Frauen mitzuziehen. Die Königin Johanna von Neapel, der englische Heerführer und Andere beantworteten höflich und zustimmend ihre Briefe, aber im Ernste dachte jetzt Niemand an einen Kreuzzug. Von Befreiung des heiligen Landes, von Reform der Kirche zu reden, gehörte damals zum Programm jedes Politikers, ungefähr wie jetzt die Friedensbewegung und die soziale Frage, aber etwas zu thun beabsichtigte man damals noch viel weniger als heutzutage. Die christlichen Mächte zogen es vor, einander, anstatt die Mohammedaner zu bekriegen, und die Söldnerbanden fanden das Brandschatzen und Plündern italienischer Städte gefahrloser und einträglicher als den Krieg in Palästina.

Daß die höchst sittenlose, eigennützige und habsüchtige Geistlichkeit dringend einer Reform und Reinigung bedürfe, das haben Päpste, Konzilien und Theologen zugegeben; aber sie hatten stets andere, dringendere Sachen zu thun, und so wurde noch zwei Jahrhunderte geredet, bis — Luther kam. Auch Katharina nannte in ihren Briefen die Geistlichen Verzehrer und Verderber der Seelen, voll Egoismus, Hochmuth und Habgier. Das Papstthum, sagte sie, habe alle zehn Gebote auf eins reduzirt: Gebt Geld her! Pius II., der sie heilig gesprochen hat, sagte, bevor er selbst Papst geworden: am römischen Hofe ist nur durch Geld etwas zu erreichen.

Katharinas Mahnungen verhallten erfolglos. Und gerade in diesem achten Jahrzehnt des Jahrhunderts waren die Bedrückungen und das Ausbeutungssystem der päpstlichen Legaten in Italien am drückendsten geworden, so daß selbst das stets papsttreue guelfische Florenz die Geduld verlor. Hatte doch der Legat von Bologna die Getreide-Ausfuhr verboten, um die Stadt auszuhungern, und ihr den schrecklichen Hawkwood mit seinen Banden auf den Hals gehetzt. Die Florentiner kauften sich um 150,000 Goldgulden von dem Engländer los, selbst die mit dem Papste verbundenen Pisaner mußten ihm 30,000 Goldgulden zahlen. Dabei glaubte man allgemein, und wie es scheint, nicht ohne Grund, daß es die Absicht des Papstes Gregor XI. sei, sich ganz Toscanas zu bemächtigen, sich zum unumschränkten Herrscher nicht bloß des Kirchenstaats zu machen. So erhoben sich, Florenz an der Spitze, die Städte Toscanas, Umbriens und der Romagna und proklamirten ihre Freiheit und Unabhängigkeit. Der Papst griff zu allen geistlichen und weltlichen Kampfmitteln, die ihm zu Gebote standen. Er exkommunizirte die Florentiner, erklärte sie für vogelfrei, ihre Personen und ihr Vermögen für Eigenthum eines Jeden, der sich

ihrer bemächtigen würde, und schickte gegen sie und ihre Verbündeten die fremden Söldner aus, die nichts von Schonung wußten. Selbst ein so gut kirchlicher Historiker wie Kardinal Capecolatro schildert, wie grausam und unmenschlich diese Truppen des Papstes in Cesena hausten, wo sie in wenigen Stunden 4000 Menschen, darunter viele Frauen und Kinder, todtschlugen. „Tödtet, tödtet, ich will Blut sehen“ soll der päpstliche Legat, Kardinal Robert von Genf, später Gegenpapst unter dem Namen Clemens VII., den Soldaten zugerufen haben.

Aber zugleich ertönte auch die sanfte Stimme Katharinas, die Kämpfenden zum Frieden mahnend. Den Städten rief sie zu, den Papst um Vergebung zu bitten, sich gegen die Diener Gottes nicht aufzulehnen, die Er selbst für ihre Sünden und Fehler bestrafen werde. Dem Papst aber schrieb sie, er habe wohl das Recht, den Besitz der Kirche zu erhalten und das Verlorene wieder zu erwerben, möge aber bedenken, daß die durch Christi Blut erlösten Seelen werthvoller seien als aller irdische Besitz, müsse er auf Eins verzichten, so sei dies lieber der irdische Besitz. Er möge nur die Aufständischen mit Güte und Liebe behandeln, dann werde er weder Land verlieren, noch Seelen verderben. Und dann möge er bedenken, daß er für die nothwendige Reform des Klerus des Friedens bedürfe.

Wir wissen nicht, ob es die Kunde von diesem Briefe oder die bekannte Wirksamkeit Katharinas als Friedensstifterin war, welche die Regierung von Florenz veranlaßte, ihre Vermittelung anzurufen. Der Einladung folgend, ging sie zuerst nach Florenz, wo sie sich über die Streitfragen genau informirte, und von dort nach Avignon. Am 18. Juni 1376 traf sie mit ihrem Gefolge in der päpstlichen Residenz ein und konnte schon nach zwei Tagen im Konsistorium vor Papst und Kardinälen ihren Vortrag halten, den Raimund aus ihrem melodischen Sienasisch in sein Kirchenlatein übertrug, denn der Papst und fast alle Kardinäle waren Franzosen.

Katharina wurde überaus freundlich vom Papste aufgenommen und er sagte ihr: „Damit du siehst, daß wir den Frieden wollen, lege ich ihn in deine Hände, nur daß du die Ehre der Kirche wahrest.“ Aber zu diesen süßen Worten bildeten die Handlungen seines Legaten in Italien einen scharfen Kontrast und die bereits erwähnten Greuelthaten in Caseva konnten gewiß nicht das Vertrauen in die Gnade des Papstes stärken. So konnte der Frieden weder durch Katharina noch durch die endlich eingetroffene offizielle Gesandtschaft der Florentiner hergestellt werden. Ja, es scheint sogar, daß sie von dieser desavouirt wurde (weil sie das Recht der Stadt nicht wahrte), während auch die Politiker in Avignon sie nicht ernst nehmen wollten. Der Friede mit Florenz wurde erst Ende 1378 ohne ihre Vermittlung unter dem Nachfolger Gregors und unter viel günstigeren Bedingungen für Florenz als dieser gewähren wollte, geschlossen.

Katharina hatte außer ihrer Friedensvermittlung noch einen anderen Zweck in Avignon, nämlich den Papst zur Zurückverlegung seiner Residenz nach Rom, woran dieser schon früher gedacht hatte, zu bewegen. Damit erregte sie den Unwillen seines überwiegend französischen Hofes, und die höhere Geistlichkeit nahm ihr auch ihre freimüthigen Aeußerungen über die Korruption des Klerus übel. Kardinäle unterzogen sie einer Art von Verhör, und die sehr vornehmen, sehr weltlich gesinnten Damen des päpstlichen Hofes staunten sie als eine Art Wunderthier an, drängten sich an sie heran. Einst wendete sie bei einem Gespräch mit einer solchen Dame das Gesicht stets seitwärts. Von ihrem Beichtvater später nach dem Grund dieses Benehmens gefragt, antwortete sie: „Hättet Ihr den Geruch, den ich bei ihrem Reden spürte, bemerkt, Ihr hättet Euch übergeben!“ Sowohl Hase als Frau Veri betrachten diese Antwort als sehr symbolisch, und Letztere übersetzt sogar das einfache, von Raimund gebrauchte Wort foetor mit puzza dell' anima (Gestank der Seele), die feinfühlige Heilige habe eben die Sittenlosigkeit der Dame, die Maitresse eines Kardinals war, gerochen. Mir scheint eher, daß die Dame stark parfümirt war, was die einfache Tochter des Volkes nicht vertragen konnte.

Weder den Kreuzzug noch den Frieden mit Florenz hat Katharina zustande gebracht, dagegen wurde ein anderer ihrer sehnlichsten Wünsche erfüllt. Bald nachdem sie Avignon verlassen hatte, trat auch der Papst mit seinem Hofe die Reise nach Italien an und schlug seine Residenz wieder in Rom auf, wo er aber schon am 27. März 1378 gestorben ist.

Katharina wurde auf ihrer Heimreise in Florenz schlecht aufgenommen, während eines Tumults war sogar ihr Leben bedroht. Dann ist sie nach Siena zurückgekehrt. Auch über den einen Erfolg ihrer Reise nach Avignon durfte sie sich nicht lange freuen. Wenn sie wirklich so viel dazu beigetragen hat, den Papst zur Rückkehr nach Rom zu bewegen, so mag sie es vielleicht ebenso wie dieser selbst bedauert haben. Soll er doch, wie Gerson, der berühmte Kanzler der Universität Paris, erzählte, auf seinem Sterbebette die Umstehenden ermahnt haben, sich vor Leuten zu hüten, „die unter dem Schein der Religion Visionen ihres Gehirns verkünden, denn er habe durch solche verführt sich und die Kirche in die Gefahr einer Spaltung gebracht“, und damit Katharina gemeint haben.

In der That entstand auch nach seinem Tode, bald nach der Wahl seines Nachfolgers, Urban VI., jene große Kirchenspaltung, die beinahe 40 Jahre dauerte, und der Religion noch mehr schadete, als der Aufenthalt der Päpste in Frankreich. Ein Italiener trug die päpstliche Tiara und residirte in Italien, aber ein Gegenpapst, ein Franzose, residirte in Avignon. 40 Jahre lang regierten gleichzeitig zwei, mitunter auch drei Stellvertreter Christi, die einander bekriegten, gleichzeitig tagten einmal drei einander bekämpfende Konzile. Und auf diesen kirchlichen Krieg würden die Worte Heines:

> Das ist nicht ein weltlich Stechen,
> Keine Eisenwaffe blitzet

gar nicht gepaßt haben. Freilich wurde auch mit Bannbullen und Exkommunikationen bekämpft, mit „scholastisch scharf gespitzten Worten“, aber daneben auch mit sehr irdischen Waffen. Monarchen wurden gegeneinander ins Feld gerufen, gegen legitime Herrscher Prätendenten aufgestellt. Jeder Papst hatte seine Armee, seine Kardinäle und seine — Heiligen. Sankt Vincenz Ferrier und der Selige Peter von Luxemburg nahmen für die französischen Päpste, Katharina sehr eifrig für den Italiener und den überaus heftigen und eigensinnigen Urban VI., Partei, der sie nach Rom berief.

Sie kam dahin im November 1378 mit einem Gefolge von 40 Personen, richtete aber persönlich nichts aus. Der Papst soll die Absicht gehabt haben, sie zur Königin Johanna von Neapel zu schicken, welche die Partei seines Gegners Clemens ergriffen hatte, ließ sich aber dann davon abbringen. Um so eifriger bestürmte Katharina in nicht eben höflichen Briefen die Königin und drohte ihr mit der Strafe Gottes, wenn sie nicht vom Gegenpapste lasse. Und da diese Briefe die Königin nicht zur Unterwerfung unter Urban VI. brachten, rief er den König Ludwig von Ungarn und dessen Cousin, den Prinzen Karl von Durazzo, zum Kriege gegen sie auf, und nahm den Codottiere Alberico von Barbiano mit 10,000 Söldnern in seine Dienste, um die Königin und ihren Papst zu bekriegen.

Wie jetzt beim Ausbruch eines Krieges jeder Staat durch seine offiziösen Journalisten seine Politik vertheidigen, den Gegner angreifen läßt, so nahm auch vor einem halben Jahrtausend der Papst die Feder Katharinas in seine Dienste, und die Heilige bewährte sich als überaus tüchtige Leitartiklerin. Nur schrieb sie ihre Leitartikel in Form von Briefen, und sie konnten, ein halbes Jahrhundert vor Gutenberg, nicht gedruckt werden. Gewiß, sie schrieb aus innigster Ueberzeugung und nicht um irdischen Lohnes willen, ja vielleicht nicht einmal in direkter Erwartung himmlischen Lohnes; aber es macht einen traurigen Eindruck, die einstige Friedenspredigerin in ihrem Briefe an den König von Ungarn zum Kriege hetzen zu sehen, oder in dem Briefe an den Condottiere Alberico, den Frau Veri sehr gern für unecht erklären möchte, ihn zum tapferen Kriegführen ermahnen zu sehen. Sie verspricht ihm, wenn

er falle, die ewige Seligkeit, und wenn er siege, „könne er die Beute mit gutem Gewissen behalten“. Ja, wenn sie den Prinzen Karl zum Frieden mit Venedig mahnt, so ist es nur, damit er sein Heer gegen die Königin von Neapel führen könne.

Karl von Durazzo hat die Königin besiegt, gefangen genommen und sie am 12. Mai 1387 erdrosseln lassen. So starb, 55 Jahre alt, die schöne Königin, an deren lebenslustigem glänzende Hofe einst der junge Boccaccio Lieben und Dichten gelernt hatte.

Katharina hat diesen Triumph ihres Papstes nicht mehr erlebt, denn sie ist schon am 29. April 1380 in Rom gestorben. Zur Ehre der ersten heiligen Journalistin Italiens wollen wir annehmen, daß sie sich über den Tod der Königin nicht gefreut hätte.

Dr. M. Landau.

## Besprechungen.

R. E—r. **Friedrich Nietzsche.** Für gebildete Laien geschildert von Dr. Julius **Reiner**. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger, 1901. — Auf kaum 80 Seiten eine lichtvolle, streng objektive Darstellung der Persönlichkeit sowie der Grundgedanken des vielumstrittenen Mannes, der jedenfalls, war er auch kein Philosoph im wissenschaftlichen Sinne des Wortes, doch durch seine zersetzende Kritik, seinen überkühnen Gedankenflug und seine wunderbare Sprache zu den Großen der Literatur gezählt werden muß. Mit schnellen Strichen entwirft Reiner das Bild vom „Leben und Wirken“ Nietzsches, hierauf charakterisirt er ihn als Dichter und als Philosophen, beleuchtet weiter die Art und Weise, wie bei Nietzsche das Problem der Sittlichkeit behandelt wird, um dann den Begriff des Uebermenschen in seiner doppelten (generellen und individuellen) Fassung zu erläutern; schließlich kommt noch Nietzsches Stellung zur Religion, sowie dessen Meinung von der Frau zur Sprache, und die Schrift endigt in einer knappen, aber lebendigen Zusammenfassung des Wesens von Nietzsches Persönlichkeit. Mit Recht wendet sich Reiner gegen alle, die in Nietzsche einen groben Materialisten sehen. „Auch an solchen Stellen, wo er ohne Umschweife das Recht der Individualität, den Kultus der Persönlichkeit scharf betont, ist er noch immer ein traumversunkener, weltflüchtiger Idealist, der höheren Zielen zustrebt. Daß diese Ziele und die zur Erreichung derselben vorgeschlagenen Wege sich nicht immer mit der hergebrachten moralischen Ordnung decken, ist klar, aber das berechtigt nicht dazu, Nietzsche als einen Verbrechertypus hinzustellen, der die Bestie im Menschen verherrlicht, trotzdem daß viele Züge seines **Uebermenschen** eine auffallende Aehnlichkeit mit den von Lombroso geschilderten Verbrechern besitzen.“

-tz- The Journal of Germanic Philology. Edited by Gustav E. Karsten, Vol. III. 1901. Published by the Editor, Bloomington, Ind. (Leipzig, G. Fock.) 519 S. — Die in der Beilage schon mehrfach (Nr. 156, 1898; Nr. 20, 1900) erwähnte vortreffliche Zeitschrift, deren große und wichtige Aufgabe es ist, in Amerika einen Mittel- und Sammelpunkt aller nicht allzu umfänglichen Studien auf dem weiten Gebiete der germanischen Philologie zu bilden, ohne daß übrigens dabei die gelegentliche Mitwirkung europäischer Gelehrter ausgeschlossen wäre, hat vor kurzem ihren dritten Jahrgang vollendet, der, was Reichhaltigkeit und Güte des Inhalts anlangt, die Hoffnungen und Erwartungen durchaus erfüllt, die die beiden ersten Bände erweckten. Untersuchungen über Fragen der deutschen und englischen Literaturgeschichte aller Zeiten — unter ihnen mag hier nur die eingehende, schon im vorigen Bande begonnene, von P. S. **Allen** über „Wilhelm Müller und das deutsche Volkslied“ erwähnt sein — stehen diesmal im Vordergrunde, während Metrik, Phonetik und vergleichende Sprachwissenschaft weniger stark vertreten sind. Auch die Anzahl der Bücherbesprechungen ist wieder ganz erheblich, und auch inhaltlich sind viele von diesen sehr beachtenswerth. — Das dritte Heft enthält auch einen ausführlichen, von A. S. **Cook** geschriebenen Nachruf für den am 28. August 1899 verstorbenen hochverdienten holländischen Anglisten Peter Jakob **Cosijn**. — Wir wünschen der umsichtig geleiteten jungen Zeitschrift, die ihre Daseinsberechtigung durch die Gediegenheit ihres Inhalts auch unter nicht immer günstigen äußeren Verhältnissen bisher schon so gut bewiesen und sich ihren deutschen Schwestern ebenbürtig gezeigt hat, auch für die Zukunft recht guten Erfolg und vielseitige Unterstützung auf beiden Seiten des Weltmeeres.

P. **Eine griechische Gogol-Uebersetzung.** Der in Odessa lebende griechische Gelehrte **Wulodimos** hat — wie die russischen Blätter melden — die Uebertragung der klassischen Werke des russischen Dichters **Gogol** ins **Griechische** vollendet. Als Freund und vorzüglicher Kenner der russischen Literatur ist Wulodimos längst bekannt. Von ihm wurden früher die Werke Puschkins und Dostojewsky's übersetzt und herausgegeben. Die neue Leistung wird als die in fremden Sprachen einzig dastehende, dem eigenartigen russischen Dichter künstlerisch am meisten gerecht gewordene Uebersetzung gerühmt. Bekanntlich bleibt Gogol und mit ihm die russische Satire und der russische Humor im Auslande vollständig verkannt, trotz der wiederholten Uebersetzungsversuche. Der griechische Gelehrte überwindet glücklich die Hindernisse dadurch, daß er die Uebersetzung von Gogols Werken in intimer sachmännischer Weise mit geistvollen biographischen, chronologischen, kulturhistorischen &c. Glossen versieht. Für Gogol sollte das griechische Beispiel auf die deutschen Uebersetzer und Verleger anregend und bahnbrechend wirken. Gogol ist hierzulande, weil unerforscht, mißverstanden worden, damit zugleich aber der Kenntniß des russischen Charakters die Seele genommen: es läßt sich nachweisen, daß gerade die satirische Ader bei den Russen reichlicher fließt als bei anderen Völkern. Der 50jährige Todestag Gogols, zu dessen Feier sich jetzt das gebildete Rußland anschickt, wäre eine vorzügliche Gelegenheit, diese Lücke auszufüllen.

## Mittheilungen und Nachrichten.

M. **Zum Briefwechsel zwischen Abgaros von Edessa und Christus**, über den in der Beilage vom 30. August beachtenswerthe Mittheilungen gemacht wurden, möchte ich hinzufügen, daß in den letzten Jahren zwei neue Exemplare desselben gefunden worden sind. Zunächst bei den jüngsten österreichischen Ausgrabungen in Ephesus: R. **Heberdey** berichtet darüber im österreichischen arch. Jahrbuch 1900 p. 90 ff., daß der Thürsturz eines an der Nordseite der Hafenstraße gelegenen, späten Hauses in sorgfältiger Schrift den apokryphen Briefwechsel zwischen Christus und Abgaros von Edessa in einer der Eusebianischen Fassung verwandten, aber durch mehrfache Schlimmbesserungen und Interpolationen entstellten Fassung trug. Heberdey nimmt die Möglichkeit an, daß die Inschrift, welche auf der Unterseite des Thürsturzes dem Eintretenden zu Häupten steht, und welche den bei Eusebius fehlenden Schlußabsatz, der auf den Schutz der Stadt und ihrer Bewohner Bezug nimmt, trägt, in apotropäischer Absicht angebracht ist. Diese Inschrift ist zweifellos in byzantinischen Buchstaben geschrieben; viel älter dagegen, vielleicht aus dem vierten Jahrhundert, ist ein von J. G. C. **Anderson** im Jahre 1899 in Gurdja bei Tchorum in der alten Landschaft Pontus gefundenes Exemplar des wohlbekannten Briefwechsels, wo es sich in die Mauer einer Moschee eingebaut findet. Auch diese Inschrift trägt schon den schützenden Schluß; man legte, scheint es, großen Werth auf den apotropäischen Charakter des Briefwechsels zwischen Abgaros von Edessa und Christus. So waren die beiden Briefe auch über den Stadtthoren von Edessa angebracht und Abschriften davon wurden als Amulete getragen.

* Ueber die Resultate der **Ausgrabungen**, welche von der Verwaltung der kgl. Museen auf der Stätte des alten **Milet** veranstaltet werden, gibt ein der Akademie der Wissenschaften von Dr. Th. **Wiegand**, dem Leiter der Ausgrabungen, vorgelegter Bericht jetzt nähere Auskunft. Danach war die wichtigste Leistung die Feststellung der Linie der alten Stadtmauer, die als erledigt bezeichnet werden kann. Damit war der Raum bezeichnet, innerhalb dessen die alte Stadt zu suchen ist, und es konnte nun der Anfang mit der Freilegung gemacht werden, deren Platz zum Theil schon bestimmt und deren Reste verschiedentlich noch in beträchtlichem

Umfang erhalten sind. Zu diesen Gebäuden gehört namentlich ein in unmittelbarer Nähe des antiken Hafens gelegenes Bauwerk von theaterförmigem Grundriß, das nach dem Ausweis daselbst gefundener Inschriften als Buleuterion, das Rathhaus, zu bezeichnen ist und dessen Rekonstruktion bereits gesichert ist. An dieses Rathhaus schließt sich ein großer, an drei Seiten von zweigeschossigen Säulenhallen eingefaßter Platz, der mit großer Wahrscheinlichkeit als Marktplatz erklärt wird. Für diese Erklärung sprechen besonders zahlreiche in zwei Seiten der Halle eingebaute Kammern, nach Analogie anderer antiker Marktplätze, Verkaufsstände und Räume zur Regelung des Marktverkehrs. Rücken an Rücken mit dieser Halle öffnete sich ein Säulengang gegen die Hafenbucht. Vor ihr liegt der Hafenquai in vortrefflicher Erhaltung; er ist gegen 11 Meter breit. Sein Pflaster besteht aus sehr großen, stark abgetretenen Marmorplatten und ist nach dem Wasser zu sanft geneigt, wie dies auch bei modernen Uferbauten zum Abfluß überschlagenden Seewassers vorgesehen ist. An allen diesen Punkten werden eingehende Nachgrabungen gewiß werthvolle Einzelfunde ergeben, wie die Ausbeute an Inschriften schon jetzt eine sehr erhebliche ist. Besonders reich an Einzelfunden hat sich schon jetzt eine der antiken Stadtmauer vorgebaute spätere, aus der Zeit der Gothenraubzüge im 3. Jahrhundert n. Chr. datirende Mauer erwiesen, deren Fundament ganz aus antiken Werkstücken besteht. Hier fand man zwischen Säulentrommeln den lebensgroßen alterthümlichen Torso einer stehenden Frau, die einen Vogel in der Linken hält, während sie mit der Rechten ihr Gewand faßt; kurz darauf kamen drei weibliche alterthümliche Sitzfiguren zum Vorschein von der Art, wie die berühmten Sitzfiguren vom heiligen Weg, die jetzt eine Zierde der Sammlung des britischen Museums in London bilden. Eine vierte Frau, der gleichen Kunstart angehörend, folgte bald darauf und wenige Tage nachher die Figur eines alterthümlichen Stieres. Die Funde dieser Frauenfiguren, die der Artemis gewidmet sind, lassen vermuthen, daß in der Nähe das Heiligthum der Artemis, wohl der städtische Haupttempel, zu suchen ist, dessen Kultbild uns die milesischen Münzen überliefert haben. Die Fortsetzung der Untersuchung an den Mauerfundamenten verspricht noch manche reiche Funde. Auch die Hauptstraßen der Stadt sind bereits in ihren wesentlichen Zügen festgestellt. Bei diesen Aufklärungsarbeiten stieß man mehrfach auf römische Mosaikfußböden mit Thierscenen, und einmal auf einen besonders schönen Boden mit den Brustbildern der neun Musen mit Namensbeischriften in der Reihenfolge, wie sie durch Hesiod Allen geläufig ist. Man darf der Fortsetzung der Ausgrabung, die einen der wichtigsten, wenn nicht den wichtigsten Handelsplatz der antiken Welt in frühgriechischer Zeit zum Gegenstand hat, mit Spannung entgegensehen.

W. **Paulus Diakonus-Kommission in Venedig.** — Der zu Ehren des Paulus Diakonus in seiner Vaterstadt Cividale 1899 abgehaltene Gelehrtenkongreß hatte die Herausgabe der sämmtlichen Werke des großen Langobarden durch eine internationale Kommission beschlossen. Dieselbe konnte indessen bisher nicht in Aktivität treten, weil das zur Mitarbeit vorzugsweise berufene Istituto storico italiano der Sache nur ein geringes Interesse entgegenbrachte. Erst jüngst war dieses Hinderniß beseitigt worden, ja es lag sogar ein verhältnißmäßig günstiges Anerbieten des genannten Istituto vor. Infolgedessen kam die Kommission zum erstenmal am 27. August d. J. als Gast der R. Deputazione Veneta di storia patria im Palazzo Loredan zu Venedig zusammen. Sie bestand, da die HH. Prof. Luschin v. Ebengreuth (Graz) und Dr. Traube (München) am Erscheinen verhindert waren, aus den HH. Prior Ambrosius Amelli (Monte Cassino), Prof. Crivelluzzi (Pisa) (Istit. stor. ital.), Prof. Carlo Cipolla (Turin) (R. Deput. Ven. di st. pat.), dem sich noch der Präsident und der Kassier der Deputation, Commendatore Berchet und Cavaliere Predelli angeschlossen hatten, Stadtbibliothekar Leicht (Udine) (Stadt Cividale) und Prof. Friedrich Wiegand (Erlangen). Die Verhandlungen wurden dadurch sehr erleichtert, daß sie sich an die von Prof. Cipolla in Druck gegebenen Note bibliografiche circa l'odierna condizione degli studi critici sul testo delle opere di Paolo Diacono (Venezia 1901) eng anschließen konnten. Man einigte sich außerdem über eine Reihe praktischer Fragen und beschloß, den König von Italien um die Uebernahme des Patronates zu bitten.

* **München.** Auf den neuen Lehrstuhl für Ostasiatische Sprachforschung an der Universität Göttingen ist der Privatdozent an der hiesigen Universität, Dr. phil. Albrecht Graf v. d. Schulenburg, berufen worden.

* **Heidelberg.** Der Privatdozent Dr. Ehrismann ist, wie die „Frkf. Ztg." erfährt, zum a. o. Professor der deutschen Philologie an der hiesigen Hochschule ernannt worden.

* **Stuttgart.** Hier ist am 1. d. M. der pfälzische Dialektdichter Max Barack, 60 Jahre alt, gestorben. Er hat besonders die humoristische Erzählung und die Dialektdichtung mit Erfolg gepflegt.

* **Jena.** Die Leitung der hiesigen Veterinärklinik und die Stelle eines Lehrers der Thierheilkunde an unsrer Hochschule hat für den nach Breslau übersiedelnden Medizinalassessor Dr. Künnemann vom 1. Oktober ab Dr. Robert Klee in Leipzig, zunächst vorläufig, übernommen.

* **Aus Oesterreich.** Der erste Sekundararzt an der Abtheilung des Professors Dr. Maixner im Allgemeinen Krankenhause in Prag, Dr. Franz Schoreys, ist am 1. d. M. an Scharlach, das er sich bei der Behandlung von scharlachkranken Kindern zugezogen hat, im 29. Lebensjahre gestorben. — In Pola ist Hofrath Robert Müller, ehemaliger Direktor des dortigen hydrographischen Amtes, im 67. Lebensjahre gestorben.

* **Aus Rußland.** In Jalta (Gouv. Taurien) ist dieser Tage, erst 50 Jahre alt, der Romanschriftsteller Grigori Alexandrowitsch Machtet gestorben. Seine Romane „Zwei Wahrheiten", „Die weiße Dame", „Friedliches Geschäft" sind nicht nur in Rußland sehr bekannt, sondern auch in ausländische Sprachen übersetzt worden. Als echter Volksfreund hat der Verstorbene auch eine Zeitlang mitten unter dem Volk gelebt und u. a. zwei Jahre als Taglöhner auf einer Farm in Amerika zugebracht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Lu-Rewall: Aus dem Leben. Dresden und Leipzig, Pierson. M. 1. — O. Zur Linde: Gedichte, Märchen und Skizzen. Ebd. M. 3. — A. Loria: Die Soziologie. Vorträge. Uebersetzt von Dr. C. Heiß. Jena, Fischer 1901. M. 1. — Dr. E. Tappolet: Ueber den Stand der Mundarten in der deutschen und französischen Schweiz. (Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. Heft 6.) Zürich, Zürcher u. Furrer 1901.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keit in München

Jahrgang 1901. München, Freitag, 6. September. Nummer 204.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Zum bevorstehenden Kongreß der „Laienärzte" in Berlin.

Von einem Arzte.

Für diesen Monat bereitet sich laut der „Vossischen Zeitung" vom 8. Juli, wenn es sich um keine Blüthe der saueren Gurkenzeit handelt — was wir leider nicht annehmen können — in Berlin etwas neues vor. Kaum wird man staunen, denn auf alles ist man gefaßt; aber uns ist, als beehre Prinz Karneval die Reichshauptstadt in diesem Jahre zweimal. Anders nimmt es sich nicht aus, wenn Deutschlands „Laienärzte" zusammenströmen. Eine Maske ziehen diese sonderbaren, mit den Elementen aufs engste verbrüderten Geister schon damit an, daß sie sich Aerzte nennen und doch Laien in Bezug auf medizinische Kenntnisse bleiben. Dieser Kurpfuscher-Kongreß, welcher Titel ihm gebührt, berührt natürlich die wissenschaftliche Welt aller Kulturstaaten nicht und ist hoffentlich eine vorübergehende Erscheinung. Wie der „Kneipprummel" im Verblassen liegt, so verschwinden auch andere Absonderheiten, Auswüchse, Afterwissenschaften und periodische Irrlehren wieder von der Bildfläche. — Aber zu einigem Nachdenken in den Aerztekreisen selbst regt das sich stramm organisirende Pfuscherthum dennoch an und lassen wir einigen solchen Gedanken kurzen Lauf. Das Innen- und Außenleben der Aerzte, ihr Trachten, ihr Glück und Unglück, spielt sich neuerer Zeit so sehr in der Oeffentlichkeit ab, daß wir nicht anstehen, ähnliche Bemerkungen vor einem breiten Publikum zu entfalten. Beide Theile geht es an; was heute in medizinischen Fachzeitungen für Wissenschaft oder Standesangelegenheiten steht, findet sich so wie so morgen in politischen Blättern. Die Aerzte sind zum erheblichen Theile selbst schuld an der Züchtung dieses Laien-Medizinerthums und manche haben dem ärztlichen Stande und der Wissenschaft bewußt und unbewußt durch verschiedene Dinge unheilbare Wunden geschlagen. Die es bewußt thaten, mögen es mit ihrem Gewissen vereinbaren, wenn sie können. Vor allem ist lebhaft zu bedauern, daß staatlich approbirte Aerzte, auch solche, die sich einmal um akademische Ehren bemühten, ihre medizinischen Kenntnisse im Stiche ließen, um sich unmündig an die Rockschöße von Kurpfuschern zu hängen. Statt mit vollem Ernste, den akademische Schulung anerzieht, weiter zu schaffen, begingen sie Treubruch gegen die Wissenschaft, fanden es bequemer dem breiten, volksthümlichen Munde medizinischer Ignoranten zu lauschen und in deren Schatten das Geschäftchen zu machen. Nun kommt der Kongreßtag der „Laienärzte" und wir sind gespannt, ob diese Jünger der zweifelhaften Meister, weiterhin im Schmollis mit den „Laienärzten" in der Theilnehmerliste verbrüdert zu finden sind. Dann können die deutschen Aerzte klar sehen, wie viele von den im Jahre 1900 im Reiche approbirten 27,374 Aerzten Wissenschaft und Alma mater mit Füßen treten. Diese Filtrirung ist werthvoll, denn an diese Sektirer hängen sich wiederum die kurpfuschenden Seelen des Laienstandes.

Weiter macht solcher Kongreß deutlich, daß noch viel zu viel Gleichgültigkeit gegen das Pfuscherunwesen unter den Aerzten schlummert. Es ist Pflicht, immer wieder zum Posten zu rufen sub signo: Wissenschaft, Humanität und Pflichterfüllung. Aber neben diesen drei idealen, kräftigsten und selbstverständlichen Kampfesmitteln die stets im Vordergrund stehen müssen, gibt es noch materielle und da liegt ein Haken. Aerzte, die aus Thatkraft, Verdienst oder Glück obenan stehen, als sozial und wirthschaftlich stärkere, kümmern sich gemeinhin wenig um die brennende Tagesfrage des Kurpfuscherunwesens und jene, welche wirthschaftlich schwächer und ohne Position blieben, empfinden nur allzuhart was Haß einer fanatisch-mysteriösen Gesellschaft, die in ihren kleinen Wirkungskreis dringt und ihn unterminirt, bedeutet. Jene, die gefahrlos ein wuchtiges Auftreten mit Wort und Schrift, so daß es unter das Publikum rollt, wagen dürfen, müssen entschieden regere Haltung annehmen, den Anderen fehlt, um den Ausdruck zu gebrauchen, die Situation dazu. Der Kräftige hat naturgemäß den Schwachen zu halten; von ihm hat die Initiative auszugehen. Nicht sei gesagt, daß nicht schon viele Pioniere ihr Bestes in die Schanze geschlagen hätten, aber so recht energisch und umfangreich wurde der offen und heimlich erklärte Feldzug gegen die wissenschaftliche Medizin und der dieselbe fraglos arg bedrängt, zur Zeit noch nicht beantwortet. Aehnliche eindrucksvolle Worte wie sie kürzlich Hrn. v. **Bergmann** in der chirurgischen Klinik in Berlin vor seinen Hörern entpreßt worden sind, als das schändliche Verfahren eines Lichtheilkünstlers gegen ein 12jähriges Kind bekannt wurde, möchten wir öfters vernehmen! Gelegenheit bietet sich leider dazu nur zu oft. Glauben Sie mir, rief Prof. v. Bergmann, alle Qualen der Inquisition stellen die Leiden in den Schatten, die man diesem Kinde zugefügt hat, und es ist ein beneidenswertheres Loos, auf einmal verbrannt als so gequält zu werden, wie es die Helden der Lichtheilanstalt mit diesem Kinde thaten. Und nun beschrieb Hr. v. Bergmann, wie die erbarmungslosen Fäuste eines rohen Masseurs den Eiter aus dem Hüftgelenk des gepeinigten Kindes in den Oberschenkel hineindrückten, bis er jetzt in der Kniekehle einen Ausgang gefunden. („Jenaische Ztg." 23. Juli 1901.)

Da ich gerade vom Schwachen geredet, so sei eines Erbfehlers unter den Aerzten selbst gedacht, welcher in großen Städten sich fühlbar macht und oft lebhaft besprochen wird. Die älteren ansässigen Aerzte, in Würden, Stellung und Praxis, ziehen die jüngeren strebsamen Kollegen nicht genügend intim an sich heran. Es fehlt auch das Bestreben, den Neuling mit erprobten Traditionen und vorhandenen ortsüblichen Verhältnissen vertraut zu machen. Durch gewisse Verhältnisse bauen sich unwillkürlich in großer Aerzteschaft Scheidewände zwischen den Generationen auf, die der gesammten Kraftentfaltung des Standes in jeder Beziehung und in einer Kampfperiode ganz besonders hinderlich sind. Die umgekehrte Zurückhaltung von Jung zu Alt ist nicht so naturgemäß und häufig. Solche in Umrissen angedeutete Separatirungen können Verbitterung mit sich bringen und den wirthschaft-

lich und an Charakterfestigkeit Schwachen entgleisen lassen. Der wahre kollegiale Sinn, eine Hauptwaffe gegen das Umsichgreifen der Pfuscher, muß praktisch aufrichtiger gepflegt werden und das suum cuique praktisch mehr zum Ausdruck kommen. Kollegialität ist werthlos, wird sie nur dort gepflegt und besungen, wo Konkurrenz eo ipso ausgeschlossen ist. Feinempfindendes Publikum tadelt unkollegiales Verhalten der Aerzte untereinander; die schadenfrohen und gegnerischen Kreise finden hier eine Bresche, deren Ausnützung ihnen leicht wird. Der Ansturm gegen uns lasse keine durch Religion, Politik, überkommene Standesvorurtheile und Universitätsreminiscenzen zersplitterte Corona vorfinden! Bannen wir jetzt gegenüber dieser großen und gefährlichen Welle, die Alle verschlingen will, Kleinlichkeit, Neid und Streit, Uebel, welche Konkurrenz im täglichen Leben erzeugen könnte; lassen wir derartige, dem Deutschen aus dem politischen Leben seit lange zugewachsene Untugenden endlich daheim! Die emsige Verfolgung der Gründe des Aufschwunges der Kurpfuscher legt auch diese ernsten Worte in den Mund. Es ist nicht nur draußen zu fegen vor dem Hause, sondern auch in dem Hause. Seien wir uns darüber vollkommen klar! — Wird zuversichtlich eine auf rein ethischen Grundsätzen fußende Wissenschaft im Kampfe mit dunklen Mächten niemals unterliegen, so ist Unterschätzung des Gegners der erste Fehler, umsomehr, wenn er Waffen führt, die der andere Theil verschmäht. Mit vereinten Kräften also ans Werk, ihr Aerzte! Von der Gesetzgebung ist vorläufig noch nichts zu erwarten — vielleicht, wenn ärztliche Interessen einmal überall separaten Sitz in den Ministerien haben, wenn man sich noch weit eindringlicher mit diesen Dingen beschäftigt hat und wenn der Gesetzgeber von selbst wahrnimmt, daß die allgemeine Kurirfreiheit einer verderblichen Seuche im Lande gleicht. In diesem Sinne ist ein Urtheilsspruch des Reichsgerichts (I. Strafsenat vom 26. Mai 1900) gegen eine Kurpfuscherin vielleicht bahnbrechend. An die Einsicht, welche dem gewöhnlichen gesunden Menschenverstand entspringt, appellirend, begründete das Gericht einen Urtheilspruch folgendermaßen: „Wer sich der Einsicht verschließt, vernachlässigt seine Befähigung zum Nachdenken, und wer trotzdem sich der ärztlichen Behandlung Kranker unterzieht, ohne die dazu nöthige wissenschaftliche Ausbildung genossen zu haben, handelt unter Hintansetzung der pflichtmäßigen, für solche Beschäftigung nothwendigen Aufmerksamkeit, d. h. fahrlässig.“ (Aerztl. Vereinsblatt Nr. 455, S. 412.) — Betrübend ist jedoch die Auffassung vom 4. April 1901, welche der Staatsanwalt am kgl. Landgericht Schweidnitz ausführte: „Zur Strafverfolgung von Kurpfuschern liegt ein öffentliches Interesse nicht vor.“ (C. l. S. 421.)

Von der Presse, abgesehen von wenigen Ausnahmen, ist nicht zu hoffen, daß ihr berechtigtes Interesse an langathmigen, immer wiederkehrenden Annoncen und Anpreisungen in reklamehafter und volksverführender Weise, unserem Interesse, bezw. dem Interesse des Volkes, widerstandslos geopfert wird. Hier Geld, hier Druckerschwärze; auch ist es schwer für den Laien auf der Redaktion, selbst beim besten Wohlwollen, Spreu und Weizen zu sichten. Es wäre eine That, wollte die Presse auf Verbreitung schwindelhafter Reklame von selbst verzichten und gesunder Aufklärung täglich einen Raum spenden.

Ueble Nachwirkung durch den Kongreß der Kurpfuscher dürfte für die wissenschaftliche Medizin aus der Suggestionskraft eines solchen Vorkommnisses zu fürchten sein. Die Völker sind unverändert einer Fern- und Nah-Suggestion zugänglich, noch wie zur Zeit der Kinderkreuzzüge. Ein Kurpfuscher-Kongreß zieht zweifellos das Prunkgewand an, um im Pomp einherzuschreiten, denn Klim-Bim sticht in die Augen und der Unerfahrene, Urtheilslose und Bethörte lüftet den Hut. Warum auch nicht? Diese Herren müssen doch wohl etwas Besonderes sein, da sie selbst „Aerzte“ sein können, ohne studirt zu haben. Das ist so recht volksthümlich. Ihnen fiel das Kräntlein ja über Nacht in den Schoß, wonach Andere jahrelang ringen. Und mancher Kurpfuscher schreitet, diplomatenhaft vom Bart bis zu den Nägeln und Sohlen gepflegt, einher und übertüncht machiavellisch mit hohler Phrase und suggestivem Auge bodenlose medizinische Unwissenheit. Hunderte und Tausende im Volke werden nun schwören, daß es wirklich etwas mit den „Laienärzten“ sein müsse, sonst hätten sie doch keinen Kongreß berufen. Dieses Trickes sind sich zweifellos die Kurpfuscher bewußt bei der Wahl dieser Organisation und Austauschsform für ihre Zwecke. Allerdings warten wir zu, ob nicht Sonderinteressen kleinlicher Art die Versammlung geißeln. Nur ein eminent geschicktes, vielleicht anderswoher als aus dem Laienstande geliehenes Organisationstalent, kann zusammenhalten, was sich in seiner Lebensart und Gesinnung so systemlos und fadenscheinig geberdet. Uns scheint eine Versammlung des Ernstes bar zu sein, wo jeder einzelne Vertreter ein ihm fremdes Fach vertreten muß. Nicht anders als wollten Spatzen über andere als Spatzendinge schwatzen! Ein einiges Ziel wird freilich den Kongreß beseelen, nämlich fanatisch bis zum Exzeß die wissenschaftliche Medizin — einer Wissenschaft, welcher Hunderttausend ihr Bestes aus vollster Ueberzeugung entgegenbringen — zu bekämpfen, die Errungenschaften zu leugnen und herabzuziehen. Anders haben die Kurpfuscher es bisher nicht gemacht. Aber doch eignen sie sich zum selbstgeflochtenen Lorberkranz allerhand wichtige Gebiete von der bekämpften Wissenschaft an. Die sogenannten Naturheilkundigen behaupten bekanntlich, wie einst Prometheus das Feuer schenkte, so dem modernen Menschen Licht, Luft und Wasser und auch den, prinzipiell angewendet, recht zweifelhaften Vegetarianismus gebracht und andrerseits üble Gewohnheiten genommen zu haben. Die Widerlegung ist unzähligemal geführt, daß die Rathschläge zur gesunden Lebensweise und ihre Beweisführung längst der Geschichte der wissenschaftlichen Medizin angehören. Man darf sich nicht blenden lassen, wenn sogenannte naturkundige Apostel verkünden, daß sie neben und mit den Aerzten gehen wollen und daß ihre Ziele ausschließlich Volksaufklärung in Bezug auf gesunde Lebensweise sei. Das wäre annehmbar selbst herzlichst willkommen, aber die Leidenschaft redet andere Dinge! Ein Kunstgriff ist es, wenn sich gewisse sogenannte Naturkundige wiederum von Heilkünstlern anderer Art lossagen, wenn sie Klassen bilden und nichts untereinander zu schaffen haben wollen. Sie sind als Heilkunde ausübende Laien, welche wissenschaftliche medizinische Vorbildung verschmähten, sämmtlich mit derselben Elle zu bemessen. Die Grenze des noch erlaubten Medizinirens für einen Laien, für den Fall, daß Aerzte zur Hand sein würden, ist unabsteckbar; sie hört aber unsrer Ansicht nach jedenfalls da auf, wo es sich um Erkrankungen handelt, die erfahrungsgemäß, einmal vernachlässigt, für den Träger und die Umgebung dauernden Nachtheil im Gefolge haben können. Die Grenze ist weit enger zu ziehen, wenn der medizinirende Laie Geld oder Entschädigung für seinen Rath annimmt. Wenn dieser und jener Laie in einzelnen mit Technik gepaarten Gebieten sich als Virtuose bekundet hat und selbst bahnbrechend wurde, so wäre die Heilkunde ungerecht und undankbar, wollte sie auf diese Talententfaltung verzichten. Wir sehen aber auch, daß gerade solche hervorragende gar seltene Laienvertreter in medizinischen Hülfsfächern klug und verständig genug sind, sich der Einmischung in Gebiete die physiologische und pathologische Kenntnisse bedingen, zu enthalten. Sie schaffen sich selbst den modus vivendi zwischen der Wissenschaft und ihrer künstlerischen Begabung und stehen damit hoch über dem eigentlichen Kurpfuscher, welchen wir im Auge haben. Neuester Zeit prangt bei den Kurpfuschern der Satz, daß man auf die Feststellung der Art und des Sitzes der Krankheit: die Diagnose, „pfeifen“ kann, und daneben steht die andere, ältere, frivole Behauptung, daß anatomische, physiologische und pathologische Kenntnisse entbehrbar sind, um einen „Heilplan“ richtig durchzuführen. Damit sind wissenschaftliche Aerzteschulen für unnöthig erklärt. Was Kurpfuscher und die Natur nicht heilen können, könne der Arzt auch nicht heilen, u. dergl. mehr! Also unter solcher Flagge segelt heutiges Kurpfuscherthum. — Wir fragen, ob das Volk solch baren Unsinn

nicht einsieht? Zweifellos der Einzelne, aber in die Masse des Volks dringt die Aufklärung, dank des geringen Interesses der kleinen und großen Presse und anderer Faktoren nicht tief. Ganz anders arbeiten die Pfuscher in diesem Sinne für ihre Sache. Man mische sich hinein und pflege derartige Gespräche in Stadt und auf dem Lande, und höre und empfinde wie hohe Kulturaufgaben noch zu lösen sind. Nach des Philosophen Herbert Spencers Ansicht soll der Arzt am meisten an ihnen Antheil haben. „Der Arzt ist der berufene Führer der Nation“ lehrte ein Herbert Spencer. Daß den Aerzten vor allem auch der milde, tolerante, aufgeklärte Geistliche und der unterrichtende Lehrer zur Seite stehen müssen, aber auch die einsichtsvolle volksfreundliche Presse, ist heute nicht zu verneinen. Solches Zusammenwirken dieser Mächte wäre freilich herrlich für ein Volk! Aber beim unwissenden Volke ist keineswegs auf diesem Gebiete mit Aufklärung anzufangen; der einfache Mann hält sich in manchen Gegenden Deutschlands mehr, dort weniger, vermöge eines gesunden Instinkts den Kurpfuscher vom Halse. Am meisten müßten gerade viele Kreise, die sich aus äußeren Gründen besser und verständiger als andere dünken, sich den Spiegel vorhalten; sie werden dann sehen, daß sie für eine höhere Kulturentwicklung unsres Volkslebens auf hygienisch-sanitärer Basis ein eminentes Hinderniß verkörpern. Mit der Zeit sehen gewißlich noch bedrängte Väter und Mütter den Unterschied ein, ob der geübte Lokomotivführer den Zug leitet oder irgend wer, der seinen eigentlichen Leisten verließ. Der kranke Hund, das hinkende Rennpferd wird zum Thierarzt gebracht, das kranke Kind zum Medizinunkundigen, zum Kurpfuscher. Anvertrautes Gut sollte besser gehütet werden! Woran es liegt, wenn immer die höheren Gesellschaftskreise dem Mysticismus und verwandten Gebieten ihre Thüren öffneten, ist oft verhandelt und ein interessantes Studium für den Psychologen und Forscher in den Kulturepochen. Der Grund ist gleichgültig; es liefert die Beobachtung nur den Beweis, daß diese so eigenthümlich infizirten Kreise noch lange nicht bestimmt sind, Mithelfer der kulturellen Fortbildung im Volke, speziell auf dem sanitären Gebiete, zu sein.

Nun noch einen Punkt, der wieder die Aerzte selbst angeht und schwerer drückt als alles Kurpfuscherunwesen, da doch schließlich Jeder nach seiner Façon gesunden und sterben kann. Ich habe schon angedeutet, daß es auch kurpfuschende Aerzte gibt (z. B. brieflich heilende oder aus dem Urin eines Kranken diagnostizirende Aerzte, ohne daß sie den Kranken untersuchten und sonst von ihm etwas wissen u. dgl.). — Aber auch derer möchte ich gedenken, die sich standesunwürdig zeigen, ohne daß man sie so niedrig hängen möchte, wie jene. Jene sind gemeint, die durch fortwährende Reklame verschiedenster Art — summarisch unlauterer Wettbewerb genannt — sich bedenklich den bekannten Mätzchen der Kurpfuscher und Blender nähern und das Niveau der Aerzte herabdrücken. Das Publikum weiß kaum, wie sehr dies Verhalten seitens aller wissenschaftlichen und Standesvereine in ganz Deutschland verpönt ist und den Fluch des Unwürdigen trägt. Derartige Aerzte sind allerwege aus dem Verkehr mit anderen Aerzten ausgeschlossen und das Volk mag leicht begreifen, daß die Isolirung selbstverständlich die geistige und wissenschaftliche Qualität und die Erfahrung des Arztes schwer schädigen muß, ganz abgesehen von der deprimirenden Einwirkung auf sein Gemüthsleben, das wir nicht berühren wollen. Der wegen dauernd unwürdigen Gebahrens Geächtete entbehrt jeglicher Gelegenheit, in mündlichem Austausch durch Berathung und Vergleich sein Wissen zu vermehren, seine Lücken auszufüllen. Wie ein Fahnenflüchtiger ist er gemieden und als anrüchig angesehen. Dies muß das Publikum einmal deutlich erfahren, um vor X und Y, die alltäglich mit Firma und Spezialität auf den Kaffeetischen herumliegen, gewarnt zu sein und die Möglichkeit zu haben, sich solcher Medizinmänner zu erwehren. Auch andere Stände haben Sitten und Gebräuche und Standesehre; wie altershergebracht die Gilden der Handwerke, so auch die wissenschaftlichen und künstlerischen Berufe. Ehrensache ist es, nicht seitwärts zu stehen. Ich würde nichts darin sehen, wenn irgend ein Modus anerstrebt und gefunden würde, daß die Namen der Aerzte, welche die geforderte Respektirung der Standeswürde dauernd (selbst noch nach der üblichen Warnung seitens der ärztlichen Vereine) verletzen, dem Publikum in den betreffenden Gemeinwesen bekannt gegeben werden. Auf die Dankbarkeit des Publikums wird man rechnen können. Heute haben die Aerzte beim angebotenen und aufgenommenen Kampf ein Recht, Ausnahmemaßregeln anzuwenden. So vieles Unerfreuliche erwähnte ich, was aber längst bekannt ist und die Spatzen von den Dächern pfeifen. Man schaffe es fort, damit die Erzfeinde der wissenschaftlichen Medizin und die Feinde ihrer praktischen Vertreter nicht fortwährend das Gleiche und oft Berechtigte gegen Einzelne und damit gegen den Stand generalisirend vorbringen können. Wehre sich der Aerztestand gegen Verproletarisirung, wovon immer gesprochen wird, mit Selbsthülfe und dann sei ein Jeder sich vollbewußt, daß die hohe homerische Bewerthung des Arztes von jedem Einzelnen erst zu verdienen ist.

Trotz jenes drohenden festen Zusammenschlusses der geschworenen laienhaften und ärztlichen Feinde wissenschaftlicher medizinischer Forschung und Heilkunde wird und muß schließlich die Wissenschaft bei einem hoffnungsvollen Volke als Siegerin hervorgehen. Davon sind wir so fest überzeugt, wie wir andrerseits überhaupt an den Fortschritt in menschlichen Dingen glauben. Der Wissenschaft granitene Säule ist das Streben nach Wahrheit mit allen Hülfsmitteln und aus der Erkenntniß Segen zu verbreiten. Ihre Vertreter, zumal in diesem letzteren Sinne, seien gerade jetzt, wie immer bereit, unitis viribus den Schild zu halten. Ihn sinken zu lassen, wäre erst dann geboten, wenn die Wissenschaft ideenlos, nicht mehr hoch und hehr dastehen kann und sich kein Jünger mehr finden will, ihr jegliches Opfer zu bringen. Wie wird gegenüber einem hohen Ideal der sich im Staube wälzende Loki bestehen können?

---

## Der Humor in Raffaello Sanzios Werken.

Von Dr. Julius v. Werther.

Kurz bevor ich mein römisches Winterquartier bezog, hatte mich in Deutschland der Zufall wieder vor ein in den letzten Jahren vielgepriesenes Bild — vor Klingers „Christus im Olymp“ — geführt. Die Sensation, die dasselbe bei dem großen Publikum hervorgerufen, die breite Anerkennung, die es bei den Kunstkritikern gefunden, blieb mir um so unverständlicher, je mehr ich mich in die Idee des Bildes zu vertiefen bestrebte, wie das der Schöpfer einer so ernst gemeinten Komposition jedenfalls beansprucht und beanspruchen darf. In Rom nun führte mich ein glücklicherer Zufall alsbald nach meiner Ankunft in die Villa Farnesina. Dort vor dem Raffaello'schen Olymp wurde mir mit einem Blicke klar, wie verkehrt die *Idee* — ohne den spezifisch malerischen und zeichnerischen Standpunkt zu berühren — des modernen deutschen Meisters war, dem heidnischen Olymp sein Element, in dem er ist, durch das er ist, und ohne das er überhaupt nicht ist — *die Schönheit* —, nehmen zu wollen — zugunsten des christlichen Himmels, dessen Kraft und Bedeutung im *Gedanken*, in der *Seele* ruht. „Wie ist es möglich,“ schrie es förmlich in mir, „die Askese, die ein spezifisch christliches Moment ist, auf die heidnischen Gottheiten zu übertragen?! Sieht Klingers Jupiter nicht aus, wie ein in der Wüste gänzlich abgezehrter Heiliger? Da ist ja Domenichinos sterbender St. Hieronymus noch ein wohlbeleibter Herr dagegen!“ —

Je mehr ich nun die Fresken der Amor- und Psyche-Geschichte, wie auch die Galatea betrachtete, trat mir immer stärker vor Augen, woran es hauptsächlich unsrer gesammten modernen Kunstrichtung mangele — nämlich am Humor —, nicht am genrehaften Witz oder an karikirter Komik, sondern an jener hohen überlegenen Ironie, jener Satire, die sich selbst über die bedeutsamsten menschlichen Verhältnisse, Anschauungen und Vorstellungen empor zu schwingen, diese von oben ruhig, heiter, vornehm und objektiv zu beurtheilen und derartig künstlerisch wiederzugeben vermag.

Gegenüber diesen Raffaello'schen Kompositionen erging es mir wie stets beim Lesen Goethes: die Ueberlegenheit des Geistes, deren Produkt der Humor ist, sprang nur durch die Vergleichung mit des modernen Meisters Bild machtvoll in die Augen. Welche ewige Heiterkeit, Harmonie, Klarheit und Schönheit — notabene eine Schönheit ohne Majestät, denn die Majestät hat Raffaello für seine Figuren des christlichen Himmels aufgespart — im Vergleich zu der Nüchternheit, Trockenheit, Griesgrämigkeit, Häßlichkeit, Poesielosigkeit, wie sich heutzutage ein deutscher Meister den griechischen Olymp vorstellt; — Fehler, in die allerdings ein Cornelius bei seinen Fresken in der Münchener Glyptothek nicht verfallen konnte, wenn er auch an individueller Lebensgluth dem größten Meister der Renaissance weit nachsteht.

Ich nahm mir nun vor, dem weltmännischen und Welten-Humor Raffaellos, wie er sich in allen seinen Farnesinabildern dokumentirt, nachzugehen, in den Ideen, den Situationen, in den einzelnen menschlichen wie in den thierischen Gestalten mir recht klar zu machen. Es ist mir sehr wohl bekannt, daß gewisse hypermoralische, um nicht zu sagen sauertöpfische, Kunstrichter sich über die kräftige Sinnlichkeit der Farnesina-Bilder skandalisirt und zu Ehren der himmlischen Glorie des Meisters, zu seiner Verherrlichung als vollkommensten Menschen behauptet haben, daß diese Schöpfungen im wesentlichen gar nicht von ihm herrührten, sondern von seinen Schülern Giulio Romano und Francesco Penni. Aber ganz abgesehen davon, daß Raffaellos Geist und Form aus jedem einzelnen Bilde unverkennbar herausspringen, steht historisch fest, daß Raffaello selbst die Eröffnung der Farnesina im Jahre 1518 sehr feierlich vornahm, daß er die Arbeit seiner Gehülfen, die nach seinen Kompositionen malten (die Studien von seiner Hand sind vorhanden) genau überwachte und selbst die letzte Hand anlegte. Die blühenden Fleischtöne freilich und das grelle Blau der Luft, die jetzt den Fresken anhaften, rühren von einer Restauration Marattas her. Als Verunglimpfung Raffaellos haben auch jene ebenso gelehrten als sittlichen Kunstrichter die Erzählung des Biographen Vasari bezeichnet, nach welcher Raffaello zu der Zeit, als er in der Farnesina malte, auf das glühendste in eine Donna verliebt war und deßhalb nicht arbeiten wollte, so daß Agostino Chigi, der steinreiche päpstliche Bankier und Erbauer der Villa Farnesina, in Verzweiflung darüber, schließlich dem Maler erlaubte, seine Geliebte ständig auf dem Gerüste neben sich zu haben. Da Vasari indeß Raffaello zeitlich nahe genug lebte und überdies, trotzdem er Michelangelos größter Verehrer war, Raffaellos Kompositionen der Farnesina außerordentlich lobt, so ist sein Zeugniß keineswegs zugunsten tendenziös gefärbter und falscher aus späterer Zeit zu verwerfen, wie dies eine Zeitlang Mode war. Die Prüderie hatte eben zu Raffaellos Zeit am päpstlichen Hofe keinen Boden und man muß sich Leo X. und seine kunstliebenden und -kennenden Kardinäle unter dieser heiteren, sinnlich schönen Decke bei Tafel sitzend denken. Die Hypokrisie und Prüderie zogen erst mit den Jesuiten unter Paul IV., dem finsteren Caraffa, in den Vatikan ein. Das Natürliche wurde zu Raffaellos Zeiten noch nicht übel genommen, und wenn der Meister von der Frauenschönheit nicht die intimste Kenntniß gehabt, mittelst himmlischer Inspiration allein hätte er sie nicht so wunderbar echt darstellen können — wenn er die Liebe nicht selbst erschöpfend gekannt hätte, würde er ihre Aeußerungen und Wirkungen nicht so allseitig und vollkommen haben zeichnen können.

Raffaello stand bekanntlich mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit in naher, freundschaftlicher Verbindung, so mit Ariost, mit dem Kardinal Bibbiena, mit Bembo u. s. w., er war selbst päpstlicher Kämmerer und empfing aus unmittelbarer Anschauung, aus direktem Verkehr seine Eindrücke. Er stand auf der Höhe seiner Zeit, ja darüber: daher sein Welten-Humor!

Ich werde übrigens weiterhin zeigen, wie dieser Humor nicht allein in seinen Farnesina-Bildern hervortritt — in diesen freilich alles beherrscht —, sondern auch in seinen großen historischen und religiösen Schöpfungen in den Stanzen und der Pinakothek des Vatikans enthalten ist. Die Bilder seiner ersten Periode freilich, die in außeritalienischen Galerien zumeist vertreten ist, geben keinen Begriff von dieser wichtigen Seite seines Wesens; denn damals stand der Jüngling noch ganz unter dem Einflusse seines einfältiglich frommen Meisters Perugino.

Beginnen wir mit dem Göttervater. Wäre es nicht völlig begreiflich gewesen, wenn Raffaello, der große Günstling eines Julius II. und Leo X., der intime Freund der gewonnten und gelehrtesten Kardinäle, sein Genie in den Dienst der Kirche gestellt und die heidnische Geisterwelt, an ihrer Spitze den Jupiter, zur höheren Ehre der Kirche à la Klinger zur Spottgestalt gemacht? Hätte man das im Grunde einem so intimen Anhänger der höchsten christlichen Würdenträger verargen können, hätte man es nicht sehr verständlich gefunden, wenn ihm das von eben der Seite her sogar befohlen worden wäre?! Nein, die hohe Bildungsstufe jener Zeit erlaubte eine derartige tendenziöse Fälschung nicht. Dieser Jupiter Raffaellos, mit seinem schneeweißen Haar und Bart, die beide herrlich frisirt sind, dabei mit dem jugendlich schönen Gesicht, den großen blauen Augen mit dem unendlich tiefen Blick ist die Personifizirung der weltmännischen Ueberlegenheit. Weltweisheit, Toleranz und Güte sprechen aus diesem Gesichte, verbunden mit großer Jovialität, die natürlich himmelweit von der „Offenbach'schen" entfernt ist.

Dann die zweite Hauptfigur: Amor, die Seele des ganzen Cyklus. Keine Liebesgeschichte ist es, die Raffaello erzählt, und es gibt in diesen Kompositionen kein Moment in den Aeußerungen der irdischen Liebe, das nicht seinen vollen und vollendeten Ausdruck gefunden hätte.

Es ist ja richtig, daß Venus weit ab von seiner Madonnenschönheit ist, daß sie sogar etwas zu beleibt erscheint, aber sie repräsentirt in diesen Bildern die Liebes-M a m a, während die Rolle der jugendlichen Liebesgöttin selbst der Psyche zuertheilt ist.

Ursprünglich war der jetzige Saal eine Loggia, eine nach der Gartenseite offene Säulenhalle. Die Psychegeschichte befindet sich bekanntlich an der Decke, in sphärischen Dreiecken und Zwickeln. In der Mitte der Decke sind die beiden großen Hauptbilder, das concilio und das convito, der Götterrath und das Göttermahl. Die Idee ist, daß Venus, welcher die Rolle einer Schwiegermutter offenbar unsympathisch scheint, anfänglich der Ehe Amors und Psyches entgegen ist, schließlich aber, überzeugt von der treuen Hingebung des liebenden Mädchens, klein beigibt. Die drei Grazien, denen Amor, entzückt, seine Psyche weist, sind zweifellos, auch was das jetzige Kolorit betrifft, ganz von Raffaellos eigener Hand: sie gehören zu den schönsten nackten Frauengestalten, wundervoll sinnlich, aber keineswegs von Giulio Romanos Ausdruck der Sinnlichkeit. Voll köstlichen Humors ist das nächste Bild, in dem sich Venus bei Juno und Pallas über die Leidenschaft ihres Sohnes beschwert. Juno scheint zu sagen: Hast du denn überhaupt die geringste Berechtigung, dich zu beklagen, daß der Schlingel eine solche Liebschaft anbändelt? Wunderst du dich darüber? Er ist doch dein Sohn! Pallas macht ein höchst erstauntes Gesicht über die neue Skandalaffaire in olympischen Hofkreisen. Man beachte im nächsten sphärischen Dreieck die Tauben, welche Venus auf ihrem Wagen zum Olymp ziehen: sie sind so verliebt, daß sie selbst bei der beschwerlichen Himmelfahrt sich umschlingen. Im folgenden Dreieck klagt Venus dem Zeus ihr Leidwesen über ihren Sohn. Der Göttervater betrachtet sie milde, liebevoll mit seinen vielsagenden großen blauen Augen, er scheint sie weltmännisch damit zu trösten: „Niemand kann der Macht der Liebe entgehen, wie ich an mir selbst erfahre." Die Rede des lundigen Mannes wirkt auf Venus' Tauben derart, daß der Täuberich selbstgefällig die Ständer an den Leib zieht. Grotesk geradezu ist auf diesem Bilde Jupiters Adler, auf dem der Gott zu sitzen scheint, wie dieser das Gewicht seines Herrn und Meisters fühlt, den Schnabel vor Aerger aufreißt und die Flügel in die Höhe streckt, damit die Last des Göttervaters ihm nicht bloß auf dem Rücken ruhe. Dann das Dreieck, in dem Zeus den muthwilligen Buben Amor küßt, offenbar, weil der Bursche seine Sache mit Psyche gut gemacht hat, wie sich der Alte aus seinen zahlreichen Liebesabenteuern sehr wohl erinnert und

sinnend Vergleiche anzustellen scheint. Voll drolligem Humor ist auf diesem Bilde wieder der Adler, dem Jupiter während der Prozedur des Küssens einstweilen seinen Blitz zum Aufbewahren in den Schnabel gegeben hat. In dem ersten großen Deckenbilde trägt Venus vor versammeltem Götterrath, ihren lustigen Sohn an der Hand, die Liebschaft mit Psyche vor, und erklärt dem Himmelspapa, daß die Geschichte ordnungsgemäß nur mit einer Heirath schließen könne. Der olympische Chef sitzt großartig da, die unendlich tiefen Augen in den vor ihm stehenden kleinen Kerl versenkt, dessen keckes Wesen trotz allem Vorgebrachten nicht ohne Wohlwollen betrachtend. Sein Adler ist ihm zwischen die Beine geklemmt und fühlt auch hier, ächzend, die schwere Last. Neben Zeus sitzt Juno, die wider ihren Willen dem netten Schlingel nicht gram werden kann, dahinter stehen Pallas und Diana, als hübsche, kräftige, junge Mädchen, welche die Liebesgeschichte mit einer ersichtlichen Neugier anhören. Neben Jupiter sitzen seine zwei Brüder, derselbe Typus, aber weit geringer in der Intelligenz, niedriger in der Veranlagung, Beide mit verdrießlichen Gesichtern in Abstufung, welche zu sagen scheinen: dies verdammte Frauenzimmer, die Venus, mit ihrem infamen Schlingel machen einem doch nichts als Scherereien; gerade wenn man die wichtigsten Staatsgeschäfte zu berathen hat, läuft einem der Bengel Amor zwischen die Beine. Der Höllenhund, der unter Pluto liegt, knurrt den Amor bösartig an, wie sein Herr. Die übrigen Götter lauschen dem Vortrage der Venus mit großem Behagen. Selbst Herkules, der sich höchst gemüthlich auf seine Keule stützt, scheint seine sauren Arbeiten vergessen zu haben.

Im zweiten Deckengemälde, dem Göttergelage, ruhen die Neuvermählten auf bequemem Wolkenbette. Jupiter läßt sich von Ganymed fleißig einschenken, und selbst der grimme Neptun thut in Anbetracht der hochzeitlichen Stimmung ein Uebriges und poussirt seine Thetis. Die neun Musen geben unter Leitung Apollos ein Konzert, und die vorantanzende Terpsichore erlaubt den Schluß, daß es ein himmlischer Walzer ist, den die Damen unter Maestro Apollos Direktion zum Besten geben.

In den Zwickeln der Decke aber strömt die reichste Fülle Raffaello'schen Humors aus. Es ist in jedem Bilde Amor, der in seiner Macht sich keck mit den Attributen der höchsten und ernstesten Götter schmückt; er ist der Allmächtige, der Weltbeherrscher, der sein Spiel ungestraft mit allen treiben kann. Er hat in einem Bilde die Frechheit, Jupiter seinen Blitz zu entwenden und gemächlich im Fluge auf den Rücken zu nehmen, während der furchtbare Adler, den er am leichten Bändel führt, voll Zorn über diese seine unfreiwillige Pose hinter ihm her zu fliegen genöthigt ist. Im zweiten hat Amor dem Neptun seinen Dreizack gestohlen und macht sich gerade aus dem Meere davon, während die Wasservögel komisch erschreckt darüber aufflattern. Im folgenden hat er sogar Pluto, dem Fürchterlichen, den Zweizack stibizt und spottet über Cerberus, der ihm nach den Waden schnappt. Dann Amor, die Waffen des Mars usurpirend, ferner Dianens Bogen und Köcher gegen die Greifen vertheidigend, während das Gevögel ringsum vor Entsetzen entweder schreiend aufsteigt, oder resignirt die Flügel zusammenklappt. Eine der prächtigsten Parodien ist das Amorl, das mit karikirtem Stolze den Bauch herausgestreckt, die Backen aufgeblasen, den unheimlichen Schlangenstab des Hermes Todtenführer und dessen Flügelhut hochhebend, davonfliegt. Ferner Amor, der Bacchos Thyrsosstab gestohlen, und der ihm nachlaufenden schwerbetrunkenen Löwin allerliebst den P... zeigt. Weiter Amor, der lustig mit der großen Pansfeife durch die Luft breitbeinig davon schreitet, alsdann Amor, der den Schild mit dem Medusenhaupte auf dem Kopfe trägt, und schwer damit durch den Himmel dahinflappt, Amor, der nebst einem Kompagnon nur mit größter Mühe des Herkules Keule abschleppt, und die Wolken dabei als Tritt- und Sprungbrett benutzt, Amor, der den furchtbar schweren Hammer Vulkans mühsam mit heraufgezogenen Schultern nach oben trägt, endlich Amor, der sogar mit Phöbus Sonnenrossen durchgeht.

Amor — Amor — in seiner alles bezwingenden Macht! — Wie es in den römischen Elegien heißt:

> Denn ohne die Liebe
> Wäre die Welt nicht die Welt.

und an einer anderen Stelle:

> Amor bleibet ein Schalk und wer ihm vertraut, ist betrogen.

Auf der unzweifelhaft ganz und allein von Raffaello gemalten Galatea ist zwar die in der Muschel stehende Hauptfigur nur überirdische Lieblichkeit und Grazie, nur holde Schönheit, aber die sie begleitende Nymphe hat die größte Mühe, sich gegen die Inbrunst eines Tritonen zu wehren, dessen Arme und Rücken davon schwellen. Auch glaubt man schwerlich an den sittlichen Ernst dieser Abwehr in Anbetracht der lüsternen Augen der Nymphe.

Machen wir nunmehr zum Zwecke der weiteren Beweisführung der These einen Gang durch die Raffaellischen Stanzen des Vatikans, und bleiben wir gleich in der ersten Kammer vor seinem Incendio stehen. Auf dem Incendio, wohl das dramatischste Bild, das Raffaello geschaffen, in welchem alles auf einen Punkt, auf den Brand des alten St. Peter konzentrirt ist, in dem keine einzige Figur außerhalb des lebendigsten Rapportes mit dem Hauptvorgange steht, und in den verschiedenartigsten Formen demselben Ausdruck gibt — sind die beiden Wasserträgerinnen Hauptvertreter seines Humors. Die allzeit bewunderte — und kopirte —, mit der Amphore auf dem Kopfe und einem Kruge in der Hand, schreit derartig über die Feuerbrunst, daß die andere, berühmt durch ihre herrliche Wade, trotz der Feuerlöschhantirung, in der sie begriffen, sich erstaunt nach der Brüllerin umwendet. Auf einem so ernsten Bilde wie dem Incendio konnte dem Humor wahrlich kein größerer Spielraum eingeräumt werden! — Und dann will erst die moderne Kunst den Realismus entdeckt haben! —

Selbst auf der „Schule von Athen", in welcher doch das höchste Gedankenleben der Menschheit seinen höchsten malerischen Ausdruck gefunden, hat der Humor sein Plätzchen. Die zankenden Sophisten, der weinlaub-bekränzte Demokrit, der mißvergnügte Epikur, welcher den Schülern Platos spöttisch den Rücken kehrt, der cynische Ausdruck in dem solo und breit auf der Treppe sich hinflegelnden Diogenes, welcher sich gegen den tiefsinnig dasitzenden Vorgänger Darwins, den Heraklit, gegensätzlich abhebt —, sind Beweise dafür.

Höchst bemerkenswerth ist auch in diesem Punkte „Die Messe von Bolsena". Daß die knienden Hauptfiguren, Julius II. und der skeptische junge Priester, voll unergründlichen Ernstes sind, ist selbstverständlich; aber dieser Ernst hat schon einen weit niederen Grad in den Gesichtern der beiden hinter Julius knienden Kardinäle, von denen sich der ältere scharf als Zelot charakterisirt. Seine Indignation über den skeptischen jungen Priester offenbart sich pfäffisch im hochrothen, zorn- (Wein?) geschwollenen Gesichte und in wüthenden Blicken, während der Andere ziemlich beschränkt der wichtigen Handlung folgt. Es war dies offenbar eine tiefe Verbeugung des Meisters vor dem Riesengeiste Julius II. und eine scharfe Satire auf den in der Pazzi-Verschwörung kompromittirten Kardinal Riario. Auf ganz niedriger Stufe zeigt er die Intelligenz in der dritten Gruppe, in den Gesichtern der knienden Schweizer, die über das Wunder (die Transsubstantiation), das sich vollzieht, völlig „paff" scheinen, und in ihren dumm-gutmüthigen Gesichtern Repräsentanten des einfältiglichen blinden Glaubens und Gehorsams sind, nach Nietzsche „Heerden-Vieh".

Auf der „Begegnung Attilas mit Leo I." sind es wieder hauptsächlich die Thiere, welche mit ihrem charakteristisch-humoristischen Ausdrucke den historischen Vorgang begleiten. Attilas schwarzer Hengst hat eine wahre Teufelsfratze, blutig-rothe Augen und neben der dreieckig weißen Nase einen so satanisch rothen Streifen, daß man ihm den bösartigen Heidengaul mit dem ersten Blicke ansieht. Diesem Teufelshengste gegenüber ist das weiße Maulthier des Papstes von einer himmlischen Sanftmuth, und scheint sich vollbewußt der werthvollen Last, die es trägt. Köstlich ist dahinter der Esel, auf dem der Kardinal sitzt. Wie dieser in seinem Ausdruck tief unter dem Papste steht, in welchem

Raffaello Leo X. abkonterfeit, so steht auch der Esel des Kardinals an Intelligenz tief unter dem Maulthiere des Papstes: er ist einer der dümmsten Esel, die jemals gemalt wurden — schafsmäßig dumm. Vermuthlich ist der darauf sitzende Kardinal Portraitfigur, und einer von denen, auf deren Kosten man im Vatikan lachte. Wie mußten sich überhaupt die in diesen Kammern sich versammelnden geistlichen Herren der Erde über des Meisters satirische Details amüsiren!

Es dürfte wohl überflüssig erscheinen, zu betonen, daß Raffaellos Humor stets der Idee des Ganzen untergeordnet ist, niemals den Rahmen überschreitet, und das Gebiet der Karikatur streift!! —

Wenn man weitergehend die geistreich überlegenen Gesichter der Poeten des „Parnasso" in Vergleich stellt zu den orthodox-würdevollen der Theologen auf der „Disputa", so wird man erkennen, welches erschöpfende Verständniß der Meister für die Nüancen hatte, in denen sich das Metier in den Physiognomien der Menschen offenbart. Und er wagte diese gewaltigen Unterschiede frank und frei bildlich darzustellen — er, der Mann, der im geistlichen Solde stand, der den Päpsten zu größtem Danke verpflichtet war! Andrerseits aber, von welcher Superiorität mußten diese Päpste sein, diese Julius II. und Leo X., die doch zweifellos jene feinen psychologischen Unterscheidungen haarscharf erkannten, welche Raffaello zwischen den Köpfen der Philosophen und Dichter und zwischen denen der Theologen gemacht, und die gleichwohl ihren höchsten Genuß an diesen Werken fanden! —

In die kleinen Deckenbilder von Raffaellos Loggien — seine Bibel genannt — ist weiter eine Fülle von Humor gestreut, so in den nichtsnutzigen Gesichtern der Brüder, welche Joseph verkaufen, in Madame Potiphar, in der Pantomime Isaaks gegen Esau, in den Töchtern Lots. Die Behaglichkeit, mit der Gottvater bei der Erschaffung der Erde vorgeht, und namentlich bei der Fabrikation der Arche Noah seine speziellen Anweisungen gibt, hat sogar — im Vergleich zu Michelangelo — etwas Genrehaftes. Aber dies ist ja natürlich, denn die biblische Geschichte bietet an sich dem Humor schon genügenden Stoff. Ich erlaube mir nur beiläufig die Bemerkung, daß seine aus dem Paradiese ausgetriebene Menschenmutter mit ihren so überaus stark entwickelten Beinen schwerlich eine Ahnung davon haben konnte, daß ihre Ur-Urenkel einmal der Meinung sein würden, daß ein mit Haut, resp. mit Seide bekleidetes Skelett als Schönheitstyp aufgestellt werden würde!

Aber selbst auf einem so feierlichen Heiligenbilde, als die Madonna di Foligno in der Vatikanischen Pinacoteca ist nicht zu verkennen, wie enorm hoch der Meister über seinem Gegenstande steht, ja mit ihm — wenn auch beim ersten Anschauen kaum merkbar — spielt. Ich sehe von dem reizenden Buben ab, der von dem Schoße der entzückend weltlich schönen Mutter herunterzustrampeln sucht, und von ihr an einem kleinen blauen Bändchen, das sie um das dickliche Leibchen schlingt, festgehalten wird — dies mag man nicht Humor, sondern Naivetät taufen — aber die feine Satire Raffaellos springt sofort heraus, wenn man das dummfromme Gesicht mit der besonders niedrigen Stirne des Donators dieses Altarbildes — der Mann war päpstlicher Kämmerer — ins Auge faßt. Es ist gerade, als ob der heilige Hieronymus, der ihm die Hand auf seinen Kopf legt, sagen wollte: Dieser hier möge so einfältiglich bleiben, wie ihn Gott geschaffen hat, dann wird er der Kirche noch vieles stiften! —

Ein ähnlich dummes Gesicht, nur noch schärfer und niedriger ausgeprägt, hat der Vater des besessenen Knaben auf des Meisters letzter, gigantischer Schöpfung, der Transfiguration. Daß Raffaello bei der Hoheit des Gegenstandes einer weiteren Entfaltung des Humors nicht Raum gab, ist selbstverständlich. Es hat ja auch später asketisch veranlagte Kunstrichter gegeben, welche die Schönheit der Mutter des Knaben, im Vordergrunde des Bildes, zu irdisch, zu vordringlich, zu — entblößt gefunden haben!

Vierzig Jahre später, nachdem die Reformation die jesuitische Kontrareformation hervorgerufen, hätte Raffaello seine großen Kompositionen nicht mehr schaffen dürfen! Man ging sogar so weit, ihnen stellenweise gänzlich falsche Deutungen anzuhängen, um ihr Vorhandensein im Vatikan zu motiviren. Plato und Aristoteles, im Mittelgrunde der Schule von Athen, mußten Petrus und Paulus sein, und bekamen sogar Heiligenscheine über die Köpfe gemalt!! Die Hypokrisie triumphirte, und die wahrhaft große, die überlegene Kunst ging unter.

---

## Besprechungen.

λ. **Friedrich der Große und die Jesuiten**, von Professor Dr. theol. Leopold **Witte**, Superintendenten und geistlichen Inspektor der Landesschule in Pforta a. D. — Obige, jüngst in zweiter Auflage erschienene Schrift verdient angesichts der Gefahr, daß der Jesuitenorden sich in Deutschland bald wieder ansiedeln könnte, und angesichts der Berufung des Centrums auf die Autorität Friedrichs d. Gr. volle Beachtung. Witte hat die Aufgabe zu lösen versucht, wie Friedrich d. Gr. dazu kam, den Jesuiten in Schlesien so weitgehende Rechte einzuräumen und sie der päpstlichen Aufhebung zum Trotz dort zu beschützen. Es bleibt in der That ein interessantes Problem der Geschichte und Psychologie. Witte findet die Gründe dazu theils in dem kirchenpolitischen Erbe der Hohenzollern überhaupt, der religiösen Duldung, die selbst Friedrich Wilhelm I., der grimmige Feind der „Jesuwitter, dieser Vögel, die dem Satan Raum geben und sein Reich vermehren wollen", nicht verleugnete, theils in der Persönlichkeit Friedrichs d. Gr. selbst, seinem Widerwillen gegen alle religiösen Dogmen, seinem ausgesprochenen Deismus, und endlich in dem Umstand der Eroberung Schlesiens. Friedrich **brauchte** eben damals die Jesuiten, die er sonst, wie das ganze Papstthum und das katholische Priesterwesen durchaus nicht liebte, um der nach Unterdrückung der Reformation fast ganz wieder katholisch gewordenen Provinz auf billige Weise, ohne Staatszuschuß, Lehrkräfte geben zu können. Die päpstliche Bulle der Aufhebung des Ordens ließ er deßhalb in seinen Ländern gar nicht publiziren, ja er fand sich durch eine Reihe persönlicher Motive noch bewogen, dem Papste Trotz zu bieten, da ihm dieser auch die königliche Würde nicht anerkannte. Nach dem Tode Clemens XIV. gab dessen Nachfolger Pius VI. auf Wunsch des Königs für die **preußischen Landen** zwar nicht dem Orden selbst, aber den einzelnen, der bischöflichen Jurisdiktion unterworfenen Individuen desselben die Erlaubniß, das Beichtsakrament, die Predigt, den Unterricht, kurz jede anderweitige Andachtsübung zu verrichten. Sie nannten sich jetzt „Geistliche der königlichen Schulanstalten". Doch brachten es die Jesuiten auch hier nicht, trotz der königlichen Gnade, zu einer gesunden lebensfähigen Entwicklung. Sie brachten an ihrer Universität nicht einmal eine juridische oder medizinische Fakultät zusammen. Wir werden aber den feinen Ausführungen Wittes beipflichten, wenn er bemerkt, es habe Friedrich doch an dem zarten religiösen Sensorium in der Abwägung der Imponderabilien gefehlt, die im geistigen und kirchlichen Leben die Gemüther bewegen. „Friedrich der Große," sagt er, „hat das öffentliche Gewissen geschwächt und geschädigt, indem er durch seine Stellung zu den Jesuiten die Ueberzeugung von der Ungefährlichkeit des Ordens bestärkte."

I. Ueber **Ravenna** hat Walter **Goetz** ein kunsthistorisches Städtebild geschaffen („Berühmte Kunststätten", Band X. Leipzig 1901 bei E. A. Seemann. 136 S. mit 139 Abbildungen, gr. 8°). — Ursprünglich, wohl wie Venedig, eine Pfahlbaustadt, tritt Ravenna doch erst während des Bundesgenossen-Krieges und durch seine Theilnahme für Marius historisch hervor. Hier begrüßten den aus Gallien zurückkehrenden Julius Cäsar seine aus Rom geflüchteten Anhänger, bevor er den Rubikon überschritt; noch am Tage vor seinem Aufbruch beschäftigte sich der an den hochfliegenden Plänen laborirende Triumvir scheinbar mit den Plänen zu einer neuen — Gladiatoren-Schulen! Augustus erhob die Stadt zur zweiten Flottenstation Italiens; er dekretirte die Anlage eines für dreihundert Schiffe berechneten Hafens, der mit Schiffswerften, Werkstätten, Amtsgebäuden, Kasernen, Dienstwohnungen, Tempeln und Privatgebäuden eine imposante Stadt von fabelhafter Ausdehnung bildete, welche ebenso schnell und beinahe spurlos in der Folge wieder verschwand, wie sie jählings hervorgezaubert war. Nur einzelne Kapitelle,

Skulpturen- und Mosaikenfunde erzählen von der einstigen Pracht, welche der schwachsinnige Kaiser Honorius aus seinem beschränkten Ingenium noch weiter kultivirte. Seine vielgepriesene Schwester Galla Placidia liebte diese Stadt, in welcher sie auch ihre letzte Ruhe fand, nachdem der Westgothensturm vorübergebraust war. Eine große Bauthätigkeit begann der Ostgothenkönig Theodorich, der neben Kirchen und Palästen sein in der Geschichte der Architektur unvergleichliches Grabmal schuf, in welchem sich römische und echtgermanische Praktik verbanden. Im Gegensatz zu Hrn. Walter Goetz halten wir an der seitherigen Annahme fest: Das gewaltige, von einem 9 Fuß in der Höhe und 34 Fuß im Durchmesser haltenden und auf 940,000 Pfd. Schwere berechneten Riesenstein bekrönte Heldenmal ist der in der Kunstgeschichte einzig dastehende Versuch, ein Hünengrab mit römischer Technik zu stilisiren.[1]) Auch die Verzierungen, insbesondere das sog. Zangen-Ornament, tragen den entschiedenen Typus jener Plastik, welche die Periode der Völkerwanderung charakterisirt. Hätte nur der byzantinische Gesandte Maximin, welcher die hölzerne Residenzstadt Attilas und das darinnen genossene Hunnen-Diner beschreibt, einen Zeichner bei sich gehabt, der die dortigen Holzskulpturen zu kopiren imstande gewesen wäre! Aber auch der Goldfund von Nagy-Szent-Miklós mit dem Tafelservice des Hunnenkönigs und das Silber-Tischzeug Geilomirs zu Fonzaso gewähren manchen Fingerzeig in dieses von der Kunsthistorie immer noch wenig gepflegte Gebiet der ältesten deutschen Ornamentik. — Mit dem Ende der Ostgothen- (555) und Langobarden-Herrschaft (774) schließt die Herrlichkeit Ravennas, welches Gregorovius „das Pompeji der gothischen und byzantinischen Zeit" benannte, ein Vergleich, der wie andere ähnliche geistreichen Einfälle etwas hinkt. Der Einfluß des Ravennatischen Zentralbaues und Basilikenstils nebst den hier zuerst auftretenden Backsteincampanilen wurden für das weitere mittelalterliche Abendland maßgebend. Die unglaubliche Mannichfaltigkeit des Würfelkapitells, die Virtuosität der Elfenbeinschnitzwerke, der Prachtgeräthe und insbesondere die höchst malerische Farbenwirkung der Mosaiken und Miniaturen blieben von mustergültiger Wirkung. Das Mittelalter brachte für Ravenna die Fresken Giottos und die „Divina commedia" seines geistverwandten Freundes, dessen Asche endlich am 27. April 1865 großmüthig an Florenz ausgeliefert wurde.[2]) Sachgemäß schildert Hr. Goetz den Nachhall der Renaissance in Ravenna und den weiteren Kunstverlauf vom 16. zum 19. Jahrhundert. Eine Schilderung des von Lord Byron besungenen Pineta macht den Schluß des anziehenden, reichlich ausgestatteten Buches, das den Zauber dieser Stadt wiederspiegelt.

P. K. Judas Ende. Historischer Roman aus den Anfängen des Christenthums in Rom von Anton de Waal. Mit zwölf Tafelbildern. Zweite Auflage. München. Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. — Der berühmte Gelehrte, dessen „Valeria" und „Katakombenbilder" bei ihrem Erscheinen so großes Aufsehen erregten und so vielen Anklang fanden, daß den ersten bald weitere Auflagen folgen mußten, durfte bei seinem neuesten Werke die Gunst des Publikums als eine nicht mindere freundliche erkennen, denn auch „Judas Ende" mußte in verhältnißmäßig kurzer Zeit neu aufgelegt werden. Aus eben diesem Grunde ist es aber gar nicht schön, daß Herr Anton de Waal in der Vorrede zur zweiten Auflage seines neuesten Romanes: „Judas Ende" gleich auf der ersten Seite zweimal einen groben Druckfehler unbeachtet läßt. Womit hat Henryk Sienkiewicz es verschuldet, daß er in eben genannter Vorrede bei Beginn der Zeile zehn von oben, sowie gegen Ende der Zeile drei von unten, ganz unbarmherzig Pienkiewicz heißen muß? Oder liegt nichts daran, eines allerersten Schriftstellers und wohl auch Dichters Namen zu verunstalten, nur darum, weil er — wahrscheinlich — „das üppige Bild der Berenice und ihr Liebesverhältniß zu Titus anders gemalt" haben würde? Daran ist ja gar kein Zweifel, daß ein Roman, „Judas Ende" betitelt und denselben Gegenstand und Stoff zum Vorwurf habend wie eben jener Anton de Waals, bei dem phantasievollen und feurigen Polen sich gar nicht mit dem vorliegenden zu vergleichen gestattet haben würde. Keinenfalls wäre de Sienkiewicz auch nur ein Leser auf den Gedanken gekommen, den Roman „Judas Ende" eine „Erbauungslektüre" zu nennen, als welche der Roman de Waals schon von Verschiedenen bezeichnet wurde. Was die Schilderung der Zeit, sowie der Oertlichkeiten, Sitten und Gebräuche anbelangt, ist de Waal auch in diesem neuesten seiner Werke wieder die Zuverlässigkeit selbst, und für Alterthumskenner und Geschichtsfreunde, welche nicht ängstlich oder voreingenommen nach der Tendenz eines Buches fragen, bietet es sehr viel. Als Roman im strengen Sinne des Wortes genommen, ist es wohl kaum unterhaltend genug geschrieben, mitunter sogar allzu zahm, denn — Menschen bleiben eben doch immer Menschen und waren das auch ganz gewiß in jenem unmittelbaren Zeitanschluß an das Leben und Sterben Jesu Christi. Es ist kein Zweifel, daß der Verfasser des Romans immer noch mehr Freunde finden wird.

---

1) Vgl. dazu den Bericht von Ch. Belger in Beilage Nr. 55 der Allgemeinen Zeitung vom 24. Februar 1884, welcher an die Hünengräber auf Sylt, insbesondere den sogenannten Denghooges erinnert.

2) Ueber einen kleinen Rest derselben und deren weitere Schicksale vgl. Nr. 196 Allg. Ztg. vom 17. Juli 1901.

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Von dem weithin bekannten Werke Heinrich v. Sybels: „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." (Verlag von R. Oldenbourg, München), ist eine billige Volksausgabe in Vorbereitung, deren Preis (es sind sieben in Ganzleinen gebundene Bände) 25 M. nicht übersteigen soll. Bekanntlich kostete das Werk bei seinem Erscheinen 66 M. 50 Pf. und erzielte trotz dieser nicht gerade geringen Summe einen sehr großen Absatz. Die neue Ausgabe soll im Herbst erscheinen.

γ. Die Geschichte der Funde von Pikermi in Attika. Bei der großen Bedeutung der besonders in der letzten Zeit mit großem Erfolge ausgeführten Durchforschung der Gegend um Pikermi nach paläontologischen Thierresten wird die folgende, auf Mittheilungen des Griechen C. Chrysiophides beruhende Darstellung der allgemeinen Aufmerksamkeit sicher sein. Die Abtei Pikermi, ein reiches Anwesen, liegt etwa 20 km von Athen entfernt auf dem Wege nach Marathon am Abhang des Pentelikon. Im Jahre 1838 fand dort ein bayerischer Soldat aus dem Heere Königs Otto I. in einer Schlucht einige sehr wohl erhaltene Reste ausgestorbener Thiere. Auf seinen Bericht hin untersuchte Prof. Roth von der Universität München die Oertlichkeit, und dies hatte zum Ergebniß, daß bald eine stattliche Sammlung von Knochen vorsintfluthlicher Thiere nach München wandern konnten. Die Sache erregte Aufsehen in allen Gelehrtenkreisen, und bald ließ die neugegründete Universität Athen durch ihren Professor Mitsopulos weitere Nachforschungen anstellen. Auch diese waren von großem Erfolg, wie die Schätze des athenischen naturgeschichtlichen Museums bezeugen. Im Jahre 1861 erhielt der Franzose Albert Gaudry die Ermächtigung zu neuen Grabungen. Dieser, einer der bedeutendsten Paläontologen Frankreichs, hatte das Glück, in Pikermi die Ueberbleibsel einer Reihe von bislang unbekannten Thieren festzustellen, so das Hipparium, eine kleine Pferdegattung, die eine ganz eigenthümliche Hufbildung zeigte, die sogenannte „Maus von Pikermi", das Dinotherium u. a. Die Funde wanderten nach Paris, sie wurden in den Werken Considérations générales sur les animaux fossiles de Pikermi und Animaux fossiles et géologie de l'Attique verarbeitet. Schon bereiteten auf diese letzten aufsehenerregenden Entdeckungen hin andere Gelehrte Nachsuchungen vor, als die politischen Ereignisse von 1862 hindernd in den Weg traten. Nun kam Pikermi in den Besitz eines Privatmannes, der den Knochenreichthum seines Gebietes zu einer reichen Einnahmequelle gestalten wollte. Von dem deutschen Professor Darner verlangte er z. B. 1000 Pfd. St. für die Einwilligung in weitere Durchforschungen. So ruhte denn die Arbeit der Wissenschaft, bis denn endlich im Jahre 1882 Alexandros Skuses, ehemaliger Minister des Aeußern unter Delyannis, das große Gut erwarb. Der neue Besitzer hegte den lebhaften Wunsch, die Kenntniß der vorgeschichtlichen Thiere Attikas fördern zu helfen, und so gestattete er alsbald dem schon genannten Professor Darner in entgegenkommendster

Weise das Recht, Nachforschungen anzustellen. Sie waren von großem Erfolge begleitet, und Stücke ersten Ranges wurden nach **Berlin** zurückgebracht. In gleicher Weise bereicherte im Jahre 1885 Professor **Neumayer** aus **Wien** die naturgeschichtlichen Sammlungen seiner Stadt um ein ganz bedeutendes aus den Schätzen von Pikermi. Endlich erhielt auch das **Britische Museum** durch Vermittelung des englischen Gesandten in Athen, E. H. Egerton, die Erlaubniß zu Grabungen, und der Konservator am Britischen Museum, Arthur **Woodward**, siedelt auf drei Monate nach Pikermi über. Seine Arbeiten sind unter allen bis jetzt unternommenen die umfassendsten gewesen, und so waren sie auch von dem größten Erfolge begleitet. Man fand z. B. mehrere Köpfe vorgeschichtlicher Eber mit ausgezeichnet erhaltenen Zähnen, Rhinozeros- und Elefantenknochen, Reste von Pferden, Löwen, riesigen Schildkröten u. s. w., darunter auch einen Mammuthzahn von ungeheurer Länge, den größten aller bekannten Zähne. Das Britische Museum hatte sich als Entgelt für die kostspielige Unternehmung nur die Stücke ausbedungen, die doppelt vorhanden gefunden würden. Doch hat man ihm weit mehr gewährt, und vor wenigen Wochen hat man im Piräus gegen 40 große Kisten nach London verladen. Zuletzt erscheinen auch die Italiener auf dem Plane. Die italienische Regierung hat nun ebenfalls eine Durchsuchung des pikermischen Bodens geplant, um mit den Ergebnissen das prähistorische, von L. Pigarani geleitete Museum in **Rom** zu bereichern; sie ist eben daran, die Erlaubniß dazu einzuholen. C. Chrysophides unterläßt nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß es jetzt noch günstige Zeit sei, nach vorgeschichtlichen Thieren die Gegend von Pikermi zu durchstöbern, da Skuses ein äußerst entgegenkommender Herr sei, obwohl sein Grund und Boden immer mehr durch die Durchwühlung in Unordnung gerathe. Es könne eines schönen Tages wieder ein neuer Besitzer in der alten Abtei einkehren, der nicht so freisinnig sei und seine Erlaubniß nur um schweres Geld zu ertheilen sich herbeilasse. Es werden wohl die Amerikaner sein, die sich nach den Italienern als die nächsten in Pikermi einstellen. Schade nur, daß dadurch die Funde immer mehr zerstreut werden. Wie für archäologische Sachen, so hätte seinerzeit die griechische Regierung auch für paläontologische ein Ausfuhrverbot erlassen können.

* **Darmstadt.** Geh. Baurath **Pfarr**, Professor an der Technischen Hochschule, hat einen Ruf an die **Münchener** Technische Hochschule abgelehnt.

* **Göttingen.** An der hiesigen Universität hat sich, der „Frankf. Ztg." zufolge, Dr. med. Otto **Blumenthal** aus Frankfurt a. M. für Mathematik habilitirt.

* **Hannover.** Der Ingenieur Dr. Ludwig **Prandtl** in Nürnberg ist zum etatsmäßigen Professor an der hiesigen Technischen Hochschule ernannt worden.

* **Berlin.** Der bisherige Archivar am kgl. Geheimen Staatsarchiv Dr. Friedrich **Meinecke**, Verfasser der Biographie des Feldmarschalls Boyen und Herausgeber der „Historischen Zeitschrift", ist zum ordentlichen Professor der neueren Geschichte an der Universität **Straßburg** berufen worden, wohin er bereits am 1. Oktober übersiedeln wird. — Dem Forschungsreisenden Adolf **Fischer** ist der Titel **Professor** beigelegt worden. Fischer hat sich besonders um die Kenntniß der japanischen Kultur und Kunst verdient gemacht.

* **Hamburg.** In Bergedorf ist der Musikhistoriker und Händel-Biograph Dr. F. **Chrysander** im Alter von 75 Jahren gestorben. Von Haus aus Philosoph, widmete er sich bald der Musikgeschichte und machte früh Forschungen zu seinem späteren Lebenswerk, der großen Händel-Ausgabe. 1856 begründete er mit Gervinus in Leipzig die Händelgesellschaft, lebte einige Zeit in Hannover und zog sich 1866 nach Bergedorf zurück, wo er ganz seinen Händel-Forschungen lebte. Daneben fand er noch Zeit, zwei „Jahrbücher für musikalische Wissenschaft" herauszugeben, die Redaktion der „Allg. musik. Zeitung" und der bedeutungsvollen „Vierteljahrschrift für Musikwissenschaft" zu führen und in kleineren Schriften („Ueber das Oratorium") die Ergebnisse seiner Forschungen niederzulegen. In seinen „Denkmälern der Tonkunst" hat Chrysander Oratorien Carissimis, Kompositionen von Corelli und Couperin der Gegenwart wieder zugänglich gemacht. Seine musterhafte Händel-Biographie ist leider unvollendet geblieben.

* **Aus Oesterreich.** Der Ordinarius für Physiologie und Histologie und Vorstand des physiologischen Instituts an der Universität **Graz**, Hofrath Prof. Dr. med. Alexander **Rollet**, ist zum Ehrenmitglied der physikalisch-medizinischen Sozietät in **Erlangen** ernannt worden.

* **Aus Rußland.** Wie man der „Frkft. Ztg." aus St. Petersburg meldet, sind an der dortigen Universität zwei neue Lehrstühle errichtet worden: für **italienische** und für **serbische Sprache** und Literatur. Zum Lektor der ersteren ist Hr. **Lorenzoni**, zu dem der letzteren der Privatdozent **Palowinkin** ernannt worden.

* **Frequenz der Studirenden im Großherzogthum Hessen.** Unter allen deutschen Staaten weist das Großherzogthum Hessen die verhältnißmäßig **höchste Studentenzahl** auf. Von den 32,952 deutschen Studirenden, die im verflossenen Sommerhalbjahr die deutschen Universitäten besuchten, waren, wie die „Hessischen Schulblätter" berechnen, 994 Hessen. Auf je 100,000 Einwohner kommen in Hessen 81 Studenten, während Preußen nur 56, Bayern 62, Württemberg 60, Sachsen 68, Baden 65 zählt und die Durchschnittszahl für das Reich 58 beträgt. Von den 994 hessischen Studenten waren 572 in Gießen und 422 auf außerhessischen Universitäten eingeschrieben.

* Der **Veterinär-Kalender** für 1902, herausgegeben von Korpsroßarzt **Koenig**, ist soeben erschienen. Beide Theile sind wiederum an wissenschaftlichen Notizen, Verordnungen u. a. zweckentsprechend vermehrt und ergänzt worden. Ganz besonders ist auf die durchweg umgearbeiteten Personalien der **Thierärzte des Deutschen Reiches** hinzuweisen, die in einer bisher nirgends erreichten Uebersichtlichkeit und Vollständigkeit geboten und in dieser **neuen** Eintheilung nach den einzelnen **Städten** mit den beigefügten statistischen Angaben auch den weitgehendsten Anforderungen genügen werden. Bei dem billigen Preise von 3 M. wird der Kalender von den Thierärzten in Deutschland gern gekauft werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. K. **Reiser**: Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. 20. Heft. Kempten, Kösel M. 1. — Annual Report of the trustees of the Public Library of the city of Boston, 1900—1901. Boston, Municipal Printing Office 1901. — V. **Valentin**: Die klassische Walpurgisnacht. Leipzig, Dürr 1901. M. 5.40. — **Kalender und Statistisches Jahrbuch für das Königreich Sachsen** auf das Jahr 1902. Dresden, Heinrich 1901. — **Die Herkunft des Junkerthums, des Adels und der Agrarier.** 2. Aufl. München, Schall 1901. M. 1. — **Alpine Majestäten und ihr Gefolge.** Heft VII. München, Ver. Kunstanstalten. Je M. 1. — R. M. u. **Oppenried**: Alters- und Invaliditäts-Sparkasse als Uebergang zur Allgemeinen Volksversorgung. (S.-A. aus den „Mittheilungen des Verbandes der österr. und ungar. Versicherungstechniker in Wien", Juni 1901.) Wien, Hölder 1901.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. **Keil** in München.

Jahrgang 1901. München, Samstag, 7. September. Nummer 205.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München

## Uebersicht.



## Hermann Linggs Schlußrhythmen und neueste Gedichte.

Im Herbst vergangenen Jahres besuchte ich in München Hermann Lingg, den seit langer Zeit verehrten greisen Dichter, der erst wenige Monate vorher unter allgemeiner Theilnahme seinen 80. Geburtstag hatte feiern können,[1]) nun aber durch ein beklagenswerthes Leiden fast ganz an das Zimmer gefesselt war. Im Erdgeschoß des Hauses stand des Dichters wohlgetroffene Büste, noch von einer Anzahl mächtiger Lorberkränze mit Widmungsinschriften umhäuft. Ich betrat sein einfaches, mir von früher her schon bekanntes Arbeitszimmer; jetzt lag es still und verlassen da; der Dichter hatte, an der Arbeit verhindert, sich in einen anderen Raum zurückziehen müssen. Ich betrachtete den vereinsamten Schreibtisch mit den Bildern darüber an der Wand; Portraits von Beethoven, von Lord Byron, von Shakespeare, eine Photographie der Tempelruinen von Paestum, eine italienische Pinienlandschaft, Bilder von symbolischer Bedeutsamkeit. Dann wurde ich ins obere Stockwerk zu dem leidenden Dichter hingeführt; er erhob sich zu herzlich warmer Begrüßung aus seinem Lehnsessel, lud mich zum Sitzen ein, ich nahm neben ihm Platz und konnte mich mit ihm eine Viertelstunde lang vertraulich unterhalten. Er zeigte mir eine ihm soeben von Freundeshand aus Italien zugesendete Abbildung von Ariostos Haus in Ferrara und zog Vergleiche mit seinem eigenen bescheidenen Wohnhaus. Er wies auf seine Krankheit hin und citirte wehmüthigen Blicks jene schmerzvollen Worte der Francesca von Rimini:

> Nessun maggior dolore,
> Che ricordarsi del tempo felice
> Nella miseria.

Wir sprachen über den Charakter und die Entstehungsart einiger seiner schönsten Gedichte, wobei er unmittelbaren Einblick in die Gelegenheit zu ihrer Konzeption eröffnete. Dann nahm ich von dem verehrten Greise Abschied in der Hoffnung auf gesundes Wiedersehen, doch zugleich von dem Gedanken erfüllt, daß nun wohl die Künstlerlaufbahn dieses edlen, tiefsinnigen Dichters abgeschlossen und vollendet sei. Aber dieser letzte Gedanke hat sich als Irrthum erwiesen. Vor kurzem ist in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ein Band „Schlußrhythmen und Neueste Gedichte von Hermann Lingg“ erschienen,[2]) eine schöne, überraschende Gabe, auf welche hinzuweisen der Zweck gegenwärtiger Zeilen ist.

Es sind wohlbekannte Töne und Tonarten, die uns aus diesen neuesten Dichtungen entgegenklingen; der Rhythmus, der Klang, die Sprache, die Melodik des Gefühlslebens, die Grundstimmung, das geistige Element sind dem Kenner der früheren Werke Hermann Linggs wohlvertraut. Es ist dieselbe gedankenvoll ernste, stimmungstiefe, melancholische Muse, die hier wie schon einst in dem ersten, von Geibel herausgegebenen Bande der Gedichte Hermann Linggs ihre ergreifende Stimme erhebt. Es sind auch Themata derselben Gattung und Art, heute wie einst. Geschichte und Natur, ehrwürdige Ruinen des Allerthums, das tragische Geschick der kämpfenden, leidenden, ringenden Menschheit, der Zauber welthistorischer Rückerinnerung, dann wieder Herzensbekenntnisse und Gefühlsergüsse rein persönlicher Art, schwermüthige Versenkung in Gegenwärtiges und Vergangenes, und doch auch hoffnungsvoller Ausblick in die Zukunft; dies alles, von einem höchst edlen Dichtergeist und Dichtergemüth empfunden, theils abwechselnd, theils miteinander verschlungen, klingt uns in musikalisch schönster Form entgegen und hebt über das Prosagetriebe des Alltags in die hohe, reine Sphäre idealer Kunstempfindung empor. Es umfängt uns jene echt poetische, magische Natursymbolik, welche, gleich weit von kalt berechneter Allegorie wie von abenteuerlich willkürlicher Phantastik entfernt, die lebendige Wechselwirkung des Innen mit dem Außen, der tief erregten Seelenstimmung mit der eindrucksvollen Umgebung zu einer mystischen Einheit verschmilzt.

> Nacht umgibt mich, im Azur
> Heilig hohes Sterngefunkel,
> Todtenstille, tiefes Dunkel —
> Eine kleine Welle nur
> Rauscht ans Land
> Und verrauscht im Sand; —
> Einer Liebe letzte Spur,
> Die in Nacht und Leid entschwand. (S. 47.)

In sieben Abschnitte ist die Sammlung eingetheilt: „Dem neuen Jahrhundert“, „Lieder vom Bodensee“, „Balladen und Erzählungen“, „Lavafunken“, „Gedichte aus Sicilien“, „Prologe“, „Rückblicke“.

Schwungvoll und feierlich begrüßt der Dichter in einem Carmen saeculare das neue Jahrhundert, indem er mit dem idealen Fortschritt der Volksgesittung und des Rechtsbewußtseins gleichzeitig die realen Errungenschaften der Technik zu verklären weiß. Die Lieder vom Bodensee sind echte Heimathslieder. Aus der großen Naturumgebung, der mächtigen Gebirgs- und Seelandschaft, deren Geheimnisse der Dichter seit frühester Jugend sinnend belauscht hat, wird ein blüthenreicher Kranz von Stimmungsbildern gewunden. Der einsame Weiher im Walde, die Schrecken der öden Gletscherwelt des Hochgebirges, der sonnige Sommertag mit goldenen Aehrenfeldern, der schallende Jubel der Weinlese, der düstere Herbstföhn und der erste Winterschnee, die lautlose Mondnacht auf den glatten Wellen, die Sonntagsstille auf dem Segelboot, die Tageszeiten am Bodensee vom feuchten Nebelschleier des Morgens bis zum grollenden Gewittersturm des schwülen Mittags, zur smaragdhellen Abendbeleuchtung von Wald und Au, und zur lieblich kühlen schlummertrunknen Nacht — immer durchgeistigt von weitblickenden Gedanken und tiefen Gemüthsstimmungen. Und neben dem Heiteren, dem Ernsten, dem Schwermüthigen, fehlt auch das Geisterhaft-Gespenstische nicht. („Nächtliche Erscheinung“, S. 68.)

Unter den Balladen und Erzählungen treffen wir auf manches wuchtig inhaltschwere geschichtliche Genrebild,

---

[1]) Vgl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Jahrg. 1900, Nr. 16.

[2]) Schlußrhythmen und Neueste Gedichte von Hermann Lingg; Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1901.

Praxiteles, vom Anblick der entschleierten Phryne entzückt und zur Schöpfung der Aphroditestatue begeistert; Pausanias der Verräther, von der eigenen Mutter vor dem Ansturm der empörten Volkswuth beschützt und dann doch unter ihrer Führung im Heiligthum der Athene lebendig begraben; Alexander mit dem Gefolge seiner Feldherren und Krieger vor dem Marmorlöwen von Choeronea, durch den sein Sieg gefeiert werden soll, und der statt dessen den Heldentod der gefallenen heiligen Schaar der Athener in tragischer Größe verewigt; die Bücher der Sibylle — das sind welthistorische Situationsgemälde, die sich so manchem älteren Gedichte Hermann Linggs von derselben Gattung würdig anreihen. In den „Lavafunken“ glimmen und glühen, leuchten und lodern aus dem geheimnißvollen Schatten und Halbdunkel entlegener Zeit vereinzelte Flammenlichter einstmaliger, unvergeßlicher, peinvoll schöner Leidenschaft hervor.

Auf welchem Berg, in welcher Nacht
Hast all die Blumen du gefunden,
Die du wie eine Märchenpracht
In deine Locken dir gewunden?

Ich weiß, ich weiß es, deine Hand
Brach dieses Schmuckes Blumenspangen
Am Abgrund, und dazwischen wand
Verzweiflung unsichtbare Schlangen. (S. 141.)

Die Gedichte aus Sicilien, persönlichen Anschauungen, Erlebnissen und Visionen entstammend, vertheilen sich wiederum gleichmäßig auf Geschichte und Natur. Ein erinnerungsreiches Land! Eine bezaubernd großartige Umgebung! Aus dem Hintergrund der Zeiten tauchen Gestalten der antiken, der mittelalterlichen, der modernen Welt hervor; Griechen und Normannen, Hohenstaufen und Mauren, geharnischte Ritter und der Ziegenhirt unter marmornen Tempelresten . Hier die Gräber des Doms von Monreale, dort die Ruinen von Girgenti.

Säulenschaft an Säulenschaft
Stehn die da — wie riesenhaft,
Adlerflugumkreist!

Hier der drohende Aetna, dort die sonnige Meeresbucht mit weit vorspringendem Vorgebirge.

Mich faßt ein uralt tiefes Sehnen,
Ein Hauch der Odyssee,
Ich seh' vor mir sich endlos dehnen
Die Wogen dunkelnd auf der See.

Sehr mannichfaltigen, zum Theil sehr tiefen Inhalts sind die „Rückblicke“. Der Dichter schließt mit dem resignirenden und doch energisch selbstbewußten Sonett:

Mein letztes Buch, und damit abgeschlossen!
Und damit fertig auch das Buch des Lebens.
Dem Weltlohn für die Tage meines Strebens
Entsag' ich nun, ich hab' ihn satt genossen.

Euch aber, kleine Schaar der Zeitgenossen,
Die ihr mich liebt, euch lebt' ich nicht vergebens,
Nicht in dem Wahn des Selbstsichüberhebens,
Um euer Lob nur rang ich unverdrossen.

Ihr kanntet mich, ihr spracht, daß wahre Töne
Mein Lied durchweh'n, und daß auch ich gerungen
Für Freiheit und erglüht war für das Schöne.

Habt Dank! manch gutes Werk ist mir gelungen,
Und daß ich alles mit dem Einen kröne:
Ich leg' die Waffen nieder — unbezwungen.

Als einst (1854) der erste, von Geibel eingeführte Band der Gedichte Hermann Linggs erschienen war, schrieb Ernst Förster, der Kunstschriftsteller, in einem Brief an seine Schwester: „Eine neue literarische Erscheinung bewegt die Gesellschaft, es sind die Gedichte von Hermann Lingg. Ich mußte auch einige des Abends vorlesen und begeisterte damit die Damen, so daß sie fast das Nachhausegehen darüber vergaßen. Hier ist eine poetische Ballkraft, am stärksten in tragischen Schilderungen und historischen Situationen, aber auch ergreifend im Ausdruck, in tiefer und wahrer Empfindung. Dabei ist der Dichter mit seltener Sprachkraft ausgerüstet, die nicht nur den Reim wie im Spiel handhabt, sondern dem Gedanken in eigenster feinfühlender Weise Form und Farbe gibt. Ihr werdet dieses Buch durch- und wieder durchlesen.“ — Noch manche andere ähnliche Stimme bewillkommnete den Aufgang dieses Gestirns, und selbst Wolfgang Menzel, der Literaturtyrann damaliger Zeiten, konnte sich labender Anerkennung nicht enthalten. Seitdem sind außer H. Linggs großem Völker-Epos, außer seinen dramatischen Dichtungen und seinen Erzählungen eine stattliche Anzahl lyrischer Bände vor die Welt getreten. Vielleicht würde manchem Kenner aus der üppigen Fruchtbarkeit dieser lyrischen Wälder eine Auslese, eine Anthologie nicht unerwünscht erscheinen. Kritiker mögen den Dichter abwägen und weiterwägen, Literaturhistoriker ihn hierhin oder dorthin stellen, ihn mit Platen oder mit Lenau, mit der schwäbischen Schule oder mit Freiligrath in Berührung bringen. Auf jeden Fall hat er seine entschiedene Eigenthümlichkeit, sein Ureigenes, jenes Edelherbe, Herbgroße, Vornehme, das ihn weit über alles Kleinliche, alles Banausenthum erhebt. Auf jeden Fall gehört er unter die charaktervollsten, originellsten, tiefsinnigsten Erscheinungen in der deutschen Poesie der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Möge das 20. Jahrhundert, welches er in seinem Carmen saeculare so schwungvoll begrüßt hat, die schweren, gediegenen Goldbarren, die unvergänglichen Perlen und Edelsteine seiner edlen Dichtkunst getreu aufbewahren und sie immer richtiger schätzen lernen.

Jena. Otto Liebmann.

## Nachklänge aus dem Jahre 1835.

Aus den Akten des Großherz. Badischen Landesarchivs zu Karlsruhe von Dr. Heinr. Hub. Houben

### I.

Das Jahr 1835 trägt die Signatur einer Katastrophe; es ist denkwürdig durch eine Kreuzung der verschiedenen sozialen und literarischen Spuren; historische Nothwendigkeit ist es daher, die einzelnen Kräfte aus dem Wirrwarr herauszuschälen, die durch ihren Zusammenprall jene Katastrophe herbeiführten.

Aber die Gefahr liegt nahe, dabei den Ueberblick über das Gewimmel von Ursachen und Wirkungen zu verlieren. Joh. Proelß hat sich in seinem reichhaltigen Buch „Das junge Deutschland“ (1892) in diese Gefahr begeben und ist darin umgekommen. Glücklicher war Richard Fester in seiner kleinen Schrift „Eine vergessene Geschichtsphilosophie“ (1890). Neuere Veröffentlichungen, wie die von Ludwig Geiger jüngst herausgegebenen Akten „Das junge Deutschland und die preußische Zensur“ haben manche klaffende Lücke ergänzt. Ein übersichtliches Bild dieses bunten Nebeneinander der Ereignisse zu geben, sei hier versucht. Bisher noch unbenutzte Akten, die mir vom Badischen Landesarchiv und dessen Direktor Fr. v. Weech in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt wurden, geben Veranlassung, neue Einzelzüge in die Schilderung hinein zu verflechten.

Am 16. August 1835 erschien in C. Löwenthals Verlag zu Mannheim Karl Gutzkows Roman „Wally, die Zweiflerin“. Autor und Verleger waren Freunde. Löwenthal hatte das Erstlingswerk seines noch nicht konzessionirten Verlags im Manuskript nicht gelesen; es wurde in Frankfurt gedruckt, durch weiten Satz, der fast an unsre modernsten Lyriker erinnert, auf 20 Bogen ausgedehnt und war so der Zensur entschlüpft. Es ist bisher noch Niemand aufgefallen, daß der letzte Bogen des Buches sogar mit einem Artikel gefüllt wurde, der in keinem direkten Zusammenhang mit dem Roman stand und schon in Nr. 29 des von Gutzkow redigirten Literaturblattes zum „Phoenix“ (Nr. 174) vom 25. Juli mit Frankfurter Zensur erschienen war. Er war auch hier „Wahrheit und Wirklichkeit“ genannt und enthielt philosophisch-theologische

Betrachtungen im Anschluß an G. Sands eben erschienenen Roman „Lelia“.

Im August löste Gutzkow sein Verhältniß zum „Phönix“ und dessen Verleger Sauerländer. Auf seinen Ruf kam Ludolf Wienbarg nach Frankfurt und Beide planten eine neue Zeitschrift in großem Stile, „Deutsche Revue“; ihr Ziel war, deutsche Literatur, Kunst und Wissenschaft in ein gemeinsames Strombett zu leiten, sie gleichsam in ein Verhältniß gegenseitiger Mitarbeit zu setzen; berühmte Namen und junge Talente sollten in ihr gleichmäßig ein Organ finden und so in wöchentlichen Heften ein einheitliches Bild des geistigen Lebens der politisch zersplitterten deutschen Nation geben.

Erst griff J. G. Cotta diese Idee auf; acht Tage später jedoch, als dies bekannt wurde, hatte der Verlag schon gewechselt und C. Löwenthal erklärte am 9. September, daß er den Plan verwirklichen werde. Es fällt schwer, hier nicht eine energische Intervention Wolfgang Menzels bei Cotta zu muthmaßen, denn Gutzkow hatte in dem Brief an den Stuttgarter Verleger, worin er ihm die Absichten des neuen Unternehmens auseinanderlegte, zugegeben, daß eine Kollision der „Deutschen Revue“ mit Menzels Literaturblatt zum Cotta'schen Morgenblatt nicht zu vermeiden sein würde, und in den Tagen, wo die Ankündigungen der neuen Zeitschrift in die Welt hinausgingen, um Mitarbeiter zu werben, erschien Menzels maßlose Kritik über Gutzkows „Wally“, am 11. und 14. September. In Berlin sekundirte ihm Hengstenberg, der schon vom 8. August ab seine Weherufe „Ueber die Rehabilitation des Fleisches“ hatte erschallen lassen. Die Folge war, daß zunächst in Preußen am 24. September Gutzkows Roman verboten wurde. Die gegenseitigen „Erklärungen“, „Abfertigungen“, zwei am 6. Oktober erschienenen Broschüren Gutzkows und Wienbargs gegen Menzel hielten die Oeffentlichkeit in Athem. Nun wurden die Regierungen aufmerksam; am 29. Oktober beschäftigte sich der Bundestag mit dem literarischen Skandal. Der preußische Gesandte v. Schöler hatte die Anregung gegeben, indem er das Verbot von Wienbargs „Wanderungen durch den Thierkreis“ vom 28. September seitens der preußischen Regierung mittheilte. Der kaiserlich-königliche österreichische Präsidialgesandte Graf Münch hatte darauf die „Initiative“ ergriffen, und die Regierungen zu gemeinsamen Maßregeln gegen „die junge Literatur“, eine „Verbindung mehrerer Schriftsteller“, und die von ihnen verbreitete „heillose Anarchie in allen sozialen Verhältnissen“ aufgefordert. Es wurde darauf ein Bundesausschuß zur Berichterstattung über die gesammten Erzeugnisse der jungen deutschen Literatur konstituirt.

Metternich war der spiritus rector dieses Vorgehens. Von Wien aus schrieb der preußische Gesandte v. Maltzan an den Minister des Auswärtigen, daß der österreichische Kanzler dem lästerlichen literarischen „Unfug“ durch den Bundestag steuern wolle. Flugs kam Preußens Minister Rochow dem Nachbarstaat zuvor: am 14. November verbot er nicht nur die erst geplante „Deutsche Revue“, sondern alle Schriften von Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt in Gegenwart und Zukunft; ergänzt wurde diese drakonische Verfügung am 10. Dezember durch den Nachtrag, daß auch alle Rezensionen der verbotenen Schriften strafbar seien, mit Ausnahme derjenigen, die, ohne Abdruck einzelner Stellen, die Richtung der betreffenden Schriftsteller bekämpften. Am 11. Dezember wurde auch Heine diesen Verfügungen unterstellt. Börne hatte man in der Eile — vergessen. Den in amtlichen Stellungen befindlichen Mitarbeitern der „Deutschen Revue“, deren Programm sehr erfolgreich gewirkt hatte, gab man den Wink, zu widerrufen, was sie auch Alle getreulich thaten.

Außerdem wurde von preußischer Seite in Baden agitirt. Nach einer brieflichen Meldung Mundts an Kühne hatte der König Friedrich Wilhelm III. die „Wally“ gelesen und selbst an den Großherzog von Baden über das in seinem Lande erschienene Buch geschrieben. Ein ministerielles Reskript vom 20. Oktober machte die Kreisregierungen darauf aufmerksam; im Obermainkreis war es schon beschlagnahmt worden. Am 13. November folgte Mannheim diesem Vorbild und eröffnete am 16. gegen Autor und Verleger ein gerichtliches Verfahren. Preußens rigoroses Verbot regte die badische Regierung wenigstens zu einer Ministerialverfügung an, die den Kreisdirektoren die strengste Gesetzesanwendung auf alle von dem „Schriftsteller-Verein Junge Literatur“ ausgehenden Bewegungen zur Pflicht machte. Im Text hatte sich diese Verfügung die Worte des Grafen Münch zu eigen gemacht, der wiederum nur Metternichs Echo war.

Württemberg war nicht so gefügig; es hatte schon am 29. Oktober in der Bundestagssitzung gegen Münchs Antrag opponirt; es mußte auch jetzt trotz Menzel erst durch einen Brief Metternichs vom 2. Dezember auf die verderbendrohende Gefahr der jungen Literatur gestoßen werden; am 8. Dezember wurde dann auch in Stuttgart die „Wally“ beschlagnahmt, die Einführung der strengen preußischen Maßnahmen aber ausdrücklich abgelehnt. In der Bundestagssitzung vom 3. Dezember triumphirten daher Baden und Preußen. Den entscheidenden, lange vorbereiteten Schlag beeilte sich dann Metternich zu thun. Am 10. Dezember wurde auf Münchs Antrag, dessen Wortlaut mit dem Brief vom 2. Dezember Gemeinsames hat, und — wenn auch ohne Namennennung wie jener — Menzel als den „befriedigenden Gefühlsmesser der öffentlichen Meinung“ hinstellte, ein Bundesbeschluß gefaßt, der allerdings kein Verbot war, wie oft irrthümlich angenommen wird, sondern nur den Bundesregierungen zur Pflicht machte, gegen die Schriften von Heine, Wienbarg, Gutzkow, Laube und Mundt die Gesetze so scharf wie möglich in Anwendung zu bringen, aber gleichwohl oder gerade durch diese blanketartige Fassung wie ein Verbot wirkte, indem es Verleger und Zeitungsbesitzer vor jeder Berührung mit den gebrandmarkten Schriften abschreckte.

Am 30. November stand Gutzkow vor dem Stadtgericht in Mannheim. Den Wortlaut des Verhörs hat Proelß in seinem Buche wiedergegeben; die Art, wie es geführt wurde, war schon eine Verurtheilung. Der Amtsrichter Gockel pflückte die in der „Wally“ über Christenthum, Religion und Tugend gefällten Urtheile sorgfältig heraus und beanspruchte sie als Meinung des Autors. Nach der ganzen Entstehungsgeschichte des Romans hatte er damit nicht so ganz unrecht; Gutzkow hat es später stets bekannt, daß sich um die vorher vorhandene religiöse Tendenz nur nothdürftig das dichterische Gewand drapirt habe. Aber die Blasphemie, die das Gericht empfand, lag weniger im Inhalt; Lessing, Herder, Strauß hatten weit Schlimmeres drucken lassen; sie lag vielmehr in der Form, die spöttisch, oft frivol, allerdings aus dem Charakter des Romanhelden Cäsar hervorwuchs. Gutzkow hatte in seiner „Vertheidigung gegen Menzel“ aber unglücklicherweise zugegeben, daß er selbst zum Theil dieser Cäsar sei, und so fiel ihm auch die gotteslästerliche Form jener Ketzereien zur Last.

Als er am Mittag dieses Tages zum Essen in den Pfälzer Hof entlassen wurde, begleitete ihn eine Polizeiwache; nach einer Korrespondenz der Allgemeinen Zeitung war das Gerücht ausgekommen, daß er nach Frankreich fliehen wolle, und nachdem das Verhör am Nachmittag fortgesetzt worden, wurde er in Haft genommen.

Dieses nachmittägige Verhör hat Fester in seiner citirten Schrift dem Inhalte nach wiedergegeben; es folgte aber noch ein drittes Verhör, von dem Proelß nichts weiß, und das Fester nur andeutet; auch die hier protokollarisch festgestellten Fragen und Antworten haben vielfaches Interesse; der kurze Wortlaut dieses dritten Verhörs möge daher zur Ergänzung der beiden obigen Schriften hier folgen.

Die handelnden Personen sind Amtmann Gockel und der Angeklagte Gutzkow:

**Frage:** Sie haben in der Vertheidigung gegen Menzel, p. 38, behauptet, es sei in der Wally nur eine Stelle, die man in moralischer Hinsicht transcendent nennen könne; sie würden dieselbe nie aufgeben 2c. Was führen Sie zur Entschuldigung dieses anstößigen Bildes an?

**Antwort:** Jenes Bild ist gar nicht dazu geeignet, zur Sinnlichkeit zu reizen, sondern es gehört in die Gattung von poetischen Ausmalungen, welche rein im Interesse der Dar-

stellung geschrieben sind, ohne auffordernden Zweck, und wo mir wiederum nur die literarische Kritik sagen kann, daß ich die von Lessing angegebenen Grenzen zwischen Poesie und Malerei vielleicht nicht richtig beobachtet habe.

Fr.: Können Sie mit dem Begriff von Moral vereinbaren, daß ein verheirathetes Frauenzimmer sich einem fremden Mann nackt präsentirt, und ist es Ihr Ernst, wenn Sie behaupten, diese Scene werde vor der Moral geweiht, durch die Lilie die vor dem Frauenzimmer steht?

A.: Es ist ein großer Unterschied zwischen dem, was man **thun soll** und dem, was man schreiben darf. Jene Scene rechtfertigt sich aus dem Zusammenhange und ist von mir mit delikater, zarter und poetischer Rücksicht behandelt worden. Dazu kommt, daß ich die ganze Scene im Duft einer Allegorie gelassen habe, daß ich ihr ein bekanntes altdeutsches Gedicht als Gewand lieh, und daß von meinem künstlerischen Standpunkte aus jene Lilie allerdings eine sinnige und tiefe Bedeutung hat.

Fr.: Können Sie Ihre Bemerkung über die Ehe, Wally p. 116, vor dem Sittengesetz und den Grundsätzen des Christenthums rechtfertigen?

A.: Jene Bemerkung ist der humoristische Einfall eines jungen Rechtsgelehrten, ein Einfall, der ohne Konsequenz, ohne bestimmte daraus hergeleitete Folgerung nur hingeworfen ist und mir persönlich nicht angerechnet werden kann, weil ich sonst jede absurde Meinung, die von einer so oder so gezeichneten Figur meines Romans ausgesprochen wird, vertreten müßte.

Fr.: Wer anders als der Verfasser ist der Verbreiter solcher sittenverletzenden Ideen? Glauben Sie dadurch die Verantwortlichkeit von sich abwälzen zu können, daß Sie diese Aeußerungen einer fingirten Person in den Mund legen?

A.: Ja, solange solche Aeußerungen zum Charakter und Tone meiner Erfindung gehören und ich keine speziellen und direkten Aufforderungen und Konsequenzen daraus herleite. Ich traue jedem meiner Leser soviel Verstand zu, sich Aeußerungen dieser Art selbst zu beantworten.

Fr.: Haben Sie nicht das Anstößige derartiger Aeußerungen selbst gefühlt und eingekannt, indem Sie p. 42 der Vertheidigung bemerken, „ich reize, ich beleidige das Publikum, ich kann nicht anders"?

A.: Dieser Ausdruck in der Vertheidigung geht auf meine ganze schriftstellerische Stellung. Ich bin eine Natur, die sich zu entwickeln sucht, und die sich schämen würde, es allen recht zu machen. Ich wollte nur sagen, daß ich vom Publikum keine Hingebung verlange und daß ich es nur beschäftige. Ich bin zu jung, um an der Spitze einer Masse stehen zu wollen.

Damit schloß das Verhör. Gutzkow sprach nur noch den Wunsch aus, daß bei Einsendung der Akten an das entscheidende Gericht nicht die vom Untersuchungsrichter mit Strichen und Bemerkungen versehenen Exemplare der konfiszirten Bücher vorgelegt würden, eine Bitte, die abschlägig beschieden wurde. —

Wie aber war Gutzkow nach Mannheim gekommen? Die Nachricht von der dortigen Beschlagnahme seiner „Wally" am 13. November und der drei Tage später folgenden Eröffnung des Gerichtsverfahrens überraschte ihn doch in der freien Stadt Frankfurt, wo er wenige Schritte vom Bundestagspalais entfernt wohnte. Die Vorbereitungen seiner neuen Zeitschrift „Deutsche Blätter für Leben, Kunst und Wissenschaft", die flugs an die Stelle der von ihm und Wienbarg geplanten, aber durch das preußische Verbot vom 14. November und den Widerruf der Mitarbeiter unterdrückten „Deutschen Revue" geschoben worden war, beanspruchte eine fieberhafte Thätigkeit; während Löwenthal, der Verleger der „Revue", am 17. in Mannheim verhört wurde, verhandelte Gutzkow schon mit Franz Varrentrapp in Frankfurt über die „Deutschen Blätter".

„Aufgeregte Freunde," erzählt er in den „Lebensbildern" (II. 135), „stürzten in mein Zimmer und riethen mir, dem Beispiele Börnes und Heines zu folgen und nach Frankreich zu entfliehen. Eine soeben in Frankfurt geschlossene Verlobung und die Vergegenwärtigung eines völligen Bruches mit unsern heimischen Verhältnissen, welche eine Folge dieser Entweichung hätte werden müssen, bestimmten mich, mich in mein Schicksal zu ergeben und zur Ladung der großherzoglich badischen Gerichte mich in Mannheim einzufinden." Dieser Entschluß reifte aber erst bei einem Besuch in Karlsruhe bei dem Minister „Vater Winter". Noch am 29. November hatte Gutzkow durch seinen Advokaten Hofrath Gerbel erklären lassen, daß er der Vorladung nicht folgen werde. In Frankfurt aber war seines Bleibens nicht mehr; bei Zustellung des Ladungsdekrets am 23. hatte ihm der Senat der Stadt erklärt, daß er ihn an das Mannheimer Stadtamt ausliefern werde; am 25. verweigerte er ihm außerdem das nachgesuchte Bürgerrecht und verwies ihn sowohl wie Wienbarg und einen anderen Mitarbeiter, Kottenkamp aus Frankfurt.

Zunächst galt es nun, einen Protest gegen die Beschlagnahme der „Wally" zu versuchen. Gutzkow reiste deßhalb nach Karlsruhe zum badischen Minister Winter. Dieser hatte selbst in einem ministeriellen Reskript vom 20. Oktober mit Bezug auf einen Artikel im „Frankfurter Journal" vom 18., der nach Proelß ein Auszug aus der Menzel'schen Wallykritik im Morgenblatt war, die Kreisregierungen auf das Buch aufmerksam gemacht.

Von Karlsruhe aus bat Gutzkow um einen Paß zu einer „Erholungreise" nach Italien (s. Geiger S. 186), er wollte sich also wohl für alle Fälle den Weg über die Grenze offen halten; am 4. Dezember bekannte er auch in einem durch die Eisenstäbe geschmuggelten Brief an Georg Büchner, daß er in der That erst fliehen wollte und sich schon an Mr. Boulet in Paris deßhalb gewendet habe. Der von ihm in den „Lebensbildern" (II. 170) geschilderte Besuch bei dem Vertreter des preußischen Gesandten, dem jungen Fürsten Putbus, galt wohl der schnellen Erlangung dieses Passes, der ihm übrigens am 3. Dezember verweigert wurde. Eine Audienz bei dem Minister aber ließ ihn den Gedanken an Flucht aufgeben und eröffnete ihm die Aussicht, seine Sache ohne Gefährdung seiner persönlichen Freiheit selbst vertreten zu können; mit „Kampfeslust, ja mit Siegesvorstellungen" (Rückblicke" 150) durfte er daher nach Mannheim eilen, mit der Freiheit und der Möglichkeit der Selbstvertheidigung schien ihm alles gewonnen. Der mehrfachen Behauptung Gutzkows, „Vater Winter" habe ihm diese Freiheit garantirt, hat man einiges Mißtrauen entgegengebracht; auch Fester (a. a. O. 19) meint, daß der Angeklagte aus „unbestimmten Aeußerungen" Winters diese trügerische Hoffnung geschöpft habe. Der Wortlaut der Berufung aber, die Gutzkow am 1. Dezember gegen seine Verhaftung bei dem badischen Hofgericht in Mannheim erhob, läßt an der Bestimmtheit dieser ministeriellen Versicherungen keinen Zweifel zu; daß der Angeklagte sich muthwillig der Gefahr ausgesetzt habe, eine amtliche Eingabe mit unrichtigen oder nur übertriebenen Thatsachen zu begründen, ist nicht wohl anzunehmen. Dieser Brief nun findet sich in den Berufungsakten und lautet:

An das

Großherzl. Badische Hofgericht

zu

Mannheim.

Bevor das Großherzog. Badische Hofgericht in der demselben vom hiesigen Stadtgerichte vorgelegten Anfrage wegen meiner Verhaftung einen Beschluß faßt, ersuch' ich dasselbe, die Stimme eines Mannes zu hören, der, abschon die Gerichte dieses Landes nicht sein ursprüngliches Forum sind, dennoch von dem sie beseelenden Geiste eine so hohe Vorstellung hatte, daß er sich ohne Bedenken vor ihre Schranken stellte. Da ich in meiner Sache ein reines Gewissen habe, so scheute ich nur Eines, nämlich im Laufe des Prozesses selbst schon detendirt zu werden. Da mein Körper leidend ist, so hätt' ich mein Erscheinen vor dem hiesigen Stadtgerichte einstweilen durch einen Advocaten vertreten lassen u. wäre erst bei der von dem Hofgerichte anberaumten Sitzung erschienen. Diesen Entschluß hatt' ich in Carlsruhe die Ehre, Sr. Excellenz dem Herrn Staatsminister Winter vorzutragen;

doch gab mir derselbe die Versicherung, daß die hiesigen Behörden mein Vertrauen zu ihnen durch ein gleiches Vertrauen zu mir erwiedern würden, daß ich in Deutschland eine zu bekannte Persönlichkeit wäre, um nicht für die hiesigen Behörden erreichbar genug zu seyn, u. daß er mir ausdrücklich das Versprechen gäbe, nicht eher meine Verhaftung zuzulassen, bis ich nicht vor dem Hofgerichte meine Sache, falls sie anhängig gemacht würde, verloren hätte. Gestern schrieb' ich an Sr. Excellenz um ihn von meiner inzwischen erfolgten Verhaftung in Kenntniß zu setzen u. ihn um seinen Schutz zu bitten.

Ich bin kein badischer Inländer, aber ich besitze eine durch Deutschland verbreitete Bekanntschaft. Meine Pässe sind in den Händen der Polizey: ich gebe mein Ehrenwort, mich dem weiteren Verfahren gegen mich nicht zu entziehen. Ich möchte am liebsten in Weinheim den Verlauf desselben abwarten. Mein Prozeß ist nur eine Preßsache, sagte der Herr Minister; ich könnte sogar, fuhr er fort, nach meinem bisherigen Aufenthalte zurückgehen, wenn ich hier die Voruntersuchung überstanden hätte: erschien' ich nicht, so würd' ich in contumaciam verurtheilt. Dies ist zwar meine Absicht nicht, ich gebe mein Ehrenwort in Baden zu bleiben, aber ersichtlich aus diesen Aeußerungen ist, mit wievieler Humanität die oberste Regierungsbehörde mich behandeln will u. welche Theilnahme sie einem Manne gewährt, dessen Verbrechen noch immer eine Hypothese ist.

Ich ersuche das Großhrgl. Hofgericht demnach dringend, mich auf freien Fuß zu stellen u. die betreffende Behörde anzuweisen, mir den Paß u. mein Ehrenwort bis auf weitere Verfügung abnehmen zu wollen. Möchte das von mir bewiesene Vertrauen durch ein anderseitiges gegen mich geehrt, und ein so ausgezeichneter Mann, wie der Herr Staatsminister nicht in die Verlegenheit gesetzt werden, gegen sein Wort etwas zuzulassen, was die Gerichte bereits sanctionirt hätten.

Mannheim d. 1. Dezember 1835.

Dr. Gutzkow von Berlin.

Mit dieser Eingabe scheint es nun eine sonderbare Bewandtniß zu haben. Sie ist klar und deutlich an das großherzogl. badische Hofgericht adressirt, ist aber dort wohl nie angekommen.

Am 30. November hatte das Stadtamt die bisherigen Akten über Gutzkows Vernehmung an das Hofgericht gesandt mit der Anfrage, ob dieses sich über die Kompetenz des Stadtamts zur heutigen Verhaftung Gutzkows äußern wolle; am 1. Dezember fragte es weiter an, ob der Angeklagte auf angebotene Bürgschaft oder Realkaution entlassen werden dürfe. Der Verleger der „Wally“ und Gutzkows Freund hatte für diesen Bürgschaft angeboten. Am selben Tage bat Gutzkows Vertheidiger Gerlach um Einsicht der Akten.

Nun folgt Gutzkows obige Appellation. Am 2. Dezember sandte der Amtmann Gockel, der das Verhör über die „Wally“ abgehalten, einen Korrekturabzug der eben gedruckten und gleichfalls beschlagnahmten Broschüre Gutzkows „Appellation an den gesunden Menschenverstand. Letztes Wort in einer literarischen Streitfrage.“ (Frankfurt, bei Joh. Phil. Streng) und bemerkte zur Rechtfertigung des gegen Gutzkow als Ausländer angeordneten Sicherheitsverhafts, daß „hier ein Verbrechen in Frage liegt, welches von Amtswegen zu verfolgen wäre, auch wenn es nicht die Form eines Preß[...]rgehens (§ 18 des Preßgesetzes) an sich trüge; nämlich Gotteslästerung im Sinne des § 39 des Strafedikts, hier verübt durch Herausgabe der mit dem Verlagsort Mannheim versehenen Druckschriften, wodurch, auch abgesehen von der Natur des Preßvergehens, das forum delicti commissi dahier begründet ist. Die schriftliche Vorstellung des Dr. Gutzkow, worin derselbe um Aufhebung seines Untersuchungs-Verhafts bittet, ist bereits br. m. zu den Akten gegeben.“

Das Hofgericht antwortete dem Stadtamt unterm 3. Dezember, daß „man zur Zeit ebensowenig veranlaßt sei, sich in dieser Sache, in welcher eine Anklage von Seiten des Staatsanwalts noch nicht vorliegt, über die diesseitige Kompetenz auszusprechen, als wenig Grund zu einer einstweiligen Verfügung über den Fortbestand oder die Aufhebung des gegen Dr. Gutzkow erkannten Personalverhafts vorhanden sei, so lange von letzterem nicht in Gemäßheit des § 86 des Preßgesetzes die Berufung desfalls hieher ergriffen sein werde.“ Von dieser Verfügung möge man Gutzkow in Kenntniß setzen und ihn zugleich „über die Berufungsfatalien in Preßsachen“ belehren. Advokat Gerlach, Gutzkows Vertheidiger, möge sich mit seinem Gesuch um Einsicht der Akten an das Mannheimer Stadtamt wenden, dem sie heute wieder zugesendet worden seien.

Die Eingabe Gutzkows vom 1. Dezember an das Hofgricht hat also gar nicht vorgelegen, sie wurde vom Amtmann Gockel „brevi manu“ zu den Akten gegeben und dann zum Staatsanwalt Minet befördert. Sonderbar nimmt sich aber die weitere Anzeige Gockels vom 3. Dezember aus: Die Akten seien dem Staatsanwalt zur Abfassung einer Anklageschrift übersandt worden; ferner habe Gutzkow gegen den Verhaft Berufung eingelegt; man habe sodann die Akten dem Hofgericht deßhalb nicht sogleich vorgelegt, weil die Appellationsanzeige beim Stadtamt und nicht nach § 78 beim Hofgericht erfolgt sei. Gutzkows obige Eingabe wendet sich aber ausdrücklich an das Hofgericht; außerdem hatte er am selben Tage bei seinem nochmaligen Verhör laut Protokoll die Berufung an das Hofgericht angezeigt. Der Bericht des Amtmannes steht also mit wahrem Sachverhalt in direktem Widerspruch.

Am selben Tage zeigte auch Gutzkows Vertheidiger in einer ausführlichen „Berufungsrechtfertigungsschrift“ beim Hofgericht die Berufung an. Dieses wies aber jetzt die Sache wieder dem Stadtamt zu, bei welchem die Berufungsanzeige „ganz geeignet“ geschehen sei und schickte die Rechtfertigungsschrift „zur schleunigen berichtlichen Vorlage der Akten“ wieder zurück, mit dem Ersuchen über Gutzkows Gesundheitszustand ein Physikatszeugniß zu erheben. Das Stadtamt meldete darauf, daß Rechtfertigungsschrift und Zeugniß, wie die übrigen Akten, dem Staatsanwalt vorgelegt seien; so bald wie möglich würden sie dem Hofgericht wieder zugehen.

Aus dieser Berufungsrechtfertigungsschrift des Gutzkow'schen Vertheidigers ist nun vor allem interessant zu vernehmen, daß ihm vom Stadtamt die Einsicht in die Akten verweigert worden, weil die Voruntersuchung noch nicht geschlossen sei; nicht einmal das Erkenntniß des Untersuchungsrichters durfte er einsehen. Er bestreitet dann die Kompetenz der inländischen Behörden, Gutzkow zur Rechenschaft zu ziehen; die „Wally“ sei in Frankfurt geschrieben und gedruckt worden; daß sie durch Löwenthal von Mannheim aus verbreitet werde, daran habe Gutzkow keinen Theil, ebensowenig wie ein Falschmünzer, der Münzen im Ausland geprägt, dafür bestraft werden könne, daß irgend eine Person sie im Inlande ausgegeben. Auch habe Gutzkow bei seiner Hierherkunft die eigentliche Ursache der Vorlage nicht gekannt. Die über ihn verhängte Haft sei durchaus unzulässig, da nach dem Ausspruch des Hofgerichts selbst keine Anklage gestellt, die Untersuchung und der Arrest also nicht auf Antrag des Staatsanwalts, sondern allein des Untersuchungsrichters von Amts wegen vollzogen worden seien. Die incriminirte Gotteslästerung sei jedenfalls noch sehr zweifelhaft. Schließlich sei die Art des Arrests viel zu streng; Gutzkows persönliches Erscheinen biete Garantie, daß er sich nicht durch Flucht der Strafe entziehen werde. Als Schriftsteller und als Verlobter der Tochter des Generalkonsuls Freinsheim habe er ein großes Interesse daran, in Deutschland zu bleiben, und die Auslieferungsverträge würden ihn dann dem badischen Gericht immer wieder zuführen. Außerdem fordere noch Gutzkows körperlicher Zustand sofortige Entlassung. Gerlach stellte darauf die Eventualanträge, Gutzkow eine Kautionsleistung, Stadt- oder Zimmerarrest aufzuerlegen.

Das Gutachten des badischen Stadtphysikats zu Mannheim vom 5. Dezember besagte, daß Gutzkow an einer „rheumatischen Anschwellung der Mandeln“ leide.

Der Staatsanwalt am großherzogl. badischen Oberhofgericht und Hofgericht des Unterrheins, Hofgerichtsrath Minet, beeilte sich mit der Anklageschrift, die vom 8. Dezember datirt ist, und erließ am 11. eine „Appellations-

Vernehmlassung", aus der zur Klärung der Vorgänge folgende Stelle von Interesse ist:

„Der großherzogl. Stadtdirektor als Vorstand der hiesigen Polizeibehörde erkannte am 13. November d. J. den Beschlag auf den Roman Wally, das Stadtamt als Untersuchungsgericht bestätigte jenen Beschlag unter Niederlegung der Entscheidungsgründe dafür in die Akten und schritt sofort zur Vornahme der Untersuchung. Diese ist geschlossen und die Akten beruhen seit einigen Tagen bei mir zur Entwerfung der Anklageakte, und da ich diese letztere gleichzeitig mit dieser Appellationsvernehmlassung einem großherzogl. Hofgerichte übergebe, so würde wenigstens jetzt der von Advokat Gerlach am stadtamtlichen Verfahren gerügte Mangel der Ungesetzlichkeit (wäre, was ich jedoch nicht zugebe, ein solcher vorhanden) nachträglich sanirt sein.

Hätte das großherzogl. Stadtamt nicht schon von Amtswegen gegen Dr. Gutzkow den Personalverhaft erkannt, so würde ich selbst um Erkennung desselben aus den Gründen, weil er ein Ausländer, im Großherzogthum Baden nicht angesessen ist und sich eines peinlichen Verbrechens im Inlande schuldig gemacht hat, gebeten haben. Ich protestire denn auch feierlichst gegen Aufhebung des Arrests, wie er jetzt besteht.

Dr. Gutzkow wird mit allen seinem Stand gebührenden Rücksichten behandelt, er ist in einem passenden Zimmer des Amtshauses untergebracht, der Zutritt seiner Freunde ist ihm gestattet und der von Advokat Gerlach behauptete krankhafte Zustand des Dr. Gutzkow ist nicht nachgewiesen. Die Stellung einer Kaution, Stadt- oder Zimmerarrest in einem Privathause würde keine hinreichende Sicherheit gewähren."

Eine Plenarsitzung des Hofgerichts vom 5. Januar 1836 verwarf darauf die Berufung. Die vom Grafen von Waldkirch unterzeichneten Entscheidungsgründe erkennen die Kompetenz des Stadtamts in seiner Eigenschaft als Untersuchungsgericht, vollkommen an, nach § 30 des Preßgesetzes könne auch der auswärtige Verfasser, Redakteur, Verleger und Drucker vor die inländischen Gerichte gezogen werden, „wenn die Schrift einen strafbaren Angriff gegen das Inland oder gegen einen Inländer enthält"; diese Voraussetzung treffe hier zu, weil die inkriminirten Stellen nach der Anschuldigung, „von deren Begründetheit oder Unbegründetheit indeß hier nicht die Rede ist, sträfliche Angriffe gegen die vornehmsten Glaubenssätze der im Großherzogthum anerkannten christlichen Religionsgesellschaften selbst, somit Angriffe gegen inländische Körperschaften und gegen die durch besondere Strafgesetze in Schutz genommenen Glaubenssätze derselben enthalten sollen"; die „Wally" sei ferner im Lande verlegt, und von einem Inländer verbreitet worden, der Verfasser einer Druckschrift sei nicht von der Verfolgung befreit, wenn er sein Werk an einen Verleger verkauft habe, sondern unter allen Umständen, sofern Druck und Herausgabe mit seinem Wissen und Willen erfolgt seien, für den Inhalt zunächst selbst verantwortlich; die Kompetenz des Stadtamts zur Untersuchung involvire die Befugniß zur Verhängung des Personalverhafts, weil die Voruntersuchung in Preßsachen nach den Regeln des bestehenden Untersuchungsverfahrens zu führen sei (Preßges. § 49), das Preßgesetz ermächtige durch § 34 die Polizeibehörde zur offiziellen Verfügung des Beschlags von Druckschriften, wenn der Inhalt derselben ein im öffentlichen Interesse von Amts wegen zu verfolgendes Verbrechen oder Vergehen begründe, einer Anklage von Seiten des Staatsanwalts habe es daher nicht bedurft; die vorliegende Untersuchung habe aber ein solches Vergehen zum Gegenstand, denn Gotteslästerung, Herabwürdigung anerkannter Religionsgesellschaften und Erregung öffentlichen Aergernisses durch Darstellung unzüchtiger Bilder gehöre in diese Kategorie, weil die offizielle Verfolgung des erstgenannten Verbrechens durch Art. 106 der peinlichen Gerichtsordre ausdrücklich vorgeschrieben sei, und „weil auch die anderen Vergehungen die vorzüglichsten Staatszwecke bedrohen, und darum im öffentlichen Interesse zu bekämpfen sind." Der Personalverhaft setze ferner nicht das rechtlich unzweifelhafte Dasein des Thatbestandes eines Verbrechens voraus, sondern „die Wahrscheinlichkeit der Existenz desselben" genüge; diese Wahrscheinlichkeit hätten die inkriminirten Stellen erwecken können. De Besorgniß einer Flucht sei begründet, da Gutzkow weder durch eine persönliche Stellung, noch durch Liegenschaftsbesitz an den inländischen Staat gebunden sei. —

Am 8. Januar fand dann die entscheidende mündliche Verhandlung vor dem Hofgericht statt. Vorher hatte man aber noch ein „Tauf-, Sitten- und Vermögenszeugniß" über den Angeklagten von seiner heimathlichen Behörde eingeholt, das durch seine überaus günstigen Aussagen auf den Spruch der Richter sicher nicht ohne Einfluß war. Es lautete:

Carl Ferdinand Gutzkow, 24 Jahr, aus Berlin gebürtig, ist der Sohn eines hiesigen Königlichen Beamten niederen Ranges (sein Vater ist nämlich Geheimer-Kanzlei-Diener beim Kriegsministerium) welcher ein jährliches Gehalt von 300 Thalern bezieht und weiter kein Vermögen besitzt. — Gutzkow junior besuchte hierselbst das Friedrich Werdersche Gymnasium, führte sich stets gesittet und anständig, und bewies namentlich in den alten Sprachen vielen, von vorzüglichen Erfolgen begleiteten Fleiß. Mit dem Zeugniß Nr. 1 bezog derselbe hiernächst am 19. April 1829 die hiesige Universität, um Philosophie zu studiren und erwarb sich bei der öffentlichen Preisbewerbung am 3. August 1830 durch Bearbeitung der Preisfrage den, von der philosophischen Fakultät ausgesetzten Preis, weshalb bei seinem Abgange von der hiesigen Universität sein Fleiß in dem Abgangszeugniß vom 7. Mai 1832 vortheilhaft erwähnt worden ist.

Seine Führung auf der Universität war ebenfalls ohne allen Tadel und ist auch sonst über den p. Gutzkow hier nichts Nachtheiliges bekannt geworden. Uebrigens besitzt der p. Gutzkow eben so wenig, als sein Vater, Vermögen, und ist Ersterer lediglich durch Stipendien in den Stand gesetzt worden, seine Studien zu absolviren.

Berlin, den 5. Januar 1836.

Königliches Polizeipräsidium
Gerlach.

(Schluß folgt.)

---

## Besprechungen.

**Die Entstehung der Volkswirthschaft. Vorträge und Versuche von Prof. Dr. Karl Bücher.** III. vermehrte und verbesserte Auflage. Tübingen (H. Laupp) 1901. — Ein Buch aus der Theorie der Wirthschaftsgeschichte, das die dritte Auflage erlebt, ist an sich keine zu häufige Erscheinung; und um Büchers Sammlung von Vorträgen und Versuchen als unberührt von feindlichen Angriffen zu erweisen, dazu hätte es des Anhangs nicht bedurft, in dem der greise Gelehrte auf einzelne dieser Angriffe eingeht. Außer Ergänzungen, vor allem in den Kapiteln über „Arbeitsvereinigung und Arbeitsgemeinschaft", sowie über „Arbeitstheilung" ist das Buch durch einen neuen Abschnitt über „Die Wirthschaft der Naturvölker" wesentlich bereichert und abgerundet worden. Wenn wir dieses Novum innerhalb der übrigen wohl bekannten und gewürdigten Aufsätze etwas genauer berühren, so geschieht es mit dem Gefühl der Genugthuung, daß das reiche Gebiet der wirthschaftlichen Erscheinungen primitiver Völker nunmehr seitens der wirthschaftlichen Theorie mehr Beachtung findet. Schurtz' hochwerthige Untersuchungen hat Bücher bereits verwerthet; neuestens pflegt insbesondere auch Prof. Dr. Wolffs „Soziale Zeitschrift" dieses Gebiet. Es verlohnt sich wohl, und gerade Büchers Aufsatz läßt erkennen, daß die Erforschung wirthschaftlicher Bethätigung längst überwundener Perioden einerseits, jetzt lebender primitiver Völker andrerseits das Auge für die komplizirteren Erscheinungen der Gegenwart schärft und vor einer Einseitigkeit bewahrt, die in der modernen Nationalökonomie nicht selten sich vorfindet. Die starre Disposition in der Wirthschaftsgeschichte, welche vom Jägervolk über den Nomaden zum Ackerbauer planmäßig emporführt, wird

zwar wohl kaum mehr lange in der Wissenschaft spuken; aber um zu bemerken, wie viele Züge primitiver Wirthschaftsperioden noch um uns her mitten in dem Getümmel modernster Oekonomie weiterleben, dazu muß man eben die „Wirthschaft der Naturvölker“ etwas kennen lernen. Noch besteht ja Gott sei Dank nicht das ganze moderne Wirthschaftsleben aus Börsen, Fabriken und Waarenhäusern. Aber noch etwas zeigen Büchers Ausführungen, das über Wirthschaftstheorie hinaus zur Wirthschaftsphilosophie führt: auch heutzutage ist der Mensch noch nicht so weit, stets gefühllos nach dem Prinzip des größtmöglichen Gewinns zu handeln, stets „wirthschaftlich zu sein“; der Einzelmensch, wie die Menschheit als Ganzes handelt auch heute noch wie in ihren ursprünglichen Zeiten vielfach nach dunkleren Beweggründen, die in der Psyche ihren Ursprung finden. Auch heute noch bietet die Wirthschaft der Einzelnen wie eines ganzen Volkes Züge, die an die unberechenbare Gebahrung, an die Augenblicksfreuden der Naturvölker sich anschließen und in die Zahlenerwägungen moderner Nationalökonomen sich nicht einordnen lassen wollen. Ja, vielleicht kann die Betrachtung der „Wirthschaft der Naturvölker“ sogar vor der Ueberschätzung des reinen wirthschaftlichen Menschen bewahren, durch welche sich die Gegenwart so sehr charakterisirt. — Ein anderes noch wenig kultivirtes Gebiet behandelt das 6. Kapitel über die „Anfänge des Zeitungswesens“. Hier sei mit Pietät des alten W. H. v. Riehl gedacht, der seinerzeit in seiner Vorlesung über „Staatswissenschaft und Politik“ vielfach Züge aus der „Zeitungsgeschichte“ berichtete und mit Zügen aus seiner e[illegible]en Zeitungspraxis erklärend zu beleben wußte. Das wenig günstige Urtheil, das Bücher über das moderne Zeitungswesen fällt, sollte von tausendmal mehr Leuten getheilt werden, als es der Fall ist! Dr. K. Hermann.

**Karl Voßler: Poetische Theorien in der italienischen Frührenaissance.** Berlin 1900. — In diesem zwölften Hefte der von Schick und Frhrn. v. Waldberg herausgegebenen Literarischen Forschungen gibt der rührige Vertreter italienischer Literatur an der Universität Heidelberg ein feingezeichnetes Bild vom Kampfe der italienischen und lateinischen Sprache um die Oberherrschaft in der Poesie von Dante zu Petrarca und weiter zu den ersten Humanisten. Wir sehen in den drei Stufen dieses Kampfes deutlich, wie in der Loslösung vom Mittelalter und in der Rückkehr zum Alterthum auch die Wahl der poetischen Stoffe und besonders diejenige der Kunstmittel sich verschiebt, d. h. wie die Allegorie zugunsten der Eloquenz und des systematischen Ausbaues derselben, der Rhetorik, zurücktreten muß; oder, „um es mit drei Schlagworten zu sagen“, wie „die Entwicklung vom Dichtertheologen über den Poeta Orator zum Poeta Rhetor und Philologus führt“. Möchten wir mit Voßler, wie er es in seinem Vorwort versprach, diese Entwicklung auch [illegible] durch die Hochrenaissance verfolgen können!

## Mittheilungen und Nachrichten.

* **Auf einen literarischen Diebstahl**, den das **englische Kriegsamt** aus Anlaß des südafrikanischen Krieges begangen hat, macht der bekannte Gothaer Kartograph Habenicht eben im Literaturbericht von „Peterm. Mitth.“ (1901 Nr. 495) aufmerksam. Vor etwa zwei Jahren gab die Regierung der Südafrikanischen Republik eine von F. und W. Jeppe nach neuen Aufnahmen bearbeitete sechsblättrige Spezialkarte von Transvaal im Maßstab 1 : 476,000 bei der Firma Wurster, Randegger u. Co. in Winterthur in Druck, hielt mit deren Ausgabe aber bis jetzt zurück, damit der Feind sie sich nicht nutzbar machen könne. Nachdem sie jetzt doch veröffentlicht worden ist, stellt sich heraus, daß das englische Kriegsamt sich ein Exemplar dieser Karte vor mehr als Jahresfrist auf unrechtmäßigem Wege verschafft und sie in einer Art, die man nur als Diebstahl bezeichnen kann, für ihre für den Gebrauch auf dem Kriegsschauplatz hergestellte „Map of Transvaal and Orange Free State“ benutzt hat. Zu dem Zweck hat das englische Kriegsamt, wie aus einem Vergleich beider Karten hervorgeht, die Jeppe'sche Karte photographisch vergrößern lassen. Nun ist — so schreibt Habenicht — der Fall zwar nicht ungewöhnlich in Kriegszeiten, daß fremde Karten auf diese Weise den eigenen Offizieren zugänglich gemacht werden, wenn aber das englische War Office seine Karte in den öffentlichen Handel bringt, wie hier geschehen ist, obwohl die Verfasser durch die Notiz „copyrighted“ ihr Eigenthumsrecht sich vorbehalten hatten, so ist das geradezu literarischer Diebstahl. Den Gipfel der Unverfrorenheit aber erreicht das englische Kriegsamt, indem es unter jede Sektion seiner Karte setzt: „All Rigths Reserved“.

* **Ueber den Staubfall vom 11. März und die Gletscherforschung** veröffentlicht Professor **E. Richter** (Graz) in der neuesten Nummer des „Globus“ nachträglich einige interessante Beobachtungen, die wir in folgendem wiedergeben: Bekanntlich hat in Europa am 10. und 11. März 1901 ein sehr ausgedehnter und massenhafter Staubfall stattgefunden. Ein Landstreifen, der von Sicilien bis Jütland reicht und beide Ufer der Adria sowie die ganzen Ostalpen umfaßt, wurde so stark mit röthlichem Wüstenstaub übersäet, daß man z. B. noch in Hamburg die Fenster besonders reinigen mußte. Schon im Mai beobachtete ich auf den Bergen Bosniens und Montenegros, daß die alten Schneefelder alle ausgesprochen röthlich gefärbt waren. Man konnte sehen, wie jüngerer Schnee — aus dem April — die rothe Schicht bedeckt hatte und nun von ihr zurückwich. Seit Wochen beobachte ich nun auch in den Ostalpen die rothe Färbung aller Schneefelder und Gletscher, soweit sie nicht von jüngeren Schneelagen bedeckt sind. Besonders Lawinenreste und andere, nun im Verschwinden begriffene Schneelager sind ganz intensiv roth gefärbt, so stark, daß sie auf dem Boden, von dem sie wegschmelzen, eine feine röthlich-graue Haut von Schlamm zurücklassen. Auf dem Gletscher der Marmolata sieht man ganz deutlich erst eine weiße Firnzone, dann eine röthlich gefärbte und schließlich eine eisgraue Zone von oben nach unten aufeinander folgen. Das Gleiche ist auch, wie ich höre, überall auf den Gletschern der Zentralalpen zu beobachten. Ich habe nun vor kurzem eine Probe solchen rothen Schnees vom Guardenazza-Plateau (Enneberg) an das mineralogische Institut der Universität Graz geschickt, wo im März d. J. viele Proben des Staubfalles untersucht worden waren, und von Hrn. Dr. Ippen freundliche Mittheilung erhalten, daß die röthliche Masse, die den Schnee färbte, ohne Zweifel von demselben Staubfall herrühre. Es ist also die Schneelage des Winters 1900/1901 in den Ostalpen durch eine röthliche Schicht gekennzeichnet. Damit haben wir aber ein ausgezeichnetes Hülfsmittel für die Gletscherforschung gewonnen. Schon lange ist es ein Programmpunkt der Gletscheruntersuchungen, **eine größere Fläche eines Firnfeldes zu färben**, um den Weg, den gerade diese Jahresschicht in dem bewegten Gletscher zurücklegt, verfolgen zu können, die Deformationen und Verbiegungen zu beobachten, die sie durchmacht, und die Schicksale zu verstehen, die sie beim Passiren von Gletscherbrüchen, Spaltensystemen u. s. w. erlebt. **Die Natur hat uns nun den großen Gefallen gethan, eine solche Färbung der Firnfelder mit freigebiger Hand im größten Stile vorzunehmen.** An uns ist es, in den nächsten Jahren und Jahrzehnten an Spaltenwänden und auf den aperen Gletschern nachzusehen, wo das Ausgehende der rothen Schicht sich findet, und besonders wie es sich zur blauen Bänderung verhält. Auf diese Weise kann eine der schwierigsten Fragen der Gletscherkunde gelöst werden.

* Während der letzten Wochen haben sich in **Brienz** Professor Dr. N. Zuntz, Prof. Dr. Loewy, Doktoren W. Caspary, Franz Müller und cand. med. Waldenburg aufgehalten, um die **Einwirkung der Höhenluft** und der planmäßig ausgeführten Trainirung durch Bergmärsche auf den menschlichen Körper zu studiren. Die Untersuchungen wurden an allen sechs Herren durchgeführt und betrafen den Stoff- und Kraftwechsel des Körpers, das Verhalten des Herzens, des Pulses, der Athmung und der Schweißabsonderung. Die Versuche wurden so ausgeführt, daß ein Theil der Herren zunächst 20 Tage in Brienz blieb und sich dann aufs Brienzer Rothhorn (2250 Meter) begab, während der andere Theil sofort aufs Rothhorn zog und dort zwei Wochen blieb. Die

Trainirung und die Untersuchung der Athmung geschah auf dem Gleise der Rothhornbahn, die von der Verwaltung in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt wurde und sich wegen der ausgezeichneten Markirung der Steigungen und Wegstrecken besonders gut zur Messung der bei der Trainirung geleisteten Arbeit eignete. Interessant gestalteten sich auch die an einem der Herren vorgenommenen Schwimmversuche mit gleichzeitiger Messung des Gaswechsels, Untersuchungen, wie sie bisher noch nicht gemacht worden sind. Oben und unten wurden zugleich meteorologische Beobachtungen verschiedenster Art vorgenommen, welche besonders über die Luftelektrizität interessante Resultate ergaben. Wie wir hören, waren die Herren von ihrem Aufenthalt und dem Entgegenkommen aller betheiligten Faktoren, speziell der Direktion der Rothhornbahn, in jeder Weise befriedigt. Sie begaben sich von hier auf die Signalspitze des Monte-Rosa (Guifetti-Spitze), um dort in der Margheritahütte, in der Höhe von 4560 Meter, ihre Beobachtungen fortzusetzen.

* In der „Meteorol. Zeitschr.“ berichtet J. M. Pernter, daß das Wetterschießen, das jetzt so viel von sich reden macht, schon vor nahezu 100 Jahren von zwei Gelehrten in Vorschlag gebracht worden ist. Im Jahre 1802 regte ein Professor Parrot in Riga die Untersuchung an, ob man nicht in der Region der Gewitter Zersetzungen bewirken könnte, um den Hagel zu verhindern, und warf dabei die Frage auf, ob es unmöglich wäre, eine schwache Bombe von etwa 20 Pfd. Pulver hoch genug zu schießen, und so, daß sie am höchsten Punkte des Steigens platzte. Ein Jahr später reichte ein Hr. Denlze der Akademie in Dijon eine Arbeit ein über die Mittel, Gewitter zu zerstreuen und das Hageln zu verhindern. Unter diesen Mitteln führt er die Hervorbringung von heftigen Erschütterungen in der Luft an und bemerkt, daß diese Erschütterungen hervorgebracht werden könnten durch das Läuten großer Glocken, das Schießen mit Böllern oder schwerem Geschütz, starkes Trommeln, die Detonation von Knallpulver und das Platzen von Raketen in der Luft.

* Ueber einen bisher so gut wie unbekannten Indianerstamm, nämlich die Seri-Indianer, hat der Amerikaner Dr. W. J. Mac Gee, der jenen Stamm als Leiter einer vom „Bureau of American Ethnology“ ausgesandten Forschungsexpedition zum erstenmale genauer studirt hat, kürzlich eine Einzelschrift veröffentlicht, der der „Globus“ einiges Nähere entnimmt. „Seri“ ist ein Wort der Opatasprache und bedeutet „flink“, während der Stamm selbst sich „Km Kúak“ nennt, d. h. „Unser großes Muttervolk hier“. Er bewohnt die Insel Tiburon im kalifornischen Meerbusen und ein beschränktes Gebiet auf dem Festlande im mexikanischen Staate Sonora. Vor 200 Jahren soll er noch mehrere Tausend Seelen gezählt haben, jetzt ist er auf 350 zusammengeschmolzen, von denen nur 75 erwachsene Männer sind. Der Stamm hat sich stets in völliger Vereinzelung gehalten, ist nie mit seinen Nachbarn in Verkehr getreten und daher auf einer sehr primitiven Stufe stehen geblieben. Die Männer und Frauen sind von edlem Wuchse und aufrechter Haltung, ihre Brust breit, die Glieder dünn, Hände und Füße sind unverhältnißmäßig groß, die Haare lang und üppig. Der Stamm kennt nicht einmal die Werkzeuge, wie sie sonst selbst die auf niedriger Stufe stehenden Völker haben. Die Stelle von Werkzeugen vertreten bei ihnen Hände und Zähne, ihre Waffen sind neben Bogen und vergifteten Pfeilen Zähne und Nägel. Die Frauen bemalen sich Gesichter, sonst kennen sie keinen Schmuck. Die Frau spielt eine hohe Rolle, so beim Hausbau, bei der Arbeit, als Gesetzgeber und Richter. Vielweiberei scheint üblich zu sein. Die Sprache der Seri-Indianer ist selbständig, kein Yumadialekt. Ihre Nahrungsquellen sind Fischfang und Jagd auf Schildkröten. Als Behausungen dienen rohe Hütten, die die Frauen unter Gesang aufbauen und beim Weiterziehen abbrechen.

-g. **Heidelberg.** Der außerordentliche Professor Dr. Johannes Hoops ist zum ordentlichen Professor der englischen Philologie ernannt worden.

λ. **Aus Württemberg.** Die drohende Veräußerung des Kernerhauses in Weinsberg beschäftigt derzeit manche Gemüther, und besonders die „Heilbronner Neckarzeitung“ hat nicht bloß das ganze Schwabenland, sondern ganz Deutschland zu Mitteln und Beiträgen aufgefordert, um diese Veräußerung zu verhüten. Der 81jährige Sohn des Dichters Justinus Kerner, Theobald Kerner, hätte das von ihm seither pietätvoll gepflegte und geschmückte Elternhaus, in dem so viele Heroen der Kunst, Musik und Literatur, Fürsten und Herren, Dichter und Diplomaten, Namen vom besten Klang einst aus- und eingegangen sind und die liebenswürdigste Gastfreundschaft des Dichters und seines „Rickele“ gefunden haben, am liebsten an den Staat selbst abgegeben. Nun dies aber nicht erfüllt zu werden scheint, will er selbst bei Lebzeiten lieber das elterliche Besitzthum an einen geeigneten Käufer übergeben, der die nöthige Pietät dafür besitzt. Noch hängen die Familienbilder Kerners, seines Bruders Georg, das Bild der Freunde, Lenau's, Freiligraths, Uhlands, Geibels, Schwab, der einst soviel besprochenen Seherin von Prevorst und andere in den Gemächern dieses Hauses, das im Jahre 1822 inmitten blühender Wiesen und Gärten gebaut wurde und in dem Justinus selbst bis zu seinem im Jahre 1862 erfolgten Tode wohnte, zuletzt fast ganz erblindet. Er hatte vor seinem Tode noch einstens seinem Sohne gesagt: „Dies Haus soll auch noch nach meinem Abscheiden mein Haus sein. Ich will darin wohnen bleiben; die Freunde, die es besuchen, sollst du in meinem Namen empfangen und sie sollen sich heimisch darin fühlen, und du sollst ihnen von mir erzählen, und sollst Haus und Garten und jeden Baum, den ich gepflanzt, ehren und lieb haben.“ Deßhalb wäre es allerdings zu wünschen, daß das freundliche, rebenumwachsene, vom Glanz der Dichtung und Gastfreundschaft verklärte Haus nach dem Tode des jetzigen Inhabers in geeignete Hände kommen würde. Es verdient dieses Geschick so gut wie die nahe Weibertreu selbst mit ihren grauen, epheuumrankten Ruinen, mit ihrem „steinernen Album“, der Fülle von Wandschriften aller Art, von Kaisern (Kaiser Alexander I), Fürsten, Dichtern, Künstlern und Gelehrten, die einstens hier heraufgestiegen sind und ihre Namen verewigt haben.

* **Bonn.** Wie die „Germania“ meldet, ist der außerordentliche Professor an der hiesigen Universität Dr. Martin Spahn als Varrentrapps Nachfolger zum Ordinarius der neueren Geschichte in Straßburg berufen worden. Spahn steht erst im 26. Lebensjahre.

* **Berlin.** Professor Dr. Greeff, der, wie in Nr. 196 der „Beilage“ gemeldet, einen Ruf nach Rostock erhalten hat, wird auf Veranlassung des Kultusministeriums die Stelle als Leiter der Augenklinik an der hiesigen Charité beibehalten und daher die Berufung ablehnen.

* **Aus der Schweiz.** Der ordentliche Professor für romanische Philologie an der Universität Bern Dr. Emil Freymond hat einen Ruf an die deutsche Universität in Prag erhalten.

* **Aus Italien.** Der Forschungsreisende Luigi Maria de Albertis ist im Alter von 60 Jahren in Sassari gestorben. Er studirte Naturwissenschaften und unternahm drei erfolgreiche Forschungsreisen nach Neu-Guinea und den Sandwich-Inseln. Die italienische „Geographische Gesellschaft“ verlieh ihm für seine Forschungen eine große goldene Medaille. Sein Hauptwerk: „In Neu-Guinea, wie ich gelebt und was ich gethan habe“, ist in mehrere Sprachen übersetzt worden.

Dp. **Aus Griechenland.** Der vor zwei Jahren neu ernannte Professor der Pädagogik an der Universität Athen, D. K. Zangogiannis, der seine gründliche Kenntniß des deutschen Unterrichtswesens in zahlreichen Arbeiten niedergelegt hat, wurde seines Amtes enthoben wegen eines Artikels in der „Deutschen Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen“ Bd. VI, in dem er, selbst früherer Gymnasialdirektor, die Zustände an den griechischen Gymnasien einer freimüthigen Kritik unterzogen hatte. (Da Zangogiannis gegenwärtig der einzige aus deutscher Schule hervorgegangene wissenschaftliche Gymnasialpädagoge in Griechenland ist, so muß man bezweifeln, ob die griechische Regierung mit dieser kleinlichen Maßregel der Wissenschaft einen Dienst erwiesen hat. D. Red.).

Jahrgang 1901. München, Montag, 9. September. Nummer 206.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A·1798·Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Phänomenalistische Natur- und Weltanschauung.

Von Dr. Hans Kleinpeter.

### I.

Seit altersher hat die Art der Naturauffassung einen Angelpunkt jeder Weltanschauung gebildet. Von den Tagen des Weisen von Milet an bis auf unsre Zeit hat es nicht an Versuchen gefehlt, beide Fragen in einem zu lösen, wie die Systeme alter und neuer Philosophen beweisen, die ohne tiefere Detailkenntnisse, ja mitunter selbst ohne nennenswerthe Erfahrung über den Verlauf der Naturerscheinungen diese Frage „aus ihrem System heraus" ohne weiteres zu erledigen versuchten.

Es war unter solchen Umständen nicht mehr als naturgemäß, daß der erste Versuch einer Naturauffassung auf wissenschaftlicher Grundlage, wie er durch die großen Physiker und Mathematiker des 17. und 18. Jahrhunderts, deren Arbeiten sich vorwiegend auf das Gebiet der Mechanik bezogen, vorbereitet und gegen das Ende dieser Zeitepoche zuerst in bestimmtere Formen gekleidet und in seine Konsequenzen verfolgt wurde, eine so allgemeine und vielfach überschwängliche Anerkennung gefunden hat. Ebenso wenig darf es wundernehmen, daß derselbe nach dem Verblühen der Hegel-Schelling-schen „Naturphilosophie" wieder und zwar noch festere Wurzeln faßte als vorher; waren doch die vielen Lächerlichkeiten, die sich diese Schule zu schulden kommen ließ, ebenso kräftige Stützen für jeden Gegner derselben. Der Umstand aber, daß ihren Lehren von philosophischer Seite so hohe Anerkennung gezollt wurde, hat lediglich zur Folge gehabt, daß die Philosophie selbst in Mißkredit gerieth und ihr jedes Recht, in naturwissenschaftlichen Dingen mitzureden, abgesprochen wurde.

So war der Stand der Dinge in den 60er Jahren des verflossenen Jahrhunderts, zu jener Zeit, in der die materialistische Bewegung ihren Höhepunkt erreichte.

Seit dieser Zeit hat sich manches, aber nicht alles geändert. Der Materialismus verlor in dem Maße an Popularität, als sich immer zahlreichere seiner Folgerungen und Anschauungen als unhaltbar oder auch unfruchtbar erwiesen; im Gegensatze zu philosophischen Lehrmeinungen büßte er aber nicht seinen ganzen Gehalt ein, sondern erfuhr nur Einschränkungen im Umfange seiner Gültigkeit und Modifikationen seiner Form. Gegen seine Anwendung auf das Psychische besonders Stellung zu nehmen, erscheint heute kaum sonderlich nothwendig, wiewohl — unter anderem Namen — eine solche noch heute vielfach versucht wird; dagegen wird es wohl nur Wenige geben, die es nicht als selbstverständlich ansehen, daß alle Erscheinungen der unorganischen Natur auf mechanische zurückzuführen und damit als erklärt zu betrachten sind; ja in einem gewissen Sinne (psychophysischer Parallelismus) wird diese Anschauung auch auf das organische, ja psychische Gebiet noch immer ausgedehnt.

Bei der allgemeinen Verbreitung solcher Ueberzeugungen kann es nicht wundernehmen, daß die ersten von wissenschaftlicher Seite ausgehenden Versuche das Unhaltbare dieser mechanischen Theorie darzuthun, so lange auf Anerkennung zu warten hatten, und noch heute mit derselben einen schweren Kampf zu führen haben.[1]) Es bedurfte einer ausgesprochenen Autorität, um die Geister aus diesem Zustande aufzurütteln und ihnen zu zeigen, daß noch eine ganz andere Naturauffassung möglich ist, als die bisher für unfehlbar angesehene. Diese Wirkung hat Kirchhoff durch seine bekannte Definition der Mechanik, „die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen zu beschreiben, und zwar vollständig und auf die einfachste Art zu beschreiben", hervorgerufen. Allerdings war diese Wirkung keine durchgreifende; der Kirchhoff'sche Ausdruck blieb vielfach unverstanden und Kirchhoff selbst unterließ weitere Auseinandersetzungen über dieses Thema. Immerhin wirkten aber seine Worte im aufmunternden Sinne auf Jene, die sich mit ähnlichen Gedanken trugen, und waren auch nicht ohne Einfluß auf die Aufmerksamkeit, die man ihnen nun zuzuwenden begann.

Schon zu Beginn der 60er Jahre hatte Mach die Unhaltbarkeit der herrschenden mechanistischen Naturauffassung erfaßt. Doch war es ihm, wie er selbst erzählt, nicht möglich, sich mit seinen Gedanken an die Fachgenossen zu wagen, ohne überall Anstoß zu erregen. Einer kleineren Arbeit von Mach, welche die seither berühmt gewordene Definition der Masse enthielt und eine Auffassung von der Aufgabe und Methode der Mechanik darlegte, wie sie fast genau ebenso ein Vierteljahrhundert später in der nachgelassenen Mechanik von Heinrich Hertz zum Vorschein kam, wurde dasselbe Schicksal zutheil wie Helmholtz' grundlegender Arbeit „Ueber die Erhaltung der Kraft": sie wurde vom Herausgeber des führenden physikalischen Journals zurückgewiesen. Sie war eben, wie Mach erläuternd bemerkt, „nicht in der Sprache der Physik geschrieben"; sie enthielt erkenntnißtheoretische Auseinandersetzungen, einen bisher in physikalischen Zeitschriften unbekannten Artikel.

[1]) Ich meine allerdings unter diesen Versuchen nicht die Anstrengungen der sogenannten energetischen Schule; denn in allgemein philosophischer Beziehung ist es ziemlich gleichgültig, ob vom Begriffe der Kraft oder der Energie ausgegangen wird; vermeiden läßt sich der Begriff des Stoffes in dem einen Fall so wenig wie in dem anderen.

Heute, nach mehr als dreißig Jahren, kann man allerdings nicht mehr behaupten, daß es Machs Schriften an entsprechender Würdigung fehle, wenn auch immerhin noch manches zu wünschen übrig bleibt. Seine Ansichten sind mehr und mehr populär geworden, ja fast könnte man sagen, „modern“.

Er ist auch nicht der einzige Vertreter seiner in vieler Hinsicht so eigenartigen Ideen geblieben. Auch andere Männer der Wissenschaft kamen auf selbständigen Bahnen zu verwandten Anschauungen. Außer Kirchhoff, der sich leider nie in ausführlicherer Weise geäußert hat, ist diesen vor allem der berühmte bereits genannte Elektriker Heinrich Hertz zuzuzählen, der für die Fragen der Natur- und Weltanschauung kaum weniger geleistet hat als für die Erforschung der elektrischen Erscheinungen. Außerdem wären noch einige in Deutschland weniger bekannte Namen englischer und amerikanischer Denker hervorzuheben: so der des kürzlich verstorbenen Deutschamerikaners J. B. Stallo, der in seinem hochinteressanten Werke „The concepts and theories of modern physics“ eine ebenso eingehende wie vernichtende Kritik der mechanischen Atomtheorie geliefert hat, dann der des Mathematikers Clifford, der sich auch viel mit allgemein wissenschaftlichen Fragen beschäftigt hat, und des gegenwärtig am Gresham College in London thätigen K. Pearson, dessen Buch „The grammar of science“ kürzlich in zweiter Auflage erschienen ist und dem Mach die zweite Auflage seiner „Analyse der Empfindungen“ zugeeignet hat. Auch von philosophischer Seite sind nahverwandte Ansichten geäußert worden, so von Avenarius, dessen Uebereinstimmung mit Mach indessen überschätzt worden sein dürfte, dann von manchen Vertretern der sogenannten immanenten Philosophie — wie denn Machs Philosophie im ureigensten Sinne des Wortes eine immanente ist —, so von v. Schubert-Soldern und von v. Leclair, ferner in einer sehr nahekommenden Weise von H. Cornelius. Auch Rickert hat in mancher Hinsicht nahverwandte Anschauungen entwickelt.

Es handelt sich also um eine ganze Reihe von Forschern, die, so verschieden auch manche ihrer Ansichten im einzelnen sind, doch eine unverkennbare gemeinsame Tendenz ihrer Arbeiten hervortreten lassen. Noch hat dieselbe keinen Namen erhalten, wenngleich schon mehrere Aussprüche ihrer Vertreter die Stufe mißverstandener Schlagwörter erreicht haben; sie wird wohl auch in Zukunft sich nicht durch solche abthun lassen. Das, was vorgeht, ist in Wirklichkeit eine so durchgreifende Aenderung der Denkweise über Ziele und Methoden der Wissenschaft, wie sie weder der Beginn der Neuzeit, noch das Zeitalter Kants erlebt haben dürfte. Am meisten wird man ihr wohl gerecht, wenn man ihr das nachsagt, was Kant gewollt, aber nicht erreicht hat.

Im Gegensatze zu den seinerzeitigen Erwartungen Kants vollzieht sich dieser Umschwung nicht jäh, sondern allmählich. Alteingewurzelte Vorurtheile führen eben ein zähes Leben — namentlich dann, wenn man sich dessen gar nicht gewahr wird, daß es sich um solche handelt. „Man kann mit diesen Dingen nur auf die jüngere Generation wirken“, äußerte Mach resignirt. Der Kampf gegen die Metaphysik ist infolgedessen eine der wichtigsten und dringendsten Aufgaben. Darin stimmen Mach, Stallo und Pearson überein. Dasselbe Programm hatte schon Kant aufgestellt, aber vom modernen Standpunkte aus muß er noch immer als großer Metaphysiker — das Wort „groß“ nicht in gutem Sinne gemeint — angesehen werden. Das Interessanteste an der Sache ist, nämlich das, daß Metaphysik auch dort steckt, wo man sie gewöhnlich gar nicht vermuthet, so z. B. in den Lehren moderner Naturforscher. Sie dort aufzudecken, hat Mach als Hauptaufgabe seines Lebens hingestellt. Mit diesem Programmpunkte steht die genannte neue Schule der Naturforschung im wesentlichen auf dem Boden Kants. Der weitere Schritt ist dann „Befreiung von metaphysischen Elementen“, und da diese unbegründete Annahmen vorstellen, so heißt dies so viel wie „voraussetzungslose Darstellung der Thatsachen“. Das ist aber dasselbe Ziel, das sich die Wissenschaft auch vorher schon gestellt hatte; Machs und der anderen Forscher Streben läuft also, im Grunde genommen, darauf hinaus, das Prinzip der Wissenschaftlichkeit zur vollsten uneingeschränktesten Geltung zu bringen. Und da die Wissenschaft nicht alles lehren kann, so predigt Mach noch eine zweite Kunst: dort, wo die Wissenschaft uns im Stiche läßt — zu schweigen. Er erklärt es für eine Pflicht des Naturforschers auch eine unvollkommene Anschauung ertragen zu lernen.

Daß auch Kirchhoff und Hertz dieses Prinzip der Wissenschaftlichkeit in einem besonderen Maße verfolgt haben, ist auf den ersten Blick klar. In der Art der Auswahl jener Punkte, auf die man es anwendet, sind allerdings Verschiedenheiten möglich. Das erklärt zumeist die Abweichungen in den Anschauungen der genannten Denker.

Es scheint nicht nothwendig, die Richtigkeit dieses Prinzips zu vertheidigen. Zwar hat auch das Gebilde der Phantasie seinen „Kunstwerth“; es wird aber wohl nicht bestritten werden können, daß ein Bedürfniß der gesammten Menschheit vorliegt, die Grenzen des Sicheren zu ziehen.

Anders liegt jedoch die Sache, sobald es sich um die Anwendung des Prinzips handelt und um die Frage, wann dasselbe erfüllt sei. In dieser Beziehung zeigen sich namentlich zwischen den Naturforschern und Philosophen große Unterschiede; die ersteren merken gar nicht die Verletzung des Prinzips, die den letzteren am meisten auffällt; und die letzteren schließen darauf auf die Unmöglichkeit seines Einhaltens.

Doch das Eine wie das Andere ist unrichtig; die mechanische Naturauffassung der heutigen Naturforscher ist nicht frei von metaphysischen Annahmen; sie ist aber auch nicht die einzig mögliche. Es ist eine Naturanschauung möglich, die die Blößen der mechanistischen nicht besitzt, die philosophisch, bezw. erkenntnißtheoretisch einwandfrei ist und die nicht etwa leere philosophische Spekulation ist, sondern in noch weit höherem Grade den bisher als „exakt“ bezeichneten Charakter wahrt und zur unmittelbaren Wiedergabe der Beobachtungen die geeignetste ist.

Diese Naturanschauung ist von Mach und Boltzmann die phänomenalistische genannt worden.

Die Frage nach ihrer Berechtigung als Grundlage und Zielpunkt der Naturforschung ist gegenwärtig eine der umstrittensten Fragen der Physik. Kein Geringerer als Boltzmann hat seine Stimme im gegentheiligen Sinne erhoben; auf der andern Seite steht das Beispiel Kirchhoffs, der in der Auffassung der Wärmelehre noch mehr als in der der Mechanik den phänomenalistischen Standpunkt eingenommen hat, das Verhalten von Heinrich Hertz gegenüber der Frage nach der Begründung der Maxwell'schen Lehre und endlich in erster Linie seine sowie Machs ausführliche Auseinandersetzungen über das Wesen physikalischer Theorien, wie auch die analogen Ausführungen Stallos, Cliffords und Pearsons.

Die Kontroverse über diese Frage ist sowohl auf den letzten Naturforscherversammlungen zu München wie auch in gesonderten Publikationen geführt worden. Ein Blick in die Einleitungen neuerer Lehrbücher der Physik und Chemie lehrt gleichfalls, welches Interesse man der Frage gegenwärtig zuwendet.

Um dieselbe entsprechend würdigen zu können, ist es vor allem nothwendig, Einsicht in die Natur der mechanischen Naturanschauung und ihre Gebrechen zu gewinnen.

In ausgezeichneter systematischer Weise ist dies durch Stallo in seinem bereits citirten Werke geschehen. Ein kurzer Abriß seines Gedankenganges ist daher wohl die geeignetste Darstellung der Gebrechen der mechanischen Naturanschauung.

Die Hauptsätze derselben sind nun die folgenden: Alle Naturerscheinungen lassen sich in letzter Linie auf Masse und Bewegung als eigentliche letzte Elemente der Wirklichkeit zurückführen, d. h. jede Naturerscheinung läßt sich als Bewegung von Massen darstellen. Masse und Bewegung sind ihrem Wesen nach grundverschieden und nicht in einander überführbar. Die Masse bleibt dieselbe, mag sie in Ruhe oder Bewegung sich befinden. Weder Masse noch Bewegung können von selbst entstehen oder vergehen, der Betrag einer jeden erhält sich unverändert. Aus diesen Grundannahmen ergeben sich zunächst zwei Folgerungen mit Nothwendigkeit: die der Trägheit und der Gleichförmigkeit der Materie. Denn da Masse und Bewegung ganz verschiedener Art sind, kann nur Bewegung Ursache von Bewegung sein. Und die Masse an sich kann nicht ungleichförmig sein, da alle Verschiedenheiten durch Bewegung verursacht werden sollen. Fügt man nun diesen Grundprinzipien der mechanischen Naturanschauung noch die allgemein übliche Annahme atomistischer Konstitution der Materie hinzu, d. h. betrachtet man die Materie nicht als kontinuirlich, sondern als aus diskreten Theilen bestehend, so kommt man zu folgenden vier Grundsätzen der mechanischen Atomtheorie: 1. Die Ureinheiten der Masse sind einfach und in allen Beziehungen untereinander ganz gleich. 2. Die Ureinheiten der Masse sind absolut hart und unelastisch — eine unmittelbare Folge ihrer Einfachheit, die jede Bewegung von Theilen ausschließt. 3. Die Ureinheiten der Masse sind absolut träge, demnach rein passiv. 4. Alle sogenannte potentielle Energie ist in Wirklichkeit eine kinetische. Zu diesen vier Grundannahmen wird man geführt, sobald man die mechanische Naturanschauung mit Konsequenz verfolgt und Widersprüche vermeiden will.

Stallo zeigt nun, daß diese vier Postulate der mechanischen Naturauffassung mit den Ergebnissen der Wissenschaft in unlösbarem Widerspruche stehen.

Die erste der Annahmen von der Gleichheit der Urelemente steht in einem ausgesprochenen Gegensatze zu dem Gesetz von Avogadro, dem Grundstein der modernen Chemie. Die Anforderungen der Thermodynamik, die Resultate der Messungen der specifischen Wärme des Quecksilberdampfes durch Kundt und Warburg verbieten eine weitere Eintheilung der gewöhnlichen Atome in viele kleinere Einheiten. Die Annahme der absoluten Härte und Starrheit der Atome steht mit den Anforderungen der kinetischen Gastheorie und dem Erhaltungsgesetz der Energie in einem Widerspruche, der sich auch durch Anwendung von rotirenden Systemen nicht beseitigen läßt. Die Annahme der absoluten Trägheit führt zur Ausschließung jeder andern physikalischen Wirkung, als der durch unmittelbare Berührung. Nun ist es aber bis jetzt nicht möglich gewesen, die Gravitation als solche aufzufassen. Thatsächlich war die Aufstellung des Massenanziehungsgesetzes Newtons eine treffliche Manifestation phänomenalistischer Naturauffassung, die auch eben deßhalb von Seite der Zeitgenossen auf heftigen Widerspruch stieß. Dies Gesetz war eben keine Erklärung im Sinne der mechanischen Naturanschauung. Auch hier steht also das Verlangen der mechanischen Theorie im Widerspruche zu den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung. Zu bemerken ist überdies, daß der Stoß nur einer sehr rohen Betrachtung sich als einfacher Vorgang darstellt. Das Verlangen nach der kinetischen Natur aller Energie steht im direkten Gegensatz zu der Entwicklung, den die neuere Physik in Bezug auf den Energiebegriff durchgemacht und der zu der Anschauung geführt hat, daß jeder physikalische Vorgang auf einer Umwandlung von potentieller Energie in kinetische oder umgekehrt beruht. Eine Vermeidung des Begriffes potentieller Energie hat sich als ganz unmöglich herausgestellt.

Stallo geht ferner auf eine Prüfung der Gründe ein, die zur Aufstellung der Hypothese von der atomistischen Zusammensetzung der Materie geführt haben, und stellt die Frage nach dem erklärenden Werth der atomistischen Hypothese, die er zum Schlusse mit den Worten Lord Kelvins (Sir William Thomsons) beantwortet, denen zufolge die „Annahme von Atomen keine Eigenschaft eines Körpers erklärt, welche nicht vorher den Atomen selbst zugeschrieben worden ist".

Noch schlimmer ergeht es einer Prüfung des Werthes der kinetischen Gastheorie als Hypothese. Zu diesem Zwecke gelangen zunächst die Anforderungen, die an eine solche gestellt werden, zur Erörterung. Sie soll zur Erklärung physikalischer Thatsachen dienen; Erklärung heißt aber Zurückführung auf einfachere Thatsachen. Was macht aber die kinetische Gastheorie? Sie führt den einfachsten Aggregatzustand, den gasförmigen, der sowohl in physikalischer wie in chemischer Beziehung sich am regelmäßigsten verhält, auf den festen zurück, dessen Beziehungen viel komplizirtere sind. So wird z. B. die Elastizität eines Gases durch die Elastizität fester Körper erklärt, während doch erstere in jeder Beziehung die einfachere ist. Ja sie benützt zur Erklärung „Thatsachen", die gar nicht aus der Erfahrung stammen, d. h. sie setzt an Stelle von Thatsachen unbegründete Annahmen. Es sind dies die Annahmen, daß alle Gase aus festen Partikeln bestehen, die vollkommen elastisch sind und sich beständig in Bewegung befinden. Keine dieser Annahmen läßt sich experimentell bestätigen.

Wer also glaubt, daß die heutige mechanische Atomtheorie ohnehin das leistet, was man von einer Theorie zu erwarten hat und die Frage nur dahin gestellt wissen will, ob nicht eine andere Theorie ihren Zweck besser erfülle, der ist in einem großen Irrthum befangen. Von den drei Anforderungen, die Hertz an eine Theorie stellt, nämlich Widerspruchslosigkeit, Richtigkeit und Zweckmäßigkeit, fehlt ihr die erste und dritte. Daß sie die zweite erfüllt, ist nur eine Folge ihres ständigen Gebrauches durch die Physiker und Chemiker.

Die mechanische Atomtheorie kann somit keinen Anspruch erheben, eine endgültige Naturanschauung vorzustellen; sie muß von diesem Standpunkte aus völlig verworfen werden.

Es geht daher auch nicht an, Anderen Anschauungen vorzuwerfen, daß sie das oder jenes nicht leisten, was die Atomtheorie uns angeblich zu bieten vermag.

Und da kommen wir auf einen Punkt, der gewöhnlich als Hauptvorwurf gegen die phänomenalistische An-

schauung erhaben wird, daß sie nämlich das Erklärungsbedürfniß des menschlichen Geistes unbefriedigt lasse. Wir haben soeben gesehen, wie wenig gerechtfertigt es wäre, von einer Erfüllung desselben durch die mechanische Naturauffassung zu reden, da ja diese nicht einmal eine widerspruchsfreie Theorie darstellt; und müssen uns somit zuvor die Frage stellen, ob eine Erklärung in dem Sinne, wie man sie fälschlicherweise von der mechanischen Atomtheorie erwartet, überhaupt einen Sinn hat.

Ein kurzer Rückblick auf das Entstehen und Werden der Naturanschauungen der Menschheit lehrt, daß diese Frage zu verneinen ist.

Der Naturmensch faßt die Erscheinungen der ihn umgebenden Natur als Willensäußerungen von Wesen auf, die gleich ihm organisirt sind, ihn jedoch an Macht übertreffen. Das ist begreiflich; denn was ist eine Naturerscheinung anderes als ein unserm Willen, unsrer Freiheit auferlegter Zwang? Wir können das Feuer fühlen oder es uns bloß vorstellen; ob wir letzteres thun wollen oder nicht, hängt nur von uns ab; nicht so ist es aber mit dem Empfinden desselben bestellt. Wir müssen es fühlen, ob wir wollen oder nicht. Die Naturwissenschaft ist dazu da, um uns die Schranken des menschlichen Willens kennen zu lehren. Als Schranken unsrer Willensfreiheit lernen wir „die Natur“ kennen, es ist daher begreiflich, daß wir in ihr die Aeußerung eines dem unsrigen fremden und ihm überlegenen Willens erblicken. Das ist die sogenannte animistische Naturanschauung, die überall lebende Wesen hinter den Coulissen sieht. Mit der fortschreitenden Einsicht in den Zusammenhang aller Naturerscheinungen untereinander tritt an Stelle der vielen Götter ein einziger Lenker des Weltalls.

Die moderne Naturforschung hat auf derlei Anschauungen vielfach mit Mißachtung, wenn nicht Verachtung herabgeblickt. Was aber thut sie selbst? Sie erklärt die Naturerscheinungen durch „Einwirkungen“ von todter lebloser Materie, die zufolge eines ihrer obersten Grundsätze ja absolut träge, also rein passiv sich zu verhalten hat! Mit Recht blicken die Theologen auf derlei Naturerklärungen mit gleicher Verachtung herab. Ja sie haben ganz recht, wenn sie diese Auffassung für eine inferiore betrachten. Der Wilde schreibt den Willen doch wenigstens menschenähnlichen Wesen zu, der Naturforscher der todten Materie. Wenn nun aber von der Materie logischerweise keine „Wirkungen“ ausgehen können, wie sieht es dann mit dem „Erklären“ aus? Offenbar zerfällt dieser Begriff in Nichts; die „Wirkungen“ bleiben hypothetischer Natur und wir können sie nie wirklich wahrnehmen. Es ist also nicht richtig, wie noch immer mit großer Hartnäckigkeit geglaubt wird, daß uns die mechanische Naturanschauung etwas im landläufigen Sinne des Wortes „erklären“ kann. Denn als eine fremde Macht tritt uns die Natur entgegen; sind auch alle Elemente der Natur, die Gesichts-, Gehör-, Wärme- und andere Empfindungen, Elemente unsrer selbst, so hängt doch das Auftreten derselben nicht von uns ab, wir stehen ihnen oder richtiger gesagt, ihrer Aufeinanderfolge fremd gegenüber und können nichts anderes thun, als diese zu beobachten und zu beschreiben.

Das aber bildet den Hauptgrundsatz der phänomenalistischen Naturauffassung.

(Schluß folgt.)

## Nachklänge aus dem Jahre 1835.

Aus den Akten des Großherz. Badischen Landesarchivs zu Karlsruhe von Dr. Heinr. Hub. Houben.

II. (Schluß.)

In seiner umfangreichen Anklageschrift vom 8. Dezember, die den Angeklagten am 21. Dezember zugestellt wurde, hatte der Staatsanwalt Minet Gotteslästerung, Verächtlichmachung des christlichen Glaubens und der Kirche und Darstellung unzüchtiger Gegenstände aus der „Wally“ nachzuweisen gesucht, und gegen Gutzkow ein Jahr, gegen Löwenthal drei Monate Zuchthaus beantragt; eventuell gegen Gutzkow drei Monate Gefängniß; in omnem eventum aber wenigstens gegen Löwenthal drei Monate Gefängniß und gegen Gutzkow Ausweisung.

Der Gerichtshof gab diesem drakonischen Antrag keine Folge; Gutzkows Selbstvertheidigung vermochte die Beweisgründe des Staatsanwalts bedeutend zu entkräften. Das Urtheil, das am 12. Januar nach 3½stündiger Berathung gefällt, und am 13. verkündet wurde, lautete auf einen Monat Gefängniß, doch wurde die Untersuchungshaft nicht angerechnet; nur die „verächtliche Darstellung des Glaubens der christlichen Religionsgesellschaften“ hatte der Gerichtshof aufrecht erhalten.

Sofort legte der Staatsanwalt Bayer Berufung ein, ebenso der großherzogliche Fiskus, dem zwei Drittel der Kosten zugeschoben worden waren. Um die Untersuchungshaft nicht zu verlängern, erklärte sich Gutzkow am 14. Januar bereit, sofort die vierwöchentliche Gefängnißstrafe anzutreten, unbeschadet jedoch des ihm gegen das Urtheil zuständigen Rekurses, über den er sich noch bedenken wolle. Am selben Tage reichte dann sein Anwalt Weller die Koappellation ein. Zu einer weiteren Verhandlung aber kam es nicht mehr. Gutzkow war müde geworden, die lange Untersuchungshaft mit ihrer marternden Unsicherheit hatte seine Kampfeslust gebrochen; nun er eine nicht allzu schlimme Gewißheit hatte, hegte er nur den einen Wunsch, daß die Aussicht auf baldige Freiheit nicht wieder durchquert werde, und so richtete er denn an den Minister Winter am 15. Januar ein Bittgesuch, ihn mit der Qual weiterer Verhöre verschonen, und die Appellation nicht zulassen zu wollen. Diesmal hatte sein Appell an den „Vater Winter“ Erfolg: am 3. Februar nahm der Staatsanwalt die „angemeldete und bereits gerechtfertigte“ Appellation, „vom Großherzoglichen Justizministerio ermächtigt“ zurück, und bat nur, Gutzkow nach bestandener Strafe aus dem Großherzogthum fortzuweisen.

Am 10. Februar mittags wurde dann Gutzkow laut Anzeige des Stadtamts an das Hofgericht entlassen; nach der Erklärung des Amtschirurgen Nötling machte ein Unwohlsein ihm unmöglich, in den nächsten Tagen eine Reise anzutreten; er erhielt deßhalb nur die Weisung, sich sobald es sein Gesundheitszustand erlaube, über die Grenzen zu begeben.

Gutzkows Advokat hatte aber schon zur Appellation eine „Vernehmlassung“ entworfen, die unterm 3. Februar zu den Akten kam, und wohl manches aus der Vertheidigungsrede Gutzkows, die nicht erhalten ist, referirte. Schon der „alte Rationalist“ Paulus hatte in seinem Sendschreiben an Gutzkow vermuthet, daß die Appellation neue Gesichtspunkte zutage fördern werde, und zu einer Weiterführung des Verfahrens gerathen. In jener Vernehmlassung nun finden sich verschiedene bemerkenswerthe Aeußerungen, die nach ihrem literarischen Gehalt zweifellos auf Gutzkow zurückzuführen sind, und zum Schluß eine Vermuthung, die für die Schicksale des „jungen Deutschlands“ von besonderer Wichtigkeit ist.

„Die menschlichen Leidenschaften“, heißt es da, „waren von der Iliade bis zur neuesten Zeit stets der Stoff der Romane. Doch Zorn, Liebe, Haß, Trunkenheit waren verbrauchte Themata, der Angeklagte suchte einen neuen Stoff, und fand ihn in dem Religionszweifel, welchen er in seiner Entstehung und seinen Folgen beschreibt, was aber so erlaubt ist und sein muß, wie die Beschreibung anderer Laster, ohne

daß es bisher Jemand eingefallen ist, den Erzähler von Mord und Diebsgeschichten mit der Strafe dieser Verbrechen belegen zu wollen. Wenn nun solche Leidenschaft beschrieben werden sollte, so mußte nothwendig auch gesagt werden, worin solche besteht, nemlich in dem Zweifel an der Gottheit Christi u. dgl. Daß der Verfasser solches aber wirklich als Laster und nicht als nachahmungswürdig und lobenswerth darstellen wollte, zeigte der Zusammenhang seines ganzen Romans.

Ein gewisser Cäsar ist der Held desselben, welcher den Saamen der Religionsverachtung in die Brust der Wally säet, die ihn angestaunt. Solche, die Tochter reicher Eltern, hat zwar eine brillante, aber moderne oberflächliche Erziehung, ohne Begegnung der Religion, sie ist ursprünglich sehr leichtsinnig, aber nicht schlecht, nicht liederlich. Conf. ihr Selbstbekenntniß p. 217, wo sie sich noch am Schlusse des Romans eine unberührte nennen kann. Die angeblichen Stellen sind eines Theils Reden dieses Cäsars, theils Auszüge aus seinen Geständnissen über Religion und Christenthum (p. 264—306), die er (in der Form der Geständnisse einer schönen Seele in Goethes Wilhelm Meister) auf Wallys Bitten derselben mitgetheilt (cf. p. 260). Die Tendenz des Romans ist nur, zu zeigen, welch schweren Eindruck solche Sophismen auf ein Mädchen mit bloß moderner Erziehung ohne Religionsbasis machen können, und es wird ihnen dadurch der Staab gebrochen, daß gezeigt wird, wie sie zur Verzweiflung, zum Selbstmorde führen. (p. 305, 307, 311—13.)"

Der Vertheidiger beruft sich dann des Breiteren auf das „Sendschreiben" des Kirchenraths Paulus und fügt noch hinzu: „Daß aber jene Grundsätze Cäsars in einer eigenen Abhandlung als Theil des Romans erscheinen, wird ganz ohne Einfluß seyn, die schon angeführten Geständnisse einer schönen Seele, welche dem Angeklagten hier als Muster dienten, sind ganz pietistisch, und doch war ja Goethe bekanntlich nichts weniger als Pietist."

Der Nachtrag „Wahrheit und Wirklichkeit" wird sodann völlig auszuschalten versucht, was bisher noch nicht geschehen war. Der Advokat geht aber noch weiter, wie die Wirklichkeit. Thatsache war, daß dieser Abschnitt unter gleichem Titel in Nr. 174 des „Phönix" in Frankfurt anstandslos censirt worden; gewiß hatte ihn Gutzkow geschrieben, was der Vertheidiger sogar in dieser Vernehmlassung irrthümlich bestreitet.

Hatte erst die Aussicht, daß nicht das Preßgesetz vom 31. Dezember 1831, sondern die Reichspolizeiordnung von 1577 bei dem Verfahren in Anwendung komme, Angeklagten und Vertheidiger in leicht erklärliche Bestürzung versetzt, so waren sie jetzt gegenüber der Appellation des Staatsanwalts in der Lage, sich gerade auf sie zu berufen, indem nämlich der Unterschied, den sie zwischen mittelbarer und unmittelbarer Gotteslästerung machte, das unerwartet milde Urtheil gerechtfertigt hatte.

Ebenfalls mit Berufung auf den alten „Nationalisten" wird dann die Sittlichkeit der Kunst als eine besondere dargestellt, die mit der bürgerlichen Sittlichkeit nichts zu schaffen habe. „Bis zu diesem Prozesse kennt die Geschichte noch kein Beispiel, daß ein Schriftsteller wegen begeisterter Beschreibung weiblicher Reize gerichtlich verfolgt wurde, obgleich alle in neuerer Zeit voll von derartigen Beschreibungen sind. Ich nenne von alten nur das Hohelied Salomonis, Homers Beschreibung der Schönheit der Helena, sodann von neueren Wielands Urtheil des Paris, Idris und Zenide, Tiecks William Lowell, Goethes (Schweizerreise?) und Wilhelm Meister, worin dieselben Scenen beschrieben sind, viele Gedichte sogar von Schiller und Bürger. Hat man die Schriften unsrer Autoren zweiten Ranges, eines Kotzebue, Clauren, Laun vor Gericht gestellt, die doch wahrhaft unzüchtige Beschreibungen enthielten! Werden doch heutzutage noch in allen Buchläden und Lesegesellschaften selbst Schandwerke, wie Casanova, Paul de Coq, Voltaires Pucelle, unter den Augen der Polizei verkauft und verbreitet. Wahrlich, an die gerichtliche Verfolgung der Sigmundscene hätte Niemand gedacht, wenn nicht Menzels tückische Bosheit durch sein Literaturblatt den Lärmen in die Welt gesetzt, und den Angeklagten aus persönlichem Hasse mit allen Schimpfworten, welche die deutsche Sprache kannte, überhäuft, ihn als Atheisten, Juden, Gotteslästerer, als sittenlosen Verführer des deutschen Volkes charakterisirt, und um seiner Anklage politisches Gewicht zu geben, ein junges Deutschland gedichtet hätte, dem er die verbrecherische Tendenz der giovine Italia in Verbindung mit der fraglichen Propaganda zuschreibt."

Der Schluß dieser „Vernehmlassung" zieht einen Gesichtspunkt herbei, dem Joh. Proelß in seinem mehrfach erwähnten Buche einen weiten Spielraum gelassen hat, obgleich er für seine Hypothesen keine direkten Beweise aus den Akten erbringen konnte. Er vermuthet, daß eine Verwechslung des literarischen „Jungen Deutschland", das sich in den Jahren 1833—1835 entwickelte, mit einem gleichnamigen politischen Geheimbund der Verfolgung der jungdeutschen Schriftsteller seitens des Bundestages eine solche Schärfe verliehen habe. Uebrigens hatte schon der „alte Nationalist" Paulus in seinem „Sendschreiben" das Leichtsinnige dieses „Namensunfugs", der die Polizei aufreizen müsse, mit dem Hinweis auf das politische „junge Italien" scharf getadelt. In der That hätte hier der Zufall, wenn wir nicht viel mehr an eine auf pikante Aktualität zielende Absicht glauben wollen, sonderbar gewaltet. Heinrich Laubes erster Roman „Das junge Europa" wurde geschrieben, als Mazzini die Propaganda für seinen politischen Geheimbund gleichen Namens eröffnete. Dieser Bund sollte sich in eine Reihe territorialer Sektionen gliedern, eine dieser Sektionen war unter dem Titel „Das junge Deutschland" bereits ins Leben getreten; es tagte in der Schweiz und wurde schon seit 1834 polizeilich beobachtet, wie die Bundestagsprotokolle beweisen. Als politischer Flüchtling hatte Mazini in Marseille ein Blatt La giovine Italia gegründet; am 1. Juli 1835 erschien die erste Nummer des Organs des politischen „jungen Deutschlands", la jeune Suisse. Gleichzeitig kündigten Gutzkow und Wienbarg die „Deutsche Revue" an, Wienbarg, der wenigstens als der Erfinder des Wortes „Junges Deutschland" seit der Widmung der „Aesthetischen Feldzüge" galt.

Ein weiterer „Zufall" ist Proelß entgangen. Mundt hatte seine „Madonna" ein „Buch der Bewegung" genannt, wie er 1840 im „Freihafen" erzählt; sein Freund, der Staatsminister v. Beyme, schrieb ihm, daß diese Benennung allein geeignet sei, „allgemeines Schrecken" zu verbreiten. Dem Autor der „Madonna" scheint die Erklärung dafür gefehlt zu haben; Wilhelm Schulz, der Flüchtling von Babenhausen, gibt sie uns in seinem „Briefwechsel eines Staatsgefangenen und seiner Befreierin" (1840; II. Seite 220): die demokratische Partei des Jahres 1832 nannte sich die „Partei der Bewegung", und Georg Büchner, der Dichter des „Danton", der in die letzte demokratische Verschwörung des Pfarrers Weidig von Butzbach verstrickt war, wurde gerade, während die Steckbriefe hinter ihm herliefen, von Gutzkow in Frankfurt auf den Schild erhoben.

Wer das Wort „junges Deutschland" geprägt, ist wohl nicht mit Sicherheit zu konstatiren. Mundt weiß von einem „neuen Deutschland" Laubes, aus dem Wienbarg ein „junges Deutschland" gebildet habe. Aber Gutzkow schreibt schon am 2. November 1833 Cotta von dem Heranwachsen einer „literarischen jeune Allemagne", und noch vor Erscheinen der „Aesthetischen Feldzüge" (April 1834) spricht er in einem Brief an Menzel vom 21. März 1834 von dem „jungen Deutschland, der Giovine Germania"; er kam gerade von Leipzig, er hatte dort Laube besucht, mit dem er im Sommer 1833 eine Reise nach Italien gemacht hatte; die Beziehung auf die giovine Italia mußte sich hier von selbst ergeben, und gerade im Zusammenhang mit Laube taucht in diesem Brief an Menzel der pikante Zusatz giovine Germania auf. Laube selbst nennt Wienbarg den Erfinder des Wortes, doch habe dieser es besonders im Hinblick auf die Artikel in der von Laube redigirten „Eleganten Zeitung" geprägt.

Wenn also hier eine Kette von Zufällen gleichsam die Leitung hergestellt hatte, wenn — was noch nicht bewiesen, aber immerhin wahrscheinlich ist — der Bundestag in dem Glauben war, keinen Unterschied zwischen dem literarischen und politischen jungen Deutschland machen zu dürfen, so kann von Zufall nur in den äußeren Ereignissen, z. B. in dem Auftreten Büchners, die Rede sein. Die viel-

fache Gleichheit der Namen aber ist sicher kein Spiel des Zufalls, sie liegt der spezifischen Art der jungdeutschen Schriftsteller zu nahe, in die Gegenwart unterzutauchen und mit den pikanten Schlagwörtern des Tages ihre Produktionen zu würzen.

Daß ihre Einsicht nicht weiter ging und sich die Folgen dieses stilistischen Leichtsinns vergegenwärtigten, mag dem Umstande zuzuschreiben sein, daß sie von dem Umfang der politischen Wühlereien und der bundestäglichen Beobachtungen keine rechte Vorstellung besaßen. Nähere Aufklärung kann uns darüber nur eine genauere Kenntniß des gleichzeitigen Briefwechsel vermitteln, so viel ich übersehen kann, ist aber darauf kaum mehr zu hoffen, da fast alles vernichtet wurde. Nur das Wiener Staatsarchiv kann vielleicht Aufklärung geben, wenn es seine Aktentresors nach 1830 endlich der Forschung zugänglich macht. — —

Zur Geschichte der „Wally" noch eine Schlußbemerkung. Als Gutzkow im Jahre 1852 einen Neudruck seines verhängnißvollen Romans veranstaltete, der unter dem Titel „Vergangene Tage" als 13. Band seiner „Gesammelten Werke" (Frankfurt, Literarische Anstalt J. Rütten) erschien, wollte die Komödie von 1835 eine Wiederholung erfahren. Der Staatsanwalt beim königlichen Stadtgericht zu Berlin, Meier, beschlagnahmte das Buch wiederum und forderte am 29. März 1852 vom badischen Appellationsgericht in Mannheim die Akten ein. Sie wurden dort fast ein Jahr lang bearbeitet, das königliche Obertribunal nahm sich aber wohl den Titel „Vergangene Tage" zu Herzen, und die ganze Sache scheint im Sande verlaufen zu sein. Habent sua fata libelli!

---

## Zur Evangelien-Kritik.

„Die Form der Evangelien ist die einzige originelle Form, mit der das Christenthum die Literatur bereichert hat," so sagt F. Overbeck in seiner Abhandlung über die Anfänge der patristischen Literatur. Einzig möchte man auch die Verhandlungen nennen, die von frühe an bis auf unsre Tage über diese Schriften geführt worden sind und geführt werden. Versuch folgt auf Versuch, das Problem der Entstehung unsrer kanonischen Evangelien zu lösen. Ein neuer liegt vor in dem Buche von Soltau.[1]) Den Grundsätzen, die der Verfasser bei anderen Gelegenheiten angewandt hat, will er volle Geltung eingeräumt wissen „auch bei einer Untersuchung über die Quellen und den Quellenwerth der neutestamentlichen Geschichte". Und die Ergebnisse solcher Forschung will er möglichst weiten Kreisen zugänglich machen, denn eine „klare Erkenntniß über das Echte und Werthvolle in der evangelischen Tradition ist gerade für den ernsten, denkenden Christen eine Nothwendigkeit"; sie allein setzt ihn in den Stand, thörichte, aus Uebelwollen oder aus Unwissenheit aufgestellte Behauptungen, wie sie immer wieder auftauchen, zurückzuweisen.

Zunächst behandelt Soltau die Synoptiker, die ersten drei Evangelien, in denen größere Abschnitte „ganz oder nahezu übereinstimmen", so daß ihr Inhalt übersichtlich nebeneinander gestellt und gleichzeitig überschaut werden kann. Die Entstehung dieser Schriften denkt sich der Verfasser folgendermaßen: Nicht lange nach dem Tode Jesu empfand man bei weiterer Ausbreitung des Christenthums das Bedürfniß, seine Worte in authentischer Form zu besitzen. Nach dem Berichte des Papias (Mitte des 2. Jahrhunderts) stellte der Apostel Matthäus zuerst eine Anzahl von „Herrensprüchen" in hebräischer (aramäischer) Sprache zusammen. Bei ihren Missionspredigten übersetzten die „Apostel" diese Sprüche in die immer weiter sich ausbreitende griechische Sprache oder ließen es thun durch Dolmetscher in ihrem Gefolge. Daneben erwies sich auch eine schriftliche Uebersetzung bald als nothwendig: so entstand die „Sammlung der Herrenworte oder der Logia", die erste evangelische Quelle. Eine zweite haben wir zu suchen in dem Markus-Evangelium, dessen Grundstock die Erzählungen des Petrus über Leben und Lehre Jesu bilden, die er bei seinen Predigten allmählich in fest bestimmter Form vortrug. Sein Begleiter Markus verdolmetschte sie den Zuhörern und zeichnete sie aus dem Gedächtniß wohl gegen das Jahr 70 n. Chr. Geburt auf. Diese Sammlung von meist kurzen „Petrus-Perikopen" hat Markus später mit einer Einleitung und mit einigen Ergänzungen versehen; erweitert wurde sie dann durch den Abschnitt, den wir jetzt Mrc. 6,45—8,26 lesen, und noch später durch den Schluß des jetzigen zweiten Evangeliums Kap. 16, 9—20, der auf einen kleinasiatischen Presbyter Aristion zurückzuführen ist.

Dieses Markus-Evangelium ist zusammen mit den Logia von dem ersten und dritten Evangelisten bei der Darstellung von Jesu Leben und Lehre benutzt worden: in diesem Sinne sprechen wir von einer Zweiquellen-Theorie.

Die weitere Frage — und „das ist der Kern des synoptischen Problems" — betrifft die Verwandtschaft des Matthäus- und Lukas-Evangeliums. Für unser erstes Evangelium nimmt Soltau — das ist das Neue in seiner Untersuchung — zwei Bearbeiter an, einen Proto- und einen Deutero-Matthäus. Der Erstere verband mit den Markusperikopen die in besseres Griechisch umgesetzten Logia des Apostels Matthäus und gab so das erste vollständige Bild von dem Leben und dem Wirken Jesu. Dabei ging er mit dem Erzählungsstoff ziemlich frei um, gruppirte ihn anders, als es im Original der Fall war, besonders aber kam es ihm darauf an, die zusammenhängenden und inhaltlich verwandten Herrenworte zu inhaltsvollen Reden (Kap. 5—7, 23—25) zu vereinigen, vereinzelte Sprüche aber an passenden Stellen in die Markusperikopen einzulegen. Jeden in die Erzählungen bei Markus eingeschobenen Redeabschnitt beginnt er mit einigen einleitenden Worten; und wo er zu dem Bericht des zweiten Evangeliums zurückkehrt, deutet er dies ebenfalls durch bestimmte Wendungen an. Charakteristisch ist für diesen Protomatthäus, daß ihm ein Christenthum der Gesinnung und der That die Hauptsache ist, mit anderen Worten, er lehrt ein undogmatisches Christenthum.

In dieser Schrift fehlten indessen manche schöne Gleichnisse Jesu und andere besonders erbauliche Stücke.

Die Logiasammlung des Apostels Matthäus wurde deßhalb um die letzteren vermehrt und so verbreitet, es kamen außerdem Erzählungen über Jesu Geburt und Kindheit, über seine Verwandtschaft mit dem Täufer Johannes u. a. in Umlauf, die Tradition schuf liebliche Ergänzungen für die vorhandenen Lücken in dem Lebensbild des Herrn. Diese Erweiterungen des ursprünglichen Stoffes durch Schrift und Tradition, sowie die Umstoßung der von Markus aufgestellten, sachlich sich empfehlenden Reihenfolge der Thatsachen aus Jesu Leben, veranlaßten Lukas, einen neuen Bericht darüber zu verfassen und alles genau der Reihe nach zu erzählen: so entstand unser drittes Evangelium.

„Die Zusätze, welche Lukas namentlich über die Genealogie und die Jugendgeschichte Jesu gebracht hatte, mußten es erwünscht machen, daß auch das erste Evangelium einige Angaben darüber enthalte." Daneben machten sich dogmatische Bestrebungen einer „nachapostolischen Katholizität" geltend: diese beiden Momente veranlaßten den „Deuteromatthäus" zu Ergänzungen des bisherigen Matthäus-Evangeliums und schufen unser erstes Evangelium in seiner jetzigen Gestalt.

Bei der Frage nach dem Quellenwerthe der synoptischen Evangelien hält sich Soltau hauptsächlich an Markus. Auch bei diesem nimmt er Ansätze zu einer mythischen Weiterbildung einiger Vorgänge an, erkennt aber sonst an, daß er und die beiden anderen Evangelisten, soweit sie ihm im Thatsächlichen folgen, „ein außerordentlich getreues Bild von Jesu Wirken und Lehrthätigkeit geben."

Das ist der wesentliche Inhalt von Soltau's Buch, soweit die Synoptiker in Frage kommen. Wohlthuend

---

[1]) Unsere Evangelien. Ihre Quellen und ihr Quellenwerth, vom Standpunkt des Historikers aus betrachtet. Von Wilhelm Soltau. Leipzig, Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung 1901.

berührt darin die ruhige Sachlichkeit, mit der die Untersuchung geführt wird, man sieht überall, es ist dem Verfasser nur um die Sache zu thun. Seine Aufstellung verschiedener Schichten in der Ueberlieferung der evangelischen Schriften stützt er durch sprachliche und stilistische Beobachtungen; durch sorgfältig angelegte Tabellen erleichtert er dem Leser die Nachprüfung seiner Darlegungen. Die Annahme eines Protomatthäus scheint eine glückliche Lösung des synoptischen Problems zu versprechen: sie verdient jedenfalls ernste Prüfung seitens der Forscher.

Was das Johannesevangelium angeht, so vertheidigt Soltau die Ansicht, daß es der kleinasiatische Presbyter Johannes verfaßt hat. Dieser hat die Synoptiker gekannt, er bietet in seiner Schrift ein Bild der Glaubensanschauungen des zweiten Jahrhunderts. Benutzt hat er dabei als schriftlich fixirte Quelle eine Sammlung von Logia, die in irgend einer Weise auf die Erzählungen des Apostels Johannes zurückgeht, in die er dann, oft ziemlich äußerlich, seine rednerischen Ausführungen eingefügt hat. Merkwürdig bleibt immerhin, daß die kirchliche Tradition unser viertes Evangelium stets dem Apostel Johannes zugeschrieben hat.

Nicht übereinstimmen kann ich mit dem Verfasser in Bezug auf die Werthung der Auferstehungsberichte; er stellt sie doch zu niedrig. Die Annahme einer Konkurrenz zwischen den einzelnen Berichterstattern, die Meinung, keiner habe dem andern nachstehen wollen, erscheint mir zu äußerlich. Wohl wissen wir, daß zwischen Morgen- und Abendland Wettstreit bestanden hat, und daß man sich dort stets auf Johannes, hier auf Petrus als Autorität berufen hat, aber davon einen Niederschlag in den Evangelien finden zu sollen, dazu kann ich mich nicht verstehen: so würden die Evangelien ja doch wieder „Tendenzschriften".

Heinrich Rinn.

---

## Besprechungen.

R. E-r. **Geschlechtstrieb und Schamgefühl.** Von Dr. Havelock Ellis. Autorisirte Uebersetzung von Julia E. Kötscher, unter Redaktion von Dr. med. Max Kötscher. Leipzig, G. H. Wigands Verlag. 1900. — Das vorliegende Werk, das Resultat gründlicher wissenschaftlicher Arbeit, ist in mannichfacher Hinsicht interessant, vor allem für den Psychologen und Soziologen, dann auch für den Arzt, den Juristen, den Erzieher. Besonders wichtig ist für die soziale Psychologie die Frage nach dem Ursprung und dem Wesen des Schamgefühls. Viele Thatsachen, die diesen Gegenstand betreffen, sind gesammelt worden, eine Reihe größerer und kleinerer Untersuchungen von Sergi, James, Groß, Westermarck, Ribot, Perez u. A. enthalten scharfsinnige Betrachtungen über die Natur des Schamgefühls, aber an einer befriedigenden, alle Faktoren desselben berücksichtigenden Theorie fehlte es bisher. Das Problem ist darum so schwierig, weil es „sehr schwer ist, naheverwandte Gemüthszustände — Sittsamkeit, Schüchternheit, Blödigkeit, Scheu — auszuschließen, die alle, wie sie auch definirt werden mögen, an das Gebiet des Schamgefühls grenzen, ja theilweise mit hineinragen." Auch Ellis betrachtet seine Arbeit als einen noch „unvollkommenen Versuch". Jedenfalls hat sie den Vorzug, daß sie sich auf eine stattliche Zahl von Thatsachen, die zuverlässigen Berichten und Aeußerungen über die betreffenden Verhältnisse bei allen möglichen Natur- und Kulturvölkern entnommen sind, stützt. Der animalische Faktor des Schamgefühls besteht darin, daß „die geschlechtliche Funktion des weiblichen Wesens periodisch ist und stets vor dem andern Geschlecht behütet werden muß". Der Ausdruck dieses Abwehrgefühls wird dann so zur Gewohnheit, daß es sich auch in solchen Momenten äußert, wo es aufgehört hat, am Platze zu sein. Auf diesem Faktor beruht die Koketterie. Dazu kommt nun ein sozialer Faktor, das Gefühl des Ekels vor allem Gefährlichen, Schädlichen, das als Richtschnur für das allgemeine Verhalten dient. Damit ist der Trieb verbunden, es zu vermeiden, daß man der Gegenstand des Widerwillens Anderer werde. Dieser Faktor erscheint Ellis als der wichtigste. Ein dritter Faktor ist das rituelle Element, die Idee der zeremoniellen Unreinheit. Von der Kleidung ist das Schamgefühl ursprünglich ganz unabhängig, erst sekundär steht es damit in Zusammenhang. Die weibliche Kleidung hat den doppelten Zweck, zu verbergen und gleichzeitig anzuziehen. „Die Verstärkung der Anziehungskraft ist thatsächlich ein logisches Ergebniß der Furcht, Widerwillen zu erregen." Ein sozialökonomisches Element des Schamgefühls ist die Stellung des Weibes als Besitz; die Kleidung dient als Schutz vor Fremden. Zu einem moralischen Gefühl wird das Schamgefühl, indem es den Frauen eingeprägt wird, damit der Mann vor der Versuchung gewahrt werde. „Da die Schamlosigkeit nun aus diesem Grunde von Männern gemißbilligt wird, wird für die Frauen ein neues Motiv von Schamgefühl aufgestellt." Durch die fortschreitende Zivilisation wird der Kreis des Schamgefühls erweitert und wird es variabler gemacht. Die Folge ist eine Abschwächung des Schamgefühls, es wird zu einer bloßen Pflicht, zum „Anstand" ohne feste Grundlage. „Das ganze Empfinden ist überhaupt seines lebendigen Inhalts beraubt worden und gibt jetzt viel leichter, als in seiner ursprünglichen Form, jedem Angriff nach, der von genügend starken Gründen unterstützt wird." Auf den übrigen Inhalt des interessanten Buches kann hier nicht näher eingegangen werden, es sei nur bemerkt, daß u. a. die Frage nach der Natur der Hysterie ziemlich ausführlich behandelt ist.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* **Einen ungedruckten Brief von Goethe** veröffentlicht Hans Vollmer in der neuesten Nummer der „Grenzboten". Der Brief, der sich in der Autographensammlung der verstorbenen Frau Geheimrath **Ahlfeld** fand und dessen jetziger Besitzer der Geheime Medizinalrath Professor Dr. Ahlfeld in Marburg ist, hat folgenden Wortlaut: „Im hohen Alter sich umzusehen, welche Freunde das Schicksal uns in dem auflösenden Laufe der Zeit noch übrig gelassen, und sogar unmittelbar zu vernehmen, daß Sie unserer, in alter treuer Liebe, gedenken, ist durchaus das Erwünschteste, was uns begegnen kann. Nehmen Sie, verehrte Frau, meinen freudigen Dank für die würdige Sendung und die begleitenden theuren Worte. Zu ernsten Betrachtungen geben mir diese Bände Gelegenheit, indem mir dadurch die Erinnerung unmittelbar aufgeweckt wurde, mit welchem Ernst der treffliche Freund sein Leben verwendete, um solche grenzenlose Einzelheiten zu entwirren und einen unübersehbaren Zustand dem Geiste des Beobachters einigermaßen faßlich zu machen. Wenn ich Sie beyde mit den lieben Ihrigen manchmal, gedankenweis, in jenen freundlichen Gegenden besuchte, wo Sie Sich einen, alle Behaglichkeit versprechenden Sitz gewählt und erworben hatten, so ist es mir desto schmerzlicher, Sie noch einsam in Ihre Wohnung zu Göttingen hingewiesen und daselbst nicht in dem gesundesten Zustande zu denken. Doch Sie tragen dies alles übermännlich und sehen dabey aufgerichtet Ihre lieben Kinder wünschenswerth herangewachsen, die Tochter zu unmittelbarer liebevoller Erleichterung, die Söhne wissenschaftlich und thätig vorstrebend. Möge alles diesen Lieblingen gegönnte Gute auch Ihnen gemüthlich zu Hilfe kommen, und eine leidliche Gesundheit Ihnen den Genuß der beschiedenen Tage freundlich vergönnen. Gedenken Sie mein, der auf seine alte Weise fortfährt; träten Sie als wohlwollender Gast, wie sonst, bey mir ein, so würden Sie kaum eine Veränderung finden. Ein paar colossale Gypsbilder mehr, sonst aber das alte Bekannte, an alter bekannter Stelle. Mein Thun und Wirken der letzten Jahre liegt im Druck offen da, meine Freunde vorzüglich begrüßend und den Unwandelbaren empfehlend: womit denn geschlossen sey alle herzlichen Segnungen wiederholt hinzufügend.

Weimar, den 12. August 1830.

in treuer Anhänglichkeit
J. W. Goethe."

Den Namen der Wittwe, an die der Brief gerichtet ist, nennt das Schreiben selbst nicht. Das Goethe-Schiller-Archiv zu

Weimar besitzt aber den ersten Entwurf des Briefes, und hier ist Frau Sartorius von Waltershausen, die Wittwe des als Geschichtsforscher und Staatswirthschafter bekannten Göttinger Professors Sartorius, als Adressatin vermerkt. Der Brief ist diktirt, doch mit der eigenhändigen Unterschrift Goethes versehen. Goethes Beziehungen zum Hause Sartorius waren besonders herzlich. Von diesem freundschaftlichen Verhältniß legt eine ganze Reihe von Briefen Goethes an Sartorius Zeugniß ab. Sartorius starb am 24. August 1828 mitten in umfassenden Arbeiten für eine neue Auflage seines Hauptwerkes, der Geschichte des Hanseatischen Bundes. Das Werk wurde von dem Hamburger Archivar Lappenberg zu Ende geführt und mit dem Titel „Urkundliche Geschichte des Ursprungs der deutschen Hanse“ im Jahre 1830 bei Friedrich Perthes in Hamburg herausgegeben. Dieser Brief ist ohne Zweifel die „würdige Sendung“, auf die sich Goethe bezieht. In seinen letzten Lebensjahren hatte Sartorius das Lehensgut Waltershausen in Unterfranken erworben, und das ist der „alle Behaglichkeit versprechende Sitz“, den Goethe im Auge hat. Und wenn er dabei des leidenden Zustandes der Freundin gedenkt, so erscheint das hinterher nur allzu begründet: sie starb schon am 24. November desselben Jahres. Die Schlußwendung des Briefes ist mißverstanden worden: bei „den Unwandelbaren“ ist der Artikel blau unterstrichen. Der betreffende Leser des Briefes faßte offenbar den Ausdruck irrthümlich als Dativus auf und nahm dann Anstoß an dem Pluralis, als hätte Goethe sagen wollen: den unwandelbaren Göttern. Zweifellos ist es aber als Accusativus zu verstehen; Goethe meint sich selbst damit, und es bedeutet die Wendung nichts anderes als die kurz vorhergehende: „der auf seine alte Weise fortfährt.“

* Ueber das Thema: **Der Zar und die Zarin in Schreibweise und Sprachgebrauch** heben die „Hamburger Nachrichten“ folgende beachtenswerthe Belehrung hervor: Gründliche Zeitungsleser werden sich über den Namen des Schiffes, auf dem vor einigen Tagen der russische Thronfolger in Fredensborg gelandet ist, vergeblich den Kopf zerbrochen haben. Die Schreibweise „Czaritsa“ verführt einen geradezu, das Wort wie Tschoritsa auszusprechen, in dem unklaren Gefühl, daß bei einem russischen Wort immer etwas zischen müsse. Im Russischen aber wird das Wort in der ersten und letzten Silbe mit einem einfachen z, also Zariza (= die Zarin), gesprochen und geschrieben. Die Schreibweise „Czaritsa“ ist offenbar für die Franzosen bestimmt, die z bekanntlich wie ein weiches s aussprechen. Um den Franzosen eine richtige Aussprache des russischen Herrschertitels beizubringen, hatte man früher die Schreibweise „le Czar“ in Frankreich eingeführt, der Zweck wurde aber nicht ganz erreicht, denn Viele sprachen das Wort nun wie Xar aus. Deßwegen ist man in neuerer Zeit dazu gelangt „le Tsar“ zu schreiben. (Auf deutschen Theaterzetteln aber liest man auch heute nicht allzu selten den sinnlos nachgeäfften „Czar“ in der Lorbing'schen Oper.) Das schöne Wort „Czaritsa“ erweist sich demnach als eine ebenso verständniß- wie geschmacklose Zusammenmischung der beiden französischen Schreibarten. Richtig wäre nach dem heutigen Gebrauch nur „Tsaritsa“ gewesen, wofür man im Deutschen natürlich „Zarizn“ hätte setzen müssen. — In Rußland sind die Bezeichnungen „Zar“ und „Zariza“ nicht in demselben Sinne üblich wie im Auslande; sie haben dort den poetischen Beigeschmack des Märchenkönigs und der Märchenkönigin. Amtlich lautet der Titel des Herrschers „allrussischer Kaiser, polnischer Zar König u. s. w.“ Dementsprechend ist in den Zeitungen immer nur von Ihren Majestäten dem „Gaßudárj* Imperator“ und der „Gaßudárünja** Imperatriza“ die Rede. „Zarewitsch“ ist der Königsohn in der Fabel; der Thronfolger heißt „Zäsaréwitsch“. Nur die kaiserliche Tochter hat sich die poetische Bezeichnung „Zaréwna“ bewahrt.

* **Reinheit der Polarluft.** Während der letzten Forschungsreise, die von Professor Nathorst nach Spitzbergen geleitet wurde, stellte, so theilt die „Köln. Ztg.“ mit, ein begleitender Bakteriologe eingehende Beobachtungen über den Gehalt der Polarluft an Bakterien an. An mehr als 30 verschiedenen Plätzen auf der Bäreninsel, in Spitzbergen und in König Karls-Land wurde die Luft filtrirt und nicht ein einziger Keim darin gefunden, obgleich sich die Versuche auf eine Gesammtheit von über 20,000 Liter Luft erstreckten; auch das Wasser, der Schnee, das Eis wurden geprüft, das Meerwasser sogar aus einer Tiefe von 2700 Meter. Im Wasser fehlen die Bakterien nicht gänzlich, aber sie sind selten. Endlich untersuchte der Forscher auch die Eingeweide von verschiedenen Polarthieren, die ebenfalls im allgemeinen bakterienfrei befunden wurden, sehr im Gegensatze zu dem, was von Menschen und Thieren anderer Erdgegenden bekannt ist. Besonders waren auch alle untersuchten Vögel bakterienfrei, mit Ausnahme der Möve des Polargebiets. Außerdem fanden sich bei den Eisbären und Seehunden einige Bakterien, die eine große Aehnlichkeit mit den Eingeweidebakterien des Menschen aufweisen.

* **Straßburg.** Nachdem durch die gemeldete Berufung des Prof. Meinecke aus Berlin und des Dr. Spahn aus Bonn eine protestantische und eine katholische Professur für neuere Geschichte geschaffen worden sind, wird die Frage lebhaft erörtert, ob damit nur den Wünschen der reichsländischen Katholiken entgegengekommen werden soll, ohne daß diese Doppelprofessur eine prinzipielle Bedeutung hat, oder ob die Geschichte überhaupt streng katholisirt werden soll. In Universitätskreisen befürchtet man gegenüber den beschwichtigenden Mittheilungen der „Süddeutschen Reichskorrespondenz“ wohl mit Recht das letztere, was allerdings im Interesse einer objektiven wissenschaftlichen Geschichtsbetrachtung zu bedauern wäre.

* **Berlin.** Der Generalarzt und Leibarzt des Kaisers Dr. v. Leuthold wurde zum Nachfolger des kürzlich verstorbenen Generalstabsarztes der Armee Prof. Dr. v. Coler in allen dessen Aemtern ernannt.

* **Aus der Schweiz.** Die Zulassung weiblicher Privatdozenten ist von der Universität Zürich abgelehnt worden. Zwei Damen, die vor einigen Jahren promovirt hatten, bewarben sich bei der Kantonsregierung um die venia legendi. Es wurde vom Erziehungsrath ein Gutachten eingezogen, das dahin geht, der Wortlaut des Unterrichtsgesetzes spreche nur von Männern, was jedoch für den Fall nicht durchschlagend sei. Dagegen sollten derartige Gesuche immer darauf geprüft werden, ob die Bewerber sich persönlich als Hochschullehrer eignen und ob ein Bedürfniß nach Vermehrung von Privatdozenten vorliege, was für Zürich bei der großen Zahl von Privatdozenten an der medizinischen und an der philosophischen Fakultät gegenwärtig zu verneinen sei.

* **Aus Amerika.** Ein deutscher Gelehrter, A. L. Kröbee, ist auf den Lehrstuhl für indianische Anthropologie an der Staatsuniversität von Californien in Berkeley berufen worden.

* **Die Zahl der Besucher des Britischen Museums** belief sich, wie das „Athenaeum“ mittheilt, im Jahre 1900 auf 689,249, d. i. die höchste Ziffer seit 1882, und eine Zunahme von über 25,000 gegen 1899. Der Lesesaal wurde von 198,566 Personen besucht, gegen 188,554 im Vorjahr. Die Ziffern für die Besucher der drei seit 1898 bestehenden Spezialarbeitsräume betrugen: in der orientalistischen Abtheilung 1898: 2136; 1899: 2862; 1900: 3237. In der klassischen Abtheilung 1898: 663; 1899: 450; 1900: 426. In der englischen und mittelalterlichen Abtheilung 1898: 1693; 1899: 1610; 1900: 1806. Ein Rückgang in der Besucherzahl ist also nur bei der schon an und für sich nicht stark frequentirten klassischen Abtheilung zu bemerken.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

R. Hamerling: Ungedruckte Briefe. (Allg. National-bibliothek Nr. 278—286.) Wien, Daberkow. — A. Stifter: Nachkommenschaften. (Do. Nr. 287—288.) Ebd. — Die Thee-Kultur Ceylons. Herausgegeben von F. A. Föllen, Bremen. — W. Jensen: Wilhelm Raabe. (Moderne Essais zur Kunst und Literatur, Heft 10.) Berlin, Gose u. Tetzlaff 1901. — Götter. 10 Zeichnungen von F. Staßen. (Teuerdank, 4. Folge.) Berlin, Fischer u. Franke.

Jahrgang 1901. München, Dienstag, 10. September. Nummer 207.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

### Uebersicht.



## Wie die Natur und wie die Kunst arbeitet.

Vor kurzem hat ein Amerikaner im naturhistorischen Museum in Florenz eine einfache Holzkiste aufgestellt, die meine Neugierde erregte.[1]) Ihre Vorderwand und ebenso der Deckel fehlten. Innen war das rauhe Holz grau angestrichen, und von derselben Farbe ein Vogel aus Gips, vor der Hinterwand schwebend, angebracht. Da das Licht von oben einfiel, erschien der Rücken des Vogels bedeutend heller, der tief beschattete Bauch viel dunkler, und so sah man von weitem den Vogel sich stark plastisch abheben vom Hintergrunde, alles sozusagen grau in grau gemalt. Nun mußte man besonders darauf aufmerksam gemacht werden, daß ein zweiter ebensolcher Vogel dem beschriebenen vorausflog, so unsichtbar, gleichsam geisterhaft erschien er. Das kam so zustande. Bei ihm war der beleuchtete Rücken um so viel dunkler getönt, daß er für das Auge die Farbe des Hintergrundes annahm. Der Bauch war mit Weiß aufgehellt, und die Schattennüancen bis zum Rücken überall so aufgelichtet, daß die Modellirung durch Licht und Schatten gänzlich aufgehoben war, und der Vogel mit dem Hintergrunde eines wurde.

Sah man sich nun den so unsichtbar gemachten Vogel von der Nähe an, so zeigte er genau die Färbung eines natürlichen grauen Vogels mit allen Schattirungen vom dunkeln Rücken bis zum hellen Bauch.

„Sehen Sie, das ist der Sinn der Naturfärbung. Diese hebt die plastische Wirkung auf, indem sie der natürlichen Beleuchtung von oben entgegenarbeitet, und die Wirkung von Licht und Schatten wieder zunichte macht. Dadurch wird das Thier möglichst unsichtbar, und dem Auge des Feindes entzogen. So sehen wir den Hasen nicht, der dicht vor uns sitzt, und so ist es bei der Mehrzahl der Thiere, der Bauch hell, der Rücken dunkel gefärbt. Die Thiere, die so gefärbt sind, haben bessere Chancen, und erhalten sich.“ So sagte der Amerikaner, und sein einfacher trefflicher Apparat demonstrirte aufs schlagendste, auf welche Weise die Natur die Tarnkappe zu weben versteht.

Es leuchtet ein, daß sein Apparat mit zwei Mitteln arbeitet. Einmal ist, wie in der Natur, Licht und Schatten am Vogel durch die Abtönung seiner Färbung aufgehoben, und damit seine körperliche, plastische Wirkung fürs Auge unmöglich gemacht. Außerdem wirkt die Farbe des Vogels und die des Hintergrundes als dieselbe, wodurch sich nun weiterhin die Vogelgestalt auch nicht als unkörperlicher, einheitlicher Farbenfleck vom Hintergrunde abtrennen kann. Somit sind die beiden Mittel, den Vogel sichtbar zu machen, außer Kraft gesetzt. Daß die Natur auch diesen zweiten Trick, das Thier so zu färben wie seine Umgebung, vielfach anwendet, ist bekannt.

Diese ingenieuse, sozusagen physikalische Demonstration des Darwin'schen Naturprinzips brachte mich auf den Gedanken, wie lehrreich es wäre, durch solchen Apparat auch das künstlerische Prinzip, das **Sichtbarmachen** zu demonstriren.

Es würde sich dann darum handeln, zu zeigen, auf welche Weise der unsichtbar gewordene Vogel bloß durch Veränderung des Hintergrundes wieder sichtbar wird.

Zuerst müßte dies durch zeichnerische Mittel, also durch die Wirkung der Ueberschneidung demonstrirt werden. Der gleichmäßig grau angestrichene Hintergrund würde durch irgend welche Linien, z. B. durch Zeichnung von Gräsern derart gekennzeichnet, daß der Vogel, der diese überschneidet, davon losgetrennt, sichtbar wird. Dann müßte die Aufgabe durch malerische Mittel gelöst werden, indem der Hintergrund durch Hell und Dunkel, z. B. durch Gewölk belebt, oder überhaupt derart farbig behandelt wäre, daß der Vogel vor dem dazu kontrastirenden Hintergrunde wieder sichtbar auftaucht. Zuletzt müßten beide Mittel vereinigt angewandt werden, um zu zeigen, wie die Erscheinung des Vogels immer mehr gesteigert werden kann. Dies Steigern der Erscheinung würde nicht darin bestehen, daß der Vogel sich immer stärker als Farbenfleck vom Hintergrund unterscheidet, sondern vielmehr darin, daß er an sich körperlich und zudem örtlich deutlich vor dem Hintergrund erscheint, also einen räumlichen Eindruck hervorruft. Erst im Vollbesitz dieses Eindruckes würden wir die Existenz des Vogels als eine wirklich sichtbare erleben. Kurzum, es ließe sich so in schlagender Weise der Gegensatz des Darwin'schen Naturprinzips zu dem künstlerischen Darstellungsprinzip demonstriren, und man würde daraus erkennen, was es mit der bloßen Imitation der Natur auf sich hat, und in welchen Fällen sie verhängnißvoll wird. Es gibt ja heute genug Bilder, die, blindlings der Natur folgend, solche Unsichtbarkeiten darstellen, wo man sich umsonst abmüht, etwas zu erkennen. Vor der Imitation solcher unsichtbar machender Naturkonstellationen bewahrt der natürliche Instinkt eigentlich ganz von selbst, weil der künstlerische Sinn sich nur da erwärmt und erhöht, wo die Natur stark zu ihm spricht. Malt also der Künstler nur da, wo sein Sinn in Flammen aufgeht, so wird er, von diesem eingeborenen Kompaß geleitet, niemals eine Beute des kunstfeindlichen Naturprinzips der Unsichtbarmachung werden. Nur der falsche Glaube, daß die Natur unter allen Umständen künstlerisch wirken müsse, doktrinärer Wille und Schwäche des künstlerischen Naturells machten ihn zum Sklaven der Natur.

Natürlich handelt es sich hier nicht nur um den einen Fall der Schutzfärbung, sondern dieser soll nur als ein Beispiel dienen für die vielen Fälle, wo die Natur ausdruckslos bleibt. Eine Naturimitation hat nur da einen künstlerischen Werth, wo die Natur für und nicht gegen das Auge arbeitet, und sie ist ja, Gott sei Dank, auch darin unerschöpflich.

[1]) Dieser Apparat soll zum erstenmal vor drei Jahren in Cambridge vorgeführt worden sein.

Aber noch ein anderes würde dabei einleuchtend. Man sieht, wie ein Gegebenes, in diesem Falle also der Vogel, mit seinen bestimmten Farbenabstufungen, durch ein Veränderliches, vom Künstler zu Bestimmendes — das ist hier der Hintergrund — bedingt und zur Geltung gebracht wird. Diese zwei Faktoren sind es, die in ihrem Zusammenwirken jedes Kunstwerk gestalten. So ist z. B. auch der von der Natur festgestellte Organismus eines Geschöpfes wohl zu trennen von der vom Künstler zu wählenden Stellung und Anordnung. Auch diese kann in Natura derart sein, daß wir kein verständliches Bild von dem betreffenden Geschöpf erhalten. Von diesem Unverständlichen bis zum Prägnanten, Eindringlichen geht eine fortschreitende Entwickelung, die auf immer feinerer, räumlicher Anordnung beruht, und die stets mit der Aufnahmsfähigkeit des Auges rechnen muß. Nicht gebunden an die zufällige Konstellation der Natur vermag der Künstler für das Sichtbarwerden zu gestalten, mit diesem Zweck zu wählen und zu vervollständigen, und daher an Stelle des Naturzufälligen eine für das Auge nothwendige Bildkonstellation zu setzen. Diese gestaltende Thätigkeit wird um so feiner sein, je mehr die Mittel scheinbar absichtslos und zufällig ihre Kraft äußern, und mit der Unschuld der Natur auf den Beschauer wirken.

Mit der Einsicht, daß hier ein unendlicher und unerschöpflicher Schatz von Wirkungsmitteln in der Natur verborgen liegt, welchen der Künstler zu heben hat, wird erst die Kunst zu einer objektiv fruchtbaren, schöpferischen und einer unbegrenzten Entwickelung fähigen Thätigkeit. Die Natur selbst muß ebenso als eine selbst gestaltende aufgefaßt werden, aber als eine, die unbekümmert um das künstlerische Prinzip einmal ihr Antlitz zeigt, ein andermal verhüllt, und die bei dem steten Wechsel ihrer zufälligen und flüchtigen Manifestationen wohl vom Künstler beobachtet, im glücklichen Moment erhascht, und festgehalten werden soll, die sich aber nicht, wenn der Ausdruck erlaubt ist, als Professionsmodell zu jeder Stunde gebrauchen läßt.

Adolf Hildebrand.

---

## Phänomenalistische Natur- und Weltanschauung.

Von Dr. Hans Kleinpeter.

### II. (Schluß.)

Weil sich die Aufeinanderfolge jener unsrer Empfindungen, die wir als Naturelemente bezeichnen, der Definition dieses Wortes gemäß unabhängig von unserm Zuthun vollzieht, können wir in keiner andern Weise uns diesem Prozeß gegenüberstellen als bloße Beobachter, die den Verlauf der Erscheinungen einfach zu registriren haben. Die Einwirkung eines Naturelementes auf ein anderes vermöchten wir gar nicht wahrzunehmen; ja die Annahme eines solchen widerspricht, sofern es sich um onorganische Erscheinungen handelt, dem Begriffe der trägen Materie. Die Beschreibung der Naturvorgänge ist somit das letzte Ziel der Naturforschung und es wäre sinnlos, nach einem andern zu streben.

Die weitere Frage, die sich nun erhebt, ist die, auf welche Weise die Beschreibung zu geschehen habe und wieso sie jenes psychologische Gefühl zu erzeugen vermag, an das wir bei dem Worte „Naturerklärung“ gewöhnlich zu denken pflegen.

Wenn vom „Beschreiben“ die Rede ist, so ist damit nicht, wie so oft übersehen wird, ein Wiederholen der Thatsachen gemeint. Es bedarf vielmehr zur Beschreibung gewisser Mittel, und diese Mittel heißt man im allgemeinen Begriffe. Diese Begriffe sind natürlicherweise von den Thatsachen verschieden. Ihre Beschaffenheit hat ihrem Zweck zu entsprechen. Ihr Zweck ist aber, die Kenntniß der vergangenen Thatsachen denen, die sie nicht selbst erlebt, zu vermitteln. Das ist nur möglich, wenn diese Mittel allgemein bekannt sind. Soll dies der Fall sein, müssen sie möglichst einfach und gering an Zahl sein. Je mehr sie dies aber sind, desto weniger sind sie imstande, die Thatsachen wiederzugeben. Zwischen beiden Extremen muß eine passende Mitte eingehalten werden, die übrigens von Fall zu Fall verschieden ist. Jedenfalls ist also eine Mittheilung von Thatsachen nur unter Einbuße an Genauigkeit möglich. Es sind auch die Thatsachen nicht als solche mittheilbar, es liegt vielmehr schon in deren Wiedergabe ein Stück Theorie. Das muß festgehalten werden, um nicht unnöthige Mißverständnisse herbeizuführen.

Was aber die Mittel selbst betrifft, so müssen sie nicht von derselben Beschaffenheit sein, wie die erlebten Thatsachen. So ist es nicht möglich, eine gerade Linie im mathematisch strengen Sinne wahrzunehmen; trotzdem ist sie ein brauchbares Hülfsmittel zur Wiedergabe von Thatsachen. Die viel ventilirte Frage nach dem Angeborensein solcher Begriffe ist in dieser Beziehung von keiner prinzipiellen Bedeutung.

Thatsache und Begriff decken sich also nicht; in welcher Beziehung müssen sie nun zu einander stehen? Diese Frage ist von Mach wie von Hertz beantwortet worden; Ersterer spricht von einer „Nachbildung der Thatsachen in Gedanken“, von „Gedankenanpassung“ an Thatsachen; Letzterer nennt den Begriff oder das Begriffssystem ein „Bild“ der Thatsache und zählt die Beziehungen auf, die zwischen beiden herrschen müssen: „Wir machen uns innere Scheinbilder oder Symbole der äußeren Gegenstände, und zwar machen wir sie von solcher Art, daß die denknothwendigen Folgen der Bilder wieder die Bilder seien von den naturnothwendigen Folgen der abgebildeten Gegenstände.“ Es mag bemerkt werden, daß in diesem Satze das Wort „naturnothwendig“ mehr dem gewöhnlichen als dem streng wissenschaftlichen Sprachgebrauch entspricht. Denn eine Naturnothwendigkeit können wir gar nicht wahrnehmen, weil die Welt nur einmal da ist. „Naturnothwendig“ ist eben das, was geschieht. Die Frage, ob es auch geschehen „müßte“, ist eine müßige. Dieser Forderung gemäß müssen die Bilder erstens logisch zulässig, d. h. widerspruchsfrei und aus möglichen Begriffen aufgebaut, zweitens richtig, d. h. den Thatsachen entsprechend und drittens zweckmäßig sein, d. h. den angestrebten Zweck auf möglichst einfachem Wege erreichen. Letztere Forderung ist zuerst von Mach unter dem Namen des Prinzips der Oekonomie formulirt worden. Im Gegensatze zu den sonst üblichen Anschauungen ist also die Aufgabe der Physik keine eindeutig bestimmte. Thatsächlich fehlt es auch in der Physik nicht an Beispielen, wo über dasselbe Thatsachengebiet zwei oder mehr Theorien vorhanden sind, die demselben in gleicher Weise gerecht werden. Die Entscheidung wird dann (durch das sogenannte experimentum crucis) meist so herbeigeführt, daß, wenn die eine Theorie auch noch mehr Erscheinungen erklären kann, nicht aber die andere, die erstere als die einfachere beibehalten wird. Denn es wäre an und für sich auch möglich, durch neue Annahmen die neue Erscheinung zu erklären und damit auch die andere Haupttheorie beizubehalten. Es entscheidet also hier das Prinzip der Oekonomie, das überhaupt den eigentlichen Lebensnerv der Wissenschaft vor-

stellt. Es ist das eben eine Folge des eigenthümlichen Verhältnisses zwischen Bild und Thatsache, daß an Stelle der gewohnten Frage: „Welche Ansicht ist richtig?“ die tritt: „Welche entspricht den Thatsachen auf einfachere Weise?“

Die Wissenschaft wächst nach ökonomischen Grundsätzen. In der Naturwissenschaft kommt es freilich auch auf Auffindung neuer Thatsachen an, aber so lange wir eine solche nicht in das System untergebracht haben, zaudern wir doch, ohne weiteres von einer wissenschaftlichen Kenntniß zu reden. Man könnte viel richtiger in solchen Fällen von einer rein historischen Kenntniß sprechen. Der Fortschritt der theoretischen Wissenschaft geht aber stets in der Weise vor sich, daß eine Theorie durch eine einfachere (gewöhnlich weil umfassendere) ersetzt wird.

Das Ersetzen einer komplizirteren Theorie durch eine einfachere, das Einfügen einer neuen Thatsache in eine bereits bekannte Theorie ist das, was man gemeiniglich „erklären“ nennt. Die Erscheinungen des Luftdrucks heißen erklärt, wenn sie auf die allgemeineren und bereits bekannten der Schwere zurückgeführt werden. Die Bewegungen der Himmelskörper wurden von Newton dadurch erklärt, daß sich ihr Verlauf als durch ein einziges Gesetz bestimmt erwiesen hat. Das Glätten der Meereswogen durch Oel heißt erklärt, wenn sich ein solcher Vorgang aus der (vorher bekannten) Kapillaritätstheorie ableiten läßt.

Das beste Beispiel für die phänomenalistische Auffassung der Naturwissenschaft bietet noch immer Kirchhoff. Ihm zufolge ist die Aufgabe der Mechanik erledigt, wenn uns die Koordinaten aller Punkte der Materie als Funktionen der Zeit gegeben sind; die der Wärme, wenn uns außerdem noch eine jedem Punkte der Materie zugeordnete Zahl, welche die Temperatur bedeutet, als Funktion der Zeit gegeben ist. Namentlich die zweite Definition ist sehr lehrreich, insofern als sie zu sehr gangbaren Ansichten über die Natur der Wärme in einem schroffen Gegensatz steht. Es wird hier nämlich die Temperatur als ganz unabhängiges neues Element hinzugefügt, während man sonst der Ansicht huldigt, man sei der Wärme längst auf die Spur gekommen und wisse sehr wohl, daß sie nichts anderes als eine Bewegung der kleinsten Theile eines Körpers ist. Letzterer Ansicht zufolge wäre der Temperaturbegriff auch vermeidbar, er wäre ein bloßer Hülfsbegriff, wie z. B. Bewegungsgröße, Arbeit, Impuls u. s. f. Die Wärme selbst würde dann nur einen Theil der Mechanik bilden und es bedürfte für sie keiner neuen Definition. Nach dem was früher über die Natur der Atom- und der kinetischen Gastheorie gesagt worden, erhellt übrigens, welchen Werth man einer darauf gestützten Ansicht über die Wärme zusprechen könnte. Die phänomenalistische Anschauung ist da frei von jeder Hypothese und ist in jeder Hinsicht zur Darstellung der Thatsachen auf das beste geeignet. Bemerkt mag noch werden, daß aus der Umwandlung von Arbeit in Wärme durchaus kein Schluß auf die mechanische Natur der letzteren berechtigt ist. Ebenso gut könnte auch die Behauptung aufgestellt werden, die Wärme sei ein elektrischer Strom, weil letzterer sich in Wärme umsetzen läßt.

Die phänomenalistische Anschauung ist für die Physik von großer Bedeutung, auch in rein praktischer Beziehung. Sie ebnet der Forschung durch Beseitigung alteingewurzelter metaphysischer Vorurtheile die Wege. Dies tritt sehr auffällig am Problem der Materie hervor. Früher glaubte man, daß die Materie etwas ist und daß man zu erforschen trachten müßte, was sie ist. Später stellte man dieselbe Frage, auch bezüglich des Aethers auf. Von dieser Anschauung war noch Hertz durchdrungen, als er seinen berühmten Vortrag über die Beziehungen zwischen Licht und Elektrizität vor der Naturforscherversammlung in Heidelberg hielt. Es gelang ihm, sich zu überzeugen, daß diese Fragestellung eine verfehlte war. Was Materie, was der Aether „ist“, geht uns zunächst gar nichts an. Uns kommt es nur darauf an, uns ein passendes Bild desselben zu verschaffen. Dieses Bild ist ein Erzeugniß unsres Geistes, ein Werk unsrer frei schaffenden Phantasie, das nur mit der Erfahrung nicht in Konflikt treten darf. Solche Bilder schaffen wir solange, bis wir das passendste gefunden haben. Es liegt da also keine theoretische Schwierigkeit vor; es gibt kein „Räthsel der Materie“. Damit ist die Bahn für die physikalische Forschung frei von Hindernissen philosophischer Natur.

Es läßt sich aber noch mehr sagen: die Frage, „was ist Materie“, ist nicht nur überflüssig, sondern auch sinnlos. Und damit haben wir einen sehr wichtigen Punkt berührt, der, so unheilvoll er bisher in Philosophie und Wissenschaft gewirkt hat, nunmehr, dank der phänomenalistischen Anschauung gänzlich durchschaut und völlig ungefährlich gemacht worden ist.

Ich meine das vermeintliche Problem des „an sich Seienden“ und das damit eng zusammenhängende des „Ding an sich“.

Was wirklich „sei“ und was nur „Schein“, war seit jeher eine Kardinalfrage der Philosophen. Schon Thales von Milet scheint sich dieselbe gestellt zu haben; er hielt das Wasser für das wirklich Seiende und alles andere aus demselben entstanden. Was als das Beständigste erschien, mußte wohl wirklich „sein“; da aber die Sinnenwelt so wenig diese Eigenschaft darbietet, kam man bald auf sehr abstrakte Ideen. Heraklit erblickte im Werden das wirklich Beständige, das Sein, und Plato in den Ideen. Descartes schrieb nur Gott diese Eigenschaft zu und ähnlich dachte auch Spinoza. Selbst Locke unterschied primäre Eigenschaften als seiende von den sekundären und Kant, der die Nichtigkeit des ontologischen Beweises durchschaut, vermochte sich nicht von dem Begriffe eines an sich seienden, wirklich existirenden „Ding an sich“ zu trennen, wiewohl er nicht imstande war, demselben auch nur eine Eigenschaft zuzuschreiben. Auch moderne Naturforscher fragen, was denn das wirklich Existirende sei, ob es Kraft und Stoff oder Substanz und Bewegung oder bloß Energie sei?

Alle diese Fragen sind völlig sinnlos. Was soll denn das heißen: „Materie existirt?“ Insofern sie wahrgenommen wird, existirt sie für uns; einen Begriff derselben aufzustellen, der ganz unabhängig davon wäre, wie sie von uns aufgefaßt wird, wäre ganz und gar sinnlos: uns geht lediglich die Welt unsrer Wahrnehmungen etwas an; was gar nie wahrgenommen werden kann, „existirt“ für uns nicht, d. h. es hat absolut keinen Zweck, von so etwas zu reden. Die Atome existiren auch nicht, sie sind bloß Hülfsmittel zur Darstellung gewisser Thatsachen. „An sich“ existirt also überhaupt nichts.

Die Sophisten haben mit dem Satze, „daß der Mensch das Maß der Dinge sei“ — vielleicht unbewußt — eine große Wahrheit ausgesprochen. Ich kann mir etwas unabhängig von mir seiendes gar nicht denken, denn alle meine Gedanken sind eben meine Gedanken und bestehen aus den mir zur Verfügung stehenden Denkelementen. Der Begriff eines Dinges ist stets aus

einer Reihe meiner Vorstellungen gebildet, oder richtiger gesagt, stellt eine Anweisung auf die Bildung solcher Vorstellungen vor. Daß es keine absolut beständige Gruppe von Empfindungen gibt, ist eine Thatsache, die weiter nicht genirt. Unsre konkreten Substantiva sind weiter nichts als Namen, Zeichen für eine Empfindungsgruppe von relativer Stabilität. Ein „Ding an sich" steckt nicht dahinter.

Damit entfällt ein weiteres metaphysisches Problem, das nach dem Verhältniß eines Dinges zu seinen Eigenschaften. Wieso es möglich ist, daß ein Ding mehrere Eigenschaften habe, galt früher als eine der diskutabelsten Fragen der Metaphysik. Sie verschwindet von selbst, wenn man bedenkt, daß es Dinge schlechtweg ohne Eigenschaften gar nicht gibt und daß das Ding nur ein Name für einen Komplex von Eigenschaften vorstellt.

Auch das sogenannte Kausalitätsproblem findet seine ganz einfache Lösung. Hume hatte zuerst richtig erkannt, daß die Wirkung eines Dinges auf ein zweites, die Verursachung eines Ereignisses durch ein vorhergehendes nicht beobachtet werden könne. Statt aber daraus zu schließen, daß der Begriff Ursache infolgedessen haltlos geworden, beging er den merkwürdigen Fehler, an dem Begriff der Ursache nicht zu zweifeln, wiewohl er nicht imstande war, anzugeben, wie wir zu denselben gelangen könnten. Diesen Fehler hat Kant sehr wesentlich vergrößert. Die richtige Erkenntniß ist die, daß der Begriff der Verursachung, der nothwendigen Verknüpfung nur zwischen unsern Begriffen, aber nie zwischen Thatsachen stattfinden kann. Natürlich ergibt sich aus der nothwendigen Verknüpfung unsrer Begriffe nicht auch eine gleiche Nothwendigkeit für die Thatsachen. „Necessity belongs to the world of conceptions, not to that of perceptions", bemerkt K. Pearson (The grammar of science) treffend. Das heißt also, Ursache und Wirkung ist nur etwas, was zwischen unsern logischen Gebilden möglich ist, denn die Natur kennt nur einfache Aufeinanderfolge. Aus dem, daß etwas geschieht, kann nie geschlossen werden, daß es geschehen muß, denn ein anderer Fall als der, daß es geschieht, kann eben nie eintreten. Die Welt ist eben nur einmal da. Ueberhaupt läßt sich aus Thatsachen nichts schließen, sondern nur aus Begriffen.

Die Beobachtung lehrt uns allerdings einen Zusammenhang zwischen den Naturerscheinungen. Aber sie lehrt nur die Thatsache, nicht die Nothwendigkeit eines solchen Zusammenhanges. Unsre Theorie von den Erscheinungen enthält allerdings diese Nothwendigkeit in sich; allein unsre Theorie kann sich eben deßhalb auch als falsch erweisen.

Humes Ansicht war somit nicht vorurtheilslos genug; es gibt zwischen Thatsachen als solchen überhaupt keinen ursächlichen Zusammenhang, ihre einfache schlichte Beschreibung bleibt der Naturwissenschaft letztes Ziel.

Doch nicht nur auf die umstrittensten Fragen der Philosophie und Naturwissenschaft vermag die phänomenalistische Auffassung ein aufklärendes Licht zu werfen, selbst so alte und wohlbeglaubigte Wissenschaften wie die Logik und Mathematik erscheinen von ihrem Standpunkte aus in neuer Beleuchtung.

In der Logik ist es die Frage nach der Art der Gewißheit der sogenannten logischen Grundsätze, des Identitätsprinzips, des Satzes vom Widerspruche und vom ausgeschlossenen Dritten eventuell der des zureichenden Grundes, kurz jener Sätze, auf denen unser logisches Denken beruht, die oft die seltsamsten Antworten herausgefordert haben. Der Phänomenalist erblickt in den logischen Grundsätzen weiter nichts als Definitionen jenes psychischen Vorgangs, der Denken heißt.

Aehnlich verhält es sich auch mit den Axiomen der Mathematik. Hier hatte, was die „formalen Wissenschaften" betrifft, schon der berühmte und so spät gewürdigte Mathematiker Graßmann in seiner Ausdehnungslehre vom Jahre 1844 die Ansicht ausgesprochen, daß die formalen Wissenschaften keine Axiome besitzen, sondern nur aus Definitionen und Lehrsätzen sich aufbauen. Dies steht im völligen Einklang zu den Grundsätzen der Phänomenologie; denn die formalen Wissenschaften sind rein begrifflicher Natur, die nur die Aufgabe haben, unsre Begriffswelt aufzubauen, die wir zur Darstellung der Thatsachen benöthigen, ohne aber selbst irgend welche Thatsachen bereits in sich zu enthalten. Die Axiome der Mathematik im engeren Sinne des Wortes (d. h. ohne Verquickung mit der Raumlehre) sind denn auch nichts anderes, als Definitionen mathematische Operationen und Begriffe.

Etwas anders verhält es sich mit der Geometrie. Hierüber äußerte sich schon der große Gauß in unzweideutiger Weise: „Nach meiner innersten Ueberzeugung hat die Raumlehre zu unserm Wissen a priori eine ganz andere Stellung als die reine Größenlehre; es geht unsrer Kenntniß von jener durchaus diejenige vollständige Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit (also auch von ihrer absoluten Wahrheit) ab, die der letzteren eigen ist; wir müssen in Demuth zugeben, daß, wenn die Zahl bloß unsres Geistes Produkt ist, der Raum noch außer unserm Geiste eine Realität hat, der wir a priori ihre Gesetze nicht vollständig vorschreiben können." Es ist auch bekannt, wie Gauß einer der Urheber der sogenannten nicht-euclidischen oder absoluten Geometrie war, die auf Grund anderer als der euclidischen Axiome das System der Geometrie aufführte. Es ist auch bekannt, daß namentlich von philosophischer Seite gegen die Gültigkeit desselben immer wieder Einsprache erhoben wurde und noch bis heute keine Einigkeit in dieser Frage zustande kam. Die phänomenalistische Auffassung löst nun dieselbe in einfacher Weise. Sie sagt: Man kann, wie berühmte Mathematiker gezeigt haben, von mehreren Systemen von Definitionen der geometrischen Grundgebilde (Axiomen) ausgehen, die alle angenähert, d. h. innerhalb der Fehlergrenze unsrer Sinne mit der Erfahrung übereinstimmen. Würden diese mathematisch genau zeigen, so würde sich nur ein Raumbegriff behaupten können; nachdem dies nicht der Fall ist, können mehrere (künstliche) Raumbegriffe mit dem Raum unsrer Wahrnehmungen in Uebereinstimmung stehen. Die verschiedenen Raumbegriffe sind eben verschiedene physikalische Theorien über dasselbe Thatsachengebiet.

Die phänomenalistische Anschauung gestattet nicht nur in exaktester Weise die Resultate der Beobachtung wiederzugeben; über den engen Rahmen der Physik hinaus besitzt sie universelle Bedeutung; sie löst Jahrtausende alte philosophische Probleme, sie stellt gleichsam die erste Weltanschauung auf streng wissenschaftlicher Grundlage vor.

---

## Die Suggestibilität des Kindes.*)

Von Dr. Ernst Gystrow.

Es sind stets gemischte Empfindungen, mit denen ich an die Veröffentlichungen der französischen Psychologen herantrete. Man darf sicher sein, sich auf keiner Seite ihrer Bücher zu langweilen: von Duchenne über den Großmeister

*) *Alfred Binet:* La Suggestibilité. Paris 1900.

Charcot hinweg bis zu Ribot und Binet wohnt ihnen der Sinn fürs Interessante, dessen Pflege kein Geringerer als Ranke eindringlichst forderte, in denkbar höchster Entfaltung inne. Aber beim Interessanten liegt sehr nahe das Geistreiche; und von Ranke's großem Widersacher Lamprecht hörte ich einst das bedeutungsvolle Wort, die Forschung sei zu allen Zeiten durch nichts so gehemmt und gestört, irregeleitet und kompromittirt worden, wie durch die sogenannten geistreichen Bücher. Und wenn man über die geistige Hülflosigkeit der Amerikaner oft staunt, die in ihren mehrstöckigen Laboratoriumspalästen in Tausenden von Versuchsreihen der Psychologie wohl noch keinen einzigen wegweisenden, originellen Gedanken zu finden vermochten, so verblüfft vielleicht noch stärker die Pariser Eleganz, die ihr Thatsachenmaterial häufig nur als Hinderniß zu betrachten scheint, über das man in einer furchtlosen Steeple-Chase von Hypothesen und blitzenden Einfällen verwegen hinwegsetzt.

Nicht zum wenigsten neigt Alfred Binet nach dieser Seite hin; aber, von vornherein mag es betont sein, sein neuestes Buch, der dritte Band der von ihm geleiteten Bibliothèque de pédagogie et de psychologie, ist, nach den Befürchtungen, mit denen man es aufschlägt, eine recht erfreuliche Enttäuschung. Die Problemstellung ist scharf und an sich schon verdienstvoll; die Methoden sind exakt, und, wo sie mangels meßbarer Größen das nicht sein können, durchaus schlicht und nüchtern; die Schlußfolgerungen endlich sind klar und vorsichtig, und nur an einer Stelle verliert sich der Autor auf etwas bizarre Abwege. Das ganze Buch ruht auf einem Prinzip, das sich unbedingt Bahn brechen muß, wenn wir den Erscheinungen der psychischen Beeinflußbarkeit nachspüren wollen: auf der Trennung von Hypnotismus und Suggestion. Als in den achtziger Jahren dem Hypnotismus das Monopol auf eine fruchtbare psychologische Forschung zugesprochen wurde, hat Wilhelm Wundt in einer klassischen Studie gezeigt, daß der Zustand der Hypnose gerade keine einzige der Bedingungen erfüllt, die von allen sonst noch so verschieden denkenden Psychologen für den exakten psychologischen Versuch gefordert werden. Er hat auch auf die bedenklichen Folgen häufiger Hypnose für die betroffene Person hingewiesen. Die Vorkämpfer des Hypnotismus haben seitdem immer wieder mit einem Schein von Recht gegen die Psychologie den spöttischen Vorwurf erhoben, daß sie um die Erforschung der so höchst bedeutungsvollen suggestiblen psychischen Zustände sich herumdrücke. Wenn aus diesem Streit eine Folgerung gezogen werden kann, die der Untersuchung der Suggestibilität ihren gebührenden Raum innerhalb der psychologischen Arbeit sichert, dabei aber die von Wundt festgelegten Fehlerquellen und üblen Nebenwirkungen aus dem Wege räumt, so kann es nur die sein: Suggestion und Hypnose müssen getrennt werden. Die Hypnose ist nichts als ein merkwürdiger Einzelfall der Suggestion, ein Einzelfall, der den Nervenarzt und den Strafrichter lebhaft interessiren muß, der aber für die wissenschaftliche Arbeit gerade die ungeeignetste Form der Beeinflußbarkeit darstellt.

Diese Forderung hat Binet in seiner Introduktion kurz, klar und scharf formulirt. Er weist die Hypnose in die Schranken der Klinik, und öffnet der Suggestionsforschung die Pforten der Schule. Auch das scheint mir ein Zeichen der Zeit zu sein, daß die Methode Binets der pädagogischen Psychologie angehört; nehmen doch seit einiger Zeit die praktischen, pädagogischen Fragen einen breiten Raum in der psychologischen Arbeit ein. Nach 30jährigem Aufenthalt im Laboratorium tritt heute die Psychologie hinaus ins Leben; sie möchte nicht mehr bloß forschen, sondern wirken. Der realistische Drang der Zeit erfaßt das aus vielen, verwickelten Ursachen immer mehr in den Vordergrund tretende Problem der Erziehung; und auch Binet spricht den Wunsch aus, daß seine Forschungen den Kindern zugute kommen möchten.

Diesem Programm folgt eine ausgezeichnete geschichtliche Einführung. Neben einer Reihe einzelner, interessanter Episoden hebt Binet hier zweierlei besonders hervor: die pädagogische Methodik, soweit sie von Anderen oder von ihm selbst in früherer Zeit gehandhabt wurde, und die sogenannte Theilung des Bewußtseins. Bekanntlich gehört diese letztere Thatsache zu denen, die, wie kaum eine zweite in unwissenschaftlicher Weise für spiritistische, telepathische und andere bedenkliche Zwecke ausgebeutet worden sind. Binet berichtet einige hochinteressante Fälle, die von Salomons, Stein und Patrick beobachtet wurden, und weist dann in einer äußerst klaren Interpretation nach, warum sie dem Gebiet der Suggestibilität einzuordnen seien, sofern es sich nicht schon um ausgesprochen neuropathische Zustände handelt. Die pädagogischen Methoden bestehen sämmtlich in der Zeichnung von Punkten und Linien, und der Autor hat diese Methodik auch für jene Untersuchungen beibehalten, die den Kern seines vorliegenden Buches bilden.

Indessen, so interessant ihre Resultate sind, so leiden sie doch an einem Grundfehler. Es ist die Ausschaltung dieses Fehlers, in der Binets neueste Versuche angeln; er nennt es „l'exclusion de l'action morale" (S. 85). Was das heißt, mag ein Beispiel klar machen. Ich zeige einem Kinde eine Linie und lasse es sie nachzeichnen. Hierauf weise ich ihm eine zweite Linie vor mit der Versicherung, sie sei größer als die erste; in Wahrheit ist sie kleiner. Zeichnet nun das Kind diese zweite Linie wirklich größer, so ist es der Suggestion unterlegen, erkennt es die Falschheit meiner Aussage, so hat es ihr widerstanden. Es ergibt aber für diese Methode eine auffallend hohe Zahl wirksamer Suggestionen, und Binet schreibt sie auf Rechnung der „action morale", d. h. der sittlichen Beziehungen, die das Kind an den Lehrer knüpfen und die von vornherein der kühlen Kritik seiner Angaben im Wege stehen.

Die neue Versuchsanordnung Binets gipfelt nun in der Ausmerzung der action morale, indem er an Stelle der Suggestion die Autosuggestion setzt, die Suggestion depersonifizirt, von jeder leibhaftigen Persönlichkeit loslöst. Um den Weg zur Suggestibilität freizumachen, muß man der Versuchsperson eine „idée directrice" einflößen, d. h. ihre Psyche in eine bestimmte, einseitige Denkrichtung einstellen; und nun handelt es sich darum, dies rein sachlich, ohne autoritative Nebeneinflüsse, zu ermöglichen. Binet benutzt dazu Linien, von denen jede folgende ein paar Millimeter länger ist als die voraufgehende; dazwischen aber sind solche eingeschoben, die gleich lang sind, „lignes-pièges", oder, wie wir es nennen würden, Vexirlinien. Der Knabe bekommt immer eine Linie zu sehen, muß sie nachzeichnen, darauf wird ihm die nächste gezeigt, und so fort. Die Pointe liegt darin, ob der Knabe auf die Vexirlinien hineinfällt, ob er in der Nachzeichnung ihnen einen Größenzuwachs ertheilt.

Der Gedanke dieser Anordnung ist nicht etwa originell, sondern jedem Psychologen, der experimentirt, bekannt. Ich selbst habe mich dieses Vexirversuchs bei Farbenuntersuchungen in ausgiebigster Weise bedient, und kann nur dem zustimmen, daß der, den man die „stumme Vexirung" nennen könnte, weit zuverlässigere Ergebnisse liefert, als die positive Ueberredung, die niemals als falsch entlarvt der Versuchsperson ein chronisches Mißtrauen einflößt und fortan jede ruhige Selbstbeobachtung stört. Binets besondere Modifikation für den ihn beschäftigenden Fall ist aber in der That sehr hübsch ersonnen und in jeder Hinsicht von einwandfreier Exaktheit.

In den weiteren Abschnitten hat Binet dann zunächst die Gegenprobe gemacht, die action morale wieder eingeführt, und durch nachträgliche Fragestellung gefunden, daß die Kinder vielen Suggestionen aus Gefälligkeit, aus Subordination sich überlassen haben. „Par complaisance" — wie sie selbst eingestehen; diese complaisance ist wohl ein französischer Nationalfaktor, deutsche Beobachter würden vielleicht eher das Motiv des Gehorsams, der Scheu wirksam finden. Uebrigens unterscheidet der Autor in der Untersuchung der action morale zwei Seiten: es gelte, zunächst einmal die Suggestibilität an sich festzustellen, dann aber die ethischen Motive der Unterwerfung aufzudecken. Zu letzterem Zwecke benutzt er das Interrogatoire. Man wird, denke ich, mit den Ergebnissen dieser Methode recht vorsichtig und skeptisch umgehen müssen. Denn es

ist doch naheliegend, daß in der Psychologie des Ausfragens das suggestive Moment selbst wieder eine große Rolle spielt. Es wird immer außerordentlich schwer sein, wenn ein Kind sich geirrt hat, von ihm nun nachträglich die wirklichen Motive seines Irrthums zu erkunden. Dazu gehört mehr analysirende Selbstbeobachtung, als für Kinder möglich und auch wünschenswerth ist. Die Zergliederung der Motive des eigenen Handelns ist eine Thätigkeit, die eine umsichtige Erziehung vom Kinde so lange wie nur immer möglich fernhalten wird. Unvermeidlich kommen doch die Jahre der sexuellen Reifung, wo der Blick sich nach innen kehrt und die Reflexion über's Empfinden und Handeln erwacht. Man sollte ihren Eintritt nicht beschleunigen. Vielleicht wendet man ein, daß Versuche mit Linien, mit Gewichten, mit Farben, wie Binet sie anstellte, zu harmlos seien, als daß man sie mit jenen Evolutionsjahren in Parallele setzen könne. Indeß, beim Kinde genügen oft leichte Anstöße, um seinem Innenleben eine verhängnißvolle Richtung zu geben, desto leichter, je näher es dem folgenreichen „Frühlingserwachen" kommt. Als besonderes salutaire vermag ich also solche Untersuchungen nicht anzusehen.

Den theoretischen Einwand dagegen theile ich nicht. Binet polemisirt nämlich gegen die amerikanischen Psychologen, Skriptura und Genossen, die von der Untersuchung der action morale kein exaktes Ergebniß sich versprechen wollen. Gewiß, die action morale gehört zum Bestande des Gefühlslebens, und dessen Psychologie ist heute noch terra incognita, weil ihre Methodik mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Das ist aber kein Grund, um diese Untersuchung von der Hand zu weisen. Natürlich, wo heute die elementaren Gefühlstöne in ihrem Ablauf nur dürftig studirt sind, wird man von einer Erforschung komplexer Gebilde nicht gleich exakte Ergebnisse erwarten dürfen. Aber mit dem „Exakten" hat es in der Psychologie überhaupt seine Bewandtniß. Zuerst muß man mit Ueberblicken vorlieb nehmen; es ist schon viel gewonnen, wenn man erkennt, in welcher Richtung sich die Untersuchung bewegen wird. Allmählich gelingt es dann, mehr und mehr Accidentien und Fehlerquellen auszuschalten, den Kern rein herauszuschälen. Und dann kann man die Ergebnisse, wo Gesetzmäßigkeiten sich zeigen, in „Gesetze" bringen. Wobei man sich nur immer bewußt zu bleiben hat, daß Gesetze in der ganzen Forschung nichts als ökonomisch-technische Hülfsmittel sind: Zusammenfassungen gleicher Thatsachen. Ueber den Herbartischen Irrthum, daß wir der Seele mit Mathematik beikommen können, sind wir doch endgiltig hinaus; aber auch über die Fechner'sche Ansicht, daß Gleichungen ein besonders günstiger Ausdruck für psychophysische Beziehungen seien.

Binet will ja auch die Berechnung jenes Suggestibilitätskoeffizienten nicht etwa im Sinne einer Herbartianischen Seelenarithmetik aufgefaßt wissen; er ist sich über die Bedeutung der psychischen Größe, der psychischen Größenmessung und Größengleichung völlig klar. Immerhin kann ich auch unter dieser Voraussetzung der mathematischen Spielerei nur wenig Geschmack abgewinnen. Sie bringt uns um nichts weiter und vermag die wissenschaftliche Psychologie nur in den Augen ihrer immer noch zahlreichen Gegner zu kompromittiren, weil sie niemals schwer ad absurdum zu führen ist. Wir müssen darauf verzichten, die weiteren einzelnen Kapitel des interessanten Buches einzeln zu besprechen. Hier konnte nur der Grundplan skizzirt, dies und jenes hervorgehoben werden. Das Ganze ist keine blendende Leistung, die uns viel Neues brächte, aber eine sehr beachtenswerthe, die genug Anregungen auszustreuen vermag. Vor allem ist es erforderlich, daß parallele Untersuchungen in anderen Ländern vorgenommen werden. Schon in der französischen Erziehung steckt viel Esprit, Sentiment und Complaisance. Das sind nationale Faktoren, die bei der Suggestibilität natürlich schwer ins Gewicht fallen. Wer weiß, was deutsche, was slavische oder nordische Forschungen für Resultate ergeben würden. Bis dahin wird man Binets Buch auch als ein doppeltes Symptom froh begrüßen müssen: es stärkt die pädagogische Bethätigung der modernen Psychologie, und es rückt auch jene Vorgänge in den Vordergrund, die wir als die Elemente einer Sozialpsychologie betrachten müssen. Es ist neuerdings vor allem von Friedmann die sozialpsychologische Bedeutung der Suggestion, freilich im puren assoziationspsychologischen Sinne, ausgeführt worden. Man kann nur hoffen, daß diese Fragen nicht wieder beiseite gelegt werden. Denn gegenüber der langsam bankerott werdenden „organischen Theorie" vom sozialen Leben ist jede Anregung zu begrüßen, die auf die wirklichen Momente sozialpsychologischer Entwicklung hinweist. Unter denen aber steht die Suggestibilität mit in der ersten Reihe; nur muß sie völkerpsychologisch, d. h. national, studirt werden. Der französische Anfang ist gegeben; floreant sequentes.

---

## Besprechungen.

**Werner Sombart: „Technik und Wirthschaft".** Vortrag gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden. Dresden, v. Zahn u. Jaensch 1901. — Werner Sombart versucht in seinem Vortrag die Zusammenhänge zwischen Technik und Wirthschaft darzulegen. Er stellt dem Entwicklungsprinzip der Technik, als welches er die Freiheit bezeichnet, weil jeder technische Fortschritt den Menschen von der absoluten Herrschaft der Naturkräfte freier macht, den Entwicklungsgang der Wirthschaft gegenüber, der von dem Grundsatze der Unfreiheit geleitet wird, insofern, als die wirthschaftliche Weiterentwicklung die Menschen mehr und mehr zur Abhängigkeit von einander führt. „Die wirthschaftliche Entwicklung," betont er, „ist überhaupt nicht in dem Sinne eine stetig fortschreitende, wie es die Technik ist." Der sich vielfach findenden Neigung gegenüber, allgemein gültige, gewissermaßen gesetzmäßige Zusammenhänge zwischen Technik und Wirthschaft festzustellen, nimmt Sombart einen durchaus ablehnenden Standpunkt ein. Nach seiner Ansicht kann es sich nur darum handeln, die Beziehungen zwischen der bestimmten Technik einer Zeit und einem gleichzeitig herrschenden bestimmten Wirthschaftssystem zu erörtern. Er wählt zu einer derartigen Untersuchung die „kapitalistische" Wirthschaftsweise unsrer Zeit und die Technik der Gegenwart und gelangt unter diesen Voraussetzungen zu folgendem Ergebniß: Wirthschaftsweise und Technik stehen in einem gewissen kausalen und konditionalen Zusammenhange. Ganz allgemein läßt sich nur behaupten, daß „die Technik einer Zeit sehr häufig Veranlassung ist für bestimmte ökonomische Handlungen", „nie Ursache". Andrerseits zeigt sich die Technik vom Wirthschaftsleben in hohem Maße beeinflußt, und zwar nicht nur die angewandte Technik, sondern auch das technische Wissen und Können. Das Wirthschaftssystem bestimmt in erster Linie die Träger des technischen Fortschritts, die sich bei unsrer Wirthschaftsweise hauptsächlich aus Angehörigen der technischen Berufsklassen, Ingenieuren, Chemikern 2c. zusammensetzen. Materielle Interessen sind es vor allem, die zu technischen Neuerungen und Verbesserungen führen. „Die überwiegende Mehrzahl unsrer technischen Erfindungen erfolgt unter dem Gesichtspunkte ihrer möglichen Verwerthung in Geld". Ferner bedingen sich Technik und Wirthschaft gegenseitig. Unser jetziges Wirthschaftssystem ist ohne die gegenwärtige Entwicklung der Technik nicht denkbar. Die Größe des Marktes ist von der Entfaltung der Technik insbesondere der Verkehrstechnik, abhängig. Umgekehrt ist die Technik, wenigstens in ihrer angewandten Form, durch wirthschaftliche Momente bedingt. Zur Einführung technischer Neuerungen muß das erforderliche Kapital und die entsprechende Nachfrage, der Markt, vorhanden und vor allem die materielle Rentabilität z. B. infolge steigender Arbeitslöhne gegeben sein. — Sombart ist selbst der Ansicht, daß seine Ausführungen über dieses sehr schwierige Problem nicht völlig befriedigen werden, weist jedoch mit Recht darauf hin, daß derartige Erörterungen der Begriffe und Zusammenhänge nicht rein theoretische Bedeutung haben, sondern für Fragen des praktischen Lebens von hoher Bedeutung sein können. Sie vermitteln einmal die Erkenntniß, daß alle wirthschaftlichen Pläne mit der Entwicklung der Technik, und zwar ihrer normalen Entfaltung, rechnen müssen, daß die Höhe des Reichthums, das allgemeine Wohl, besonders die Hebung der unteren

Klassen, schließlich von der technischen Entwicklung begrenzt sind. Andrerseits lehren sie, daß technische Fortschritte vom Wirthschaftsleben beeinflußt und erzielt werden können, daß dieser Entwicklungsgang nicht einen von menschlicher Einwirkung gänzlich unabhängigen Naturprozeß darstellt. Sie zeigen z. B., daß eine entsprechende Gestaltung der Wirthschaftsverhältnisse die Unternehmer dazu zwingen kann, die vollendetste Technik in Anwendung zu bringen. L.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

n. **Deutsche Landerziehungsheime.** Aus kleinen Anfängen ist eine Bewegung hervorgegangen, die zusehends wächst und die ohne Zweifel die Beachtung weiterer Kreise verdient: die Einrichtung von Landerziehungsheimen. Der leitende Gedanke derselben ist, die heranwachsende Jugend fern von der Unruhe und den Gefahren des Stadtlebens in engstem Verkehr mit der Natur, durch physische Stählung und allseitige geistige Entwicklung, durch möglichste Erweckung der Selbstthätigkeit zu körperlich wie geistig gesunden Menschen und selbständigen Charakteren zu bilden. Lehrer und Schüler sollen dabei in voller Lebensgemeinschaft stehen und so dem Ganzen stets die Eigenschaft eines echten Heims gewahrt bleiben. Bei einem solchen Plan liegt alles an der Persönlichkeit des Ausführenden; hier fand sich in dem Urheber und leitenden Träger der Idee, dem Dr. Hermann Lietz (aus Rügen) eine Persönlichkeit, bei der in seltener Weise Idealität der Gesinnung, Geschick der Organisation und geistige wie körperliche Leistungsfähigkeit zusammentreffen. Er begann das Unternehmen mit einem kleinen Häuflein Schüler zu Ilsenburg am Harz vor $3^1/_2$ Jahren, von Semester zu Semester wuchs die Zahl, so daß schon zu Beginn des Schuljahres 1900 eine Schülerschaar von über 60 vorhanden war; nach den großen Ferien jenes Jahres traten nicht weniger als 20 neue Zöglinge ein. Ein solches Anwachsen erregte den Wunsch, ohne die Anstalt in Ilsenburg aufzugeben, dazu noch eine größere eigene Besitzung zu erwerben; eine solche wurde nach sorgfältigster Prüfung in Haubinda (Post Streufdorf) bei Hildburghausen gefunden und ist dahin seit Ostern d. J. der Hauptsitz des Landerziehungsheims verlegt, das sich dort aufs glücklichste weiter entwickelt. Zugleich sei erwähnt, daß auch ein Landerziehungsheim für Mädchen unter Leitung von Frau Professor v. Petersenn am Stolper See bei Potsdam entstanden ist und erhebliche Fortschritte macht. — So kann kein Zweifel darüber sein, daß jene Einrichtung einem wirklichen Bedürfniß entspricht; wer immer aus der Geschichte des Erziehungswesens weiß, wie oft von solchen privaten Unternehmungen werthvolle Anregungen für das Ganze ausgegangen sind, der wird jene Bewegung mit Interesse und Sympathie verfolgen.

* Prof. A. **Chroust** in **Würzburg** hat kürzlich in der Würzburger Universitätsbibliothek eine Handschrift gefunden, die sich jetzt als **eine der ältesten angelsächsischen Aufzeichnungen** herausgestellt hat, die sich erhalten haben. Prof. Alois **Brandl** macht über die Handschrift in dem soeben ausgegebenen „Archiv f. d. Stud. d. neuer. Spr. u. Literaturen", das auch ein Faksimile aus dem ersten Blatt der Handschrift bringt, folgende nähere Mittheilungen. Die Handschrift ist aus England nach Würzburg gekommen. Auf dem ersten Blatt stehen die vier in insularer Unciale geschriebenen Worte: Cuthsuuitae. baec. thaerse. abbatissan. Cuthswitha, die Besitzerin dieser Handschrift, ist aller Wahrscheinlichkeit nach identisch mit der gleichnamigen Aebtissin eines Klosters in Worcester oder dessen Umgebung, das 693 erbaut wurde. Die Handschrift hat sich also um 700 in dem Kloster zu Worcester befunden, in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts dürfte sie aber schon im Besitz der Dombibliothek zu Würzburg gewesen sein. Geschrieben ist aber die Handschrift erheblich vor 700. Sie enthält des Hieronymus Kommentar zum Buch Ecclesiastes. Sie zählt 114 Blätter in 15 Lagen, von denen sechs unvollständig sind. Das Pergament ist ungleich bearbeitet, manchmal außerordentlich fein (dieser Theil ist noch heute ganz weiß), häufiger aber stark. Mehrere Hände, die alte Uncialschrift des sechsten Jahrhunderts schreiben, haben an der Handschrift gearbeitet. Abgesehen von den Inschriften und vom Epinaler Glossar ist die Handschrift eine der ältesten angelsächsischen Aufzeichnungen.

* **Die Bibliothek der Pompadour.** Wie man der „Frkf. Ztg." schreibt, ist jüngst ein Exemplar des „Catalogue des livres de la bibliothèque de feue Mme. de Pompadour, dame du palais de la Reine" aufgetaucht und dem Musée Carnavalet zum Geschenk gemacht worden. Das Verzeichniß, im Jahre 1765 vom Hofbuchdrucker **Hérissant** gedruckt, ist der Versteigerungs-Katalog. Jeder Nummer ist der Erlös beigefügt. Die Bücherei der allmächtigen Maitresse umfaßte nicht weniger denn 266 **theologische** (!) Werke, 76 juristische und 511 naturwissenschaftliche, ferner 3434 belletristische und 4892 historische, letztere größtentheils aus der Sammlung des M. de Beauchamp stammend. Ein Jahr etwa nach dem Tode der Marquise, 1765, kam das alles unter den Hammer. Die erzielten Preise waren oft ziemlich gering. Der Gesammterlös betrug nur 36,141 Livres 15 Sols.

* **Halle.** Der Titular-Professor der Philosophie an der hiesigen Universität Dr. Edmund **Husserl** hat einen Ruf als außerordentlicher Professor an die Universität **Göttingen** erhalten und angenommen.

* **Leipzig.** Die **Ferienkurse** für praktische Aerzte an der hiesigen Universität beginnen am 7. Oktober.

* **Aus Oesterreich.** Gestern, den 9. d. M., ist, wie die „N. Fr. Pr." meldet, der Professor für Geographie und Völkerkunde an der Wiener Universität, wirkliches Mitglied der österr. Akademie der Wissenschaften, Dr. W. **Tomaschek**, im Alter von 60 Jahren gestorben. Der Verstorbene lehrte seit 1877 als Extraordinarius an der Universität Graz und seit 1885 in Wien. Von seinen Arbeiten sind zu nennen seine zentralasiatischen Studien, seine Topographie von Persien und Kleinasien und sein Buch „Die Gothen in Taurien" (Wien 1881). — Die Privatdozenten Dr. Ernst **Finger** und Dr. Hans **Rabl** sind zu außerordentlichen Professoren an der Universität **Wien** ernannt und die Privatdozenten an der medizinischen Fakultät in Wien Dr. Eduard **Schiff**, Dr. Karl August **Herzfeld** und Primararzt Dr. Heinrich **Lorenz** zu außerordentlichen Universitätsprofessoren ernannt worden. — Dem Privatdozenten für Rechtsphilosophie an der böhmischen Universität in **Prag** und Direktor der Graf Straka'schen Akademie daselbst, Dr. jur. **Tralal**, wurde der Titel eines außerordentlichen Professors verliehen. — Der ordentliche Professor der Mathematik an der deutschen technischen Hochschule in **Prag**, Dr. Wilhelm **Weiß**, hat sich für Mathematik in der philosophischen Fakultät der Prager deutschen Universität habilitirt. — Der Professor für Physik an der Universität **Innsbruck**, Dr. **Klemencic**, ist im Alter von 48 Jahren gestorben.

* **Aus der Schweiz.** Vom 22.—24. September findet in **Zürich** ein **Kongreß sämmtlicher geographischen Gesellschaften der Schweiz** statt. — Zum Professor für vergleichende Grammatik der romanischen Sprachen an der Akademie zu **Neuenburg** ist, der „Frkf. Ztg." zufolge, Hr. Jules **Jeanjaquet** ernannt worden.

* **Aus Rußland.** In **Rostow** am Don starb am 1. September, wie man der „Frkf. Ztg." mittheilt, der Privatdozent an der Universität **Moskau**, Dr. med. S. D. **Schaginjan**, im Alter von 42 Jahren. Der Verstorbene war Spezialist für Frauenkrankheiten und innere Krankheiten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

C. **Magnus**: Venus als Siegerin. Roman. (Auswahl von Werken zeitgenössischer Schriftsteller, Band III.) Berlin und Leipzig, Bobach u. Co. M. 3. — K. v. Becker: Familie von Ellernbruck. (Do., Bd. I.) Ebd. M. 3. — F. **Sauer**: Orthographie-Willkür und Orthographie-Reform. Bonn, Hanstein 1901. — B. **Weitzel**: Lehr- und Handbuch der gesammten Hauswirthschaft. Ulm, Ebner 1901. Gebunden M. 4. — **Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuenburg.** 27. Jahrg. Augsburg, Komm. von Schlosser 1900. M. 6.

---

Jahrgang 1901. München, Mittwoch, 11. September. Nummer 208.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

### Uebersicht.



## Zur Entstehungsgeschichte des indo-malayischen Archipels.

Von Dr. Wachler (Heidelberg).

Werfen wir einen Blick auf die Spezialkarte von Südostasien, so sehen wir den Theil unsrer Erdoberfläche vor uns, wo sich seit Menschengedenken der Hauptsitz vulkanischer Thätigkeit befindet, wo auf einem verhältnißmäßig kleinen Gebiete die größte Anzahl noch aktiver, himmelanstrebender Naturschlote in grausiger Kette aneinandergereiht stehen, die, etwa 70 an der Zahl, in der Hälfte der Längenausdehnung Sumatras unmittelbar unter dem Aequator einsetzen, sich zuerst südlich bis zum 10. Breitegrad erstrecken und von da ostwärts über den Rest der Sunda-Inseln hinweg, bis sie, am 130. Grad östlicher Länge angekommen, nach Norden umbiegen und fernerhin in einem offenen Halbrund mit durchweg nördlicher Richtung etwa auf der Höhe des 15. Grades nördlicher Breite in der Philippinen-Insel Luzon verlaufen, nachdem zuvor auf der Molukken-Insel Djilolo abermals der Erdgleicher von ihnen überschritten worden war.

Was diese unheimlichen Gesellen, die stündlich daran mahnen, daß der Erkaltungsprozeß des Erdballs noch lange nicht stabil geworden, für die Menschengeschichte bedeuten, ist in den Annalen der ostindischen Inselwelt und einschneidender noch in den Ueberlieferungen der dortigen Bewohner niedergelegt. Man erinnere sich nur der furchtbaren Katastrophe des Jahres 1883, da die mitten in der Sunda-Straße gelegene Vulkaninsel Krakatoa nach einem beispiellosen Paroxismus zur Hälfte unter dem Niveau des Meeresspiegel verschwand, und durch die verdrängte Wassermasse von der Westküste Bantams an 40,000 Menschen weggeschwemmt wurden. Die Begleiterscheinungen jenes Ausbruches, die sich über einen erheblichen Bruchtheil der gesammten Erdoberfläche hin erstreckten, hatten sich derzeit im Atmosphärenkreise sogar auf kosmische Entfernung hin geltend gemacht, so daß noch zwei Jahre danach eigenthümlich gefärbte Cirrus-Wolken beobachtet wurden, welche auf die noch immer schwebende Asche jenes gewaltigen Auswurfes zurückzuführen waren.

Allein auch an der Erdgeschichte hat diese einzig dastehende Anhäufung vulkanischer Werkstätten einen gewiß nicht zu unterschätzenden Antheil, und bei Erörterung der Frage, ob unser ältester, größter Kontinent da, wo er sich dem kleinsten, zuletzt entdeckten bis auf etwa 1000 Meilen nähert, je mit diesem in kompaktem Zusammenhang stand, aus welcher Zeit die Inseln des Archipels als die noch heute übrig gebliebene Brücke zu betrachten wären, spielt sie sicherlich die weitaus erste und wichtigste Rolle.

Im Jahre 1845 machte der Forscher George Windsor Earl in seiner an die Royal Geographical Society gerichteten Abhandlung erstmals darauf aufmerksam, daß die um das Festland Hinterindiens in geschlossener Gruppe herumliegenden großen Inseln Borneo, Sumatra, Java und in gewissem Sinne auch die Philippinen durch ein auffallend seichtes Meer mit dem asiatischen Kontinente verbunden seien, und daß in gleicher Weise die größte Insel der Erde, Neu-Guinea, mit seinen Vasallengruppen dem Landkomplexe von Neu-Holland sich anschließe. In der im Jahre 1855 danach erschienenen Denkschrift „On the Physical Geographie of South-Eastern Asia and Australia" vertritt genannter Forscher sogar die Annahme eines ehemaligen terrestrischen Zusamenhanges beider Kontinente. Ob letztere Hypothese selbst im geologischen Alterthume je verwirklicht war, ob sich somit die typischen Produktionsunterschiede der zwei Erdtheile, die sie mit den ihnen zugetheilten Inseln jeweils gemeinschaftlich haben, nur infolge der langandauernden Trennung herausgebildet haben, wird wohl eine ewig unbeantwortete Frage bleiben, jedenfalls aber gebührt Earl das unbestrittene Verdienst, zuerst den ostindischen Archipel in eine scharf voneinander abgegrenzte asiatische und australische Zone gegliedert und auf die frappirenden Unterschiede im ganzen organischen Habitus in der einen wie in der anderen hingewiesen zu haben.

Noch besser präzisirt wurden diese Unterschiede bald darauf durch Alfred Russel Wallace, den verdienstvollen englischen Naturforscher, der acht Jahre lang den indo-malayischen Archipel nach allen Richtungen der Windrose hin durchstreifte und auf etwa 70 besonderen Reisen, die sich über die ganze Inselmasse von der malayischen Halbinsel bis Neu-Guinea erstreckten, namentlich die Fauna dieses ganzen weitumfassenden Gebietes einem eingehenden Vergleichsstudium unterzog.

Der Eintheilung des Archipels in einen indo-malayischen Bezirk einerseits und in einen australisch-malayischen Bezirk andrerseits, bestimmt durch eine Linie, die, nach der Tiefseegrenze gezogen, in mäßiger Krümmung zwischen die Philippinen und Molukken hineingelegt gedacht wird und die südlich durch die Straße von Makassar zwischen den Inseln Bali und Lombock ausläuft, fügt Wallace eine zweite wichtige Zonenbestimmung hinzu, welche für die beiden Menschenrassen gilt, die den Archipel bevölkern und die gleichfalls die schärfsten Gegensätze bezüglich des Aeußeren sowohl als ihrer seelischen Eigenschaften aufweisen. Zu diesem Zwecke zieht der Gelehrte eine Linie, welche die Philippinen, Celebes, einen Theil der Molukken, die Sunda-Inseln Lombock und Sumbawa noch der malayischen Rasse zuweist, alle ostwärts dieser Linie gelegenen Gebiete jedoch

van der polynesischen Rosse bewohnt, bestimmt. Daß das dem asiatischen Festlande eigenthümliche malayische Element somit seine eigentliche Landeszone nach Osten hin überschritten hat, die für die Thier- und Pflanzenwelt maßgebend ist, darf uns nicht wundernehmen, wenn wir die Intelligenz des menschlichen Wesens mit in Berechnung ziehen, der es auch in frühen Kulturepochen nicht schwer fiel, eine Meerenge von etwa vier Meilen Breite, wie die zwischen Bali und Lombock gelegene, zu überschreiten.

Allein trotz dieser so scharf ausgeprägten, grundverschiedenen Oberflächenphysiognomie der zwei Kontinente und ihrer zugehörigen Vasalleninseln fällt es beim Ueberschauen des ganzen Areals und dessen eigenartiger Gruppirung doch schwer, den Gedanken los zu werden, daß wir in der kolossalen Vulkankette, welche, in großen Zügen die Umrisse des hinterindischen Festlandes wiedergebend, bis hinauf zu den Philippinen sich erstreckt und Einzelberge von nahezu 12,000 Fuß Höhe aufweist, das Küstengebirge eines dereinst untergegangenen Landes vor uns haben, das an Masse einem Kontinent gleichkam und dessen Zentrum heute die ausgedehnten Distrikte van Celebes und Borneo repräsentiren, welch letzteres allein einen Flächeninhalt van 11,000 Quadratmeilen mißt. Für die ursprünglich kontinentale Lage gerade dieser beiden Inseln spricht in Uebereinstimmung mit der überall auf der ganzen Erdoberfläche beobachteten Randlage der Vulkane ganz besonders der Umstand, daß das Landmassiv Borneos, wie auch die siamesische Halbinsel, keinen einzigen thätigen Vulkan trägt. Auch das so fremdartig gegliederte Celebes hat in dem zentralen Theile seiner Flächenausdehnung keinen Feuerberg aufzuweisen mit Ausnahme des Zipfels, der sich am weitesten nordostwärts erstreckt und sich der von Süden nach Norden gerichteten Vulkankette bis auf 50 Meilen Abstand nähert. Hier setzt die in Djilola auslaufende Kette nach einem seitlichen Sprunge westwärts mit einem Konglomerat van fünf aktiven Vulkanen wieder ein, um danach über kleine dazwischen liegende Vulkaninseln hinweg in ununterbrochener Folge sich den Philippinen anzureihen.

Zur Beurtheilung von nach unserm gewöhnlichen Zeitmaße unmeßbaren Zeiträumen dient dem Geologen die Schichtendicke mariner Strata. Wo diese Sedimentschichten allmählich Einsackungen unterworfen sind, welche die Tiefenzunahme eines Meeres bedingen, können sie uns auch ungefähr ein Urtheil über die Länge der Zeit verschaffen, die darüber verstrichen sein muß, bis der Meeresboden sich soweit unter sein gegenwärtiges Niveau gesenkt hatte. Diese Senkungen werden ganz besonders da stattfinden und beobachtet, wo Eruptionskratern sich durch die eigenen Auswurfsstoffe mit der Zeit zu massigen Gebirgsstöcken angehäuft haben und mit dem abfließenden oder ausgeschütteten Materiale, das aus dem Erdinnern herrührt, auf Meilen im Umkreise die Erdschichte belasten und so das Einbrechen der See begünstigen. Darauf mag auch mit ziemlicher Sicherheit die Thatsache zurückzuführen sein, daß alle heute dauernd thätigen Vulkane unsrer Erdoberfläche in relativer Nähe des Meeres oder in diesem selbst angetroffen werden. Die etwa 7000 Quadratmeilen große Insel Sumatra beherbergt fünf thätige Feuerberge, die alle am Rande der Südküste entlang vertheilt liegen, während das nur 2000 Quadratmeilen messende Java deren 19 aufzuweisen hat, welche in gleicher Weise vorwiegend auf dem südlichen Rande der Insel vertheilt und in größter Meeresnähe angetroffen werden. Alle übrigen im Osten van Java sich anschließenden kleinen Sunda-Inseln tragen meistens je zwei unaufhörlich arbeitende Vulkane.

Vergegenwärtigen wir uns nun die intensive Thätigkeit, wie sie van einer Vulkanreihe, welche in linearer Ausdehnung etwa der Länge van fünf Erdgraden entspricht, angenommen werden darf, und zwar nur während eines ganz kurzen geologischen Zeitraumes, wobei ein guter Bruchtheil damals noch nicht erloschener Eruptionsschlünde mit in Rechnung kommt, und denken wir uns diese Thätigkeit einwirkend auf die nun zum Theil van der See verschluckte damalige Landmasse, die van dem Vulkangürtel als einem hohen Randgebirge umfaßt wurde, so kann das Vermuthen einer dermaligen durchgreifenden Dislokation van Land und Wasser, welche theils mit Hülfe gewaltiger augenblicklicher Störungen, theils durch langsam sich abspielende Veränderungen vor sich ging, nichts ungeheuerliches mehr an sich haben.

Die Tiefsee, welche heute die Philippinen im Zusammenhange mit Celebes und seiner Inselbrücke van Borneo trennt, deutet darauf hin, daß hier im Osten der transitorische Akt zuerst seinen Anfang genommen hat zu einer Zeit, da Borneo, Java nebst Bali und Sumatra noch lange mit Siam zusammenhingen. Energische Aufrichtungen, vergesellt mit kluftartigen Senkungen und Verwerfungen, haben da stattgefunden, die das alte Randgebirge zum Theil spalteten und der Salzfluth ein gewaltsames Eindringen in den an der Peripherie zerrissenen Kontinent gestatteten, welche dann im Verlaufe eines unermeßlich großen Zeitabschnittes ihrerseits dazu beitrug, durch Auswaschen und Losreißen des nunmehr unbeschützt daliegenden Landkomplexes den zerrissenen Habitus zu schaffen, wie ihn die östlich gelegenen Inseln, namentlich Djilola und Celebes, als Charakteristikum zur Schau tragen. Es waren dies jedenfalls Vorgänge, von deren Heftigkeit und momentaner Folgenschwere wir uns wohl nie eine auch nur annähernd der Wirklichkeit entsprechende Vorstellung werden machen können, Vorgänge, von welchen der im Jahre 1883 auf die Basalt-Insel Krakatoa beschränkt gebliebene Paroxysmus vielleicht nur ein ganz dürftiges Miniaturbild wiederspiegelt. Für die außerordentlich frühe Trennung dieses ganzen östlichen Theiles des Archipels van dem damaligen Kontinente spricht aber außer der Meerestiefe noch das Fehlen von großen Säugethieren, das hier überall beobachtet wird, während dagegen wieder für den westlichen mehr dem Festlande Asiens zu gelegenen Theil, der durch Flachsee mit diesem zusammenhängt, ein ganz spät erfolgtes Losreißen oder, in diesem Falle vielleicht zutreffender ausgedrückt, ein successives Zwischenspülen langsam eindringender Fluthen angenommen werden darf, da die dem Festlande eigenen großen Säugethiere auf diesen westlichen Inseln in dem Maße an Zahl der Familien und Arten zunehmend angetroffen werden, als sie sich ihrer Lage nach dem asiatischen Kontinente nähern, von geringen Abweichungen abgesehen, die später noch erörtert werden sollen.

Auf Sumatra, auf der von der langausgestreckten malayischen Halbinsel nur durch eine schmale Wasserstraße getrennten und fast in paralleler Richtung mit dieser verlaufenden, an Gliederung wenig ausgeprägten Insel finden wir den Thiercharakter des Festlandes in fast getreuer Wiedergabe zurück, so den indischen Elefanten, das zweihörnige Rhinozeros (Rhinozerus Sumatranus) und den Tapir, alle zur Klasse der Dickhäuter zählend. Ferner sind hier einheimisch das wilde Rind

(Bos sundaicus) und, außer den gewöhnlichen langschwänzigen Affen des Festlandes, der Siamang und Hylobates. Auch der Orang-Utan, der Menschenaffe κατ' ἐξοχήν, der in Borneo jedoch an Zahl bedeutend vorherrscht, wird im nordwestlichsten Gebiete Sumotras angetroffen, wo er auch zuerst entdeckt worden sein soll, doch sind die Angaben hierüber weniger bestimmt, weil jener Bezirk, das Kriegsgebiet der streitbaren Atchinesen, den Europäern van jeher nur schwer zugänglich war. Auch van der auf der Malacca-Halbinsel wie auf Java und Borneo sich findenden Spezies der Gibbons oder langarmigen Affen hat Sumatro einen Vertreter aufzuweisen, während der Nasenaffe hinwiederum ausschließlich auf Borneo beschränkt bleibt. Unter den Säugethieren, die sich nach Wallace in mehr als 170 Arten über den indo-malayischen Archipel hin vertheilen, nimmt die Klasse der Carnivoren eine hervorragende Stellung ein, und unter diesen ist es wieder das Geschlecht der Raubkatzen, das den westlichen großen Inseln sein Sondergepräge aufdrückt, dessen Artenreichthum nirgends sonstwo auf der Erde mehr angetroffen wird.

Der größte und gewaltigste Vertreter dieser Gattung, der gestreifte oder Königstiger (matjan coreng),[1]) dessen Wanderbezirke auf dem asiatischen Festlande bis Persien und Südsibirien sich ausdehnen, ist auf der Halbinsel Molocca sowohl wie auf Sumatro und Java noch immer ein keineswegs seltener Gast, während Borneo ihn entbehrt. Der matjan autul, der gefleckte, gelbe Panther, ist Sumatra und Javo zugleich eigen, aber sein eigenartig dunkel gefärbter, glänzend schwarz gefleckter Vetter, der matjan gogor, den wir als schwarzen Panther kennen, beschränkt sich ausschließlich auf Javo.

Es würde den Leser ermüden, ist auch zur Erreichung des Zweckes dieser Zeilen, noch der Vertheilung der Fauna und deren im Laufe großer Zeiträume sich nothwendig ergebenden Spezialisirung für jede einzelne Insel oder Inselgruppe einen Rückschluß auf den dermaligen Zusammenhang mit dem Kontinente anstellen zu können, nicht unbedingt erforderlich, alle die Thiergattungen und Arten bis ins einzelne hier namhaft zu machen, welche den Archipel bevälkern, es sollen vielmehr nur diejenigen Hauptvertreter erwähnt werden, deren gleichzeitiges Vorkommen im einen oder deren gänzliches Ausbleiben im anderen Falle für ein früheres oder späteres Loslösen der Inseln von dem Festlande sprechen.

Ich übergehe dabei zunächst die ganze Klasse der Nager, die an über 20 Arten reiche Gruppe der Lemuren und Flugeichhärnchen (Galeopithecus, Sciurus, Cuscus), die sich über das ganze weite Inselreich bis zum äußersten Osten hin ausdehnen, und lasse ferner völlig außer Betracht die Vögel, Käfer und Schmetterlinge, die, soweit sie überhaupt erforscht sind, auf keinem Gebiete des Erdballs mehr in solcher Anzahl, Verschiedenheit der Gattung und Eigenartigkeit der Formen auftreten und sich zum Theil ganz regellos gruppiren, indem manche Arten sämmtlichen Inseln sowohl wie dem Festlande gemein sind, dann aber wieder kleinere Inselgruppen oder gar einzelne Inseln diese oder jene Spezies bevorzugen, welche dem Festlande gar nicht mehr zugehören, nicht selten aber auch eine oder die andere Gattung ausschließlich auf eine Insel beschränkt bleibt und für diese charakteristisch geworden ist. So stempelt die große Gruppe der Paradiesvögel die Molukken und Neu-Guinea in typischer Weise als zur malayisch-australischen Zone gehörend, und das Verbreitungsgebiet dieser prächtigen, sehr gut zum Fluge ausgerüsteten Ornisart nimmt durchaus nicht nach Westen hin zu, obgleich es ihr, wie man doch meinen sollte, keine Schwierigkeit machen dürfte, van Insel zu Insel zu fliegen, zumal ihr überall die gleich günstigen Lebensbedingungen geboten werden.

Sucht man nun die der Festlandsfauna am nächsten stehenden großen Säugethiere Sumotras auf Java und Barneo, so ergibt sich die gewiß überraschende Thatsache, daß letzteres, trotz seiner etwa 80 Meilen betragenden Entfernung van Sumatra einerseits, und seines über 150 Meilen großen Abstandes vom hinterindischen Festlande andrerseits, doch überwiegend mehr Arten großer Säugethiere mit Sumotra gemeinschaftlich hat als Jova, das nur durch die kaum vier Meilen breite Sunda-Straße von Sumatra getrennt liegt.

Die großen, sa seltenen und charakteristischen Menschenaffen gehören Sumatra und Borneo an, deßgleichen der Elefant und das zweihörnige Rhinozeros, während erstere auf Jova ganz fehlen, das Nashorn aber in einer ganz anderen Spezies, dem einhörnigen Rhinozerus javanicus hier auftritt. Der Tapir wie der malayische Kragen- oder Honigbär haben ihre Heimath auf Sumotro und Barneo, auf Javo kennt man beide nicht, auch der große malayische Hirsch (Rusa equina) und der zierliche Tragulus Kanchil, durchstreifen ausschließlich die Grasdistrikte der Sumotra-Barneo'schen Flachländer, während diese in Javas Wäldern wieder durch eine besondere Spezies, den Tragulus javanicus vertreten sind. Von den auf Sumotro lebenden drei Arten von Langschwanzaffen (Semnopithecus) endlich ist eine vallkommen übereinstimmend mit der auf Bornea ansässigen, die auf Jovo vertheilten zwei Arten sind von den Sumatro'schen wesentlich verschieden.

Daß der Tiger, nebst seinen größern Vettern, auf Borneo ganz fehlt, während er auf Sumatra und Java geradezu vorherrscht, ist allerdings ein beachtenswerther Umstand, doch kann ohne Zwang angenommen werden, daß entweder dieses Raubthier schan var der Lasreißung Javas dort einheimisch war, oder daß es einstmals mit seiner Sippe über die Sunda-Straße hinweggeschwommen ist, was um so glaubwürdiger scheint, als nach vielfach gemachten Beobachtungen der Königstiger allgemein als vortrefflicher Schwimmer gerühmt wird. Sein gänzliches Fehlen auf Borneo zu erklären, sind in gleicher Weise zwei Möglichkeiten gegeben. Entweder war die Raubkatze bis zur Zeit der Trennung Barneos vom Festlande jenen Distrikten noch fern geblieben, oder sie wurde durch irgend ein von uns jetzt natürlich nicht mehr zu ergründendes Ereigniß von der Insel entfernt. Vielleicht geben uns, wenn Borneos Inneres einmal besser erforscht ist, die Diluvialkiese der Flußniederungen endgültigen Aufschluß darüber, ob der Tiger je in Barneo heimisch gewesen ist.

Nach dem Vorausgeschickten haben wir also mit der unumstößlichen Thatsache zu rechnen, daß die großen Sunda-Inseln Borneo und Sumatra, trotz der nicht geringen räumlichen Entfernungen voneinander, bei einem Vergleiche der wichtigsten Vertreter der ganzen Fauna beider Inseln, mehr Uebereinstimmung unter sich zeigen, als jede einzelne derselben mit Javo, letzteres also vielseitig isolirt dasteht. — Viele Ornisarten und besonders die echten Papilioniden, die Schwalbenschwanzschmetterlinge, könnten in diesem Sinne ergänzend hinzugefügt werden.

Dazu kommt nach die gewiß bemerkenswerthe Erscheinung, daß Jovo eine Anzahl Gattungsvertreter mit dem Festlande Siams gemein hat, die auf Sumatra sowohl wie auf Bornea vergeblich würden gesucht werden,

[1]) Die auf Java üblichen Bezeichnungen.

sa das Rhinozerus javanicus, das selbst noch in Bengalen angetroffen wird.

Wie ist nur ein derartig befremdendes, gleichzeitiges Auftreten von Tieren nicht nur derselben Gattung, sondern auch der gleichen Art in treuester Wiedergabe auf Gebieten zu erklären, die heute zum Theil durch weite Meere voneinander getrennt liegen? Nur dadurch, daß man in eine längst vergangene geologische Zeitepoche zurückgreift, in welcher Hinterindien durch den siamesischen Golf nebst der Javasee mit Borneo, Sumatra und Java zusammen zu einem gewaltigen Festlande verbunden war, welches danach, durch die heftigsten vulkanischen Störungen während eines geologischen Zeitraumes fortgesetzten Veränderungen unterworfen, vielleicht erst dann seiner heutigen endgültigen Gestaltung entgegengeführt wurde, nachdem Land und Meer in ewigem Wechsel um ihr gegenseitiges Dasein gerungen hatten. So dürfte wohl mit aller Wahrscheinlichkeit zunächst ein Einbrechen der Javasee stattgefunden haben und damit gleichzeitig eine zerklüftete Faltung oder ein Einreißen des damaligen Randgebirges, wodurch die Sunda-Straße geschaffen und somit zuerst Java eine Sonderexistenz zugewiesen wurde. Es läßt sich weiterhin annehmen, daß dank des hochgradigen, unaufhörlichen Zusammenwirkens der geschlossenen Vulkanreiche Sumatra-Javas die eingeleitete Senkung, welcher das Entstehen der Javasee zuzuschreiben, sich aber später über den ganzen prähistorischen Kontinent bis an Siams Küste ausdehnte, daß Borneo vielleicht zunächst mit unter dem Meeresspiegel verschwand und noch einiger Zeit, noch im Zusammenhange stehend mit Sumatra und dem hinterindischen-malayischen Bergrücken, aber getrennt durch den siamesischen Golf von der Masse des Festlandes, daß endlich ein abermaliges, letztes Eingreifen unterirdischen Dynamik den Riß zwischen Malacca und Sumatra erzeugte und somit gleichzeitig Sumatra von Borneo auf immer trennte.

Bei Beurtheilung aller dieser Vorgänge und deren Folgen möge man ja niemals den gleichgültigen und bedeutsamen Einfluß geologischer Zeiträume außer acht lassen!

Diese gewaltigen Veränderungen müssen etwa zu Ausgang des Jungtertiärs vor sich gegangen sein, da schon im jüngeren Pliocän die meisten Thierspezies in ihren typischen Formen aufzutreten anfangen, welche heute noch die großen Sunda-Inseln beleben.

Ob und wann die dem australischen Kontinente zugelegenen Inseln und Inselgruppen sich einmal von diesem getrennt haben und dessen Zusammenhang mit dem asiatischen unterbrachen, ist eine Frage, die wohl aufgeworfen, aber nicht zufriedenstellend beantwortet werden kann, da uns die Hauptbeweismittel in diesem Falle im Stiche lassen, die seichte Meerestiefe und eine maßgebende Fauna, deren analoges Vorkommen zu Schlüssen etwa berechtigt. Hier, für die östliche Inselhälfte können wir nur vage Vermuthungen aufstellen auf Grund der allerdings in einer Hinsicht sprechenden Thatsache, daß ostwärts von einer Linie, die etwa dem 120. Meridiane entspricht, die Inseln Bali, Lombock und Sumbawa mit eingeschlossen, alle größeren Säugethiere der westlichen Inseln verschwunden sind. Celebes, über welches der Meridian hinwegzieht, hat noch einige wenige ihm eigenthümliche Spezies aufzuweisen, wie das sogenannte Hirschschwein, Babi rusa, dann einen der Kuhantilope Afrikas entsprechenden Vertreter der Spalthufer, die Sapi-utan (wörtlich Waldkuh), Anoa depressicornis, und schließlich einen pavianartigen Affen von der Größe etwa eines Hühnerhundes, den Cynopitheeus nigrescens; außerdem ist die überall im Archipel vorkommende Sippe der Lemuren auch hier mehrfach vertreten. Ihr Verbreitungsgebiet dehnt sich gegen Norden bis über die Philippinen hin aus. Sie leiten den Uebergang zur Neu-Guinea-, resp. australischen Fauna ein, zu dem Gebiete, welches das Vorkommen des Beutelthieres, als Hauptvertreter, besonders gekennzeichnet ist.

Ich möchte diese nur in großen Zügen andeutenden Erörterungen nicht von der Hand legen, ohne auch des allgemeinen Vegetationscharakters der hier besprochenen Inselgruppe mit einigen Worten Erwähnung gethan zu haben, soweit dieser unter dem direkten Einfluß zonischer und klimatischer Eigenart stehend, für den Archipel in seiner ganzen Ausdehnung bestimmbar ist. Wie alle Länderstrecken, die, unter dem Erdgleicher und inmitten der feuchtwarmen Atmosphäre des Meeres gelegen, sich von vornherein aller Wachsthumsbedingungen in alterirtem Maße erfreuen dürfen, von einer grünen Pflanzendecke buchstäblich erdrückt werden, so finden wir auch die meisten Inseln der indo-malayischen und australischen Zone vom Küstensaume aus bis hinauf zur höchsten Bergspitze bewaldet. Das ist die Grundregel, der die großen Inseln alle folgen und die kleinen, soweit als sie im Zentrum des Beckens oder an dessen westlicher Peripherie gelegen sind. Nur die Kette der kleinen Sunda-Inseln von Bali an ostwärts geben zur Regel die Ausnahme, indem ihre Vegetationsdecke mehr und mehr an Dichtigkeit und lebhaftem Farbenschmelz abnimmt, je weiter sie sich von Java entfernen und in das Bereich des Zonenstriches gelangen, der van Australiens Klima beherrscht und beeinflußt wird. Der vom März bis November aus den dürren Hochlandsteppen Neuhollands herüberwehende Südostmusson bestreicht mit seinem trockenen, heißen Hauche das zunächst gelegene Timor in seiner ganzen Längenausdehnung und hemmt da in ganz auffallender Weise das intensive Wachsthumsvermögen, das sonst überall und nur wenige Meilen nördlich davon noch wahrnehmbar ist.

Der für Australien charakteristische Eucalyptus tritt schon hier in einzelnen Arten auf, bald nacktfelsige Hügelreihen, bald dürre Sandflächen mit seinen struppigen Kronen zierend, zuweilen spärlich durchsetzt von einigen Stämmchen Sandelholzes (Santalum) oder schmalblätteriger Akazien, während die bis zu 7000 Fuß aufragenden Berge theils mit einem harten, versengten Grase bedeckt sind, theils jeglichen Pflanzenschmuck entbehren. Während der trockenen Jahreszeit lastet eine solche Hitze auf den nur mit rauhen Nesseln bestandenen Niederungen, daß beinahe alle Wasserläufe von dem lechzenden Erdboden verschluckt werden, noch bevor diese die See erreicht haben. Die weiter westwärts sich anschließenden Inseln Flares, Sumbawa, Lombock und Bali nehmen fortschreitend an Pflanzenfülle zu, die Baumpartien häufen sich und gelangen immer mehr zur Geltung, wenn sie auch noch lange nicht den Wäldern Javas an Mächtigkeit und Höhe gleichkommen, ja, nicht selten geschieht es, daß bei besonders lang anhaltender Trockenheit sich ganze Waldungen entlauben, und die zuvor schmucken Tropenkinder dann dastehen, kahl und dürre, wie die Eichen im nordischen Winter. Je länger dieser Südostmusson über die See hingestrichen, desto mehr hat er sich mit den suspendirten Wasserbläschen gesättigt, desto weniger austrocknend wirkt sein Hauch auf die bestrichenen Inseln. Auf dem Punkte der Uebersättigung angelangt, entladen sich dann bei der geringsten Temperaturschwankung die dunstschweren Wolkenmassen über den Westprovinzen Javas und Sumatras

Südostküste, woselbst man fast das ganze Jahr über vor wolkenbruchartigen Regen nicht sicher ist.

Wo dieser gleiche Südostmusson wenige Meilen nördlich von Neuholland entfernt, durch die Torresstraße aus dem Pazifischen Ozean kommt, hat er keineswegs mehr die für Timor und die angrenzenden Inseln so verderblichen Eigenschaften an sich. Der über dem feucht-warmen Wasserbecken des großen stillen Meeres geborene Wind führt vielmehr wieder den Hauptfaktoren für reiches Wachsthum, der dem australischen Landwinde fehlt, die Feuchtigkeit in hohem Grade mit sich, bestreicht damit Neu-Guinea, Celebes, die Molukken und Borneo und bringt da überall wieder die Regel zur Geltung, eine Baum- und Pflanzenfülle, die ans Ungeheuerliche streift und die jedem Wanderer, der aus dem rauhen Norden in jenes paradiesische Inselreich sich flüchtet, zu einer Bewunderung hinreißt, welche weder Wort noch Schrift treu und sprechend genug zum Ausdruck zu bringen imstande ist.

---

## Zum Kampf gegen die Tuberkulose im Kellnerberuf.

Von Prof. Dr. Max Flesch (Frankfurt a. M.).

Im Anschluß an den in Nr. 190 der Allgemeinen Zeitung erschienenen Aufsatz „Robert Koch und der Kampf gegen die Tuberkulose“ erhalte ich die folgende Zuschrift, deren wörtlicher Abdruck sich aus dem Inhalt gerechtfertigt erweisen dürfte. Der Verfasser, Oberkellner in einem großen, während des ganzen Jahres geöffneten Kurhaus, gibt darin einen Theil, vielleicht dem wesentlichsten der hygienischen Mißstände seines Berufes in einer Form Ausdruck, die ein Fachgelehrter kaum treffender gestalten könnte. Daß besonders in den Großstädten sich zu den von ihm in den Vordergrund gestellten Schäden des Kellnerberufes sich andere, nicht minder wichtige hinzugesellen, daß — wie ich leider aus vielfacher Beobachtung weiß — aus Alkoholmißbrauch hervorgehende sexuelle Excesse darin eine große Rolle als Begünstiger der Tuberkulose spielen, darf gewiß nicht übersehen werden. Uebermäßig lange Arbeitszeit, schlechte Wohnungs- und Ernährungsverhältnisse sind aber unzweifelhaft auch in anderen Berufen, die den Alkoholismus weniger begünstigen, die Ursache derselben Schäden. Es kann in dieser Hinsicht nicht oft genug auf die erschreckende Häufigkeit der sexuellen Erkrankungen im Bäckergewerbe hingewiesen werden. Darf man nicht unterlassen, neben den von dem Schreiber des folgenden Briefes behandelten Mißständen auch jenes anderen zu gedenken, so muß man umsomehr dem berechtigten Kern seiner Ausführungen zur Geltung verhelfen. Es wäre erfreulich, wenn von den Angehörigen aller Berufe in gleich klarer und energischer Weise bestehende Mängel sachgemäß auf Grund eigener Erfahrung beleuchtet würden.

Der Verfasser der Zuschrift schreibt:

„Wenn nach dem Grund gefragt wird, warum gerade im Kellnerstand die Tuberkulose am meisten auftritt, so bin ich der Ansicht, daß es zwei Faktoren sind, die hier der Tuberkulose geeigneten Boden erschaffen, nämlich die Wohnungs- und Ernährungsverhältnisse der Kellner, und bildet meine Annahme eine genaue Analogie mit den von Ihnen aufgestellten Lehren. Auch bin ich fest überzeugt, daß nur auf dem Wege, den Sie vorzeichnen und damit das Uebel bei der Wurzel ausrotten wollen, ein Schritt vorwärts gethan wird, der in seiner Tragweite noch nicht ermessen werden kann.

Das, was Sie als oberstes Postulat zur Verhütung der Tuberkulose aufstellen: Bessere Wohn- und Ernährungsverhältnisse, das sind für den Kellnerberuf nur allzu stiefmütterlich behandelte Dinge. Hier gilt es den Spaten anzusetzen, der eine durchgreifende Reform in Bezug auf oben geschilderte Verhältnisse treffen soll, damit nicht mehr so wie früher, so viel blühende Menschenleben der Tuberkulose zum Opfer fallen.

Wohnungs- und Ernährungshygiene können wohl mehr erzielen, als eine ganze Reihe von „Brutanstalten“ für Tuberkulose.

Es ist hohe Zeit, daß einmal die Wohnungs- und Ernährungsverhältnisse unsres Standes näher beleuchtet werden. Welch erschreckendes Bild würde sich manchmal dem Auge des Beschauers bieten: ich kenne Wohnungen — und zwar trifft das hauptsächlich für Großstädte zu —, wo bisweilen fünf bis sechs, ja in häufigen Fällen mehr Kellner in einem Zimmer oder Kammer zusammen schlafen müssen, zudem sind diese Räumlichkeiten zumeist mit einem kleinen Fensterchen versehen, das eine genügende Luftzufuhr nicht gestattet. Um die Wahl der Wohnungen für das Hotelpersonal ist man gewöhnlich nicht verlegen, indem oft genug Kellerräume für Unterkunft dienen müssen. Daß bei solchen Beschaffenheit der Schlafräume Krankheiten, und vor allem der [illegible] Vorschub geleistet wird, liegt auf der Hand.

Hat nun das Personal einer Gastwirthschaft, und hier sind e[illegible] die Kellner, in dem womöglich rauchigen Gastzimmer von früh bis abends spät eine Menge aufgewirbelten Staub, Zigarrenrauch u. s. w. schlucken müssen, so sollte doch nun darauf bedacht werden, daß wenigstens Schlafräume mit guter Ventilation ein Gegengewicht gegen die tagsüber eingeathmeten Dünste bilden.

Uebrigens muß auch der Thatsache Erwähnung gethan werden, daß wohl in keinem Stand solche Zumuthungen in Bezug auf schlechte Wohnräume gestellt werden, als an den Kellner, der gewöhnlich im Hause seines Prinzipals wohnen muß.

Als ein weiterer, leider nur zu wenig beachteter Faktor gilt die unregelmäßige Ernährung des Kellners. Eine bestimmte Zeit für Mittag- und Abendbrot gibt es gewöhnlich für den Kellner nicht. Wie es wohl in den meisten Gastwirthschaften, Restaurants und Hotels üblich ist, bekommt der Kellner als Essen die von der table d'hôte übrig gebliebenen Speisen. Dies ist ja in Bezug auf die Auswahl der Speisen sehr lobenswerth, aber vom hygienischen Standpunkt aus wohl direkt verwerflich!

Wer wird dafür bürgen können, daß diese Speisen nicht von den Gästen angehustet oder gar angeleckt und wieder beiseite gelegt wurden?

Es ließen sich noch mehrere Uebelstände, die der Kellnerberuf mit sich bringt, anführen, aber das was gefordert werden kann und gefordert werden muß, das ist Herbeiführung besserer Zustände der Wohn- und Schlafräume, eigens für das Personal zubereitete, kräftige Kost, die nicht erst anderen Gästen zuvor vorgesetzt worden ist.

Wird nun an eine Beseitigung dieser Uebel herangegangen, so wird der Tuberkulose der Keim, wenn auch vielleicht nicht ganz, so doch zum größten Theil, entzogen werden....“

Die Beschwerden des Schreibers enthalten unzweifelhaft genug des Wahren. Es kann nur nützen, wenn dieselben hier vorgetragen werden.

---

## Neues von Homer.*)

Br. Das nach Inhalt, Wirksamkeit und Verbreitung einzelner Theile unsterbliche Buch ist freilich die Bibel. Sucht man aber in der Weltliteratur weiter, welches Erzeugniß der Zeit am besten trotzt und immer noch vermag, menschlich zu interessiren und als Kunstwerk zu ästhetischer und geschichtlicher Analyse anzuregen, so muß man wohl sagen, es sind die Homerischen Gedichte. Nicht deßwegen, weil sie, wie Platen sagt, den buntfarbigen Fabelteppich bequem vor uns ausbreiten, sondern weil sie psychologisch wahr sind. Den Genuß an ihnen zu erhalten, kann man auf doppelte Weise versuchen: durch Ausscheidung der Theile, welche der Einheitlichkeit, z. B. Ilias entgegen zu sein scheinen und durch eine Form der Uebersetzung, welche

*) Das Lied vom Zorn Achills. Aus unsrer Ilias hergestellt und in deutsche Nibelungenzeilen übertragen. Von Dr. Julius Schultz. Berlin, Verlag von Wiegandt u. Grieben. 1901. CIX und 78 S.

unsrer Empfindung besser entspricht, als der Hexameter von Voß, mit dem freilich Goethe, Schiller und viele andere Leser zufrieden gewesen sind.

Jener erste Versuch wird freilich immer wieder dem Vorwurf der Subjektivität und der schon von Gottfried Hermann ausgesprochenen Ueberzeugung begegnen, es sei unmöglich, je das übermalte Vorbild der Homerischen Gesänge wieder zu finden. Ein kritisch gestimmter Leser könnte also vielleicht sagen: wohl möglich, daß diese verkürzte Ilias dem wahren Urbilde sehr nahe kommt, aber sicher ist es nicht. Aber auch diese Annäherung wäre doch geeignet, den Genuß an einem einheitlichen Dichterwerk zu erhöhen, da es sehr viele Leute gibt, welche nicht den ganzen Homer interessant finden und sich dabei auf den bekannten Vers des Horaz berufen (epist. II, 3, 359). Nach welchen Grundsätzen soll man aber das schon öfter versuchte, schwierige Subtraktionsexempel anstellen? Die erste grundsätzliche Ueberzeugung unsres Verfassers ist die, daß zu jeder Dichtung eine Dichterpersönlichkeit gehört, daß somit die organische Einheit des Ilias, soweit man davon reden kann, von e i n e m Dichter, nicht von der sogenannten allgemeinen Volksdichtung herrührt. Die troische Sage ist in verschiedenen Formen überliefert, aber ein einziger Dichter schuf die Menis, das Lied vom Zorn Achills. Und woher, fragt man, kam denn „das enorme und vorwiegende Interesse" gerade daran, da es doch noch so viele andere Sagen und Gedichte gab? Mit jener Menis muß eine Wunderdichtung aufgetaucht sein, die alle früheren Ansätze so weit überstrahlte, daß sie für Jahrhunderte ganze Dichterschulen in ihren Bann zwang. Diese Dichtung mußte nicht nur schön, sondern in ihrer Technik neuartig sein. Statt balladenhafter oder anekdotischer Kürze gab sie breite psychologische Ausmalung und Wirklichkeitsschilderung. Der große Unbekannte, der zuerst den Zorn Achills sang, schuf erst das eigentliche Epos und darum haben sich die Nachfolger in Ton und Inhalt an ihn angelehnt. Sie vergrößerten sein Gedicht, indem sie z. B. Helden ihrer Heimath hineinbrachten; sie entstellten es auch infolge geringeren Kunstverstandes: aber eine neue Menis wagte keiner.

Ist nun Achills Charakter das eigentliche Thema, so bleibt zu überlegen, was nach psychologischer Wahrscheinlichkeit zu seiner Schilderung nöthig war, um ein einheitliches Bild zu erhalten. Außerdem erfordert die Ausscheidung der späteren Zuthaten mannichfaltige Betrachtungen über Chronologie, Schrift, Geographie, Kulturstufen, Bewaffnung und die Schilderung der Götter, welche Dinge der Verfasser mit gründlicher Kenntniß der weitschichtigen Literatur und scharfsinnig erörtert. Im wesentlichen dient ihm aber für seine Konstruktion die psychologische Folgerichtigkeit als Grundsatz. Dies zeigt sich auch in der Einreihung der Gesandtschaft an Achill, weil sie ein unentbehrliches Glied sei. Sie dient unsrer Ilias als Herz, ohne Gesandtschaft sei die Patroklie undenkbar. Sollten denn die Achäer in ihrer Noth gar keinen Versuch machen, den Zürnenden wieder zu gewinnen? Andrerseits: sollte nicht Achills Zorn, Härte, Unversöhnlichkeit gerade durch die Art gezeigt werden, wie er die Anerbietungen der Gesandten ablehnte? Dagegen konnte der Verfasser, dem Organismus der Menis nachspürend, auf zwei andere, jetzt höchst beliebte Mittel verzichten, auf die biographische Schnüffelei und das Milieu-Gerede. Wer „Homer" war, wissen wir nicht und glücklicherweise haben wir auch keine Tagebücher, Briefe u. s. w. von ihm. Daß nun z. B. die Homerischen Helden hauptsächlich gebratenes Fleisch (und Brot dazu) essen, wird nicht aus erhaltenen Küchenzetteln „Homers", der dafür etwa eine Vorliebe gehabt oder es einmal geschenkt bekommen hätte, erklärt, sondern richtig aus der poetischen Steigerung und archaistischen Stilisirung der Rittersitte abgeleitet. Denn von Braten und Brot allein, bemerkt der Verfasser, hat nie ein Volk gelebt, und ein südliches am allerwenigsten. Das Epos will zum Theil eine graue Vergangenheit malen, zum anderen Theile die Gegenwart ins Heroische erhöhen. Seine Welt ist also nicht die Welt, die um den Sänger wimmelt. Doch auch von dieser müssen Abbilder in das Gemälde unwillkürlich hineingerathen. Aber diese scheinbare Verschiedenheit der Kulturstufen braucht nicht von verschiedenen Dichtern herzurühren. Zur poetischen Steigerung gehören auch die Zahlen der Kämpfer. Wie H. Delbrück die Heeresmassen der Perserkriege zusammenschrumpfen ließ, so werden wir uns auch die troische Streitmacht nicht eben groß denken können, wenn sie in einer Stadt Platz findet, um welche Achill und Hektor dreimal, ohne Athem zu holen, herumlaufen. Und diesem Heere analog wird das griechische gewesen, oder ursprünglich vorgestellt worden sein. Obgleich der Antiquarius Lietzelburgensis mit dem ihm eigenen freundlichen Scherz einmal behauptet, es sei Grundsatz der Archäologen, vorzugsweise nach dem zu forschen, was weder wißbar noch wissenswerth ist (Röm. Gesch. I, 120), so sei erwähnt, daß der Trümmerberg, an dem die Sage anknüpft, seit 1889 zwar nochmal so groß geworden, aber doch immer noch verblüffend klein ist (Jos. Durm im Zentralblatt der Bauverwaltung X, 1890 Nr. 40, 41 und Chr. Belger in der Berliner Philol. Wochenschrift 1891, Nr. 36—38).

Auch von „Homers" Milieu ist nicht die Rede, obgleich dieses Wort, vermuthlich weil importirt und leidlich wohlklingend, bei uns noch immer mit andächtig hypnotisirter Bauchrutschung angehört und zu siegesbewußtem Tiefsinn verwendet zu werden pflegt.

Vom Gang der Handlung macht sich nun der Verfasser dies Bild: Streit der Fürsten, erste Niederlage der Achäer Gesandtschaft, Schiffskampf, Fall des Patroklos, Versöhnung, Achills Sieg, Hektors Tod. Die sieben Abschnitte dieses Epos umfassen nicht ganz dreitausend Nibelungenzeilen. „Nach Uebersetzungen in Jamben, Hexametern, ottave rime, scheint schließlich für die homerische Poesie bei uns nur die Nibelungenzeile so naturwüchsig, wie es bei den Griechen der Hexameter war. Seine reizende Mannichfaltigkeit aber findet sich nur in dem echten mittelhochdeutschen Verse wieder, in dem die Senkungen beliebig vertheilt werden. Man wird diesen Gedanken als glücklich bezeichnen können und seine Ausführung ebenso geschickt wie anmuthend. Literargeschichtlich möchten sich zwei Antriebe in dieser Arbeit vereinigt finden: die individualistische Erklärung poetischer Kunstwerke und ihre Aneignung in national-volksthümlicher Form.

---

## Besprechungen.

bm. Ein Bändchen von 125 Seiten, das Blatt für Blatt auch kühle, verwöhnte Leser anregt, sachlich und stilistisch überrascht, ist nichts Alltägliches. Der Name des Autors der drei jüngsten Charakteristiken von Taine, Scherer und Laboulaye — Emile B o u t m y [1]) — war eine Verheißung, daß wir Gutes zu erwarten hätten: Die Bekanntschaft mit seinen Meisterbildnissen verpflichtet uns, dankbar zu bekennen, daß er mehr geleistet, als wir ihm zugetraut. Und das war nicht wenig. Boutmy, der hochverdiente Schöpfer und Leiter der Pariser École libre des sciences politiques, ist von Taine in den Derniers essais als Mann der That, wie als Gelehrter einsichtig gewürdigt und wegen seiner „Philosophie der griechischen Architektur: Le Parthénon et le génie grec" auch als Autor mit seltenen, in solchem Munde doppelt seltenen Lobsprüchen bedacht worden. Sein Essai d'une psychologie politique du peuple anglais au XIX[e] siècle hat in weiten Kreisen Eindruck gemacht. Keine der wissenschaftlichen Arbeiten Boutmys übertrifft indessen an Gedankenreichthum, Kraft des Ausdrucks, kritischer Unbefangenheit die drei Essays, dergleichen — so weit unsre Kenntniß reicht — kein anderer lebender Franzose zu schreiben imstande wäre.

Für die Form Boutmys ist es bezeichnend, daß er irgendwo zustimmend Edmond Scherers „bewunderungswürdige Definition des guten Stils" wiederholt: „etwas Persönliches, Durchempfundenes zu sagen haben und Das schlicht und männlich sagen". Für seine Gesinnung ist es nicht minder bezeichnend, daß er Lebensfreunden und Lieblingen, wie Taine und Scherer, trotz oder vielmehr gerade wegen der uneingeschränkten Verehrung, die er ihrer Wahrhaftigkeit entgegen-

[1]) *Emile Boutmy*, membre de l'Institut: Taine, Scherer, Laboulaye, Paris, Librairie Armand Colin, 1901.

bringt — mit Friedrich Theodor Vischer zu reden —, nichts schenkt. Unumwunden weist er auf die Lücken und Gebrechen der Methode Taines hin; muthig zeigt er in der Erörterung von Edmond *Scherers* Glaubenskämpfen auch auf die schwachen Punkte dieser mühsam eroberten Freistätte religiöser Selbstherrlichkeit hin. Allerliebst setzt er sich endlich mit *Laboulaye* auseinander. So neidlos er dessen Verdienst um die Neubelebung der verknöcherten französischen Jurisprudenz durch die Ideen Savignys und die Einbürgerung der vergleichenden Rechtsforschung anerkennt, so schonungslos weist er auf die Irrthümer in Laboulayes Auffassung und Darstellung des amerikanischen Staatsrechtes hin.

Die Krone des Ganzen bleibt aber Boutmys *Taine*. Es sind Bände über das Lebenswerk dieses Denkers geschrieben worden; die ersten Historiker, Kritiker und Philosophen haben seine Aesthetik und Psychologie, seine Geschichtswerke und die Gesellschafts-Satire seines „Thomas Graindorge“ zergliedert; ganze Literaten-Schulen — ebenso Zola — haben sich als Jünger seiner Lehren bekannt. So viel wir bisher aber auch für und gegen Taine gehört haben, von Sainte-Beuve bis auf Monod, von Edmond Scherer bis auf Bourget, Sorel, Brunetière: Besseres und besser Gesagtes als in Boutmys Essay ist uns nicht bekannt geworden. Taine avait une imagination germanique administrée et exploitée par une raison latine: in diesem Schlußsatz gipfelt eine Auseinandersetzung über den steten Kampf des Psychologen Taine mit dem Logiker Taine. Was Boutmy gegen Taines Rassen-Theorie vorbringt (neuerdings vorbringt, denn er formulirte seine Einwendungen zuerst im Jahre 1866), ist heute beherzigenswerther denn je: „einige seiner Schüler konnten sie als vorgeschichtliches Element auffassen, das vom Anbeginn der Historie als etwas unveränderliches fortlebt. Dabei übersahen sie, daß man die Rasse von gewissen späteren Phänomenen loslöst, die sehr bestimmte ethnische Folgen haben. Hat z. B. die Reformation in England nicht eine neue Rasse von Menschen geschaffen, fähig, dem Tod zu trotzen mit Empfindungen, die ihren Vorfahren unbekannt waren? Hat die industrielle Umwälzung des 18. Jahrhunderts, die 160,000 Familien von Yeomen, dazumal ein volles Siebentel der ganzen Bevölkerung, verschwinden und in bis dahin unbewohnten Gegenden Millionen von Arbeitern erstehen ließ, nicht in weniger als 50 Jahren das volksthümliche, soziale und moralische Gleichgewicht der Nation ins Schwanken gebracht? Haben diese beiden großen Ereignisse nicht das englische Volk zum mindesten ebenso gründlich erneuert, wie eine sächsische oder dänische Invasion?“

Sehr sinnreich leitet Boutmy Taines stilistische Kunst aus seiner Denkart ab. „Dialektik war sein vornehmlicher Hang; logische Strenge eine seiner Haupteigenschaften. Seine besondere Liebe galt der Beweisführung.“ „Scribitur ad probandum könnte die Aufschrift seines gesammten Lebenswerkes sein.“ „Daher der Stil, der ihm ureigenthümlich ist: unter reicher Vielgestaltigkeit, unter einer Wandeldekoration ist das Grundgerüste starr und unwandelbar. Der Leser empfängt infolgedessen einen seltsamen Eindruck: er hat gleichsam die Hallucination, die Mauern eines dialektischen Kerkers um sich aufsteigen zu sehen.“ Boutmy geht diesem Gleichniß bis ins einzelne nach. Der Bann, in dem Taine uns vom ersten Satz an hält, die zwiespältige Empfindung, in die man durch den Höllenzwang des Logikers geräth, der zugleich ein phantasiereicher Dichter ist, wird überzeugend offenbart: „der Leser weiß, daß er im nächsten Augenblick von allen Seiten eingeschlossen sein wird; allein er ist wie faszinirt durch diese mit so sicherer Hand geführte Arbeit; er will ihr Ende sehen; er fühlt ihre Mühe, die indessen den kraftvollen Baumeister nicht anficht; er verharrt unbeweglich, bereits als ein Gefangener. Sieht er dann den letzten Ausweg versperrt, so vergißt er der eigenen Unfreiheit über so viel Kunst und Magie.“ — Bewundert Boutmy, wie diese wenigen Perlen zeigen, den Forscher und Schriftsteller, nur „zweifelnd“, für den Mann und Freund hat er nur Töne, die aus dem tiefsten Gemüth kommen und ans Herz greifen. Boutmy stand Taine persönlich fast so nahe wie Renan. Sein aufrichtiges Zeugniß lautet: pour son usage à lui, il avait une sagesse moitié stoicienne, moitié chrétienne. Vom Stoiker nahm er die hohe Konception des Weltgesetzes, die Ergebung in das Unvermeidliche; den Stolz ließ er beiseite. Vom Christen machte er sich die Demuth, Einfachheit und Opferwilligkeit zu eigen“. So kommt auch dieser alte freidenkende Freund, wie seinerzeit der gutkatholische Vogüé am Todtenbett Taines, wenn auch in anderen Worten, zu dem Ergebniß: Taine, der vielgescholtene Materialist, war in seiner Lebensführung ein Heiliger.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Zu der von einer Anzahl deutscher Historiker an den Reichskanzler gerichteten Eingabe, das *preußische historische Institut in Rom* in eine Reichsanstalt zu verwandeln, hat auf Veranlassung des preußischen Kultusministeriums die *Berliner Akademie* der Wiss. Stellung genommen. Wie die „Deutsch. Liter.-Ztg.“ mitzutheilen weiß, hat sich die Akademie in allen Hauptpunkten für eine Erhaltung des Instituts als preußische Anstalt ausgesprochen. Nach der Ansicht der zur Prüfung eingesetzten Kommission habe sich die bisherige Organisation des historischen Instituts im wesentlichen bewährt. Es liege daher zu einer Aenderung kein bestimmender Anlaß vor. Dagegen hat die Kommission die Nothwendigkeit betont, die Mittel des Instituts erheblich zu verstärken und ihm dadurch die Möglichkeit zu geben, neue Kräfte für seine Arbeiten heranzuziehen.

* Einer Anregung der British Association folgend, hat die indische Regierung beschlossen, eine *ethnographische Aufnahme von Indien* zu veranstalten. Die Aufnahmen sollen sich nach „Peterm. geogr. Mitth.“ erstrecken auf die ethnographischen Unterschiede, Gewohnheiten, Anschauungen, Gewerbe u. s. w. der verschiedenen Rassen, Stämme und Kasten, auf anthropometrische Messungen, um die physischen Unterschiede der einzelnen Völkergruppen festzustellen, auf photographische Aufnahmen von einzelnen Leuten und der verschiedenen Industrien. Die indische Regierung schießt zu den Kosten jährlich 400,000 Rupien bei. In fünf Jahren soll die Aufnahme, die von H. H. *Risley* geleitet werden soll, beendet sein.

* **Heidelberg.** Die hiesige Universitätsbibliothek hat, wie der „Voss. Ztg.“ geschrieben wird, ihre reichen Papyrusschätze kürzlich durch die Erwerbung eines *Septuaginta-Uncial-Kodex auf Papyrus* vermehrt. Dieses umfangreiche, 27 Blätter starke Fragment, das größte in Deutschland befindliche LXX-Bruchstück in Uncialschrift, ist vor etwa 10 Jahren von Theodor *Graf*, dem bekannten Entdecker der Fajum-Portraits, in Aegypten angekauft worden. In den Verhandlungen des Londoner Orientalisten-Kongresses von 1892 hat Hechler kurz auf die Fragmente verwiesen, von denen er 16 Blätter gesehen hatte. Die Heidelberger 27 Blätter sind doppelseitig beschrieben und entstammen dem 6./7. Jahrhundert. Sie enthalten die Alexandrinische Uebersetzung der Propheten Sacharja Kap. 4—14 und Maleachi Kap. 1—4. Für die Textgeschichte sind die Lesarten des Heidelberger Kodex sehr wichtig, besonders die vielbehandelte, im Johannes-Evangelium citirte Stelle Sach. 12, 10. Nach einer vorläufigen Prüfung scheint der Heidelberger Kodex, wie der hiesige Ordinarius der neutestamentlichen Exegese, Professor Dr. Adolf Deißmann, im soeben ausgegebenen Heft 3/4 von Ulrich Wilckens neuem „Archiv für Papyrusforschung“ mittheilt, mit dem Propheten-Palimpsest von Grotta-Ferrata in eine Gruppe zu gehören. Die Fragmente werden demnächst mit einem textkritischen Kommentar, zusammen mit christlichen Papyri unsrer Universitätsbibliothek von Professor Dr. *Deißmann* herausgegeben werden. Diese Veröffentlichung wird voraussichtlich Band 1 der Publikation der Heidelberger griechischen Papyri bilden.

* **Marburg.** Der außerordentliche Professor der Medizin und Direktor der medizinischen Poliklinik Ernst *Romberg* ist, der „Frkf. Ztg.“ zufolge, zum ordentlichen Professor ernannt worden.

n. **Münster i. W.**, 10. Sept. *Von der königlichen Akademie.* Die Münsterische Akademie, die schon seit Jahren einen erfreulichen Zuwachs ihrer Studentenzahl

zu verzeichnen hatte, wird nun wohl sicherlich im nächsten Jahre ihren Namen wechseln und sich in „Universität“ umtaufen lassen. Denn wie wir aus sicherster Quelle erfahren haben, sind die lange währenden Bemühungen ihrer Freunde und Lehrer — wir erwähnen namentlich die Ostern 1901 erschienene längere „Denkschrift“ betreffend den Ausbau der jetzigen Akademie zur Universität — endlich von Erfolg gekrönt gewesen. Daß diesen Plänen an maßgebender Stelle keine allzugroßen Hindernisse bereitet würden, war bei dem Verhältniß, in dem der jetzige preußische Kultusminister Dr. Studt als früherer Kurator noch stets zu der hiesigen Akademie steht, und bei dem Wohlwollen, das von ministerieller Seite aus auch den Verhältnissen der übrigen höheren Schulen Westfalens und speziell Münsters entgegengebracht war, wohl vorauszusehen. Da nun auch die Stadt Münster und der Landtag der Provinz Westfalen sich bereit erklärt hatten, je die Hälfte der entstehenden Unkosten für Neubauten 2c. bis zu einer Gesammthöhe von 300,000 M. übernehmen zu wollen, so waren auch die hauptsächlichsten finanziellen Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt. Wie fest feststeht, sind die Entwürfe zur Einrichtung der juristischen Fakultät fix und fertig und harren nur noch der Erledigung durch den preußischen Landtag, der, nach seiner früheren Haltung zu urtheilen, die Genehmigung ohne Zweifel sofort ertheilen wird. Unter diesen Umständen ist es nicht nur nicht unmöglich, sondern sogar im höchsten Grade wahrscheinlich, daß schon zu Ostern kommenden Jahres die Eröffnung der juristischen Fakultät stattfinden wird. Diese Annahme stimmt mit gewissen vorläufig geplanten (provisorischen) baulichen Veränderungen überein: Wie wir bestimmt wissen, sollen zunächst vier Hörsäle in einem Flügel der sogenannten „Alten Akademie“ für den Gebrauch der juristischen Fakultät bis Ostern hergerichtet werden. Da Nationalökonomie schon seit einigen Jahren durch eine außerordentliche Professur hier vertreten ist (v. Heckel), so handelt es sich nur um die Berufung von Juristen als Dozenten. Ferner ist die Errichtung einer medizinischen Fakultät für die nächsten Jahre ins Auge gefaßt; zu diesem Zwecke soll das Areal der nahe bei den Gebäuden der jetzigen Alten Akademie liegenden Kürassierkaserne, die zu Ostern frei wird, zum Theil angekauft werden. — Da die Akademie zu Münster schon im verflossenen Semester eine Frequenz von 791 immatrikulirten Studenten aufwies, von denen 460 der philosophischen und 331 der theologischen Fakultät angehörten (die Gesammtzahl aller zum Hören von Vorlesungen berechtigten Personen betrug 881 nach dem Ausweis der amtlichen Statistik), so wird ohne Zweifel schon bald nach der Eröffnung der juristischen Fakultät die Universität Münster 1000 bis 1100 Studirende zählen, da gerade die Zahl der Juristen aus Westfalen eine sehr beträchtliche ist. Es wird somit Münster sofort der Frequenz nach unter die mittelgroßen deutschen Universitäten einzureihen sein. Freilich werden die benachbarten Universitäten: Bonn, Marburg und Göttingen, denen sich bislang die westfälischen Juristen mit Vorliebe in den letzten Semestern zuwendeten, den Verlust zu spüren haben. Der akademische Lehrkörper setzte sich im vorigen Semester zusammen aus 45 Dozenten (38 ordentlichen, bezw. außerordentlichen Professoren und 7 Privatdozenten), von denen zur theologischen Fakultät 11 gehörten, zur philosophischen 34 (von letzteren 22 zur philosophisch-philologisch-historischen und 12 zur mathematisch-naturwissenschaftlich-pharmazeutischen Abtheilung). Weiter waren für akademische Künste und Uebungen (Astronomie, Musik 2c.) 7 anderweitige Lehrkräfte thätig. — Auffallen muß es, daß die zweite ordentliche Professur für Geschichte, die seinerzeit durch die Berufung des Professors Finke nach Freiburg i. B. erledigt wurde, noch immer unbesetzt blieb. Zum Rektor der Akademie wurde für das Jahr 1901/02 der ordentliche Professor der klassischen Philologie Prof. Sonnenburg gewählt. Am Schlusse des vorigen Semesters habilitirte sich der langjährige Assistent des botanischen Instituts Dr. Bitter zum Privatdozenten für Botanik. — Auch an der hiesigen Paulinischen Bibliothek sind einige Veränderungen zu verzeichnen. Der bisherige Hülfsbibliothekar Dr. Böhmer wurde zum Bibliothekar befördert; seine Stelle wurde mit Hrn. Dr. Conrad besetzt. An der Bibliothek werden augenblicklich ziemlich umfangreiche Neu- resp. Umbauten vorgenommen; namentlich soll das Lesezimmer, dessen Dimensionen sich schon lange als zu klein erwiesen hatten, vergrößert werden. — Auch das hiesige historische Seminar hat eine bedeutende Vergrößerung erfahren; ebenso besitzt Münster jetzt in dem Neubau des physikalischen Instituts eine allen Anforderungen der Neuzeit entsprechende Einrichtung. — Historiker dürfte es auch interessiren, daß durch den kgl. Archivrath Prof. Dr. Philippi, der zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt ist, regelmäßig Vorlesungen und Uebungen über Bibliotheks- und Archivwesen, Paläographie und sonstige historische Hülfswissenschaften abgehalten werden.

* Halle a. S. Dem Chemiker, Direktor der hiesigen Zuckerraffinerie, Dr. phil. Edmund v. Lippmann ist in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit der Titel „Professor“ verliehen worden. Seine wissenschaftliche Thätigkeit bezieht sich auf die Chemie und Geschichte des Zuckers.

* **Berlin.** Am orientalischen Seminar wird vom 15. Oktober d. J. ab eine Klasse für russische Sprache eingerichtet werden, die speziell für Beamte bestimmt ist. Das Schuljahr geht bis zum 31. Juli mit zweimaligen Ferien zu Weihnachten und zu Ostern. Mehr als 20 Schüler sind bis jetzt nicht vorgesehen. Wie bereits gemeldet, sind in Bromberg und Danzig die gleichen Unterrichtsklassen eingerichtet worden.

* **Aus der Schweiz.** Der Professor der Botanik an der Universität Basel, Dr. Wilhelm Schimper, Vorsteher des botanischen Instituts, ist in der vergangenen Nacht gestorben. Der Verstorbene, seit 1898 Mitglied der hiesigen akademischen Körperschaft, war früher Professor in Bonn. — An der Universität Zürich wurde, wie der „Nordd. Allg. Ztg.“ gemeldet wird, der Assistent am chemischen Laboratorium Dr. phil. Paul Pfeiffer als Privatdozent für Chemie, Dr. jur. Reinhold Bader als Privatdozent für schweizerische Rechtsgeschichte und Dr. med. E. Sibler-Huguenin als Privatdozent für Augenheilkunde aufgenommen.

* **Aus Frankreich.** Die Pariser Académie des sciences hat in ihrer letzten Sitzung beschlossen, daß im Jahre 1903 zum erstenmal der große, mit 100,000 Fr. ausgestattete Daniel Osiris-Preis zur Vertheilung gelangen soll, und zwar in der öffentlichen Jahressitzung der fünf Fakultäten des Instituts. Der Osiris-Preis ist nach der Bestimmung des Spenders dazu ausersehen, die bedeutendste Entdeckung oder die hervorragendste Geistesarbeit, die im Verlaufe von je drei Jahren auf dem Gebiete der exakten oder der schöngeistigen Wissenschaften in dem Reiche der Kunst oder der Industrie gezeitigt wird, zu belohnen.

* Das Studium der deutschen Juristen an der Universität Grenoble. In Ergänzung der schon dort bestehenden Kurse über französische Sprache für Ausländer richtet die Universität Grenoble mit Beginn des kommenden Winter-Semesters (Anfang November) Vorlesungen über das römische Recht den deutschen Lehrplänen gemäß ein, so daß deutsche Juristen ein Semester ihres Rechtsstudiums, und zwar im allgemeinen das erste Semester in Grenoble so wie an deutschen Universitäten absolviren und zugleich ihre Kenntnisse in der französischen Sprache befestigen und vertiefen können. In allen Ländern, ausgenommen Königreich Bayern und Sachsen, genügt diese Organisation, damit ein auf der Universität Grenoble zugebrachtes und dem Studium des römischen Rechtes gewidmetes Semester den deutschen Juristen für die Zulassung zur Prüfung angerechnet werde. In Bayern müssen die Juristen, die im Auslande studiren wollen, um Dispens bei der Regierung einkommen. Dieser Dispens wird, wie vom kompetenten Ministerium zugesichert wurde, denjenigen ertheilt, die ein Semester an der Universität Grenoble studirt haben werden, er kann sogar vor dem Besuch der Universität Grenoble eingeholt und erlangt werden. (Nähere Auskünfte ertheilt gern Hr. Prof. Dr. Capitant, Grenoble, Place Victor Hugo. 4.)

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Nord- und Süditaliener.

Italien und Deutschland haben vor einem Menschenalter fast gleichzeitig das wundersame Schicksal erfahren, daß ihre Stämme nach jahrhundertelanger Zerrissenheit unter einem gemeinsamen Oberhaupt und gemeinsamen Gesetzen und Einrichtungen zu einheitlichen Staatswesen sich zusammenschlossen. Die treibende Kraft bei diesen gewaltigen Neubildungen war ganz gewiß das Nationalgefühl, alle anderen Ursachen politischer, diplomatischer und utilitarischer Natur halfen nur in zweiter oder dritter Linie mit. Das endlich erwachende Nationalgefühl vereinigte sowohl jenseit wie diesseit der Alpen Stämme, die nach Charakter und Kultur, zum Theil auch Bekenntniß verschieden, einander von den ältesten Zeiten bis in die jüngste Gegenwart dort gleichgültig, ja fremd, gegenübergestanden, hier sich sogar in thörichten Bruderkriegen immer aufs neue zerfleischt hatten.

Vergleicht man die Zusammensetzung der beiden Staatengebilde genauer, so hat Italien den Vortheil vor uns voraus, daß sich so gut wie keine fremdsprachlichen Elemente unter seinen Bewohnern finden, während wir in Deutschland nicht gerade schwer, aber doch von Zeit zu Zeit recht fühlbar daran leiden, daß wir 100,000 Dänen in Schleswig, mehrere hunderttausend Franzosen in Elsaß-Lothringen und fast drei Millionen Polen im Osten zählen, deren leicht erklärliche Abneigung gegen die wahre Wohlfahrt unsres Vaterlandes im Reichstag so oft zutage getreten ist. Aber dieser Vortheil des modernen Italiens wird durch einen schlimmen Nachtheil wieder aufgehoben, nämlich den, daß die einzelnen durch Garibaldi und den Re Gentilnomo zusammengeschweißten Stämme außerordentlich verschieden geartet sind, weit verschiedener als z. B. Nord- und Süddeutsche. Die Stimmen, die auf diese Ungleichheit und deren bedenkliche Folgen aufmerksam machten, verklangen in den ersten Jahren nach der errungenen Verbrüderung in dem allgemeinen Enthusiasmus. Jetzt sind 40 Jahre seit jenen glorreichen Tagen verflossen und die Begeisterung hat wesentlich abgeflaut. Die Ueberzeugung, daß auf dem Montecitorio die Vertreter von Rassen zusammen rathen und thaten, welche ganz verschiedenen Bildungsstufen, ja geradezu Zeitaltern, angehören und die unmöglich nach demselben Maßstab regirt werden können, bricht sich immer mehr Bahn. Sie ist die Grundidee eines größeren Werkes, auf das ich die Aufmerksamkeit Aller hinlenken möchte, die Italien lieben und seine Geschicke mit Interesse verfolgen: „Nord- und Süditaliener“[1]) von Niceforo. Der Verfasser hat dasselbe Thema schon früher in einer Broschüre[2]) beleuchtet und wurde ihretwegen von den entrüsteten Unteritalienern heftig angegriffen. Nun bringt er zwar textlich nicht viel neues — ganze Seiten aus der Broschüre sind in das Buch wieder aufgenommen —, aber auf 133 Zahlen- und 31 graphischen Tafeln sucht er mit wahrhaft deutscher Gründlichkeit seine früheren Behauptungen zu erweisen. Wie man sieht, ein gewaltiges statistisches Material, dem wir uns nicht ganz werden entziehen können, wenn wir im folgenden den Inhalt des Werkes kurz wiedergeben.

Italien, davon geht der Verfasser aus, ist nur politisch ein Ganzes. Im übrigen ist der Norden vom Süden so verschieden, daß man von zwei Italien sprechen könnte.

Der Süden befindet sich auf einer Kulturstufe, die der Norden längst überwunden hat, bildet im Gegensatz zu diesem einen vollständigen Atavismus, natürlich nicht in dem Sinn, daß nun der ganze Norden auf einer hohen und der ganze Süden auf einer tiefen Stufe stände. Ist doch z. B. auch in Oberitalien noch viel roher Aberglaube verbreitet, und haben wir andrerseits in Sicilien die drei vollständig modernen Großstädte: Palermo, Messina und Catania. Jede staatliche Gesellschaft stellt eben eine Reihe von geschichtlichen Ablagerungen dar, die unteren Schichten verkörpern die barbarischen Zeiten, die mittleren die halbkultivirten, die oberen die heutige hochgebildete Zeit. Jede hat eine besondere moralische Atmosphäre. Eine besteht neben der anderen. Daher Anachronismen, Atavismen. Letztere sind aber im Süden und auf den Inseln besonders schwer und zahlreich.

Der große Abstand gründet sich zunächst auf die Verschiedenheit der Rassen. Im Norden überwiegen die Kugel-, Keil- und Plattschädel (platicefali), im Süden die elliptischen, eiförmigen und fünfseitigen. Die ersten drei sind der arischen, die letzten drei der Mittelmeerrasse eigenthümlich. Niceforo folgt nämlich der neuen, von Sergi und Ranke aufgestellten Theorie, welche weder die gleiche Hautfarbe, noch Beschaffenheit der Haare, noch die gleiche Gesichtsbildung als entscheidende Rassenmerkmale gelten läßt, sondern lediglich die Form des Schädels und deßhalb die Lateiner von den Ariern ausschließt. Diese aus Urkelten (Protocelti), Germanen und Slaven bestehend, bilden den Gegensatz zu der in vorgeschichtlicher Zeit aus Afrika herübergekommenen Mittelmeerrasse (Lateinern). Wenn nun auch die Anthropologie hier zwei Unterschiede festgestellt und ergeben hat, daß der Süditaliener und Sicilianer dem Spanier, dem Provençalen und Griechen näher steht, als dem dieselbe Sprache redenden Norditaliener, der seinerseits wieder dem Slaven und Angelsachsen verwandter ist als dem südlichen Bruder, so erhebt sich für jeden Unbefangenen doch ein schwerwiegender Einwand gegen diesen Ausschluß der Lateiner von der arischen Rasse, nämlich der gemeinsame Sprachstamm, ganz abgesehen davon, daß jene Einwanderung aus Afrika durch nichts verbürgt, eben auch nur Hypothese ist. Meines Erachtens läßt sich das Ueberwiegen des (in Niceforos Sinne) arischen Charakters im Norden viel einfacher durch die Thatsache erklären, daß in diese im Alterthum bereits von Kelten (Galliern, daher Gallia cisalpina) bewohnten Gebiete durch die Völkerwanderung Millionen von Germanen einströmten, namentlich Gothen und Longobarden (Lombardei), deren Fluth sich theils an den Apenninenwällen brach, theils wieder zurückwogte. Der Süden hingegen erfuhr eine vielleicht ebenso starke Durchsetzung mit griechischen (Altgriechen und Byzantinern, sowie semitischen Elementen (Karthagern und Arabern).

1) *Alfredo Niceforo:* Italiani del Nord e Italiani del Sud. Torino, Fratelli Bocca 1901. 606 Seiten. Preis geb. 6 Lire.

2) *A. Niceforo:* L'Italia Barbara Contemporanea. Palermo, Remo Sandron 1898. 322 S. Preis 2 Lire.

Gleichviel, die Rassenverschiedenheit steht fest. Sie zeigt sich durchweg, zunächst beim Schädel. Die Körpermessungen bei den Rekrutenaushebungen ergaben einen Index cefalicus von 85.9 bei den Piemontesen, 82.3 beim Toskaner, 78.4 beim Calabresen, 77.5 beim Sardinier.

Also überwiegende Kurzschädel im Norden, Langschädel im Süden. Aehnlich verringert sich nach dem Süden zu der Schädelumfang (in Ligurien 554, in Piemont 550, hingegen in Sicilien 542, in Apulien gar nur 537 Millimeter), die Kapazität des Schädels, Höhe und Durchmesser der Stirn und die Körperlänge. Wie der arische, ich möchte lieber sagen: der keltisch-germanische Typus vom Norden nach Süden zu abnimmt, zeigen die blonden Haare, die in Oberitalien noch 10.7, im Süden nur 4.8 Prozent, und die blauen Augen, die dort 12.5, hier nur 7.3 Prozent aufweisen, während die Zahlen für die braunen und schwarzen Augen von 64 auf 57 Prozent steigen. In Sardinien gibt es unter 1000 nur 17 Blonde und 40 Blauäugige, in Calabrien 38, bezw. 55. Interessant ist die Verbreitung der Rothhaarigen, die ich als versprengte Ueberbleibsel echt germanischer Stämme, vor allem der Normannen betrachten möchte. Da kommen auf 1000 im Venetianischen 9, in Piemont 8, in Sicilien 3, in Sardinien 2, in Calabrien 1.

Die Tabellen über die jährliche Zunahme der Körperlänge, über die Differenz der Körpermaße bei den beiden Geschlechtern, Brustumfang, Gewicht, Spannweite der Arme, Haut- und Haarfarbe, Dichtigkeit und Form der Haare, Bartwuchs interessiren nur den Fachgelehrten. Aber sie alle ergeben, gleichviel, ob man nun Verschiedenheit der Rasse oder Degeneration als Ursache annehmen will — ein für den Süden, namentlich für Sardinien, ungünstiges Resultat. Denn auch die im Norden häufiger anzutreffende Kahlköpfigkeit spricht der Verfasser — mit Recht — als ein Zeichen höherer Kultur an. Ein sicherer Gradmesser der Entartung eines Volkes ist der Albinismus, der im Süden viel verbreiteter ist (1 Kakerlak auf 14774, im Norden 1 auf 52,384). Ist der langsamere Pulsschlag im Süden (60 gegen 72) auch ein Zeichen der Entartung, wie Niceforo will, und der spätere Eintritt der Geschlechtsreife? Nach seinen klaren Ausführungen (S. 80 ff.) wage ich es fast zu bejahen. Eine außerordentlich starke Degeneration fand Niceforo bei sardinischen Schädeln vor, deren er auf mehreren Kirchhöfen 129 untersuchte.

Diesen verschiedenen Rassenmerkmalen entsprechen auch verschiedene Charaktereigenschaften. Die Mittelmeerrasse zeigt eine große Erregbarkeit, ist unruhig, wankelmüthig, schnell begeistert und entschlossen, aber ebenso schnell ernüchtert und niedergeschlagen, läßt sich leicht zu Uebertreibungen und unbedachten Handlungen hinreißen. Die Arier (immer in Niceforos Sinn) sind langsam, kühl, geduldig, energisch. Sie lassen sich durch nichts von dem eingeschlagenen Weg ablenken. Bei ihnen steht nicht so sehr das eigene Ich, als die Gesammtheit mit ihren Interessen im Vordergrund. Die Heerdeninstinkte sind zu ihrem eigenen und dem Wohl der Gemeinden und des Staates mehr entwickelt, sie besitzen das seelische Gleichgewicht und den praktischen Sinn, alles Dinge, die dem Mittelmeerstamm fehlen. Freilich hat dieser eine lebhaftere Phantasie, eine schnellere Fassungsgabe, die aber für den Daseinskampf nicht ausreicht, da sie nicht mit Umsicht und Ueberlegung, mit Zähigkeit und Willensstärke gepaart ist.

Die übertriebene Vorstellung, die der Südländer von seiner eigenen werthen Person hat, der Haß gegen Disciplin machen ihn zu Aufruhr geneigt, zu jeder Organisation unfähig. Die Arier hingegen, bei denen statt des Einzelwillens das Gemeinsamkeitsgefühl ebenso wie der Sinn für Ordnung und Zucht stärker ausgeprägt ist, sind groß als Staaten- und Gemeindebildner und haben die gewaltige Industrie von heute geschaffen. Die Zeit der unruhigen Genies, die im Alterthum und Mittelalter zur Zeit der Oligarchien und Tyrannenherrschaften blühten, ist eben vorbei. Die Zukunft gehört den Völkern, die zu Unterordnung und Zusammenschluß fähiger sind, d. h. den Ariern, vor allem den Angelsachsen, und in Italien aus demselben Grunde den Oberitalienern.

Eine weitere Ursache der Dekadenz der Mittelmeervölker streift der Verfasser nur, nämlich die, daß der lateinische Süden vor 2000 Jahren schon in der griechisch-römischen Welt seine Kulturmission erfüllt und damit seine Kraft erschöpft hat.

Einen großen Einfluß auf die Charakterbildung hat das Klima. Die größere Hitze und geringere Regenmenge im Süden, die niedrigere Jahrestemperatur und die häufigeren Niederschläge im Norden tragen dazu bei, die Gegensätze der Rassen zu verschärfen. Es würde zu weit führen, die sehr lesenswerthen Bemerkungen über die „erregende Wirkung der Sonne auf Nervensystem und Psyche“ wiederzugeben. Doch möge ein Urtheil des Verfassers über unser Vaterland hier Platz finden, wo er eine ähnliche Wirkung des Klimas beobachtet haben will:

„Die Preußen sind ungeheuer verschieden von den Bayern. Jene sind die Piemontesen, diese die Neapolitaner Deutschlands. Die einen kühl, steif, langsam, aber außerordentlich sorgfältig, schweigsam, leicht zu organisiren, die anderen flink, fröhlich, mittheilsam und unruhig. Zwischen den Norddeutschen und Deutschösterreichern aber gähnt geradezu ein Abgrund. Norddeutschland ist das kalte, abgezirkelte Deutschland der Denker und Grübler, Deutsch-Oesterreich, lebenslustig, zuweilen lärmend, hat im Blut etwas von jenem südlichen Feuer, das zum Lachen und Ausgelassensein treibt, und aus Wien eine so wunderbar lustige (meravigliosamente gaia) Stadt macht.“

Um den mir vergönnten Raum nicht zu überschreiten, übergehe ich die Aufsätze über „Volksernährung“ und „geistiges Leben“, sowie das Kapitel „Sittliches Leben“, worin der Verfasser eine vergleichende Uebersicht der Kriminalität Italiens in den letzten zwanzig Jahren gibt, und wende mich zu dem wichtigsten Theil des Werkes (zweites Buch, viertes Kapitel), das die wirthschaftlichen Verhältnisse behandelt.

Höchst lehrreich ist der Ueberblick über die blühende Industrie Oberitaliens, S. 380/381. Wenn der Verfasser aber dem Süden die Industrie völlig abspricht, so thut er dies, gestützt auf Tabellen aus den Jahren 1871 und 1881, mit Unrecht. Ueberall steigen jetzt in den größeren Städten Unteritaliens, Neapel, Reggio, Catanzaro u. s. w. mehr und mehr Schornsteine auf, namentlich hat Sicilien letzthin einen bedeutenden Anlauf genommen. Da gibt es mächtige Seidenspinnereien (Messina), Instrumentenfabriken (Catania), Zementwerke (Giardini-Taormina), Nudel- und Eisfabriken. Eine bedeutende Cellulosefabrik arbeitet sogar im Innern Calabriens (in Serra San Bruno), allerdings mit deutschem Direktor und deutschen Werkmeistern. Für die Strikestatistik stehen neuere Quellen zur Verfügung. 1893 betrug deren Zahl im Süden und auf den Inseln 27 (mit 8639 Köpfen), im Norden und im Zentrum 104 (mit 23,476 Köpfen) und 1897 kamen — ein Beweis zugleich der weiten Ausbreitung der Sozialdemokratie im Norden — auf 158 Strikes in Oberitalien 31 in Mittel-, 12 in Unteritalien, 15 in Sicilien, und nur 1 in Sardinien.

Die Landwirthschaft ist im Norden intensiv, im Süden (mit wenigen Ausnahmen in Sicilien) extensiv. Jeden Reisenden lehrt das schon der Augenschein. Im Süden das Fehlen der Wiesen und die geringe Menge der Futterkräuter, die Vernachlässigung der Viehzucht und des Düngens, der gänzliche Mangel an landwirthschaftlichen Maschinen, dafür: Dreifeldersystem und Halbpacht (mezzadria), lediglich Thier- und Menschenarbeit mit primitiven Werkzeugen, z. B. Sichel. Die Sense ist unbekannt, der Pflug noch der altrömische, das Dreschen besorgen die Hufe der Ochsen. In Toskana, Piemont und der Lombardei hingegen eine der unsern kaum nachstehende hohe Entwicklung.

Während im Süden vielfach noch Tauschhandel und Bezahlung geleisteter Arbeit mit Feldfrüchten und Abfällen (Stroh und Mandelschalen) stattfindet, ist der Geld- und Kreditverkehr — letzterer das Zeichen höchst entwickelter Kultur — im Norden die Regel, und ähnlich überragt der Norden den Süden auch in Bezug auf den Transportverkehr. Der Reingewinn vom Kilometer ergab da (1895) dort 32,510, hier 16,753, in Calabrien und Sicilien nur

8969 Francs. Also bei einer viel geringeren Ausdehnung der Strecken auch ein geringerer Gewinn. Das Verhältniß der elektrischen Betriebe gar stellte sich 1895 noch wie 18:1.

Schwierig und zum Theil unzuverläßig (wegen der Unterdeklarirung) ist die Statistik des Wohlstandes, die der Verfasser in sorgfältigen Tabellen über die Renten- und Gewerbesteuer (Richezza mobile), über die Grund- und Erbsteuer, über die Zahl und Höhe der Spareinlagen bei Postkassen und den verschiedenen Bankinstituten darlegt. Ein besonders trübes Licht werfen die Zwangsenteignungen und Verkäufe infolge von Steuerrückständen und Gerichtskosten. Von 100,000 Einwohnern wurden aus diesem Anlaß 1895 allein durch die Amtsgerichte in Oberitalien 13, in Unteritalien 71, in Sicilien 109, in Sardinien 536 Grundstücke den Eigenthümern vom Staat weggenommen. Dem größeren Wohlstand des Nordens entspricht es, daß die Steuereintreibung hier auf weniger Schwierigkeiten stößt (Verhältniß 1.17: 3.09, 2.83: 4.86) und daß er einen bei weitem größeren Theil der Staatsbedürfnisse deckt. So zahlt an Gesammtabgaben der Ligurier im Durchschnitt 52, der Lombarde 39, der Piemontese 34 Lire, der Toskaner 34, der Römer 77, hingegen der Sicilianer 22, der Sardinier 20 und der Calabrese nur 18. Man wird Niceforo beipflichten, wenn er das weitverbreitete chronische Elend, die unsägliche Armuth im Süden und auf den Inseln als das Haupthinderniß der Zivilisation bezeichnet.

Zum Schluß noch einen Blick auf die hygienischen Verhältnisse und die Bevölkerungsstatistik in den „beiden Italien", die der dritte Theil des Buches zum Inhalt hat.

Kurzsichtigkeit, Wahnsinn und Selbstmord nehmen bei wachsender Kultur zu, die Geburts- und Sterbefälle, die ansteckenden Krankheiten nehmen ab. Diese anerkannten physiologisch-nationalökonomischen Sätze auf Italien angewandt, beweisen wiederum den großen Abstand zwischen dem Norden und dem Süden. Von 10,000 Gestellungspflichtigen wurden ausgemustert in

| | Oberitalien | Mittelitalien | Unteritalien |
|---|---|---|---|
| wegen Kurzsichtigkeit . . | 116 | 146 | 86 |
| als Geisteskranke . . . . | 891 | 820 | 149 |
| Selbstmordfälle . . . . | 858 | 686 | 290 |

| | Sicilien | Sardinien |
|---|---|---|
| wegen Kurzsichtigkeit . . | 67 | 74 |
| als Geisteskranke . . . . | 258 | 140 |
| Selbstmordfälle . . . . | 398 | 534 |

auf eine Million gezählt wurden (1895).

Die größere Armuth und Unsauberkeit, der Mangel an Aerzten und hygienischen Vorkehrungen sind die Ursache, daß (1897) an Infektionskrankheiten von 100,000 Einwohnern im Süden 263, in Sicilien 228, in Sardinien 338 starben gegen 100 im Norden und 124 im Zentrum. Hieran war die Malaria mit 84, 75, 253 (!), 6 und 14 betheiligt. Ebenso sind Typhus, Blattern, Scharlach, Kindbettfieber, Geschlechtskrankheiten und Blindheit im „barbarischen Italien" häufiger (Tabellen Seite 486—190). Und so nimmt es nicht wunder, daß die Gesammtzahl der Todesfälle im Süden um etwa 100 auf 100,000 Einwohner überwiegt, ein Mißverhältniß, das durch die um 550 höhere Geburtenziffer allerdings reichlich ausgeglichen wird.

Der Norden ist im allgemeinen dichter bevölkert, als der Süden. In der Basilikata und Sardinien mit 55.19 und 31.61 Menschen auf dem Quadratkilometer kann man schon beinahe von Entvölkerung reden. Großstädte sind nicht nur Hüterinnen, sondern zugleich Verbreiterinnen der Kultur. Auch darin tritt der Süden zurück trotz Neapel mit 600,000 und Palermo mit 300,000 Einwohnern. Wenn hiezu nach der letzten Zählung noch Catania und Messina mit je 150,000 Köpfen kommen, so stehen immer erst vier gegen acht Großstädte in Ober- und Mittelitalien.

Die meisten Mittelstädte des Südens sind eigentlich nur große Marktflecken und ein wahrhaft städtisches Leben kaum vorhanden. So beläuft sich z. B. der tägliche Absatz von Zeitungen in einer nördlichen Stadt von 20,000 Seelen auf 2000 Exemplare, in einer südlichen gleich großen auf kaum 50! Dort gewerbtreibender Bürgerstand und eine intelligente Fabrikbevölkerung mit wahrhaft sozialen Instinkten, hier wenige Großgrundbesitzer und Myriaden von Ackersklaven, vollständig ungebildet und indifferent, um Jahrhunderte zurück. Wie sehr im Süden die Hygiene zu wünschen übrig läßt, beweist, daß da von 100 Gemeinden 18 keine Straßenreinigung, 88 kein Krankenhaus — und 12 nicht einmal einen Kirchhof haben.

Es ist nicht Jedermanns Sache, sich durch die Hunderte von Tabellen der „Italiani del Nord e Italiani del Sud" durchzuarbeiten, hinter denen dann wie eine Litanei immer dieselbe Schlußfolgerung wiederkehrt, nämlich der große Abstand zwischen den „beiden Italien". Hat daher Niceforos Hauptwerk mehr Werth für den Gelehrten, so empfiehlt sich sein Vorläufer („L'Italia Barbara") wegen der weiten Gesichtspunkte, die er eröffnet, wegen der unbefangenen, treffsicheren Urtheile und des flüssigen, oft glänzenden Stiles für den Laien, der Süditalien bereisen will und eine erschöpfende Uebersicht über dessen gegenwärtige Zustände zu erlangen wünscht. Er wird hier auf S. 18 ff. und S. 297 auch einige Vorschläge finden (die man in dem Hauptwerk schmerzlich vermißt), Vorschläge, wie durch eine weise, nicht allzu rücksichtsvolle Aenderung des bisherigen Regierungssystems die schlimmsten Schäden allmählich abgestellt werden könnten.

Alexander Rumpelt.

## Ch. W. Heckethorns Geschichte der Geheimen Gesellschaften.*)

Von den ältesten Zeiten geschichtlicher Ueberlieferung bis in unsre Tage hat jedes Régime den Zusammenschluß anders Denkender zur nothwendigen Folge gehabt. Wie der Geist, der stets verneint, begleiten die geheimen Verbindungen alle Phasen der Weltgeschichte, und wo ein Geschlecht, eine Kaste oder ein System herrschend geworden war, trat alsbald die Reaktion ein. Wie mannichfache Formen derartige Vereinigungen im Laufe der Jahrtausende annahmen, wird derjenige ermessen können, welcher sich die unendlichen Wandlungen vergegenwärtigt, denen Gesetze, Verfassungen und soziale Verhältnisse unterworfen sind.

Vielen geheimen Gesellschaften sind eingehende Untersuchungen gewidmet worden, aber an einem abschließenden Werke über diesen Gegenstand fehlte es vor dem Erscheinen des grundlegenden Buches des englischen Gelehrten Charles William Heckethorn, welches als ein standard work bezeichnet werden darf. Dasselbe liegt uns in autorisirter deutscher Bearbeitung von Leopold Katscher vor. Jahrzehntelang widmete sich Heckethorn mit unausgesetztem Fleiße der Erforschung seines Stoffes, und das Material, welches in dem stattlichen Bande bewältigt erscheint, ist in der That ein enormes. Entstehung, Verfassung und Geschichte von mehr als einem halben Tausend der verschiedenartigsten Verbindungen werden darin erörtert, ihre Gebräuche geschildert und ihre Zwecke klargelegt, soweit diese Umstände nicht, wie dies bei geheimen Gesellschaften vorzukommen pflegt, in allzu großes Dunkel gehüllt und daher auch dem Forscher verborgen geblieben sind. Die Sachkenntniß und Belesenheit Heckethorns ist eine sehr bedeutende, wie das am Schlusse angehängte, zehn Seiten umfassende Verzeichniß der von ihm benützten Werke beweist. Neben dieser wissenschaftlichen Gründlichkeit ist als ein zweiter Vorzug des Buches die klare, leicht faßliche Darstellung anzuerkennen, welche in wohlthuender Gleichmäßigkeit Kapitel an Kapitel reiht, und durch keine einzige Fußnote an den Ballast erinnert, mit welchem derartige Kompendien sonst beschwert zu sein pflegen.

Leider hatte jedoch das Streben des Verfassers und Bearbeiters nach möglichster Klarheit und Verständlichkeit eine Folge, welche den Werth der Arbeit in den Augen des denkenden Lesers wesentlich mindern muß: Heckethorn nennt

*) Charles William Heckethorn, Geheime Gesellschaften, Geheimbünde und Geheimlehren. Autorisirte deutsche Ausgabe, bearbeitet von Leopold Katscher. Leipzig 1900, Kenger'sche Buchhandlung, Gebhardt u. Wilisch. VIII und 542 S. Lex. 8°.

fast niemals seine Quelle, was bei der mannichfaltigen Provenienz und schweren Kontrolirbarkeit seiner Angaben die wissenschaftliche Benützung des Buches oft ganz unmöglich macht. Das Quellenregister ist wohl nach Kategorien geordnet, wer aber vermag z. B. zu entnehmen, aus welchem der über die Inquisition benützten Werke diese oder jene Behauptung oder Zahlenangabe stammt? Wie soll der Leser die Glaubwürdigkeit einer Thatsache beurtheilen, wenn der Verfasser es unterlassen hat, seinen Gewährsmann zu nennen? Wer auf Grund der Heckethornischen Ausführungen weitere Forschungen anstellen will, muß seine Angaben entweder ohne weitere Kritik hinnehmen oder er sieht sich genöthigt, in jedem einzelnen Falle zehn oder mehr Werke nachzulesen, um dem Verfasser auf seine verborgenen Spuren zu kommen. Dieser Umstand ist um so bedauerlicher, als gerade auf diesem Gebiete mehr tendenziöse Entstellungen vorkommen, als auf irgend einem anderen. Ohne Unterlaß werden dem Leser die haarsträubendsten Dinge erzählt, ohne daß es Heckethorn der Mühe werth hielte, die Quelle, aus welcher sein Wissen floß, namhaft zu machen. Woher weiß Heckethorn so genau, daß die Juden die allegorische Mythe von dem Sündenfall mißverstanden, und sie dem Buche Mosis gerade 900 Jahre nach dessen Abfassung, und lange nach Abfassung der übrigen Theile des Alten Testaments einfügten? Und wer hat diese Allegorie so erklärt, wie dies auf Seite 9 ff. zu lesen ist? Oder woher weiß man (S. 149), daß das Autodafé, welches zur Feier der Hochzeit König Karls II. in Madrid abgehalten wurde, genau bis 9½ Uhr abends dauerte, daß es 290 Holzhauern Arbeit gegeben hatte, und daß 118 Opfer bei demselben hingerichtet wurden, wovon 21 den Feuertod bei lebendigem Leibe erlitten? Derlei Angaben gehören nicht zu den allgemein bekannten historischen Thatsachen. Rastlos kompilirend und Nachrichten auf Nachrichten häufend findet Heckethorn jedoch zu einer kritischen Sichtung des enormen Materials keine Zeit; er wird in den Strudel seiner Mittheilungen selbst mit hineingezogen, verläßt den Standpunkt des Beobachters und nimmt mit fast kindlicher Leichtgläubigkeit manches für wahr hin, worüber sich noch viel diskutiren ließe.

Daß Heckethorn jedoch auch selbständige Ansichten hat, beweist die Einleitung, welche eine Art Ueberblick über den ganzen Stoff gibt. Darin findet sich manches, was kein Leser dort suchen wird, wohl aber vermißt man vieles, was entschieden dahin gehörte. Unter anderem hat Heckethorn seinem Publikum geflissentlich vorenthalten, was er unter „Geheimen Gesellschaften“, beziehungsweise „Geheimbünden“ und „Geheimlehren“ — denn diese drei Ausdrücke erscheinen auf dem Titel — verstehe. Er beginnt damit, die Geheimen Gesellschaften in sieben Gruppen einzutheilen (denn er hat eine Vorliebe für die „mystische“ Siebenzahl, wie sich auch an anderen Stellen des Werkes zeigt), kommt jedoch von dieser Eintheilung sogleich wieder ab, und erklärt, daß es am zweckmäßigsten sei, die geheimen Gesellschaften in religiöse und politische zu scheiden. In der Anordnung seiner Materie ist der Verfasser weder dem einen noch dem anderen Prinzipe gefolgt. Die im Titel erwähnten Ausdrücke „Geheimbünde“ und „Geheimlehren“ dienen bloß zur Rechtfertigung für das Vorhandensein verschiedener Kapitel, von welchen mancher Leser glauben könnte, daß sie dem Werke nicht hätten einverleibt werden müssen. Denn man wird überrascht sein, einerseits die deutschen Studenten- und Gesellenverbindungen und harmlose Zechgesellschaften wie die grüne Insel und die Ludlamshöhle, andrerseits die religiösen Gebräuche der Südsee-Insulaner neben den Assassinen, der Garduna, der Camorra und anderen Räuberbanden besprochen zu finden. Ebenso unverständlich ist es, warum der Verfasser, wenn er den Jesuitenorden zu den „Geheimen Gesellschaften“ zählt, nicht auch andere geistliche Orden einbezieht, die gleichfalls nach Regeln leben, ihre eigenthümlichen, symbolischen Gebräuche bei der Einkleidung der Novizen haben, und den Brüdern einen blinden, kritiklosen Gehorsam gegenüber den Befehlen ihrer Vorgesetzten auferlegen? Wenn auch nicht ebenso gesellschaftsfeindlich, so sind doch z. B. die Dominikaner eine gewiß ebenso geheime Gesellschaft wie die Jesuiten. Der Grund, warum Heckethorn gerade die Letzteren in den Bereich seiner Untersuchungen gezogen hat, liegt in den geheimen Riten, den merkwürdigen Zeremonien mit dem Dolchsegnen, dem Scheiterhaufen, der Beschwörungshöhle, den Hieroglyphen und Gespenstererscheinungen, welche ihnen wiederholt angedichtet wurden.

Heckethorn rechnet auch einige religiöse Sekten, wie die Manichäer, Waldenser und Albigenser zu den Geheimen Gesellschaften, jedoch gleichfalls ohne zu sagen, warum er gerade diese aus Hunderten ausgewählt hat. Waren die anderen etwa nicht geheim, solange sie sich vor den Orthodoxen verbergen mußten? Mit demselben Recht hätte der Verfasser alle Religionen mit ihren unzähligen Verzweigungen in sein Buch aufnehmen können.

Nach Heckethorns Ausführungen waren die ältesten Geheimgesellschaften religiöser Natur; die politischen sind jüngeren Datums. Von ersteren sagt der Verfasser, daß sie zuerst zu einer Zeit entstanden, „da die von den Urmenschen besessene, wahre religiöse Erkenntniß (d. h. die Erkenntniß der Beschaffenheit des Weltalls, der ewigen Schöpferkraft und der natürlichen Weltgesetze) bei der Mehrheit der Menschen in Verfall zu gerathen begann“. Dieselbe scheint somit nach Heckethorns Ansicht in der Urzeit am vollkommensten gewesen, und seitdem in beständigem Sinken begriffen zu sein, welches traurige Phänomen vermuthlich noch andauert. Daß obiges Aperçu dem Verfasser nicht zufällig entschlüpft ist, geht aus dem Umstande hervor, daß er auf dieselbe Behauptung an verschiedenen Stellen des Buches zurückkommt. So lesen wir S. 391: „Nun halten wir dafür, daß es vom ersten Erscheinen des Menschen auf der Erde ein sehr bevorzugtes und hochgebildetes Geschlecht gab, das mit den Naturgesetzen und Naturkräften (?) vollkommen vertraut war, und seine Kenntniß in mystischen Figuren und Schematen niederlegte“ (?). Die letzteren haben sich nach Heckethorns Meinung in der Freimaurerei erhalten.

Der Verfasser hält diese Erkenntniß für den größten Schatz menschlichen Wissens, derselbe lief jedoch — offenbar infolge der stets zunehmenden Verdummung des Menschengeschlechtes — Gefahr, in Verlust zu gerathen. Seine Rettung verdanken wir den Mysterien, deren Kenntniß von den überirdischen Dingen jedoch „bereits einigermaßen geringwerthiger“ gewesen sein soll, als die ursprüngliche Naturweisheit; denn die Mysterien, sagt Heckethorn, „stellten nur die Erscheinungen der äußeren, zeitlichen Natur dar, nicht mehr die Wirklichkeiten der inneren, ewigen Natur, deren äußerliche Kundgebung das sichtbare Weltall ist“. Das Wissen dieser Mysterien rekonstruirt der Verfasser in elf Sätzen, deren Bewußtsein sich die spätere Menschheit erst mit großer Mühe wieder erobern mußte. Leider gestattet uns der beschränkte Raum nicht, die Heckethorn'sche Erkenntnißtheorie hier vollinhaltlich wiederzugeben, aber einige Axiome werden dem Leser einen Begriff von dem Geiste des Ganzen verschaffen. Nr. 5 lautet: „Die Materie ist das Licht, denn der dunkelste Stoff kann auf sie zurückgeführt werden“. Nr. 11: „Das Licht entsteht aus der Finsterniß, und muß, um wahrnehmbar zu werden, durch's Feuer gehen“. Auch Nr. 7: „Das sich im sichtbaren Universum bekundende ewige Leben wird von denselben Gesetzen regirt, wie die unsichtbare Kräftewelt“ harrt noch des Beweises. Woher Heckethorn all dies weiß, sagt er uns nicht, und wir müssen daher annehmen, daß es nur die Resultate seiner eigenen Forschungen sind, welche er hier formulirt.

Auf festeren Boden gelangt der Verfasser erst, sobald er auf die geheimen Gesellschaften selbst zu sprechen kommt. Höchst lehrreich und kulturhistorisch von großem Interesse ist es zu verfolgen, wie die Gebräuche der verschiedenen geheimen Gesellschaften einander ähneln, wie ihnen jedoch die Phantasie eines jeden Volkes einen charakteristischen Stempel aufdrückte. Von den Magiern angefangen, wiederholen sich die Einweihungszeremonien in ihren Grundzügen bei den meisten Geheimverbindungen. Der Kandidat hat drei oder mehr Proben zu bestehen, in welchen er mit Wasser, Feuer und Luft in grausamer Weise geprüft wird. Er muß mit wilden Thieren (d. h. mit als solchen verkleideten Priestern) kämpfen, wird in finstere Höhlen

eingesperrt, und muß ein langes Fasten durchmachen. Nach Erlangung eines jeden neuen Grades wird er mit einem anderen Gewande bekleidet, erhält spezielle Insignien seiner Würde und muß einen Eid schwören, welcher ihm Verschwiegenheit über alles Gesehene und Gehörte und treues Festhalten an den ihm auferlegten Pflichten gebietet, widrigenfalls er der Rache der Brüder ausgesetzt ist. In der Regel werden ihm auch ein Losungswort und Erkennungszeichen mitgetheilt, welche ihm gestatten, andere Eingeweihte mit Sicherheit zu agnosziren. Heckethorn legt uns alle diese Gebräuche mit großer, fast ermüdender Gewissenhaftigkeit dar; aber die Frage: Wozu all die Zeremonien, welche einen ungeheueren Aufwand an Zeit und Mitteln erforderten? scheint ihm nicht aufgestoßen zu sein. Ließen sich die Zwecke einer geheimen Gesellschaft nicht auch ohne diese Umstände erreichen? Vergebens suchen wir in Heckethorns Werk nach einem kritischen Resumé, nach einer Darlegung des Gedankens, welcher die geheimen Verbindungen aller Zeiten beseelte. Die Unterscheidung, ob sie religiöser oder politischer Natur seien, betrifft doch nur eine Aeußerlichkeit, der innere Kern ist stets derselbe. Alle geheimen Gesellschaften, oder wenigstens deren Häupter, strebten nach Macht, ein Umstand, der Heckethorn bei all seinen Studien nicht aufgefallen zu sein scheint. Dieses Streben kann auf einen bloßen Terrorismus unter Bestehenbleiben der bisherigen Verhältnisse gerichtet sein, oder es kann einen gänzlichen Umsturz der Regierungsform bezwecken. Den ersten Typus repräsentiren die religiösen Gesellschaften des Alterthums, den letzteren die meisten politischen Gesellschaften der Neuzeit. In allen Fällen aber dienten die Zeremonien, ja selbst die geheimen Lehren, denen Heckethorn solche Wichtigkeit beilegt, nur als Deckmantel für die geheimen Ziele. Zugleich bildeten sie jedoch eine wirksame Lockspeise, um die Neugierde schwachsinniger Menschen zu reizen, welche veranlaßt wurden, ihr Geld für die Erkenntniß vermeintlicher verborgener Wahrheiten hinzugeben. Viele wurden auch durch die Eitelkeit veranlaßt, sich in „Geheimnisse“ einweihen zu lassen, die dem Pöbel verschlossen waren. Jede geheime Gesellschaft ist und war stets nur eine raffinirte Institution zur Ausbeutung Bemittelter. Einige Wenige, von welchen es heißt, daß sie „in die höchsten Grade eingeweiht“ seien, sitzen an der Schüssel, welche von den arglosen Brüdern, die es noch nicht soweit gebracht haben, stets von neuem gefüllt wird.

Dieser tiefste Zweck der geheimen Gesellschaften ist um so unverkennbarer, je transscendentaler die Ideen zu sein scheinen, welchen die betreffende Vereinigung angeblich dient. Er tritt daher bei den religiösen Gesellschaften deutlicher hervor als bei den politischen. Betrachten wir die Streitfragen, in welchen sich ketzerische Lehren von den herrschenden unterschieden, so sind sie in der Regel so belanglos, daß nicht ein Mann ihretwegen sein Leben aufs Spiel gesetzt hätte, geschweige denn Ströme von Blut für ihre Entscheidung vergossen worden wären. Wir erinnern nur an das berühmte Jota als Ursache einer der ersten Kirchenspaltungen oder an die Frage, welche die Spaltung des Islam zur Folge hatte: ob die Waschungen beim Ellenbogen oder beim Handgelenk zu beginnen seien? Oder glaubt Heckethorn, daß das Kriegsvolk, welches in den Religionskriegen der Reformationszeit mit Feuer und Schwert arbeitete, viel davon wußte, wie sich die spitzfindigen Theologen die Transsubstantiation erklärten? Es war im besten Falle über die äußeren Unterschiede der Meinungen dunkel unterrichtet. Wohl aber wußte es die praktische Bedeutung des Satzes: „Cujus regio, ejus et religio“ zu ermessen.

Es würde zu weit führen, wollten wir auf alle die Fragen eingehen, welche die Behandlung der vorliegenden Materie durch Heckethorn wachrufen muß. Beweisender als eine wissenschaftliche Widerlegung dürfte es sein, wenn wir im folgenden einiges aus dem Kapitel über Jakob Böhme wiedergeben.

Jakob Böhme, „der Fürst der Mystiker“, wie ihn Heckethorn nennt, war ein Mann von niederer Herkunft, der um das Jahr 1600 zu Görlitz das Schuhmacherhandwerk betrieb und durch seine sitzende Lebensweise zur Betrachtung überirdischer Gegenstände angeregt wurde. Um die Wende des 19. Jahrhunderts zollten Goethe und die Romantiker seinen Schriften eine unerklärliche Bewunderung, die Wissenschaft aber ist über sie längst zur Tagesordnung übergegangen. Man ist daher einigermaßen überrascht, in Heckethorn einen Verfechter Böhme'scher Lehren zu finden. Heckethorn erklärt, daß er Böhme zwar auch für einen Schwärmer halte, jedoch für einen nach der Art des Columbus, denn er vermochte „mit dem geistigen Auge eine Welt zu erblicken, die Welt der Eigenschaften der ewigen Natur, und das große Geheimniß der Erde und des Weltalls zu lösen“. (?) Böhme sei entschieden ein Mittelpunktsphilosoph gewesen, der von seinem Standpunkt die ganze Sphäre von innen und außen übersehen konnte, nicht bloß ein Segment ihres Aeußern. Besonders hoch rechnet Heckethorn dem Görlitzer Schuster die Entdeckung der sieben Eigenschaften der Natur an, welche er bereits in der Einleitung unter jene Axiome gestellt hat, deren Kenntniß der verdummenden Menschheit im Laufe der Zeiten abhanden gekommen war. Ihre Wiederauffindung würde nach Heckethorn allein hingereicht haben, um Böhme „für immer zu den größten Leuchten der Wissenschaft zu zählen“. Die sieben Eigenschaften der Natur nach Böhme-Heckethorn sind nun folgende: 1. Anziehung, 2. Abstoßung oder Rückschlag, 3. Umlauf, 4. Feuer, 5. Licht, 6. Schall, und 7. Körper (angeblich der Inbegriff der sechs früheren). Wer sich hierunter etwas vorzustellen vermag, muß ein Mystiker sein. Heckethorn konstatirt ferner, daß Böhmes Schriften „die Keime aller bisherigen und wohl auch zukünftigen Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften bergen“. „Jammerschade,“ ruft er aus, „daß die heutigen Gelehrten Böhme nicht studiren! Thäten sie dies, so würden die Darwins, Tyndalls, Huxleys u. s. w. manche ihrer Theorien und Hypothesen unausgesprochen gelassen haben.“ Trügen doch die philosophischen Systeme von Leibniz, Schelling, Laplace, Hegel, Fichte u. s. w. deutlich seinen Geistesstempel. Ganz besonders könnte die Theologie über alle ihre Hauptfragen bei Böhme gründlichste Belehrung finden“. Manche poetische Schönheiten Böhmes seien so groß, manche seiner Anschauungen von Natur und Gott so erhaben, „daß sie von keinem noch so berühmten Dichter irgend einer Zeit übertroffen worden sind“. Aber Böhme scheint sich nach Heckethorns Ausführungen durch seine Bescheidenheit selbst um seinen wohlverdienten Nachruhm gebracht zu haben. Statt nämlich Schüler um sich zu schaaren und an die Erwerbung von Ruhm zu denken, ließ er, wie Heckethorn sagt, „gleich der Sonne sein Licht unbewußt leuchten“. Da Heckethorn die gegründete Vermuthung hegte, daß der Leser ob seiner übermäßigen Böhme-Verehrung lächeln könnte, verwahrte er sich im voraus gegen jede Verspottung und beansprucht, gestützt auf die Autorität „des bedeutendsten Böhme-Forschers unsrer Zeit“, dessen Namen er allerdings geheim hält, ernst genommen zu werden. Daß der philosophische Schuster von einigem Einflusse auf die wissenschaftlichen Irrfahrten späterer Generationen gewesen, ist nicht in Abrede zu stellen, aber wie ein ernster Mann von dem Wissen und der Belesenheit Heckethorns seine Bedeutung in solchem Maße überschätzen, und noch heute an die Stichhaltigkeit derartiger „Forschungen“ glauben kann, ist völlig unbegreiflich.

Im Gegensatz zu den Ansichten über Jakob Böhme ist der letzte Abschnitt des Buches, der über die Freimaurerei handelt, näherer Beachtung würdig. Mit Hinblick auf die „königliche Kunst“ ist eigentlich das ganze Werk geschrieben, und ihre Spuren finden wir bei der Besprechung vieler anderer geheimen Gesellschaften. Heckethorn geht auch hierin mitunter zu weit. So ist es bezeichnend für ihn, daß er (S. 87) sogar in der Geschichte der Verklärung Christi auf dem Oelberg „eine unvollkommene Schilderung einer quasimaurerischen Logenversammlung des höchsten Grades“ (?) erblickt. Die mannichfach von einander abweichenden Riten der Freimaurerei, ihre Geschichte und Verbreitung, bespricht Heckethorn eingehend. Wir hätten es auch hier lieber gesehen, wenn der Verfasser auf die äußeren Zeremonien, welche doch nur von „sym-

bolischer" Bedeutung sind, weniger Gewicht gelegt hätte. Die Genauigkeit, mit welcher er dieselben beschreibt, befremdet umsomehr, als er diese „Geheimthuerei" für „bloße Täuschung und Komödie" erklärt. Zu seinem Endurtheile über die Freimaurerei schließt er sich einem nicht genug bekannten Ausspruche Lessings an. Als diesem bald nach seiner Aufnahme in den Freimaurerbund der Stuhlmeister die Hoffnung aussprach, daß er in der Maurerei nichts Staats-, Religions- und Sittenfeindliches gefunden habe, antwortete Lessing: „Nein, aber ich wollte, ich hätte derlei entdeckt, denn dann würde ich wenigstens überhaupt etwas gefunden haben."

Nun noch ein Wort über die deutsche Bearbeitung des Heckethorn'schen Werkes, welchem Hr. Leopold Katscher einige Nachträge, meist auf die neueste Zeit bezüglich, hinzugefügt hat. Seine Uebersetzung, die als eine mühsame, fleißige Arbeit anerkannt zu werden verdient, hätte entschieden gewonnen, wenn auf die stilistische Form derselben etwas größere Sorgfalt verwendet worden wäre. Der Uebersetzer gebraucht regelmäßig statt „ungefähr" das Wort „rund" (z. B. S. 47, 235 u. s. w.); und für den Ausdruck „pfropfen hat er eine unerklärliche Vorliebe. Sogar auf den Stamm der Religion Zoroasters wurden nach Katscher „götzendienerische Zweige gepfropft" und Adam Weishaupt „wollte das Illuminatenthum auf die Freimaurerei pfropfen" (S. 23, 29, 69, 242 u. s. w.). Von größeren Stilblüthen seien noch citirt: „Die Malerin verfährt aus sich selbst heraus" (S. 51); „Obgleich eine Frühgeburt, übte der Illuminatenorden einigen Einfluß auf die französische Revolution" (S. 247); „Ein Sproß des Manichäismus, befruchtete die Albigenserkekte die Keime der Templer" (S. 114). Derartige, an Wippchen gemahnende Sätze sollten in einer zweiten Auflage geändert werden. Gelegentlich einer solchen würde es sich auch empfehlen, dem Buche ein weniger schwerfälliges Format, etwa in zwei kleineren Bänden, zu geben.

Wolfgang v. Wurzbach

## Paul Pfizer und Otto Abel.

R. Kr. Unter den politischen Korrespondenten des bekannten schwäbischen Patrioten und Publizisten Paul Pfizer befand sich auch sein jugendlicher Landsmann Otto Abel (1824—1854), der trotz seinem frühen Heimgang einen geachteten Namen als Historiker hinterlassen hat. In der 1848 erschienenen Schrift „Das neue Deutsche Reich und sein Kaiser" redete er ganz in der überzeugungsstarken und begeisterten Art Pfizers der preußischen Hegemonie das Wort. Während der großen Revolutionszeit stand Abel im preußischen diplomatischen Dienste in Berlin. Von hier aus hielt er, aus ersten Quellen schöpfend, den durch Leiden der öffentlichen Wirksamkeit entrissenen Pfizer über die Absichten und Stimmungen der Regierungskreise auf dem Laufenden. Aus der Korrespondenz beider Männer hat sich wenigstens ein Brief Abels in Pfizers Nachlaß vorgefunden, der einen lesenswerthen Beitrag zur Geschichte jener Tage liefert. Er lautet:

Berlin, den 10. Januar 1849.

Hochverehrter Herr!

Sie haben mich am Eingang dieses verhängnißvollen Jahres durch Ihr werthes Schreiben ungemein erfreut und geehrt. Ich wünschte sehr in der Lage zu sein, Ihnen über die Stimmung und die Absichten des Königs wie des Ministeriums Genaues und Authentisches mittheilen zu können, Aber es ist wohl sehr begreiflich, daß man in der deutschen Sache, die eine so delikate ist für Preußen und den König insbesonders, größere Zurückhaltung beweist. Viel ist indeß schon damit gewonnen, daß man, wie mir scheint, von der Idee einer Trias, die diesen Sommer unter Auerswald und Hansemann gehegt wurde, im jetzigen Ministerium zurückgekommen ist und sich auf das Kaiserthum gefaßt macht. Ueber des Königs Ansichten werden Sie durch Gagern unterrichtet sein, aber ich glaube, daß der Thronwechsel in Oesterreich einen kleinen Rückfall in ihm hervorgebracht und bei seinem hyperhistorischen Sinn den Gedanken an eine höhere Berechtigung Franz Josephs zur Kaiserkrone erweckt hat. Ich zweifle nicht, daß, wenn die Reichsversammlung diesen zum Kaiser wählte, er, voll patriotischer Uneigennützigkeit, sich von ihm mit dem Reichsschwert belehnen ließe. Das wird aber kein preußisches Ministerium zugeben und dürfte es auch gar nicht wagen; es stände in allen Provinzen eine Revolution zu befürchten. Doch ich besorge auch nicht im geringsten einen derartigen Beschluß von Frankfurt.

Wohl aber mag man bei der Zersplitterung und Verbissenheit der Parteien und dem starken Widerspruch der größeren Mittelstaaten gegen eine preußische Hegemonie sehr bedenklich werden. Wird man hier, ohne den Schein der Inkonsequenz und gehässigen Ehrgeizes auf sich zu laden und die Würde und Selbständigkeit des Staates zu kompromittiren, die absolute Verwerfung des Vereinbarungsprinzips, wie sie Gagern in seinem Programm ausgesprochen hat, anerkennen können? Thut man es aber auch, kann man dann die anderen Staaten gleichfalls dazu zwingen? Diese Besorgniß, die jetzt noch viel brennender ist als zur Zeit meines letzten Briefs, hat den Wunsch in mir aufkommen lassen, es möchten die Stände, die Regierungen und die Fürsten der Einzelstaaten dem Frankfurter Parlament durch offene Erklärungen zu Gunsten Preußens zu Hilfe kommen. Von Seiten der Stände ist das unterdessen zu Braunschweig, Kassel, Mecklenburg geschehen; Oldenburg, Schleswig-Holstein, Darmstadt, Baden werden voraussichtlich wohl noch folgen. Von Würtemberg, an dessen Erklärung mir persönlich am meisten läge, ist es bei der offenbaren Erbärmlichkeit der Kammer nicht zu erwarten. Daher sollten nach meiner Ansicht König und Regierung die Initiative ergreifen und das direkt aussprechen, was eigentlich schon in der von den Ständen gebilligten Erklärung liegt, sich in allem den Beschlüssen der Reichsversammlung zu unterwerfen. Es wäre hiemit, dünkt mich, noch mehr patriotische Ehre einzulegen als mit der vor den übrigen Staaten geschehenen Publikation der Grundrechte. Ob freilich Römer zu einem solchen Schritt die nöthige Unbefangenheit zuzutrauen ist, weiß ich nicht. Umsomehr glaubte ich auf Ihren Einfluß hoffen zu dürfen. Die Stimme Würtembergs als des mächtigsten süddeutschen Staats wäre von besonderem Gewicht.

Daß Preußen seine besondere Reichsversammlung jedenfalls erst nach gesicherter Uebernahme der erblichen Kaiserwürde aufgeben könnte, ist klar, und auch dann werden wohl, wie das neulich in der Deutschen Zeitung vorgeschlagen wurde, vereinigte Ausschüsse zur Steuerbewilligung übrig bleiben müssen. Vorderhand aber möge man sich in Frankfurt über die Bedeutung des in 6 Wochen hier zusammentretenden Landtags klar machen und sich dadurch zur schnellen Vollendung einer genügenden einheitlichen Reichsverfassung, wie sie mir wenigstens nur bei einem preußischen Kaiserthum denkbar ist, antreiben lassen. Denn wird der Landtag aus deutsch und aufrichtig konstitutionell gesinnten Männern im Sinne der Frankfurter Majorität gebildet, so wird er die Autorität der Reichsversammlung erben und wesentlich als eine Fortsetzung derselben erscheinen. Dann aber kann sich das Aufgehen in Deutschland leicht in ein Aufgehen in Preußen verwandeln. Und doch ist dies der wünschenswerthe Fall. Leider aber muß ich es für wahrscheinlicher halten, daß die Extreme einer stockpreußischen und einer undeutschen Linken das deutsche Zentrum überwiegen und so den König und seine Regierung in eine mehr partikularistische Politik hineintreiben. Dann stehen — das kann sich Niemand verhehlen — die Aussichten für Deutschland sehr schlimm. Darum ist es mein dringendster Wunsch, es möge zuvor noch eine Verfassung deutscher Macht und Einheit in ihren wesentlichen Grundlagen gesichert werden.

Möchte doch Ihnen das neue Jahr Gesundheit und ungestörte Wirksamkeit wiederbringen, damit Sie mit alter Liebe und neuer Kraft an dem großen Werke mitarbeiten könnten!

Indem ich mich Ihrem Herrn Bruder zu empfehlen bitte, verbleibe ich in innigster Verehrung

Ihr ergebenster O. Abel.
Kanonierstraße 16.

## Besprechungen.

**Joh. Jüngst, Kultus- und Geschichtsreligion.** Gießen, Ricker'sche Verlagsbuchhandlung. 1901. — Vor mehreren Jahren gab **Gebhardt** in seinem Buche „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre" unter Anwendung der religionsgeschichtlichen und religionspsychologischen Methode Bericht über die einzelnen Aeußerungen des religiös-sittlichen Lebens bei den Thüringer Bauern der Gegenwart. In Bezug auf die Arbeiter verfolgten dasselbe Ziel **P. Göhre** in der Schrift: „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche", und **M. Rade** in seinem auf dem evangelisch-sozialen Kongreß 1898 gehaltenen Vortrage über die religiös-ethische Gedankenwelt unsrer Industriearbeiter. Nach ähnlicher Methode schildert **Jüngst** in dem angeführten Buche die beiden Haupterscheinungsformen der christlichen Frömmigkeit aller Zeiten, Pelagianismus und Augustinismus, aus ihrer thatsächlichen Erscheinung im Leben und stellt sie in ihrem Werth als praktische Lebensrichtungen dar. So hofft er der Wissenschaft von der Religion einen Dienst zu leisten, denn nur **die** Theologie, die sich auf den Boden der religiösen Lebenswirklichkeit stellt und aus dieser sich ihr Begriffs- und Anschauungsmaterial so gut wie ihre Probleme holt und beides mit den Mitteln der jeweiligen philosophischen Bildung bearbeitet, kann hoffen, in unsrer überall nach Thatsachen verlangenden Zeit sich Gehör zu verschaffen.

Zunächst spricht Jüngst über die „Grundzüge und den formalen Charakter beider Arten von Frömmigkeit". Das Wesen des **Pelagianismus** besteht darin, daß er sich zum Zwecke der Erlangung seines Seelenheils Gott gegenüber zu Werken verpflichtet fühlt. Auch der Besuch des Gottesdienstes zielt darauf ab; der Kultus ist nach dieser Anschauung die Erfüllung einer unmittelbar empfundenen religiösen Pflicht, durch welche Gott die ihm gebührende Ehre erwiesen und das rechte Verhältniß zu ihm hergestellt wird. Die Erfüllung der sittlichen Pflichten steht dem Pelagianismus nicht höher als die der kultischen: daher kann man diese Art der Frömmigkeit wohl **Kultusreligion** oder **Kultusreligiosität** nennen.

Ganz anders der **Augustinismus**. Hier wird betont, daß Gott allein das rechte religiöse Verhältniß zwischen ihm und den Menschen herstellt. Diese That Gottes hat ihren Grund in seiner Gnade und ist ersichtlich in den Heilsthatsachen. Letztere dem Menschen energisch zum Bewußtsein zu bringen, das ist hier der Zweck des Gottesdienstes. Nutzen hat dieser also nur für den, welcher jene Thatsachen auf sich wirken läßt und sie im Glauben annimmt, und zwar in einem sittlich bestimmten Glauben, der nur das Böse meidet, weil sonst das religiöse Verhältniß, das Gott hergestellt hat, wieder aufgehoben würde. Die genannten Thatsachen sind ein Stück Geschichte, darum kann man den Augustinismus mit Recht **Geschichtsreligion** nennen. — Stellt man Pelagianismus und Augustinismus nach ihrer psychologischen Struktur kurz gegenüber, so kann man dort sagen: „Weil Religion, darum Gnade"; hier: „Weil Gnade, darum Religion?

In Bezug auf den Inhalt und den religiösen Interessenkreis unterscheiden sich Kultus- und Geschichtsreligion so, daß der ersteren das Heilsgut ein Gut **neben** anderen ist, der letzteren ein solches **vor** allen anderen. Jene zieht die gesammten Lebensbeziehungen des Menschen in ihren Bereich, diese ordnet sich alle individuellen und weltlichen Interessen des Menschen unter. — Von allgemeinem Interesse ist ferner die Frage nach der „Genesis der Geschichtsreligion". Während alle Religion sich zunächst als Kultusreligion darstellt, tritt die Geschichtsreligion als eine absolut neue Erscheinung auf; sie muß jeden anderen Weg, Gott zu nahen, verwerfen, weil der von ihr gelehrte von Gott selbst gezeigt worden ist. Wie sie sich von der Kultusreligion losgelöst hat, ersehen wir aus dem Alten Testament, der spätjüdischen Literatur, dem Neuen Testament und der älteren Kirchengeschichte. Aus dieser lernen wir aber auch schon die Ansätze zu dem Prozeß kennen, vermöge dessen die Kultusreligion in die Geschichtsreligion eindringt. Im Laufe der Zeit geschieht dies in immer höherem Maße und vielfach in zu hohem. Daraufhin nun die Forderung zu erheben, beide Arten der Frömmigkeit scharf und absolut zu trennen, wäre verkehrt: vielmehr sollen beide einander ergänzen, die Kultusreligion nehme aus der Geschichtsreligion die Heilsthatsachen als den Grund, auf dem alles aufzubauen ist, die letztere lerne von jener, wie vielfach und vielfältig man Gott dienen kann. „Die Kultusreligion", sagt Jüngst, „muß sich aus der Geschichtsreligion ergänzen durch Entlehnung von deren ethischer Norm. Die Geschichtsreligion muß sich aus der Kultusreligion ergänzen durch Herübernahme von deren religiöser Form". — Der gedankenreichen Schrift, die wir im Vorstehenden kurz skizzirt haben nach dem, was uns als das wichtigste erscheint, wünschen wir unter Theologen und religiös interessirten „Laien" weiteste Verb[illegible].

H. Rinn.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

-i- **Das Schwinden der Gletscher.** Man schreibt uns aus der Schweiz: Im schweizerischen Hochgebirge wendet man seit einiger Zeit der **Gletscherbewegung** eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu, und neben Männern der Wissenschaft, wie Dr. **Heim** in Zürich und Prof. **Forel** in Morges, tragen auch Laien, Klubisten, Führer und Sennen ihre Beobachtungen fleißig zusammen und erstatten, leider zerstreut in den verschiedenen Blättern des Landes, Bericht über ihre Wahrnehmungen. Von überall her wird eine Abnahme der Gletscher signalisirt; in den **Berner Alpen** gibt es zur Zeit kein Eisfeld, das anhaltend und bestimmt zunimmt; man vermuthet das nur bei dem oberen Grindelwaldgletscher und dem Steingletscher, wo man vorübergehende Vergrößerungen beobachtet zu haben glaubt. Im **Wallis** sind mit einer einzigen Ausnahme alle Gletscher im Schwinden begriffen; an Ausdehnung gewonnen hat nur der **Boveyen** im Entremontthale, dessen Wachsthum allerdings konsequent zu sein scheint, da es schon seit 1892 anhält. Im **Glarnerlande** gehen die Gletscher gleichfalls stark zurück. Der große Biferlengletscher hat sich mehrere hundert Meter zurückgezogen; Der Glärnischgletscher, der früher das Raßmatterthal mit blauem Eis eingerahmt hat, wie ältere Berggänger noch aus den 70er Jahren berichten, hat sich weit zurückgezogen und an der Stelle, wo vor 30 Jahren noch Eis lag, sehen wir jetzt grauen Kalkfelsen. Auch der prachtvolle **Claridengletscher**, der von der Klausenstraße aus einen so großartig blendenden Anblick gewährt, ist im Rückgang begriffen; ein Klubist, der im Jahre 1897 der Einweihung der Claridenhütte beigewohnt hat und in den letzten Tagen wieder in das Revier gekommen ist, berichtet, daß das Bild kaum mehr zu erkennen sei, so gewaltig seien die Veränderungen, die der große Gletscher in den vier Jahren durchgemacht habe. Der Gletscher habe in der Länge und in der Tiefe bedeutend abgenommen, wo früher ebene Eisflächen waren, trifft man heute kleine Thälchen an und mitten heraus schauen Felsen und Schuttkegel, und tiefeingeschnittene Wasserbäche bringen in unaufhaltsamer Arbeit die Produkte des Schmelzens zu Thal. Die Umgebung der Claridenhütte hat damit viel von ihrer packenden Großartigkeit verloren. Systematisch wird die Gletscherbeobachtung seit 25 Jahren durch den schweizerischen Alpenklub und die schweizerische Naturforschende Gesellschaft am **Rhonegletscher** betrieben. Die Rhonegletscher-Vermessung ist wohl eine der interessantesten wissenschaftlichen Arbeiten, die je im Hochgebirge gemacht worden sind, und das Resultat dieser mit großen Kosten verfolgten Studien wird wohl in der Gletscherliteratur eine erste Stelle einnehmen. Das gesammte Material wird nächstens vom schweizerischen Alpenklub veröffentlicht werden. Um die Veränderungen in der Gestalt des Rhonegletschers und die Bewegungen selbst festzustellen, sind im Jahre 1874 durch verschiedenfarbige Steinreihen vier Gletscherprofile angelegt worden; dann hat man die Lage dieser vier Steinreihen jedes Jahr ungefähr zur gleichen Zeit genau bestimmt und auf einer Gletscherkarte eingetragen. Die Kurven reden nun eine äußerst interessante Sprache. Man kann da konstatiren, daß ein Stein aus der obersten Reihe in den 25 Jahren in horizontaler Richtung einen Weg von 2940 m, also beinahe 3 km, gemacht hat und dazu um 686 m gesunken ist. Eine so gewaltige Umformung hat also der Rhonegletscher in einem Vierteljahrhundert durchgemacht.

Die Abschmelzung des Eises ist durch eingesteckte Stangen festgestellt worden, und dabei hat sich ergeben, daß die Abnahme am unteren Theile des Gletschers in einer Meereshöhe von 1800 m jährlich im Durchschnitt etwa 12 m, 600 bis 700 m weiter oben aber nur noch 3—4 m betragen hat. Im eigentlichen Firngebiet, in einer Höhe von 2700 m, zeigt sich an den Stangen nicht eine Abnahme, sondern eine Zunahme, die an einigen Orten jährlich mehr als 4 m betrug. Als Ganzes genommen, zeigen die Beobachtungen, daß der Rhonegletscher in den letzten 25 Jahren fortwährend zurückgegangen ist, und zwar der untere Gletscherrand um nahezu 800 m, so daß rund 35 Hektar Strandboden bloßgelegt worden sind.

* **Heidelberg.** Am 6. d. M. starb im Alter von 50 Jahren der Professor am hiesigen Gymnasium Dr. Peter Egenolff, ein geschätzter Kenner der griechischen Grammatiker und der byzantinischen Philologie. Unter seinen zahlreichen Abhandlungen seien genannt: „Erotemata grammatica ex arte Dionysiana oriunda, maximam partem nunc primum edita" (Manhem. 1880), „Die orthoepischen Stücke der byzantinischen Literatur" (Leipzig 1887), „Die orthographischen Stücke der byzantinischen Literatur" (Heidelberg 1888), „Anonymi grammaticae epitoma" (Argentor. 1889).

* **Tübingen.** Wie von der Göttinger, ist auch von der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität Wilhelm Raabe zum Ehrendoktor ernannt worden. Möge diese Ehrung durch eine süddeutsche Universität ein Vorzeichen dafür sein, daß der Dichter auch in Süddeutschland immer mehr Anerkennung findet.

* **Berlin.** Mit Unterstützung des Kaisers wird im Auftrage der hiesigen Akademie der Wissenschaften der Bibliothekar Dr. Oskar Mann von der Berliner kgl. Bibliothek eine wissenschaftliche Reise nach Vorderasien, insbesondere nach Persien und den kurdischen Theilen der asiatischen Türkei unternehmen. Der Zweck dieser Reise ist das Studium der persisch-kurdischen Dialekte, um dadurch einen genaueren Einblick in die Genesis iranischer Sprachen zu gewinnen. Mann veröffentlichte bisher Texte zur persischen Geschichte und Untersuchungen zu persischen Dialekten in der Zeitschrift der „Deutsch-Morgenländischen Gesellschaft" und den „Mittheilungen des Berliner Orientalischen Seminars".

* **Aus Oesterreich.** Der mit dem Titel eines außerordentlichen Universitäts-Professors bekleidete Privatdozent Dr. Andreas Schrutz ist zum außerordentlichen Professor der Geschichte der Medizin und Epidemiologie an der tschechischen Universität in Prag ernannt und dem Privatdozenten an derselben Universität Dr. Johann Machal, sowie dem Realschul-Professor daselbst Dr. Jaroslav Vlcek der Titel von außerordentlichen Universitäts-Professoren verliehen.

* Das Frauenstudium an der Wiener Universität. Nach dem soeben erschienenen Lektionskataloge für das Wintersemester 1901/1902 haben an der Wiener Universität im vergangenen Sommersemester im ganzen 119 Frauen studirt, darunter 12 ordentliche Hörerinnen an der medizinischen Fakultät, 29 ordentliche und 22 außerordentliche Hörerinnen an der philosophischen Fakultät. Die übrigen 56 Hörerinnen waren Hospitantinnen, deren es an der medizinischen Fakultät 8, an der juridischen Fakultät 3 und an der philosophischen Fakultät 45 gab. Interessant ist, daß sich unter diesen Hospitantinnen 2 Amerikanerinnen, ferner 3 Hörerinnen aus Preußen, 5 aus Rußland, 1 aus Holland und 8 aus Rumänien befanden.

* Ein Preis für die Erforschung der unsichtbaren Strahlen wird am Ende des Jahres 1903 von der Wiener Akademie der Wissenschaften zu vergeben sein. Die Ausschreibung wird jetzt bereits bekannt gemacht. Es handelt sich um den vom Frhrn. v. Baumgartner gestifteten Preis in einer Höhe von 2000 Kronen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. G. Rebajoli: Lehrbuch der italienischen Sprache. 2. Stufe. München, Ackermann 1901. M. 5. — Seufferts Archiv. Dritte ausgewählte Ausgabe. 6 Bände und 1 Registerband. München und Leipzig, Oldenbourg 1901. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 379. Ungarn. 6. Bd., 10. Heft. Wien, Hölder. — J. Perthes: See-Atlas. 5. Aufl. Gotha, Perthes 1901. M. 2.40. — S. Lublinski: Gescheitert. Novellen. Dresden und Leipzig, Reißner 1901. — W. Jensen: Die fränkische Leuchte. Roman. Ebd. 1901. — Ed. Hertz: Der blinde Eros. Roman. Ebd. 1901. — C. A. Bernoulli: Lucas Heland. Roman. Berlin, Wiegand u. Grieben 1901. M. 3. — Neue Untersuchungen über die Wohnungsfrage in Deutschland und im Ausland. 3 Bände. Leipzig, Duncker u. Humblot 1901. — Beiträge zur neuesten Handelspolitik Deutschlands. 3. Bd. Ebd. 1901. — Fr. Tezner: Technik und Geist des ständisch-monarchischen Staatsrechts. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen. Bd. 19, Heft 3.) Ebd. 1901. — Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg: Deutsche Wirthschaftsgeschichte in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters. 2. Theil. Ebd. 1901. — E. Bischoff: Jüdisch-deutscher Dolmetscher. 3. Aufl. Leipzig, Grieben 1901. — Prof. Dr. Ad. Hemme: Abriß der griechischen und römischen Mythologie. Hannover, Goebel 1901. M. 0.60. — Ed. Vösken: Der praktische Stellensucher. 2. Aufl. Mülheim a. R., Bagel. 1 M. — Hartmann: Rathgeber in militärischen Angelegenheiten. Ebd. 1 M. — Gerson: Die Arbeitsleistung und ihr Lohn. (Rechtshandbücher für Jedermann. Nr. 2.) Ebd. 1 M.

---

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1901. München, Freitag, 13. September. Nummer 210.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München

## Uebersicht.



## Vom Mittelmeer zum Persischen Golf.*)

Schon bei der Besprechung des ersten Bandes (Berlin 1899) an dieser Stelle (Beilage, 1899, Nr. 244) habe ich betont, daß das vorliegende Werk Baron Oppenheims lauter Wege beschreibt und beschreitet, die für den Ausbau des anatolischen Eisenbahnnetzes in Gegenwart und Zukunft erhöhte Bedeutung beanspruchen. Dazu kommt, daß die deutsche Orientgesellschaft in jüngster Zeit von neuem die Erforschung Assyriens und Babyloniens mit seinen riesigen Ruinenfeldern im Wettstreit mit den Franzosen, Engländern und Amerikanern in Angriff genommen und zu diesem Zweck erst vor zwei Jahren die berufensten Orientalisten, Eduard Sachau, Moritz und Koldewey, in die Landschaften des Euphrat und Tigris entsandt hat. Je mehr wir also in der nächsten Zeit praktische Aufgaben in Mesopotamien zu lösen haben werden, umsomehr wird jeder Versuch, uns die gegenwärtigen Bewohner jener Wüstenstriche, Steppenländer, Gebirgsrücken und üppigsten Flußmarschen näherzubringen, dankbar willkommen geheißen werden. Die allererste Grundlage jedes Verkehrs, jeder wirthschaftlichen Ausbeutung, wissenschaftlichen Untersuchung oder des technischen Anbaues wird und muß die Herstellung gesicherter Verhältnisse für Leib und Leben sein. Es ist für den Forscher sowohl wie für den Politiker und Kaufmann eine unabweisbare Pflicht, sich mit jenen Völkerstämmen friedlich auseinanderzusetzen, die zwischen Kurdistan, Persien und der syrisch-arabischen Wüste ihr mehr oder minder friedliches oder feindseliges Wesen treiben. Gemeint sind die tapferen und kriegslustigen Stämme der Drusen, Kurden und Beduinen einerseits, die herrschende Klasse der Türken und christlichen Rajah andrerseits. Ueber die Drusen Syriens, d. h. die Bewohner des Libanon, des Hauran und der Harra hat uns Hr. v. Oppenheim im ersten Bande seines Buches ausführlich unterrichtet, über die übrigen genannten Völker bringen uns die acht Kapitel seines zweiten Bandes ausführliche Kundschaft, besonders ist den Beduinen eine besonders eingehende Betrachtung gewidmet. Wir verließen den kühnen Reisenden 3. August 1893 im ersten Bande in ed Der am Euphrat. Die Absicht des Forschers war, die Dschesireh (Gezire), d. h. Nordmesopotamien in weniger oder gar nicht bekannten Theilen zunächst den Nebenflüssen Chabur und Gargar entlang und dann nördlich des Sindschargebirges nach Mosul zu durchqueren. Ein besonders günstiger Umstand fügte es, daß er auf diesem Zuge durch die Steppe den Schutz des Schechs der Schammarbeduinen Faris genießen konnte. Außerdem bestand die militärisch-türkische Begleitung aus 20 Berittenen, nämlich einem Offizier mit 12 Maulthierreitern, sowie 7 Zaptije (Gendarmen) zu Pferde. Die Soldaten führten zwei Kamele mit Zelten und Futtergerste mit. Für seine eigenen Reit- und Packthiere hatte Hr. v. Oppenheim Futter für den ganzen Marsch von ed Der bis nach Nesibin beschafft und auch sich und seine Leute mit Lebensmitteln auf sieben Tage versorgt, da unterwegs auf eine Gelegenheit zur Verproviantirung nicht zu rechnen war. Dies war im vorliegenden Falle ein zwingender Grund, große Tagemärsche zu machen, wenn auch auf der bevorstehenden Route Wassermangel nicht zu fürchten war. Leider gilt gerade die Umgegend des Chabur als einer der gefährlichsten Theile der asiatischen Türkei. Da der Fluß dauernd Wasser hat, so ermöglicht er zu jeder Jahreszeit zahlreiche Razu, d. h. Raubzüge. Der erste Europäer, der uns in diesem Jahrhundert aus eigener Anschauung Kunde vom Chabur gebracht hat, ist Henry A. Layard, der bekannte Erforscher von Niniveh und spätere englische Botschafter in Konstantinopel, der im September 1894 verstorben ist. Dieser unternehmende Mann hat im Jahre 1850, von Mosul kommend, hauptsächlich Ausgrabungen in Arban veranstaltet, den Chabur jedoch nur vom Tell (-Schutthügel) Kokab bis zum Tell Schemsani besucht. Die in ihren geographischen Angaben stets sehr zurückhaltenden Mr. und Mrs. Blunts haben auf ihren Reisen durch Mesopotamien im Jahre 1878 den Fluß beim Tell Fadram auf einem kleinen, von den Schammar-Beduinen hergestellten Floß überschritten. Im Winter 1880 hatte Professor Sachau die Absicht, den Chabur bis zum Tell Kokab zu untersuchen, mußte aber wegen der Ungunst der Verhältnisse, infolge starker Kälte und eines in dieser Gegend immerhin seltenen Schneefalles, davon Abstand nehmen. Er verließ bei Sauar den Fluß, dem er von Circesium gefolgt war, um südlich des Sindschargebirges Mosul zu erreichen. Im Jahre 1887 gelangten Professor Moritz und Architekt Dr. Koldewey auf der Rückreise von ihren in Babylonien ausgeführten Ausgrabungsarbeiten, von Mosul kommend, oberhalb Arban an den Chabur und verfolgten den Fluß bis zu seiner Mündung. Der Lauf des Gargar, südlich von Nesibin, war dagegen noch vollständig unerforscht. Layard hat nur seine Mündung in den Chabur bei Tell Kokab gesehen und Hausknecht ihn in seinem unteren Lauf einmal gekreuzt.

Mit Leichtigkeit ließe sich das Gebiet des oberen Gargar wieder in ein Fruchtland ersten Ranges umwandeln. Die Ueppigkeit der Vegetation überall da, wo für Bewässerung gesorgt wird, beweist dies hinlänglich; wird doch in der Umgebung von Nesibin sogar mit Erfolg Reis gebaut. Nesibin (Nisibis), wo der Reisende die Gastfreundschaft des jakobitischen Patriarchen genoß, ist eine der ältesten und wichtigsten Städte Nordmesopotamiens, die Ninivehs Fall um anderthalb Jahrtausende überlebt hat. Aus der dem Buche beigegebenen Abtheilung der Tabula Peutingeriana sehen wir, daß römische Militärstraßen nach Singara und weiter nach Hatra, im Westen nach Ressaina, geführt haben; höchst wahrscheinlich werden solche auch nach dem mittleren Chabur und nach Norden hinauf in das Gebirge bestanden haben. Bei der schwersten Belagerung, welche die Stadt erlebte, im Jahre 350 n. Chr., zeichnete sich der Bischof Jakobus aus, derselbe, welcher in der heutigen Kirche in Nesibin begraben liegt und von Christen wie Mohammedanern gleichmäßig verehrt wird. Bekannt wurde Nisib in der neuesten Geschichte wieder 1837 durch die von den Türken verlorene Schlacht gegen Ibrahim

*) Durch den Hauran, die Syrische Wüste und Mesopotamien. Von Dr. Max Frhrn. v. Oppenheim. Mit vier Originalkarten von Dr. Richard Kiepert, einer Uebersichtskarte und zahlreichen Abbildungen. Zweiter Band. Berlin 1900. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Pascha von Aegypten, bei der Moltke und Mühlbach als Berather des türkischen Generals zugezogen waren. Nach Nesibin war der Reisende der Gast des Beduinenschechs Faris, dessen vornehmes Wesen in merkwürdigem Gegensatze zu der einfachen Beduinentracht dieses türkischen Paschas mit dem Titel Excellenz stand. Dieser Titel wurde allerdings von seinen Stammesgenossen nicht berücksichtigt. Diese zeigten sich durchaus höflich und wohlanständig und auch ihr Benehmen war während der ganzen Zeit ein ruhiges und gesetztes. Bei dem schlechten Leumund, in dem die Ehrlichkeit der Beduinen bei den Städtern steht, betont der Reisende ganz besonders, daß ihm von seinem Gepäck nicht der geringste Gegenstand gestohlen wurde.

Daß der Beduine ständig in seinen Zelten haust, die begreiflicherweise keinen genügenden Schutz gegen alle Einflüsse der Witterung gewähren, ist in seinem Naturell und seiner Lebensweise begründet, die seit Jahrtausenden dieselbe geblieben ist. Der Sohn der Steppe ist auf sein schwarzes Zelt so stolz, daß er mit Verachtung auf den Städter und dessen steinernes Haus herabblickt.. Schon deßhalb stellen sich der Pforte, welche eine Zivilisation der Beduinen durch Seßhaftmachung anstrebt, große Schwierigkeiten entgegen. So haben zwar die Taibeduinen auf Verlangen der Regierung feste Häuser aufgerichtet oder von der Regierung gebaut erhalten, trotzdem werden nach wie vor die Zelte bewohnt, während die Häuser selbst leer stehen. Der Euphrat bildet etwa seit einem Jahrhundert die Grenze zwischen den beiden großen dominirenden Stämmen, den Aneze in Syrien und den Schammar in Mesopotamien. Die Familie der Schechs der Schammar führt ihren Stammbaum auf die Zeit Muhammeds zurück und nennt sich daher Bet-Muhammed. Ein Urahn dieser Familie soll zu den Gefährten Muhammeds, den Ansar, gezählt haben. Die Lage der Schammar in Mesopotamien mag von Anfang an keine angenehme gewesen sein. Sie hatten Feinde überall und mußten ununterbrochen Krieg führen, nicht nur mit den zahlreichen Stämmen, die sie verdrängten, sondern auch mit den Türken; später entstanden ihnen in den Turkmanen, Kurden, und in neuester Zeit auch in den Tscherkessen beachtenswerthe Gegner. Schech Sufug war ihr Führer. Sein Ansehen war um die Mitte der dreißiger Jahre so gestiegen, daß er der „König der Wüste“ genannt wurde. Selbstverständlich machte Sufug von seiner Macht in seinem Sinne Gebrauch, besteuerte das ganze Mesopotamien, brandschatzte die Karawanen und die Grenzgebiete der Wüste und geberdete sich überhaupt der Pforte gegenüber als unabhängiger Fürst. Seitdem aber der Sultan Mahmud II. über eine europäisch-organisirte Armee verfügte, die hauptsächlich durch die Bemühungen preußischer Offiziere gebildet worden war, richtete derselbe sein Augenmerk auf die östlichen Gebiete. Zunächst wurden die Kurdenfürsten unterworfen und alsdann der Versuch gemacht, in Mesopotamien Ordnung zu schaffen. Dies gelang zum Theil, als der hinterlistige Sufug den Türken in einen Hinterhalt ging und sein Haupt nach Bagdad gebracht wurde. Trotz der Treulosigkeiten, die er in den letzten Jahren begangen, ist Sufug doch, ebenso wie sein Urgroßvater gleichen Namens, der Nationalheros nicht nur der Schammar, sondern aller Beduinen Nordarabiens geworden. Zahllose Episoden aus seinem Leben werden erzählt und seine Tapferkeit und Freigebigkeit gerühmt. Gegenwärtig sind die Schammar die unbestrittenen Herren der Steppen Mesopotamiens von Ursa bis in die Gegend von Bagdad hin. Fast alle in diesem Gebiete hausenden Stämme sind den Schammar tributpflichtig. Unter diesen Stämmen befinden sich drei nichtarabische Nationalitäten, Kurden, Turkmanen und Tscherkessen. Von diesen sind am zahlreichsten die kurdischen Stämme, welche hier hauptsächlich an dem äußersten Nordrande der Wüste herumwandern. Weit geringer an Zahl sind die mit den Osmanen und den seßhaften Türken Kleinasiens stammverwandten turkmanischen Nomadenstämme, die sich hauptsächlich in der Nordwestecke des Landes am Belichflusse nach Ursa finden. Auch östlich des Tigris, zwischen Mosul und dem großen Zab, wohnen Turkmanen, und in größerer Zahl sind sie westlich vom Euphrat, im äußersten nördlichen Theile von Syrien, namentlich aber in Kleinasien angesessen. Die jüngsten Einwanderer in mesopotamisches Gebiet sind die in der Gegend von Rasel Ain hausenden Tscherkessen, die aber wegen ihrer räuberischen Gelüste in die blutigsten Kämpfe mit den Beduinen geriethen, und trotz ihrer Tapferkeit arg dezimirt wurden. Seitdem die Pforte begonnen hat, ihre Autorität in der Syrischen und Mesopotamischen Wüste auszuüben, hat sie ihr Hauptaugenmerk auf die Beduinenstämme gerichtet, die, an den Rand der Wüste gedrängt, sich einer seßhaften Lebenshaltung mit Ackerbau zugewandt haben. Ein weiterer Versuch zur Zivilisirung der Beduinen ist die im Jahre 1892 erfolgte Errichtung einer Schule in Konstantinopel, Aschiret Mektebi, welche ausschließlich die Ausbildung der Söhne einflußreicher Schechs und Beduinen anstrebt. Die Ansiedelungsversuche und der Unterricht haben entschieden ihr Gutes. Aber außerdem müßte, nach der Ansicht des Verfassers, die Politik der Pforte den Beduinen gegenüber fortgesetzt darauf gerichtet sein, die festen Ansiedelungen am Rande der Wüste, an den Abhängen der Gebirge und an den Flüssen und Bächen, durch wirksame militärische Maßnahmen gegen die Invasionen der nomadisirenden Stämme zu schützen und dafür zu sorgen, daß die Ortschaften keine Chmoe, d. h. Tribut (eigentlich „Brüderschaft“) mehr zu zahlen brauchen und ebenso wie friedliche durch die Wüste ziehende Karawanen den Brandschatzungen und Plünderungen nicht mehr ausgesetzt sind. Alsdann müßte das kultivirte Gebiet möglichst nach der Steppe zu erweitert werden, um den am Nomadenleben Festhaltenden nur die thatsächlich für den Ackerbau unbrauchbaren Theile zu überlassen. Die Euphratlinie ist schon seit den sechziger Jahren, wie große Strecken Syriens, durch Anlegung von Wachthäusern, sogenannten Kischlas, pazifizirt und trotz des geringen direkten Schutzes, den die aus drei bis höchstens zehn Mann bestehenden Zaptije-Besatzungen gewähren, hat sich der Verkehr auf dieser bis dahin fast ganz verschlossenen Route außerordentlich gehoben. Aber Vieles bleibt noch zu thun übrig. Ein weiteres Erforderniß wäre die Ausdehnung des Telegraphennetzes. In ähnlicher Weise hatten schon die Römer in Syrien, Mesopotamien und am Rande der Sahara durch Militärposten, die mit strategischem Scharfblick angelegt und mit leichter Kavallerie, zumal Dromedarreitern, besetzt waren, es verstanden, die Beduinen zu überwachen und im Zaum zu halten. Zwar kann der Beduine unsre Sympathie beanspruchen, doch darf nicht verkannt werden, daß er ein Hemmniß für die Ausnutzung der reichen natürlichen Hülfsquellen Syriens und Mesopotamiens ist und nöthigenfalls der Entwicklung dieser Länder, mit deren wirthschaftlicher Erschließung erst begonnen ist, zum Opfer fallen muß. Die Stammesverfassung der Beduinen ist patriarchalisch und beruht in der Hauptsache auf der Familienverfassung. Der Stamm besteht im allgemeinen aus mehr oder minder zahlreichen Gruppen von Familien und Sippen, die durch die Bande der Blutsverwandtschaft zusammengehalten werden. An der Spitze dieser Gruppen steht eine freiwillig als Oberhaupt anerkannte Persönlichkeit, welche Schech genannt wird. Dieser bildete mit seiner Familie und seinen Verwandten den Kern des Lagers. Die Gesammtheit der Schechs der einzelnen Lager, welche zusammen den ganzen Stamm bilden, folgt einem Oberhaupt, das der Schech des ganzen Stammes ist. Einen besonderen Titel außer der Bezeichnung Schech führt er nicht. Einen weiteren Bestandtheil eines Stammes machen die schwarzen Diener und Sklaven aus, die schon in der vorislamischen Zeit sich unter den Beduinen vorfanden. Die Sklaven werden von ihrem Herrn gut behandelt, sie bekommen ein Pferd und gute Waffen; ihre Treue und Tapferkeit ist sprichwörtlich. In den Händen des Stammesoberhauptes liegt auch ein Theil der Rechtsprechung, doch ist der Schech im Grunde genommen nur eine Art Schiedsrichter, da es den Parteien vollständig freisteht, sich seinem Spruche zu fügen oder nicht. Die Gerichtsbarkeit ist sowohl zivilrechtlich wie strafrechtlich. Hin und wieder kommen Gottesgerichte vor. Bestimmte Männer gelten in gewissen Distrikten gewöhnlich als besonders geeignet, gottesgerichtliche Urtheile zu fällen. Sämmtliche strafrechtliche Vergehen werden durch Bußen in

Geld und Geldeswerth gesühnt, selbst der Todtschlag, sofern die Angehörigen des Erschlagenen mit dieser Sühne, dem sogenannten Blutgeld, einverstanden sind. Das Wehrgeld ist je nach dem Stande und der Bedeutung des Erschlagenen, ebenso nach der Stellung des Mörders, sehr verschieden, scheint aber nirgends unter 20 Kamelen zu betragen. Wird dagegen die Annahme des Blutgeldes von den Angehörigen des Erschlagenen verweigert, so tritt das uralte Recht der Wüste in Kraft, Blut um Blut, dam bi dam, das schon im alten Testament als Rechtsgrundsatz ausgesprochen und im Koran (Sure 2, 173) bestätigt ist. Da die Verfolgung des vergossenen Blutes von den Verwandten des Ermordeten und von dem Mörder bis ins fünfte Glied ja an dem ganzen Stamm geboten sein kann, ist es jedem europäischen Reisenden zu empfehlen, nur im äußersten Nothfalle von der Schußwaffe Gebrauch zu machen; denn, abgesehen davon, daß er selbst in der Wüste nur schwer der Blutrache entgehen kann, setzt er auch den nach ihm kommenden Europäer der Gefahr aus, für ihn büßen zu müssen. Es bedurfte der unglaublichen Fruchtbarkeit des arabischen Geschlechts und der seit Urzeiten bestehenden Vielweiberei, um das Aussterben der Beduinen zu verhindern.

Eine Folge der Blutrache ist der bis ins Unglaubliche gehende Argwohn und die Verschlossenheit des Beduinen, der stets fürchten muß, mit dem ersten Besten, dem er begegnet, im Falle der Blutrache zu stehen. Der einzig mögliche Schutz dagegen ist die Heiligkeit des Asylrechts und der Gastfreundschaft. Vor allem aber ist der Diebstahl in keiner Weise bei den Beduinen verpönt, im Gegentheil gilt die Bezeichnung Harami, d. i. Dieb beinahe als ein Ehrentitel. Insbesondere verlangt man von den Kindern und Jünglingen, daß sie durch geschickt ausgeführte Diebstähle sich auszeichnen, und, wie bei den Spartanern, wird der Knabe, der sich dabei nicht ertappen läßt, belobt und belohnt. Den gewerbsmäßigen offenen Raub hält jeder Beduine für sein angestammtes Recht. Ein Schech, der auf seinen Ruf etwas hält, unternimmt jährlich einen oder mehrere größere Raubzüge, die oft wochen- und monatelang dauern. Wohl zu unterscheiden von den Razu, die aus Habsucht und Beutegier ausgeführt werden, sind die Kriege, zu denen die Beduinen die Noth zwingt, und bei denen es sich um einen Kampf ums Dasein, um Viehherden und Weideplätze handelt. Die Bewaffnung der Beduinen sind Lanze, Schwert, Keule, Dolch und Gewehre von den verschiedensten Modellen, von den primitivsten Lunten- und Steinschloßflinten bis zu den modernen europäischen Repetiergewehren. Die türkische Regierung, welche die Gefahr einer besseren Bewaffnung der Beduinen nicht verkennt, läßt übrigens jeden Perkussionshinterlader, den sie bei den Beduinen vorfindet, mit Beschlag belegen; trotzdem findet nach wie vor ein starker Import statt, und ein wohlbekannter Kaufmann in Bagdad soll den Muntefik Tausende von Gewehren zugeführt haben.

Der Hauptreichthum des Beduinen sind seine Kamele. Eine zuverlässige Statistik, wie viele Kamele ein Stamm besitzt, ist fast unmöglich; sie zählen nach vielen Tausenden. Ein weiterer Gegenstand der Viehzucht ist das Schaf, seltener die Ziege. Als Zeichen besonderen Wohlstandes gilt der Besitz von Pferden. Die guten Pferde sind bei den Beduinen gegenwärtig durchaus nicht so zahlreich, wie man glaubt. In den europäischen Handel dürften nur ganz wenige, wirklich rassereine Pferde gelangen, zumal die türkische Regierung die Ausfuhr von Rassepferden, Hengsten wie Stuten, streng verboten hat. Nur fünf Familien (Chamse = 5), die der Prophet Muhammed als edel (asil) bezeichnet hat und die nach dem Volksglauben von ihnen abstammen, gelten dem Beduinen als rasserein. Natürlich ist diese Genealogie ohne thatsächliche Bedeutung; denn edle Pferde hat es lange vor Muhammed gegeben. Bei der Bewerthung der Pferde wird auf das Blut weit mehr gesehen, als auf den Bau. Wirkliche Gestüte aber existiren weder in der Wüste noch bei der ansässigen Bevölkerung. Das rassenreine Pferd ist in seinen Formen nach unsern Begriffen klein, und erreicht nur selten die Größe unsres Ulanenpferdes. Das Zaumzeug ist bei den Beduinen überaus einfach. Das Maul ist frei, damit das Pferd bei jeder Gelegenheit die Stoppeln der Steppe fressen und Wasser saufen kann. Im allgemeinen werden die Pferde sehr geschont. Der Beduine reitet selten anders als Schritt. Nur im Kampfe oder wenn er verfolgt wird, reitet er Galopp oder Karriere, fällt jedoch alsbald in den Schritt zurück, sobald die Gefahr vorüber ist. Trab ist dem Beduinen wie dem Städter vollkommen unbekannt, und das Trabreiten der Europäer erregt bei ihnen stets die größte Heiterkeit. Auch heute noch wird davon gefabelt, daß gewisse Stuten nicht für tausend Pfund ihren Besitzern feil wären. Jedenfalls ist es nichts Außergewöhnliches, wenn zwei- bis fünfhundert Pfund für eine der Chamse (= 5) angehörige Stute gezahlt werden. Unter 100 Pfund dürfte eine solche selbst in dem billigen Bagdad nicht zu erstehen sein. Ein rassereiner Hengst ist dagegen wohl schon von 50 Pfund an zu erhalten. Der Preis der Kedisch (Halbblut) wird nach Brauchbarkeit, Alter und Aussehen bemessen. Ein mittelmäßiges Lastpferd kostet auf dem Markte in Damaskus etwa 4 Pfund und ein brauchbares Reitpferd 10 bis 20 Pfund. Die Beduinen verschneiden ihre Hengste nie, wohl aber finden sich Wallachen in den syrischen Städten und beschließen ihr Leben als Droschkengäule. — Allgemein kann man sagen, daß das Aeußere der Beduinen einer gewissen Vornehmheit nicht entbehrt, während die Mitglieder der Räuberstämme, deren Leben in einem beständigen Kampfe um das Dasein besteht, in ihrem Aussehen geradezu Wilden gleichen. Die Kleidung der Beduinen ist sehr einfach. Der Mann trägt ein Hemd aus schlechtem Baumwollstoff mit weiten Aermeln, das niemals gewaschen oder gewechselt und nur dann ausgezogen wird, wenn der Beduine sich badet, was er bei jeder Gelegenheit thut, wo immer er einen Bach, einen Brunnen oder auch nur einen etwas tieferen Tümpel findet. Die Beduinenfrauen sind immer unverschleiert, im Gegensatz zu den Frauen der Städte, auch gehen sie meist barfuß, nur selten findet man bei ihnen grobe, rothe oder gelbe Stiefel. Auffallend ist die Tätowirung der Frauen, die hauptsächlich auf den Wangen, der Stirn, dem Kinn, den Lippen, aber auch an den Händen, Armen und Füßen in blauer oder grünlicher Farbe ausgeführt ist. Die Stellung der Beduinenfrau ist eine ganz andere als die der Städterin. Wenn sie auch nach altorientalischer Sitte die Männerabtheilung des Zeltes nicht betreten darf, so wird ihre Stimme oft genug selbst vor den wichtigsten Entscheidungen gehört. Vor allem aber wächst die Frau in der Achtung des Beduinen, wenn sie einem Sohn das Leben gegeben hat. Es steht nicht im Widerspruch mit dieser Hochschätzung, daß der Frau des Beduinen auch die ganze Sorge des Haushalts und die daraus entspringenden Arbeiten obliegen. Zu ihren schwersten Pflichten gehört das Wassertragen und die Beschaffung des Brennmaterials, das oft stundenweit herbeigeholt werden muß. Ferner hat sie die Kamele und Ziegen zu melken und die Milch zu Butter zu verarbeiten. Auf dem Marsche tritt der Egoismus des Herren der Schöpfung seiner schwächeren Hälfte gegenüber oft recht kraß zutage. Besitzt der Beduine nur ein Kamel, so reitet er das Thier, während die Frau, womöglich noch mit allerlei Hausrath oder mit einem kleinen Kinde bepackt, hinterher gehen muß. Die Vielweiberei ist bei dem Beduinen durchaus nichts Ungewöhnliches, wenn sie auch hauptsächlich nur bei den Schechs vorkommt. Die Mädchen werden bereits im zarten Alter, oft schon mit dem zwölften Jahre, verheirathet. Das junge Weib ist dann völlig entwickelt, wenn es auch noch wächst. Das Leben der Beduinenfrau gleicht dem der Treibhauspflanze, mit 13 Jahren Mutter, mit 18 schon Matrone. Die Beduinenlieder wissen viel von der unglücklichen Liebe verschmähter Bewerber zu berichten, die durch Akte besonderer Tapferkeit sich das Herz der spröden Schönen zu erwerben suchten. Ueberhaupt spielt gerade das Liebeslied in der Poesie des Arabers eine ganz besondere Rolle, und zwar das Lied von der Liebe des freien Beduinen zur freien Beduinin. Wenn eine Frau nicht mit Nachkommenschaft gesegnet ist, so wird sie in den meisten Fällen von ihrem Gatten verstoßen. Ueberhaupt ist die Scheidung bei den Beduinen sehr häufig. Eine Folge der Vielweiberei und der Möglichkeit, im Falle der Unfrucht-

barkeit ohne weiteres eine andere Frau zu nehmen, ist der Kinderreichthum der Beduinen.

Raub- und Kriegszüge bilden die Höhepunkte im Leben des Beduinen, das sich im übrigen in recht eintöniger Weise abspielt. Der Asil, d. i. der frei Beduine, der mit tiefer Verachtung auf den Fellachen herabsieht, verbringt fast den ganzen Tag mit Nichtsthun, kaum daß er seine Stute füttert oder ihr durch einen kleinen Ritt Bewegung verschafft. In größeren Lagern lungern die Männer gewöhnlich den ganzen Tag im Zelt des Schechs herum, wobei sich dann die Unterhaltung meistens um Pferde und Razu dreht. Die Lebenshaltung des Beduinen ist durchschnittlich einfach. Die Hauptnahrung besteht aus dem Burrul, gestampftem Weizen oder Mais, der meist über Wasser gedämpft, angerichtet und bei besonderen Gelegenheiten mit „Semen", geschmolzenem Hammelfett oder saurer Milch, übergossen wird. Gegessen wird auffallend rasch und mit vielem Geräusch. Was von der Mahlzeit übrig bleiben sollte, wird für die Folge aufbewahrt und aufgewärmt den Gästen wieder vorgesetzt. Als feineres Gericht zum Ersatz des Burrul gilt der Reis. Außerdem ißt der Beduine wohl alles, was in der Wüste vorkommt und von seinem sehr leistungsfähigen Magen verdaut werden kann, Ratten, Springratten, vor allem Eidechsen und zwar den großen Dabb (Uromastix Acanthinurus), Heuschrecken und eine große Anzahl von Wurzeln und Pflanzen. Besondere Vorliebe haben die Beduinen für die Wassermelonen (Battich), welche in unglaublichen Mengen vertilgt werden. Datteln bilden in den Palmengegenden ein hauptsächliches Nahrungsmittel, aber Brot ist durchaus nicht immer zur Stelle. Die Beduinen bereiten es in großen, fast papierdünnen Fladern auf dem Sadsch, einer flachen metallenen Platte. Eine Hauptrolle in der Ernährung spielt die Milch der Kamele und Ziegen. Das größte Genußmittel sind ihm Kaffee und Tabak. Der Charakter des Beduinen ist ein merkwürdiges Gemisch von wirklichen Tugenden und niedrigen Eigenschaften, ein schlagender Beweis für den Satz, daß andere Völker, wie andere Zeiten nicht nach dem landläufigen Moralkodex des jeweiligen Beobachters, sondern aus sich heraus beurtheilt werden müssen. Die Religion spielt im Leben der nordarabischen Beduinen nur eine untergeordnete Rolle; religiöser sind die südmesopotamischen und die seßhaft gewordenen Beduinen. Von dem Fanatismus, der die nordafrikanischen Bekenner des Islam, die seßhaften wie die nomadisirenden, so unangenehm auszeichnet, ist bei ihnen keine Rede. Schon der Prophet Muhammed hat oft genug über ihre Lauheit im Glauben geklagt, und wenn sie seinen Glaubens- und Eroberungszügen folgten, so geschah dies sicher weniger aus Frömmigkeit als aus Beutesucht.

Doch wir können dem Reisenden nicht auf allen seinen Zügen folgen und bemerken nur, daß er vom Schammarlager glücklich nach Mosul an den Tigris gelangte. Von Mosul und Niniveh fuhr er dann auf einem Floß, das auf Schläuchen ruhte, am 23. August 1893 auf dem Tigris hinab und gelangte, vorbei an den großen assyrischen Ruinenfeldern, am 30. August an die Brücke von Bagdad. Es war kein günstiger Zeitpunkt, an dem er die alte Chalifenstadt betrat, in der die Cholera wüthete. Spät am Abend des 10. September begab er sich an Bord des englischen Dampfers „Chalife" und am Morgen des 15. September hielt der Dampfer, im vereinigten Euphrat und Tigris, d. h. im Schatt-el-Arab, vor der Douane von Basra. Basra verließ der Forscher am 15. September mit der „Pemba", einem der Dampfer der British India Steam Navigation Company, welche die indische Post wöchentlich von und nach Basra vermitteln. Ueber Buschir, Lingah, Bender-Abbas, Kischm und Ormuz im Persischen Golf gelangte er nach Maskat, wo er vom Sultan Sejid Fesal empfangen wurde. Von hier steuerte die „Pemba" nach Gwadar an der Mekranküste in Südbeludschistan, der einzigen Besitzung, die dem Sultanat Oman noch geblieben ist. Weiter ging die Fahrt ostwärts nach Kurachee, wo er dem Schiffe, seinen liebenswürdigen Offizieren, den zahllosen Pferdehändlern und Kakerlaken Valet sagte. Hierauf durchzog er die muhammedanischen Theile des nördlichen Indiens und schiffte sich von Bombay über Aden nach Sansibar ein, woselbst er dem regierenden Sejid schriftliche Grüße seines Vetters aus Maskat überreichte. Von Sansibar begab er sich auf deutschen Boden nach unsrer schönen ostafrikanischen Kolonie. In liebenswürdigster Weise erleichterte ihm der damalige Gouverneur Frhr. v. Scheele einen Ausflug in das Innere. Hier konnte er konstatiren, daß die herrlichen Urwälder von Usambara alles das, was er bisher gesehen, an Schönheit weit überragten, und daß die Fruchtbarkeit des dortigen Bodens und die Ueppigkeit der Vegetation den Wettstreit mit Indien und Mesopotamien wohl aufnehmen kann. Anfang 1894 war der Reisende wieder in Deutschland. Hier hatte er die Freude, einige Freunde und Bekannte zu einem Unternehmen zu vereinigen, welches unter dem Namen „Rheinische Handel-Plantagen-Gesellschaft" ins Leben getreten ist und in dem waldreichen Hochlande von Handei in Usambara bereits mehrere Hunderttausend arabische Kaffeebäumchen angepflanzt hat.

Das inhaltsreiche Werk schließt mit einem Verzeichniß der auf der Reise im Sommer 1893 gesammelten Pflanzen nebst Angabe der an Ort und Stelle aufgezeichneten arabischen Namen und Nutzanwendungen, bestimmt von Professor P. Ascherson; Richard Kiepert hat zu seiner Karte von „Syrien und Mesopotamien" äußerst werthvolle Begleitworte (S. 390—414) hinzugefügt. Der Reichthum hochwichtiger, wissenschaftlicher und wirthschaftlicher Bemerkungen, Angaben, Pläne, Daten und Tabellen, die uns der Verfasser gibt, ist nicht auszuschöpfen. Der Bilderschmuck zu den ethnographischen Typen wie zu den archäologischen Funden, und der nach Originalphotographien hergestellten Städteansichten ist hervorragend. Mit Recht und Glück sind, wie im ersten Bande die Abbildungen von Wood über Palmyra, so im zweiten die großen Bilder und Werke von Botta, Flandin und Place für Chorsabad, Layard für Kujundschik, Layard und Rassam für Nimrud, Balawat, Kalat-Schergat, Oppert für Babylon und vieler anderer herangezogen. Es ist hocherfreulich, daß seit einigen Jahren auch in Deutschland eine werkthätige Antheilnahme für die archäologische Erforschung Mesopotamiens erwacht ist. Sind doch deutsche Gelehrte an erster Stelle unter den Forschern zu nennen (Moritz, Hartmann, Sachau, Delitzsch, Hommel, Winckler u. A.), welche die Ergebnisse der von Franzosen und Engländern veranstalteten Ausgrabungen wissenschaftlich analysirt haben. Die große Ausgrabungsexpedition von Koldewey, Meißner, Andrae und Ludwig Meyer, welche gegenwärtig in der Königsstadt Babylon thätig ist, hat ihr Werk mit großem Erfolge begonnen, ein kostbares Denkmal eines hohen Alterthums, ein vollständig erhaltenes Hetitisches Götterbild mit Hetitischer Inschrift ist schon zutage gefördert. (Vgl. Eduard Sachau, Am Euphrat und Tigris, Reisenotizen aus dem Winter 1897—1898. Leipzig, Hinrichs. 1900). Noch wichtiger aber erscheinen uns die handelspolitischen Bemerkungen des kenntnißreichen und sprachkundigen Verfassers über die Zukunft der sogenannten deutschen Bagdadbahn. Die projektirte Fortsetzung der kleinasiatischen Eisenbahn von Konstantinopel bezw. Skutari nach Bagdad würde unter allen Umständen über Mosul führen müssen und eine Zeitersparniß von mindestens zehn Tagen gegenüber der Seeverbindung zwischen Europa nach Ostindien bedeuten. Abgesehen vom Durchgangsverkehr würde dadurch auch die Bedeutung Mosuls für den Export gewinnen. Wird deutscherseits der Ausbau der Bahn bis Bagdad unternommen, dann eröffnet sich für die deutsche Industrie, für den deutschen Handel, überhaupt für den deutschen Unternehmungsgeist ein weites Feld. Die Bedeutung des heutigen Bagdad beruht vor allem auf seiner für den Weltverkehr so eminent günstigen Lage. Infolgedessen ist der Handel der Stadt ein sehr ausgedehnter. An der Einfuhr sind zum weitaus größten Theil England und seine große Kolonie Indien betheiligt; alle Baumwollartikel, Rohmetalle, Leinwand, Kleidungsstoffe kommen auf Rechnung des englischen Imports. An zweiter Stelle stehen Oesterreich-Ungarn und Deutschland, welchen Frankreich folgt. Die meisten Luxusartikel, Möbel, Lampen und die Bedürfnisse des Handwerks werden aus Wien bezogen. Gegenwärtig befinden sich drei englische Firmen in Bagdad. Seit 1894 hat sich auch

ein deutsches Haus dort etablirt. Der Import aus dem Deutschen Reiche hebt sich von Jahr zu Jahr, und auch am Export nimmt der deutsche Handel einen stets wachsenden Antheil. Als ein Hemmniß für einen größeren Aufschwung des deutschen Handels wird es empfunden, daß Deutschland keine direkte Dampferverbindung mit dem Persischen Golf, bezw. Basra, dem „Seehafen“ der Khalifenstadt, besitzt. Seitdem die türkische Regierung sich die Niederhaltung der räuberischen Beduinenstämme energisch angelegen sein läßt, ist am Tigris eine entschiedene Zunahme der Anbaufläche zu konstatiren. Der Sultan selbst ist durch die Anlage von Krongütern, die eine reiche Einnahme abwerfen, mit gutem Beispiele vorangegangen. Die türkische Regierung dürfte sich, abgesehen von dem handelspolitischen und strategischen Nutzen der Bahn für die Hauptstadt des Reichs, auch der an sie herantretenden Aufgabe nicht entziehen, das Kanalisations- und Irrigationssystem des unteren Tigris- und Euphratlaufes, welches die Grundlage der Blüthe dieses Geländes in früheren Jahrhunderten und Jahrtausenden war, wieder in Stand zu setzen und für dessen Unterhalt und dessen Vertheidigung gegen raublustige Beduinenschaaren Sorge zu tragen. Zieht man alle die Umstände in Erwägung, welche für die Rentabilität auch des starken interlokalen Verkehrs zwischen Syrien und Mesopotamien, bezw. zwischen dem Mittelmeer und dem Persischen Golf in Betracht kommen, so kann man nicht im Zweifel sein, daß das Projekt einer *Tigrisbahn* der Euphratlinie gegenüber den Vorzug verdient. Für die Euphratbahn könnte höchstens die geringere Länge des Schienenweges sprechen. Aber das durch den Euphrat bewässerte Gebiet läßt sich mühelos durch eine Zweigbahn von Bagdad nach Hille und Kerbela erschließen, die außerdem noch durch die massenhaften Pilgerzüge der Perser nach ihren vornehmsten Heiligthümern (Kerbele und Nedschef), eine sehr gewinnbringende Personenfrequenz erhalten würde.

Mit Recht spricht C. F. Lehmann in einem Vortrag über Armenien und Nordmesopotamien in Alterthum und Gegenwart (p. 102 f., Heft 4 der Verhandlungen 1900/01 der deutschen Kolonialgesellschaft) die Hoffnung aus, daß bei der rein praktischen Erschließung und Kultivirung Babyloniens und Mesopotamiens immer auch die historische Erschließung und Erforschung im Auge behalten werde, und daß Alle, die mit der Erbauung der Bahn zu thun haben, bedenken mögen, daß sie auf einem der ältesten Kulturgebiete der Erde stehen, daß ein Spatenstich vorsichtig geleitet, Unschätzbares zu Tage fördern, andernfalls aber auch sehr werthvolle Zeugen vergangener Jahrtausende zerstören kann.

Ludwigshafen a. Rh.

*H. Zimmerer.*

## Die „Merovingerpfalz Walahstede“.

Ein Zeitungsbericht über eine Sitzung der historischen Klasse der Münchener kgl. Akademie der Wissenschaften bezeichnete unlängst als eingegangen eine in Kaiserslautern erschienene Schrift „Walahstede“ von Prof. Dr. Mehlis. Das erinnerte mich daran, daß ich schon bei den ersten bezüglichen Veröffentlichungen des Genannten im „Burgwart“ (II, S. 44) meine lebhaften Bedenken bezüglich dieser „merovingischen Königspfalz“ geäußert, jedoch auf eine entschiedene Replik hin die Sache bis zum angekündigten Erscheinen näherer Mittheilungen hatte ruhen lassen. Dieselben sind inzwischen u. a. in der „Denkmalpflege“ (Nov. v. J.), der Beilage der Allgemeinen Zeitung (Nr. 295 d. J. 1900) und nun in dieser Schrift erfolgt.

Die letztere Veröffentlichung wird im Vorwort damit motivirt, daß der Verfasser bei dem Aufsehen, welches seine auf der Merovingerburg Walahstede vorgenommenen Untersuchungen sowohl in Norden wie im Süden unsres Vaterlandes erregt hätten, es für seine Pflicht halte, die vorläufigen Resultate derselben einem größeren Kreise zugänglich zu machen. Eine Beleuchtung derselben von anderer Seite wird daher auch keiner besonderen Rechtfertigung bedürfen.

Die im deutschen Sprachgebiete nach ungefährem Ueberschlage erbauten zehntausend Burgen gehören mit fast gar nicht nennenswerthen Ausnahmen der Zeit zwischen dem 10. und dem 15. Jahrhundert an. Daß von ihnen die eine oder andere schon in der so viel älteren merovingischen Zeit *begründet* worden sein möge, ist kaum jemals auch nur für *wahrscheinlich* gehalten worden. Wenn das also hier von „Walahstede“ behauptet wird, so liegt auf der Hand, daß eine an sich in derartig hohem Maße unwahrscheinliche Ausnahme besonders gewichtiger und unwiderleglicher Beweisgründe bedürfen muß.

Der Verfasser bezieht sich da zunächst auf zwei analoge Burgbauten: die sogenannte „Pfalz“ in Egisheim und die Oberburg in Rüdesheim. Von der ersteren aber, die ja früher für einen Römerbau galt, ist besonders durch Prof. Dr. Kraus seit lange nachgewiesen, daß gar kein Grund vorliege, sie für älter als 11. Jahrhunderts zu halten, und auf die ebenso unbegründete Idee, daß die Oberburg „wahrscheinlich ein echt merovingisches Bauwerk“ sei oder solches auch nur sein *könne*, ist meines Wissens vor Dr. Mehlis noch Niemand gekommen, der über dieselbe geschrieben hat. Beide Burgen — sowie noch manche ähnliche weit entfernt (z. B. in Oesterreich) gelegene — könnten also umgekehrt nur etwa zum Beweis *dafür* dienen, daß auch „Walahstede“ in eine viel *spätere* Zeit zu setzen sei.

„Glücklicherweise“ aber kann sich der Verfasser auch auf einen Burgbau berufen, der wirklich nachweislich im 6. Jahrhundert errichtet worden ist: den damals vom Trierer Bischof Nicetius an der unteren Mosel errichteten, welchen uns **Venantius Fortunatus** in gewiß dichterisch übertriebener Weise beschrieben hat. Dr. Mehlis theilt diese Beschreibung (mit Ausnahme freilich der auf eine hohe Säulenhalle bezüglichen Verse) lateinisch und in Uebersetzung mit.

Wir haben hier, wie in Walahstede, wie ja in gewissem Maß selbstverständlich ist, ein bewohnbares Gebäude und eine Ringmauer. Im übrigen aber sind *lediglich die größten Unterschiede* zu finden. Die Burg des Nicetius besteht nach der Beschreibung hauptsächlich aus einem großartigen Gebäude, welches auf dem Berge selbst als ein Berg erscheint (**monti imposito mons erat ipsa**), dessen hohe Halle auf Marmorsäulen ruht (**ardua marmoreis suspenditur aula columnis**) und dessen Dächer man für Ackerfelder halten könnte (**ut postquam ascendas jugera tecta putes**). Der Hügel ist mit dreißig Thürmen umschlossen (**turribus incinxit ter denis undique collem**), und das weite Feld mit einer Mauer (**complacuit latum muro concludere campum**). Von der Höhe sind zwei weitere Mauern bis zur Mosel hinabgeführt (**vertice de summo demittunt brachia murum, dum Mosella** ꝛc.). Auf einer entgegengesetzten Anhöhe steht ein zugleich die Kapelle enthaltender Wehrthurm (**turris ab adverso, quae constitit obvia clivo, sanctorum locus est, arma tenenda viris etc.**).

Dagegen besteht Walahstede nur aus einem, wie vermuthet wird, thurmförmigen Bau von nur 8½ Meter innerer Weite, von einer thurmlosen, achteckigen Ringmauer und von Wällen und Gräben umschlossen, die sich nach Dr. Mehlis auf einer Seite bis auf vier hintereinander liegende vervielfachen. Dem schließt sich eine längliche, anscheinend leere Vorburg an, in deren Umfassung die Reste dreier verschiedenartiger Thürme liegen.

Eine *geringere* Aehnlichkeit als hier möchte also zwischen zwei burglichen Anlagen schwer zu finden sein. Gleichwohl schreibt Dr. Mehlis (S. 20): „Die Analogie zwischen dem **castellum Nicetii** und der Anlage von Walahstede springt in die Augen.“

Der Bau des Nicetius kann aber auch deßhalb für den Beweis der angeblichen Merovingerpfalz gar nicht von Interesse sein, weil er als neuerbaute Burg (in weiterem Wortsinn) seit dem Ende der Römerherrschaft und dann für weitere Jahrhunderte, so viel man weiß, ein völliges Unikum, ein ganz vereinzelter Ausfluß der in der alten Römerhauptstadt Trier noch einigermaßen wach gebliebenen Ueberlieferungen alten, bauhandwerklichen Könnens war.

Der Verfasser weiß aber aus der Existenz dieser Burg noch weitere Konsequenzen zu ziehen. Der genannte Bischof hatte bekanntlich zu seiner Wiederherstellung des Trierer Domes Leute aus Italien kommen lassen. Dr. Mehlis deducirt nun „die Wahrscheinlichkeit, daß italische Bauleute den Dom zu Trier, die Burg des Nicetius und Walahstede konstruirt haben", im wesentlichen auf Grund des, ich möchte sagen „unglücklichen" Mörtels, mit welchem von jeher schon so viel bewiesen worden ist und doch in Wirklichkeit fast nie etwas bewiesen werden kann.

Außerdem bringt Dr. Mehlis eine kleine Abhandlung des Bauraths Winkler in Colmar, „über die fränkische Bautechnik im Elsaß" bei. Welchen Werth diese Ausführungen nur haben können, ergibt sich schon daraus, daß besonders die oben erwähnte Burg zu Egisheim als Beispiel eines „überwiegend merovingischen Bauwerks" angeführt wird. Ueberdies scheint mir auch noch da die Ansicht des Dr. Mehlis, daß „das Gutachten die Uebereinstimmung der fränkischen Bautechnik im Elsaß mit Walahstede ergäbe", recht wenig gerechtfertigt zu sein. Uebrigens ist die Mauertechnik der Ruine — Gußwerk, verkleidet mit mittelgroßen Sandsteinquadern in verschiedenen hohen Lagerschichten — eine zumal während der ganzen romanischen Zeit durchaus gewöhnliche.

Nach dem Verfasser ist aber Walahstede nicht nur „sicherlich ein echt merovingisches Bauwerk", sondern er weiß auch, wenn schon nicht mit der gleichen Gewißheit, einen bestimmten König als Bewohner derselben. Nach der Volkssage habe Dagobert I. auf der nahen Burg Landeck gewohnt. Da der Verfasser und Oberarzt Dr. Eckert sich aber überzeugt hätten, daß diese Burg keine Spur auch nur frühromanischer Bauart aufzuweisen habe — woran kann man das da erkennen, und könnte die Burg nicht auch seitdem neugebaut worden sein? —, so möge besagter König eben in dem Bau „halb Donjon, halb Bergfried" Walahstede „gehaust haben, bis ihn nach der Volkssage, welcher die Fundumstände thatsächlichen Untergrund verleihen, eine Belagerung von Seiten seiner aufständischen Großen zwang, bei Nacht und Nebel zu flüchten und hinter der an dem Hochgestade der Queich gelegenen „Dagobertshecke" Schutz zu suchen". Dieser durch die Fundumstände thatsächlich gelieferte Untergrund soll jedenfalls darin bestehen, daß auf der Westseite des Donjon die Mauer zwei 1½ Meter lange Löcher hat, die „etwa gelegentlich einer Belagerung mittelst Widerangriffes" verursacht worden sind. Wir hätten da also eine neue Burg dieses in unsrer Ueberlieferung darin so bevorzugten Merovingerkönigs, von dem es ja auch schon in der Zimmerischen Chronik I, 245 naiv genug heißt: „Von diesem Dagoberto sollen die schlößer Dagxpurg, Dachstein und Dachstul iren namen bekommen haben, insonderheit aber die mechtigen und fürnemen Grafen von Daxspurg ... entsprungen sein."

Auch an sich aber stimmen meines Wissens Alle, welche sich mit den fränkischen Königspfalzen forschend beschäftigt haben, dahin überein, daß man sich dieselben, soweit sie nicht in alten Römerstädten lagen, als unbefestigte ländliche, mehr oder weniger umfängliche Höfe in bequem zugänglicher ebener Lage und wenn möglich an einem Fluß oder See gelegen, zu denken habe. In alten Schriften wird uns ja eine ganze Anzahl von Sälen und Gebänden, die solche Pfalzen hatten, aufgeführt. Die Idee, daß ein König mit Familie, Hofstaat und sonstigem Gefolge anstatt dessen hier in einem auf künstlichem Hügel erbauten Thurme gehaust haben könne, ist in der That eine so besonders eigenthümliche, daß das allein schon genügt, um die „Königspfalz" Walahstede als in das Gebiet der unmöglichen Märchen gehörend zu erweisen.

Wenn wir aber außerdem durchaus keine Spur davon haben, daß sich bei uns merovingische Könige Steinburgen irgendwo neu erbauen ließen, wie sollte vollends — von dem besonderen Einzelfalle des erwähnten bischöflichen Schlosses abgesehen — etwa irgend ein sonstiger Großer jener Zeit hiezu auch nur in der Lage gewesen sein? Gehörten doch noch Jahrhunderte länger selbst steinerne Kirchen zu den größten Seltenheiten!

Dafür, daß diese Ruine weder der römischen noch der romanischen Zeit angehöre, wird ferner angeführt, daß dort „weder opus spicatum noch Bossenquadern, weder Mörtel mit gestoßenen Ziegelstücken noch Kellergewölbe, weder römische Münzen, Terra-Sigilata- u. a. Gefäße noch römische Pfeilspitzen und geriefte Becher gefunden" seien. Hier kann nur kurz darauf erwidert werden, daß trotzdem der Bau sowohl römisch als romanisch sein könnte.

Wie Dr. Mehlis schon im August v. J. in einem Artikel des „Burgwart" mittheilte, hat er in dem „Donjon" in Höhe von 1.60 Meter über dem Boden mehrere „Schießscharten" entdeckt. Auf meine Bemerkung (ebd. S. 44), es seien das vermuthlich die bei unsern Burgbauten gewöhnlichen Fensterschlitze, replizirte derselbe S. 56, von solchen sei „keine Rede", „es handle sich um drei ausgesprochene, für Bogenschützen nach römischem Muster bestimmte Schießscharten mit dahinter liegender 2.60 Meter langer Schußkammer". Unter letzterer versteht man (vergl. meine „Burgenkunde" S. 356) eine Vorkammer, hoch und weit genug, daß der Schütze darin bis an den Schießschlitz selbst vortreten kann; hier dagegen handelt es sich überhaupt nur um einen hinten bis 1.25 Meter hohen und 1 Meter breiten Spalt, der, durch die 2.60 Meter starke Mauer gehend, sich nach außen allmählich bis auf 14 Centimeter verengt. Diese Licht- und Luftspalten werden zwar von unsern Ruinenbesuchern regelmäßig für Schießscharten gehalten; es liegt ja aber auf der Hand, daß man durch dieselben nur etwa einen Feind treffen könnte, der sich gerade vor dem 14 Centimeter weiten Schlitze aufgestellt hätte.

Wenn sonach die Ruine an sich keine Merkmale bietet, um sie bestimmt in romanische oder aber erst in gothische Zeit zu setzen — die ursprünglich auch nur aus Thurm und Ringmauer bestehende Burg Pfungen im Kanton Zürich kommt zuerst im 14. Jahrhundert urkundlich vor —, so können wir doch aus einem anderen Umstande auf die frühere Zeit schließen.

Nachdem man die alten Holzbauten durch stärkere Mauern ersetzt hatte, pflegte man begreiflich auf Erdwälle kein sonderliches Gewicht mehr zu legen. Man benutzte nur noch hier und da eine alte Wallburg, die ohnehin einen brauchbaren Burgplatz abgab, dazu, seinen Mauerbau in derselben aufzuführen, und es darf füglich angenommen werden, daß das hauptsächlich in der ersten Zeit der Steinburgen geschah. So gehören auch offensichtlich besonders die vier im Westen unsrer Ruine hintereinander liegenden Wälle einer älteren Wallburg an, während die östliche Vorburg, welche durch einen in den Felsen gehauenen Halsgraben von dem weiterstreichenden Bergrücken abgeschnitten ist, wohl erst später zu dem engen Burgplatz hinzugenommen wurde. Auch der Umstand, daß in derselben Reste von Gebänden anscheinend nicht mehr vorhanden sind, läßt darauf schließen, daß hier nur noch hölzerne Nebengebäude errichtet waren (die „Thürme" dürften etwas später hinzugefügt worden sein). Endlich wird es ja auch mit dem hienach anzunehmenden höheren Alter der wohl bald wieder zerstörten Burg erklärlicher, daß uns von ihr weder der Name noch eine geschichtliche Nachricht überliefert worden ist.

Hienach könnte nur noch ein Umstand es zweifelhaft machen, daß wir hier eine mit tausend anderen ungefähr gleichzeitig erbaute Burgruine haben. Dr. Mehlis hat in dem Thurme „unzweifelhaft merovingische Gefäßscherben" gefunden.

Freilich auch in den angeblich von Theodarich dem Großen herrührenden Batteriethürmen des Hohenneuffen, welche ich als unzweifelhaft dem 16. Jahrhundert angehörig nachgewiesen habe, sollten ja „früh-allemanische" Scherben gefunden worden sein; allein Dr. Mehlis begründet in seiner Schrift die merovingische Zeit der seinigen eingehend in Wort und Bild und führt auch dafür eine Reihe bestimmter von Sachverständigen abgegebenen Zeugnisse auf.

Es handelt sich da der photographischen Abbildung nach (Nr. 5 und 6 auf Tafel II) um zwei Scherbchen, deren größeres nur 28 Millimeter lang ist und die, einförmig

schwarz, Verzierungen nicht erkennen lassen. Ich habe deßhalb bei den aufgeführten sachverständigen Zeugen mit Ausnahme des Hrn. Dr. med. Wilser zu Heidelberg) angefragt, ob sie wirklich mit Sicherheit diese Scherben gerade in die merovingische Zeit setzen könnten, und darauf folgende Bescheide mit der Erlaubniß, davon Gebrauch zu machen, erhalten. Die Museumskonservatoren Dr. Heeger in Landau und Dr. Grünewald in Speyer stellen in Abrede, dergleichen jemals erklärt zu haben, während Constantin Koenen in Bonn nur noch feststellen kann, daß es wohl sicher sein dürfte, daß Dr. Mehlis ihm keine merovingisch-fränkischen Scherben zur Begutachtung vorgelegt habe. Uebrigens erklärte mir auch der vom Verfasser als Zeuge für den merovingischen Ursprung der Ruine angeführte Generalmajor Karl Popp, daß er jedenfalls auf Grund neuerer Beobachtung diese Ansicht keineswegs theile.

Nach dem vorstehend Ausgeführten kann eine Nachweisung dessen, daß der der Ruine beigelegte Name „Walahstede" ebenso in der Luft schwebt, wie die „merovingische Pfalz" an sich, nur noch von geringem Interesse sein. Auch muß ich des mir zugemessenen Raumes wegen hier auf eine eingehendere Darlegung verzichten.

Wenn dieser Name mit dem angeblichen Namen der Ruine „Walstedter Schlößchen" zusammenhängt, so gibt Dr. Mehlis (S. 15) indirekt selbst zu, daß den letzteren heutzutage Niemand kennt. Notorisch weiß man in der Gegend nur vom „Schlößel" auch wohl vom „Waldschlößl" und wie mir Prof. Dr. Heeger brieflich ausführte, ist es, soweit nachweislich, nur Frey, der, was auf einem Mißverständniß beruhen dürfte — auch die alten Lagerbücher des Gemeindearchivs von Klingenmünster kennen nur das „Schlößel" — 1836 von einem „Waldstätter Schlößchen" geschrieben hat. (Danach auch vor Jahrzehnten Aug. Becker: „Der Ort heißt im Volksmunde „das Schlößchen", sonst auch Walstedter Schlößchen, das alte Walastede.")

Einen hienach nur angenommenen Ort Walstedt (oder ähnlich) glaubt man nun in einer Villa Walahstede wiederzufinden, welche einmal 1065 (ein halbes Jahrtausend nach Dagobert I.) als dem Speyerer Bischofe geschenkt urkundlich vorkommt und von deren Lage man auch nichts näheres wissen kann. Danach ist dann schließlich der Name dieses Gehöftes oder Dorfes (Villa) der Burg selbst gegeben worden, indem anscheinend übersehen wurde, daß in der Pfalz auch das Merzalber, Eschbacher, Hambacher Schloß, Haardter Schlößchen nicht etwa selbst Merzalben, Eschbach u. s. w., sondern Gräfenstein, bezw. Madenburg, Kästenburg und Winzingen heißen. Walahstede bedeutet jedenfalls, was auch Dr. Mehlis anführt, Ansiedelung der Fremden (Wälschen) und hat daher, was derselbe aber auch für möglich hält, mit einem um 900 vorkommenden Gaugrafen Walaho nichts zu thun.

Daß der auf dem ergiebigen pfälzischen Boden so unermüdlich forschende Verfasser auch diese immerhin interessante Ruine ausgegraben und durch ihre Erwerbung vor weiterer Zerstörung gesichert hat, bleibt ja ein dankenswerthes Verdienst, wenn auch seine daran geknüpften weitgehenden Hypothesen als in keiner Weise haltbar bezeichnet werden müssen.

Otto Piper.

## Besprechungen.

Der Mann im Nebel, ein Roman von Gustav Falke. (Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.) — Das Buch Falkes ist die Geschichte eines nervösen, dichterisch angelegten Menschen, Doktor Randers. Dieser Randers möchte gern ein Lebenskünstler sein, aber sein inneres, zerfahrenes und haltloses Leben läßt ihn nicht zum vollen Genuß des Daseins kommen und treibt ihn ruhelos von Ort zu Ort, von Frau zu Frau, von Zweifel zu Zweifel, von Enttäuschung zu Enttäuschung. So ist er ein rechter Mann im Nebel. Er begibt sich, der Großstadt müde, auf das Land, in ein kleines norddeutsches Dorf, um dort in Einsamkeit und enger Verbindung mit dem Frieden der Natur das langersehnte Heil zu finden. Aber das erste, das er dort draußen thut, ist, daß er sich in die rothbäckige Tochter des Dorfschullehrers verliebt. Diese Episode füllt das erste Buch des Romans. Es zeigt sich hier eine vorzügliche Beobachtung in allen Außendingen. Die psychologische Ausbeute ist nicht sehr reich. Die Charakteristik der wenigen Personen, besonders des alten Lehrers Petersen und seiner Tochter Christine geschieht mit wenigen, markanten Strichen. Der Stil dieses ersten Buches ist maßgebend für den ganzen Roman: er ist von unerhörter Knappheit, abgehackt, durchaus impressionistisch. Es steht nie ein Wort zu viel, aber doch manches Wort zu wenig. Mir ist dieser Stil nicht immer ganz behaglich. Er hemmt den ruhigen Fluß des erzählenden Tones. In den eingestreuten Tagebuchblättern ist er wohl berechtigt, aber den epischen Geboten hält er nicht recht Stand. — Am Schluß dieses ersten Abschnittes taucht eine junge, reizende Gräfin auf, ein mädchenhaftes, reines Geschöpf. Randers sieht sie und faßt eine tiefgehende Neigung zu ihr. Er fängt an zu philosophiren und wird der Meinung, daß einzig diese schöne Fides, diese Rassearistokratin, feines eigenen aristokratischen Empfindens werth und würdig sei. Er miethet sich in dem Dorf ein, in dessen Nähe sich ihr väterliches Schloß befindet und versteht es einzurichten, daß er in näheren Verkehr mit ihr und dem Vater tritt. Er wird Hausfreund auf dem Schlosse, bringt ganze Tage dort zu, und Fides erwidert seine Neigung. Reizvolle Tage keimenden, heimlichen Empfindens. Dann kommt es zum Geständniß — und der Reiz ist vorübe. Randers wird wieder zum Philosophen. Die Zweifel heben wieder an, ihn zu zernagen. Einmal die Furcht, sich zu binden und dann die Angst, sie seien doch nicht dazu geschaffen, sich dauernd zu beglücken. Er wagt es nicht, sie an sein unstetes Leben zu fesseln. Sein bürgerliches Blut fühlt sich der Aristokratin doch nicht gewachsen. Bei Nacht und Nebel macht er sich auf und verschwindet. Das ist das Ende des zweiten Abschnitts. — Es treibt ihn ans Meer, in die Dünen, in die vollkommene Einsamkeit. Er geht nach Sylt. Dort liegt am Wattenmeer, fern allen menschlichen Siedelungen und zu Füßen der Dünen, ein altes Blockhaus. Ein Seehundsjäger hat es sich einst gebaut. Der nächste Ort ist das halb im Watt versunkene Rantum. Dr. Randers kauft das Haus, richtet es sich in primitiver Weise ein und beginnt sein Einsiedlerleben. Er liegt in den Dünen herum, blickt in den Himmel, lauscht auf das Rauschen der Binsen und des Strandhafers, denkt an seine Vergangenheit und geht auf die Vogel- und Seehundsjagd. Er wird braun wie ein Mulatte und fängt an, ein Glücksgefühl in sich zu verspüren, wie nie zuvor — da macht ihm von neuem das Erscheinen eines Weibes auf der Bildfläche einen Strich durch die Rechnung, und diesmal einen dickeren als je vorher: den endgültigen Strich. Helga, eine Künstlerin, ein Affenweib, eine Art Hedda Gabler, die sich in dem Badeort Wenningstedt eingemiethet hat, verirrt sich bei einem Ausflug in den Süden der Insel, vom Nebel überrascht, in den Dünen und stößt endlich auf Randers' Blockhaus. Sie bittet um Einlaß, er nimmt sie auf, sie kommen ins Gespräch, und Randers geht langsam an sie verloren. Sie treten in regen Verkehr, und auch sie fängt an ihn zu lieben. Sie leben schöne, einsame, meerdurchrauschte Tage. Sie wollen sich heirathen. Da wird er krank, und sie pflegt ihn. Im Fieber eröffnet er ihr einen Blick in seine zerfahrene Vergangenheit und schwärmt ihr von der verlorenen Fides vor. Sie wird kühl, und bei seiner Genesung gesteht sie ihm ernst, daß von einer Verbindung zwischen ihnen niemals die Rede sein könne. Nun verzweifelt Randers. Er wandert, ein gebrochener Mensch, in den Nebel hinein. Er legt den Lauf einer kleinen silbernen Waffe an seine Stirn und drückt los. Der Nebel quirlt auf, ein todter Mann liegt auf der Heide, aber am Himmel blühen die Sterne. — Das Buch steigert sich, nicht nur seinen Wirkungen, sondern auch seinem dichterischen Gehalt nach in den drei Abschnitten. Der dritte, auf Sylt spielende, ist der gewaltigste, zeigt am meisten Größe. Die Schilderung des Watts und des Nebels ist wie eine düstere Symphonie. Die psychologischen Momente sind hier am fesselndsten, wo zwei so eigenwüchsige Menschen zusammenstoßen. Falke

hat das Schicksal eines nervös überfeinerten Menschen unsrer Zeit mit Glück darzustellen gewußt. —ge.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

γ. Als die Amerikaner im verflossenen Jahrzehnt das Heraion von Argos aufdeckten, das im ganzen Alterthum hochberühmte Heiligthum der Hera, da waren zwar die Funde an Baureſten und Skulpturen der Hauptgewinn, doch haben sie daneben auch manche schöne Inschrift zutage gefördert. Recht spät wird eine der allerwichtigsten bekannt gemacht. Im Jahre 1896 fand man unter Vasen mykenischen, protokorinthischen und Dipylonstils ein Bronzeblättchen, das auf der einen Seite Schriftzüge trug. Leider war nur das Mittelstück vorhanden, große Theile des linken und rechten Randes fehlten. Erst jetzt erfährt man etwas von dem werthvollen Funde, und zwar durch James Dennison Rogers im letzten Hefte des „American Journal of Philology". Ein Blick auf die vorzügliche beigegebene Abbildung genügt, um zu erkennen, daß die Bronzeinschrift aus dem Heraion nunmehr den wichtigsten Zeugnissen altgriechischer Inschriftenkunde zuzuzählen ist. Die Buchstaben sind recht alterthümlich geformt, sie sind bustrophedon, d. h. abwechselnd von rechts nach links und von links nach rechts geschrieben. Sechs Punkte, in zwei Reihen geordnet, dienen zur Abtheilung der einzelnen Worte. So weit sich diese Worte lesen lassen (einige von ihnen sind arg verstümmelt), zeigen sie, daß auf dem Täfelchen Tempelvorschriften eingegraben waren oder vielmehr die Angabe der Strafen für dieses und jenes Vergehen gegen die Ordnung im Heiligthum. Solche Tempelvorschriften finden sich von Jahr zu Jahr immer mehr, man kann sie fast über ein ganzes Jahrtausend hin verfolgen. Eine kleine Eigenthümlichkeit neben manchem anderen zeichnet auch den Grammatiker auf. Man hat es bis jetzt nur unsicher gewußt, daß in Argos das kurze Jota auch doppelt geschrieben wurde; das steht nun unumstößlich fest, nachdem auf der Bronzetafel ἐξηρμάσθω und δαμιιοργοί gelesen worden ist.

* Unter dem Titel „Annalen der Naturphilosophie" wird im Oktober eine Zeitschrift ins Leben treten, in welcher allgemeine Fragen der Erkenntnißtheorie und der wissenschaftlichen Methodik behandelt werden sollen. Die zu veröffentlichenden Arbeiten werden sich auf die verschiedensten Gebiete der Gesammtwissenschaft, von der Mathematik bis zur Psychologie, einschließlich Biologie, Sprachkunde und Geschichte, erstrecken. Durch die Mitarbeit einer Anzahl hervorragender Forscher, unter denen Mach (Wien), Bütschli (Heidelberg), Ratzel (Leipzig), J. Loeb (Chicago), Delbrück (Jena), Vollmann (Königsberg), Bücher (Leipzig) genannt sein mögen, ist schon jetzt dem neuen Unternehmen eine sichere Grundlage im Sinne strenger Wissenschaftlichkeit gegeben. Die Uebernahme des Verlages seitens der Verlagsbuchhandlung Veit u. Comp. in Leipzig sichert ihm eine würdige und vornehme äußere Erscheinung.

* Im „Reichs-Anz." wird das „Verzeichniß der auf den deutschen Universitäten im Wintersemester 1900/1901 erfolgten medizinischen Doktorpromotionen" bekannt gemacht. Die Veröffentlichung ist eine Neuheit. Sie erfolgt auf Grund der Vereinbarung, die von den Bundesstaaten, soweit sie Universitäten haben, über die einheitliche Gestaltung der medizinischen Doktorpromotion 1899 getroffen wurde. Die Angaben in dem tabellarisch gehaltenen Verzeichnisse sind ausführlich gehalten. Außer dem Vor- und Zunamen des Promovirten wird Zeit und Ort seiner Geburt, sein Wohnort, die Staatsangehörigkeit, die Art seiner Vorbildung (die Anstalt, an der er das Reifezeugniß erwarb und das Jahr der Reifeprüfung), der Studiengang mit Angabe der Studienorte und der Studienzeiten an jedem dieser, Titel der Doktorschrift und deren Druckort, der Referent der Promotionsarbeit, das Datum des Rigorosums oder des Colloquiums bei der Doktorprüfung, die Zensur, das Datum der Promotion und dasjenige der Approbation vermerkt. Man sieht, das Verzeichniß enthält nahezu soviel wie der Lebenslauf, der gemeinhin den Doktorschriften beigegeben wird. Ueber die medizinischen Doktorpromotionen war bisher nur aus dem Jahresverzeichniß der deutschen Universitätsschriften, das in der königlichen Bibliothek in Berlin bearbeitet wird, Auskunft zu erlangen. Die Angaben darin beschränken sich aber auf die Namen, den Wohnort oder Geburtsort des Promovirten und auf den Titel der Doktorschrift mit den üblichen bibliographischen Vermerken.

* **Heidelberg.** Dr. L. Carnera, erster Assistent an der astrophysikalischen Abtheilung der hiesigen Sternwarte hat einen neuen Planeten entdeckt.

**Straßburg i. E.** Die Nachricht von der Errichtung einer zweiten Professur für neuere Geschichte an der Straßburger Universität und ihre Besetzung mit dem ultramontanen Spahn kommt wohl nur Fernerstehenden überraschend. Hier hat man das längst kommen sehen. Aber wundern darf man sich deßhalb doch, daß dies geschehen konnte in einem Augenblick, wo der Plan der Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät an der hiesigen Hochschule gescheitert ist. Spezifisch katholische Professuren konzedirt man doch nur da, wo solche Fakultäten bestehen. Daß man hier in Straßburg von dieser Uebung abgewichen ist, daran liegt das Neue und das Ungeheuerliche dieser Doppelbesetzung. Es ist in der That die Kreirung eines ganz neuen Prinzips, das man kurz als Konfessionalisirung des historischen Unterrichts an der Universität und als das Eingehen auf das Verlangen der Ultramontanen nach Klerikalisirung der Wissenschaft bezeichnen kann. Aber auch das wird man fragen können, ob es vom Standpunkt derer, die die Errichtung der katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg betrieben haben, weise gehandelt war. Indem man das, was für unsre elsässischen Klerikalen an diesem Plane das einzig Lockende war, die ultramontane Geschichtsprofessur, der die für ultramontane Philosophie nun auch bald folgen wird, bedingungslos gewährte, hat man die katholisch-theologische Fakultät in ihren Augen vollends ganz entwerthet, und daher ist diese Berufung Spahns nach den Anschauungen Vieler plus qu'un crime, c'est une faute. Wenn es endlich die ultramontane und die offizielle Presse so darstellen möchte, als habe es sich lediglich um einen Akt der „Billigkeit" gehandelt, den Katholiken auch einmal einen katholischen Professor zu bewilligen, so ist dagegen darauf hinzuweisen, daß, wie man hört, die philosophische Fakultät auf ihrer Liste auch einen Katholiken hatte, es also in der Personenfrage an „Billigkeit" nicht hat fehlen lassen. Daß man auf diesen nicht zurückgegriffen hat, sondern neben dem Protestanten Meinecke den jungen Spahn als waschechten Ultramontanen berief, beweist, daß es sich in der That nicht um eine Personen-, sondern um eine Prinzipienfrage handelt. Das muß allen Abschwächungs- und Vertuschungsversuchen gegenüber mit Entschiedenheit hervorgehoben werden. S. T.

* **Bonn.** Prof. Dr. Peters, Privatdozent der Augenheilkunde an der hiesigen Universität, hat, wie der „Frkf. Ztg." mitgetheilt wird, einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Rostock angenommen.

* **Aus Oesterreich.** Das croatische Amtsblatt publizirt, wie aus Agram gemeldet wird, die Zulassung der Frauen zu dem Studium an der philosophischen Fakultät der dortigen Universität.

* **Münzenfund in Rußland.** 1014 silberne Münzen aus der Zeit der Kaiser Michael Feodorowitsch und Alexei Michailowitsch von 1613—1676 wurden, wie aus Moskau gemeldet wird, sechs Ellen tief unter der Erde aufgefunden und der archäologischen Gesellschaft übergeben.

* **Preisaufgabe.** Die kgl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen hat für 1903 folgende Preisaufgabe gestellt: „Durch die Arbeiten der letzten Jahrzehnte, neuerdings vornehmlich aus Anlaß der neugefundenen Papyrustexte, ist die metrische Forschung in eine neue Bewegung gerathen. Es scheint an der Zeit, die Grundlage der lyrischen Metrik einer durchgehenden Prüfung zu unterziehen. Die Gesellschaft wünscht eine auf Beobachtung der ähnlichsten Texte gegründete, auf die Erkenntniß des historischen Zusammenhangs gerichtete Untersuchung der wichtigsten im lesbischen und jonischen Liede, der chorischen Lyrik, den lyrischen Theilen des Dramas angewendeten metrischen Formen unter Berücksichtigung der hellenistischen und der älteren römischen Poesie." Der Preis beträgt 1000 M.; Einlieferungstermin bis 1. Februar 1903.

---

Jahrgang 1901. München, Samstag, 14. September. Nummer 211.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München

### Uebersicht.



## Dr. Hans Frhr. von und zu Aufseß.

Aus Anlaß der am 7. September d. J. im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg abgehaltenen Gedenkfeier zu Ehren des 100jährigen Geburtstags des Begründers des Museums, Hans Frhrn. von und zu Aufseß, dürfte es vielleicht am Platze sein, ein kurzes Lebensbild des hochverdienten Mannes zu geben, welcher zu einer Zeit, da Deutschland noch nicht den Begriff „Einheit“ kannte, der deutschen Nation ein werthvolles Symbol derselben, einen Markstein ihrer Vergangenheit für fernste Zukunft schuf.

Hans v. Aufseß wurde am 7. September 1801 auf dem Stammschloß seiner Familie, Aufseß in Oberfranken, als ältester Sohn geboren und verbrachte dort eine köstliche Kindheitszeit. Schon früh zeigte sich in ihm ein überwiegender Drang zur Selbständigkeit, welcher sich einstweilen darin äußerte, daß sich der kleine Junker der Zucht seiner Hofmeister energisch entzog und lieber dörfliche Spielgenossen mit Spieß und Speer ausrüstete, um in vermeintlicher Fehde mit den Nachbarganen, seinen ritterlichen Vorfahren gleich, sich Lorbeern im Kampfe zu erringen. Mit zunehmenden Jahren aber begann sich plötzlich ein solch lebhafter Wissensdurst in ihm zu regen, daß der hochbegabte Knabe das versäumte Lernen binnen weniger Jahre nachholte und bereits im 17. Lebensjahre die Universität Erlangen beziehen konnte. Hier wählte er sich das juristische Fach zum Studium, und nachdem er sein Examen glänzend bestanden, arbeitete er zwei Jahre an den Landgerichten Bayreuth und Gräfenberg, bis die Verwaltung seiner Familiengüter ihm gebot, seine Kräfte und juristischen Kenntnisse dem eigenen Interesse zu widmen. Dabei begann sein strebender Geist sich immer weitere Bahnen zu suchen; historische Studien lenkten seinen Sinn der Vergangenheit zu, die ihn schon als Knaben auf der uralten Burg seiner Väter mit mächtigem Zauber umstrickt hatte. Was ihn damals unklar bewog, der Geschichte seiner ritterlichen Vorfahren nachzuforschen, was ihm in jeder alten Helmzier, in jeder Hellebarde eine Heldengeschichte vor die Seele zauberte, das wurde jetzt dem herangereiften Mann zum zielbewußten Streben: die Geheimnisse der Vergangenheit mit Hülfe der Geschichte zu ergründen und verborgene Schätze ans Licht zu locken. Noch boten ihm seine eigenen Schlösser und Nachbarorte genug des Materials, um dieses zu einer eigenen Sammlung zu gestalten, deren Hauptwerth noch darin bestehen sollte, daß jedem Gegenstand sein historischer Ursprung und der Zweck, dem er im Laufe der Zeiten gedient, nachgewiesen werden konnte. Dieser Hauptwerth und wissenschaftliche Schwerpunkt sollte auch die Basis des späteren großen Werkes bilden, zu dem er sich im Vollbewußtsein seiner geistigen Kräfte und eingehendsten Studien berufen fühlte.

Frhr. Hans v. Aufseß hatte schon im Anfang der 20er Jahre den Bund der Ehe mit Freifräulein v. Seckendorff-Aberdar geschlossen und eine Schaar von blühenden Kindern belebte im Laufe der Jahre die alten Hallen des Schlosses Aufseß, in welchem er, idealer Bestrebungen voll, echt patriarchalische Sitten einzuführen begann. Vielerlei Pläne zur Beglückung seiner Untergebenen, zur Hebung des Wohlstandes und der Kultur in seinen Dörfern wurden ins Werk gesetzt und — scheiterten! Das häufige Loos der Idealisten! Und so war es wieder die Wissenschaft, die ihn in ihre Kreise zog, so daß Hans v. Aufseß im Jahre 1832 seinen Wohnsitz nach Nürnberg verlegte. Hier fanden seine inzwischen stattlich erweiterten Sammlungen vorerst Aufstellung in einem eigenen Heim, während der Freiherr eine Gesellschaft stiftete für Erhaltung der Literatur-, Kunst- und Alterthumsdenkmäler Deutschlands. Welch ein schweres Beginnen es zu damaliger Zeit war, das Interesse für Alterthümer zu wecken und zu verbreiten, davon mag man sich in heutigen Tagen nicht leicht einen Begriff machen, und nur ein Mann mit solch eiserner Energie, den jede Niederlage nur zu neuem Kampf reizte, konnte all den vielen Schwierigkeiten siegreich standhalten. König Ludwig I., sein persönlicher Gönner, theilte voll Interesse seine Pläne und schenkte ihnen Unterstützung. Als 1846 die erste Germanistenversammlung zu Frankfurt a. M. tagte, legte er derselben den Plan eines germanischen Nationalmuseums in Verbindung mit einer Gesammtvereinigung der deutschen historischen Vereine vor. Doch wurde die Ausführung durch die politische Bewegung von 1848 verzögert; erst 1852 konnte Aufseß auf der Alterthumsforscherversammlung zu Dresden die Angelegenheiten unter günstigeren Verhältnissen nochmals anregen. Sein Plan fand Annahme, so daß sich derselbe endlich 1852 im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg verwirklichen konnte.

Im Jahre 1857 wurden dann die Ruinen der ehemaligen Kartause zu Nürnberg erworben, um, nach und nach ausgebaut, den stets wachsenden Sammlungen als Aufbewahrungsort zu dienen. Bis Anfang 1883 war dieser Ausbau zur größeren Hälfte beendet und es waren bereits in ungefähr 60 Sälen, Hallen, Zimmern und Kabinetten die Sammlungen aufgestellt, welche in ungeahnter Weise seit dem Entstehen des Museums durch großmüthige Beiträge des gesammten deutschen Volkes, die deutschen Fürsten voran, sich erweiterten und immer wieder neue Anbaue nothwendig machten. Hans v. Aufseß hat seine Schöpfung, welche die stolze Inschrift trägt: „Der gesammten deutschen Nation“, nicht mehr in der großartigen Ausdehnung erblickt, die sie heute bietet. Sein kühner und hochfliegender Gedanke, ein großes Generalrepertorium, ein gesammtes Urkundenregister über sämmtliche kunst- und kulturgeschichtliche Denkmale herzustellen, scheiterte an der Undurchführbarkeit einer solchen kostspieligen und kaum zu bewältigenden Unternehmung. Trotzdem hat sich das Germanische Nationalmuseum zur Bedeutung eines großen kulturgeschichtlichen Museums erhoben, dem trotz mancher ähnlicher später gegründeter Anstalten maßgebend blieb, wissenschaftliche Arbeit mit den Sammlungen zu verbinden und ein vollkommenes Gesammtbild der Entwicklung deutscher Kultur zu geben.

Nachdem Frhr. v. Aufseß bis 1862 das Amt eines Direktors am Museum geführt hatte, legte er dasselbe nieder, um seinen Lebensabend in wohlverdienter Ruhe

zu genießen. Solange er in Nürnberg seinen Wohnsitz hatte, war sein Haus der Sammelpunkt edelster Geselligkeit. Kein Fremder von Bedeutung, kein Gelehrter, Künstler und Schriftsteller, auch fürstliche Personen versäumten selten, bei ihrer Anwesenheit in Nürnberg in dem gastlichen Aufseß'schen Hause einzukehren und dort in zwanglos heiterer Weise interessante Abende zu verbringen. Fünf aufblühende schöne Töchter, fünf hoffnungsvolle Söhne bildeten einen frischen Kranz um das Elternpaar; Alle waren musikbegabt, ein Erbtheil des Vaters, der bis zu seiner letzten Lebenszeit ein vorzüglicher Quartettspieler blieb. Welch einem auserlesenen Freundeskreis Hans v. Aufseß angehörte, wie bei dem kongenialen Mann alle genialen Geister jener Zeit sich begegneten, dies würde zu weit führen, aufzuzählen. Victor v. Scheffel, mit dem er auch in wärmster Sympathie sich verstand, schrieb in seinem köstlichen Wanderlied durchs Frankenland über ihn:

Am Thurm von Aufseß grüßet uns
Die Ros' im blauen Schilde.
Ein schriftgelehrter Rittersmann
Hegt sie mit ernster Milde.
In der Kapelle hat er sich
Schon Gruft und Sarg bestellet,
Doch sitzt er munter noch beim Wein,
Wenn er den Hirz gefället.

Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte Frhr. v. Aufseß an den milden Gestaden des Bodensees, woselbst er sich eine idyllische Besitzung erworben hatte und viel Freude daran fand, seinen Wein selbst zu bauen und das etwas herbe Getränk „köstlich" zu finden.

Das Werk seines Lebens war gethan. Sein höchstes Ideal, das ihm zeitlebens vorgeschwebt, „die deutsche Einheit", verwirklicht zu sehen, einem „deutschen Kaiser" zujubeln zu können — er durfte es erleben. Die feierliche Eröffnung der Straßburger Universität bot dem greisen Idealisten die letzte Begeisterung. Er folgte, als Ehrengast geladen, dem Ruf, den Feierlichkeiten beizuwohnen. Eine unselige Verkettung von Umständen führte auf der Heimreise zu Münsterlingen bei Konstanz sein jähes Ende herbei am 6. Mai 1872.

Jetzt ruht der hochverdiente deutsche Edelmann in der Gruft seiner Kirche, und der Lorber, der ihm zu seinem 100jährigen Geburtstag vom Germanischen Museum dargebracht wurde, ist als Symbol seines edlen Strebens und Wirkens der schönste Dank, den man dem Dahingeschiedenen bieten konnte.

Y.

---

## Aus dem Leben und der Werkstatt eines Denkers.*)

„An aufregenden Wechselfällen pflegt das Leben eines deutschen Gelehrten nicht reich zu sein; jedenfalls sind Lotze solche erspart geblieben. Aber bei einem bedeutenden Manne gewinnt auch das, was anderen in ähnlicher Weise begegnet, das Orts-, Alters- und Standesübliche, sein Interesse. Wir möchten den Denker, der uns durch seine Schriften theuer geworden ist, nach Ablegung des feierlichen Gewandes, in der Studirstube, in den Erholungsstunden, im Familienkreise, in der Geselligkeit, nach seinem alltäglichen Gehaben, seinen kleinen Eigenheiten, seinem Urtheil über nicht zum Fach gehörige Dinge kennen lernen, nicht um jene müssige Neugier zu befriedigen, sondern in dem natürlichen und berechtigten Verlangen, das Bild seines Wesens, das uns in dem offiziellen wissenschaftlichen Verkehr entstanden, nach der menschlich gemüthlichen Seite hin zu vervollständigen." Mit diesen Worten leitet Falckenberg, ein früherer Schüler des Verstorbenen, die Sammlung der Briefe ein, die uns einen näheren Aufschluß über die wechselnden Stimmungen und Gefühle Lotzes in seinem, äußerlich genommen, so einfachen, fast ärmlichen Leben verschaffen. Daß wir damit einem scharfsinnigen und geistvollen Denker auch wirklich gemüthlich nahe treten, ist in dem vorliegenden Falle um deßwillen um so bedeutsamer, als gerade der anspruchslose Philosoph auf dies Moment einen großen Werth gelegt hat. Als er sich anschickte, im Mikrokosmus die zerstreuten Umrisse des Weltbildes zur harmonischen Einheit abzurunden, erklärte er: „Ich erhebe keinen höheren Anspruch für den Rest meiner Darstellung, als diesen, den sie vielleicht rechtfertigen wird: sie mag die zusammenhängenden, mir lieb gewordenen Ergebnisse eines lange unterhaltenen Nachdenkens dem Leser mit der Aufrichtigkeit darbieten, mit welcher in jeglicher ernsten Unterhaltung Jeder sein Bestes mittheilen soll, um Augenblicke der Muße zu Augenblicken bleibender geistiger Sammlung zu erhöhen. Dies lebendige, persönliche Verhältniß zu dem Gemüthe des Lesers, wenn mir gelänge es herzustellen, würde mir mehr gelten als das Glück, der Weltansicht, deren Umrisse ich zusammenzufassen im Begriffe bin, eine Stelle in der Entwicklungsgeschichte der Philosophie zugestanden zu sehen." Suchen wir einige dieser werthvollen Momente zu erhaschen, die für die rein menschliche Sympathie bedeutsam sind.

Bekanntlich folgte Lotze zu Anfang des Sommersemesters 1844 einem Ruf als ordentlicher Professor der Philosophie nach Göttingen und wurde dadurch seinem stillen, traulichen Kreis von Freunden und Bekannten in Leipzig für immer entrissen. Als ein sehr charakteristisches Stimmungsbild, das obendrein mit anziehendem Humor gewürzt ist, möge folgender Passus aus einem Briefe dienen, den der junge Gelehrte an den erheblich älteren Freund und Gesinnungsgenossen Fechner richtete: „Ich bin selbst Gott sei Dank nicht krank gewesen und habe so meinen einsamen Weg unter den Schatten Göttingischer Zöpfe zurückgelegt. Unsre akademischen Verhältnisse hier zu schildern, unterlasse ich füglich; man kann sie ertragen, weil sich nicht leugnen läßt, daß trotz des Ruins der Universität doch immer noch manche anziehende und erfreuliche Persönlichkeit hier zu finden ist, obwohl es an Umgangsgewohnheit sehr fehlt. Gewiß aber ist das Glück, in Göttingen zu sein, durchaus nicht das höchste denkbare, und meine Phantasie kann nur sehr weniges finden, wodurch es sich zu seinem Vortheile von Leipzig unterschiede. Eines muß ich noch hinzufügen. Ich begreife sehr wohl, welche unersetzliche Lücke durch meinen Weggang von Leipzig in das Kränzchen gekommen ist; es fehlt ja nun das „Kind" des Regiments. Glücklicherweise bin ich imstande, Ihnen dafür völlig Ersatz zu bieten, wenn Sie Alle nämlich mein Söhnchen, Konrad Hermann genannt, als Kind des Kränzchens adoptiren wollen. Ich hoffe, es wird alle guten Eigenschaften seines, dies verschämt aussprechenden Vaters, annehmen, bis auf die Einsilbigkeit, zu der er bis jetzt kein ganz hervorragendes Talent zu besitzen scheint. Der kleine Narr wurde am 15. Dezember in diese paradoxe Welt gesetzt u. s. w." Die rein wissenschaftliche Thätigkeit wurde vielfach durch mehr oder minder mechanische Arbeiten gestört, wie sie schließlich jeder Beruf mit sich zu bringen pflegt; so klagt er einmal sehr beweglich: „Leider hat mich jetzt das Ministerium auch zur Prüfungskommission für Schulamtskandidaten gepreßt, und ich lerne nun aus eigener Anschauung die erbärmlichen Früchte des preußischen Gymnasialunterrichts kennen. Wie kleinstädtisch ist dies Departement der großstaatlichen Verwaltung eingerichtet!"

Ganz besonders lebhaft ist der Briefwechsel mit dem Leipziger Verleger Salom. Hirzel, dem Lotze auch freundschaftlich nahe stand; das gilt vor allem von der großen Arbeit, mit der unser Denker außerhalb des Kreises der eigentlichen Fachgenossen sich in Deutschland und dann weit über die Grenzen unsres Vaterlandes hinaus einen Namen machen sollte, vom Mikrokosmus. „Meine Absicht bei der Sache war (so heißt es in einem dieser Zuschriften), wenn Sie mir diese stolze Konzeption nicht übel deuten wollen, eine Art monumentales Werk zu liefern, also nicht eine Gelegenheitsschrift, die eine Menge Detail gibt, welches heute scheinbar richtig ist und morgen schon widerlegt; ich wollte vielmehr neben dem für alle Zeiten giltigen nur in großen Umrissen den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft

*) Mit Bezug auf das Buch: Hermann Lotze von Rich. Falckenberg. 1. Theil: Das Leben und die Entstehung der Schriften nach den Briefen. Stuttgart, Frommann 1901.

mit berühren. Deßhalb habe ich, wie ich mir selbst gestehen darf, großen Fleiß auf das allgemeine Räsonnement verwandt, und habe gesucht, so klar zu sein, als es Menschen möglich ist, habe deßhalb auch alle Polemik gegen Personen vermieden, die jetzt in Aller Munde sind, und die in zwanzig Jahren Niemand mehr kennen wird. Ich glaube deßhalb, daß das Buch entweder nichts wirkt, oder daß man noch lange zu ihm zurückkehren kann, ebenso wie man Herders Ideen oder Humboldts Kosmos lange gelesen hat und lesen wird, obgleich Beide sich nicht absichtlich von ephemeren Spezialitäten zurückgehalten haben." Was die Polemik anlangt, so suchte Lotze bekanntlich alles Persönliche darin zu vermeiden und nur die sachlichen Differenzen zum Ausdruck zu bringen, so vor allem im Mikrokosmus, wo der Namen lebender Philosophen überhaupt nicht vorkommt. Umsomehr mußte es ihn zu einer gründlichen Auseinandersetzung veranlassen, als J. H. Fichtes Anthropologie sich unmittelbar gegen seine Ansicht kehrte. Aus solchen Erwägungen erwuchs die Streitschrift gegen Fichte, deren Plan er seinem bewährten Verleger gleichfalls mit folgenden Worten entwarf: „In dem Mikrokosmus kann ich auf persönliche und überhaupt auf detaillirte Polemik und Kritik mich nicht einlassen; dadurch bleibt eine Menge streitiger Punkte unerledigt, die für den umfassenden Gegenstand dieses Buches zu klein sind, aber deren genaue Feststellung doch wünschenswerth ist. Ich habe schon früher daran gedacht, ob man dies Material nicht als eine Art Kommentar nebenher laufen lassen könnte: zuerst dachte ich an Noten hinter dem Text, wie Humboldt, aber dies schien mir doch zuletzt ebenso unersprießlich als unelegant, und so kehre ich jetzt, nachdem Fichte mir die Veranlassung gegeben hat, zu dem anderen Plane zurück, eine Reihe polemisch-kritischer Abhandlungen über diese Dinge zur Abwehr meiner Gegner zu schreiben, denen ich schon zu lange Antwort schuldig geblieben bin." Zehn Jahre vor seinem Tode faßte Lotze dann den Gedanken, seine ganze Weltanschauung streng systematisch zu entwickeln, in drei Bänden, und zwar als Logik, Methaphysik und Ethik oder in genauerer Fassung: a) reine Logik, b) angewandte Logik (an der es in Deutschland fehlt), c) Erkenntnißtheorie, zweiter Band: Metaphysik mit Naturphilosophie und Psychologie, dritter: praktische Philosophie, Aesthetik und Religionsphilosophie. Bekanntlich hat der Verstorbene den Abschluß nicht liefern können, wie er nach seiner eigenen Versicherung so gern gethan: „Ueber den dritten Band des Systems (schreibt er am 14. Oktober 1879) kann ich Ihnen jetzt noch wenig sagen, als daß es mein sehnlichster Wunsch ist, ihn 1880 zu vollenden; aber da dies meiner Absicht nach meine letzte Publikation sein soll, denn ich bin des Schreibens herzlich müde, so muß ich mich zusammennehmen, um auch wirklich reinlich abzuschließen." Wie gesagt, es hat nicht sollen sein. Nachdem Lotze schon öfter Rufe abgelehnt (am liebsten wäre er nach dem altbekannten heimischen Leipzig gegangen), glaubte er 1880 der dringenden Aufforderung, die noch durch einen persönlichen Besuch Zellers in Göttingen verstärkt war, in die Reichshauptstadt überzusiedeln, nachgeben zu sollen. Er selbst sah sich veranlaßt, die Stätte seiner etwaigen späteren Wirksamkeit mit eigenen Augen zu betrachten, und er schrieb nach der Rückkehr, noch erfüllt von den neuen Eindrücken, dem neu gewonnenen Freunde: „Ich muß nun abwarten und weiß nicht, was geschehen wird; aber eines weiß ich: ich werde weder die Ehre vergessen, die mir die Fakultät durch ihr Vertrauen erzeigt hat, noch die Bereitwilligkeit, mit welcher das Ministerium auf den Vorschlag eingegangen ist, am allerwenigsten aber den schönen Abend, den mir Ihre Güte im Kreise Ihrer vortrefflichen Kollegen bereitet hat." Doch beunruhigten ihn noch mehrfach Zweifel, so daß er, wie er Zeller gesteht, nicht ohne ein gewisses Bangen an den Abschied von Göttingen, das er übrigens in den Ferien noch stets wieder zu sehen hoffte, denkt: „Ich weiß nicht, ob das klägliche Wetter mich so melancholisch macht, aber ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß die heranrückende Möglichkeit einer Veränderung meiner Lage jetzt wie ein schwarzes Wolkengebirge sich vor mir aufthürmt! Ist es richtig, in meinem Alter noch einen so neuen Wirkungskreis aufzusuchen, und würde ich andererntheils sachlich den Erwartungen entsprechen, die man so gütig ist, von mir zu hegen? Hätte ich Hoffnung, die so völlige Veränderung meiner Lebensweise zu ertragen und nicht bald ein unnützes Glied Ihrer Universität zu sein? Aber ich will Sie nicht länger mit diesen Bedenklichkeiten behelligen; schade eben, daß ich nicht mehr jung bin und jetzt um so viel Geduld mit mir bitten muß." Die ersten Eindrücke in Berlin waren übrigens recht günstig, die Vorlesungen über Psychologie und Metaphysik erfreuten sich eines ungemein zahlreichen Zuspruches, die philosophisch-historische Klasse der Akademie der Wissenschaften wählte den berühmten Philosophen, in dem man nicht mit Unrecht die Verkörperung eines idealen, harmonischen Bundes zwischen den alten Gegnern, zwischen Philosophie und Naturwissenschaft, erblickte, zu ihrem Mitglied — da kam das Verhängniß: Infolge einer ernsteren Erkältung erkrankte er an einer Lungenentzündung, die ihn am 1. Juni 1881 dahinraffte.

Der zweite Band dieser Biographie wird eine Würdigung der Lotze'schen Weltanschauung bringen, hier kommt das rein Menschliche und Persönliche zu seinem Recht, und dieser Eindruck ist ausschlaggebend. Wer je das Glück gehabt hat, sich des unmittelbaren Einflusses dieses seltenen Mannes erfreuen zu dürfen, der wird den eigenartigen Zauber nicht vergessen, der von jener schlichten, unscheinbaren Erscheinung ausströmte. Dieser universale Geist, genährt mit einer ungemein reichen, bis in das kleinste Detail sich erstreckenden naturwissenschaftlichen Erfahrung, geschult in dem Feuer philosophischer Dialektik — diese Vorliebe für metaphysische Probleme hat ihn Zeitlebens nicht verlassen —, ein vorzüglicher Kenner des klassischen Alterthums, was philologische Autoritäten, wie z. B. Schneidewin bestätigen, in der Mathematik und Geschichte bewandert, endlich ein feinsinniger Aesthetiker, bewahrte er trotzdem eine unerschütterliche Anspruchslosigkeit und Gelassenheit.

Th. A.

## Ein Frauenschönheitsapostel.

Polio Marcus Vitruvius, von dem wir glauben, daß er uns die Aufzeichnungen über den Canon hinterließ, den Polyklet oder irgend ein anderer der altklassischen Bildner erfand, und nach dessen Grundmaßen Phidias, Praxiteles u. A. ihre Meisterwerke schufen, ist längst todt. Die Forschungen in den Naturwissenschaften haben seitdem den Ton der Gefühlssaite, auf der wir unsre körperliche Gottähnlichkeit besungen, merklich herabgestimmt. Schon Lionardo da Vinci, dem doch gewiß Niemand atheistisch-antireligiöse Ideen unterzuschieben wagt, glaubte bereits nicht mehr so ganz an den vergöttlichenden Ausgleich in der äußeren Erscheinung der Geschlechter, den die Griechen offenbar in ihrer einschlägigen, sakralen Kunst erstrebten. Dem scharfsichtigen Florentiner gingen die langbeinige, schmalhüftige Artemis, Aphrodite u. s. w. schon gegen den Strich seiner Naturbeobachtung, und in seinem trefflichen Trattato della pittura ging er selbst der Vergöttlichung ganz energisch zu Leibe. Michel Angelo that besonders hinsichtlich des Weibes noch ein paar ausgiebige Schritte vorwärts in der gleichen Richtung, wofür seine Eva und Nacht die eklatantesten Beispiele sind. Diesen Gegnern des Ueberidealismus gesellte sich unser deutscher Albrecht Dürer zu, und der Anatom Andrée Vesal schloß mit seinem Atlas der Anatomie das revolutionäre Trio auf dem Gebiete der realistischen Anatomie und Anthropometrie für künstlerische Zwecke ab.

Nach diesem Triumvirat verfiel die Kunst allerdings noch einmal auf die Idee, es mit der überidealen Verhimmelung des Menschenkörpers zu versuchen, und wie die absterbende antike Kunst das Zwittergeschöpf des Hermaphroditos zustande gebracht hatte, so gebar das Barocko die hyperschlanken Engel des berüchtigten Jesuitenstils, just gut genug, hysterische Nonnen, ekstatische Mönche und somnambule Laien in himmlisch-erotische Verzückungen zu versetzen. Die Künstler des Rokoko übten dann ihren Witz in gleicher

Richtung an schwächlichen Olympiern; doch die Suggestion hielt nicht allzu lange vor. Vom Norden kam ein scharfer Windstoß, und fegte die geschniegelten Heroen und die schmächtigen Nymphleins der Reifrockperiode wieder weg. Die religiösen Hyperidealisten, unter dem Sammelnamen: Nazarener bekannt, machten zwar in Gemeinschaft mit den Neuromantikern später nochmals das Experiment, die beiden Menschheitshälften zumindest bis zur bleichen Mandelsichel hinaufzuheben. Der derbkräftige Schadow aber beschnitt ihnen mit seinem „Polyklet, oder die Lehre von den Maßen des Menschen nach dem Alter und Geschlecht" die Flügel. Eine scharfe Schere war's, zwischen deren beiden Schenkeln: Natur und Antike, er die Hyperästhetiker bös zwickte.

Daraus entspann sich der heute noch nicht beigelegte Streit zwischen den klassizirenden Akademikern und den naturalistischen Realisten. Hie Canon antiquus, hie natürliche Proportion der Individualität! So schall das Kampfgeschrei, und sein Echo ist noch nicht verstummt. Philosophen, Mathematiker, Anatomen, Physiologen u. s. w. mischten sich als Heerrufer mit in das Kampfgetümmel. Die Aesthetiker alten Schlages schwuren auf irgend eine Aphrodite als das einzige Ideal, sie hatten die Tradition, die staatlich autorisirten Kunstsachverständigen in geschlossener Phalanx hinter sich, aber die Jungen strichen nicht so leicht die Segel, sie hielten an ihrer Parole: individuelle Schönheit fest. Quetelet rückte mit den Resultaten seiner Messungen an Lebenden an, Zeising stellte seine Proportionslehre vom goldenen Schnitt auf, und Carus den, am Lebenden freilich oft nicht mit ganz apodiktischer Sicherheit bestimmbaren Hauptmodulus der Wirbelsäule. Der geniale E. Harleß faßte all' dies und seine eigenen Beobachtungen in seinem trefflichen „Lehrbuch der plastischen Anatomie" zusammen, auf dem die weitaus größte Mehrzahl all' seiner Nachahmer fußt.

Nun war aber ein Nachtheil dieses Buches, der schwer empfunden wurde, und viele künstlerische Mißgeburten zeugte, daß es sich fast ausschließlich mit dem Männerkörper beschäftigte, und den des Weibes in einem einzigen Kapitel nur so nebenher abthat. Diesem Uebelstand suchten Richer, Merkel, Fritsch, Hay, Thomson, Duval, Lharczik u. A. abzuhelfen; auch der tüchtige Lucae, dessen verdienstvolle Arbeit nur leider über den weiblichen Torso nicht hinaus gedieh. Mittlerweile hatten alle Strömungen und Gegenströmungen des klassischen und individuellen naturalistischen Schönheitsbegriffes vom Menschenkörper überhaupt, und dem des Weibes insbesondere, Gelegenheit gehabt, sich in einer wahren Hochfluth von einschlägigen Streit- und ästhetischen Schriften auszutoben. Der lebendigen Kunst haben sie allerdings, wie deren Produktion bewies, nicht allzuviel genützt. Hier schwankte die Mehrheit zwischen miß- und unverstandenem Klassizismus und dem krassesten Realismus hin und her, und die Kritiker rangen die Hände, riefen je nach ästhetischer Schulung: Wehe! oder stießen in die Lobesposaunen.

Da kam auf einmal wieder Einer, der mit der scharfen Brille des Anatomen das nicht minder Geschulte des Kunstkenners vereinte; Dr. Ernst Brücke[1]) publizirte sein vorzügliches Buch „Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt." So recht eigentlich war er unter den Neuen der Erste, der vom Künstler richtiges Sehen seines lebenden Modells verlangte, den Lernenden nicht mit langen Explikationen über Knochen- und Muskellagerungen behelligte, sondern deren Kenntniß als grundlegendes Vorstudium voraussetzte. Die Typen der häufigst vorkommenden Fehler und jene der selteneren Schönheit in Natur und Kunstwerk stellte er einander gegenüber. Damit war der Grund gelegt, auf dem sich mit scharfer Beobachtung der normalen Naturprodukte der Gegenwart weiter bauen ließ, und er fand in Dr. Ludwig Pfeiffer einen noch weiter ausgreifenden Nachfolger. Dessen „Lehrbuch der angewandten Anatomie"[2]) zählt mit zu den besten Arbeiten auf diesem Gebiete. Der Autor läßt sich nicht an der älteren Kunst genügen, er faßt die zeitgenössische Kunstproduktion mit an, und weist an drastischen Beispielen das Falsche des modernen Verismus und angekränkelten Idealismus nach. Die heutige „Brettldiva", die präraffaelitische Schwindsüchtige ist ja gut das Objekt seiner Untersuchungen auf gesunde natürliche Normalität, wie die Eva eines Lukas Cranach oder capitolinische Venus. Daß er mit diesen, durch gute Abbildungen erläuterten Vergleichen mehr praktischen Nutzen stiftet, als mit rein ästhetischem Gezänke auf einseitigem Standpunkte viele Andere, liegt auf der Hand.

Diesen Beiden hat sich in jüngster Zeit ein Dritter zugesellt: Dr. C. H. Stratz. Von Hause aus Gynäkologe, war es bei ihm natürlich, daß er sich speziell mit dem Frauenkörper befaßte und er hat sich hinsichtlich dessen als ein scharf sehender Beobachter erwiesen. Mir persönlich fiel schon in seiner zufällig in meine Hände gerathenen spezialwissenschaftlichen Fachbroschüre „Die Frauen auf Java"[3]) der künstlerische Blick auf, mit dem er die dort nicht durch Schnürtaillen und ähnliche Modethorheitsprodukte verunstalteten hübschen Mädchen- und Frauenkörper beurtheilte. Mein damals still gehegter Wunsch, daß einmal ein künstlerisch feinfühliger Arzt den Frauenkörper in seiner Schönheit zum alleinigen Thema einer Publikation mache, notabene in seiner äußeren Erscheinung ohne den Ballast physiologischer und sonstiger Abhandlungen, nur unter dem Gesichtspunkte der Schönheitsfrage, ging rasch in Erfüllung, und Dr. Stratz selbst brachte die Befriedigung. Unglaublich schnell waren die ersten Auflagen des Buches vergriffen, innerhalb zwei Jahren deren sieben nothwendig geworden. Dieser Umstand rechtfertigt es wohl, wenn auf dessen Inhalt vom künstlerischen Standpunkt noch einmal zurückgekommen wird.

Ich mag nicht verhehlen, daß ich auf Grund recht übler Erfahrungen mit der Lektüre von Büchern ähnlichen Titels, wie Dr. Stratz' „Die Schönheit des weiblichen Körpers",[4]) diesem recht skeptisch gegenüberstand. Wer sich eben aus Beruf durch ein erklecklich Theil dieser meist furchtbar oberflächlichen Literatur selbst in ihrer besseren Art — ich erinnere da nur an das seichte Debay'sche „Die dreißig Schönheiten des Weibes" — und den schlimmen jener gewissen Schund- und Schandschreiberei, die da ihre giftigen Sumpfpflanzen treibt, durcharbeiten muß, der wird mißtrauisch. Gehen einem dabei doch die perfidesten Reklamen für Geheim- und Toilettemittel, die anrüchigsten erotischen Produkte der Spekulation auf halbflügge Jungens und vorzeitig Abgelebte durch die Hände, daß man fast das Kaminfeuer bedauert, dem solche Machwerke überantwortet werden. Nach dem einen Untertitelbeisatz, „Den Müttern", witterte ich auch so etwas populär-medizinisch-hygienisch Dozirendes, wie es in unterschiedlichen „Buch der Jungfrau, Braut, jungen Mutter" u. s. w., dieser überzuckerten Literatur für höhere Töchter im Schwange ist, dahinter; so eine Art Vademecum für den Toilettetisch einer hübschen Frau, die sich von ihrem Nachwuchs noch nicht in den Schatten stellen lassen will. Desto erfreulicher war die Ueberraschung durch den wirklichen Inhalt.

Der Autor behandelt seinen Stoff bei aller Decenz doch mit jenem von jeder lächerlich einfältigen Prüderie entfernten Freimuth, der sympathisch berührt. Er geht auch der gewissen Witzelei aus dem Wege, die z. B. die bekannte „Naturgeschichte der Frau" an manchen Stellen verräth. Es kann das Stratz'sche Buch jedem über die Kinderschuhe hinausgewachsenen Weibe als Berather für die Pflege der Körperschönheit in die Hand gegeben werden, keines wird durch seinen Inhalt einen jener seelischen Defekte erleiden, die so oft das Endergebniß von Romanen sind.

Den meisten Nutzen aus ihm werden zunächst aber nach meinen Erfahrungen die Kunstjünger und Kunsthandwerker ziehen. Für den Wissenden und Sehenden wird

1) Wilh. Braumüller. Wien und Leipzig 1893.

2) Otto Spamer. Leipzig 1899.

3) Ferdinand Enke. Stuttgart 1897.

4) Ebenda. 1900. (7. Auflage.)

den ehrlichen Freunden der Kunst ist es doch kein Geheimniß, daß gerade in der Nachbildung des Frauenkörpers, seiner plastischen und malerischen Wiedergabe die gröbsten Fehler gemacht werden. Die Unnatur wird hier förmlich gezüchtet. Wer sich in unsern Kunstausstellungen, kunstgewerblichen und kunstindustriellen Magazinen mit einigermaßen geschultem Blick umsieht, der wird, nicht zu seiner Freude, gewahr werden, welch' eine Unmenge von warhaftigen Karikaturen auf echte Frauenschönheit ihm dort aufstoßen. Die Modernsten der Sezessionisten leisten hierin sogar das Unglaublichste in ihrer Mehrtheil, und dazu fühlt man bei nicht wenigen heraus, daß es nicht gerade in ihrer Absicht lag, solche künstlerische Mißgeburten in die Welt zu setzen. Wo aber steckt nun der Grund für diese unerquickliche Erscheinung?

Die Antwort hierauf ist vom Kundigen nicht allzu schwer zu geben. Drei Kardinalfehler unsres Nachwuchses können hiebei der Hauptsache nach in Betracht genommen werden; erstens das ungenügende Studium des weiblichen Körpers überhaupt, zweitens die Indolenz bei der Suche nach einem wirklich guten lebenden Modell, und drittens das Durcheinanderwerfen der Proportionen nach antikem Kanon moderner Realistik. Was das Studium des lebenden und todten Frauenkörpers betrifft, so ist selbst ein großer Theil unsrer heutigen Kunstschulen von dessen arger Vernachlässigung nicht frei zu sprechen. Die Photographie und der Gipsabguß spielen in der Mehrheit von ihnen die Hauptrolle; zum Aktzeichnen rafft der Schuldiener für 70—80 Pfennige pro Stunde von der Straße, aus Hinterhäusern u. s. w. zusammen, was er erreichen kann und von diesem fragwürdigen Material, Näherinnen, Stickerinnen mit rundem Rücken, schlechtem Thorax, phthysischem Habitus, den vazirenden Dienstmägden mit Plattfüßen, breiten und kurzen Händen und sonstiger Anti-Schönheitsausrüstung, geht noch das Beste gewöhnlich sofort in feste Hände über, d. h. dieser oder jener Professor, Kunstjünger, der's besser bezahlen kann, reservirt es für sich. Zum Besuche der Anatomie aber, zur mühsamen, zeitraubenden, jedoch fruchtbringenden Arbeit am Sezirtisch nehmen sich die wenigsten unsrer jungen Kunstbeflissenen nach Zeit, den Einen spielen ihre erotischen Neigungen den Streich, sie an eine Huldin zu fesseln, deren rhachitische Qualitäten nicht zu sehen man nur verliebt zu sein braucht in das vielleicht ganz nette Gesichtchen, die Anderen müssen nothwendig radeln, kneipen u. s. w., und die Letzten zwingt die Noth des Lebens Gschnas zu fabriziren.

Der zweite Punkt, die Indolenz im Suchen nach einem wirklich guten Modell, resultirt zum guten Theil mit aus dem Vorangeführten. Der junge Mann hat noch nicht sehen, nicht unterscheiden gelernt. Auf Treu und Glauben nimmt er eine schnürbrüstige Tingeltangelsängerin, Akrobatin u. s. w., die es versteht, ihre fragwürdige Körperschönheit durch Toilettenkniffe ins günstige Licht zu stellen, als Venus hin. Hat doch der blasirte Unverstand, die Reklame Falguières Tänzerin, Claude de Mérode, als das schönste derzeit lebende Weib proklamirt; weßhalb sollte er nicht ein zweites Exemplar entdeckt haben? Für ihn, den Naturalisten, ist die antike Schönheit doch überhaupt abgethan.

Damit sind wir am dritten Punkte angelangt, dem Kanon in der Kunst. Die Naturbeobachtung sagt uns, daß die überwiegende Mehrheit der antiken Göttergestalten ein Produkt der abstrakten Spekulation sind. Sie sind der meist wohlgelungene Versuch, die erkannten Schönheiten der einen Geschlechtshälfte auf die andere zu übertragen und dadurch jenen Ausgleich herbeizuführen, der sie nach damaligem Begriff von der Göttlichkeit dieser näher bringt. Dies sagen ganz deutlich eine Anzahl der weich, fast weibisch gebildeten jugendlichen Apollostatuen (Apollo Saurokthonos u. s. w.), ebenso gut wie die in den Hüften erheblich durch Steilstellung der Beckenschaufeln verschmälerten, in den Beinen verlängerten und im Thorax verbreiterten Venusfiguren (capitolinische Venus u. s. w.). Wenn es nicht wäre, daß diese Absicht der Verwischung einzelner scharf ausgeprägter Proportionsdifferenzen in den Geschlechtern gewollt war, so hätte der Bildner der Venus von Knidos es nicht nöthig gehabt, eine genaue naturalistische Nachbildung des hiezu benutzten lebenden Modells, der schönen Phryne, daneben aufzustellen. Diese als Weihegeschenk gegebene Statuette hatte offenbar keinen anderen Zweck, als die vorgenommenen Aenderungen, Verfeinerungen an jener ins schärfste Licht zu rücken, die Kunstfertigkeit ihres Schöpfers real zu erweisen.

Nun ist aber notorisch heute der antike Kanon in seinen Proportionsverhältnissen an Lebenden so gut wie nicht mehr aufzufinden, in seiner künstlerischen Vollkommenheit wohl überhaupt nie vorhanden gewesen. Da nun aber die Variationen der individuellen Schönheit in der Zeit des Wiederaufblühens der Kunst in ihren Differenzen nicht weniger in die Erscheinung traten und von der Antike abwichen wie heute, so suchte man nach einem neuen, der Natur näher gerückten Kanon, und bis zur Stunde ist diese Suche noch nicht beendet. Die moderne Technik hat nun Hülfsmittel an die Hand gegeben, namentlich die Photographie, damit aber auch eines zu allfälligem Selbstbetrug geschaffen, wenn der betreffende Photograph nicht große technische Fertigkeit mit künstlerischem Scharfblick vereint.

Eine ganze Reihe von Systemen sind erfunden worden, das Individuum auf seine Schönheitsqualitäten zu prüfen, die Mehrheit davon ist Theorie, die in der Praxis den erwarteten vollen Dienst versagt. Das aus einer großen Anzahl von Körpermessungen, für die z. B. Zeising nahezu 200 Meßpunkte angibt, kann mit dem aus ihnen gezogenen Mittel so wenig allein schönheitsseligmachend genannt werden wie irgend ein abstrakter Kanon anderer Art. Die Natur bildet eben nicht schematisch, und wo sie schön ist, ist sie auch werth, ohne Korrektur nachgeahmt zu werden. Um sie nun auf diesen Schönheitswerth zu prüfen, haben Richer, Hay, Thomson, Fritsch, Merkel u. A. sogenannte Normalfiguren schematisch nach mathematischem Prinzip konstruirt, die auch Stratz vorführt, und namentlich die der beiden zuletzt Genannten vielfach als Beweismittel benutzt. Daß sie nicht ganz untrügerisch sind, geht schon aus ihrer Verschiedenheit deutlich hervor, die ihre gegebene Nebeneinanderstellung erweist. Die Mehrheit der Meßpunkte basirt nämlich auf denen des Skelets, die, unter der leicht beweglichen Haut-, Fett- und Muskelschichte gelagert, schon an sich schwer eruirbar, bei nothwendiger Nachmessung aber schwerlich mehr mit vollkommenster Sicherheit an der gleichen Stelle zu treffen sind. Die geringste Verschiebung in der Stellung bringt hier schon eine Differenz, und der in seinen Uebergängen so unendlich weiche Frauenkörper bietet hiezu auch gar nicht die Anhaltspunkte, wie der des Mannes mit seiner scharf begrenzten Muskulatur, seinem markanten Knochengerüste. Die Anwendung der Röntgenstrahlen ist aber für den Künstler doch noch ein umständlicher und kostspieliger Behelf, auch nicht einmal ausschlaggebend, weil für ihn die Außenkonturen die Hauptsache sind.

Der Hauptnutzen des Dr. Stratz'schen Buches für alle sich mit der Kunst Befassenden liegt nun darin, daß er den Ungeübteren sehen lehrt. In Wort und Bild führt er den gesunden, zur normalen Verrichtung der Lebensfunktionen qualifizirten und auch den durch Erbfehler, schlechte Ernährungsverhältnisse u. s. w. für die Kunst unbrauchbaren Frauenkörper vor. Nach meinem Empfinden ist es unrecht, daß von einer Seite ihm der etwas spottsüchtige Vorwurf gemacht wurde, er überhebe sich gleichsam mit seinen Rathschlägen vom ärztlichen Standpunkt über den des Künstlers. Zunächst tritt diese Absicht nirgends zutage und fürs weitere, wenn der betreffende Künstler auch damit recht hat, daß eine geringe Höhen- und Breitendifferenz an einem lebenden Modell mit dem Proportionsschema irgend eines Kanons keine Rolle spielt, sondern der schöne Linienfluß der Gesammterscheinung ins Gewicht fällt, so ist doch wohl entschieden nicht zu bestreiten, daß eben dieser durch die rhachitische Verdickung eines Gelenks, einen schlecht gebauten Brustkorb, steil abfallende Schultern u. s. f. nicht nur arg beeinträchtigt, sondern selbst in günstiger Körperlagerung sogar aufgehoben werden kann. Der Froschbauch der Eva von Lukas Cranach würde durch eine

andere Pose gemildert, aber so wenig weggeschminkt werden können, wie das ausgerenkte linke Hüftgelenk derselben auf einem modernen Bilde. Die überschlanken Weiber der alten und modernen Präraffaeliten würden nicht voller, wenn man sie auch setzen, legen oder zusammenbiegen möchte. Dr. Stratz vermeidet es auch, dem Künstler irgendwie Vorschriften machen zu wollen, er kehrt nirgends den Kathederrgelehrten heraus, deren es auch in den Kunstakademien und Schulen geben soll. Lang- und kurzbeinige, magere und üppige Weiber führt er vor, junge und ältere, von der frühreifen beauté du diable, bis zu den überreifen mit den ersten Anzeichen der Fettsucht, des Welkens, der Hagerkeit kämpfenden Frauen an der Schwelle des Matronenalters. In diesen Hinweisen auf typische Varianten vom infantilen Habitus angefangen, bis zu jener Stufe, wo die Schönheitsskala unter allen Umständen wieder die absteigende Richtung nimmt, liegt der große künstlerisch erziehende Werth des Buches. Es ist ein zuverlässiger Führer ins Reich der lebendigen Frauenschönheit, aus der die der Kunst geboren werden soll, gleichviel, ob nach diesem oder jenem Kanon. Daß die Natur der ausgeklügeltsten Normalgestalt noch ein Schnippchen schlägt, von jener abweicht und doch noch schön ist, zeigt der Autor an einer Reihe von guten photographischen Aufnahmen. All dies zusammen gibt insbesondere für den, dem nicht durch den Aufenthalt an einer Kunstzentrale der Vergleich von Modellen untereinander erleichtert ist, die Mittel an die Hand, selbst bei kleiner Auswahl das Bessere sicher herauszufinden. Dadurch ist das Buch in erster Linie mit berufen, in den Händen von Kunstgewerbezeichnern, Modelleuren u. s. w. in Fabriken, kunstindustriellen Etablissements in der Provinz Gutes zu stiften und auch dem gewiegten Kenner der Frauenschönheit wird es noch ein guter Wegweiser sein. Nicht zum wenigsten aber denen, die aus irgendwelchen Gründen bemüßigt oder gewohnt sind, nach Photographien zu arbeiten und sich nicht selten durch die schöne Retouche und anderes bestechen lassen, solch ein Aktbild, von denen kaum zehn vom Hundert rigoroseren Ansprüchen stand zu halten vermögen, zur Grundlage zu nehmen.

Just des Plastikers wegen aber hätte ich bei dem an sich so trefflichen Buche noch einen Wunsch, und der gipfelt darin, daß möglichst viele der Modelle in mehrseitiger Ansicht wiedergegeben seien. Dies würde deren Studium nicht nur erheblich erleichtern, sondern auch noch nutzbringender machen. Ich verhehle mir zwar keineswegs die bedeutenden Schwierigkeiten, die dem Verlangen, eine Stellung drei-, vielleicht vierseitig aufzunehmen, entgegenstehen — Spiegelbilder thun es dabei eben nicht, es könnte nur die Drehscheibe herangezogen werden. Doch Dr. Stratz scheint keineswegs der Mann zu sein, der vor einer Schwierigkeit zurückschreckt, und so kann auch dies Wünschen meinerseits wohl noch in Erfüllung gehen.

Eine weitere, nicht weniger verdienstvolle Arbeit hat der nämliche Autor mit seinem Buche „Die Frauenkleidung“[5]) folgen lassen. Scheinbar speziell den Frauen gewidmet, enthält es neben hygienischen Weisungen eine Fülle von Material für den praktischen Künstler. Bringen die Eingangskapitel Interessantes über die kulturhistorische und ethnographische Entwicklung der Frauentracht, so enthalten die späteren überreichen Stoff für den, der sich irgendwie als Kostümzeichner, Historien- oder Genremaler u. s. w. bethätigt. Werden einerseits die Verheerungen der Modethorheiten seit dem Verschwinden der altklassischen, den Körper in keiner Weise hemmenden Tracht als abschreckendes Exempel vorgeführt, so sind die beigegebenen Abbildungen, wo in den hüllenlosen Körper die Wirkungen der verschiedenen Modezwangsjacken eingezeichnet wurden, ebenso viele treffliche Fingerzeige für die Grenzen, die der Künstler im Interesse der Lebenswahrheit seiner Figuren einzuhalten hat. Auch die Beigabe von Volkstrachtenbildern kann nur willkommen geheißen werden, gleich denen moderner und Sportkostüme. Mit den Vorschlägen zur Verbesserung der Frauenkleidung wird er sich wohl den Dank jedes Einsichtigen, wenn auch schwerlich der emanzipationssüchtigen Reformlerinnen erringen; denn diesen ist er sicherlich nicht radikal genug im Verwischen der Geschlechtsunterschiede auch in dem Punkte. — Dies Buch sollte aber so wenig wie das vorher besprochene in der Handbibliothek einer vernünftigen Frau, der es ebenfalls anstandslos in die Hand gegeben werden kann, wie in der des ehrlich strebenden Künstlers fehlen.

An den engeren Kreis von Künstlern und Kunstfreunden wendet sich die letzte Publikation des gleichen Autors. Ein Essay nennt Dr. Stratz seine treffliche Abhandlung über die plastische Gruppe von Professor Gustav Eberlein „Nymphen und Silen“.[6]) Es ist eine neue Art des Kunstkriteriums, das nur aus dem Grunde selten wird geübt werden können, weil es nicht immer glücken wird, die Naturaufnahmen der jeweiligen Modelle so wie in diesem Falle zu erlangen. Obwohl gerade diese Publikation offenbar den Hauptanstoß zu dem früher erwähnten kleinen Angriff auf den Autor von künstlerischer Seite gab, der aber doch in eine Anerkennung seines Strebens auslaufen mußte, möchte ich sie doch mit zu dem Allerbesten rechnen, was auf dem Gebiete vorhanden ist. Nur einen Vorbehalt muß auch ich auf Grund vielfältiger Erfahrung machen.

Dr. Stratz meint nämlich, daß dem Bildhauer die Wuchsmängel seiner beiden Mädchenmodelle, die sich bei dem einen bis zu der rechtsseitig etwas erhöhten Hüfte steigern, möglicherweise selbst entgangen sein könnten. Dies halte ich für ausgeschlossen. Derlei übersieht das geschulte Künstlerauge nicht, und der Beweis hiefür, daß Prof. Eberlein diese Fehler ja gesehen hat, liegt schon in den von ihm gewählten Stellungen, wodurch jene gedeckt werden, resp. verschwinden, und der ausgiebigen Korrektur der an dem einen lebenden Modell stark verschwommenen Rückenmuskulatur. Dr. Stratz hat sich gelegentlich der für seine „Schönheit des weiblichen Körpers“ von Frau C. Paczka gezeichneten Illustrationen selbst überzeugt, daß dem echten Künstler sogar geringere Formenfehler seines Modells nicht entgehen, denn ohne darauf aufmerksam gemacht worden zu sein, hat die Künstlerin diese durch die gewählte Stellung gleichfalls verdeckt.

Und noch in einem anderen Punkte befinde ich mich mit Dr. Stratz in einer Meinungsdifferenz. Er spricht nämlich in der Vorrede zu dieser seiner letzten Publikation die Ansicht aus, daß der Kritiker technische Fragen lediglich dem Künstler überlassen müsse, überhaupt nur eine vermittelnde Stellung zwischen dem Künstler, seinem Werke und dem Publikum einnehme. Diese Anschauung muß ich für meinen Theil angesichts der heutigen Willkür in dieser Richtung entschieden perhorreszieren. Die brillante Technik wird eben zunächst vielfach, mehr als gut ist, fast zum Wesen der Kunst hinaufgelogen; es werden blendende, verblüffende Mätzchen damit gemacht, und gar nicht selten dem Material die widernatürlichste Gewalt angethan. Allerdings sieht dies zumeist nur der mit der einschlägigen Technik Vertrautere, aber vom gewissenhaften Kritiker ist einige Kenntniß auch in der Hinsicht zu verlangen. Die Dinge liegen da ungefähr genau so, wie bei der Beurtheilung der Schönheit des Frauenkörpers. Wer außer seiner Amme lebenslang kein hübsches Weib mehr hüllenlos sah, und sein Urtheil nur auf Galerieprodukte oder den Anblick gefälliger Demimondlerinnen der Straße basirt, der sollte es überhaupt aufgeben, eines zu fällen. Irren ist allerdings menschlich, auch in dem Punkte. So kenne ich einen Künstler, der auf Grund eigener Messungen mit Leib und Leben auf den Schopenhauer'schen Ausspruch von der absoluten Kurzbeinigkeit des Weibes schwört, und doch wäre der Mann hundertfach zu widerlegen, wenn man ihm anders die prächtig schlank und ebenmäßig gewachsenen Walachinnen, Serbinnen, siebenbürgischen Zigeunerinnen, u. s. w. herbeischaffen, ja nur manche unsrer Frauen und Mädchen aus dem gut situirten, nicht degenerirten Mittelstande zu seinen Messungen zur Verfügung stellen könnte.

Fassen wir das Urtheil über die Dr. Stratz'schen Publikationen zusammen, so lautet es entschieden dahin,

5) Ferdinand Enke. Stuttgart 1900.

6) Ferdinand Enke. Stuttgart 1900.

daß er sich um die Kenntniß der Schönheit des Frauenkörpers zweifellos ein großes Verdienst erworben hat. Wer seine Studien nicht auf die Modepuppen des Salons, der Vergnügungslokale und Straße beschränkt, wo die Toilettemittel selbst den kundigen Thebaner bis zum Blauwerden befügen und betrügen, sondern sein Auge auch im Aktsaal, am Sezirtisch und in den Geländen des Orients schulte, wo Prüderie und Konvenienz noch recht unbekannte Dinge sind, der wird dem zustimmen. Der Wunsch, Dr. Stratz möge unbekümmert zum Heile der Kunst und ihrer Jünger aller Art auf dem eingeschlagenen Wege weiterschreiten, unbeirrt von kleinen Nörgeleien Nachahmer finden, wird wohl den Meisten aus der Seele gesprochen sein, die alle die Karikaturen von Frauenschönheit zu sehen vermögen, die heutzutage von Realisten, Naturalisten, Sezessionisten, Symbolisten u. s. f. in die Welt gesetzt werden, daß der Herrgott ergrimmt in diesen nichtsnutzigen Abklatsch seines Schöpfungsmeisterstücks zertrümmernd hineinfahren müßte, wenn er anders nicht, vielleicht des Spaßes halber, den Aerger über diese Gackeleien den — Kritikern überließe. Acheronta movebo! mag er sich denken und lachen.

Besondere Anerkennung sei schließlich noch gebührendermaßen der Verlagshandlung für die gediegene Ausstattung der Stratz'schen Werke gezollt, und ebenso der Münchener Kunstanstalt Meisenbach, Riffart u. Co. hinsichtlich der überwiegend trefflichen Wiedergabe der Originalphotographien im Cliché.

Joseph Kirchner.

## Besprechungen.

n. Finnländische Rundschau. Das vor kurzem erschienene dritte Heft der Finnländischen Rundschau (Herausgeber E. Brausewetter, Verlag von Duncker u. Humblot) bringt wiederum in geschickter Auswahl eine Reihe von Artikeln, die sowohl in vielfacher Weise über das durchaus eigenthümliche finnländische Leben orientiren, als sie mehrfach auch Probleme allgemeinerer Art berühren. Letzteres gilt namentlich von dem mit Recht an die Spitze gestellten bedeutenden und sympathischen Aufsatz des hochangesehenen Staatsrechtslehrers W. van der Vlugt (Leyden) „Expansionsethik“. Derselbe bringt eine eindringende kritische Erörterung eines von dem Amerikaner Powers im International Journal of Ethics geschriebenen Artikels, der den rücksichtslosen Expansionsdrang der großen Völker mit darwinistischen Gründen zu rechtfertigen sucht. Und zwar geschieht das mit einer so cynischen Offenheit und ist so charakteristisch für den jetzt in Amerika in weiten Kreisen vorhandenen nationalen Egoismus, daß die Sache einer Beachtung in hohem Grade würdig ist. Die überlegene Abfertigung durch Professor van der Vlugt wird man mit wahrer Freude und Genugthuung lesen. — In der Finnländischen Rundschau folgen weiter durchweg anziehende und aufklärende Artikel über „Finnische Textilornamentik“ (mit 23 Illustrationen auf 8 Tafeln) von J. J. Tikkanen, über „Studentenleben in Finnland“, anonym, „Aus den Februar- und Märztagen des schwarzen Jahres“ von J. Konrad, worin namentlich über das Zusammenkommen der großen Volksadresse interessante Mittheilungen gemacht werden; sodann kommt eine kurze Biographie und eine Anzahl tiefempfundener und formvollendeter Gedichte des Dichters Lars Stenbäck (1811—1870), des edelsten Vertreters einer starken religiös-pietistischen Bewegung in Finnland, endlich eine kurze ergreifende Erzählung „Das Kreuz“ von Juhani Aho (übersetzt von Brausewetter). — Möchten die zahlreichen Freunde Finnlands in Deutschland ihre Gesinnung durch ein thatkräftiges Eintreten für die vortreffliche Vierteljahrsschrift bethätigen!

* Ein merkwürdiges Schicksal ist dem Marseiller Dichter und Romanschriftsteller Jean Lombard zutheil geworden. Er war ein einfacher Goldschmiedgehülfe, der durch rastlose Arbeit nicht nur das ihm innewohnende literarische Talent ausbildete, sondern sich auch eine Geschichtskenntniß erwarb, die ihm gestattete, große historische Romane mit einer Fülle präziser Einzelheiten zu schreiben. Außerdem war er sozialistischer Klubredner und gründete ein Blatt dieser Richtung, „La Sève“. Er starb aber zu früh, um die Früchte seiner Arbeit zu ernten, und der Pariser Verleger seiner Romane, die vom großen Publikum nicht beachtet wurden, fallirte bald nach seinem Tode. Nur eine kleine Gruppe von persönlichen Freunden hielt Lombards Andenken wach. Als Paul Adam 1900 seinen Roman „Basile et Sophia“ herausgab, widmete er ihn den Manen Lombards, weil auch er sein Hauptwerk „Byzance“ im gleichen Kreise des oströmischen Reiches hatte spielen lassen. Heute erscheint nun „Byzance“ in einer glänzend illustrirten, aber den üblichen Bücherpreis von drei Francs nicht überschreitenden Neuausgabe bei Ollendorff und findet einen ungeahnten Erfolg. Das effektvolle kolorirte Titelbild und die übrigen Illustrationen des talentvollen Auguste Leroux, die warme, instruktive Vorrede von Paul Margueritte und die geschickte Reklame des Verlegers mögen zu dem posthumen Erfolg beigetragen haben, aber auch das Werk selbst besitzt genug Eigenschaften, um den Leser zu fesseln. Lombard ist ein Feuergeist, der wie in einer beständigen Hallucination lebt. Sein Stil wimmelt von Provinzialismen und Neologismen kühner Art, aber ist von erstaunlicher plastischer Kraft. Er schildert das Byzanz Konstantin V., der von 741 bis 775 regierte, so lebhaft, als ob es das Marseille von heute wäre. Die grausigen Farben sind auch nicht gespart. Der jugendliche Prinz slavischer Rasse Upravda, der von den Bilderdienern gegen den Bilderstürmer auf dem Throne auf den Schild erhoben wird, büßt seine That durch Blendung und seine Anhänger werden anders verstümmelt. Die fanatische Schwester des Prätendenten, die Halbbarbarin Viglinitza, macht aber aus Trotz den nasenlosen Haraivi und den um eine Hand und einen Fuß verkürzten Sepeos nacheinander zu ihren Liebhabern; während sich der blinde Upravda mit der Griechin Eudokia verbindet, die, aus künstlerischer Anlage, ebenfalls dem Bilderdienste schwärmerisch zugethan ist. Da diese Ehe fruchtbar zu werden verspricht, versuchen die Anhänger einen neuen Aufstand, der nun mit dem Tode aller Bilderdiener in einem großen Tempelbrande endigt. Lombards zweiter historischer Roman „L'Agonie“, der unter Heliogabalus in Rom spielt, wird in nächster Zeit in der gleichen vortheilhaften Neugestalt erscheinen wie „Byzance“.

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Zu London starb am 7. September Dr. med. J. W. Ludwig Thudichum nach eben zurückgelegtem 72. Lebensjahr. Geboren zu Büdingen in Hessen, auf den Hochschulen Gießen und Heidelberg ein Schüler von J. v. Liebig, Bischof, Wernher, Vogel, Phöbus, sowie von Bardeleben und Henle, siedelte er 1854 nach England über und war hier bis zuletzt als praktischer Arzt thätig. Daneben bekleidete er eine Zeitlang die Stelle eines Professors an der medizinischen Schule des St. Thomas-Hospitals und leitete dann Jahrzehnte hindurch ein vom Staat für ihn unterhaltenes chemisch-medizinisches Laboratorium. Weit bekannt wurde er als Chemiker zuerst durch seine Untersuchungen über die Gallensteine und durch die Vertheidigung eines wegen Giftmords Angeklagten, dessen Freisprechung er herbeiführte, indem er den von der Anklage aufgerufenen Chemiker glänzend aus dem Felde schlug. Für Regierung und Parlament hat er eine Reihe umfassender wissenschaftlicher Gutachten über Fragen der öffentlichen Gesundheitspflege abgegeben, welche theils in den Protokollen des Parlaments abgedruckt, theils von der Regierung besonders veröffentlicht worden sind. Eine hohe Auszeichnung bildete es für ihn, daß The Royal College of Physicians of England ihn schon frühe zum Fellow wählte. Seine sehr zahlreichen Schriften, welche von hoher Geistesschärfe und einer seltenen Beherrschung der chemisch-medizinischen Literatur Deutschlands, Englands, Amerikas und Frankreichs Zeugniß ablegen, sind überwiegend in englischer Sprache verfaßt; seine zwei letzten großen Werke aber, die „Briefe über öffentliche Gesundheitspflege“ und über „Die chemische Konstitution des Gehirns“ (Tübingen 1901) in deutscher Sprache. Kurz vor seinem Tod hat die medizinische Fakultät zu Gießen bei Gelegenheit der Erneuerung seines Doktordiploms seinen Ver-

dienstes um die Wissenschaft wärmste Anerkennung gezollt und ihm damit eine letzte Freude bereitet.

* Daß Gewitter auf weite Entfernungen hin das Nervensystem empfindlicher Personen beeinflussen können, ist bekannt. Dieser Umstand brachte nun den französischen Physiker F. Larroque auf die Vermuthung, daß Hertz'sche Wellen, die am Orte der elektrischen Entladungen erzeugt, sich nach allen Richtungen fortpflanzen, die Träger dieser Fernwirkungen sein könnten. Diese Vermuthung suchte er durch eine Vorrichtung, die dem Empfänger bei der drahtlosen Telegraphie entsprach, zu prüfen, wobei als Anzeiger in einem dunklen Raum eine kleine Lücke in der Erdleitung des Empfängers diente; die Fünkchen wurden mit bloßem Auge beobachtet. Larroque hat nun nach der „Naturwissenschaftlichen Rundschau" seine Vermuthung bestätigt gefunden. Er beschreibt zwei Fälle, in denen bei klarem Himmel solche Fünkchen im Empfänger beobachtet worden sind infolge von Gewittern, von denen das eine in Schottland, das andere in Corsica sich entladen hat.

c. m. **Vom Mittelrhein,** 10. Sept. Eine antike Bronzestatuette wurde vergangenes Jahr bei den Brückenarbeiten zu Kehl im Rhein von einem Arbeiter aufgefunden. Sie kam in diesen Tagen in die Hände des Referenten. Die Statuette ist sehr gut erhalten und von einer dicken Schicht dunkelgrünen Edelrostes bedeckt. Sie stellt in 10.2 cm Höhe eine nackte, unbebartete Mannesfigur von etwa 40—50 Jahren Alter dar. Diese hat nach Rhetorenart die Linke leicht nach vorn gestreckt, während das linke Bein ebenso nach vorn leicht eingesetzt erscheint (Spielbein). Die Rechte stützt sich auf eine 5.5 cm lange und 2 cm breite Tabula oder Papyrusrolle, die neben dem rechten Fuß aufsteht (Standbein). Dieser Papyrus trägt eine deutliche, antike Doppelinschrift, und zwar sind beide Aufschriften in dem nämlichen Alphabet, einem griechischen Kursiv, geschrieben. Nach Vergleichung mit einschlägigen Schriftzeichen ist die Vorderinschrift nach Auflösung einer Ligatur zu lesen: IOLASSA. = Jolassa, einen Personennamen, der an bekannte griechische ähnlicher Art, z. B. Jolaos, Jollas, Jollasios, Jolaïdas = Jollidas u. a., anklingt. — Die Rückzeile ist schwieriger zu lesen, da der zweite Buchstabe, eine Ligatur schlechter Erhaltung, Schwierigkeiten macht. Ist diese als ea oder eo aufzulösen, so lautet diese Zeile Neapolites oder Neopolites, d. h. Bürger von Neapolis = Parthenope. Nach Technik, Auffassung und Aufschrift hat man hier wohl ein Anathema, das in einem Tempel oder Sacellum von Argentoratum zur römischen Kaiserzeit aufbewahrt war, zu denken. Die Doppelinschrift enthielt Name und Nationale des Stifters. Nach Spuren am linken Fuß war die Figur auf einem Piedestal aus Metall, wahrscheinlich ebenfalls Bronze, angelöthet. — Der Rheinstrom hat die griechische Statuette wohl konservirt.

* **Leipzig.** Zum Director actorum der philosophischen Fakultät für die folgenden drei Jahre wurde wiederum Geh. Rath Professor Dr. Heinze, Director des philosophischen Seminars der hiesigen Universität gewählt. — Das pathologische Institut hiesiger Universität, an dessen Spitze Professor Dr. Marchand steht, erhält ein neues Gebäude. Die Pläne sind fertiggestellt; die Baukosten sind auf eine Million Mark veranschlagt. In dem Gebäude wird auch das neue Institut für gerichtliche Medizin untergebracht.

* **Berlin.** Dem Privatdozenten in der Philosophischen Fakultät der hiesigen Universität, Dr. Adolf v. Wenckstern, ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

* **Hamburg.** Das Vorlesungsverzeichniß der von der Hamburger Oberschulbehörde für das demnächst beginnende Wintersemester veranstalteten Volkshochschulkurse weist, wie der „Frkf. Ztg." gemeldet wird, 107 Dozenten auf, darunter 20 Professoren deutscher Hochschulen. Ohne Zweifel besitzt Hamburg die bedeutendste Volkshochschule in Deutschland. Sie nimmt von Jahr zu Jahr an Umfang zu, sowohl was die Zahl der Vorlesungen als auch was die Betheiligung der Bevölkerung betrifft.

* **Aus der Schweiz.** An der Universität Zürich wurde, wie der „Nordd. Allg. Ztg." gemeldet wird, der Assistent am chemischen Laboratorium Dr. phil. Paul Pfeiffer als Privatdozent für Chemie, Dr. jur. Reinhold Bader als Privatdozent für schweizerische Rechtsgeschichte und Dr. med. E. Sidler-Huguenin als Privatdozent für Augenheilkunde aufgenommen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Prof. Dr. L. Plate: Die Abstammungslehre. (Gemeinverständl. darwinistische Vorträge und Abhandlungen, Heft 1.) Odenkirchen, Breitenbach 1901. M. 1. — Dr. W. Breitenbach: Die Biologie im 19. Jahrhundert. (Do., Heft 2.) Ebd. M. 0.75. — *S. Ambrosoli:* Atene. (Manuali Hoepli.) Milano 1901. L. 3.50. — Prof. Dr. *L. Polacco:* Tavole schematiche della divina commedia. Ebd. L. 3. — *Ad. Padova:* Le creature sovrane. 2a ediz. Ebd. 1901. L. 3. — W. Raabe: Halb Mähr, halb mehr. Berlin, Grote 1901. — Militär-Lexikon. Lfg. 12—15. Berlin, Oldenbourg 1901. Je M. 1.25.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Reit in München

Jahrgang 1901. München, Montag, 16. September. Nummer 212.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Ein Blick auf die Afrikaforschung des 19. Jahrhunderts.

Von H. Singer.

### I.

Bekanntlich hat man das 19. Jahrhundert bei seinem Scheiden mit den schmeichelhaftesten Komplimenten zur Schwelle geleitet und viel Mühe darauf verwendet, seine Bedeutung durch kurze, möglichst klangvolle Schlagworte zu charakterisiren. Es sind dabei sehr schöne und treffende Sätze aufgestellt worden, und auch der Geograph hätte gewiß nicht unrecht, wenn er behaupten wollte, es sei eben ein „Jahrhundert der Afrikaforschung" in den Schoß der Ewigkeit gesunken. Er hätte nicht unrecht; aber er thut besser, auf einen solchen Charakterisirungsversuch zu verzichten; denn auch fast alle übrigen Theile unsrer Erdoberfläche hat erst die Forschung des 19. Jahrhunderts dem menschlichen Wissen erobert. Immerhin nimmt innerhalb der wissenschaftlichen Bestrebungen des entschwundenen Zeitabschnittes die Afrikaforschung unbestritten eine so wichtige Stelle ein, daß ihr an Volksthümlichkeit auf diesem Felde nur die Polarforschung zeitweise nahe gekommen ist, zeitweise sie wohl auch in den Schatten gestellt hat, und so sei ihr denn hier in allgemeinen Umrissen gedacht.

Daß erst das 19. Jahrhundert uns die Grundlagen für die Kenntniß Afrika's geschaffen hat, ergibt sich schon aus einem Ueberblick über den Stand des Wissens von dem nachmals „dunkel" genannten Kontinent ums Jahr 1800. Ueber die überall nur sehr ungenau auf den Karten verzeichnete Küste hinaus reichte jenes Wissen selten. Man kannte die Existenz der Atlasgebirge in Algerien und Marokko und deutete dort die Lage einiger seit altersher oft genannten Ortschaften ziemlich richtig an. Den Senegal aufwärts führte ein Streifen flüchtig rekognoscirten Gebietes bis zum Niger und ein Stückchen an diesem abwärts bis in die Nähe des ebenfalls seiner Lage nach erkundeten Timbuktu; auch von Sierra Leone aus gingen einige Routen ins Innere, und für die Gold- und Sklavenküste hatten die Handelsbeziehungen mit den dortigen Häuptlingen ein paar Daten ergeben. Die Nigermündungen waren in ihrer Eigenschaft als solche nicht bekannt, während in Nordafrika im wesentlichen der vereinigte und dann der Blaue Nil die Grenze des nothdürftig erforschten Landes bezeichneten, und man auch über Abessynien eine gewisse Anschauung gewonnen hatte. Die ganze Sahara, der ganze Sudan zwischen Timbuktu im Westen und dar Fur im Osten war dunkel. Allerdings lagen hierüber die Berichte und Erkundigungen arabischer Reisender des Mittelalters vor, die mit dem Vordringen des Islam und dem dort über weite Strecken gehenden Karawanenverkehr ihren Weg ins tiefe Innere, bis zum Niger und nach Bornu gefunden hatten, und die Geographen hatten um die Jahrhundertwende versucht, daraus eine Karte zusammenzukommentiren; aber dieses Gebilde gab die Namen thatsächlich vorhandener Landschaften, Völkerstämme, Flüsse und Städte in so verzerrter, konfuser und naiver Anordnung wieder, daß wir ihm trotz des darauf verwendeten Scharfsinnes nicht einmal den Werth eines historischen Versuchs zuerkennen können. Für die Südhälfte Afrika's, auch für Madagascar, fehlte es an Andeutungen ähnlicher Art völlig. Bekannt waren die Mündungen des Congo und Sambesi, auch das Kapland etwa bis zum Oranjefluß, während das Wissen, das die Portugiesen in früheren Jahrhunderten über das Gebiet zwischen Angola und der Mosambikküste gesammelt hatten, in den Kolonialarchiven verloren gegangen war und auch in späteren Jahrzehnten nur zum kleinsten Theil wieder gerettet worden ist.

Auf dieser schwanken Grundlage begann die Afrikaforschung des 19. Jahrhunderts. Wir werden sehen, daß den Gang dieser Forschung einzelne nach einander auftauchende Probleme beherrschten, daß jedoch die Aufgaben, die man eine Zeitlang mit zäher Energie umstritt, häufig verlassen wurden anderen Fragen zuliebe, die sich unerwartet aufthaten. Die historische Entwicklung der Afrikaforschung in ein System zu pressen, wie man es mitunter versucht hat, ist darum nicht möglich trotz zeitweise nach bestimmter Richtung vorherrschender Unternehmungen. Klar umschreiben lassen sich nur ihre ersten Ziele; es waren das das uralte Nil- und das jüngere Nigerproblem, deren Lösung die 1788 in London gegründete Afrikanische Gesellschaft sich zur Aufgabe gestellt hatte. Möglicherweise bedeutete die Lösung des einen Problems zugleich die des anderen, denn man war geneigt, den Niger, dessen Quellen in der Nähe der Westküste richtig vermuthet wurden, quer durch den Sudan dem Nil zuzuführen, obwohl ja auch an den Berichten Herodots von den im Süden Aegyptens liegenden beiden Nilseen etwas Wahres sein konnte. Der Oberlauf des Niger war, wie erwähnt, zu Beginn des Jahrhunderts — durch Mungo Park — bereits gefaßt, während die Reise Brownes nach Kordofan keine Anhaltspunkte über die Nilquellen und auch darüber nicht ergeben hatte, daß der Niger sich wirklich dem Nil zuwende. Die kritischen Geographen wiesen deßhalb dem Niger eine selbständige Stellung zu, indem sie ihn im zentralen Sudan, etwa dort, wo Wadai liegt, in einen See führten; die Gesellschaft ließ die Nilfrage bald auf sich beruhen, und ihre nächsten Schritte bezweckten allein die Erhellung des Nigerlaufes.

Diese Aufgabe löste bereits mit Beginn des Jahrhunderts einer ihrer Sendlinge, der Deutsche Hornemann von Norden aus, indem er 1800 von Mursuk durch die Sahara in den zentralen Sudan zog und etwa 1802 den unteren Niger im Reiche Nupe erreichte. Hornemann, der dort starb, muß damit die Gewißheit erlangt haben, daß der Strom sich nicht in der Wüste oder im Sudan verliert, sondern in den Busen von Guinea mündet; doch drang damals über sein Geschick und seine Entdeckung keine Kunde nach Europa, so daß die Arbeit des deutschen Forschers, über deren Bedeutung wir erst vor wenigen Jahrzehnten sichere Kenntniß bekommen haben, vergebens gethan war. Die Afrikanische Gesellschaft sandte also, nachdem fünf Jahre seit Hornemanns Aufbruch von Mursuk vergangen waren, und er verschollen blieb, von neuem den berühmten Entdecker des oberen Niger, den Schotten Mungo Park, mit dem Auftrage aus, von Westen her den Verbleib des

Stromes festzustellen. Park löste zum zweitenmale die Nigerfrage, indem er 1806 den Fluß bis Bussang, also bis in die Nähe der Stelle befuhr, wo Hornemann gestorben war; aber auch er fand dort seinen Tod und nahm das glänzende Ergebniß seiner Fahrt, mit der sich aus späteren Perioden der Afrikaforschung nur noch Stanleys Thalfahrt auf dem Congo vergleichen läßt, mit sich ins Grab. Erst 90 Jahre später wurde diese Reise Park wiederholt — durch den Franzosen Hourst. Nach wie vor blieb also der Niger in Dunkel gehüllt, da die Meinung des deutschen Missionärs Reichard, er münde dort, wo die beiden Guineaküsten zusammenstoßen, weil nicht beachtet, der weiteren Entdeckerthätigkeit keinen Fingerzeig gab; eher war man noch geneigt, in der Mündung des Congo die des Niger zu erblicken.

Es trat dann in der britischen Afrikaforschung ein Stillstand ein, und erst nach Beendigung der napoleonischen Kriege wurde sie und mit ihr ihre vornehmste Aufgabe wieder in Angriff genommen. Nachdem einige Versuche zu ihrer Lösung, darunter Tuckeys Congoreise von 1816, weitab vom Ziel gescheitert waren, drangen 1822 Denham, Clapperton und Oudney von Tripolis durch die Wüste nach Bornu und fanden zunächst den Tschadsee auf. Ueber Kano wanderten Denham und Clapperton darauf nach Sokoto, wo sie 1824 von der Existenz des im Westen fließenden Niger Kenntniß erhielten; doch gebot der Widerstand des Sultans von Sokoto die Umkehr. Schon dort hatte Clapperton davon gehört, daß der Niger in den Busen von Benin münde, und zu derselben Anschauung war auch Laing gekommen, der gleichzeitig von der Sierra Leoneküste bis in die Nähe des Nigerursprungs vorgedrungen war; doch hielten beide Reisende die Voltamündung für die des Niger, während andere Geographen noch immer die Ansicht vertraten, daß der Strom in einen See des Sudan fließe, mithin in den eben entdeckten Tschad. Auf einer zweiten Reise von der Guineaküste aus überschritt dann Clapperton 1826 den unteren Niger bei Bussang, der Stelle, wo Park ertrunken war, und nun erkannte man, daß der Niger und der Volta nicht identisch sein konnten, daß der erstere also an einer anderen Stelle seine Wasser in den Busen von Benin schicken müsse. Bald darauf — 1830 — befuhr Richard Lander den Niger von Bussang abwärts und stellte seine Mündung fest. Kurz vorher hatte man auch über die Quellflüsse des Niger und seinen Oberlauf bis Timbuktu neue Nachrichten erhalten, und zwar durch des Franzosen Cailliés Wanderung von Sierra Leone nach Timbuktu und durch die westliche Sahara nach Tafilet, 1827—1828, ohne ihnen jedoch sonderliches Vertrauen zu schenken.

Waren somit ein Theil des Oberlaufs, der untere Lauf und die Mündung mit Abschluß des dritten Jahrzehnts bekannt, so blieb man noch 20 Jahre über den Mittellauf des Niger und sein Verhältniß zum Tschadsee im Unklaren. Hierüber verbreiteten erst die Forschungen unsres Landsmanns Heinrich Barth volles Licht. 1851 entdeckte Barth den Oberlauf des Benue bei Yola und stellte fest, daß dieser Nigernebenfluß nicht dem Tschadsee entströmt, und drei Jahre später befuhr Baikie den Benue bis in die Nähe von Barths Uebergangsstelle. Ferner erreichte Barth 1853 auf dem Landwege Timbuktu, sammelte während eines siebenmonatigen Aufenthalts in dieser Märchenstadt die eingehendsten Nachrichten über sie selbst wie über die Länder im Nigerbogen und folgte 1854 dem unbekannten Mittellauf des Stromes bei Say. Mitte der fünfziger Jahre war man somit endlich über das Nigersystem sehr befriedigend unterrichtet, nicht zum wenigsten dank den ausgezeichneten Forschungen Barths, die im übrigen auch über die Gegenden im Süden und Osten des Tschadsees bis nach Dar Fur und über die Sahara Aufschlüsse brachten, obwohl die ersteren der Reisende nicht selbst aufgesucht hatte. In den Grundzügen waren nun der ganze Sudan und die mittlere Sahara wohlbekannt — ein Ergebniß, an dem Barths Antheil den seiner Vorgänger zusammen weit überragt: Barth ist der größte Afrikaforscher aller Zeiten und Nationen unbeschadet der auf einem anderen Felde liegenden Verdienste eines Speke, Livingstone und Stanley.

Es ist in diesem Zusammenhang noch kurz des Ausbaues zu gedenken, den das durch die erwähnten Forscher errichtete Grundgerüst bis Mitte der fünfziger Jahre erfahren hat. Die algerische Sahara, die Atlasländer, Marokko und das übrige nordafrikanische Gestadeland sowohl, wie die Gebiete am Senegal und an der Küste von Ober-Guinea waren namentlich seit den vierziger Jahren das Ziel zahlreicher Reisender, die durch viele interessante Einzelheiten das Kartenbild der Nordhälfte von Afrika vervollständigten. Ihre Aufgaben waren jedoch zumeist nur räumlich beschränkter Art und lassen eine Verbindung mit dem großen Nigerproblem nicht erkennen. Hieher gehört indessen noch eine größere Unternehmung von Norden aus, nämlich die Reise des schon genannten Engländers Laing 1825—1826 über Ghadames und Tuat nach Timbuktu. Leider wurde Laing, nachdem er Timbuktu wieder verlassen hatte, in der Nähe von Arauan ermordet, und seine Tagebücher gingen verloren; sein Weg durch die südalgerische Oasenreihe ist erst seit 1864 von Rohlfs in umgekehrter Richtung wiederholt worden, während seiner Wüstenroute Tuat-Timbuktu bisher noch kein Reisender zu folgen vermocht hat.

Wir haben oben angedeutet, daß die Frage nach den Quellen des Nil bald nach Beginn des Jahrhunderts vor den Bemühungen um die Feststellung des Nigerlaufs völlig in Vergessenheit gerieth, und es stockte im oberen Nilgebiet sogar die lokale Forschung ganze drei Jahrzehnte. Als dann Mehemed Ali versuchte, seine Herrschaft nilaufwärts auszudehnen, wandten sich namentlich den Ländern am Blauen Nil und Abessynien öfters Reisende zu, darunter auch der Frankfurter Zoologe Rüppell und die Gebrüder d'Abbadie, deren Arbeiten in den äthiopischen Gebirgen von 1837—1848 infolge ihrer Zuverlässigkeit und Ausdehnung noch heute unsren Karten ihren Stempel aufdrücken. Nach dem Weißen Nil sandte Mehemed Ali seit 1838 mehrere Expeditionen, die schließlich bis in die Gegend des späteren Lado gelangten. Aber die Nilquellen rückten immer weiter nach Süden und blieben in der ersten Hälfte des Jahrhunderts noch völlig verschleiert. Ohnehin konnte selbst damals von einer Nilquellenforschung noch nicht die Rede sein; sie begann erst erheblich später und setzte — ein Zufall war's — von der Ostküste ein. Doch hievon weiter unten; der allgemeine Gang der Afrikaforschung verweist uns vorerst auf die lange vernachlässigte Südhälfte des Kontinents.

Hier waren Jäger und Händler in den zwanziger und dreißiger Jahren allmählich immer weiter nordwärts vorgedrungen, und eine portugiesische Expedition unter Monteiro war 1831 vom unteren Sambesi gar bis ins innerste Herz Süd-Aequatorialafrikas, bis zum Häuptling Kasembe in der Gegend des Merusees gekommen; indessen waren alle diese Reisen ohne sonderlichen geographischen Werth, und auch jener Portugiese war, ohne viel nach rechts und links zu sehen, seinen Weg gezogen und sich nicht dessen bewußt geworden, daß er ins Quellgebiet eines neuen, großen Stromes — wie sich herausgestellt hat, des Congo — gelangt war. Dasselbe gilt auch von zwei portugiesischen Mischlingen, den Pombeiros, die auf mehrjähriger Wanderung zu Anfang des Jahrhunderts von Angola durch das Quellgebiet des Sambesi und Congo quer durch Afrika nach Mosambik gekommen waren, und deren Berichte erst nach Jahrzehnten gefunden und zu einer Routenkonstruktion verwendet worden sind. Ebenso vermag Graças Vorstoß zur Residenz des Muata Yanvo aus den vierziger Jahren keinen Anspruch auf wissenschaftlichen Werth zu erheben. Die wirkliche Forschung in Südafrika beginnt vielmehr erst mit Oswells und Livingstones Entdeckung des Ngamisees 1849. Seitdem beherrscht der Name Livingstones nahezu ein Vierteljahrhundert die Forschung in der Südhälfte des Kontinents. Als der muthige Schotte, der nun immer mehr, von den einflußreichen Londoner geographischen Kreisen ermuthigt, die Heidenmission hinter der Entdeckerarbeit hatte zurücktreten lassen, 1856 nach England zurückkehrte, brachte er eine Karte heim, die den ganzen Lauf des Sambesi entschleierte und auch über Angola, das Quellgebiet des Kassai und die Gegenden südlich des Sam-

best erwünschtes Licht von überraschender Hrlle verbreitete. Etwa gleichzeilig war auch der Limpopo, der das Transvaal im Norden begrenzt, bekannt geworden. Von geringerer Bedeutung als die Forschungen Livingstones sind aus den fünfziger Jahren Magyars Zug nach dem Kassai und diesen abwärts, Silva Portos Wanderung durch die Nordhälfte des Sambesibeckens und Anderssons und Galtons Reisen im heutigen Deutsch-Südwestafrika.

Während darauf Livingstone an der Spitze einer neuen, großen ausschließlich Forschungszwecken und handelspolitischen Ausgabrn dienenden Expedition in den Sambesiländern weilte, nahmen die Vorgönge in Ostafrika das Interesse völlig gesangen. Die deutschen Missionäre Rebmann und Krapf hatten 1848 und 1849 die ostafrikanischen Schneeberge entdeckt und Nachricht von einem gewaltigen Binnensee gebracht, den August Petermann 1856 vorzugsweise nach den Erkundigungen des Missionärs Erhardt kartographisch darzustellen versuchte; er umfaßte die heutigen Seen Viclaria Nyansa und Tanganika. Petermann, auf dessen Bemühung im letzten Grunde schon die Betheiligung Barths und Overwegs an der Richardson'schen Expedition und die spälere Aussendung Eduard Vogels zurückzuführen ist, war aus England nach Deutschland zurückgekehrt und gewann mit der Gründung seiner „Mittheilungen" für eineinhalb Jahrzehnte einen entscheidenden Einfluß auf den Gang der gesammten Afrikaforschung, der sich zunächst in der Verwerlhung der erwähnten Erhardt'schen Erkundigungen zur Agitation für das Einschlagen neuer Forschungswege äußerte. In Deutschland war damals kein Geld und — trotz des Barth'schen Erfolges — auch nicht viel Interesse für die Afrikaforschung vorhanden, und deßhalb griff Petermann auf seine Londoner Verbindungen zurück. Das Ergebniß war die Entsendung Burtons und Spekes 1857, die im nächsten Jahre den Tanganika enldeckten und seine nördliche Ausdehnung feststellten. Ob der See mit dem Nil in Verbindung zu bringen sei, darüber ergab sich keine Gewißheit, wohl aber behauplete Speke, der 1858 auf dem Rückmarsche, während Burton in Tabora krank zurückgeblieben war, die Südspitze des Victoria Nyansa entdeckt halte, mit aller Bestimmtheit, er habe eine der Nilquellen gefunden. Damit war mit einem Schlage das alle Nilquellenproblem wieder aufgeworfen, und das Interesse daran machte sich sofort in so zwingender Weise geltend, daß bald darauf — 1860 — Speke die Mittel für rine neue Unternehmung mit dem Auftrage erhielt, seine Forschungen zum Abschluß zu bringen. Speke umging diesmal das Südende des Victoriasees, überschritt dessen größeren Zufluß, den Kagera, der neuerdings die Veranlassung zum Entstehen eines sekundären Nilquellenproblems gegeben hat, bekam einigemale das West- und Nordufer des Nyansa zu Gesicht und sah den Ausfluß des Nil bei den Riponfällen, worauf er diesem abwärts folgte. Sprke sandte sein berühmtes Telegramm „The Nile is settled" in die Heimath und erregte damit zum Theil begeisterte Bewunderung, zum Theil scharfe Kritik deßhalb, weil er es gewagt, den Nyansa auf seiner Karte als einen einzigen großen See einzuzeichnen, während er doch nur einigemale von fern weite Seeflächen gesehen hatte, die ebensogut verschiedenen Gewässern angehören konnten. Speke war zwar ein kühner Entdecker, aber kein kritischer Kopf und gewandler Polemiker und wußte seine Behauptung nicht zu vertheidigen; das übernahm nun Pelermann, und er erreichte es, daß der Victoria Nyansa als ein einziger See auf den Karten maßgebender Auloren seine Geltung behielt, besonders, nachdem Baker 1864 auch den zweiten Quellsee des Nil, den Albert Nyansa, aufgefunden hatte, und somit die Anschauung der alten Geographen von der Existenz zweier Nilseen bestätigl erschien. Dir Nilquellenfrage wurde seitdem als im großen und ganzen gelöst angesehen, und man ließ sie vorläufig ruhen.

Inzwischen hatte Livingstone den Nyassasee entdeckl, von der Decken hatte die Schneebergnatur des Kilimandscharo festgestellt, und französische Forscher glaubten im Ogowe einen zentralafrikanischen Fluß von mächtiger Längenentwicklung gefunden zu haben. Bald darauf drängte ein neues wichtiges Problem der innerafrikanischen Geographie alle anderen in den Hinlergrund: die Frage nach der Zugehörigkeit der Flüsse und Seen, die Livingstone auf seiner dritten Reisr seil 1867 im Südwesten und Westen des Tanganika aufgefunden hatte. Genauere Kunde erhielt die Welt von diesen Entdeckungen erst 1872 durch Stanley, von dem der verschollene Livingstone aufgesuchl worden war. Livingstone selbst, der von Spekes Behauptungen nicht virl hielt, glaubte der wahren Quelle des Nil auf der Spur zu sein, während die Diskussion in der Heimath diese Meinung verwarf. Eine kritische Untersuchung des Gothaer Geographen Behm zog alle Möglichkeiten heran; als solche kamen, sofern man vom Nil gänzlich absah, folgende in Betracht: der „große Strom", der Lualaba Livingstones, den dieser zuletzt bei Njangwe gesehen, konnte dem 1870 von Schweinfurth enldeckten Uëlle und damit dem Schari angehören, er konnte in den Ogowe oder endlich in den Congo übergehen, von dem man seit Tuckeys Reise von 1816 nur den Unterlauf bis zu den Yellalafällen kannte. Behm glaubte aus gewichtigen Gründen sich für den Congo entscheiden zu müssen, und der Gang der Forschung hat ihm bald recht gegeben. Der erste Versuch, den Lualaba von Njangwe abwärts zu verfolgen, schlug fehl: der Engländer Cameron umfuhr die Südhälfte des Tanganyika, stellte dessen Zugehörigkeit zum Lualaba fest, wurde aber 1874 in Njangwe nach Südwesten abgedrängt und erreichte, parallel dem oberen Lualaba marschirend und die oberen Läufe der südlichen Congozuläufe kreuzend, Ende 1875 Benguela. Camerons Bestimmung der Seehöhe von Njangwe, die geringer war als die der Nilseen, ergab jedoch zum wenigsten, daß der Lualaba nicht zum Nilsystem gehören könne. Gleichzeitige Versuche Grandys von der Westküste her und der dentschen Loangoexpedition (seit 1873), durch Reisen den Congo aufwärts die Frage zur Entscheidung zu bringen, scheiterten weitab vom Ziel. Dagegen hatle Camerons nächster Nachfolger, Stanley, einen vollen Erfolg. Er bestätigte zunächst die Speke'sche Anschauung von den Nilquellen, indem er den Victoria Nyansa umsegelte, entdeckte 1876 noch einen dritten Nilsee, den Albert Edward Nyansa, und fuhr 1877 den ganzen unbekannten Congolauf von Njangwe ab hinunter. Obwohl dieser Beweis der Identität von Lualaba und Congo nichl ganz unerwartet kam, so erregte Stanleys That doch ungeheures Aufsehen und eine ungemessene Bewunderung, der Pelermann in überschwenglichen Sätzen Ausdruck gab. Er nannte Stanley den „Bismarck der Afrikaforschung", der die disjecta membra afrikanischer Forschung untereinander verbunden, ihnrn ein festes Gerüst und Gefüge gegeben habe, und fuhr dann fort: „Stanley hat mehr gethan, als die ganze wissenschaftlichr Erforschung Innerafrika's, die sich nun etwa über dreißig Jahre erstreckt, er hat mehr gethan als alle Reisen von Europäern, die etwa achtzig Jahre zurückdatiren. Es gibt kein ähnliches Beispiel in der ganzen Entdeckungsgeschichte der Erde." Diese Bewunderung hat — man möge gegen Stanley vorbringen, was man wolle — ihre volle Berechtigung, wenn Petermann auch zu jener Zeit den Unterschied zwischen einem Pionier und Forscher hervorzuheben nicht für gut befand; wir müssen hrute diesen Unterschied machen, aber selbst dann bleibt Stanley noch ein unvergängliches Verdienst.

---

## Aktenstücke zur Geschichte des fahrenden Volkrs.

Vor Jahren war's, da hab' ich im Archiv der ehemaligen freien Reichsstadt Eßlingen a. N. mancherlei gesucht und gefunden. Mein sonderliches Interesse und Theilnahme galt von jeher dem fahrenden Volke, und was ich in den nachfolgenden Zeilen an Bildern zu bieten versuche, möge als ein kleiner Beitrag zu ihrer Geschichte angesehen und aufgenommen werden. Ich darf dabei als bekannt die Verhältnisse an dem Theater früherer Zeit voraussetzen. Der Wandertrieb unsrer Herren und Damen von der Kunst ist ja auch heutr noch nicht dahin, und ich meine, so ein Tropfen echten und gerechten Zigeunerblutes dürfe eigentlich keinem von ihnen fehlen.

Da liegt vor allen Dingen vor mir die Ankündigung eines biblischen Schauspiels aus dem Jahre 1589, dessen Verfasser ein Bruder des berühmten Dichters und Humanisten Nikodemus Frischlin, Magister Jakobus Frischlin, lateinischer Schulmeister zu Waiblingen, war.

„Zu wissen," heißt es da, „daß wir nächsterschienen Sontag den 20igst July dieses laufenden Jahres zu Waiblingen die Comoediam Susannä auf öffentlichem freyem Markt agirt und gespielt haben. Und dieweil selbige Komoedia von mir Jakob Frischlin in öffentlichem Druck der Reichsstadt Eßlingen mit ganz underdienstlicher freundlicher und nachbarlicher guter Wohlmeinung dedicirt und zugeschrieben worden, so hat man wegen der Nachbarschaft für gut angesehen, solche Comoediam zu nachbarlichem Dienst und Wohlgefallen der Stadt Eßlingen zu Ehren, so anders Rath und Bürger darein bewilligen wollten, mit unserer Gesellschaft und Personen zu Waiblingen wohnhaft daselbsten zu Eßlingen auch zu agiren und zu spielen, aus obengeregten Ursachen, weil wie gemelt, gedachte Comoedia dieser kaiserlichen Reichsstadt zugeschrieben und dedicirt worden."

Unterm 17. Mai 1593 bitten etliche Meister den Rath, für ihr aufgeführtes Spiel von des Königs Nebukadnezar seinem Sohn Belsazar und König Dario, „und was sich unter diesen drei Regenten mit den dreien Jünglingen im Feuerofen, item Daniel in der Löwengruben verloffen und zugetragen, wie, solches der herrliche Prophet Daniel in seiner prophetischen Schrift beschrieben hat," um Remuneration, und erinnern denselben daran, daß die Vorfahren sich hiebei stets freigebig bewiesen, darum wollen sie „gehorsamlich gebetten haben, derselben Exempel nicht weniger nach zu folgen" und den fünf Meistern in Gedanken an diese Handlungsweise mit einem „ziemlichen Honorario" an die Hand zu gehen.

Am ersten Hornung 1640 erbittet sich Jeremias Schmid von Heilbronn die Erlaubniß, etliche geistliche Komoedien und Tragoedien aufführen zu dürfen, und weist nicht nur auf die heilige Schrift als einen Beleg für den Nutzen derselben, sondern auch, wie die obgenannten Meister auf das Beispiel der Vorfahren hin. Demnach richtet er an den Rath seine „unterthänig hochfreundliche Bitt und Begehren, er wolle ihm günstig bewilligen, etliche Komoedien oder Tragoedien öffentlich zu agiren und zu halten", und führt als weiteren Grund hiefür an, „dieselben seien deutsch und in unser Muttersprach Schreibweis verfaßt, damit nit allein Aeltere und Jüngere, herrliche gute nüzliche Lehren begreifen, sondern auch ihr Leben hinfüro frömmer in aller Gottesfurcht anrichten und anstellen mögen."

Unter dem 24. Februar 1664 findet sich ein von dem Rath für den Seiltänzer Adam Dollen aus Tirol ausgestelltes Zeugniß, nach welchem derselbe anfänglich ob der bei seinem Handwerk obwaltenden Gefahr mit seiner Bitte abschlägig beschieden wurde, dann aber auf inständiges Bitten die Erlaubniß erhielt. Der Rath bestätigt dem Künstler, daß er am 17. und 23. von drei unterschiedlichen Orten, und zwar erstmals mit leerer Hand, das anderemal mit zwei bloßen Degen, das drittemal mit Losbrennung zweier Pistolen, das viertemal mit zwei gefüllten Weinkübeln, fünftens mit zwei Gläsern, mit großer Verwunderung bis an das Kornhaus ohne Anstand und Schaden hinabgefahren.

Unter dem 14. Oktober 1696 stellt der Rath folgendes Zeugniß aus:

„Es hat von uns Bürgermeistern und Rath dieser des Heil. Röm. Reichs Stadt Eßlingen Vorweisee dieses, der Koeniglich-Polnische, auch Churfürstlich-Sächsisch- dann Brandenburg-Anspachisch und Hochgräflich-Pappenheimische Hof-Voltigirer Athanasius Appe-Roso auf etliche Wochen die Erlaubniß erhalten, in allhiesiger Stadt seine erleente Exercitia mit Seiltänzern Voltigirern und Luftspringern zu machen, binnen welcher Zeit er auch zerschiedentlich vorgestellt, anjetzo aber weiter zu reisen intentioniet ist; dannenhero derselbe uns um Ertheilung eines obrigkeitlichen Attesti sowohl wegen seines den Zuschauern geleisteten Vergnügens als seiner und der Seinigen während seines Hierseins Aufführung selber gehorsamst gebeten. Wenn wir nun demselben in seinem Gesuch zu willfahren nicht entbrechen mögen, Als urkunden wir hiemit und in Kraft dieses, daß gemelter Voltigirer Appo-Rosa mit obbeschriebenen Exercitiis die Zuschauer jederzeit vollkommen contentiret, auch während seines hiesigen Aufenthalts sich mit den Seinigen wohl und dergestalten verhalten, daß wir denselben nichts Widriges, sondern alles Liebs und Guts nachzusagen, auch deßwegen denselben aller Orten bestens zu recommendiren keinen Anstand haben."

Ein Bittgesuch vom 5. Februar 1747 erzählt eine Geschichte vom „Komoediantenelend". Es lautet:

„Ich unterthänigst gehorsamster Petent bin mit meiner ganzen Famille in dem Churfürstenthum-Bayern und zwar der Hauptstadt München befeßen, und habe zu meiner und der Meinigen bessern Subsistenz mit meinem eelernten Comoedio-Spiel mich von dannen auf die Rayße begeben, welches mit sehenswürdigen täglich veränderten properen Kleydeen und lebensscheinenden englischen Marionetten dergestalten gezieret und deren Ornement so schön als zierlich ist, daß crafft beyliegender Attestateo in denen darinnen benamsten Orthen von jedermann ein seltsames Vergnügen darüber bezeuget worden. Gleichwie nun ich in dem letzten Ort Göppingen über eine ganze Woche zu der gesamt ehrsamen Innwohnerschaft größester plaisir täglich Abwechslungsweise gedacht mein erlerntes Comoedie-Spiel getrieben letztverwichenen Donnerstag aber mit meiner Bagage mich von da wegbegeben und inner dieser ganzen Zeith leyder keinen einzigen Kreutzer damit verdient, vielmehr das von wenigen Wochen her mit größester Müh erworbene völlig depensirt habe, daß mithin ohne allhier genießenden Verdienst außer Stand gesetzt bin, meine Zöhrungskosten de propriis zu bestreiten.

Als gelanget an Hochlöbl. und Hochgebiethender Reichs-Stats Magistrat mein unterthänigst gehorsamstes Bitten, vorerzehlt leyder nur allzuwahr beschaffene Rationes und Motiva in gnädige Beherzigung zu ziehen, und in Betracht meiner großen Famille nach der Stats- und Weltbekannten Mildigkeit gnädig zu erlauben, zu unserem höchst benötigten Unterhalt und Beförderung unseres fernerhinigen fortunn erstgedacht mein ohne Ruhm sehenswürdiges Comoediespiel an Tag legen und damit einen geringen Verdienst machen zu dürfen. Gnädiger Willfahr mich in tiefester Submission getröstend verharre Johann Baptist Hueber Comediant."

Im Juli des Jahres 1752 ersucht Friedrich Portl, Principal einer Gesellschaft Teutscher Schauspieler, die allhier schon vor ungefähr einem Jahr mit der Pommerschen Gesellschaft durch einige Wochen hindurch verschiedene Stücke, als Komoedien, Tragoedien und Lustspiele vorstellen solten, den Rath von Eßlingen um die Erlaubniß mit einer von ihm selbst ausgebildeten Gesellschaft gegen eine angemessene Gebühr doch wenigstens 3 Wochen hindurch ein und andere Stücke durch Marionetten aufführen lassen zu dürfen, welch Hoche Gnade ich die Tag meines Lebens mit unterthänigster Dankbarkeit und Devotion erkennen und verharren werde.

Am 11. August 1772 geht dem Rath folgendes Schreiben zu:

Wohlgebohrne, Hochedelgebohrne, Hochedelgestrenge, Hoch und Wohlgelahrte, Fürsichtige Hoch und Wohlweise Hochgebietende und Hochzuverehrende Herrn Bürgermeister und Rath.

Eines so hochweisen und Hochgebietenden Magistrats Huld gegen jedermann, besonders gegen Männer, welche sich den feinen Künsten und schönen Wissenschaften ergeben, läßet mich den unterthänig publicirten Zutritt erkühnen, und getröste mich einer gnädigen und günstigen Willfahrung. Nachdem ich schon seit Jahr und Tag als Directeur einer Privilegirten Schaubühne, von Sachsen Chur Coellen und anderen Hohen Höfen die Hoechste Gnade von Ihro Herzoglichen Durchlaucht gehabt, mich in denen gesegneten Landen Würtembergs mit einer Gesellschaft aufzuhalten und Schauspiele nach allen Regeln zur Bildung der Jugend und Sitten zu geben, auch diese unschätzbare Gnade in Zukunft durch mein und meiner Gesellschaft Aufführung ferner genießen werde. Da ich nun mein Augenmerk auf den Winter wieder nacher Ludwigsburg gerichtet, also eine spedere Reise vermeiden muß, und mir auch so viele gnädige als andere Gönner von Stuttgard gerathen, in der Nähe mich zu erhalten, damit

solche noch meine gesitteten Schauspiele zum öffteren besuchen könnten; So ergeht mein unterthänigstes Bitten an einen Hoch- und Wohlweisen gnädig und Hochgebietenden Magistrath der Kayserl. Freyen Reichs-Stadt Eßlingen mir die gnädige Concession nur auf eine kurze Zeit angedeihen zu laßen: mein Theatre auf einem dazu bequemen Platze gegen Erlegung eines billigen Locarie in Eßlingen erbauen zu dürfen. Ich weiß; daß sich viele Liebhaber von Stuttgard vor meiner Bühne einfinden werden, wodurch der Stadt keyn Schaden, sondern vielmehr einiger Nutzen zugefügt wird, auch dasjenige, was alle Woche meine Acteurs an gage erhalten, wieder unter der werthen Bürgerschaft verzehrt. Das Legegeld wird man ebenfalls so billig bestimmen, das Ein Hoch und Wohlweiser Magistrat nicht die mündeste Ursach finden wird, sich über meinen Aufenthalt zu beschwören. Diese mir hiedurch erzeigte Gnade der Erlaubniß werde ich nicht nur lebenslänglich mit erbührendem Respect zu erkennen wissen, sondern auch mich in aller Unterthänigkeit nennen

Euer Wohl- und Hochedelgebohren

unterthänig gehorsamer

Peter Florenz Ilgener

Directeur der Privilegirten Comoedie

von Sachsen Cöllen und Würzburg.

Tübingen den 11 August 1772.

Dieser Florenz Ilgener muß in Tübingen sehr wohl angeschrieben gewesen sein; denn der damalige Regierungsrath und Oberamtmann Harpprecht dort richtete gleichzeitig selbst folgendes Empfehlungsschreiben für ihn an den Eßlinger Magistrat:

Reichsfrey hochwohlgeborene, wohlgeborene, Hoch Edelgeborene und Hochedelgestrenge, hochgeneigt, hochzuehrend und hochgeehrteste Herren! Die Zeit, welche Se. Herzogl. Durchl. mein gnädigster Herzog und Herr dem Directeur einer komischen Schauspieler-Gesellschaft Peter Florenz Ilgener zu spielen hier gnädigst vergonnt haben, lauft nun bald zu Ende. Er hat zwar von Einem hochlöbl. Magistrat der kays. freyen Reichstadt Heilbronn die Erlaubnus bereits erhalten, sein Theater allda aufschlagen zu dürfen; da aber seine Zeit erst im Octobre angehet, er also diese Tage über ohne Beschäftigung stillliegen müßte, hat er mir eröfnet, daß er sich erkühnen wolle, Euer . . . ganz gehorsamst zu bitten, ihm gnädigst zu erlauben, die wenigen Wochen über, bis er das Heilbronner Theater betritt, ein empfindungsvolles Publicum zu Eßlingen mit seinen Schauspielen belustigen zu dürfen und hat er mich, um bei Euer . . . nicht ohne alle Legitimation als ein Fremdling zu erscheinen, angegangen, ihm seines Verhaltens wegen in Tubingen ein pflichtmaßiges Zeugnus zu ertheilen.

Euer . . . Hochedelgestreng kann ich also versichern, daß er mit seinen Leuten sowohl in Rücksicht auf die Theatralische als Bürgerliche Sitten sich das beste und untadelhaffteste Lob erworben habe. Die Acteurs und Actricen sind alle gut und ertappen bei der Vorstellung auch der schwersten Theatralischen Stücke die Natur meistentheils auf der That, ja bringen keine andere als solche Possen auf die Bühne, die gesittet sind und jedermann ohne den geringsten Gewissensscrupel sehen darf; an Harlequinaden und Farcen hat Directeur Ilgener selbst einen Degout. Er ist mit seinen Leuten nun seit dem Ende Junii hier und ich kann bei obhabenden Amtspflichten bezeugen, daß mir in dieser ganzen Zeit nicht die geringste Klage vorgekommen ist. Vielmehr stehen sie mit dem Directeur bei jedem Gutdenkenden in derjenigen Achtung, welche rechtschaffene und ehrliebende Schauspieler billig verdienen. Sie gaben alle richtig aus, wie mir es die Wirthin zum Trauben bey der der Directeur und die meisten logiren vor wenigen Tagen mit vielem Vergnügen selbst erzählt hat. Eben darum aber, weil sie nicht nur gute Schauspieler sondern auch Leute von guter Denkungsart und Aufführung sind, die sehr zu bedauern wären, wenn sie einige Wochen ohne Beschäfftigung und Verdienst still sitzen sollten, bin ich so frey, Euer . . . gehorsamst zu bitten, dem Directeur Ilgener in seinem anliegenden Petito hochgeneigtest zu deferiren; ich werde solches als ein Zeichen des wohlwollens Euer . . . auch gegen mich ansehen, und keine Gelegenheit verabsaeumen, Denenselben meine reelle Dienste dagegen zu erwidern, der ich die Ehre habe mit der vollkommensten Hochachtung zu verharren Euer gehorsamster Diener Regierungsrath Oberamtmann Harpprecht zu Tubingen. Den 18. August 1772."

Bezeichnend für die Verhältnisse damaliger Zeit ist folgendes: Am 18. August 1773 stellt der Rath an die Herren Trevisany und Houssiel ein Zeugniß aus, welche in abgewichener Woche mit einem Elephanten anhergekommen und denselben sehen ließen. Dieselben hatten, wie aus einem anderen Protokoll hervorgeht, sich bei dem Rathe darüber beschwert, „daß von Obrigkeitswegen Ihnen vor den Aufenthalt allhier ein Ansatz an Geld sollte gemacht werden. Sie bezeugten über dieses als eine ihnen nirgends begegnete Sache viel Verwundern und declarirten von Ihrer Seiten die pure Unmöglichkeit, etwas zu geben". Sie mußten sich aber zuletzt dennoch hiezu verstehen, nachdem das Gutachten mehrerer Rechtskonsulenten über diesen Fall eingeholt worden war.

Ein anderer Schauspieldirektor richtet unterm 27 August 1776 nach den üblichen Anreden folgendes Gesuch an den Magistrat:

„Wenn ich nicht zum Voraus überzeugend wüßte, daß Eure Herrlichkeit und Großgunsten von denenjenigen Vorurtheilen, mit welchen man sonsten gegen eine herumwandernde Truppe von Comoedianten öffters nicht ganz ohne Grund eingenommen zu seyn pflegt, und ihnen dahero nicht selten den Zutritt versaget, insoferne weit entfernt wären, daß Hochdieselben hienach eine jede reisende Schauspielgesellschaft gleich ungütig beurteilen, und gleich unglücklich behandeln sollten — So würde ich es wohl nicht wagen, Einem solch erlauchten Magistrat meine tiefgehorsamste Bitte zu Füßen zu legen.

Euer Herrlichkeit und Großgunsten ist aber ohne mein allermindestes Anführen allzuwohl bekannt, mit welch unverwerflichen Gegenständen sich in denen neueren Zeiten die dramatische Dichtkunst beschäftige; zu welcher Höhe von warmem moralischem Gefühl selbige zu bringen getrachtet werde, und wie sehr die Bühne von schmutzigen Ausfällen niedrigen Possen und anstößigen Farcen gereiniget seye? Und dieser Art, dieses Bestrebens, ich darf es ohne Schamröthe sagen, ist die unter meiner Anleitung stehende Gesellschaft. Ich berufe mich diesfalls auf die vollgültige Zeugnisse, der kürzlich in Ulm versammelt gewesenen und mit ihrem täglich höchst schätzbaren Besuch das Schauspiel beehrten Höchst- und Hochansehnlichen Kreyß-Gesandschaften des dortigen hochansehnlichen Magistrats-Collegii andere verehrungsvollen Kennern und Gönnern der Schaubühne alldorten, und wenn es mit noch offender Genehmigung gesagt werden darf, zweyer hochverehrlichen Raths-Gliedern dieser hochlöblichen Reichsstadt Eßlingen selbsten.

Dieses und da mir die Geseze eines Fremdlings ganz wohlbekannt sind, nach solchen auch meine Gesellschaft während des ganzen Aufenthalts in Beobachtung strenger Sitte und untadelhafter Aufführung ungewöhnt-selten nöthigenfalls aber unverwandt im Auge habe, mag einen Hochlöblichen Stadtrath zu Ulm bewogen haben, nach allschon auseinandergegangenem Kreiß-Konvent mir annoch einige Wochen den Aufenthalt und Eröffnung meiner Schaubühne huldvollst zu gestatten! Da sich nun aber auch diese gnädig gegönnte Zeitfrist ihrem Ende nähert, So erkühne ich mich in tiefster Ehrfurcht Eure Herrlichkeit und Groß-Gunsten anmit unterthänigst zu bitten, die hohe Gnade vor mich zu haben, und mir zur Errichtung meiner Schaubühne in allhiesig ansehnlicher mit so vielen vortrefflichen Förderern der Wissenschaften und einer angesehenen Noblesse versehenen Reichsstadt Eßlingen auf ein paar Monathe die huldgnädige Erlaubniß zu ertheilen.

Fast sollte ich, da ich soeben unter der Hand vernehme, daß Eure Herrlichkeit und Großgunsten schon ohnehin derley hochgeneigte Erlaubniß gegeben, an gnädiger Erhörung auch meiner unterthänigen Bitte um so weniger zweifeln, je gewisser es sich etwa erproben möchte, der erste gewesen zu seyn, solcherley gute und ausgewählte Schauspiele zu Eßlingen gegeben und als ein Religions-Verwandter die allhiesige hoch-Oberherrliche Gnade nicht unterthänigst genossen zu haben. Ich verharre mit hochachtungsvollster Ehrfurcht Eurer Herr-

lichkeit und Großgunsten unterthänig-tiefgehorsamster Peter Reichard, Directeur einer deutschen Schauspielergesellschaft."

Der red- und schreibselige Herr hatte indessen kein Glück. Sein Gesuch wurde abschlägig beschieden, „da schon über 8 Wochen eine andere Gesellschaft Teutscher Schauspieler sich allhier aufgehalten, und diese im Begriff stehet, sich von hier weg zu begeben, weil ein längerer Aufenthalt ihr mehr schädlich als nüzlich sein dörfte, überhaupt auch allhier in einem Jahre nur eine Gesellschaft Schauspieler, und zwar auf kurze Zeit aufgenommen zu werden pfleget".

Unterm 6. Juni 1780 bitten die Direktoren Usler und Ilgener, hochfurstl. brandenburgische Hof-Komödianten, um die Erlaubniß, ihre theatralischen Komödien, Tragödien, Ballets und Operetten aufführen zu dürfen, und verpflichten sich, keine der Jugend Anlaß zu Ausschweifungen gebenden Stücke aufzuführen, sondern vielmehr jedes aufzuführende Stück Tags zuvor einer behördlichen Censur zu unterwerfen.

Auch eine Direktion Hochkirchen von Nördlingen ist unter den Petenten damaliger Zeit. Gar beweglich bittet am 11. April 1786 Johann Andreas Teichmann aus Nordhausen in Thüringen um die Erlaubniß, nach Eßlingen kommen zu dürfen. Er hat nicht nur drei beinahe erwachsene Töchter, sondern auch noch zwei kleine Kinder, und möchte, wenn er auf seiner Reise nach Schwäbisch Hall durch Eßlingen kommt, dies benützen, um seine Gelder zu vermehren. Er will sich diese Gnade nicht nur durch Aufführung sehr unterhaltender Sing- und Schauspiele, sondern auch durch solche von Kinderstücken aus dem Weisseschen Kinderfreund werth zeigen, und begründet seine Bitte in einem beiligenden Memorial mit zwölf Paragraphen, z. B. werde der Senat durch seine Erlaubniß hiezu nur nach Gottes Wort handeln, „welcher uns in seinem Worte beynahe auf jedem Blatte Barmherzigkeit, Güte und Menschenliebe empfiehlt". Außerdem will er sich verpflichten, eine Gratisvorstellung für die Armen zu geben.

Indessen wurde der Supplikant trotz mannichfachen Hin- und Herschreibens abgewiesen, und eines der Mitglieder des Raths fand sich dabei zu folgender Randbemerkung bemüßigt: „Wie ich schon in letzter Rathssession geaeußert habe, eröffnen sich unseren Augen so viel real tragische Szenen, daß wir der fingirten füglich entbehren können, und daraus zwischendurch auch komische Auftritte unentgeltlich servirt werden, so halt ich's für überflüßig, noch Geld dazu auszugeben. Hier ist ohnehin der Ort zu Spektakel nicht. Sollte der Supplikant wider Vermuthen was gutes aufführen, so verstünde es der wenigste Theil; elend und niedrig Zeug aber verdient keine Konzession einer hohen Obrigkeit. Dabei bedaure ich jedoch diesen armen Mann und stimme auf eine Wegzöhrung von 6 fl. aus den löblichen Armgelds Amt oder wenn dies eher beliebt werden sollte, daß jeder Herr Senator 30 kr. ex propriis beytrage, wo er dann 6 fl. 30 kr. bekäme.

Ueber den Platz zum Aufstieg eines aerostatischen Frauenzimmers wird des löngeren im Rathe disputirt. Sehr originell ist ein Bericht des Johann Georg Horlocher von Lauffen beim Stabsamt Schmidelfeld vom 16. November 1786, der nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr eine Erscheinung in der Luft in der Gestalt eines kleinen Kindes wahrnahm, dieselbe sei ,wie man ihm jetzo sage, ein Luftschiff gewesen, das in kurzer Entfernung von ihm auf den Boden gesunken, und von ihm, der sein Leben lang so etwas noch nicht gesehen, für ein besonderes Zeichen vom Himmel gehalten worden sei. Das habe ihn in einen solchen Schrecken versezt, daß er nimmer vorwärts noch rückwärts habe gehen können.

Den Beschluß möge die Bekanntmachung eines gewissen Laurenz Müller machen, eines „mechanischen Künstlers", der um die Erlaubniß bittet, sein mechanisches Figurentheater in Eßlingen zeigen zu dürfen, da wegen des Todes der Frau Fürstin von Thurn und Taxis in Stuttgart Hoftrauer eingetreten sei. Das vom 11. Juni 1787 datirte Schriftstück lautet:

Mit hochobrigkeitlicher Erlaubniß wird bekannt gemacht, daß allhier angekommen ist Herr Müller, mechanischer Künstler aus Nassau-Hattomar, welcher sich durch seine Kunst und Wissenschaft an so vielen Koeniglichen, fürstlichen und anderen großen Höfen die größte Bewunderung und Beifall erworben, auch von so vielen Professoren die Hochachtung seiner Kunst erhalten. Wenn jemals eine wahre Mechanik verdient gesehen zu werden, so ist es gewiß dieses Stück, welches ein schönes Frauenzimmer abbildet, und nur einen Fuß hoch und 6 Zoll dick ist. Diese Figur hängt mitten im Zimmer, um allen Anschein von Betrug zu entfernen, frei an einer Schnur oder Cortel. Dieses bewunderungswürdige und alle Zuschauer in Erstaunen sezende Kunststück kann erstens nicht nur reden, und auf alles was man sagt, vernünftige Antwort ertheilen, sondern

1) Spielt es auch Karten und Würfel.
2) Erkennt es unter 15 Personen die verliebteste.
3) Wird es den Frauenzimmern besonders die Liebe der Chapeaux entdecken.
4) Sie singt vortrefflich schön.
5) Sortirt es alles Geld. Endlich
6) macht es noch viele nicht zu benennende Künste, welche allhie alle noch niemals gesehen worden.

Er zeigt zweitens auch eine männliche Figur, welche nur einen halben Fuß hoch und zwei Zoll dick ist, so sehr viel Merkwürdigkeiten macht. Herr Müller versichert zuverläßig, Jedermann der ihm die Ehre seines geneigten Zuspruchs schenken will, durch diese sehenswürdigen mechanischen Kunststücke ein sattsames Vergnügen zu verschaffen."

Ich schließe damit die Akten, die nur ein schlichter Beitrag zur Kulturgeschichte sein sollen!

G. F. H.

## Besprechungen.

Auf *zwei beachtenswerthe Schriften zur Schulreform* sei im folgenden etwas näher eingegangen, die, wenn auch aus entgegengesetzten Lagern hervorgegangen, sich doch im wesentlichen inneren Punkten mit einander berühren. Die erste ist die von Dr. *Max Eichner*: *Warum lernen wir die alten Sprachen?* Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1901. — Der Verfasser der vorliegenden Schrift gehört zu den wahren und ehrlichen Freunden der klassischen Bildung, zu denen, die sich nicht hinter Schlagworten und veränderlichen Erscheinungsformen, wie auch das Gymnasium nur eine ist, ängstlich verschanzen, sondern die durch die Schale hindurch auf den Kern der Dinge losgehen. Er steht auf dem Standpunkt, daß nur durch freimüthige Aufdeckung der Schäden eine Besserung möglich sei, nicht durch Vertuschung und Bemäntelung, durch ruhiges Insichgehen, nicht durch falsche Empfindlichkeit. „Als ob die klassische Bildung nur ein noli me tangere wäre, ein Kartenhaus, das bei der leisesten Berührung einfällt." Von den Klagen, die gegen das Gymnasium vorgebracht worden, hält der Verfasser die für am meisten begründet, die sich gegen den Uebereifer der *Philologen* wendet, der die Grammatik zur Hauptsache macht und die Lektüre der Schriftsteller über Gebühr vernachlässigten, eine Gefahr, vor der schon Schleiermacher gewarnt hat. Verfasser glaubt zu bemerken, daß eine reaktionäre Bewegung zugunsten des alten grammatischen Betriebes imGange sei, wofür er S. 9 f auf mehrere Anzeichen hinweist, durch die er zu zeigen sucht, „in welchem Maße sich bei uns jetzt der Epigonismus auszuprägen anfängt: im Großen sind wir klein geworden, im Kleinen wollen wir groß werden." — Als das beste Mittel, diesem Epigonenthum zu steuern, sieht der Verfasser die Methode an, die den Schwerpunkt des Unterrichts in die Lektüre, nicht in die Grammatik verlegt. Er ist also kein Freund der sog. formalen Bildung, sondern der materiellen; jene ist nur das Mittel zur Erreichung dieser. Um nun seine Ansicht zu begründen, gibt Eichner nach einer Skizzirung des ungeheuren Einflusses der alten auf die moderne Kultur im 2. Theil (S. 26—47) seiner Schrift eine historische Uebersicht über die Wandlungen, denen die Auffassung vom Zweck der Erlernung der alten Sprachen unterlag, meist auf Grund

von Paulsens Geschichte des gelehrten Unterrichts, und Nerrlichs Dogma vom klassischen Alterthum. Dabei tritt unter den zahlreich herangezogenen pädagogischen Schriftstellern seit der Mitte des 19. Jahrhunderts immer mehr die Forderung hervor, die Lektüre in den Mittelpunkt des Unterrichts zu stellen. — Im 3. und 4. Abschnitt folgt eine Zusammenstellung von Zeugnissen aus älteren Schriften wie aus Direktorenverhandlungen, zum Beweis dafür, daß die immer wieder auftauchenden Klagen über Mangel an wissenschaftlichem Sinn bei den Studirenden, sowie über die Unsicherheit in der Beurtheilung des Zweckes der Erlernung der alten Sprachen durchaus nicht so neuen Datums sind. Auch für die richtige, bescheidene Einschätzung des grammatischen Betriebes führt der Verfasser aus Prüfungsordnungen, Ministerialerlässen u. s. w. zahlreiche Stimmen an. Diese beiden Abschnitte werden besonders dem Historiker der Pädagogik werthvolles Material liefern. Als sehr belustigend, weil die Unklarheit des Begriffes ausdrückend, sei auf die Kombinationen hingewiesen, in denen die Worte sprachlich, logisch, formal grammatisch vorkommen. (S. 76 f). — Der Schluß aus den vorstehenden Ausführungen wird im 5. und 6. Abschnitt (S. 80—103) gezogen: die Antwort auf die Frage: wer hat über die Berechtigung der Erlernung alter Sprachen zu entscheiden, kann nur lauten: die *Pädagogik*, nicht die *Philologie* (S. 85), weil nur jene den Blick auf das Ganze richtet. Was Eichner im Anschluß an Paulsen über Niemeyer sagt, daß man den Pädagogen über den Philologen vergessen hat, das könnte man auf den Betrieb der alten Sprachen überhaupt anwenden. — An die Pädagogen oder besser an die Nichtpädagogen richtet sich denn auch der letzte Abschnitt. Er fordert nichts Geringeres als eine Aenderung der Methode und wendet sich scharf gegen den als „Geistesgymnastik" gerühmten „Drill", gegen das Hasten und Jagen, die Unterschätzung der Selbstthätigkeit und Unterdrückung der Freiheit, alles Erscheinungen, die in dem noch nicht sehr alten Wort „Pensum" einen bezeichnenden Ausdruck erhalten haben. An der Beseitigung dieses „Pensums" müsse zuerst gearbeitet werden, was Eichner im einzelnen ausführt (S. 94 ff.), immer unter Hinweis auf Autoritäten, wie Niemeyer, Seyffert, Paulsen u. A. Auch die Auswahl der Lektüre müsse von pädagogischem, nicht, wie bisher meist, von philologischem Gesichtspunkt erfolgen, wobei Verfasser, wie schon vor 15 Jahren, so auch jetzt wieder für eine gute Chrestomathie im Sinne der Wilamowitz'schen eintritt. — Die Devise des Verfassers: „die Schule den Pädagogen" sollte aber nicht nur das Privilegium der Philologie treffen, sondern noch etwas anderes, was er nur flüchtig berührt und was doch viel tiefer in den Organismus unserer Schulen einschneidet, als man glauben möchte, nämlich die staatliche Bureaukratie und Bevormundung, unter der Direktoren, Lehrer und Schüler in gleicher Weise zu leiden haben. Erst wenn die Lehrpläne nicht mehr von oben und über die Köpfe der Lehrer hinweg gemacht werden, wenn sie aus dem Bedürfniß der Schule selbst, aus ihrer Mitte und ihrem eigenen Interesse herauswachsen, kurz, wenn der Lehrer und Pädagoge wieder ganz Herr in seinem Hause ist, wenn in unseren Schulen nicht mehr das militärische, sondern mehr das Familiensystem herrscht, wenn der Lehrer nicht mehr in erster Linie Beamter, sondern frei schaffender Künstler und Jugendbildner ist, erst dann werden die heutigen Klagen verstummen. Es genügt nicht der Protest dagegen, daß unsere höheren (Mittel-) Schulen im Innern ausschließlich von *Gelehrten* beherrscht werden, sie dürfen auch im Aeußern nicht ausschließlich vom *Staate* beherrscht sein. Sie müssen wieder mehr manichfaltige Farbe bekommen. In dieser Hinsicht, wenn auch vielleicht nur in dieser, kann man der deutschen Schule des 20. Jahrhunderts etwas von dem Charakter der englischen und amerikanischen Schule wünschen, die hierin dem germanischen Individualismus treuer geblieben sind als wir. — In diesen Wunsch klingt auch die aus einem Vortrag hervorgegangene kleine Schrift von *Fr. Paulsen* aus: *Die höheren Schulen und das Universitätsstudium im 20. Jahrhundert.* Braunschweig, Vieweg u. Sohn 1901. „Das 19. Jahrhundert," sagt Paulsen, „hat die Freiheit der Anstalten und der Lehrer durch verbindliche Lehrpläne und verbindliche Vorschriften für die Auswahl, Anordnung und Methode des Unterrichts immer mehr eingeengt, die Lehrpläne von 1892 gehen darin weiter als irgendwelche früheren. Es ist zu hoffen, und wenn nicht zu hoffen, so bleibt es doch zu wünschen, daß das 20. Jahrhundert hier ein Penelopewerk vollbringt und geknüpfte Fäden wieder löst." Auch der Satz, „der ganze Handel um den Stundenplan, wie er nun seit Jahrzehnten geführt wird, ist eigentlich, wie gegen die Würde der Schule, so auch gegen die Würde des Staats," verdient vollen Beifall. Doch das hier nur nebenbei. Der Zweck dieses Vortrags war, eine Art Prognose zu stellen auf die Gestaltung des Schulwesens im neuen Jahrhundert und auf dessen Rückwirkungen auf den akademischen Unterricht. Der Hauptschwerpunkt der Ausführungen Paulsens ruht in der Darlegung der *Widerstände*, auf welche die Durchführung des neuen Prinzips (Gleichstellung der Realgymnasien mit den Gymnasien) stößt und dann des Einflusses, den die Neuordnung auf den *statistischen Bestand des höheren Schulwesens* haben wird. — Den Hauptwiderstand leisten die Juristen, gestützt auf die Unentbehrlichkeit der klassischen Studien und auf ihre Bedeutung für den Idealismus. Paulsen geht besonders auf den ersten Punkt ein und weist überzeugend auf die Gefahren hin, denen das Realgymnasium ausgesetzt ist, wenn die Juristen, als sozial vornehmster und darum für die anderen vorbildlicher Stand nicht nachgeben. Die ganze Frage wird so wieder, wie auch von den Medizinern, zu einer Standes-, statt zu einer allgemeinen Bildungsfrage gemacht. Als solche aber muß sie gefaßt werden. Daher hat man nur die Wahl: „Erhaltung des klassischen Unterrichts um den Preis der Zulassung der Realabiturienten, oder Aufrechterhaltung der Aussperrung der Realabiturienten um den Preis der Vernichtung des klassischen Unterrichts; beides: Erhaltung des klassischen Unterrichts *und* der Sperre, das ist nicht möglich." Im einzelnen betont dann Paulsen noch die Wichtigkeit der Naturwissenschaften und der neueren Sprachen, besonders des Englischen, für den Beamten, widerlegt die Gierke'sche Auffassung, daß die Gymnasialvorbildung der Philosophie zugute komme, sehr geschickt (S. 24), zeigt die Entbehrlichkeit des Griechischen für den Juristen, das erst vor 70 Jahren in die allgemeine Vorbildung aufgenommen worden sei, und macht deutlich, daß die Aussperrung der Realabiturienten von den drei „oberen" Fakultäten sich an der philosophischen und damit an dem Lehrerstand am meisten rächen werde, wenn wir auch nicht so weit gehen möchten, um die Kenntniß des Griechischen für die modernen Literaturen als unentbehrlich zu bezeichnen. Also schon die Rücksicht auf den höheren Lehrerstand fordere die allgemeine Zulassung der Realabiturienten. — Die Konstellation der verschiedenen Schularten denkt sich Paulsen etwa so, daß die Frequenz des Realgymnasiums auf Kosten der des Gymnasiums steigen werde, weil jenes einen Mittelweg darstelle, dieses auf die bisher ohne inneren Drang hineingetriebenen Schüler ohne Schaden verzichten und erst so seinen eigentlichen Zweck voll erreichen könne. Schließlich wird zur Bestimmung des Einflusses der neuen Verhältnisse auf den Universitätsbesuch eine *statistische Uebersicht* gegeben, aus der hervorgeht, daß der Lehrerstand sich schon jetzt zu einem Drittel aus Realabiturienten zusammensetzt, ein Verhältniß, das noch ungünstiger werden könnte, wenn der Strom der Realabiturienten nicht auch aus diesem Grunde in die anderen Fakultäten abgeleitet wird.

K. D.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* *Zum Gedächtniß Tycho Brahes.* Wie wir in dem „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" lesen, wird zur Erinnerung an *Tycho Brahe* (geboren am 14. Dezember 1546, gestorben am 24. Oktober 1601 in Prag) am 22. d. M. auf der Insel Hveen eine Gedenkfeier stattfinden, an der König Oskar von Schweden theilnehmen wird. Den Beginn der Feier macht ein Gottesdienst, bei dem Bischof Billing aus Lund predigt, und später versammeln sich die Festtheilnehmer bei dem alten Uranienborg, wo Reichsantiquar Hildebrand aus Stockholm eine Gedächtnißrede hält. Die Insel Hveen erhielt

Tycho Brahe, als er nach längerem Aufenthalt in Deutschland nach Dänemark zurückkehrte, vom König Frederik II. als Lehn, damit er sich hier ein Observatorium einrichten könne, und nach Verlauf von vier Jahren erhob sich auch hier das berühmte Uranienborg, ein Bauwerk, das einen äußerst stattlichen Eindruck machte und großes Aufsehen erregte. Es lag hinter einem hohen Wall, neben dem mehrere Reihen Bäume liefen. Die Zimmer waren reich geschmückt und mit eleganten Möbeln ausgestattet; jedoch das meiste Interesse boten die Bibliothek und die kleinen Thürme, in denen sich die Instrumente befanden. Brahe wirkte 20 Jahre auf der Insel, bis nach dem Tode des Königs Frederik II. die Feinde des berühmten Astronomen die Oberhand gewannen. Bald mußte er Hveen verlassen, worauf er sich in Kopenhagen niederließ. Aber auch hier blieb er nur wenige Monate; dann ging er nach Rostock und Wandsbeck, wo er vom Kaiser Rudolf eingeladen wurde, nach Prag zu kommen. Dort richtete ihm der Kaiser ein neues Uranienborg ein. Als Assistent Brahes stand ihm Johannes Kepler zur Seite, der nach dem Tode Brahes die Planetentafeln herausgab, an denen Brahe sein ganzes Leben hindurch gearbeitet hatte. Wie auf Hveen, sind auch anderwärts Erinnerungsfeiern geplant, die jedoch erst im Oktober, dem Monat, in dem Brahe gestorben ist, stattfinden werden.

* Zur Uebertragung des gelben Fiebers durch Moskitos liegt ein neuer experimenteller Beweis vor. Wie aus New-York gemeldet wird, sind von den acht Personen, die sich in Havana gegen Bezahlung zu den von amtlicher amerikanischer Seite dort mit Gelbfieberkeimen vorgenommenen Versuchen hergegeben haben, d. h. sich von Moskitos, die nachweislich angesteckt waren, stechen ließen, zwei gestorben, drei liegen im Sterben, zwei befinden sich nach schwerer Erkrankung auf dem Wege der Besserung und nur eine blieb gesund. Damit scheint die Annahme, daß das gelbe Fieber durch Moskitos auf Menschen übertragen wird oder wenigstens übertragen werden kann, eine Bestätigung gefunden zu haben. Mit den Versuchen des brasilianischen Arztes Dr. Caldas, der ein Serum gefunden haben will, wodurch Immunität gegen das gelbe Fieber erzeugt werden kann, haben sich die amerikanischen Aerzte in Havana nicht befaßt. Inzwischen dürfte auch Dr. Caldas' eigener Glaube an sein Serum erschüttert sein; denn am 27. August erkrankte eine Person, die mit seinem Serum geimpft worden war und sich dann von einem angesteckten Moskito beißen ließ, schwer am gelben Fieber.

* Eine Umschiffung der nördlichsten Inselgruppe Grönlands. Wie dem „Südd. Korr.-Bureau“ aus Halifax gemeldet wird, ist der Dampfer „Erik“ mit Frl. Peary, der Tochter des Nordpolfahrers Peary, der bei ausgezeichneter Gesundheit am Cap Sabine überwintert, dorthin zurückgekehrt. Sie berichtet, das Schiff habe die äußerste Nordspitze des grönländischen Archipels umfahren und eine Breite von 83 Grad 0' 50" erreicht. Es werde beabsichtigt, im nächsten Frühjahr den Versuch zu machen, den Nordpol zu erreichen. Weiteres bleibt abzuwarten.

* **Heidelberg.** Der Direktor der hiesigen Sternwarte, Prof. Max Wolf, ist zum ordentlichen Professor der Astronomie und Direktor der Sternwarte in Göttingen berufen worden.

* **Hannover.** Für die im Wintersemester stattfindenden Volksthümlichen Hochschulkurse sind, der „Nordd. Allg. Ztg.“ zufolge, vier Kurse von je sechs Vorträgen in Aussicht genommen. Dieselben beginnen am 30. September, und zwar mit dem Vortrage des Privatdozenten an der Technischen Hochschule Dr. Ad. v. Hanstein über „Leo Tolstoi“, dann wird der Professor an der Technischen Hochschule Dr. Karl Heim über „Die elektrische Beleuchtung“ vortragen. Nach Weihnachten werden dann Vorträge des Professors an der Technischen Hochschule Schleyer über „Grundzüge der Astronomie“ und des Professors an der Thierärztlichen Hochschule daselbst Dr. Karl Arnold über ein noch zu bestimmendes Thema aus der Chemie folgen.

* **Königsberg.** Dem Oberarzt am hiesigen Kranken- und Diakonissenhause der Barmherzigkeit, Dr. Reinhold Unterberger ist das Prädikat „Professor“ beigelegt worden.

* **Aus Rußland.** Der Verfasser der Schrift über Schlüters Wirken in St. Petersburg (1713/14), Professor P. Wallé, ist von der kaiserlichen Gesellschaft der St. Petersburger Architekten zum korrespondirenden Mitglied ernannt worden, eine Auszeichnung, die bisher erst zwei Ausländern zutheil wurde. Nach den Mittheilungen des zweiten Präsidenten der Gesellschaft, Wirkl. Staatsraths Grafen v. Suzor, ist durch die von Professor Wallé im vorigen Jahre in der Eremitage angestellten Nachforschungen nach alten Plänen die Aufmerksamkeit der russischen Kunsthistoriker erneut auf Zeichnungen aus der Zeit Peters d. Gr. gelenkt worden, die für die Bau- und Kunstgeschichte St. Petersburgs von der größten Bedeutung sind.

* **Aus Amerika.** Eine der ältesten und angesehensten Universitäten Nordamerikas, das in New-Haven befindliche Yale College, feiert, wie man der „Frkf. Ztg.“ mittheilt, in den ersten Tagen des Oktober ihr 200jähriges Jubiläum.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

W. Haacke und W. Kuhnert: Das Thierleben der Erde. Lieferung 33—36. Berlin, Oldenbourg. Je M. 1. — H. Grosse: Historische Rechenbücher des 16. und 17. Jahrhunderts. Leipzig, Dürr 1901. M. 3.60. — B. Stern: Jungtürken und Verschwörer. Leipzig, Grübel u. Sommerlatte 1901. M. 6. — E. Wunderer: Polybios-Forschungen. 2. Theil. Leipzig, Dietrich 1901. M. 2.40. — Benecke: Wörterbuch zu Hartmanns Iwein. Ebd. 1901. M. 10. — E. Marens: Die Lüge vor Gericht. Ebd. M. 0.50. — Dr. O. Greulich: Platens Literatur-Komödien. Bern, Schmid u. Francke 1901. M. 2.50. — P. Andreas Hamerle: Der neue Don Quixote. (Sammlung zeitgemäßer Broschüren Nr. 9.) Graz, „Styria“ 1901. M. 0.20.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

**Uebersicht.**



## Die Elektrizität und die Landwirthschaft.

Die Firma Siemens u. Halske hat kürzlich eine kleine, lehrreiche Broschüre herausgegeben, die den Titel führt: „Die Elektrizität in der Landwirthschaft“, und die gerade im gegenwärtigen Augenblick, wo wieder einmal die Noth der Landwirthschaft herhalten muß, um unser gesammtes Wirthschaftsleben in Frage zu stellen, besondere Beachtung verdient. Man ersieht daraus, welche Zukunft der elektrische Betrieb der landwirthschaftlichen Verrichtungen haben kann, wenn mit verständiger Zusammenarbeit weiter Kreise auf genossenschaftlichem Boden die alten Arbeitsformen neuere, rationellere Formen umgewandelt werden. Heute schon ist die Elektrizität als Triebkraft überall dort billiger als thierische Kraft, wo natürliche Stromerzeuger mit Leichtigkeit zu haben sind. Von altersher war in allen landwirthschaftlichen Betrieben das Thier dazu bestimmt, seine Kraft als Triebkraft herzugeben. Pferd oder Rind ziehen den Pflug, den Wagen, das Göpelwerk, die Dreschmaschine. Man konnte diese Triebkraft überall verwerthen, wo man Pferd oder Rind hintreiben konnte. Das machte sie außerordentlich werthvoll, namentlich so lange man von einer Kraftübertragung auf kürzere oder auf weitere Strecken nichts wußte.

Mit der fortschreitenden Entwicklung wird die ohnehin kostspielige thierische Kraft immer kostspieliger. Namentlich die Verwerthung des Rindes zu Triebzwecken wird in landwirthschaftlichen Kreisen immer seltener, da sie der Verwerthung zu Schlachtzwecken außerordentlich abträglich ist. Man suchte daher mechanische Triebkräfte in den Dienst zu stellen. Die Windmühle, das Wasser- und das Windrad, die Turbine finden bereits ausgedehnte Verwendung. Leider kann man Wasser und Wind nicht überall haben, ihre Triebkraft bleibt auf den Standort beschränkt. Erst die transportable Lokomobile erfüllte die wichtigste Bedingung, die man an einen landwirthschaftlichen Motor stellt. Aber der Unterhalt der Lokomobile fordert die ständige Zufuhr von Wasser und von Kohlen, und damit zahlreiche Hülfskraft an Gespannen und Menschen. Die Lokomobile kann auch in ungeeignetem Terrain nicht benutzt werden. Anders der elektrische Motor. Die Elektrizität läßt sich in dünnen Drähten über weite Strecken mit Bequemlichkeit fortleiten. Sie kann an jeder Stelle in Licht, in Wärme, in mechanische Arbeit umgesetzt werden. Ihre Verwendung ist gefahrlos, ihre Handhabung einfach. Sie nimmt jedes Hinderniß mit Leichtigkeit, ein ungeeignetes Terrain kennt sie nicht.

Es kommt aber nicht allein auf die technische, es kommt vor allem auf die wirthschaftliche Verwerthbarkeit an. Wo die Elektrizität billig zu haben ist, wird ihre Verwerthung einen großen Fortschritt in landwirthschaftlichen Betrieben bedeuten. Bekanntlich setzt die Dynamomaschine die mechanische Arbeit einer Dampfmaschine, eines Flusses, eines Wasserfalls u. s. w. in elektrische Energie um. Die mechanische Arbeit liefert die Betriebsmaschine. Diese wählt der Landwirth nach den örtlichen Verhältnissen. Hat er z. B. eine Wasserkraft zur Verfügung, so kann er dieselbe nach Einbau einer Turbine mit Erfolg als Stromquelle benutzen. Solche Wasserkraftstationen sind u. a. auf den Domänen Sillium im Bezirk Hildesheim und Rodenberg im Bezirk Kassel eingerichtet worden und haben sich ausgezeichnet bewährt. Natürlich muß die Wasserkraft ausreichend sein, wenn man sie dauernd benutzen will. Auch dürfen kostspielige Wasserbauten, namentlich wenn es sich um kleinere Betriebe handelt, nicht vorgenommen werden, da hier, wie überall, die Rentabilität des Betriebes von der Höhe der Anlagekosten abhängt. Auch Brennereien, Ziegeleien, Zuckerfabriken, Kleinbahnen werden den erforderlichen Dampf liefern können. Wo all das fehlt, können mehrere Güter gemeinsam eine Kraftstation errichten. So vertheilen sich die Anlagekosten auf mehrere Schultern. Oder man errichtet sogenannte Ueberlandzentren, die das gesammte Gebiet einer Genossenschaft mit Strom versorgen. Gerade auf dem Gebiete der billigen Erzeugung der Trieb- und Arbeitskraft für landwirthschaftliche Betriebe hat das Genossenschaftswesen eine bedeutsame Zukunft.

Ist man über diese Vorfragen hinaus, so läßt die elektrische Energie durch einfache und sehr bequem verwerthbare Drahtleitungen nach allen Richtungen der Windrose vertheilen. An jeder gewünschten Gebrauchsstelle ist der Strom zu haben. Mittelst eines fahrbaren Transformators schafft man den Strom vorwärts und leitet ihn durch ein Kabel, das beweglich wie ein Gartenschlauch ist, zur Verbrauchsstelle. Ist daselbst die Arbeit gethan, z. B. ein Acker gepflügt, eine Miethe ausgedroschen, so schaltet man das Kabel ab, wickelt es auf, legt Kabel und Transformator zusammen und fährt davon. Diese Anordnung gestattet eine außerordentlich leichte und außerordentlich weite Ausnutzung des Leitungsmaterials, und steigert damit die Rentabilität des elektrischen Betriebs.

Daß die Elektrizität sich in landwirthschaftlichen Betrieben sehr vielseitig ausnutzen läßt, braucht eigentlich nicht erst auseinander gesetzt zu werden. Eine Glühlampe ist besser als eine Stalllaterne. Sie läßt sich zudem überall entzünden. Will man z. B. eine Getreidemiethe an Ort und Stelle ausdreschen, so braucht man nicht zu fürchten, daß die eintretende Dunkelheit die Arbeit beendet. Mit wenigen Handgriffen hat man alsbald an der vorhandenen oder an Ort und Stelle verbrachten Drahtleitung eine Glüh- und Bogenlampe befestigt, sofort ist die Arbeitsstätte tageshell erleuchtet. Wie Stall und Arbeitsstätte, so beleuchtet die Elektrizität Hof und Haus, ventilirt das Haus, treibt die Nähmaschine, knetet die Butter, dreht den Bratspieß, stopft die Wurst, kurz, sie macht der Hausfrau das Leben leicht, bequem und billig.

Aber diese Billigkeit entscheidet nicht in der Frage der Anwendbarkeit, es bedarf des Beweises der größeren Wirthschaftlichkeit des elektrischen Betriebs an sich, und um diesen Beweis zu liefern, bedürfen wir leider einiger Zahlen. Als Arbeitseinheit beim Messen von Kraftquellen gilt die Pferdekraftsstunde, d. i. die Arbeitssumme, welche ein schweres Pferd bei forcirter Anstrengung in einer Stunde leistet. Diese Leistung entspricht der einer Maschine, welche in einer Sekunde 75 Kilogramm einen Meter hoch hebt. Diese Pferdekraftstunde kostet in mittleren deutschen Verhältnissen bei thierischem Betrieb, Pferd,

Rind u. s. w., wenn man Verzinsung und Amortisation des Anlagekapitals, Bedienung und Futter, andrerseits Heiz-, Schmier- und Putzmaterial in Ansatz bringt, etwa 40 bis 50 Pfennige, bei Dampfmaschinenbetrieb 3 bis 7 Pfennige. Ist es nun möglich, diese billige Maschinenkraft billig zu übertragen, d. h. billig vom Erzeugungsort zum Gebrauchsort zu leiten, kann man ferner bei der Kraftübertragung größere Verluste an Kraft vermeiden, endlich die gesammte Anlage so billig herstellen, daß die Maschinenkraftstunde auch am Orte des Verbrauchs billiger bleibt als die vom Zugvieh geleistete, so hat sie den Vortheil größerer Wirthschaftlichkeit. Allen diesen Bedingungen aber genügt die Elektrizität in hohem Maße. Ihre Arbeit setzt sich zusammen wie folgt: Dynamomaschine, Leitung, Motor, d. h. die Dynamomaschine setzt die mechanische Arbeit der Dampfmaschine oder jedes anderen Motors in elektrische Arbeit um, die Leitung führt sie zum Elektromotor an der Verbrauchsstelle und der Elektromotor setzt sie wieder in mechanische Arbeit um. Auf diesem Wege gehen im Durchschnitt 25 Prozent der erzeugten Kraft verloren, d. h. die Anlage arbeitet mit 75 Prozent Schlußwirkung, oder anders ausgedrückt: Für jede $^4/_3$ Pferdekraft, welche durch die Dampfmaschine erzeugt wird, gibt der Elektomotor an jeder beliebigen Stelle eine Pferdekraft ab. Danach kommt die Pferdekraftstunde auf 5—10 Pfennige bei dieser elektrischen Anordnung zu stehen, ist also, absolut genommen, um 35—40 Pfennige billiger als die durch Zugvieh geleistete. Die Uebertragungsanlage muß natürlich verzinst und amortisirt werden. Wie hoch, das läßt sich sehr schwer in allgemein gültigen Ziffern ausdrücken, da es überall von den örtlichen Verhältnissen abhängig bleibt, welches Kapital eine solche Anlage erfordert. Man kann aber Verzinsung und Amortisation etwa auf 5 Pf. rechnen. Alsdann stellt sich die Pferdekraftstunde bei elektrischer Uebertragung der erzeugten Kraft auf 10—15 Pfennige, d. h. sie ist um 30—35 Pfennige billiger, als bei thierischem Betrieb.

Ueber die Wirthschaftlichkeit des elektrischen Betriebes ist danach kein Wort zu verlieren. Man muß aber zugeben, daß er sich für alle landwirthschaftlichen Verrichtungen, namentlich solche, die wie Eggen, Mähen, Drillen einen fortwährenden Ortswechsel der Triebkraft erfordern, nicht eignet. Eine ganze Reihe anderer Verrichtungen aber werden den elektrischen Betrieb ohne weiteres aufnehmen können. Die Futterquetschen, die Häckselschneidemaschinen, Wasserpumpen, Schlempepumpen und ähnliche vielbenutzte landwirthschaftliche Hülfsapparate gebrauchen zum Betrieb in der Regel ½—2 Pferdekraft. Diese Maschinen sind in größeren Wirthschaften mit starkem Viehstand fast unausgesetzt im Gange und verlohnt sich daher die Aufstellung eines besonderen Motors. Wo die Maschinen nicht ständig im Gange sind, da schafft man einen fahrbaren Elektromotor an, den man überall verwerthen kann. So wird die Schafschur in der Regel nur zweimal im Jahre vorgenommen. Diese Arbeit läßt sich mit elektrisch angetriebenen Scheeren außerordentlich schnell bewerkstelligen. Der fahrbare Elektromotor trägt die Kraft an Ort und Stelle, er stellt auch eine vorzügliche Beleuchtung zur Verfügung und leistet damit der sorgsamen Arbeit und der sorgfältigen Behandlung der Thiere wesentlichen Vorschub. In anderen Fällen verdient wieder der stehende Motor den Vorzug. So bei allen Hausarbeiten.

Eine ganz besondere Beachtung aber verdient der elektrische Betrieb bei jenen großen, viel Kraft erfordernden Arbeiten, die der Landmann im Frühjahr und im Herbst der eilenden Jahre regelmäßig zu verrichten hat, beim Pflügen der Felder, beim Einernten der Früchte und beim Dreschen. Für den Drusch ist mechanische Kraft seit langem im Gebrauch. Auch hier hat sie die thierische Kraft, den Ochsen, dem man nach altem Spruch beim Dreschen nicht das Maul verbinden darf, und das Gehirnthier, den Menschen, abgelöst. Der erforderliche Kraftbetrieb schwankt zwischen 5 und 20 Pferdestärken. Die Rentabilität der Lokomobile und des fahrbaren Elektromotors ist damit evident. Die Entscheidung, ob Lokomobile, ob Elektromotor, hängt wieder von den Kosten ab. Diese betragen bei einer 10pferdigen Lokomobile für die Pferdekraftstunde etwa 15—20 Pfennige, für den Elektromotor unter gleichen Verhältnissen 8—15 Pfennige. Die Elektrizität schlägt auch hier die Mitbewerber.

Nicht minder wichtig wie der Erdrusch ist die Bodenbearbeitung. Hiebei entfällt das Eggen, das Drillen und das Mähen des Getreides. Diese Arbeiten erfordern sämmtlich einen verhältnißmäßig geringeren Kraftbedarf und wechseln ständig den Ort. Dadurch würde die maschinelle Einrichtung viel zu komplizirt und zu theuer werden. Anders das Pflügen. Schon der Dampfpflug hat eine beträchtliche Verbreitung gefunden. Man hatte also das Bedürfniß nach mechanischer Kraft, und führte sie ein trotz der sogenannten Dungfrage, die sich eben auch ohne Verwendung von Zugvieh lösen läßt. Man kann Vieh halten, ohne seine Kraft als Triebkraft zu benützen. Der elektrische Pflug stellt nun den vielverwendeten Dampfpflug weit in den Schatten. Namentlich das Mitführen von Kohlen und Wasser und das hohe Eigengewicht der erforderlichen Lokomobilen machen die Benutzung des Dampfpfluges theuer, unbequem, bisweilen unmöglich. Der Preis der Pferdekraftstunde kommt beim Dampfpflug per Morgen auf 6—10 M. Beim elektrischen Pflügen läßt sich, zweckmäßige Anordnung und günstige örtliche Verhältnisse vorausgesetzt, der Preis recht wohl weit hinunterdrücken.

Die Arbeit, welche der Elektromotor beim Pflügen leistet, hängt ab von der Bodenart, der Furchentiefe, der Anzahl der angewendeten Pflugscharen und von der Geschwindigkeit, mit der der Pflug sich bewegt. Im Mittel kann man bei den Pflügen von Siemens u. Halske Leistungen von 30—50 Pferdestärken annehmen. Der Preis eines solchen Pflugsatzes ist hoch, er stellt sich mit den erforderlichen Anlagen auf 35,000—50,000 Mark. Infolgedessen wird man zu seiner Verwendung nur dort verschreiten, wo schwerer Boden bei intensiver Bewirthschaftung und starker Tiefkultur einen hohen Ertrag sichert. In diesem Falle bringt der elektrische Pflugbetrieb eine ganz bedeutende Minderung der Produktionskosten. Vor allem, wenn die natürlichen Verhältnisse, eine billige Wasserkraft z. B. die Kosten der Erzeugung der elektrischen Energie stark hinabdrücken. Wo solche Verhältnisse nicht gegeben sind, kann wieder nur der genossenschaftliche Zusammenschluß helfen, der den Bau großer Zentralen und damit eine starke Verbilligung der Kraft ermöglicht.

Daß auch der Transport der geernteten Früchte zum Speicher, der letzte Akt des landwirthschaftlichen Dramas, wenn einmal die elektrischen Anlagen vorhanden sind, durch Feldbahnen und Feldlokomotiven auf das bequemste eingerichtet werden kann, ist selbstverständlich. Auch hier läßt sich eine bedeutende Herabminderung der Produktionskosten, d. h. eine Steigerung der Rentabilität in vielen Fällen durch den elektrischen Betrieb erzielen. Bei der Lage der Landwirthschaft, vor allem bei dem chronischen Arbeitermangel, ist jede Rentabilitätssteigerung von Bedeutung. Vor allem findet der Arbeitermangel seine Korrektur im elektrischen Betrieb. Derselbe erspart nicht allein menschliche Arbeiterkräfte, er erhöht gleichzeitig die Leistungsfähigkeit des Einzelnen und steigert sein Einkommen, indem er seine Intelligenz weckt, kurz, er bringt den gesammten Betrieb auf höhere Voraussetzungen, die an allen Arbeitsquellen, den leitenden wie den geleiteten, in gesteigerter Rentabilität zum Ausdruck gelangen.

Heinz Krieger.

## Emilio De Marchi.

Vergeblich suchen wir diesen Namen in der neuen, ausführlichen Literaturgeschichte von Wiese und Percopo, finden ihn aber um so leichter in einem der neuesten Manuali Hoepli, in Vitt. Ferraris trefflicher Letteratura italiana moderna e contemporanea, wo er auf einer der Schlußtafeln sogar in Fettschrift unter den Romanschriftstellern der Gegenwart hervorragt. Indeß bemerkt auch

Ferrari von Emilio De Marchi im Texte des Büchleins nur, daß er der Schule Manzonis angehöre, 1851 in Mailand geboren, ein feiner und scharfer, auch tiefer, wenn auch leidenschaftsloser, ja sogar etwas kalter Beobachter in seinen Romanen gewesen sei; in einer Anmerkung bedauert er noch den frühen Tod De Marchis im Namen der Freunde und der italienischen Literatur. Wer den schlichten Sekretär der Mailänder Accademia scientifico-letteraria, einer der beiden philosophischen Fakultäten Italiens, gekannt hat, der weiß, was diese und noch mehr die Familie, was die Jugend und das Volk seiner Vaterstadt an ihm verloren haben. Denn dieser rührigen Metropole oberitalienischen Schaffens — la grande città del fracasso nennt er sie selbst —, wo der Fremde mehr als in anderen Städten Italiens verschwindet, hat er seinen hochfliegenden Geist, seine tiefempfindende, adelige Seele — wenn auch De Marchi keinen Adel bedeuten will — gewidmet. In der Stadt Manzonis und im Hause Cantùs, dessen feinsinnige Enkelin er als Gattin heimführte, fand er immer wieder neue Anregung, in dem frühen Tode seiner hoffnungsvollen Tochter im August 1897 aber auch den heftigen Stoß, dem seine nicht allzu starke Konstitution schon dreieinhalb Jahre später, am 6. Februar dieses Jahres, erliegen sollte. Kaum als dottore in lettere aus der Mailänder Akademie hervorgegangen, hatte De Marchi seine Feder zu üben begonnen und sogar ein eigenes Literaturblatt, La vita nuova, gegründet, hatte mehrere Artikel über Sprache und Literatur verfaßt und eine Anzahl Vorlesungen, die er im Circolo filologico gehalten, zu einem Bande: Lettere e letterati italiani del secolo XVIII (Milano 1882) vereinigt.

Daneben hatte er das Leben der lombardischen Hauptstadt und ihrer Umgebung beobachtet und dieses führte er alsbald in zahlreichen Erzählungen, besonders in den Storie d'ogni colore (Milano 1885), seinen Landsleuten vor. Wie fein ist darin z. B. der reiche Marquis gezeichnet, der, in seiner Todesstunde von hungrigen Erben umschmeichelt, immer wieder durch ferne Trompetenstöße an eine schwache Stunde erinnert wird und schließlich den Bedienten beauftragt, dem armen Störenfried, den er öfter insgeheim unterstützte, noch eine größere Banknote zuzustecken. Wie prächtig wird uns in der Geschichte des jungen Künstlers Lionello das Erwachen der Großstadt in der Nähe des Cavour-Denkmals geschildert. Wenn De Marchi hier mit „jeder Farbe“ gut umzugehen weiß, so ist er doch immer mit der eigenen Lokalfarbe am besten vertraut und man fühlt außerdem aus seinen Erzählungen heraus, wie sein Herz nicht für die oberen Zehntausend, sondern für die unteren Hunderttausende zu schlagen beginnt.

Dieser Zug charakterisirt nun die bald folgenden Romane, deren erster sein Dasein einer Wette verdankt, indem De Marchi, um dem französischen Sensationsroman entgegenzutreten, sich in einer Gesellschaft anheischig machte, in 14 Tagen einen sogenannten romanzo d'appendice (Feuilleton-Roman) zu schreiben. Mit diesem, dem Cappello del prete (Milano 1888), versuchte er, wenn auch nicht so glänzend, wie Mathilde Serao, neapolitanisches Leben zu schildern. Schon der Titel deutet auf einen Kriminalroman und in der That wird der Mord eines Geistlichen, womit die Erzählung beginnt, durch den Hut desselben entdeckt. Doch schon mit Demetrio Pianelli (Milano 1890), befinden wir uns wieder in Mailand, in üppiger Gesellschaft, aus welcher wir bald, diesmal durch den Selbstmord eines luxuriösen Beamten, der eine ihm anvertraute Kasse bestohlen hat, in die bescheidenen Verhältnisse seines Bruders versetzt werden. Wie dieser sich für die verwittwete Schwägerin und die verwaisten Kinder opfert, sich dabei in jene verliebt, sie aber dennoch seinem Vetter überläßt, weil sie für dessen Vermögen mehr als für sein eigenes Herz empfindet: dies alles ist mit der Breite eines ruhig dahinfließenden Stromes geschildert, der nur selten aufbraust, wie in der furchtbaren Scene, wo ein Eifersüchtiger nach berühmtem Vorbilde, aber mit mehr Recht als dieses, seine Gattin erwürgt. Auch die Handlung des folgenden Romans, Arabella (Milano 1893), entrollt sich in Mailand, und wieder infolge eines außerordentlichen Ereignisses. Der Vetter einer Verstorbenen hat deren großes Vermögen unrechtmäßig an sich gerissen, reibt sich unter den Angriffen der übrigen Erbberechtigten auf und mit ihm seine Schwiegertochter, die ihres Onkels Demetrio Pianelli würdig und ihrer Familie zuliebe den liederlichen Sohn des Erbschleichers geheirathet hat. Fast ebenso schlimm ergeht es dem Philosophen Giacomo l'idealista (Milano 1897), dessen unpraktischer Idealismus am Ruin des Vaters, eines Ziegelbrenners, und am Welken der Lieblingsblume, die von einem berauschten Offizier geknickt worden, zugrunde geht. Der letzte Roman, Col fuoco non si scherza, erschien zunächst, nicht wie die früheren in einer Mailänder Zeitung, sondern in der Florentiner Rassegna nazionale 1900 und wurde vor kurzem, nach dem Tode des Verfassers, mit dessen Bildniß, Milano 1901, als Buch herausgegeben. Hier stirbt ein biederer, wohlhabender Bürger am Johannistrieb zu einer weit jüngeren Gräfin, die für einen jungen Grafen schwärmt, der aber der koketten Gattin eines Bankiers nachläuft, im Duell mit diesem erblindet und nun auch auf das endlich erkannte Lebensglück an der Seite der Gräfin verzichtet. — Die scharfe Charakteristik einfacher Personen, die logisch entwickelte Handlung, dazu eine gute Dosis Resignation und Ironie in Verbindung mit einer flüssigen, auch dem Nichtitaliener leicht verständlichen Form, machen die Romane, die theilweise auch in Uebersetzungen vorliegen, zu einer ebenso spannenden als gesunden Lektüre. Verwöhnte Leser werden vielleicht die tieferen psychologischen Probleme Fogazzaros, literarische Feinschmecker auch die champagnerartig prickelnde Analyse eines Gabriele d'Annunzio vorziehen, mit dem sich unser De Marchi auch gar nicht messen will, wie Venturini aus dessen eigenem Munde in der Rassegna nazionale vom 16. März d. J. so pietätvoll berichtet hat.

Hatte De Marchi schon in der Uebertragung der Fabeln La Fontaines seine Vertrautheit mit der poetischen Form bewiesen, so zeigen die Vecchie cadenze e nuove (Milano 1899), wie er die eigene persönliche Empfindung zum selbständigen poetischen Ausdruck zu fassen vermochte. Dieser ist nur gelegentlich noch befangen unter dem Einfluß größerer Zeitgenossen, erhebt sich indeß, zumal nach dem Tode der geliebten Tochter und in der Vorahnung des eigenen Endes, zu religiös-philosophischer Betrachtung, die sich jedoch nicht ins Abstrakte verliert, sondern sich überall an das persönliche äußere und innere Wahrnehmen anschließt. In der Voce dall' alto hört er von seiner Cesarina, sie lebe ihm fort, nicht in einer Ecke des Himmels, sondern im Duft der Rose, in der plätschernden Welle, in der Verzeihung seinen Mitmenschen gegenüber, denn der Tod habe nicht zwei Staubkörnlein getrennt, sondern sie den Tropfen, mit der Gottheit, der Quelle, vereint.

Die Vecchie cadenze e nuove waren als Strenna, d. h. als Neujahrsgabe, für das Hospiz der rhachitischen Kinder erschienen, für welche De Marchi schon 1894 ein Bändchen unter dem Titel I nostri figliuoli veröffentlicht hatte. Diese Skizzen aus dem Leben der Kinder und die Winke zur Erziehung derselben zeugen von dem tiefen Verständniß und von dem lebhaften Interesse des Verfassers für die Entwicklung der Kleinen, wie er es auch stets für seine Musterkinder Cesarina und Mareo und nicht weniger in den sonntäglichen Zusammenkünften fremder Kinder im eigenen Hause bekundete. Gern nahm er sich auch der reiferen Jugend an, insbesondere der Gymnasiasten, für die er seine Età preziosa, precetti ed esempi offerti ai giovinetti (von 14—20 Jahren) schrieb, die, vom Istituto lombardo di scienze e lettere preisgekrönt, 1897 schon in sechster Auflage erscheinen konnten. In frischen, zum Theil in Briefform erschienenen Bildern führt De Marchi den Leser in das ganze körperliche und geistige Leben der Età preziosa, dieses köstlichen Jugendalters, und gibt demselben allerlei Anweisungen über Charakterbildung, wobei man nur ein Kapitel über die Dankbarkeit vermissen dürfte, und über eine systematische Ausnutzung der Zeit. Mit welcher Spannung begleiten wir z. B. die beiden Eltern,

wenn sie bis spät in die Nacht hinein ihren Sohn zurückerwarten, der doch nur mit einem kranken Freunde etwas zu lange Schach gespielt hat. Wie sehr müssen wir, wenigstens innerlich, dem Verfasser recht geben, wenn er die so häufig zur Schau gestellte Begeisterung für unverstandene Musik oder die Unterstützung rügt, die man nicht kinderlosen Geistlichen, sondern Advokaten, Professoren und Aerzten zuwende. Denn aus diesen müßten zahlreiche mezzi avvacati, mezzi professori und mezzi medici hervorgehen, da die Söhne sich doch mehr nach dem Stande der Eltern als nach eigener Neigung und Fähigkeit zu richten hätten.

Die Gährung in den arbeitenden Klassen, die vor einigen Jahren in Mailand zum offenen Kampfe führte, fesselte immer mehr die Aufmerksamkeit De Marchis, der noch kurz vor seinem Ende den löblichen Versuch machte, in der Buona parala eine Reihe werthvoller Unterweisungen über alle Fragen des Volkslebens in kleinen Heftchen zu 10 Centesimi — das letzte, zweiundzwanzigste, unter dem Titel I proverbi, ossia la sapienza del popolo — man möchte fast sagen mit dem eigenen Herzblut zu schreiben: So sehr opferte sich der immer kränker werdende Verfasser für diesen letzten Ausdruck seiner inneren Mission, die ihm zwar ebensowenig wie seine literarischen Verdienste den Titel eines Cavaliere eingetragen, aber doch ein dauerndes Andenken in seiner Heimath gesichert hat.

Wie sehr De Marchi diese geliebt und ihr innerstes Wesen erfaßt hat, erkennen wir endlich aus seinen gemüthvollen Skizzen im Mailänder Dialekt. Dieser zählt gewiß nicht zu den schönsten Italiens, bekommt aber in De Marchis rhythmischer Prosa einen poetischen Zauber, der natürlich in der Uebersetzung verloren geht, so daß die folgenden Zeilen aus der Betrachtung des Domes, El naster damm, nur eine Andeutung davon geben konnen: In nomine Patris, Fili et Spiritus Sancti. Es ist unser Dom, die Kirche der Alten, das Haus Mailands, ganz aus Marmor, groß und schön, nur er in der Welt so schön und groß. Um ihn zu verstehen, muß man unter der heiligen Thekla geboren sein, von klein an beginnen, zu jenen Statuen und Fialen, zu jenen alten, dunkeln, majestätischen Fenstern aufzuschauen, in denen die Sonne Verstecken spielt. Um ihn zu loben, muß man mailändisch sprechen, wie man mit dem Vater oder noch besser mit der Mutter spricht, und dann antwortet er, gibt sich ans Erzählen, lächelt, wird zutraulich, lenkt die Gedanken zum Herrn, zur Madonna, zu den armen Todten, zu den Tedeschi (vor 1859, wie sie etwa Giusti in seinem Sant' Ambrosio schildert) und zu den alten Herzogen. Wenn es regnet und die Leute das Gesicht verziehen, und im Winter, wenn die Tage so dunkel, kalt und neblig werden, da wird auch er, unser Dom, grau, kalt und neblig, schauert in den Wolken zusammen und scheint auf allen Seiten zu weinen. Drinnen wird's dunkel und geheimnißvoll: die steinernen Heiligen scheinen müde vom Stehen, die geistlichen Herren singen langsam das Miserere und die armen Alten, die die Messe in den Bänken hören, vernehmen bei jedem Hustenstoß, toss, eine Stimme, die ihnen von fern antwortet: Sohn, Sohn, tôs, tôs, als rufe sie der Tod.

Gottfried Hartmann.

---

## Ein Blick auf die Afrikaforschung des 19. Jahrhunderts.

Von H. Singer.

### II.

Mit Stanleys denkwürdiger Congofahrt waren die allerwichtigsten Aufgaben der Afrikaforschung allerdings erfüllt, noch aber blieb der nöthigste Ausbau der Karte des dunkeln Welttheils zu bewirken. Schon während die großen Schläge auf dem ostafrikanischen Forschungsfelde fielen, war man in anderen Theilen Afrikas mit jenem Ausbau eifrig beschäftigt. Und damit hatte zugleich auch die deutsche Afrikaforschung begonnen, von der man bisher trotz Hornemann, Barth und Anderer nicht hatte reden können. Diese Männer waren entweder englische Beauftragte gewesen oder hatten auf Kosten gelehrter Gesellschaften Forschungen unternommen, und die Nation stand ihnen deßhalb ziemlich theilnahmslos gegenüber. Das Verdienst, auch eine deutsche, d. h. von den Mitteln, Wünschen und Hoffnungen weiterer Volkskreise getragene Afrikaforschung in die Wege geleitet und sie zunächst etwa ein Jahrzehnt in Gang erhalten zu haben, gebührt wiederum Petermann, der seine ganze Werbekraft zugunsten einer deutschen Expedition für die Aufsuchung des verschollenen Eduard Vogel oder für die Feststellung seines Schicksals einsetzte. Vogel war 1853 von der englischen Regierung zur Unterstützung Barths ausgesandt worden, war 1856 nach Uadai gegangen und sollte dort ermordet worden sein. Die englische Regierung war zu thatkräftigen Schritten zur Aufhellung von Vogels Geschick nicht zu bewegen, und alles, wozu sie sich verstand, war, daß sie ihre Konsularagenten in Nord- und Westafrika anwies, bei den Karawanenleuten Erkundigungen einzuziehen. Da dies Verfahren zu keinem befriedigenden Ergebniß führte, trat Petermann 1860 mit einem Aufruf zur Sammlung von Geld für eine deutsche Expedition hervor. Der Schritt war neu und zeitigte deßhalb Resultate, die zwar an sich als geringfügig, aber in Anbetracht der damaligen Verhältnisse doch als über Erwarten günstig betrachtet werden konnten: es standen bald etwa 65,000 Mark zur Verfügung — und vor jenen 40 Jahren reiste man in Afrika noch nicht mit „allem Komfort der Neuzeit", mit Sektvorräthen und theueren Militärkarawanen. Die Wahl des Leiters war freilich für den speziellen Zweck nicht glücklich; denn Theodor v. Heuglin, der an die Spitze der Unternehmung berufen wurde, war nicht der kühne Draufgänger, der hier einzig und allein am Platze gewesen wäre. Allein die Leute, die Erfahrung in afrikanischen Dingen hatten, waren damals in Deutschland an den Fingern einer Hand abzuzählen, die Auswahl war also gering, und da von Heuglin im übrigen bereits vollgültige Proben seiner wissenschaftlichen Befähigung durch Forschungen in Abessinien abgelegt hatte, so kann Petermann aus der verfehlten Wahl ein Vorwurf kaum gemacht werden. Der Verlauf der Sache war der, daß v. Heuglin sich sehr lange von neuem in Abessinien aufhielt, daß dann eine Trennung der Mitglieder eintrat, und daß Niemand von ihnen Uadai, nicht einmal Dar Fur zu betreten wagte; 1862 war die Expedition beendet, und die Mitglieder kehrten mit ansehnlichen wissenschaftlichen Resultaten heim, ohne jedoch für ihre Hauptaufgabe etwas erreicht zu haben. Während die Heuglin'sche Expedition noch draußen war, wendete Petermann einen Theil der Mittel dem preußischen Offizier v. Beurmann zu, der von Norden her einen Versuch machen wollte. Er kam in der That 1863 bis Mao in Kanem, wurde aber hier, also an der Grenze Uadais, ermordet, allerdings, wie später Nachtigal feststellte, gegen den Willen des Sultans von Uadai. Damit waren die Bemühungen um die Aufsuchung Vogels zum Abschluß gekommen. Den Rest des gesammelten Geldes stellte darauf Petermann dem ehemaligen Fremdenlegionär Gerhard Rohlfs zur Verfügung, der seit 1861 durch seine waghalsigen Wanderungen in Marokko bekannt geworden war. Rohlfs täuschte das Vertrauen nicht und vollführte 1864 eine glänzende, geographisch überaus wichtige Reise durch die Tuatoasen nach Ghadames und brachte eine Karte heim, die noch heute angesichts des Vorgehens der Franzosen im Süden der algerischen Wüste ihren Werth nicht verloren hat.

Von geringerer Bedeutung war Rohlfs bekannte Wanderung quer durch Afrika von Tripolis über den Tschadsee nach Lagos, die er mit Unterstützung Petermanns, des Bremer Senats und König Wilhelms von 1865 bis 1867 ausführte; doch brachte sie immerhin über einzelne Sudantheile, wie das Sultanat Bautschi, die ersten genaueren Nachrichten. Das Interesse für Afrikareisen war inzwischen in Deutschland beständig gewachsen, und Rohlfs Berichte trugen dazu bei, es in immer weiteren Kreisen zu verbreiten. So kam denn zwei Jahre nach Rohlfs' Heimkehr zum erstenmal auch eine Art offizieller Expedition zustande,

die im Auftrage und auf Kosten des Königs von Preußen dem Sultan von Bornu Geschenke dafür überbringen sollte, daß er die deutschen Reisenden Barth, Overweg, Vogel und Rohlfs nachdrücklich unterstützt hatte. Führer dieser Expedition war Gustav Nachtigal, dessen sechsjährige Forschungszüge in der Sahara und im Sudan die wichtigsten Aufschlüsse über ganz unbekannte oder nur mangelhaft erkundete Länder — Tibesti, Kanem, Borku, Bagirmi, Uadai und Dar Fur — brachten. Daß Nachtigal als außerordentlicher preußischer Gesandter nur auf das dürftigste von der Heimath aus mit Mitteln versehen worden ist, wie ein reisender Derwisch an die Mildthätigkeit des mit den Geschenken bedachten innerafrikanischen Sultans appelliren und sich mühsam bis zum Nil hat durchbetteln müssen, sind zwar Thatsachen, auf die wir nicht gerade stolz sein können; sie bedeuten aber trotzdem die Quelle seines Erfolges, da der Forscher dadurch zum langen Verweilen in jenen Ländern genöthigt wurde und in die Lage kam, sie sich gründlich anzusehen. Nur so konnte ein Reisebericht von solch umfassendem Inhalt wie der Nachtigals entstehen. In diese hier skizzirte erste Periode der deutschen Afrikaforschung fällt, soweit die Nordhälfte des Erdtheiles in Betracht kommt, vor allem noch die Reise des Botanikers Dr. Schweinfurth ins obere Nilgebiet. Schweinfurth — heute der einzige noch lebende Vertreter der klassischen Zeit der Afrikaforschung — reiste auf Kosten der Humboldtstiftung und konnte in geographischer Hinsicht besonders die Forschungen von Heuglins im Westen des oberen Weißen Nil sehr erheblich erweitern; er fand dabei im „Herzen von Afrika" jenen geheimnißvollen Uëllestrom auf, dessen hydrographische Zugehörigkeit lange Jahre zu Kontroversen Anlaß gab. Von Bedeutung ist aus dieser Zeit ferner Rohlfs' Erforschung der libyschen Wüste (1873).

Wir haben hier zunächst dieser älteren Periode der deutschen Afrikaforschung im Zusammenhange gedacht, weil die einzelnen Unternehmungen sich gewissermaßen als Glieder einer Kette darstellen und in ihrer Gesammtheit den Fortschritt unsres Wissens gegenüber dem mit Barths Heimkehr abgeschlossenen Zeitabschnitt am deutlichsten kennzeichnen. Selbstverständlich aber haben auch Engländer und Franzosen von Mitte der 50er bis Mitte der 70er Jahre am Forschungswerke erfolgreich mitgearbeitet, die Ersteren von Sierra Leone und der Goldküste aus, die Letzteren in Senegambien und in der nördlichen Sahara; so drang 1860—1861 Vincent bis Adrar (bekannt aus dem vorigen Jahre durch die Gefangennahme Blanchets) und bis in die Gegend von Timbuktu vor, während Mage 1864 — zum erstenmal seit Park — den oberen Niger erreichte. Ferner sind aus der nördlichen Sahara die Reisen Duveyriers von 1859—1861 zu erwähnen, der seine Anregungen übrigens ebenfalls von Petermann erhalten hat.

Petermann hatte jedoch mit Ende der 60er Jahre den bestimmenden Einfluß auf den Gang der Afrikaforschung verloren oder vielmehr freiwillig abgegeben, da ihn ein anderes großes Ziel, die Wiederaufnahme der Nordpolarfahrten, immer mehr in Anspruch nahm. Es trat infolgedessen eine Art Dezentralisation der Afrikaforschung ein, und gleichzeitig begann die Periode der Afrikanischen Gesellschaften, die, wie einst die britische, den Reisenden ihre Aufgaben zuwiesen und ihnen die Mittel gewährten. Eine Folge von Livingstones Entdeckung des Lualaba war die Bildung der ersten dieser neuen Afrikavereinigungen, der „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorialafrika's" von 1873, die mit Hülfe beträchtlicher, wiederum zumeist durch Sammlungen erworbener Mittel die schon erwähnte Loangoexpedition nach der Westküste sandte. Während diese Unternehmung in einigen ihrer Zweige noch thätig war (Lenz am Ogowe, Pogge im Reiche des Muata Jamwo), ergriff der König der Belgier die Initiative zu einer internationalen Afrikaforschung; er wußte die verschiedenen Staaten für seine Idee zu interessiren, und es entstanden in Deutschland, Frankreich, Belgien, in Oesterreich, Rußland, Italien und Spanien, in der Schweiz, Portugal und Nordamerika „Afrikanische Gesellschaften", die in der „Internationalen Association" ihren Mittelpunkt fanden, diese unterstützten oder auch von ihr unterstützt wurden und im übrigen selbständig handeln durften. In dieses Stadium der Entwicklung fiel Stanleys Ankunft an der Congomündung (August 1877), und die gewaltige Entdeckerthat des kühnen Amerikaners wirkte auf die Pläne König Leopolds natürlich belebend ein. Indessen ist schließlich von den Afrikanergesellschaften außer der belgischen, bezw. der „Internationalen Association" nur die deutsche Vereinigung, die „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland" in eine nachhaltige Aktion eingetreten; sie aber hat bis zu ihrer 1899 erfolgten Auflösung so glänzende Erfolge erzielt, daß sie der Afrikaforschung bis zur Austheilung des Kontinents im Jahre 1885 den Charakter einer besonderen Periode sichert. Hauptziel der deutschen Gesellschaft war die weitere Entschleierung des Congogebietes; doch hat sie auch auf andere Theile Afrika's gerichtete Unternehmungen unterstützt. Es mag die kurze Erinnerung an die hervorragenden von ihr ausgesandten Forscher genügen. Lenz ging 1880 von Marokko über den Großen Atlas und durch die Sahara nach Timbuktu und von da zum Senegal. Stecker reiste 1881—1883 in Abessynien, wo er die erste genaue Karte des Tanasees aufnahm und die südlichen Grenzländer Schoas durchforschte. Die übrigen Expeditionen betreffen das Congobecken: Schütt drang 1877 bis 1879 von Loanda über Kimbundo am Kassai bis 7° s. Br. vor; Buchner kam auf dem Wege Pogges 1879 zur Mussumba des Muata Jamwo und kehrte, an der Weiterreise nach Njangwe gehindert, 1881 auf einer nördlicheren Route zurück; v. Mechow nahm 1880 den Quango bis 5° s. Br. auf, Pogge und Wissmann kreuzten auf einem neuen Wege die mittleren Läufe der südlichen Congoflüsse und kamen 1882 glücklich nach Njangwe; Büttner und Wolf erreichten 1884 von der Congomündung den unteren Quango, und Kund und Tappenbeck befuhren 1885—1886 den Lokenje. Auch die Expeditionen Flegels, Kaisers, Böhms und Reichards und die von Rohlfs nach Kufra galten, wiewohl sie weitab von ihm ihren Ausgang nahmen, in letzter Linie dem Congobecken: Flegel forschte zunächst im Nigergebiet und entdeckte 1882 die Benuequelle und versuchte auf seiner vorletzten und letzten Reise (1883—1884 und 1885—1886), allerdings vergebens, die nördlichen Congozuflüsse zu gewinnen. Böhm und Reichard gelangten 1883—1884 von der Ostküste her in das bisher ganz unbekannte Quellgebiet des Congo, und Rohlfs, der über Uadai zum nördlichen Congobogen vordringen sollte, vermochte wenigstens 1879 die Erforschung des Oasenarchipels von Kufra auszuführen, wohin ihm seitdem Niemand mehr zu folgen gewagt hat. Außerdem hat die deutsche Gesellschaft noch mehrere andere Forscher mit Stipendien ausgestattet. Als sie infolge der Austheilung Afrika's unter die Kolonialmächte und der Gründung deutscher Kolonien ihre Thätigkeit als beendet ansah, konnte sie mit einer beispiellos erfolgreichen Vergangenheit abschließen.

Mit ihr arbeiteten am Werke der Afrikaforschung die anderen Nationen, die jedoch jetzt schon nicht mehr, wie die deutsche Gesellschaft, rein ideal-wissenschaftliche Ziele im Auge hatten, sondern in Vorahnung der kommenden Ereignisse sich möglichst viel von dem Welttheil sichern wollten. So legten die Franzosen bereits damals den Grund zu ihrem heutigen gewaltigen Kolonialreich, indem sie die Senegalländer und die Gebiete am oberen Niger, sowie die Ogowegegenden aufsuchten, während die Engländer sich am Niger und im Hinterland der Guineaküste umsahen, die Portugiesen ihre alten historischen Anrechte auf den breiten Gürtel zwischen Angola und Mosambik zu befestigen strebten und die Belgier unter Stanleys Führung sich am Congo festsetzten. Man war überall äußerst rege. Eine Aufzählung alles dessen, was sich daraus für die Kunde Afrika's ergab, ist hier selbstverständlich nicht möglich; es seien deßhalb nur die hervorstechendsten Errungenschaften angedeutet. De Foucauld durchkreuzte 1883 bis 1884 Marokko bis zum Tafilet; Flatters unternahm 1880 und 1881 zwei Züge in das Land der nördlichen Tuareg; Galliéni, Desbordes, Bayol und Andere legten bis Anfang der 80er Jahre das System des oberen Senegal und oberen Niger klar; Zweifel und Moustier fanden 1879 die Niger-

quellen auf; Bonnat befuhr 1875 den Volta bis Salaga. De Brazza stellte seit 1877 die Ausdehnung des Ogowe fest; Stanley untersuchte seit 1882 einzelne Nebenflüsse des Congo; Wißmann nahm 1884 den unteren Kassai auf, der zu allgemeiner Ueberraschung sich mit dem Quango vereinigte. Serpa Pinto wanderte 1877—1879 von Benguela über den oberen Sambesi nach den Victoriafällen; Capello und Ivens erforschten gleichzeitig das Quangosystem und gingen 1884—1885 durch das Quellgebiet des Sambesi und Congo zur Ostküste. Giraud stellte 1883 die wahre Gestalt des Bangueolosees fest; Thomson entdeckte 1879 den Rikwasee und 1884 den Baringosee, nachdem Fischer 1883 zum Naiwaschasee gelangt war. Die Aegypter dehnten ihre Herrschaft bis an die Nilseen aus, wobei Emin Bey seit 1877 die geographische Kenntniß der oberen Nilländer vervollständigte und Mason 1877 den von Baker entdeckten Albert Nyansa umfuhr. Cecchi und Chiarini drangen 1876—1881 bis nach Kaffa vor und erweiterten die Forschungen der Gebrüder d'Abbadie. Rein wissenschaftlichen Zwecken dienten aus jener Periode die Reisen Junkers seit 1877 im Bahr el Ghasal.

Die Gründung des Congostaates (1885) hatte die fast völlige Auftheilung Afrika's zur Folge. Deutsche, Portugiesen, Franzosen, Engländer und Italiener wiesen einander ihre „Einflußsphären" zu, und nur in der Nordhälfte Afrika's war bis auf die neueste Zeit noch Spielraum für den politischen Wettbewerb. Damit beginnt die letzte Periode der Afrikaforschung, die amtliche, offizielle, militärisch-politische Forschungsthätigkeit, die noch heute andauert. Die Zahl der Unternehmungen wächst so gewaltig, daß der Geograph Mühe hat, ihnen zu folgen. Ein Charakteristikum dieser Periode ist das Zurücktreten solcher Forschungszüge, die größere Theile Afrika's betreffen; die Regierungen wachen darüber, daß kein sogenannter Afrikaforscher einer fremden Kolonialmacht, der mit Bewaffneten seine Straße zieht, das eigene Gebiet betritt, und lassen nur dort Ausnahmen zu, wo es sich um zweifellos wissenschaftliche Expeditionen handelt. Mittlerweile hat sich auch die Technik des Reisens geändert; Schwierigkeiten, seien es solche, die in der Natur des Landes liegen oder aus dem Widerstande eingeborener Herrscher erwachsen, kennt man nicht mehr — sie werden rücksichtslos überwunden. Auch die Mißerfolge älterer Reisen, die sich aus der Unzuverlässigkeit des Trägermaterials ergaben, scheiden aus: man hat sich Kolonialtruppen herangezogen, und der „Schneid" der jüngeren Generation von Afrikanern erzwingt unfehlbar den Erfolg. Ob man noch von einer Afrikaforschung reden kann?

Das ist der heutige Zustand. Er hat sich natürlich nicht mit einem Schlage herausgebildet, und so tragen manche Expeditionen aus der zweiten Hälfte der 80er Jahre doch noch einen etwas andern Charakter als etwa die „Missionen" Marchand, Gentil, Foureau-Lamy aus der jüngsten Vergangenheit. Die bemerkenswerthesten Vorgänge aus dieser Afrikaforschung oder -eroberung der letzten 15 Jahre mögen in folgenden Sätzen angedeutet werden: Foureau führt neun Reisen in die Sahara aus, während er auf der zehnten auf zum Theil neuen Wegen über Agades und Sinder den Tschadsee erreicht und 1900 über den Congo nach Europa zurückkehrt; 1899—1900 wird durch die Kriegszüge der Franzosen die Oasenreihe im Süden der algerischen Wüste (Gurara, Tuat, Tidikelt) näher bekannt. Caron befährt 1887 den oberen Niger bis Timbuktu und nimmt ihn zum erstenmal genau auf, Hourst 1896 den ganzen Niger bis zur Mündung. Das bis vor wenig Jahren gänzlich unbekannte Hinterland der Elfenbeinküste darf jetzt als in großen Zügen erforscht gelten dank den Unternehmungen Marchands (1894), Blondiaux', Eysséric, d'Ollones und Houdailles von 1897—1900; Monteil durchzieht 1890—1892 den Nigerbogen von West nach Ost und geht über den Tschadsee nach Tripolis, während Bingers große Reise von 1888—1889 wichtige Aufschlüsse über den Südwesten des Nigerbogens liefert; dessen östliche und südliche Landschaften erforschen 1888 bis 1898 von François, Wolff, Kling, Ferguson, Gruner, Toutée, Baud, Vermeersch, Voulet und Chanoine, und es beginnt in Togo wie in Dahome bereits die Detailarbeit. Im Hinterlande von Kamerun gelangt Zintgraff 1888 bis 1890 über den Croßfluß nach Ibi am Benue, und 1893 bis 1894 dringen v. Uechtritz und Passarge nördlich vom Benue bis Marrua vor und vervollständigen Flegels Forschungen im Süden jenes Stromes. Von der Batangoküste aus stoßen 1888—1889 Kund und Tappenbeck bis Yaunde vor, während es Morgen 1890—1891 gelingt, auf demselben Wege durch Adamaua den Benue zu erreichen. v. Carnap glückt endlich der Durchbruch von Yaunde zum Sangha, während 1899 Plehn den Versuch, vom Ngoko her die Verbindung mit Yaunde herzustellen, mit dem Leben bezahlt. Frhr. v. Stein und Andere nehmen 1895 bis 1899 den südlichen Theil des Schutzgebietes genauer auf, v. Besser 1895 den Nordwesten an der englischen Grenze. v. Kamptz' Tibatiexpedition von 1899 endlich bringt wichtige Aufschlüsse über die Gegenden nördlich von Yaunde und östlich der Morgenschen Route. Im benachbarten Französisch-Congo werden einerseits die großen Flüsse aufgenommen, andrerseits auch große Landreisen ausgeführt. Cholet geht 1889 den Sangha bis 4° n. Br. hinauf; 1885 befährt Grenfell den unteren Ubangi bis zum Knie, van Gèle auch den mittleren Ubangi, dessen Identität mit dem Uëlle er endgültig feststellt. Mizon setzt 1890—1892 durch seine Reise von Yola zum Sangha der weiteren Ausdehnung des Kameruner Schutzgebiets nach Osten Schranken; Crampel geht vom Ubangiknie 1891 nach Dar Runga, Dybowski auf einem westlicheren Wege zum oberen Schari, worauf Maistre 1892—1893 den letzteren weiter unterhalb erreicht und damit den Anschluß an die Route Nachtigals von 1872 gewinnt. Gentil bringt einen Dampfer auf den Schari und führt ihn 1897 bis zum Tschad hinunter, und gleichzeitig erforscht sein Begleiter Prins die großen östlichen Zuflüsse des Schari; endlich verdichten Marchand und sein Stab, sowie de Mezières seit 1897 das Routennetz Junkers im Bahr el Ghasal und erschließen die Länder westlich davon. Im Congostaat werden vor allem die größeren Flüsse befahren: Grenfell nimmt 1885 den unteren Quango auf und bis 1886 mit von François den Tschuapa und Lulongo, Wolff zur selben Zeit den Sankuru, Delcommune 1888 den Lomami und Stanley den Aruwimi-Ituri. Auch zahlreiche kleinere Flüsse des Congobeckens werden nach und nach bekannt. Wißmann geht 1886—1887 von der Kassaimündung von neuem nach Njangwe. In den ersten neunziger Jahren wird mehrfach das Quellgebiet des Congo von Expeditionen aufgesucht, so von Le Marinel, Delcommune, Stairs, Bia und Francqui, Mohun und Brasseur; sie entschleiern das Lualabasystem oberhalb Njangwe bis tief nach Süden, so den oberen Lualaba und Luapula selbst, den Lufira und Nsilo. Lemaire durchzieht 1899—1900 das Congoquellengebiet von Osten nach Westen bis zum Dilolosee und verfolgt auf dem Rückwege die Congo-Sambesiwasserscheide, wobei er den Hauptquellfluß des Lualaba auffindet. Einigemale wird der Congourwald gekreuzt, so von Graf Götzen 1894 und von Glorie 1898. Im portugiesischen Angola stockt die Forschung, und erst die im vorigen Jahr abgeschlossenen Arbeiten Gibbons' fördern dort unser Wissen; Gibbons hat die großen westlichen Nebenflüsse des Sambesi aufgenommen. Für Deutsch-Südwestafrika sind die ausgedehnten kartographischen Arbeiten von François' 1890—1892 von besonderem Werth; außerdem sind die Forschungen von Schinz und Schulz am Okavango zu nennen. In Britisch-Zentralafrika begegnen wir wieder Gibbons, ferner Weatherley, der seit 1896 den Bangueolosee, den Merusee und den Luapula untersucht. Des Deutschen Mauch verdienstliche Forschungen im Maschonaland von 1870—1872 setzt Schlichter 1897—1898 mit Erfolg fort. Im portugiesischen Gebiet zwischen Nyassa und der Küste begegnen wir den Routen Lofts, Serpa Pintos, O'Neills und Anderer. In Deutsch-Ostafrika besteigt Hans Meyer zweimal, 1889 und 1898, den Kilimandscharo und bringt damit die älteren Forschungen von der Deckens, Thomsons und von Höhnels zum Abschluß. Im übrigen wird die Kolonie von Schutztruppenoffizieren und anderen Reisenden die Kreuz und Quer durchzogen; unter den Letzteren sind Stuhlmann, Baumann, Werther,

Kandt, Bornhardt, Kohlschütter und der Engländer Wallace zu nennen, von den Reisen der Ersteren namentlich die Ramsays im Westen des Schutzgebiets und die Herrmanns; für die Kiwugegend sind ferner die Arbeiten Sharps und Moores 1899—1900 von Werth. Aus dem englischen Ostafrika und Uganda sind zunächst von besonderer Bedeutung die Reisen Graf Telekis und v. Höhnels 1887—1888, die zur Entdeckung des Rudolf- und Stephaniesees führen; dann Gregorys Forschungen am Kenia 1893 und Mackinders Besteigung des Berges 1899. Stanley stellt 1889 fest, daß der von ihm 1876 entdeckte Albert Edward Nyansa wirklich ein Nilsee ist; denn er steht durch den Semliki mit dem Albertsee in Verbindung. Außerdem entdeckt Stanley den Ruwenzori, der später noch öfter aufgesucht wird. Pigott nimmt 1889 den oberen Tana auf; Kirkpatrik, Macdonald und Austin erschließen 1898 das Land nördlich von Uganda zwischen Rudolfsee und Nil, und hieher gehören auch die neuesten Reisen Wellbys und Smiths von 1899 und 1900. Eine ganz besondere Anziehungskraft üben seit 15 Jahren das „Osthorn" und Aethiopien aus. Die Gebrüder James sind die ersten, die 1885 tief ins Herz der Somalhalbinsel, bis zum Webi Schebeli vordringen und damit den Bann brechen, der über diesen Gegenden bisher zu lagern schien. In den nächsten Jahren begegnen wir dann dort zahlreichen Italienern: Traversi setzt 1886 Steckers Forschungen südlich von Addis Abeba fort, während Ragazzi 1886—1887 das Gelände südlich vom Hauasch zwischen Harar und Addis Abeba erschließt; Böttego und Grixoni nehmen 1892 bis 1893 den Dschuba oberhalb Bardern bis zu seinen weit im Nordwesten liegenden Quellen auf, und Fürst Ruspoli erforscht 1893 auch den südlichen Quellarm des Dschuba, den Daua. Auch die zahlreichen Jagdzüge englischer und deutscher Sportleute liefern manche neuen Aufschlüsse über das Innere der Halbinsel. Der Amerikaner Smith reist 1894—1895 am mittleren und oberen Webi Schebeli, durchzieht das unbekannte Land zwischen Daua und Stephaniesee und entdeckt nördlich von diesem den Abayasee. Erweitert werden Smiths Entdeckungen durch Böttegos zweite Reise seit 1895, der den großen See Pagade im Norden vom Abaya auffindet und das Omoproblem löst, durch Darragon, Leontjeff und Wellby, die 1897—1899 den Ostabhang der südäthiopischen Gebirge und die ihm vorgelagerte Seenreihe erforschen; endlich auch durch den Russen Bulatowitsch, der die Gebirge zwischen Kaffa und dem Omoknie aufnimmt. Ferner bringen die Expedition des Marquis de Bonchamps 1897—1898 und die erwähnte zweite Reise Böttegos 1896—1897 Aufschlüsse über das Sobatsystem, die des letzteren auch über das Westufer des Rudolfsees. Mehrere englische Reisende haben dann in allerneuester Zeit diese Ergebnisse ausgebaut, und Blundell hat 1899 über die Gegenden südlich vom oberen Blauen Nil wichtige Beobachtungen heimbringen können. Endlich haben die französischen Arbeiten der letzten vier Jahre eine ziemlich vollständige Karte von Madagaskar geliefert, und nur über den Südwesten sind wir noch wenig unterrichtet.

Ziehen wir zum Schluß das Fazit aus der gesammten Entdeckerthätigkeit in Afrika; es ergibt sich aus einem Ueberblick über diejenigen Gebiete des Welttheils, über die wir heute noch mangelhaft unterrichtet sind, die noch kein Forscher aufgesucht hat. Die größten zusammenhängenden Striche unbekannten Landes liegen in der Sahara, und zwar westlich der Route Lenz' von Marokko nach Timbuktu, östlich dieser Route bis zu denen von Flatters und Barth, namentlich aber östlich des Karawanenweges Tripolis-Bornu (abgesehen von den durch Nachtigal erforschten Landschaften Tibesti und Borku) bis gegen den Nil hin und zwischen Kufra und der Nachtigal'schen Wadairoute. Auch südlich dieses Weges bis zum Schari und Ubangi dehnt sich noch viel unerforsches Land aus, über das wir zumeist nur aus Erkundigungen unterrichtet sind. Im übrigen sind die Striche zwischen den Flüssen des Congobeckens, die selbst in alle aufgenommen sind, noch unberührte terra incognita. Das sind jedoch nur die umfangreicheren „weißen Flecke", die schon auf einer kleinen Uebersichtskarte Afrikas dem Beschauer auffallen; studirt man dagegen Karten größeren Maßstabes, so findet man, daß mit Ausnahme Algeriens, Unter-Aegyptens, Theilen der Sierra Leone, Senegambiens, Togos, Dahomes und Südafrikas überall noch viel für die Forschung zu thun bleibt, und daß deßhalb auf die Frage Quid novi ex Africa? noch oftmals interessante Antworten erfolgen werden. Aber die Zeit auffälliger, weltbewegender Entdeckungsthaten ist für Afrika dahin; die Forschung des 20. Jahrhunderts wird zwar noch viel Neues ergeben, aber keine überraschenden, unerwarteten Resultate. Ja, schon als Stanley 1878 das Wort von dem „Dark Continent" erfand, war streng genommen der Welttheil kaum noch „dunkel" zu nennen.

---

## Besprechungen.

h—n. Im Verlage von J. Schweitzer in München ist jüngst die erste Lieferung des Werkes: „Haftpflichtrecht und Reichsversicherungs-Gesetzgebung", bearbeitet von Dr. L. Laß, kgl. Regierungsrath im Reichsversicherungsamt, und Dr. K. Maier, Rechtsanwalt in München, erschienen. Im ersten Theil des Werkes wird das „Schadenersatz- und Haftpflichtrecht" behandelt, wie es im bürgerlichen Gesetzbuch § 823 ff. niedergelegt ist; der zweite Theil enthält das „besondere Haftpflichtrecht" der Reichsversicherungs-Gesetzgebung. Sowohl für den Juristen als für den Laien ist das Werk von hohem Werth, da es über alles in dieses weite Gebiet Einschlägige den besten Aufschluß ertheilt. Die zahlreiche Literatur ist auf das peinlichste benutzt, die Zeit- und Streitfragen finden in dem Werke eine der Natur der Sache nach glückliche und vernünftige Lösung. Die beiden Verfasser arbeiten bereits jahrelang praktisch im Versicherungswesen und waren umsomehr berufen, sich an diese schwierige Aufgabe zu wagen; sie haben dieselbe auch vorzüglich gelöst. Der Preis des gesammten Werkes beträgt bei schöner, praktischer Ausstattung 6 bis 7 M. und werden die weiteren Lieferungen in schneller Folge erscheinen.

Die Erbinnen, Roman von August Niemann. 2 Bände. E. Piersons Verlag, Dresden, Leipzig und Wien. — Das erste Buch, das ich dereinst von Niemann las, hat mir angenehmere Stunden bereitet als dieses letzte. Es hieß „Das Geheimniß der Mumie", und ich habe es als Tertianer während des Unterrichts unter der Schulbank verschlungen. Von einem Verschlingen ist bei diesem letzten nun keine Rede gewesen. Ich habe mich mit Unlust hindurchgerungen. Der Inhalt, ein Kuriosum, ist der: Wolf Schrötter, ein Sportsman vom schlimmsten Kaliber, leichtlebig, tollkühn im Spiel, frivol u. s. w., lernt während eines Aufenthaltes in Leipzig, gelegentlich der dort stattfindenden Rennen, die beiden Cousinen Gertrud Bork und Felicitas Bennewitz kennen. Es sind dies die beiden „Erbinnen". Sie sind elternlos und leben im Hause ihres Onkels, des steinreichen Buchhändlers Bennewitz, eines Junggesellen, dessen Vermögen sie nach seinem Tode überkommen werden. Gertrud ist eine Schönheit. Felicitas hat „die pikante Physiognomie eines Affen" — sie ist die „interessantere". (Ich weiß nicht, wo in einem Affengesicht die Pikanterie stecken soll.) Schrötter verliebt sich in Gertrud und läßt durch sein Faktotum, einen durchs Spiel ruinirten russischen Grafen, beim alten Bennewitz um ihre Hand anhalten. Er erhält abschlägige Antwort, denn dem Alten mit seinen soliden Ansichten ist ein Lebemensch wie Schrötter natürlich ein Greuel. Dieser versucht nochmals sein Heil durch einen anderen, respektableren Vermittler — wieder vergeblich. Nun beginnt eine geheime Korrespondenz zwischen Schrötter und Gertrud. Durch Felicitas' Tücke — das Mädchen liebt Schrötter und gönnt ihn ihrer Cousine nicht — wird es dem Alten offenbar, und dieser schickt nun die Mädchen, um ihrem Treiben hier ein Ende zu machen, in ein Pensionat nach Farborough in England. Schrötter reist ihnen nach. Gertrud ist selig, Felicitas mit dem Affengesicht schäumt vor Wuth. Schrötter entführt seine Geliebte und läßt sich von einem Vikar, der auch eine Neigung zu Gertrud gefaßt hat, im Stillen mit ihr trauen. Da, schon am Hochzeitstage, werden der jungen Frau die niedrigen Charaktereigenschaften Schrötters klar, und sie entflieht in das Pen-

sionat zurück. Felicitas ist voll höhnischer Freude. Kurz darauf werden die Mädchen von ihrem Onkel nach Deutschland zurückgeholt. — Schrötter kehrt ebenfalls heim. Als der Onkel von der geheimen Vermählung Gertruds mit Schrötter unterrichtet wird, beschließt er, seine Nichte zu verstoßen, d. h. zu enterben. Da tritt das Sonderbare ein: er wird am folgenden Tage, also bevor er noch das bisherige Testament hat umstoßen können, in seinem Zimmer ermordet aufgefunden. Der Verdacht lenkt sich, da eine Unterredung zwischen dem Alten und Gertrud, in welcher der Erstere die Enterbung angedroht, belauscht worden ist, gegen das unschuldige Mädchen, das halb und halb den Verstand verliert. Und wer entpuppt sich schließlich als der Attentäter? Ein Herr aus des Alten Bureau, der wieder mal besagte Gertrud so wahnsinnig liebt (weiß der Teufel, es verliebt sich alles in sie), daß er, obwohl er gar keine Hoffnung auf ihren Besitz hat, denn er weiß, daß sie bereits vermählt ist, zum Mörder wird — warum? Um seiner Angebeteten die Erbschaft zu erhalten. O sancta simplicitas! — Gertruds Liebe für Schrötter erstirbt vollkommen, die der Felicitas ist mehr und mehr im Wachsen begriffen. Durch die sonderbarsten Zufälle wird die ganze Romangesellschaft, Schrötter Gertrud, Felicitas, wieder nach Farborough verschlagen, und dort — unglaublich, aber wahr! — dort läßt sich Schrötter von Frau Gertrud scheiden und heirathet Fräulein Felicitas mit dem Affengesicht, während sich Trudchen an die Brust jenes Vikars schmiegt, der sie dermaleinst getraut hat, und der mit ihr nun zum Zwecke der Heidenbekehrung ins ferne Indien segelt! So schließt der Roman mit zwei glücklichen Paaren, und die schöne Leserin ist befriedigt. — Ich brauche dieser Inhaltsangabe wohl nichts hinzuzufügen. Sie ist für die Beurtheilung des „Werkes“ vollkommen ausreichend. Nur will ich noch bemerken, daß das Buch auch an stilistischen Mängeln reich ist, die allein schon genügen würden, es unter die Kolportageliteratur zu verdammen.

Bethge.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* **Gießen.** Der ordentliche Professor der Thierheilkunde Dr. Friedrich Eichbaum ist, 49 Jahre alt, gestern Montag gestorben. — Nachdem sich die Verhandlungen mit Professor M. Fischer, Leipzig, zerschlagen haben, ist, wie der „Frankf. Ztg.“ gemeldet wird, als Nachfolger Prof. Thaers für das Ordinariat der Landwirthschaft der außerordentliche Professor Dr. Albert in Halle berufen worden, der den Ruf angenommen hat und seine Lehrthätigkeit hier mit Beginn des Wintersemesters beginnen wird.

* **Berlin.** Hier starb am Montag der weitbekannte und verdiente Förderer des Turnwesens in Preußen, der treue Verehrer und Biograph seines Vorbildes Ludwig Jahn, Schulrath Prof. Dr. Karl Euler im Alter von 73 Jahren. Seit 1877 war Euler Dirigent der kgl. Turnlehrer-Bildungsanstalt. Er hat außer der Jahn-Biographie mehrere grundlegende Bücher über das Turnen veröffentlicht und verschiedene Zeitschriften für das Turnwesen herausgegeben.

oem. **Breslau.** In der Zeit vom Montag, dem 30. September, bis Samstag, den 26. Oktober, wird an hiesiger Universität ein Ferienkursus für praktische Aerzte abgehalten werden, welcher unter Leitung des Oberarztes Privatdozenten Dr. med. Jean Schaffer steht.

* **Aus Oesterreich-Ungarn.** Dr. Otto Fischl wurde als Privatdozent für Otologie und Rhinologie an der deutschen Universität in Prag bestätigt. — Am 11. d. M. ist in Budapest der frühere ordentliche Professor für Rechtsphilosophie und internationales Recht an der Budapester Universität, Reichstagsabgeordneter und Staatssekretär im Unterrichtsministerium, Dr. August Pulszky v. Lubocz und Cselfalva im Alter von 55 Jahren gestorben. In England erzogen, veröffentlichte er viele seiner Arbeiten in deutscher, französischer und englischer Sprache, welche er ebenso beherrschte, wie das Ungarische. Einen Theil seiner wissenschaftlichen Forschungen hat er in dem auch in englischer Ausgabe erschienenen Werke „Die Grundzüge der Rechts- und Staatsphilosophie“ niedergelegt. Außerdem hat er eine große Anzahl von Abhandlungen und politischen, volkswirthschaftlichen und juristischen Artikeln verfaßt. Seit 1887 war er Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Er war auch Begründer und Präsident der Gesellschaft für Sozialwissenschaften.

* Auf der Milseburg in der Rhön haben Dr. Boehlau aus Kassel und Lehrer Vonderau aus Fulda Ausgrabungen gemacht, die — wie die „Zeitschr. für hess. Gesch.“ versichert — günstigen Erfolg hatten. Es wurde hiedurch festgestellt, daß die Besiedelung und Befestigung der Milseburg aus der Zeit vom zweiten Jahrhundert v. Chr. bis zweiten Jahrhundert n. Chr. stammen. Die Milseburg ist demnach eine germanische Volksburg gewesen. Die Grabungen auf dem Haimberg ließen eine Ansiedlung aus dem Ende der Steinzeit erkennen, während die Gräber bei Bimbach, die ebenfalls in Betrachtung gezogen wurden, dem Ende der Bronzezeit angehörten. Die Untersuchungen wurden im Auftrag des königlichen Museums in Kassel und für das städtische Museum in Fulda vorgenommen.

* Von dem Leiter der russischen Gradmessungs-Expedition auf Spitzbergen, dem Direktor der Pulkowa-Sternwarte, Akademiker Backlund, ist in St. Petersburg ein aus Hammerfest, den 12. Sept., datirtes Telegramm eingelaufen, welches besagt, daß die Expedition aus Spitzbergen zurückgekehrt und der russische Theil des Gradnetzes beendigt ist. Die Expedition hatte St. Petersburg am 28. Mai verlassen und begann ihre Thätigkeit Ende Juni.

---

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1901. München, Mittwoch, 18. September. Nummer 214.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Die Seehäfen der Gegenwart und die Welthandelsflotte.

Von Wilhelm Berdrow.

Das Anwachsen der Schiffsgefäße nach Länge, Breite und Tiefgang ist in den letzten zehn Jahren schier unaufhaltsam geworden. Dampfer von 4—5 Meter Tiefgang, in den achtziger Jahren als die königlichen Beherrscher des Weltmeeres bewundert, findet man schaarenweise in allen Seehäfen, sie stellen den mittleren Typ der Frachtdampfer vor. Die Riesendampfer aus der Mitte der neunziger Jahre, 6000 Tonnen groß bei 6 Meter Tiefgang, werden bereits von einigen Stahlsegelschiffen übertroffen. Um Beispiele reden zu lassen, wuchs der Bruttotonnengehalt des größten, auf amerikanischen Werften gebauten Schiffes von 4750 Tonnen im Jahre 1891 auf 5650 Tonnen in 1894, auf 7300 To. in 1896, auf 8000 To. in 1898 und endlich auf 13,000 Tonnen in 1899. Nach Lloyds Registern waren 1895 nur 10 Handelsdampfer über 6000 Bruttotonnen im Bau, 1899 aber 54 Schiffe, von denen die größten 17,000 Tonnen erreichten. Ueber 10,000 Tonnen gab es 1894 nur 4 Schiffe, 1899 schon 37 und heute bereits bedeutend mehr. Die Zunahme der größten Dampfer ist also eine sehr erhebliche, und daß sie eine große Rolle für den Welthandel spielen, geht aus folgendem hervor: Im Jahre 1899 besaß die Welthandelsflotte, soweit Schiffe von 5000—7000 Tonnen in Frage kamen, 294 Fahrzeuge mit 1,700,000 Tonnen Schiffsgehalt; dagegen hatten die 37 Schiffe über 10,000 Tonnen bereits 428,000 Tonnen Gesammtgehalt, 64 Schiffe von 7000—10,000 Tonnen endlich 506,000 Tonnen Gesammtgehalt. Es ist demnach zu erwarten, daß in weiteren 10 bis 20 Jahren die großen Schiffe von 8—10 Meter Tiefgang und 7000 bis 20,000 Tonnen Gehalt den Hauptantheil am Weltverkehr in Anspruch nehmen werden. In den Hamburger Hafen liefen 1888 nur drei Schiffe, die mehr als 5 Meter Tiefgang hatten, 1897 aber 214, deren Tiefgang von 7 bis nahe an 8 Meter betrug.

Es hilft gegenüber diesem Zuge der Zeit nicht, sich auf die Ungeeignetheit der meisten Häfen für so große Fahrzeuge zu berufen, die Erfahrung hat genügend oft bewiesen, daß Häfen, die den Ansprüchen des Verkehrs nicht mehr genügen, einfach zurücktreten und gegenüber den besser gestellten veröden. Wo wenigstens eine gesicherte Rhede zum Leichtern oder zur Abgabe der ankommenden Güter an kleinere Fahrzeuge vorhanden ist, werden die großen Dampfer immerhin anlaufen können, doch fällt die Frachtvertheuerung durch das Umladen ganz den dortigen Empfängern, bezw. Versendern zur Last, und die Unsicherheit des regelmäßigen Frachtverkehrs macht solche Häfen, ebenso wie diejenigen mit unzureichender Wassertiefe, zu Verkehrs- oder Handelszentren zweiten Ranges.

Noch auf lange hinaus werden neben den Riesendampfern des 20. Jahrhunderts die 5000—8000 Tonnendampfer mit 6—7 Meter Tiefgang einen großen Theil des Verkehrs übers Meer tragen. Ihre gewaltige Flotte bürgt dafür, daß die Hafenbecken der großen Seestädte, die trotz ihrer zum Theil noch gar nicht weit zurückliegenden Anlage oder Abänderung den größten Schiffen keinen Raum mehr bieten, noch lange nicht leer stehen werden. Wie die Hafenbecken aus der ersten Hälfte und der Mitte des 19. Jahrhunderts, die bereits vor einem Menschenalter unzulänglich wurden, theils als Holzhäfen, theils als Fluß- und Fischerhäfen noch heute in Benutzung sind, so werden die für ihren Hauptzweck langsam veraltenden Hafenanlagen der siebziger, achtziger und neunziger Jahre gewiß noch länger als ein Menschenalter gute Dienste leisten, wenn sie auch die Herstellung abermals vergrößerter Neuanlagen nicht entbehrlich machen können. Denn wenn die Vergrößerung der Dampfer in dem bisherigen Umfange fortschreitet (und wer könnte daran zweifeln), und wenn wirklich, wie es den Anschein hat, der Fracht- und Postdampfer von 20,000 Tonnen Ladefähigkeit und 10 Meter Tiefgang der Normaltyp für gewisse Frachten und Routen wird, so wird sich kein Hafen, der Anspruch auf eine maßgebende Rolle im Weltverkehr erhebt, der Pflicht entziehen können, für solche Fahrzeuge ein gastliches, sicheres Obdach zu schaffen. Ein kurzer Ueberblick über die Haupthäfen des Weltverkehrs mag zeigen, wie wenige Hafenplätze diesem Anspruch schon heute genügen, und wie weit im Gegentheil die meisten noch davon entfernt sind.

Von den deutschen Häfen sind Hamburg und Bremerhaven dem Ziele am nächsten, sie haben es, was die Hafenbecken selbst anlangt, nahezu erreicht. Von den großen Bassins des Hamburger Hafens, die alle mit der Elbe in offener Verbindung stehen und deßhalb einem sehr starken Wechsel des Wasserstandes ausgesetzt sind, haben die meisten 6—7, einige aber 9 Meter Wassertiefe bei Ebbestand. Die neuen, großartigen Hafenanlagen endlich, welche der hamburgische Staat für die Hamburg-Amerika-Linie gegen eine Jahrespacht von 1,350,000 Mark gegenwärtig auf dem Kuhwerder ausführen läßt, werden für die größten Seeschiffe von 10 Meter Tiefgang alle Vorbedingungen der sicheren Unterbringung, Ladung und Löschung bieten. Am Südufer der Elbe auf dem Kuhwerder gelegen, werden die neuen Häfen noch den weiteren Vorzug haben, direkt von der Unterelbe ohne Passirung der Stadt Hamburg und der zu Hafenzwecken benutzten, schiffswimmelnden Elbstrecke erreichbar zu sein. Dagegen hapert es immer noch bedenklich mit den Wasserverhältnissen der Unterelbe selbst. Der letzte Jahresbericht der Hamburg-Amerika-Linie spricht die Hoffnung aus, daß der Staat, um die Konkurrenzfähigkeit des Hamburger Hafens zu erhalten, mit möglichster Beschleunigung in der Fahrwasser-Korrektion der Unterelbe, für welche schon große Opfer gebracht worden sind, fortfahren wird. Thatsächlich sind auch neue, umfangreiche Baggerarbeiten auf der Unterelbe bereits wieder beschlossen oder schon in Angriff genommen. Die größten Schiffe der genannten Linie, die von New-York stets mit voller Ladung in die Elbe einlaufen, müssen regelmäßig auf der Unterelbe einen beträchtlichen Theil derselben an Leichter abgeben, um Hamburg erreichen zu können, denn selbst mit der Fluth finden sie über 8—9 Meter hinaus nicht mit voller Sicherheit den erforderlichen Spielraum. Es gerathen denn auch jedes Jahr Schiffe

auf der Elbe unterhalb Hamburgs fest, deren Flottmachung stets mit Zeitverlust und Kosten verknüpft, zuweilen auch ganz unmöglich ist.

Einen tiefen, allen Ansprüchen genügenden Hafen besitzt dagegen Hamburg jetzt bei Kuxhafen, um die neuen, großen Schnelldampfer der Hamburg-Amerika-Linie anstatt von der Rhede direkt vom Quai abfahren lassen zu können.

Was Bremen betrifft, so besitzt es seinen eigentlichen Graßschiffahrtshafen in Bremerhaven. Der Hafen von Bremen ist ebenso wie die Korrektion der Unterweser nur für Seeschiffe von 6 Meter Tiefgang angelegt, und damit wird es wohl für absehbare Zeit sein Bewenden haben. Dagegen war Bremerhaven von Anfang an günstiger als Bremen und Hamburg gestellt, da die buchtartige Außenweser bis zur Mündung nur noch 60 Kilometer Länge besitzt und die natürliche Wassertiefe so groß ist, daß die größten Schiffe der Gegenwart mit 9—10 Meter Tiefgang selbst bei Ebbe 30 Kilometer weit, bis zum Hohe Weg-Leuchtthurm, einfahren, von dort aber mit steigender Fluth gefahrlos bis Bremerhaven gelangen können. Endlich befindet sich gerade vor Bremerhaven in der Außenweser eine breite Rhede von mindestens 14 Meter Wassertiefe und mit gutem Ankergrund, die eine ganze Flotte auch zur Ebbezeit aufnehmen kann, wenn die sofortige Einfahrt in den Hafen aus irgendwelchen Gründen nicht möglich sein sollte. Was die seit 50 Jahren unablässig verbesserten und erweiterten Hafenanlagen selbst betrifft, so sind alle Hafenbassins, im Gegensatz zu den Hamburger und Bremer Häfen, geschlossen. Einmal gewährt der Abschluß der Hafenbecken gegen den Strom, bezw. die See, die Möglichkeit, das Wasserniveau innerhalb der Ebbezeit einige Meter höher als außerhalb zu halten, d. h. Schiffe von größerem Tiefgang unterzubringen, und dann verbietet an der Außenweser schon die gewaltige Schlickanhäufung die Anlage offener Häfen, die auch bei unausgesetzter Baggerung kaum würden auf der vorbestimmten Tiefe gehalten werden können. Auch Wilhelmshaven, Amsterdam, London, Liverpool, Havre und viele andere sind geschlossene Häfen. In Bremerhaven ist für die größten, etwa die seit 1895 gebauten Riesendampfer von mehr als 150 Meter Länge und 8 Meter Tiefgang, nur das neuangelegte und an den Kaiserhafen sich nördlich anschließende Becken, die sogenannte Kaiserhafen-Erweiterung, bequem zu gebrauchen, diese aber finden auch hier den bequemsten und modernsten Hafen, der wahrscheinlich in der ganzen Welt zu Gebote steht. Das mit dem 1876 vollendeten Kaiserhafen in unmittelbarer Verbindung stehende Bassin bedeckt 14 Hektar, d. h. ebenso viel wie der sogenannte Neue Hafen und der Kaiserhafen zusammen, und bietet mit 1700 Meter Quailänge mehr Platz zum Anlegen großer Dampfer als vorläufig bei der überhaupt noch beschränkten Zahl derselben erforderlich ist. Die Wassertiefe beträgt zwischen 9½ und 11 Meter, ist also für lange Zeit ausreichend und umsomehr zu schätzen, als der Hafen selbst bei schwachen Fluthen jederzeit von Schiffen mit 10 Meter Tauchung erreicht werden kann, was außerdem höchstens noch bis New-York und Liverpool zutrifft. Auch der Kaiserhafen hat reichlich 9 Meter Tiefe, ist also für die meisten großen Schiffe ausreichend. Er war bisher schwerer zugänglich, da die Einfahrt rechtwinklig zu seiner Längsrichtung angelegt wurde und außerdem etwas gekrümmt war, um den Wellenschlog zu brechen. Nach Anlage der gewaltigen Schleuse für die Erweiterung benutzen die großen Dampfer meist diese, um dann rückwärts aus dem neuen Kaiserhafen in den alten zu gelangen. Die Schleuse ermöglicht auch das Ein- und Ausfahren während längerer Zeit, während die Fluththore der älteren Häfen nur so lange geöffnet bleiben konnten, als die Außenweser ungefähr das Niveau des Hafenwassers besaß. Bremerhaven ist demnach, was Zugänglichkeit und Wassertiefe anlangt, ziemlich das Ideal des modernen Hafens, weßwegen das neue, gewaltige Kaiserdock, welches für jedes Schiff der Gegenwart ausreicht, auch mit Recht hier seinen Platz erhalten hat. — Als dritter unter den deutschen Seehäfen von großer Wassertiefe verdient das verjüngte Emden seinen Platz. Nachdem die Unterems auf 10 Meter und der Hafen auf 10—11½ Meter Wassertiefe gebracht sind, steht dem Anlaufen der größten Seedampfer, wie es von der Hamburg-Amerika-Linie von vornherein ins Auge gefaßt war, nichts mehr im Wege. Als Ausfuhrhafen für Kohlen, Einfuhrhafen für Erz, Getreide und Holz steht Emden offenbar eine große Zukunft bevor. Soweit dabei schwedische und deutsche Ostseehäfen für seinen Verkehr in Frage kommen, würde ja wohl auch eine bedeutend geringere Wassertiefe ausreichend sein, aber wer weiß, wie bald Emden auch im Verkehr mit Amerika und Ostasien Bedeutung gewinnen wird! Wer weiß, ob nicht allein aus Gründen der Kohlenversorgung Emden eine große Rolle im künftigen Betrieb unsrer Großschiffahrtsgesellschaften zufallen wird?

Von den deutschen Ostseehäfen ist Stettin wohl der einzige, der sich der oben gezeichneten Aufgabe, rechtzeitig dem Schiffsverkehr der Zukunft entgegenzukommen, nicht wird entziehen können. Die staatliche Herstellung einer Seeverbindung Stettins von ausreichender Wassertiefe für große Seeschiffe und die Anlage eines Freihafens von 22 Hektar Wasserfläche und 7 Meter Tiefe haben den Forderungen der Zukunft bereits ziemlich vorgearbeitet. Die riesigen Ozeandampfer, die der Vulkan für die Hamburg-Amerika-Linie und den Lloyd baut, finden schon jetzt mit voller Ausrüstung ihren Weg von Stettin nach der See; um aber am Handelsverkehr der Zukunft vollen Antheil zu gewinnen, wird Stettin die Odermündung und einen Theil des Hafens auf 10 Meter vertiefen müssen, so daß auch diese Meeresriesen in beladenem Zustande den Stettiner Hafen erreichen können. Nach der Ausführung des Großschiffahrtsweges von Berlin nach Stettin dürfte sich diese Nothwendigkeit noch zwingender herausstellen.

In den übrigen großen Häfen der Nord- und Ostsee liegen die Verhältnisse zum Theil ähnlich wie in Hamburg, zum Theil schlechter. Kopenhagen besitzt in seinem 1894 eröffneten Freihafengebiet einzelne Bassins von 9 Meter Wassertiefe, die jedoch nur für Dampfer bis 8½ Meter ausreichen und auch an Umfang bei weitem hinter den neuen Häfen am Kuhwerder bei Hamburg zurückbleiben. Von den niederländischen und belgischen Häfen hat Amsterdam trotz der Verbesserung des Nordseekanals und der Anlage der gewaltigen neuen Schleuse bei Ymuiden anscheinend keine Aussicht, mit den übrigen Welthäfen Schritt zu halten. Die Steigerung des Schiffsverkehrs ist seit der Eröffnung der neuen Schleuse freilich eine bedeutende gewesen, doch fehlt Amsterdam der Transitverkehr, der Antwerpen und Rotterdam in erster Linie so groß gemacht hat. Die Wassertiefe des Nordkanals und der neuen Hafenbecken, 8 bis 8.7 Meter, würde allerdings für die meisten großen Schiffe der Gegenwart genügen, aber schon das laufende Jahrzehnt wird mehr verlangen. In dieser Hinsicht steht Antwerpen am günstigsten da. Die Schelde, in der sich die Gezeiten aufwärts bis Gent bemerkbar machen, ist bei Antwerpen ein so mächtiger Strom wie die Elbe bei Hamburg, ihre Tiefe beträgt 14 Meter zur Fluthperiode. Der Ankerplatz für die größten Dampfer sind die massiven Quais der nördlichen Schelde, die reichlich 10½ Meter unter Niedrigwasser reichen, und, dem zunehmenden Verkehr entsprechend, verlängert werden sollen. Die Regulirung der Schelde, die leider noch immer Untiefen besitzt, und die weitere Ausdehnung der Hafenanlagen sind seit Jahren wichtige Fragen der Verwaltung Antwerpens und der Regierung und haben auch in den neueren Ministeriumskrisen mitgespielt. Neben Antwerpen wird übrigens binnen 5 Jahren Brügge als zweiter belgischer Seehafen eine Rolle spielen, da das große Millionenprojekt des dortigen Hafenbaues jetzt in der Ausführung begriffen ist. Die Arbeiten umfassen bei Heast einen großen geschützten Vorhafen und ein geschlossenes Bassin von 8 Meter Tiefe, sodann einen 10 Kilometer langen Seekanal und in Brügge einen Hafen von ebenfalls 8 Meter Tiefe. Von Rotterdam gilt wie von Hamburg, daß es einen der ersten Ströme des Kontinents nicht nur vor sich, sondern auch hinter sich hat; der gewaltige Rheinverkehr muß Rotterdam immer gegen Amster-

dam bevorzugt machen. Aber eben deßhalb sind auch für Rotterdam Hafenanlagen, die den größten Ansprüchen der Zukunft gewachsen sind, unerläßlich. Die gegenwärtigen Neuanlagen, auch der neue große Maashafen von 8.5 Meter Tiefe, scheinen demgegenüber ungenügend. Die Wassertiefe der Njeuwe Maas selbst wird auf der Karte mit 10—12 Meter angegeben, ob jedoch Schiffe von 9 bis 10 Meter Tiefgang den Hafen erreichen können, ist doch wohl sehr fraglich.

Von englischen Häfen mögen nur London, Liverpool, Newcastle und Glasgow kurz betrachtet werden. London besitzt, gleich Amsterdam und Liverpool, nur geschlossene Häfen, die seit 100 Jahren ausschließlich durch Privatinitiative entstandenen Docks. Die den Wasserstand bis zu 5 Meter verändernden Gezeiten lassen offene Hafenbecken für größere Schiffe gar nicht zu. Die Themse selbst, von welcher die Zugänglichkeit des Hafens von London abhängt, hat zur Zeit der Fluth etwa 13, bei Ebbe aber vielfach nur etwas über 7 Meter Wassertiefe, kann also als ein jederzeit benutzbarer Weg für die moderne Schiffahrt noch weniger betrachtet werden als die Elbe unterhalb Hamburgs. Durch eine Baggerung um 1.83 Meter (6 Fuß) soll nunmehr ein Fahrwasser von 30 Fuß auch zur Ebbe geschaffen werden, alsdann dürfte es möglich sein, daß bei schwachen Tiefen Seeschiffe von 10 Meter Tiefgang in einige der neueren Londoner Docks gelangen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, sitzen zu bleiben. Nach neueren Quellen ist übrigens die Themseregulirung noch weiter im Rückstande. Die jetzt im Zuge befindlichen Arbeiten bezwecken, eine Fahrtiefe von 7.9 Meter vom Meere bis Gravesend, von 7.3 Meter bis Purfleth und von 6.7 Meter bis zu den Docks. Die für später erstrebte Fahrtiefe soll 9.1 Meter bei Niedrigwasser sein. Liverpool, das, was den Seeverkehr anlangt, London stets dicht auf den Fersen war und jetzt etwa gleichwerthig mit Hamburg ist, liegt durch die größere Nähe der See günstiger, durch die kolossale Fluthhöhe bis zu 9 Meter ungünstiger als London. Hier waren die geschlossenen Häfen Naturnothwendigkeit, Liverpool besitzt die ausgedehntesten Docks der ganzen Welt, deren Bau bis jetzt nahe an eine halbe Milliarde verschlungen hat. Eine zweite Schwierigkeit war die Durchstechung der Barre des Mersey, die jedoch jetzt soweit gefördert ist, daß zur Ebbezeit reichlich 9 Meter Wasser vorhanden sind. Bei der Fluthperiode ist der Hafen Liverpools selbstverständlich schon lange den größten Schiffen zugänglich. Das bis jetzt Erreichte ist allerdings nur durch unausgesetztes Baggern zu erhalten, da die Verschlickung der Merseymündung ungewöhnlich stark ist. Die Arbeiten an den Einfahrtsrinnen des Liverpooler Hafens dürfen deßhalb überhaupt kaum unterbrochen werden. Newcastle, der größte Kohlenhafen der Welt, wird das Ziel, allen Dampfern zugänglich zu werden, nicht leicht erreichen. Vierzig Jahre fast unausgesetzten Baggerns, wobei 45 Millionen Kubikmeter Schlick ins Meer befördert wurden; haben endlich den Hafen für Schiffe von 6 Meter Tiefgang zugänglich gemacht, größere Dampfer müssen noch immer hohe Fluth abwarten. Da der Handel Newcastles auf die größten Meeresriesen nicht eben angewiesen ist, im Gegentheil die Rücksicht auf die anzulaufenden fremden Häfen eher die Verwendung mittlerer Dampfer von 6 Meter Tiefgang und 4000—5000 Tonnen empfiehlt, so wird es wohl bei dem Erreichten einstweilen bleiben. Dasselbe läßt sich von Glasgow sagen, welches in der unermüdlichen Verbesserung des Fahrwassers auf dem Clyde und in den erreichten Resultaten etwa Bremen an die Seite zu stellen ist. Die Zugänglichkeit des Hafens für Seeschiffe von 9—10 Meter Tiefgang würde wohl auch hier größere Opfer auferlegen, als dem zu erreichenden Vortheil angemessen sind. Ob in Zukunft einmal die Anlage eines der See näher liegenden Außenhafens, wie in Bremerhaven für den Handel Bremens, nothwendig werden wird, hängt wohl von der Entwicklung ab, die der Handel von Glasgow im allgemeinen nehmen wird. Wenn Schottland durch den Hafen von Glasgow am Welthandel mit fremden Erdtheilen Antheil behalten will und eine Rolle neben Städten wie Liverpool, Hamburg, Bremen, Rotterdam spielen soll, so sind allerdings vollständig neue Hafenanlagen unerläßlich.

Frankreich hat in Marseille einen der schönsten, von der Natur begünstigten Häfen der Welt. Im Anschluß an die alten, zum Theil natürlichen Häfen sind hier seit der Entstehung des Suezkanals neue, gewaltige Becken entstanden, die ein ungeheurer Wellenbrecher von beinahe 4 Kilometer Länge außen abschließt und die bei 9—10 Meter (nach anderen Angaben 10—15 Meter) Wassertiefe mit den besten Lager-, Speicher- und Löschanlagen versehen sind. Zweifellos zählt Marseille unter die Häfen, die einer noch so umfangreichen Vermehrung der größten Schiffsklasse mit völliger Ruhe entgegensehen können. Havre ist mit umfangreichen Vergrößerungen seiner Hafenanlagen beschäftigt, dieselben dürften nicht vor 1904 vollendet sein, und es werden dann einige Bassins von 9 Meter Wassertiefe zur Verfügung stehen. Das genügt für Schiffe von 8½ Meter Tiefgang und entspricht dem heutigen Stande Hamburgs, Londons oder Liverpools. In allen letztgenannten Häfen wird aber bis zu dem angegebenen Zeitpunkt die Wassertiefe bereits 10 Meter überschritten haben. Durch zwei große Flügeldämme von zusammen 1700 Meter Länge stellt Havre gegenwärtig einen anderen Außenhafen von 60 Hektar Wasserfläche her. Die Bassins von Havre, 9 an der Zahl, sind alle geschlossen und mit Schleusen versehen, da die Gezeiten an der Seinemündung ziemlich große Wasserunterschiede hervorbringen. Auch mit der Vergrößerung der Schleusen, bezw. mit dem Bau einer neuen Einfahrtschleuse für große Schiffe, ist Havre eifrig beschäftigt.

Von den Mittelmeerhäfen nenne ich nur noch Genua und Triest, als für den Zukunftsverkehr in seinen größten Dimensionen in Betracht kommend. Der Hafen von Triest hat 8½ Meter Wassertiefe und wird damit wohl allen Ansprüchen genügen, die je an ihn herantreten können. Mit Genua oder Havre verglichen, wird Triest in auffallender Weise von kleineren Schiffen aufgesucht. Der Durchschnittstonnengehalt der einlaufenden Schiffe betrug 1898 in Triest nur 240 Tonnen, in Genua 1070 Tonnen, in Liverpool 1700 Tonnen. Genua dagegen, welchem aus dem Suezkanal, aus den Alpenbahnen stets neue Chancen des Gedeihens entstanden sind und das in dem Simplontunnel schon wieder eine neue Stärkung seiner maritimen Stellung erblickt, wird als Anlaufhafen der zukünftigen, vielleicht noch unendlich entwicklungsfähigen Handelsverbindungen Englands und Deutschlands mit Ostasien nicht stillstehen dürfen. Allerdings kann Genua seine ferneren Hafenarbeiten von der Entwicklung des Suezkanals abhängig machen. Solange der letztere für Dampfer von mehr als 8 Meter Tiefgang unpassirbar ist, mag auch Genua ruhig zusehen, erst wenn ein weiterer Ausbau des Suezkanals das Mittelmeer ebenfalls zum Tummelplatz der Riesendampfer macht, die jetzt nur nach New-York verkehren, werden einige Aenderungen im Freihafen von Genua nothwendig werden. Die natürlichen Verhältnisse sind hier wie in Marseille die denkbar günstigsten.

Von den außereuropäischen Häfen brauche ich nur wenige flüchtig anzuführen. Mit Ausnahme der Vereinigten Staaten und Indiens sind ja Häfen, in denen große Dampfer direkt am Quai laden und löschen können, noch kaum vorhanden. Nur zu viele, selbst bedeutende Export- und Handelsstädte, die selbst keine heimische Flotte besitzen, überlassen es den fremden Dampfern, mit den auf der Rhede oder in der Flußmündung, bezw. Bucht, an der der Platz liegt, vorgefundenen Verhältnissen fertig zu werden. Daß viele dieser Plätze ihre Stellung nicht werden behaupten können, wenn sie nicht moderne Hafenanlagen schaffen, liegt auf der Hand.

New-York, der gewaltigste, von der Natur beispiellos begünstigte offene Hafen der Welt, besitzt dennoch nur 9½ Meter Wassertiefe zur Ebbezeit, selbst bei Fluth ist die Tiefe nicht größer als 10½ Meter. Da jedoch die tiefgehendsten Dampfer der Gegenwart, die großen P-Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie, New-York oft mit 20,000 Tannen Schwergut und bis 10¼ Meter Tiefgang verlassen, so muß doch wohl mindestens am Pier

dieser Gesellschaft eine dafür ausreichende Wassertiefe vorhanden sein und erhalten werden. Es wird sich also den Ansprüchen des Verkehrs folgend auch weiterhin die nöthige Tiefe herstellen lassen. Die gegenwärtigen, auf 6 Jahre berechneten Korrektionsarbeiten haben vor dem Hafen von New-York eine 600 Meter breite, 10 Kilometer lange Zufahrtsrinne von 12.2 Meter Tiefe zum Ziel. Ebenso soll der Bay Ridge-Kanal vor Brooklyn auf diese Tiefe gebracht und auf 360 Meter verbreitert werden. Baltimore und Boston haben ihrer heutigen Bedeutung entsprechende, gute Häfen, um aber je an einem Konkurrenzkampf theilzunehmen, der mit Dampfern von 9—10 Meter Tiefgang ausgefochten würde, müßten sie fast noch alles thun. Von Philadelphia läßt sich beinahe dasselbe sagen. Es liegt an dem gewaltigen Delaware etwa soweit landeinwärts wie Hamburg, doch sind die natürlichen Stromverhältnisse günstiger, da bis 80 Kilometer unterhalb Philadelphia eine natürliche Tiefe von 9, weiter hinauf von 7—8 Meter vorhanden ist. Dieselbe auf durchweg 10—11 Meter zu bringen, würde nach dem Vorbild der bisherigen Elb- und Weserregulirung wohl gelingen, aber derartige gemeinnützige Arbeiten haben in den Vereinigten Staaten bei weitem nicht so viel Aussicht auf Verwirklichung, wie bei uns, es sei denn, daß einem besonderen mächtigen Interessentenkreis damit gedient wäre, was gerade hier vorläufig nicht der Fall ist.

Von den beiden übrigen Haupthäfen der Vereinigten Staaten, New-Orleans und San Francisco, besitzt ersteres in dem 30—40 Meter tiefen Mississippistrom den prachtvollsten, sich 8—10 Kilometer durch die Stadt erstreckenden Hafen, der mit einem sehr geringen Arbeitsaufwand zu unterhalten ist. Die Schwierigkeit bestand hier in der Offenhaltung der Mündung, die 150 Kilometer unterhalb New-Orleans liegt und durch eine Barre verschlossen ist. Es ist aber gelungen, wenigstens einen der Mündungsarme durch eine Rinne von 9 Meter Wassertiefe zu öffnen und mit Hülfe langer Molen auch offen zu halten. Wenn es sich nöthig erweisen sollte, wird die weitere Vertiefung dieser Rinne wohl nicht allzu große Schwierigkeiten machen. Auch San Francisco, an dem denkbar schönsten natürlichen Hafenbassin gelegen, bedarf höchstens einiger Felssprengungen, um jede Schiffsklasse gastlich aufnehmen zu können. Dagegen ist von den mittel- und südamerikanischen Häfen nicht einer geeignet, Fahrzeuge aufzunehmen, die heute noch zu den größten ihrer Art gerechnet werden könnten. Havanna mit seiner prachtvollen Hafeneinfahrt und der ziemlich nahe ans Land tretenden 10 Meter Tiefenlinie würde wohl noch am leichtesten dahin gebracht werden können. Aehnlich liegen die Verhältnisse in Valparaiso, der Hafen von Buenos Aires ist mit dem Tiefwasser des La Plata nur durch zwei lange Rinnen von 6½ Meter Tiefe verbunden, und vor Lima, bezw. Callao steht den tiefgehenden Schiffen auch nur die Rhede zur Verfügung.

Genau so ist es, um auf die bedeutendsten Häfen Asiens zu kommen, mit Yokohama, wo die großen Dampfer außerhalb des Wellenbrechers bleiben müssen. Schanghai ist, trotz stellenweis bedeutender Tiefen auf dem Wusung, doch für größere Schiffe nicht leicht zugänglich, sein gewaltiger Handel wird eine energische Stromkorrektion wahrscheinlich erzwingen. Bombay besitzt zahlreiche große Hafenbassins englischer Bauart, theils im Staatsbesitz, theils den großen Schiffahrtsgesellschaften gehörend, die für die augenblicklichen Abmessungen der ostindischen Postdampfer ziemlich ausreichend sind. Sobald in letzteren erhebliche Veränderungen eintreten, was wiederum vom Stande des Suezkanals abhängt, wird der Hafen von Bombay denselben folgen müssen. Batavia, Singapore, Madras, die meisten namhaften Handelsplätze Ostindiens haben wohl künstliche Häfen, nur sind dieselben schon den heutigen Dampfern zu klein und zu flach, die Rhede ist fast allenthalben für große Schiffe der einzig sichere Aufenthalt. Nur Colombo hat seinen von Natur spottschlechten Hafen durch einen riesenhaften, gegen 4 Kilometer ins Meer hinausreichenden Pier verbessert, der bis ins tiefe Wasser reicht und an dessen Spitze die größten Dampfer anlegen können.

Diese Uebersicht wird ein ungefähres Bild von der Leistungsfähigkeit der bedeutendsten Seehäfen der Gegenwart gegeben haben, jedenfalls aber hat sie gezeigt, wieviel noch zu thun bleibt, bevor dem Normalschiff von 20,000 bis 25,000 Tonnen Fracht und 10 bis 10½ Meter Tiefgang, auf welches der Schiffbau augenscheinlich hinsteuert, allenthalben ein gastlicher Hafen offensteht.

---

## Ernst Muellenbach.

Von Karl Enders (Bonn).

Vor nun bald zwei Monaten ist der rheinische Dichter Ernst Muellenbach in Bonn, erst 39 Jahre alt, an der Schwelle seines besten Könnens gestorben. Obwohl er nur 6½ Jahre für die große Oeffentlichkeit geschrieben hat — seine Gedichte [1] sind 1894 erschienen —, liegt heute eine stattliche Reihe von Dichtungen vor dem sichtenden Blick, die ihm die Liebe seiner Leser und die Anerkennung und Freundschaft der Besten eingetragen haben. Sein Lebensgang ist in wenigen Zeilen erzählt: Geboren in Köln 1863, hat er dort das Gymnasium absolvirt. Eigene Neigung und der Einfluß Oskar Jägers bestimmten ihn zum Studium der Philologie und Geschichte; während seiner Studienzeit in Bonn, wo er gemeinsam mit Wilhelm Bölsche im klassisch-philologischen Verein noch später von der Erinnerung vergoldete Jahre verlebte, schloß er sich besonders an Franz Buecheler und Arnold Schäfer an, zu denen er bis zum Tode die freundschaftlichsten Beziehungen unterhalten hat. Nach der Promotion zum Dr. phil. war er eine Zeitlang journalistisch thätig, bis er sich nach seiner Verheirathung im Jahre 1893 nach Poppelsdorf zurückzog und sich dort in seinem grünumbuschten Hause [2] „Edelygel“ am Fuße des Venusberges ganz seinen dichterischen Arbeiten widmete. Sein Heim hat er dann nur verlassen, um auf Erholungsreisen sein liebes Rheinland zu durchstreifen, das er fast in jedem Athemzuge kannte wie Keiner. Ueber Westfalen und Hamburg ist er nicht hinausgekommen. Und doch reflektirte sich in ihm alles, was unsere Zeit bewegt, und die Freunde, die in dem kleinen Kreise verkehren durften, sahen mit Erstaunen in eine ganze Welt, beleuchtet und geordnet durch eine starke und künstlerische Persönlichkeit und vergoldet vom sonnigsten Humor. Und das ist das Bedeutsamste an Muellenbachs Erscheinung: die starke, fast peinlich sich abschließende Innerlichkeit, die dem Humoristen ja nothwendig war, die ihn aber auch in unsrer Zeit der literarischen Gruppen und Evangelien, unter dem Zeichen der Ueber- und Brüderbrettel nicht modern werden ließ. Ist doch auch Wilhelm Raabe, dem Muellenbach befreundet war und der sein Schaffen mit regstem Interesse verfolgt hat, trotz seines festgegründeten Ruhmes und der frohen Ereignisse dieser Tage, dem Schicksal der Humoristen ältester Schule erliegend, im Publikum kaum noch modern. In das glückliche Haus am Venusbergweg in Poppelsdorf, wo Frau Ute so leicht regierte, kamen häufig Gäste, neben den Bonner Freunden vor allem Hans Hoffmann, Gustav Falke, Jean Schulze-Smidt u. A., und nie ist wohl Jemand ohne ein Stückchen von dem Sonnenglanz im Herzen weggegangen, der dort für Jeden schien, der ihn gern hatte. Ganz seinem Wesen entsprechend hat sich Muellenbach nie um die literarischen Bewegungen und Fehden „draußen“ gekümmert und nie zu einer „Richtung“ gehören wollen, wie er auch von keinem anderen Erfolg hören wollte, als den er in den Herzen seiner Leser gewann. So hat er sich langsam, aber stetig einen Kreis gesammelt, der seine Bücher sehr persönlich nahm. Schon eines seiner ersten, der Novellenband „Abseits“,[3] gewann ihm die dauernde Freundschaft Paul Heyses, die sich, trotzdem sich Beide nie gesehen haben, sehr innig gestaltete. Ob die engen Be-

[1]) Gedichte von Ernst Lenbach. Stuttgart, Cotta 1894.

[2]) Vgl. Velhagen u. Klasings Monatshefte 1896/97 (August-Heft), S. 681 ff.

[3]) Abseits, Erzählungen von Ernst Lenbach. Stuttgart, Cotta 1896.

ziehungen zu Wilhelm Jensen aus derselben Zeit datiren, weiß ich nicht.

In „Abseits“ und zwei anderen Novellenbänden [4]) sind eine Reihe kulturhistorischer Erzählungen gesammelt, die fast alle im Rheinland spielen. Auf diesem Gebiete hat Muellenbach sein Bestes gegeben, besonders in den Novellen aus der Rokoko- und Zopfzeit: er ist künstlerischer als Riehl, weit sparsamer und maßvoller in der Zeichnung des Milieus; er vergißt nie den Dichter über dem Historiker; hier kommt auch die ganze Stimmungskraft und Anmuth, die über allen seinen Dichtungen liegt, am reinsten zur Wirkung. Man lese dazu einmal die nur wenige Seiten umfassende Skizze „Gegenwart“ in „Abseits“. Ein Kabinetstück ist „Franz Friedrich Ferdinand“, von dem Adolf Bartels im „Kunstwart“ sagt: „Wir haben fast nichts Besseres in dem Genre“. Die älteren Novellen sind fast romantisch, ohne daß ihre Geschlossenheit dadurch verloren ginge. Immer feiner wird dann die Ausführung, während er sich immer mehr in der Vereinfachung der Fabel gefällt; dazu sind besonders in den „Altrheinischen Geschichten“ die beiden Erzählungen „Gebhardt“ und „Die Weisheit des Bruders Eusebius“ zu nennen. In der letzteren wird das uralte Thema von der naturgemäßen Ernüchterung nach den Flitterwochen und die Einlenkung zur geruhigen Liebe einer glücklichen Ehe an einem altkölnischen Bürgerpaar unter der seelenärztlichen Einwirkung eines alten Klausners — eine kostbare Figur! — behandelt. Aber wie! Das ist die reine Emailarbeit; jedes Wort ist gewählt, jeder Satz befeilt; man muß laut lesen. Goldquellender Humor hat hier geschrieben und der Dichter freut sich so innig mit, daß er — wie es ja Raabe so oft muß — sich zuletzt noch selbst an die Leser wendet, um ihnen von den Schalksaugen der schönen Els zu sprechen und von dem, was daraus folgt.

Von den Romanen — er hat sieben geschrieben — stehen wieder voran die kulturhistorischen, am stimmungsvollsten und farbenreichsten „Vom heißen Stein“ [5]) in Bacharach; wir haben hier das altrheinische Land, über dem es wie in einer Mischung von Abenteurerthum, Biederkeit und Rheinweinduft liegt. Geschlossener und im Milieu vortrefflich sind die altkölnischen Romane [6]), wo er auch den rheinischen Dialekt glücklich, wie allgemein gesagt wurde, in die Literatur eingeführt hat; besonders in die Siebolds hat der Dichter tausend Jugenderinnerungen aus der „hilligen“ Stadt verwoben — er ist bei Maria Lyskirchen geboren — die er ebenso innig liebte, wie er das moderne Köln, die farblos gewordene Großstadt, nicht mochte. An feiner Psychologie und guter Charakterisirung der Personen fehlt es diesen Romanen nie, wohl mitunter an der Technik; in den letzten Jahren hat er sie in strenger Arbeit zu bessern gesucht. Bedeutsam ist die Form: Muellenbach schreibt in einem großen schlichten Stil, ausschöpfend, prägnant, aber mit Vermeidung aller Absonderlichkeiten — über moderne Stilverwilderung, besonders wenn sie etwas bedeuten sollte, konnte er sehr heftig werden; er schreibt einen liebenswürdigen Stil im besten Sinne. Mitunter wird er im „Erzählen“ zu breit, wird betrachtend und schadet der Komposition, aber man möchte dann doch die feinsinnige Reflexion nicht missen. Durch diese, verbunden mit einer vertieften Psychologie, bewerthen sich seine persönlichsten Bücher, die viel von seinen eigenen Erlebnissen enthalten: „Die Hansebrüder“ [7]), ein Journalistenroman und die kurz vor seinem Tod herausgekommene „Maria“ [8]). Dies letzte Buch hat nun technisch schon viel erreicht: eine wuchtige Einheitlichkeit alles Geschehens ist gewonnen, alle Ereignisse werden unter eine gleichartige, die Handlung bestimmende Beleuchtung gestellt. Es kommt dem Verfasser darauf an, die Entwicklung eines tief angelegten Mädchens, dem die Verhältnisse so gut wie nichts bieten, unter der Macht einer heiligen Liebe zu geben; sie soll schließlich so stark und groß werden, daß sie selbst den Sturz ihres Idealbildes zu menschlicher Schwäche erträgt und dann aus der verzweifelten Situation sich noch ihr Glück herausrettet. Das geht nun ganz innerlich, aber alles, was geschieht, sehen wir auch nur von ihr aus, und wir bekommen davon nur so viel zu sehen, als der Dichter jeweilig braucht. Soweit die Personen nur Vermittler maßgebender Einflüsse sind, bleiben sie — wie bei Walter Scott — am Horizont und treten nicht körperlich auf, so der Vater Marias und die Personen, die in das Geschick des Geliebten eingreifen; durch diese Verschiebung hinter die Scene wird die verwirrende Fülle der Handlung maßvoll beschränkt zugunsten der klaren Lösung des psychologischen Problems. In diesem Roman, wie schon früher in „Waisenheim“ [9]) und „Aus der Rumpelkiste“ [10]) hat der Dichter moderne Verhältnisse, wie er sie in seiner Umgebung kennen lernte, verwerthet; die akademische Mittelstadt mit dem vornehmen Anstrich Bonns ist in ihrer Eigenart fein gezeichnet. Muellenbachs Humor ist hier — leicht verständlich — nicht von derselben Objektivität (am meisten doch noch in der Rumpelkiste), wie sonst; bald gibt er die Ueberlegenheit in mitleidender Parteinahme auf, bald übersteigt er sich in leichter Entfremdung des Dargestellten zum Satirischen. Doch wirkt das nur als erwärmende oder erfrischende Abstimmung seines Humors. Ganz objektiv bleibt er auch hier in der Behandlung des Volksthümlichen, ich denke an Figuren wie den dichtenden Anstreicher Sulmann im Waisenheim.

Lyrisch ist Muellenbach auch nicht zu unterschätzen, wenn seine Leyer auch nur wenige Töne anschlagen läßt: eine Stimmung ganz rein ohne störende Nebentöne wiedergeben und zwar in der entsprechendsten Form, das kann er auch hier, und er kann den Humor auch in einzelnen glänzenden Tropfen festhalten; aber er ist noch zu wenig bekannt: das einzige Gedichtbändchen ist als sein erstes Buch erschienen, und hat noch etwas zu wenig Farbe, auch leidet er noch am Pseudonym. Jetzt aber ist so viel Reiferes vorhanden, daß einer Buchausgabe, die er theilweise selbst schon vorbereitet hat, nichts im Wege steht. Erst diese wird das Bild des Lyrikers fixiren.

Seine Freunde, die in dem Menschen noch unendlich viel mehr verloren haben als in dem Dichter, trösten sich damit, daß er, als ein Prediger der Lebensfreude und des Lebensmuthes, selbst ein Glücklicher gewesen ist, dem es ganz ernst war mit seinem „Grundbesitz“:

Zu Köllen auf dem Friedhof ruht schier mein ganz Geschlecht,
Begraben dort zu werden, ist mein verbrieftes Recht.

In meines Weibes Herzen, da wohn' ich lebenslang:
Längst wußt' ich's, eh' ihr Jawort am Traualtar mir klang.

Wie sollt' ich nicht zufrieden mit meinem Loose sein?
Sind doch ein ganzer Himmel und sechs Fuß Erde mein!

---

## Der neue Stern im Perseus.

Der im Februar dieses Jahres plötzlich am Himmel erschienene neue Stern hat in den letzten Wochen wieder viel von sich reden gemacht. Am 21. August wurde von dem bekannten französischen Astronomen M. Camille Flammarion und seinem Mitarbeiter M. Antoniadi mit einem photographischen Refraktor von 5 Zoll Oeffnung eine photographische Aufnahme dieses interessanten Objektes gemacht, und es zeigte sich hiebei nach 3¼ stündiger Exposition das Bild des neuen Sternes von einer nebelartigen Aureole von etwa 6 Bogenminuten Durchmesser

4) Franz Friedrich Ferdinand und Anderes. Dresden und Leipzig 1897. Altrheinische Geschichten. Dresden und Leipzig, Reißner 1899.

5) Stuttgart (Cotta) 1897.

6) Die Siebolds von Lyskirchen, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1899. Schutzengelchen, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1900.

7) Dresden und Leipzig, Reißner 1898.

8) Berlin, Felber 1901.

9) Dresden und Leipzig, Reißner 1898.

10) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1900.

(ein Fünftel des Monddurchmessers) umgeben, während die Bilder aller übrigen, gleichzeitig mitaufgenommenen Sterne als schwarze, vollkommen scharf begrenzte Scheibchen erschienen. M. Flammarion glaubt infolgedessen annehmen zu müssen, daß die aktinische Wirkung der Nova Persei auf die lichtempfindliche Platte von der gewöhnlicher Sterne völlig verschieden sei. Er beeilte sich, von seiner interessanten Wahrnehmung sogleich die Zentralstelle für Kometentelegramme in Kiel zu benachrichtigen, die den Sachverhalt ihrerseits den hauptsächlich in Betracht kommenden Sternwarten alsbald telegraphisch mittheilte.

Bereits am Abend des 22. August konnte Professor M. **Wolf** auf dem Königstuhl bei Heidelberg gleichfalls eine photographische Aufnahme der Nova erlangen. Unter Benutzung des ihm von Miß Bruce geschenkten, aus einem Leitfernrohr und zwei je 16zölligen photographischen Refraktoren bestehenden großen Teleskops erhielt er nach 1½stündiger Expositionsdauer zwei Aufnahmen des neuen Sterns, von denen die eine in der That gleichfalls die Nova von einer Aureole umgeben zeigte, während auf der anderen Platte das Bild der Nova von den Bildern der übrigen mit aufgenommenen Sterne sich in nichts unterschied, also keine Spur einer Nebelhülle aufzuweisen hatte.

Dieser Umstand brachte Prof. Wolf auf die Vermuthung, daß die „Nebelhülle“ des neuen Stern auf der ersten Platte rein optischen Ursprungs, nämlich durch das Objektivglas des Fernrohrs (I) bewirkt worden sei.

Glücklicherweise war auch am folgenden Abend sehr klares Wetter, so daß Prof. Wolf die Nova neuerdings photographiren konnte. Diesmal wurde die Belichtungsdauer auf 4 Stunden 6 Minuten ausgedehnt, und um über die Natur der Aureole endgültig Aufschluß zu erlangen, wurde das Objektivglas des Fernrohrs I zur Hälfte durch eine undurchsichtige Blende abgedeckt. Wäre die Nova wirklich von einer kreisförmigen Nebelhülle umgeben, so hätte sich letztere auf der photographischen Platte trotz der halbkreisförmigen Abblendung des Objektivs vollständig (also kreisrund) abbilden müssen. Bei der Entwicklung der beiden Platten ergab sich dagegen, was Prof. Wolf von vornherein erwartet hatte: das vom Fernrohr I entworfene Bild zeigte außer der schwarzen Scheibe der Nova eine **halbkreis**förmige Nebelhülle, die in Anbetracht der längeren Belichtung viel intensiver war, als die am vorhergehenden Abend erhaltene, während (gleichfalls infolge der beträchtlich längeren Belichtung) diesmal auch das vom zweiten Fernrohr gelieferte Bild die nebelartige Koma um das schwarze Scheibchen der Nova herum zeigte.

Damit war der Beweis dafür erbracht, daß die Aureole um das Bild des neuen Sterns lediglich durch das Objektivglas des Fernrohrs zustande kam. „Die Nova,“ so äußert sich Prof. Wolf in einer vor kurzem in den „Astronomischen Nachrichten“ erschienenen, hierauf bezüglichen Mittheilung, „muß eine Lichtart besonders intensiv aussenden, eine Lichtart eigenthümlicher Natur, für die das Objektiv nicht korrigirt ist und für die der Zerstreuungskreis einen Durchmesser von 6' etwa besitzt. Das ist ungemein interessant und wir müssen Flammarion und Antoniadi, für diese Entdeckung sehr dankbar sein...“

Diese Aeußerung ist leider vielfach gänzlich mißverstanden worden. So schrieb beispielsweise die „Frankf. Zeitung“ in einem auf Prof. Wolfs Beobachtungen sich beziehenden Artikel u. a.:

„**Der neue Stern muß also eine besondere, bisher unbekannte Art von Strahlen aussenden**, die das zweite Objektiv überhaupt nicht scharf wieder zu vereinigen imstande war; das erste vermochte dies etwas besser, so daß am ersten Tage nichts Auffälliges an seinem Bilde zu sehen war, am zweiten Tage konnte es aber nicht hindern, daß die viermal so lange Belichtung doch einen schwachen Zerstreuungskreis zeichnete. **Welcher Art diese von dem neuen Stern jetzt neben den gewöhnlichen Lichtstrahlen (sic!) ausgehenden Strahlen sind, ist uns vorläufig ganz unbekannt....**“

Von **unbekannten** Strahlen kann natürlich keine Rede sein. Die Sache liegt vielmehr einfach so, daß der neue Stern uns gegenwärtig in der Hauptsache nur **grünes** Licht zusendet. Eine Untersuchung seines Spektrums durch Hrn. **Bélopolsky** (Pulkowa) führte zu dem Ergebniß, daß das kontinuirliche Spektrum der Nova nunmehr außerordentlich schwach ist, daß aber eine Reihe von sehr hellen Banden im grünen und blauen Theil ihres Spektrums (Wellenlänge 501 bis 470 $\mu\mu$) wahrzunehmen ist. Und da die photographischen Objektive für die aktinisch wirksamste Stelle des Spektrums, d. i. genähert die an der Grenze zwischen Blau und Violett liegende Linie H$\gamma$ (Wellenlänge 434 $\mu\mu$), fokussirt werden, so gelangt, wie auch sonst bei extrafokalen Aufnahmen, ein bedeutender Theil des Lichts der Nova Persei schon in zerstreuter Form auf die Platte, was bei hinreichend langer Exposition das Entstehen einer Nebelhülle („Aureole“) um das eigentliche Bild herum zur Folge hat.

Hr. **Kostinsky** in Pulkowa hat gleichfalls photographische Aufnahmen der Nova Persei gemacht, bei denen das Objektiv des photographischen Refraktors durch Blenden von dreieckiger und quadratischer Gestalt theilweise verdeckt war; entsprechende Gestaltsänderungen der Aureole waren — ganz wie erwartet worden war — die Folge davon. Als endlich Hr. Kostinsky bei einer weiteren Aufnahme das Objektiv seines Astrographen annähernd für den grünen Theil des Spektrums fokussirte, zeigte das Bild der Nova trotz mehrstündiger Belichtung keine Spur mehr von einer Aureole.

Bemerkenswerth ist noch, daß Professor **Barnard** mit dem großen, 36zölligen Refraktor der Licksternwarte in Nordamerika bei dem im Jahre 1892 erschienenen neuen Stern im Fuhrmann eine ähnliche Nebelhülle **direkt** beobachten konnte, was ihn und viele andere Astronomen zu der irrigen — nunmehr wohl endgültig widerlegten — Annahme führte, daß besagter neuer Stern sich in einen Nebel aufgelöst habe.

Noch einer anderen interessanten Wahrnehmung, zu der Prof. Wolfs Vierstundenaufnahme der Nova führte, möge schließlich hier kurz Erwähnung geschehen. Bei näherer Besichtigung der nächsten Umgebung des neuen Sterns entdeckte er auf den betreffenden Platten, „daß zum mindesten südlich und etwas östlich in der Nähe der Nova eine deutlich erkennbare, aber äußerst schwache und trotzdem strukturreiche Nebelmaterie abgebildet ist. Diese äußerst feinen, gestreckten Nebelzüge, welche noch eben nachweisbar sind, erscheinen am dichtesten etwa fünf Bogenminuten südlich der Nova und scheinen sich allerdings bis in sie hinein zu ziehen.“

Das wirkliche Vorhandensein dieser Nebelmassen am Himmel ist dadurch erwiesen, daß dieselben sich auf beiden Platten der Vierstundenaufnahme übereinstimmend abbildeten und daß ihre Spuren auch auf dem bedeckten Theil der Platte des zur Hälfte abgeblendeten Fernrohrs I sich vorfanden.

Nun beruht bekanntlich die von Prof. H. Seeliger (München) aufgestellte Erklärung der Entstehung neuer Sterne auf der ebenso einfachen, als plausiblen Annahme, daß ein an sich dunkler Himmelskörper durch eine kosmische Nebel- oder Staubwolke hindurchgeht und sich — ähnlich wie die Sternschnuppen und Feuerkugeln in unsrer Atmosphäre — infolge des Reibungswiderstandes, den er bei diesem Durchgang erfährt, bis zur Weißgluth erhitzt. Es ist dabei nun keineswegs nöthig, vorauszusetzen, daß diese Nebel- oder Staubmassen uns eigenes oder reflektirtes Licht zusenden, für uns also am Himmel wahrnehmbar werden — immerhin aber ist es sehr wohl möglich, daß es Prof. Wolf gelungen ist, das Bild einzelner Theile jener Nebelmassen auf der lichtempfindlichen Platte festzuhalten. Von weiteren, vielleicht zwölf- und mehrstündigen Daueraufnahmen, wie sie Prof. Wolf plant und wie sie wohl auch auf anderen, entsprechend eingerichteten Observatorien, vor allem auf der Licksternwarte, zur Ausführung gelangen werden, darf man vielleicht in dieser Hinsicht noch mancherlei werthvolle Aufschlüsse erwarten.

R. Oertel.

## Besprechungen.

*Holbeins „Ambassadors“*, the Picture and the Men. An historical Study by *Mary F. S. Hervey.* London, George Bell & Sons. 1900. 258 S. — Unter der fast erdrückenden Menge von englischen Publikationen der neuesten Zeit über die Kunst der Renaissance gehört das vorliegende Buch zu der verschwindend kleinen Zahl derer, welche die Signatur des „aere perennius“ schon an der Stirn tragen. Vorwort und Inhaltverzeichniß bringen es dem Leser sofort zum Bewußtsein, daß hier die Frucht ebenso eingehender wie vielseitiger Studien vorliegt. Wenn es nun einerseits eine harte Zumuthung zu sein scheint, ein ganzes Buch über ein einzelnes Bild zu lesen, so ist es doch nicht weniger wahr, daß die Summe des hier Gebotenen eine wahre Fundgrube bietet für weitere Forschungen auf verwandten Gebieten. Denn wenn dieses eine Bild Holbeins eine so überschwänglich reiche Fülle aufweist an Beziehungen zur Zeitgeschichte und zur humanistischen Bildung der Zeit, so folgt ja daraus, daß auch zahlreiche andere Gemälde verwandten Charakters mit dem gleichen Maßstabe zu bemessen sind, wenn anders wir sie unserm vollen Verständnisse erschließen wollen. Die Schwierigkeit liegt nur darin, den Schlüssel zu finden, welcher die Geheimnisse erschließt und den Bann löst. — Das in Rede stehende Bild kam im Jahre 1891 für einen sehr hohen Preis in die Londoner Nationalgalerie. Der offizielle Katalog wußte über die darin dargestellten Personen auch nicht ein Wort zu sagen. Herkunft und Geschichte des Bildes waren gleichfalls in tiefes Dunkel gehüllt. Als älteste Kunde galt eine Nachricht in Lebruns Galerie des Peintres (1792), des Inhalts, daß er, Lebrun, das Bild nach England verkauft habe. Beinahe hundert Jahre war es im Besitz der Earls of Radnor, bis es Nationaleigenthum wurde. An der Lösung des Räthsels versuchte sich der Witz der Verständigen in Zuschriften besonders an die „Times“, nachdem sich herausgestellt hatte, daß die von den Holbeinbiographen Wornum und Woermann angenommenen Benennungen der Dargestellten aus der Luft gegriffen waren. Wollte man diese ephemere Hypothesenliteratur wieder ans Tageslicht ziehen, so könnte man damit einen ansehnlichen Band füllen. In dem ersten Abschnitt des vorliegenden Buches lesen wir die überraschende Geschichte der Auffindung der Namen, welche diesen beiden Portraits von Rechts wegen zukommen. Im Jahre 1895 fand die Verfasserin das den Streit endgültig beilegende Dokument in Frankreich. Sie hat das Originaldokument der Nationalgalerie als Geschenk zugewandt. Aber dieses ihr Verdienst wird von ihr selbst in den Schatten gestellt durch die umfassende und gründliche Analyse des Holbein'schen Bildes, wozu sie jener Fund angeregt hatte, eine mehrjährige, mühsame, langwierige Arbeit, welche in dem schönausgestatteten Buche niedergelegt ist. Schon ein flüchtiger Blick auf die Anmerkungen zeigt, daß der in der Monographie verarbeitete Stoff überwiegend auf Archivstudien beruht. Die zahlreichen in den Text aufgenommenen Citate aus den Depeschen dieser Staatsmänner sind eine nicht weniger reizvolle Lektüre, als die farbenreiche Skizze ihres Lebenslaufes. Diese gravitätischen, in kühler Reserve vor uns stehenden Diplomaten, welche uns hier Holbein in ihrer mit der peinlichsten Genauigkeit ausgeführten prunkvollen Tracht darstellt, begreifen wir doch erst als Menschen mit Fleisch und Blut, wenn uns gesagt wird, wie sie gelebt haben, was sie gethan und gewollt haben. Man nenne das nicht ein Abschweifen von der Hauptsache, von dem, worauf es bei einem Kunstwerke ankommt. Im Gegentheil. In dem vorliegenden Falle läßt es sich sogar aus dem Bilde beweisen, daß das Verständniß des Bildes nur möglich ist bei eingehenden Studien. Was man gewöhnlich das Beiwerk nennt, der Spielball der erfinderischen Laune des Malers, ist eben bei Holbein kein Beiwerk. Es ist freilich nicht auf der Hand liegend, was der dem Auge geradezu aufdringliche wissenschaftliche Apparat, der Erdglobus und der Himmelsglobus, die geometrischen neben den Musikinstrumenten, das aufgeschlagene Luthersche Gesangbuch, alles in Faesimilereproduktion, mit der Charakteristik zweier französischer Staatsmänner zu thun haben. Der Lösung dieser Probleme ist der letzte Theil des Buches gewidmet; eine Serie von Einzeluntersuchungen, welche in einzelnen Fällen sogar auf die Identifizirung der gemalten Instrumente mit solchen, welche verstreut in Sammlungen noch anzutreffen sind, hinausläuft. Die Gegenüberstellung photographischer Abbildungen solcher Originale mit den Details des Gemäldes ermöglicht überall die Kontrole. So geht hier die Einzelforschung Hand in Hand mit einer Auffassung, welche die leitenden Gesichtspunkte für die Charakterisirung des Kunstwerkes immer im Auge behält. Man kann nur wünschen, daß Kunstforscher, welche sich mit ähnlichen Aufgaben zu befassen haben, an dem vorliegenden Werke sich ein Vorbild nehmen möchten.

J. P. Richter.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

-rt- **Entdeckung neuer Planeten.** In den letzten Wochen hat Hr. Dr. Carnera, Assistent von Prof. Wolf, auf der großherzoglichen Sternwarte Königstuhl bei Heidelberg mittelst photographischer Himmelsaufnahmen abermals drei neue Planeten aufgefunden. Die Helligkeit der beiden ersten, provisorisch mit 1901, GQ und GR bezeichneten Planeten kommt der eines Sterns 11. Größe gleich, der zuletzt gefundene (1901, GS) ist 12. Größe. Nach einer Mittheilung des bekannten Bahnrechners Hrn. Berberich in Berlin ist der zuletzt aufgefundene Planet identisch mit dem schon im vorigen Jahre entdeckten Planeten Nr. 453, dessen elliptische Bahnelemente bereits von Hrn. Charlois in Nizza berechnet worden sind.

* Die zum Zwecke wissenschaftlicher **Erforschung der höheren Luftschichten** in allen Staaten Europa's von Zeit zu Zeit veranstalteten Ballonfahrten werden für die nächsten Jahre an dem **ersten Donnerstag eines jeden Monats** gleichzeitig in England, Frankreich, Elsaß-Lothringen, Bayern, Preußen, Oesterreich und Rußland, außerdem aber noch gelegentlich an anderen Tagen stattfinden.

* **Neue statistische Ergebnisse über die mittlere Lebensdauer.** Auf Grund der Erfahrungen der britischen Lebensversicherungsgesellschaften während des 30jährigen Zeitraumes von 1863 bis 1893 ist, wie wir der „Köln. Ztg.“ entnehmen, in **London** eine neue Tafel der mittleren Lebensdauer und Lebenserwartung für die einzelnen menschlichen Altersklassen berechnet worden. Dieselbe beruht auf den Daten, welche durch 608,000 Individuen geliefert wurden, während die frühere Statistik sich nur auf 130,000 Leben stützte. Nach der neuen Berechnung erreichen von 100,000 Individuen im Alter von 10 Jahren 76,185 das Alter von 50 Jahren, 62,073 ein Alter von 60 Jahren, 40,615 ein solches von 70 Jahren, 15,530 ein Alter von 80 Jahren, 6358 werden 85 Jahre alt. Diese Ziffern sind sämmtlich größer als diejenigen der alten Tabelle, so daß aus ihnen eine Zunahme der Lebensdauer gegen früher folgt. Indessen ist zu bemerken, daß dieses Ergebniß nicht als allgemein gültig angesehen werden darf, denn es bezieht sich nur auf versicherte Leben. Es ist den Versicherungstechnikern nämlich wohl bekannt, daß die durchschnittliche Lebensdauer versicherter Personen diejenige unversicherter übertrifft, weil kränkliche Individuen, überhaupt sogenannte schlechte Risiken, von den Gesellschaften abgelehnt wurden. Die Zunahme der mittleren Lebensdauer kann daher gar wohl nur scheinbar sein, indem sie durch größere Sorgfalt in der Aufnahme der Versicherten hervorgerufen wurde. Da gegenwärtig die Aufnahmebedingungen der Lebensversicherungsgesellschaften bedeutend weniger streng sind als vor 30 Jahren, so kann man mit Bestimmtheit erwarten, daß eine spätere Berechnung etwa um 1930, eine Verminderung des Prozentsatzes der Ueberlebenden in der mittlern höhern Altersklasse ergeben wird. Zum Vergleich mit den obigen Ziffern mögen hier die entsprechenden Angaben über die allgemeinen Sterblichkeitsverhältnisse gemäß einer der zuverlässigsten deutschen Sterblichkeitstafeln vorgeführt werden. Von 100,000 Lebenden im Alter von 10 Jahren erreichen 66,300 das Alter von 50 Jahren, 51,000 ein Alter von 60 Jahren, 30,000 ein solches von 70 Jahren, 9300 ein solches von 80 Jahren, 3340 das Alter von 85 Jahren.

W. L. **Gefährdete Freskobilder.** Dreiviertelstunden von Waidring in Tirol entfernt, liegt an der Straße nach St. Ulrich am Pillersee die kleine Kirche **St. Adalari**, die in gothischem Stil erbaut, angeblich aus dem Jahre 1013 stammt; diese Zahl soll wenigstens auf einem der beiden Freskobilder zu lesen gewesen sein, die die Kirche birgt; von den fünf Wandflächen, die die Apsis bilden, sind drei durch Fenster durchbrochen, die beiden anderen enthalten die Fresken, die die Form eines Spitzbogens haben, an der Grundlinie 3½ Meter breit und etwa 4½ Meter hoch sind. Das erste Bild zeigt den hl. Adalarius in rothem Bischofsgewand vor einem Altar knieend, zu seinen beiden Seiten je einen Kriegsmann mit geschwungenem Schwert; in der Höhe schweben Engel, die Palmzweige halten und Blumen herabstreuen. Auf dem zweiten Bild sieht man eine Gruppe von Landleuten; in der Mitte führen zwei Kinder an Bändern einen Ziegenbock, ein Mann bringt ein Rind, rechts steht ein Mann mit einer über die Schulter gelegten Sense, vor ihm kniet ein Weib mit entblößten Schultern, links hebt ein bärtiger Mann freudig die Hände zum Himmel und vor ihm kniet ein reizend gemaltes betendes Kinderpaar. Im Hintergrund finden sich grasende Lämmer und Rinder und über dem Ganzen schwebt auf einer Wolke, von Engelchen umgeben, St. Adalarius mit segnend ausgestreckter Hand. In der linken unteren Ecke ist ein ovaler Rahmen angebracht, in dem die Jahreszahl 1018 zu sehen gewesen sein soll, die jetzt in ganz roher Weise mit Blaustift nachgezogen ist, weil die alte Zahl zu schlecht sichtbar gewesen sei. Meyers Reisehandbuch „Deutsche Alpen, 2. Theil" bezeichnet die Bilder als „angeblich von Lionardo da Vinci" gemalt. Auch wenn sich für diese Annahme keine Beweise finden, verdienen die meisterhaft gemalten Fresken ein besseres Schicksal als dasjenige, das ihnen jetzt droht, nämlich durch Mauerfeuchtigkeit und verständnißlose Behandlung zugrunde zu gehen. Nach Angabe der Bewohner der Gegend wurden schon mehrfach bei dem geistlichen Konsistorium in Salzburg, dem die Kapelle untersteht, Vorstellungen erhoben, um eine bessere Erhaltung der Bilder herbeizuführen, jedoch ohne Erfolg. Wie wenig Verständniß für Erhaltung der schlichten Schönheit dieser Kapelle bei den berufenen Stellen vorhanden, geht daraus hervor, daß in früheren Jahren sogar vier bemalte, holzgeschnitzte Heiligenstatuen und ein Oelbild wegverkauft wurden. Zu erwähnen ist noch, daß auch die drei übrigen Wandflächen der Apsis, neben den Fenstern und ebenso die Decke, Spuren von Bemalung erkennen lassen; reiche faltige Gewänder sind noch unter der Kalktünche erkennbar, die anscheinend vor nicht sehr langer Zeit darüber gestrichen wurde. Vielleicht haben diese Zeilen die Wirkung, einen Sachkundigen, der in die Nähe von St. Adolari kommt, zur Untersuchung der Bilder und zu einer Feststellung darüber zu veranlassen, ob ihre Erhaltung, bezw. Wiederaufdeckung möglich ist; bejahendenfalls wird sich dann doch irgend eine Stelle, sei es die Kirchenverwaltung, sei es die mit der Erhaltung von Kunstwerken betraute staatliche Behörde der Aufgabe erinnern, die ihrer hier harrt.

* Im Auftrage der Verwaltung des **Britischen Museums** veranstaltet G. F. **Warner** seit einiger Zeit eine Ausgabe von **Reproduktionsproben** der dortigen mit Miniaturen, Randleisten und Initialen geschmückten **Handschriftenschätze**. Es liegen davon schon drei Serien vor. Die dritte, soeben erschienene, besteht aus 14 Blättern: drei englischen, fünf französischen, zwei deutschen, zwei italienischen, einem vlämischen und einem spanisch-italienischen. Die **englischen** Proben sind dem berühmten Durham book (aus dem Ende des 7. Jahrhunderts und zwei Psaltern des 11. und 12. Jahrhunderts entnommen. Die fünf **französischen** Miniaturen stellen die Entwicklung dieser Kunst von dem Psalter der Schule St. Denys (9. Jahrhundert) bis zum 15. Jahrhundert dar. Zur Veranschaulichung der **deutschen** Miniaturmalerei wurde u. a. die Arnstein-Bibel gewählt. Weniger bekannt ist der schöne **italienische** Durandus, den das Museum im Jahre 1879 erwarb. Eine andere Probe gehört der Mailändischen Schule an. Der Charakter des spanisch-italienischen Codex weist in der Handschrift auf Spanien, in den Miniaturen deutlich auf italienische, vielleicht sogar auf venetianische Kunst.

* **Berlin.** Der frühere Chefredakteur der „Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen", Dr. jur. Wilhelm **Koch**, ist am Sonntag, einen Tag nach Vollendung seines 78. Lebensjahres, gestorben. Er war ein geschätzter Fachschriftsteller und hat über Eisenbahnrecht, sowie ein in 30 Auflagen verbreitetes Handbuch für den Eisenbahn-Güterverkehr geschrieben. — Dem kaiserlichen Regierungsarzt z. D. Dr. Friedrich **Plehn** hierselbst ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keit in München.

Jahrgang 1901. München, Donnerstag, 19. September. Nummer 215.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

### Uebersicht.



## Der Skulpturencyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters und seine Stellung in der Plastik des Oberrheins.

Von Richard Streiter.

### I.

Der Thurm des Münsters zu Freiburg i. Br., dessen herrliche durchbrochene Steinpyramide das früheste und schönste Werk dieser Art in Deutschland ist, bildet in seinem Erdgeschoß eine Vorhalle, deren reiche plastische Ausschmückung die kunstwissenschaftliche Forschung schon viel beschäftigt hat, obgleich oder vielleicht gerade weil die Ansichten der Gelehrten über den künstlerischen Werth der Skulpturen sowohl, wie über ihre Bedeutung und ihren gedanklichen Zusammenhang ziemlich weit auseinandergingen. Diesen Figurencyklus hat neuerdings ein junger Kunsthistoriker, Kurt Moriz-Eichborn, zum Gegenstand einer sehr eingehenden, zugleich sehr weit ausschauenden Untersuchung gemacht. Die umfangreiche Arbeit, die vor nahezu zwei Jahren veröffentlicht wurde,[1] hat, so viel ich sehe, bis jetzt noch keine fachmännische Besprechung erfahren, wohl deßhalb, weil die außerordentliche Fülle der darin behandelten Fragen und Probleme, zumeist recht heikler Art, ein besonderes Studium erfordert. Diese Fragen, die zum Theil von dem eigentlichen Thema ziemlich weit wegführen, müssen aber nicht allein die Aufmerksamkeit des Kunsthistorikers erregen, sie sind auch vielfach von allgemein kulturgeschichtlichem Interesse, und spielen an bedeutsamer Stelle in das Gebiet der Literaturgeschichte hinüber. Es dürfte deßhalb eine kritische Erörterung, nicht des ganzen Inhalts des Buches — dazu würde wiederum der Raum eines Buches nöthig werden — wohl aber der wichtigsten, neue Gesichtspunkte bietenden Theile in diesen Blättern gerechtfertigt erscheinen.

In der Thurmvorhalle des Freiburger Münsters, einem rechteckigen, nahezu quadratischen Raum, wird die innere Wand ganz von dem reich umrahmten Hauptportal der Kirche eingenommen, während an den Seitenwänden und an der vorderen Wand, soweit sie nicht durch das Eingangsthor durchbrochen ist, doppelte Steinbänke — die Halle diente früher aller Wahrscheinlichkeit nach als Gerichtslaube — darüber schlanke, schön gezierte gothische Blendarkaden hinlaufen. Ueber den Säulen dieser Arkaden, zwischen den Spitzgiebeln (Wimpergen), stehen unter reichen Baldachinen Statuen, an den Seitenwänden je elf, an der Eingangswand beiderseits der Thüre je drei. Reichste plastische Ausschmückung zeigt auch das innere, architektonisch prächtig ausgestaltete Portal. An dem steinernen Mittelpfosten, der den Thürsturz unterstützt, steht — wie häufig, hier aber mit besonderer Bedeutung, da das Freiburger Münster „unsrer lieben Frau" geweiht ist — die Madonna mit dem Kind; in gleicher Höhe mit ihr, wie auch mit den Figuren der Blendarkaden, sind in den Kehlen der schrägen Laibungen links (vom Beschauer) die heiligen drei Könige und (zu äußerst) die allegorische Gestalt des neuen Bundes (Kirche), rechts die Verkündigung, Maria mit Elisabeth (Heimsuchung) und die Allegorie des alten Bundes (Synagoge) aufgestellt. Das hohe spitzbogige Tympanon ist durch zwei feine Spitzbogenfriese in drei Zonen getheilt, die mit kleinfigurigen Reliefdarstellungen — Hauptscenen der Heilsgeschichte (Geburt und Leiden Christi, Auferstehung der Todten, jüngstes Gericht) — gefüllt sind. In den vier Kehlen der Bogenumrahmung sind in dichter Reihung Statuetten angebracht: in der innersten Kehle Engel, in der nächsten alttestamentarische Propheten, in der folgenden Könige, in der vorderen Figuren aus der Patriarchenzeit, zu unterst Adam und Eva, in der Spitze des Bogens Jehova.

Bedeutung und Zusammenstellung dieser Portalskulpturen — eine gedrängte Verbildlichung des alten und des neuen Testamentes — bieten nichts auffälliges; man findet ganz ähnliches an anderen gothischen Kirchenportalen, namentlich an französischen Kathedralen. Nicht so einfach liegt die Sache bei den Figuren der Blendarkaden; sie haben schon seit geraumer Zeit den Scharfsinn verschiedener Erklärer herausgefordert. Der in die Halle Eintretende sieht auf der rechten Seite nächst dem inneren Portal fünf thörichte Jungfrauen, dann die sieben freien Wissenschaften oder Künste (Trivium und Quadrivium) und zwei weibliche Heilige, die an ihren Attributen als Margaretha und Katharina zu erkennen sind. Links stehen, den thörichten Jungfrauen gegenüber, fünf kluge Jungfrauen mit dem „himmlischen Bräutigam" (dieser neben dem Portal), dann nach vorne zu Maria Magdalena, Abraham mit Isaak, Johannes der Täufer, eine weibliche Gestalt ohne Attribute, eine männliche in hohepriesterlichem Gewand; an der Eingangswand in der Ecke ein Engel mit Spruchband, eine nackte weibliche Figur, die von rückwärts ein Bocksfell umgeschlagen hat, ein jugendlicher Mann im langen Rock der Vornehmen (Zeittracht). Unterhalb dieser und der gegenüberstehenden Figur der hl. Katharina befinden sich seitlich, an der inneren Laibung des Thores, zwei Halbfiguren von Engeln mit Spruchbändern.

Ueber die Bedeutung der fünf vorderen Figuren der linken Seite gehen die Meinungen auseinander. In dem Hohenpriester und der Frauengestalt daneben sehen die Einen Aaron und Maria Jacobi oder Sarah, Andere Zacharias und Elisabeth, die Eltern Johannes des Täufers.

[1] Der Skulpturencyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters und seine Stellung in der Plastik des Oberrheins von Kurt Moriz-Eichborn. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte, Heft 16) Straßburg 1899. J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel). XIV u. 439 S. mit 60 Abbildungen im Text und auf Blättern.

Moriz-Eichborn entscheidet sich für Aaron und Sarah.[2]) Die nackte Frauengestalt mit dem Bocksfell wird übereinstimmend als Personifikation der Sinnenlust, als „Voluptas", gedeutet. Dazu wird dann der nebenstehende Engel in Beziehung gebracht, auf dessen Spruchband die Worte „Ne intretis" (zu ergänzen: in tentationem) zu lesen sind. Besonderes Interesse beansprucht die Gestalt des jugendlichen Mannes neben der Voluptas. „Er trägt ein dickes Untergewand mit Aermeln und darüber ein ärmelloses Obergewand. Beide lassen die Füße frei und sind an der rechten Körperseite in ihrer ganzen Länge offen, so daß dieser Körpertheil völlig entblößt ist. Molche, Schlangen und Kröten bedecken ihn. Auf dem Kopfe trägt er einen mit Blüthen verzierten Stirnreif; in der linken Hand hält er ein Paar Handschuhe mit leise angezogenem Unterarm gerade vor sich hin, in der erhobenen Rechten hat er einen kleinen Blumenstrauß, und macht mit ihr eine winkende Bewegung, wozu der freundlich grinsende Ausdruck seines Gesichts vortrefflich paßt."[3]) Diese merkwürdige Figur findet sich mit nur geringfügigen Aenderungen wieder an den Façaden der Münster zu Straßburg und Basel, beidemale mit einer der thörichten Jungfrauen, als deren Verführer, zu einer dramatischen Scene verbunden. Schon W. Wackernagel hat die Vermuthung ausgesprochen, daß diese Gestalt (er hatte die Baseler vor Augen) auf dieselben alten Volksvorstellungen zurückzuführen ist, aus denen die bekannte mittelalterliche Allegorie der „Frau Welt", die bei den Dichtern — Walther von der Vogelweide, Heinrich v. Meißen, Konrad v. Würzburg — mehrfach begegnet, sich herausbildete.[4]) Karl Schäfer (Freiburg) ging diesem Gedanken weiter nach;[5]) er bezeichnete demnach die Freiburger Figur als eine ins Männliche übersetzte „Frau Welt", als den „Fürsten der Welt". Dem schließt sich Moriz an; für ihn wird diese Erklärung überdies der Ausgangspunkt weit ausgesponnener Hypothesen.

Es ist eine alte Streitfrage, ob die Figuren der Blendarkaden, deren einzelne Gruppen: die klugen und die thörichten Jungfrauen, die sieben freien Künste, die alttestamentarischen Gestalten, auch anderwärts an Kirchenportalen erscheinen, hier ohne besondere innere Beziehungen nebeneinander gestellt sind, oder ob dem Cyklus ein einheitlicher Grundgedanke, ein scholastisch-gelehrtes Programm zugrunde liege. Kugler und Förster vertraten die erstere Ansicht, Schnaase dagegen sah in dem plastischen Schmuck der Freiburger Münster-Vorhalle „eine der geistreichsten Kompositionen" mittelalterlicher Symbolik. Er faßt die Figuren der Blendarkaden mit den in gleicher Höhe stehenden größeren Figuren der Portallaibungen zusammen, und sagt: „Der Gegensatz beider Seiten ist klar. Die zu unsrer Linken (mithin, worauf zu achten ist, zur Rechten der Jungfrau am Mittelpfeiler) zeigt die Verheißung, den Glauben, der auf den Herrn hofft, repräsentirt durch die auf den Messias harrenden Juden, die klugen Jungfrauen, die Kirche selbst, und endlich die Magier, welche dem Stern folgen; die andere Seite, die Weltlichkeit, nämlich die weltlichen Wissenschaften, die thörichten Jungfrauen, die ihr Oel in Eitelkeit verbrennen, das Gesetz, dessen Stab gebrochen ist. Aber auch hier ist der Weg des Heils nicht ganz verschlossen; wenn die Seele, wie Elisabeth, in Demuth die höher Begnadigte anerkennt, oder wie die Jungfrau selbst dem Rufe der Verkündigung folgt, den Heiland in sich aufnimmt, gelangt sie noch zu dem gemeinsamen Ziele. Die Jungfrau Maria ist daher recht eigentlich die Mittlerin; sie führt die Welt zum Heile zurück, und ist das Ziel der Verheißung."[6]) Schwieriger erscheint für Schnaase die Deutung der Figuren an der Eingangswand. Er meint: „Es könnte damit gesagt sein, daß durch die Sünde („Fürst der Welt", von Schnaase nicht richtig als „Verleumdung" bezeichnet, und Voluptas) und ihre Erkenntniß, welche der Engel andeuten müßte, der Weg zum Heile und zur gläubigen Aufnahme der Verheißung hingehe, während auf der anderen Seite die natürliche Reinheit (hl. hl. Katharina und Margaretha) zur natürlichen, ungenügenden Weisheitsliebe und dadurch zur Eitelkeit führe. Die Erklärung scheint indessen zu gesucht, und nicht im Geiste des Mittelalters, so daß ich sie nur als eine Hypothese gebe."

Moriz kann sich weder mit diesem Deutungsversuch Schnaases, noch mit einem anderen von C. P. Bock[7]) zufrieden geben. Er bietet dafür selbst eine Auslegung, die hier nur in möglichster Kürze angedeutet werden kann. Die als „Fürst der Welt" bezeichnete Figur soll als direktes Gegenspiel zu Christus, dem „himmlischen Bräutigam", das böse Prinzip vorstellen. Eben diese gegensätzliche Beziehung auf Christus soll die Veranlassung gewesen sein, daß aus der „Frau Welt" hier eine ähnliche männliche Figur gemacht wurde, die dann durch die Voluptas ihre weibliche Ergänzung erhielt. Mit den alttestamentarischen Gestalten und den klugen Jungfrauen hätten die Verfasser des Programms „ihren Tribut an die damals herrschende Marienverherrlichung entrichtet": wie? ist freilich, wie wir sehen werden, wenig einleuchtend. „War auf der einen Seite der Gegensatz von Gut und Böse zur Anschauung gebracht worden, wobei sich eine günstige Gelegenheit zu einer Verherrlichung der Maria gezeigt hatte (!), so finden wir nun in den Gestalten der anderen Seite dieselben Gegensätze vertreten, aber aus dem Theoretisch-allgemeinen dort, hier mehr in das Praktisch-spezielle übersetzt. Die thörichten Jungfrauen sind nämlich für den Christen das klassische Beispiel der in der Versuchung unterliegenden Menschennatur, und in dieser Bedeutung erscheinen sie auch an dieser Stelle. Die Statuen der Wissenschaften dagegen geben das Mittel an, durch welches sich der Mensch von der Sünde befreien, und zur Tugend und Weisheit emporsteigen kann. Denn durch ihre Pflege und mit ihrer Hülfe gelangt der Mensch zur Wiedervereinigung mit Gott." In den Figuren der hl. hl. Margaretha und Katharina „gewinnen die von den anderen Statuen und Bildern vorgetragenen Lehren greifbare und persönliche Gestalt. Indem die Geschichte dieser Heiligen zeigt, wohin die Bewahrung der Tugend führt, verheißt sie auch ein Gleiches allen denen, die ihrem Beispiele folgen. Die hl. Margaretha bezwingt mit ihrer Reinheit den Teufelsdrachen, die hl. Katharina, ausgezeichnet in wissenschaftlichen Kenntnissen, wird zur mystischen Braut Christi. . . . Sodann sind Beide wegen ihres keuschen Lebenswandels hochberühmt, und bilden auf diese Weise zugleich den schärfsten Gegensatz zur Gruppe des Fürsten der Welt und der Voluptas, von der sie nur durch den freien Raum des Einganges getrennt sind. Damit ist nun auch hier die Verbindung der beiden Seiten der Vorhalle hergestellt."

Bode fand Schnaases Erklärung „in manchen Punkten gar zu künstlich und gesucht".[8]) Die neue Deutung Eichborns ist aber gewiß nicht einfacher und natürlicher. Die männliche Figur am Eingang, den „Fürsten der Welt", als Gegenspiel zur Christusfigur neben dem

[2]) Schon Schnaase (IV$^2$, S. 298) dachte an die Möglichkeit, daß bei einer Reparatur einzelne der Figuren vertauscht wurden. So meint auch Moriz, daß Abraham mit Isaak und die als Sarah bezeichnete Figur ursprünglich nebeneinander standen.

[3]) Moriz-Eichborn a. a. O. S. 7.

[4]) Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum VI (1848) S. 155 ff.

[5]) Schau-ins-Land. Zeitschrift des Breisgau-Vereins XVII. S. 58 ff.

[6]) Geschichte der bildenden Künste, IV$^2$, S. 291 ff.

[7]) Der Bildercyklus in der Freiburger Vorhalle. Freiburg i. B. 1862.

[8]) Geschichte der deutschen Plastik, S. 78.

inneren Portal zu fassen, mag gelten; dabei kann man auch, wenn man will, in den beiden Figuren die Verkörperung der Abstrakta Gut und Böse sehen. Dann aber sollen die alttestamentarischen Gestalten und die klugen Jungfrauen „Mittel zur Marienverherrlichung“ sein, und zwar soll die Sarah als Mutter, deren Sohn zum Opfer bestimmt ist, direkt, die anderen Figuren „indirekt, durch den Sohn“ auf die Mutter Gottes bezogen werden. Daß die Statuenreihe auf sie, nicht auf Christus zu beziehen sei, soll daraus hervorgehen, daß ihre Statue in der Mitte des Ganzen, am Thürpfeiler, Platz gefunden hat. (!) Abraham mit Isaak, Aaron, Johannes der Täufer (der eine Scheibe mit dem Opferlamm in der Hand hält, worauf er mit der anderen Hand zeigt), weisen aber unzweifelhaft, wie stets in der kirchlichen Symbolik, auf den Opfertod Christi hin. Sie hier „indirekt“ auf die Maria zu beziehen, dürfte denn doch selbst dem an allerlei Symbolik gewöhnten Auffassungsvermögen scholastisch gebildeter Kirchenbesucher etwas zu viel zugemuthet zu sein. Der Erklärung der Wissenschaften oder Künste als „Mittel, zur Tugend und Weisheit emporzusteigen“, mag man vor der Deutung Schnaases, der durch sie die weltliche, ungenügende Weisheit ausgedrückt wähnte, den Vorzug geben. Thatsächlich entspricht jene Auffassung mehr den scholastischen, in den großen Encyklopädien niedergelegten Anschauungen über Charakter und Zweck der Wissenschaften. In die Figuren der hl. hl. Margaretha und Katharina dürfte aber wohl etwas zu viel hineingeheimnißt sein. Immerhin — wenn man einmal die Ansicht hegt, daß die Figurenreihe eine geschlossene Komposition nach scholastisch-gelehrtem Programm darstelte — wird man auch nach nicht ganz offen liegenden Bedeutungen im Sinne der kirchlichen Symbolik suchen dürfen.

Liegt denn aber wirklich dem Figurencyklus solch ein gelehrtes Programm zugrunde? Haben wir genügend Anhaltspunkte, um zu dieser Annahme berechtigt oder genöthigt zu sein? Moriz glaubt es; einen zwingenden Beweis vermochte allerdings auch er nicht zu erbringen. Die Möglichkeit, ja eine gewisse Wahrscheinlichkeit ist jedenfalls vorhanden. Es liegt nahe, an Darstellungen solcher Art bei Giotto und seiner Schule, vor allem an die Fresken der spanischen Kapelle bei S. Maria Novella in Florenz zu denken. Die Wahrscheinlichkeit sucht Moriz durch Anhäufung einer Reihe von Beobachtungen und Schlüssen, die ein, allerdings nur hypothetisch-glaubhaftes Bild entstehen lassen, zur Gewißheit zu steigern. Nach einer Freiburger Lokalsage soll kein Geringerer als Albertus Magnus der geistige Urheber des Figurencyklus gewesen sein. Triftige Gründe widerlegen dies. Moriz sieht in der Legende wenigstens eine Spur, die auf den richtigen Weg leite. Dieser aber führe zu den Dominikanern in Freiburg als den gelehrten Verfassern des Programms. Seine Begründung ist folgende: Es entspricht durchaus den damaligen Zeitverhältnissen, die Dominikaner im Mittelpunkt des geistigen Lebens der Stadt stehend zu denken. Schon daraus, dann aber aus dem Umstand, daß am oberen Geschoß des Münsterthurmes zwei Dominikanerstatuen stehen, sei zu folgern, daß die Freiburger Dominikaner in enger Beziehung zum Münsterbau gestanden. Weiter aber sieht Moriz in einer kleinen Reliefgruppe unter dem Sockel der hl. Katharina in der Vorhalle (fünf männlichen Gestalten, theils mit dem Oberkörper, theils mit den Köpfen sichtbar), wie schon Marmon und Adler, die Urheber des Planes; die größte dieser Figürchen soll aber einen Dominikanermantel umgeschlagen haben. Einen „sicheren Beweis für die Autorschaft der Dominikaner“ glaubt Eichborn schließlich aus jener Figur des „Fürsten der Welt“ ableiten zu können. Er folgert so: Die Figur geht „zweifellos“ auf die Schilderung der „Frau Welt“ in „der werlte lôn“ des Konrad v. Würzburg zurück. Dieser aber war „ein inniger Freund der Dominikaner in Freiburg“, was aus eigenen urkundlichen Notizen hervorgehen soll. Da „der Welt Lohn“ als früheste seiner Dichtungen kaum vor der Mitte des 13. Jahrhunderts, aber auch nicht viel später entstanden sein wird, so kann man annehmen, daß Konrad bald nach Fertigstellung des Gedichtes dasselbe, „als er auf Besuch nach Freiburg kam“, seinen Freunden, den Dominikanern mitbrachte, und daß diese dadurch zu jener Figur des „Fürsten der Welt“ bei Komposition des Figurencyklus der Münstervorhalle angeregt wurden.

Diese Hypothese — denn eine solche, nicht ein „Beweis“ ist das Vorgebrachte — entbehrt leider jeder festen Unterlage. Beziehungen Konrads von Würzburg, des Dichters, zu den Dominikanern von Freiburg lassen sich überhaupt nicht erweisen, jedenfalls nicht aus den von Moriz herangezogenen urkundlichen Notizen. Dem Germanisten, Dr. G. A. Wolff, Bibliothekar an der Münchener Universitätsbibliothek, der sich mit Konrad von Würzburg eingehend beschäftigt hat, verdanke ich folgende freundliche Aufschlüsse: „Es ist sicher, daß der Dichter Konrad von Würzburg dem Orden des hl. Dominikus nicht angehört hat. Denn der gleichzeitige Annalist des Colmarer Predigerklosters (selbst ein Mitglied desselben),[9]) der Konrad zweimal erwähnt, nennt ihn an keiner Stelle Frater, wie sonst stets, wenn er von seinen Ordensbrüdern spricht. Vielmehr bezeichnet er ihn bei Buchung seines Todes nur als den „Verfasser vieler guter deutscher Gedichte“,[10]) und gibt ihm im Anhang zur Chronik, in der „Uebersicht der Elsässer Berühmtheiten“, ausdrücklich neben Freidank und dem „Primas“ den Standesnamen vagus („Fahrender“, Spielmann)[11]) während er kurz zuvor von einem dichtenden Mitbruder als Frater geschrieben hat.[12]) Andrerseits begegnet uns thatsächlich um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Freiburg ein Dominikaner Namens C. de Herbipoli, der im Jahre 1244 eine Urkunde für die Klosterfrauen von Wonnethal bezeugt, indeß der Zeit nach mit dem Dichter nicht identisch sein kann.[13]) Auf ihn wird sich der Eintrag von dem Tode eines Bruders Konrad von Würzburg in dem Nekrolog des Freiburger Dominikanerklosters (von dem sich eine jüngere Fassung auf der dortigen Universitätsbibliothek befindet) beziehen, und auf eine Verwechselung mit diesem Mönch dürfte die ungefähr sechzig Jahre nach dem Tode des Dichters erfolgte Notiz in der Würzburger Handschrift des Michael de Leone zurückgehen, Konrad liege zu Freiburg i. Br. begraben. Der Meister ist 1287, wahrscheinlich am 31. August, in Basel gestorben, und hat an der Mauer der Maria-Magdalena-Kapelle des dortigen Münsters seine letzte Ruhestätte gefunden. Das ist durch Anniversar des Basler Münsters klar bezeugt.[14]) — Ausdrückliche Be-

9) Vgl. O. Lorenz, Deutsche Geschichtsquellen im Mittelalter. 3. Aufl. Berlin 1886. Bd. I, S. 17 ff.

10) Unter Einträgen zum Oktober des Jahres 1287: „Obiit Cuonradus de Wirciburch, in Theotonico multorum bonorum dictaminum compilator.“

11) „Conradus de Wirciburc vagus fecit rithmos Theutonicos de beata Virgine preciosos.“

12) Frater Henricus, prior Basiliensis, ordinis fratrum predicatorum, fecit rithmos Theutonicos bonis mulierculis ac devotis.“ (Monumenta Germaniae, Scriptores, Bd. 17. S. 214 u. 233.)

13) Zeitschrift f. d. Geschichte des Oberrheins, Bd. 8 (1857), S. 484.

14) „Cuonradus de Wirtzburch, Perchta uxor ejus, Gerina et Agnesa, filie eorum o[biit], qui s[epulti] s[unt] in latere beate Marie Magdalene“. A. Schulte (der die Stelle in dieser Form abdruckte) wies mit Recht darauf hin, daß der Eintrag nicht in einem Nekrolog, sondern in einem Anniversar stehe, daß also der 31. August nicht den Todestag der ganzen Familie, sondern nur den Jahrestag der Stiftung bezeichne, die Konrad ohne Zweifel noch bei Lebzeiten gemacht hat, die aber doch wahrscheinlich zu

ziehungen auf Freiburg finden sich übrigens in Konrads Werken nirgends, sondern nur solche auf Straßburg und auf Basel, woselbst der Dichter seine letzte Lebenszeit verbrachte, und ein (urkundlich erwähntes) Haus besaß."

Mit dieser bisher noch nicht veröffentlichten sicheren Beweisführung verlieren aber alle von Moriz aus den vermeintlich engen Beziehungen zwischen Konrad von Würzburg und den Freiburger Dominikanern abgeleiteten Folgerungen ihre Wurzel. Zur Stütze seiner Hypothesen bleibt nichts als die beiden Dominikanerstatuen am Obergeschoß des Thurmes und die kleine Figurengruppe unter der hl. Katharina in der Vorhalle. Von letzterer aber sagt Moriz selbst: „Leider läßt sich nicht mehr allzuviel aus ihr folgern: Die Köpfe sind modern, und die Tracht ist wegen der Ungenauigkeit und Kleinheit der Arbeit wenigstens bis auf eine mit dem Dominikanermantel bekleidete Figur nicht mehr, mit unbedingter Sicherheit zu ermitteln." Die Dominikaner als Verfasser des gelehrten Programms für den Figurencyklus zu denken, ja überhaupt die Annahme eines solchen Programms bleibt also nach wie vor reine Glaubenssache, deren Wahrscheinlichkeit durch die weiter unten zu behandelnde Datirungsfrage sehr wesentlich sich verringern wird.[15])

Mit der Annahme eines gelehrten symbolischen Programms ist naturgemäß die Vorstellung einer ziemlich gleichzeitigen Entstehung des gesammten plastischen Schmuckes der Vorhalle verbunden. Nun sind aber die Figuren der Blendarkaden nicht gleichartig. Nach Bode sind die meisten vorzügliche Arbeiten, „während einige wenige dazwischen durch ihre plumpe Haltung und rohe Ausführung sofort als handwerksmäßige Steinmetzarbeiten, vielleicht schon aus etwas späterer Zeit auffallen." Ueber diese Verschiedenartigkeit geht Moriz ziemlich leicht hinweg. Er setzt voraus, daß der Cyklus ein Werk vieler Hände ist, geschickter und weniger geschickter; trotz der mannichfachen Verschiedenheiten sei aber der Gesammteindruck „der eines großen Ganzen, dessen vielseitige Theile sich zu einem einheitlichen Werke gleichen Charakters und gleichmäßiger Wirkung zusammenschließen", und man erkenne deutlich, „wie die vielfachen, hier zusammenwirkenden Kräfte von einem gemeinsamen Willen geleitet und beherrscht wurden." Diese Gemeinsamkeit aber „mußte sich erst entwickeln: nur als Folge eines längeren, zielbewußten Zusammenarbeitens wird sie uns verständlich". Moriz sucht nun in breiten, sehr ins einzelne gehenden Ausführungen darzuthun, daß an dem Cyklus „zwei Stilrichtungen" zu erkennen seien, die er nach zwei verschiedenen Kopftypen unterscheiden will. Die beiden Stile wirkten aber während der allmählichen Herstellung der Skulpturen „gegenseitig auf sich ein, der eine wandelte seinen Typus nach dem Muster des Anderen und umgekehrt". Am Portal, dessen Figurenschmuck nach Moriz zuerst ausgearbeitet wurde, soll mehr der erste Typus, an den großen Figuren der Blendarkaden mehr der zweite Typus, aber schon beeinflußt durch den ersten, vorherrschend sein. Man sollte nun meinen, daß entsprechend den beiden Stilrichtungen zwei Gruppen von Steinmetzen oder Bildhauern zu denken seien, die aus verschiedenen Schulen hervorgegangen, in Freiburg sich vereinigten, und während ihres Zusammenarbeitens stilistisch sich gegenseitig näherten. Eichhorn gelangt merkwürdigerweise zu einem ganz anderen Ergebniß. Auf die Frage: Woher kamen diese Steinmetzen oder wohin weist ihr Stil? findet er weder bei der deutschen Plastik aus dieser Zeit, noch bei der Kunst anderer Länder eine Antwort. Nur an den wenigen noch erhaltenen Figuren des 1682 abgebrochenen Lettners im Straßburger Münster glaubt er gewisse verwandte Züge entdecken zu können. Nun meint aber Moriz, daß „schon ein flüchtiger Blick uns mit aller Bestimmtheit in dem architektonischen Ausbau dieses Lettners — der uns durch Kupferstiche bekannt ist — das unmittelbare Vorbild der Blendarkaden der Freiburger Vorhalle erkennen lasse". Demnach scheint ihm, in Anbetracht des „unabhängigen, anscheinend durch keinerlei Vorbilder zu belegenden Verfahrens und Gestaltens dieser so stark persönlich anmuthenden Kunst", „nur eine Lösung der hier gestellten Räthselfrage möglich zu sein: wir haben auch hier wieder das persönliche, alles leitende und alles beherrschende Eingreifen des Architekten der Vorhalle, des Erbauers der stolzen Thurmpyramide, vorauszusetzen! Er zeichnete nicht nur die architektonischen Risse zu diesem herrlichen Werke, er entwarf nicht nur im Verein mit den Freiburger Dominikanern das Programm zu dem Bildercyklus der Vorhalle, sondern er schuf sich auch einen Kanon für seine Statuen und schuf ihn vielleicht selbst mit Hammer und Meißel. Entnahm er ihn der Skulpturenreihe des Straßburger Münsters, des Baues, zu dem er allein in nachweisbarem direkten Verhältniß stand? Es kann wohl sein; doch er verarbeitete selbständig, was er dort gelernt, und aus dem Verschiedenen stellte er sich eine Einheit zusammen."

Diese Darlegung ist in allen ihren Theilen anfechtbar. Wenn an den Skulpturen der Vorhalle wirklich zwei „Stilrichtungen" erkennbar sein sollen, die „anfänglich getrennt sich allmählich mehr und mehr nähern", wie ist diese Beobachtung zu vereinbaren mit der Vorstellung eines Meisters, der „den Kanon für seine Statuen sich selbst schuf"? Wird ein Meister jener Zeit an ein und demselben Werk zwei Stilrichtungen ins Leben gerufen haben, um sie dann von den unter seiner Oberleitung arbeitenden Steinmetzen allmählich miteinander verschmelzen zu lassen? Der Gedanke ist völlig unbrauchbar. Unter diesem leitenden Meister denkt sich Moriz „den Architekten der Vorhalle, den Erbauer der stolzen Thurmpyramide". Dagegen ist geltend zu machen, daß der Thurm des Freiburger Münsters höchst wahrscheinlich nicht nach einem einheitlichen Plan gebaut ist, sondern daß die oberen Theile, das Achtecksgeschoß und die Pyramide, von einem anderen Meister herrühren, und beträchtlich später ausgeführt wurden, als der untere geschlossene Theil.[16]) Es geht also nicht wohl an, die hohe Kunst des Architekten der Pyramide, deren Ausführung mit guten Gründen um 1330 bis 1350 angesetzt wird, wie Moriz möchte, für die Vorhalle herbeizuziehen. Was die Ansicht betrifft, daß in dem Straßburger Lettner „mit aller Bestimmtheit" das Vorbild für die Blendarkaden der Freiburger Vorhalle zu erblicken sei, so geht diese Behauptung entschieden viel zu weit. Die Möglichkeit einer Anregung des Freiburger Meisters durch das Straßburger Werk mag ins Auge zu fassen sein; mehr kann man nicht sagen. Ist es doch einem Baumeister jener Zeit wohl zuzutrauen, daß er ein Motiv wie das der Blendarkaden aus eigener Phantasie ent-

---

dem Todesdatum des Stifters, an dem der Jahrestag wohl begangen wurde, eingetragen sei. (Zeitschr. f. d. Geschichte d. Oberrheins, Bd. 40 [1886] S. 496.)

15) Nach Fertigstellung des Manuskripts entnahm ich der Deutschen Literaturzeitung vom 24. August 1901 folgende Notiz: „In der letzten Hauptversammlung der Gesellschaft für Geschichtskunde in Heidelberg hat Prof. Dr. H. Finke aus Freiburg i. Br. nachgewiesen, daß die Beziehungen der Freiburger Dominikaner zum Münsterbau eine geschichtliche Legende sind, daß weder die Dominikaner als Orden noch im besonderen Albertus Magnus — dem in der Stadt ein Standbild errichtet worden ist — oder Konrad von Würzburg, dessen Zugehörigkeit zu dem Orden überhaupt zweifelhaft ist, bei der Erbauung des Münsters eine irgend- [illegible]nennenswerthe Thätigkeit entfaltet haben."

16) Dehio und v. Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes, 2. Bd. S. 309. — Hasak, Geschichte der deutschen Bildhauerkunst im 13. Jahrhundert. (Berlin 1899, E. Wasmuth.) S. 140.

werfen konnte. Für die Streitfrage, ob die Entstehung des Straßburger Lettners vor 1250 oder in Erwin'sche Zeit zu setzen sei, kann also die Vermuthung Eichborns keineswegs die Entscheidung bringen. Das dünne, durchbrochene, von einem Mittelsäulchen gestützte Maßwerk im ersten und dritten Bogen der linken Hälfte (das sich ursprünglich zweifellos auch in den entsprechenden Bogen der rechten Hälfte befand, wie die auf dem Stich angegebenen oberen Ecken des Vierpasses in den Bogenscheiteln beweisen!) spricht meines Erachtens mehr für die von Adler und Kraus vertretene Ansicht, daß Erwin nach 1298 den Lettner erneuert habe.

(Schluß folgt.)

---

## Die Volksbildung in Sibirien.

Im Lande der Taiga, der ewigen Kälte und ununterbrochenen Schneestürme, bekunden die geistig regen Kreise eine äußerst warme Fürsorge für die kulturellen und geistigen Bedürfnisse der sibirischen Bevölkerung. Mit einer nicht genug zu rühmenden Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit haben die intelligenten Elemente Sibiriens Volksbildungsvereine gebildet, deren Leistungen auf dem Gebiete der Verbreitung von Bildung unter dem Volke in Sibirien einfach erstaunlich sind. Der bekannte russische Volksschriftsteller S. Umanez publizirt soeben statistische Daten über die Thätigkeit der sibirischen Volksbildungsvereine und über die denselben zukommende Förderung von seiten der sibirischen Gesellschaft, welche allgemeines Interesse bieten. Aus diesen Daten kann man ersehen, welche großen Resultate erzielt werden können, wenn alle berufenen Faktoren sich nur von dem Grundsatz leiten lassen, die geistigen Interessen des Volkes zu fördern.

Der erste Volksbildungsverein in Sibirien wurde im Jahre 1883 in Kraßnojarsk gegründet. Dank der Energie einiger beherzten Männer, welche die Leitung des Vereins übernahmen, entwickelte der Verein eine ersprießliche Thätigkeit. Schon im ersten Jahre seines Bestandes eröffnete der Verein in Kraßnojarsk zwei Volksschulen, welche alsbald überfüllt waren. Da aber der Andrang der Schulbesucher immer größer wurde, so gewährte der Gemeinderath von Kraßnojarsk dem Verein eine namhafte jährliche Subvention, um eine dritte Volksschule zu eröffnen. Die Zahl der Schüler in diesen drei Schulen betrug alsbald 625. Um aber auch jenen Elementen die Möglichkeit des Schulbesuches zu geben, welche durch Arbeit verhindert waren, die Schule regelmäßig zu besuchen, eröffnete der Verein sogenannte Sonntags-Volksschulen. Die erste dieser Schulen wurde im Jahre 1889 eröffnet, und zwar eine Mädchenschule. Ihr Erfolg war ein glänzender. Mädchen im Alter von 10 bis 30 Jahren, den ärmsten Klassen der Bevölkerung angehörend, füllten die Schule. In dieser Schule wird nicht nur Elementarunterricht ertheilt, sondern die Schülerinnen werden auch mit den besten Produktionen der Volksliteratur bekannt gemacht. Im Jahre 1892 eröffnete der Verein eine Sonntagsschule für Knaben. Auch der Erfolg dieser Schule war höchst erfreulich für die Sache der Verbreitung von Bildung unter dem Volk. Die fähigsten Kinder dieser Schule wurden mit Büchern versehen und erhielten auch aus der Schulbibliothek Geschichtswerke und andere Werke der vaterländischen Literatur. Im Jahre 1896 betrug die Zahl der Schulbesucher der zwei Sonntagsschulen 592, darunter 486 weiblichen und 106 männlichen Geschlechts. Im ganzen hat der Verein in einer Zeitperiode von zehn Jahren 1312 Personen den Schulbesuch ermöglicht. Die Kosten der Erhaltung der Schulen während der bezeichneten Zeitperiode beliefen sich auf 10,986 Rubel.

Auch für die physische Entwicklung der Schüler wurde vom Verein Sorge getragen. Der Gemeinderath von Kraßnojarsk überließ zu diesem Zwecke dem Volksbildungsverein den städtischen Garten, wo der Verein im Sommer gymnastische Uebungen der Kinder veranstaltete, im Winter einen Eislaufplatz einrichtete. Um aber auch das Lesebedürfniß der Schulkinder zu stillen, eröffnete der Verein eine unentgeltliche Leihbibliothek und eine freie Lesehalle. Dank der Unterstützung, welche der bekannte sibirische Millionär Sibirjakow der Leihbibliothek angedeihen ließ, wurden zahlreiche Bücher in- und ausländischer Autoren erworben. Mit allen diesen Leistungen begnügte sich aber der Volksbildungsverein von Kraßnojarsk nicht, sondern eröffnete auch eine Buchhandlung, um das lesebedürftige Volk mit guten Büchern zu versorgen. Im Jahre 1894 hatte die Buchhandlung 8940 Bücher und 251 Bilder. Während der vom Verein veranstalteten volksthümlichen Vorlesungen wurden durch die Buchhandlung 650, auf den Dampfschiffen 565, auf den Marktplätzen 329 und durch Agenten in der Provinz 7127 Exemplare verkauft, so daß im ersten Jahre ihres Bestandes sämmtliche Bücher feilgeboten wurden. Dieser glänzende Erfolg der Buchhandlung erweiterte die Thätigkeit derselben. Im Jahre 1895 hatte die Buchhandlung bereits 18 Filialen in der Provinz, darunter 8 im Bezirke von Kraßnojarsk, 6 in Minussinsk und 3 in Jenisseisk. Für die ersprießliche Thätigkeit der Buchhandlung in der Provinz spricht schon die Thatsache, daß im Jahre 1896 von den Agenten der Buchhandlung allein 13,500 Exemplare verkauft wurden!

Zu gleicher Zeit mit der Eröffnung des Volksbildungsvereins in Kraßnojarsk hatte sich ein ebensolcher Verein in Barnaul gebildet, der alsbald unter den Volksbildungsvereinen Sibiriens einen hervorragenden Platz einnahm. Während seines zwölfjährigen Bestandes hat der Volksbildungsverein von Barnaul 44,262 Rubel für die Sache der Volksbildung ausgegeben. Der Verein zählt gegenwärtig 654 Mitglieder, welche sämmtlich in ihren Wirkungskreisen mit bewunderungswürdigem Eifer für die Verbreitung von Bildung unter dem Volke sorgen. Von Interesse ist es auch, daß sogar die in China lebenden Russen den Volksbildungsverein von Barnaul mit namhaften Geldspenden versehen. Die von dem Barnauler Volksbildungsverein mit Unterstützung des Barnauler Gemeinderaths eröffneten Schulen wiesen schon im ersten Jahre glänzende Resultate auf. Die Zahl der Schüler stieg von 223 im Jahre 1893 auf 440 im Jahre 1894. Im laufenden Jahre hat der Verein eine dritte Volksschule mit einem Kostenaufwand von 7424 Rubel eröffnet, deren Schülerzahl 326 erreicht. Die ärmsten Schüler erhalten vom Verein auch Kleidungsstücke und Lehrutensilien. Zur gleichen Zeit hatte der Volksbildungsverein zwei Bibliotheken, eine Volksschulbibliothek und eine städtische Bibliothek, eröffnet, welche die Sache der Verbreitung von Bildung unter dem Volke mächtig fördern. Die städtische Bibliothek, die vom Barnauler Gemeinderath eine jährliche Subvention erhält, besitzt gegenwärtig 5000 Bände und hat mehr als 300 ständige Abonnenten. Von den deutschen Schriftstellern ist es Spielhagen, der in der Bibliothek am meisten verlangt wird. Auch eine freie Lesehalle wurde vom Verein eröffnet, die stark besucht wird. Im Jahre 1897 betrug die Zahl der Besucher 4153. Die jüngste That des Barnauler Volksbildungs-Vereines ist die Errichtung eines Volkstheaters, das sich eines Massenbesuches erfreut. Die unteren Schichten der Bevölkerung zahlen gern den Preis von 10 Kopeken, um nur in das Theater gelangen zu können. Die Idee des Vereines, ein Gebäude zu errichten, um Konzerte und populäre Vorlesungen für das Volk abhalten zu können, dürfte demnächst der Verwirklichung zugeführt werden. Auf Befehl des Zaren Nikolaus II. wurde dem Verein ein dem Aerar gehorendes Stück Grund und Boden zum Geschenke gemacht, während der Gemeinderath von Barnaul dem Verein zu diesem Zwecke eine jährliche Subvention von 4500 Rubel bewilligt hat. Die von dem Verein im Jahre 1895 eröffnete Volks-Buchhandlung weist ebenfalls glänzende Resultate auf. Hand in Hand mit den Volksbildungsvereinen von Kraßnojarsk und Barnaul geht der Volksbildungsverein von Omsk. Während seines zwölfjährigen Bestandes hat der Verein von Omsk drei Volksschulen, eine Sonntagsschule und eine gutorganisirte Volksbiblio-

thek eröffnet. Im Vorjahre hatte der Verein von Omsk eine Buchhandlung, einen Kindergarten und einen Kreis volksthümlicher Vorlesungen eröffnet. Von Interesse ist die Thätigkeit der vom Verein eröffneten Volksbibliothek. Die Bibliothek, die im Jahr 1893 nur 1000 Bände hatte, besaß schon im Jahr 1894 6130 Bde. Die Zahl der Abonnenten vermehrte sich in einem Jahre um 721, die Zahl der geliehenen Volksbücher wuchs von 15,538 auf 16,207, die Zahl der verabfolgten Bücher im allgemeinen wuchs von 29,638 auf 47,783. Von ebensolchem Erfolg ist die Thätigkeit des Volksbildungsvereins von Minussinsk gekrönt. Dieser hat zwei Sonntagsschulen eröffnet, welche 225 Besucher haben, und eine Volksbibliothek gegründet, hält aber auch Oberkurse ab, wo Literatur, Geschichte und Geographie gelehrt wird. Die Thätigkeit des Volksbildungsvereins von Koinsk, vielleicht der ärmsten Stadt Sibiriens, ist noch dadurch bemerkenswerth daß der Verein aus eigenen Mitteln die kranken Schüler und Schülerinnen unentgeltlich mit ärztlicher Hülfe und Medikamenten versieht und für die Bekleidung armer Schulkinder Sorge trägt. Neben diesen Vereinen entwickeln eine ersprießliche Thätigkeit auch die Volksbildungsvereine von Tomsk, Nertschinsk, Nikolajewsk und Oktjubinsk. Die von diesen Vereinen eröffneten Volksschulen werden stark besucht, ihre Bibliotheken verbreiten gute Bücher unter dem Volk und ihre philanthropische Thätigkeit entreißt manches junge Leben dem Untergange. Das ist im allgemeinen die humane Wirksamkeit der Volksbildungsvereine Sibiriens, welche trotz der ungünstigsten Verhältnisse nicht aufhören, für das geistige Wohl der sibirischen Bevölkerung zu sorgen.

N. Golant.

---

## Besprechungen.

λ. Ethik, von D. W. Herrmann, Professor der Theologie an der Universität Marburg (erschienen als zweiter Band des fünften Theiles des Grundrisses der theologischen Wissenschaften. Tübingen und Leipzig, Verlag von Mohr 1901). — Wir dürfen dieses tüchtige, auf der Höhe der theologischen Forschung stehende Werk des bekannten Verfassers mit Freuden begrüßen, da es einem wirklichen Bedürfniß unsrer Zeit entgegenkommt und sich in mancher Hinsicht vortheilhaft von anderen theologischen Sittenlehren der Gegenwart unterscheidet. Der Verfasser hat es sich, wie er selbst in der Vorrede hervorhebt, zur Aufgabe gemacht, auch mit Solchen, die keine Christen sein wollen, sich darüber zu verständigen, was überhaupt ein sittliches Verhalten sei, und was das Christenthum für solche Menschen bedeutet, die zu sittlicher Erkenntniß gekommen sind und sittlich kämpfen. Er knüpft damit an Schleiermachers Ethik an, führt sie aber weiter und sucht die Auffassung des Sittlichen zum leitenden Gedanken zu machen. Er beschränkt sich darauf, die sittlichen Aufgaben so zu behandeln, wie sie jeder Christ in der Familie, der Kulturgesellschaft und im Staate sich gestellt sehen wird, mit besonderer Berücksichtigung der heutigen Verhältnisse in Deutschland. Entbehrt dann seine Ethik, wie er es selbst wohl empfindet, jenes reichen Kulturbildes, das bei Schleiermacher, Rothe, Martensen und in der philosophischen Ethik bei Paulsen sich findet, so hat sie dafür den Vorzug der Methode und des feinen, geistvollen Aufbaues. Das natürliche Leben und sittliche Denken wird uns im ersten Theile mit seinen wichtigsten Erscheinungsformen und Problemen vorgeführt, das christlich-sittliche Leben, die Entstehung und Entfaltung desselben im zweiten Theil. Als besonders werthvoll erscheint uns der letztere, die Darstellung der Aufgabe des Christen in der Welt, des Dienstes Gottes in der Ehe und Familie, in der Kulturgesellschaft und im Staate, sowie der Umwandlung des Christen im Dienste Gottes, des christlichen Charakters mit seinen Tugenden und Pflichten und der sittlich erlaubten Erholung. Manche Probleme und brennenden Fragen der Gegenwart, manche geistigen Volkskrankheiten sind hier theils mit feinem Verständniß behandelt, theils wird der Finger wenigstens auf sie gelegt, z. B. die Frauenfrage, die soziale Frage überhaupt, ohne daß die neue Wirthschaftsordnung, die die Sozialdemokratie zu erstreben vorgibt, auf ihre Durchführbarkeit geprüft würde, da dies von der Ethik selbst nicht verlangt werden darf. Sehr instruktiv ist auch die Beleuchtung der Stellung des Christen zum Staate. Gegenüber den Anschauungen der römisch-katholischen Kirche mit „dem halbwachen Christenthum, das in dem ungeheueren Apparat der katholischen Kirche versteckt ist", nimmt der Verfasser eine sehr klare und bestimmte Stellung ein. Wir möchten seine Ethik nicht bloß für Theologiestudirende, sondern für die Gebildeten unsrer Zeit überhaupt warm empfehlen.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Jahresbericht über die Thätigkeit des Kaiserlich deutschen Archäologischen Instituts. Erstattet von dem Generalsekretär, Professor Dr. Alexander Conze. Die jährliche ordentliche Gesammtsitzung der Zentraldirektion fand im Jahre 1900 vom 2. bis 5. April statt. Wir entnehmen darüber dem „Reichs-Anzeiger" die folgenden Angaben: Zu ordentlichen Mitgliedern des Instituts wurden ernannt die HH. Dragatsis (Piräus), Evans (Oxford), Ficker (Straßburg), Leonardos, Stais und Tsundas in Athen, Graf Walderdorff (Regensburg); zu korrespondirenden Mitgliedern die Herren Bikelas (Athen), Boni (Rom), Byzantinos (Athen), Blinkenberg (Kopenhagen), Fredrich (Berlin), jetzt Posen, Marquès de Monsalud (Madrid), Nawpliotis (Paros), Persichetti (Aquila), Rubensohn (Berlin), Schiff (Athen), Tsopotos (Volo), Wilberg (Wien), Wilski (Liegnitz) und Zahn (Berlin). Durch den Tod wurden von den Mitgliedern hinweggenommen: N. Ambrosi († 29. Dezember 1900), Adolf Holm († 3. Juni 1900), Emil Hübner († 21. März 1901), Emil Oberg († im Dezember 1900), Wolfgang Reichel († 17. Dezember 1900, als Sekretär des österreichischen Instituts zu Athen) und schmerzlich vermißt auch als Mitarbeiter bei der Herausgabe der Berliner Schriften des Instituts, Konrad Wernicke († 20. August 1900). — Kleinere Reisen des Generalsekretärs wurden gefordert zur Wahrnehmung der Institutsinteressen bei der archäologischen Forschung innerhalb Deutschlands. Daß dafür dem Institut im Reichsetat Mittel bewilligt waren, wurde bereits im vorigen Jahresbericht erwähnt; aber, wie damals, so stand auch im vergangenen Jahre die Entscheidung über die an jene Bewilligung geknüpften organisatorischen Fragen noch aus. Um nun den Beginn zweckmäßiger Verwendung der verfügbaren Mittel nicht ganz und gar darauf warten zu lassen, genehmigte die Reichsregierung wiederum das Vorgehen der Zentraldirektion an den drei Stellen, an denen bereits im Rechnungsjahre 1899 thätig hatte angesetzt werden dürfen, in Süd-, Mittel- und Norddeutschland: 1. Die Herausgabe einer „Karte der römischen Ueberreste in Bayern" durch Ohlenschlager (München) ist zum Beginn des Textdruckes in zwei Bogen gediehen. Man rechnet auf das Erscheinen eines ersten Heftes in diesem Jahre. 2. Die Ausgrabung einer von ihm entdeckten prähistorischen Ansiedelung bei Neuhäusel im Regierungsbezirk Wiesbaden wurde von Hrn. Soldan (Darmstadt) kräftig gefördert und dem Abschluß nahe gebracht. Die Fundstücke fallen dem Museum in Wiesbaden zu, die Veröffentlichung der ganzen Ergebnisse soll in den Schriften des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung erfolgen. 3. Wurde schon die im Jahre 1899 inaugurirte, für unsre vaterländische Geschichte so bedeutsame Erforschung der Römerspuren an der Lippe fortgesetzt, indem das Institut der vom Alterthumsverein in Münster bestellten Alterthumskommission für Westfalen Mittel und sonstige Unterstützung zur Weiterführung von Ausgrabungen der Römerfestung bei Haltern gewährte. Die Veröffentlichung der erheblichen Resultate steht im zweiten Hefte der „Mittheilungen der Westfälischen Alterthumskommission" nahe bevor. — Der Bericht geht nunmehr zu den sogenannten Serienpublikationen über: Zur Herausgabe der „Antiken Sarkophage" gedachte der Leiter dieses Unternehmens, Hr. Robert, im vergangenen Jahre den-

Druck des Textes zu Band III. 2, dessen Tafeln fertig sind, beginnen zu können; aber ungewöhnliche Inanspruchnahme durch andere Verpflichtungen ist hindernd in den Weg getreten, so daß der Beginn des Druckes erst in diesem Jahre möglich sein wird. Ueber die Sammlung der „Antiken Terrakotten“ berichtet Hr. Kekulé v. Stradonitz, daß die Vollendung des Typenkataloges durch Hrn. Winter im vorigen Jahre nicht erreicht worden ist, aber jetzt in naher, sicherer Aussicht steht. Vom zweiten, abschließenden Bande sind bereits 30 Bogen gedruckt. Nicht so weit ist die Herausgabe der Campana-Reliefs gediehen, obwohl der Text des ersten Bandes im Manuskript nahezu fertig vorliegt und der des zweiten Bandes nur noch mit einzelnen Abschnitten und einer Gesammtredaktion aussteht. Hr. G. Körte hat für die „Etruskischen Urnen“ die Tafeln des dritten Bandes jetzt alle zum Druck gebracht, ist aber durch seine kleinasiatische Untersuchung bei Gordion an Förderung des Textes behindert gewesen, eine Hinderung, die auch für das Supplement zu Gerhards „Etruskischen Spiegeln“ es nur zu einiger Vermehrung des Materials, z. B. in Konstantinopel und München, hat kommen lassen. — Von den im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien mit Unterstützung des Instituts erscheinenden „Attischen Grabreliefs“ ist das zweite Heft ausgegeben und damit der Abschluß des zweiten Bandes erreicht, während es Hrn. v. Kieseritzky seine amtlichen Obliegenheiten nicht gestattet haben, die Herausgabe der „Südrussischen griechischen Grabreliefs“ über einigen weiteren Zuwachs an Material hinaus zu fördern. — Das römische Sekretariat hat den 15. Band der dortigen „Mittheilungen“ herausgegeben. Ein Register zu den ersten zehn Bänden der Zeitschrift ist im Druck. Das neue Unternehmen eines Kataloges der Antikensammlungen im Vatikan ist so weit gediehen, daß Hr. Amelung sein Manuskript eines ersten Bandes, zu dem auch die Photographien fertiggestellt sind, druckfertig geliefert hat. Die römische Institutsbibliothek hat sich um 623 Nummern vermehrt, wozu die Programm-Schenkungen der deutschen und namentlich auch schwedischen Universitäten und der im Austausch gewonnenen Schriften höherer Lehranstalten in Deutschland, außerdem zahlreiche Schenkungen beitrugen. — Die athenische Zweiganstalt erlitt einen schwer zu ersetzenden Verlust durch den Abgang des zweiten Sekretärs, Hrn. Wolters, der am 1. Oktober einem Rufe als ordentlicher Professor der klassischen Archäologie an die Universität Würzburg folgte. Da die Wahl eines Nachfolgers der diesjährigen ordentlichen Gesammtsitzung der Zentraldirektion vorbehalten bleiben sollte, trat mit dankenswerther Bereitwilligkeit der beim Sekretariat als Hülfsarbeiter beschäftigte Hr. v. Prott für die Zwischenzeit in gesteigertem Maße für die Geschäfte des zweiten Sekretärs ein. Für den Ausfall von Vorträgen des ausgeschiedenen zweiten Sekretärs wurde einiger Ersatz geboten durch Theilnahme an den epigraphischen Vorlesungen des Sekretärs des österreichischen Instituts Hrn. Wilhelm und an den Vorträgen über Vasen und Terrakotten, die, für zwei Monate bei der französischen Schule dafür eintretend, Hr. Pottier aus Paris hielt. Dieses Eintreten von Professoren aus dem Heimathlande, wie es auch bei der amerikanischen Schule in Athen üblich ist, hat bei unserm Institut den schon früher angeregten Gedanken an ein solches zeitweiliges Eintreten auch von deutschen Professoren für Vorträge ihrer Fächer in Athen und Rom aufs neue zur Erwägung gebracht. — Als wichtiges neues Unternehmen des Instituts, das der athenischen Abtheilung zufällt, ist die Uebernahme der Ausgrabungen in Pergamon zu nennen, zu der die Verwaltung der königlichen Museen zu Berlin, zunächst für eine Reihe von Jahren, ihre Zustimmung gegeben hatte. Seine Excellenz der Reichskanzler ermöglichte es durch einen einmaligen Zuschuß zu den Institutsmitteln, in den Herbstmonaten des vorigen Jahres hiemit zu beginnen. Die große Unternehmung der Herausgabe der auf der Akropolis von Athen bei den griechischen Ausgrabungen gefundenen Vasenscherben schreitet unter den Händen der HH. Graef und Hartwig fort. Zur Herausgabe der Funde am böotischen Kabiren-Heiligthum ist ein Anfang mit der Herstellung der Tafeln gemacht worden. Beiden Werken sich in Fortsetzung seiner athenischen Obliegenheiten zu widmen, hat Hr. Wolters dankenswerth übernommen. — Der 25. Band der „Athenischen Mittheilungen“ ist erschienen, in Angriff genommen auch die Herstellung eines Registers aller 25 Bände. Die ganze Reihe der Bände ist jetzt wieder im Handel zugänglich, nachdem im vorigen Jahre der vergriffen gewesene 8. Band neu gedruckt ist. — Der Zuwachs der Bibliothek belief sich im Jahre 1900 auf 852 Nummern. — Die Sammlung der photographischen Negative beim Institut in Athen hat sich auch im vorigen Jahre erheblich vermehrt und umfaßt mehr als 7000 Nummern.

γ. **Ein dem Kaiser Augustus geleisteter Treueid.** Unweit von Samsun in Paphlagonien, in einem fruchtbaren Seitenthale des Kisil Irmak, des Halys der Alten, fand man vor nicht langer Zeit eine merkwürdige griechische Inschrift. Durch die Vermittelung des griechischen Bischofs von Amasia, Anthimos, gelangte eine sorgfältige Abschrift des Textes in den Besitz des Genter Professors Franz Cumont, der sie soeben mit langen gelehrten Erklärungen veröffentlicht hat. Die mit den Worten: „Ich schwöre bei Zeus, Erde und Sonne, bei allen Göttern und Göttinnen und beim göttlichen Kaiser selbst, dem Kaiser die Treue zu bewahren, seinen Kindern und weiteren Nachkommen“ beginnende Inschrift stellt den Huldigungseid dar, welchen die Landesbewohner und die im Lande weilenden Römer im Jahre 3 v. Chr. dem römischen Kaiser leisteten, ein in seiner Art einziges Denkmal in der Ueberlieferung der Steine. Es ist für das Verständniß des Wesens und der Entwicklung der römischen Kaisergewalt von hoher Wichtigkeit. Während Augustus in Italien nur, wenigstens dem Namen noch, der oberste republikanische Staatsbeamte war, übernahm er im Orient die Rechte und Würden der ehemaligen Königshäuser, und so sind in jenem Eidschwur griechische und römische Formeln und Einrichtungen mit einander verschmolzen.

* **Eine dänische archäologische Expedition nach Rhodos.** Der „Carlsberger-Fond“, der schon viele Expeditionen nach den Polargegenden, Island und Grönland ausgerüstet hat, hat, wie der „Frkf. Ztg.“ berichtet wird, beschlossen, auch in anderen Ländern Untersuchungen anstellen zu lassen, besonders solche, die dazu beitragen können, die Kultur der griechisch-römischen Vorzeit zu studiren. Es wurde daher eine große Summe bewilligt für eine Expedition, die nach der Insel Rhodos abgehen soll, um dort Ausgrabungen vorzunehmen, besonders in der Umgegend der alten Akropolis. Der Forscher, Dr. Kinde, der früher wissenschaftliche Reisen in Griechenland unternommen hat, soll die neue Expedition, von welcher man große Resultate erwartet, leiten.

* Ueber eine neu auftauchende **Rabelais-Ausgabe** wird berichtet: Rabelais merkwürdiger Roman „Gargantua und Pantagruel“ besteht aus fünf Büchern, von denen die ersten vier noch zu seinen Lebzeiten veröffentlicht wurden, während das fünfte erst geraume Zeit nach seinem Tode, von fremder Hand redigirt, erschien; infolgedessen wurde seine Echtheit nicht allgemein anerkannt. Als älteste überlieferte Texte dieses Buches gelten ein Druck vom Jahre 1564 und eine auf der Bibliothèque nationale zu Paris befindliche Handschrift. Wie nun Dr. Buchner, München, in „Herrigs Archiv f. d. Stud. d. neuer. Sprachen“ mittheilt, befindet sich im Besitze des Antiquars Ludwig Rosenthal in München ein Büchlein, das den Titel trägt: „Le cinquième livre des Faictz et dictz du noble Pantagruel etc. . . . composez par M. Françoys Rabelays Docteur en medecine etc. imprime en Lan Mil cinq cens Quarante neuf“. Es handelt sich demnach hiebei um einen Druck aus dem Jahre 1549, der also noch zu Rabelais Lebzeiten und unter seinem eigenen Namen erschien und der bisher in literarischen und bibliographischen Kreisen unbekannt gewesen ist. Dieser Druck weicht von den beiden anderen Texten sehr erheblich ab, und es fragt sich nun, welche von beiden Gruppen die richtige, von Rabelais selbst herrührende Fassung des fünften Buches bietet. Zugunsten des Druckes vom Jahre 1549 spricht die Thatsache, daß die Echtheit des fünften Buches, so wie es bis jetzt vorlag, von den namhaftesten Rabelaiskennern angefochten wurde, sowie der Umstand, daß ersterer noch zu Rabelais Lebzeiten erschien. Hienach wäre es in hohem

Grade wahrscheinlich, daß der Druck vom Jahre 1549 den echten Text bietet.

* Dem kürzlich verstorbenen Polarforscher **Nordenskjöld** ist auch eine **Bohrmethode** zu verdanken, die sich als von großem praktischen Werth erwiesen hat, nämlich die sogenannten Diamantbohrungen, mit deren Hülfe man auch in der steinigsten Landschaft, aus dem Urgebirge, vorzügliches Trinkwasser gewinnen kann. Schon vor vielen Jahren sprach Nordenskjöld die Vermuthung aus, daß die Risse, die sich im Innern der Gebirge befinden und das Ergebniß mechanischer Kräfte sind, Wasser enthalten müßten, eine Annahme, die durch die bei den Bergwerken gemachten Erfahrungen bestärkt wurde. Somit meinte Nordenskjöld, daß in genügender Tiefe des Gebirgsgrundes Süßwasser angetroffen werden müsse, das frei von Bakterien wäre. Da die Umsetzung der Nordenskjöld'schen Theorie in die Praxis sehr kostspielig war, dauerte es ziemlich lange, ehe Versuche angestellt wurden, um die Richtigkeit zu ermitteln. Endlich ließ man im Jahre 1894 auf einer Felseninsel im südlichen Schweden, wo man dem Leuchtthurm- und Lotsenpersonal Trinkwasser verschaffen wollte, den ersten Versuch ausführen. Er brachte zu Aller Ueberraschung wirklich das von Nordenskjöld in Aussicht gestellte Ergebniß. In 36 Meter Tiefe erhielt man Wasser, das sich, nachdem der Bohrschlamm abgelaufen war, als außerordentlich rein und wohlschmeckend erwies. Auf der betr. Insel hatte Trinkwasser bisher auf dem Seewege eingeführt werden müssen, und das Ergebniß war somit sehr wichtig. Dieser Brunnen gab und gibt fortfahrend 4—5 Hektoliter Wasser in der Stunde. Nun erhielt die Sache eine mächtige Förderung. Es bildete sich die schwedische Diamantbohrungs-Aktiengesellschaft, die dann einen Auftrag nach dem anderen bekam. Während der bis jetzt verflossenen sieben Jahre wurden 105 Bohrungen ausgeführt, davon ungefähr 90 in Schweden und die übrigen in Norwegen und Finnland. Mißglückt sind bis jetzt nur drei Bohrungen, und in zwei Fällen war das Ergebniß insofern unbefriedigend, als sich das Wasser etwas salzig erwies. Die Menge des Wassers, die man hiebei gewinnt, richtet sich nach dem Durchmesser des Bohrloches und beträgt in der Stunde zwischen 1 und 40 Hektoliter. Auch im heißesten Sommer hat das aus dem Felsen gewonnene Wasser eine Temperatur von 6 bis 8 Grad, im nördlichsten Schweden von 3 Grad.

-rt- **Neuer Katalog der veränderlichen Sterne.** Die Herausgabe eines neuen Verzeichnisses der veränderlichen Sterne, d. i. derjenigen Sterne, deren Helligkeit in gleichmäßigen Zeitintervallen oder auch in ganz unregelmäßiger Weise Aenderungen unterliegt, ist von der (internationalen) **Astronomischen Gesellschaft** vor kurzem in Angriff genommen worden. Die hiefür erforderlichen umfangreichen Arbeiten hat eine aus den HH. Prof. **Dunér** (Upsala), Dr. **Hartwig** (Bamberg), Prof. **Müller** (Potsdam) und Prof. **Oudemans** (Utrecht) bestehende Kommission übernommen. An die Beobachter der veränderlichen Sterne — zu denen die Liebhaberastronomen wohl in überwiegender Anzahl zu zählen sein dürften — ergeht die Bitte, größere, noch nicht veröffentlichte Beobachtungsreihen, die zur Verbesserung der Elemente des Lichtwechsels solcher Sterne von Nutzen sein können, bald zu veröffentlichen oder Mittheilungen darüber an das geschäftsführende Mitglied der Kommission, Hrn. Professor G. **Müller** in Potsdam (Observatorium) gelangen zu lassen.

* **München.** Dr. phil. Friedrich Wilhelm Frhr. v. **Bissing** aus Potsdam ist als Privatdozent für ägyptische Alterthumskunde in die philosophische Fakultät der hiesigen Universität aufgenommen worden.

* **Jena.** Der außerordentliche Professor in der medizinischen Fakultät und Direktor des zahnärztlichen Instituts der hiesigen Universität, Dr. med. Adolf **Witzel**, hat aus Gesundheitsrücksichten einen **zweijährigen Urlaub** erhalten.

* **Leipzig.** Der Professor der Medizin und vormalige Universitätsbibliothekar Dr. Adolf **Winter** ist, 85 Jahre alt, **gestorben**.

* **Dresden.** Julius Cäsar **Häntzsche**, der sich als russischer Gesandtschaftsarzt in Persien mit den morgenländischen Sprachen so vertraut gemacht hatte, daß er später vom **Orientalischen Seminar** in **Berlin** zur Abhaltung von Prüfungen alljährlich dorthin berufen wurde, ist, der „Voss. Ztg." zufolge, hier im Alter von 77 Jahren **gestorben**.

oem. **Breslau.** In die durch den Weggang von Dr. phil. Karl **Drucker** frei gewordene Stelle eines Assistenten am chemischen Institut hiesiger Universität ist Dr. phil. Otto **Sackur** hierselbst berufen worden.

* **Aus Italien.** Wie man aus **Turin** vom 17. d. M. meldet, ist der fünfte internationale **Physiologenkongreß** heute hier eröffnet worden. Zum Präsidenten wurde **Forster** (Cambridge) gewählt.

* **Aus Rußland.** Der Conseil der Universität **Moskau** hat, wie man der „Frkf. Ztg." berichtet, beim russischen Finanzministerium um die Bewilligung eines Kredits von 800,000 Rubel nachgesucht zur Errichtung verschiedener Kabinette und Laboratorien, die mit den neuesten Lehrmitteln, Instrumenten und Apparaten versehen werden sollen. Die Universität beabsichtigt u. a. die Errichtung eines botanischen und eines zoologischen Kabinets, sowie eines Kabinets für vergleichende Anatomie.

* **Ein großes technisches Preisausschreiben** hat die Pariser Zeitschrift „L'Ingénieur Français" auf Anordnung und Kosten eines reichen Industriellen für **fünf nützliche Erfindungen** ausgeschrieben. Die gestellten Aufgaben sind folgende: 1. Ein leichter Sammler als eines der wichtigsten Erfordernisse für den Kraftwagenbau. 2. Eine leichte Kraftmaschine im besonderen zur Verwendung auf Kraftwagen und Luftschiffen. 3. Eine gewerbliche Ausnutzung des Spiritus in der Form einer Heiz- oder Beleuchtungsvorrichtung oder einer Kraftmaschine oder einer Vorrichtung zum „Karboriren", die die Verwendung des Spiritus in den bestehenden Kraftmaschinen gestatten würde. Auch Erfindungen, die sich auf die Anwendung anderer Denaturirungsmittel an Stelle von Methylen beziehen, sollen berücksichtigt werden. 4. Eine Erfindung zur Aenderung der Geschwindigkeit während der Fahrt für Fahrräder. 5. Eine Erfindung von allgemeiner Nützlichkeit, wobei alle Gegenstände des täglichen Gebrauchs in Frage kommen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

**Allgemeiner Deutscher Musiker-Kalender** für 1902. 2 Bände. Berlin, Raabe u. Plothow. — H. **Kraemer**: Die Karikatur der europäischen Völker. Heft 9—11. Berlin, Hofmann u. Co. Je M. 0.75. — **Reichs-Medizinal-Kalender** für Deutschland. 1902. Leipzig, Thieme 1901. — **Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.** Band 118, Heft 1. Leipzig, Haacke 1901. — *Fr. Cerone:* Li-hon-căng e la Politica Cinese nella seconda metà del secolo XIX. Napoli, Tocco, Salvietti & Gaeta 1901. M. 3.20. — H. **Bulthaupt**: Dramaturgie des Schauspiels. 8. Aufl. Oldenburg und Leipzig, Schulze 1902. — E. **Roland**: Gedichte. Neue Folge. Ebd. M. 1.60. — R. v. **Dalwigk**: Briefe aus Rom und Athen (1850—1851). Ebd. M. 2. — E. **Wolff**: Zwölf Jahre im literarischen Kampf. Studien und Kritiken zur Literatur der Gegenwart. Ebd. 1901. M. 6. — Fr. **Poppe**: Zwischen Ems und Weser. 2. Aufl. Ebd. 1902. M. 6. — F. H. **Müller**: Der Sozialdemokrat Johannes Wedde als literarische Größe. Hamburg, Janssen 1901. M. 1. — K. F. **Müller**: Schiffspredigten und Reden aus bewegter Zeit. Leipzig, Dyk 1902. M. 2.15. — A. E. v. **Droste-Hülshoff**: Das geistliche Jahr. 2. Aufl. (Gesammelte Werke I, 2.) Paderborn, Schöningh 1901. M. 2.50. — E. H. **Straßburger**: Von der Lieb. Straßburg, Singer. — Fr. **Brunmann**: Archäologische Streifzüge um Wörishofen. Mit 1 Karte. Wörishofen, Hartmann. — **Spezialkarte der Umgebung des Kurortes Wörishofen.** Ebd. — R. **Telmann** und H. **Preuschen**: Von ihm und ihr. Berlin, Duncker 1900. M. 3. — O. **Weißenfels**: Die Bildungswirren der Gegenwart. Berlin, Dümmler 1901. M. 5. — R. **Davidsohn**: Forschungen zur Geschichte von Florenz. 3. Theil. Berlin, Mittler u. Sohn 1901. M. 9. — R. v. **Heinz**: Stoffelzölle. Berlin, Hofmann u. Co. — Prof. Dr. A. **Oncken**: Was sagt die Nationalökonomie als Wissenschaft über die Bedeutung hoher und niedriger Getreidepreise? Berlin, Monatl. Nachr. zur Regelung der Getreidepreise 1901.

**Jahrgang 1901.** München, Freitag, 20. September. **Nummer 216.**

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Ein Versuch zur Altersbestimmung der Erde.

Das Meer bezieht seine Wasser aus den Flüssen. Diese führen ihm auch das Salz zu. Man muß annehmen, daß der Ozean ursprünglich nur Süßwasser enthalten habe. Erst im Laufe der Zeiten haben die Ströme vom Festlande her das Seewasser versalzen. Kennt man die Menge des zuströmenden Süßwassers und diejenige des Salzes, das dadurch dem Meere zugeführt wird, so kann man daraus einen Schluß auf das Alter des Ozeans, beziehungsweise auf das Alter der Erde, ziehen.

Mit Berücksichtigung dieser Daten kommt Dr. Eugen v. Romer, Dozent an der Universität Lemberg, zu folgenden Resultaten.

Man hat Grund, anzunehmen, daß ein Zeitraum von 52,217 Jahren erforderlich, damit die ganze Wassermasse der Meere durch die ihnen zuströmenden Flüsse erneuert werde. Bedenkt man, daß der Inhalt des Seewassers an Salz (Chlornatrium) dreitausendmal größer ist, als der des Flußwassers, so ergibt sich daraus, daß sich die Erneuerung des gesammten Meerwassers durch dasjenige der Flüsse dreitausendmal vollzogen hat. Aus diesen Ziffern ergibt sich das Alter der Erde mit (52,217 × 3000 =) 156,651,000 oder rund 160 Millionen Jahren.

Val. Ritter v. Lozinski unterzieht die von Romer aufgestellte Berechnung einer eingehenden Kritik. Dieselbe ist in den „Mittheilungen der kais. königl. geographischen Gesellschaft in Wien“ (Band 44, Heft 3 u. 4, Seite 74 bis 103) niedergelegt.

Nach Lozinski fand schon Quenstedt einen Zeitraum von nur 300,000 Jahren für die Bildung der Ozeane bei mittlerer Tiefe ausreichend. Daraus ist zu ersehen, daß die Altersbestimmung Romers nicht ganz neu ist, da sich schon Quenstedt in Tübingen im Jahre 1872 darüber äußert. Die Angabe dieses Geologen weist den entgegengesetzten Fehler auf, wie diejenige Romers; sie ist viel zu niedrig bemessen. Es erklärt sich dies aus der vor dreißig Jahren noch nicht genauer bekannten Tiefe der Meere. Wurde diese zu gering angenommen, so mußte natürlich ein kleinerer Zeitraum resultiren.

Eine andere Fehlerquelle ergibt sich aus dem zu hoch bezifferten Gehalte des Flußwassers an Salz. Sie rührt von Dittmar her. Er nimmt an, daß der Salzgehalt des Meeres durch die im Flußwasser zugeführte Menge in 1200 Jahren um ein Prozent gesteigert würde. Die durchschnittliche Zusammensetzung des Meerwassers wird zu 3.53 Prozenten veranschlagt. Da von diesem Gehalte 76.49 Prozente dem Chlornatrium zukommen, so enthalten tausend Gewichtstheile Meerwasser 27 dieses Hauptbestandtheites. Es müßte daher nach Dittmar das heutige Meerwasser im Laufe eines Zeitabschnittes von 1200 Jahren 0.0353 Prozente an gelösten Stoffen oder 0.027 Prozente an Chlornatrium bekommen. Nach dieser Schätzung würde sich bloß für den Bestand der ozeanischen Gewässer ein Zeitraum von 120,000 Jahren ergeben.

Zu einem entsprechenderen Resultat gelangt man auf Grund von Schätzungen, in denen ein plausiblerer Zeitraum für die Erneuerung des Meerwassers durch das Flußwasser angenommen wird. In dieser Hinsicht kann man sich den Darlegungen Neumayrs, beziehungsweise Uhligs, in seiner „Erdgeschichte“ (I. Band, Seite 417 und 418) anschließen. Hier sind die Zahlen, wie sie Krümmel angibt, zugrunde gelegt. Dieser Forscher berechnet die Durchschnittstiefe des Meeres 1880 Faden oder 3440 Meter, also rund eine halbe geographische Meile. Es ergibt sich daraus die gesammte Wassermasse des Meeres zu 1285 Millionen Kubikkilometer oder etwas mehr als drei Millionen Kubikmeilen; das Meerwasser macht daher etwa $^1/_{841}$ des Volumens, aber wegen seiner geringen Dichte nur $^1/_{4540}$ des Gewichtes der Erde aus. Die von anderen Gelehrten in neuerer Zeit gefundenen Werthe für die Durchschnittstiefe des Meeres schwanken zwischen 3438 und 4260 Meter.

Um die Niederschläge auf dem Festlande zu schätzen, muß man das Mittel zwischen der größten und geringsten Regenmenge nehmen. Suez hat nur drei Centimeter jährlich, während die Regenmenge von Cerra Punji in Assam, wo der indische Südwest-Monsum auf die Himalajakette trifft, 14 Meter übersteigt; in Europa beträgt die Regenmenge nur an den Gebirgsrändern und an den hoher im Norden gelegenen Küstenstrichen, die unter dem Einflusse des Golfstromes stehen, mehr als einen Meter. Man kann diese Zahl als Durchschnitt nehmen. Mag sie auch ungenau sein, so entfernt sich doch wohl die Annahme eines Meters als Durchschnitt der Regenmenge nicht weit von der Wahrheit. Würde dieser ganze Betrag durch Flüsse dem Meere wieder zugeführt, so ließe sich ungefähr angeben, wie viel Zeit nöthig ist, auf diesem Wege das gesammte Meerwasser zu erneuern. Wenn man die Tiefe des Ozeans und das Verhältniß seiner Oberfläche zu der der Kontinente und Inseln berücksichtigt, so findet man, daß hiezu annähernd 9500 Jahre erforderlich wären; da jedoch sehr viel von den Niederschlägen sofort wieder verdunstet, kann man annehmen, daß in Wirklichkeit mindestens 15,000 Jahre erforderlich sind. Bei diesen Schätzungen müssen wir uns aber gegenwärtig halten, daß sie für den jetzigen Augenblick gelten; wir wissen nicht, ob sich die Menge des Meerwassers gleich bleibt, oder ob es eine langsame Zu- oder Abnahme erfährt.

Lozinski stützt sich bei seinen weiteren Ausführungen auf die genauen Angaben Mellard Reades, welcher aus der speziellen Betrachtung der chemischen Denudation in England weitere Schlüsse auf diejenige der ganzen Erdoberfläche zog. Dieselben stimmen mit den diesbezüglichen Untersuchungen auf dem Festlande Amerikas überein.

Die Abtragung an Kalk- und Magnesia-Carbonat, an Kalk- und Magnesia-Sulfat und an anderen Mineralstoffen bewirkt eine jährliche Erniedrigung der Landoberfläche um 0.014 mm. Die Menge des jährlich vom Lande chemisch und mechanisch Abgetragenen wird von Reade auf 600 Tons pro englische Quadratmeile veranschlagt. Schätzt man die Produkte der marinen Denudation und der vulkanischen Ausbrüche zu 200 Tons, so würde die Bedeckung der ganzen Erdoberfläche mit einer 10 Meilen

mächtigen Sedimentkruste ungefähr 526½ Millionen Jahre erfordern, während der Verlust des Landes durch denselben Vorgang in 2581 Jahren einen Fuß erreichen würde.

Den Durchschnittsgehalt des Flußwassers an gelösten Stoffen kann man nach Gümbel auf 0.0184 schätzen. Davon entfallen auf das Chlornatrium nur 4.33 Prozent. Es enthält demnach ein Kubikdezimeter Flußwasser durchschnittlich 0.0079672 Gramm Chlornatrium. Da aber in demselben Quantum Meerwasser im Mittel 27.18 Gramm desselben Bestandtheiles aufgelöst sind, so ergibt ein Vergleich der beiden Zahlen das Verhältniß 1:3411.5. Könnte der Salzgehalt der Ozeane einer allmählichen Versalzung durch die in dieselben einmündenden Gewässer zugeschrieben werden, dann müßten wir eine 3411.5malige Erneuerung des Meerwassers, d. h. 176,374,550 Jahre voraussetzen.

Lozinski führt auch die Schätzungen der Kalkabscheidungen, ferner der Entstehung von Steinsalzlagern an. Das Staßfurter Lager soll sich z. B. während des Zeitraumes von 8000 Jahren gebildet haben. Ferner führt er Daten an über die Länge der Zeit, die zur Ablagerung der Gipsschichten, der treuen Begleiter des Salzes, nöthig waren. Es ist außerdem noch zu berücksichtigen, daß der Gehalt an festen Stoffen in den Flüssen auch von dem Wasserstande abhängt. Man hätte somit mit einer großen Zahl verschiedener Faktoren zu rechnen, wenn man auf Grund der Denudation eine Altersbestimmung der Erde vornimmt.

Auf einen weiteren Umstand, der dabei zu berücksichtigen ist, macht Lozinski mit folgenden Worten aufmerksam: Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß die Flüsse ihren Salzgehalt aus den sedimentären Gesteinen beziehen, daß sie somit jene Salzmengen in den Ozean mit sich bringen, die während der geologischen Epochen daraus abgeschieden worden sind. Mit dem Wasser sind auch die darin gelösten Stoffe einem Kreislauf unterworfen: das Salz wird in den ozeanischen Becken durch einmündende Flüsse angehäuft, sodann als Absatz in Meeresablagerungen eingelagert und eingestreut, um wieder durch die auflösende Kraft des Wassers aus den Gesteinen ausgelaugt und im Flußwasser zum Meere verfrachtet zu werden. Berechtigt ist daher die Behauptung, daß der Salzgehalt der Flüsse und Meere als ein Chronometer der geologischen Zeitrechnung nicht anzuwenden ist, da ein ununterbrochener Kreislauf der im Wasser der Flüsse und Ozeane gelösten Mineralstoffe angenommen werden muß. Das gegenwärtig geltende Verhältniß des Salzgehaltes der Meere zu jenem der Flüsse, d. h. nur einen kleinen Theil des in der geologischen Vergangenheit schon bestehenden Kreislaufes des Salzes als einen Maßstab der geologischen Zeiträume zu benutzen, muß dasselbe heißen, wie z. B. aus der einmaligen Erneuerung des gesammten Meerwassers das Alter der Ozeane auf 51,700 Jahre veranschlagen zu wollen.

Man kann höchstens daraus denjenigen Zeitpunkt in der Erdgeschichte bestimmen, zu welchem das Wasser auf der Erdoberfläche erschien und zu welchem es seine denudirende Thätigkeit begann. Die Versuche, aus dieser eine Altersbestimmung abzuleiten, beziehen sich somit weniger direkt auf die Erde, als vielmehr auf die Wasserhülle oder Hydrosphäre.

Da auch die physikalischen Methoden der Altersbestimmung unsres Planeten, wie sie von Lord Kelvin versucht wurden, und die auf Gletscherverschiebungen fußenden, wie sie von Penck und anderen Geographen und Geologen angegeben wurden, sowie diejenigen der Petrographen, welche sich auf Abschätzung der Sedimentgesteine beziehen, nicht zu einem befriedigenden Resultate geführt haben, so wird die Erde das Geheimniß, welches ihr Alter umgibt, wohl noch lange nicht ihren Bewohnern enthüllen.

Dr. Ludwig Sazell.

---

## Der Skulpturencyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters und seine Stellung in der Plastik des Oberrheins.

Von Richard Streiter.

II. (Schluß.)

Wir kommen damit zu der wichtigen Frage der Datirung der Freiburger Thurmvorhalle und ihrer Skulpturen. Den einzigen urkundlichen Anhaltspunkt bietet eine fromme Stiftung vom Jahre 1301. Es handelt sich um zwei ewige Lichter, von denen das eine „indenan in den nüwen Turne, da die Gloggen inne hangent", kommen soll. Hieraus darf geschlossen werden, daß um 1300 die unteren Theile des Thurmes soweit fertiggestellt waren, daß die Glocken aufgehängt werden konnten.[17]) Da der Thurmbau jedenfalls mit den westlichen Jochen der Kirche begonnen wurde, deren Inangriffnahme kaum vor 1270 angesetzt werden darf,[18]) so ergeben sich für die Ausführung der unteren Thurmtheile mit ziemlicher Sicherheit die letzten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts. An eine spätere Herstellung der Blendarkaden der Vorhalle zu denken, ist ausgeschlossen, weil Arkaden und Baldachine aus dem „laufenden Stein" gearbeitet sind, d. h. aus Quadern, die in das Mauerwerk der Wand einbinden. Ihre architektonischen und ornamentalen Formen sind denn auch die der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Damit ist aber noch nicht erwiesen, daß auch die großen Figuren, die auf den Arkaden und am Portal frei aufgestellt sind, gleichzeitig mit der Architektur und der Reliefplastik dieser Theile entstanden sind. Ein Umstand, der von Moriz wohl bemerkt, aber nicht genügend gewürdigt worden ist, spricht vielmehr gegen diese Annahme: Es sind durchweg die beiden untersten Krabben der Wimperge über den Arkadenbogen manchmal ziemlich roh, weggeschlagen, um für die Figuren Platz zu erhalten. Die Figuren sind also — wie auch Hasak hervorhebt[19]) — ohne Zweifel später erst zur Aufstellung gelangt, vielleicht als die zuvor erschöpften Mittel durch eine neue Stiftung gewonnen worden waren. In der That weist auch der Stil der Figuren, ihr bereits stark ausgeprägter „gothischer" Charakter, auf etwas spätere Herstellung. Die Zeit um 1300, ja sogar die ersten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts dürften mit großer Wahrscheinlichkeit in Betracht kommen.

Diese Ansicht tritt in Widerspruch zu den bisherigen Annahmen, wie auch zu den neuen Hypothesen Moriz', Bode meinte, diese Bildwerke, „welche man in die Zeit der Vollendung der Vorhalle, um 1270, zu setzen pflegt", seien „zweifellos mit den späteren romanischen Bildwerken in Bamberg und Sachsen gleichzeitig entstanden". Moriz glaubt eine Entdeckung „von unschätzbarem Werthe für die Datirung" gemacht zu haben: „es ist dies der unleugbare enge stilistische Zusammenhang, in dem die Statuen der Westfaçade des Straßburger Münsters mit den Freiburger Werken stehen." Diese Beziehung sei „eine so innige, daß wir fest zu der Annahme gezwungen werden, dieselben Steinmetzen möchten die einen wie die anderen gearbeitet haben. Geringe Abweichungen und Unterschiede im Stil wie der Ausführung nöthigen uns dann fernerhin, einen kleinen Zeitraum von wenigen Jahren zwischen dem Abschluß der Freiburger und der Entstehung der Straßburger

---

17) Fr. Kempf, Architekt des Münsterbauvereins, berichtet, daß der alte mächtige Glockenstuhl sicheren Anzeichen nach „vor den ihn umgebenden Thurmmauern aufgeschlagen und so höchst wahrscheinlich als wichtige Gerüstung für den Thurmbau mitbenutzt wurde". (Freiburg im Breisgau, Die Stadt und ihre Bauten, hrsg. v. Badischen Architekten- und Ingenieurverein, oberrheinischer Bezirk. Freiburg 1898. S. 262.)

18) Dehio und v. Bezold, a. a. O. S. 295.

19) A. a. O. S. 140.

Skulpturen anzunehmen. Da nun durch den Beginn der Arbeiten an der Westfaçade zu Straßburg im Jahre 1276 auch die Inangriffnahme der Statuen daselbst um etwa 1280 festgelegt ist (?), erhalten wir als terminus ante für die Freiburger Skulpturen ungefähr die Jahre 1270 bis 1275. Nehmen wir nun für letztere eine zehn- bis fünfzehnjährige Arbeitszeit an, so ergibt sich als Anfangsdatum etwa das Jahr 1260." In einem besonderen Abschnitt des Buches sucht er dann in sehr weitläufigen Darlegungen den Nachweis zu führen, „daß der Straßburger Stil nichts weiter als eine Fortsetzung des Freiburger ist", daß die größte Uebereinstimmung bestehe zwischen den ältesten Skulpturen der Straßburger Westfaçade, denen des südlichen Portals, und den Figuren der Freiburger Vorhalle. Hier wie dort ist die Parabel von den klugen und thörichten Jungfrauen dargestellt. Es erscheine darum der Gedanke naheliegend, daß die Straßburger „aus Rivalitätssucht" Freiburger Steinmetzen kommen ließen. „Aber sei es nun, daß es nicht die besten Kräfte waren, die dem Rufe nach Straßburg Folge geleistet, sei es, daß sie nicht mehr die die gleiche künstlerische Spannkraft wie früher besaßen — genug, der Siegespreis in diesem Wettstreite gebührt entschieden Freiburg. Denn während wir in den dortigen Schöpfungen frei erschaffene, wahrhafte Werke von Künstlerhand zu erkennen haben, können wir in den Straßburger Statuen mit Bedauern nur die zwar fleißigen und geschickten, aber doch handwerksmäßigen Arbeiten von Steinmetzen erblicken. Ueberraschte uns dort ein feiner realistischer Zug, der sich anschickte, in die Tiefen der unvergleichlichen Lehrmeisterin Natur einzudringen, und ein ungemein frisches Schaffen und selbstthätiges Erfinden, so tritt uns hier nur trockene Nachahmung und ein leeres Nachsprechen stilistischer Formeln entgegen."

Von alledem vermag ich als thatsächlich nur Eines zuzugeben: Daß ein unverkennbares Abhängigkeitsverhältniß zwischen der als „Fürst der Welt" bezeichneten Figur wie auch dem Christus (himmlischen Bräutigam) des Freiburger Cyklus und den sehr ähnlichen Figuren am Südportal der Straßburger Westfront besteht, und daß auch bei den klugen und thörichten Jungfrauen — wenn auch in viel schwächerem Maße — einige verwandte Züge zu finden sind. Ganz verfehlt aber ist das Urtheil über den künstlerischen Werth der Straßburger Figuren im Vergleich mit den Freiburgern. So ziemlich das Gegentheil von dem, was Moriz vorbringt, ist zweifellos das Richtige: Die Straßburger Figuren stehen künstlerisch weit über den Freiburgern; sie übertreffen diese nicht nur durch sicherere, gereiftere Technik, sondern vor allem durch monumentale Großzügigkeit und Vornehmheit der Auffassung, durch Feinheit und Schwung, überhaupt durch höheres Schönheitsgefühl; sie verhalten sich zu den Freiburgern, wie die Leistungen eines bedeutenden Kunstmittelpunktes — als solchen dürfen wir ja auch die Straßburger Bauhütte ansehen — zu Arbeiten von einem gewissen provinziellen Charakter. Das Treffendste, was Moriz über die Freiburger Figuren gesagt hat, ist der Satz, daß ihr „derberes und mehr hausbackenes, aber auch viel gemüthvolleres Wesen in nichts sich vergleichen lasse mit dem elegant-vornehmen, ritterlich-höfischen Charakter der französischen Plastik." Um so merkwürdiger ist es, daß er an den Straßburger Figuren, deren Beeinflussung durch die französische Kunst von jeher als ziemlich sicher galt, jenen „elegant-vornehmen, ritterlich-höfischen Charakter" nicht sieht. Und nicht minder merkwürdig ist es, daß er behaupten kann, von den Figuren der Westfront zu den prächtigen früheren Schöpfungen im Querschiff und am südlichen Seitenportal „führe kein verbindender Faden zurück". Man vergleiche die weiblichen Gestalten der Westfront, insonderheit die Tugenden am nördlichen Portal, mit den berühmten Statuen der Kirche und Synagoge! Es muß in die Augen springen, daß viele verbindende Fäden vorhanden sind. Unbegreiflich scheint es daher, daß Moriz von den Figuren der Westfront sagt: „Ganz selbständig, neu und charakteristisch tritt uns in diesen Statuen ein bereits voll ausgebildeter Stil entgegen", und daß er den Ursprung dieses Stils in der Freiburger Vorhalle suchen zu dürfen glaubt. Schon seine ganz unhaltbare Vorstellung von dem äußeren Vorgang der Stilübertragung muß sofort Bedenken erregen. Wenn die Straßburger „aus Rivalitätssucht" sich Freiburger Steinmetzen hätten kommen lassen, so würden sie doch ohne Zweifel der besten Kräfte sich versichert haben. Warum aber hätten diese in Straßburg plötzlich „nicht mehr die gleiche künstlerische Spannkraft besitzen" sollen? Vielleicht weil sie nicht mehr unter dem Einflusse des Meisters standen, der die eigentliche künstlerische Seele der Freiburger Schöpfung gewesen sein soll? Aber dieses Verhältniß zwischen dem leitenden Meister und den Ausführenden mußte den Straßburgern doch bekannt sein! Wie konnten sie hoffen, die Freiburger zu übertrumpfen, wenn sie nur „Gesellen" beriefen, nicht aber die eigentlich schöpferische Kraft, den Meister, der doch nach Moriz' Annahme sich die Typen des Freiburger Stils selbst geschaffen haben soll? Wir stoßen hier wie an vielen anderen Stellen des Buches auf sehr unklare, schwankende, zum Theil sich widersprechende Vorstellungen von der Art und Weise, wie bildhauerische Werke in damaliger Zeit entstanden. Manchmal scheint es, als denke Moriz an ein Verfahren ähnlich dem heutigen, also an Herstellung eines Modells durch den eigentlichen Künstler und an die Ausführung in Stein durch die Steinmetzen; dann aber werden doch zumeist die Steinmetzen auch als selbständig arbeitende Künstler betrachtet. Wie diese Unklarheit, ja Zwiespältigkeit der Vorstellungen über eine der wichtigsten Grundfragen dem Aufbau von Moriz' gewagten Hypothesen geradezu Vorschub leistete, dies an verschiedenen Beispielen darzuthun, muß ich mir hier versagen.

Die Behauptung von der Uebertragung des Freiburger Stiles nach Straßburg wird auch durch die scheinbar höchst scharfsichtigen stilkritischen Untersuchungen, die Vergleichung der Kopftypen, Gewandbehandlung u. s. w., nicht glaubhafter. Ich kann der hiebei angewandten Methode ebensowenig folgen, wie bei der Feststellung zweier Stilrichtungen in Freiburg. Wenn Moriz eine ganze Reihe von „theilweise bis ins kleinste gehenden Uebereinstimmungen und Aehnlichkeiten" aufzeigen zu können glaubt, so sieht er eben in den meisten Fällen nur das, was er sehen will, was ein unbefangenes Auge aber nicht sieht. In Wirklichkeit sind Beziehungen zwischen Straßburg und Freiburg nicht im künstlerischen Stil, sondern nur in der auffallenden Aehnlichkeit einiger Figurentypen zu erkennen. Damit haben wir uns noch etwas zu beschäftigen.

Wie bereits erwähnt, findet sich die als „Fürst der Welt" bezeichnete Figur des Freiburger Cyklus am südlichen Portal der Straßburger Westfaçade in fast gleicher Gestaltung wieder. Die Aehnlichkeit in Stellung, Gewandung, Haltung der Arme, Kopfbildung, und der von Gewürm bedeckten Rückseite ist sehr groß. Die Hauptunterschiede sind folgende: Die Freiburger Figur hält in der Rechten einen Blüthenstrauß, die Straßburger einen Apfel; die Handschuhe in der Linken der Freiburger fehlen in Straßburg, hier greift diese Hand unterhalb der Brust in das Gewand. Zudem ist die Straßburger Figur zu der nächststehenden thörichten Jungfrau in enge Beziehung gebracht: beide sind einander etwas zugewendet und lächeln sich gegenseitig zu; der Mann erscheint augenfällig als der Verführer (der Apfel in seiner Hand, das alte Motiv vom Sündenfall!), das Mädchen als die Verführte, die mit der Rechten das Gewand an der Schulter zu öffnen be-

ginnt, nachdem sie die Lampe hat fallen lassen, die zerbrochen zu ihren Füßen liegt. Beide Figuren bilden zusammen eine höchst charakteristische Gruppe von packender dramatischer Lebendigkeit. Trotzdem will Moriz hier „nur trockene Nachahmung und ein leeres Nachsprechen stilistischer Formeln“ finden, während er an den Freiburger Figuren „großartiges Charakterisirungsvermögen, dramatische Leidenschaftlichkeit, gewaltige Kraft (!), das innere Leben zu vollendeter Darstellung und überzeugendem Ausdruck zu bringen“, bewundern zu dürfen glaubt.[20]) Er sieht eben, befangen von seinen früheren Hypothesen, in dem Verführer zu Straßburg nur „eine stilistisch treue und fast ganz direkte Kopie der Freiburger Figur“. Das gleiche Verhältniß nimmt er natürlich bei den Figuren des himmlischen Bräutigams und der Jungfrauen an. Nachdem wir aber die Ausführungen Moriz' über den Freiburger Cyklus und die daraus abgeleitete Datirung als nicht stichhaltig anerkannt haben, werden wir mit gutem Grund die Möglichkeit ins Auge fassen dürfen, daß nicht eine Abhängigkeit der Straßburger von den Freiburger, sondern umgekehrt der Freiburger von den Straßburger Skulpturen bestehe.

In der That scheint mir diese Möglichkeit weitaus glaubhafter. Die Bildwerke an den drei Portalen der Straßburger Westfaçade wurden sehr wahrscheinlich noch vor dem Brand von 1298, der den Dachstuhl des Münsters zerstörte, und vermuthlich eine längere Unterbrechung der Arbeiten an der Façade zur Folge hatte,[21]) ausgeführt. Die großen Figuren der Freiburger Vorhalle können ihrem Stile nach sehr wohl der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts angehören. Ihre Haltung ist zum Theil schon stark ausgebogen, ihre Ausführung ist gröber, handwerksmäßiger als die der Straßburger, ihre Kopftypen, Körperbildung und Gewandbehandlung sind mehr derbrealistisch nach Art der späteren Gothik, während den Straßburgern noch viel von dem Adel der herrlichen Skupturen am südlichen Querschiff eigen ist (Vornehmheit und Schönheit der Köpfe, meisterhafte Behandlung der durch dünnes Gewand durchschimmernden Körper!)[22]) Von diesen stilistischen Unterschieden überzeugt man sich am leichtesten im Germanischen Museum in Nürnberg, wo in ein und demselben Saal neun Figuren der Freiburger Vorhalle (eine kluge, eine thörichte Jungfrau, die sieben freien Künste), gegenüber zwei Figuren der Straßburger Westfront (eine kluge Jungfrau, eine der Tugenden) und in einem benachbarten Raume Kirche und Synagoge in guten Abgüssen stehen. Hier wird man auch das Urtheil Schnaases, daß die Freiburger Figuren „an Schönheitsgefühl, Schwung und zarter Grazie alle anderen Bildwerke der deutschen Gothik übertreffen“, selbst mit den von Bode und Moriz gemachten Einschränkungen als unzutreffend erkennen. Die Ueberlegenheit der Straßburger Figuren ist unbestreitbar. An und für sich besteht denn auch größere Wahrscheinlichkeit dafür, daß die berühmtere Bauhütte — das war ohne Zweifel die Straßburger — die kleinere, weniger bedeutende beeinflußt habe, als umgekehrt. Daß bei Beginn des Langhausbaues des Freiburger Münsters die kurz vorher entstandenen Theile des Straßburger Langschiffes zum Muster dienten, gilt als ziemlich sicher,[23]) und wenn Moriz glaubt, daß der Meister der Freiburger Vorhalle das Motiv der Blendarkaden und den Kanon seines plastischen Stils von Straßburg entlehnt habe, so entspricht diese Annahme, so hypothetisch sie ist, jedenfalls dem gegenseitigen Verhältniß der beiden Bauhütten besser, als die Meinung, die Straßburger hätten aus Rivalitätssucht Freiburger Steinmetzen berufen.

Was insbesondere die Figur des sogenannten „Fürsten der Welt“ betrifft, so dürfte ihre erste plastische Gestaltung in Straßburg psychologisch leichter erklärbar sein, als in Freiburg. Dort ist die Gestalt des Verführers einer der thörichten Jungfrauen ebenso unmittelbar verständlich, wie für die Erfindung naheliegend, in Freiburg erfordert ihre Deutung und Beziehung zu den übrigen eine sehr gekünstelte Erklärung. Zu der Annahme, daß die Figur nach der „Frau Welt“ des Konrad von Würzburg geformt sei, liegt hier wie dort kein zwingender Grund vor. Wir haben es offenbar mit einer Vorstellung zu thun, die lange vor Konrad von Würzburg der mittelalterlichen Volksphantasie sehr geläufig war. In der deutsch-gothischen Plastik begegnet die Allegorie fünfmal: außer in Straßburg und Freiburg am Münster zu Basel, an der Sebaldus-Kirche in Nürnberg (hier nicht, wie Moriz angibt, weiblich, sondern gleichfalls männlich), und am Dom zu Worms (hier weiblich). Die Baseler Figur ist wie die Straßburger mit einer der thörichten Jungfrauen zu einer Verführungsscene vereinigt; beide sind unverkennbar nach dem Straßburger Vorbild gearbeitet, stehen aber künstlerisch weit unter diesem. Mit den Handschuhen in der Linken und dem (ehemals vorhandenen) Blumenstrauß in der Rechten zeigt die Baseler Figur aber auch Uebereinstimmung mit der Freiburger. Moriz meint demnach, daß sie — bei unsicherer Datirung um 1295 — sowohl von Straßburg als von Freiburg beeinflußt sei. Dieses Doppelvorbild für ein und dieselbe Statue ist wenig glaubhaft. Ist es nicht wahrscheinlicher, anzunehmen, daß zunächst die Baseler Figur als etwas veränderte Nachbildung der Straßburger entstand, dann die Freiburger nach dem (natürlich nur allgemeinen, nicht stilistischen!) Typus der Baseler? Es ist dies nur die vorläufige, ungeprüfte Andeutung einer Möglichkeit. Jedenfalls bedürfen alle diese Fragen weiterer Untersuchung.

Den Einfluß des Freiburger Stils will Moriz ferner an dem hervorragendsten Bildwerk des Baseler Münsters, an dem Grabmal der Königin Anna von Hohenberg, Gemahlin Rudolfs I., erkennen. Für den Kopf der Königin soll die „Grammatik“, für das Gewand die „Dialektik“, für das neben der Königin auf der Grabplatte dargestellte Söhnchen Karl sollen die beiden Zöglinge der „Grammatik“ und der kleine Isaak in der Freiburger Vorhalle vorbildlich gewesen sein. Die angeblich außer Zweifel stehenden Uebereinstimmungen sollen dann „unbedingt dazu zwingen, das Grabmal in allergrößter Nähe Jener anzusetzen“. Demnach schiebt Moriz die Entstehung der Platte, die zumeist in die zweite Hälfte, von Wölfflin in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts verlegt war, zurück in die 80er Jahre des 13. Jahrhunderts, trotzdem die Formgebung der architektonischen Umrahmung (Kielbogen!) dem widerspricht. In welcher Weise Moriz

[20]) Dagegen **Hasak** a. a. O. S. 133 ff.: „Daß die (Freiburger) Bildwerke irgend einen Höhepunkt frühgothischen Schaffens bedeuten, muß man entschieden in Abrede stellen. Besonders sind es die Standbilder der Thurmhalle, welche weniger befriedigen.... Die Jungfrauen sind schlecht und recht gemacht, daß man weder etwas an ihnen auszusetzen findet, noch sich zu näherer Betrachtung hingezogen fühlt.... Bei den meisten macht sich schon jene manirirte Stellung geltend, welche eine Hüfte oder den Unterleib übertrieben ausbaucht.... Hier am Schlusse der guten Zeit tritt sie uns zum erstenmal unangenehm entgegen — an Bildwerken, welche an die große Zahl frühgothischer Meisterwerke gar nicht einmal heranreichen.“

[21]) **Dehio** und v. **Bezold**, a. a. O. S. 305.

[22]) Man vergleiche damit die Bemerkung Moriz': „Das mangelhafte anatomische Verständniß der Freiburger Steinmetzen verräth sich stellenweise auch bei den anderen, vorzüglich bei den großen Gestalten der Vorhalle. Charakteristisch dafür ist die ungeschickte Weise, in welcher bei den Frauen die Brust unter dem Gewande angegeben ist.“ — Dieselben Steinmetzen, und zwar nicht die besten, sollen dann die Straßburger Figuren gemacht haben!!

[23]) **Dehio** und v. **Bezold**, a. a. O. S. 295.

Aehnlichkeiten findet, mag nachstehender Satz andeuten: „Die Fialen des Grabmals entsprechen so vollständig einigen am Freiburger Thurm in der Höhe der Achtecksgalerie angebrachten Fialenarchitekturen, daß diese letzteren wohl als die direkten Vorbilder Jener zu betrachten sind." Es dürfte ein leichtes sein, noch einige Hundert gleicher Fialen an allen möglichen gothischen Bauwerken aufzuzeigen. Die Aehnlichkeit zwischen den Skulpturen wird kaum Jemand beweiskräftiger finden, als die zwischen den Fialen. Meines Erachtens weist der Stil der Grabplatte (Gewandung, eine gewisse großzügige Vornehmheit) viel mehr nach Straßburg als nach Freiburg. Dort kann man auch, wenn man will, für die architektonische Umrahmung (die schlanken Säulchen, Fialen) noch passendere Vorbilder aufzeigen, als hier.

Geringere Einwirkungen des Freiburger Stils auf einige Skulpturen am Dom zu Worms, die Moriz noch feststellen zu können glaubt, dürfen wir übergehen.

Moriz' Buch behandelt noch eine ganze Reihe von Problemen, die mit dem eigentlichen Thema in keinem direkten oder doch nur ganz lockeren Zusammenhang stehen. So ist der Betrachtung der Straßburger Skulpturen eine sehr eingehende baugeschichtliche Untersuchung über die Westfaçade des Münsters vorangestellt. Moriz gelangt hier zu dem etwas sensationell klingenden Ergebniß, daß Erwin v. Steinbach erst als dritter Meister an der Façade gebaut habe, daß er das Werk seiner Vorgänger, der Meister des Risses A und des genialen Risses B, nur in mißverstandener und ganz entstellender Weise fortgesetzt habe — „aus dem goldenen Ehrenbuche der Stadt Straßburg und des deutschen Mittelalters ist sein Name zu streichen". Zu diesen Darlegungen hat bereits Dehio kurz Stellung genommen.[24]) Er verhält sich gegen die Einführung eines zweiten Meisters vor Erwin ablehnend, ist vielmehr der Ansicht, daß die Abweichungen von Riß B an den oberen Theilen der Façade erst von einem Meister herrühren, der nach einer längeren, durch den Brand von 1298 verursachten Stockung, also nach Erwin die Bauleitung übernahm. Riß B und die im wesentlichen darnach ausgeführten unteren Theile der Façade blieben demnach das unsterbliche Verdienst Erwins, der in den Hauptlinien dem an französische Kathedralen anschließenden Riß A seines vermuthlichen Vorgängers folgte. Näher auf die „sehr verwickelt gewordene Frage" einzugehen, ist hier nicht der Ort.

Sehr breiten Raum nimmt die Erörterung allgemeiner Entwickelungsfragen ein, die Moriz unter dem Haupttitel „Gothik und Renaissance" als dritten Theil seinem Buche eingefügt hat. Was dabei alles zur Sprache kommt, davon mögen wenigstens die Kapitelüberschriften eine Andeutung geben: „Die neue christliche Kunst im Norden. I. Vorrenaissance: 13. Jahrhundert. System und Kanon. — Frankreich: Formalismus und Romanismus. — Deutschland: Individualismus und Germanismus. — II. Die flandrisch-germanische Renaissance. 14. Jahrhundert: Individuum und Kunst. Deutschland: Gothische und andere Konsequenzen. — Frankreich: Germanismus und Romanismus. — III. Die nordische Renaissance: 15. Jahrhundert: Individualismus und Naturalismus. — Die neue christliche Kunst im Süden. I. Vorspiel: 12. Jahrhundert. — II. Entscheidung: Due- und Trecento. Entwickelungsparallelen. — „Die Renaissance." Masaccio und Eyck-Malerei und Plastik. — Die neue Kunst und der moderne Mensch." Hieher gehört auch das im Anhang zwischen die Abschnitte: „Zur Genesis der Goldenen Pforte des Freiburger Domes" und „Ausklänge der Freiburger Kunst im 14. Jahrhundert" eingeschobene Kapitel „Die Antike und die neue christliche Kunst". Auf diesen Theil des Moriz'schen Buches habe ich bereits früher in diesen Blättern Bezug genommen bei Kritik jener neuen kunstwissenschaftlichen Mode, die den Beginn der Renaissance-Entwickelung nicht nur in Italien, sondern auch im Norden bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen möchte.[25]) Zur Ergänzung des dort Gesagten seien noch einige Worte gestattet.

Moriz' Anschauungen sind offenbar von zwei Seiten her beeinflußt: Von seinem Lehrer Henry Thode und von einigen neueren französischen Kunstgelehrten, namentlich von Louis Courajod. Letzterer († 1896) hat in seinen seit 1887 an der Ecole du Louvre gehaltenen Vorträgen über französische Plastik, in einem in Gemeinschaft mit Marcou verfaßten Katalog der Abgußsammlung französischer Bildwerke des 14. und 15. Jahrhunderts im Trocadero und in mehreren Aufsätzen Ansichten vertreten, die durch folgenden, von Moriz zum Motto gewählten Satz deutlich genug gekennzeichnet werden: „Un jour viendra où personne ne contestera à la France du Nord et surtout à la Flandre l'honneur d'avoir provoqué le magnifique mouvement d'opinion qui a succédé au Moyen Age, qui produisit l'art moderne et que la pédagogie, trompée par les apparences, a eu bien tort de qualifier du terme impropre de Renaissance et d'attribuer exclusivement à l'Italie." Dieser Auffassung „seines verehrten Freundes", wie anderen verwirrenden und widerspruchsvollen Anwendungen des Begriffes oder Wortes „Renaissance" in der französischen Kunstliteratur ist H. v. Geymüller im ersten Band seiner „Baukunst der Renaissance in Frankreich" [26]) bereits mit treffender Kritik entgegengetreten. Der geschätzte Kenner der italienischen und französischen Renaissance-Architektur hat dieses Thema dann in einem Vortrag bei dem vorjährigen Archäologenkongreß in Paris unter dem Titel „L'abus du mot de Renaissance"[27]) wiederum behandelt, und die damals entwickelten Hauptgedanken auch am Schlusse des kürzlich erschienenen zweiten Bandes seiner „Baukunst der Renaissance in Frankreich" vorgebracht. Es gereicht mir zu freudiger Genugthuung, auf diese bei Abfassung des Aufsatzes „Gothik oder Renaissance?" mir noch nicht bekannten Ausführungen des hervorragenden Forschers als auf die eines Gesinnungsgenossen verweisen zu können. Die Uebersicht, die v. Geymüller über die verschiedenen, theilweise sehr weit auseinander gehenden Auffassungen des Renaissancebegriffes bei einer Reihe der bedeutendsten französischen Kunstgelehrten gibt, sollte die deutschen Kunsthistoriker doch zur Vorsicht mahnen, in solchen grundlegenden Fragen auch sehr verdienten und anerkannten Forschern nicht kritiklos zu folgen. Vor allem dürfen wir nicht vergessen, überall da doppelt scharf zu prüfen, wo der Nationalstolz mit im Spiele sein kann. Dieses bei den Franzosen besonders stark entwickelte Gefühl hat offenbar auch in der Renaissancefrage manche Anschauung beeinflußt. Was dieses Gefühl vermag, zeigt folgendes drastische Beispiel: In einer Besprechung von Hasaks „Geschichte der deutschen Bildhauerkunst im 13. Jahrhundert" kündigt A. Marignan eine eigene größere Arbeit an, worin er den Nachweis führen werde, daß zahlreiche der von Hasak behandelten Skulpturen, wie das Fürstenportal, die Verkündigung (an den Chorschranken) zu Bamberg, die Chorschranken zu Halberstadt und Hildesheim, die Statuen zu

24) Dehio und v. Bezold, a. a. O. S. 308, Anm.

25) Gothik oder Renaissance? Beil. z. Allg. Ztg. 1901, Nr. 103 bis 105.

26) Handbuch der Architektur, II. Thl. 6. Bd. Heft 1, S. 6 ff.

27) Referat in: Compte rendu de la 29e Session de l'Association française pour l'avancement des sciences. Paris 1900. (Séance du 8. août), p. 313. (Gütige Mittheilung des Hrn. Baron v. Geymüller.)

Naumburg und Meißen, die Portale von Münster und Paderborn, das Grabmal Heinrichs des Löwen zu Braunschweig u. a. nicht aus dem 13. Jahrhundert stammten, sondern ausgeführt seien „par un groupe d'artistes, vivant vers la fin du XV^e siècle et qui, se piquant d'archaïsmes, cherchaient à donner à leurs ouvrages l'apparence tout au moins d'un art harmonique avec l'époque du cadre où ils déployaient leur activité".[28]) Marignan hält es einfach für unmöglich, daß um 1200 und wenig später in Deutschland so vorzügliche Bildwerke entstanden seien, bevor die starken französischen Einflüsse nachzuweisen sind. Man sieht, wozu „die Durchführung des nationalen Standpunktes, der allen übrigen vorgeht" (Schmarsow) einen ernsten Forscher verleiten kann!

Die Hauptformel, womit Moriz die Entwickelung der Renaissance im Norden seit dem 13. Jahrhundert darzuthun sucht, heißt: „Das Erwachen des individuellen Gefühles." Das verräth den Schüler Thodes. Ausdrücklich erklärt denn auch Moriz, daß, nachdem Thode in seinem „Franz von Assisi" die Anfänge der Renaissance in Italien im 13. und 14. Jahrhundert erkennen gelehrt habe, „der Versuch wohl berechtigt erscheinen dürfte, analoge oder wenigstens ähnliche Vorgänge in der Kunst des Nordens nachzuweisen". Ein solcher Versuch ist insofern berechtigt, als er darauf ausgeht, „die verbindenden Fäden, die vom 13. zum 15. Jahrhundert laufen", hier wie dort aufzudecken; denn insoweit es sich um die Entwickelungsfrage handelt, ist in der That „ebensowenig wie in Italien im Norden eine schroffe Trennung zwischen Mittelalter und Renaissance durchzuführen". Nicht zu rechtfertigen aber ist die von Moriz und Anderen hieraus gezogene Folgerung: „Wir müssen den Begriff der Renaissance, wollen wir ihn der Einfachheit und Bequemlichkeit halber beibehalten, viel weiter fassen, und auf die ganze Bewegung ausdehnen, welche im Norden im 12., im Süden im 13. Jahrhundert anhebt, ... aber wir müssen ihn nach Thodes Vorgang durch die Bezeichnung „Neue christliche Kunst" ersetzen." Weder das eine noch das andere ist nöthig, ja beide Vorschläge sind vom Uebel; bezwecken sie doch nicht einen Ersatz des weniger Bestimmten durch das Bestimmtere, sondern umgekehrt des Bestimmteren durch das weniger Bestimmte, schier ins Unendliche Zerfließende. Ohne „eine scharfe Trennung zwischen Mittelalter und Renaissance durchzuführen", aber auch ohne neuen Namen[29]) kann volle Verständigung und Einigung erzielt werden. Was noththut, ist nur das eine: Klares Erfassen des besonderen Charakters jener Kunst, die man bisher unter „Renaissance" begriffen hat. Alle Jene, die einer Erweiterung des Renaissancebegriffes das Wort reden, thun dies mit Gründen, die erkennen lassen, daß sie über das Wesen der entwickelten, also der eigentlichen Renaissancekunst keine klaren und festen Vorstellungen haben. Man höre Moriz: „Die Renaissancebewegung setzt eben im Norden in der Kunst weit früher als auf geistigem Gebiete ein! Wir werden sehen, wie ihre geheimste Triebkraft, das individuelle Gefühl, sich in der Kunst immer lebhafter entfaltet, bis es schließlich in dem Naturalismus der Eyck'schen Kunst seine vollendete Ausbildung und den höchsten Grad der Ausdrucksfähigkeit erreicht" . . . „Das Einsetzen der Renaissancebewegung in der Kunst werden wir also von dem Augenblick an zu datiren haben, wo die letztere darauf ausgeht, ein unmittelbares Verhältniß zur Natur zu gewinnen. Einzig und allein nach ihrer verschiedenen Stellungnahme zu dieser werden wir ein Recht haben, die verschiedenen Kunstepochen zu bestimmen." Nach solchen Sätzen kann es dann kaum mehr wundernehmen, daß Moriz das große Wort gelassen ausspricht: „Die Antike hat zur Entwickelung der Renaissance-Kunst des 15. Jahrhunderts nicht das mindeste beigetragen. Sie ist somit aus der Reihe der Faktoren, welche die Renaissance ins Leben gerufen haben, zu streichen."

Der Weg, auf dem man zu dieser modernsten Entdeckung gelangte, ist leicht zu verfolgen. Das Wort von der „Entwickelung des Individuums" stammt bekanntlich von Jakob Burckhardt; ihm diente es mit vielen anderen zur Charakteristik der Kultur (nicht der Kunst!) der Renaissance. Schon Thode hat diesen Faktor allzusehr aus dem Zusammenhang mit den übrigen herausgehoben: Noch weit mehr thut dies Moriz. Er meint mit diesem Kriterium allein, Renaissance erweisen zu können; er gebraucht es zudem als ein Schlagwort, über dessen Bedeutung und Tragweite er sich nicht genügend Rechenschaft abgelegt hat. Abgesehen davon, daß die Gebundenheit des frühmittelalterlichen Stiles, etwa der Skulpturen am Königsportal in Chartres, doch nicht darin gründet, daß die damaligen Menschen, weil im Banne der kirchlichen Dogmatik stehend, zu wenig „Individualitäten" waren —, wie soll man sich „das Erwachen des individuellen Gefühles" denken? So, daß bei den Künstlern der Blick für das Individuelle, das Charakteristische sich schärfte, oder so, daß die Künstler als Individualitäten, als Persönlichkeiten von starker Eigenart sich fühlten? Das sind zwei sehr verschiedene Dinge! Der Individualismus im ersteren Sinne kann zum Naturalismus, der Individualismus im zweiten Sinn kann, ja wird in der Regel zum Gegentheil führen! Burckhardt gebraucht das Wort in letzterem Sinn; er spricht vom „Erwachen der Persönlichkeit". Moriz gebraucht es, ohne sich der Doppelbedeutung klar bewußt zu sein, mehr im ersteren Sinne; er spricht von einem „vom Individuellen und Charakteristischen ausgehenden Naturalismus" und sieht in eben diesem Naturalismus, z. B. bei den van Eycks, die Renaissance. Muß man wirklich einen Kunsthistoriker daran erinnern, daß Naturalismus und Renaissance-Kunst nicht dasselbe sind? Daß Lionardo, Raffael, Michelangelo von den an der Schwelle der Renaissance stehenden Meistern sich eben dadurch unterscheiden, daß sie nicht Naturalisten sind?

Außer dieser verfehlten Renaissance-Entdeckung verkündet Moriz mit sichtlicher Freude an umstürzlerischen Ueberraschungen noch eine Reihe anderer Thesen, die die bisherigen Anschauungen über das gegenseitige Verhältniß der Entwickelung der mittelalterlichen Kunst in den Hauptländern, Frankreich, Deutschland, Italien, wesentlich verschieden. Diese auf die neuesten Forschungen französischer und deutscher Gelehrter sich stützenden Ausführungen sind ernster zu nehmen; sie enthalten, obwohl auch hier einem allzurasch fertigen Urtheilen mit großer Vorsicht nachgeprüft werden muß, manche werthvollen Gedanken und fruchtbaren Anregungen. Aber war es nothwendig, über diese allgemeinsten Fragen in einer Monographie über den Skulpturencyklus der Freiburger Münstervorhalle sich zu verbreiten? Wo kommen wir hin, wenn in jeder Arbeit über ein paar Bildwerke oder Bauten die ganze Kunstgeschichte der betreffenden Epoche, wie der vorhergehenden und nachfolgenden abgehandelt wird? Sollen die Berge bedruckten Papiers, die vor den Kunstwerken aufgethürmt werden, durch die sich hindurchfressen muß, wer in das gelobte Land des zünftigen Kunstverständnisses gelangen will, bis zum Himmel anwachsen? Hier kennzeichnet dieser Eifer, das ganze Wissen auf einmal zu ergießen, wie auch die Kühnheit im Hypothesenbau und die Lust an einer „Umwerthung aller Werthe" das Erstlingswerk eines am

[28]) Le Moyen Age, 1899 (XII) S. 419 ff.

[29]) Vgl. G. Dehio: „Ueber die Grenzen der Renaissance gegen die Gothik" (Kunstchronik 1900, S. 273 ff. und 305 ff.). — Das Richtige hat Heinr. Alfred Schmid in dem Aufsatz „Ueber den Gebrauch des Wortes Renaissance" (ebenda S. 468 ff.) angedeutet.

Anfang seiner wissenschaftlichen Laufbahn Stehenden. Außergewöhnlich aber, höchst achtunggebietend ist die Belesenheit, sind überhaupt die Kenntnisse des jugendlichen Verfassers. Dies wie der Spürsinn, der Fleiß, die Energie, die schriftstellerische Gewandtheit, die sich in der vorliegenden Arbeit bekunden, lassen in der Zukunft noch Tüchtiges von ihm erwarten, vorausgesetzt, daß er zur Kunst in ein mindestens ebenso enges Verhältniß zu treten vermag, wie zur Kunstliteratur.

**Berichtigung.** Im ersten Theil dieses Aufsatzes ist der Doppelname Moriz-Eichborn ungleichmäßig gekürzt worden. Um Mißverständnissen vorzubeugen bemerken wir, daß Moriz und Eichborn natürlich denselben Verfasser bezeichnen. — Auf S. 3, Sp. 2, Z. 3 v. o. ist statt „eigenen urkundlichen Notizen“ „einigen“ zu lesen.

---

## Besprechungen.

J. G. Unter dem Titel: „Der Zeitgeist des 19. Jahrhunderts“ bringt die Juli-Nummer der Vierteljahrsschrift „Edinburgh Review“, wie allgemein angenommen wird, aus der Feder Wilfrid Wards einen anregenden und beachtenswerthen Aufsatz, der auch deutsche Leser interessiren wird. Der Aufsatz ist von einer hohen Warte und mit weitem Ueberblick geschrieben und dabei von einem in England selten anzutreffenden geschichtsphilosophischen Geist getragen. Ward wirft am Eingang seiner Ausführungen die Frage auf, ob es etwas dem eigensten Genius des 19. Jahrhunderts angehöriges gibt, das jenseit der bloßen Weiterentwicklung überlieferter Theorien und Entdeckungen liegt, etwas, das zu dem 19. Jahrhundert in demselben Verhältniß steht, wie die Konzeptionen Bacos und Galileos zum 17. Jahrhundert. Und er sieht dieses dem Zeitgeist des 19. Jahrhunderts Charakteristische in der Uebertragung der in den Naturwissenschaften sich so fruchtbar erweisenden, Empirie und Hypothese verbindenden wissenschaftlichen Methode auf die Welt der Zeit. Von hier aus resultirte eine neue, Natur und Geschichte umspannende Synthese; dieselbe betrachtet „als ein Ganzes die Nebulartheorie Kants, der unser Planetensystem zurückverfolgt zu dem undifferenzirten Urnebel; den ganzen Prozeß der anorganischen und organischen Evolution der Erde gipfelnd im Menschen; die Entwicklung des Menschen selbst, individuell und sozial, religiös, künstlerisch, politisch, philosophisch, wissenschaftlich; sie wendet auf jedem Gebiet die wissenschaftliche Methode der Beobachtung, Induktion, Hypothese, Deduktion und Verifikation an“. Diese neue Synthese hat zum höchsten Begriff den der sozialen Evolution der Menschheit. In diesem Begriff treffen sich die verschiedensten Denker des verflossenen Jahrhunderts. Es seien u. A. nur Namen genannt, wie Comte, Condorcet, Kant, Lamenais, Hegel, Schlegel, Newman, Herbert Spencer. — Um das Charakteristische der neuen wissenschaftlichen Synthese noch mehr ins rechte Licht zu setzen, führt uns Ward in glänzenden Zügen die mittelalterliche Synthese vor und deren Auflösung durch Reformation und Aufklärung. Ich muß es mir des Raumes wegen versagen, auf Einzelheiten einzugehen, daher seien nur ein paar Sätze hier kurz erwähnt. In der Summa Theologica des Thomas von Aquino und in Dante's „Divina Commedia“ finden wir die mittelalterliche Synthese am klarsten dargestellt. Thomas machte die Theologie zu dem Prinzip einer universellen, intellektuellen Synthesis, geradeso wie das heilige Römische Reich und die heilige Römische Kirche das Prinzip der Ordnung und Einigung auf praktischem Gebiete waren. „Der intellektuelle Genius dieser Zeiten war am stärksten, worin der Intellekt des Kindes am stärksten ist — in logischer Konsistenz (logical consistency). Er war schwach in dem Sinn für die Thatsache und Geschichte. — Die Reformation und die Aufklärung mit ihrem Individualismus führten zur Auflösung der mittelalterlichen Einheit von Wissen und Glauben, von Leben und Arbeit. Eine neue Synthese zu schaffen war diese Zeit nicht imstande. Die französische Revolution brachte wieder eine starke Sehnsucht nach einer neuen Synthese hervor. Zwei Wege waren zu derselben offen: der reaktionäre und der wissenschaftliche. Der erste verneinte den Individualismus und wollte die mittelalterliche Synthese wieder aufleben lassen; dies thaten De Maistre und die deutschen Romantiker; der andere versuchte für Soziologie, Politik und Geschichte eine neue Synthese anzubahnen, wie sie vorbereitet lag in den Naturwissenschaften; hieher gehört Comte, Niebuhr, Ranke u. A. — Im letzten Theil seiner Ausführungen behandelt Ward die Frage, ob das Christenthum mit der neuen Synthese vereinbar sei. Er antwortet mit einem vollen Ja und findet, daß durch die evolutionistische Auffassung der Dogmengeschichte, wie sie z. B. von Harnack, Sabatier und vor ihnen schon von Kardinal Newman vertreten ist, sich auch in der Zukunft eine Verständigung zwischen dem Berechtigten des Protestantismus und Katholizismus herbeiführen läßt. — Zum Schluß kommt Ward darauf zu sprechen, daß sich im englischen geistigen Leben der Gegenwart noch mancherlei Ueberbleibsel des 18. Jahrhunderts finden, so z. B. bei Historikern wie Macauly, Hallam, Dean Merivale, den beiden Mills u. A. Ueberhaupt bietet nach Ward die geistige Lage Englands gegenwärtig keinen sehr erfreulichen Anblick dar; es scheint, als ob alle Kräfte von den materiellen und politischen Problemen absorbirt werden; aber er hofft, daß dies nur eine vorübergehende Phase sei. — Ich habe mich rein referirend gehalten zu den geistvollen Ausführungen Wards, und meine kahle Darstellung der wichtigsten Hauptzüge des Essays vermag nichts von der belebenden Fülle der Gedanken zu geben, die in demselben enthalten sind.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Ueber bemerkenswerthe Erwerbungen und Geschenke für die königlichen Museen in Berlin in dem Jahre vom 1. April 1900 bis dahin 1901 wird jetzt, der „Nat.-Ztg.“ zufolge, amtlich berichtet: Der Kaiser hat die erforderlichen Mittel zur Fortsetzung der Ausgrabung des Tempels von Baalbeck in Syrien bewilligt. — Von den durch den Kaiser Friedrich-Museumsverein der Gemäldegalerie in dankenswerther Weise gesicherten Werken konnte ein Bild von Jan v. d. Heyde definitiv übernommen werden, während der Galerie vier andere Gemälde von Francesco Guardi, Tintoretto, A. Dürer und G. Terborgh, sowie der Sammlung christlicher Plastik ein Madonnenrelief von Donatello, ferner die Gruppe der Verkündigung von einem Pisaner Meister um 1380, sowie das Reitermonument eines Kardinals, eine Veroneser Arbeit um 1500, von dem Vereine zu dauernder Aufstellung leihweise überwiesen wurden. — Im Museum für Völkerkunde ist der Schenkung der Sammlung des Hrn. F. Ellon zu gedenken, bestehend aus 141 japanischen Götterfiguren, aus Holz geschnitzt, bemalt und zum Theil vergoldet, die eine sehr empfindliche Lücke in der japanischen Sammlung ausfüllen. Außerdem wurden den Sammlungen zahlreiche Geschenke und Zuwendungen von staatlichen und Reichsbehörden zutheil, unter denen besonders das Auswärtige Amt und verschiedene im Dienste desselben stehende Offiziere und Beamte, mehrere private Gönner und Freunde der Museen, sowie Forschungsreisende und Sammler zu nennen sind. — Auch in diesem Jahre wurden der ägyptischen Abtheilung von Dr. Frhrn. v. Bissing die Mittel zur Fortsetzung der Ausgrabung des Sonnentempels in Abusir überwiesen. Die Ausgrabungen auf dem Boden des alten Babylon konnten mit den namhaften Mitteln, welche theils durch die Liberalität der Deutschen Orientgesellschaft, theils durch den Staatshaushaltsetat bereitgestellt wurden, mit Erfolg fortgeführt werden. — Aus dem Vermächtniß des Rentiers Deibel wurden einige hervorragende Denkmale, namentlich verschiedene Reliefs, für die ägyptische Abtheilung, eine weibliche Gewandfigur, sowie ein Marmorrelief mit der Darstellung einer dem Jupiter ähnlichen Gestalt für die Sammlung antiker Skulpturen, endlich für das Museum für Völkerkunde aus dem Legate des Professors W. Joest eine Sammlung von Bronzen aus Benin in Afrika erworben.

-z. Das Heer der deutschen gelehrten Fachzeitschriften ist soeben durch eine neue „Zeitschrift für armenische Philologie“ vermehrt worden, die in jährlich vier Heften bei Elwert (Marburg) erscheinen soll. Als Herausgeber zeichnet, außer drei Armeniern, der Privatdozent für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität Marburg, Dr. Franz Nikolaus Finck. Das Programm umfaßt namentlich Darstellungen lebender Mundarten und Veröffentlichung der zahlreichen unbearbeitet in den Bibliotheken lagernden armenischen Handschriften.

-z. **Heidelberg.** Der außerordentliche Professor der Physik Dr. Julius Precht, erster Assistent am Physikalischen Institut, hat einen Ruf an die Technische Hochschule zu Hannover erhalten und, bereits für nächstes Winterhalbjar, angenommen.

* **Jena.** Um der erweiterten Aufgabe der Universitäten für die Ausbildung der studirenden Juristen entgegenzukommen, wird an der hiesigen Universität eine neue außerordentliche Professur für bürgerliches Recht und Zivilprozeß errichtet werden.

* **Berlin.** Der Dozent für Physik beim hiesigen Physikalischen Verein Dr. Hermann Simon ist zum außerordentlichen Professor für Physik und Elektrotechnik an der Universität Göttingen ernannt worden.

* **Aus Oesterreich.** Als Privatdozenten wurden bestätigt: Dr. Emil Knauer für Geburtshülfe und Gynäkologie, Dr. Wilh. Knöpfelmacher für Kinderheilkunde und Dr. Arthur Schiff für innere Medizin an der medizinischen Fakultät der Universität Wien; ferner Dr. Oskar Wanka Edler v. Rodlow für österreichische Geschichte (mit besonderer Berücksichtigung der Wirthschaftsgeschichte) und Dr. Alfred Kirpal für Chemie an der philosophischen Fakultät und Dr. Otto Piffl für Otologie und Rhinologie an der medizinischen Fakultät der deutschen Universität Prag; der Sekretärstellvertreter bei der Handels- und Gewerbekammer in Prag Dr. Joseph Gruber für politische Oekonomie an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät, Dr. Rudolf Jedlicka für Pathologie und Therapie der chirurgischen Krankheiten und Dr. Karl Weigner für Anatomie an der medizinischen Fakultät der tschechischen Universität Prag; der Assistent bei der Lehrkanzel für Landwirthschaft Dr. Franz Bubak für die Lehre von den Krankheiten der Pflanzen an der tschechischen technischen Hochschule in Prag, Dr. Edmund Kowalski für Hydrotherapie an der medizinischen Fakultät der Universität Lemberg; Dr. Wenzel Chlumsky für allgemeine spezielle und orthopädische Chirurgie an der medizinischen Fakultät der Professor an der Staatsrealschule in Krakau Dr. Thaddäus Grabowski für polnische Literaturgeschichte und der Lehrer an der Lehrerinnenbildungsanstalt in Krakau Dr. Stanislaus Tolloczko für physikalische Chemie an der philosophischen Fakultät der Universität Krakau.

-z. **Aus der Schweiz.** An den Hochschulen der Schweiz sind zur Zeit drei Damen als Privatdocenten zugelassen: an der Universität Bern wirkt Frl. Dr. Anna Tumarkin aus Rußland, eine Schülerin von Erich Schmidt und Ludwig Stein, für Geschichte der Philosophie und Aesthetik; Mlle. A. Rodrigue, Dr. ès sciences, Privatdocentin der Botanik an der Universität Genf. Für deutsche Sprache und Literatur hat sich an der Neuenburger Akademie Mme. M. Zebrowski habilitirt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. J. E. Weis-Liebersdorf: Das Jubeljahr 1500 in der Augsburger Kunst. 2. Theil. München, Allgem. Verlagsgesellschaft 1901. — F. Bley und A. Hoffmann: Der Buren-Krieg in Wort und Bild. München, Lehmann. M. 1. — *P. Simon:* Les Principes de la guerre alpine. Paris et Nancy, Berger-Levrault et Co. 1901. — Ed. Redelong: Mieze Wichmann. Autoris. Uebersetzung. Berlin, Juncker 1901. — F. Perels: Das allgemeine öffentliche Seerecht im Deutschen Reiche. Berlin, Mittler u. Sohn 1901.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1901. München, Samstag, 21. September. Nummer 217.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Worpswede.

Von Dr. Hans Bethge.

Der Name Worpswede ist heute von denen, die der gegenwärtigen bildenden Kunst ein Interesse entgegenbringen, viel genannt. Seitdem im Jahre 1895 zum erstenmal in München eine kleine Gruppe von Künstlern, die sich nach dem noch völlig unbekannten Ort ihres gemeinsamen Wirkens die „Worpsweder" nannten, in geschlossener Reihe auftrat, ist der Ruf des entlegenen Dorfes mit dem seltsam klingenden Namen und der Ruf jener Künstler, die sich in ihm ein stilles Heim geschaffen, begründet.

Worpswede ist bis jetzt, gottlob! noch immer ein Winkel abseits von der Straße. Die Eisenbahn dampft noch nicht daran vorbei, nur auf der Postkutsche ist es mühsam zu erreichen. Nordöstlich von Bremen erhebt sich, zwei Meilen etwa von der Stadt entfernt, aus einem moorigen, stillen Land eine langgestreckte Anhöhe, die einzige, so weit das Auge reicht: Der Weyerberg. Auf der einen Seite ist er fast kahl, nur mit wucherndem Heidekraut, durch das die Bienen summen, und einzelnen, niedrigen Kiefern bestanden. Auf der anderen Seite dehnt sich ein junger Wald verschiedener Hölzer entlang. Zu dessen Füßen erstreckt sich das kleine Dorf Worpswede.

* * *

Ich erinnere mich noch genau des wundervollen Sommermorgens, es war im Jahre 1898, als ich das erstemal nach dem Dorfe hinausfuhr. Der Postwagen ging in ziemlicher Frühe von dem Bremer Hauptbahnhof ab und wendete sich, nachdem er die eigentliche Stadt verlassen hatte, allmählich durch die schönen, alten Gärten des Vororts Horn hinaus in das freie Land. Die Morgensonne stand östlich über den grünen, baum- und wasserreichen Gebreiten, auf denen noch der Tau in unzähligen Tropfen funkelte und auf den fetten Weideplätzen stand das noch halbverschlafene Vieh: Pferde, Ziegen und Kühe. Die Chaussee, die theils von Pappeln, theils (und zumeist) von weißstämmigen Birken bestanden ist, läuft, nachdem sie die flachuferige, träg fliessende Wümme (einen Nebenfluß der Hamme) überschritten hat, durch die wenigen Häuser des Dörfchens Vorgfeld nach dem Flecken Lilienthal, der etwa auf der Mitte des Weges zwischen Bremen und Worpswede liegt. Hier in Lilienthal wechselten wir an jenem Sommermorgen die Pferde, und so hatte ich Zeit, mich auf einige Minuten in das Treiben des kleinen Viehmarktes zu mischen, der gerade auf dem Platz vor der Dorfschenke abgehalten wurde. Die Bauern der Umgegend waren zusammengekommen, um ihre quietschenden Ferkel an den Mann zu bringen oder um selbst irgendwelches Kleinvieh für sich einzuhandeln. Ich sah knochige, sehnige, vom Wetter und der mühseligen Arbeit des Torfstechens und Torfknetens in Moor und Feld mitgenommene Gestalten, meist mit glattrasirten Gesichtern, zuweilen auch mit Backenbart. Die Augen wässerig blau, bäuerisch trotzig, dösig, geistlos. Menschen, wie sie Fritz Mackensen mit Vorliebe schildert: von der Mühe des Lebens ausgemergelte Geschöpfe, die mechanisch ihr Dasein führen, ohne zu denken, warum. Hände mit Schwielen und Gichtknoten, auch Arme und Beine oft steif, gichtig, krumm: das sehr feuchte, moorige Klima des Landstrichs macht rheumatische Krankheiten zur Gewohnheit. Auch engbrüstige, hustende, gebückte Gestalten waren zu sehen: die Schwindsucht ist, besonders unter den Bauern, die im Torfmoor arbeiten, keine Seltenheit. Frauen, mit bunten Tüchern und abstehenden Glockenröcken, waren nur wenige da. Aus der Schenke, wo man die abgeschlossenen Geschäfte durch einen Trunk besiegelte, klang bäuerischer Lärm in breiten, niederdeutschen Lauten, die ich nicht enträtseln konnte.

Als wir dann auf der Chaussee wieder weiter rasselten, an Feldern, Wiesen und moorigen Gräben vorbei, dauerte es nicht mehr allzu lange, da tauchte vor uns ein sonnenbeschienener Hügel aus dem Flachland empor, zumeist mit violett blühendem Heidekraut, aber, soweit man aus der Ferne sehen konnte, auch mit etwas Wald bedeckt. Der Postillon bedeutete mir, daß jener sonnige Hügel der Weyerberg sei. Dahinter, sagte er, liege das Dorf Worpswede.

Je näher wir der Anhöhe kamen, desto mehr wandte sich der Weg nach Osten. Jetzt sah man schon rechts einige helle Häuser mit Strohdächern an dem Berge schimmern, dann ragte der massige, dunkelbehelmte Kirchthurm über den dörflichen Gebäuden auf, und man erkannte den Eichenbusch, der sich von der Dorfseite her die Anhöhe hinanzieht. Kurz darauf fuhren wir an den ersten, von Birken beschatteten Gehöften vorbei in Worpswede ein.

* * *

Das Dorf schmiegt sich mit seinen einzeln stehenden, durchaus nicht ärmlichen Häusern sehr malerisch an die Nordwestseite des Weyerberges an. Es ist reichlich mit Grün durchsetzt und macht einen freundlichen, behaglichen Eindruck. Der hübscheste Flecken darin ist der unebene Platz vor dem Gasthaus, mit Ziegelsteinen gepflastert. Fritz Overbeck hat ihn in einer Radirung, Otto Modersohn in einer Zeichnung festgehalten, beide bei Dämmerlicht. Ein ziemlich breiter, sandiger Hohlweg, in den sich die Wagenspuren tief eingraben, verbindet hier das untere Dorf mit dem oberen, von dem die dickthurmige Kirche winkt. Die Häuser der Bauern, mit dicken Strohdächern, stehen in malerischer Unregelmäßigkeit umher. Bei diesem und jenem Gehöft blickt man in eine bunte Gartenwildniß, und das Laubwerk lieblicher Birken und ernster Eichen ragt über manches Dach. Es ist ein hübscher, stimmungsvoller Winkel. Der Weyerberg oder „der Berg", wie die Worpsweder ihn kurz heißen, steigt hier ziemlich steil hinan. Es ist eine alte Düne aus Flugsand. Hier und da weist sie zerrissene Hohlwege auf, durch die sich bei Gewitter die Wasser wie Sturzbäche hinabwälzen. Auf der Höhe des Berges liegt ein einfaches Denkmal, ein kleiner, steinerner Obelisk mit einer Denktafel aus Erz, dem Manne errichtet, der diese Gegend dem Sumpfe abgerungen und urbar gemacht hat (Findorff).

Von dem mit Feldern bedeckten Plateau des Berges, das sich nach Süden und Südosten sanft hinabsenkt, hat man einen wundervollen Blick über das Worpsweder Land. Eine Reihe wundersam abgetönter Bilder breitet sich vor uns aus, die nicht nur einen Maler, sondern jeden empfindenden Menschen entzücken müssen. Man dorf nicht meinen, daß diese Gegend etwa nichts weiter als ein ödes, finsteres Moor sei, wo höchstens ein poar verkrüppelte Kiefern ihr Dasein fristen, sonst ober die trostloseste Oede herrscht. Gerode das Gegentheil ist der Fall. Das Land ist allerdings moorig, und dort, wo das Moor bloßgelegt ist, um zur Gewinnung von Torf verwendet zu werden, gedeiht freilich nichts. Aber auch diese klaffenden Wunden ziehen in ihrer düsteren Melancholie den Maler an. Sonst aber — welch eine Fülle und welch ein Wechsel von Eindrücken! Der vorherrschende Baum ist die Birke. Die meisten Wege ringsum sind von ihr flankirt, in Gruppen durchsetzt sie das ganze Gebiet. Die ernste Eiche, die heitere Buche, mannichfache Nadelhölzer, vereinzelt und im Verein — es mangelt on nichts. Bunte Felder beleben das Gelände, helle Wiesen und braune Heideflächen, donn einsame Katen, auf deren strohgedeckte, bemooste Dächer schlanke Birken ihre zierlichen Zweige niederneigen.

Einen ganz eigenthümlichen, ernsten Charakter verleihen der Gegend die schmalen Kanäle, die sich allenthalben dahinziehen und zur Beförderung des Torfes dienen. Das Wasser, das sie führen, ist schwarz wie Tinte. Schwarz sind die longen Kähne, die sie befahren und auf denen die Torfmassen aufgethürmt werden. Hier und dort sind alte Windmühlen, nach Art der Holländer, durch das Land verstreut. Immenhöfe und Moorhütten, oft morsch und zerfallen, fehlen nicht. Ueber die Wipfel der Bäume schwingt sich der Kiebitz, der Storch, der Habicht. Im Herbst streichen Schaaren von wilden Gänsen und Enten durch das Land. Die Thiere auf der Weide sind Kühe und besonders Ziegen.

Die Stimmungen im Lande sind reich und groß, oft erhaben. Idylle und Romantik finden sich dicht beieinander. Dieser Reichthum an Stimmungen ist es, der den Künstler fesselt, da er ihn mit so reicher Ausbeute beschenkt.

* * *

Im Jahre 1889 siedelten sich die ersten Maler hier an. Fritz Mackensen, Hans am Ende, Otta Madersahn. Der Erstgenannte hat die Gegend recht eigentlich für die Kunst entdeckt. In späteren Jahren gesellten sich dann drei Andere hinzu: Fritz Overbeck, Karl Vinnen, Heinrich Vogeler; so daß die ganze Kolanie alsa aus sechs Männern besteht.

Man hat gegen diese Künstler zu Anfang den Vorwurf erhoben, daß ihr gemeinsames, von der Welt abgeschlossenes Wirken in der gleichen Natur nothwendigerweise auf Kosten ihrer besanderen künstlerischen Individualität geschehen müsse, sa etwa, daß sie beim fortgesetzten Anschauen derselben Natur schließlich Alle über demselben Leisten schaffen müßten. Der Varwurf war thöricht. Denn ein Künstler empfindet eine Stimmung in der Natur nie genau sa wie ein zweiter, und wenn das Wort „Sa zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe“ je Geltung gewinnt, sa ist es bei künstlerischer Bethätigung der Fall. Es können zwei Maler zu gleicher Zeit genau das gleiche Mativ festhalten, und zwei ganz verschiedene Werke können oder vielmehr werden daraus entspringen. Die Gefühle, die die Natur in zwei eigen fühlenden Menschen auslöst, pflegen sich nicht zu decken, ebensawenig wie zwei Augenpaare eine kongruente Anschauung zu besitzen pflegen. Wer mit künstlerischem Empfinden und Unterscheidungsvermägen begabt ist, muß die Bilder der einzelnen Worpsweder ohne weiteres auseinander zu halten wissen. Gerade daß sich diese Männer im Verlauf der gemeinsam verlebten Schaffensjahre ihre Individualitäten thatsächlich rein bewahrt haben, spricht für ihr ursprüngliches Künstlerthum.

Sie stehen übrigens durchaus nicht in so lebhaftem Verkehr untereinander als man vielleicht annimmt. Es sind ausnahmslas stille Menschen, die die Einsamkeit lieben und gar nicht das Bedürfniß haben sich mitzutheilen. Tagsüber leben sie zumeist draußen mit der Notur zusammen, abends sind sie ermüdet und finden Ruhe am eigenen, mit liebevoller Sorgfolt und Gefühl für Behaglichkeit hergerichteten Herde, denn außer Mackensen und Vinnen sind sie vermöhlt. Nur der Winter bringt sie näher zusammen.

Mit Ausnahme Modersohns und Vinnens, die nur zeichnerisch und malerisch thätig sind, pflegen die Worpsweder auch die Kunst des Rodirens. Bei Overbeck gewinnt sie erstklossige Bedeutung. Am Ende und Mackensen haben sich auch in Skulpturen erprobt. Von Ersterem gibt es einen schlichten Kinderkopf. Der Andere hat den Akt eines stehenden Knaben und ein kleines Portrait seiner Mutter modellirt.

Wir wollen nun versuchen, uns über die Einzeleigenthümlichkeiten dieser Männer, die wir unbedenklich unter die ersten Londschafter zu rechnen haben, welche wir heute besitzen, in Kürze klar zu werden, und zu dem Zweck ihre Schaffensweisen der Reihe nach betrachten.

* * *

F r i t z M a c k e n s e n gebührt der Vortritt nicht bloß deßhalb, weil wir ihm im Grunde das Entstehen einer Worpsweder Kunst zu verdanken haben, sondern ouch, weil er vielleicht die genialste Erscheinung unter den Sechsen ist. Er ist der bedeutendste Figurenmoler in Worpswede. Er ist von herber, zuweilen unbarmherziger Kroft, streng und rein in der Form, tief ohne Komplikation und von einem mäßigen, ein wenig klassischen Pathos, das mit einer gewissen Schwere behaftet ist. Sein Empfinden ist markig, auch da, wo Andere die Wehmuth ergreift. Er steht außerhalb der Ereignisse und betrachtet sie deßhalb mit kühlerem Blick. Er wägt viel mit dem Verstande und steckt sich danach sein Ziel. Er weiß genau, was er will, und was resultiren wird, wenn er an ein Werk geht. Er berechnet alle Wirkungen zuvor. Grazie ist ihm nicht eigen. Er geht einen derben Männerschritt. Männlich, fest, ausgeglichen ist sein Fühlen, er kennt weder Melancholie noch Sentimentalität, weder die jubelnde Thräne der Lust noch die marternde Thräne des Schmerzes. Die Leidenschaft ist ihm stumm, freilich nicht weniger groß deßhalb. Er weiß Typen zu charakterisiren wie kein Anderer in Worpswede.

Eines seiner bekanntesten Bilder ist die „Trauernde Familie“: ein paar Hinterbliebene betend an einem Kindersarg. Es reizte ihn hier das Problem, die verschiedene Art des seelischen Schmerzes in den, verschiedenem Alter und Geschlecht angehörenden Trauernden zum Ausdruck zu bringen. Das ist ihm einzig geglückt. Wie die Zerknirschung, der tiefgrabende Elternschmerz und die geheimen Schauer des erst halbwissenden Kindes an diesem Sarge zur Erscheinung gebracht warden sind, ist schlechthin meisterhaft. Das Bild ist van einem Stimmungsreichthum und einer Stimmungsfeinheit, die in ihrer Art unerreicht sind, und muß als eines der varzüglichsten Bilder bezeichnet werden, die van Warpswede ausgegangen sind.

Mackensen strebt mehr nach Wahrheit als nach Poesie. Auch in seinen Landschaften. Das Verschwommene ist nicht seine Sache. Er zeigt uns ein jedes Ding, wie es ist, nicht, wie es dem Träumer erscheint. Er will nicht so sehr „intim“ als vielmehr ehrlich sein. Seine Bilder (er bevorzugt die graßen Farmate) sind Wirklichkeitsbilder im besten Sinne.

* * *

Sein Gegensatz ist O t t o M o d e r s a h n, ein Empfindungsmensch durch und durch. Er hat die sensibelsten Nerven, und jeder Eindruck wird ihm mit fast schmerzlicher Verschärfung offenbar. Ihm gestaltet sich jede Stimmung zum Erlebniß, und er gibt sich ihr völlig hin. Er ist Landschafter, nur Landschafter, und ahne ein dauerndes Leben in der Natur könnte er nicht existiren. Die Natur ist ihm die Mutter, die ihm alles gibt. Er ist in so ungewöhnlichem Maße mit ihr verwachsen, daß er das hastende Treiben der Menschen in den großen Städten kaum mehr

erkrankt. Als er Worpswede einmal verließ, um einen Freund in einer größeren Stadt zu besuchen, mußte er nach einigen Tagen in seine Einsamkeit zurückkehren, da er unter den Menschen erkrankte.

Er ist ein weicher Mensch, sanft nach außen, aber innen voll Leidenschaft. Das Düstere, Schwüle reizt ihn am meisten. In seinen Oelstudien wird er von Keinem in Worpswede erreicht. Der Dämmerung hat er die tiefsten Stimmungen abgelauscht. Das Verschwimmende, Nichtgreifbare, spezifisch Poetische in der Landschaft bannt und überwältigt ihn, und bei ihm gibt es viel zu ahnen, im Gegensatz zu Mackensen.

Ein Stück aus dem öden Moos, hinten am Rande eine verlassene Kate, darum ein paar trauernde Birken, durch die der Abendhimmel scheint. Mitten im Walde ein einsames Haus, aus dem ein Licht blinkt, das den Wanderer lockt und in die Irre leitet. Der Rand eines Torfkanals mit braunem, zerfressenem Erdreich und welkenden Blumen. Das Moor im Dämmerlicht, Gestrüpp und ein paar ruppige Stämme, die wie spukende Geister sind. Ein Rosengarten zur Mondnacht und ein sehnsüchtiges, wandelndes Liebespaar darin. Ahnungsvolle Dunkelheit, verlorenes Träumen in dem reichen Weben der Nacht. Das ist Otto Modersohn.

Freilich, er hat auch lichte Bilder gemalt. Eines darunter, von ziemlich großer Fläche, gehört zu dem Schönsten, was ich überhaupt von ihm kenne. Es ist eine sonnenhelle Frühlingswiese, die sich eine Anhöhe hinaufdehnt. Oben steht ein blühender Apfelbaum, dessen Rosa sich wunderbar gegen den blauen Himmel abhebt. Einige Kinder in lichten Gewändern spielen am Abhang, und durch das zarte, ganz eigene Grün der Wiese windet sich das schmale Band eines jungen Gewässers. Birken, auf denen die Sonne liegt, und andere Baumgruppen im Tagesglanz. Stille Waldwege und ein verlassener Rain an blühendem Feld.

* * *

Hans am Ende ist das Prototyp künstlerischer Gesundheit. Er experimentiert nicht, seine Gefühle sind klar und wahr. Das leuchtende Wort auf seiner Fahne heißt: Ehrlichkeit. Sein Sinn ist geklärt und still. Er schreitet einen geraden Weg und wandert mit hellem Auge durch die Welt, an innerem Leben reich, doch nicht im Sinne Modersohns: das Schwüle, Rätselhafte ist ihm fremd. Er grübelt nicht und martert sich nicht. Die Natur regt seine Nerven nicht auf. Er versenkt sich tief und mit dankbarer Innigkeit in sie und betet sie gläubig an — und dann ist er glücklich und wünscht sich nichts mehr. Eine stille Reife liegt auf allem, was er schafft. Ein träumerischer Sinn geht durch seine Bilder. Verirrungen treten nicht an ihn heran. Er läßt sich, eine glückliche Natur, von keinen äußerlichen Eindrücken hinreißen, sondern überwindet sie lächelnd. Er stilisiert nur wenig, aber er ist auch nicht Kopist der Natur, sondern er erfüllt sie mit dem edelsten Gehalt seiner reinen Empfindungen. Ich glaube, er ist derjenige von den Worpswedern, an den innere Zweifel und Kämpfe am wenigsten herantreten.

Als Radierer hat er sich häufig bethätigt. Die heimlichen Töne der Stille reizen ihn auch hier vorwiegend. Seine sorgsamen Blätter sind ohne äußere Bewegung, ruhig und beruhigend wie laue Sommerabende. Das Auge erholt sich im Anschauen dieser Blätter von den flüchtigen Eindrücken des Tages. Sie sind tief und gut, sie geben dir nicht zu denken und erregen dich nicht, sie flößen eine große, süße, friedengebende Stille in dich hinein, die dich mit dem Leben versöhnt und die Falten von deiner sorgenden Stirne nimmt. Hans am Ende ist ein Spender des Friedens.

* * *

Fritz Overbecks Bedeutung liegt, wie deuteten das schon an, in erster Linie in seinen Radirungen. Overbeck ist eine komplizirte, sehr merkwürdige Natur. Es herrscht ein seltsamer Zwiespalt zwischen den Produkten und der Art seines Schaffens. Wenn man seine wuchtigen Radirungen betrachtet, so muß man glauben, daß dieser Künstler mit seinen Stoffen heiße innere Kämpfe durchzumachen haben müsse, daß er unter Qualen schaffe, daß er eine wilde und düstere Phantasie mit Gewalt bezähmen müsse, damit sie nicht überschäume. Aber dem ist gar nicht so. Er schafft friedlicher als irgend Einer, er schafft zuweilen geradezu gemüthlich. Oft fängt er in harmloser Keckheit oben in der einen Ecke der Platte oder der Leinwand an und pinselt oder griffelt nun munter drauf los, unbesorgt, was daraus werden wird, und siehe, wenn er unten in der entgegengesetzten Ecke angelangt ist, so ist das Resultat das glückliche Gelingen. Gerade unter den so entstandenen Sachen finden sich seine besten. Freilich ist es nicht immer so. Er gehört zu denen, die vieles beginnen, ohne es zu vollenden. Seine Landschaften (Figuren malt er nicht) fallen durch eine kraftvolle, großstilige Behandlung auf. Sie sind meist düster und oft schwül. Hierin berührt er sich mit Modersohn, an den ihn auch Freundschaftsbande knüpfen. Aber Modersohns Dämmerung ist zart, Overbecks gewaltig. Modersohn ist der sanftere, Overbeck der größere Charakter. In Overbecks Bildern gährt es, sie wirken mitunter wie verhaltene Explosionen. Der Name Beethoven drängt sich dir auf die Lippen, wenn du seine Radirungen betrachtest, von denen uns eine große, „Die Brücke“ genannt, in ihrer düsteren, bedeutenden Stimmungstiefe und meisterlichen Technik zu dem Allerbesten zu gehören scheint, was in neuerer Zeit in Deutschland überhaupt radirt worden ist.

* * *

Der interessanteste Kolorist der Malervereinigung ist Karl Vinnen. Er gehört nur mittelbar zu der Gruppe, denn sein Wohnsitz ist nicht in Worpswede, sondern weiter unten an der Weser auf dem väterlichen Landsitz Osterholz. Auch ist er lange Zeit in der Oeffentlichkeit nicht hervorgetreten, da er durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde, der langwierige Krankheitsfolgen nach sich zog, an der künstlerischen Arbeit behindert war. Jetzt ist er nun dafür doppelt rührig. Seine Technik erscheint bereits ausgereift, obwohl er sich noch immer mit neuen technischen Problemen herumschlägt, und die Leuchtkraft seiner Farbe ist von Wenigen erreicht. Seine Naturauffassung ist eine im wesentlichen monumentale. Er verliert sich nicht in Einzelheiten und strebt nach großen Linien. Es ist etwas Gewaltiges in seiner Materei, und er steht dadurch Overbeck nahe. Aber seine Art ist doch sehr verschieden von Overbeck: ruhiger, einfacher. Es gährt nicht so in seinen Bildern. Er liebt die einsamen Räume auf brauner Heide. Ein paar zerzauste Bäume, deren Blätter im Herbstwind treiben, und verlorene Wege, die sich durch das Moorland ziehen. Die Regenstimmung ist ihm vertraut und jene Zeit mit der feuchten Atmosphäre, die dem Gewitterregen nachfolgt. Dann liebt er verlassene Gewässer, in deren tiefem Blau sich die Stämme einiger Birken oder Fichten oder jungen Eichen spiegeln. Eines seiner bekanntesten Bilder dieser Art heißt „Ruhe“ und ist mit einem so feinen Erkennen des geheimsten Webens in der Natur gestaltet, daß man erstaunt wie vor einer Offenbarung. Sonnenuntergänge locken ihn, da hier seiner Freude an der leuchtenden Farbe die ergiebigsten Motive erstehen. Der Schwerpunkt seiner großen Begabung wird immer auf koloristischem Felde liegen.

* * *

Und nun zu dem Jüngsten unter den Worpswedern: Heinrich Vogeler. Sollte ich ein Schlagwort auf ihn anwenden, so würde ich sagen, daß er der Innige sei. Die zarte, aber tiefe und immer keusche Liebe hat in ihm einen feinsinnigen Darsteller gefunden. Er weiß das tiefe Sehnen von Menschen zu Menschen, die selbstlose Hingabe, das Aufgehen der einen Seele in der anderen, die rechte, stille Herzensgemeinschaft zweier Menschen in sanften Tönen zu verkörpern. Das hervorragendste unter seinen Bildern dieser Art, für mich das beste, was er bisher ge-

schaffen hat, ist die Scene „Heimkehr“. Zwei junge, schlanke Menschen stehen in einem maifrischen Garten Brust an Brust, ganz dem Gefühl ihrer Liebe hingegeben und ihres langersehnten Wiedersehens froh. Die beiden Menschen wirken hier wie eine einzige Seele, die Tiefe ihres keuschen Glückes wird dir ganz offenbar, und es ist dir als schaust du in ein reines, begnadetes Land, wo keine Leidenschaften herrschen, sondern Hand in Hand Frieden und Liebe wandeln, und es erfaßt dich ein Verlangen in dieses wundersame Reich.

Vogeler versetzt seine Liebesscenen immer in die Natur, die den Seligen das Gefühl des Glückes erhöht, den Trauernden die Schmerzen mildert und zu Thränen löst. Denn natürlich auch der Liebe Leid dient seinem Pinsel als Vorwurf. Ich erinnere an das kleine stimmungsschöne Werk „Verlassen“. Ein Mädchen sitzt weinend, das kummerschwere Haupt auf die Hände niederneigend, am Rande eines Weihers und wünscht sich hinab auf den Boden der Fluth. Da kommen die Schwäne neugierig herbeigezogen und staunen das weinende Menschenkind an, und einer reckt fragend und bittend den weißen Hals zu ihr empor, als wollte er die Verzweifelnde trösten.

Mittelalterliche Motive macht sich Vogeler am liebsten zu eigen oder besser noch solche Motive, die von aller Zeitlichkeit losgelöst sind. Seine Jünglinge sind Knappen in schlanken Purpurgewändern, das Schwert an der Seite, auf dem Haupte die eherne Haube. Seine Mädchen sind edle Fräulein mit schleppenden Kleidern und kostbaren Spitzen auf dem glänzenden Haar. Auch seine Naturbilder binden sich gewöhnlich nicht an eine bestimmte Oertlichkeit. Es sind Phantasielandschaften, und Vogelers Wirken ist ziemlich äußerlich mit Worpswede verknüpft. Freilich fehlen die Worpsweder Motive nie bei ihm, aber eine Bedeutung, wie bei den Uebrigen, hat diese Landschaft bei ihm gewonnen. Er könnte seine Bilder allerorten malen. Die Ruhe und Abgeschiedenheit jedoch reizten ihn, und so hat er sich unter seinen Freunden seßhaft gemacht.

Zwei Seelen wohnen in Vogeler. Die eine zieht ihn zur Gestaltung des innigen, reinsten Gefühls, die andere lockt ihn auf das Feld des Schnurrigen, Sonderbaren. Verschmolzen finden sich diese beiden Triebe in seinen so dummsüßen Märchenbildern. Eine lächelnde Naivetät ist über sie ausgegossen, es sind die Bilder eines großen Kindes, das dich mit seinen blauen, verträumten Augen so unschuldig ansieht, daß du ihm gut sein mußt. Diese Märchenbilder sind romantisch, aber ihre Romantik wird zumeist durch irgend einen schnurrigen Einfall auf das drolligste profanirt. Ihre Wirkung ist vorwiegend dekorativ. Vogeler ist der Einzige in Worpswede, der sich nach dieser Richtung bethätigt, und zwar thut er es in sehr rühriger Weise. Zu seinen Möbelentwürfen knüpft er gern an die gefälligen Formen der Biedermaierzeit an, er hat Tapeten und Teppiche entworfen und bemüht sich in letzter Zeit besonders um die künstlerische Ausschmückung der Bücher. In den Erscheinungen des „Insel-Verlages“ hat er bisher seine Ideen am glücklichsten verwirklichen können.

Es sind zwei Mappenwerke von Vogeler erschienen: seine Neigung zum Märchenhaften hat ihn veranlaßt, eine Anzahl Zeichnungen zu Gerhart Hauptmanns „Versunkener Glocke“ zu entwerfen.[1]) Dann hat er zehn sehr schöner kleiner Radirungen zu einer Sammlung „An den Frühling“ vereinigt.[2]) Vogeler ist erst 28 Jahre alt. Er hat sich schon jetzt in so ungewöhnlicher Weise hervorgethan, daß er in Worpswede die große Hoffnung für die Zukunft darstellt.

* * *

Was die sechs Männer, die sich in dem entlegenen Flecken zusammengethan haben, so eng miteinander verbindet, ist ihre große und ehrliche Liebe zur Natur, die es bewirkt hat, daß sie ihr reiches Können rein von Manier erhielten, und die ihnen die Einfachheit und Gesundheit ihrer Gefühle bewahrt hat. Die Worpsweder sind keine Neutöner in umfassenderem Sinn. Sie sind ernste, mit dem Herzen gestaltende Künstler, die es weise vermeiden zu blenden oder zu kitzeln, die nicht Aufsehen erregen, sondern Frieden verleihen wollen. In so engem Kreise sich ihre Kunst bewegt, von so großem Gehalt ist sie. Es ist aber niemals die Weite, sondern immer die Tiefe der Anschauung, die den Künstler zum Meister macht.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß die Worpsweder eine Auswahl ihrer Radirungen in zwei werthvollen Mappen haben erscheinen lassen: „Vom Weyerberg“ und „Aus Worpswede“. Sie geben beide (im Verlag von Fischer und Franke erschienen) eine gute Anschauung von der Worpsweder Radirkunst und seien den Kunstfreunden aufs beste empfohlen.

[1]) Verlag von Fischer u. Franke, Berlin.
[2]) Insel-Verlag, bei Schuster u. Loeffler, Berlin.

## Neue Erzählungen.

Besprochen von Alexander v. Weilen.

Die Stellung der Frau, die Frage nach ihren Rechten und Pflichten gegen sich selbst wie gegen den Mann, das schwierige Problem, wie sich das Bedürfniß nach Mutterschaft mit ihren neuen Forderungen vereinen läßt — das sind die Aufgaben, welche unsre Zeit im Denken wie im Dichten unablässig zu lösen sucht, ahnend und prophezeiend ein neues Geschlecht und gereinigte höhere Anschauungen verkündend. In ihren jüngsten Essays „Die Wenigen und die Vielen“[1]) legt Ellen Key in klarer, verstandestiefer Darstellung ihre gereiften Ueberzeugungen nieder, ohne zu zerstören, sondern vielmehr auf der Basis der Ehe und der Gesellschaft vor allem dahin strebend, der Frau die Grundlage einer Persönlichkeit zu geben, die in der vom Konventionalismus befreiten Frau gipfelt. Auch ihr ist es einer der schönsten, unveräußerlichen Vorzüge der Weibesnatur, „mit jubelndem Glücksgefühl für ein geliebtes Wesen unterzugehen“. Aber auch hier hat die Schablone gefahrdrohend verallgemeinert: „Dadurch, daß sie dies unter allen Verhältnissen für das Ideal ansah, hat die Frau sowohl ihre eigene, wie die Entwicklung des Mannes verzögert.“ Und sie formulirt die Ansprüche der Frau dahin, daß alle jene Ausdrucksformen der Individualität, die dem Rechte der Anderen nicht schaden, ihr offen stehen.

In diesem Sinne hat auch eine Reihe von Dichtungen, die in diesem Jahre zutage getreten sind, die Frau geschaut, die Ellen Key noch immer als eine „neue Materie für die Forschung“, von der wir nicht wissen, wozu sie sich entwickeln wird, bezeichnet. Am schönsten durch Ruhe, einfachen Vortrag und tiefes Erfassen des stillen Innenlebens, das sich selbst genügen muß, ohne nach der Welt zu fragen, erweist sich die schlichte, echt österreichische Frauengestalt, die in Arthur Schnitzlers Dichtung den Namen „Frau Bertha Garlan“[2]) trägt. Echt österreichisch ist schon das Milieu, in das er sie stellte: ein kleines Donaustädtchen, in dem sie als Wittwe mit ihrem Knaben still dahinlebt, umgeben von Provinzmenschen, unter denen es nicht an Originalen fehlt, fern von allem Großstadtgetriebe, wenn man es nicht sucht, aber dann leicht erreichbar. So ist der Ort ein Bild ihres Selbst, das sich nicht bewußt wurde, welche Lebenssehnsucht in ihrem Inneren schlummere, bis, geweckt durch die Erinnerung an einen Jugendfreund, plötzlich in ihr Herz das wilde Verlangen nach einem Liebesglücke einzieht, das sie nie genossen und einmal wenigstens kennen lernen will. Und so wandert sie zu ihm, der ihr freundlich liebend wie einst entgegenkommt, mit voller Sicherheit des Gefühls gibt sie sich ihm hin, ohne Reue und Gewissensbisse, ja geradezu stolz auf ihren Muth. In dieser Unbeirrbarkeit ihrer Empfindung ist sie geradezu eine Wiener Figur, und, wie bei dem Drama „Liebelei“ desselben Dichters, darf man hier auf Grillparzers Hero verweisen, die ihre innige Verwandtschaft mit der Gestalt des modernen Dichters besonders in

[1]) Berlin, Fischer.
[2]) Ebendo.

ihrer souveränen Sinnlichkeit, die sich aus mädchenhafter Sinnigkeit rasch entwickelt hat, und in ihrer überlegenen Ruhe der Welt gegenüber bekundet. Mit diesem einen Erlebnisse kehrt sie nach Hause zurück, kalte Phrasen, die der Mann auf ihre feurigen Briefe erwidert und unverschämte Anträge erfüllen sie mit Ekel vor ihm, und an der Leiche einer Freundin, die nur zügellose Lust gesucht hat, ahnt sie „das ungeheure Unrecht in der Welt, daß die Sehnsucht nach Wonne ebenso in die Frau gelegt ward als in den Mann: daß es bei den Frauen Sünde wird, Sühne fordert, wenn die Sehnsucht nach Wonne nicht Sehnsucht nach dem Kinde ist". Mit unendlicher Sorgfalt werden die feinsten psychischen Regungen in der Seele der Heldin klar gelegt, fast könnte man sie etwas überinterpretirt finden, wogegen ihre Folie, die Frau Rupius, wenig Farbe erhalten hat und stark im Dunkel bleibt. Aber jedenfalls bedeutet der Roman einen großen, künstlerischen Fortschritt, den ich vor allem darin sehe, daß der Dichter bei aller Objektivität der Darstellung viel mehr Wärme und Herz als bisher offenbart.

Gerade diese Eigenschaften lassen sich der großen Studie[3]) Jakob Wassermanns „Die Geschichte der jungen Renate Fuchs" nicht nachrühmen. Gibt Schnitzler aus dem Dasein einer Frau eine Episode, die ihr zum Leben wird, so schildert der letztgenannte Dichter das Leben einer Frau, das sich aus lauter Episoden zusammensetzt. Hat Schnitzler energisch konzentrirt, kann sich Wassermann nicht genug thun an Gestalten von Frauen und Männern, die Alle übermäßig gestikuliren, sich bei jedem Zuge charakteristisch geberden. So zeigt das ganze Buch ein nervöses, yappliges Wesen, das sich nur selten festhalten läßt, sich theatralisch gibt wie die meisten der vorgeführten Menschen, die fast Alle in Aphorismen und Sentenzen sprechen. Von künstlerischer Ruhe oder Abgeklärtheit ist keine Spur; der Stil ist verschroben, bilderüberladen — aber greift man einzelne der Stationen, die das Mädchen aus guter Familie von ihrem ersten Fehltritte ab bis zu ihrem Tode durchwandert, heraus, so staunt man über das Talent, das sich da an scharfen Beobachtungen, schlagfertigen Bemerkungen, wie sie nur ein kluger Kunstverstand findet, offenbart. Unbefriedigt zieht Renate mit einem Manne hinaus in die Welt; was sie sucht, ist eigentlich nichts neues: sie will den Geliebten, und sie bleibt unbefriedigt, weil sie ihn in keiner Form des Mannes, die ihr begegnet, findet; die Lehre, die ihr gegeben wird: „Zu wählen verstehen, das ist alles im Leben", hat sie nie zu befolgen verstanden. So steigt sie herab in soziale Tiefen, sie wird sogar zur Variété-Sängerin und Fabrikarbeiterin, ohne in irgend ein Milieu sich zu vertiefen, bis ihr der ganz unklar gezeichnete, sterbende weiße Agathon eine recht sentimental und schwülstig zum Ausdruck gebrachte Liebe schenkt und sie in seinem und ihrem Kinde die wahre Bestimmung ihrer Zukunft sieht. So endet dieses ganze Aufgebot von Irrungen und Wirrungen mit dem wohlbewährten Mittel für unbefriedigte Frauen, daß man sich fragt: Wozu der Lärm? Es glitzert und schimmert an allen Ecken dieses Buches: aber wohl will einem dabei nicht werden.

Den zwei Männerromanen reiht sich die gleiche Zahl von Frauenromanen an, die das Schicksal ihres Geschlechtes studiren. Gabriele Reuter wählt schon den Namen ihrer Heldin bedeutungsvoll: „Ellen von der Weiden".[4]) „Es klingt wie eine alte Romanze," heißt es einmal von ihm. Und aus einer Romanze ist sie selbst niedergestiegen, eine neue Melusine, in den Wäldern und an den frischen Quellen des Harzes aufgewachsen, dem Wasser verwandt, in das sie so gerne taucht, durch die Vielbeweglichkeit ihres Charakters und ihrer Stimmungen, ein Kobold in ihren Launen, voll Widerspruch, nur Eins in der Selbstbehauptung ihrer Individualität. Und sie wird die Frau des Dr. Erdmannsdörffer, des braven Arztes, der Korrektheit mit Philiströsität vereint und es liebt, mit väterlicher Würde sein kleines Weibchen zu erziehen, ohne fähig zu sein, sie nur halb zu begreifen; sie wird nach Berlin versetzt, dessen Großstadttreiben sie ebensowenig versteht wie die Strecken seiner Pferdebahnen und die Passagen über seine Plätze. Redlich ist ihr Bemühen, Gattin des Mannes zu werden, dem sie angehört; aber zur Ehe fehlt ihr die Fähigkeit, Ruhe ertragen zu können, die erste Vorbedingung, ihrer würdig zu sein, wie sie selbst sagt, unbestimmte Sehnsucht beherrscht sie, der sie oft düstern, heftigen Ausdruck gibt. So können die Beiden nicht zusammenkommen, ein Dritter, ein berühmter Maler, der sie schon durch seine Bilder erobert hatte, gewinnt sie in einer Nacht, über deren Begebnisse sie einen zarten Schleier zieht; nach einem qualvollen Redeneinander, das ihrem offenen Geständnisse folgt, gibt der Mann sie frei, sie findet erst in ihrem Kinde ihre Zukunft wieder, nachdem sie sich sogar von dem Geliebten innerlich wie äußerlich geschieden. So klingt das Werk ganz aus wie der Roman Wassermanns, während es in seiner sorgsamen Selbstanalyse, die in der gewählten Form des Tagebuches die beste Stätte findet, mehr an Schnitzlers Dichtung gemahnt. Aber daß es eine Frau, und zwar eine feinfühlige Frau, geschrieben hat, merkt man schon an einem: an der Zartheit und Diskretion des Ausdrucks und der Empfindung, während Schnitzler gelegentlich ein brutales Wort nicht scheut, und an den immer vom Gefühl diktirten Aussprüchen, die bei Wassermann immer mit starker Reflexion versetzt sind. Der erste Theil ist das Beste, was die Verfasserin bisher gegeben: Jedes der Worte Ellens wirkt durch seine Echtheit und Offenheit, sie begegnet sich ganz mit den citirten Worten der Frau Key, wenn sie fragt: „Sind wir hysterisch, ist es da nicht einzig und allein richtig, wir äußern uns auch hysterisch?" Mit dem Eintritt des geliebten Malers verflacht sich die Geschichte: da kommt die Verfasserin nicht über den Genietypus hinaus, und manchmal drängt sich die Tendenz stark vor. Doch diese Bedenken sollen die Freude an der schönen Leistung nicht stören.

Einen tiefen Abfall nicht nur gegen diese besprochenen Werke, sondern auch gegen das, was die Verfasserin früher geschrieben, bezeichnet die „Eva Sehring" von Hans von Kahlenberg.[5]) Enthüllt eine Frau einmal die sinnlichen Regungen ihres Geschlechts, dann kann ein Mann an Deutlichkeit schwer mit ihr wetteifern. Das beweist diese an der Grenze der Karikatur stehende Darstellung der Schicksale eines Mädchens, das sich in Paris mit einem todkranken Maler ekstatisch zerrüttet, nachdem schon ihre Jugend bedenkliche Vorzeichen einer krankhaften Lüsternheit vorangeschickt. Eine potenzirte Marie Janitschek in ihrer rohen Phantasie, ein erneuerter Peter Altenberg in dem manierirten sprunghaften Stile — so muthet die Verfasserin an, für die zu gelten scheint, was sie selbst von ihrer Heldin sagt: „Sie suchte aufreizendere Stoffe, Linien, die schrien, Farben, die zerschmetterten. Das Einfache erschreckte sie wie Milch den überreizten Gaumen."

Noch trauriger berührt es, wenn die Dichterin, die uns die „Wiedergeborenen" geschenkt, Carry Brachvogel, heute mit einem kolportagemäßig anmuthenden Romane „Die große Pagode"[6]) in die Oeffentlichkeit tritt. In fast gemeiner, skandalsüchtiger Weise wird die Entwicklungsgeschichte einer kleinen Schauspielerin mit manchem Klatsch und mit Sensationsmacherei erzählt. Mit dem Studium der Frau, das die vier obenerwähnten Dichtungen pflogen, hat dieses Produkt nichts zu thun.

Aber auch die Seele eines Mannes, die heutzutage die Dichter viel weniger zu interessiren scheint, hat ihren Interpreten gefunden in J. H. Mackay und seinem merkwürdigen Buche „Der Schwimmer". Die Geschichte einer Leidenschaft".[7]) „Meiner geliebten Kunst — des Schwimmens" lautet die Widmung. Menschen mag es sonderbar, fast komisch berühren, von Hymne zu Hymne auf eine gewöhnlich nur als Fertigkeit betrachtete Leibesübung zu wandern, Mancher mag sich bei den scheinbaren

[3]) Ebenda.
[4]) Ebenda.

[5]) Ebenda.
[6]) Ebenda.
[7]) Ebenda.

Wiederholungen von Wasserturnieren und Preiskämpfen vielleicht langweilen — ich habe nur die größte Freude an dem ruhigen, epischen Vortrage, der so schön von der geradezu perversen Erzählungsnervosität der jüngsten Zeit sich abhebt, empfunden, ich fühlte die leise, fast absichtslose Steigerung, in der der Held von seinen ersten Versuchen bis zum Delirium des Erfolgs geführt wird. Und auch derjenige, dem die hier behandelte Kunst minderwerthig erscheint, mag sich an den zweiten Theil des Titels halten und beobachten, wie es dem Dichter gelungen ist, eine Leidenschaft darzustellen, die den ganzen Menschen einnimmt, ihn blind macht gegen jedwedes Objekt der übrigen Welt und gerade dadurch, daß sie ihm die unerhörtesten Triumphe schenkt, isolirt, sich ihm als Feind gegenüberstellt, den er besiegen muß, bis er die Grenze erreicht, die er nicht überschreiten kann, um zur späten Erkenntniß zu gelangen, wie lächerlich es war, sich und sein kleines Streben als den Mittelpunkt der Welt zu fassen. Damit ist aber auch die Basis seiner einsamen und freudlosen Existenz vernichtet, er gibt sich dem Elemente hin, das den Todten in seinem Schoße aufnimmt, wie es den Lebenden getragen. So wird das Schwimmen zum Symbol, und als solches ist es auch gedacht. Mit meisterhaften Zügen ist das Eingreifen des Weibes eingefügt, das ihm, unvertraut wie er mit ihm ist, auf das schwerste in seiner Kraft schädigt, das er zurückstoßen muß, um wieder zu seiner Kunst und mit ihr zu seiner Persönlichkeit zu gelangen. So rein künstlerisch wie hier, ohne Nebenabsicht hat Mackay noch nie gearbeitet.

Ungemein zahlreich sind wieder die kleinen Geschichten, bald in Sammlungen, bald vereinzelt erschienen, die mit kurzen Schlagworten hier gekennzeichnet werden mögen. Drei Novellen J. J. Davids sind unter dem Titel der ersten und besten Erzählung „Trocha“[8]) vereinigt. Es war, wenn ich nicht irre, J. Lewinsky, der zuerst für die Schauspielkunst das Bild eines Dreigespanns verwendet hat; dieses wird hier aufgegriffen, um in scharfen Bildern das Schicksal eines Künstlers, für den eine einstige, auch in Wien berühmte Theatergröße vorschwebt, bis zu seiner Zerstörung zu zeichnen. Wieder ist die große Kunst Davids, mit wenigen Worten plastisch zu schildern, die Handlung fast dramatisch zu steigern und zu führen, erkennbar, Eigenschaften, die auch besonders stark in der dritten Erzählung „Die Mühle von Wranowitz“ und in ihrer Hauptfigur, einem echt slavischen Mädchen, hervorheben, während „Der Talisman“ die Poesie der kleinen Wiener Hauswirthschaft stimmungsvoll zu erfassen weiß. Verwandt in der dramatischen Kraft ist ihm Carl Busse, der mit seinen zwei Erzählungen auf entschiedenste Beachtung Anspruch machen darf.[9]) Die eine „In der Grenzschenke“ gibt grelle, aber echte Typen aus Polen, voll starken Temperamentes, das auch durch die zweite „Lenas Sieg“ feurig pulsirt: das junge Mädchen, das in einer Eintagsliebe das Glück für ihr ganzes Leben erobert, ist eben so echt empfunden als geschaut, während der Mann leider wieder zur Gattung der unleidlichen Herzensbrecher und Allerweltberücker gehört.

Die andere Seite, die wir in Davids Schriftstellerei anklingen hören, die Oesterreichische, tönt voll mit einem spezifisch wienerischen Anschlag in dem reizenden Geschichtchen von E. Karlweis: „Martins Ehe. Novelle in Briefen.“[10]) zu Tage. Der alternde Junggeselle, der in der Einfachheit und Erfahrungslosigkeit seiner Natur gar leicht sich in den wohlgestellten Schlingen eines nicht mehr unschuldigen Mädchens verfängt und sich noch in der Ehe glücklich preist, bis sie ihn plötzlich verläßt; dieser rührende Mensch in seiner Fülle von Arglosigkeit und Güte, die selbst das untreue Weib noch segnet, da sie ihm Glück gegeben, ob sie gewollt oder nicht, gemahnt er nicht wieder an eine Grillparzer'sche Gestalt, den treuen Diener seines Herrn, die ebenfalls ganz aus dem Wiener Boden erwachsen ist? Seine Briefe sind im Tone ganz vortrefflich, während die der Frau nicht nur etwas schablonenhaft gerathen sind, sondern ganz leicht zu entbehren wären, wodurch sich eine viel schönere künstlerische Einheit ergeben hätte. Auch ist der Abschluß der an Fromont und Risler erinnernden Handlung, der sie zur Mörderin und Selbstmörderin stempelt, kraß und überflüssig.

Von der leicht Wienerischen Seite hat auch Arthur Schnitzler das Fritzchen-Motiv genommen in der Novelle „Lieutenant Gustl“.[11]) In ihr ist nicht nur die Offiziersfigur meisterhaft und der Stoff packend, der ohne irgend eine Bemerkung den Begriff der soldatischen Ehre durch die Vorgänge selbst ironisirt: künstlerisch bewunderungswürdig ist die Form: die Umsetzung aller Momentbilder, wie sie in einem Hirne blitzartig auftauchen und verschwinden, in Worte, die sich zu einem sozusagen innerlichen Monologe aneinander reihen. Das mag gelegentlich ermüden, und thatsächlich wären einige Kürzungen wohl angebracht: aber das Buch ist, wenn auch über die stoffliche Basis diskutirt werden kann, das Produkt einer virtuosen Technik, über die heute kaum ein anderer deutscher Schriftsteller verfügt. Leider ist die Ausgabe durch scheußliche Illustrationen recht entstellt.

Aus den österreichischen Bergen kommen die „Weinlandler-Geschichten, Gestalten und Bilder aus Nieder-Oesterreich“ von J. G. Frimberger[12]), kleine im Dialekte treffliche, an Erfindung und Pointen arme Skizzen, und Hans Fraungrubers „Neue Ausseer Geschichten“[13]), die das Lob, das der ersten Serie gespendet werden mußte, wieder in Anspruch nehmen dürfen. Sieht Fraungruber mit sonnigem Humor auf die Welt der Bauern, so verfolgt H. v. Schullern in seinem „Neuen Skizzenbuche“[14]) sie mit Härte und bitterer Ironie, die sich besonders gegen das Weib kehrt, auch gegen das der höheren Stände, die ebenfalls in dem bunten Gemische der oft nur Momentphotographien gleichenden Skizzen vorgeführt werden. Wäre nur der unleidlich manirirte Telegrammstil nicht mit seinen gewöhnlich prädikatslosen Sätzen, die so gar nicht geeignet sind, Märchenstimmung, die er manchmal geben möchte, zu vermitteln! Auch hier ist wieder der so verderbliche Einfluß Peter Altenbergs zu erkennen, von dem eine neue Sammlung: „Was der Tag mir zuträgt. 55 neue Studien“[15]) vorliegt. Er hat sich nicht geändert, ich auch nicht. So muß ich es mir schon gefallen lassen, zu den „Dyspeptikern der Seele“ zu zählen, welche „geistige Mägen“ haben, die „Extrakte nicht vertragen können“. Das „Bauchloch“ seiner Seele — diesen hübschen Ausdruck habe ich von ihm selbst — und seine Abfallsprodukte interessiren mich gar nicht.

Eine Anthologie moderner deutscher Novellistik gibt Cäsar Flaischlen unter dem Titel „Neuland“ heraus[16]). Jedenfalls ist sie überflüssig: denn der Leserkreis, der, wie die Vorrede sagt, aus ihr ein Urtheil gewinnen soll über den sogenannten Realismus, bedarf nicht mehr der Vermittelung, zumal wenn, wie hier, fast nur allgemein bekannte Autoren und zum großen Theil noch mit längst gedruckten und geschätzten Skizzen erscheinen. Jedoch habe ich einige reizende Studien und Skizzen von Bierbaum, Anna Croissant-Rust, Dreyer, Flaischlen, Gumppenberg und Hegeler kennen gelernt, neben manchen unbedeutenden und vielen unerträglich manirirten. Zu letzteren zählen die Naturphantastereien J. Schlafs, die er seinen gleichzeitig erschienenen „Frühjahrsblumen“[17]) entnimmt, Zerrbilder malender Poesie in taumelnden rauschenden Worten, ohne Plastik und Gestaltungskraft, in einer Mädchenfigur stark an Heine angelehnt; dafür zeigt der Autor wieder in einem kleinen Bilde „Gerechtigkeit“, was er unbestreitbar versteht, wie wenig Andere: die photographische Reproduktion kleiner Wirklichkeit.

[8]) Berlin und Leipzig, Schuster und Löffler.
[9]) Berlin, Goldschmidt.
[10]) Wiener Verlag.

[11]) Berlin, Fischer.
[12]) Linz, Wien, Leipzig, Oest. Verlag.
[13]) Ebenda.
[14]) Ebenda.
[15]) Berlin, Fischer.
[16]) Berlin, A. Schall.
[17]) Berlin, Fontane.

Von zwei außerdeutschen Autoren liegen ebenfalls Novellensammlungen vor, die zwar ihren Ruhm nicht vermindern, aber auch nicht sonderlich zu mehren vermögen. D'Annunzio schwelgt in „Episcopo u. Compagnie“ [18], hauptsächlich in den grausig, naturalistischen Bildern, die er schon in seinen Romanen gelegentlich dem übersinnlichen Kunstleben entgegenzustellen liebte. Hier geht er in manchen Scenen bis zum Ekelerregenden, um die volle Virtuosität seiner fast orientalischen Farbengebung wieder über die Geschichte einer sündigen Liebe „Die Schwägerin“ auszugießen, oder den Stil der Legende in „Anna's Lebenslauf“ in seinen breiten, schmucklosen Linien meisterhaft zu kopiren. — Im größten Gegensatze steht H. Bang mit drei Novellen, zusammengefaßt unter dem Titel „Leben und Tod“ [19], Nippsachen, zart und gebrechlich, die man am liebsten unter einen Glassturz stellen würde. Ein reizendes Brio schwirrt aus der ersten Geschichte „Vom Glück“ wie ein altes Glockenspiel auf, wo sich ein tolles Mädchen ihren Liebhaber in rauschender Karnevalslust erobert. Leider sind die anderen zwei Geschichten verstaubt und dürftig in der allzu eintönigen Stimmung.

Gar manches Buch liegt noch auf dem Schreibtische und wartet geduldig, ob es noch an die Reihe kommt; aber ich gedenke der wahren Worte, die A. Schönbach jüngst in seinen gesammelten Aufsätzen gesprochen: „Der größte Theil dessen, was die Spalten unsrer wöchentlichen Bücherverzeichnisse als schöne Literatur füllt, gehört überhaupt gar nicht zur Kunst, ja nicht einmal zum Kunstgewerbe, das ist einfache Waare, Verbrauchsartikel, wie Stahlfedern, Seife und Tramwaykarten.“

## Besprechungen.

Zwei Schweizer Dorfgeschichten. In „Herrgottsfäden“ von Ernst Zahn (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1901) haben wir die echte und rechte „schöne Geschichte“ vor uns, die fesselt und ergreift, ohne gerade literarisch höhere Ansprüche zu stellen. Der Gegensatz, in den der Held Christen Russi zu dem mächtigen Hochfluh-Bauern, dem Präses der Ortsgemeinde kommt, und der Sieg, den er nach der harten Schule des Lebens über diesen erringt, klingt vielfach an das gleiche Motiv in J. C. Heers Erstlingsroman an. Derartige Stoffe sind wohl in den bäuerlichen Verhältnissen gegeben, und so kann es ganz wohl sein, daß Zahn unabhängig von Heer auf das gleiche Motiv gekommen ist. — Der verachtete verfolgte Christen Russi hat es dann unter dem Einfluß der harten Schule des Lebens weit gebracht, und das Dorf, wo er der Ausgestoßene, der Verfolgte war, blickt neidisch und bewundernd zu ihm auf. Die beiden Kinder, in denen seine guten Eigenschaften am stärksten und hellsten zum Ausdruck gekommen sind, werden um ihr Lebensglück gebracht. Tobias, der Sohn seiner Jugend, seiner Liebe zu der Hochfluh-Resi, die er nicht zum Weibe bekommen konnte, fühlt sich von Josepha, der schönen, ernsten Tochter Russis seit dem ersten Begegnen mächtig angezogen, und da er sie zum Weibe begehrt, da muß ihm die eigene Mutter sagen, daß Josephas Vater auch der seine ist. Wie er dann von der Heimath und von der für ihn auf ewig Verlorenen Abschied nimmt, das ist sehr knapp und wirksam dargestellt. Eine lebendige Figur ist der alte Schulmeister Columban, während sein verlotterter Sohn etwas schablonenhaften Eindruck machte. Der stoffliche Inhalt der Geschichte ist ein sehr reicher, die Charakteristik aber zumeist konventionell. Nur einzelne Figuren, wie die verhärmte, früh gealterte Resi, auch Russi selbst und seine Mutter tragen individuelles Gepräge. — „Der Spruch der Fee“ von J. C. Heer (Leipzig, Verlag von Ernst Keils Nachfolger, G. m. b. H.) spielt an der schweizerisch-französischen Grenze und gibt uns die wechselvollen Schicksale eines Liebespaares, das nach harten Prüfungen, nach Groll und Entfremdung zur Vereinigung kommt. Man kann bei der kleinen Geschichte an die Skizzen denken, die der Maler zwischen großen Bildern eilig hinwirft. Manches in der Entwicklung des Verhältnisses zwischen Peter und Johanna erinnert an Josi Blattner und Vini in dem Roman „An heiligen Wassern“. Etwas gewaltsam erscheinen die Uebergänge in dem Charakter der Heldin. Daß aus dem sanften lieblichen Kinde ein so hartes hochfahrendes Mädchen wird, und daß sie dann, da ihr Herz sich verirrt hatte, ihr besseres Selbst wiederfindet, das sind Schwankungen in einem Charakter, die eigentlich nicht genügend erklärt sind. Wohl motivirt ist es dagegen ja, daß sie sich verpflichtet fühlt, durch ihr Zeugniß den Jugendgeliebten aus der Gefahr zu befreien, in die er gekommen. S. S.

[18] Berlin, Fischer.
[19] Ebenda.

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Die Artaria-Sammlung, die größte und werthvollste aller privaten Autographensammlungen, ist, wie der „Voss. Ztg.“ aus Bonn geschrieben wird, jetzt endgültig in den Besitz der königlichen Bibliothek zu Berlin übergegangen. Den Grundstock zu der Sammlung hatte bekanntlich der Wiener Musikalienhändler Dominik Artaria gelegt, als er im Herbst 1827 einen großen Bruchtheil aus der Hinterlassenschaft Beethovens ersteigerte, freilich, ohne deren späteren großen Werth zu ahnen. Sonst hätte er, da er als Experte zu der Versteigerung hinzugezogen war, alles wohl für eigene Rechnung angekauft. Die wichtigsten Stücke der Sammlung sind die von Artaria für sieben Gulden (!) erstandene Missa solemnis und das Finale (Chortheil) der neunten Symphonie, deren drei ersten Sätze schon seit Jahren im Besitze der kgl. Bibliothek zu Berlin sind gleich dem Kyrie der Messe, das von Artaria dem Hamburger Musikliebhaber Pölschau überlassen, nach dessen Tode aber durch Beethovens treuen Famulus Anton Schindler der kgl. Bibliothek zugeführt wurde. Im ganzen hatte Artaria 93 Nummern von Beethoven erworben, darunter auch die beiden letzten Klaviersonaten des unsterblichen Tonschöpfers (op. 110 und 111). Haydn ist in der Artaria-Sammlung mit 32 verschiedenen Autographen vertreten, außerdem mit zahlreichen Abschriften meist ungedruckt gebliebener Kompositionen für Kammermusik, darunter allein über 120 Streich- und Flötentrios. Ferner enthält die Sammlung sechs handschriftliche Werke von Schubert und einzelne Kompositionen von Rossini, Salieri und Paganini. Von Mozart umfaßt sie nur zwei Nummern, darunter von seiner Hand eine schöne Reinschrift jener tiefernsten Komposition in F-moll, die er für die Orgelwalze einer Spieluhr schrieb. Zwei volle Menschenalter hindurch hütete die Familie Artaria jenen musikalischen Schatz. Nach dem Tode von Dominiks Sohn August boten die Erben durch ein Wiener Antiquariat die Sammlung zum Kaufe aus. Es lag daher die Gefahr nahe, daß sie ins Ausland, vielleicht gar in die Hände eines eigensinnigen Engländers oder Amerikaners wandern könnte und dann für immer den Augen der Welt entzogen bliebe. Um dies zu verhindern, entschloß sich der verdienstvolle Bonner Beethoven-Forscher Dr. Erich Prieger kurzerhand zum Kaufe der Sammlung für 200,000 M. Er betrachtete sich aber nur als ihren einstweiligen Hüter und Verwalter und bot daher den von ihm dem deutschen Volke geretteten Schatz unverweilt dem preußischen Kultusministerium zum Kaufe an, und zwar zum Selbstkostenpreise. Ehe dieses aber sich zu dem Kaufe entschloß, bedurfte es langer Verhandlungen. Angeblich infolge Geldmangels zog sich die Sache vier volle Jahre in die Länge. Erst in den diesjährigen Etat wurde der erforderliche Kredit eingestellt, und nach einem weiteren halben Jahre konnte dann endlich Dr. Prieger die von ihm so selbstlos gehüteten Kunstreliquien kürzlich der Obhut der kgl. Bibliothek zu Berlin übergeben.

* Im neuesten Heft der „Zeitschr. f. Psychol. u. Physiol. der Sinnesorg.“ macht Dr. W. Sternberg (Berlin) eine interessante Mittheilung über eine von ihm ausgeführte Prüfung der Geschmacksempfindung bei einem ohne Gehirn geborenen Kinde. Es wurden dem Kinde 26 Stunden nach der Geburt — das Kind blieb zehn

Tage am Leben, eine für derartige Mißbildungen ungewöhnlich lange Dauer — süß, bitter, salzig und sauer schmeckende Flüssigkeiten mittelst verschiedener Haarpinsel auf die Zunge in den Mund eingetragen. Nachdem die süße Lösung auf die Zunge gebracht war, schlug das Kind die Augen auf, spitzte den Mund, schmeckte zum erstenmal — es hatte bis dahin überhaupt keine Nahrung zu sich nehmen wollen — mit sichtlichem Behagen, und biß sogar auf den Pinsel. Als sodann die bittere Lösung auf die Zunge gebracht wurde, verzog sich sofort das Gesicht, das Kind wandte den Kopf ab, hob ihn wiederholt etwas hoch und brachte mit dem Speichel die eingebrachte Flüssigkeit wieder zurück. Wurde jetzt wieder mit der Zuckerlösung gepinselt, so wehrte das Kind zwar bei den ersten Versuchen ab, bald aber schluckte es wiederum und biß mit Behagen zu. Die saure Essiglösung hatte zur Folge, daß das Kind kläglich das Gesicht zu dem „sauren Gesicht“ verzog, unruhig wurde, den Kopf in die Höhe hob und beiseite wandte, also Mißbehagen empfand. Auch jetzt wich dieses einem behaglichen „süßen Gesichtsausdruck“ bei nochmaligem Bepinseln mit der Zuckerlösung. Auch die salzige Lösung bewirkte, daß das Kind unruhig wurde, den Mund zusammenpreßte und nicht schluckte. Hiernach sind auch von dem gehirnlosen Kinde dieselben mimischen Reflexbewegungen ausgeführt worden, wie sie bei Erwachsenen bekannt sind und bei neugeborenen normalen Kindern in der letzten Zeit mehrfach nachgewiesen worden sind. Der hier mitgetheilte Fall betrifft die erste in der Literatur veröffentlichte Untersuchung der Geschmacksempfindung an einem gehirnlosen Kinde. In Preyers Werk „Die Seele des Kindes“ findet sich zwar eine kurze Angabe über die Geschmacksempfindung solcher Mißbildungen; jedoch ist ein derartiger Fall in der Literatur nicht veröffentlicht worden.

* **München.** Der Architekt, Bauamtmann, derzeitige Vorstand des Stadterweiterungsbureaus und Honorarprofessor für Städtebau in der Architektenabtheilung der hiesigen Technischen Hochschule, Theodor Fischer, hat einen Ruf als ordentlicher Professor an die Technische Hochschule in Stuttgart erhalten und angenommen.

* **Erlangen.** Am 15. d. M. verschied Dr. Max Reeß, bis vor kurzem ordentlicher Professor der Botanik und und Pharmakognosie und Direktor des botanischen Gartens an der hiesigen Universität. Geboren 1845 im Großherzogthum Baden, ein Schüler de Barys und Hofmeisters wurde er schon 1872 aus Halle in seine hiesige Stellung berufen, in der er eine reiche Thätigkeit entfaltete. Das neue botanische Institut entstand unter seiner Leitung.

* **Darmstadt.** Dem Privatdozenten, zugleich Assistenten am chemisch-technischen und elektro-chemischen Institut an der hiesigen Technischen Hochschule, Dr. Bernhard Neumann, wurde, nach der „N. A. Ztg.“, von dem Verein zur Förderung des Gewerbefleißes in Berlin ein Preis von 3000 M. für seine Arbeit über „Die Geschichte der Metalle“ zuerkannt.

* **Halle.** Der Privatdozent Dr. Ernst Neumann ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät zu Breslau ernannt worden.

* **Berlin.** Der bisherige Assistent bei der praktischen Unterrichtsanstalt für Staatsarzneikunde an der hiesigen Universität, Dr. Ernst Ziemke, ist zum außerordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der Universität Halle ernannt worden.

* **Aus Oesterreich.** Der populäre Schriftsteller und ehemalige Reichsrathsabgeordnete Bartholomäus Ritter v. Carneri ist von der Universität Wien, der „N. Fr. Pr.“ zufolge, zum Ehrendoktor ernannt worden. In seinen Schriften zeigt er sich als Anhänger Darwins und Feuerbachs. Auch veröffentlichte Carneri einen Band Gedichte und die Sonettensammlung „Pflug und Schwert“.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

St. Kekule v. Stradonitz: Der gegenwärtige Stand der Unruh-Frage in den Lippeschen Erbfolgestreitigkeiten. Berlin, Stargardt 1901. M. 6.50. — E. Ries: Die Gefahren der allgemeinen Volksschule (Einheitsschule). Leipzig und Frankfurt a. M., Kesselring. M. 0.80. — M. Gorjki: Zwei Novellen. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.50. — F. Hilbe: Die Zahlensprache. Feldkirch 1901. M. 0.90.

Jahrgang 1901. München, Montag, 23. September. Nummer 218.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Philosophie des Geldes.

Von Privatdozent Dr. Franz Eulenburg (Leipzig).

### I.

„Dies ist die philosophische Bedeutung des Geldes, daß es innerhalb der praktischen Welt die entschiedenste Sichtbarkeit, die deutlichste Wirksamkeit der Formel des allgemeinen Seins ist, nach der die Dinge ihren Sinn aneinander finden und die Gegenseitigkeit der Verhältnisse, in denen sie schweben, ihr Sein und Sosein ausmacht."

Simmel, Philos. d. Geldes, S. 85.

Das Gebiet des Philosophen kennt keine anderen Grenzen als die der menschlichen Erkenntniß überhaupt. Es erstreckt sich so weit, wie das Denken über die Dinge und die Menschen reicht. Denn darin besteht die philosophische Betrachtungsweise, daß sie aus dem einzelnen der Erscheinungen das Wesen zu erfassen sucht und sie in ein allgemeines Gesetz einordnet. Man hat gemeint, je weiter die wissenschaftliche Einzelforschung vordringt, umsomehr würde das Gebiet der Spekulation eingeengt, und hat darum geglaubt, die Erbschaft der Philosophie an eine Reihe von Einzeldisciplinen vertheilen zu sollen. Doch das Gegentheil trifft weit eher das Richtige. Die geistige Arbeit und namentlich die philosophische Konzentration mag heute schwieriger sein als ehedem; aber sie ist auch weit lohnender geworden: die Philosophiemöglichkeiten haben sich immer mehr erweitert. Je mehr „Fragen" auftreten und in das Bewußtsein als Probleme gelangen, je mehr neue Zusammenhänge in Natur- und Gesellschaftsleben sich aufthun, umsomehr Erkenntnißmöglichkeiten sind geboten. Sie erfordern zur Bewältigung wohl größere synthetische Kraft; aber es kommt offenbar nur auf die Betrachtungsweise an, ob man in den Einzelheiten stecken bleibt, oder sich zu allgemeiner Anschauung aufschwingt. Das moderne Bewußtsein ist unendlich reicher und vielseitiger geworden: es vermag Deutungen anzuregen, die in früherer Zeit gar nicht als Probleme empfunden wurden. Und man kann den Kantischen Satz von der Unerschöpflichkeit der Erfahrung an realen Kenntnissen direkt umkehren und sagen: daß auch die Spekulation an neuen Problemen niemals Mangel haben wird, sondern daß sich stets unbegrenzte Fragestellungen eröffnen. Man darf vermuthen, der philosophische Geist stehe wieder erst an den Anfängen erneuter Arbeit und des Durchdringens aller menschlichen Beziehungen: je mehr Einzelwissenschaften, um so größer die Möglichkeit des Philosophirens.

Die bekanntesten und alltäglichsten Dinge pflegen immer am spätesten in den Gesichtskreis der Spekulation zu treten: es muß erst eine gewisse Entfernung und Distanzirung eingetreten sein, bevor eine Erscheinung über die Schwelle des bewußten Problems gelangen kann. Wer wundert sich darüber, daß die Thurmuhren erst im 16. Jahrhundert begannen, die Viertelstunden anzuschlagen, oder daß die Menschen jetzt regelmäßig ihre Mahlzeiten einnehmen, gegenüber einer natürlichen, d. i. regellosen Bedürfnißbefriedigung? Wenn auch nicht für die Philosophie überhaupt, so doch sicher für den einzelnen Denker ist das Staunen der Anfang aller Weisheit. Aber es muß eben erst dafür die gesammtgeistige Voraussetzung geschaffen sein, um die philosophische Seite zu erfassen. Und es scheint jetzt wieder dieses Bedürfniß nach allgemeiner Orientirung vorhanden, die Zeit der metaphysischen Bedürfnißlosigkeit überwunden zu sein.

Das Einzelne einzuordnen unter das Allgemeine, die Zufälligkeiten des Lebens und der Lebenseinrichtungen zu betrachten als die eine Reihe von Möglichkeiten, die gerade wirklich geworden — es läßt sich vielleicht bei jedem Objekt ausführen. Eine solche Spekulation allgemeiner Beziehungen ist Simmels Philosophie des Geldes (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1900). Der Gegenstand an sich ist eigentlich relativ gleichgültig gegenüber der allgemeinen Betrachtungsweise. Sie hätte sich anknüpfen lassen auch an andere Dinge; vielleicht nicht in der Weise, aber doch mindestens mit derselben Absicht und dem gleichen Zweck. Und der ist: auf feine Weise den Sinn des Lebens, vor allem des heutigen Kulturlebens, zu deuten. Das Geld ist dafür nur äußeres Symbol, immer nur der Ausgangs- und Schnittpunkt der Ueberlegungen. Es heißt, die Absicht des Verfassers gänzlich mißverstehen — wie die Mehrzahl der Kritiker es gethan hat — etwa nationalökonomische Aufschlüsse in dem Buche suchen zu wollen; die gibt es nicht und will es nicht geben. Es ist für Menschen geschrieben, die gern denken und sinnend diese bunte Gegenwart betrachten.

Warum das Geld sich vorzugsweise dazu eignet, den Sinn des Lebens zu erschließen, das ist: weil es zwar auf der einen Seite das flüchtige Element des Wirthschaftslebens darstellt, aber andrerseits doch gerade dadurch, daß es sich überall einstellt, etwas Konstantes in sich hat — die Thatsache seiner Allgemeingültigkeit als Tauschmittel und Werthmaß der Dinge. Es stellt sich so ungezwungen ein in die allgemeine Weltformel des Gegensatzes von Beharren und Wechsel. Das Problem des Eleaten und Heraklits, Spinozas und Leibniz, Herbarts und Hegels hat hier eine neue Wendung gefunden. Eine gewisse Resignation auf die Erkenntniß des Absoluten geht durch das Buch. Der Relativismus, die Gegenseitigkeit aller Beziehungen, wie sie das Geld bedeutet, erscheint als das einzig „Absolute". Aber nicht mit einer letzten Formel will Simmel die ganze Vielseitigkeit des Lebens erschöpfen. Es kann gar nicht die Aufgabe des Philosophen sein, mit fertigen Resultaten aufzuwarten — am allerwenigsten ihm, dem auch die „Wahrheit" nur eine ewige Aufgabe, aber keine Lösung bedeutet. Es ist darum auch nicht so sehr eine „Philosophie des Geldes", die er uns bietet, als vielmehr ein Philosophiren über das Geld. Es gibt nur die Möglichkeit, an einer Einzelheit des Lebens die Ganzheit seines Sinnes zu finden.

Philosophisch läßt sich gerade das Geld betrachten — insofern es eine vor- und eine nachökonomische Seite hat. Eine vorökonomische, weil gewisse allgemeine psychologische, begriffliche, soziologische Voraussetzungen vorhanden sein müssen, bevor das Geld wirklich „Geld" werden kann. Und eine nachökonomische, weil es Folgerungen

hat, und Ausdruck von Erscheinungen ist, die wiederum allgemeiner Natur sind und über das Reich des Wirthschaftlichen weit hinausreichen. So zerfällt das Buch in einen analytischen und einen synthetischen Theil: jener soll das Wesen des Geldes aus den Bedingungen und Verhältnissen des allgemeinen Lebens verstehen lassen, dieser umgekehrt Wesen und Gestaltung des letzteren aus der Wirksamkeit des Geldes. Eine doppelte Aufgabe wird damit gestellt. Einmal die Frage nach der Möglichkeit, nach den Voraussetzungen, die dem Gelde seinen Sinn und seine praktische Stellung anweisen. Das sind Fragen allgemeiner Art, die in der logischen Struktur der Wirklichkeit und der Werthe liegen. Und sodann die Bedeutung, die das Geld auf das weitere Innenleben — auf das Lebensgefühl der Individuen, auf die Verkettung ihrer Schicksale, auf die allgemeine Kultur — ausübt. Indem ich versuche, einige Hauptgedanken einem größeren Leserkreise vorzuführen, tritt gerade der Reiz der dialektischen Beweisführung, die Feinheit der psychologischen Bemerkungen, die Gegenüberstellung der Antinomien, die Abwägung aller Gegeninstanzen, worauf überall die Stärke Simmels beruht, mit Nothwendigkeit zurück; die Grundlinien müssen natürlich vergröbert erscheinen. Aber vielleicht wird gerade dadurch, daß hier das Wesentliche schärfer hervortreten kann, das Interesse für eine Beschäftigung mit dem Gegenstande angeregt. Allein schon die Wahl des Stoffes hebt das Werk aus der Menge der literarischen Erscheinungen heraus und sichert ihm seine dauernde Geltung.

## I. Werth und Geld.

Die Untersuchung beginnt mit einer petitio principii. Es werden gegenübergestellt das Sein und das Gelten als zwei gleichberechtigte Kategorien. Es gibt — dies ist der Gedankengang — eine Abfolge aller Prozesse nach Naturgesetzen, unabhängig vom menschlichen Urtheil, unabhängig auch davon, welches Wohl und Wehe, welche Empfindung und Gefühle der Mensch daran knüpft. Es ist das Reich des **objektiven Seins**, das sich durchsetzt unbeeinflußt von unserm Wollen und Begehren. Wir nennen es die **Wirklichkeit**. Wobei die erkenntnißkritische Voraussetzung, daß auch diese objektive Welt natürlich nur Vorstellungsinhalt ist, als selbstverständlich angenommen wird. Aber es gibt daneben noch ein zweites Reich, in dem wir vollkommen Schöpfer und Gebieter sind. Wir schaffen es erst, indem **wir** Schätzungsunterschiede uns bilden, die ganz unabhängig von dem Seienden bestehen. Das ist das Reich der **Werthe**. **Wir** dringen eine Rangordnung in die Dinge hinein, die sonst nicht besteht, nicht bestehen kann. Denn wenn auch die Sonne gleichmäßig über Gerechte und Ungerechte scheint, so erhalten wir uns doch gegenüber den Menschen und Objekten selbst ordnend und differenzirend. Beide Kategorien, die der Wirklichkeit und die der Werthe, bestehen selbstherrlich, unbekümmert umeinander, und beide vermögen ihrerseits eine solche Anordnung unsrer Vorstellungen zu bilden, daß deren Inhalte selbständige geschlossene Weltbilder werden. Der Ablauf der Natur vollzieht sich ganz unabhängig von unsrer Werthung. Er kennt keine Rangordnung, keine Werthung: das Sein steht wirklich jenseits aller Urtheile über Gut und Böse. Ob das, was er hervorbringt oder zerstört, das Edelste und Schönste ist, ob es Leid und Schmerz hervorruft, ob etwas ganz Häßliches heil davonkommt — in dem Bilde der Wirklichkeit sind das ganz gleichgültige Momente. Aber eben damit ist gesagt, daß es auch eine Grenze dieser Kategorie gibt, daß thatsächlich in unserm Leben Elemente bestehen müssen, die eine Rangordnung der Dinge schaffen, Unterschiede festlegen, dem an sich gleichgültigen Augenblicke Dauer verleihen — eine Landschaft als schön, einen Charakter als eigennützig oder edel, eine Einrichtung als nützlich oder verfehlt bezeichnen: das eben ist die Welt der Werthe. Und diese beiden Welten haben so wenig gemeinsam, daß sie sich nicht einmal schneiden oder berühren, sondern selbständig nebeneinander laufen. Vielleicht kann es einer höchsten Synthese möglich sein, diese Zweiheit zu lösen. Ein übermenschlicher Geist, der das Weltgetriebe mit absoluter Vollständigkeit nach Naturgesetzen begriffe, würde unter den Thatsachen derselben auch diese auffinden, daß die Menschen Werthvorstellungen besitzen. Aber es würde für ihn doch auch wiederum nur theoretische Vorstellung bleiben, nicht wirkliches Erlebniß werden können.[1])

Aber die große Frage ist: gibt es auch einen **objektiven** Werth, und wie bildet er sich aus den rein subjektiven Werthbeziehungen heraus? Hat die subjektive Werthlehre recht, die lediglich in der Psyche des Einzelnen den ganzen „Werth" kasuistisch entstehen läßt, oder ist Werth und Bewerthung auch an objektive Bestimmungen geknüpft? Wie ist m. a. W. objektiver Werth möglich? Aus diesem allgemeinsten Problem beschäftigt uns hier vor allem die eine Seite, die wirthschaftliche.

An sich kann es offenbar objektiven Werth nicht geben, da „Werthung" eben ein ganz persönlich-subjektiver Akt ist. Er wird erst dadurch möglich, daß eine Differenzirung der Bedürfnisse und Begehrungen eintritt. Es muß erst eine zeiträumliche Entfernung von dem begehrten Objekte sich gebildet haben, bevor überhaupt ein „objektiver Werth" entstehen kann. Zum mindesten ein Aufschub, eine Distanzirung des Genusses selbst muß vorausgehen, bevor ein Urtheil darüber sich durchsetzen kann, ob den Dingen **auch ohne** unser augenblickliches Begehren und Genießen „Werth" zukommt. So lange der Genuß dem Begehren unmittelbar folgt, ist das nicht möglich. Dazu bedarf es aber erst der Verselbständigung des Ichbewußtseins. Je mehr der Mensch sich dieses Selbst bewußt wird, und sich trennt von den äußeren Erscheinungen, umsomehr kann auch ein Werth „der Dinge" entstehen. Erst die objektiven Widerstände also, das Nicht-sofort-genießen-können machen die Gegenstände werthvoll. Und wie man das Vorhandensein einer realen Welt erst aus dem Widerstande, den wir empfinden, glaubt erschließen zu können, so entspringt der objektive Werth erst aus dem Maße des Widerstandes, der sich unserm Begehren entgegenstellt. Trotzdem entspringen das Objekt der Wirklichkeit, und das Objekt des Werthes doch nicht derselben Quelle.[2]) Sonst müßte die Steigerung des Widerstandes zugleich eine Steigerung des Werthes be-

[1]) Gegen diese Art „doppelter Buchhaltung", wie man seit Lotze ja diese Anschauung nennt, lassen sich doch erhebliche Bedenken geltend machen. Möglich, daß die Werthung und das Werthgefühl der Erkenntniß des objektiven Zusammenhanges — also „der Wirklichkeit" — voranging. Aber diese Werthung hat doch ihrerseits den Ablauf der Dinge selbst zur Voraussetzung und kann nur eintreten auf Grund bereits vorhandenen Seins. — Sodann beweist Simmels These m. E. zu viel. Denn auch das objektive Sein, wie es sich darstellt als gesetzmäßiger Naturablauf, ist ebenfalls nur unsere Schöpfung und die **gewollte** Umschreibung unsres Vorstellungsverlaufes. Auch „Natur" ist nur Ordnung unsres Ich und es ist durchaus nicht wahr, daß wir unser Leben nach objektiv geltenden, unabänderlichen, ewigen „Gesetzen" vollziehen müßten. Denn diese Gesetze sind nur eine von uns geforderte Ordnung und Differenzirung unsrer Erkenntnisse. Es kann ja vielleicht so scheinen, als wenn die Ordnung, die wir werthend setzen, in anderem und höherem Sinne **unsre** That wäre als die Ordnung, die die Naturwissenschaft gibt — aber es besteht eben in Wirklichkeit durchaus kein prinzipieller Unterschied zwischen beiden, sondern nur einer des Grades und der Nüancirung. Beide beruhen gleichmäßig auf unseren Urtheilen. Auch wir geben erst der Natur ihren „Sinn", indem wir Gesetze machen. Mir scheint also schon aus erkenntnißkritischen Gründen dieser Dualismus abzulehnen.

Aber umgekehrt ist auch das Sollen und Werthen keine Welt für sich. Wir geben thatsächlich eine Rangordnung, die letzthin der Natur der Dinge sich leidlich anpaßt. Der „Werth" rächt sich bereits, wenn wir Momente vergleichen, die nichts mit den Objekten gemein haben. Daß die Werthurtheile so oft auseinanderklaffen, kann ebensogut seinen Grund darin haben, daß die **Erkenntniß** der „Wirklichkeit" noch zu wenig entwickelt ist. Vielleicht ist der Weg des Erkennens in jedem Fall zu umständlich und langwierig, und wir müssen uns deßhalb mit einem vorläufigen Werthurtheile begnügen, bevor Harmonie hergestellt ist. Schreitet die Erkenntniß des Seienden weiter fort, so kann sich das Werthurtheil dem anpassen und korrigirt sich ja auch thatsächlich oft genug! Für jenen übermenschlichen Geist würde also Wirklichkeit und Werthurtheil völlig zusammenfallen können: er würde auch die Wirklichkeit thatsächlich restlos „erleben".

[2]) Wie das z. B. aus der Werthlehre **Eugen Dührings** zu folgen scheint, bei dem die Größe des zu überwindenden Widerstandes auch das Maß des Werthes ist.

deuten; das ist jedoch nicht der Fall. Es bleibt nur soviel bestehen, daß jene Unterschiedsempfindlichkeit hinzutreten muß. Die Objektivirung des Werthes entsteht in dem Verhältniß der Distanz, die sich zwischen dem subjektiv-unmittelbaren Ursprung der Werthung der Objekte und unserm momentanen Empfinden bildet. Es muß der Gegenstand erst von der Empfindungsvorstellung gelöst sein, um für uns bedeutsam zu werden. Diese subjektive Distanzirung des Subjekts vom Gegenstande überträgt sich dann auf die Objekte selbst, so daß diese anderen nun ihrerseits alle Werthbestimmungen zu enthalten scheinen. Der Werth wird so gleichsam überindividuell, übersubjektiv — das Ich tritt zurück. Allerdings ist niemals zu vergessen, daß letzter Zweck dieses objektiv gewordenen Verhältnisses doch der subjektive Genuß ist. Wir bekleiden die Dinge dann mit einem Werthquantum *wie* mit einer *eigenen* Qualität und überlassen sie den Austauschbewegungen einer Gegenseitigkeit und persönlichen Werthwirkungen, aus denen sie zum Subjekte zurückkehren. Und nun verläuft die Wirthschaft so, *als ob* die Dinge sich ihren Werth gegenseitig bestimmten, ohne Dazwischenkunft der Subjekte.

Dieser ganze Prozeß der Objektivirung des Werthes findet seinen präzisesten Ausdruck im Tausche. Denn der Tausch ist an sich eine Distanzirung, indem er den Verzicht auf augenblicklichen Genuß zur Voraussetzung hat, und eben darum bedeutet er ein hauptsächlichstes Moment für die Objektivirung des Werthes. Der Verkehr im weiteren Sinne wird der Hauptträger dieses allgemeinen Prozesses. Alle Wirthschaft ist sonach psychische Wechselwirkung, und jede Wechselwirkung ist nothwendig als „Tausch" zu bezeichnen, d. h. als Hingabe des einen gegen ein anderes. Auch der isolirte Wirth macht nur eine scheinbare Ausnahme. Seine Werthberechnungen sind die gleichen wie beim Tausche: es handelt sich auch bei ihm um die Bilanzirung von Opfer und Gewinn; der zweiseitige Tausch ist nur eine Unterart. Das ganze Leben erscheint so als ein großes Tauschgeschäft, als die beständige Hingabe von Werth gegen Werth in jeder Form. Und es zeigt sich, daß das Opfer die *Bedingung* des Werthes überhaupt ist. Gerade die hemmende Gegenwirkung ist die positive Voraussetzung des Zweckes — wobei es ganz gleich bleibt, ob dieser Widerstand in einer gewissen Seltenheit, in der aufgewendeten direkten Schwierigkeit des Erreichens, oder worin sonst besteht.

Aber umgekehrt bildet nun diese Schwierigkeit des Erlangens auch ihrerseits oft die Ursache eines Werthgefühles: uns wird in vielen Fällen erst dadurch etwas werthvoll, daß es überhaupt Mühe kostet, daß es seinen „Preis" hat. Das bezieht sich nicht nur auf das Wirthschaften, wo ja immer der Seltenheitswerth eine große Rolle spielt, sondern fast noch mehr auf das Moralische. Und so fügt sich wieder das Spezielle in den allgemeinen Sinn ein. Wir reden erst dann von einem sittlichen Verdienst, wenn es Opfer verlangt — sonst mag eine Handlung sozial nützlich sein; aber ethisch im eigentlichen Sinne ist sie nicht.[3]) Es ist eine ganz grobe Veräußerlichung der „ethischen Schule", wenn man den Erfolg und nicht die Bemühung selbst zum Maßstabe nimmt. So erscheint denn der Werth durchaus als Epigone des Preises, ohne den es auch keinen Werth geben kann. Auch mit der Arbeitskraft steht es nicht anders: sie wird erst durch die Möglichkeit und Wirklichkeit des Tausches in die Werthkategorie eingestellt. Mithin kann die subjektive Werthlehre ihren Anspruch nicht aufrecht erhalten. *Es ist vielmehr immer erst die im Tausche sich verwirklichende Relation der Begehrungen zu einander, die uns Gegenstände zu wirthschaftlichen Werthen macht.* — Es erklärt sich daraus, warum auf primitiver Kulturstufe dem Tausche etwas Mystisches, Unberechenbares eignet.[4]) Man hat dort eben noch nicht die Objektivirung gewonnen, die die psychologische Voraussetzung der Möglichkeit des Tausches ist. Lange Zeit hindurch war darum noch der Tausch Sache der sozialen Festsetzung, bis die Individuen es lernten, selbst die Werthung vorzunehmen. — Der Tausch ist somit ein soziologisches Gebilde eigenster Art, eine originäre Form und Funktion des interindividuellen Lebens; sie ergibt sich auch keineswegs aus jener qualitativen und quantitativen Beschaffenheit der Dinge selbst, die man als Brauchbarkeit und Seltenheit bezeichnet, etwa durch logische Konsequenz. Umgekehrt entwickeln diese letzteren Begriffe ihren wesentlichen Inhalt erst unter der Voraussetzung des Tausches. Die Bedeutung eines Gegenstandes für das Individuum liegt ja immer nur in seiner Begehrtheit. Es steckt also im Werthbegriffe mit Notwendigkeit schon etwas Relatives, eine Beziehung des Bewußtseins zu etwas Objektivem. Die Schwierigkeit des Erlangens, d. h. die Größe des Opfers ist sonach das eigenthümlich konstituirte Werthmoment, von dem die „Seltenheit" nur die äußere Erscheinung, nur erst die Objektivirung in der Form einer Quantität ausmacht.

Und das gibt nun die Möglichkeit mit jener Formel des wirthschaftlichen Werthes das Dasein selbst deuten zu helfen. Das ist der allgemeine Gedanke der *Relativität*, in dem auch die Werthformel sich einordnet. Wie bereits angedeutet, gilt für Simmel als diese Weltformel: der Dualismus von Ruhe und Bewegung, in dem das objektive Weltbild aufgeht. Es finden sich die Analoga dafür im menschlichen Binnenleben, in der Attraktion und Repulsion der Athmung, in den Begriffen der Substanz und Kraft, der Mechanik und Energetik. Zunächst erscheint im Geiste der Menschen die Ruhe als das absolut Werthvolle; die erste Tendenz des Denkens richtet sich darum auch auf die Substanz und das Absolute. Aber später findet in der Wissenschaft eine Rückbildung statt, und der Gedanke des Relativen macht deren Wesen aus. Doch auch zwischen diesen beiden Kategorien selbst besteht wiederum eine engste Wechselwirkung. Denn auch für jedes relativistische Weltbild muß es noch bestimmte Axiome — und seien es auch nur die logischen Kategorien — geben, die nicht ihrerseits wiederum *nur* psychologische Bedeutung haben dürfen, sondern die als absolute Grenze, als letzter Zustand des jeweiligen Erkennens zu gelten haben. Daß es solche Axiome jedesmal geben muß, ist sicher; weniger sicher allerallerdings, welcher Art diesr Kategorien nun sind. Mit anderen Worten: es ist ein *relatives Apriori* wie für jede Wissenschaft, so auch für die Erkenntniß überhaupt Voraussetzung, ohne daß dieses Apriori nun seinerseits absolut zu sein brauchte. Die logischen Axiome sind zwar denknothwendige Voraussetzungen unsres Forschens, ohne daß aber die Axiome nun selbst denknothwendig wären. Diesen Gedanken der gegenseitigen Bedingtheit verfolgt Simmel bis in seine Konsequenzen. Das Ganze der Erkenntniß braucht gar nicht „wahr" zu sein, wie das Ganze der Materie nicht „schwer" ist, wenn auch die einzelnen Theile es sind. Es gibt vielmehr so viel prinzipiell verschiedene Wahrheiten, wie es prinzipiell verschiedene Organisationen und Lebensanforderungen gibt.[5]) Das nennen wir eben jedesmal „wahr", was letzthin der Gesammtheit unsrer Lebensbedingungen entspricht, während anders eingerichtete Wesen die Welt durchaus anders sehen müßten, um mit ihr praktisch „fertig" zu werden. So ist auch das Ganze der Mathematik keineswegs in demselben Maße gültig, in dem ihre einzelnen Sätze es sind.[6]) Die

[3]) Es läßt sich allerdings auch eine Gegeninstanz anführen. Es ist nämlich historisch durchaus nicht richtig, daß Arbeit und Opfer als nöthig angesehen werden, um sittliches Verdienst zu prätendiren. Ich möchte an die Lutherische Auffassung vor allem erinnern, wonach die Gesinnung allein auch ohne Opfer und Anstrengung als sittlich werthvoll gilt, selbst wenn sie *nicht* aus einem seelischen Konflikt sich emporgeläutert. Auch der Volksvorstellung entspricht es durchaus nicht, daß die Tugend erst der Mühe Preis sei: man denke an Parsivals Läuterung; vor allem aber an die unzähligen Märchen, in denen stets dem geborenen Sonntagskinde mühelos der Lohn in den Schoß fällt. Gerade das Mühelose galt als ganz besonders werthvoll.

[4]) Vgl. Bücher, Wirthschaft der Naturvölker, S. 14 ff.

[5]) Bekanntlich hat auch Nietzsche dieses Problem mehrfach beschäftigt; vgl. z. B. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 111 u. sonst.

[6]) Denn die Voraussetzungen der Euklidischen Geometrie sind nur Axiome bestimmter Art, die zwar empirisch zutreffen, denen aber ein absoluter Werth nicht innewohnen kann: wie die Möglichkeit einer Nichteuklidischen Geometrie beweist.

konstitutiven Grundsätze gehen dann in nur regulative Prinzipien über. So gibt z. B. für die geschichtliche Forschung erst die Gegenwart offenbae die Kategorien und den Schlüssel, um überhaupt in das Verständniß dee Vergangenheit vordringen zu können. Während andrerseits eben diese Gegenwart erst durch die Vergangenheit Licht und Bedeutung erhält. So gestaltet sich nach Schillers bekanntem Worte auch das Wechselverhältniß der fremden Psyche zur eigenen.

So ergibt sich die Relativität, d. i. *die Gegenseitigkeit aller Eekenntniß als Weltformel*, für die der wirthschaftliche Werth nach den obigen Ausführungen nur einen Theilinhalt darstellt. Daß sich dieser Relativismus in dem einzelnen Falle der Einsicht entzieht und es so leicht verschleiert wird, wie alles nue relativ gedacht werden kann — das schreidt sich daher, weil in jedem Augenblicke das als gesichert Geltende erheblich überwiegt: wie etwa die Masse der Erde gegenüber dem fallenden Stein. Aber wie die Schwere nur etwas Relatives ist, nur eine Beziehung, so beruht auch das, was wie „Wahrheit" nennen, nur in der Gegenseitigkeit ihrer Elemente: es besteht ein Auseinanderangewiesensein und eine völlige Wechselwirkung alles Daseienden.[7])

Damit kehrt die Untersuchung, die das allgemeinste berührt, zum Gelde zurück. Denn wie der wirthschaftliche Werth nue als Ausdruck der *allgemeinen Werthformel* dienen kann, so hat jener nun in dem *Gelde* gleichsam seine substanzielle Objektivirung erfahren. Das Geld gibt den reinsten Ausdruck für den Werth der Dinge als ihres wirthschafttichen Werkzeuges. Es ist geradezu die Fungidilität der Dinge in Person, und bezeichnet üderall die Seite der Ersetzbarkeit und somit seinem Begriffe nach die *eeine Form der Tauschbarkeit*, d. i. der gegenseitigen Bedingtheit. Indem es sich überall zwischen das Ich und die begehrten Objekte schiedt, wird es Mittel der Distanzirung, und damit der Objettivirung der Werthe überhaupt. Aber auf der anderen Seite ist es doch nicht *nur* diese Relntivität geblieben, sondern hat selbst vielmehr konkrete Gestalt angenommen. Es stellt so die *Substanzirung der allgemeinen Seinsform* dar, noch der die Dinge ihre Bedeutung *aneinander*, in ihrer Gegenseitigkeit finden. Und gerade weil das Geld dies am kühnsten ausdrückt, ist es Repräsentant für die ganze Erscheinung. Denn erst in den höchsten Erscheinungen des Seelenlebens vermögen wie den Sinn der niederen zu erkennen. Weil das Geld die Projizirung eines dloßen Verhältnisses auf ein Sondergebilde ist, das nun seinerseits wiederum zum Gefäß des Geistigen wird — darum ist es der adäquateste Ausdruck füe das Verhältniß der Menschen zue Welt überhaupt.

## II. Dee Substanzwerth des Geldes.

Aber das Wesen des Geldes, wie das aller Eescheinungen, enthüllt sich erst, wenn wir es in seiner reinsten Form betrachten, d. h. auf der Höhe seinee Ausbildung, wo es nur noch Tauschfunktion ist. Erst dann können wir aus der Fülle der Möglichkeiten die inneren Gründe aufdecken, die es gerade *diese* Weise der Wirklichkeit hat erreichen lassen. Darum hat die Frage, ob das Geld an sich selbst einen Werth — d. i. einen Stoff- oder Substanzwerth — besitzen muß, allgemeinste Bedeutung. Das Geld ist nämlich nue ein Schulbeispiel, vielleicht das lehrreichste, für ein ganz allgemeines Problem: *der Möglichkeit des Vergleichens und Messens (Werthens)* überhaupt. Historisch konnte das Geld ursprünglich nur entstehen, weil es selbst eine Sache von Werth war; erst allmählich hat sich der Substanzcharakter verflüchtigt und verfeinert. Aber dieser historische Beweis läßt natürlich die Frage nach dem Wesen gänzlich unberührt. Denn es kommt hier eben auf die Möglichkeit der Beziehungen überhaupt an, nicht auf die — an sich zufällige — Wirklichkeit, die doch immee nur ein Spezialfall jener ist. Man kann ganz allgemein schließen: messen darf ich nur etwas mit etwas anderem, das selbst Länge und Ausdehnung hat, wägen nur mit etwas, das selbst Gewicht hat. So offenbar auch „werthen" etwas mit etwas, das selbst Werth hat.[8]) Ὅμοιον ὁμοίῳ γιγνώσκεται. Es liegt dies in unserm Erkenntnißvermögen begründet, das nicht absolute Maßstäbe zuläßt, sondern nur relative — nur Vergleiche von Dingen untereinander. Ader eben diese Erwägung kann doch wiederum zu einer Erweiterung des Maßbegriffes überhaupt führen. Denn es genügt offenbar, daß zwei Totalitäten als *solche* miteinandee in Beziehung gebracht werden, und daß innerhalb beider Totalitäten jedesmal ein *entspeechendes* Quantum gesetzt wird. Dann würde einem gewissen Vielfachen auf der einen Seite auch ein gewisses Vielfaches auf der anderen Seite entsprechen, ohne daß doch eine wirkliche gegenseilige und direkte Messung stattgefunden. Will ich den Preis einer Waare erfahren, so denke ich mie auf der einen Seite den Gesammtwaarenvorrath W: jene Waare mache davon den n-ten Theil aus. Auf der anderen Seite denke ich mir den Gesammtgeldvorrath G. Es läßt sich dann jederzeit ohne weiteres auch der Theil x des Geldvorrathes bestimmen, der der bestimmten Waare n entsprechen muß: $\frac{n}{W} = \frac{x}{G}$

Beidemale haben wir es also dann nur mit *relativen* Größen zu thun; gleichortig brauchen sie aber miteinandee durchaus nicht zu sein. Es genügt dazu völlig, daß der Gesammtgeldvorrath und der Gesammtwaarenvorrath in ein Abhängigkeitsverhältniß zu einander gebracht sind. Denn man kann sich vorstellen, daß in Wahrheit jedesmal vom Nenner adstrahirt wird, und man so verfährt, *als ob* es nur die Zähler gäbe, die nun direkt aneinander gelegt werden müßten. Es genügt also das Bestehen eines Gesammtverhältnisses, um auch die Quanten der Glieder aneinander zu messen. Denn es lassen sich zwar nicht zwei Dinge gleichsetzen, die qualitativ verschieden sind, wohl aber zwei Proportionen zwischen zwei qualitativ verschiedenen Dingen.

Hat man sich in diese zunächst fremdartige Vorstellung einmal hineingelebt, so erweist sie sich als fruchtbar genug. Man denkt zuerst vor allem an die getrennten Gebiete des Physischen und Psychischen. Auch sie kann man in eine einwandsfreie Beziehung zu einander bringen durch Einführung des mathematischen Funktionsbegriffes. Man verfährt innerhald beider Sphären durchaus nach dem Maß des Gleich und Gleich, und mißt den einzelnen Reiz nicht direkt mit der einzelnen Empfindung, sondern wiederum nur die Verhältnisse beider. Auch scheint das Vergessen des Nenners, worauf die odige Ueberlegung beruhte, ziemlich einfach erklärdar. Es liegt einmal an der Enge unsres Bewußtseins, das stets nur eine gewisse Menge von Vorstellungen zu überschauen vermag, und die übrigen zurücktreten läßt. Und sodann an der kraftsparenden Aufmerksamkeit: für die Praxis hat aber das Allgemeine (der Nenner) nicht die Bedeutung wie das Einmalige und Individuelle;[9]) das praktische Leben betont überall Unterschiede, besondere Eigenschaften, wenn auch das Allgemeine psychisch durchaus wirksam bleibt. Voraussetzung ist nur, daß Waare überhaupt und Geld überhaupt eine gewisse Rolle im Zwecksystem des Menschen spielen. Abee die Eigenschaft des Geldes, Werthe zu messen, zwingt ihm noch nicht selbst den Charakter eines Eigenwerthes auf.

Und das scheint wiederum der allgemeine Kulturgang und ein allgemeines Prinzip zu sein, daß das Maßverhältniß zwischen zwei Größen nicht mehr durch unmittelbares Nebeneinanderhalten, sondern durch ein beiderseitiges Verhältniß bedingt wird. Aehnlich geben wie ein ästhetisches Urtheil ab, d. h. wir schaffen uns aus dem Problem, dem Moterial, der Stilart jedes Kunstwerkes eine gattungmäßige Norm, mit dem wir die jeweilige Realinhaltlichkeit messen. Denn das ist ja überhaupt der Sinn *jedes* Urtheils: das Verhältniß je zweier Dinge zu zwei anderen Gegenständen abzuwägen, und in die Einheit eines Gleichheitsurtheils zusammenzufassen. Das Geld ist auch hie-

[7]) Wir werden an den Gedanken von *Sophie Germain* von der völligen Analogie alles Seienden und Wissenden erinnert.

[8]) Ihren schärfsten und folgerichtigsten Ausdruck hat die Substanzlehre des Geldes bekanntlich bei K. Marx gefunden.

[9]) Darum knüpfen auch Gattungsnamen ursprünglich meist an etwas Konkretes an.

für nur die reinste Verkörperung: die Relation der Dinge auch da gleichzusetzen, wo die Dinge selbst keine Gleichheit oder Aehnlichkeit besitzen. — Aber zugleich bedeutet das Geld auch die Symbolisirung der Realitäten durch Zeichen. Von denen die markanteste vielleicht unsre Schrift ist, wo ein gleichgültiger Strich die Bedeutung eines Gegenstandes ersetzt, oder die reine Zeichensprache der Chemie und in höchster Potenz die Mathematik. Es bedeutet diese Symbolisirung im ganzen eine Erhöhung des Intellektes für die Lebensführung. Denn es ist immer ein Prinzip der Ersparniß an Kräften und Substanzen, was zu Symbolen führt, die letzthin mit dem Vertretenen gar keine Verwandtschaft mehr haben. Es stellt dieser Symbolcharakter also direkt eine Vergeistigung des Geldes dar; und der Zusammenhang zwischen dem Gelde und dem Intellekt, der selbst nur ein ökonomisches Prinzip des Denkprozesses bedeutet, springt hervor. Zunehmende Geldwirthschaft heißt darum auch soviel wie Intellektualisirung der Kultur.

Aber wenn auch das Geld seiner Idee nach als Maßfunktion nicht nothwendig selbst einen Werth haben muß, so folgt daraus noch nicht, daß es ihn in Wirklichkeit nicht hat. Zweckmäßigkeitsgründe führen dahin, ihm zum Theil den Substanzcharakter zu lassen. Denn die Unvollkommenheit der ökonomischen Technik würde uns des Haltes berauben, wenn nicht irgendwie der Vergleichbarkeit doch noch ein reales Substrat zugrunde läge. Sodann macht die Möglichkeit des Mißbrauches dies ebenfalls erforderlich. So ist die Substanzirung des Geldes doch nöthig, und ihre ideale Form des reinen Symbols nur die Asymptote, der die Wirklichkeit zwar nahe kommen kann, ohne sie jedoch je zu erreichen. Die rein ideale Möglichkeit wird im Falle des Geldes nicht reale Wirklichkeit; es ist auch kaum anzunehmen, daß sie es je wird. Aber das berührt nicht den Gedanken des Prinzipes, sondern nur die unvollkommene Zufälligkeit. Und das Geld erfüllt seine Dienste am besten, wenn es nicht bloß Geld ist, was es seiner Idee nach sein könnte, d. h. nicht bloß die Werthseite der Dinge in seiner Abstraktion darstellt. Allerdings — das Ziel und die Richtung der Entwickelung liegt ganz auf dem Wege des reinen Zeichengeldes. Es verhält sich hier wie mit anderen Elementen des Lebens, die nur dann eine zweckmäßige Wirksamkeit entfalten, wenn neben ihnen auch entgegengesetzte bestehen, die sich durchzusetzen bemühen, ohne doch je an das Ziel zu kommen. So bedeutet die Sozialisirungstendenz in der Gegenwart zwar an sich einen Fortschritt; aber ihr völliges Durchdringen würde dies nicht mehr thun, da dieser ganz auf der gleichzeitigen Anwesenheit der gegenseitigen Elemente des Individualprinzips beruht. So auch das Verhältniß zwischen dem substanziellen Eigenwerth des Geldes und seinem bloß funktionellen Wesen. Wiederum offenbart sich in dem besonderen Doppelcharakter des Geldes eine allgemeine innere Einheit des Lebenssinnes. Simmel drückt das so aus: das Leben ist auf absolute Bestrebungen als Elemente eingerichtet, während die Wirklichkeit sich auch durch andere Elemente bestimmen läßt.[10]) So kann also durchaus die Idee des Geldes als der bloß eigenwerthlose Ausdruck des gegenseitig gemessenen Werthes der Dinge bestehen bleiben, obgleich die Wirklichkeit dem nicht entspricht. Es ist der Gedanke Kants vom regulativen Prinzip. Darnach sind die konstitutiven Elemente des besonderen Falles nur die regulativen Momente des Seienden überhaupt. Die Wirklichkeit hat es niemals nur mit einem Prinzipe zu thun, sondern immer mit mehreren, die sich ergänzen und damit voraussetzen, bekämpfen und durchdringen. Es gibt keine absolute „Tendenz“, die nicht auch ihr Gegentheil hervorbrächte.

Simmel untersucht dann die geschichtliche Entwickelung des Geldes auf dem Wege von der Substanz zur Funktion — nicht in der Weise thut er es, daß er die historische Aufeinanderfolge aufweist. Sondern er schlägt den umgekehrten Weg ein, und zeigt durch Analyse die soziologische Bedingtheit dieses Prozesses auf. Man könnte es den Vergeistigungsprozeß des Geldes nennen, der vom Substanzwerth zum reinen Funktionswerth hinaufführt. Es ist vor allem die Festigkeit und Zuverlässigkeit in den sozialen Beziehungen nöthig, damit die Geldsubstanz sich loszulösen vermag. Schließlich kann dies ja so weit gehen, daß das Geld auch in seiner rein psychologischen Vertretung der Notendeckung alle Wirkungen des Geldes selbst hervorbringt. Diese Wirkung als bloße Potenzialität hängt von der Sicherheit und Feinheit der wirthschaftlichen Organisation ab. Das wird dann in dem Werke im einzelnen ausgeführt, soll aber hier nicht berührt werden, um wieder mehr die philosophische Seite hervortreten zu lassen. Das Ergebniß ist eben die steigende Bedeutung der Geldfunktion auf Kosten der Geldsubstanz. In einer ideellen Sozialverfassung könnte vielleicht ein ganz substanzloses Geld umlaufen und wäre hier auch das zweckmäßigste Geldmittel.

Wie aber der Begriff die ideale Einheit der Merkmale ist, so schafft auch das Geld seinerseits eine Einheit, in die alle vielfache und extensiv-ökonomische Bedeutung des Geldes konvergirt. Das Geld kondensirt gleichsam die Werthe und schließt sich damit den großen Kulturmächten an — überall in einem kleinsten Punkte die größte Kraft zu sammeln. Es gilt dies — wie Mach hervorgehoben[11]) — letzthin auch von der wissenschaftlichen Arbeit, die ebenfalls nur ein ökonomisches Prinzip darstellt. Maschine, Naturgesetz, Feuerwaffen — sie alle enthalten in kondensirtester Form aufgespeicherte Spannkräfte. Das Geld ist also auch in dieser Hinsicht wiederum nur Repräsentant einer Kulturtendenz: der Kondensirung der Kräfte. Das Wesentliche des Geldes sind eben Vorstellungen, die weit über die enge Bedeutung seines zufälligen Trägers in ihm investirt sind. Und die zunehmende Vergeistigung des Geldes zeigt damit zugleich, was das Wesen des Geldes überhaupt ausmacht: der Vielheit der Form die Einheit zu gewähren. Daher wird erst in dem Maße, wie die Substanz zurücktritt, das Geld wirklich Geld. Nicht mehr, was das Geld, sondern woher es ist, verleiht ihm dann seinen Werth. Was das einzelne Quantum verliert, das gewinnt das Geld im ganzen an Bedeutung. Aber auch diese Erscheinung stellt nur den Spezialfall eines allgemeinen Typus dar, das heißt: der Werth des Ganzen hebt sich in demselben Verhältniß, in dem der seiner einzelnen Theile sinkt.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Bilder aus Rußland.*)

Von Dr. R. Hermann (München).

### 5. Herrscher und Beherrschte.

Kein Staat und kein Volk der Erde, China vielleicht ausgenommen, erscheint uns in seiner Gesammtheit so unverständlich und räthselhaft wie das große Zarenreich und seine vielartigen Bewohner. Rußland hat für uns wie ein Januskopf zwei Gesichter, deren Ausdruck wir unterscheiden, aber nicht begreifen können. In der Weltpolitik sehen wir das große Reich als zielbewußte Einheit eine der ersten, wenn nicht die erste Rolle spielen: höchste Zielbewußtheit, im Verein mit einer sehr geschickten Diplomatie und einer glücklichen Anpassungsfähigkeit; ein kolossaler Machtaufwand, anscheinend von gleich fester Hand im einen wie im anderen Welttheil geleitet, der die größten

---

[10]) Ich glaube, daß in dieser allgemeinen Fassung auch der Einwand nicht zu recht besteht, den Schmoller bei der Besprechung des Werkes (Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft, Bd. XXV, S. 5) erhebt. Simmel meint ganz allgemein, daß alle besonderen einseitigen Ausbildungen sich immer nur bis zu einem gewissen Grade durchsetzen, weil sie auf Widerstand stoßen, der ein Abbiegen von der geraden Linie verursacht; das gelte vom Sozialprinzip nicht minder wie vom Individualprinzip u. s. f.

[11]) Z. B. Mach, Analyse der Empfindungen. 2. Auflage (1900). S. 87 f.

*) S. Beilage Nr. 226, 229 u. 269 d. J. 1900 und Nr. 105 d. J. 1901.

Schwierigkeiten in zäher Arbeit überwinden, und Werke schaffen hilft, aere perennius. Dabei eigenthümlicherweise an den größten Strecken der weiten Grenzen neben der politischen zugleich eine kulturelle Expansionskraft, die wiederum, wo sie mit der Konkurrenz westeuropäischer Kultureinflusses rechnen muß, im Wettkampf siegreich besteht.

Andrerseits wissen wir genug von den inneren Zuständen des Reiches, um es begreiflich zu finden, wenn Manche das Gleichniß vom Riesen mit thönernen „Füßen“ auf Rußland anwenden. Wir kennen die bittere Armuth der großen Masse, haben selbst überall mit der unfehlbaren Bestechlichkeit des Beamtenstandes bis hoch hinauf rechnen gelernt. Wir haben genug gehört von den fast alljährlich wiederkehrenden Hungersnöthen ausgedehnter Gebiete, von den für uns empörenden Aeußerungen autokratischer Willkür oder roher Gewaltthätigkeit gegen Unterthanen. Vielfach sind wir geneigt, wie im Fall Finnlands, Rußland als kulturfeindlichen Faktor zu betrachten. Zahlreich sind bei uns diejenigen, die stets gewärtig sind, das geknechtete russische Volk sich erheben zu sehen; und diese weit verbreitete Ansicht konnte allein zu der so vollkommen irrthümlichen Auffassung führen, die bei uns so lange über die russischen Nihilisten herrschte. Und dennoch geht vor unsern Augen das Unbegreifliche fortwährend vor sich: Im Innern des Reiches sterben alljährlich Hunderte, vielleicht Tausende, an Hunger oder den Folgen der Unterernährung; und nach außen steht Rußland gebieterischer da als jemals; die kleinen Gährungen im Innern des Kolosses stören das Gleichgewicht der Masse kaum. Niemand wird ja auch an der Festigkeit unsrer Erdrinde deßhalb zweifeln, weil da und dort ein vulkanischer Ausbruch erfolgt. Die glühenden Lavaströme erkalten schnell, und die Asche bildet den Dünger für neues Leben.

Der gleiche Zwiespalt scheint aber auch das soziale Leben im Zarenreich zu durchsetzen: cum grano salis wird man leicht überall eine Kaste der Herrschenden, und eine Kaste der Beherrschten erkennen. Die erstere wird gebildet von dem Heer der Beamten und Militärs, und gar nicht nur von denen, welche wir als die höheren Stände bezeichnen. Jeder, der eine Uniformmütze und eine, wenn auch noch so geringfügige, Beamtung und Verantwortlichkeit hat, fühlt sich identisch mit der Regierung, mit der herrschenden Klasse. Die Beherrschten, die stets als quantité négligeable im äußeren Verkehr behandelt werden, und auf deren Schultern doch immer noch die Hauptlasten des ganzen Baues ruhen, das sind die Bauern, oder besser die ämter- und würdelose, meist auch vermögenslose Landbevölkerung. Ein Bild, das jedem Beobachter in Rußland sich immer wieder aufdrängt: der Amtsbote, der Postknecht, der Wechselwärter am Bahnhof, wie er als Gebietender gegenüber dem ärmlichen Landvolk sich aufspielt, es als Kanaille behandelt; und der Bauer, ihm gegenüber, stets demüthig und unterwürfig, vielleicht mit Rippenstößen traktirt, aber ohne Zeichen der Empörung. Woraus sollte sich auch sonst der kolossale Zudrang zu den Stätten höherer Bildung seitens Unbemittelter erklären, als aus dem Bestreben, dadurch die Möglichkeit zu erhalten, um später auch einmal zu den Herrschenden zu gehören? Es ist auch charakteristisch, daß die Studentenschaft stets als aufrührerisches Volk behandelt und betrachtet, aus ihren Reihen die Männer stellt, die dann als Beamte sehr konservativ werden.

Man ahnt erst in Rußland, welch kluges Mittel innerer Machtpolitik die Uniform und allerlei Auszeichnungen bilden. Was irgendwie im Reich mit einem noch so geringen Macht- und Amtsbereich ausgestattet ist, das trägt seine Uniform, seine besonderen Abzeichen, und fühlt sich so schon äußerlich gesondert und erhaben gegenüber der farblosen Masse derer, die kein Amt und keine Würde haben. Alle diese verschiedenen Elemente derer, welche farbige Streifen an den Hosen, metallene Knöpfe und eine Kokarde an der Mütze tragen, sind dennoch durch ein inneres gemeinsames Band verknüpft. Bis zum letzten Wagenschieber und Ausgeher herab äußert sich die rätselhafte fascinirende Wirkung, die vom Glanz des Imperialismus ausgeht. In Tausenden von Fällen bilden alle diese eine Rechtsgemeinschaft für sich, in Fällen, wo eine Ordnungsvorschrift z. B. erlassen ist, die von der misera plebs zu befolgen ist, deren Uebertretung seitens eines Würdenträgers aber hingegen als beinahe selbstverständlich betrachtet wird; oder wo eine Reihenfolge natürlicher Art, ein rein faktischer Vorrang sofort zugunsten des Bevorrechteten geändert und preisgegeben wird. In der Nähe einer Festung etwa ist der Zutritt zu der oder jener Oertlichkeit dem Publikum versagt: der gemeine Mann steht in der Ferne voll Ehrfurcht vor der Wache, aber der Beamte in Uniform spricht ein paar Worte mit dem Posten, und findet Zugang. Oder ein Museum ist zu bestimmten Tageszeiten nur geöffnet: der Mann im ärmlichen Kittel findet verschlossene Thüren; aber der Offizier in Uniform wird von dem betreßten Diener freundlich auch außerhalb der bestimmten Stunden zugelassen. Oder es ereignet sich irgend ein Vorfall in der Oeffentlichkeit, der viele Leute anzieht: die gewöhnlichen Sterblichen sind vielleicht stundenlang „angestanden“, um sich den Platz dicht beim vorne stehenden Polizisten zu sichern: da erscheint ein Würdenträger im letzten Moment des Wartens. Ein Wink, der Polizist treibt die Menge mit wenig sanften Ellenbogen auseinander, und der Neuangekommene steht in der ersten Reihe. Und die Vertriebenen scheinen das als ganz selbstverständlich zu halten: sie murren nicht und blicken nicht erzürnt oder haßerfüllt auf den Begünstigten. Ich vergesse nicht den Fall, wo ich selbst einmal auf Kosten einer vielfachen Reihe in den Vordergrund geleitet wurde, um eine Kaiserparade in nächster Nähe zu sehen: mein demokratisches Gefühl in mir sträubte sich gegen meine eigene Bevorzugung, und verursachte mir eine Art von Beschämung gegenüber den Verdrängten.

Aber der russische gemeine Mann scheint anders zu empfinden. Ihm fehlt noch die Fähigkeit, seine Zurücksetzung zu erkennen, und nach dem Grund ihrer Berechtigung zu forschen. Er hält sie vielleicht für eine nothwendige Begleiterscheinung der Pracht und des Glanzes, den auch er neidlos bewundern kann; in ihm liegt vielleicht in noch verstärktem Maß eine Eigenschaft, die ja auch bei uns zu bemerken ist: eine Regierung, oder ein Herrscher, der zwar zugänglich und volksfreundlich ist, aber den königlichen Prunk verabscheut, wird vom Volk nicht so hoch geschätzt wie ein Anderer, der vielleicht der Menge gänzlich entfremdet ist, der aber um sich den Glanz des Thrones liebt. Der gemeine Mann hat eine lebhafte Phantasie; er ist geneigt, den mit der Herrlichkeit seiner Würde bekleideten Mann für ein höheres Wesen zu halten. Dies war und ist vielleicht die psychologische Erklärung für die Anziehungskraft, die weiland König Ludwig II. von Bayern vor allem auf das Landvolk ausübte, das ihn doch nie verstehen konnte; dies ist wohl auch der tiefere Grund für die Stellung des russischen Volkes gegenüber der Regierung. Und wie weise versteht man in Rußland diese Seite der Volksseele, und dazu den dem Russen innewohnenden Nationalstolz, zu pflegen!

Es läßt sich hier zwischen der russischen Staatskirche und der russischen Regierung eine interessante Parallele ziehen. Die erstere, um deren Dogmen sich naturgemäß die große Menge des ungebildeten Volkes sehr wenig bekümmert, fesselt die Andächtigen gerade durch die Unsumme von Ritualien, die von Jedem ohne Nachdenken über ihre Bedeutung entweder befolgt oder doch mit angesehen werden, und durch den Prunk, der beim Ritus entfaltet, sowie durch den kolossalen Reichthum, der zur Schau getragen wird. — Auch die Regierung pflegt bei ihren Maßnahmen, die diesen zugrunde liegenden Erwägungen ins Dunkel zu hüllen, und durch die Zensur, welche eine Kritik der Regierungsmaßnahmen nur nach der günstigen Seite hin zuläßt, wird die Erkenntniß in dieser Hinsicht noch mehr beeinträchtigt; dafür pflegt auch sie durch Glanzentfaltung, durch Schaustellung von Macht und Reichthum auf den Sinn der Menge einzuwirken. Jeder, der Rußland kennt, wird sich lebhaft zweier typischer Bilder erinnern: einmal einen der großen Klosterkomplexe, etwa die Lawra von Sergiewo bei Moskau: eine kleine Stadt für sich, mit einer großen Anzahl von Kirchen und vielleicht den äußeren Spuren einer ruhmvollen Vergangenheit. Und innerhalb

dieses Komplexes sieht er, eine wogende Menge von ländlichen Pilgern, in den ärmlichsten Kleidern, mit dem Sack oder der Ledertasche sowie einem Stab ausgerüstet, den nothwendigen Utensilien der langen Fußreise, die sie bis zur heiligen Stätte zurückzulegen hatten. Dann folgt er der frommen Schaar in die Gemächer, welche die Schätze des Klosters aufbewahren: unendliche Reichthümer an kostbaren Metallen und Steinen, an alten Stickereien und literarischen Schätzen. Der dienende Bruder erklärt und nennt dabei manchmal auch Werthziffern von schwindelnder Höhe; um ihn dichtgedrängt, durchwandern die Armen Gemach um Gemach, wo in hohen Glasschränken die unermeßlichen Kostbarkeiten vieler Jahrhunderte geborgen sind. Sie empfinden keinen Neid, denn, was sie sehen, steht völlig außerhalb des Bereiches ihrer Wünsche und Hoffnungen; sie ahnen aber die große Macht, welche der Besitz dieser Reichthümer der Kirche verleiht, und fühlen sich stolz als Zugehörige der kirchlichen Gemeinschaft, dann gehen sie durch die Höfe und Kapellen, wo an allen Ecken und Enden Mönche oder Nonnen bittend den Teller für milde Gaben hinhalten; und es regnet Kupfermünzen, die diese fast Besitzlosen dem reichen Kloster spenden, freiwillig und gern spenden.

Ein anderes Bild von anderem Ort: Ein Sonntag im Kreml Moskaus. Dieselben Schaaren ländlicher Besucher wallen auf den weiten Höfen und Plätzen der Kaiserstadt. In dicken Haufen bewundern sie die beiden Riesenkanonen; einige schlüpfen in den weiten Hohlraum der größeren: Rußland hat die größte Kanone der Welt. Dann bleiben sie vor dem Glockenthurm (Iwan Welikij) stehen, wo die zertrümmerte Riesenglocke der Kaiserin Anna steht. An dem abgesprungenen Stück derselben messen sie ihre eigene Kleinheit: Rußland hat die größte Glocke der Welt gegossen! Dann dröhnen von dem Thurm herab in majestätischem Tongewirr die dumpfen Klänge aller der dort oben hängenden Glocken, und sie werden begleitet von dem tiefen Brummen der großen Himmelfahrtsglocke, das den Boden ringsum erzittern läßt: und wieder sagen die Leute: In Rußland läutet die größte Glocke auf der Welt. In Schaaren werden sie durch die Prachträume des Zarenschlosses geführt: in seine Schlafgemächer, die er benutzt, wenn er in Moskau weilt, dürfen sie eindringen, und fühlen mit Ehrfurcht die Nähe des Gewaltigen fast stets Unsichtbaren, der ihre irdischen Geschicke lenkt.

Es geschieht zweifellos mit bewußter Absicht, daß solche Prunkstücke allerorten dem Volke seitens der Kirche wie seitens des Staates vor Augen geführt werden; beide vereinigen sich sogar nicht selten an einem Ort, um das Gefühl nationaler Größe beim Volk künstlich zu bestärken. So enthält z. B. die Kasan'sche Kathedrale in St. Petersburg (in welcher jüngst die von Kosaken verfolgten Studenten Schutz suchten) eine reichhaltige Sammlung von nationalen Trophäen: Fahnen, Waffen, Schlüssel eroberter Städte. Ja, um der äußeren Wirkung auf die Menge willen, scheut man sich mitunter auch nicht, die historische Wahrheit zu verletzen, oder den Spott der Geschichtskenner herauszufordern. Nur hieraus läßt sich erklären, warum unter der in der Kathedrale ausgestellten Menge von Stadtschlüsseln auch solche von Orten sind, welche die Russen nie „erobert“ haben (Bremen, Aachen), oder von wenig bedeutenden Oertlichkeiten wie Tschenstochow oder Königshofen. Hierin liegt eine von Staat und Kirche an allen Orten des weiten Reiches in gleicher Weise befolgte Politik, die bezweckt, dem unkundigen Mann aus dem Volke den Glanz und Ruhm des so kostspieligen Imperiums in recht aufdringlichen Farben vor Augen zu führen. Man begreift dann wohl auch die Gesinnung nicht weniger enragirter Russen, die der Ansicht sind, daß der Zar mit einem Wink seiner Brauen, wie einst der olympische Zeus das Weltall erschüttern, daß Rußland die Engländer, und geschweige erst die paar Deutschen jederzeit in die Tasche stecken könne. Der Ungebildete denkt nicht so weit: er begreift aber, daß der Glanz und die Macht viel Geld kostet, daß infolgedessen er die hohen Steuern und sonstigen Lasten tragen muß, und er empfindet es als eine Belohnung für die mehr oder minder praktische Erfüllung der staatsbürgerlichen Zahlungsverpflichtungen, wenn er gewürdigt wird, von Zeit zu Zeit die äußeren Zeichen von des Reiches Glanz und Herrlichkeit bewundern zu dürfen. Der prunkvolle Gottesdienst in der überreichen Kirche, und dann das Schauen und Staunen vor den Denkmälern weltlichen Ruhmes und kaiserlicher Pracht — das sind des armen Volkes sonnige Stunden. Dafür hungert dann der Bauer während des langen Winters in seiner verfallenden Hütte, und liegt ergebungsvoll hinter seinem kalten Herd, ein Bild orientalischen Fatalismus, wartend, bis die unerforschliche Macht, die über ihm waltet, wieder bessere Tage schenkt.

Es mag paradox klingen; aber mich dünkt: so wie der russische Bauer jetzt ist, und wie er noch längere Zeit bleiben wird, ist die von der Regierung wie von der Staatskirche befolgte Politik, von deren Standpunkt aus betrachtet, die einzige richtige, und andrerseits könnten beide nicht bestehen, beruhten sie nicht auf einer Unterthanenmenge von der geduldigen, dauerhaften, ungebildeten und fatalistischen Art des russischen Bauern.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* **Professor Karl Weinhold**, der im Sommer dieses Jahres in Bad Nauheim dahingeschiedene Germanist der Berliner Universität, hat, wie die „Nat.-Ztg.“ erfährt, über einen Theil seines handschriftlichen Nachlasses eine besondere Verfügung getroffen, die für die literaturgeschichtliche Forschung werthvoll und interessant ist. Geh. Rath Weinhold besaß eine große, umfangreiche Autographen-Sammlung von besonderem Werthe, keine kleinen Schnitzel und Spähne, sondern reiche Briefschätze aus der älteren deutschen Literatur bis zur Goethezeit. Besonders aus der Zeit vom Sturm und Drang hat er es verstanden, die interessantesten und inhaltreichsten Dokumente zusammenzubringen, Briefe und Manuskripte von Dichtern, von denen sich sonst nur wenige Reliquien erhalten haben. Diesen ganzen Bestand an Urkunden zur deutschen Literaturgeschichte hat Weinhold der hiesigen Literaturarchiv-Gesellschaft vermacht, in deren Vorstand er seit ihrer Begründung im Jahre 1892 erfolgreich wirksam gewesen ist.

w. Neben der Aldina sind es besonders zwei Druckereien der älteren Zeit, welche einen großen Ruhm erlangt haben und deren Ausgaben für Liebhaber ein Gegenstand eifrigen Sammelns sind, die Drucke der Elzevire in Leyden (16. bis 17. Jahrhundert) und die Drucke von Plantin und Moretus in Antwerpen. Dies Haus, im Jahre 1535 gegründet, blühte bis tief in das 17. Jahrhundert hinein und brachte es durch die Feinheit der Lettern und durch die schöne Ausführung der Kupferstiche zu großem Ruhme. Ein glücklicher Umstand wollte es, daß trotz der vielen Stürme, die im Laufe der Zeit über die Scheldestadt dahinbrausten, jenes Haus mitsammt seinem Nachlaß erhalten blieb: seit 1877 ist es im Besitze der Stadt, welche es dem öffentlichen Besuche erschloß. Einen besonderen Werth besitzen die alten, zur Herstellung von Stichen hergerichteten Kupferplatten. Unter der großen Menge dieser Platten fanden sich auch einige, die infolge von eingetretenen Hindernissen gar nicht zum Abdruck gekommen sind. Zwölf solcher Bilder, ein jungfräulicher Druck, sind vor kurzem endlich in die Presse gekommen: Les planches du Bréviaire gravées par Jean Wierickx. Diese Bilder, in Zeichnung und Stich gleich vollendet, enthalten Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament. Daß man daneben auch alte, schon gebrauchte Platten wieder abzieht, ist besonders den Sammlerkreisen sehr erwünscht.

* **München.** Am Samstag früh ist in Berchtesgaden Geheimrath Professor Dr. Hermann v. Sicherer im Alter von 62 Jahren gestorben. Er lehrte an der hiesigen Universität Rechtsgeschichte, Kirchen- und Privatrecht. Sein Hauptwerk handelt über „Staat und Kirche in Bayern“. Eine Würdigung der Verdienste und der Werke des Dahingegangenen wird von berufener Seite in dieser Beilage gegeben werden.

-e. **Heidelberg.** Professor Dr. Max Wolf, Extraordinarius der Astronomie an hiesiger Universität und Direktor der Großh. Landessternwarte auf dem Königsstuhl, hat den an ihn ergangenen Ruf als ordentlicher Professor an die Universität Göttingen und Direktor der dortigen Stern-

worte abgelehnt. — Geh. Bergrath Prof. Dr. Rosenbusch wurde von der kgl. Academia dei Lincei in Rom zum auswärtigen Mitglied erwählt.

* **Jena.** Die an der hiesigen Universität neu errichtete außerordentliche Professur für bürgerliches Recht und Zivilprozeß ist, der „Magdeb. Ztg.“ zufolge, dem Privatdozenten Dr. R. Schott in Breslau übertragen worden.

* **Bonn.** Das an der hiesigen Universität neu eingerichtete Extraordinariat für innere Medizin wurde dem Medizinalrath Professor Dr. Ungar übertragen.

* **Halle a. S.** Der bisherige Privatdozent Dr. Ferdinand Henckenkamp ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität Greifswald ernannt worden.

* **Braunsberg.** Der bisherige Privatdozent in der theologischen Fakultät des Lyceum Hosianum zu Braunsberg Dr. Franz Josef Kolberg ist zum außerordentlichen Professor in derselben Fakultät ernannt worden.

oem. **Breslau.** An Stelle des bisherigen ersten Assistenzarztes an der hiesigen Universitätsklinik und -Poliklinik für Syphilis und Hautkrankheiten Dr. med. Walther Scholtz ist der prakt. Arzt Dr. med. Fritz Juliusberg hierselbst berufen worden.

* **Aus Oesterreich.** Der ordentliche Professor der Mineralogie und Geologie an der Technischen Hochschule in Wien, Hofrath Dr. Franz Toula, hat dieser Tage mit einigen seiner Schüler eine geologische Studienreise in die Karawanken unternommen.

M. C. **Rom,** 20. Sept. Für den Internationalen Kongreß der historischen Wissenschaften im April 1902 ist soeben das Spezialzirkular einer der interessantesten Sektionen erschienen, nämlich der Sektion XVI, Methodik der Historiographie. Im Schoß dieser Sektion dürften wohl alle die Fragen aufgerollt werden, die in den letzten Jahrzehnten die Historiker aller Länder als wichtige Prinzipienfragen interessirt haben. Das Zirkular ist von dem Universitätsprofessor Croce in Neapel als provisorischem Leiter unterzeichnet. Es heißt da, daß versucht werden soll, eine fruchtbringende Diskussion über die Gegensätze und neuen Probleme herbeizuführen, die sich in den Worten Geschichtsphilosophie, materialistische Geschichtsauffassung, Historiologie, Ethnopsychologie und Soziologie zusammenfassen lassen. Als Zweck einer solchen Diskussion bezeichnet es Croce, eine Grundlage für eine Methodik der Historiographie zu schaffen, die den richtigen Mittelweg zwischen den überkommenen Schulformeln und der induktiven Logik der Naturwissenschaften hält. Unzweifelhaft ist das eine sehr schwere Aufgabe. Es besteht vielleicht für keine Sektion so sehr die im Zirkular erwähnte Gefahr, daß Zeit für Diskussionen verwendet wird, die ihrer Natur nach zu einem konkreten Ziel schwerlich führen können. Da einer der hervorragendsten deutschen „Reformatoren“ der Geschichtsauffassung, Prof. Lamprecht in Leipzig, am Kongreß theilzunehmen gedenkt, so ist zu hoffen, daß die deutschen Auffassungen in dieser Sektion auch zum Wort kommen werden.

* **Aus Griechenland.** Aus Athen wird der jähe Tod des Professors der Chirurgie an der dortigen Universität, Galvanis, gemeldet, dessen Ruf weit über die Grenzen seiner Heimath hinausgedrungen war. Er galt als eine Zierde der griechischen Hochschule und seinem unermüdlichen Wirken war es besonders zu verdanken, daß das unter dem Protektorat der Königin geschaffene Spital „Evangelismos“, eines der besten in Athen, eine überaus segensreiche Thätigkeit entfaltete. Der Tod Galvanis', der plötzlich auf einem Jagdausfluge in der Umgebung Athens gestorben ist, wird umsomehr allgemein beklagt, als in Griechenland kaum eine Persönlichkeit von so großer wissenschaftlicher Bedeutung zu finden ist, daß sie ihn ersetzen könnte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. L. Beck: Die Geschichte des Eisens. 5. Abtheilung, 3. Lieferung. Braunschweig, Vieweg 1901. — Dr. H. W. Bakhuis Roozeboom: Die heterogenen Gleichgewichte vom Standpunkte der Phasenlehre. 1. Heft. Ebd. 1901. M. 5.50. — Prof. Dr. C. J. Fuchs: Volkswirthschaftslehre. (Sammlung Göschen Nr. 133.) Leipzig, Göschen 1901. M. 0.80. — Dr. H. Jantzen: Dichtungen aus mittelhochdeutscher Frühzeit. (Do., Nr. 137.) Ebd. 1901. M. 0.80. — H. J. Chr. v. Grimmelshausen: Simplicius Simplicissimus. (Do. 138.) Ebd. 1901. M. 0.80. — A. Haven-Othing: Mit ausgestreckter Zunge!! Dresden und Leipzig, Pierson 1901. — J. A. Lux: Wiener Sonette und andere Lieder. Ebd. J. Freytag: Krieg und Frieden in Asien und im Burenland. Ebd. M. 0.60. — Aus dem literarischen Nachlaß von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle. 1. Band. Stuttgart, Dietz 1902. — A. A. Issateff: Sozialpolitische Essais. Ebd. 1902. — Die Chronik des Bernhard Wyß, hsgb. von G. Finsler. (Quellen zur Schweizerischen Reformationsgeschichte. I.) Basel, Geering 1901.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keit in München.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Jahrgang 1901. München, Dienstag, 24. September. Nummer 219.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Denkmäler der Tonkunst in Bayern.

Der zweite Band der durch „die Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmätern der Tonkunst in Bayern" veranstalteten" Publikationen liegt seit Monat Juli abgeschlossen vor¹) und hat also den seinerzeit in Aussicht gestellten Termin seines Erscheinens pünktlich eingehalten. Wie der im vorigen Jahr veröffenttichte Dall' Abaco-Band, gilt auch er einem bedeutenden bayerischen Tanmeister, der allerdings nicht das Schicksal des lange gänzlich verschollenen kurfürstlichen Konzertmeisters theilte, aber immerhin weiten Kreisen heute so gut wie unbekannt sein dürfte: dem Nürnberger Johann Pachelbel, J. S. Bachs großem Vorläufer. Und zwar macht uns der von dem Berliner Musikhistoriker Dr. Max Seifert redigirte Band mit den Klavierkompositionen des Meisters vertraut, die von den bisherigen Neudrucken nahezu vollständig ignarirt worden sind; außerdem enthält er eine Auslese von Klavierstücken des Wilhelm Hieronymus Pachelbet, Johanns ältesten Sohnes, sowie eine biographische Einleitung von Adolf Sandberger, die uns klar und kurz mitten in die merkwürdige, von Ereignissen belebte Zeitsphäre dieses Künstlers versetzt, und über sein Schaffen die wichtigsten Aufschlüsse gibt.

Zweck dieser Zeilen fall es nun sein, an der Hand des vorliegenden Materials die interessante Publikation des näheren zu erörtern.

Ueber die Herkunft und Lebensereignisse unsres Tonmeisters steht heute folgendes fest. Das Geschlecht der Pachelbel ist bis ins 14. Jahrhundert zurück zu verfolgen; in dieser Zeit wird nämlich zum erstenmal in der Nähe von Eger der Name erwähnt, der dann häufig in der nordbayerischen Geschichte auftaucht, seit 1610 auch theilweise mit dem Adelsprädikat von Gehay. Wir haben es also mit einer wohlhabenden und angesehenen Familie zu thun, die dem Lande eine Reihe tüchtige Männer gab. Ihr entstammte der Weinhändler Hans Pachelbel, der ursprünglich in Wunsiedel ansäßig war, später aber nach Nürnberg auswanderte, wo unser Meister am 1. September 1653 geboren wurde.

Der junge Johann zeigte schon früh, starke Anlagen, insbesondere für Musik, weßhalb ihm der Vater den trefflichen Organisten und Tonsetzer Heinrich Schwemmer zum Lehrer bestellte, bei dem sich der talentvolle Knabe rasch im Orgel- und Klavierspiel, sowie auf anderen Instrumenten ausbildete. Ader auch die allgemeine Bitdung kam nicht zu kurz. Pachelbel besuchte die Lorenzer Hauptschule, sodann das von dem Herausgeber der Nürnberger geistlichen Liederbücher gegründete Auditorium Aegidianum, und endtich die reichsstädtische Universität zu Altdorf, wa er zugleich als Organist der Altdorfer Kirche sein erstes öffentliches Amt dekleidete. Der junge Künstler stand damals in seinem 16. Lebensjahre, ein Beweis nicht nur für die Frühreife, sondern auch für seine ungewöhnliche Energie und Arbeitsfreudigkeit, wenn man bedenkt, daß ein Organist von ehedem eine bei weitem schwierigere Aufgabe zu lösen hatte wie heutzutage. Nach einjährigem Aufenthalt in Altdorf zog der Meister, vermuthlich wegen finanzieller Schwierigkeiten, nach Regensdurg, und trat in das dortige Gymnasium poëticam, eine altprotestantische Lateinschule, mit der ein Alumneum für unbemittelte Schüler verbunden war. Pachelbel erhielt daselbst freien Unterricht in Theologie, Philosophie, Mathematik, Physik, Astronomie und anderen Wissenschaften neben Kost und Wohnung, und fand, was seinen Bedürfnissen am meisten entsprach, Gelegenheit zu eifrigster Musikpflege. Stand diese doch im Vordergrund der Institutslehrfächer. Daneben ader genoß er den Unterricht eines katholischen Lehrmeisters, des Komponisten Kaspar Prentz, eines Schülers der unter italienischen Einflüssen stehenden Münchener Hofkapellmeister Porro und Kerl. Durch ihn lernte er nunmehr die großen Formen der italienischen Meister kennen, und seine Technik, die disher den praktischen Anforderungen der Nürnberger Schule vollauf genügt hatte, auf die glänzende Fertigkeit des italienischen Virtuosen steigern. So varbereitet, zog er ungefähr 1672, das wäre in demselben Jahre, in dem Prentz als dischöflicher Kapellmeister nach Eichstätt berufen wurde, nach Wien, jener Stadt, die gleich München den italienischen Tonkünstlern mit Entzücken entgegenjubelte. Dort hat er unter Johann Kaspar Kert, der 1673 München verlassen hatte, fleißig Kompositionsstudien getrieben; daß er sich auch praktisch mit Erfolg dethätigte, kann man aus seiner Amtsaushülfe als Organist des Stephansdomes schließen. 1677 erhielt er einen Ruf als Hofarganist nach Eisenach, um ein Jahr darauf die Organistenstelle an der Predigerkirche zu Erfurt zu übernehmen. Daselbst blieb er 12 Jahre bis 1690. In diese Zeit fiel seine Ehe mit der Tochter des Stadtmajors Gadler, aber kurz darauf auch sein schwerster Schicksalsschlag, der jähe Tod der geliebten Frau und eines Knäbleins, die beide der in ganz Deutschland wüthenden Pest erlagen. Wie tief dieser Schlag den Meister darniederbeugte, das geht aus seinem leider unvollständigen Klavierwerk, „Musikalische Sterdensgedanken" hervor; es sind volksmäßige Variationen über Choralmelodien, soweit sie erhalten sind, von rührender Schlichtheit und innigster Empfindung. In ihnen sucht Pachelbel nach echter Künstlerart Erhebung für sein übervolles Herz, und — wie schön — er gedenkt auch seiner nicht minder hart getroffenen Mitbürger. Das besagt die populäre Fassung des Werkes; es spricht direkt zum Volk, und hat sicher Gehör gefunden. 1690 folgte der Meister sodann einem Rufe nach Stuttgart, mußte aber 1692 vor der französischen Invasion — es war eine der Fluthwellen des Orleans'schen Krieges — flüchten und verlor seinen ganzen Besitz. Am 8. November 1692 sehen wir ihn wiederum in Thüringen in Gotha als Hoforganisten und am Johannistage des Jahres 1695, mit offenen Armen empfangen, in seiner Heimath Nürnberg, als Nachfoler Weckers an der Sebaldusorgel. Dort hat er dann nach langem unsteten Wandern endlich die ersehnte Ruhe gefunden und einen schönen, von treuen

¹) Unter dem Titel: Denkmäler deutscher Tonkunst. Zweite Folge. Denkmäler der Tonkunst in Bayern, veröffentlicht durch die Gesellschaft zur Herausgabe von Denkm. d. Tonk. in Bayern unter Leitung von Adolf Sandberger. 2. Jahrgang. 1. Band. Klavierwerke von Johann Pachelbel nebst beigefügten Stücken von W. H. Pachelbel. Leipzig. Breitkopf u. Härtel. 1901. Großfolio. 26 Seiten Text; 166 Seiten Noten.

Schülern und der ganzen Stadt betrauerten Tod. Am 7. oder 6. „Monats Martii 1706" ist „der Erbar und Kunstberühmte Johann Pachelbel, wohlverordneter Organist zu St. Sebald, in der Catharinagaß"[2]) selig im Herrn entschlafen.

Soweit die Lebensskizze. Aus ihr erhellt u. a., daß unser Meister für seine Zeit weit in der Welt herumgekommen ist, daß er viel erlebt und gesehen hat. Es waren aber nicht bloß äußere Verhältnisse, die ihn von Stadt zu Stadt trieben, und durchaus nicht immer ungünstige. Wir sehen vielmehr, daß Pachelbel zu den berühmtesten und geschätztesten Künstlern seiner Tage zählte, ja, daß man sich um den trefflichen Orgelspieler und geistvollen Tonsetzer förmlich bewarb, und ihn stets ungern ziehen ließ. Wie weit sein Ruf gedrungen war, das bezeugt am besten der ehrenvolle Antrag, der ihm 1692 von Oxford aus zuging. Derselbe konn nur dem Komponisten Pachelbel gegolten haben. Damit ist auch dargethan, daß schon zu seinen Lebzeiten seine Schöpfungen die weiteste Verbreitung gefunden haben müssen. Und das ist sehr wohl zu verstehen, wenn wir uns mit ihnen näher bekannt machen.

Wenn auch vieles von dem, was dem Meister die Anerkennung seiner Zeitgenossen eintrug, verloren zu sein scheint, wie beispielsweise die (französischen) Ouvertüren für Klavier, um derentwillen ihn damals die Musiker sehr schätzten, so besitzen wir doch heute von seinen Werken noch genug, um die Bedeutung des Meisters ganz ermessen zu können: Choralvariationen, Arien mit Veränderungen für Klavier, Choralvorspiele (Choräle zum Präambuliren), vierstimmige Partien für zwei Violinen und Generalbaß, außerdem handschriftlich, theils in öffentlichen Bibliotheken, theils in Privatbesitz, Choralmelodien mit Generalbaß, Chaconnen, Phantasien, Fugen und Suiten für Klavier.[3]) Pachelbel repräsentirt sich demnach als ein vielseitiger, auf kirchlichem und weltlichem Gebiet gleich thätiger Komponist. Der vorliegende Band nun enthält davon das „Hexordum Apollinis sex Arias exhibens organo pneumatico vel clavato cymbalo modulandas" (1699), die drei erhaltenen Choralvariationen der „Musikalischen Sterbensgedanken" (1683), 20 Suiten für Klavier nach einer dem Jahre 1683 angehörigen Niederschrift, 4 Arien, ebensoviel Phantasien, 6 Ciaconen und 7 Fugen, im ganzen 49 Stücke für Klavier. Wie der Verfasser der „Vorbemerkungen" betont, sollte mit dieser Veröffentlichung zur Geschichte der Klaviersuite, der Fuge und der Variation ein brauchbarer Beitrag geliefert werden, und in der That könnte die Bedeutung Pachelbels für diese wichtigen Musikformen nicht heller beleuchtet werden. Bezeichnet auch die Klaviermusik nicht eben den Höhepunkt seines Schaffens, so gewährt sie uns doch in seine Individualität einen tiefen Einblick, markirt sie uns die Stelle, die wir dem Meister in der Geschichtsentwickelung, namentlich der Formen, anweisen dürfen, und gibt uns den richtigen Maßstab für die Schätzung der deutschen Tonkunst vor J. S. Bach. Ja, diesen selbst wird man vollends nur verstehen, d. h. in seiner kolossalen Größe erschauen können, wenn man sich auch in den Geist der Pachelbel'schen wie überhaupt der vorbachischen Klaviermusik versenkt hat, die man darum nimmer unterschätzen darf.

Was nun die einzelnen Formen betrifft, so bekunden von den vorliegenden Typen die Variationen (Arien, Ciaconen) einen hohen Grad formeller Rundung. Ihre Eigenart liegt in der scharfen rhythmischen Zeichnung, die sich, wie die nur figurativ umspielte (kontrapunktisch dagegen unberührte) Melodik eng an das Thema gliedert. Verglichen mit den Variationenwerken unsrer großen Klassiker, nähert sich Pachelbels Stil in auffallender Weise dem Beethovens, im Gegensatz etwa zu Mozart, der bei aller Verwandtschaft doch anders varirt als dieser. Beethoven beachtet bei der figurativen Umschmückung des Sujets eine merkwürdige Stabilität, die ihn nicht selten zu klanglichen Absonderlichkeiten führt (z. B. in der 4. Variation der As-dur-Sonate, op. 26); gleich Pachelbel hält er an der einmal gewählten Figur fest, wo Mozart sie unbedingt aufgeben und durch ein neues charakteristisches Motiv ersetzen würde (wie er es z. B. in den Variationen 4, 5 und 6 der A-dur-Sonate thut). Ferner liebt Beethoven dieselbe, auf Accordzerlegung zurückgehende einfache Struktur seiner Arabesken; nur selten begegnen wir bei ihm komplizirteren Arten. Der dialektischen Verarbeitung des Themas geht er im allgemeinen ebenfalls aus dem Wege (im Einklang mit Pachelbel), während Mozart (vgl. Variation 9 der Sonate in D) nicht ungern mit kanonischen Künsten operirt. Es weist mithin von Pachelbels Variationsmanier eine direkte Linie von Pachelbel auf Beethoven hin.

Wie die Variationen, sind auch die Fugen des Meisters abgerundete und polyphon sehr klare Gestaltungen. Wir haben in ihnen die tonale Quintbeantwortung des Subjektes mit durchgeführten und durch Ueberleitungen organisch verknüpften Fortsätzen, also Vorbilder der modernen Fugenform. Besonders lichtvolle Stücke sind die Nummern 44, 47 und 49.

In den Phantasien offenbart sich uns Pachelbel wieder als der Nürnberger, dem die Sanglichkeit, das schöne Melos des Satzes über der Künstlichkeit steht. Die vier Stücke unsres Bandes sind von hoher Innerlichkeit, durchtränkt von Adel, Wärme und Wohlklang. Darin, daß Pachelbel in ihnen die verschiedenen Idiome seiner Zeit vermischt: das Deklamatorische der Toccata mit dem Ariosen des Tanzes oder Liedes, liegt das Neuartige dieser Formen.

Den Suiten endlich wird man doch wohl nicht voll gerecht, wenn man an ihnen nur den musikgeschichtlichen Werth gelten lassen will, der ihnen als Vorläufer von J. S. Bachs „Wohltemperirtem Klavier" selbstredend auch zukommt, insoferne sie eine große Anzahl von Dur- und Moll-Transpositionen durchschreiten, deren Zirkel indessen erst Bach in dem genannten Werk geschlossen hat. Diese Suiten sind auch künstlerisch werthvoll, namentlich von hoher Potenz der Erfindung. Bescheidener in ihren Aeußerungen und wohl auch etwas spröder in der Form, haben sie auch einen stattlichen Fonds zarter, auf ein intensiveres Gefühlsleben hindeutender Details. Namentlich die Allemands und Gyques stechen durch ihren Empfindungsgehalt hervor. Die Cyklen in A-moll, A-dur und H-moll reihen sich an Liebreiz dem Besten an, was die Zeit hervorgebracht hat.

Somit zeigt sich der Meister in seinen Klaviersätzen durchweg als ein feinsinniger, vornehmer und gemüthvoller Musiker. Es sind allerdings zum großen Theil kleine Formtheile, die uns da vorgeführt werden. Aber in ihrer aphoristischen Kürze bergen sie einen köstlichen Kern von Anmuth und keuscher Zurückhaltung. Ein Schimmer dieses milden Lichtes ruht auf allen Gebilden, auf den Variationen und Phantasien, wie auf den Fugen und Tanzsuiten. Es bestätigt sich eben an Pachelbel wieder so recht der hohe Werth der Kunstreisen, der „Versetzung aus dem heimathlichen Boden" in neue Erde. Denn ihr verdanken diese Gebilde den in der Stilmischung ruhenden Zauber. Der Verlust an heimathlicher Eigenart, den der Künstler bei diesem Prozeß scheinbar erleidet, wird, wie Goethe einmal gesagt hat, immer durch einen Zufluß von Elementen bezahlt, die der Eigenart den Boden nicht nur nicht entziehen sondern sogar noch befruchten. So ist es auch bei Pachelbel. Auf seinen Reisen nach Regensburg, Wien und Stuttgart, als Schüler der Prentz und Kerl vergrößerte er seinen musikalischen Anschauungskreis, der sich auf Schlichtheit der Formen und „kantable Setzart" beschränkte, um die großartigeren Gestaltungen der Italiener, aber nicht so, daß er den Nürnberger in sich überwand, sondern daß er mit der Beschaulichkeit und Naivetät des Empfindens die erhöhte Technik und das der italienisch-süddeutschen Kunst eigene Formgefühl, wie es in der schönen Architektonik zum Ausdruck gelangt, restlos in Eins verschmolz. Die Anmuth des Stils in seinen Arien, die Formklarheit und thematische Prägung in einigen seiner Fugen, das sind italienische Elemente, Kerl'scher Provenienz: die Abkehr von äußer-

[2]) Wie es nach dem im Kreisarchiv zu Nürnberg befindlichen Todtenbuch heißt; vgl. Sandbergers Vorbemerkungen, Seite XXIII.

[3]) 94 Kompositionen zumeist Fugen für Orgel oder Klavier über das Magnificat publizirt der 2. Theil des 8. Jahrgangs der „Denkmäler der Tonkunst in Oesterreich".

lichem Prunk aber in allen seinen Klavierstücken ist ein spezifisch Pachelbel'scher Zug, das offene Bekenntniß zur Nürnberger Schule. Mit einem Wort: Pachelbel blieb trotz aller äußeren Einflüsse ein selbständiger Künstler. Treffend sagt Sandberger in den Vorbemerkungen:[4]) „Unser junger Nürnberger ließ sich von den Regensburg-Wiener Einflüssen keineswegs haltlos mit fortreißen. Dies sieht man am besten in seinem Verhältniß zu Kerl. In seinen speziellen Orgeltoccaten, wie in seinen anderen Toccaten wandte er sich von der bevorzugten Form der Kerl-Froberger'schen Gebilde ab. Auch verschiedene „künstliche" Ricercari Pachelbels zeigen deutlich sein Bestreben, aus älteren Quellen zu schöpfen. . . . Ebenso sind verschiedene Klassen seiner Themen mit ihren charakteristischen Sprüngen oder in ihrer sonstigen Profilirung von der süddeutsch-katholischen Weise gänzlich verschieden, wie denn Pachelbel auch in Sachen der technischen Virtuosität, faßt man sein Gesammtwerk ins Auge, nur gelegentlich gefolgt ist. . . . In vielem Betracht ist es daher ein Welt, die Kerl von seinem Schüler scheidet." Dieses Verhältniß zwischen Pachelbel und Kerl wird man binnen kurzem prächtig studiren können, da, wie wir den Breitkopf und Härtel'schen Mittheilungen[5]) entnehmen, der nächste Band der Denkmäler der Tonkunst in Bayern unter anderen gerade Orgelwerke Johann Kaspar Kerls enthalten wird. — Die Formen, die Pachelbels Sohn, Wilhelm Hieronymus erfüllt, stehen ganz unter italienischen Einflüssen. Das belegen uns die dem Band beigefügten drei Stücke (Fantasia und Präludien mit Fuga). Sie sind um das Doppelte, ja Dreifache größer, und ihr Inhalt leuchtet bereits in den lebhaften Farbenkontrasten der späteren Zeit (erstes Drittel des 18. Jahrhunderts). Auch die technischen Anforderungen an die Spieler sind hier bedeutend gesteigert, und sichtbar auf den Effekt gemünzt. Nur in der reinlichen Faktur äußert sich die Verwandtschaft mit dem älteren Pachelbel.

Wir stützen uns in der vorstehenden Analyse des Pachelbel'schen Werkes auf die biographischen Vorbemerkungen Sandbergers. Thatsächlich behandeln dieselben das Thema nicht nur auf das umsichtigste und gründlichste, sondern auch in der ausführlichsten Weise. Um das zu erkennen, genügt schon ein oberflächlicher Vergleich mit den anderen neueren Bearbeitungen des Stoffes. Es ist fürwahr ein Genuß, dieser lichtvollen, von warmer Begeisterung für den Meister getragenen Darstellung ins Detail zu folgen.

Die Herausgabe der Stücke hat **Seifert**, der sich in seiner „Geschichte der Klaviermusik" (Band I) schon als ein gewiegter Pachelbel-Kenner zu erkennen gab, mit wissenschaftlicher Akribie durchgeführt. Sein kritischer Kommentar und die knappe Einleitung zeugen von bedeutender Sachkenntniß. Seifert hat auch den Anhang (Auswahl von Klavierstücken Pachelbels) mit Vortragsbemerkungen für den modernen Gebrauch eingerichtet, und, wie ein Vergleich mit den Originalen beweist, mit recht viel Geschmack. Dieser Anhang, der eben gemäß den Grundsätzen der Bayerischen Denkmäler, „daß die Veröffentlichungen sich nicht nur an den Musikhistoriker von Fach, sondern auch an die gebildete Musiker- und Laienwelt wenden", der Praxis entgegenkommt, wird den Freunden der Tonkunst gewiß willkommen sein. Eine unnütze Wiederholung kann in ihm nur derjenige sehen, der zwischen den Bedürfnissen des Gelehrten und des Praktikers nicht unterscheidet. Die ganze ernstere Musikwelt beklagt, daß die ausübenden Tonkünstler vielfach an den musikwissenschaftlichen Publikationen vorbeigehen. In diesen Anhängen wird nun an erlesenen Beispielen gezeigt, was der moderne Musiker mit den alten Stücken anfangen kann und soll, so daß er imstande ist, sich dann die übrigen Stücke der betreffenden Meister — hier Pachelbels — für den Konzertvortrag u. s. w. leicht von selbst einzurichten. Mit der Einführung dieser Anhänge ist mithin ein wichtiges Editionsproblem befriedigend gelöst. Ihr Werth und Nutzen dürfte bei anderen Kompositionsgattungen, beispielsweise der Chormusik, noch mehr in die Augen springen.

4) Seite XVI.

5) Nr. 66, September 1901.

So erweist sich denn der zweite Band der bayerischen Denkmäler als eine neue erfreuliche Station in dem so energisch geförderten vaterländischen Unternehmen, als eine werthvolle Gabe, die Musiker und Musikfreunde mit Genugthuung und Dank empfangen dürften. Möge sie die gebührende Anerkennung aller Kreise finden!

Dr. Theodor Kroyer.

---

## Philosophie des Geldes.

Von Privatdozent Dr. Franz Eulenburg (Leipzig).

II. (Fortsetzung.)

### III. Das Geld in den Zweckreihen.

Das Geld ist im modernen Leben eines jener Güter, das den Schein eines erstrebenswerthen Selbstzweckes erhebt, und das doch stets nur Mittel für andere Zwecke sein kann. Darin besteht mit seine Eigenthümlichkeit, die es mit anderen Erscheinungen theilt. Schopenhauer hat diesen Gedanken in besonderer Weise auf die Geschlechtsliebe angewendet. Sie narrt die Menschen, macht sie glücklich und unglücklich, und ist doch nur als das große Mittel anzusehen zur Fortpflanzung und Erhaltung der Gattung. Unter „Zweck" können wir immer nur das bewußte Handeln und Wollen innerhalb der Menschen betrachten — nicht natürlich den Zweck im metaphysischen Sinne. Thatsächlich handeln wir jedesmal so, als ob wir eine Zweckvorstellung hätten. Aber in Wirklichkeit ist das, was wir Zweck nennen, nur die Anticipation einer sonst kausal verlaufenden Reihe von Erscheinungen: wir nehmen deren Erfolg im Geiste vorweg, und dieser stellt sich uns dann als gewollte Absicht, als subjektives Gefühl dar. Es setzt also der Zweck immer ein Verhältniß voraus, zwischen dem wollenden Subjekt und dem äußerlichen Objekt, und er ist darum an die Thatsache eines Mittels gebunden. Wir kennen die umgekehrte Kette der kausalen Verknüpfung und konstruiren den Zweck gleichsam als Projektion auf eine andere Wand. Damit ist gegeben, daß die Länge der Zweckreihen von der Länge der Kausalreihen abhängt. Die Kette dieser Mitglieder wächst nothwendig auch mit der ganzen Kulturentwickelung. Es wird gleichsam ein Umweg eingeschlagen, um ein Endziel zu erreichen. Man denke an das ganze Wirthschaftsleben: der letzte Zweck, die Bedürfnißbefriedigung, ist hier so weit hinausgeschoben, daß die gesteigerte Produktion und die Erlangung des höchstmöglichen Wohlstandes als Selbstzweck erscheint, obwohl es offenbar nur Mittel ist. Oder man denke an die Ausbildung der ärztlichen Methoden, bei denen ja oft genug der letzte Zweck, die Herstellung der Gesundheit, vernachlässigt wird.[12]) Aber während mit all jenen Werkzeugen und Zwischengliedern sich immer noch eine bestimmte Qualität verbindet, ist das Geld das Mittel schlechthin. Es repräsentirt für die menschlichen Beziehungen gleichsam die „reine Idee des Mittels". Und darin beruht nicht zum wenigsten die ungeheuere Bedeutung des Geldes für die Grundmotive des Lebens.

Aber es wiederholt sich bei diesem ganzen Prozeß stets ein eigenthümlicher Vorgang. Das ursprüngliche Mittel gewinnt selbständige Bedeutung und wird zum Selbstzweck; damit schafft es seinerseits wieder andere neue Zweckmöglichkeiten. Denn es ist klar, daß ein Mittel um so bedeutungsvoller wird, je mehr Zwecken es dienen kann. Indem das Geld überhaupt keine Beziehung zu irgend einem anderen *bestimmten* Zweck hat, gewinnt es eine solche für die Gesammtheit der Zwecke, und hat damit den maximalen Werth gewonnen.[13]) Darum wird das Geld zum

12) Dasselbe wiederholt sich im einzelnen. So, wenn etwa W. Herz die Mechanik ganz losgelöst von der Erfahrung betrachtet und die Gesetze lediglich als Formen der inneren Anschauung konstruirt — ohne Rücksicht auf eine mögliche Anwendung. Auch dies ist ein nothwendiges Hülfsmittel der reinen Methode.

13) Simmel macht darauf aufmerksam, daß man dasselbe an der Sprache beobachten kann. Je monotoner eine Sprache ist, um so mehr Bedeutungen muß das einzelne Wort angewendet

absoluten Symbol aller Ersetzungen, gerade weil es jenseits von bestimmten zeitlichen und örtlichen Qualitäten steht, weil es sowohl in der Verwendung der Zeitmomente wie der Gegenstände völlig frei gegeben ist. Gerade seine Inhaltlosigkeit macht es zum Alleinträger. Denn in jedem Verhältniß ist immer derjenige im Vortheil, dem weniger an dem Inhalte der Beziehung liegt. Darum ist ja z. B. der weniger Liebende im Vortheil gegenüber dem anderen.

Es scheint mir ein besonders glücklicher Gedanke zu sein, was Simmel als das Superadditium des Reichthums bezeichnet; es ergibt sich aus der Mittlereigenschaft des Geldes. Der Reiche gewinnt eben dadurch, daß er reich ist, noch eine Reihe von Eigenschaften hinzu, die an sich nicht nothwendig damit verknüpft sind. So scheint der Reiche angesehen und machtvoll, der Arme das Gegentheil; so jener liebenswürdig und freigebig, und es ist ihm um so viel leichter, sich leutselig zu zeigen. Ja, er erscheint sogar idealer als der Minderbegüterte. Denn ist sein Wohlstand über eine bestimmte Höhe gediehen, so kann er sich nicht nur viel edlere Genüsse leisten, sondern auch bis zu einem gewissen Grade das Geld verachten, und gleichgültig dagegen erscheinen, während der Arme daran klebt und darnach jagen muß. Es knüpfen darum an sich an die Thatsache des Reichthums gewisse soziale und persönliche Vorzüge an, die offenbar erst dann reale Geltung hätten, wenn sie an dem Individuum selbst nachgewiesen wären.[14]) Andrerseits genießt er auch gewisse Vortheile allein dadurch, daß er reich ist. Da bei Massengütern der Preis sich nach der Kaufkraft des Durchschnittes richtet, so hat er die Vortheile des billigen Preises, obwohl für ihn auch ein anderer Preis angemessen wäre. Aber es kommt noch der besondere Vorzug des Reichthums gerade an Geld über den des Reichthums an bestimmten Gegenständen hinzu. Gerade der unbestimmte Charakter des Geldes verleiht ihm noch ein besonderes Geldsuperadditum: es umfaßt nämlich alle Begehrungsmöglichkeiten in sich. Der konkrete Besitz gestattet nur eine ganz bestimmte Anwendung, und zwar in um so höherem Grade, je naturwüchsiger er ist. Der Geldbesitz dagegen ist ganz frei davon. Er schließt alle Möglichkeiten in sich; er gestattet eine weit vielseitigere Anwendung und Ausdehnung, und gibt weit mehr Anschaffungsfreiheit. Gerade dieser Wucherzins des Reichthums ist an die Geldform der Werthe geknüpft. Und darin besteht wohl der magische Einfluß des Geldes, daß es auch den Machtbesitz noch in besonderer Weise garantirt.

In der Reihe der Zwecke kann sehr wohl das Mittlere als das Letzte, als das Endgültige erscheinen, und den Charakter eines definitiven Zweckes annehmen. Alles Sinnen und Trachten kann daher lediglich auf das Erreichen dieses bloßen Mittels hinzielen. Typisches Beispiel ist vielleicht die Geschlechtsliebe — jene List der Natur, die Farbe der Blumen und Blüthen benutzt als Mittel und Werkzeuge, und die letzthin sich selbst genug scheint. Was mag wohl die Grundursache dieser Metempsychose des Endzweckes sein? Es würde eine Verschwendung von Kraft und Lust nöthig werden, wenn der ferne Zweck zu weit liegt. Ueber die Anstrengungen darnach würde das Nächste verloren gehen. Je vollständiger hingegen unsre Kräfte auf die Hervorbringung der Mittel gerichtet und konzentrirt sind, um so besser gelingt auch die letzte praktische Aufgabe, die Erreichung des Zweckes. Es liegt auch das vielleicht an der Enge unsres Bewußtseins. Denn da überhaupt nur eine gewisse Reihe von Vorstellungen zugleich Raum hat, so dürfen diese nicht zu ferne liegen, sondern müssen erreichbar sein, um überhaupt als Ziel zu gelten. „Endzwecke des Lebens können immer nur unvollständig über die Schwelle des Bewußtseins steigen.“ Das Geld ist so eine psychische Absolutheit des Werthes geworden. Dieser Prozeß nimmt nothwendig zu, je länger der Zwischenweg wird. Im Alterthum darum noch das Haften an Substanzbegriff in All und Jedem: in der griechischen Philosophie, Architektur und Plastik, in der Begrenztheit des Kosmos, in die Kontinuität des Daseins. Mittel und Zweck hatten sich noch nicht geschieden. Auch der alte Kommunismus war charakteristischerweise ein solcher des Konsums, nicht der Produktion.

Aber in Wahrheit ist ja jede teleologische Reihe ein regressus ad infinitum. Auch der „Zweck“ ist nur ein heuristisches Prinzip. Auch die letzten Zwecke sind doch nur vorletzte Mittel für ein alleräußerstes Ziel. Denn wir setzen uns immer nur willkürlich ein vorläufiges Ziel als Endzweck. Auch hier also wiederholt sich derselbe Prozeß wie im allgemeinen; es kommt immer nur auf den Standpunkt an, ob man etwas als Mittel oder als Zweck gelten lassen will. So ist denn für uns das Bedürfniß nach Geld die dauernde Verfassung, ja Nothwendigkeit unsres Lebens geworden, weil der letzte Zweck sich am besten damit erreichen läßt. Und so erklärt sich das scheinbare Paradoxon, daß das Geld als das absolute Mittel gerade dadurch für uns zum absoluten Zwecke wird. Es wird damit in anderem Sinne wiederum Symbol für die Relativität der Dinge.

An den Beispielen des Geizes und der Verschwendung, des Cynismus und der Blasirtheit — vier Formen, die sich erst mit und durch die Geldwirthschaft ausbilden konnten — läßt sich zeigen, wie das Verhältniß von Mittel und Zweck verschieden sich äußern, und gewisse Grenzen schaffen kann. Ich gehe auf diese feinsinnigen Ausführungen hier nicht näher ein.

Doch die einzige Qualität des Geldes beruht in seiner Quantität. Die Quantitätsunterschiede des Geldbesitzes bedeuten darum für den Besitzer zugleich die erheblichsten qualitativen Unterschiede. Anders bei jedem Qualitätsbesitz. Wie ja ein gutes Gemälde hundert schlechte aufwiegt. Damit ist das Geld wieder zur allgemeinen Formel geworden. Quantitative Steigerungen, die als Ursachen wirken, rufen nicht immer die entsprechende Steigerung ihres Erfolges hervor. Es ist der allgemeine Gedanke der Fechner'schen Betrachtungsweise, die ihre exakteste Anwendung in der bekannten psychologischen Maßformel gefunden hat. Es existirt eben auch eine Qualitätsschwelle des philosophischen, des tragischen Bewußtseins. Es muß erst eine gewisse Quantität (Ansammlung von Stoff) vorhanden sein, damit etwas bewußt werden kann. So bei der sozialen Frage, so beim Erschließen neuer Probleme. Der Grund liegt in der Art und Beschaffenheit unsres menschlichen Seelenvermögens. Wir besitzen eben kein Maß für absolute, sondern nur für relative Größe, d. h. nur durch den Unterschied einer Empfindung von einer anderen können wir jeder ein Maß bestimmen. Auf dem Gebiete der sozialen Frage aber heißt das: erst ein Maß von Lebenserhöhung muß vorhanden sein, um überhaupt die eigene Lage ins Bewußtsein gelangen zu lassen. Geld schafft so vielfach überhaupt erst das ökonomische Bewußtsein.

Auch darin besteht wiederum ein allgemeines Moment, daß gerade der Besitz des Geldes in einer Hand soviel mehr ausmacht als dieselbe Summe in mehreren Händen. Es ist nicht bloß ein additionelles Konglomerat zusammengeholfener Einzelheiten, sondern mehr. Man kann sagen, je mehr der Werth eines Dinges in seiner bloßen Form besteht, um so gleichgültiger wird sein Wieviel. Man denke an ein seltenes Kunstwerk: eine Wiederholung der Mona Lisa oder des Praxitelischen Hermes erhöht an ihrem Kunstwerth gar nichts. So haben auch die Momente der höchsten Erhebung des Ich ihren Sinn für unser Leben eben darin, daß sie überhaupt einmal da waren. Anders dagegen, wo der Werth ein vorwiegend quantitativer ist. Hier gibt die Vervielfältigung der Einheit eben ein höheres Gewicht und ersetzt damit gleichsam jene fehlende Wesenheit der Form. Und damit wird das Geld Repräsentant einer Erkenntnißtendenz der modernen Wissenschaft: der Reduktion qualitativer Unterschiede auf quantitative. Die Summirung kleiner alltäglicher Vorgänge, meint man, schafft die Kultur. Und die ganze empirische Neigung, das Interesse am Wieviel, gehört zu der Grundlage unsres ganzen Wesens. „Es ist der Einschlag in den Zettel der Qualitätsinteressen.“

Nachdem Simmel so in dem analytischen Theile die

werden und um so reicher an Inhalt und Deutungsmöglichkeiten kann auch schon das einzelne Wort sein.

[14]) Dieser psychologische Saldo findet sich allerdings öfter: so heftet er sich an den berühmten Namen, an die äußere Schönheit u. a. Die Wirkung einer Eigenschaft reicht eben über die Sphäre des unmittelbaren Erfolges weit hinaus.

Voraussetzungen aufgezeigt, wie das Geld wirklich „Geld" werden kann, wird nunmehr seine Bedeutung für eine Reihe von Erscheinungen des sozialen Lebens untersucht. Und zwar zunächst

## IV. Die individuelle Freiheit.

Es war wohl zuerst Rudolf v. Ihering, der geistvoll in seinem „Zweck im Recht" das Geld als den großen Befreier der Menschheit und Apostel der Gleichheit feierte, und damit auf einen großen inneren Zusammenhang beider Erscheinungen hinwies.

Es kann jedoch die Frage aufgeworfen werden, ob die individuelle Freiheit mit der modernen geldwirthschaftlichen Kulturentwickelung zu- oder abnimmt. Es liegt auch hier einer jener Antinomien vor, die beide Beantwortungen zuläßt. Bindung und Lösung, Verpflichtung und Freiheit sind überhaupt Korrelatsbegriffe, die sich gegenseitig bedingen. In einer langen Entwickelung nimmt thatsächlich die *personale* Abhängigkeit ab. Es zeigt sich wohl am deutlichsten ausgeprägt in der Verwendung der Menschen beim Arbeitsprozeß: Sklaverei, Hörigkeit, Lohnarbeit. Thatsächlich findet eine Entpersonalisirung statt, und hiefür ist die Ablösbarkeit durch die Geldleistung von größter, ja grundlegender Bedeutung. Denn damit werden die personalen Leistungen oder die naturalen Abgaben durch das ganz abstrakte, neutrale, unpersönliche Geld ersetzt. Aber das ist nur die eine, mehr äußerliche Seite eines weit allgemeineren Gesetzes. Der ganze Prozeß bedeutet eine Verobjektivirung, und Simmel meint geradezu — der Mensch sei das *objektive Thier*. Wir wissen schon aus früheren Bemerkungen, wie gerade im Tausche das einseitige Haben und Habenwollen in eine objektive Gesammtaktion eingeht. Es findet in ihm eine Selbstentäußerung von Werthen statt. Auf der anderen Seite erhöht sich aber auch das Werthempfinden dadurch, daß beide Parteien einen Gewinn davon haben, oder wenigstens zu haben vermeinen. So setzt sich durch den zunehmenden Tauschverkehr, für den das Geld wieder von entscheidendem Einfluß ist, etwas doppeltes durch. Auf der einen Seite Lösung von persönlicher Abhängigkeit und Entpersonalisirung; auf der anderen wiederum zunehmende Bindung und Abhängigkeit. Denn die Beziehungen zu anderen Menschen werden gerade durch den Geldverkehr immer mehr vermannichfacht. Es geht zwar jedesmal nur ein winziger Theil der Persönlichkeit darauf, aber die Zahl der Beziehungen überhaupt nimmt zu. So sind wir nicht mehr auf einen einzelnen Produzenten angewiesen, dafür aber auf unzählig viele Lieferanten. Der ärmste Bettler wird heute, wie schon Ad. Smith sagte, von weit mehr Personen bedient als ehemals ein reicher König. Aber eben damit hat sich doch die Abhängigkeit selbst sehr vergrößert; nur wird sie durch ihre unpersönliche Art nicht mehr als solche empfunden.

„Freiheit" bedeutet ja gar nicht Beziehungslosigkeit schlechthin, sondern nur eine ganz *besondere* Beziehung zu anderen. Auch die Freiheit ist m. a. W. eine *sozial*-psychische Erscheinung. Individuelle Freiheit ist gar keine rein innere Beschaffenheit eines sinnlichen Subjektes, sondern eine Korrelatserscheinung: sie verliert überhaupt ihren Sinn, wenn kein Gegenpart da ist. Nicht die Bindung überhaupt empfinden wir als äußerlich lästig, sondern nur die Bindung an einen bestimmten Herrn. Darin beruht auch die „Freiheit" des heutigen Arbeiters, gegenüber der früheren Zeit, daß er dem einzelnen Unternehmer gegenüber nicht mehr gebunden ist. Es ist bei aller *sachlichen* Bindung doch der Weg zur *personalen* Freiheit beschritten. Nur muß man sich natürlich vor der Verwechselung hüten, als wenn zwischen Freiheit und eudämonistischer Hebung ein nothwendiger Zusammenhang bestünde. Diese ganze Unterscheidung und Vertiefung des Freiheitsbegriffes scheint mir außerordentlich werthvoll. Es liegt in jener Formulirung der dunkle Drang eingeschlossen, der zum guten Theil das Streben unsrer Zeit ausmacht. Und gerade die Befreiung des Arbeitgebers von jeder Fürsorge beweist das Maß personaler Bindungslosigkeit. Beim modernen Großstadtmenschen zeigt sich die Unabhängigkeit der Wahl am stärksten, allerdings dafür auch die sachliche Gebundenheit bei persönlichem Wechsel am ausgeprägtesten. Das erweist sich wieder als der Spezialfall eines allgemeinen Prozesses: *der Differenzirung des Ich von der Sache, an die es ursprünglich gebunden war*. Das bedeutet aber überhaupt erst die Möglichkeit der Persönlichkeit. Die zunehmende Naturgesetzlichkeit auf der einen, Betonung der unabhängigen Individualität auf der anderen Seite sind Wechselerscheinungen. Erst dieser Differenzirungsprozeß entbindet die individuelle Freiheit. Wiederum ist das Geld Symbol und Träger dieses Doppelcharakters. Es schafft zwar erst die mannichfachsten Beziehungen, wie oben angedeutet; aber es läßt doch die Menschen selbst in ihrem *inneren* Sein außerhalb dieser Beziehungen. Als Kulturinhalte gehen diese beiden Prinzipien einander parallel; die Vertiefungen des einen scheinen die des anderen zu fordern, um das Gleichgewicht des inneren Lebens zu retten.

Aber noch in einer anderen Beziehung kommt die individuelle Freiheit zur Geltung. „Besitz" ist nichts Passives, sondern auch nur eine Thätigkeit und Wechselwirkung zwischen den Kräften und Qualitäten des Subjektes und denen des Objektes. Das Geld nimmt nun dadurch eine besondere Stellung ein, daß es dem Bereiche dieser Thätigkeit keine Grenzen zieht. Eigenthum an Geld bedeutet ja Nutznießung unbestimmt vieler Dinge. Der Mensch wird unabhängiger in seinem Verhalten und Charakter von dem Stoffe, in seinem Sein von der Dingbeschaffenheit des Besitzes. Man denke an die nur einseitige Verwendungsmöglichkeit der Erzeugnisse der Landwirthschaft; der Geldbesitz läßt weit mehr der individuellen Freiheit Verwendungsspielraum. Das Geld ist nicht nur charakterlos, sondern macht auch charakterlos. Der Landwirth repräsentirt daher auch einen weit ausgeprägteren Typus als der Städter. Es wird mit dem Gelde die Möglichkeit der Differenzirung und des Sich-Auslebens nach verschiedenen Richtungen überhaupt erst geschaffen. Konzentration auf immaterielle Interessen, völliges Sich-Selbst-Gehören ist möglich geworden. Es ist die Eigenschaft des Geldes, räumlich Subjekt von seinem Besitze zu trennen. Damit gestattet es Besitz und Besitzer, eigene Wege zu wandeln, während sonst jeder Besitz den Inhaber fesselt. Es fällt so Sache und Person auseinander. Das ist aber der letzte Grund, warum eine Verobjektivirung auf der einen Seite zugleich eine Ausbildung der individualisirtesten und subjektivsten Persönlichkeit auf der anderen Seite bedeutet. Denn eben das Geld differenzirt beides: Sachlichkeit, beziehungsweise Besitz, und Persönlichkeit werde beide gegeneinander selbständig. Dadurch wird auch die Freiheit eine absolute, d. h. sie gehorcht den Gesetzen ihres eigenen Wesens

Es zeigt sich das besonders ausgeprägt in dem Verhältniß von Meister und Gesellen in der Vergangenheit, von Unternehmer und Arbeiter in der Gegenwart. Gerade die Persönlichkeit des Arbeiters bleibt frei, indem er nur seine Leistung auf Grund eines Geldäquivalents hingibt. Aber auch für den Betriebsleiter ist das ganze Unternehmen ein unpersönliches: er läßt für den Markt arbeiten, anstatt für eine persönlich bekannte Kundschaft. Ein Abhängigkeitsverhältniß selbst wird beibehalten, aber seine psychologischen Folgen sind andere. Alle Ueber- und Unterordnung wird so eine bloß technische Organisationsform. Damit können auch alle jene Leidgefühle, um derentwillen man heute überhaupt die Hierarchie angreift, schwinden. Denn diese schreiben sich doch nur aus der persönlichen Abhängigkeit her. Das Geld zerstört eben durch seine Dazwischenkunft das Band zwischen Person und Sache, und setzt dafür beide frei.

Die Wirkung des Geldes ist hiebei eine Atomisirung der Einzelpersönlichkeit, eine innerhalb ihrer vor sich gehende Individualisirung. Das Individuum erhält aber auch neue Selbständigkeit gegenüber den unmittelbaren Gruppeninteressen. Damit wird das Verhältniß der Einzelnen zur Gruppe ein weit unabhängigeres. Statt der mittelalterlichen Korporation, in der der ganze Mensch gebunden war, tritt heute nur eine lose Assoziation ein. Man kann sich unzähligemal assoziren, ohne etwas von der persönlichen Freiheit und Reserve aufgeben zu brauchen. Die Zugehörigkeit des Einzelnen zu so und so viel Vereinen wird ja nur durch eine Geldleistung aufgewogen. Durch

die Geldform sind gewisse Vereinigungen erst möglich geworden, die in früherer Zeit undenkbar waren. Erst durch das Geld ist der Zweckverband zu seiner reinen Form entwickelt. Andrerseits geht aber die Erweiterung der Gruppe Hand in Hand mit der Individualisirung und der Verselbständigung ihrer einzelnen Mitglieder. Je mehr Menschen miteinander in Beziehung treten, desto abstrakter und allgemeingültiger muß hinwiederum ihr Tauschmittel sein. Darum findet der Uebergang zur größeren Gruppe in dem Uebergang zur Geldform seinen entsprechenden Ausdruck.

Es besteht nun eine ganz allgemeine Antinomie. Das Individuum soll einerseits nur ein Element oder ein Glied der sozialen Einheit sein, und andrerseits doch wieder ein Ganzes bilden, dessen Elemente eine geschlossene Einheit schaffen. Damit steht aber die Geldwirthschaft in entschiedenem Gegensatze gegen die Lebensbedingungen der kleinen Wirthschaftskreise. Der kleine Kreis erhält sich durch Gleichheit und Einheit, der große durch Individualisirung und Arbeitstheilung. — Die Beziehung des Geldes zum Privateigenthum und damit zur freien Ausbildung der Persönlichkeit heftet sich vor allem an seine Beweglichkeit; dadurch wird sein Gegensatz, der Besitz des Bodens, besonders durchsichtig — ein Grund, warum der Sozialismus, der ganz auf Nationalisirung der Gesellschaft ausgeht, in bäuerlichen Kreisen kein Verständniß findet. So besteht also eine Korrelation zwischen Naturalwirthschaft und Kollektivität auf der einen, zwischen Mobilisirung des Besitzes und Individualisirung auf der anderen Seite.

(Schluß folgt.)

## Die ersten Aufführungen von Freytags „Journalisten“.

bm. Im nächsten Jahre können und werden voraussichtlich „Die Journalisten“ ihre goldene Hochzeit mit der deutschen Bühne feiern. Zur Vorgeschichte des dauerhaften Bundes bringt der in der Oktober-Nummer von Westermanns Illustrirten Monatsheften von Dr. Hans Devrient mitgetheilte Briefwechsel des Dichters mit dem kurz vorher zur Leitung der Karlsruher Hofbühne berufenen Eduard Devrient belangreiche Aufschlüsse. „Zuerst alle guten Wünsche für Ihre neue Thätigkeit,“ so schreibt Freytag am 28. Oktober 1852 dem befreundeten Dramaturgen. „Wenn ich bei der Freude über Ihren Entschluß eine kleine Sorge nicht ganz unterdrücken kann, so ist diese wenigstens nicht unfreundschaftlich. Sie empfinden so rein und — salva venia — zart in der Kunst, daß Vieles Sie betrüben und kränken wird, worüber eine gröber organisirte Natur leichter wegkommt. Und Sie werden viel Aergerliches und Schlechtes zu bekämpfen finden, besonders wenn die vielen unartigen Kinder, welche Sie zu beherrschen haben, ihre ersten Scenen — die ideale Hingebung an die Kunst, vermischt mit den passenden Schmeicheleien — vor Ihnen fruchtlos abgespielt haben werden. Dann wird Ihnen Gemeinheit, Verleumdung und Klatscherei manchen trüben Augenblick machen. Sie haben alles in so reichem Maße, was in Ihrer Stellung wünschenswerth ist, nur eins wünsche ich Ihnen in geringerer Dosis, etwas weniger Glauben an die Güte und den Adel unsrer Künstlernaturen. Ein solcher Wunsch klingt schlecht, aber was hilft's, der Teufel ist mächtig auf Erden. Eine Freude werde ich sicher haben. Eduard Devrient wird ein Tyrann werden, kein Holofernes Laube, aber ein recht feiner, liebenswürdiger, humaner Despot und Wütherich. Je eher um so besser für uns.“ Nach einem kurzen Dankeswort für Devrients, späterhin in den Grenzboten als vortrefflich gerühmten Bühnenbearbeitung des „Käthchen von Heilbronn“, fährt Freytag fort: „Beiliegend sende ich Ihnen zwei Exemplare der „Journalisten“. Es wird mich sehr freuen, wenn das Stück Ihnen nicht mißfällt und für Ihre Bühne brauchbar scheint. Gefällt Ihnen das Opus nicht, so verlieren Sie deßhalb nicht das gute Zutrauen, welches Ihre Freundschaft mir gönnt. Gern hätte ich es Ihnen vor dem Druck mitgetheilt, aber es erschien mir unthunlich, Sie in dieser Zeit Ihres Lebens mit Fragen zu plagen. Ich habe mit Absicht das Stück so für die Aufführungen aptirt, daß ein schlechter Regisseur nicht gar zu viel verderben kann; ja ich hatte sogar im Sinne, die Tempi der Rede an die Seite zu drucken, es wäre das wirklich nicht unnütz und läßt sich ganz gut machen; ich habe es für diesmal unterlassen, um nach so langem Schweigen nicht gleich anmaßend aufzutreten.“ Devrient fand das neue Stück ebenso anmuthig und geistvoll, wie Freytags Brief dazu. Seine dramaturgischen Wünsche und Kritiken würdigte der Dichter in seiner ebenso bescheidenen, als entgegenkommenden Antwort vom 25. November 1852: „Ihr Lob ist so warm und Ihr Tadel so schonend, ganz Ihre Art, eine für uns arme empfindliche Käuze sehr wohlthuende Art. Was Sie für das Stück sagen, ist freundschaftlich, wird von jetzt ab vorausgesetzt, sei abgethan; was Sie dagegen bemerken, will ich präzisiren, es ist etwas schlotterig gearbeitet. Ich weiß das. Ich kann es nicht entschuldigen, aber erklären. Das Stück ist nicht in einem Sommer gemacht. Schon vor drei Jahren schrieb ich die meisten Scenen und ließ sie unlustig liegen. Diesen Sommer habe ich's überfahren und zusammengebaut und da wollte es hier und da nicht passen. Bei dem nächsten Stück soll dieser Theil der Technik besser sein. Im einzelnen bitte ich Sie angelegentlich, zu ändern und zu streichen, was Ihnen irgend unbequem ist. Die arme Frau lassen wir weg“ (nach F. H. Devrients Anmerkung: die ursprüngliche Eingangsscene des Stückes) „ein paar andere Striche habe ich selbst gemacht, außerdem lege ich den Text und das Arrangement des Ständchens bei. Je weniger man von den Worten versteht, desto edler wird die Poesie des Verses erscheinen.“ „Ich überlege noch, ob ich's nicht in drei Akte zusammenziehen kann. Leider wird mir der letzte unrettbar zu dick.“ Die Freunde beriethen noch diese und andere Aenderungen, insbesondere Devrients Vorschlag, den Stoff in fünf Akte zu gliedern, als die schlesische Heimathbühne des Dichters mit der allerersten Aufführung der „Journalisten“ herausrückte.

In meinem Aufsatze „Zum Säkulartag Eduard Devrients“, Beilage zur Allg. Ztg. vom 10. August d. J., hatte ich, gestützt auf Kilians „Beiträge zur Geschichte des Karlsruher Hoftheaters“, dieser Bühne die Ur-Aufführung der „Journalisten“ zugeschrieben; das ist nun richtig zu stellen. Kalendermäßig ging Breslau voraus. In seinen „Erinnerungen“ bezeichnet allerdings Freytag die Karlsruher Aufführung als die entscheidende: „Zu den wohlwollenden Freunden, welche das Lustspiel gewann, gehörte Eduard Devrient. Ich beschloß also, das Einstudieren und die Aufführung seiner Bühne zu einer Probe für mich selbst zu machen, um durch eigene Anschauung des Bühnenbildes über das Gelungene und Mangelhafte sicher zu werden. Als ich zu Karlsruhe eine gute Aufführung erlebt hatte, mußte das Stück in der Hauptsache für mich abgethan sein.“

Die Vorbereitungen zu dieser Hauptschlacht lernen wir jetzt genauer aus den neu gedruckten Briefen Freytags und deren Ergänzungen durch Devrients Tagebuch-Einträge kennen. „Mein lieber Freund,“ so heißt es in Freytags Epistel vom 20. Dezember 1852, „ich schreibe Ihnen noch mühsam als Patient. Habe einen mächtigen Anfall von Grippe gehabt und bin noch nicht satisfaktionsfähig. Unterdeß meinen späten aber herzlichen Dank für Ihren letzten guten und weisen Brief. Sie haben schon recht, auch mit den 5 Akten. Ich hatte leise dasselbe Gefühl und lebhaft dieselben Grundsätze, ich war diesmal von der Fünfzahl abgegangen, weil die Handlung verhältnißmäßig schwach ist und ich den Einschnitt mehr fürchtete, welchen die Trivialität unsrer meisten Aufführungen trotz aller Ermahnungen im Text zu einer verhängnißvollen Verlängerung zu machen drohte. Es soll aber alles so sein, wie Sie meinen. Ich bin noch sehr dumm und wüst und habe bis heute den rechten Schluß für den bisherigen ersten Akt nicht gefunden, sende ihn aber in diesen Tagen und lege einen Zettel bei, auf dem ich noch einige Striche notirt habe.

Während meiner Krankheit haben Sie in Breslau eine schnelle Vorstellung des Stückes zusammengeschlottert. Zufällig ist es gut eingeschlagen, sie haben in Baumeister einen vortrefflichen Bolz gehabt, wenigstens höre ich das. Aber das Stück hat dort doch über 3 Stunden gespielt."

Devrient probte zu Weihnachten emsig. Seine Zuversicht wuchs während dieser Zurüstungen. Aus der Sängerin machte der Dramaturg eine Französin und Tänzerin. Nach dem unvermeidlichen Auf und Ab der letzten Proben ging alles bei der ersten Aufführung „gut, excellent". Zum Verdruß Devrients wurde zwar im Publikum, dem Dämon Grippo hart zusetzte, grimmig gehustet, geräuspert und trompetenartig geschnäuzt. Das Haus selbst, das Noththeater in der Orangerie, „die Schmierbude", wie sie Devrient, geärgert durch die mangelhafte Akustik, schilt, „war den Feinheiten ungünstig genug. Ich mußte das Personal treiben, laut zu sprechen." Nach der bis zur Stunde durchschlagenden Eindrucks gewissen Scene Bolz-Piepenbrinck gab es lauten Hervorruf: der treffliche Lange stellte einen ganzen Bolz. „Zu bessern ist in nächster Vorstellung: Bellmaus muß einen Morgenshawl und buntgenähte Hausschuh tragen, als er die Tänzerin empfängt. Haase (Schmock) muß schlechterdings deutlicher und darum weniger jüdisch sprechen ꝛc." In solcher bis ins Kleinste gehender Kritik seiner Leute und seiner Scenirung kann sich Devrient nicht genug thun. Er berichtete Freytag über den Abend und schickte ihm seine Einrichtung.

Der Autor dankte durch die That. Er verhieß nicht nur, sich die Karlsruher Aufführung bald anzusehen. Er sandte Devrient ein Blatt, worin er allen Theatern die Einrichtung des Karlsruher Dramaturgen mittheilt und empfiehlt. Ehrlich erfreut durch dieses Eingehen Freytags auf all seine Aenderungen, schrieb Eduard Devrient dazumal in sein Tagebuch: „Das ist hübsches Zusammenwirken." Beim Jubiläum der „Journalisten" darf und soll deßhalb auch im Geiste Freytags seines dramaturgischen Mitarbeiters gedacht werden.

## Besprechungen.

n. **Philosophie in Neuseeland.** Ein junger Neuseeländer Gelehrter, Dr. John Smyth, zur Zeit Schulinspektor in Wonganui, hat ein Werk zur systematischen Philosophie veröffentlicht, das in der Neuseeländer Presse als das erste philosophische Werk aus jenem Lande mit Genugthuung begrüßt wird. Dr. Smyth ist ein Zögling der Universität Dunedin, hat dann in England und in Deutschland weitere Studien gemacht (er bezeichnet Max Müller, Eucken, A. Seth und Flint als diejenigen, welche auf ihn am meisten Einfluß geübt haben) und faßt nun seine Ueberzeugungen in einem Werk zusammen mit dem Titel Truth and Reality (with special reference to Religion), XVII, 244 S. Edinburgh T. u. T. Clark, 1901. Ein Vorwort des auch bei uns hochgeschätzten Prof. Flint führt das Buch besonders ehrenvoll bei der Gelehrtenwelt ein. Dr. Smyth ist entschiedener Spiritualist, er legt umsichtig und scharfsinnig die Widersprüche dar, in welche der Naturalismus bei der Bildung einer abschließenden Weltanschauung nothwendig verfällt, er zeigt, daß Realität nie von draußen her gegeben sei, sondern nur durch eine geistige Bemeisterung des Gegebenen von innen her sich gewinnen lasse. Die Philosophie hat sich auf den ganzen Umfang des Geisteslebens zu beziehen, ihn auf eine Einheit zurückzuführen und von da aus zu verstehen. Immer muß dabei eine geschichtliche Betrachtung gewahrt bleiben, da das menschliche Geistesleben, bei aller Zeitüberlegenheit seines tiefsten Grundes, sich erst in der Zeit entwickelt und daher nicht bei einem besonderen Punkt endgültig festgelegt werden darf. — Diese Ueberzeugungen kommen zu besonderer Deutlichkeit der Ausprägung mit der Wendung zur Religion. Die Religion gilt hier durchaus als eine Erweisung (manifestation) des gesammten Geisteslebens, sie geht nicht auf einzelne Seelenvermögen, sondern auf den ganzen Menschen. Wie sie selbst die allgemein geistige Entwicklung theilt, so können wohl Konflikte zwischen ihrem geschichtlichen Stande und dem anderer Gebiete entstehen, im Kern aber ist die Religion mit diesen solidarisch verbunden, der Gewinn oder Verlust des einen Gebietes ist schließlich immer auch ein Gewinn oder Verlust der anderen. — Dr. Smyths Untersuchungen, die hier nur in höchster Kürze skizzirt werden konnten, zeigen durchweg Klarheit, Umsicht und Scharfsinn, die sie durchdringende Gesinnung verbindet großen Ernst mit voller geistiger Freiheit. So hat sich mit diesem Werke Neuseeland vortrefflich in die Philosophie eingeführt.

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Das altberühmte **Rolandslied**, das erste und bedeutendste Epos des französischen Mittelalters, ist vor einiger Zeit als historische Quelle verdächtigt worden. **Gaston Deschamp** hatte nach einem Besuche des Thales von **Roncevaux**, wo Roland mit der Nachhut des Heeres Karls des Großen überfallen und niedergemacht wurde, im „Temps" erklärt, er glaube nicht, daß der Dichter des Chanson de Roland dieses Pyrenäenthal selbst gesehen habe, da er Roland unter einer Fichte sterben lasse, während es weder in Roncevaux noch in der Umgegend Fichten gebe. Deschamp fügte hinzu, er stelle es der Autorität des Akademikers **Gaston Paris**, des ersten der französischen Romanisten, anheim, den Fall zu entscheiden. Der berühmte Gelehrte ließ sich bereit finden, in den Osterferien selbst nach Roncevaux zu reisen, um zu untersuchen, ob die Angaben des Rolandsliedes auf genauer Lokalkenntniß beruhen. In der „Revue de Paris" vom 15. September gibt er nun sein Gutachten ab. Obschon das Lied erst im 11. Jahrhundert in seiner jetzigen Gestalt entstanden sein kann, also etwa 300 Jahre nach der Schlacht vom 15. August 778, so hält Paris die Autorität des Liedes dennoch für hinlänglich, um den Ort nach dem heutigen spanischen Roncesvalles zu verlegen. Einhard, der zeitgenössische Biograph Karls des Großen, erwähnte nur die Niederlage beim Ueberschreiten der Pyrenäen, nennt aber keinen Ort. Den starken Widerspruch zwischen Einhard und dem Rolandsliede, daß jener die Basken als Sieger nennt, dieser dagegen die Sarazenen, erklärt Paris durch die plausible Annahme, daß das jeder Fremdherrschaft feindliche Gebirgsvolk den Ueberfall machte und die Sarazenen vom Thale aus nachrückten und die Franken vernichteten. Die dichterische Beschreibung des Weges vom Gebirgskamm nach Roncevaux hinab paßt nach Gaston Paris besser auf den Nebenpaß von Cise, als auf die jetzige Poststraße, obschon diese durch das Val Carlos geht, das seinen Namen schon im Mittelalter vom Kaiser Karl ableitete. Was die Fichte angeht, von der der Streit ausging, so hat sich die Vegetation von Roncevaux in historischer Zeit nachweislich verändert. Ein lateinisches Lobgedicht des 13. Jahrhunderts auf das Hospiz von Roncevaux nennt den Ort, der heute mit Gras und Gesträuch bedeckt ist, kahl. Es kann also recht wohl im 8. Jahrhundert dort einige Fichten gegeben haben, die später ausgerottet wurden. Auf der anderen Seite ist das Rolandslied das Werk mehrerer Dichter, und was von dem jetzigen Inhalt dem Aeltesten derselben, der vermuthlich den Feldzug nach Spanien selbst mitmachte, zuzuweisen ist, läßt sich nicht mehr feststellen. Es ist also ebensogut möglich, daß die Fichte eine spätere Zuthat ist, wie der lange weiße Bart, den das Lied dem Kaiser Karl zuschreibt, der im Jahre 778 erst 37 Jahre zählte.

-rt- **Schwankungen der momentanen Drehungsachse der Erde.** Zwei Jahre sind verflossen, seit auf den sechs Stationen des internationalen Breitendienstes mit den Beobachtungen zur Ermittelung des Betrages jener kleinen Schwankungen begonnen wurde, welche die momentane Drehungsachse des Erdkörpers und dessen Hauptträgheitsachse erleidet. Die ersten Ergebnisse dieses Unternehmens sind vor kurzem von Geheimrath **Albrecht** (Potsdam) in den „Astronomischen Nachrichten" veröffentlicht worden. Wir entnehmen dieser Veröffentlichung zunächst die erfreuliche Mittheilung, daß die Beobachtungen, die nach einem vom Zentralbureau der Internationalen Erdmessung in Potsdam aufgestellten Programm und mit völlig gleichartig gebauten Instrumenten,

ausgeführt werden, seit dem Herbst 1899 auf allen sechs Stationen, nämlich Carloforte (Sardinien), Cincinnati, Gaithersburg (Nordamerika), Mizusawa (Japan), Tschardjui (Turkestan), Ukiah (Californien), ohne wesentliche Störung, also ununterbrochen fortgeführt werden konnten. Für den Zeitraum vom Herbst 1899 bis zum Anfang des gegenwärtigen Jahres hat Hr. Albrecht auch schon vorläufige Resultate ableiten können. Der Momentanpol der Erde hat hienach in diesem Zeitraum sehr nahe eine Ellipse beschrieben, deren große Achse 0.24 und deren kleine Achse 0.14 Bogensekunden beträgt. Die Richtung der großen Achse dieser Ellipse, also des größten Ausschlages, fällt mit dem Meridian zusammen, der 120° östlich und 60° westlich von Greenwich verläuft, der also einerseits durch Ostasien, andrerseits durch Südamerika geht. Die Abweichungen des Momentanpoles von seiner Mittellage ist somit im Laufe des Jahres 1900 verhältnißmäßig gering gewesen, in absolutem Längenmaß ausgedrückt, betrug sie im Maximum nur 3.7 Meter.

* **München.** Der Prorektor der hiesigen Universität und Professor der theologischen Fakultät J. Bach ist am Sonntag, dem 22. d. M., im Alter von 68 Jahren gestorben. Er hat sich außer um die eigentliche Theologie besonders um die Erforschung der mittelalterlichen Philosophie verdient gemacht. Schon 1864 veröffentlichte er eine Studie über Meister Eckhart. Noch bedeutender ist sein Werk über Albertis des Großen Verhältniß zu den Griechen, Lateinern, Arabern und Juden. Bach vertrat auch die wissenschaftliche Pädagogik an der hiesigen Universität und gehörte dem Vorstand der Comenius-Gesellschaft an.

* **Hannover.** Hier starb am 21. d. M. Professor Dr. Otto Seemann, der am 28. Februar 1825 als älterer Bruder des noch lebenden Begründers der bekannten Buchhandlung E. A. Seemann in Leipzig in Herford in Westfalen geboren wurde. Er war Mitarbeiter bei den Unternehmungen seines Bruders, die auf die Verbreitung kunstgeschichtlicher Kenntnisse und künstlerischen Verständnisses gerichtet waren, und verfaßte u. a. auch selbständige Werke, wie „Götter und Heroen“ und die „Mythologie der Griechen und Römer“, die in mehreren Auflagen verbreitet worden ist.

* **Göttingen.** Der Privatdozent der Physik Dr. Hermann Simon, zur Zeit Dozent des Physikalischen Vereins zu Frankfurt a. M., ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Breslau.** Der Gerichtsassessor Dr. jur. Ernst Jacobi ist zum außerordentlichen Professor an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Berlin.** Gestern, Montag, ist der ordentl. Professor für römisches Recht an der hiesigen Universität, Geh. Rath Prof. Dr. L. A. Alfred Pernice, im Alter von 60 Jahren gestorben. Pernice stammte aus einer angesehenen Juristenfamilie; er war der dritte Sohn des Hallischen Rechtsgelehrten Ludwig W. A. Pernice. Auch der Sohn habilitirte sich in Halle, wo er 1871 außerordentlicher und 1872 ordentlicher Professor wurde. 1881 wurde er nach Berlin berufen. Sein Hauptwerk handelt über „Marcus Antistius Labeo. Das römische Privatrecht im 1. Jahrhundert der Kaiserzeit“, das von 1873—1892 in drei Bänden erschien. Pernice gab auch die „Zeitschrift der Savigni-Stiftung für Rechtsgeschichte“ heraus.

* **Aus Ungarn.** Dr. Max Falk, Chefredakteur des „Pester Lloyd“, ungarischer Reichstagsabgeordneter, ehemaliger Instruktor des verstorbenen Kronprinzen Rudolf in ungarischen Angelegenheiten, begeht in diesen Tagen sein 50jähriges Doktorjubiläum. — Der Senat des kgl. Polytechnikums in Budapest hat beschlossen, die infolge Ablebens des Prof. Dr. Joseph Fodor erledigte Lehrkanzel für Hygiene zu theilen, und hat für das Fach der Bauhygiene den Privatdozenten der Budapester Universität Dr. Sigmund Gerlóczy, für die gewerblichen Krankheiten den Privatdozenten derselben Universität Dr. Wilhelm Friedrich berufen.

* **Neue Kataloge.** Max Perl, Berlin: Antiquarischer Anzeiger Nr. 25. — L. Liepmannssohn, Berlin: Katalog 150 (Geschichte Berlins und der Mark Brandenburg). — F. A. Brockhaus, Leipzig: Mittheilungen 1901, Nr. 1. — G. Fock, Leipzig: Antiquariats-Anzeiger Nr. 39. — K. W. Hiersemann, Leipzig: Katalog 260 (Persien und anliegende Grenzländer). — Do., Katalog 262 (Historische Portraits). — Ad. Weigel, Leipzig: Verlags- und Partieartikel-Verzeichniß. Neue Ausgabe 1901. — Do., Antiquariats-Katalog Nr. 62: Miscellanea. — J. Baer u. Co., Frankfurt a. M.: Frankfurter Bücherfreund. 2. Jahrg. Nr. 4/5, 6. — R. Jordan, München: Katalog 27. (Botanik, Abth. 1.) — Verzeichniß der Bücher-Sammlung des verstorbenen Hrn. Eduard Seis. (Versteigerung in Wien I, Sonnenfelsgasse 15 am 30. Sept. und flg. Tage.) — *Macmillan & Co., London:* Forthcoming books and announcements of american works. Autumn Season 1901. — Monthly Bulletin of books added to the Public Library of Boston. Vol. 6, No. 6—9. June—September 1901.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Jahrgang 1901. München, Mittwoch, 25. September. Nummer 220.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Philosophie des Geldes.

Von Privatdozent Dr. Franz Eulenburg (Leipzig).

### III. (Schluß.)

**V. Das Geldäquivalent personaler Werthe.**

Ein eigenthümlicher Zusammenhang besteht weiter zwischen dem persönlichen Werthe des Menschen und dem unpersönlichsten aller Objekte, dem Gelde. Es hat für uns zunächst etwas Verletzendes und Herabsetzendes, daß überhaupt ein Geldäquivalent für gewisse Dinge bestehen soll. Aber dieses Empfinden gilt keineswegs unbeschränkt oder gar von Anfang an. An zwei Beispielen wird dies gezeigt: am Wehrgeld und an der Kaufehe. Unserm modernen Empfinden widerspricht es durchaus, daß das Leben eines Menschen ein bestimmtes entsprechendes Geldäquivalent „werth" sein soll. Uns scheint vielmehr der Werth des Lebens etwas sui generis, etwas ganz Unvergleichliches zu sein. Und doch ist das Wehrgeld auf primitiver Kulturstufe allgemein verbreitet gewesen. Darin zeigt sich gerade eine bestimmte Entwickelung in der Schätzung des Geldes. Der Ursprung des Wehrgeldes ist offenbar rein utilitaristisch zu verstehen. Der Stamm oder die Familie erfordert einen Ersatz für den ökonomischen Verlust des Menschen. Womit sich dann leicht die Vorstellung verband, daß der Mensch dann überhaupt so und so viel „werth" sei. Das Wehrgeld wurde so zum Ausdruck des objektiven Persönlichkeitswerthes, und dieser mußte steigen als für einen bestimmten Stand ein- für allemal ein bestimmtes Maß festgesetzt wurde. Die moderne Anschauung freilich, die wesentlich mit durch das Christenthum beeinflußt wurde, gibt dem Menschen einen absoluten Werth. Er ist etwas Einheitliches, Untheilbares, was gar nicht vergolten werden kann. Gerade daß ein Geldäquivalent nicht geleistet werden kann, ist das Charakteristikum. Und fragen wir nach den letzten Gründen dieser veränderten Werthung, so scheint sie auf jene früher hervorgehobene Verlängerung der Zweckreihe zurückzuführen. Dadurch, daß eine längere Kette von Mittelgliedern eingeschoben wird, tritt die Frage nach der unmittelbaren Zweckmäßigkeit und damit dem unmittelbaren Werthe des Menschen zurück. Die Antwort wird hinausgeschoben und das Problem des absoluten Endzweckes, die Frage nach dem Wozu des Wozu, kann auftreten. Dadurch ist natürlich der Werth der Persönlichkeit aller rein quantitativen Vergleichbarkeit, die sich stets nur auf endliche Reihen beziehen kann, entrückt und hat einen absoluten Werth angenommen. — Jedoch spaltet sich der Werthbegriff der Persönlichkeit in zwei Zweige. Einmal der Werth des Menschen als Mensch überhaupt, als Gattungswesen, und sodann der Werth des Menschen als dieses ganz bestimmte Individuum. Hier ist dann der Unterschied zwischen den Einzelnen, ihre qualitative Sonderung gegeneinander das Entscheidende. Umsoweniger sind diese differenzirten Menschen nun vergleichbar und durch Geld aufwiegbar. Gerade, weil das Geld immer abstrakter und allgemeiner geworden, kann es offenbar immer weniger das Aequivalent für diesen individualisirtesten Werth abgeben. Auf primitiverer Stufe verhält sich die Sache nach beiden Richtungen anders. Die fortschreitende Differenzirung des Menschen und die ebenso zunehmende Indifferenz des Geldes begegnen sich sonach darin, daß die Sühnung des Mordes und schwerer Vergehen durch das Geld immer unmöglicher wird.

Eine entsprechende psychologische Entwickelung des Werthäquivalents hat sich bei der Ehe durchgesetzt. Der Gedanke der Entwürdigung durch den Kauf der Frau ist ursprünglich durchaus nicht ausgebildet. Im Gegentheil ein hoher Preis gab der Frau noch ein besonderes Ansehen, und der Frauenkauf findet sich darum durchaus nicht auf der unteren Stufe der Zivilisation. Gerade die Thatsache, daß die Frau ein nützbarer Gegenstand ist und einen eventuell hohen Preis hat, läßt sie werthvoll erscheinen. Die Verallgemeinerung der Mitgift beginnt daher erst mit steigender Geldwirthschaft. Es hängt das offenbar damit zusammen, daß die ganze Wirthschaftsverfassung eine Aenderung erlitten. Sobald die Wirthschaft ihren familienhaften Charakter verliert, erscheint auch die Frau vielmehr als die unterhaltene, die auf Kosten des Mannes lebt. So wird die Mitgift ein Kennzeichen für die ganze Konstitution des Ehelebens. Umgekehrt entspricht die Geldform der unehelichen Hingabe in der Prostitution. Das Geld trägt an sich schon den Charakter der momentanen Beziehung, die keine Spuren hinterläßt. Daher ist der bloß momentanen Begierde und deren Befriedigung auch das Geldäquivalent ganz angemessen, das zu nichts verbindet und völlig unpersönlich ist. Denn das ist offenbar das Erniedrigende an der Prostitution, daß sie den allerpersönlichsten Besitz der Frau gegen etwas ganz Unpersönliches so herabsetzt.

Es wohnt aber überhaupt ein Zug der Herabminderung dem Geldäquivalente bei. Das Objekt erleidet durch seine Austauschbarkeit eine Herabsetzung der Bedeutung seiner Individualität. Daher erscheint die Nivellirung als Ursache wie als Wirkung der Austauschbarkeit der Dinge. Das Sich-gemein-machen wird zum typischen Verhältniß der Dinge in der Geldwirthschaft, weil sie alle durch das Geld wie durch eine Zentralsubstanz miteinander verbunden sind. Die Bedeutung einer Kategorie zeigt sich ja nicht nur an sich selbst, sondern ebenso sehr auch an ihrem Gegentheil. Es ist der Begriff der Vornehmheit, der mit und durch das Geld verloren geht. Sie charakterisirt sich durch die Gleichgültigkeit gegen das „Wieviel". Darum vermißt Nietzsche in dem modernen Wesen gerade das Moment der Vornehmheit in so hohem Maße.

Aber mit der Frage nach dem Aequivalente des personalen Werthes steht im Zusammenhange die Werththeorie. Simmel erklärt die Arbeitstheorie[15]) als die philosophisch interessanteste. Denn gerade sie will der Entwerthung der personalen Werthe entgegentreten und die menschliche Arbeit als Ausfluß der menschlichen Persönlichkeit hinstellen. In der Arbeit gewinnen Körperlichkeit und Geistigkeit, Intellekt und Wille eine Einheitlichkeit. Wäre sie das Prius des Werthes, so wäre sie allerdings in den letzten Einheitspunkt unsrer praktischen Natur eingesteckt. Man sieht, Simmel dringt in diesem Zusammenhange thatsächlich bis zu dem letzten und tiefsten Sinn der Arbeitswerththeorie. Er widerlegt in sehr fein-

[15]) Wonach der Werth eines Dinges sich allein richtet nach der Menge Arbeit, die in ihm enthalten.

sinniger Weise einige der vulgären Einwände gegen die Theorie — ohne sie freilich letzten Endes anzunehmen. Es scheint mir ein kleines Kabinetstück dialektischer Beweisführung, die ich darum dem Leser in nuce vorführen möchte.

Zunächst der Einwand, daß bei der ganzen Reduktion die Bewerthung der geistigen Arbeit zu kurz käme. Aber wie? Ein Doppeltes ist hier zu unterscheiden. Einmal die subjektiv-geistige Funktion des Wollens, des Impulses zur Arbeit. Sie ist zweifellos immer vorhanden, gewährt Genuß oder Schmerz und läßt sich offenbar von keiner Arbeit trennen; sie ist der geistigen Arbeit nicht mehr eigen als der körperlichen. Sodann der objektiv-geistige Inhalt der Arbeit. Aber der einmal ausgesprochene Gedanke — und der ist bei aller „geistigen“ Arbeit doch die Grundthatsache — ist unwiderruflich öffentliches Eigenthum geworden und durch keine Macht der Welt wieder einfangbar. Der Gedanke bleibt eben, auch wenn er sich von der Persönlichkeit losgelöst und objektive Gestalt angenommen hat. Es würde also dessen Nichtberücksichtigung im besonderen Falle noch kein Einwand gegen die Arbeitswerttheorie überhaupt sein. Denn der „Geist“ geht in das Produkt nur als Tradition, als objektiv gewordener Gedanke ein; außerdem ist er natürlich noch in der Bewußtseinsthätigkeit der Handführung vorhanden.

Ein zweiter Einwand möchte sich darauf beziehen, daß die qualitativen Unterschiede auf quantitative zurückgeführt werden müßten. Aber auch der erweist sich nicht als stichhaltig. Denn diese Zurückführung ist thatsächlich nur bei der individuellen Leistung nicht möglich. Die Vererbungshypothese würde jedoch auch hier vielleicht ein Aushülfsmittel bieten. Es wäre sehr wohl möglich und ist durchaus denkbar, daß heute höhere geistige Arbeit thatsächlich nur ein Aufspeicherungsprodukt ehemaliger Arbeit, d. h. aber in Wirklichkeit nur vererbte Mehrarbeit ist. Es würde dann ein Maximum von Arbeit unsrer Vorfahren gleichsam aufgespeichert sein. Individuelle Besonderheit der personalen Leistung erschiene nur als kondensirte Arbeit von Generationen der ganzen Gattung. Die Gesellschaft — so könnte man fortfahren — muß nur eine längere Zeit hindurch leben und wirken, ehe sie ein Genie hervorbringt.[16]) Auch die höher gewerthete Arbeit ist am Ende nur durch ein sehr großes Quantum bereits geleisteter Arbeit der Vorfahren zustande gekommen.

Auch ließe sich wohl denken, daß prinzipiell alle äußeren Bedingungen geistiger Arbeit in Muskelarbeitsgrößen ausdrückbar wären — wenn auch nicht direkt, so doch etwa im Sinne einer sehr erweiterten Fechner'schen Formel. Es wäre damit eine Reduktion der geistigen Arbeit auf physische in dem Sinne vollbracht, daß man zwar nicht die absolute, wohl aber die relative Werthbedeutung der ersteren durch bestimmte Verhältnisse der letzteren ausdrücken könnte, wie es oben (Nr. 218, Sp. 4) angedeutet ist. Jedenfalls ist es unabweisbar, daß jede psychische Thätigkeit auch ein physisches Korrelat hat. Darauf läßt ja auch schon die große Erschöpfung des ganzen Organismus nach geistiger Arbeit schließen; es wird dabei ebenfalls organische Kraft verbraucht. Es braucht eben gar kein direktes Aequivalent auffindbar zu sein; sondern es würde auch schon eine allgemeine Beziehung zwischen der physischen und psychischen Reihe völlig genügen, um eine funktionelle Abhängigkeit zu konstruiren. Dann würde eine Beziehung zwischen physischer und psychischer Arbeit bestehen, die das Werthmaß der letzteren durch die erstere auszudrücken gestattete. Es würden dabei noch erhebliche Schwierigkeiten, bezüglich der individuellen Verschiedenheit zu überwinden sein, um daraus ein praktisches Resultat für die Bewerthung zu ziehen. Aber prinzipiell würde doch kein Einwand mehr bestehen.

Endlich erhält letzthin auch die psychische Arbeit ihren ganzen Werth erst durch den Aufwand von psychischer Energie! Denn Arbeit ist eben Mühe, Last, Schwierigkeit. Und was ihr eigentlich vergolten wird, ihr Rechtstitel, ist der psychische Kraftaufwand, dessen es zum Ueberwinden der inneren Hemmungs- und Unlustgefühle bedarf. Auch bei der materiellen Arbeit wird schließlich nur auf die Innenseite der Arbeit, auf die Unlust der Anstrengung, auf das Aufgebot der Willenskraft hin das Entgelt gefordert. Und ebenso liegt auch der Binnenwerth der geistigen Arbeit nicht so sehr in ihrem Inhalt als in dem Gefühl und Willen. So haben darnach Muskel- und geistige Arbeit einen gemeinsamen werthbegründenden Unterbau. Für alle solche Betrachtung stellt sich die Wesensverschiedenheit körperlicher und geistiger Erscheinungen nicht als absolut, sondern nur als relativ heraus.

Aber nachdem Simmel so die prinzipiellen Bedenken gegen die Aequivalenztheorie zerstreut und deren Möglichkeit gerettet, glaubt er sie doch im ganzen ablehnen zu müssen: weil es ja auch überflüssige, werthlose Arbeit gibt. Der Werth der Arbeit mißt sich eben nicht an ihren Quanten, sondern an der Nützlichkeit ihres Ergebnisses. Und diese Nützlichkeitsunterschiede der Arbeit bestehen nun einmal thatsächlich. Doch darin eben eröffnet sich zugleich wieder eine Einsicht in die Bedeutung des Geldes als eines Symbols des Lebens. Sein Sinn beruht darauf, daß es eine Einheit des Werthes ist, die sich in die Vielheit der Werthe kleiden kann, was mit der Arbeit nicht in dem Maße der Fall ist. Sonst würden die Quantitätsunterschiede des Geldes nicht als den Qualitätsunterschieden der Dinge äquivalent empfunden werden. Damit wird zwar den personalen Werthen oft genug und in empfindlichster Weise Gewalt angethan. Aber es erfüllt seine Funktion als Maßstab des Werthes der Güter immer noch besser als es ein Arbeitsgeld vermöchte.

## VI. Der Stil des Lebens.

Aber das Geld wird Symbol und Träger von noch etwas weiterem. Es ist der Ausdruck, Folge und Ursache der Lebensrichtung überhaupt, die die moderne Zeit charakterisirt. Simmel nennt das den „Stil des Lebens“, um damit auszudrücken, daß eine gewisse Gleichmäßigkeit der Grundanschauung sich durchsetzt. Das eine Kennzeichen der modernen Kultur ist die zunehmende Intellektualität gegenüber der Impulsivität und Gefühlsfunktion. Der letzte Grund für diese Erscheinung ist eben darin zu sehen, daß in die Kette der menschlichen Zwecke eine Verlängerung der Glieder eingetreten ist. Denn der Intellekt ist ja immer nur der Vermittler, der das Wollen dem selbständigen Sein anpaßt. Er kann nicht Selbstzweck sein, sondern würde seinem reinen Inhalte nach in der Luft schweben. Die Impulsivität und Stärke der Affekte bei den Naturvölkern hängt mit der Kürze ihrer teleologischen Reihen zusammen. Vorstellung und Genuß vom Endzweck ist noch ungleich häufiger als bei uns. Wie wir bereits früher gezeigt, bringt das Geld eine Verlängerung der Reihe mit sich. Dadurch wird aber die Welt und das Leben mehr und mehr zu einem Problem für die Intelligenz. Denn der letzte Zweck, an dem der Willensdrang allein sich unmittelbar befriedigen kann, wird ja immer mehr hinausgeschoben. Damit erhält auch das ganze Leben einen rationellen Charakter. Auch die Interessenkämpfe der Gegenwart sind aus dem eigentlich Persönlichen herausgehoben und auf intellektuelle Einsichten gestellt.

Es setzt sich damit eine Objektivität des Lebensstiles durch, die zugleich auch eine Abflachung der Gefühle im Gefolge haben muß. Und es ist kein Zufall, daß die Reaktion gegen diese moderne Richtung einen ganz romantischen Charakter trägt; sie betont die Phantasie und das Willensmoment gegenüber der Intelligenz; sie redet dem Altruismus gegenüber dem Egoismus das Wort: in Aug. Comte, den Romantikern, bis zu den Ausläufern der historischen Schule ist das deutlich ausgeprägt. Darum ist das Geld die besonders genaue Analogie zur Intellektualität — gemeinsam ist die Gleichgültigkeit gegen die individuelle Eigenheit. Darum ist auch unsrer Zeit in hohem Maße ein rechnendes Wesen eigen: die Durchdringung der Naturwissenschaften mit Mathematik; die Anwendung der „exakten“ rechnenden Methode in Physiologie und Psychologie und neuerdings (Meinong) sogar in der Ethik; die Alleinherrschaft der Statistik auf den mannichfachsten Gebieten:

[16]) Ich erinnere an einen Ausspruch von Rubens, der jede Veranlagung für seine Person ablehnte, sondern nur einen besonderen Fleiß für sich in Anspruch nahm.

das rein zahlenmäßige Verfahren bei Abstimmungen, das selbst die Gegner billigen, wenn nur die vorherige Zulassung zur Abstimmung anders regulirt ist. Es besteht eine offensichtliche Kausalität zwischen dem allen und der Geldwirthschaft.[17]) Eine viel größere Genauigkeit und Grenzbestimmtheit hat die Lebensinhalte durchdrungen. Gerade die Gegentendenz bei Goethe, Carlyle, Emerson, Ruskin, Kierkegaard, Nietzsche gegen die moderne Geldwirthschaft und deren Folgen, die Intellektualität, zeigt doch am deutlichsten den Sinn dieser Zeit selbst. Jene „unzeitgemäßen" Geister[18]) sind nicht nur anti-intellektualistisch gesinnt; sondern sie lehnen auch jede rechnende Naturwissenschaft ab, die doch nur das theoretische Gegenbild des Geldwesens darstellt.

Aber noch ein anderes Charakteristikum ist für die moderne Kultur festzustellen. Das ist bei aller Zunahme der objektiven Kulturinhalte doch das Zurücktreten der Kultur der Personen. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß die Kultur der Renaissance oder auch der französischen Aufklärung und des 18. Jahrhunderts eine weit geschlossenere, persönlichere war. Die Kultur der Dinge ist mehr entwickelt; aber die der Individuen ist keineswegs in demselben Verhältnisse vorgeschritten, ja vielfach direkt zurückgegangen. Die Maschine ist soviel geistvoller geworden als der Arbeiter. Es besteht eine Disharmonie der objektiv gewordenen und der subjektiven Kultur. Es liegen heute unzählige präformirte Inhalte vor, an deren Zustandekommen wir gar keinen Antheil haben, von denen das Individuum überhaupt nur ein Bruchstück überschauen und sich zu eigen machen kann. Nur ein Theil des geschichtlich Gewordenen kann wirklich Eigenthum der Subjekte werden. Die ganze Kulturentwickelung ist reicher geworden als jedes ihrer Elemente. Der ganze „*Stil*" einer Gesellschaft aber hängt von dem *Verhältniß dieser objektiv gewordenen Kultur zu der Kultur der Subjekte* ab. „Die verdichtete Geistesarbeit der Kulturgemeinschaft verhält sich zu ihrer Lebendigkeit in dem individuellen Geiste wie das weite Feld der Möglichkeiten zu der Begrenzung der Wirklichkeit." Es ist das Moment der Arbeitstheilung, wodurch das Auseinandertreten der subjektiven und objektiven Kultur gezeitigt wurde. Dadurch kommt nothwendig ein fragmentarischer Charakter in den einzelnen. So in der kapitalistischen Wirthschaft durch Trennung der Arbeit nicht nur von den Produktionsmitteln, sondern auch vom Arbeiter selbst. So auch in der Wissenschaft durch die Betheiligung des Einzelnen an Sammelwerken. Je differenzirter und künstlicher die Werkzeuge werden, um so unbetheiligter ist die einzelne Person am ganzen Werke. Es ist jedenfalls charakteristisch, daß die Werkzeuge der Kunst und die Instrumente der Musik im Laufe der Kulturentwickelung keine sehr wesentliche Aenderung erfahren haben.

Dieser Objektivirungsprozeß der Kulturinhalte steigt dann auch in die Intimitäten des täglichen Lebens hinein. Die Zimmereinrichtungen waren z. B. früher weit enger mit der Persönlichkeit verwachsen. Der moderne Mensch ist von lauter so unpersönlichen Dingen umgeben, daß ihm die Vorstellung einer überhaupt anti-individualistischen Lebensordnung, wie sie der Sozialismus anstrebt, in der That näher kommen muß. Auch die historisirenden Neigungen der Gegenwart sind doch nur möglich durch die allgemeine Steigerung der Anpassungsfähigkeit und der umgreifenden Beweglichkeit. Der Kulturinhalt wird immer mehr gewußter objektiver Geist. Und das ist der Grund, warum die kulturelle Steigerung der Individuen hinter der der Dinge merklich zurückbleiben muß. Denn für jede Kulturgemeinschaft ist das Verhältniß des objektiv gewordenen Geistes und seiner Entwickelung zu den subjektiven Geistern von äußerster Bedeutung nach der Richtung des Lebensstiles. Wir hatten gesehen, daß im Tauschakt ein Objektivirungsprozeß enthalten ist; die Rolle des Geldes wird hiebei um so größer und unentbehrlicher, je verschiedenartigere Gegenstände der Verkehr einschließt. So ist also indirekt doch das Geld Symbol wie Ursache, Träger wie Begleiterscheinung der allgemeinen Vergleichgültigung und Veräußerlichung unsres Lebensstiles überhaupt.

Die Stilverschiedenheiten des Lebens nun lassen sich auf einen anschaulichen Ausdruck bringen. Wir denken ja auch das Seelenleben nothwendigerweise nach dem Typus mechanischer, äußerlicher Vorgänge, und umgekehrt verleihen wir der Summe von Eigenschaften die Einheitsform unsres Ich, ähnlich bei dem Begriffe der Kraft, der Ursächlichkeit der Natur. Es besteht so ein Relativismus, ein unendlicher Prozeß zwischen Innen und Außen. Wir formen zwar die Welt nach unserm Bilde, aber das Bild auch wiederum nach der äußeren Welt. So kann man auch die Organisation der Lebensinhalte sich als Anordnung in einem Kreise vorstellen, in deren Zentrum das Ich steht. Und man kann nun die Kunststile als Distanz zwischen uns und den Dingen betrachten. Das hat auch seinen guten inneren Sinn. Es ist ja das *Lebensprinzip der Kunst, uns die Dinge dadurch näher zu bringen, daß sie uns in eine Distanz von ihnen stellt.* Das Interesse der letzten Zeit geht nun zweifellos auf eine Vergrößerung dieser Distanz: dahin gehört die Betonung des Aphorismus, die Vorliebe für den Symbolismus und für unentwickelte Kunststile. Auch das Naturempfinden, die Betonung des Landschaftlichen wird erst durch die Distanz mit der Natur hervorgerufen; sie entwickelt sich nur im Gegensatz zur Enge des städtischen Lebens. Die Entwickelung strebt wohl dahin, die *Distanz in relativ äußerlicher Hinsicht zu verringern, in innerlicher zu vergrößern.* Auch hiefür ist das Geld charakteristisch; ihm kommt die Rolle sowohl der Distanzüberwindung wie der Distanzvergrößerung zu. Es bringt die Einzelnen in tausend äußere Beziehungen mit anderen, es ermöglicht erst eine Verwendung von sehr spezialisirten Leistungen auf dem Wege der Austauschbarkeit, es verbindet endlich die Individuen mit anderen und fremden Kreisen. Aber dieser äußerlichen Aneinanderbringung, die in den Großstädten ihren schärfsten Ausdruck gefunden, steht die andere von uns hervorgehobene Seite gegenüber: daß die Menschen in ihrer *Ganzheit* voneinander loskommen, daß sie nur mit dem allerkleinsten Theile ihres Ich noch miteinander zusammenhängen, und daß sie damit innerlich freier und isolirter werden können. Und diesem Doppelcharakter entspricht der Stil des modernen Lebens.

Dieser Dualismus zeigt sich nicht zum wenigsten in der Herrschaft der Technik. Es ist gar nicht wahr, daß wir die Natur mehr und mehr besiegen und beherrschen lernen. Sie unterwirft *uns* zum mindesten ebensoviel wie wir sie. Jenes ist eine ganz mythologische Denkweise, die genährt wird dadurch, daß Jeder sein Spezialgebiet als überwichtig für das allgemeine hinstellt. Die Techniker und diejenigen, die ihren Tiraden folgen, begehen in diesem Falle den alten metaphysischen Fehler. Sie übertragen die Bestimmungen, die die Elemente eines Ganzen untereinander — also nur relativerweise — aufzeigen, auf das Ganze überhaupt. Die erreichte relative Höhe wird bei ihnen leicht zur absoluten. In Wirklichkeit sind jedoch die Fäden, an denen die Technik die Kräfte und Stoffe der Natur in unser Leben hineinzieht, ebensoviele Fesseln, die uns binden und uns jetzt sehr vieles unentbehrlich erscheinen lassen, was doch für die Hauptsache des Lebens gar sehr entbehrt werden kann. Wir sind Sklaven des Produktionsprozesses und der Produkte geworden.

Und hieraus ergibt sich wiederum eine Deutung des Lebens überhaupt. Der Mensch befindet sich im ewigen Widerstreit zwischen Zweck und Mittel. Aber es ist vielleicht gar nicht der Sinn des Lebens, die Dauer versöhnter Zustände, nach denen er immer von neuem strebt, wirklich zu erlangen. Das Binnenleben sucht zwar den Gleichgewichtszustand — ohne ihn doch je zu erreichen.[19]) Das

---

17) Allerdings ist auf der anderen Seite auch das Moment der „Stimmung" damit gewachsen: nicht nur in der bildenden Kunst (Landschaftsmalerei), sondern vor allem auch in der Geschäftswelt des Kredits und der Börse.

18) Das Auftreten von Carlyle und Ruskin gerade in England ist besonders charakteristisch dafür.

19) Ein tiefer Gedanke G. Th. Fechners in den „Ideen zur Entwicklungsgeschichte der Organismen" ist optimistischer; er möchte wenigstens einen relativen Gleichgewichtszustand als möglich zugeben.

Geld erscheint auch hier als der Ausdruck dieser Faustischen Tendenz. Es steht einerseits *in* den Reihen der Objekte als ein Gleiches und andrerseits *über* ihnen als zusammenfassende und alles einzelne durchdringende Macht. Beharren und Bewegung stellen sich dar als die großen Kategorien des Weltverständnisses. Unaufhörlich setzt sich eine Form in die andere um, und die Welt erscheint als ein Perpetuum mobile. Aber — gerade die *Formen* beharren doch wieder einige Zeit. Für diesen absoluten Bewegungscharakter gibt es sicher kein deutlicheres Symbol als das Geld. Es lebt nur in kontinuirlicher Selbstentäußerung — *sein Sein selbst ist Bewegung.* Aber eben seinem Inhalte nach ist es doch das beständigste Ding der äußerlich-praktischen Welt. Es steht da als Indifferenz- und Ausgleichungspunkt zwischen all ihren sonstigen Inhalten. Wie der allgemeine Begriff in seiner logischen Gültigkeit von der Zahl der Modifikationen seiner Verwirklichungen unabhängig bleibt: so ist auch das Geld nur der Allgemeinbegriff der Dinge, insofern sie wirthschaftlich sind. Es ist die in einem Sondergebilde verkörperte Relativität der Gegenstände, die ihren Werth bedeutet. Damit wird das Geld der Ausdruck der relativistischen Weltansicht mit ihrem Nebeneinanderbestehen von Gegensätzen, die das tiefste Wesen der Gegenwart ausmacht, und auch ihren gesammten Lebensstil beherrscht.

* * *

Wir haben im Vorangehenden versucht, die philosophischen Grundgedanken des Werkes herauszuarbeiten, und schon aus dieser Zusammenfassung wird sich dessen ganze Eigenart ergeben. Es steckt ein seltenes Maß von Kultur und Geistigkeit darin. Der Verfasser meidet fast ängstlich die ausgetretenen Pfade. Auch wo er bekanntere Gedanken ausspricht, gibt er ihnen immer eine neue, oft überraschende Wendung. Nicht selten durchbricht die Fülle der Umrankungen die geraden Linien des Grundbaues. Aber man folgt Simmel auch in diese Einzelausführungen gern und mit Genuß. Den Sinn des Lebens sucht er zu deuten — allerdings in seiner Art. Es ist das Leben des feinsten Intellektes und der subtilsten Kultur, die das Grundmotiv abgibt. Für die Erscheinungen einer gewissen verfeinerten Ueberkultur — Psychologie des Cynismus und der Blasirtheit mögen als Beispiele dienen — hat er eine besonders starke Empfänglichkeit. Ein hohes Maß von Abstraktionsfähigkeit und von Vertrautheit mit dem Empfinden des modernen Menschen wird auch bei dem Leser vorausgesetzt, sowie Sinn und Verständniß für die mannichfachen Grundprobleme der Wissenschaft; in Natur und Geschichte, Aesthetik und Wirthschaft muß er bewandert sein, wenn er den Gedankengängen soll folgen können. Aber man kann das Werk nur im ganzen annehmen oder ablehnen. Hält man die Art der Betrachtungsweise, die stets das Einzelne mit dem Allgemeinen verknüpft, überhaupt nicht für angängig, so vermag darüber das Gefallen an Einzelheiten nicht hinwegzuhelfen. Es wird sich darum den Leserkreis suchen müssen und ist sicher nicht für die große Masse — auch nicht der „Gebildeten" — bestimmt. Aber wer dafür gewonnen ist, der kann nur einen reichen Gewinn für die philosophische Vertiefung seiner Lebensauffassung daraus ziehen. Er wird zum unbedingten Nachdenken angeregt werden, und Zusammenhänge werden sich ihm aufthun, an die er bis dahin nicht gedacht. Für das Verständniß vieler Erscheinungen des gegenwärtigen Lebens gibt es erst den Schlüssel.

Ich glaube nicht, daß ein Zweiter das Werk in dieser Form hätte schreiben können. Simmel liebt die Gegensätze, und Antinomien, die Widerspiele und Widersprüche im Leben; und er findet sie besonders stark in unsrer gegenwärtigen Kultur, in der sich die verschiedensten Strömungen treffen. Darum ist ja überhaupt das Geld in den Mittelpunkt der Betrachtungen gestellt. Aber der Blick für das Wesentliche bleibt ihm eigen, und er ordnet das Zufällige immer dem Allgemeinen unter. Aus den Erörterungen über die Arbeitstheorie und der Funktionslehre des Geldes ist es wohl hinreichend hervorgegangen. Das Geld ist für ihn nur Mittel und Beispiel für die Darstellung des Zusammenhanges geworden, die zwischen den äußerlichsten, realistischsten, zufälligsten Erscheinungen und den ideellsten Potenzen des Daseins, den tiefsten Strömungen des Einzellebens und der Geschichte bestehen".[20]) An dem Schulbeispiel des Geldes wird erläutert, wie eine große Wechselbeziehung zwischen beiden besteht, die sich einordnet in die allgemeine Weltformel des Aeußerlichen und Innerlichen, des Subjektiven und Objektiven.

Eine gewisse *künstlerische* Art des Schauens liegt letzthin dem Ganzen zugrunde, wie es sich in dem Schlußabschnitt ja unmittelbar ausdrückt. Simmel sucht das Wesen der Erscheinungen zu erfassen, ohne bestimmte Stellung zu den Einzelheiten zu nehmen, ohne den erschlossenen Sinn nun seinerseits zu bejahen oder zu verneinen. Das scheint mir das spezifisch Künstlerische in seiner Auffassung des Lebens zu sein, daß alles Bestehende in der praktischen Welt *recht*, aber doch zugleich auch wieder *unrecht* hat. Gerade der Künstler steht ja seinem Vorwurfe ganz objektiv und leidenschaftslos gegenüber. Denn auch die Relativität, die gegenseitige aller Erscheinungen, in die wie in eine Art empirischen Pantheismus alle Dinge eingefügt sind, ist doch nur der angepaßte Ausdruck der *gegenwärtigen* politischen, gefühlsmäßigen Gestaltung des menschlichen Daseins. Eine andere Zeit müßte dem Leben auch einen anderen Sinn verleihen; einem überschauenden Weltgeiste würde auch die gegenwärtige Deutung nur den einen Fall der Möglichkeit ausmachen, der gerade wirklich geworden. Und so enthält das Simmel'sche Werk selbst ein Stück der Kultur, die es deuten helfen will.

## Aus Garibaldis Feldzug im Jahre 1860.*)

Wir bewundern in den Dreihundert des Leonidas das höchste Beispiel hingebender Vaterlandsliebe; wir folgen mit Spannung dem verwegenen Zuge der Zehntausend Xenophons, den Irrfahrten der Konquistadoren. Gerade die kleine Zahl der Helden und Abenteurer ist es, welche uns fesselt; denn in unsern Tagen ungeheurer Heere und bewaffneter Völker verschwindet der Einzelne, wir erleben keine großen menschlichen Thaten, sondern überwältigende Ereignisse, und so suchen wir in fernen Zeiten jene Heldengestalten, denen eben ihre Vereinzelung den Reiz des künstlerisch Plastischen, des romantisch Poetischen verleiht.

Und doch leben unter uns noch Genossen eines Zuges der sich mit den berühmtesten messen kann, Ueberlebende eines Häufleins, das an Patriotismus und Wagemuth Keinem nachstand. Wie Pizarro auf schlechten Schiffen, mit tausend Mann, zog Garibaldi von Quarto[1]) aus, um ein mächtiges Reich zu brechen; aber statt der Spur des Goldes folgte er dem aufgehenden Sterne des Vaterlandes, das seine Generation zu schaffen berufen war. So wird der Zug der Tausend durch Sicilien zu einem

[20]) Damit wird das Buch auch werthvoll für eine spezielle methodologische Seite, die gegenwärtig in weiten Kreisen wieder so stark erörtert wird, wie vor einem Menschenalter das Seelenproblem im Materialismusstreite: das ist die Frage, wie weit wir *wirthschaftliche* Ursachen als Erklärungen *geistiger* Kultur ansetzen können. Also das Problem der sogenannten „materialistischen — besser ökonomischen — Geschichtsauffassung". Das ganze Buch zeigt ja den Zusammenhang und die Parallelbewegung beider Potenzen, der wirthschaftlichen wie der geistigen, beständig. Es wird zwar jenen ihr Erklärungswerth durchaus gewahrt. Aber andrerseits sind die wirthschaftlichen Formen, die eine Wirkung ausüben können, erst selbst wieder das Ergebniß tiefer Werthungen und Strömungen psychologischer, ja metaphysischer Voraussetzungen. So wird dieser Auffassung als heuristisches Prinzip ein großer relativer Werth zugesprochen, ohne daß sie auf absolute Bedeutung Anspruch machen kann.

*) *Von Quarto zum Volturno.* Tagebuchblätter von *Giuseppe Cesare Abba, Einem der Tausend.* Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von *Sofia Guerrieri Gonzaga.* Berlin, Alexander Duncker 1901. 8°. 254 S. Mit einer Karte von Sicilien. Geb. M. 3.50.

[1]) Ligurischer Hafen bei Genua, bei dem sich Garibaldi am 4. Mai 1860 gegen Sicilien einschiffte.

Epos nationalen Erwachens, welchem in nichts der heroische Reiz alter Heldensänge gebricht. Auch diese Anabasis hat ihren Xenophon gefunden, aber es war ein Feuergeist voll patriotischer Begeisterung, dessen Worte uns jeden Tag jener ruhmvollen Expedition lebendig vor Augen führen. Er war keiner der Führer des Zuges, sein Name ist in den Annalen der italienischen Befreiungskriege nicht verzeichnet. Wie der stille, schüchterne Jüngling, im Drange seiner glühenden Liebe zum Vaterlande, unbekannt und unbeachtet dem großen Führer folgte, so ist er bescheiden zu seinem arbeitsamen Gelehrtenleben zurückgekehrt, als der Siegeszug vollendet war. Wir verdanken es dem größten Dichter des jungen Italiens, Carducci, daß mit dem schlichten Freiheitskämpfer Giuseppe Cesare Abba nicht auch das Tagebuch unbekannt geblieben ist, in dem er Tag für Tag seine Erlebnisse verzeichnete. Er ist selbst ein Theil jenes denkwürdigen Zuges, dessen anspruchslose Größe sich in seinen Worten spiegelt. Garibaldi und seine Getreuen gleichen den Helden des Alterthums in der heroischen Einfachheit, dem naiven Optimismus ihrer Ziele; gleich jenen kämpfen sie um ein hohes Ideal, vergießen sie mitten in der heißen Schlacht Thränen der Rührung über der Leiche eines Freundes, oder beim Gedanken an ihre fernen Lieben.

Gerade in dieser Mischung von begeistertem Heldenmuth und weichem Pathos liegt der eigenartigste Reiz des Buches, welches wohl ein Epos des Risorgimento genannt werden dürfte. Abba hat das Epische dieses Zuges auf antikem, geheiligtem Boden, den geheimnißvollen Zauber des „feurigen Eilandes mitten im Meere“ (una terra di fuoco in mezzo al mare) tief empfunden und beredt geschildert. Das ganze Elend der unglücklichen Insel, die lang verhaltene Erbitterung des unterdrückten Volkes spricht aus diesen Blättern:

„Am Nachmittag sahen wir einen alten Hirten am Rand des Weges stehen; er war in Ziegenfelle gehüllt, und sein stolzer Kopf, der beinahe aussah wie der eines Wilden, war mit einer großen wollenen Mütze bedeckt. Er stützte sich mit beiden Händen auf die Schultern eines etwa 15jährigen Knaben und beobachtete stumm unsern Vorbeimarsch. Als meine Kompagnie an ihm vorüberzog, wandte er sich an unsern Hauptmann, mit sicherer Stimme rufend: „Fürst Carini, geht und befreit die Hauptstadt!“, und stieß den Knaben in unsre Mitte. Dann trocknete er seine Thränen, wandte sich nach rückwärts und entfernte sich langsam über die einsame Heide“ (S. 48).

„Wir standen in Reihen aufgestellt vor dem Dorfe. Halb nackt und halb wie ein Wilder mit Fellen bedeckt, bleich und mit vor Hunger abgezehrten Wangen, sah uns der arme Junge mit glühenden Augen an. Aus seinem Blick sprach der leidenschaftliche Wunsch, einer der Unsern zu sein. „Wie heißt du?“ „Ciccio.“ „Was thust du hier?“ „Ich bin aus Piana dei Greci mit euch hergekommen.“ „Und wohin gehst du?“ „Mit euch.“ „Wie? So barfuß und halb nackt wie du bist?“ Er setzte sich und gab keine Antwort. Wir fanden Kleider und Schuhe für ihn, und so neu ausstaffirt nahmen wir ihn mit uns. Er schien ein anderer Mensch, so heiter war er. Er verlangte ein Gewehr und eine halbe Stunde später kannte er schon unsre ganze Kompagnie und nannte Jeden bei Namen. „Wir werden dich Lesen und Schreiben lehren.“ „O, mein Herr, ich bin dessen nicht würdig.“ (S. 97.)

Ein eigenartiges Relief geben der Erzählung die charakteristischen Portraits seiner Kampfgenossen, die Abba immer wieder einflicht.

„Wie kleine Detailskizzen in dem großen Bilde, sehe ich jene Franziskaner, die für uns kämpften. Einer von ihnen lud eine Donnerbüchse mit Kugeln und Steinen, kletterte auf eine Anhöhe und feuerte die ganze verheerende Ladung auf den Feind ab. Wenn man ihn so von unten sah, mit seiner dünnen und untersetzten Gestalt, seiner schmutzigen Kleidung, wie er sich beim Klettern an dem dürren Gestrüppe die nackten Beine zerriß, mußte man zugleich lachen und Beifall klatschen. Es waren lauter tapfere Leute, jene Mönche, alle bis auf den letzten, der, am Schenkel verwundet, vor meinen Augen sich die Kugel aus dem Fleisch riß, und gleich darauf wieder ins Feuer ging.“ (S. 64).

Ergreifend muthet uns die zart romantische Episode der jungen Nonne an, welche in die blutigen Tage von Palermo verflochten ist: „Ich bin jeden Tag hingegangen zu der lieblichen kleinen Nonne, die in jenem Grab der Pietà eingeschlossen ist, und jeden Tag fragte sie mich mit ihrer melodischen Stimme: „Wann werdet Ihr wieder kommen?“ Die alte Nonne, die uns überwacht, hat es schon lange herausbekommen, daß ich nicht ein Verwandter der jungen Klosterschwester bin, aber sie ließ uns ruhig gewähren und schien sich an uns zu freuen.

Heute habe ich nicht Abschied von ihr genommen und doch war ich in dieser Absicht zu ihr gegangen. Arme Schwester . . .! Sie muß es mir wohl an den Augen abgelesen haben, daß ich abreise, denn sie blickte mich in einer Weise an, daß ich mich von einer heftigen Begier ergriffen fühlte, an dem Eisengitter zu rütteln und es niederzureißen, um der lieben Seele zuzurufen: ‚Komm heraus, aus jener Finsterniß, und lebe!‘ — Sie näherte ihr Gesicht dem Gitter; ich küßte das kalte Eisen, sie that das Gleiche, und ich sog ihren süßen Athem ein. Und als ich fortging, träumte ich von einem rothen Hemd und von wehenden weißen Schleiern, mitten im Staubwirbel eines Marsches auf einer sonnigen Straße, ins Unbekannte hinein. Und mittlerweile ist sie dort drinnen, wo sie mich morgen und übermorgen und Tag für Tag erwarten wird. . . .“ (S. 139.)

Vor allem aber ist es die Gestalt Garibaldis, die uns auf jeder Seite des Buches entgegentritt, und kein anderer hat den volksthümlichen Helden so liebevoll verstanden und uns so lebensvoll nahe gebracht wie dieser Jüngling, der ihm verwandt war in seiner glühenden Begeisterung fürs Vaterland: „Dieser Mann, der sich zeitweise so ruhig verhält und der dann plötzlich in einen Erzengel umgewandelt scheint, der mit ausgebreiteten Flügeln und mit geschwungenem Schwert leuchtend erscheint.“ (S. 199.)

„Voller Zweifel und kleingläubig sind wir kleinen Menschenkinder; er hat Glauben genug, um Berge zu versetzen, und fühlt die Seele des ganzen Volkes in sich. Hat er denn nicht alles vollbracht, was er wollte? Und was hätten wir paar tausend Mann fertig gebracht, wenn er nicht an unsrer Spitze gewesen wäre? Und alle Generale Italiens mit allen ihren Tugenden zusammengenommen, hätten sie das leisten können, was er geleistet hat? Dazu gehörte sein Herz, und vielleicht sein schöner Kopf, sein Antlitz, das an Moses erinnert, an einen kriegerischen Jesus, an Karl den Großen. Wer ihn sieht, der ist besiegt.“ (S. 211.)

„Es ist Nacht, und Garibaldi . . . befindet sich bei den Vorposten. ‚Leutnant, habt Ihr eine Uhr bei Euch?‘ ‚Nein, mein General.‘ ‚Thut nichts! Legt Euch hier nieder, gerade hier; blickt . . . nach jenem Baum. Wenn die Spitze desselben Euch den Stern dort verbirgt, wird es zwei Uhr sein. Dann auf, und zu den Waffen!‘ — Auf diese Weise, mit der Einfachheit eines Hirtenkönigs, mit der Anmuth eines xenophontischen Helden, noch besser! wie er es selbst in seinen Jugendjahren in den Urwäldern am Rio Grande zu thun pflegte, gab Garibaldi die Zeit nach dem Stand der Sterne an. (S. 203.)

„Griziotti, unser Oberst, hatte es schon gesagt: ‚General, erlaubt mir, zwei Bomben auf die Citadelle (von Capua) zu schleudern, und sie wird kapituliren.‘ ‚Nein, wenn ein Kind, eine Frau, ein Greis durch eine unsrer Bomben getötet würde, so hätte ich keine Ruhe mehr!‘ „. . . Aber unsre jungen Leute . . . schmelzen täglich zusammen; täglich sterben einige.‘ Und Garibaldi: ‚Wir sind auch zum Sterben hergekommen.‘

‚Jetzt kommen die Piemontesen, General; die werden . . . dann behaupten, daß alles, was wir jetzt gethan, ohne ihre Hülfe nutzlos geblieben wäre.‘ Garibaldi antwortete: ‚So laßt sie nur reden, wir sind doch nicht um des Ruhmes willen hergekommen!‘ (S. [illegible].)

Wo sonst steht er so lebensvoll vor uns, der „Mann aus dem Volke, großmüthig, wie kein anderer Mensch je sein wird ... der im Namen des Volkes dem König von Neapel die Krone entreißt und dem König Victor Emanuel zuruft: Nimm sie! Sie ist Dein!“ (S. 247.)

* * *

Ich habe der Uebersetzung keine Erwähnung gethan, weil man beim Lesen derselben völlig vergißt, daß sie kein ursprüngliches Werk sei. Kein Schriftsteller konnte sich eine schönere Wiedergabe seiner Gedanken und Worte wünschen als diese, in welcher der Geist beider Sprachen gleich lebendig ist. Und ich wüßte mein Urtheil über das anziehende und anregende Buch nicht besser zusammenzufassen als in den eigenen Worten der Uebersetzerin (Vorrede, S. 3): „Dieses anspruchslose Notizbuch ist des großen Garibaldinischen Feldzuges würdig, als ungefälschtes Dokument jener außerordentlichen Ereignisse und der Tugenden, die Italien aus der Knechtschaft befreiten, und weil der hohe Idealismus und die jugendliche Lebensfülle, die insbesondere jene Garibaldinerschaar charakterisirten, dem Verfasser selbst unbewußt, in diesen Blättern verewigt sind.“

Georg Karo.

## Besprechungen.

—tz— Joh. Friedrich: William Falconer: „The Shipwreck“ A Poem by a Sailor 1762. (Wiener Beiträge zur englischen Philologie, herausgegeben von J. Schipper, XIII. Band.) Wien und Leipzig, W. Braumüller 1901. 79 S. — Es ist ein merkwürdiges Büchlein, mit dem sich Hr. Dr. Friedrich in die Literatur einführt. Er zeigt sich mehr als Philosophen denn als Literarhistoriker. Er erkennt mit Recht Herder als denjenigen an, der zuerst die Literaturgeschichte als Theil der Naturgeschichte betrachtete, und Geister wie Darwin und Haeckel verbinden ihn mit den Bestrebungen jenes großen Anregers, aber mehr als dessen Spuren folgt er denen der jüngeren Denker. Er ist eifrigster Vertreter der „physikalischen Psychologie“. Die Menschen sind ihm nur „warmblütige Thiere“, das Bewußtsein und seine Thätigkeiten sind ihm „thierisch-menschliche“ Eigenthümlichkeiten, von der altmodischen Psychologie, die mit den „leeren Namen“ Wille, Seele, Geist, bewußt und unbewußt sich behelfen muß, hält er nichts und bezeichnet sie als alte Verirrung und Unkenntniß, und die ganze Aesthetik sammt dem leeren Begriff der „Schönheit“ schafft er endgültig — so sagt er selbst S. 17 — aus der Welt und zwar durch folgende, vorsichtigerweise doch die alten Namen noch verwendende Definition der „Kunst“: „Sie ist die Fähigkeit und der Trieb, ein eigenes Gefühl so darzustellen, daß der Andere beim Genuß dieser Darstellung in sich dasselbe Gefühl entstehen merkt.“ Dieser Standpunkt wird überall stark betont, und von ihm geht auch die eigentliche literarische Beurtheilung des gewählten Werkes aus. Dieses selbst, Falconers Shipwreck, ist recht geschickt als Versuchsgegenstand ausgesucht, nicht zum wenigsten deßwegen, weil es — und dies nicht so sehr mit Unrecht, wie der Verfasser meint — selbst in literarisch gebildeten Kreisen ziemlich unbekannt ist. W. Falconer ist ein nicht ungebildeter, selbst gelehrter Kenntnisse, wie sie zu seiner Zeit zum guten Ton gehörten, nicht barer Mann, von Beruf Seemann, der ein unbestreitbares Geschick zum Versemachen besaß und überdies über ein gut Theil gesunden Menschenverstandes und eine hübsche Beobachtungsgabe verfügte. Kraft aller dieser Eigenschaften darf man ihn recht wohl als einen besseren Durchschnittspoeten gelten lassen, und als solcher hat er denn auch, wie ja dies gewöhnlich zu sein pflegt, bei seinen Zeitgenossen ganz guten Erfolg, so daß sein Hauptwerk, eben der „Schiffbruch“, es noch bei seinen Lebzeiten zu drei Auflagen brachte. Dieses Gedicht untersucht nun Friedrich. In der Einleitung gibt er eine kurze Biographie des Dichters, ohne aber auf L. Stephens' wichtigen Artikel im Dictionary of National Biography Bezug zu nehmen, eine Inhaltsangabe des Shipwreck und einige literarhistorische Bemerkungen. Im ersten, allgemeinen Theil charakterisirt er dann das Werk in großen Zügen, bespricht ein paar andere schottische Dichter, ein paar andere englische Schiffbruchgedichte und ergründet endlich Falconers Philosophie, die sich in den nicht ungewöhnlichen Satz zusammenfassen läßt: „Es gibt einen Schöpfer der Naturgesetze, und das ist Gott.“ (S. 38.) Darüber, daß der arme Seemann des 18. Jahrhunderts von der „beseligenden neuen Erkenntniß: von der Ewigkeit und Einheit des Stoffes und der Kraft“ noch keine Ahnung hatte, scheint der Verfasser, der das selbst mit Bedauern feststellt, ein wenig überrascht und enttäuscht zu sein. Der zweite, besondere Theil behandelt, wesentlich auch vom psychologischen Standpunkte aus, die Stilmittel, deren sich der Dichter bedient, und die Gefühle, die ihn beseelen und die er wieder hervorzurufen vermag. Daß die psychologische Literaturbetrachtung vollauf berechtigt ist, daß sie zu den werthvollsten Ergebnissen gelangen, daß sie unter Umständen geistvoller, anziehender und erfolgreicher sein kann, als die philologische, wird kein Mensch bezweifeln. Männer, wie etwa Taine und Brandes haben Meisterwerke geschaffen, die auch ihrer Form nach Kunstleistungen hervorragendster Art sind. Daß aber auch das vorliegende Büchlein ein ähnliches, kleineres Meisterwerk ist — selbstverständlich innerhalb der natürlichen Grenzen — dürfte kaum zuzugeben sein. Dem widerspricht zunächst der Stil. Der Verfasser tritt bald so selbstbewußt und anspruchsvoll, bald so gesucht, bald so gönnerhaft oder überlegen spöttelnd auf, daß sein Werk nur allzu oft peinliche und Unlustgefühle hervorruft. Man höre etwa den Vergleich (S. 20): „Das Volk Schottlands ist ein wahrer Gebirgssingvogel“ oder den geschmackvollen Satz S. 41: „Wir geben ihm als milde Kunstrichter für sein Kokettiren mit den neun heiligen Fräulein (d. h. die Musen) die Absolution“ oder die humoristisch sein sollende Bemerkung, Falconer würde sich bei der Entdeckung, daß ihm einmal ein sechsfüßiger Vers entschlüpft ist, im Grabe umdrehen, wobei der gewissenhafte Realist die Wirkung der Phrase noch zu erhöhen sucht, indem er ein geistreiches Fragezeichen hinter das Wort Grab setzt; denn höchst wahrscheinlich ruht ja der arme Dichter auf dem Meeresgrunde. Hieher gehören auch manche Superlative und kategorische Urtheile, so etwa, daß Th. Storm „göttlich“, sein „Schimmelreiter“ „unsagbar schön“, daß Shakespeare's „Sturm“, bis auf die erste Scene, ein minderwerthiges Stück sei u. s. w. — Auch dem Inhalt nach wird das Buch auf manchen Widerspruch stoßen. Das S. 5 erwähnte „Phänomen“, — an entbehrlichen Fremdwörtern herrscht übrigens auch gehöriger Ueberfluß —, daß Dichter gern erfolgreiche Werke erweitern, ist gar nicht merkwürdig; bekanntere Beispiele als die genannten sind etwa Voß und Byron. In der übermäßigen Verwendung technischer Ausdrücke, wie das Falconer liebt, ist kein Vorzug zu sehen. Daß Falconer eine Individualität war, ist zuzugeben, aber daß er auch in sehr weitem Umfang der allgemein herrschenden Mode nachgibt, wie z. B. bei dem Anrufen der Musen oder der höheren Mächte, bei Personifikationen und beim Anbringen seiner antiquarischen Gelehrsamkeit, ist viel zu wenig betont. Auch Widersprüche finden sich; an einer Stelle (S. 21) heißt es, die Natur und nur die Natur sei Falconers Thema, während an anderen richtig eingeräumt wird, daß er auch sehr gern reflektirt. Die Bedeutung der dreifachen Reime ist vielleicht doch nicht so gering anzuschlagen; in manchen Ausgaben sind sie jedenfalls sehr auffällig durch zusammenfassende Klammern hervorgehoben. — Diese Ausführungen werden gezeigt haben, daß das Büchlein, das keineswegs als gänzlich verfehlt zu bezeichnen ist, sondern auch manchen guten Gedanken und manche hübsche Anregung enthält, doch an etlichen Unvollkommenheiten der Darstellung wie des Inhalts leidet.

* Unter den 29 Romanen, die Frau Th. Bentzon (Thérèse Blanc) im Laufe von 30 Jahren hat erscheinen lassen, ist ihr letzter, der den befremdenden russischen Namen „Tchelovek“ führt, wohl einer der bemerkenswerthesten. Frau Bentzon hat hier das Problem der Schriftstellerehe, wo Mann und Frau, Beide mit der Feder thätig sind, in fesselnder Weise behandelt. Sie dürfte wohl vom Verhältniß der George Sand zu Musset ausgegangen sein, hat aber den Fall legitimirt und auch das Altersverhältniß natürlicher gestaltet.

Dennoch kommt auch sie zu einem negativen Ergebniß. Die Ehe muß geschieden werden, weil der Dichter Jean Saloy und seine Gattin Marcelle des Garays, die als junges Mädchen unter dem russischen Pseudonym „Tchelovek" (Mensch) einen sich durch seinen kühnen Gedankenflug auszeichnenden Roman geschrieben, aber nachher in die Bahn des Familien- und Unterhaltungsromans eingelenkt ist, so ungleich in ihrer Schaffensart sind, daß sie sich gegenseitig falsch beurtheilen. Sie sieht in ihm, der „Stimmung" zu seiner Arbeit braucht, einen Müßiggänger und charakterlosen Genußmenschen, und sie ist in seinen Augen eine Handwerkerin der Feder, die nur auf den Erwerb bedacht ist. Nach der Scheidung nähert sich ein Vetter Marcelles, ein Offizier, mit dem sie die unglückliche, von den Eltern getrennte Jugendliebe theilte, die den Stoff des ersten Romanes Tchelovek's gebildet hatte, der jungen Frau, die er noch immer zu lieben glaubt, aber sie erkennt, daß sie sich zu verschieden entwickelt haben, um noch zusammenzupassen. Sie verheirathet ihn daher mit einer jüngeren Freundin, die alle Eigenschaften einer tüchtigen Hausfrau besitzt, und setzt ihre Schriftstellerei allein fort, obschon mittlerweile auch ihr einziges Kind gestorben ist. Umsonst versucht Jean Salvy, den eine etwas anrüchige Salondame hintergangen hat, eine neue Annäherung. Sie will nicht nach Paris zurückkehren und arbeitet, wie die alternde George Sand, auf ihrem abgelegenen Landgute ruhig weiter. Die Analogie mit Sand und Musset verräth sich auch darin, daß Salvy und Marcelle ihre Hochzeitsreise nach Venedig machen und daß schon hier die Auffassung diametral auseinander geht. Sie erblickt in der Dogenstadt sofort den Rahmen zu einem neuen Roman, der ebensogut auch anderswo spielen könnte, während er eines etwas verdächtigen Reiseabenteuers bedarf, um sich zu glühenden Sonetten im Geschmacke der alten Venetianer anregen zu lassen. Neben Marcelle steht eine Jugendfreundin, die als Armenärztin in Paris schon vor ihr eine unabhängige Stellung erwirbt und ihr als Anhaltspunkt dient. Sie durchschaut den unbewußten Egoismus des Dichters sofort und wendet auf ihn ein Wort an, das Frau Bentzon bei Villiers de l'Isle-Adam gefunden hat, indem sie ihn einen „Schwanentödter" nennt. Sie verschweigt dabei freilich den Namen des Verfassers des „Tribulat Bonhomet".

## Mittheilungen und Nachrichten.

M. **Papyri der Münchener Hof- und Staatsbibliothek.** Zu der Papyrussammlung in Berlin, zu den jüngst angelegten Sammlungen von Heidelberg und Straßburg, von denen hier seinerzeit die Rede war, ist jetzt auch die Münchener Hof- und Staatsbibliothek mit einer hübschen Sammlung von Papyri getreten, die der junge Archäologe Hermann Thiersch während seines ägyptischen Aufenthaltes für dieselbe erworben hat. Wir finden in dem gerade erschienenen dritten-vierten Heft des von Ulrich Wilcken herausgegebenen „Archiv für Papyruskunde" einen orientirenden Aufsatz von diesem, nun glücklich an einer bayerischen Universität wirkenden ersten Kenner der griechischen Papyri über den Dank der Energie Laubmanns erstandenen Zuwachs, dessen — vom literarischen und kulturgeschichtlichen Werth, z. B. für Material und Form des antiken Buches, abgesehen — pädagogische Wichtigkeit nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Obwohl die ältesten Stücke der etwa 150 Urkunden und Fragmente umfassenden Sammlung der nachklassischen Periode (drittes vorchristliches Jahrhundert) angehören, so reichen sie doch auch bis ins achte und neunte nachchristliche Jahrhundert herein, so daß namentlich Krumbachers byzantinisch-mittelgriechische Studien und seine griechisch-paläographischen Uebungen reiche Förderung erfahren, welcher Gelehrte denn auch diesem Ankauf das größte Interesse von Anfang an entgegengebracht hat. Die Hauptmasse der Papyri besteht aus griechischen Texten; Wilcken zählte 16 literarische Fragmente und etwa 110 Urkunden resp. Urkundenfragmente. Dazu treten zwei lateinische Fetzen, drei demotische, 15 koptische, zwei koptisch-griechische, vier arabische und ein arabisch-griechisches Stück. Bei dem Reichthum der königlichen Bibliothek an altägyptischen Papyri und ihren kostbaren mittelalterlichen Handschriften füllen die durch Laubmanns Weitsichtigkeit erworbenen Papyri geradezu eine Lücke in der seiner Leitung unterstehenden Bibliothek aus. — Unter den literarischen Texten findet sich: ein Herodot-Fragment des ersten Buches, das aus dem ersten oder zweiten nachchristlichen Jahrhundert stammt und damit die zur Zeit älteste Herodot-Handschrift abgibt, da sie 800 Jahre älter ist als die älteste Handschrift, die wir von dieser Stelle hatten; ein zweites Fragment trägt das erstmals gefundene Stück von Xenophons Πόροι, das sich im Papyrusfunde zeigte und das 1100 Jahre älter ist als der älteste bisher bekannte Codex von Xenophons Schrift über „das Einkommen" (s. Wilcken Ostraka I S. 506); ein drittes Stück, das an Platons Phaidon erinnert, gehört in das Gebiet der alten Akademie und mag aus einem Dialog sein, der im engen Anschluß an Platon Gedanken aus der erwähnten Schrift breit behandelt. Ferner erwähnt Wilcken von literarischen Texten zwei Septuagintatexte und ein Iliasfragment; ein gleiches und auch ein Septuagintafragment hat Dr. Franz Boll identifizirt, welcher ausgezeichnete Kenner der griechischen astrologischen Texte in einer besonderen Abhandlung des Archivs für Papyruskunde „Astrologisches aus den Münchener Papyri" mittheilt. — Die Urkunden enthalten amtliche Tagebücher, Erlasse, Steuerquittungen, Steuerlisten, Klagschriften und Bittschriften an Behörden, eine für die Kaiserreihenfolge höchst wichtige ἐγγύη (Bürgschaft) vom Jahre 390, eine (Steuer-) Subjektsdeklaration aus Memphis (über die Wichtigkeit einer solchen s. Wilcken Ostraka I S. 436), Rechtsgeschäfte aller Art als Bankzahlungsanweisungen, Kaufkontrakte, Pachtangebote, Darlehen, eine ἐκστασις (?), ein Testament, Privatbriefe, ein Inventar von Kleidungsstücken mit seltenen Vokabeln. Wilcken bespricht in dem jetzigen Aufsatz noch „Eine ägyptische Königstitulatur in griechischer Uebersetzung" und einen außerordentlich interessanten „Ehevertrag aus dem zweiten Jahrhundert vor Christi" in ausführlicher Weise und stellt weitere Erklärungen der neu erworbenen Münchener Schätze für spätere Hefte seiner ausgezeichneten Zeitschrift in Aussicht. Aus seinem jetzigen Bericht wollen wir nicht anzuführen unterlassen, daß vier Thonsiegel, darunter ein hübscher griechischer Männerkopf aus alexandrinischer Zeit und ein Monogramm aus christlicher noch in situ sind und auch ein rother Kontraktstempel vorhanden ist.

* In der soeben erschienenen Nummer 8 der Mittheilungen der **Deutschen Orient-Gesellschaft** berichtet Dr. **Koldewey** in acht Briefen über den Fortgang der Grabungen im Palast Nebukadnezars. Es wurde innerhalb der Südburg ein großer Hof entdeckt, dessen Südseite besonders reich architektonisch ausgestattet war: die glasirten Ziegel zeigten ein großes aus Blumen und Ranken bestehendes Ornament, das zusammenzusetzen und zu zeichnen dem Bauführer Andrä gelungen ist. Eine von diesem hergestellte Zeichnung ist unterwegs und wird einen hervorragenden Schmuck der im Oktober zur Ausgabe gelangenden Nummer 9 bilden. Auch noch zierlichere Ornamente fanden sich auf Kunststeinen im Formate der Ziegel: bei diesen wurden die Umrisse aus Glasfäden auf die Fläche aufgesetzt und die so entstandenen vertieften Felder mit den Emailfarben ausgeschmolzen — eine sehr zarte Technik, von welcher die der vorliegenden Nummer 8 beigegebene wohlgelungene Reproduktion eines solchen Kunststeines ein anschauliches Bild gibt. Neben einer großen Anzahl von Särgen, Münzen, beschriebenen Tafelfragmenten wurde auch eine Tablette aus gelbem Stein gefunden, welche eine Darstellung der Unterwelt nebst mehrzeiliger Inschrift enthielt. Dr. Koldewey ist der Ansicht, daß nach vollständiger Ausgrabung der Südburg diese gewiß den am vollkommensten erhaltenen babylonischen Palastgrundriß abgeben werde.

* **Berlin.** Der Architekt Dr. J. **Hülsen** in Frankfurt a. M. begibt sich, wie man der „Frankf. Ztg." mittheilt, im Auftrage der Generaldirektion der hiesigen kgl. Museen nach **Kleinasien**, um bei den bevorstehenden Ausgrabungen in Milet bei Aufnahme und Rekonstruktion thätig zu sein.

* **Aus Oesterreich.** Der niederösterreichische Landesarchivar und Bibliotheksdirektor a. D. A. **König** ist in

Wien, 76 Jahre alt, gestorben. — Der außerordentliche Professor der darstellenden Geometrie und des forstlichen Plan- und Terrainzeichnens an der Hochschule für Bodenkultur in Wien, Theodor Tapla, wurde zum ordentlichen Professor der darstellenden Geometrie und niederen Geodäsie an dieser Hochschule ernannt.

* **Aus Italien.** Das italienische Unterrichtsministerium will für den im kommenden Frühjahre stattfindenden Historiker-Kongreß in Rom eine Neuordnung des Falisker-Museums in der dortigen Villa di Papa Giulio vornehmen. Bekanntlich hatte vor einigen Jahren der deutsche Archäologe Helbig die wissenschaftliche Zuverlässigkeit dieser Sammlung stark in Zweifel gezogen und war dafür von der dem damaligen Unterrichtsminister Baccelli ergebenen Presse mit einer erbitterten Verfolgung bedacht worden. Der gegenwärtige Unterrichtsminister Nasi scheint sich also davon überzeugt zu haben, daß Helbigs Bedenken völlig berechtigt waren, worüber in der wissenschaftlichen Welt übrigens auch nie ein Zweifel bestand. Auch unsre Beilage hat sich seinerzeit eingehend mit dem Falle beschäftigt (vergl. Beilage 1900, Nr. 130). — Es sei noch darauf hingewiesen, daß in Chiusi am 22. August ein neues Museo civico eingeweiht worden ist und schon einen sehr werthvollen Inhalt aufweisen kann. Vor allem die in den Schachtgräben von Poggio Renzo gesammelten Gegenstände aus dem 9., 8., 7. und 6. Jahrhundert v. Chr., darunter die sogen. Büstenvasen, auf denen ähnlich der mykenischen Sitte das Bild des Todten aufgeprägt war. Die einheimische Topfkunst ist daneben noch durch eine große Anzahl der schwarzen, eigenthümlichen Bucherovasen vertreten, während sich die griechische Einfuhr an vielen Stücken korinthischer und attischer Herkunft zu erkennen gibt. Merkwürdig sind auch die Vasen, die die Etrusker in Nachahmung der griechischen verfertigten, wie denn überhaupt das alte Clusium wegen seiner Töpferwerkstätten im Alterthum eines weit verbreiteten Ruhmes sich erfreute. Von einer weiteren Eigenthümlichkeit der etruskischen Kunst, den Thonsarkophagen mit aufgesetzten Figuren, die die Verstorbenen darstellen, sind ebenfalls wichtige Stücke in Chiusi vereinigt. Die Einrichtung des Museums hat Professor A. Milani, der Leiter des archäologischen Museums zu Florenz, übernommen, zu den Kosten aber trug neben der Stadtverwaltung auch das Unterrichtsministerium bei.

* **Aus Amerika.** In Philadelphia ist am 12. d. einer der hervorragendsten deutschen Schulmänner jener Stadt, Prof. J. B. Hertzog, gestorben. Hertzog war am 2. Januar 1831 in Bechtheim bei Worms geboren, hatte in Gießen Jura und Philologie studirt und war 1856 nach Amerika gekommen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

W. Hauff d. J.: Das Reich der Fremde. 2. Auflage. (Iris-Bücher 15.) München, Schupp. — Fr. Benz: Die Evangelien der gestorbenen Frauen. Ebd. — M. Fürst: Biographisches Lexikon für das Gebiet zwischen Inn und Salzach. München, Lentner 1901. M. 3. — Dolezalek: Der Schnellverkehr und die Schwebebahnen. (S.-A. aus dem Organ für die Fortschritte des Eisenbahnwesens, N. F., Bd. 38, Heft 5.) Wiesbaden, Kreidel 1901. — Die Schwebebahn Barmen-Elberfeld-Vohwinkel. (S.-A. aus der Zeitschr. des Vereins deutscher Ingenieure, Bd. 44.) Berlin, 1900. — Die Schwebebahn Barmen-Elberfeld-Vohwinkel. (S.-A. aus der Elektrotechn. Ztschr. 1901, Heft 26.) Berlin, Springer 1901. — Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten. Bd. 14, Heft 3. Berlin, Mittler u. Sohn 1901. — W. Schwandt: Marienburg. (Nordostdeutsche Städte und Landschaften, Nr. 7.) Danzig, Kafemann 1901. — Dr. J. Finckh-Reuttingen: Die Nervenkrankheiten. München, Aerztl. Rundschau 1901. M. 1.20. — Dr. W. Buhle: Briefe über Erziehung, an eine junge Mutter gerichtet. Berlin, Dümmler 1901. M. 2.40. — Dr. J. Krech: Entscheidungen des Bundesamtes für das Heimathwesen. Heft 33. Berlin, Vahlen 1901. M. 9. — C. E. Ney: Forstliche Dummheiten. Neudamm, Neumann. M. 4.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Reif in München.

Jahrgang 1901. München, Donnerstag, 26. September. Nummer 221.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Molières Tartuffe.

Von allen Lustspielen Molières hat keines seit seiner ersten Aufführung ein so gewaltiges Aufsehen erregt wie der Tartuffe, keines berührt Fragen von so allgemeiner Tragweite, keines erfährt noch heutzutage eine so verschiedene Beurtheilung. Da es außerdem auch in ästhetischer Hinsicht gewiß eines seiner Meisterwerke ist, und auch für die ihm eigene Kompositionsart typisch, so dürfte es wohl auch von allgemeinerem Interesse sein, das Stück einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Versetzen wir uns in den Mai des Jahres 1664. Der damals noch sehr junge König Ludwig XIV. veranstaltet in Versailles zu Ehren seiner Maitresse Mlle. de la Vallière ein großartiges Fest. Prächtige Umzüge, in glänzenden Kostümen, zu Wagen, zu Pferd, an denen sich ganze Schauspielertruppen mit dem Hofe zusammen betheiligten, üppige Festgelage, zauberhafte Illuminationen und Feuerwerke, alles, was die Phantasie erträumen kann, um ein Fest so feenhaft als möglich zu gestalten, hatte der König vereinigt, um seiner Geliebten zu gefallen. Dabei durfte die Komödie natürlich nicht fehlen. Die Truppe des Palais Royal, an deren Spitze der Dichterschauspieler Molière stand, hatte der König nach Versailles kommandirt, damit sie durch ihre Aufführungen den Glanz der Feste erhöhe. An den ersten Tagen wurden zwei Balletkomödien Molières, die „Lästigen“ und die „Erzwungene Heirath“, dann die Prinzessin von Elis, eigentlich nichts anderes als eine Neubearbeitung des spanischen Stückes von Moreto, El desden con el desden, das bei uns in Deutschland noch heutzutage als Donna Diana wohl bekannt ist, gegeben. Endlich, am vorletzten Tage des Festes, am 12. Mai, ließ Molière die drei ersten Akte einer dramatischen Novität vor dem Hofe aufführen, welche sofort das größte Aufsehen erregen sollte, den Tartuffe.

Werfen wir einen Blick auf Molières früheres Leben, natürlich nur insofern, als es als Vorbereitung zum Tartuffe angesehen werden kann. Wer war der Dichter, der dieses kühne Stück wagte, und was bezweckte er damit? Jean Baptiste Poquelin, der sich später den Namen Molière beilegte, stammte, wie bekannt, aus einer wohlhabenden Pariser Kaufmannsfamilie. Gegen den ausgesprochenen Willen seines Vaters, der aus ihm einen Tapezierer machen wollte, hatte er als ein ganz junger Mensch mit einigen Abenteurern beiderlei Geschlechts eine Truppe gegründet, welche zuerst unter dem Namen des Illustre Théâtre in Paris ihr Glück versucht hatte. Nach kurzer Zeit war es ihm aber so schlecht gegangen, daß er sich entschlossen hatte, die Hauptstadt zu verlassen und sich einer Truppe in der Provinz anzuschließen. Nach langen Jahren mühevoller Wanderungen hatte er sich allmählich im Süden Frankreichs eine angesehene Stellung errungen. Und zwar nicht bloß als Schauspieler, sondern auch als dramatischer Dichter. Nachdem er zuerst für sein Theater Lustspiele im Sinne der ausgelassenen italienischen Stegreifkomödie geliefert, hatte er mit der Zeit auch höhere Stoffe in Angriff genommen, und in Versen Possen und Intriguenstücke gedichtet, wie l'Etourdi und le Dépit amoureux. So hatte er allmählich die Aufmerksamkeit fürstlicher Persönlichkeiten auf sich gezogen. Namentlich interessirte sich für ihn der Fürst von Conti, welcher einer der allerhöchsten Familien Frankreichs entstammte, ein sehr gebildeter und kenntnißreicher Mann war, und im Süden Frankreichs eine hohe politische Stellung einnahm. Molières Truppe hatte er zur Unterhaltung seiner Maitresse auf sein Schloß kommen lassen, und um sie dauernd an sich zu fesseln, ihr den Titel der Truppe des Fürsten von Conti zu tragen erlaubt. Sein Verhältniß zu Molière wurde bald so vertraut, daß er mit ihm alte lateinische und moderne Komödien las und sich seine Meinung über ästhetische Fragen gerne einholte. Der Fürst war aber unsteten und höchst wandelbaren Charakters. Wenn er auch lange Zeit eine tolle Maitressenwirthschaft geführt hatte, und keine größere Unterhaltung ihn begeisterte als das Theater, so schlug er plötzlich um. Er wurde zum Frömmler, ja sogar zum Fanatiker. Verschiedene Geistliche seiner Umgebung, die zur strengen jansenistischen Partei gehörten, hatten sich die Wandelbarkeit seines Charakters zunutze gemacht, und in ihm tiefen Haß gegen die Komödie eingepflanzt. Er, der früher nur ein Auge für Weiber, Spiel und Komödie gehabt hatte, betrachtete jetzt das Theater als Höllenwerk und verbot der Truppe in brutaler Weise, seinen Namen weiter zu führen. Es war dies für Molière ein schwerer Schlag; besonders gerade damals, da sein Ruhm aufzusteigen begann; wir haben allen Grund anzunehmen, daß er dem Fürsten diese seine Sinnesänderung nicht verzieh. Er faßte sie nicht als aufrichtig auf. War doch von vornherein die Bekehrung des so leichtlebigen Fürsten zum frommen Kopfhänger schwer verständlich. Seit der Zeit wird unser Dichter einen stillen Haß gegen die seiner Ansicht nach heuchlerische Unduldsamkeit der Kirche im Herzen getragen haben, auf die er die Bekehrung des Fürsten zurückführen mochte. Diesen Haß setzte er aber nicht sofort in die That um. Als er nicht lange nach seinem Bruche mit dem Fürsten nach Paris zurückkehrte, waren die Eindrücke, die von allen Seiten auf ihn einstürmten, so mächtig, die Aufgabe, ein neues Theater in der Landeshauptstadt zu gründen, um sich die Sympathie des Königs und der verwöhnten Pariser zu erobern, so gewaltig, daß er zeitweilig sein Erlebniß mit dem Fürsten von Conti vergessen mochte.

Aber wenn Molière auch die religiöse Heuchelei nicht von Anfang an angriff, so war es eine andere Art der Scheinheiligkeit, die er sofort bei seinem Eintreffen in Paris in seinen Stücken zu verfolgen begann. Die ganze damalige französische Literatur und Gesellschaft stand unter dem Einfluß der Affektirtheit, welche in Italien und Spanien lange gewuchert hatte. Wer sich am feinsten, zartesten, spitzfindigsten, geschraubtesten ausdrückte, war des größten Lobes sicher. Zeitlebens hat Molière nichts so sehr gehaßt wie die Unnatur. Wer sich anders gibt, als er ist, wer besser erscheinen will, als die Natur ihn gemacht hat, der ist seinem Spotte unbarmherzig verfallen. Dieser Grundzug, der Kampf gegen den Schein, der die Unnatur, unter welcher Form sie sich verbergen möge, verfolgt, durchzieht wie ein rother Faden Molières ganzes Wirken. Der Kampf gegen die Preziösen, mit dem er seinen Feldzug eröffnete, verdankt dieser Grundrichtung seinen Ursprung. Aber die Preziösen griff er nicht bloß in dem bekannten Einakter, les Précieuses ridi-

cules an; auch in seiner Frauenschule versetzte er ihnen einen gewaltigen Schlag. Denn er schuf in diesem Stücke ein Lustspiel, welches sich vollständig freimachte von der konventionellen Redeweise, und die Leute so reden ließ, wie sie im gewöhnlichen Leben sprachen. Wenn diese Kühnheit schon das größte Entsetzen hervorrief, und die ganze preziöse Clique gegen den Dichter bewaffnete so riefen einige Stellen in der betreffenden Komödie noch andere Feinde gegen Molière zu Felde. Um seine junge naive Braut sich für immer gefügig zu machen, hält ihr Arnolphe, ihr alter, eingebildeter, rücksichtsloser Bräutigam eine wahre Strafpredigt am Tage der Heirath. Wenn sie ihm nicht den blindesten Gehorsam entgegenbringt, und seine Ehre stets hochhält, wird sie nach ihrem Tode in die Hölle kommen, in einen Kessel mit siedendem Wasser geworfen werden, und ihre Seele, die bei guter Führung so weiß wie eine Lilie wäre, wird schwarz wie Kohle werden. Und dann läßt er sie ein Büchlein lesen, das er für sie verfaßt, und in welchem er die Richtschnur der Ehe oder die Pflichten der verheiratheten Frau auseinandergesetzt hat. Unglücklicherweise ließ Molière die Agnes gerade zehn dieser Grundsätze (oder maximes) vorlesen. Bei der elften unterbricht sie Arnolphe. Sofort behaupteten die Frömmler, denen auch die Stelle über die Hölle durchaus nicht genehm war, er habe sich lustig machen wollen über die zehn Gebote. Dieser Vorwurf war ganz aus der Luft gegriffen, denn es findet sich nichts in diesen „Maximes", was nur entfernt an die zehn Gebote erinnerte. Um die Frömmler zu entwaffnen, widmete Molière die Kritik, die er selbst über sein Stück schrieb, die Kritik der Frauenschule, in welcher er sich meistens gegen die Preziösen wandte, der als besonders fromm bekannten Königin-Mutter Anna von Oesterreich. Aber damit begnügte er sich nicht. Die fortwährenden Angriffe, denen er von dieser Seite, die ja dem Theater überhaupt nicht hold war, ausgesetzt war, die Verdächtigungen, die man gegen ihn laut werden ließ, die Erinnerung an sein Erlebniß mit dem Fürsten von Conti, dessen plötzliche Gesinnungsänderung er gewiß auch nicht für aufrichtig hielt, legten ihm den Gedanken nahe, in einem Lustspiel die Heuchelei der Menschen zu verspotten, welche religiöse Motive vorschützen, um ihren eigenen persönlichen Interessen nachzugehen. Am Hofe des Königs wird er wohl manchen hohen Herren begegnet sein, die unter dem Deckmantel der Religion den schändlichsten Lastern fröhnten. Die Zeitgenossen wußten von einigen Anekdoten zu erzählen, wo Geistliche sich Frauen gegenüber ähnlich benahmen, wie Tartuffe der Frau seines Gönners gegenüber. Und dann werden wir uns nicht verhehlen dürfen, daß Molière, der als Schauspieler nach den damaligen Gepflogenheiten der Kirche von dem Klerus wie ein Verdammter behandelt wurde, dem man kein christliches Begräbniß gegönnt haben würde, wenn er nicht seinem Beruf entsagt hätte, diese Verachtung seines Standes für eine beleidigende Ungerechtigkeit empfand. Waren die Schauspieler wirklich moralisch verwerflicher, als so Manche, die Gottes Wort stets im Munde führten, pharisäerhaft auftraten, und sich für die einzig Frommen hielten? — Alle diese Erwägungen werden unsern Dichter veranlaßt haben, den Tartuffe zu schreiben. Für einen Schauspieler war es eine kühne That, auf dem Theater religiöse Verhältnisse zur Sprache zu bringen. Mußte er sich doch vergegenwärtigen, daß die Partei der Frömmler, die in dieser Hinsicht sehr empfindlich war, und über große Macht verfügte, den Angriff als gegen sich gerichtet empfinden und alles Mögliche thun würde, um ihn zum Schweigen zu bringen. Andrerseits darf man Molières Kühnheit aber auch nicht überschätzen. Molière wußte, daß er bei einem solchen Wagniß den König auf seiner Seite haben würde. Der Ludwig XIV. der 60er Jahre ist nicht mit dem bigotten Verfolger der Protestanten der 80er Jahre zu verwechseln. Nicht Mme. de Maintenon war damals seine Geliebte, sondern die La Vallière; die frommen Kreise am Hofe, seine Mutter, Anna von Oesterreich, an der Spitze, sahen sein weltliches Treiben sehr ungern, und ersparten ihm die Vorwürfe nicht. Dem König war das Tadeln und Predigen dieser Kreise höchst zuwider. Er wollte sein Vergnügen haben. Molière mußte das wissen, und mochte sich denken, daß es dem König nicht mißfallen würde, wenn die Frömmler sich über seine Komödie ärgerten. Mußte es ihm doch gerade an diesem Feste, das er zu Ehren seiner Maitresse gab, eine geheime Schadenfreude bereiten, auf der Bühne die Satire der Menschen zu erblicken, die stets die Frommen spielen, aber nichtsdestoweniger — wie andere Menschen — den Reizen der Sinnlichkeit erliegen.

Die Fabel seines Stückes erfand Molière, wie in fast allen seinen Stücken, nicht selbst. Er entnahm sie einer italienischen Stegreifkomödie, die unter dem Namen, der Pedant, die Geschichte eines im Hause Pantalones wohnenden, bei dem Hausherrn in außerordentlicher Gunst stehenden, trockenen Schulmeisters behandelte, der seine Ausnahmestellung benutzt, um sich der Frau seines Gönners als Geliebter anzubieten. Er weiß, daß sie ihren Mann nicht lieb hat, und daß sie mit dem Capitano ein Verhältniß angefangen. Wie viel klüger wäre es doch von ihr, einen Mann zu lieben, der in ihrem Hause wohne. So werde jeder Skandal vermieden. Isabella verräth dieses Anerbieten ihrem Manne, und, um ihn, der nicht an die Schurkerei seines Freundes glauben will, zu überzeugen, lockt sie den Pedanten in eine Falle; sie thut, als ob ihr Mann verreist wäre, gibt ihm ein Stelldichein und läßt sich von ihrem Gatten und allen Hausbewohnern im kritischen Augenblicke überraschen. So ist der Pedant entlarvt und erleidet die gebührende Strafe. Der äußere Gang der Handlung des Tartuffe ist dem dieser Stegreifkomödie ganz ähnlich. Wir befinden uns aber in einem ganz anderen Milieu. In Paris, im Hause eines reichen, selbst dem König bekannten, aufrichtig frommen Mannes Organ spielt das Stück. In der Kirche ist Orgon gar oft ein Mann durch seine außerordentliche Frömmigkeit aufgefallen. Er kniete ihm alltäglich gegenüber, und betete so inbrünstig, mit soviel Seufzern, daß Aller Augen sich auf ihn wandten; er bot ihm an der Kirchenthür das Weihwasser an, und von den Gaben, die er von ihm empfing, schenkte er jedesmal den Armen die Hälfte. Dieses fromme Gebahren hat auf den guten Orgon so großen Eindruck gemacht, daß er ihn bestimmt hat, bei ihm Wohnung zu nehmen. Aeußerlich spielt Tartuffe, so heißt der Mann, auch weiterhin den Frommen, er trägt ein Bußkleid, und kasteit sich, er klagte sich bei der kleinsten Sünde sofort des größten Verbrechens an. So thut er, als ob es ihm schrecklich wäre, daß er einmal beim Beten einen Floh getödtet habe. Und damit nicht zufrieden, selbst als fromm zu gelten, will er die Anderen im ganzen Hause nach seinem Muster bekehren; er tritt als strenger Sittenrichter auf; Putz und Tand verurtheilt er; seiner Gunst beim Hausherrn ist er so sicher, daß er sich als Gebieter des ganzen Hauses aufspielt. Dabei verachtet er aber für sich die irdischen Güter keineswegs. Er ißt mit dem größten Appetit; der gute Wein seines Gönners behagt ihm wohl, er schläft den Schlaf des Gerechten; die Reize von Orgons Frau weiß er wohl zu würdigen. Die Meisten im Haus, Elmire, Orgons Sohn und Tochter aus erster Ehe, sein Schwager, seine Magd haben längst Tartuffes wahres Wesen erkannt. Nur Orgon und seine Mutter sind in den Gottesmann wie vernarrt. Orgon will ihm sogar seine Tochter durchaus zur Frau geben; er besteht auf dieser Heirath, trotzdem er um ihre Liebe zu einem gewissen Valère weiß, den er selbst früher als Schwiegersohn im Auge gehabt, er besteht darauf, trotzdem die ganze Familie sich energisch dagegen wehrt. Tartuffe freilich liegt noch anderes mehr am Herzen. Für Elmire glüht er in sündiger Leidenschaft. Und das wird sein Verderben. Orgons Sohn, Damis, belauscht ein Gespräch, in welchem er Elmire in zudringlicher Weise zusetzt. Empört erzählt er alles seinem Vater. Aber der Gottesmann weiß, wie er Orgon zu nehmen hat. Er spielt den Zerknirschten, er klagt sich noch viel schlimmerer Verbrechen an, ja, er bittet sogar, man möge ihn aus dem Hause jagen; stieße ihm auch die größte Schande zu, sie reichte doch nicht aus, um alle seine Frevel auszumerzen. Es ist dies ein feiner Charakterzug, den Molière einer Novelle Scarrons „Die Heuchler" entlehnt hat. Durch diese schlaue Haltung weiß er gar schnell Orgon, der anfangs an ihm gezweifelt, von seiner Unschuld zu überzeugen; er hat ihn bald durch seine Scheinheiligkeit so umgarnt, daß der Thor seinen Sohn, weil er den unschuldig Angeklagten

nicht um Verzeihung bitten will, mit Schimpf und Schande aus dem Hause jagt, verflucht und enterbt. Erst recht will er jetzt dem Tartuffe seine Tochter zur Frau geben, und zwar sofort. Und um seinem ganzen Hause zu zeigen, daß er der Herr ist, setzt er ihn zu seinem Erben rechtsverbindlich ein und schenkt ihm sein ganzes Vermögen. Aber die andere Partei im Hause streckt die Waffen nicht; Orgon müssen die Augen geöffnet werden. Sonst ist Mariannes Unglück besiegelt. Wie schwer es ihr auch fällt, entschließt sich Elmire, ihren Mann von Tartuffes ehebrecherischen Absichten dadurch zu überzeugen, daß sie ihm ein Stelldichein gibt, dem ihr Mann, unter dem Tisch versteckt, unbemerkt beiwohnen soll. Als Tartuffe sich zuerst etwas mißtrauisch zeigt, thut sie, als ob sie auf seine Wünsche eingehen wolle, und wiegt ihn dadurch in Sicherheit. Der Schurke glaubt nun endlich, sein Ziel mit Händen zu greifen, er zeigt sich in seiner wahren Gestalt, voll geiler Sinneslust, und als Elmire ihn fragt, ob er sich denn nicht fürchte, den Himmel, dessen Gebote er stets im Munde führe, zu beleidigen, antwortet er mit den bekannten Worten:

Der Himmel zwar verbietet mancherlei,
Doch man versteht sich mit ihm abzufinden.
Das eben ist die Kunst, die wir uns schufen,
Je nach Bedarf zu dehnen das Gewissen,
Und, ließ die Handlung Lauterkeit vermissen,
Uns auf den guten Willen zu berufen.

Drum möge sie ja keine Skrupel mehr haben; alles werde ja geheim bleiben, und sei schon aus dem Grunde keine Sünde mehr. — Aber im Augenblicke, als Tartuffe mit offenen Armen auf Elmire zueilt, zeigt sich Orgon. Jetzt ist er überzeugt. Der Schurke muß mit Schimpf und Schande aus dem Hause heraus. Aber mit all seiner Energie ist es jetzt zu spät. Laut der ihm gemachten Schenkung ist Tartuffe nunmehr Herr des Hauses. Er ist es jetzt, der seine Rechte geltend macht. Allen Ernstes will er seinen ehemaligen Gönner auf die Straße setzen, ja, er thut noch mehr; eines politischen Verbrechens, um das er allein gewußt, zeigt er ihn an und läßt seine Verhaftung anordnen. — Das Stück droht als Tragödie zu enden. Doch des Königs Auge wacht. In seiner Allwissenheit hat er Tartuffes Schändlichkeit erkannt, und er ist es, der ins Gefängniß wandern muß.

Die Intrigue des Lustspiels ist höchst einfach. Der Schluß ist, wie in so vielen Stücken Molières, übers Knie gebrochen. Ludwig XIV. fungirt als deus ex machina. Das Interessante an dem Stück ist die Charakterzeichnung und die Satire. Bleiben wir zunächst bei den Charakteren stehen. Mit großer Kunst hat Molière aus den schemenhaften Gestalten seiner Vorlage lebenswahre Menschen hervorzuzaubern vermocht. Die Gestalt des Tartuffe, welche das ganze Stück beherrscht, baut sich im Grunde auf der des schmutzigen Pedanten, der in seiner lüsternen Sinnlichkeit nach seines Gönners Gattin schielt, und der des stereotypen Parasiten der alten Komödie, der es sich auf Kosten der Anderen wohl ergehen läßt. Aber was hat Molière nicht alles hinzugefügt! Sein Tartuffe ist vor allem ein abgefeimter Heuchler. Er kennt seine Leute genau. Er hat in Orgon einen über die Maßen leichtgläubigen Menschen erkannt, dem die äußeren Grimassen der Frömmigkeit sofort Sand in die Augen streuen können. So spielt er denn den Frommen, um in sein Haus aufgenommen zu werden. Aber seine angeborene Sinnlichkeit und Herrschsucht sind sein Verderben. So fromme Worte er im Munde führt, so sehr er den Keuschen und Asketen spielt, seine gemeine Natur straft dieses sein Gebahren Lügen, und läßt ihn die Gebote der Klugheit und Vorsicht vergessen. Das erste Mal rettet ihn noch seine Schlauheit und Kenntniß von Orgons Charakter. Das zweite Mal aber geräth er in die Falle, die ihm Elmire gelegt. Da bricht sein gewaltthätiges Temperament durch. Er zeigt sich in seiner wahren Gestalt, als roher Schuft. Auch Orgon und Elmire sind aus den schattenhaften Typen der Stegreifkomödie zu lebenswahren Charakteren geworden. Er, ein schwacher Hitzkopf, der von einem Extrem zum anderen sich hinreißen läßt — der sobald er den Betrug Tartuffes erkannt hat, nun von der „Frömmigkeit“ überhaupt nichts mehr wissen will; sie, eine kluge, etwas kokette und kalte, aber höchst ehrbare Dame, die sehr wohl weiß, wie weit sie gehen darf. Ebenso lebensvoll sind die anderen Personen des Stückes, der leidenschaftliche und hitzige Damis, der am liebsten den Tartuffe durch Prügel zum Hause hinausjagen würde, die schüchterne und herzensgute Marianne, die dem Entschluß ihres Vaters gegenüber nur mit Thränen zu antworten vermag, ihr leicht empfindlicher und reizbarer, aber durchaus rechtschaffener und, wenn es sein muß, zu kühner That entschlossener Geliebter Valère, Dorine, die in alle Geheimnisse des Hauses eingeweihte, treue, witzige, aber auch vorlaute Zofe, welche Jedem ihre Meinung rundweg ins Gesicht sagt, Cléante, des Orgon vernünftiger und maßvoller Schwager, welcher vor jedem Extrem ebenso sanft als bestimmt zu warnen versteht, dagegen die aufbrausende und herrschsüchtige Madame Pernelle, die Mutter Orgons, welche von Tartuffes Unfehlbarkeit so sehr überzeugt ist, daß sie sich lieber mit dem ganzen Hause überwirft, als daß sie nur irgend einen Fehler an ihm zugeben würde, sogar Loyal, der demüthig thuende, aber im Grunde brutale Gerichtsvollzieher, den Tartuffe zum Zwangsvollstrecker ausgewählt hat, sie sind Alle bis ins einzelnste ausgearbeitete, fein nüancirte, lebendige Gestalten.

Gegen wen richtet sich nun die Satire des Stückes? Die Frömmler behaupteten sofort nach der ersten Vorstellung, daß es die Religion angreife, und brachten es fertig, daß eine öffentliche Aufführung in Paris verboten wurde. So wenig Ludwig XIV. sie damals liebte, so sehr sie ihn in seinen Vergnügungen störten, er fürchtete doch ihre Macht, und gab nach. Aber, was dem Volke vorenthalten werden mußte, das konnte der Hof sich doch erlauben. So fanden denn zahlreiche Vorstellungen des Tartuffe vor dem Hofe statt; ja, sogar vor dem päpstlichen Legaten Chigi, der Molière ausdrücklich seine Befriedigung über das Stück aussprach. Trotzdem ließen die Eiferer nicht nach. Ein Priester, Pierre Roullé, Pfarrer in St. Barthelomaei, schleuderte gegen den gottlosen Dichter ein wuthschnaubendes Pamphlet, in welchem er ihn als einen versteckten Freigeist, einen Teufel, der den Feuertod verdiene, mit grimmigen Worten bezeichnete. Nichtsdestoweniger fuhr Molière fort, sein Stück vor fürstlichen Personen aufzuführen. Der König zeigte ihm dauernd seine Gunst, und um ihn für die Angriffe, denen er fortwährend ausgesetzt war, zu entschädigen, gab er ihm im August 1665 sogar eine hohe Pension und nahm seine Truppe in seinen persönlichen Dienst. Trotz dieser unstreitigen Gunstbezeigungen konnte Molière erst zwei Jahre darauf daran denken, sein Stück im Palais Royal zu geben; er änderte sogar den Namen des Helden, den er Panulphe statt Tartuffe hieß, und milderte an manchen Stellen. Die erste Vorstellung ging sehr gut von statten; als aber am Sonntag darauf die Komödie wieder in Scene gehen sollte, erschien im Auftrage des ersten Präsidenten, Lamoignon, der während der Abwesenheit des in Flandern weilenden Königs die Polizeigewalt in Händen hatte, ein Gerichtsvollzieher im Theater, und verbot die Aufführung. Die Wache zerriß die Anschlagzettel, schloß die Thore des Palais Royal, und bewachte es. Molière machte selbst dem Präsidenten einen Besuch mit seinem Freunde Boileau, der ihn kannte. Der Präsident, der zur jansenistischen Partei gehörte, empfing sie sehr freundlich, erklärte aber dem Dichter bestimmt, daß er trotz der hohen Achtung, die er für ihn empfände, ihm nicht erlauben könne, sein Lustspiel aufzuführen; denn es zieme sich nicht für Schauspieler, die Menschen über die christliche Moral und Religion zu unterrichten; es sei nicht die Sache des Theaters, das Evangelium zu predigen. Da vom Präsidenten nichts mehr zu erwarten war, schickte Molière zwei seiner Schauspieler mit einer Bittschrift zum König ins Lager nach Lille; er machte auf die Aenderungen aufmerksam, die er vorgenommen hatte, und erklärte ebenso respektvoll als bestimmt, daß er nicht mehr daran denken würde, Komödien zu schreiben, wenn die Tartuffes den Sieg davon trügen. Die Schauspieler wurden von den Fürstlichkeiten zuvorkommend aufgenommen. Der König gab die Zusicherung, daß er nach seiner Rückkehr das Stück noch einmal werde prüfen lassen, und voller Zuversicht

kehrten Molières Boten zu ihm zurück. Nichtsdestoweniger erließ der Erzbischof von Paris, Hardouin de Péréfixe, schon am 11. August ein Dekret, in welchem er allen Bewohnern seiner Diözese bei Strafe des Kirchenbannes verbot, Molières Komödie, sei es öffentlich, sei es im geschlossenen Kreise aufzuführen, lesen oder vordeklamiren zu lassen; dieses Lustspiel sei gefährlich, und um so geeigneter, der Religion zu schaden, als es unter dem Vorwand, die Heuchelei oder die falsche Frömmigkeit zu verdammen, die Möglichkeit zulasse, daß alle wirklich Frommen mit ihnen verwechselt, und sie den Spötteleien und Verleumdungen der Freigeister ausgesetzt würden. Durch dieses Verbot erbittert, zog sich Molière sieben Wochen zurück, und spielte nicht. Es dauerte noch lange Zeit, bis der König einschritt und das Stück freigab. Erst am Anfang des Jahres 1669, als Ludwig in politischen Fragen mit der Kirche seinen Frieden geschlossen hatte, hielt er den Zeitpunkt für gekommen, Gnade zu üben, und ließ den Tartuffe über die Bretter gehen.

Die Geschichte der ersten Tartuffe-Aufführungen zeigt deutlich, welch gewaltiges Aufsehen das Stück damals machte. Weßhalb das? Man hat vielfach behauptet und behauptet zum Theil heute noch, daß Molière in seinem Stück die eine oder die andere Partei angegriffen habe, und deßhalb so sehr verfolgt wurde. Lamoignon, heißt es, war Jansenist, und Molière habe es ganz gewiß in seinem Stück auf diese strenge und asketische Richtung abgesehen, welche dem König ein Dorn im Auge war, da sie ihn in seinen Vergnügungen meistens störte. Daß Molière von Haus aus nicht viel übrig haben konnte für die streng asketische, auf Ertödtung des Fleisches hinarbeitende, das Theater bekämpfende Richtung der Arnaud und Nicole, welcher sich übrigens gerade sein Feind, der Fürst von Conti, angeschlossen hatte, glauben wir recht gerne. Es finden sich auch in der That in Tartuffes Wesen einige Züge, welche an die Jansenisten erinnern. Wenn er gegen Kleiderpracht und äußeren Tand eifert, eine kleinliche Sittenrichterei zur Schau trägt, sich äußerlich bis zum Exceß prüde zeigt, sich kasteit, den Namen Gottes stets im Munde führt, so sind das Eigenheiten, die — aufrichtig gemeint — bei Jansenisten häufig zu finden waren. Die Zeitgenossen deuteten sogar auf bestimmte, zur Jansenistenpartei gehörende Persönlichkeiten geistlichen Standes, die sich gegen Damen Aehnliches erlaubt hätten, wie Tartuffe der Elmire gegenüber.

Es ist nicht unmöglich, daß Molière den einen oder anderen Zuge auf die Jansenistenpartei gemünzt, ja auch, daß er hier und da an spezielle Persönlichkeiten gedacht habe. Aber deßhalb zu behaupten, daß seine Komödie ein Tendenzstück sei, welches etwa im Auftrage des Königs gerade die Jansenisten bekämpft habe, das geht viel zu weit. Wenn Tartuffe in seinem Wesen einiges Jansenistische hat, so hat er andrerseits ganz entschieden auch einige jesuitische Eigenheiten. Wir haben schon oben die Verse zitirt, in denen Tartuffe in der berühmten Scene des vierten Aktes, um Elmire zu verführen, die laxe Escobarmoral anpreist, nach der man das Schlechte einer Handlung durch die Reinheit des verfolgten Zweckes entschuldigen könne. Das sind aber Grundsätze, die geradezu den Jansenisten verhaßt waren. Die Jansenisten waren die ärgsten Feinde der Jesuiten. Schrieb Molière ein Parteistück mit gegen die Jansenisten gerichteter Tendenz, so konnte er seinem Tartuffe nicht solche Worte in den Mund legen. Uebrigens haben auch die Jesuiten, einer ihrer eifrigsten Parteigänger an der Spitze, der Prediger Bourdaloue, die Komödie sehr heftig angegriffen. Also hatten sie doch nicht die Empfindung, daß Molière ihr Bundesgenosse war. Das Richtigste über die Stellung Molières zu beiden Parteien dürfte doch Racine mit einem Ausspruche in einem seiner Briefe getroffen haben, wenn er bemerkt, man hätte damals den Jansenisten gesagt, daß die Jesuiten in dieser Komödie verspottet würden, die Jesuiten ihrerseits hätten sich geschmeichelt, daß die Jansenisten gemeint seien. Molière wird gewiß nichts dagegen gehabt haben, daß beide Parteien sich gegenseitig vorwarfen, sie seien getroffen. Er schrieb ja nicht ein Kampfstück mit kirchenpolitischer Tendenz. Er brandmarkte die Heuchelei, wo er sie fand; denn nichts war ihm verhaßter als die Unwahrheit. Ist doch, wie wir bereits hervorgehoben, der Kampf gegen den eiteln Schein der Grundzug seiner ganzen Thätigkeit!

Aber damit sind die Vorwürfe, welche man gegen Molières Komödie geschleudert hat, nicht erschöpft. Man hat nicht bloß behauptet, daß er einzelne kirchliche Parteien angriff; man hat ihn auch des Angriffes gegen die Religion überhaupt beschuldigt. Und auch heutzutage fehlt es nicht an Stimmen, welche hervorheben, daß das religiöse Gefühl durch Molières Stück verletzt werde. Es sind das schwere Vorwürfe, welche wohl verdienen, genau erwogen zu werden.

Zuerst macht man darauf aufmerksam, daß es schlechterdings unmöglich sei, die religiöse Heuchelei anzugreifen, ohne die Religion selbst zu verletzen. Denn der religiöse Heuchler gebrauche ja dieselbe Sprache wie der aufrichtig Religiöse. Also konne der Zuschauer im Zweifel sein, ob der Mensch, der auf der Bühne verspottet werde, es mit der Religion ernst oder falsch meine. Dieses Bedenken scheint mir ganz ungerechtfertigt. Gewiß gebraucht der Heuchler dieselbe Sprache wie der Aufrichtige, aus dem einfachen Grunde, weil er den Anschein eines Aufrichtigen erwecken will. Das ist ja gerade das Wesen seiner Heuchelei. Und das gilt natürlich nicht bloß von der religiösen Heuchelei, sondern von der Heuchelei überhaupt. Ein Streber, der eine falsche politische Gesinnung vorspiegelt, um zu Ehren und Würden zu gelangen, wird sich äußerlich gerade so geberden, wie Einer, der innerlich überzeugt ist, denn es kommt ihm eben darauf an, diesen Anschein zu erwecken. Sollen sich aber deßhalb gute Patrioten erbosen, daß die Kunst einen solchen Schuft auf die Bühne bringt, und ihn die Sprache eines guten Patrioten führen läßt? Sollen sie deßhalb das Stück verbieten? Ist es im Interesse des Patriotismus? Das würde dasselbe bedeuten, als der Kunst überhaupt verbieten, auf dem Theater die Heuchelei zu geißeln. Dadurch würde aber eines der schlimmsten Laster der Satire entzogen werden.

Nun wird man aber vielleicht sagen: Bei der Religion ist es anders als bei der Politik. Die Religion steht höher. Gewiß, aber gerade deßhalb, meine ich, müßte es im Interesse der Religion selbst sein, der Kunst alle Waffen in die Hand zu geben, um die zu treffen, welche der Religion schaden, indem sie unter ihrem Deckmantel Schandthaten vollbringen. Wenn sich in diesem Kampf die Kunst der Religion als Bundesgenossin anschließt, welche ja durch ihre Predigten und Ermahnungen die Heuchelei angreift, ist es nur um so besser. Je häufiger und je energischer die religiöse Heuchelei bekämpft wird, desto willkommener müßte es der Religion gerade sein. Und der Spott der Komödie ist in dieser Hinsicht nicht zu verachten, er kann oft viel wirksamer sein als die Mahnung oder Predigt.

Natürlich muß der Künstler es so einzurichten verstehen, daß jeder Zuschauer von vornherein über den wirklichen Charakter des anscheinend Frommen, der auf der Bühne verspottet wird, im klaren ist. Hat das aber Molière etwa nicht gethan? Im Gegentheil, er hat die allergrößte Sorgfalt darauf verwendet, daß ja kein Mißverständniß aufkomme. In den zwei ersten Aufzügen tritt Tartuffe gar nicht auf. Aber alles dreht sich um ihn. Man spricht nur von ihm, und die Gespräche der einzelnen Personen klären uns vollständig auf über den Charakter Tartuffes. Als er im dritten Akte sich endlich zeigt, und mit zum Himmel aufgeschlagenen Augen zu seinem Diener sagt: „Lorenz, das Bußkleid und den Strick schließ' ein", oder sich vor dem entblößten Busen Dorines entsetzt, und ihr ein Taschentuch zuwirft, damit sie das bedecke, was sündige Gedanken wecken könnte, da kann der Zuschauer, der die ersten Akte angesehen hat, nicht im Zweifel sein. Es ist kein wirklich Frommer, der so spricht, kein Asket, der sich kasteit, sondern der Mann, der zu seinem Nachtessen, wie Dorine erzählt hat, „ein Rebhuhn nach dem anderen nebst Hammelbraten in den Magen wandern läßt", der zum Frühstück eine Flasche Wein trinkt, der die Frau des Hauses vor zärtlichem Verkehr viel eifersüchtiger behütet als der Ehemann selbst, und sie so sehr hofirt, daß selbst die Dienstboten sich darüber aufhalten.

Und auch positiv hat Molière jeden Zweifel zerstreut. Aus Cleantes Reden, der sich doch als der

Maßvollste und am ruhigsten Urtheilende der ganzen Familie zeigt, geht gleich im ersten Akt zur Genüge klar hervor, daß Tartuffe nicht aufrichtig ist. Mit beredten Worten hat er ihn den Leuten gleichgestellt, „die Mißbrauch treiben straflos, ohne Scham, mit allen heiligen Geboten", die, „von Eigennutz gebläht, die Frömmigkeit erniedern zum Gewerbe, mit falschem Augenaufschlag und Gebet ein Amt erschleichen, und ein fettes Erbe" ..., die den Himmelweg da droben als Weg zum irdischen Genuß gewählt, und jeden Tag von Demuth ganz beseelt, Enthaltsamkeit bei vollen Schüsseln loben, die fromm im Arm des Lasters ruhn, rachsüchtig, treulos, heftig, voll von Ränken". Klar und deutlich hat Cléante in seiner Rede auf den Unterschied zwischen den wirklich Religiösen hingewiesen, welche nicht pharisäerhaft alles bekritteln, was man thut, und nicht durch Worte, sondern durch Thaten die Sünder beschämen, und den erbärmlichen Heuchlern, welche die Religion nur als Deckmantel ihrer Leidenschaften gebrauchen. Wer das mit angehört, und aufrichtig ist, kann nimmermehr glauben, daß Molière die Religion angreift. Und das Gebahren Tartuffes in den ferneren Aufzügen, wird Jeden, der sehen will, das Gleiche lehren.

Aber auch noch das Letzte. Einige haben sich darüber aufgehalten, daß die Komödie eine zu frivole, zu triviale Gattung sei, als daß sie sich mit so hehren Dingen wie die Religion beschäftige. Die Religion gehört nicht in die Komödie, haben sie voller Entrüstung ausgesprochen. Auch das ist meiner Ansicht nach ein unberechtigter Einwurf. Es gibt ganz verschiedene Arten von Komödien, ebenso wie es verschiedene Arten des Komischen gibt. Ich begreife wohl, daß man das Burleske, welches ohne Grund, nur aus Ulk, das Hohe und Erhabene in den Staub herunterreißt, als unmoralisch brandmarkt. Parodien von klassischen Werken können einen wirklich unangenehm berühren, wenn man nicht gerade in einer gewissen Stimmung ist, in der man alles ertragen kann. „Orpheus in der Unterwelt" oder die „schöne Helena" können manchen Leuten, wie eine grobe Verunglimpfung des klassischen Alterthums vorkommen. Aber neben dem Burlesken, welches nur verhöhnt, um zu verhöhnen, und dem Possenhaften, welches nur unterhalten will, gibt es das Satirisch-Komische, welches durchaus edeln Ursprungs ist, sittliche Zwecke verfolgt, und alles das, was dem Ideal des Künstlers nicht entspricht, alles das nach seiner Meinung nicht Seinsollende, um mich ganz allgemein auszudrücken, einem berechtigten Spotte preisgibt. Die Komödie, welche dieses Komische handhabt, ist keine frivole Gattung. Es ist die Komödie, welche sich das castigare ridendo mores zum Grundsatz gemacht hat. Und zu dieser Art Komödie gehört auch der Tartuffe. Sie ist eine ebenso edle Gattung als die Satire selbst. Wenn man sich nicht darüber aufhält, daß Dante in seiner Divina Commedia die religiöse Heuchelei geißelt, und er thut es in ungleich schärferer Weise als Molière, so darf man auch unserm Dichter seinen Tartuffe nicht übel nehmen. Was dem Einen recht ist, ist dem Anderen billig. Der Kunst steht jedes Gebiet offen, auch das der Religion. Ebenso wie der Maler durch seine Madonnenbilder in den Menschen fromme Empfindungen wachrufen darf, so soll es auch dem Komiker erlaubt sein, vor den religiösen Heuchlern zu warnen, und sie an den Pranger zu stellen. Der Künstler ist Souverän. Wie es das Recht des Gelehrten ist, die Wahrheit zu erforschen nach allen Seiten und unbekümmert um alle Folgen, so ist es das Recht des Künstlers, das Menschenleben in seinen verschiedensten Formen darzustellen, wie er es empfindet, wie es dem Ideal seiner Seele entspricht.

Würzburg.

Heinrich Schneegans.

## Die Medaillen und Münzen des Gesammthauses Wittelsbach.

Das Konservatorium des Münchener Münzkabinets gibt auf Grund eines von dem hervorragenden Münzsammler J. P. Beierlein herrührenden Manuskriptes einen wissenschaftlichen Katalog aller Münzen und Medaillen heraus, die im direkten Zusammenhang mit dem Hause Wittelsbach und seinen sämmtlichen Nebenlinien stehen. Der erste Theil des ersten Bandes erschien bereits vor einigen Jahren und ist an dieser Stelle besprochen worden; vor kurzem ist auch der zweite herausgekommen. Er umfaßt die Münzen und Medaillen der regierenden Linien von der Zeit Albrechts VII. bis zur Gegenwart. Daran anschließend werden die herzogliche und die alten bayerischen Nebenlinien behandelt: Niederbayern, Bayern-Brandenburg, Bayern-Holland u. s. f. Die Anordnung trennt in der üblichen Weise die eigentlichen Münzen von den Medaillen und verzeichnet die Münzen unter Trennung der einzelnen Münzsorten, die ihrerseits jede chronologisch geordnet wurden; für die Medaillen wurde chronologische Ordnung ohne weitere Gliederung gewählt. Dieses Verzeichniß nimmt den größten Theil des stattlichen Bandes in Anspruch. Eine sehr vortheilhafte Zugabe ist das ausführliche Personen-, Orts-, Sach- und Legendenregister, das die Benützung des umfangreichen Kompendiums wesentlich erleichtert und für etwaige Schwierigkeiten, die sich aus der Anordnung ergeben, vollauf entschädigt. In Rücksicht auf die große, kunsthistorische Bedeutung der bayerischen Medailleurkunst hat man endlich noch einige Tafeln Abbildungen beigegeben, die die Entwicklung dieser interessanten und wichtigen Disciplin während der letzten 150 Jahre schildern. Man hat dabei mit Recht an einer bewährten, in München üblichen Einrichtung, die bereits anderwärts auch eingeführt wurde, festgehalten und hat die Reproduktionen nicht mehr der platten Deutlichkeit zuliebe nach den künstlerisch todten Gipsabdrücken, sondern nach den Originalen selbst angefertigt. Der Reiz der Medaillen beruht ja zum großen Theil auf der Berücksichtigung des Lichtspiels, das vom kalten Gips nie auch nur annähernd wiedergegeben werden kann, wie denn auch der Gips der wechselvollen Schärfe des Stempelschnitts niemals ganz gerecht wird. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß im vorliegenden Band nicht alle Stücke gleichmäßig gut reproduzirt erscheinen, doch liegt dieser Mangel nicht dem System, sondern der Ausführung zur Last, die in mehrfacher Hinsicht etwas summarisch gehalten ist und auf möglichste Einschränkung der Kosten gestellt war.

Zwei Einleitungen geben sehr erwünschte Aufschlüsse über die Entwicklung der bayerischen Münzen- und Medaillengeschichte. Professor Riggauer behandelt in prägnanter Darstellung die Entwicklung des bayerischen Münzwesens vom frühen Mittelalter bis in die Neuzeit. Er erklärt aus der Eigenart der handelspolitischen Lage Bayerns die Selbständigkeit und Unabhängigkeit unsres Münzsystems von der übrigen Reichsmünze. Es ist hier nicht der Platz, um aus der sehr inhaltsreichen Abhandlung auch nur die Grundzüge anzugeben; nur auf einen Punkt sei die Aufmerksamkeit gelenkt. Es existirt ein Halbbrakteat, der auf einer Seite einen sitzenden Kaiser mit einem Schwertträger zur Seite zeigt, auf der anderen einen mit Schild und Schwert gerüsteten Krieger mit einem Löwen. Diesen Halbbrakteaten will man als die erste Münze Otto von Wittelsbach auffassen, und sieht zugleich darin eine Art Denkmünze, die die Erinnerung an die Vertreibung Heinrichs des Löwen und an die Belehnung der Wittelsbacher mit dem Herzogthum Bayern festhalten soll. Riggauer stellt die interessante Frage aufs neue zur Diskussion, weil sie eben doch nicht so einfach zu lösen ist, wie früher geglaubt wurde. Zunächst ist ja die Zuschreibung an Otto von Wittelsbach bloß Hypothese; wir kennen den Münzherrn gar nicht und können nur aus der Verbreitung der Münze schließen, daß sie hauptsächlich in Bayern kursirte. Darüber hinaus wissen wir so wenig Sicheres, daß sogar in neuerer Zeit der Versuch gemacht worden ist, sie in die Mitte des Jahrhunderts hinaufzurücken. Wenn

aber diese neue Datirung richtig ist, so würde Otto von Wittelsbach überhaupt nicht mehr in Betracht kommen. Aber auch aus dem Studium der dargestellten Scenen ergibt sich ein bedenklicher Einwand. Der Vorgang, den man als Belehnung auffassen wollte, weicht so sehr von dem bekannten Typus ab, daß er eben nicht als Belehnung gedeutet werden kann. So ist die Frage, ob der beschriebene Halbbrakteat die erste Münze Ottos von Wittelsbach sei, noch sehr revisionsbedürftig und damit auch die weitere Frage, ob wir hier eine Art von Denkmünze vor uns haben. Es gibt zwar einzelne Fälle aus dieser Zeit, wo das Münzbild die Erinnerung an ein historisches Ereigniß festhält; aber das war schließlich auch dann stets der Fall, wenn eine eben in den Besitz der Münzgerechtigkeit gelangte Person ihre Zeichen auf die Münze setzen ließ. Ueber diesen Kreis geht keine der hier anzuziehenden Darstellungen hinaus, auch nicht der Brakteat Heinrichs des Löwen, der das bekannte Löwenmonument von Braunschweig zeigt. Es fehlt überall der Nachweis der Absicht, daß die Erinnerung an ein Geschehniß durch die eigens zu diesem Zwecke geschlagene Münze festgehalten werden soll; solange aber dieser Nachweis nicht ganz klar erbracht ist, werden Auslegungen, wie sie der besprochene Halbbrakteat gefunden hat, immer noch der Willkürlichkeit verdächtig erscheinen müssen.

Die zweite der Einleitungen rührt von Dr. Habich her und behandelt die Medaillengeschichte Bayerns.

Der Bedeutung der oberdeutschen Kunst entspricht es, daß auch ein so edler Zweig des Kunstgewerbes, wie die Medaillenkunst, an den Hauptstädten oberdeutscher künstlerischer Thätigkeit, in Augsburg und Nürnberg, mit Erfolg gepflegt wurde. In der That haben diese zwei Städte die Entwicklung des Medaillenkultes so sehr gefördert, daß das Gesammthaus Wittelsbach auf diesem Gebiete nur noch von dem habsburgischen Kaiserhause übertroffen wird und im übrigen allen anderen Herrscherhäusern Deutschlands vorangeht. München selbst war in der alten Zeit viel auf Import künstlerischer Ideen und Werke angewiesen. Seine Goldschmiede, denen ja die Herstellung der Medaillen oblag, gaben sich bald den von Augsburg und Nürnberg kommenden Anregungen hin. Für die höfische Medaille waren übrigens wenigstens anfänglich die Beziehungen zu den Tiroler Münzstätten von besonderer Wichtigkeit. Die erste bayerische Schaumünze stammt aus dem Jahre 1507 und stellt Albrecht IV. dar, den Schwager des Kaisers Maximilian I. Wie aber Maximilian sein Portrait von einem Tiroler Münzschneider in Hall für den bekannten Schauthaler hatte anfertigen lassen, so versucht man auch jetzt die auffallend nah verwandte Medaille Albrechts IV. demselben Eisenschneider zuzuweisen, Benedikt Burkart, der wohl der Urheber des Maximiliansthalers ist. Diese erste Wittelsbacher Medaille ist noch geprägt; erst drei Dezennien später wurde am Münchener Hof die Gußmedaille eingeführt und zwar von Nürnberg her. Habich macht es sehr wahrscheinlich, daß für diese ungemein sauber und bestimmt arbeitende Schule der Ursprung bei den Siegelschneidern zu suchen sei. Es fehlt leider auch hier der Platz, die reichen Ergebnisse von Habichs Studie, die viel neues Material beibringt, zu besprechen. Es sei nur auf den interessanten Abschnitt über den feinsinnigsten deutschen Medailleur der Rokokokunst, Franz Andreas Schega, hingewiesen, dem mit Recht fast eine ganze Tafel der Illustrationen gewidmet worden ist. München hat in diesem aus Krain gebürtigen Meister einen ebenbürtigen Genossen des Cuvillié und Zimmerman besessen, dem Habich eigentlich ein bißchen unrecht thut, wenn er ihn den Batoni der Medailleure nennt. Die im höchsten Sinne des Wortes elegante Münchener Kunst des 18. Jahrhunderts findet in diesen kleinen Schaumünzen ein pikantes Spiegelbild und wir dürfen wohl annehmen, daß die Portraits der damals maßgebenden und herrschenden Personen, die uns Schega auf seinen Medaillen gegeben hat, dem künstlerischen und inneren Charakter kongenialer gewesen sind als die großen Bildnisse, die uns die Maler und Bildhauer hinterlassen haben. Karl Voll.

## Mittheilungen und Nachrichten.

b. 73. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Hamburg. Ueberaus zahlreich sind diesmal die Theilnehmer an dem Naturforscherkongresse herbeigeströmt, gilt es doch einige besonders wichtige wissenschaftliche Fragen zu erörtern, und die gastliche Hansestadt an der Elbe hat alles gethan, um mit der Anziehungskraft, die diese wissenschaftlichen Fragen ausüben, noch den Reiz ganz besonderer gesellschaftlicher Veranstaltungen zu vereinen. Sie begrüßte die Naturforscher zunächst durch einen Blumenkorso auf der Alster, der am Nachmittag vor dem offiziellen Beginn veranstaltet wurde. Am Abend dieses Vortages fand im großen Saale des „Konzerthauses Hamburg" die Begrüßung statt, an der etwa 2000 Personen in bester Stimmung theilnahmen. — Am Montag, 23. September, begann um 10 Uhr in demselben Saale die erste allgemeine Versammlung mit einer Ansprache des ersten Geschäftsführers, des Direktors des Hamburger physikalischen Staatslaboratoriums, Hrn. Prof. Voller. Saal und Galerie waren überfüllt; auch Damen hatten sich zahlreich eingefunden; ist doch die Zahl der Damen-Theilnehmer weit über 1000. Alle trugen das vom Hamburgischen Staat gestiftete, in der Münze gefertigte Festabzeichen, eine im modernen Stil ausgeführte silberne Medaille, die Wissenschaft darstellend, die der Welt den Spiegel vorhält.

Hr. Prof. Voller begann mit einem allen Gästen gewidmeten Willkommengruß zu ernster Arbeit und froher Geselligkeit, wies auf die gewaltigen Fortschritte hin, die in den Naturwissenschaften seit den beiden ersten (1830 und 1876) in Hamburg tagenden Kongressen zu verzeichnen seien, und schloß mit einem Hoch auf den Kaiser, an den ein Huldigungstelegramm abgesandt wurde.

Darauf betrat Bürgermeister Dr. Hachmann die Rednertribüne, um im Namen des Senats die Gäste in warmen Worten zu begrüßen und der Freude der Stadt Hamburg Ausdruck zu geben darüber, daß sie die Vertreter der Naturwissenschaften und der Medizin in so großer Zahl in ihren Mauern sehe. Der Wirkl. Geh. Admiralitätsrath Prof. Dr. v. Neumayer begrüßte die Versammlung im Namen der wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereine, der wissenschaftlichen Staatsanstalten und Institutionen, worauf der Vorsitzende der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Aerzte, Hr. Prof. Dr. Hertwig (München), in längeren geistvollen Ausführungen zu den Verhandlungen der Versammlung, als der ersten im neuen Jahrhundert, hinüberleitete. — Den ersten wissenschaftlichen Vortrag hielt Prof. Lecher (Prag) über „Die Hertz'sche Entdeckung elektrischer Wellen und deren weitere Ausgestaltung". Der Redner führte aus: Heinrich Hertz war Hamburger, es ist also eine unabweisbare Pflicht der Dankbarkeit, an diesem Ort und bei dieser Gelegenheit seiner zu gedenken! Nach Maxwell gibt es auch kurzdauernde elektrische Ströme in Isolatoren, z. B. im Aether. Eine solche, schnell hin und herpendelnde elektrische Kraft, ein sogenannter Verschiebungsstrom, ist in seinen magnetischen Wirkungen gleich einem rasch oscillirenden Wechselstrome. Derselbe muß im benachbarten Aetherraume weitere Verschiebungsströme induciren, die sich mit Lichtgeschwindigkeit fortpflanzen und auch sonst mit Lichtstrahlen identische Eigenschaften zeigen. Ein solcher oscillirender Verschiebungsstrom ist dasselbe, was Fresnel als „transversale Aetherschwingung" ansah. Ganz unmöglich erschien ein experimenteller Beweis. Als dann sechs Jahre später Hertz durch rasche Ladung und Entladung Strahlen von elektrischer Kraft herstellte, mit denen er fast alle altbekannten optischen Versuche nachmachen konnte, wie Reflexion, Brechung u. s. w., war es wohl ein freudiges Gefühl der Erleichterung: den genialen Träumen der elektrischen Lichttheorie entsprach reale Wirklichkeit. — Und wie einfach war die Wünschelruthe, mit der Hertz seine Schätze hob! Die längst bekannten elektrischen Schwingungen, die fast jede elektrische Entladung begleiten, erwiesen sich ihm auch als Ausstrahler von Maxwell'schen elektrischen Wellen. „Durch

diese wurden in einem entfernten Drahtringe rasch oscillirende Wechselströme inducirt und ein kleines Fünkchen zeigle dem scharfen Blicke des großen Forschers noch in etwa 10 Meter Entfernung von der Ursprungsquelle die Existenz elektrischer Wellen an. Und da sogte er: „Es erscheint unmöglich, fast widersinnig, daß diese Funkchen sichtbar sein sollten; aber in völlig dunklem Zimmer sind sie für das geschonte Auge sichtbar.“ — Auf 300 Kilometer sendet bereits Marconi, dem wohl der Ruhm gebührt, als Erster die technisch werthvolle Seite der sogenannten drahtlosen Telegrnphie ausgearbeitet zu haben, seine elektrischen Wellen und läßt sie in dieser Entfernung hämmern und klopfen. Das Instrumentchen, das sich durch solch staunenswerthe Empfindlichkeit im Entdecken elektrischer Wellen auszeichnet, der sogenannte Cohaerer, besteht aus einigen, lose aneinanderliegenden Metalltheilchen, deren Widerstand sich durch das von den elektrischen Wellen ausgelöste Funkenspiel ändert. Man konnte so die nach Zentimeter und Meter zählenden Wellenlängen von Hertz bis auf 4 Millimeter verkleinern. Andrerseits ist die längste Wärmewelle mit 6/100 Millimeter gemessen worden, so daß das etwa 10 Oktaven weite Gebiet der Wärmestrahlung noch durch einen Zwischenraum von etwa 6 Oktaven von dem Gebiet der eigentlichen elektrischen Schwingungen getrennt ist, eine Lücke, deren vollständige Ueberbrückung sehr unwahrscheinlich erscheint. Die bis jetzt betrachtelen Wellen pflanzen sich in Luft oder im leeren Raume fort, bevor sie an das brechende oder reflektirende Medium gelangen. Man spricht daher oft zwar nicht ganz korrekt, aber bequem von Luftwellen, im Gegensatze zu den Drahtwellen. Von allgemeinem Interesse erscheinen besonders die Ergebnisse jener Betrachtungen, die sich auf die Schwingungen in einem einfachen geraden Drahte oder in einer Kugel beziehen. Das Molekel ist ja auch etwas derartiges. Hier nimmt die Schwingung ungeheuer rasch ab, die Dämpfung ist aber groß, nicht so sehr wegen der durch die elektrischen Wechselströme erzeugten Erwärmung des Drahtes, sondern weil durch die Erzeugung der elektrischen Wellen sehr viel Energie verbraucht wird. Je größer die Dämpfung, desto besser ist der Erreger. Bei einmaliger Erregung hört schon nach ein paar Schwingungen die Strahlung auf. Die Energieabgabe bei einer einmaligen Erregung, die leider nur etwa einige Milliontel Sekunde andauert, entspricht einer gleich kurzen Arbeitsleistung von etwa 60 Pferden. Dann haben wir aber eine lange arbeitslose Pause, bis ein neuerlicher Funke neuerliche Schwingung und neuerliche Strahlung erregl. Wir hatten es bisher hauptsächlich nur mit Wellen in Luft, Aether oder längs Drähten zu thun und verhältnißmäßig sicher wies sich uns der Weg gleich dem Schiffer auf hoher See, so lange er die wogende Brandung an starren Felsen scheut. Die weite Entfernung von Klippen und Riffen glättet den Wellengischt und glatt scheinen von draußen die Küsten. Der Entdecker aber muß landen, er muß hinein, hindurch durch den Kampf von Meer und Land. Schon die eigentliche Optik hat hier kein leichles Spiel, doch gelang es immerhin noch, die Fülle der Fälle in eine einheitliche Formel zu zwingen. Und nun kommt Hertz als Störenfried und erweitert die altbekannten Aetherschwingungen, die wir besonders mit dem Cohärer unsres Organismus, unserm Auge studirt hatten, ins Unendliche. Dieser Theil des Gebietes Hertz'scher Wellen ist derzeit noch im Werden. Es handelt sich da um jene merkwürdigen Erscheinungen, daß ein Körper, der für gewöhnliche elektrische Ströme als Isolator gilt, z. B. Alkohol, solch rasch oscillirende Hertz'sche Schwingungen nbsorbirt; man nennt das anomale Absorption. Dabei tritt auch immer anomale Dispersion auf: während in den meislen Fällen bei kleineren Wellenlängen die Brechung größer wird, finden wir hier bei den langen Hertz'schen Wellen oft ganz kolossale Brechungen. Die Versuche auf diesem Gebiete sind ganz besonders schwierig und es liegen derzeil nichl einmal allseitig übereinstimmende Resultate vor. Hier sind wir im Reich der Phantasien, der Hypothesen und diese erlauben unserm Geiste, die Zertheilung der Materie nach Bedürfniß beliebig weit zu treiben. Man hat so das Atom, das Untheilbare durch passende Versuchsdeutungen noch weiter getheilt und diesen Theilen **a priori** elektrische Ladungen verliehen; auf Umwegen versuchte man sogar die Größe und Ladungen dieser Atomsplitter zu bestimmen. Diese neueste, noch im Werden begriffene Entwicklung physikalischen Denkens geht über die viel einfacheren, von Hertz behandelten Probleme hinaus. Wie der Kleinkramer einstiger Tage im engen Kreise seines Städtchens oder Ländchens noch Verdienst suchen und finden konnte, indeß unsre großen Handelsfürsten von heute weitblickend die Konjunktur der ganzen Welt ausnützen müssen, so wird auch nur der Naturforscher in Zukunft großes leisten, der, ausgestattet mit dem modernsten Raffinement der einschlägigen Hülfswissenschaften, trotz pedantischer Emsigkeit im Kleinen den Wagemuth und die Fähigkeit aufbringt, die ganze Welt seiner Disciplin einheitlich zu denken. In diesem Sinne leistete Hertz wirklich Großes. Denn die nur in theoretischen Träumen erahnte Verbindung zweier Riesenkontinente unsrer Wissenschaft, der Optik und Elektrizität, endgültig hergestellt zu haben, ist sein unsterbliches Verdienst.

Da der programmmäßig von Prof. Hofmeister, Straßburg, zu haltende Vortrag „Der chemische Haushalt der Zelle“ wegen Erkrankung des Vortragenden ausfallen mußte, folgte gleich der Vortrag des Professors Boveri, Würzburg, über „Das Problem der Befruchtung“.

Der Vortragende beginnt mit einer kurzen Darstellung des Befruchtungsvorganges, wie er 1875 zuerst von O. Hartwig bei Seeigeln erkannt worden ist. Man kann diesen Vorgang kurz dahin charakterisiren, daß zwei höchst ungleiche Zellen, eine männliche und eine weibliche Keimzelle (Samenzelle oder Spermatozoon und Eizelle), zu einer Zelle verschmelzen, aus der durch fortgesetzte Zweitheilung alle die Millionen oder Billionen Zellen des neuen Individuums hervorgehen. Was bringt das Spermatozoon in die Eizelle hinein, um dieselbe zur Entwicklung anzuregen? Hierüber läßt sich zunächst auf Grund der Erscheinungen der sogenannten Parthenogenese in negativer Richtung aussagen, daß dem Ei keine wesentliche Qualität zukommt, daß das Spermatozoon nur eine untergeordnete Hemmung löst, die das Ei an der Einleitung der Entwicklung verhindert. Und da die Grundlage der Entwicklung die Zelltheilung ist, so wird die definitive Formulirung des Problems die sein: Was fehlt dem Ei, daß es sich nicht zu theilen vermag, was bringt das Spermatozoon Neues hinein, um die Theilung zu ermöglichen? Antwort auf diese Frage geben die Vorgänge, die sich bei der Theilung einer jeden thierischen Zelle abspielen, in Verbindung mit den Phänomenen, die sich nach dem Eindringen des Spermatozoon im Ei beobachten lassen. Das Dirigirende bei der Kern- und Zelltheilung ist ein kleines außerhalb des Kernes im Protoplasma gelegenes Körperchen, das der Vortragende Centrosoma genannt hat. Dieses Theilungsorgan, das jeder typischen thierischen Zelle zukommt, bildet sich im Ei vor der Befruchtung zurück. Es wird ersetzl durch dasjenige des Spermatozoon, von dem nun alle Centrosomen des neuen Individuums abstammen. Auf Grund dieser Thatsachen und verschiedener Experimente hat der Vortragende die immer allgemeiner sich bestätigende Theorie entwickelt, daß die befruchtende Wirkung des Spermatozoon ausschließlich auf der Einführung des Centrosoma beruht. Das ursprüngliche Befruchtungsproblem sieht er damit als gelöst an. Allein das Problem hat noch eine zweite Seite, die sich in die Fragen fassen läßt: Weßhalb verschmelzen überhaupt zwei Keimzellen miteinander und warum sind sie so hochgradig von einander verschieden? Hält man alles zusammen, was der Befruchtung und Konjugation gemeinsam ist, so kommt man zu dem Resultate, daß die Bedeutung dieser Vorgänge nicht, wie man vielfach annahm, in einer Steigerung der Lebensenergie (Verjüngung), sondern lediglich in der Mischung der individuellen Eigenschaften zweier Zellen in einer gesehen werden kann. Von diesem Standpunkt erklären sich die Eigenthümlichkeiten, die die Befruchtung von der Konjugation unterscheiden, in folgender Weise. Der sexuelle Gegensatz hat lediglich die Bedeutung einer Arbeitstheilung, kombinirt mit reciproker Hemmung. Die Eizelle liefert das ganze Protoplasma, die Samenzelle sorgt für die Vereinigung; die letztere ist durch den Mangel an Protoplasma an selbständiger Entwicklung verhindert, sie besitzt dagegen das Centrosoma, das der Ei-

zelle fehlt. Zwei aus zahllosen Zellen zusammengesetzte Organismen können nicht wie zwei einzellige zusammenfließen und ihre Eigenschaften vermischen; nur auf jenem Zustand ist die Mischung möglich, wo das Individuum sozusagen noch in **eine** Zelle zusammengefaßt ist. Nicht die Zellenpaarung also ist eine essentielle Vorbedingung für die Entwicklung, sondern umgekehrt, die Fortpflanzung durch **eine** Zelle ist die nothwendige Voraussetzung für die Mischung. Der Vortragende schließt mit einem Hinweis auf die Bedeutung der Individuenmischung, die nach seiner Meinung die Herstellung neuer und unter Umständen vollkommener Kombinationen von Eigenschaften bewirkt und dadurch bei dem Fortschritt der Organismenwelt eine wichtige Rolle spielt.

Kurz nach 1 Uhr schloß der Vorsitzende die erste allgemeine Sitzung.

* **München.** Die Funktion eines Assistenten am pharmakologischen Institut der hiesigen thierärztlichen Hochschule wurde dem Thierarzt Armin Feser übertragen. Feser übernimmt damit das Amt des als Extraordinarius nach Gießen berufenen bisherigen Assistenten Friedrich Gmeiner.

* **Erlangen.** Der Ordinarius für systematische Theologie an der hiesigen Universität, Lic. theol. Ludwig Ihmels, ist von der theologischen Fakultät der Rostocker Universität zum Doktor der Theologie honoris causa ernannt worden.

* **Berlin.** Die Wittwe des Historikers Heinrich v. Treitschke, Emma geb. Freiin v. Bodman, ist am 22. d. M. zu Alexisbad im Harz nach langem Leiden im Alter von 65 Jahren gestorben. Sie hat ihren Gatten fünf Jahre überlebt. Ein Bruder der Verstorbenen ist badischer Gesandter in München.

* **Münster i. W.** Wie der „Nat.-Ztg." geschrieben wird, ist der außerordentliche Professor für Mineralogie, Dr. Karl Busz, zum ordentlichen Professor für Mineralogie und Geologie an der hiesigen Akademie ernannt worden. Der Gelehrte ist Direktor der mineralogischen und paläontologischen Sammlungen am naturhistorischen Museum der Akademie.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Jahrgang 1901. München, Freitag, 27. September. Nummer 222.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7 -)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

A 1798 Z

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

### Uebersicht.



## Moltkes Vermächtniß.

Von von **Schlichting**, General der Infanterie à la suite des Badischen Leib-Grenadier-Regts. Nr. 109.

### Einleitende Gedanken.

Man mag über den gewaltigen Stoff, den wir Truppenführung nennen, in seinen Einzelheiten denken, wie man will — darüber wird Einigkeit herrschen, daß seine Grundlage eine gesicherte sein muß, und diese finde ich für die Gegenwart allein in den taktischen und strategischen Aufsätzen Moltkes, welche der Große Generalstab am 26. Oktober 1900 der Oeffentlichkeit dargereicht hat. Sie sind sein Vermächtniß, das Grundkapital, das, richtig und besonnen angelegt, die sichersten Zinsen tragen muß. Ueber die Beschaffenheit desselben möchte ich mit dem Nachfolgenden zu einer Uebersicht verhelfen.

Dazu einleitend, muß ich einen Zankapfel anschneiden, den ich einst ahnungslos in die Menge geworfen mit der Behauptung, daß unser Heer in seiner Ausbildung nicht gleichzeitig Napoleonischen und Moltke'schen Maximen folgen dürfe: sie widersprächen sich — in der Strategie nämlich. Ich war mir bei dieser einfachen Behauptung keines Ueberfalles gewärtig, sie schien mir eine gegebene, auf der Hand liegende. Jahrzehnte hatte ich den mehr oder minder unverhüllten Auseinandersetzungen in der Presse sinnend, aber schweigend zugeschaut, die das ganze Moltke'sche Operationsverfahren gegen das Napoleonische herabsetzen und den Gegensatz beider ins Licht stellten. Als ich endlich Muße fand und dem Reiz erlag, das Moltke-Panier aufzuheben, mußte mich der Einwand verblüffen, daß ein solcher **Gegensatz** gar nicht bestehe. Nun erschienen meine Aeußerungen wie ein Kampf gegen Windmühlen. Bestritten ward freilich nicht, daß die **Bevorzugung** der sogenannten „inneren Linien“ in heutiger Zeit ein Fehler sei, aber behauptet, daß dies Napoleon auch gar nicht gethan. Diese Anklage blieb also auf dem Theoretiker Jomini sitzen. Andrerseits ward der Ausspruch: „Getheilt marschiren, um vereint zu schlagen“, den ich lediglich dem Munde der Volksseele zuschrieb, als werthlos verworfen. Jetzt stellt sich offiziell heraus, daß er schon von Scharnhorst stammt, und zwar zur Bekämpfung Napoleonischer Operationsweise. Dabei machte man gleichzeitig mit allen Grundsätzen in der Strategie tabula rasa und rief dazu Moltkes Geist selbst unter die Waffen. Er auch habe gesagt: Die Strategie bestehe lediglich in einem System von Aushülfen — also ward gefolgert, kenne sie gar keine Grundsätze! Nun aber hat Napoleon selbst gesagt, es sei ein feststehender **Grundsatz**, daß sich die Vereinigung von verschiedenen Heeresabtheilungen niemals nahe am Feinde vollziehen soll!

Moltke hingegen äußert:

„Für die Operationen solange wie irgend möglich in der Trennung zu beharren, für die Entscheidung rechtzeitig versammelt zu sein, ist die Aufgabe der Führung großer Massen.“

Die Bedeutung so diametral verschiedener Grundlehren für die Operationen zweier großer Kriegsepochen kann unmöglich übersehen werden, obgleich die eine zu den Erscheinungen der anderen in Künstlerhand gelegentlich überleiten kann. Das aber hat mit dem Grundsatz nichts gemein und gehört in das Gebiet der „Aushülfen“, deren richtige Behandlung erst den Feldherrn ausmacht.

Wer daraus nun wieder den Schluß zieht, daß das weite Gebiet der Strategie ohne alle theoretische Gesetze auskommen könne, gibt sich einem handgreiflichen Irrthum hin. Er bedient sich den tonangebenden Aussprüchen zweier siegreichen Feldherren verschiedener Zeitalter gegenüber des Moser'schen Schlagwortes, daß das unter Kameraden ganz egal sei, und verleugnet sie damit beide. Sie, die wahrlich beide an sachgemäßen Aushülfen nicht arm waren, hätten unnütz Grundgesetze für das Handeln aufgestellt. Sie, die in positiver Kriegsgesetzlehre Wortkargen, hätten überflüssige Worte an die Spitze ihrer Thaten gestellt und damit ihren Theilführungen einen störenden Hemmschuh angelegt. Eine solche Auffassung widerlegt sich selbst. Bei allen entstehenden Kriegslagen und ihren Lösungen schwebt ein solcher Grundsatz des starken und zielbewußten Feldherrn über dem **ganzen** Feldzug und seinen Erfolgen, die einzelnen Theile durchdringend und beherrschend. Er ist und bleibt der Motor für den Gesammtbetrieb. Wie wichtig eine solche Einheitlichkeit der operativen Handlungen für die Armeeleitung ist, zeigte sich z. B. beim Einrücken der beiden preußischen Heere in Böhmen bedrohlich genug.

Gewiß ist freilich, daß keine Theorie einen großen Strategen erzeugt hat. Er ist ein Künstler, der bei seinem Bau wie kein anderer auf die Umstände, die er täglich antrifft, angewiesen ist. Sie lassen sich an **starre** Regeln nicht binden. Die Persönlichkeit, der schaffende Geist allein kann zu den Thatsachen der Erfolge führen. Aber die Ordnung dazu zu schaffen und zu erhalten bedarf er der Unterlagen, die als Gemeingut in dem Heere, das geleitet sein will, gepflegt sein müssen.

Clausewitz sagt: „Wenn ein Sachverständiger sein halbes Leben darauf verwendet, einen dunkeln Gegenstand überall aufzuklären, so wird er wohl weiter kommen als derjenige, welcher in kurzer Zeit damit vertraut sein will. Daß also nicht Jeder von neuem aufzuräumen und sich durchzuarbeiten brauche, sondern die Sache geordnet und gelichtet finde, dazu ist die Theorie vorhanden.“

In diesem Sinne vertreten die Aufsätze Moltkes die Theorie jüngster Vergangenheit. Sie ordnen und lichten den Stoff, der sich seit Napoleonischer Zeit in Heeresorganisation, Eisenbahn- und Telegraphenbetrieben, wie in der Bewaffnung u. s. w. gründlich geändert hat. Wer also Moltke'scher Forschung nicht folgen mag, muß sie selbst unternehmen. Die strategische Anschauung Napoleons ist brüchig geworden, sie kann den neuen Kriegsmitteln gegenüber die alte Autorität nicht bewahren. Auch Moltkes Aufsätze sind also kein Kodex, angefüllt mit lauter starren und ewig feststehenden Geboten; sie bilden lediglich einen Anhalt für beständig lebendig neu sich erzeugende und keimende Kriegsprobleme, und wie sie ihm, dem Strategen, aus Napoleonischer Kriegszeit erwuchsen, so bedürfen sie selbst der stetigen Fortbildung nach wechselnden Kriegsbedingungen, Mitteln und Erfahrungen — sonst veralten auch sie.

Es handelt sich dabei immer um die Wandelbarkeit in den Kriegsumständen und um die Bereicherung ihrer Mittel. Auch kann heutigen Tages nicht mehr nach Napoleonischen Thaten, Vorschriften oder Gepflogenheiten vor und in der Schlacht gehandelt werden, die veränderten Kriegsmittel verbieten es dergestalt, daß, wenn der große Vorfahre in der Kriegskunst heute dem Grabe entstiege, er sich wohl hüten würde, so dicht an den Feind aufmarschirt heranzutreten und tagelang stehen zu bleiben, wie bei Austerlitz geschehen, oder in so massirten Klumpen feindliche Zentren zu durchbrechen, wie auf der Ebene von Wagram gelang. Weil dem nach Bewaffnung und Heeresstärke so ist, bedurfte es der Schöpfung neuer Grundgesetze, deren Nothwendigkeit das Jahr 1866 klar zur Anschauung brachte.

Die böhmische wie die Main-Kampagne haben in Thatsachen erwiesen, daß die Operationsmittel Moltkes mit den ererbten Grundsätzen älterer Schule aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts in Widerspruch stehen. Entweder der Führer oder die Geführten hatten ihre Maßnahmen zu ändern. Das zeigte sich an der Iser und Obuja, zeigte sich vor Langensalza und an der fränkischen Saale.

In der Strategie vertritt eine einfache Gesetzgebung die Schule; sie muß die gleiche sein, sonst wirft die solideste Operationsklytche um, oder geht dem Leitenden durch. Selbst die genialste Leitung mit den besten Aushülfen muß entgleisen, wenn das eine ihrer Heere mit Versammlung und Aufmarsch der Kräfte nach Napoleonischen Gepflogenheiten handelt und das andere Moltke'scher Lehre folgt. Die Größe der That beruht keineswegs im Einschlagen des einen oder anderen Verfahrens an sich, sondern in der Kunst seiner richtigen Anwendung im Heeresganzen und die Einheitlichkeit in Handhabung des Grundsatzes wächst an Bedeutung mit dem Anwachsen der strategischen Maschine.

Nun ist es die Macht der Tradition, welche sich selbst nach unsern gewaltigen Erfolgen wie beim Eintritt in den Feldzug 1866 gegen neue Lehre auflehnt. Alle Tradition ist aber ein zweifelhaftes Gut; sie wird zum Laster, so wie sie rationelle Gedankenarbeit lähmt. Man denke an die Echelons Friedrichs bei Jena. Ganz dasselbe gilt für die Versammlung der Kräfte vor dem Eintritt in die Handlung. Rein mechanisch heute noch angewandt kann sie ebenso wenig als ein Erbtheil Napoleons gelten, wie die Echelons Rüchels u. s. w. als ein solches Friedrichs, und dennoch haben beide Formen diese Ursprünge.

In größeren Uebungsanlagen habe ich den Versuch vielfältig gemacht, zwei Theilführungen aus verschiedenen Richtungen auf ein Ziel anzusetzen. Statt auf dasselbe loszugehen, und sich dadurch bei gegenwärtiger Bewaffnung die Ueberlegenheit zu sichern, trachteten sie auch nach unsern Kriegen meist nach vorgängiger Vereinigung unter Aufgabe ihres überlegenen Zusammenwirkens aus getheilten Fronten. So tief steckt die Tradition in der Heeresseele. Nur die sinngemäße Pflege des Moltke'schen einfachen Lehrsatzes vermag sie zu bannen.

Noch allerneueste Kriegsgeschichte zeigt uns ein lehrreiches Beispiel. Lord Roberts bringt den Umschwung in dem Burenfeldzuge durch das Zusammenwirken der Operation aus getheilten Anmärschen gegen die Modderlinie zuwege. Das Verfahren war ein ganz anderes als das bisherige Bullers und Methuens, und ihm erlag Cronje.

Man hüte sich mithin, dem Lockruf zu folgen, daß die Kriegführung aller Methodik entbehren könne. An sich ist die letztere, an den Erscheinungen verschiedener Zeitalter gemessen, proteischer Natur, aber noch kein wahrer Feldherr hat dieselbe ganz zu entbehren vermocht, obgleich sie noch keineswegs seine Größe ausmacht. Ganz ohne Methode müßte das Mittel der Verständigung im Heeresganzen fehlen. Aus Moltkes Feder zeigt nun der Generalstab die Wege, die wir zur Fortentwickelung zu gehen haben, und sie sind um so leichter zu betreten, weil sie nationale sind, gekennzeichnet und beglaubigt durch die deutschen Siege. Es ist ein nicht zu unterschätzender Vortheil, wenn der Bezug unsrer Belehrung aus heimischer Schmiede erfolgt, nicht mehr dem Auslande entlehnt zu werden braucht, wie von unsern ärmeren Vorfahren; vorausgesetzt nur, daß wir auf dem Bette der so ererbten Lorbeeren nicht einschlafen, wie die Epigonen Friedrichs. Auch Moltkes Vermächtniß fordert Fortsetzung seiner Arbeit, nicht Stillstand. Zu alledem aber ist der erste Schritt die endgültige Wahl unter den beiden Grundgesetzen, die in diesen einleitenden Worten nebeneinander gestellt wurden.

Entlehnt hat Moltke sein Grundgesetz keinem Zeitgenossen, er ist es keinen derselben schuldig. Einen Antheil daran hat selbst Clausewitz nicht, so hoch Moltke auch seine Autorität stellte; allenfalls tritt der große Scharnhorst jetzt als Urschöpfer in die Erscheinung. Nur darf nicht vergessen werden, daß erst die veränderte Kultur mit dem Anwachsen der Kommunikationen in Straßen, Eisenbahnen und Telegraphie, in Heeresorganisation und Bewaffnung den Gedanken auf den Thron erhob, und dabei wurde Moltke der Schöpfer.

Auch entstand dieser schöpferische Gedanke keineswegs erst nach dem Jahre 1866. Mit ihm beherrschte Moltke schon diesen Feldzug und seine bahnbrechende Erläuterung der Strategie stammt aus dem Jahre 1865. (Moltkes taktisch-strategische Aufsätze, Seite 237.) Er ist ihm auf allen Wegen und in allen Lagen im großen französischen Feldzuge treu geblieben. Er baute vor wie nach das Kunstwerk seines Feldzuges auf diesem Grundgesetz, stets nach Maßgabe der Lagen, die, zu beherrschen, er sich vorgesetzt. Diese Lagen erforderten einmal große Ausdehnungen in der operativen Front (Eingang 1866), das andere Mal eine übertriebene Verengung derselben. (Eingang 1870 in Gestalt der Landesgrenzen.) Immerhin aber tritt die Forderung deutlich zutage, solange als möglich vor der taktischen Handlung in der erwählten Trennung der Theile zu verharren, und sich den Eintritt in den Kampf aus zwei Fronten strategisch thunlichst zu sichern. (1866 Königgrätz; 1870 Erste und Zweite Armee beim Herantritt an die Saar.)

Auch bei seinen „Aushülfen" bediente er sich nie des angeführten Napoleonischen Gesetzes. Man kann wohl einräumen, daß es in einem gegebenen Fall doch hätte geschehen sollen — bei Gravelotte St.-Privat nämlich. Der Aufmarsch der Kräfte vor Eintritt in die taktische Offensivhandlung wäre hier zweckmäßiger gewesen. Er war alsdann

die „Aushülfe“ für einen mißglückten Operationsschritt bei der Zweiten Armee. Also denkbar bleibt die Zweckmäßigkeit eines Aufmarsches vor dem Kampfe nach wie vor, zumal er gegen eine feindliche vorbereitete Stellung immer zur Nothwendigkeit wird. Nur hat er seine maßgebende Bedeutung für die Strategie eingebüßt, wie zu Napoleonischer Zeit.

Untrennbar von seinem Grundprinzip der Theilungen bei Anmärschen ist die exakte Berechnung der Marschtiefen, welcher er zur Grundlage für alle Heeresbewegungen darum bedurfte, weil nur unter ständiger Berücksichtigung ihrer die Vereinigung aller Kräfte auf dem Punkte der Entscheidung zu erlangen und sicher zu stellen war. Sie gehört zur Erläuterung des Wesens der Strategie, die aus seiner Feder stammt. (Siehe Aufsätze, Seite 237.) Gewiß ist freilich, daß er nicht der erste Feldherr ist, welcher die Bedeutung der Marschtiefen, und die Dauer ihres Aufmarsches zum taktischen Handeln an sich gewürdigt hat. Wie hätten solche Umstände einem Napoleon oder Friedrich entgehen sollen, da sie einfach auf der Hand liegen, sich sozusagen ganz von selbst ergeben, und stets überwunden werden müssen.

Die Behandlung der Marschtiefen mit der Dauer des Aufmarsches zum Handeln, den sie Freund und Feind auferlegen, hat ihre Rolle gespielt, solange es Kriege mit organisirten Heeren gibt. Sie ist von Alexander und Hannibal, vor allem mit großem Geschick auch von Caesar in Betracht gezogen worden. (Siehe Delbrücks Geschichte der Kriegskunst, Theil I, z. B. im Helvetierfeldzug.) Bei diesen Kämpfen treten ganze wandernde Völker auf, die sich mit ihrem gewaltigen Troß auf einer Linie bewegen. Ihnen konnte der Stratege wirksam, d. h. mit einer numerischen Kampfüberlegenheit beikommen, indem er einen Theil derselben, sei es die Tête oder die Queue, seltener die Mitte mit vereinten Kräften anfaßte. In diesem Verfahren finden wir einen Theil der Feldherrnkunst des großen Römers. Also neu ist die Marschtiefe und ihre Bedeutung in der Kriegsgeschichte sicher nicht. Moltke hat sie nicht etwa erfunden, und mit ihr gerechnet ward zu allen Zeiten. Nur hat sie noch keiner vor Moltke, lehrhaft sowohl wie in der Praxis, zur organischen Grundlage aller Operation gemacht, und darin besteht die Neuheit des Schrittes.

Daß dies der Bezwinger von Moskau nicht gethan, ergibt sich aus seinem eigenen Verhalten; es hätte ihm die Widersinnigkeit seines Unternehmens klar gemacht. Moltkes Aufsätze legen jetzt die Thatsache vor Augen, wie systematisch dieser Ausbau in seiner Generalstabslehre geschehen. Die Strategie ist sicher kein Rechenexempel, und kein Generalstabsoffizier wird etwa darum zum Feldherrn, weil er eine Marschtiefentabelle in seiner Feldtasche führt. Aber was in den Operationen berechenbar ist, muß auch genau in calculo feststehen, weil darauf umsomehr die Schlachtentscheidungen mitberuhen, je mehr man von zeitraubenden Aufmärschen absehen will. Moltkes Lehre von den Marschtiefen hat die Operationen beschleunigt, und machte sie zu einheitlichen Kunstwerken.

Es bleibt wichtig, diese Behauptung schon einleitend abzuthun. Es ist nicht richtig, daß unser nationaler Held seinen Vorgängern im Feldherrngewerbe in dieser Hinsicht viel verdanke. Von ihnen ererbte er lediglich die Marschtiefen, den sogenannten Heerwurm an sich, der sich in der Gegenwart zu einer Ausdehnung gesteigert hat, welche auf einer Straße den Raum des ganzen Deutschen Reichs von West zu Ost einnimmt. Der Behandlung dieses gesteigerten Impedimentums für die Herstellung der Kampffronten schuf er neue Bahnen zur Erweiterung der Erfolge, bei weiser Einschränkung der Zeitaufwände in den gewaltigen Heeresentwickelungen. Wir bedürfen der Thatsache zum Verständniß der späteren Auseinandersetzungen.

Damit glaube ich einleitend das Nöthige vorweg genommen zu haben, um den nachfolgenden Auseinandersetzungen den Boden zu bereiten. Der Dichter läßt seinem Wallenstein fragen: „Ich müßte die That ausführen, **weil** ich sie gedacht?“

Moltke kann auf die Fragen der Nachwelt antworten: „Ich habe die That ausgeführt, **wie** ich sie gedacht!“

Und die Produkte dieses Vordenkens sind jetzt des näheren zu untersuchen. Die strategischen Gedanken, in denen sie gipfeln, sind hiemit vorweggenommen.

Erwähnt sei dazu, daß wir uns Moltke stets als den treuesten Diener seines unvergeßlichen Königs zu denken haben, der ausführte, was dieser ihm abforderte. Seine Gedankenwerkstatt bleibt bei alledem seine eigene Schatzkammer; sein Geist ist zu ihr der einzige Schlüssel.

In den nachfolgenden Betrachtungen ist es nun nicht angängig, die Reihenfolge der Aufsätze festzuhalten, wie sie in der Veröffentlichung seines Vermächtnisses gewählt ist. Vorgesetzt habe ich mir nämlich, Moltkes Einwirkungen nach dreierlei Richtungen zu durchforschen: **Als Chef des Generalstabes, als Taktiker und als Feldherr.** Der letztere Abschnitt wird freilich der magerste werden, denn in ihm tritt an Stelle des geschriebenen Wortes viel wirksamer das Studium seiner Feldzüge. Zu einem solchen anzuleiten, muß den beiden vorangehenden Abschnitten gelingen.

Moltke hat uns keine Lehre hinterlassen darüber, wie man Feldzüge leitet, und Schlachten gewinnt, denn eine Formel dafür gibt es nicht. Im übrigen hat aber noch kein Feldherr seinen Nachkommen mehr Schule vermacht als er, eine solche zwar, die zu keinem Zeitpunkte und mit keiner Erwägung abschließt, in der vielmehr unausgesetzt fortgebaut werden muß. Die Betrachtung wird mithin nicht umhin können, auch nachzuweisen, daß jetzt schon wieder in dem Vermächtniß einzelne Sätze veralten, und durch neue Gedanken ersetzt werden müssen.

*Wind, Weib und Glück*
*Aendern sich im Augenblick*

## I. Als Chef des Generalstabes der Armee.

Das Motto, das ich meinen Betrachtungen über Truppenführung gebe, entnehme ich einem Schiff, das mich vor Jahren in den Orient trug. Jetzt möchte ich es mit einem Körnchen Salz auf ein Gebiet übertragen, das sich mir gleich veränderlich darstellt, wenn ich für den Begriff des Augenblicks das Menschenalter einsetze. Ein solches ist auf dem Gesammtgebiet der Kriegsgeschichte kaum mehr als ein Augenblick. Man messe mit diesem Maßstabe die Erschrinungen unseres eben abgelaufenen Jahrhunderts und man wird erkennen, daß die Truppenführung ein gleich beweglicher Stoff ist wie Wind, Weib und Glück. Wie aber bei diesen die Lebenserfahrung zwingt, die Dauer im Wechsel zu erkennen, bezw. den Ursachen nachzuforschen, welche ihn hervorrufen, um ihn nach Möglichkeit zu beherrschen, so muß der Truppenführer wachsamen Auges den wechselnden Erscheinungen folgen, um auf den Höhen seiner Aufgabe zu stehen und zu bleiben.

Auf diesem gewaltigen Gebiet entstehen in Kriegs- und Friedenszeiten stets neue Keime und ersetzen die absterbenden. Die Truppenführung ist ein Baum, der sich aus gleichen Wurzeln stets neu gestaltet. Er bedarf der pflegenden Hand des Gärtners unausgesetzt.

Im Beginn des 19. Jahrhunderts treten uns zunächst die Erscheinungen der kurzen Zeitspanne vom 1796 bis zur Katastrophe von 1806 mächtig mahnend entgegen. Die völlig neugestalteten Heergebilde der französischen Revolu-

tion führte der Napoleonische Genius in einer Form und mit Mitteln zum Siege, welche die Friedericianische Zeit noch gar nicht ahnte, und vor ihnen versank das preußische Heer bei Jena am tiefsten, weil es sich am festesten an die Vorstellungen einer Zeit geklammert hatte, die ihm zuvor zur höchsten Ehre verhalfen. Jetzt hatten sich die großen Leistungen, die wohl bei Kollin versagten, aber Leuthen zum blendendsten Siege des Jahrhunderts gestalteten, in nichtige Taschenspielerkunststückchen verwandelt, die Napoleonischer Strategie und Taktik gegenüber mit Sicherheit unterliegen mußten. Alle jene älteren Gesetze versagten, seien es auf dem Gebiete der Operation die Basirungen auf Magazine oder auf dem Schlachtfelde die Echelons. Ihr Augenblick war vorüber. Friedrich bedurfte der Geländegestalt zur Herstellung seiner überlegenen Formationen und darum — z. B. bei Roßbach des zuvorigen Rücktritts bei Einleitung seines siegreichen Angriffsverfahrens. Napoleon benutzte bei Jena die für ihn mißliche Geländelage selbst zur Wahl der zweckmäßigsten Offensive in die Schlacht, was ihm bei einem Gegner, der nur eine Formation im Kopfe hatte und exerzirmäßig beherrschte, mühelos gelang. Mischung der Heeresgliederungen in Waffenarten (Ordre de bataille) und Gebrauch (Reglement) — alles war bei dem Einen ueu und überlegen, bei dem Anderen veraltet und absterbend. Ein jugendkräftig emporstrebender Baum in Gartenkünstlers Hand überschattete die absterbenden Zweige einer kürzlich noch so mächtigen Eiche. Doch war deren innere Lebenskraft ungebrochen und ihr entwuchsen neue Triebe in neuen Gärtners Hand.

Der schöpferische Geist Scharnhorsts erstand aus der Asche von Jena und Friedland. Er machte die Truppenführung wieder zur Kunst und schuf die Gedankenwerkstatt, in der wir heute noch schmieden und zimmern. In ihr auch holte sich Moltke die Werkzeuge für seine eigene Lebensarbeit, viel mehr noch als aus der Geschichte der Napoleonischen Kriege, deren Erfahrungen er natürlich hinzuthat. Damit erwarben wir alsbald ein wohlbegründetes Recht, von einer nationalen Truppenführung zu reden, wir haben nicht mit importirter Waare gesiegt, jetzt so wenig wie 1813; sie ward — made in Germany; sie beruht in der Freiheit und Selbstverantwortlichkeit des Denkens beim militärischen Handeln und hoffentlich nie wieder in Abwickelung todter Formalismen.

Der Denker Clausewitz ist zu der Meinung gelangt, daß kein Geist mehr wie der Scharnhorst'sche befähigt war, eine praktische „Theorie des Krieges" zu verfassen, wenn ihm das Schicksal längere Lebenstage und damit die Erfahrungen der Befreiungskriege zu verwerthen vergönnt hätte. Aber auch in der kurzen Frist, die ihm von 1807 bis 1813 verblieb, bereitete er den Boden für unsre Fortentwickelung bis in die Gegenwart. Von ihm schon ist auf dem Gebiete der Strategie der schöpferische Gedanke — wir wissen es jetzt offiziell — „getheilt zu marschiren, um vereint zu schlagen" zu uns gekommen. Er ist keine Napoleonische Lehre, sondern bildet zu ihr einen Aufschwung, zunächst bedingt durch das Anwachsen der Heeresmassen bei allgemeiner Wehrpflicht und Ausnützung aller Bewegungsmittel des Kriegstheaters. Eine ungleich reichere Ernte hinterließ er noch auf dem Gebiete mittlerer und niederer Truppenführung in allen seinen Instruktionen und Aufsätzen. Sie bilden eine Quelle, aus der noch die Gegenwart schöpft.

Hier also liegt der Gedankenherd, dem Moltke mit uns so Vieles schuldet. An der Hand des Clausewitz ist aus jener eisernen Zeit eine klassische Militärliteraturperiode erblüht, die uns geschichtlich wie philosophisch so Vieles geboten; der eigentliche Urquell für unsre praktische Fortentwickelung im 19. Jahrhundert trägt dennoch die Spitzmarle Scharnhorst. Sie auch gibt meinem Gedankengange den rothen Faden durch das Moltke-Vermächtniß.

Zunächst entstand die Schöpfung der Feldmanöver, an deren Vervollkommnung wir heute noch ständig arbeiten. Die Rothwendigkeit ward erkannt, die Truppen gegeneinander in Lagen zu setzen, welche dem Kriege möglichst nahe zu bringen waren. Es ist das Betreten des applikatorischen Weges, das sich damit ankündigt. Die freien Selbstentschlüsse sind es, welche im Frieden geübt sein müssen, um eine Summe von Erfahrungen zur Hand zu haben, wenn sie im Kriege mit dem nöthigen Selbstbewußtsein zur Anwendung kommen sollen. Weit über ein halbes Jahrhundert haben wir solche Uebungsformen den fremden Armeen voraus gehabt, ehe sie Gemeingut wurden. Man stelle den reichen Schatz solcher Belehrungen den französischen Uebungen im Lager von Chalons gegenüber, die sich in Nachbildungen vorangegangener Ruhmestage wie Austerlitz oder Friedland erschöpften, als ob sich ein taktischer Bedarf, ein einziger Schlachtvorfall jemals mit einem zukünftigen decken könne.

Die lange Ahnenreihe, der in unsrer Geschichte des 19 Jahrhunderts glänzenden Chefs des Generalstabes der Armee bauten dann den Gedanken applikatorischen Wirkens auf das vielseitigste aus, und übertrugen ihn auf große Uebungen im Gelände auch ohne Truppen, nach demselben Grundgesetz, das sich für die Anlage der Feldmanöver ständig erweiterte. Zur Uebung des Kriegs gehört vor allem die Fiktion denkbarer und daher vorkommender Kriegslagen. In ihrem Dienst hat der Leitende zum Dichter zu werden, der ja auch nur dann wahrhaft packt und belehrt, wenn er lebenswahr sinnt und erfindet. So also entstanden die Generalstabsreisen, mit der ganzen Kette von Uebungsarten, die sich heutigen Tages ohne Truppenheranziehung an sie knüpfen. Die fortschreitende Praxis stellte dann fest, daß man auf diesem Wege vielfältig ohne Truppen weiter kam als bei ihrer Anwesenheit, zumal auf dem Gebiet der Operation. Als ihr Schöpfer muß Krauseneck gelten, und es ist schade, daß seine Aeußerungen über den Zweck und das Wesen der Uebungsreisen den Moltke'schen Aufsätzen über diesen Stoff nicht vorangeschickt sind. Die Reyher'sche Instruktion gab ihnen alsdann noch eine fester geordnete Gestalt (1854), wie überhaupt dieser hochbedeutende Chef besondere Verdienste für die Sicherung, Klärung und Ordnung der Heeresgliederungen hat. Ihm fällt so recht die Rolle des Apostels zu, der dem Meister die Wege für seine große Gedankenarbeit bereitet und ebnet.

Der gewaltigen Kriegsepoche am Anfang des 19. Jahrhunderts folgte eine fast fünfzigjährige Friedenspause. Einer solchen liegt es ob, die erworbenen Kriegserfahrungen zu ordnen und fortzuentwickeln. In ihr darf die Truppenführungslehre in keinen Schlaf verfallen. Der Wechsel in der Denkarbeit ist ihr auferlegt, und verdient ernste theoretische Beachtung wegen der Erscheinungen, die sich dabei unvermeidlich einstellen. In solchen größeren Pausen veralten die Kriegserfahrungen, und müssen neuen Bedürfnissen Platz machen. Diese aber werden in Friedenszeit nur theoretisch häufig genug falsch eingeschätzt. Im Frieden erfindet man schnell, und wird oft gekünstelt bei diesen Erfindungen, oder versinkt in einen Methodismus, dem der Geist entflohen, der einst die erfolgreiche That belebte. Beiden Untiefen ist auch unsre Friedensarbeit nicht entgangen. Erinnert sei dazu an den tiefen Schlaf methodischen Drills, aus welchem das Jahr 1848 unser Heer wachrief, und andrerseits an die tüftelnden Künsteleien, welche später die verloren gegangene Kriegserfahrung ersetzen wollten. Unentwegt hat über solchen Tageserscheinungen und militärischen Irrungen der Geist unsrer Generatstabsleitung das ganze Jahrhundert gewacht, und einheitlich fortgebaut an rechter Kriegslehre. In ihr blieb Scharnhorst'sche Grundlage in der Denkarbeit lebendig.

und an deren Spitze trat rechtzeitig der rechte Mann für die Anforderungen seiner Zeit.

Bevor ich sein Wirken erläutere, sei daher auch der anderweiten Nebenumstände gedacht, welche mittlerweile die Bedingungen der Truppenführung umzugestalten begonnen hatten. Ein solcher Wechsel vollzog sich theils vor, theils mit Moltke's Eintritt in die Handlung, und begleitete sein Wirken unausgesetzt. Das hohe Verdienst des großen Denkers bestand nun darin, daß er die Bedeutung dieser Thatsachen sofort richtig werthete, und vor seinen strategischen Wagen spannte. Er hat den Wechsel in der Truppenführung, den der Augenblick forderte, in der Gesammtheit seines Wirkens als Chef des Generalstabes der Armee nie aus dem Auge verloren, und derselbe war wahrlich durchgreifender als je.

Zu seiner Zeit bedeckte sich Europas Oberfläche mit Eisenbahnlinien, vermehrten sich die Verkehrsstraßen, entstanden die elektrischen Telegraphenlinien, und veränderte sich die Waffentechnik vollkommen. Dabei wurden die Volksheere zu Riesen. Für alle diese neuen Treibmittel stellte Moltke seine Heereskörper und Instrumente ein und vernachlässigte dabei keinen der gewandelten Umstände. Ja — die Truppenführung ist wandelbar wie der Wind; sie richtig zu handhaben, muß der Feldherr der Zeit nach ihrem Wechsel seine Segel schneiden und stellen. Ein Vergleich der Feldherrengrößen verschiedener Zeitalter ist hingegen ein Unding; genug daß Moltke das seinige vollkommen beherrschte. Genug für ihn — wenn auch nicht für uns, denn wir haben auf ihm fortzubauen. Die Vergangenheit lehrt, daß die Truppenführungskunst ein sich stets verwandelndes Element gewesen ist, es wird auch für die Zukunft kein festes werden. Das wollen auch diese Zeilen berücksichtigen.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein typischer Amerikaner.

Mit dem am 6. Juni 1901 zu Deepdene, Frimley Green, Grafschaft Surrey, England, erfolgten Tode des Hrn. W. J. Stillman ist ein merkwürdiger, höchst interessanter, ereignißvoller, etwas abenteuerlicher, aber stets nach dem Idealen strebender Lebenslauf zum Abschluß gelangt. Der in stiller Zurückgezogenheit Dahingeschiedene wurde am 1. Juni 1828 zu Schenectady im Staate New-York als das jüngste von neun Kindern geboren und stammte von einer Familie ab, die eine gewisse Rolle in der englischen Geschichte gespielt zu haben scheint und nach der Restauration der Stuarts wegen Theilnahme an der Verurtheilung und Hinrichtung Karls I. oder ausgesprochener Sympathien mit den „Königsmördern" es für rathsam hielt auszuwandern und sich in einem entlegenen Theil des Staats Connecticut niederzulassen. Stillmans Eltern gehörten zu der Gemeinde der Sabbatarier oder Seventh Day Baptists, einer andächtigen und engherzigen Sekte, welche statt des Sonntags den Sonnabend feierte und auf dieses Absonderungszeichen großes Gewicht legte. In Massachusetts wurden sie durch die strengen Gesetze der Puritaner gezwungen, auch die Sonntagsfeier zu beobachten und zwei Tage in der Woche zu ruhen, was ihnen geschäftlich und gewerblich empfindlichen Schaden brachte. Deßhalb siedelten sie massenweise nach Rhode Island über, wo die von Roger Williams eingeführte religiöse Freiheit ihnen zustatten kam und aus dieser argen Verlegenheit half. Im ersten Kapitel seiner in zwei schönen Bänden soeben erschienenen Selbstbiographie[1]) gibt Hr. Stillman eine höchst interessante und als Beitrag zur amerikanischen Kulturgeschichte sehr werthvolle Schilderung der damals in strenggläubigen Familienkreisen herrschenden traurigen und trübseligen Lebensanschauungen und Gemüthsstimmungen, unter deren düsterem Einfluß er von Kindesbeinen an aufwuchs und von denen er sich nie vollständig befreite. Es ist ein treues, aber tristes Bild seines Jugendlebens, das uns hier vor Augen geführt wird. Seine Mutter war eine edelherzige und von Natur recht vernünftige Frau, die sich dem Wohlergehen ihrer Familie mit der größten Selbstverleugnung widmete und namentlich für die Zukunft der Kinder immer Sorge trug; aber eine alles überwältigende, zuweilen fast an Wahnsinn grenzende religiöse Schwärmerei hat diese vortrefflichen Charakterzüge verdunkelt und verdreht und nur in sehr unvollkommener und oft verkehrter Weise zur Geltung kommen lassen. Ueber das mögliche Schicksal eines im zweiten Lebensjahre gestorbenen Knaben hat sie sich fortwährend geängstigt. Die sich ihr gewaltsam aufdrängende Frage, ob er vielleicht in der kurzen Frist irgend eine Sünde begangen habe, ohne dieselbe zu bereuen und sich mit einem racheschnaubenden Gott zu versöhnen und deßhalb ewige Strafe im Höllenfeuer leide, konnte sie weder beantworten noch abwehren. Dieses Gefühl der peinlichen Ungewißheit ließ ihr keine Ruhe. Lange nach seinem Tode, als sie in ihrer rathlosen Bedrängniß bei Nacht darüber nachdachte und das schreckliche Geheimniß zu enträtseln suchte, erschien er ihr plötzlich nicht mehr als Kind, sondern in der Gestalt eines 16jährigen Jünglings mit einem vor Himmelsglück strahlenden Gesicht, dessen Ausdruck ihr hinfort jeden Zweifel an seiner Seligkeit benahm. Auch ob die übrigen Kinder und sogar sie selbst bestimmt seien, als „Gefäße der Gnade" des ewigen Lebens theilhaft oder als „Gefäße des Zorns" zum ewigen Tode verdammt zu werden, war sie niemals imstande, zu entscheiden. Darüber hörte sie keinen Augenblick auf, sich den Kopf zu zerbrechen, und schleppte an dieser unerklärbaren Verhängnißlehre, wie an einer Schicksalskette, selbstquälerisch ihr Leben hin. Jede Aeußerung der ihr angeborenen Weichherzigkeit und Zärtlichkeit den ihr am nächsten stehenden menschlichen Wesen gegenüber suchte sie mit Gewalt zu unterdrücken aus Furcht vor dem Zorn eines eifersüchtigen Gottes, der alle derartigen Gefühle für sich in Anspruch nehmen sollte und sich an ihr wegen zu starker Mutterliebe rächen würde. Hrn. Stillmans ausführliche Darstellung der Einwirkung dieser Umgebung auf das jugendliche Gemüth, sowie der Nachwirkung derselben auf die Gedanken und Empfindungen des Erwachsenen, ist ebenso lebendig wie belehrend. Später hat er zwar die düsteren, alle Lebensfreuden vernichtenden Glaubenssätze, in denen er äußerst streng erzogen wurde, verworfen und die Grundgesetze der Entwicklungslehre anerkannt, aber von den Folgen seiner religiösen Erziehung hat er sich nie völlig losmachen können.

Der Vater war ein sehr geschickter, mit seltenem Erfindungsgeist begabter Handwerker, und diese Talente, sowie seine Liebe zur Natur, vererbten sich auf den Sohn, bei dem sie aber, seiner besseren Erziehung gemäß, eine höhere Richtung nahmen und ihn bewogen, sich den schönen Künsten und namentlich der Landschaftsmalerei zu widmen. Er studirte einige Zeit in Amerika, und es gelang ihm schließlich, ein Bild für dreißig Dollars zu verkaufen; mit diesem Geld in der Tasche ging er auf die Wanderschaft nach Europa, wo er sich meistens in London und Paris aufhielt. Die Schilderungen seiner abenteuerlichen Erlebnisse sind recht unterhaltend und wegen seines intimen Verkehrs mit den namhaftesten damaligen englischen und französischen Künstlern auch nicht ohne kunstgeschichtlichen Werth. Ganz zutreffend und seit der Zeit bestätigt ist sein abfälliges Urtheil über den berühmten Kunstkritiker John Ruskin und dessen nichts weniger als günstigen Einfluß auf die Entwickelung der Malerei in England. Diese Verurtheilung ist desto mehr zu beachten, da sie von einem früheren Bewunderer des Verfassers der „Modern Painters" ausgesprochen wird.

Als im Jahre 1851 Kossuth die Vereinigten Staaten besuchte, und die Amerikaner durch seine hinreißende Beredsamkeit für die Sache Ungarns zu begeistern wußte, er-

[1]) The Autobiography of a Journalist by *William James Stillman.* 2 vols. Boston and New York: Houghton, Mifflin and Co. 1901, pp. 743.

klärte Stillman sich bereit, zu den Waffen gegen Oesterreich zu greifen, und stellte sich dem überall gefeierten Magyar unbedingt zur Verfügung. Es war gerade zur Zeit der Präsidentenwahl, und die Führer der beiden Parteien wetteiferten miteinander in lauten Demonstrationen der Sympathie für Kossuth; der demokratische Ausschuß soll ihm zwei Kriegsschiffe und eine halbe Million Dollars förmlich versprochen haben, falls ihr Kandidat, Franklin Pierce, gewählt werde. Kossuth scheint dieses Anerbieten zuerst ernst genommen zu haben, und ging mit dem Gedanken um, eine Niederlage von Kriegsvorrath auf der südlich von Sardinien gelegenen, unbewohnten und von keiner Macht in Besitz genommenen Insel Galita zu errichten, wobei ihm Stillman behülflich sein sollte. Aber bald sah er ein, daß das Versprechen bloß ein dreister Wahlumtrieb sei und sagte: „Hr. Stillman, wenn man diese demagogischen Politiker nicht ausrottet, so werden sie in fünfzig Jahren Ihr Vaterland vollständig zugrunde richten." Einige Monae später traf Stillman mit Kossuth in London zusammen und wurde auf eine abenteuerliche und sehr gefährliche Mission nach Oesterreich gesandt. Er hatte nämlich den Auftrag, die von Kossuth bei Mährowa begrabenen ungarischen Kroninsignien, darunter die als magyarisches Heiligthum hochgeschätzte Stephanskrone, zu holen und dem bekannten amerikanischen Philanthropen und Freiheitsritter Dr. S. G. Howe in Boston zu übergeben. Wie er sich mit den in Ziffern geschriebenen und in dem hohl gemachten Absatz eines Stiefels verborgenen Anweisungen in diese unglaublich tollkühne Unternehmung einließ, wird ausführlich und anschaulich erzählt. Bei seiner Naivetät und der die Heiterkeit der Wiener Polizei erregenden Art und Weise, wie er die deutsche Sprache verhunzte, konnte der Argwohn gegen ihn nicht von Bestande sein. Den Zweck seiner Sendung hat er gänzlich verfehlt, da die österreichische Regierung, vermuthlich durch Verrath, ihm in der Auffindung und Aneignung der vergrabenen Reichskleinodien den Vorsprung abgewann. Durch seine Erfahrungen in dieser Sache war Stillman zu der Ueberzeugung gekommen, daß Kossuth nicht fähig war, eine große Staatsumwälzung mit Erfolg zu leiten. Es fehlte ihm der dazu nöthige politische Scharfblick, und namentlich der praktische Sinn für die Details der wichtigsten Angelegenheiten. Mehr als dreißig Jahre später besuchte ihn Stillman in Turin und stellte sich ihm als den jungen Mann vor, den er nach Ungarn schickte, um die Kroninsignien fortzutragen. Er leugnete, daß er ihm je einen solchen Auftrag gegeben habe. „Aber ich besitze Ihre Briefe als Beweise," antwortete Stillman. Er wollte diese angeblichen Briefe sehen, offenbar mit der Absicht, sie zu vernichten, was ihm jedoch nicht gelang.

Beim Ausbruch des Bürgerkrieges wollte Stillman als Soldat für die Erhaltung der Union und die Abschaffung der Negersklaverei kämpfen, mußte sich aber ärztlich untersuchen lassen, und wurde zu seinem Leidwesen für untauglich erklärt. Ueber seine Thätigkeit als Konsul der Vereinigten Staaten in Rom (1861—1865) brauchen wir hier nichts näheres zu berichten. An dieser Stelle machte er sich durch die Abschaffung der amerikanischen Gesandtschaft beim Vatikan, wozu seine Enthüllungen wesentlich beitrugen, um das Vaterland in hohem Grade verdient. Ueber die diplomatische Vertretung Amerika's im allgemeinen fällt er ein durchaus ungünstiges Urtheil und behauptet sogar, daß von allen damaligen amerikanischen Gesandten oder Geschäftsträgern Hr. Marsh in Florenz und Hr. Adams in London fast die Einzigen waren (Hr. Schurz hatte seinen Posten in Madrid schon aufgegeben), die der Republik zur Ehre gereichten. Von Rom reiste er nach Kreta, wo er vier Jahre lang (1865—1869) die damals wichtige Stelle eines Konsuls bekleidete und die ihm auferlegten Pflichten mit Einsicht und Energie und oft nicht ohne Lebensgefahr erfüllte. Er interessirte sich lebhaft für die Erhebung der Insel gegen die türkische Herrschaft und schrieb eine 1874 in New-York erschienene Geschichte dieser Bewegung. Eine von dem berühmten Orientalisten Max Müller in „The London Times" veröffentlichte längere Besprechung des Buches lenkte die Aufmerksamkeit des Hauptredakteurs auf des Verfassers genaue Kenntniß der dortigen Verhältnisse und führte zu seiner Anstellung als ständiger Korrespondent dieses Blattes. Nach einer 22jährigen eifrigen und erfolgreichen Thätigkeit (1876—1898) ließ sich der 70jährige Journalist pensioniren und wurde mit einem Jahrgehalt von 400 Pfund Sterling in den Ruhestand versetzt. Stillman hatte eine ausgesprochene Vorliebe für den Journalismus und auch große Anlagen dazu. Schon in den fünfziger Jahren gab er die erste bedeutende amerikanische Kunstzeitschrift „The Crayon" heraus und stand wiederholt mit mehreren New-Yorker Zeitungen in Verbindung, ehe er die ihm dargebotene günstige Gelegenheit ergriff, sich diesem Beruf ausschließlich zu widmen. Seine Briefe in „The Times" übten manchmal einen so entscheidenden Einfluß auf die öffentliche Meinung aus, daß sie die Richtung der britischen auswärtigen Politik bestimmten. Als Disraeli Premierminister war und ihn Lord Bath fragte, warum England sich überhaupt um die Angelegenheiten des Fürstenthumes Montenegro kümmern sollte, antwortete er, England habe eigentlich nicht das geringste Interesse daran, aber die Berichterstattungen in „The Times" haben so große Begeisterung für das kleine „schwarze Gebirgsland" hervorgerufen, daß die Regierung gezwungen werde, etwas zu thun. Während dieser Zeit verkehrte er auf freundschaftlichem und vertraulichem Fuße mit dem Fürsten von Montenegro, der die Macht der Presse wohl zu würdigen wußte. Das Ergebniß seiner persönlichen Beobachtungen ist eine vortreffliche Charakterzeichnung dieses patriarchalischen Herrschers, sowie ein klares und treues Bild der einfachen Sitten und Gebräuche der Montenegriner und ihrer eigenthümlichen, urständigen sozialen und politischen Verhältnisse.

Auf die Einzelheiten seiner Erlebnisse und Leistungen im Dienste der weltberühmten Zeitung können wir hier nicht näher eingehen. Am Schlusse des Werkes gibt er uns eine ziemlich pessimistische Kritik der jetzigen italienischen Politik; dagegen kommt uns seine Würdigung des Staatsmannes Crispi gar zu schonend und schönfärberisch vor. Die hohen Verdienste dieses tüchtigen und thatkräftigen Verschwörers um die Befreiung seiner engeren Heimath und die Einigung Italiens wird Niemand streitig machen oder schmälern wollen; aber „der größte aller Italiener der Neuzeit" dürfte er nicht genannt werden. Moralisch fleckenlos war er keineswegs und von politischer Korruption und geldgeschäftlichen Unsauberkeiten wird der gewissenhafte Geschichtsforscher ihn kaum freisprechen können.

Hr. Stillman ist immer ein ganz aufrichtiger und offenherziger Berichterstatter gewesen, und dieser Charakterzug des vielseitigen Journalisten verleiht seiner reichhaltigen Autobiographie ein eigenartiges Gepräge und einen besonderen Werth.

E. P. Evans.

---

## Besprechungen.

w. Unter den Festschriften, welche den Theilnehmern an der 73. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Hamburg überreicht wurden, nimmt das große, prächtig ausgestattete Sammelwerk „Hamburg in naturwissenschaftlicher und medizinischer Beziehung" die erste Stelle ein. Jedesmal, wenn in Hamburg die Naturforscher und Aerzte tagen, wird ihnen eine solche Uebersicht vorgelegt. War schon der Fortschritt in der Zeit zwischen 1830 und 1876 sehr groß, so hat das dritte Werk auf noch viel bedeutendere Weiterentwicklung hinzuweisen. Aus seinem reichen Inhalt sei für heute nur ein Kapitel herausgegriffen, der Aufsatz über das Hamburgische Vorlesungswesen aus der Feder von Schulrath H. Klußmann. In Hamburg war von alters ein „Akademisches Gymnasium", das als ein Mittelding zwischen Hochschule und Gymnasium eine große Auswahl von Vorlesungen über Wissenschaft, Kunst, Gewerbe und Verkehr dem Besucher darbot. Da indessen die Erfolge mehr idealer Natur waren, so ging die Zahl der Schüler allmählich zurück, und dies führte zur Auflösung

der Anstalt im Jahre 1883. An ihre Stelle traten freie Vorlesungen, die von Direktoren und Assistenten der wissenschaftlichen Anstalten Hamburgs gehalten wurden und sich in der Hauptsache auf Themata beschränkten, die den philosophischen Wissenschaften angehören. Der gute Erfolg dieser Einrichtung führte dazu, daß sie i. J. 1895 einer umfassenden Neuordnung unterzogen wurde, indem zunächst thunlichst auch alle anderen Wissenschaftsgebiete herangezogen wurden, sodann in der Abfolge der Vorträge ein gewisser Zusammenhang eintrat, und endlich eine besondere Fürsorge der Fortbildung der Lehrer gewidmet wurde. Die Hauptthätigkeit sollte, da im Sommer der Besuch nur schwach war, in den Winter verlegt werden. Neben den Vorträgen wurden ferner nun auch Uebungen abgehalten, so z. B. in der französischen Sprache. Dies alles bedeutet eine gewaltige Erweiterung des Unternehmens, und der Grundsatz, daß trotz der allgemeinen Verständlichkeit der Inhalt des Gegebenen streng wissenschaftlich sein müsse, führte dazu, daß man hervorragende Gelehrte aus allen Gauen Deutschlands heranzog, die dann nun in gemeinsamer und wohlgeordneter Thätigkeit ihre Aufgabe ausführten. So ist in Hamburg für die wissenschaftliche Fortbildung für alle wichtigeren Fächer in vortrefflicher Weise gesorgt, und wenn man daneben erwägt, daß die 650,000 Bände enthaltende Hamburger Stadtbibliothek eine der ersten Deutschlands ist, so versteht man, wie Hamburg, obwohl es keine Hochschule besitzt, es beanspruchen kann, für eine wissenschaftliche Hauptarbeitsstelle im Norden Deutschlands gehalten zu werden.

## Mittheilungen und Nachrichten.

b. 73. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Hamburg. (Zweiter Bericht). Der zweite Tag des Kongresses war ganz von den Sitzungen und Verhandlungen der einzelnen Abtheilungen ausgefüllt, aus deren reichem Arbeitsprogramm wir später noch Einzelnes veröffentlichen werden. Am Abend leisteten die Kongreßmitglieder (ihre Zahl ist unterdessen auf 8200 angestiegen) den Einladungen des Senats (in die Festräume des Rathhauses) und der Amerika-Linie (auf die Lust-Yacht „Prinzessin Victoria Luise", den Schnelldampfer „Kaiserin Auguste" und die „Palatia") Folge. Daß diese beiden gleichzeitigen festlichen Veranstaltungen der Gastlichkeit und dem Reichthum der beiden Gastgeberinnen alle Ehre machten und in den Theilnehmern einen unauslöschlichen Eindruck hinterließen, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden. — Am dritten Tage (Mittwoch, den 25. September) fand die Gesammtsitzung beider Hauptgruppen der Versammlung im Konzertsaale statt. Nach einigen geschäftlichen Mittheilungen erhielt das Wort zu einem Vortrage über das Thema: „Die Entwicklung des Elektronenbegriffes" Prof. Kaufmann (Göttingen). Der Redner führte folgendes aus: Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat die Elektrizitätslehre eine Entwicklung genommen, die in mancher Beziehung eine Rückkehr zu den älteren, längst überwunden geglaubten Anschauungen W. Webers bedeutet, wenn auch unter Beibehaltung der Forschungsergebnisse Maxwells und Hertz'. Bei der Anwendung der Maxwell'schen Theorie auf optische Vorgänge — die Lichtwellen sollen sich ja nach Maxwell bloß durch ihre Wellenlänge von den elektrischen Wellen unterscheiden — stieß man auf Schwierigkeiten, die sich, wie H. A. Lorentz nachwies, bloß dadurch überwinden ließen, daß man die einzelnen Moleküle der durchsichtigen Körper als elektrisch entgegengesetzt geladene Punktpaare ansah, deren Eigenschwingungen dann in mit der Erfahrung durchaus übereinstimmender Weise die Lichtschwingungen beeinflussen. Ueber die Natur dieser supponirten Ladungen gibt das Faraday'sche Gesetz der Elektrolyse Aufschluß, durch das man mit Nothwendigkeit zu der Annahme bestimmter elektrischer Elementarquanta, d. h. elektrischer Atome geführt wird; für ein solches ist jetzt allgemein der Name Elektron eingeführt. Der Entwicklung des Elektronenbegriffes auf dem Gebiete der Lichttheorie folgte bald eine ganz entsprechende auf einem rein elektrischen Gebiete, nämlich dem der Entladungserscheinungen in Gasen. Endlich hat man neuerdings eine Reihe von Körpern gefunden, die ganz von selbst, ohne daß man bis jetzt die Energiequelle kennt, Elektronen ausschleudern, und zwar mit einer Geschwindigkeit, die sich kaum merklich von der des Lichtes unterscheidet. Es ist sicher, daß diese winzigen Theilchen, deren Größe sich zu der eines Bazillus verhält, wie letzterer zur ganzen Erdkugel, und deren Eigenschaften wir doch auf das genaueste messen können, daß diese Elektronen einen der wichtigsten Bestandtheile unsres ganzen Weltgebäudes bilden. — Hierauf nahm das Wort Dr. Geitel (Wolfenbüttel) zu einem Vortrage: „Die Anwendung der Lehre von den Gas-Ionen auf die Erscheinungen der atmosphärischen Elektrizität." Auffallenderweise sind trotz der angestrengten und erfolgreichen Thätigkeit der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der elektrischen Erscheinungen gerade diejenigen, die uns die Natur selbst bietet, nämlich die der atmosphärischen Elektrizität, nach ihrem inneren Zusammenhange noch nicht befriedigend aufgeklärt. Die Erkenntniß des Mechanismus der Gasentladungen, die sich inzwischen vollzogen hat, scheint auch in Bezug auf diese Fragen einen Schritt vorwärts zu bedeuten. Wenn ein Gas elektrisch leitet, so ist dies hienach nur durch Vermittelung von Elektronen oder Ionen möglich, d. h. von positiv oder negativ geladenen Theilchen, die man sich durch eine Spaltung der Gasatome entstanden denkt. Da nun die atmosphärische Luft, wie experimentell bewiesen werden kann, ein zwar kleines, aber unzweifelhaft elektrisches Leitvermögen hat, so muß sie auch freie Ionen in gewisser Menge enthalten, und wenn diese ihr entzogen werden, sie durch Neubildung ersetzen. Da die natürliche Luft sich qualitativ wie solche verhält, die durch die Gegenwart der sogenannten radioaktiven Substanzen künstlich in abnorm hohem Grade ionisirt ist, so darf man mit einiger Wahrscheinlichkeit die gleichen Vorgänge in der Atmosphäre als thätig vermuthen, die man an jener künstlich ionisirten Luft beobachtet. Diese elektrisirt nun den mit ihr in Berührung befindlichen Leiter im allgemeinen negativ, während sie sich selbst positiv ladet, der Sinn der entstehenden Potentialdifferenz ist mithin derselbe wie zwischen der Erde und ihrer Atmosphäre. Ferner wirken in künstlich ionisirten Gasen, die mit Feuchtigkeit gesättigt sind und dann durch Entspannen abgekühlt werden, die Ionen als Ansatzkerne bei der Kondensation des Wasserdampfes und zwar nach den Untersuchungen C. T. R. Wilsons, die negativen bei geringeren Graden der Entspannung als die positiven. Die in der freien Atmosphäre in aufsteigenden Luftströmen bei beginnender Uebersättigung mit Wasserdampf sich bildenden Wolken würden danach zuerst aus negativ geladenen Tröpfchen bestehen und sich zu gleichmäßig elektrischen Regentropfen verdichten. Fallen diese zur Erde herab, so bleibt die Luft mit positiver Ladung behaftet zurück, erst bei fortschreitender Uebersättigung würden auch die positiven Ionen an Wassertropfen gebunden und zur Erde geführt. Es ist nicht unwahrscheinlich, wie zuerst J. J. Thomson vermuthete, daß solche Vorgänge bei der Scheidung der Elektrizität in den Gewitterwolken wirksam sind. — An diesen Vortrag schlossen sich, nach einer halbstündigen Pause, die Referate von Prof. Paul (Tübingen) über die Bedeutung der Ionentheorie für die physiologische Chemie und des Prof. His (Leipzig) über die Bedeutung der Ionentheorie für die klinische Medizin an. Prof. Paul bewies in seinen durch instruktive Projektionsbilder illustrirten Ausführungen, daß weitaus die meisten biologischen Vorgänge in Pflanzen und Thieren auf einer Wechselwirkung der Stoffe in gelöstem Zustande beruhen, da nicht nur die flüssigen Bestandtheile der Organismen, sondern auch die festeren Gewebe als Lösungen aufzufassen sind, seitdem die neuere Chemie außer den flüssigen auch feste Lösungen kennt. Jedoch betonte er zum Schluß, daß man bei Deutung von Versuchen an höher organisirten Lebewesen und besonders beim Thierexperiment mit großer Vorsicht zuwerke gehen muß, da hiebei noch eine Reihe anderer Faktoren als die Eigenschaften der Ionen maßgebend sind. Prof. His legte die für die Austauschvorgänge im Körper wichtigsten Gesetze des Osmose und Diffusion dar,

die erst verständlich geworden sind durch die Aufstellung der Lösungstheorie durch van t'Hoff und der Dissociations- oder Jonentheorie durch Svante Arrhenius. Die Anwendung dieser Theorien auf die Medizin hat eine Menge von wichtigen Aufschlüssen über die Austauschvorgänge im Körper ergeben. Freilich sind die Vorgänge im Körper so komplizirt, daß vorerst nur die Grundlagen zu einer allgemeinen Orientirung gegeben sind. Der Redner zieht hieraus die Schlußfolgerung, daß die physikalische Chemie in der praktischen Medizin voraussichtlich noch wichtige Erfolge zeitigen wird, daß aber die Anwendung in der allgemeinen Praxis nur mit großer Reserve und vorsichtiger Kritik zu empfehlen sei und zunächst noch einer sorgfältigen exakt wissenschaftlichen Durcharbeitung bedürfe.

Als Versammlungsort für nächstes Jahr wurde von der Versammlung Karlsbad bestimmt.

* **Aus Baden.** Der erste weibliche Pharmaceut in Deutschland, Frl. Meub aus Karlsruhe, eine Abiturientin des dortigen Mädchengymnasiums, hat in der dieser Tage abgehaltenen Gehülfenprüfung mit Note I (Sehr gut) bestanden.

* **Meiningen.** Der Vorstand der herzoglichen öffentlichen Bibliothek, Dr. phil. Felix Häubler, ist am 23. d. M. gestorben.

* **Kiel.** Dr. Heinrich Schroeder, der muthige Verfasser der bekannten Schriften über die Oberlehrerfrage, beabsichtigt den Schuldienst zu verlassen und die akademische Laufbahn einzuschlagen. Aus diesem Anlaß ist ihm, wie die „Kieler Ztg." mittheilt, für seine Verdienste um den Oberlehrerstand von der höheren Lehrerschaft Deutschlands eine Ehrengabe von 100,000 Mark überreicht worden.

* **Aus der Schweiz.** Die philosophische Fakultät der Universität Zürich hat den Privatdozenten für Paläontologie Sekundarlehrer Jakob Heierli in Anerkennung seiner Verdienste um die Urgeschichte der Schweiz zum Ehrendoktor ernannt. — Der Privatdozent für Hydrotherapie an der Züricher Universität, Dr. med. Max Freudweiler, der sich erst im vorigen Jahre habilitirt hatte, ist im 30. Lebensjahre gestorben. Er war zugleich Assistenzarzt für Hydrotherapie und physikalischen Heilmethoden an der medizinischen Klinik in Zürich.

* **Aus Dänemark.** Der als Förderer der bildenden Künste bekannte Brauereibesitzer Karl Jacobsen in Kopenhagen hat heute einen Fonds für national-künstlerische Zwecke gestiftet. Dem Fonds, der den Namen „Nycarlsbergfonds" führt, werden zunächst zwei Drittel, und später die gesammten, auf wenigstens 400,000 Kronen jährlich geschätzten Einnahmen der Brauerei Nycarlsberg überwiesen.

* **Aus Rußland.** In Moskau ist vor einigen Tagen die neue Universitätsbibliothek eröffnet worden. Die Einrichtung der Bibliothek ist dieselbe wie in den Universitätsbibliotheken zu Halle und Straßburg. Die Zahl der Bände, die in dem neuen Gebäude untergebracht sind, beträgt 400,000. Die feierliche Einweihung der Bibliothek findet Mitte Oktober statt.

* Zur Verhütung von Verwechslungen zwischen Tolstoi dem Vater und Tolstoi dem Sohn, der den gleichen Vornamen (Leo) führt wie jener, veröffentlicht die „Voss. Ztg." eine an sie gerichtete Zuschrift, worin sich der jüngere Tolstoi beklagt, daß wiederholt Schriften von ihm, besonders in Deutschland, veröffentlicht worden seien, ohne den ihn allein unterscheidenden zweiten Vornamen Lwowitsch. Durch Hinzufügung des Wortes Sohn, wie das ja auch bei anderen Schriftstellern häufig geschieht (z. B. bei den Dumas) würde die Unterscheidung noch schärfer werden. Viele deutsche Verleger aber ließen das Publikum absichtlich im Irrthum, weshalb der Sohn Werth darauf legt, dies festzustellen, um nicht mit seinem Vater verwechselt zu werden.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Jahrgang 1901. München, Samstag, 28. September. Nummer 223.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Moltkes Vermächtniß.

Von von Schlichting, General der Infanterie à la suite des Badischen Leib-Grenadier-Regts. Nr. 109.

### I. Als Chef des Generalstabes der Armee.

(Fortsetzung.)

#### a) Aufsätze über Generalstabsreisen.

Wenn sich Krausened ursprünglich recht begrenzte Ziele für die Uebungsreisen gesteckt hat, die sich auf Lagen unmittelbar vor dem taktischen Zusammentreffen beschränkten, daher die Wahl und Beurtheilung der Stellungen für Vertheidigung und Angriff im Gelände übten, also die Dispositionen zu solchen Verrichtungen die Hauptrolle spielten, Reyher dann gesicherte Gliederungen dazu erwog und feststellte, beginnt mit Moltkes Eingriff der operative Zug, der auch alle seine Aufsätze durchweht. Nicht mehr das Gelände blieb der Hauptfaktor für den Gebrauch des Gefechtes und seine Gestalt, sondern der operative Gedanke, dem er allein zu dienen hatte. Niemand führt im Kriege ein Gefecht ohne bestimmten Zweck! — ist Moltkes Ausspruch, und auf seiner Grundlage umgestaltete er die Form der Uebungsreisen.

Es ist wiederum schade, daß die darauf bezüglichen einleitenden Worte seines ersten großen Erlasses vom März 1858 dem Abdrucke fehlen. In diesen fordert er, daß die Parteien bei Beginn der Uebung nicht unmittelbar nach Abstand und allgemeiner Kriegslage vor den Moment der Entscheidung gestellt sind. Sie sollen nach Ort und Zeit befähigt sein und verpflichtet werden nach Maßgabe ihrer Aufgabe, d. h. der ihnen auferlegten Kriegslage und der Abhängigkeiten, welche diese ihnen bereitet, ihre selbständigen Entschlüsse zu fassen, und damit auch wird erst dem Gelände die ihm allein zustehende Einwirkung angewiesen. Man schlägt sich gelegentlich in einer vorzüglichen Stellung heute nicht und bedient sich morgen einer mangelhafteren, weil beides den auferlegten Zwecken entspricht. Damit tritt die Taktik in ihr allein berechtigtes Verhältniß zur Strategie, während die bisher vorangegangenen Uebungen der Stellungssucht wohl die Wege ebnen konnten. Der Gewinn für den Leitenden wie für die Geleiteten war damit ein ungeheurer, und wohl nur die Meinung, daß ein solcher Gesichtspunkt gegenwärtig als selbstverständlich hingenommen werden müsse, mag die Herausgabe bewogen haben, die klassisch einfache Abhandlung darüber wegzulassen. Hier darf ich sie nicht unerwähnt lassen, einmal weil sie den wichtigsten Schritt auf unsern Ausbildungswegen bezeichnet, dann aber auch, weil wir auf diesen noch heute ständig fortzuschreiten verpflichtet sind. Gerade in Bezug auf diesen Stoff dürfen wir an dem Moltke'schen Wegweiser nicht stehen bleiben.

Der Leitende gewann die Pflicht, sich in der Erfindung von denkbaren Kriegslagen zu üben, welche die Operation der gedachten Heereskörper in die von ihm gewollte Richtung zwangen; der Geleitete aber ward in das Gebiet der Strategie getrieben, wie es in der ihm auferlegten Beschränkung zu beherrschen dem Heertheil im Kriege stets nur obliegt. Der geistige Scharfsinn ward also auf ein ganz anderes Feld geschoben als bisher. Die Mechanik des Gefechtes verlor ihren Werth, überall trat die Denkarbeit der allgemeinen Truppenführung an ihre Stelle.

Ein weiterer glücklicher Griff bestand dann darin, daß den Uebungsobjekten, mit denen Moltke die Korps-Generalstabsreisen ausstattete, die Größe einer kriegsmäßig hergestellten Infanteriedivision gegeben wurde. Die Division bezeichnet den niedrigsten strategischen Stein im Heerganzen, und wer praktisch an die Handhabung von Feldoperationen herantreten soll, wird wohl am zweckmäßigsten mit ihrem elementarsten Körper die geforderte Kunst beginnen. Erst aus der Zusammenstellung mehrerer solcher Organe und ihrem Zusammenwirken entsteht die Strategie, wie aus den einzelnen Sätzen einer Abhandlung ihr einheitlicher Gedanke.

Die Fortentwickelung unsrer Gedankenreihe wird nachzuweisen haben, daß die Leitung der Generalstabsreisen bei diesem ersten Schritt in das Gebiet der Operation nicht stehen bleiben darf, denn eine Division ist auf dem Kriegstheater der Gegenwart nie allein. Das Zusammenwirken mehrerer wird stets gefordert und muß, wo es fehlt, durch entsprechende Annahmen ersetzt werden. Welche Schwierigkeiten dieser Umstand bei Manövern wie Uebungsreisen der Leitung bereitet, muß im Verlauf dieser Entwickelungen zur Anschauung gelangen. Zunächst aber verweilen wir bei dem, was an der operirenden Division an sich zu lernen ist.

Moltke sah sich veranlaßt, schon an diese noch elementare strategische Uebungsform alle die großen Gesetze zu binden, welche unsre Operationen zum Fortschritt gegen die Napoleonische führten, und in Bezug hierauf beleuchte ich die klassischen Aufsätze unsres großen Chefs, welche jetzt der Gesammtheit des Heeres zur Kenntniß gebracht wurden.

In der Zeit ihrer Entstehung blieben sie ein verborgenes Gut des Generalstabes. Es blieb ein großer Uebelstand, daß die Gedanken Moltkes über die Truppenführung in der Armee nicht bekannt wurden, geschweige Autorität gewannen, denn so verblieb man dort unentwegt bei alten Vorbildern, die sich die Gestalt Napoleons als „des Kriegsgotts selbst“ auf einem unerschütterten Felsen vorstellten oder gar noch über die Sintfluth des Jahres 1806 hinweg auf Friedericianische Vorbilder zurückgriffen. (Nach Momenten abgefaßte Uebungen gegen markirten Feind und Möllendorf'sche Infanterietaktik.) Dabei las der sogenannte Gebildete freilich seinen Clausewitz, eine Be-

schäftigung, deren hohen Werth ich gewiß nicht herabsetzen will. Aber das Buch des großen militärischen Denkers hat es an sich, leicht auch mißverstanden werden zu können. Es theilt das Schicksal mit namhaften geistigen Produkten, wie — die Bibel, die Göttliche Komödie, Klopstocks Messias, den Faust oder den Don Quixote. Eine einfache Kriegslehrausgabe für Jedermann ist ihm jedenfalls nicht anzuvertrauen.

Von alledem haben wir die Folgen im Jahre 1866 erfahren. Moltke hatte ein anderes strategisches Denken in seinem Generalstabe angebahnt; bei seinen Altersgenossen, den Truppenführern in der Armee aber war es unbekannt; sie folgten einer anderen Schule, die s i e erzogen hatte, und bekämpften vielfältig die strategischen Mittel, die ihnen nun dargeboten wurden. Sie erschienen ihnen fremd, und darum fehlerhaft. (Steinmetz, Falckenstein, Gustav Alvensleben u. s. w.)

Mit dieser nothwendigen Abschweifung wende ich mich zum Inhalt der Moltke'schen Aufsätze selbst. Gleich sein erster vom März 1858 schafft den Rahmen für die Handlungen, die den Generalstabsreisen den Inhalt geben mußten, wenn die Taktik erst das Produkt der freien operativen Entschließungen werden sollte. Da sind es die Grundsätze über ordre de bataille und Truppeneintheilungen, über die Befehlsertheilung und Vermittelung, über die Märsche und die Geländebeurtheilungen, welche für die Operation in seinem Stil maßgebend wurden und blieben.

Es kann natürlich meine Absicht nicht sein, Satz für Satz den so eingeschlagenen Gedankengängen zu folgen, aber erleichtern möchte ich ihre Durchsicht durch Hervorhebung einzelner Gesichtspunkte. Den Generalstabsschülern der Gegenwart scheinen diese Sätze freilich wie gebratene Tauben, die ihnen von selbst zugeflogen sind. Sie mögen ihnen ganz selbstverständlich dünken. Nicht überflüssig ist daher die Erinnerung, daß sie vor noch nicht fünfzig Jahren nicht bestanden. Hingewiesen sei dabei auf die Unklarheit der Begriffe, die über die Bezeichnung ordre de bataille in ihrem Gegensatz zu Truppeneintheilungen und Marschordnungen bestand und lange nach dem Jahre 1858 fortwucherte, oder an die Befehlsergüsse, welche willkürlich alles das mit vorsehen wollten, was nur der zur Ausführung Berufene selbst wirksam anordnen kann. Wie wichtig nach allen diesen Richtungen eine Abklärung wirken mußte, kann an unsern älteren Anordnungen zur Durchführung eines Manövers gegen einen markirten oder supponirten Feind, welche sogar die einzelnen Handlungen an Momente band, am schlagendsten nachgewiesen werden. Das waren gar noch Reste aus dem Schlachtgefüge Friedericianischer Zeit. Mit einem solchen Unwesen brach zunächst für den Generalstab Moltke schon in diesem ersten Erlaß mit einem jener Zauberworte, welche seiner Feder zur Verfügung standen:

„Als Regel ist festzustellen, daß die Disposition alles das, aber auch nur das enthalten muß, was der Untergebene zur Erreichung eines bestimmten Zweckes nicht selbständig bestimmen kann."

Diese Forderung deckt ausnahmslos alle Fälle, regelt das ganze Gebiet der Befehlsertheilung, theilt es für die sachverständige Hand in die Form ganz bestimmt auszuführender Anordnungen oder Spielraum lassender Direktive und beseitigt den unnützen Ballast. Wir haben es daher mit einem Lehrsatz zu thun, der als solcher in allen Verordnungen Aufnahme gefunden hat, bis in die Felddienstordnung und das Infanterie-Exerzirreglement.

Freilich macht auch der in der Form korrekte Befehl noch keineswegs den Feldherrn; bei seiner entsprechenden Handhabung im ganzen Heere gehört er aber zu seinem wichtigsten Handwerkszeuge. Die Napoleonische Zeit mochte diese systematisch auf alle Organe übertragene Kunst noch entbehren können, da sie darauf fußte, den allmächtigen Einzelwillen mit seinem persönlichen Eingriff möglichst allgegenwärtig zu machen; die breitere Entfaltung der Operation wie der Schlacht in der Gegenwart aber bedarf des auch mit dem Gedanken stets folgenden Gehorsams bis in die niedersten Gliederungen. Er wird zu einer unerläßlichen Vorbedingung für das Zusammenwirken der räumlich getrennten Theile.

Mit der sicheren M e t h o d i k des Kriegswesens, wie es Clausewitz den Armeen Napoleons zuspricht, konnte Moltke nicht mehr auskommen; das Selbstdenken der Theile mußte sie vielfach ersetzen, und dazu bedurfte es der Verminderung des Befehlswesens unter seiner rationellen Leitung in allen Abstufungen. Erinnert sei beiläufig hier an die Summe von Vorwürfen, die in der österreichischen Kriegführung des Jahres 1866 auf die mangelhafte Befehlsertheilung abgeschoben ward, oder an die Thatsache, daß die französischen Führungen es im Jahre 1870 liebten, auf ausdrückliche Anweisungen von oben mit ihren eigenen Handlungen zu warten. Das alles waren Produkte unabgestoßener Reste einer veralteten Zeit. Die Kunst der Befehlsertheilung immer sicherer auszubauen, bleibt mithin ein Anspruch, den auch die Zukunft an unser Kriegswesen stellt.

Gleich wichtig ist das, was schon dieser erste Erlaß für die operativen Marschordnungen, welche einen Hauptübungsgegenstand bilden sollten, anbahnt. Schon hier fehlt es nicht an dem Hinweis auf die Tiefe einer sich fortbewegenden Division, die es erwünscht macht, das Korps, wenn angängig, auf zwei Nachbarstraßen zu vertheilen, um seine Gefechtsentwickelung zu beflügeln.

In dem hierauf bezüglichen Passus findet sich alsdann auch der erste Hinweis auf das Verhalten, das vor der Schlacht anzuwenden ist, falls Raumumstände eine solche Breitenausdehnung verbieten und tiefere Verbände auf eine Straße beschränkt sind. Es besteht, kurz gesagt, im Aufmarsch der Kräfte hinter einem Geländeabschnitt unter Vorschiebung einer zu verstärkenden Avantgarde zur Sicherung über denselben. Es bedarf dieser Hervorhebung, weil wir des Gedankens zur Fortentwickelung der operativen Lehre noch später bedürfen werden.

Hier dient er zunächst zur Verkürzung der Zeitdauer vor dem Schlachteintritt am nächsten Tage und der erhöhten Truppenbereitschaft hiezu. Es wird sich demnächst zeigen, in welchem operativen Gegensatz ein solcher Zwischenakt zu dem Bewegungsverfahren steht, das seine Truppen unmittelbar aus der Marschkolonne in die Entscheidung schickt.

Der Aufsatz vom März 1864 schließt diesen grundlegenden Betrachtungen wesentlich neue und ergänzende an. Sie verdichten sich hier schon zu bestimmteren Gesetzesformeln über die operativen Dinge. Das in den Generalstabsreisen für den Krieg anzubahnen Mögliche tritt noch deutlicher hervor.

Ich muß versuchen, es in gedrängter Kürze, unter Hervorhebung der bedeutsamsten Sätze, festzustellen. Der Aufsatz gelangt in seinem Eingange zu einer schärferen Abgrenzung der Aufgaben beider Uebungsformen, des Manövers gegenüber der Uebungsreise. Das Manöver dient vorzugsweise der Taktik. Es hat die Truppen über die Fechtart zu belehren; bei Abwickelung strategischer Dinge würden sie unbetheiligte Zuschauer oder doch nur in Marschkolonnen sich bewegende Größen bleiben. Daher können solche taktischen Uebungen ausgiebiger und wirksamer aus den Garnisonen abgethan werden, wie sie auch den Manövern zufallen. Sie haben den wichtigsten Theil der strategischen Arbeit bei ihrer Aufgabenstellung bereits hinter sich.

Mit ihm hingegen beschäftigen sich die Generalstabsreisen. In ihnen erlangen vor allem die Marschrichtungen zur Vorbereitung der taktischen Zwecke ihre zuständige Bedeutung. Zum Fehler wird eine Uebungsanlage, welche diesen Erwägungen das Thor verschließt. Dabei unterliegt das Verhältniß der Avant- und Arrièregarde nach Maßgabe der Divisionsmarschtiefe einer-, ihres Abstandes vom Feinde andrerseits eingehender Prüfung. Nach diesen Umständen richten sich die zu fassenden Entschlüsse und Inhalt wie Form der Befehlsgebung.

Das wechselnde Maß des einzuhaltenden Abstandes vom Feinde kommt dabei zur wissenschaftlichen Erwägung, wobei ganz naturgemäß die bereits veränderte und erweiterte Waffenwirkung neue Rücksichten fordert. Die eigene Armee ist nun mit Zündnadelgewehren ausgestattet, und auch der Feind ist bereits im Besitz gezogener Handwaffen und Geschütze. Dabei stellt sich die strategische Forderung ein, vom Feinde weiter ab zu bleiben, solange man den unmittelbaren Eintritt in den Kampf noch nicht plant. Ein so naher und tagelang währender Herantritt mit aufmarschirter Front an feindliche Versammlungen wie z. B. bei Austerlitz ist zur Unmöglichkeit geworden, schon weil er verfrüht die Hände bindet und unmittelbare Gefechtsbereitschaft den Truppen dauernd auferlegt. Der wichtigste Ausspruch des denkwürdigen Erlasses ist der folgende. Seiner strategisch-taktischen Bedeutung wegen setze ich ihn ganz hieher:

„Postenketten, die sich auf Schußweite nahe stehen, bleiben in fortwährender Allarmirung. Steht dabei das Gros nicht in einer augenblicklich zu beziehenden Gefechtsstellung, hat es vollends die Reserven weiter hinter sich, so ist es einer eventuellen Offensive des Feindes gegenüber offenbar in sehr gefährdeter Lage. Wollen beide Parteien die Entscheidung, dann werden sie allerdings Tags zuvor nahe aneinander rücken. In diesem Fall bleibt wenig Platz für die Avantgarde, namentlich für die des Vertheidigers. Es kann leicht vortheilhafter sein, ganz ohne eine solche, nur durch Posten gedeckt, in voller Gefechtsbereitschaft zu biwakiren, als die Schlacht mit dem Rückzuge einer dicht vor der Front postirten, dieselbe maskirenden Abtheilung zu beginnen. Aber das ist nicht die Regel, sondern die Ausnahme, wie das Entscheidungsgefecht zwar der Zweck, die volle Bereitschaft dazu nicht der dauernde Zustand ist."

Abermals haben wir es hier mit einem jener klassischen Moltke-Sätze zu thun, der für alle Truppenführung von bleibendem Werthe wurde und darum in die Felddienstordnung übergegangen ist. Dort macht derselbe den Unterschied des Bedarfs an Sicherungsanstalten im Zustande der Ruhe klar, welcher eintritt, wenn der operative Abstand vom Feinde überschritten wird.

Aber auch über das Ruheverhältniß hinaus bringt der Gedanke wichtigste Regeln für die Behandlung der Avant- und Arrièregarden in Bezug auf die Anweisungen, die ihnen zu geben, und die Freiheiten, die ihnen zu lassen sind. Es muß anheimgegeben werden, sie dort nachzuschlagen. Im ganzen lassen sie für die Avantgarden erkennen, wie beschränkt ihre Freiheit, verkürzt ihr Abstand geworden gegenüber den Aufgaben, die sie am Anfange des 19. Jahrhunderts zu erfüllen hatten. (Katzler'sche Avantgarde der Armee Blüchers.) Auch in äußersten Fällen bleiben sie abhängig von dem Gros der ihnen folgenden Division und es handelt sich immer nur um die Zeitdauer ihrer Widerstandskraft innerhalb der Tagesleistung.

Nicht ein Wort mehr bringen die Aufsätze über größere Heeresavantgarden im Katzler'schen Sinne, obgleich der Gesichtspunkt noch immer nicht ganz dem Moltke'schen Geiste abhanden kam. Wir treffen ihn für das Jahr 1870 in seiner militärischen Korrespondenz für eine ganz bestimmte Lage an.

Das Verhältniß der Arrièregarden hat sich sichtlich gegen früher weniger verändert; doch finden wir auch für sie neue Fingerzeige in dieser Abhandlung, die dem denkenden Truppenführer der Gegenwart dauernden Anhalt bieten. Sie haben nur Widerstand zu leisten, bis ihr Gros in der Marschkolonne ist, und darum haben sie darnach zu trachten, ein Hinderniß vor ihre Front zu bringen, das den Feind zur Umgehung zwingt und ihm damit Zeitverlust abnöthigt.

Ein besonderes Schlaglicht empfängt diese Empfehlung, welche bis auf das Gebiet der Taktik hinüberstrahlt, noch durch den Zusatz, daß man sich für Entscheidungskämpfe solche schirmenden Geländeobjekte keineswegs wünscht. Sanfte Hänge, welche bei ausreichendem Geländeschutz günstigstes Schußfeld gewähren und volle Bewegungsfreiheit gestatten, thun dabei in der Front ungleich ersprießlichere Dienste. Auch dieser Gedanke hat bahnbrechend gewirkt. Unter seiner Einwirkung hätte Benedek bei aller ihm bereits auferlegten Bewegungseinschränkung zur Defensivschlacht bei Königgrätz das Gelände anders gewählt, oder die Lage bei Dubenetz richtiger ausgenützt. Eine Schlacht ohne operative Bewegungsfreiheit gibt es für die Schule Moltkes nicht mehr. Dagegen erwähnt er die wünschenswerthe Flügelanlehnung für eine solche. Hinzuzusetzen dürfte dabei wohl gleich hier sein, daß, wo sie fehlt, die starke Flügelreserve unentbehrlich wird, zumal wo es sich um große Fronten handelt. Bewußt ist mir, daß der Zusatz an dieser Stelle ein Uebergriff ist, doch durfte ich mir denselben nicht versagen, da er die Klarheit über das zukünftig zu Erstrebende erleichtert.

Abschließen möchte ich die Aeußerungen über den Inhalt der in Rede stehenden Abhandlung mit dem Satz, den sie erbringt und der gesperrte Hervorhebung verdient:

„Wer sein Gros mit dem Feinde engagirt, kann in den seltensten Fällen den Kampf noch beliebig abbrechen, er wird genöthigt sein, unter Heranziehung seiner Reserven ihn bis zur vollen Entscheidung durchzukämpfen."

Wie viel wird bei den Manöveranlagen und Durchführungen in Leitung und Führung noch immer gegen diesen wichtigsten aller taktischen Grundsätze verstoßen! Untugenden aber, die im Frieden zur Gewohnheit werden, wachsen sich im Kriege leicht zu verhängnißvollen Fehlern aus. Ganz dasselbe gilt von dem Nachahmungstriebe nebeneinander fechtender Kampfgrößen, die eine falsche Platzausbildung noch bis in die neueste Zeit genährt hat!

Aus dem oben beleuchteten Aufsatz geht deutlich hervor, wie weit Moltke taktische Unterweisungen bei Generalstabsreisen gegen die strategischen zurückstellt. Für die damalige Zeit war dieser Gesichtspunkt gewiß weise, auch entsprach er seiner persönlichen Begabung. Zur Fortentwickelung für die Zukunft wird man indessen doch gut thun, auch große Kampfentwickelungen auf solchen Reisen weiter durchzuführen als zu seiner Zeit geschah. Auch dabei läßt sich ohne Truppen nach manchen Richtungen noch gründlicher forschen, noch ernstgetreuer disponiren als mit denselben. Dem Manöver fehlen z. B. die Verluste, die Phantasie in der Generalstabsreise kann sie ungleich richtiger werthen. Auch unterliegt dort die That nicht dem Zwange konventioneller Bestimmungen.

Den Höhepunkt der Unterweisung auf dem Gebiete der Truppenführung erreichen die Moltke'schen Aufsätze über die Generalstabsreisen in seinem Erlaß vom September 1865. Man muß sich in die Zeitlage denken, in der er er-

scheint. Der Krieg gegen Dänemark ist eben vorüber, derjenige gegen Oesterreich klopft an die Thür. Es ist die Zeit des Gasteiner Vertrages, in welcher der Chef das entscheidende Wort über das Wesen *seiner* Strategie äußert. Mit dieser That verläßt er den Boden Napoleon-Jominischer Ueberlieferung, bricht er mit den Anschauungen seines sonst so hochgeschätzten Clausewitz, und dessen ganzen Gefolges, und man kann wohl wissenschaftlich im Bilde sagen, er überschreitet einen Rubicon, vor dem er wahrscheinlich längere Zeit in seiner Denkarbeit gestanden. Die bisher so eingeschränkte Aufgabe der Generalstabsreisen konnte ihm hiezu allein unmöglich den Anlaß bieten. Das Bewußtsein, den vaterländischen Krieg im großen unmittelbar vor sich zu haben, leitete seine Feder, um ihm das ganz allgemein gehaltene Gesetz aufzuerlegen. Die Instruktion für die Uebungsreisen bot nur die erwünschte Gelegenheit. Ich setze wiederum den entscheidenden Satz ganz hieher, um die geistige Gefolgschaft des Lesers zu meinem Gedankengange nicht durch Nachschlagen zu unterbrechen:

„Die Schwierigkeiten in der Bewegung wachsen mit der Größe der Truppenkörper. Mehr als ein Armeekorps kann auf einem Wege an einem Tage nicht fortgeschafft werden. Sie wachsen aber auch mit der Annäherung, welche die Zahl der zu benutzenden Straßen beschränkt.

Daraus ergibt sich, daß bei Armeen die Getrenntheit der Korps der normale Zustand, daß ihre Versammlung ohne ganz bestimmten Zweck ein Fehler ist. Die dauernde Konzentration wird schon mit Rücksicht auf die Ernährung eine Kalamität, oft eine Unmöglichkeit; sie drängt zur Entscheidung, und darf daher nicht stattfinden, wenn der Augenblick zur Entscheidung nicht gekommen ist.

Die versammelte Armee kann überhaupt nicht mehr marschiren, sie kann nur mehr querfeldein bewegt werden. Um zu marschiren, muß sie erst wieder getrennt werden, was angesichts des Gegners eine Gefahr wird.

Wenn nun dennoch die Vereinigung aller Streitkräfte zur Schlacht unbedingt geboten ist, so liegt in der Anordnung getrennter Märsche unter Berücksichtigung *rechtzeitiger* Versammlung das Wesen der Strategie."

Ganz in demselben großen Stil wird in diesem denkwürdigsten Aufsatz aus Moltkes Feder die Behandlung der Impedimente erörtert — d. h. alles dessen, was die landläufige Manöverpraxis in damaliger Zeit unter dem Sammelnamen „Bagage" abzuthun liebte, die Staffeln der Truppenfahrzeuge, Trains und Kolonnen, und ihre ansehnlichen Marschtiefen, ohne deren Miterwägung jede Berechnung über die Zeitdauer der Heeresbewegungen falsch würde. Die Strategie ist kein Rechenexempel, sie schließt aber stets ein solches in sich, kann ohne dasselbe nicht gedeihen. Seinem großen Gedankengange gab Moltke daher eine vollkommene Tabelle über die normalen Marschtiefen aller Größen bei.

Festgestellt sei nunmehr, daß nach diesem Erlaß vor dem Kriege keine Generalstabsreise mehr stattfand; es fehlte mithin selbst im Generalstabe *jede* Erfahrung über den Werth und die Folgen dieser Theorie. Ueber seine Grenzen hinaus aber war sie in der Armee vollkommen unbekannt. Der Chef des Generalstabes der Armee hatte, wie übrigens noch heute, den Truppenkommandos nichts zu sagen — eine Brücke zur Verständigung also fehlte. Wunderbar ist es daher gerade nicht, daß im Jahre 1866 Reibungen zwischen alten und neuen Truppenführungsgesetzen im großen zutage traten. Sie auch beweisen, wie groß ihr Gegensatz ist, welcher noch gegenwärtig so vielfältig bestritten wird. Versuchen will ich jetzt die nach den bisher erwähnten Punkten entstandene Lehre festzustellen:

Die mobile Kriegsdivision ist der niedrigste strategische Stein im Brett des Kampfspiels; er noch kann auf einer Bewegungslinie (Straße) selbständig operiren. Zwei Divisionen sind auf zwei benachbarten Parallelstraßen der Zeit nach um das Doppelte kampfbereiter, als wenn sie sich auf einer Verbindung folgen, wenn das Kampfobjekt vor der Front ihres Anmarsches liegt, denn das Armeekorps füllt auf einer solchen eine ganze Tagesmarschtiefe. Derartige Theilungen sind daher in der Regel vorzunehmen, *wenn der operative Breitenraum dazu verfügbar ist.* Eine solche Theilung schafft dem Entscheidungskampfe gleichzeitig einen erweiterten Entwickelungsraum, und verdoppelt damit seine Kampfkraft von Hause aus. Mit diesem Gedanken wird ganz unmittelbar dem Bewegungsverfahren, d. h. dem Eintritt in den Kampf bei gleichzeitigem Aufmarsch, der zeitsparende Einfluß gesichert.

Zwei Armeekorps auf Parallelstraßen können ihren Abstand in der Breite verdoppeln, ohne ihren Entwickelungsraum übertrieben zu erweitern (etwa zwei deutsche Meilen). Von zwei Korps, die sich auf einer Verbindung folgen, tritt nur das vorderste an demselben Tage in den Kampf; das nachfolgende kann spät und mit gesteigerter Marschleistung nur mit seiner Tete noch mitwirken, wenn man die großen Impedimente des vordersten fürsorglich von Hause aus an die Queue der ganzen Bewegung verwies. Ein drittes auf derselben Straße bildet eine Heerreserve, die vom gerade vorliegenden Entscheidungsakte ausgeschlossen ist. Der massirte Vormarsch der Ersten und Zweiten Armee gegen Metz liefert das klassische Beispiel.

Als unmittelbare Folge solcher Thatsachen und ihrer Berücksichtigung stellt sich die Anforderung ein, die Breite der operativen Front grundsätzlich zu erweitern, zweckmäßiger noch sie sogar von verschiedenen Basen aus zum einheitlichen Ziele zu führen, wobei die Entfernungen vom Gegner zur gleichzeitigen Mitberücksichtigung gelangen müssen. (Entfernung von Torgau, Görlitz und Neisse einer-, Olmütz andrerseits nach Gitschin.)

Diese Operationsmethode fordert vom einzelnen Heertheile mehr Rücksicht auf die Lage zum Neben- wie zum Hintermann. So entsteht der Bedarf nach Untereintheilung der operativen Front eines Kriegstheaters in einzelne Armeen, nach der sich die strategischen Aufgaben sondern. Die Warnung des Clausewitz vor solchen Theilungen, die Napoleon stets vermied, und die bei den Verbündeten im Jahre 1813 der Scharnhorst'sche Gedanke ins Leben rief, mußte unberücksichtigt bleiben. Der Anspruch der Moltke-Operation fordert auch sie.

Damit vermaß sich Moltke dergestalt getrennte Größen noch exakt nach einem Willen zu lenken, und die elektrische Telegraphie reichte ihm dazu das Mittel. Ich wiederhole an dieser Stelle früher Gesagtes mit der Behauptung, daß gerade die Operation der Gegenwart in allen ihren Gliedern nach dem Befehlswort, vorgehen, anhalten oder einschwenken muß, wie früher die Schlachtordnungen Friedrichs auf das Heben oder Senken des Spontons seiner Korporale.

So hat sich Moltke seine Operation gedacht, und so auch hat er sie ausgeführt. Die Thatsachen zweier gewaltiger Kriege beweisen es. Um sich die ganze Größe kaltblütiger Kühnheit zu vergegenwärtigen, welche einem solchen Operationsverfahren zugrunde lag, ist in Betracht zu ziehen, daß es theoretisch neu war, was nachträglich so viel bestritten wird. Es könnte zu dieser Behauptung der Nachweis genügen, daß Moltkes Gegner alle gerade entgegengesetzt verfuhren, und dabei Niederlagen erlitten, wie sie kriegsgeschichtlich kaum je vorher eingetreten sind. Woher hatten sie ihre Methode? Doch nur aus der Ueberlieferung, der sogenannten Tradition, möge diese nun Napoleonischer Praxis oder

Jomini'scher Theorie oder endlich auch einem gewohnten Heeresschlendrian entnommen worden sein.

Und der beliebte Einwand, daß auch Napoleon gelegentlich bei Durchführung seiner großen Handlungen schon alle jene Kunstgriffe angewandt habe, denen die Deutschen ihre großen Erfolge verdanken, beweist nur die Größe seines Feldherrntalents, das sich stets die Verhältnisse dienstbar machte, und auch da die Macht der Thatsachen zu seinem Nutzen auskaufte, wo sie ihm die Trennung der Theile auferlegte. Solche Erscheinungen bei Napoleon sind in das Gebiet der Aushülfen zu verweisen, von denen auch Moltke redet, und an denen es auch ihm in umgekehrten Fällen nicht gefehlt hat. Sie erst schaffen die Feldherrngröße, von der hier noch gar nicht verhandelt werden soll; keine Theorie kann sie gewährleisten.

Hier handelt es sich zunächst um Feststellung des theoretischen Nährbodens, welcher die Grundlage der Feldherrnhandlung ausmacht, und dieser war erweislich bei Napoleon oder Jomini ein entgegengesetzter, wie es der Zeit entsprach, in der sie handelten und lehrten. Ich ziehe ein Beispiel heran, um zu beweisen, wie schroff sich diese Gegensätze theoretisch noch heute gegenüberstehen.

Im „Volkskrieg an der Loire" tadelt der Verfasser die Aufstellung der drei Armeekorps gegen Orleans im Süden von Paris, indem er sie in ihrer räumlichen Trennung nebeneinander als eine Kordonaufstellung bezeichnet. Nun ist der Kordon die militärisch-wissenschaftliche Bezeichnung für eine Sicherungslinie, der eine Breitenausdehnung beiwohnt, welche ihrer inneren Widerstandskraft an keiner Stelle mehr entspricht. Im siebenjährigen Kriege half man sich mit solchen Mitteln aus Winterquartieren, und die Reste der Weißenburger und Etlinger Linien stellen heute noch von solchen Kriegsanschauungen verklungener Zeiten die Reste dar. Sie genügten in einem Scheinkriege.

Die Bezeichnung trifft für jene Aufstellung in der Höhe von Pithiviers- Beaune la Rolande gar nicht zu, denn die Korps unterstützten sich in der erwählten Trennung sehr wirksam in durchgefochtenen Defensivschlachten. Nur das verlängerte Defensivverhalten in dieser Form ist nicht einwandfrei, jedenfalls will ich es an sich mit diesen Aeußerungen nicht vertreten. Dagegen fechte ich die daran geknüpfte Behauptung an, daß eine zentrale Versammlung der Armeekräfte zu diesem Verhalten eine bessere Lösung gewesen wäre. Sie folgt dem veralteten strategischen Gesetz, das nach Moltke'scher Lehre für einen unverzeihlichen Fehler gilt. Dieser Fehler hätte auch dort und für uns die Defensivschlacht in der Königgrätz- oder Sedan-Form unausbleiblich nach sich gezogen, und nur in dieser Form war von den französischen, wenig organisirten, aber modern bewaffneten Massen über die deutschen Veteranen unter konzentrischen Feuerwirkungen obzusiegen. Die Offensivschlacht bei Orleans that dann schließlich die Richtigkeit der operativen Theilungen überzeugend dar. Sie entstammten der Einwirkung Moltke'scher Lehre, die seit dem Jahre 1866 auch bei der Heeresleitung des Prinzen Friedrich Karl festeren Fuß gefaßt hatte. Derselben Auffassung folgt dann der Verfasser in der Beurtheilung der Führung der Deutschen in der Schlacht von Beaune la Rolande.

Diese Behauptungen in das richtige Licht zu rücken, lasse ich nun den abschließenden Satz Moltke'scher Operationslehre folgen. Er gehört hieher, wie er auch schon in dem Vorangeschickten zum Ausdruck kam. Die Kriegserfahrung, geschöpft aus dem Jahre 1866, veranlaßte dann aber ihn, noch ausdrücklicher zu betonen. Dort also muß er uns später wieder begegnen. Moltke fordert nämlich in den Verordnungen für die höheren Truppenführer ausdrücklich *so lange als irgend möglich* in der Trennung der operativen Theile zu verharren, und dennoch für die Entscheidung rechtzeitig versammelt zu sein. Erinnert sei der Leser bei dieser Gelegenheit daran, daß Napoleon als obersten *Grundsatz* aufstellte, die Vereinigung der Theile niemals *nahe* am Feinde erst vorzunehmen.

Solchen Thatsachen gegenüber bestreite den bestehenden Gegensatz beider Lehren, *wer* da wolle; ich halte an der Verpflichtung fest, ihn wissenschaftlich ans Licht zu ziehen. Es ist das kein Streit um Nichtigkeiten, seine Abklärung vielmehr ein zwingendes Bedürfniß für unsre Fortentwickelung. Es können zwei auf einem Kriegstheater räumlich noch getrennte Heere nicht nach freiem Belieben unter beiden Grundsätzen wählen, denn der bei dem Einen entstehende Zeitverlust wird verhängnißvoll für den Anderen, und vernichtet die Harmonie des Zusammenwirkens.

Endlich schuf das Beibehalten sachgemäßer Theilung bis zum letzten entscheidenden Augenblick die Größe des Erfolges in der Entscheidungsschlacht im Jahre 1866, die alle Theile des preußischen Heeres an die wirksamsten Stellen führte. Rationell vereinigen lassen sich daher jene kritischen Aeußerungen aus dem „Volkskrieg an der Loire" mit Moltkes Operationslehre nicht. Sie zeigen zu ihr sogar den Gegensatz.

Es ist jetzt noch eines anderen Verhältnisses zu gedenken, das sich gegen den Anfang des 19. Jahrhunderts völlig verändert hat. Die Aufsätze zu Generalstabsreisen berühren dasselbe offenbar nur dann nicht, weil es ganz außerhalb des ihnen zugewiesenen Rahmens liegt. Zur Aenderung strategischer Lehre wirkte es zwingend. *Der Heeresaufmarsch vor Eintritt in die Feldzugshandlung* ist gemeint.

Der sogenannte Heeresaufmarsch ist zu einem ganz anderen, veränderten und selbständigen Akt geworden, als zur Zeit Napoleons. Dieser marschirte z. B. im Jahre 1806 zum Feldzug an der Saale zum Theil aus dem Herzen Frankreichs ab, zog im Vormarsch einzelne Theile in die Operationssphäre, und bildete so allmählich seinen eigentlichen Heeresaufmarsch nach sich entwickelndem Bedarf. Heute, wo die Eisenbahnen alle Kräfte beiderseits in kürzester Frist an die Landesgrenzen führen, wird der allererste Schritt in das Kriegstheater zu einem operativen, der vorbedacht sein will, und für den die Gesetze über Ausdehnung und Gliederung, die oben festgestellt wurden, maßgebend sind. Der Heeresaufmarsch schließt daher den sogenannten Operations*plan* in sich, so weit ein solcher überhaupt zulässig ist, d. h.: Auf Grund des Heeresaufmarsches *muß* weiter gehandelt werden, woraus sich ergibt, daß Fehler bei diesem im ganzen Feldzugsverlauf kaum wieder gut zu machen sind. Man vergleiche die beiden großen, in sich so verschiedenen Fälle der Jahre 1866 und 1870. In beiden überragten die Moltke'schen Anordnungen die gegnerischen unter anderem durch die planmäßige Ausnutzung der Schienenwege. Dieselbe war schon damals bei uns zu einer Kunst geworden, die eigene Gesetzeskenntniß erforderte.

Hiemit glaube ich das Material zusammengetragen zu haben, aus welchem die preußische Heeresleitung bis zum Jahre 1865 ihr strategisches Instrument herstellte. Mit Ausnahme einer geringen Zuthat, welche in den drei Erlassen für Generalstabsreisen nicht zur Sprache kommen konnte, beruht derselbe auf diesen. Die Gesetzgebung dazu ist an und für sich einfach genug, und darum auch wird sie heute noch so verschieden gewerthet. Der Eine erblickt in ihr, mit mir, eine Weisheit, die einer Sehergabe über das zukünftig in der Kriegführung Nothwendige gleichkommt; der Andere nimmt den gewaltigen Stoff, wenn auch dankbar, doch als eine ganz natürliche Berücksichtigung aller seit dem Jahre 1815 veränderten Kriegsmittel hin. Ihm bleibt bei alledem Napoleon — der Kriegsgott selbst! Frei-

lich kann derselbe nur noch antiquarisch wirken. Das aber bliebe günstigstenfalls eine halbe Maßregel, mit der man sich an zwei Welten theilt, während die Moltke'sche alles bietet, was der Krieg der Gegenwart erfordert. Bei der Napoleonischen ist die Spreu vom Weizen sorgsam zu sondern, bevor für den Bäcker direkt brauchbares Mehl aus der Mühle zu gewinnen ist. Und aus diesem Umstande allein schon ergibt sich die Größe der die Erfolge vorbereitenden Moltke-That, denn sie liefert das fertige strategische Brot

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die elektrische Schnellbahn Marienfelde-Zossen.

Von Heinz Krieger (Berlin).

Vor wenigen Wochen habe ich in der Allg. Ztg. meine elektrische Schnellreise auf der Lichterfelder Versuchsbahn von Siemens u. Halske geschildert. Inzwischen ist das Problem weiter verfolgt worden und hat die bereits mehrfach erwähnte Studiengesellschaft ihre Versuchsfahrten auf der Militärbahn Berlin-Zossen und zwar auf der Strecke Marienfelde-Zossen begonnen. Diese Versuchsfahrten stellen ein Interim insofern dar, als der elektrische Motorwagen von einer vorgekoppelten Dampflokomotive gezogen wird. Die eigentlichen Versuchsfahrten mit dem elektrischen Motorwagen werden folgen. Sobald diese Versuchsfahrten ein annehmbares Ergebniß erzielt haben, wird des Näheren darüber berichtet werden. Nachdem inzwischen die äußeren Einrichtungen der Bahn, der Wagen, die Stromleitung, die Stromabnahme u. s. w. fertiggestellt sind, dürfte es bei dem gewaltigen Aufsehen, welches diese Schnellfahrten überall, im Auslande wie im Inlande, erregen, angezeigt sein, einiges Nähere über die technischen Einrichtungen der elektrischen Schnellbahn Marienfelde-Zossen nach den mir freundlichst zur Verfügung gestellten Angaben des Oberingenieurs Reichel der Firma Siemens u. Halske mitzutheilen.

Es wird für ein näheres Verständniß der Sache, soweit dasselbe ohne besondere technische Vorkenntnisse möglich ist, zweckmäßig sein, zunächst die Aufgabe, welche die elektrische Schnellbahn stellte, kurz zu skizziren, alsdann die Ausführung in ihren einzelnen Theilen darzulegen. Die Aufgabe wurde also begrenzt: Als Fahrstrecke wurde die eingeleisige Strecke der Militärbahn von Marienfelde bis Zossen mit einer Länge von ca. 23 Kilometer gewählt. Der kleinste Krümmungshalbmesser der Strecke beträgt 1000 Meter, Steigungen kamen vor bis 1 : 184. Die Spurweite des Geleises ist normal. Die Schienen sind auf hölzerne Querschwellen verlegt. Der auf dieser Strecke zu bewegende Motorwagen soll etwa 50 Personen fassen und muß in das größte Profil der Betriebsmittel der preußischen Bahnen hineinpassen. Er wird auf zwei normalspurigen Drehgestellen mit je drei Achsen zu einer Höchstlast von 16 Tonnen pro Achse einschließlich der Last der Fahrgäste ausgebaut. Die elektrische Kraft wird in den Fahrleitungen als dreiphasiger Wechselstrom von 10,000 Volt zugeführt. Die Steuerung und Regelung der Motoren, das Anlegen der Stromabnehmer, das Einschalten aller Apparate muß von jedem Ende des Wagens aus möglich sein. Die Fahrgeschwindigkeit beträgt 200—220 Kilometer in der Stunde. Die elektrische Ausrüstung muß so stark bemessen werden, daß bei einer Hin- und Rückfahrt auf einer Strecke von 250 Kilometer Länge eine übermäßige Erwärmung nicht eintritt. Gebremst wird der Wagen durch eine mechanische und elektrische Bremse, er erhält die erforderlichen Meß- und Kontrolapparate und wird durch eine Sammlerbatterie elektrisch beleuchtet.

Dies eng umgrenzte Programm wurde, nachdem zuvor in zahlreichen Versuchen der erforderliche Kraftbedarf festgestellt war, strikte ausgeführt. Die Kraftversuche ergaben überraschend gute und genaue Werthe. Man wählte zunächst eine ebene, dann eine annähernd parabolische Stirnfläche und kam zu dem Resultat, daß bei der letzteren die erhaltenen Flächendrücke der Luft bei 200 Kilometer Fahrgeschwindigkeit nur etwa ein Drittel so groß waren, wie bei ebener Stirnfläche. Der Winddruck wurde auf 90 Kilogramm pro Quadratmeter festgestellt und beim Ausbau des Wagens die Vorderflächen abgeschrägt und das Dach stark nach vorn und hinten haubenartig und schräg heruntergezogen, so daß der Luftwiderstand kaum größer zu erwarten ist, als bei dem zu den Messungen verwendeten Flügelapparat.

Nach einer großen Anzahl von Entwürfen und Berechnungen, namentlich der Gewichte, bei denen je nach Bedarf Aenderungen an der Größe wie an der Platzvertheilung des mechanischen oder elektrischen Theiles des Wagens, für den eine Leistung von 1000 Pferdekräften und ein Höchstgewicht von 96 Tonnen vorgeschrieben war, kam man zu der nachfolgenden Anordnung: Mechanischer Theil 48,000 Kilogr., elektrischer Theil 42,500 Kilogr., Personen 4000 Kilogr., zusammen also 94,500 Kilogr. Dabei entfallen auf die Motoren ohne Achsen und Räder 16,300 Kilogr., auf die Widerstände sammt Anlasser 5000, auf die Schaltapparate 4750, auf die großen Transformatoren 12,300, auf die Luftpumpen 1000, auf die kleinen Transformatoren für die Luftpumpe 650, auf die Stromabnehmer 1300, auf die Beleuchtung 500 Kilogr.

Auf diesem also gestalteten Gefährt sollen 50 Personen befördert werden und stehen dazu drei Räume, ein mittlerer, der sogenannte Salon, und zwei an den Salon anstoßende Räume zur Verfügung. Auf den Mittelraum kommen 18 Sitzplätze, die beiden Abtheile bieten deren je 12, die Vorräume je 3. Der Mittelraum ist 7300, die Abtheile 4000, die Vorräume 1600 Millimeter lang. Der Kasten enthält sonach 48 Sitzplätze und hat 22 Meter Gesammtlänge. Der ganze Wagen ähnelt einem gewöhnlichen D-Zugwagen, nur daß seine Stirnflächen stärker abgeschrägt sind. Die innere Einrichtung ist die eines Wagens dritter Klasse der preußischen Staatsbahn. Als Bremse dient eine Westinghouse-Bremse, die sämmtliche Räder doppelseitig faßt, so daß 160 Prozent des Wagengewichts gebremst werden.

Für die Vertheilung der elektrischen Ausrüstung war in erster Linie eine vollkommene Sicherheit der Fahrgäste und der Bedienungsmannschaft maßgebend. Zu dem Zwecke wurden sämmtliche Apparate und Leitungen entweder unter dem Wagenfußboden oder über dem Dache, die beide durch geerdete Bleche geschützt sind, angeordnet. Sie werden auch nicht unmittelbar durch die Hand des Führers, sondern mit Hülfe einer besonderen Kraftquelle in Thätigkeit gesetzt und damit gleichzeitig die körperliche Anstrengung des Führers vermieden. In zweiter Linie mußte bei der Vertheilung der elektrischen Ausrüstung größte Uebersichtlichkeit und Leichtigkeit im Ein- und Ausbau erzielt, sowie dafür gesorgt werden, daß beim Schadhaftwerden eines Theiles der elektrischen Ausrüstung der andere Theil noch betriebsfähig bleibt. Allen diesen Anforderungen ist durch das Vertheilungsschema genügt worden. Die zwei großen Transformatoren finden danach ihren Platz unter dem Wagenfußboden, die Stromabnehmerständer sind sammt Antrieb im Führerstand eingebaut und von diesem aus in beliebiger Richtung drehbar, die Luftpumpen liegen unter den Führerständen. Dem Führer ist das Leben so bequem wie möglich gemacht. In seinem Stand befindet sich an der Vorderwand des Wagens eine Brüstung mit Tischplatte und den Hähnen, welche die Luftdruckzylinder der Apparate entweder mit dem Druckluftbehälter oder mit der Außenluft verbinden. Die Hebel der Hähne werden beim Anfahren der Reihe nach eingestellt. Hahn „Vorwärts", „Rückwärts", Hahn „Motoren" und „Anlasser" und Drehen des Handrades vom Anlasser in der umgekehrten Richtung. An dem Tisch ist auch der Bremshahn der Westinghouse-Bremse handlich angesetzt, ebenso der Schalter für die Luftpumpe, sowie in der Nähe des Tisches die erforderlichen Meßapparate.

Für den Motor war bestimmend, daß er während der Fahrt bei normalen Betriebsverhältnissen 250 Pferdekräfte leistet und beim Anfahren das Dreifache zu entwickeln vermag. Es ergab sich, daß man einen Motor von 4000 Kilogr. Gewicht anzuwenden hat, der bei 1250 Millimeter Laufraddurchmesser die hohe Umdrehungszahl von rund 900 Touren in der Minute hat.

Man sieht, das Werk ist in allen seinen Theilen auf das sorgfältigste vorbereitet. Dieser Eindruck wird durch unsere

aphoristische Darstellung bereits erzeugt, ungleich mehr noch durch die Fülle von technischen Details, die ich dem Leser vorzuenthalten gezwungen bin, da sie für Laien unverständlich bleiben. Ich will nur noch zwei Punkte behandeln, die Stromabnehmer und die Fahrleitung. Da bei Schnellbahnen die Ueberführung von Straßen über die Bahn deßhalb nicht ohne Gefahr sein würde, weil die Fahrleitungen von den Uebergangsbrücken aus berührt werden könnten, weil ferner das Durchfahren solcher Unterführungen ein Senken der Stromabnehmer bedingen würde, das bei der großen Geschwindigkeit sehr schwer auszuführen wäre, so wurde der Grundsatz aufgestellt, daß bei Schnellbahnen nur Wegunterführungen zulässig sind. Dadurch wird es auch möglich, dem Stromabnehmer eine außerordentlich betriebssichere Form zu geben, und zwar die eines Mastes, der in den Wagen hineingesteckt, um seine senkrechte Achse drehbar ist. Dieser Mast besteht aus zwei fernrohrartig in einander gesteckten Mannesmann-Röhren von gegen 200 Millimeter Durchmesser. Das Untertheil ist in einem Fußlager am Wagenboden gelagert und durch ein Halslager am Wagendach geführt. Mit einer Handkurbel läßt er sich vom Führerstand aus beliebig umdrehen. In das äußere, das Isolirrohr, ist das Oberrohr gesteckt. Das Oberrohr trägt die drei Drehachsen für die eigentlichen Stromabnehmer, die gegen den Winddruck fest gesichert an der Leitung anliegen.

Die Leitungsanlage erstreckt sich in einer Länge von 23 Kilometer vom Bahnhof Marienfelde bis zum Bahnhof Zossen. Es sind parallel zur Bahn im Abstand von 2¼ Meter von der Geleisemitte auf der in der Richtung nach Zossen rechts gelegenen Seite Holzmaste im Abstande von 35 Meter aufgestellt, an denen die Ausleger befestigt sind. An diesen Auslegern ist die Fahrleitung beweglich aufgehängt, so daß ein stets guter gleichzeitiger Kontakt zwischen den drei Fahrleitungen und Bügeln vorhanden ist. Die Ausleger tragen wiederum die Isolatoren, an denen die Fahrleitungen hängen. Die Leitungen sind doppelt gegen Erde derart isolirt, daß jede Isolation allein die volle im Betriebe vorkommende Höchstspannung von 12,000 Volts verträgt. Auf jeder einzelnen Strecke sind Blitzschutzvorrichtungen vorgesehen, jede Leitung hat einen Hörnerblitzableiter. Für den Fall eines Drahtbruches ist eine Schutzvorrichtung angebracht, durch welche die stromführende Leitung selbstthätig an Erde gelegt wird.

So arbeiten alle Faktoren, Wissenschaft und Praxis, auf das engste zusammen, um den bevorstehenden Versuchen den Grad von Sicherheit zu geben, den die zeitige Erkenntniß gewährleisten kann. Die Hoffnungen aller Betheiligten auf das Gelingen des Werks sind so stark, daß ein wirkliches Fehlschlagen der Versuche nahezu ausgeschlossen erscheint.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

b. 73. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Hamburg. (Dritter Bericht.) Am Donnerstag (26. September) fanden die gemeinschaftlichen Sitzungen innerhalb der beiden Hauptgruppen des Vereins statt. In der medizinischen Hauptgruppe sprach Prof. Ehrlich, Frankfurt a. M., über die Schutzstoffe des Blutes. In der naturwissenschaftlichen Hauptgruppe hielt zunächst Prof. Ostwald, Leipzig, einen Vortag über Katalyse, dann folgten interessante Referate über den gegenwärtigen Stand der Descendenzlehre, aus denen wir einiges hervorheben. Zunächst sprach Prof. de Vries, Amsterdam „Ueber Mutation und Mutationsperioden bei der Entstehung der Arten“, indem er etwa folgendes ausführte: Die Systematik der Pflanzen und Thiere stützt sich auf den Satz von der Konstanz der Arten. Die Descendenzlehre in ihrer jetzigen Form nimmt nun an, daß die Arten sich zwar langsam und kaum sichtbar, aber doch stetig und überall umwandeln. Die Descendenzlehre bedarf aber jener Annahme einer langsamen und stetigen Fortbildung der Arten nicht. Sie läßt sich ebenso gut mit der Vorstellung verbinden, daß die Arten zwar aus einander, aber stoßweise hervorgegangen sind. Solche Stöße nennt man Mutationen; durch je eine solche wird eine neue Art geboren. In der Natur scheinen die meisten und wohl die wichtigsten Mutationen gruppenweise vorzukommen. Darauf deuten wenigstens die vielen Gruppen sehr nahe verwandter Formen hin, die die vorgenannten vielgestalteten oder polymorphen Gattungen bilden. Dasselbe lehren uns die zahlreichen Arten, die aus mehreren, oft aus einigen Dutzenden von Unterarten zusammengesetzt sind. Die Mutations- oder Umwandlungsperioden, in denen die jetzt lebenden Arten entstanden sind, entziehen sich selbstverständlich der Beobachtung. Sie gehören der Vergangenheit an. Aber es liegt auf der Hand, anzunehmen, daß von Zeit zu Zeit auch in der Jetztzeit einzelne Arten in solche Umwandlungszeiten eintreten und neue Formen hervorzubringen anfangen. Von den neuen, in dieser Mutationsperiode unter den Augen des Beobachters entstehenden Arten sind einige ganz kräftig und für das Leben in der freien Natur vielleicht sogar besser ausgestattet, als die Mutterform, so z. B. die Riesen- oder die rothnervige Nachtkerze. Andere sind schwächer, noch andere sehr schwach, einige sind unfruchtbar, und eine Form ist bis jetzt nur in weiblichen Exemplaren erhalten worden (Oenothera lata); aber auch diese erhält sich durch Kreuzung mit der Mutterform im Laufe der Generationen, ohne ihre Merkmale zu verändern. In dieser Weise hat man sich die ganze fortschreitende Entwicklung des Pflanzen- und Thierreiches vom ersten Anfang des Lebens auf der Erde vorzustellen. Die Vorfahren der jetzt lebenden Arten haben abwechselnd lange Zeiten eines unveränderten Daseins und kurze Umwandlungsperioden durchlaufen. In den letzteren fand der Fortschritt statt, und je nachdem jetzt die erreichte Höhe der Organisation eine größere oder eine geringere ist, müssen die Vorfahren einer bestimmten Art also auch eine größere oder kleinere Anzahl von Mutationsperioden durchlaufen haben. Aber in der ganzen geologischen Zeit wird diese Anzahl für diese höheren Pflanzen und Thiere wohl wenigstens einige Tausende betragen haben. — Es folgte ein Referat von Prof. Koken, Tübingen, über „Descendenzlehre und Paläontologie“, dem sich Prof. Ziegler, Jena, als letzter Redner mit einem Referat über „den gegenwärtigen Stand der Descendenzlehre in der Zoologie“ anschloß. Die Descendenztheorie,“ so führte dieser Redner aus, „hat sich in den vier Jahrzehnten ihres Bestehens bei zahlreichen gründlichen Untersuchungen bestätigt, und folglich ist sie in den wissenschaftlichen Kreisen zu nahezu allgemeiner Anerkennung gelangt. Dies gilt zunächst nur für die Descendenzlehre an sich, also für die stammesgeschichtliche Auffassung des Thier- und Pflanzenreiches. Dieselbe erklärt das Bestehende aus seiner Entwicklung, ebenso wie ja auf allen Gebieten des Wissens das Vorhandene aus der historischen Entwicklung abgeleitet wird. Abgesehen davon, daß die allmähliche Veränderung der Thierwelt durch die Versteinerungen bewiesen ist, lassen sich in allen Richtungen der Zoologie Anhaltspunkte zur Erkenntniß der natürlichen Verwandtschaft der Formen gewinnen. Insbesondere kann man leicht erkennen, daß manche Gruppen des Thierreichs in der Jetztzeit in voller Ausbreitung stehen und sehr viele Arten besitzen (z. B. Singvögel), während andere aus früheren Perioden nur mit wenigen Ausläufern in die Jetztzeit hineinreichen (z. B. Strauße, Krokodile). Ferner zeigt die vergleichende Anatomie der Thiere, daß manche Organe eine allmähliche stufenartige Höherentwicklung erfahren haben, andere in Rückbildung begriffen sind. Das Vorhandensein von Organanlagen, welche niemals im Leben gebraucht werden (z. B. Zähne des Walfisches, welche schon vor der Geburt wieder verschwinden), weist deutlich darauf hin, daß die betreffenden Thiere von anderen abstammen, bei welchen diese Organe einstmals im Gebrauch waren. Zur Erklärung der Vererbung sind verschiedene Theorien aufgestellt worden, unter welchen diejenige von Weismann die bedeutendste ist. Die Descendenzlehre ist von diesen Vererbungstheorien nicht abhängig, da die Vererbung lediglich als beobachtete Thatsache betrachtet werden kann. Ist die Abstammungslehre für das ganze Thierreich angenommen, so muß sie auch für den Menschen Geltung haben. Denn der Mensch steht in seinem Bau

den höchsten Thieren so nahe, daß seine Verwandtschaft mit denselben kaum zu bestreiten ist. Der hohe Verstand des Menschen braucht keinen Einwand zu bilden, denn derselbe kann sich aus den kleinen Anfängen entwickelt haben, welche wir bei den Thieren sehen. Nicht in seiner Abstammung liegt der Adel des Menschengeschlechtes begründet, sondern in seiner Höherentwicklung, in der Erhebung über die thierische Stufe.

* Von dem Plane, ein Corpus veterum medicorum herauszugeben, wird der „Frkf. Ztg." aus Hamburg eine vorläufige Mittheilung gemacht. Danach soll die Königliche Akademie der Wissenschaften zu **Berlin** und die Dänische Akademie zu **Kopenhagen** beschlossen haben, eine vollständige **Sammlung der gesammten medizinischen Literatur des Alterthums** zu veranstalten, die den oben angegebenen Titel tragen soll. Von welchem Umfange die Stoffmasse wäre, die dabei zu bewältigen sein würde, kann man schon daraus ermessen, daß **Galen**, der fruchtbarste aller alten Aerzte, nicht weniger als 250 Werke hinterlassen hat, darunter einige in 12 bis 16 Bänden, von welchem Nachlasse noch die volle Hälfte erhalten ist. Eine besondere Schwierigkeit liegt für die Ausführung in der weitverzweigten Uebersetzungsliteratur, indem manches nur in orientalischen Sprachen erhalten ist, manches Griechische auch durch die antike lateinische Uebersetzung verbessert und vervollständigt wird. Uebrigens wurde auf der jetzt in Hamburg tagenden Naturforscher- und Aerzteversammlung gerade die Nothwendigkeit einer neuen Ausgabe der Werke Galens eingehend erörtert.

* **Berlin.** Der bisherige Professor an der Landwirthschaftlichen Hochschule Prof. Dr. **Albert** ist zum zweiten Professor für anorganische Naturwissenschaften an der Forstakademie in **Eberswalde** ernannt worden.

* **Zürich.** Hier ist in voriger Woche der Professor der gerichtlichen Medizin an der Universität Dr. v. **Wyß** im Alter von 53 Jahren gestorben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

F. **Dahn**: Der Vater und die Söhne. (Kleine Romane aus der Völkerwanderung. Band XIII.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1901. — J. **Holtitscher**: Das historische Gesetz. Dresden und Leipzig, Reißner 1901. — **Thüringer Kalender** für 1902. Berlin, Fischer u. Franke. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 380. Croatien und Slavonien. 10. Heft. Wien, Hölder. — Annuaire statistique de la ville de Buenos Ayres. Xme année 1900. Buenos Ayres 1901. — Dr. H. H. **Houben**: Gutzkow-Funde. Berlin, A. L. Wolff 1901. M. 10. — P. D. **Fischer**: Italien und die Italiener. 2. Aufl. Berlin, Springer 1901. M. 7. — B. v. **Sybacoff**: Die Wahrheit über Ungarn. Berlin und Leipzig, Luckhardt 1901. M. 3. — Dr. M. **Naumann**: Kornzoll und Volkswirthschaft. Leipzig, Duncker u. Humblot 1901. M. 0.80. — **Kurze Beschreibung der Republik Chile.** Leipzig, Brockhaus 1901. — **Russische Meisterwerke mit Accenten.** Bd. VI: Russische Reisebeschreibungen. Bearb. von Dr. L. v. Marnitz. Leipzig, Gerhard. M. 1.50. — F. **Arnefeldt**: Camilla Feinberg. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise, Bd. 102). Berlin, Goldschmidt 1901. M. 1. — E. v. **Enzberg**: Afrikanischer Todtentanz. 3. Theil. Berlin, Fußinger 1901. M. 1. — Frhr. v. **Berlepsch**: Soziale Entwicklungen im ersten Jahrzehnt nach Aufhebung des Sozialistengesetzes. Göttingen, Vandenhoek u. Ruprecht 1901. M. 0.80. — Dr. med. R. **Simon**: Eine neue rationelle Methode zur Bekämpfung der Lungenschwindsucht. Ebd. 1901. M. 1. — O. C. Frhr. v. **Berichner**: Die Hessen und die anderen deutschen Hülfstruppen im Kriege Groß-Britanniens gegen Amerika 1776—1763. Braunschweig und Leipzig, Sattler 1901. — Dr. J. **Spiegel**: Einführung in die erste Hülfe bei Unfällen. Wien, Perles 1902. Kr. 2.50. — H. G. **Wells**: Der Krieg der Welten. Ebd. Kr. 3. — A. **Mell**: Die Anfänge der Bauernbefreiung in Steiermark unter Maria Theresia und Joseph II. (Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark, 5. Bd., 1. Heft.) Graz, „Styria" 1901. M. 4.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Jahrgang 1901. München, Montag, 30. September. Nummer 224.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Lucien Leuwen.*)

### Ein neues Werk von Stendhal (Henri Beyle).

Ein neues Werk Stendhals? — Aber Stendhal starb 1842! — So seltsam es klingt, es ist wahr.

Die Gemeinde unsres Dichters oder Denkers ist nicht groß, aber ich glaube, es gehören zu ihr alle die, welche von einem Schriftsteller nicht nur die momentane Erregung der Spannung, nicht nur die Aufregung einer sensationellen Handlung verlangen, sondern zu eigenem, selbständigem Denken angeregt werden wollen.

Die Romane Stendhals sind vielleicht noch mehr als das moderne Sittendrama ein Spiegel ihrer Zeit. Auf sie paßt mehr als auf irgend etwas sonst jenes Wort Saint-Réals: „un roman, c'est un miroir qu'on promène le long d'un chemin.“ Wenn man ihm „Jagd nach Originalität“, ja selbst „Frivolität“ vorgeworfen hat, so könnte er mit Recht antworten: „Ist es meine Schuld, wenn euch das Bild nicht gefällt, das ihr seht? — Werdet anders, und ihr werdet euch anders im Spiegel sehen!“ Man lese jene Ueberschrift, die er über eines der furchtbarsten Kapitel seines „Rouge et Noir“ schrieb: „Hélas, pourquoi ces choses, et non d'autres“, und man wird begreifen, daß es ihm mehr als auf irgend etwas auf die Wahrheit ankam — auf jene künstlerische Wahrheit, die auch dem Schöpfer des Werkes Opfer auferlegt.

Diese Unerschrockenheit, diese Furchtlosigkeit des Dichters gegenüber seinem eigenen Werk berechtigten ihn zu jenen Untertiteln: Chronique de 18 . . . .

Aber — ich besinne mich — nicht von Stendhal wollte ich reden, sondern von seinem „neuen Werk“.

Wie andere seiner Romane spielt auch „Lucien Leuwen — dies ist der Titel — in der Zeit Louis-Philippes, es ist die Chronique de 1834. In diesem Jahre begann Stendhal auch, am Leuwen zu schreiben. 1836 vollendete er ihn in Rom, soweit er vorliegt.

Es ist nicht sein letztes Werk, denn „La Chartreuse de Parme“ folgt auf unsern Roman; also ist es nicht im eigentlichen Sinne ein posthumes Werk, aber Stendhal selbst gab es nie heraus. Es ist auch kein abgeschlossenes, abgerundetes Kunstwerk, das vor uns liegt; es ist nicht einmal im Entwurf vollendet. Und doch muß Stendhal die Absicht gehabt haben, es zu vollenden, denn es wird viermal in seinen Testamenten erwähnt. Jedoch, selbst, wenn er es vollendet hätte, würde er es nicht herausgegeben haben, wie aus einer melancholischen Stelle seines Vorwortes zum ersten Theile folgt: „Ce conte fut écrit en songeant à un petit nombre de lecteurs, que je n'ai jamais vus, et que je ne verrai point, ce dont bien me fâche. J'eusse trouvé tant de plaisir à passer les soirées avec eux.“

Also: Die Vollendung lag offenbar im Plan des Meisters, die Herausgabe wollte er seinen Erben überlassen; und wer immer das Buch lesen wird, wird auch seine Gründe verstehen.

Nun aber kommt die seltsame Geschichte des Manuskripts. In seinen Testamenten finden sich folgende Bestimmungen:

I. (Civita-Vecchia, 25. Dez. 1834.) Ich vermache ihn (den Roman) meiner Schwester Mme. Pauline Périer-Lagrange. Wenn Mme. Périer den Druck desselben sechs Monate nach meinem Tode nicht hat beginnen lassen, so vermache ich ihn Herrn Romain Colomb. Wenn Herr Colomb 400 Tage nach meinem Tode die Drucklegung dieses Romans nicht hat beginnen lassen, vermache ich ihn Herrn Buchhändler Levasseur, der auch „Rouge et Noir“ gedruckt hat.

II. (Rom, 17. Febr. 1835.) Ich vermache diesen Roman, überschrieben Lucien Leuwen, der Mme. P. Périer-Lagrange, mit der Bitte, ihn von irgend einem vernünftigen Menschen drucken zu lassen. Sollte Mme. P. P.-L. fromm geworden sein, so bitte ich sie, diese Bände Herrn Levasseur zu übergeben, oder aber der Bibliothek der Abgeordnetenkammer, wenn anders diese Bibliothek eine solche Schmach annehmen will. Will sie es nicht, der Bibliothek von Grenoble.

III., IV. (vom 8. März und 12. April 1835, gleiche Bestimmungen.) Ich vermache diesen Roman Mme. P. P.-L., und nach ihr Herrn R. Colomb. —

Aber trotz aller dieser Bestimmungen wäre das Werk der Nachwelt fast verloren gewesen.

Romain Colomb und Prosper Mérimée waren Testamentsvollstrecker, und sicher wären sie nicht vor dem Inhalt, vor der rücksichtslosen Offenheit zurückgeschreckt, mit der in diesem Werk die Zeitgenossen vor das Tribunal gezogen werden. Aber sie standen vor einem unüberwindlichen Hindernisse: „Rien à faire“, schrieb Mérimée auf die erste Seite des Manuskripts, und so wanderte es in die Bibliothek von Grenoble, wo es noch heute liegt.

Des Rätsels Lösung ist die: Fast der ganze Roman ist in Geheimschrift geschrieben, und nicht einmal in einer, sondern diese Geheimschrift wechselt. Ein Schlüssel dazu war nicht vorhanden. Dazu kommt, daß Stendhals Handschrift damals fast unleserlich war, und daß er Noten, Korrekturen, Notizen, Reflexionen u. a. m. darüber und hinein geschrieben hat, die oft genug in gar keinem Zusammenhang mit dem Roman stehen.

So hat das Werk eines der größten Schriftsteller des 19. Jahrhunderts 60 Jahre lang im Staube einer Bibliothek gelegen, ohne für die Geschichte der Literatur oder die Freunde der Kunst des Meisters nutzbar zu sein. Zweifellos hatte Stendhal einen Schlüssel für die Geheimschrift geschrieben, aber er ist verloren.

Was da verloren war, nun, zum Glück können wir's jetzt beurtheilen: ich stehe nicht an, das Werk trotz seiner Lücken, trotz seiner Verstümmelung — es fehlt der ganze dritte Theil — für das großartigste zu erklären, was Stendhal je geschrieben hat.

Nur ein kleiner Theil war bisher bekannt: es ist das Stück, das in seinen „Nouvelles inédites“ unter dem Titel „Le Chasseur vert“ zu finden ist.

*) Lucien Leuwen. Paris 1901, Editions de la Revue Blanche.

Wir verdanken es der unermüdlichen, gewissenhaften und unglaublich schweren Arbeit Jean de Mittys, der zwei Jahre seines Lebens dafür opferte, daß wir jetzt endlich fast alles, was erhalten ist, lesen können (denn einzelnes war unentzifferbar), und wir wollen es ihm zu seinem gerechten Ruhme anrechnen.

Jeder, der den Roman zur Hand nimmt, und ihm einige stille Stunden widmet, wird dasselbe Gefühl des Dankes gegen den empfinden, der solche Schätze gehoben hat. Auch der Leser, dem Stendhal bisher fern gestanden hat, möge die Gelegenheit ergreifen, sich mit einem Dichter bekannt zu machen, der zugleich einer der tiefsten und schärfsten Denker und Psychologen des vorigen Jahrhunderts war. Es wird nicht das letzte Werk sein, das er von ihm liest.

Felix Grebe.

## Moltkes Vermächtniß.

Von von Schlichting, General der Infanterie à la suite des Badischen Leib-Grenadier-Regts. Nr. 109.

### I. Als Chef des Generalstabes der Armee.

(Fortsetzung.)

a) Aufsätze über Generalstabsreisen.

(Schluß.)

Das beste Instrument freilich macht noch den Meister nicht entbehrlich, der es handhabt. Es kann gut oder schlecht gespielt werden, es hat die göttliche Sonate Beethoven oder Mozarts nicht in sich; sie erst schafft der Spielmann, richtiger noch der Komponist. Der Theorie möge es daher ja nicht beikommen, sich zu überheben; sie kann niemals mehr als die technische Vollkommenheit vorsehen, und bei dieser verweilen wir noch im gegenwärtigen Augenblick.

Die Behauptungen, daß die neuesten Operationen auch Anlehen bei der Vergangenheit machen, den Erfahrungen und Thaten vergangener Feldherren vieles verdanken, trifft auf alle Zeiten zu. Auf den Thebaner-Schlachten baut Alexander seine Fortschritte in der Kriegskunst, auf den Leistungen des Marius Caesar die seinigen und in Lessings Schuhen steht Goethe. Selbst den Begriff des „Getheilt Marschirens, um vereint zu schlagen" erbt Moltke von Scharnhorst, wie uns jetzt bekannt wird. Dennoch scheint es mir fehlerhaft, darum Jenem die originelle Feldherrngröße abzusprechen, denn er erst machte den Gedanken wahrhaft lebensfähig, indem er die richtigen Mittel zu seiner Durchführung schuf. In den Jahren 1813 und 1814 war der Gedanke noch ein zum Theil recht schwacher Nothbehelf.

Sind die Meisterwerke dramatischer Kunst, wie der Hamlet, Macbeth oder der Kaufmann von Venedig minder bedeutende Schöpfungen eines großen Dichtergeistes, seitdem wir nach eingehenden Forschungen wissen, daß ihnen ältere Fabeln, Märchen oder Parabeln zugrunde liegen? Diese waren zum Theil minderwerthig genug. Das hieße, meines Erachtens doch Shakespeares Geist mit dem der Charlotte Birch-Pfeiffer auf ein Niveau stellen. In aller menschlichen Entwickelung bilden die Gedanken eine Kette, die in Generationen Glied an Glied fügt. Der Gebrauch, den der Erbe von ihr macht erst kennzeichnet den Genius, und der Moltke'sche verschmähte die rein mechanische Nachbildung ganz ebenso wie der große Britte. Es wurden eigenartige Kunstschöpfungen in seiner Hand.

Und was den Einwand des Einfachen und Selbstverständlichen anlangt, das in diesen Gesetzen waltet — bleibt wohl zu erwägen, daß alles wahrhaft Große einfach sein muß, besonders für die Kriegsverwendung, bei der gewaltigen Reibung in der Heeresmaschine im beständigen Anwachsen der Lebensgefahren. Es ist wie mit dem Ei des Columbus! Ist das Problem gelöst, so ergibt sich die Thatsache an sich einfachster Gedankenarbeit. Das Einfachste zu ergründen und auszunützen, darin gerade besteht die Größe der Kunst.

Unsre bis hier zum Jahre 1866 durchgeführte Forschung aus den Moltke'schen Aufsätzen ergibt mit zwingender Klarheit, daß sein Geist zum diesem Zeitpunkt bereits mit vollkommener Sicherheit die Mittel beherrschte, welche seine Operationen an sich tragen. Sie sind keineswegs andere beim Eintritt in eine Handlung von ungewöhnlich großer Breitenausdehnung (1866) oder in eine solche von raumbeschränkender Enge (1870). Zu diesen Gegensätzen zwangen lediglich neben der Politik die verschiedenen geometrischen Grenzgestaltungen. Das ward schon früher erwähnt, und wird hier nur wiederholt, um dem Irrthum die Thüre zu schließen, daß erst die Erfahrungen seines ersten Feldzuges Moltke auf die Höhen richtiger strategischer Anschauung geführt hätten. Er bleibt überall seinem Grundgedanken getreu, solange als irgend möglich in der einmal erwählten Trennung der Theile zu verharren. Das war an der Saar so gut Grundgesetz wie an der oberen Elbe, und nur seine Verkennung erzeugte die Reibungen bei Spichern.

Moltke hat daher auch in der Friedenspause nicht für nöthig gefunden, seinen Aufsätzen zu den Generalstabsreisen nach dieser Richtung den geringsten Zusatz zu geben. Bei der Veröffentlichung erhalten wir daher auch nur Bruchstücke aus ihnen. Sie beschäftigen sich mit der Befestigung und dem Ausbau der eingeschlagenen Lehrmethode, keineswegs mit ihrer Erweiterung, geschweige ihrer Umgestaltung. Es bedarf mithin auch hier nur einzelner Hervorhebungen.

Die strategische Bedeutung der Uebungen wird erneut betont, der taktische Werth derselben bleibt durchaus in zweiter Linie. Damit tritt die Wichtigkeit der Marschanordnungen und Ziele immer mehr in den Vordergrund; die Behandlung mehrerer Operationstage auf dem Papier vor Eintritt in den praktischen Theil der Uebung im Gelände wird zur Gewohnheit; sie ergibt ein strategisches Vorspiel, das nicht mehr entbehrt werden kann. Die Veränderungen in den Marschordnungen, die sich namentlich für den der Artillerie dabei zu gebenden Platz ergeben haben, wurden hervorgehoben, und die Marschtiefentabellen nach den eingetretenen Etatsbestimmungen erneuert. Der Kunst der strategischen Leitung durch Abfassung sachkundiger kurzer Relationen, welche die zur Zeit obwaltende Kriegslage festlegen, statt willkürliche Machteingriffe vorzunehmen, gelegentlich mehreren Uebungstagen zur Durchführung eines Operationstages die Arbeit zuzuwenden u. s. w. bleibt das Hauptinteresse zugewandt.

Inmitten dieser nur skizzenhaft wiedergegebenen Aufsätze befindet sich aber auch ein ganz kurzer Auszug eines solchen des Obersten Veith, damaligen Abtheilungschefs des Großen Generalstabes, über „Marschtiefen und Marschordnung" der die Aufmerksamkeit des Lesers wegen der wiedergegebenen Randbemerkungen Moltkes fesseln wird. Namentlich die Schlußbemerkung Moltkes kann auf manchen Leser wirken wie der Hecht im Karpfenteiche, und nur darum darf ich sie nicht unberücksichtigt lassen.

Die operative Zwangslage bereits durchgeführter enger Heerversammlung, in welche sich Moltke hier versetzt, trat nämlich beim Eingange in den Feldzug 1870 wirklich ein, und sie auch wird er schon beim Veith'schen Aufsatz im Sinne gehabt haben. Eingehender und im organischen Zusammenhange wird uns der Moltke'sche Ideengang durch seine Denkschrift vom 6. Mai 1870 erläutert (Moltkes militärische Korrespondenz, II. Theil, Nr. 20), und darum bespreche ich lediglich diese.

Die Verhältnisse damaliger Grenzgestalt auf dem linken Rheinufer zwangen beim ersten Heeresaufmarsch zu engster

Versammlung. Sie konnte nur im Vertrauen auf unsre überlegene Heeresorganisation gewagt werden, und die Operation mußte alsbald aus derselben befreien. Die eventuellen Aushülfen hiezu liefert die hochbedeutsame Denkschrift. Sie zeigt nicht etwa eine Vorliebe für enge Versammlungen, sondern liefert die Abhülfen aus einer Nothlage bei unmittelbarer Nähe des Feindes. — Moltke mußte zwischen Mosel und Lauter versammeln, wenn er die Pfalz nicht zunächst preisgeben, den Heeresaufmarsch mit dem Rhein vor der Front ausführen, und damit eine strategisch defensive Lage schaffen wollte. Er hatte sich dabei mit den Versündigungen des Wiener Kongresses abzufinden, welcher die früher abgerissenen deutschen Gebiete in des Eroberers Hand beließ. Daß unser Heeresaufmarsch bei gegenwärtiger Grenzgestalt, zumal nach dem Rückerwerb Straßburgs anders aussehen würde, bedarf keiner Worte.

Aber schon 1870 wagte er das Höchste mit der Absicht, sich den nöthigen Operationsraum unter Vorantritt einer großen Heeresavantgarde auf Tagesmarschabstand zu schaffen. Der eigentliche Heeresaufmarsch lag also erst vor ihm, und er bezeichnet in der Denkschrift die Linie Luneville-Pont à Mousson als solchen. Der bestehenden Zwangslage gibt die Denkschrift folgenden Ausdruck:

„Abgesehen von dem Widerstand, auf welchen wir schon früher stoßen können, findet dieser Vormarsch von etwa fünfzehn Meilen seine Schwierigkeit wesentlich in den auf engem Raum zu bewegenden Massen, mit welchen er auszuführen ist."

So also liegen die Bedingungen des Falls, in welchem sich Moltke entschließen mußte, in mehreren Tages-Echelons auf den zur Verfügung stehenden Verbindungen vorzugehen, bis er erweiterten Raum auf feindlichem Gebiet gewann. Das Heer befand sich in einem Zustande der Versammlung, in welchem es, nach Moltkes eigener Lehre, bedingungslos zum Entscheidungskampfe schreiten mußte, so wie er ihm angeboten ward. Er hat denselben nur darum gewählt, weil er der eigenen Heeresorganisation und seinen Aushülfen mehr zutraute als den feindlichen. Auch so überschätzte er bekanntlich noch seinen Gegner und die Schutzmaßregel einer Heeresavantgarde konnte unterbleiden.

Diese Sätze dürften genügen, um den Gedanken auszuschließen, daß Moltke seine operativen Grundanschauungen seit dem Jahre 1866 verändert habe; nur behielt er sich hier wie dort die Kunst ihrer Verwendung nach dem gegebenen Fall vor. Darin auch glich er Napoleon wie jedem wahrhaft großen Feldherrn der Vergangenheit. Ihre Grundanschauungen über die von ihnen innezuhaltende Strategie werden dadurch keineswegs identisch. Für Moltke liefert hiezu der Gesammtverlauf des großen Feldzuges den näheren Beweis.[1]) Auf den Fall muß übrigens später bei Besprechung der Neuordnung der Avantgardenverhältnisse noch einmal zurückgekommen werden.

Wir wissen es also, daß die enge Heerversammlung zu diesem Feldzuge bei unsrer ungünstigen Grenzgestalt, ein Nothbehelf war. Aus diesem Nothstande befreite zum Theil die excentrische Vorwärtsbewegung der Dritten Armee; völlig beseitigt aber wurde er erst durch den Tritt über die Mosel oberhalb Metz mit der Zweiten Armee. Der Marsch über Chalons gegen Paris liefert alsdann das ungetrübte Bild Moltke'scher Operationsweise bei vorhandener Raumfreiheit. Der Nachweis ließe sich weiter in Bezug auf die Sedan-Operation und auf den ganzen Feldzugsverlauf bis an die Lisaine fortführen. Das Gesagte aber wird genügen. Moltke hat seine Methodik der Strategie nach dem Feldzuge von 1866 nicht geändert. Nur die Kunst ihrer verschiedenen Verwendung richtete sich nach den veränderten Umständen.

Zum weiteren Beweise schließe ich einen anderen Satz Moltke'scher Lehre an. Er stammt etwa aus derselben Zeit wie der Veith'sche Aufsatz, und findet sich am Schluß der unvergleichlichen Abfertigung, welche die kritischen Einwendungen des Feldmarschallleutnants v. Nagy über den Feldzug 1866 erfahren. (Moltkes taktische und strategische Aufsätze, Seite 286):

„Die schwere Aufgabe einer guten Heeresleitung ist den getrennten Zustand der Massen, mit diesem aber die Möglichkeit der zeitgerechten Vereinigung zu wahren.

Dafür lassen sich keine allgemeinen Regeln geben; die Aufgabe wird jedesmal eine andere sein."

Bei Jitschin-Königinhof hatte sich das preußische Heer aus einer ursprünglichen Frontbreite von 60 deutschen Meilen zu einer solchen auf fünf bis sechs Meilen zusammengeschoben. Im Jahre 1870 hatte die erste deutsche Heeresversammlung eine Ausdehnung von nur zehn deutschen Meilen und erweiterte sich ständig im Laufe einer siegreichen Operation. Bei der Belagerung von Paris erreichte sie in ihrer Peripherie Amiens, Orleans, Le Mans und die Lisaine. Auch das Abstandsverhältniß operirender Armeen hat seine Raumgrenzen; sie aber wechseln nach Bedarf, Abstand und Lage vom und zum Feinde in äußerst veränderlichen Maßen. Auch für sie hat es Moltke nicht an einer Norm gefehlt, und zu bewundern bleibt für den kriegsgeschichtlichen Forscher, mit welchem sicheren Takt der große Stratege sie auch unter so erweiterten Verhältnissen inne zu halten verstand.

Es ist überflüssig, die Aufsätze über Generalstabsreisen in Bezug auf die Fähigkeit ihrer Fortentwickelung in der Gegenwart zu untersuchen. Stillstand kommt stets einem Rückschritte nahe, und dessen wird sich das deutsche Heer nicht schuldig machen wollen. In den Anfängen Moltke'schen Wirkens mußte mit Festlegung des niedrigsten strategischen Steines — also der Division — der Anfang gemacht, und gleichzeitig mit der Thatsache gerechnet werden, daß Offiziere aus der Truppe, die an der Uebung theilnehmen, nicht den gleichen Bildungsgrad in den strategischen Fragen besaßen. Nach beiden Richtungen dürfte die Gegenwart einem so engen Rahmen entwachsen sein. Auch der Truppenoffizier muß jetzt mehr gelernt haben als damals; die Kultur der Uebungsritte, verbunden mit der Kriegserfahrung, haben auch seine Ausbildung auf einen höheren Sockel gestellt, und dabei weiß ein Jeder, daß völlig selbständig handelnde Divisionen auf dem Operationsfelde gar nicht vorkommen. Die Division Goeben im Ueberschreiten des Spessart in den Julitagen des Jahres 1866 bietet den Ausnahmefall, der sich aus einem, wenn auch noch so begreiflichen Fehler der Armeeleitung ergab. Er auch verlockte diesen bedeutenden Führer zur Theilung seiner Division auf zwei Verbindungen, welche die Brigade Wrangel bei Laufach auf die eigenen Kräfte beschränkte. Die operative Theilung findet im allgemeinen am Armeekorps seine Grenze, eine eventuelle Theilung der Division im Anmarsch muß schon einem taktischen Zwecke dienen, um berechtigt zu sein. Darauf wird später noch einmal zurückzukommen sein. Jedenfalls darf man solche Ausnahmen nicht zur Regel machen.

Der Fortschritt auf unsern Ausbildungswegen beruht mithin in der Erweiterung des operativen Stoffs. Die Division muß stets schon bei der Uebungsanlage in eine nähere kriegswahre Beziehung zu anderen Nebengrößen gesetzt werden, wie wir sie in so reichem Maße unsern

[1]) Im Uebrigen finden meine Leser weitere Bemerkungen über die bedeutsame Denkschrift in den „Taktischen und strategischen Grundsätzen der Gegenwart" Theil II, Seite 149 und Theil III, Seiten 55—58.

großen Kriegserfahrungen zu entnehmen vermögen. Die Kunst der Leitung wird alsdann darin bestehen, soviel von der Handlung, in deren Abhängigkeit die Division steht, mehr oder minder skizzenhaft mitwirken zu lassen. In diesem Sinne fehlt es daher auch schon heute nicht mehr an dem entsprechenden Fortschritt in Bezug auf den gesammten Uebungsinhalt, an dem sich fortan alle Offizierkreise mit gleichem Erfolge betheiligen können. Auch die Strategie wird Gemeingut für Alle, wie es vordem nur der Exerzirplatz war.

Deßwegen werden freilich doch die Divisionen und ihre Hantirung in den Einzelnheiten nach wie vor den Stoff für die Belehrung hergeben, und ich möchte an einem kriegsgeschichtlichen Beispiel praktisch erläutern, welcher Meinung ich dabei Ausdruck geben will.

Die 2. Garde-Infanterie-Division operirt im Jahre 1866 auf einer Paßstraße selbständig nach Böhmen hinein, aber sie ist dabei in ihren Entschlüssen abhängig von Nachbargrößen auf kurzem Tagesmarschabstand rechts und links beim Paßaustritt. Dabei hat sie die Wahl, sich am 27. Juni auf den Kanonendonner nach Nachod zu wenden, und thut es bekanntlich nicht. Diese Unterlassung befähigte das ganze Gardekorps am 28. Juni in der Richtung auf Trautenau einzusetzen. Eine dementsprechende Lage eignet sich daher zum spannenden Eintrittspunkt in eine Uebungsreise, zumal sie sich vielfach umgestalten läßt. Zum Beispiel: Genannte Division folge dem Lockruf zum Kampfe am 27. Juni, und das Armeekommando beschließe infolgedessen ihr am 28. Juni die 1. von Eipel nachzuschieben, um dort den Erfolg zu steigern, dafür aber die Entwickelung gegen Trautenau ganz fallen zu lassen. Nirmand wird bestreiten wollen, daß auch eine solche Lösung zu den Möglichkeiten gehört. Das 1. preußische wie das 6. österreichische Korps werden damit von den Entscheidungskämpfen der nächsten Tage gleichmäßig ausgeschlossen. Welchen Reichthum wechselnder Entschlüsse liefert diese eine Kriegslage für beide Divisionen — einerseits beim Eintritt in den Kampf von Nachod, andrerseits bei Preisgabe der Defilees bei Raatsch-Staudenz!

Diese Andeutungen werden ausreichend darthun, wie der Stoff für Korpsgeneralstabsreisen und Uebungsritte zukünftig erweitert werden kann. Von der großen Generalstabsreise, die nur von Strategen beschickt wird, schweige ich. Sie ruht in Meisterhand, und hat daher auch in Moltkes Vermächtniß keine Erwähnung gefunden. Sie allein umfaßt mit ihrer Idee ganze Kriegstheater. Also abgesehen von ihr, hat eine begrenzte strategische Erweiterung des Uebungsstoffes große Bedeutung; denn sie erst setzt die Division in den Sattel zur Fassung kriegsmäßiger Entschlüsse, indem sie den Raum ihres Wirkens naturgemäß einschränkt. Gerade beim Fehlen der Truppen auf dem Uebungsfelde läßt sich unter Zuhülfenahme einfacher Kriegsannahmen aller Wechsel der Entschlüsse mit ihren Folgen nahezu plastisch darstellen, in die richtigen Beziehungen setzen, und noch Raum und Zeit vollgültig würdigen. Die Uebungsform der Manöver steht in ihrer Befähigung dazu weit zurück. Schon die Wechselwirkung zweier operativer Größen, von denen die eine bereits schlägt, während die andere, wenn auch nur mit der Dritteltagesmarschentfernung herbeieilt, läßt sich kaum mehr darstellen — denn es fehlt den Friedenskämpfen die Dauer der Wirklichkeit. Die Generalstabsreise, der Uebungsritt vermögen sie ihnen zu verleihen, und mit dieser Begabung erst vertreten sie das Naturwahre.

Aber auch für das Gefecht selbst kann heutigestags die Uebungsreise manchen Schritt über die ursprüngliche Moltke'sche Anforderung hinausgehen. In vieler Beziehung wird die Gefechtsbesprechung im Gelände dort klarer wirken und gerechter urtheilen als hier beim durchgeführten Scheinkampf mit Hülfe der Schiedsrichter. Waffenwirkungen fehlen hier wie da, darum gerade lasser sie sich immerhin richtiger würdigen, wo die Truppenhandlungen nur hinzuzudenken sind. Bei diesen fehlt im Manöver der hemmende Werthmesser der Verluste, und die Handlung drängt im ständigen Dekorationswechsel zu verfrühten Entscheidnngen. So also kommt es, daß der Widerstand einer Division, der im Ernst den halben Tag ausfüllen würde, beim Manöver häufig in einer halben Stunde gebrochen wird.

Ich darf die nach dieser Richtung angeregten Vergleiche nicht weiter verfolgen, als zu Hervorhebung des erweiterten Nutzens und Zweckes der Uebungsreisen nothwendig ist. Sie können fortab mit gleich großem Nutzen die Gefechte behandeln, wie bisher die operativen Marschverhältnisse und Gliederungen. Keine Uebungsform freilich kann die Erfahrungen des Krieges selbst ersetzen, zu ihnen gehört nun einmal — Blut und Eisen. Für den applikatorischen Unterricht in der höheren Führung aber ist die Generalstabsreise die beste Uebungsform. Das Manöver dient vorwiegend der Truppenausbildung. Auch zu dieser gehören natürlich selbständig zu fassendr Entschlüsse, aber doch nur immer mit nachhaltigem Nutzen insoweit, als sie im richtigen Verhältniß zu ihrer Abhängigkeit von der Gesammthandlung stehen. In diesem beschränkenden Sinne liegt die Schwierigkeit des Entwurfs richtiger Manöveranlagen für kleine Theilkörper, und leider wird diese Thatsache noch immer selten genug ausreichend gewürdigt.

Auf diesen Uebungsgebieten harren daher noch immer wesentliche Fortschritte der Lösung. Sie werden sich nur da ergeben, wo Moltke'sche Operationslehre zur Richtschnur dient. Einerseits hört man noch bis in die Gegenwart den Grundsatz operativer Theilungen bei den Anmärschen anfechten, und sieht doch bei kleinen Feldmanövern häufig einige Bataillone mit entsprechendem Zubehör und einer umfassenden Generalidee auf eine Straße gesetzt, und zu den selbständigsten Entschlüssen herausgefordert, wonach es niemals an dem Erstaunen zu fehlen pflegt, wenn die daraus entstehenden Gefechte eine ganz ungebührliche Breite annehmen, welche Moltke'sche Ausdehnungslehre weit hinter sich lassen. Die kritische Bemerkung Moltkes zum Veith'schen Aufsatz über die Ausdehnungsfähigkeit eines Armeekorps, selbst zu drei Divisionen, liefert dazu den besten kritischen Kommentar. Alle so angelegten Uebungen sind dazu angethan, falsche Kriegsanschauungen zu nähren.

Kleine Truppenübungen, wie die Brigademanöver, welche **nur** taktischen Verrichtungen dienen, werden daher zweckmäßigerweise den sogenannten Exerzitien im Gelände zugewiesen werden können. Unsre großen Uebungsplätze bieten dazu stets den zuständigen Geländeraum, wobei sich das Verhältniß zum Nachbar im unmittelbar bevorstehenden Kampf leicht hinzudenken oder selbst darstellen läßt. Weiter ausschauende Strategie lasse man dabei aus dem Spiel. Erst das Korpsmanöver ist im Besitz der realen Mittel, den Parteien den niedrigsten strategischen Stein zu liefern, und darum auch schafft es, in richtiger Leitungshand, die beste Form für die Truppenübungen. Ueber diese Grenzen hinaus beginnen schon wieder die vorgenannten strategischen Schwierigkeiten, in entgegengesetzter Richtung, um noch sich bewegende operative Größen mit den schon fechtenden in naturwahre Wechselwirkungen zu bringen. Die Schlacht ist mit Truppen im Frieden jedenfalls nicht darstellbar; die Große Generalstabsreise ist dazu imstande.

Hirmit ward am Schluß dieses Abschnittes der Versuch gemacht, die Grenzen zu skizziren, welche den Uebungsformen gesetzt sind, wenn sie Moltke'scher Operationslehre entsprechen sollen. In der Lösung aller solcher Leitungsfragen beruht eines der Probleme der Gegenwart.

(Fortsetzung folgt.)

# Inhaltsverzeichniß zum III. Quartal 1901 der Beilage.

(Die Zahlen bezeichnen die Beilagenummern; ein * deutet auf „Mittheilungen und Nachrichten“, von denen nur die wichtigeren aufgenommen sind.)

## I. Artikel, nach Gegenständen geordnet.

### 1. Staat, Kirche, Recht, Soziales, Militärisches.



### 2. Geschichte, Biographie, Nachrufe, Briefe.



### 3. Literatur.



### 4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.

(Ausgrabungen s. auch u. Nr. 6.)

### 5. Naturwissenschaft, Technik, Geographie, Schilderungen.



### 6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Pädagogik.

## III. Verfasser, soweit sie genannt.